BLÄTTER FÜR LITERARISCHE UNTERHALTUNG

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1881.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1881.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1881.

Register.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1881.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Literarische Unterhaltungen.

Daß das Verlangen vollkommenster Objectivität der Darstellung, welches man durch das antike Epos für befriedigt hält, sich für den modernen Roman nicht durchaus rechtfertigt, wird heute auch von denen nicht bezweifelt werden, die den Roman für das Epos der Gegenwart erklären und von diesem Standpunkt aus seinen Werth bemessen. Unter Objectivität der Darstellung kann allerdings zweierlei verstanden werden: einmal die rein gegenständliche Schilderung der Begebenheiten und Aeußerungen der handelnden Personen ohne jede Zuthat von Reflexion seitens des Dichters, dessen eigene Meinung also sich nirgends direct erkennbar machen soll; dann auch die völlig unparteiische und gleichmäßige Behandlung des Gegenstandes in allen seinen Theilen, die sämmtlich in gleicher Entfernung von dem Erzähler, in derselben Weise außer ihm bleiben. Ich will hier nicht den alten Streit erneuern, ob und wieweit der Romandichter für befugt erachtet werden dürfe, in eigenem Namen zu sprechen; für die verschiedenen Gattungen des Romans werden sich da wesentlich verschiedene Resultate ergeben, und der Inhalt der Dichtung wie deren Tendenz kann einmal das subjective Eingreifen des Dichters nothwendig erscheinen lassen, ein andermal ausschließen. Aber auch ganz abgesehen hiervon kann ein Roman, in dem der Autor principiell gar nicht reflectirt, in jenem andern Sinne mehr und weniger objectiv gehalten sein, und darauf vornehmlich soll sich die folgende Untersuchung richten.

Der Dichter kann sich gänzlich außerhalb der Welt stellen, die er schildert. Er ist dann als Schöpfer nicht nur der Allwissende, sondern auch der Allgerechte. Er weiß alles, was geschieht, und schildert es lediglich aus dieser seiner eigenen Wissenschaft heraus; für ihn sind aber auch alle handelnden Subjecte nur Objecte der Darstellung, und er hat so wenig zu dem einen oder andern derselben ein intimeres Verhältniß, sodaß keins sich vor dem Leser rühmen kann, ihn selbst zu vertreten. So weiß Vater Homer, was im Himmel und auf der Erde, was im Lager der Griechen und in Troja vorgeht, und er schildert jede Begebenheit so, daß man ihn selbst ganz gleichmäßig in allen Betheiligten erkennt, welcher Partei oder Partie sie auch angehören mögen. Soll nun der moderne Roman darin nacheifern? Er hat vorweg andere Aufgaben zu lösen. In den seltensten Fällen schildert er das öffentlich Geschehene oder Geschehende, dem nur noch die dichterische Form zu geben ist. Er hat seine Fabel zu erfinden und von Grund aus klar zu legen. Er bewegt sich nicht nur auf dem Markt des Lebens, sondern tritt überall in die privatesten Gemächer ein. Er erzählt, was sich in der Familie ereignet, er sieht seinen Geschöpfen ins Herz und beschäftigt sich oft viel mehr mit ihrem Denken und Empfinden als mit den Aeußerungen ihrer Thätigkeit, mehr mit ihrem innern als offenkundigen Handeln. Schon dadurch wird meist eine andere Behandlungsweise bedingt. An sich steht freilich nichts entgegen, auch hier die Dinge für sich selbst sprechen zu lassen, aber es genügt nicht mehr eine plane Darstellung, bei der gleichmäßig von außen das Licht auf alle Theile fällt, sondern es wird eine künstliche Leitung erfordert, die dem Leser eine Thür nach der andern eröffnet, bis er zuletzt Mitwisser aller Geheimnisse ist, und die ihn bis zum Schluß durch sorgsame Vorenthaltung des Eintritts in gewisse reservirte Räume in Spannung erhält. Der

Dichter muß von seiner Allwissenheit einen beschränkten Gebrauch machen, sich gleichsam so stellen, als ob er den Roman erst mit dem Leser erlebe. Unser Publikum ist nicht so naiv wie das der alten Epiker: es traut dem Dichter nur zu, das zu wissen, was sich nach der Sachlage von den Dingen und Personen wissen läßt, und das um so mehr, als der Roman eine, wennschon idealisirte, Wirklichkeit schildert, in der sich der Leser zu Hause fühlt. Die Frage: kann das der Dichter erfahren haben oder in diesem Moment aus eigener Kenntniß mittheilen? läßt sich nicht umgehen.

Der Dichter beschreibe z. B. einen Schiffbruch. Es steht an sich nichts im Wege, das Schiff mitten auf dem Ocean mit Mann und Maus untergehen zu lassen. Wenn dann aber Personen mit untergehen, für die sich der Leser lebhaft interessirt hat, wird er nicht das Buch unbefriedigt zuschlagen, weil er sich um die Illusion gebracht sieht, daß das alles wirklich so geschehen sei, wie er es geschildert fand? Wenn wirklich keiner gerettet wurde, wenn keine Kunde von dem Unfall ans Land gelangte, woher hat der Dichter seine Wissenschaft? Und wenn es somit offenkundig ist, daß er nur fabelte, wie schnell kühlt sich unsere Theilnahme ab? Jedenfalls thut er gut, einen Zettel beschreiben und die Schrift in einer Flasche irgendwo ans Land spülen zu lassen. Damit eröffnet er sich die Möglichkeit, glaubhaft berichten zu können, und man gestattet nun auch gern seiner Phantasie, die Scene auszumalen und viel mehr mitzutheilen, als was auf dem Zettel gestanden haben kann. Der Dichter muß dafür sorgen, einen Zeugen zu haben, und dieser Zeuge muß innerhalb des Romans selbst stehen.

Der Dichter darf wissen, was in der Seele seines Helden vorgeht, doch nur solange er uns in der Täuschung zu erhalten versteht, daß er mit demselben eins sei, d. h. solange er ihn zur leitenden Figur im Roman macht. Und auch dann darf sein Wissen nicht über das des intimsten Freundes hinausgehen, der die Gedanken vom Gesicht abzulesen versteht. Wo jede Möglichkeit aufhört, von dem innern Leben Kenntniß zu erhalten, bleibe auch der Dichter, wenn er glaubhaft schildern will, an der Schwelle stehen. Man stelle sich vor, eine seiner Personen werde für todt gehalten, sei aber nur von einem Starrkrampf befallen, vernehme was um sie her geschieht, reflectire darüber, könne aber kein Lebenszeichen geben. Die Schilderung dieses entsetzlichen Zustandes wird von spannendster Wirkung sein können. Was empfindet ein Mensch, der lebendig begraben werden soll? Er werde nun auch wirklich in seinem Sarge ins Gewölbe gebracht oder in das Grab hinabgelassen. Dann aber im letzten Augenblick muß der Sargdeckel gesprengt werden, der Todtgeglaubte zum Leben erwachen, wenn auch nur, um nun vor den Augen der Umstehenden zu sterben. Der Dichter hätte auch weiter gehen, den Irrthum nicht entdecken, den Scheintodten in seinem Grabe erwachen und nun langsam verhungern oder ersticken lassen können. Geschähe das aber, so überschritte er die Grenze seiner Glaubhaftigkeit; das Grausige, das keinen Zeugen haben konnte, würde sich um seine beste Wirkung bringen.

Es sind dies einige besonders markante Beispiele. Will man aber darauf genauer achten, so wird man oft zu bemerken Gelegenheit haben, daß der Romantiker von seinem Gefühl sich in der rein objectiven Darstellung Schranken setzt, der Wissende zu sein aufhört und es der angeregten Phantasie des Lesers überläßt, das nicht Mittheilbare, weil nicht Aeußerungsfähige, zu errathen oder weiter auszumalen. Gerade durch dergleichen Rückhalt, besonders auch bei Schilderung der intimsten psychologischen Vorgänge, steigert sich die Glaubwürdigkeit und das Interesse.

Am meisten beschränkt sich in dieser Weise der Romandichter, wenn er durchweg in der ersten Person erzählt. Dies kann auf mannichfache Art geschehen. Entweder der Dichter führt sich selbst ein, erzählt ein wirkliches oder vorgegebenes Erlebniß. Er kann auch ein anderes, erfundenes Ich erzählen lassen. So in dem Roman, der die Form der Selbstbiographie hat, oder in der Novelle, die damit eingeleitet wird, daß in einer Gesellschaft jemand als Erzähler auftritt und nun etwas mittheilt, das ihn selbst einmal nahe berührt hat. Alle diese Fälle haben das Gemeinsame, daß hier der Leser nichts erfahren kann, als was der Erzähler persönlich erfahren hat und erfahren konnte, daß die Objectivität der Schilderung nur so weit reicht, als das Subject des Erzählenden etwas von den Dingen außer sich zu begreifen vermag. Der Erzähler selbst, wer er auch sei, ist hier die leitende Figur. Wäre er ein Blinder, so könnte er nichts mittheilen, was nur durch das Gesicht wahrnehmbar ist; wäre er ein Tauber, so könnte seine Erzählung nichts Dialogisches enthalten. Beobachtet er aber auch mit den schärfsten Sinnen, so kann er doch nichts erfahren, als was diesen zugänglich ist, also auch von den Seelenzuständen anderer nicht mehr wissen, als was sich durch Geberden oder Worte kenntlich macht. Immer von sich her muß er schildern. Allerdings verfügt er auch über einige Hülfsmittel, die ihm unter Umständen seine Aufgabe erleichtern können. Er erzählt, daß ein Dritter etwas erzählt; dann gibt er zeitweise die Leitung an diesen ab und ist selbst nur Zuhörer, um demnächst das Gehörte wieder wie etwas Erlebtes zu behandeln und in seine eigene Erzählung zu verflechten. Er kann auch über Briefe, Tagebücher oder sonstige schriftliche Aeußerungen anderer Personen, die in seiner Erzählung mitwirken, verfügen und uns durch Mittheilung derselben in die Erlebnisse dieser Personen oder in ihre rein innerlichen Zustände einführen. Doch ist Vorsicht in der Benutzung anzurathen. Auf die Motivirung der Kenntnißnahme ist hier besonderes Gewicht zu legen, und wenn etwas der Art lediglich aus dem Gedächtniß mitgetheilt werden soll, wird dessen Fähigkeit, Aufgenommenes nach seinem Wortlaut zu bewahren, nicht überschätzt werden dürfen. Romane und

Novellen dieser Form haben andererseits den Vorzug, daß sich wenigstens das erzählende Ich psychologisch aufs Subtilste zu erkennen geben kann. Hier werden in diesem Sinne größte Subjectivität und größte Objectivität identisch.

Aber auch in dem Roman, in dem weder der Dichter selbst, noch eine von ihm zu diesem Zweck eingesetzte Person sich erzählend einführt, ist die leitende Figur nicht gut zu entbehren. Der Dichter bleibt außerhalb seines Werks stehen; er schreibt keine Zeile in eigenem Namen; er schildert ganz objectiv, was durch andere geschieht. Und doch nimmt er den Leser nicht selbst an die Hand und führt ihn durch die verschlungenen Pfade seiner Dichtung; sondern er theilt, wenn er seine Kunst versteht, fast unmerklich diese Rolle der einen oder andern seiner Figuren zu. Er erweckt die besondere Theilnahme des Lesers für dieselbe und hat es nun leicht, sie selbst zum beobachtenden Centrum zu machen und den Kreis ihrer Erlebnisse und Erfahrungen mehr und mehr zu erweitern. Er will zunächst selbst gar nicht mehr wissen und mittheilen können, als was sich aus dieser Leitfigur heraus wissen und mittheilen läßt. Und sie äußert sich dann objectiv, ihre ganze Umgebung in den Beziehungen zu ihr als Subject. Durch diese Mischung wird der Reiz der Erzählung verstärkt, die Exposition klar gelegt, Spannung hervorgerufen, das Interesse concentrirt.

Es ist aber durchaus nicht nothwendig, daß die leitende Figur den ganzen Roman hindurch dieselbe bleibt. Der Dichter hat es in der Hand, ihr zur rechten Zeit diese Rolle abzunehmen und sie auf eine andere Figur zu übertragen. Nur wird der Uebergang mit besonderer Feinheit behandelt werden müssen. Das einfachste Mittel ist freilich, wie im Drama die Scenerie zu verändern, plötzlich abzubrechen und an einem andern Ort andere Menschen auftreten zu lassen, unter denen sich dann die neue leitende Figur entwickeln kann. Aber damit ist nicht immer zu helfen. Oft ist es gerade Bedürfniß, die Leitung auf diejenige Figur übergehen zu lassen, die der ersten leitenden Figur am nächsten rückte, und dann bleibt nur übrig, ganz allmählich und unmerklich neben das eine Centrum ein zweites zu setzen und die Kreise ihres Einflusses sich schneiden zu lassen. Soweit das geschieht, stehen dann zwei leitende Figuren nebeneinander, bis die Einwirkung der einen so stark wird, daß der Leser sich ihr mit überwiegender Theilnahme zuwendet, wo sie dann dauernd oder zeitweise allein die Leitung übernehmen kann. Der Eindruck der ersten Leitung bleibt nun aber doch so stark, daß der Leser nicht verwirrt wird, wenn später wieder ein Wechsel erfolgt, oder die mehrern Centren so lange nebeneinander wirksam bleiben, bis sie dicht zueinander treten und dadurch bewirken, daß auch ihre Kreise sich decken. Diese vollkommene Vereinigung muß am Schluß des Romans erfolgen, wenn die Composition nicht verfehlt erscheinen soll. Zuletzt, wenn die leitenden Figuren aus sich heraus nichts mehr aufzuklären finden, sich in ihrer Beeinflussung erschöpft haben, muß doch der Dichter selbst den Zügel in die Hand nehmen und — nun gleichmäßig in allen seinen Gestalten wirksam — das Schlußwort sprechen.

Es lassen sich auch von Anfang an mehrere leitende Figuren denken, so namentlich in dem sogenannten Roman des Nebeneinander. Dann complicirt sich freilich die Kunst der Führung ungemein, und es gehört die sicherste Hand dazu, auseinanderzuhalten und zu vereinigen. Es gewährt aber auch dem kritischen Beschauer ein nicht geringes Vergnügen, hervorragende Leistungen auf diesem Gebiet, z. B. die beiden großen Romane von Gutzkow, auf diesen Punkt hin zu untersuchen. Jüngere Romanschriftsteller namentlich, die für ihre Technik etwas profitiren wollen, sollten dies nicht unterlassen.

Ernst Wichert.

Lyrisch-epische Dichtungen.

1. Tannhäuser. Ein Minnesang von Julius Wolff. Mit Porträtradirung nach einer Handzeichnung von Ludwig Knaus. Zwei Bände. Berlin, Grote. 1880. 8. 6 M.
2. Heinrich von Ofterdingen. Eine Mär von Gustav Kastropp. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1880. 8. 6 M.
3. Kain von Gustav Kastropp. Mit einem Titelblatte von Karl Gehrts in Holzschnitt ausgeführt von A. Closs. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1880. 8. 9 M.

Der Glaube an die Genußfähigkeit des Publikums gegenüber poetischen Werken muß bei unsern Dichtern und Verlegern keineswegs erloschen sein, wenn noch solche umfangreiche Dichtungen wie die vorliegenden im Buchhandel erscheinen. Der „Tannhäuser“ von Julius Wolff umfaßt zwei eng gedruckte Bände von zusammen 540 Seiten, „Heinrich von Ofterdingen“ von Gustav Kastropp 407 Seiten, „Kain“ 376 Seiten. Wir freuen uns über diese Vertrauensseligkeit der Poeten: Julius Wolff darf von seinem Renommée nicht blos eine bedeutende Anziehungskraft, sondern auch eine nicht leicht ermüdende Ausdauer seitens der Leser erwarten; weniger günstig stehen die Chancen für einen jungen Poeten, der mit so großen Dichtungen zuerst die Herzen der Zeitgenossen zu gewinnen sucht.

Merkwürdigerweise haben mit der Dichtung Wolff's die beiden Kastropp'schen Dichtungen eine unleugbare Verwandtschaft. Denn er hat nicht nur in „Heinrich von Ofterdingen“ sich denselben Helden gewählt wie Julius Wolff; auch sein „Kain“ kann in mancher Hinsicht als ein vorsündflutlicher Tannhäuser betrachtet werden.

Wenden wir uns zuerst dem Minnesang „Tannhäuser“ zu: er schlägt im Grunde einen andern Ton an, als die frühern Dichtungen Julius Wolff's, die nach der Stoff-

wahl und dem Erzählungston mehr an den Meistersang erinnerten, denn die Stoffe waren durchaus volksthümlich, die Behandlungsweise naiv, oft derb; die reizenden Liederchen von seltener Frische, sowol wo sie ernsten als auch wo sie heitern Ton anschlugen. Julius Wolff gehört zur Schule Victor Scheffel's, „Der Trompeter von Säckingen" war sein Vorbild; doch auch jetzt, wo er ein höheres Genre sich wählt, wird er der Schule des Meisters nicht untreu: auch Scheffel hat ja eine „Frau Aventiure" gedichtet im Stil des mittelalterlichen Minnesangs.

Tannhäuser ist eine sagenhafte, Heinrich von Ofterdingen eine historisch dunkle Persönlichkeit: Julius Wolff hat beide mit einem kühnen Griff verschmolzen. Für Tannhäuser ist die Liebe zur Venus in Bergestiefen die Hauptkrise seines Lebens, für Heinrich von Ofterdingen der Sängerkrieg auf der Wartburg. Da der Hörselberg und die Wartburg nahe beieinander liegen, so war auch die Verlockung nahe genug, an die Einheit des Ortes auch die Einheit der Handlung anzuknüpfen. Daß indeß bei dieser Verschmelzung der beiden Sagen ein Residuum im Topfe zurückblieb, welches sich poetisch nicht recht lösen läßt, werden wir später sehen.

Wir begegnen dem Helden zuerst als einem Genossen des alten Klausners im Walde. Heinrich von Ofterdingen erzählt diesem, daß sein Vater bei einem Kreuzzuge im Heiligen Lande umgekommen sei; in der Nähe des Kürenberges stand sein Stammschloß: die Mutter kannte Heinrich nicht; sie war nicht des Vaters Gattin und starb nach seiner Geburt. Der achtjährige Knabe wurde zum Ritter Friedrich von Hausen gebracht, wo er zusammen mit Erwin von Kürenberg als Bube diente. Zu Knappen herangewachsen, begleiteten sie die Väter und Ritter zu Friedrich Barbarossa, der sich zum ersten Kreuzzug rüstete. Der junge Ofterdingen befreite beim Heimritt einen Spielmann, der mit andern Fahrenden von den Pilgern vertrieben, und als er sich widersetzlich zeigte, verhaftet und dem Tode geweiht worden war. Noch abenteuerlicher war das spätere Unternehmen der beiden Knappen, Richard Löwenherz zu befreien; dabei nannte Ofterdingen, der im Kampfe einen Knecht erschlug, seinen Namen, mußte daher flüchtig werden, war anfangs in einer Waldschmiede thätig, wurde dann in das Gefolge eines Grafen aufgenommen; doch da auch hier jener kecke Streich ruchbar geworden, so floh er in die Wildniß zum Klausner, dem er noch seine Liebe zu Irmgard, des alten Kürenbergers Enkelkind, beichtete.

Das ist die Vorgeschichte: jetzt geht der Vorhang auf. Der Klausner sendet Heinrich zur Buße für seine jugendlichen Sünden ins Kloster zu Aamunth, wo er sich an das Klosterleben, die Regel Sanct Benedicti, die Kutte, das Bücherschreiben zu gewöhnen suchte. Hier geriethen ihm die classischen Dichter in die Hand, selbst des Ovidius „Ars amandi". Diese Lektüre sowie eine zufällige Begegnung mit dem von ihm geretteten Fiedelvogt bestimmten ihn, nachdem er seine Zeit als Novize hinter sich hatte, dem Klosterleben nicht treu zu verbleiben, um so mehr, als der Abt Isenrikus selbst, ein weitblickender Herr, ihm erklärte, er sei nicht zum Mönch geboren. So ritt Heinrich fröhlich von dannen.

Auf das Kloster folgte der Minnehof zu Avellenz. Das ist eine bunte Schilderung: an diesem Minnehof walten Lust und Liebe in unumschränkter Freiheit, wie an den provenzalischen Liebeshöfen, und es herrscht auch die französische Kunstsprache; es wird hier von Liebe parlirt, über Liebe debattirt, schwierige Probleme der Galanterie gelöst, und der Theorie geht die kecke Praxis zur Seite. Diese Schilderungen sind originell; es handelt sich hier nicht um eine keusche blonde Minne, von der nur „Gott im Himmel weiß"; es ist eine treue, ja gewagte Darstellung jener oft sehr sinnlichen Minne der Ritterzeit. Schon im Walde begegnen dem Ritter zwei holde Schönen, welche ihren nom de guerre führen, so gut wie die neuesten abenteuernden Schönen der Seinestadt: Helwibis und Audisie. Die erstere wird von der princesse bestimmt, dem Ritter Unterricht zu ertheilen in der Liebe Pflichten. Er wird zuerst von zwei schönen Mädchen zum Bade geführt:

In spiegelhellen Marmorwänden,
Bedient dabei von ihren Händen.
Er fühlt sein Blut ein wenig wallen,
Allein statt daß er widerspricht,
Läßt er sich alles gern gefallen
Und denkt: das ist so Minnepflicht.
Die beiden Fräulein aber pflegen
Im Bade nun, das schnell bereit,
Den ritterlichen jungen Degen
Mit frohgelaunter Sorgsamkeit.
Ihm scheint, es dauert etwas lang,
Und manchmal wird dabei ihm bang,
Sie aber sind nicht blöde,
Nicht schüchtern und nicht spröde,
Nicht langsam und auch nicht geschwind,
Und wie sie endlich fertig sind,
Da dankt er ihnen frei und froh
Und meint, wenn alle Tage so
Der Minne Dienst sich füge,
So ließ' er's ohne Rüge.

Der Minnesang ist nicht gerade prüde, wie diese Probe beweist. Auch im übrigen geht es sehr flott zu am Minnehofe: es wird Hazard gespielt, ganz so wie in einem pariser Tripot, auch allerlei andere Spiele; es wird gesungen und getanzt. Auch Ofterdingen singt und erobert sich damit ganz das Herz der schönen Deliam, die nicht zögert, ihn zur Nacht in seiner Kemenate aufzusuchen, wo ihm der Liebe höchster Preis zutheil wird. Zum Herbst löst sich der Minnehof auf: Tannhäuser-Ofterdingen beginnt von neuem seine Wanderung; auf der grazer Burg lernt er das Trinken kennen; um die Stimmung der Ritter bei dem Streit zwischen Papst und Kaiser zu prüfen, macht er einen Ritt von Burg zu Burg im Murthal; dann treffen wir ihn auf der Burg Seben an der Eisack:

hier lernt er ein schönes Familienleben kennen und in der Winzerin Otta den Reiz einer „verhohlenen Liebe", von der nur Gott im Himmel weiß. Am glänzenden Hof des Babenbergers, von dem uns allerlei anekdotische Schnurren erzählt werden, geräth Tannhäuser in die Gewalt einer koketten Schönen, Jucunde, die ihn noch zum Besten hält und während sie ihn ausschickt, ihr im Odenwald zauberkräftiges Bergwasser zu holen, seinen Nebenbuhler Turs begünstigte; die Folge dieser Koketterie war ein Zweikampf, dem Turs zum Opfer fiel. Tannhäuser, der schon die Hauptschlacht gegen die Ungarn mitgekämpft, beschloß nun, an dem neuen Kreuzzug sich zu betheiligen. Auf dem Wege dahin winkt ihm noch ein Liebesabenteuer „in den Lagunen"; eine wiener Schöne, Richezza, die er gegen Jucunde zurückgesetzt, folgt ihm in einer Gondel nach; er erkennt sie, und sie gewährt ihm in den sichern, seegewohnten Planken ein volles Liebesglück.

Damit endet der erste Band: der zweite beginnt mit lustigen Spielmannsscenen und -Liedern im Stil jener Genremalerei, in welcher der Dichter sich in seinen frühern Werken als Meister bewährt hat. Der Held ist inzwischen aus dem Kreuzzug zurückgekehrt, wo er sich am Bosporus und in Antiochia ausgezeichnet hatte. Heimgekehrt, hatte er sich im Kriege der beiden Könige für Philipp geschlagen. Die Lektüre des „Parcival" macht auf ihn einen bewältigenden Eindruck; er beschließt, Wolfram von Eschenbach aufzusuchen und sich mit ihm im Dichterstreit zu messen. So reitet er nach Thüringen auf die Wartburg.

Endlich betreten wir den Boden, auf welchem die Sagen von Heinrich von Ofterdingen und Tannhäuser sich begegnen. Der Sängerkrieg auf der Wartburg bildet den Mittelpunkt dieser Gesänge: der oft mit schöner Prägnanz ausgeprägte Gegensatz von Heinrich von Ofterdingen und Wolfram von Eschenbach gleichsam die geistige Achse, um welche sich hier die Handlung bewegt. Die alte Sage hat Wolff dahin umgedichtet, daß Wolfram zwar den Kranz des Siegers erhält, diesen Kranz aber selbst Heinrich auf die Stirn drückt und zuletzt beide sich voll gegenseitiger Liebe in die Arme sinken. Wie aber kommt der Sänger in den Hörselberg? Er hat die Geliebte seiner Jugend, Irmgard, wiedergefunden: sie wohnt auf einer benachbarten Burg, sie ist vermählt, doch der Gatte weilt seit langer Zeit in der Fremde, und sie weiß nicht, ob er noch lebt. Tannhäuser's glühende Liebe erwidert sie, doch sie versagt ihm die höchste Gunst. Da beschließt er, die Frau Venus im Hörselberg zu besuchen. Dann tritt er die Pilgerfahrt nach Rom an: ein topographisches Bild des mittelalterlichen Rom schiebt sich breit in die Handlung ein. Im Lateran begegnet er dem Papst: ihm erzählt er, was er im Hörselberg erlebt hat; der Papst verflucht ihn, bis der Stecken, den er in der Hand hält, wieder grünen werde. Der Verfluchte begibt sich auf Burg Kürenberg; dort erfährt er die Mär von dem in der That neugrünenden Stecken, von seiner Entsühnung durch den Papst; hier dichtet er das Nibelungenlied und verschwindet dann spurlos.

Wir haben also in der neuen Wolff'schen Dichtung eine umfassende Biographie in Versen vor uns, eine Reimchronik, welche uns alle Erlebnisse des Ofterdingen-Tannhäuser von Jahr zu Jahr vorführt. Der Minnesang gibt Vorbilder für solche biographische Behandlung, das echte Epos kennt sie nicht. Die gerade fortgehende Linie der Biographie ist nicht die Wellenlinie der Schönheit: das Epos schneidet einen Sector aus einem größern Kreis heraus, ohne Sprünge über Raum und Zeit; in sachter, gemessener Bewegung führt es uns von einer Handlung zur andern, während alle in den gleichen Rahmen eingeschlossen sind.

Doch man mag auch der poetischen Erzählung ihr Recht lassen: der Dichter wollte ein großes Liebesepos dichten; die Abenteuer seines Helden sollten nur dazu dienen, die Liebe in allen ihren wechselnden Gestalten zu schildern: das erste Empfinden der Jugend, die kecke Sinnlichkeit und Frivolität, die zarte verschwiegene Minne einer jungen Mädchenseele, die Koketterie, die mit leidenschaftlicher Zuneigung ein herzloses Spiel treibt und, das romantische Liebesabenteuer im Stil des Boccaccio, den Kampf zwischen Treue und Untreue im Herzen der vermählten Frau, den Dithyrambus und die Apotheose der Sinnlichkeit im Cultus der vom Olymp in den Hörselberg verschlagenen Venus: gewiß, hierin liegt der gedankliche Mittelpunkt der Dichtung.

Doch ohne Frage verästelt sich diese zu weit, hat zu viele dürre Zweige; der Strom der Erzählung verliert sich gleichsam in todte Arme und der einheitliche Grundton geht oft verloren. Der Dichter hat zu viel in seine Dichtung aufnehmen wollen; sie leidet dadurch an einem schwächenden Aneurysma. Der ganze erste Band und auch die große Hälfte des zweiten sind eingerahmt von einer Geschichtschronik der Hohenstaufenzeit, die in ihrer Darstellungsweise nicht über die epische Historie hinausgeht. In der ersten Hälfte der Dichtung und noch über dieselbe hinaus herrscht ein Realismus, der das Genrebildliche gelegentlich bevorzugt, nirgends aber die volle Lebenswahrheit verleugnet. Nirgends ein geheimnißvoller magischer Zug, ein Hereingreifen gespenstiger oder überirdischer Mächte; selbst das Wartburgfest ist in helles Tageslicht gerückt; die Magie Klingsor's, welche die Sage an die Hand gibt, spielt dabei keine Rolle. Und nun auf einmal der Hörselberg, die Venus, das Unerhörte, Wunderbare, und später der grünende Stecken! Der Dichter hat es versäumt, uns von Hause aus in die Stimmung zu versetzen, in welcher wir für das Wunder empfänglich sind; das Dämmerlicht der Sage schwebt nicht über seiner Dichtung; sie ist mehr Geschichtschronik als Romanze; und als wir dem Wunder gegenüberstehen, rufen wir mit Faust: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!" und sind geneigt, es rationalistisch zu erklären und die im Berge hausende Heidengöttin nach ihrem Paß zu fragen.

Und nun gar dies Amalgam von drei Dichterpersönlichkeiten, dies gleichsam dreiköpfige Sagenbild des Tannhäuser-Ofterdingen-Kürenberger! Gegen den Schluß hin wird diese Verschmelzung am bedenklichsten; denn Julius Wolff läßt seinen Tannhäuser das Nibelungenlied verfassen. Was wir von dem Minnesänger, dem Tannhäuser, wissen, beschränkt sich darauf, daß er aus dem Salzburgischen stammte, ein eifriger Ghibelline war, am Hofe des letzten Babenbergers in Wien lebte, als fahrender Sänger an mehrern Höfen herumzog und einige feurige, ja üppige Liebeslieder dichtete. Wenn die Sage vom Tannhäuser auf ihn bezogen wird, so gibt sein poetischer Venuscultus wol Anlaß dazu. Julius Wolff macht nun diesen Tannhäuser zu dem leibhaftigen Heinrich von Ofterdingen und läßt ihn als solchen in dem Sängerkrieg auf der Wartburg auftreten. Dann aber läßt er ihn auf Burg Kürenberg das „Nibelungenlied" dichten. Einigen Kritikern galt früher Heinrich von Ofterdingen für den Verfasser des „Nibelungenliedes"; den neuern Germanisten Pfeiffer und Bartsch gilt der österreichische Ritter von Kürenberg dafür; dieser ist also gewissermaßen ebenfalls in dem Helden Wolff's incarnirt.

Wir gönnen der poetischen Erfindung ihr volles Recht, wenn sie dasselbe nur in eigener Consequenz behaupten kann, wenn die innere Wahrheit des Charakters dabei bewahrt bleibt; doch der Tannhäuser, dieser ritterliche Don Juan, der sich bei allen Mädchen und Frauen über die Liebe orientirt, dessen qualité maîtresse, um mit Taine und Zola zu sprechen, doch die Wollust ist und der nicht einmal als ein Mars im Netz der unterirdischen Venus gefangen ist, als Dichter dieses großen Nationalgedichts, dieses keuschen Epos, dem gerade jener Zug üppiger Sinnlichkeit fehlt: das ist eine zu willkürliche Erfindung des Dichters; dieser Tannhäuser-Ofterdingen, in so ritterlichen Kämpfen er sich nach der Schilderung Wolff's auch bewegt haben mochte, hat nichts in seinen Lebenserfahrungen, in seinem Wesen, was in jenem Epos sich spiegeln konnte. War dies die Pointe der Dichtung, so mußten uns die Kriemhilden und Brunhilden in ihr begegnen, nicht die Venus und ihre Gevatterinnen außerhalb des Hörselbergs.

Das sind die Einwendungen gegen die Erfindung, gegen die Architektur des Gedichts; in der Ausführung hat es anerkennenswerthe Schönheiten: lebendige Schilderungen, sinnige und prägnant ausgedrückte Reflexionen, allerliebste Genrebilder von köstlicher Naivetät und reizende Lieder. Der Vers der Erzählung ist ein wechselnder: gereimte vierfüßige Jamben, reimlose fünffüßige sowie reimlose vierfüßige Trochäen, auch daktylische Metren: ein Wechsel, der bei der großen Ausdehnung des Gedichts entschuldbar ist, wenn er auch meist willkürlich eintritt, ohne gerade durch den Inhalt bestimmt zu sein.

Zu den Schönheiten der Dichtung gehört besonders das Wechselgespräch zwischen Ofterdingen und Eschenbach. Auf die „schauernden" Gedanken des letztern erwidert der erste:

„Wer dringt in Gottes Heimlichkeiten?
Ein weiser Engel könnte nur",
Sprach er, „die Antwort dir bereiten,
Doch keiner, der auf ird'scher Flur
Einherstürmt ohne Zaum und Zügel,
Vom Trost des Augenblickes lebt
Und mit dem staubbedeckten Flügel
Dem Falter gleich um Blüten schwebt.
An allem haft' ich, was die Erde
Schmückt und umkränzet lebensvoll,
Und frage nicht, woher das Werde
Am ersten aller Tage scholl.
Hier mit gewachsnen Wurzeln stehen
Die Blumen, wo die Quelle springt,
Hier mit geschwinden Schritten gehen
Die Menschen, wo der Vogel singt.
Hier trägt mich hochgemuth zum Streite
Mein Roß, hier winkt mir Dank und Lohn,
Hier klirrt und klingt mir an der Seite
Des Schwertes Wucht, der Harfe Ton.
Ich freue mich der goldnen Siegel,
Die auf das dunkle Blau gedrückt,
Wie ihres Glanzes holder Spiegel
In schönen Augen mich entzückt.
Und jedes freundliche Begegnen,
Womit das Glück die Stunde ziert,
Und jede Freude will ich segnen,
Die mir ein Erdentag gebiert.
Hier, wo die Bäume Schatten geben,
Und nicht auf luft'gem Wolkensteig
Ruft mich die Kunst, grüßt mich das Leben
Und grünet in der Sinne Zweig."

Doch wenn Ofterdingen meint, wer entscheiden solle, ob der recht habe, der hier entsage, oder der in der Frau Minne Zauberland wandle, entgegnet Wolfram:

„Das wird entschieden an dem Tage,
Da laut der Engel Blasen klingt
Und jeder seine Schuld und Klage
Vor den langmüth'gen Richter bringt.
Dann hörst du seine Stimme sprechen,
Die überbraust der Hörner Schall,
Vom Gegenstoß die Felsen brechen,
Die Wolken donnern Widerhall.
Ein Feuer kommt, die Luft verbrennet,
Und Stürme rasen durch das Rund,
Die ganze Erde wird getrennet,
Die Berge stürzen in den Grund.
Doch ruhig stehen die Gerechten,
Die seiner Lehre nach gethan,
Dem Allbarmherzigen zur Rechten
Und schaun des Himmels Wonne an.
Dann wehe, wenn du ausgeschieden
Und bei der Seligkeit Verlust,
Von allen Heiligen gemieden,
Des Urtheils Spruch vernehmen mußt:
Daß du in Ewigkeit verdammet,
Weil du die Welt zu sehr geliebt,
Dein Herz in Sünden hast entflammet,
Für die es keine Buße gibt!"

Oft schlägt auch der Dichter einen leidenschaftlichen Ton an, so wenn Tannhäuser von seiner Begegnung im Venusberge dem Papst erzählt:

Verführerisch glänzte die schöne Schlange,
Dehnte und wand sich zum listigen Fange,
Regte und reckte zum leisen Umschlingen
Lilien und Rosen in gleißenden Ringen.
Jede Bewegung von Kopf zu Fuß
War wie ein schmachtender Sehnsuchtsgruß,
Liebäugelnd lächelnd sah sie mich an:
Hast du nicht Augen, glückseliger Mann?

Und plötzlich trug sie — ich sah es genau —
Die Züge von der geliebtesten Frau,
Die mir das Glück auf Erden hieß,
Und die ich allein um sie verließ!
Sie schaute erröthend und süß verwirrt
Wie alles gewährend, um was ich gegirrt,
Dann wieder mit einer verzehrenden Glut,
Daß mich umzüngelte feurige Flut,
Davon ich durchrieselt ward, durchrollt, —
Bis sie mich hatte, wo sie gewollt!
Bis ich von ihren Künsten besiegt
Endlich lag ihr zu Füßen geschmiegt,
Daß ich mit Händen ihr Knie umschlang
Und mir der Ruf aus dem Herzen drang:
„Venus! vom Himmel sag' ich mich los
Und von Weibesliebe auf Erden,
Nur ruhend in deinem blühenden Schos
Will einzig ich selig werden.
Den Göttern da oben, Vater und Sohn
Und dem Geist will den Rücken ich kehren,
Wenn du hier unten der Minne Lohn
Mir gibst nach meinem Begehren.
Ich fluche der Jungfrau mit Engelsleib,
Der Satan mag um sie werben,
In deinen Armen, unsterbliches Weib,
Soll meine Seele verderben.
Venus! o Venus! dich bete ich an,
Allmächtigste aller Frauen!
Laß mich in Ewigkeit fortan
Dir in die Augen schauen,
Laß endlos in unsäglicher Lust
Deines Mundes Küsse mich trinken,
Laß schwelgend an deiner wogenden Brust
Mich trunken von Wonnen versinken,
Und schwöre mir strahlenden Angesichts,
Daß du mich zum Gesellen erlesen,
Tannhäuser's Liebe gleichet nichts,
So liebt kein sterbliches Wesen!"

Rudolf von Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Ethnographie.

1. Ein verschlossenes Land. Reisen nach Corea von Ernst Oppert. Nebst Darstellung der Geographie, Geschichte, Producte und Handelsverhältnisse des Landes, der Sprache und Sitten seiner Bewohner. Deutsche Originalausgabe. Mit 38 Abbildungen und 2 Karten. Leipzig, Brockhaus. 1880. Gr. 8. 8 M.

„Ein verschlossenes Land"! Mit völligem Recht klagt der Verfasser über diesen leidigen, aber wahren Titel, den er seinem Werk geben muß, mit den Worten:

Ein Land, das kein Fremder zu betreten wagen darf, ohne sich für seine Kühnheit der sichern Todesgefahr auszusetzen! Eine Expedition folgt auf die andere zur Erforschung des Nordpols, unerschrockene Reisende sind bis weit in die dunkeln und unbekannten Regionen Centralafrikas vorgedrungen und erforschen noch heute diesen Erdtheil, um ihn dem Handel und der Wissenschaft zugänglich zu machen, und hier stehen wir — nur eine Tagereise per Dampfer von der nächsten chinesischen Küste entfernt — an der Schwelle eines Landes mit einer viertausendjährigen Geschichte, welches wir nicht zu betreten wagen, weil eine halb barbarische Regierung, gegen den Wunsch und den Willen des eigenen Volks, es für gut befunden hat, über ihre Pforte: Verbotener Eingang, zu schreiben und der ganzen civilisirten Welt Hohn und Trotz zu bieten.

Demgemäß ist auch die Kenntniß von Corea bisjetzt überall sehr dürftig, und es ist gewiß nicht übertrieben, wenn unser Ethnograph in der Vorrede beklagt, es seien ihm vielfach Fälle vorgekommen,

daß Personen, die es sehr übel vermerken würden, nicht zu den Gebildeten gezählt zu werden, kaum eine Ahnung von der wirklichen Lage des Landes hatten, während andere dasselbe entweder in der Nachbarschaft des Himalaja, unter den Inselgruppen des Stillen und Indischen Oceans oder selbst in Afrika suchen zu müssen glaubten.

Die günstige Gelegenheit, dieser Abgeschlossenheit des Landes einmal ein Ende zu machen, ist im Jahre 1866 in fast unglaublicher und unverantwortlicher Weise von den Franzosen vorbeigelassen worden. Im Frühling dieses Jahres war eine Anzahl französischer Missionare, welche schon längere Zeit, zwar unter vielen Schwierigkeiten und Gefahren, aber auch mit bedeutendem Erfolg an der Christianisirung und Erschließung des unbekannten Landes gearbeitet hatten, von der coreanischen Regierung hingerichtet worden, und an dieses Blutbad hatte sich eine grausame Verfolgung der einheimischen Christen und eine überaus energische Abwehr alles Fremdländischen angeschlossen. Vom französischen Chargé d'Affaires in Peking war auf diese Brutalität mit gewaltigen Drohungen und dann mit Inscenirung einer großartigen kriegerischen Demonstration geantwortet worden. Aber diese Machtentfaltung, welche in Corea selbst panischen Schrecken erregte, und welche in der That mit leichter Mühe reiche Lorbern hätte heimbringen können, machte schmählich Fiasko. Admiral Roze ließ sich durch einen kleinen Verlust, den seine in einen Hinterhalt gerathene Mannschaft erlitt, derart erschrecken, daß er, seiner bombastischen Drohungen vergessend, sofort einen in der That schmählichen Rückzug antrat. Damit überraschte er am allermeisten die Regierung von Corea selbst, erreichte es aber auch, daß diese in dem stolzen Bewußtsein, daß sie vor den Waffen der Westmächte sich nicht zu beugen nöthig habe, daß überhaupt

„keine Macht der Erde ihr überlegen oder im Stande sei, ihr etwas Ernstliches anzuhaben", nur bestärkt wurde und von da an um so hochmüthiger gegen alles Fremde sich verschloß. So erfolgte in Corea ein Verbot

der Einfuhr aller fremden, namentlich europäischen Waaren, mit Androhung der Todesstrafe für alle Zuwiderhandelnden, und eine systematische Unterdrückung aller Industriezweige, die nicht unumgänglich zu den Lebensbedürfnissen gehörten. Ein junger Coreaner wurde auf besondern Befehl des Regenten getödtet, lediglich weil er eine große Lernbegierde zeigte und sich durch eine besonders schöne Handschrift auszeichnete.

Daß einem solchen Absperrungssystem von Europa aus ein Ende gemacht werden sollte und auch leicht gemacht werden könnte, zeigt unser Buch, und es kann auch in seinem Theil dazu wesentlich beitragen durch das reiche Interesse, das es für dieses ferne unbekannte Land erwecken muß. Die verschiedenen Reisen, welche Oppert in das verschlossene Land hinein machte, mögen in der interessanten Erzählung selbst nachgelesen werden. Wir wollen hier nur über Land und Volk noch einiges mittheilen.

Was zunächst die ethnographische Eingliederung des coreanischen Volks betrifft, so ist nach Oppert jedenfalls „die bisher ziemlich allgemein verbreitete Ansicht, nach welcher die Coreaner als mit den Chinesen verwandt und von denselben abstammend betrachtet werden, eine irrige", wofür die ganz verschiedenen Sitten und Gebräuche einen genügenden Beweis geben. Die Coreaner selbst sagen, sie wissen nicht und haben ganz vergessen, woher sie stammen. In den Gesichtszügen der Coreer aber lassen sich genau die Charaktere zweier Volksstämme erkennen: einerseits findet sich der mongolische Typus, andererseits der kaukasische. Oppert sagt:

Unter den vielen Tausenden, die mir während meiner Reisen im Lande zu Gesicht gekommen, habe ich sehr viele von so edelm und charaktervollem Gesichtsausdruck gefunden, daß man sie, wären sie nach unserer Sitte gekleidet gewesen, für Europäer hätte halten können. Auch unter den Kindern war eine große Anzahl durch ihre schönen, regelmäßigen Züge und rosige Hautfarbe, ihr blondes Haar und die blauen Augen so auffällig, daß sie von europäischen Kindern kaum zu unterscheiden waren.

Und dies fand der Reisende tief innen im Lande, wo eine Abstammung der Kinder von Europäern völlig ausgeschlossen war. So spricht er die ihm ziemlich sichere Vermuthung aus,

daß der Ursprung des einen Stammes, der sich später in verschiedene theilte, in der Mongolei zu suchen ist, daß derselbe sich von dort nomadisirend durch China nach Corea durchgeschlagen und endlich daselbst niedergelassen hat; während jene Stämme, die die unverkennbaren Anzeichen der kaukasischen Rasse an sich tragen, aus dem westlichen Asien herrühren, von wo aus sie, durch Krieg und innere Umwälzungen vertrieben — wahrscheinlich Abkömmlinge der Alanen —, ihren Weg nach Corea genommen haben.

Wieweit diese Vermuthung berechtigt ist, wird sich vielleicht später einmal aus genauern Studien über die Sprache beurtheilen lassen. Oppert gibt eine kurze Skizze hierüber mit Sprachproben, bezeugt aber, daß die Sprache dem Erlernen sehr große Schwierigkeiten entgegensetze, weil mehr als das Japanische, ähnlich wie das Chinesische, weil besonders die Aussprache, „die etwas unbestimmt Schlürfendes an sich hat", schwer nachzuahmen sei. So viel aber ist sicher, daß die coreische Sprache ganz verschieden von der japanesischen und chinesischen ein eigenes Idiom für sich ist, das bisjetzt unbekannteste des nordöstlichen Asien. Bedauerlicherweise gingen, als nach Ermordung der Missionare ihre Wohnungen niedergebrannt wurden, die von denselben nach jahrelanger Mühe und Arbeit verfaßten Grammatiken und Wörterbücher der coreischen Sprache ebenfalls verloren wie so manches andere, was für die Kenntniß von Corea wichtig gewesen wäre.

Von Eigenthümlichkeiten in Sitten und Gebräuchen kann jedoch auch unser Reisender manches als in sichere Erfahrung gebracht nennen. Die Bevölkerung Coreas scheidet sich durch eine strenge Kasteneintheilung, die aber hier nicht auf religiösen Motiven ruht, sondern lediglich politischen Ursachen entspringt. Merkwürdig sind die sogenannten verächtlichen Kasten, die zwar in pecuniärer Beziehung durchaus nicht am unvortheilhaftesten gestellt sind, aber in socialer Beziehung unter dem eigentlichen Volke stehen. Zu diesen verächtlichen Kasten zählen unter andern auch, und zwar auf der niedrigsten Stufe der gesellschaftlichen Rangleiter, die Priester oder Bonzen. Dies bedeutet aber nach Oppert nicht Geringschätzung der Religion überhaupt, sondern rührt von der tiefen sittlichen Verkommenheit her, in welche der Priesterstand, und zwar seit langer Zeit, versunken ist. Oppert behauptet geradezu,

daß von allen asiatischen Volksstämmen keiner leichter einem wahren Religiositätsgefühl zugänglich gemacht werden kann als der coreische, und daß der einmal zum Christenthum belehrte Coreer ein bei weitem tieferes und innigeres Verständniß dafür entwickelt und mit größerer Treue und Festigkeit daran hängt als z. B. der Chinese.

Der Regierung von Corea aber wirft Oppert vor, daß sie geflissentlich alles thue, einen bessern Culturzustand im Volk zu verhindern, und dasselbe in jeder Beziehung niederzuhalten suche, um für die Fortdauer ihres Despotismus nichts fürchten zu müssen.

Denn den Charakter des Volks im allgemeinen schildert er wesentlich vortheilhaft:

Der Coreer, selbst der untern Stände, ist von Natur ernst und gelassen, ohne daß dadurch eine offene Munterkeit und Freiheit ausgeschlossen wird.... Sie sind durchgehends ehrlich, treu und gutmüthig, schließen sich, sobald sie sehen, daß man es gut mit ihnen meint, mit fast kindlichem Vertrauen an Fremde an.... Schwere Verbrechen, wie Mord und Diebstahl, kommen verhältnißmäßig nur wenig vor; Diebstahl namentlich wird sehr streng geahndet.

Das Los der Frauen wird durch die herrschende Polygamie bestimmt. Die Anzahl der Frauen richtet sich nach dem Wohlstand des Mannes. Die Frauen der bessern Stände sind aufs strengste abgesperrt; auf dem Lande, wo ihnen die Feldarbeit obliegt, haben sie etwas mehr Freiheit und sind ungenirter in ihrem Thun und Treiben. In den Städten aber ist es gegen die gute Sitte, wenn

Frauen sich während des Tages auf der Straße blicken lassen. Oppert sagt:

Um die Frauen indeß für diese Absperrung während der Tageszeit zu entschädigen, ist folgende merkwürdige Einrichtung getroffen. Im Sommer um 9 Uhr abends, im Winter zu einer frühern Stunde werden in Saoul (der Hauptstadt) und andern Städten auf ein Zeichen die Stadtthore geschlossen; sobald dies geschehen, müssen sich sämmtliche Männer aus den Straßen entfernen, und die alleinige Benutzung derselben wird dann den Frauen für mehrere Stunden zum Zweck der Erholung in der freien Luft und zum Spazierengehen eingeräumt. Passirt es dann auch wol manchmal, daß ein Nachtschwärmer sich über die festgesetzte Zeit hinaus verspätet hat und sich noch auf der Straße befindet, so wird er sich, ohne aufzublicken, so schnell als möglich in seine Wohnung begeben, und es würde jedem schlecht bekommen, der es wagen würde, trotz des strengen Verbots die Frauen auch nur im geringsten zu molestiren. Die gute Sitte erfordert sogar, und sie wird auch allseitig befolgt, daß jeder Mann, der sich während dieser Zeit noch im Freien befindet, sobald er irgend spazierengehenden Damen begegnet, seinen Fächer vor das Gesicht hält, um nicht erkannt zu werden, und sich auf die entgegengesetzte Seite der Straße begibt, um die weiblichen Spaziergänger nicht zu stören oder zu erschrecken.

Ob hier der Reisende nicht zu viel oder zu wenig gesehen und gehört hat? Was er uns noch sagt von verschiedenen sonstigen Gebräuchen, z. B. den Ceremonien der Trauer, von dem Stand der medicinischen Wissenschaft oder vielmehr Pfuscherei, von Lebensmitteln und Lebensweise, von Musik und Tanz, von Handel und Industrie, von Waffen und Kriegskunst — z. B. die Coreer sind im Besitz von selbsterfundenen Kanonen, die „nach einem rohen, aber ganz richtigen Princip als Hinterlader construirt sind“ — oder was mitgetheilt wird über die Producte des Landes, namentlich den großen Reichthum an Edelmetallen u. dgl.: das möge man in dem Reisebuch selbst nachlesen, zu dessen genußreicher Lektüre wir bestens einladen möchten. Wir haben es hier mit einem in vieler Beziehung höchst interessanten Land und Volk zu thun, das gewiß noch eine wichtige Zukunft hat. Wie wäre es, wenn die in der Luft schwebenden Gedanken auf deutschen Colonienerwerb sich dorthin richten wollten?

2. Ethnographische Parallelen und Vergleiche von Richard Andree. Mit 6 Tafeln und 21 Holzschnitten. Stuttgart, Maier. Gr. 8. 6 M.

Ein überraschender Reichthum von Aehnlichkeiten und Berührungen in allerlei Gebräuchen, Mythen, Traditionen, abergläubischen Vorstellungen bei den verschiedensten Völkern der Erde ist in dem vorliegenden Buche zusammengetragen und übersichtlich geordnet vorgeführt. Das Nächstliegende beim Anblick solcher frappanten Aehnlichkeiten ist, an specielle ethnographische Verwandtschaft der Völker zu denken, bei welchen dieselben vorkommen, eine Entlehnung und Uebertragung der betreffenden Vorstellungen von einem Volk auf das andere anzunehmen. Das kann dann zu allerlei kühnen Schlüssen auf einstige, vorhistorische Zusammenhänge dieses und jenes Volks verleiten. Aber eine genauere Erwägung zeigt in vielen Fällen die völlige Unmöglichkeit eines solchen Zusammenhangs; vielmehr ergibt sich dem Ethnographen: „daß zur Erläuterung derartiger Uebereinstimmungen, bei denen Entlehnung ausgeschlossen ist, auf die psychologischen Anlagen des Menschen zurückgegangen werden müsse“. Wie die körperlichen Eigenthümlichkeiten und Thätigkeiten der Menschen im wesentlichen überall die gleichen sind, so sind auch die geistigen Anlagen und Functionen in den wesentlichen Zügen überall dieselben, und so erzeugt der menschliche Geist analoge Ideen, bildet übereinstimmende Sitten und Gebräuche aus, wobei verschiedenes Klima und dadurch bedingte Lebensweise und Lebenscharakter oft nur untergeordnete Variationen mit sich bringen. Ja selbst die Verschiedenheit der Civilisation macht oft geringen Unterschied, und es ist nicht wenig beschämend, daß z. B. so mancher Aberglaube, wie derjenige der Wahl bestimmter Tage, des bösen Blicks u. dgl., bei uns Europäern mit ebenso drastischen Beispielen vertreten ist wie etwa bei irgendeinem armen uncivilisirten Völkchen Asiens oder Australiens. Der alte Aberglaube unserer germanischen Vorfahren, wonach Mittwoch und Donnerstag, als den Hauptgöttern Wuotan und Donar geheiligt, für besonders günstige Tage gelten, während Dienstag und Freitag Unglück bringen, hat sich bis auf den heutigen Tag weithin erhalten.*)

Nur ungern verläßt am Freitag der deutsche Matrose den sichern Hafen, da er für den Erfolg der Fahrt fürchtet.... Im Jahre 1840 berechnete man, daß Freitags die Omnibus in Paris nur 35—40 Frs. einnahmen gegen 65—70 an andern Tagen, weil es unheilbringend erschien, an jenem Tage zu fahren.

Die russische Bauersfrau — vielleicht kein Volk Europas hängt mehr an der Tagewählerei als das russische — entwöhnt ihr Kind nur an zwei bestimmten Tagen im Jahr, von denen einer in den Juli, der andere in den Januar fällt. Derselbe Aberglaube findet sich überall. Andree macht mit dem Leser einen höchst interessanten Rundgang durch alle Länder und Völker. Madagascar trägt dabei die Palme davon; dort

dehnen sich die Unglückstage zu förmlichen Unglücksmonaten aus, unter deren Druck die ganze Bevölkerung zu leiden hatte. Früher wurden Kinder, die an Unglückstagen dort geboren wurden, umgebracht, und die Verringerung der Bevölkerung war aus diesem Grunde keine kleine, da fast die Hälfte des Jahres für unglücklich galt.

Ganz dasselbe ist es mit der weiten Verbreitung des Glaubens an Schicksalsvögel und an Vogelgeschrei, an gute oder schlimme Vorbedeutung, welche das Begegnen dieses oder jenes Thieres hat u. dgl.

Weniger bekannt als das eben Angeführte dürfte bei uns der Aberglaube sein, welcher die Einmauerung von unschuldigen Kindern oder wenigstens — zur Substitution — von gewissen Thieren in die Fundamente von Häusern,

*) Leicht wird jeder Leser die von Andree genannten Beispiele aus der eigenen Erfahrung vermehren können. Referent hat z. B. einen sonst sehr freundlichen und dienstbereiten Nachbar dadurch in sehr unangenehme Stimmung versetzt, daß er unglücklicherweise an einem Freitag, an welchem Tag man „nichts entlehnen darf“, ihn um ein Werkzeug zur Benutzung auf ein paar Augenblicke bitten ließ.

Brücken u. s. w. gebietet, damit dem Bauwerk größere Festigkeit und Dauerhaftigkeit eigne.

Im Museum für Völkerkunde zu Leipzig wird die Mumie einer Katze aufbewahrt, die man 1874 beim Abbruch des 1635 erbauten Elbthorthurms zu Alen über dem Portal eingemauert fand.... Als man 1877 bei einem Bau auf die Grundmauern des ehemaligen Kunstpfeiferhauses in Berlin stieß, welches im 16. Jahrhundert errichtet worden war, fand man darin das Gerippe eines Hasen und ein Hühnerei.

Dem Aberglauben an den „bösen Blick" begegnet man schon in frühester Zeit, und mit überraschender Uebereinstimmung bei den verschiedensten Völkern pflanzt er sich durch den Lauf der Jahrhunderte bis auf die Gegenwart fort. Der Wunsch, sich gegen die Schädigung durch denselben zu schützen, erzeugt wieder die absonderlichsten, zum Theil recht unappetitlichen abergläubischen Gebräuche, worunter das Anspucken eine wesentliche Rolle spielt. Ein sonderbares Beispiel für den Aberglauben an geheimnißvolle Uebertragung von allerlei Uebeln und Krankheiten berichtet der Reisende von Wrede aus Hadhramaut im südlichen Arabien:

Als er einmal über die Beine eines am Boden liegenden Arabers schritt, überhäufte ihn dieser mit Vorwürfen, da er hierdurch alle Krankheiten Wrede's, gegenwärtige und zukünftige, auf sich übertragen bekommen habe. Um die Sache auszugleichen, legte sich nun Wrede auf den Boden, der Araber schritt über ihn weg und war zufrieden, nun seine Krankheiten auf den Fremdling übertragen zu haben.

Noch mancherlei Ergötzliches enthält unser Buch. Da werden die Vorstellungen verfolgt, welche die verschiedenen Völker sich vom Erdbeben machen. Weit verbreitet ist die Ansicht, daß gewaltige im Innern der Erde eingeschlossene Wesen, welche die Oberfläche tragen, an den Grundfesten rütteln und so die Erschütterungen hervorbringen. Auch hier frappirt die Aehnlichkeit der Vorstellungen bei Völkern, die diese Anschauungen nicht voneinander entlehnt haben können, sondern dieselben original erzeugt haben müssen. Nach den Vorstellungen der Inder entsteht Erdbeben, wenn einer der acht Elefanten, die den Erdball tragen, seiner Last müde, einmal das Haupt schüttelt. Die Japaner sagen, wenn die Erde bebt: es ist wieder ein Walfisch unter unserm Lande fortgekrochen. Bei den Mohammedanern findet sich die Ansicht, daß die Erde von einer Kuh getragen werde, welche sie gelegentlich von einem Horn aufs andere werfe. Bei den Kamtschadalen ist der Geist Tüil, der mit seinem Hunde Koseia auf einem Schlitten fährt, der Urheber des Erdbebens: er fährt unter der Erde hin, und wenn sich der Hund die Flöhe oder den Schnee abschüttelt, so wird die Erde davon bewegt.

Eine andere Anschauung ist es freilich, wenn auf Neuguinea 1857 nach einem Erdbeben die Hauptzauberer zu den dort ansässigen italienischen Missionaren kamen und sie dringend baten, ihnen — das Recept zu den Erdbeben mitzutheilen.

Wir könnten noch anderes aus dieser reichhaltigen Sammlung anführen: z. B. von der Werwolfssage, die über den ganzen Erdboden verbreitet und ein den meisten Völkern gemeinsames Erbtheil ist. Oder etwas von dem, was über Speiseverbote, über Schädelcultus und Trauerverstümmelung, über Personennamen und damit verbundene Seltsamkeiten, über den bösen Ruf der Schwiegermütter, die von den Anschauungen der verschiedensten Völker gar übel mitgenommen werden, andererseits was über Geld und Werthmesser, über roheste und rohe Anfänge der Kartographie bei niedrigstehenden Völkern hier zusammengetragen ist. Doch wir wollen uns auf eine kurze Anführung aus dem Kapitel „Der Schirm als Würdezeichen" beschränken. Daß der Schirm einst im Orient — wie auch jetzt noch — ein Privilegium für Große und Herrscher bildete, erscheint schwer erklärlich. Ursprünglich war er allerdings ein Würdezeichen. Von den Thälern des Nil, des Euphrat und Tigris aus verbreitet er sich. In Afrika und Asien behält er die erwähnte ursprüngliche Bedeutung, in Europa wird er demokratisirt, „wenn es auch nicht an Anzeichen dafür fehlt, daß er auch hier noch eine Zeit lang ein Privilegium hochgestellter Personen war". Als Rohlfs 1866 auf seiner Reise nach Kuka südlich von Mursuk in Mebrussa seinen Sonnenschirm aufspannte, ärgerte sich ein Tibbufürst nicht wenig darüber, da dort der Schirm ausschließliches Privilegium der Sultane ist. Ja selbst in Konstantinopel „darf kein Schirm vor dem Palast des Sultans geöffnet werden, weder in den Straßen noch auf dem Bosporus, wenn man nicht einen Flintenschuß von den Schildwachen riskiren will". In Marokko darf nur der Kaiser einen Sonnenschirm gebrauchen, dem übrigen Volk ist er versagt, und der Reisende Lemprière (Ende des vorigen Jahrhunderts) führte die dort herrschenden Augenkrankheiten auf diese unpraktische Etikette zurück. Die Könige von Ava führten seinerzeit in ihrem langen Titel auch die Bezeichnung „Herr der 24 weißen Sonnenschirme", weil kein Unterthan Schirme von dieser Farbe tragen durfte.

Uebrigens ist der Schirm in Europa, wie es scheint, etwas ziemlich Modernes. Aus Glasgow ist eine Notiz erhalten, daß dort 1781 der erste Schirm bewundert wurde. In Paris dagegen trug man Schirme schon allgemein in der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

So ist's eine Fülle von Interessantem, was der Verfasser uns bietet, nicht etwa anekdotenhaft untereinander gemischt, sondern zusammengeordnet; manches scheint unwichtig und bedeutungslos und gewinnt doch unter der Hand des Ethnographen seine lehrreiche Beziehung. Auch ist das Verdienst des Sammlers, das der Verfasser bescheiden allein für sich in Anspruch nimmt, gewiß kein leicht erworbenes und kleines, wenn man auf die zahlreichen Noten und Belege blickt, die bald aus Homer oder andern Alten, bald aus einer längst vergessenen Reisebeschreibung, bald aus den neuesten Jahrgängen ethnographischer und geographischer Werke oder Zeitschriften genommen sind.

Darin hat der Verfasser gewiß recht, daß jetzt die höchste und letzte Zeit sei, derartige interessante, für ethnographische Forschungen werthvolle Sammlungen anzulegen, ehe die modernen Verkehrsmittel vollends alles nivellirt und verwischt haben. In kurzem wird es nicht mehr so leicht sein, irgendeine Eigenthümlichkeit, die sich bei einem Volk findet, als dessen ursprüngliches Eigenthum sicherzustellen. Bald wird die Wahrscheinlichkeit überwiegen, daß schon europäische Einflüsse sich geltend gemacht haben.

Ein Trauerspiel von Adolf Wilbrandt.

Der unermüdliche Adolf Wilbrandt, der sich, wenn es so fortgeht, bald den Platen'schen „Helden an Fruchtbarkeit", Calderon und Lope, zugesellt, tritt soeben wieder mit einem neuen Drama:

Robert Kerr. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Adolf Wilbrandt. Wien, Rosner. 1880. 8. 3 M.

an die Oeffentlichkeit. Der sich der dramatischen Behandlung geradezu aufdrängende geschichtliche Stoff gibt — mit der Antinousgestalt des schönen Günstlings und seinem Hadrian König Jakob I., dem ehebrecherischen Verhältniß des inzwischen zum Viscount Rochester emporgestiegenen Robert Kerr zur Lady Essex, der Vermählung des leidenschaftlichen Paares, der Vergiftung Overbury's, dem Proceß des Grafen und der Gräfin Somerset — der eigenartigen und glänzenden Begabung des Dichters für das Starksinnliche und Sensationelle die erwünschte Unterlage, die Wilbrandt denn auch in seiner Art vortrefflich auszubeuten verstanden hat.

Der geschichtliche Robert Kerr (Carr) kam mit zwanzig Jahren an Jakob's Hof, der, von der Anmuth seiner jugendschönen Gestalt und seines unbefangenen, liebenswürdigen Wesens gefesselt, in kurzer Zeit alle erdenklichen Ehren auf ihn häufte. Als der übermüthig gewordene Günstling sein Auge auf die Gräfin Essex richtete und eine Scheidung seiner Geliebten von ihrem Gatten durchzusetzen bemüht war, begegnete er dem Widerstande seines väterlichen Freundes Sir Thomas Overbury, der, wie er bislang Kerr's Einfluß in günstige Bahnen zu lenken bemüht gewesen, auch in diesem Falle der geplanten Verbindung seine sittlichen und weltklugen Gründe entgegensetzte. Statt seinem weisen Rathgeber zu folgen, war Kerr-Rochester erbärmlich genug, seine Macht gegen Overbury zu gebrauchen, ihn wegen angeblichen Hochverraths gefangen setzen und im Tower vergiften zu lassen. Seine Vermählung mit der geschiedenen Lady Essex war mittlerweile (zwischen Overbury's Gefangennahme und seiner Vergiftung) erfolgt. Mit diesem Ziel seiner Leidenschaft und der ihm am Tage der Hochzeit verliehenen Würde eines Grafen von Somerset war Kerr's Bahn auf ihrem Culminationspunkt angelangt. Mit seiner Schönheit verlor er auch die königliche Gunst. Der ungeschickt ins Werk gesetzte Giftmord wurde entdeckt, Kerr und seine Gattin peinlich processirt und zum Tode verurtheilt, vom König jedoch begnadigt. Mit der Mitschuldigen seiner Verbrechen entzweit, starb er 1645 im Alter von 55 Jahren, seinen Sturz um mehr als die Hälfte seines Lebens überdauernd.*)

Diese außerordentlich reiche und doch in der Kürze der Zeit, in der sich Kerr's glänzende Laufbahn bis zu seiner Verurtheilung zusammendrängt (1610—1616), fast schon dramatisch concentrirte Handlung ist nun von Wilbrandt mit einer Ueberfülle von Motiven versehen und dem entsprechend, mit einer an und für sich natürlich vollkommen erlaubten poetischen Licenz, umgestaltet worden. Bei Wilbrandt kommt der junge Robert (als ein leiblicher Vetter des Marcus in „Arria und Messalina", nur mit dem Unterschied, daß sich Marcus auf seine Mutter, Robert auf seinen Vater beruft) gerade in dem Augenblick an den Hof, als Sir Thomas Overbury, der sich mit einem boshaften Epigramm auf die Königin Jakob's Ungnade zugezogen, rath- und trostlos nach einem Strohhalm sucht, an dem er sich zur Erhebung von seinem Fall anklammern könnte. Der Zufall führt die beiden zusammen; Overbury wittert in dem schönen, offenherzigen Jüngling sofort auch den künftigen Mignon des Königs und hat die Genugthuung, seine Hoffnungen rasch erfüllt zu sehen. Jakob verliebt sich in den wahrheitsuchenden und -liebenden jungen Schotten, versichert ihn seiner Gunst, bescheidet ihn zu sich und begnadigt Overbury, den Vermittler dieser neuen Neigung. Gleichzeitig knüpft sich auch schon, noch weich und lose, das Band zwischen Robert und der Lady Frances Essex. Auch hier vermittelt Overbury, solange er in der Liebe der beiden nur ein leidenschaftliches Cicisbeat erblickt, das neben der Ehe der Lady mit ihrem nun schon seit vier Jahren auf Reisen befindlichen Gatten ganz wohl bestehen könne. Er hat sogar allen Grund, eine derartige Verstrickung der Gräfin zu wünschen, weil er selbst (natürlich ohne Wissen Robert Kerr's) ihre Gunst genossen und sie dann verlassen hat; liebt die Gräfin den Emporkömmling, so stumpft sich vielleicht der Haß ab (so muß er calculiren), den sie gegen den treulos gewordenen Räuber ihrer Ehre nährt. Seine Hülfe ist allerdings die für eine Tragödie wunderbarste. Lady Essex hat dem jungen Kerr zu verstehen gegeben, daß nur „ein hoher Geist, ein edler zarter Sänger sie

---

*) Wir erwähnen an dieser Stelle, daß in dem Trauerspiel des Herausgebers d. Bl.: „Arabella Stuart" („Dramatische Werke", Bd. 10), Robert Kerr und Lady Frances die Helden einer tragischen Handlung sind, die sich allmählich mit dem Geschick der Hauptheldin verwebt. D. Red.

gewinnen könne"; Robert selbst versteht aber die Kunst, seine Seufzer zu messen, nicht — so muß denn der Dichter Overbury aushelfen. Nach einigem Widerstreben gegen die Lüge versteht sich der rasch begreifende Jüngling allen Ernstes dazu, Lady Frances mit einem Gedicht Overbury'scher Muse zu besingen und die Verse für die seinen auszugeben. Das Mittel verfängt. Die Liebenden erschließen sich ihr Herz, Frances sinkt dem Geliebten an die Brust — da überrascht sie der König. Der ersten Lüge folgt die zweite. Auf Jakob's Frage: „Lieb' im Herzen?" leugnet Kerr: „Nur Ehrerbietung", ohne zu ahnen, daß dem gutmüthigen Jakob nichts erfreulicher kommen könnte als ein Bündniß seiner beiden Protégés, seiner „Kinder", Kerr's und der Gräfin. Von nun an geht es in wilder Flucht und Kreuzung kleiner und großer Lügen vorwärts und zu Ende. Sobald Kerr erfährt, daß der König die Ehe der Gräfin mit dem inzwischen zurückgekehrten Essex so lange zu scheiden im Stande sei, bis diese re vera noch nicht vollzogen ist (was in der That nicht der Fall zu sein scheint), faßt er auch den festen Entschluß, die Lady als sein Weib zu besitzen. Overbury, ins Vertrauen gezogen, räth ab und bekennt offen, welche Rolle er „durch seine Schuld", wie er ehrlich genug ist hinzuzusetzen, bei der Gräfin gespielt. Da Frances aber, die in dem seltsamen Gedanken befangen ist, ihr Bund mit Kerr könne ihr „Erhebung, Rettung, Ehr' und Seligkeit" bringen, diesen Makel ihrer Ehre mit der Dreistigkeit einer abgefeimten Verbrecherin in Abrede stellt, ist Overbury's Untergang beschlossen. Seine auf Robert Kerr's Rath noch vor dem Geständniß dem König schriftlich mitgetheilte Weigerung, als Gesandter nach Moskau zu gehen, wird die Schlinge, in der er sich fängt. Kerr läßt den Freund einkerkern, tödten; der Entdeckung des Mordes setzt er ein beharrliches Leugnen entgegen, um, als ihm das Todesurtheil schon verkündet ist, zu erfahren, daß Overbury recht gehabt, daß Lady Essex nicht die „flücht'ge, keusche Frances" war, wofür er sie nahm. Dies Bekennen der Wahrheit vereint die durch die Mordthat einander entfremdeten jungen Gatten, und ehe noch die erwartete Begnadigung des Königs eintrifft, leeren sie gemeinsam ein Giftfläschchen, das eine mit der Handlung kaum verflochtene Zofe der Lady ihrer Herrin heimlich zuzustellen gewußt hat.

Es ist nicht zu leugnen, daß Wilbrandt, der sich dem Reiz eines solchen Stoffs unmöglich verschließen konnte, hier aufs neue mit den eigenartigen Farben gemalt hat, die nur ihm gehören. Es gibt heutzutage keinen Dichter, der das Knabenhafte und Unmännliche, das Nervöse und die alle Fesseln sprengende leidenschaftliche Sinnlichkeit interessanter zu verkörpern vermöchte als er. Wie aber die größten Künstler des Burgtheaters, denen man bei Wilbrandt in leibhaftiger Gestalt auf Schritt und Tritt zu begegnen glaubt, die Wolter, Sonnenthal, Hartmann (vor Jahren gehörte bekanntlich auch des Dichters eigene Gattin zu ihnen), keine eigentlich tragischen Schauspieler sind, so sind auch die bedeutenden Qualitäten, welche die künstlerische Persönlichkeit Wilbrandt's ausmachen, nicht eigentlich tragischer Natur. Er ist der geborene Novellist, das Genre ist sein eigenstes Gebiet; feine, überfeine psychologische Probleme behandelt er mit bestrickender Grazie; aber die große Bahn der Tragödie vermag er nicht zu durchlaufen, ohne unruhig zu werden, vom Wege abzuirren und seine Kräfte zu zersplittern. Ob der geschichtliche Vorgang, dem in seiner einfachen Motivirung eine gewisse fast tragische Würde innewohnt, auf anderer als der historischen Basis aufzubauen gewesen wäre oder nicht, mag dahingestellt bleiben. Aber was ist bei der Wilbrandt'schen Motivirung aus den Helden des Dramas geworden, und welcher Art sind diese Motive selbst? Als Robert Kerr nach London kommt, ist er trotz seiner zwanzig Jahre noch ein vollkommener Knabe. Seine Liebe zum Vater könnte rührend sein, wenn sie dem Helden nicht einen Zug von Unfähigkeit gäbe. Er liebt die Wahrheit, aber er liebt sie als ein akademisches Dogma, das ihm nicht in Fleisch und Blut sitzt, wie ein Schüler, der sich bei dem Abfallen von seiner Pflicht auf eine Züchtigung gefaßt machen muß. Für den tragischen Helden aber gibt es keinen Unterschied zwischen seinem Wollen und einem äußerlichen Gebot; er ist eins mit seinen Gefühlen und Entschlüssen, und was ihm widersteht, widersteht ihm in der eigenen Brust. Der Zuschauer würde dem scrupulösen Helden gewiß eine Lüge gern vergeben; was er ihm aber nicht vergeben kann, das sind gerade die Lügen, die Robert Kerr zur Erreichung seiner Zwecke wählt. Wenn er dem Rath Sir Overbury's: „Wahrheit für die Freunde, ein wenig Falschheit für die falsche Welt", zu folgen sich nicht entbrechen kann, so hätte ihn doch seine tragische Ehre vor einem Mittel, wie es das Unterschieben der Overbury'schen Verse ist, bewahren sollen. Kann es etwas Kleinlicheres geben als dieses Benutzen des „Briefstellers für Liebende"? Dieser niedern ersten Lüge entsprechen seine übrigen, wenn auch nicht an genrehafter Winzigkeit, so doch an moralischer Würdelosigkeit. Das Ableugnen seiner Liebe zur Gräfin Essex, das feige Preisgeben eines Mannes wie Overbury, der ihm so viel gewesen, der ihm (auch ein kleinliches Motiv) so unentbehrlich ist, und nun gar das ehrlose Leugnen vor Gericht! Ein Mensch, der den, wenn auch nicht gerade großartigen, aber doch nichts weniger als teuflischen, sondern einfach weltklugen Rath eines Overbury so auffaßt und anwendet, ist und bleibt ein großes Kind, dessen Charakter und moralische Anschauung einer gründlichen Correction bedarf, ehe es sich vermessen kann, tragische Erregungen hervorrufen zu wollen. Männliches Wollen in diesem Kopfe nimmt sich wie ein Vollbart um das Kinn eines Funfzehnjährigen aus. Man traut diesem Robert Kerr wol eine Menge übereilter Handlungen zu, aber keine einzige große. Dem Zwiespalt seiner reichen Natur mit den Lasten, die er selbst auf seine Schultern wälzt, fehlt es nicht an ergreifenden rührenden Zügen; aber um tragisch zu bleiben, hätten sie nicht gemein werden dürfen. Auch Lady Frances leidet unter der Klein-

lichkeit und Künstlichkeit ihrer Motive. Auch sie verbündet sich mit der Lüge, um zu genießen und zu gewinnen. Auch ihre Leidenschaft nimmt nicht den freien großen Flug, der jede Rücksicht überwindet, sie hängt an allen möglichen Bedingungen: an dem poetischen Talent dessen, den sie erhören soll, an dem Verschweigen des Bündnisses der Liebenden, an dem Schein ihrer Jungfräulichkeit, den sie zu Overbury's und ihres Geliebten Verderben mit ausgesuchtem Raffinement aufrecht erhält, an der Sanction des Priesters. Ist dies alles aber wenigstens möglich, so untragisch und undramatisch es auch ist, so ist dagegen aus dem Overbury in der Wilbrandt'schen Umgestaltung eine geradezu unmögliche Figur geworden. Wenn schon bei dem Carlos des „Clavigo" die Mischung des reinen Weltverstandes mit wahrer Freundschaft geistreicher als wahr ist, so treffen in Sir Thomas Overbury, der in einigen Zügen an den Goethe'schen Carlos erinnert, zahlreiche widersprechende Eigenschaften zusammen, die schwer auf eine gemeinsame Quelle zurückzuführen sind. Derselbe Overbury, der den Hof mit seinen spöttischen Epigrammen verfolgt, sinkt fast in Ohnmacht, als er in Ungnade fällt; der kalte, fast cynische Weltverächter ist in zwei Minuten im Gespräch mit Kerr (im ersten Act) ganz Wärme und Herzlichkeit; der vorsichtige Politiker läßt sich von seinem unfähigen Schüler im Handumdrehen zur Ablehnung der russischen Gesandtschaft beschwatzen — auf die Gefahr der sicher zu erwartenden königlichen Ungnade hin. Selbst zur Falschheit gegen die falsche Welt rathend, ist er doch von größerer Offenheit als Robert und Frances und nennt sein Betragen gegen diese unumwunden eine Schurkerei. Offen gestanden: ich glaube nicht, daß irgendjemand an diesen Overbury glaubt. Und diese ganze widerspruchsvolle Figur nur darum, damit seine Ermordung plausibler wird und der Graf und die Gräfin Somerset menschlicher erscheinen!

Diesen erheblichen Mängeln stehen nun freilich, wie es sich bei einem Dichter wie Wilbrandt von selbst versteht, helle Vorzüge gegenüber. Die Charakteristik des Königs, diese ungemein difficile Aufgabe, verräth die feine Discretion der Wilbrandt'schen Hand. Einige kleine Rollen, Overbury's Bruder Lidcote, sein Neffe Villiers, der Towerlieutenant Elves, der Diener Weston sind sichere, klare Zeichnungen. Der äußere dramatische Apparat ist verhältnißmäßig einfach und immer glaublich. Nur eins erscheint mir mehr als bedenklich: daß eine ganz unbedeutende Persönlichkeit, die obenerwähnte Zofe, die tragische Katastrophe herbeiführt. Das ist, als wenn die Kammerjungfer in „Kabale und Liebe" Ferdinand und Luise vergiftete, oder der Köhlerbube die Jungfrau von Orléans tödtete. Die Sprache hat den dem Dichter eigenen sinnlichen Glanz und Schimmer, aber auch die metrische Unruhe, die der Handlung entspricht. Nur einige male fällt sie aus ihrer poetischen Wolke in die ganz gemeine Wirklichkeit zurück, in der man von dem kräftigen Druck einer Menschenfaust blaue Flecke bekommt. So bei der Stelle, in der die von Lady Frances heftig geschüttelte Kammerfrau Mistreß Turner erklärt: „Ihr habt mich sehr gedrückt", und Lady Frances erwidert: „Das thut dir nichts." Diese Worte fallen zuverlässig bei der Aufführung des Stücks fort. Im übrigen können die Bühnenleitungen den Weisungen des Autors ganz, so wie sie dastehen folgen. Denn wenn das neueste Drama Wilbrandt's ein Lob verdient, so ist es das, ein vortreffliches Theaterstück, voll der bestechendsten Wirkungen und ausgezeichnet in der Oekonomie zu sein. Der phantastische, süße Reiz der Schlußscene des ersten Acts, in der Lady Essex dem im Garten träumenden Robert, der „von süßen Früchten, lieblich von weißen Feenhänden dargebracht", redet, von ihrer Dienerin wortlos ein Orangenkörbchen reichen läßt, ist ebenso echt und in bestem Sinne theatralisch wie die Hochzeitfeier des vierten Acts, die mit der Entlarvung der Mörder endet. In der erstgenannten Scene, einer der schönsten des Stücks, entfaltet sich die ganze Liebenswürdigkeit des Dichters, der in der Schilderung jung erblühender Sinnlichkeit Meister ist. Aus der letztern sei hier, statt aller weitern Worte, eine Probe mitgetheilt:

Robert.

Ich lebe rasch! — An fünfundzwanzig Jahr'
Ging's ruhig, langsam; dann zum Waldstrom engt sich
Der stille See zusammen, thalwärts jauchzend —
Und nun am Fels hinab, dem Abgrund zu,
Braust uferlos der Katarakt hinunter. —
O Fassung! — Nicht mehr denken. Geh. Dort wartet
Ein schönes Weib — mein Weib — im Nachtgewand.
Sie windet ihre Locken ungeduldig
Um ihre feine weiße Hand, und zittert
Und fragt: „Er kommt nicht?" — Warum komm' ich nicht?
Ist sie nicht meine Frances? Schön und üppig;
Der Hals so weiß; die Schultern wonnevoll?
Das Haar wie Seide? — Doch ihr Blick ist ruh'los.
Ihr Auge liegt so tief. Gespielte Freude
Lacht von bemalten Lippen! Lächelt sie,
So friert mein Blut, ich kann sie nicht umarmen ...
O wär' die Geisterstunde nur vorbei!
Mein Vater, denk' ich, steht vor dieser Thür,
Im schottischen Kleid, die langen Locken schüttelnd; —
Und noch, noch Einer. Der im Leichentuch,
Mit glasigen Augen, seine gelbe Hand hebt:
„Du kamst aus Schottland, Robert Kerr mit Namen!
Warst gut und redlich; nun veracht' ich dich,
Verfluch' ich dich, den Mörder Somerset" —

(Die Gartenthür öffnet sich. Frances erscheint, in weißem, reich mit Spitzen besetztem Nachtgewand. Robert stößt einen Schrei aus und taumelt zurück.)

Frances (erschüttert).

Ich bin's. Die Frances. Hat mein Anblick dich
So sehr erschreckt —

Robert.

Mir schien's — ein andrer —
Du bist's!

Frances.

O fürchte nichts. Ich will kein Wort
Der Liebe; nichts von Lieb' und Zärtlichkeit.
Nur bei dir bleiben laß mich; denn es thut mir
Nicht gut, allein zu sein ... Zu Bett ist alles.

Unklare Töne wandern durch die Nacht;
Gedanken kommen ... Laß mich niedersitzen,
Und geh' nicht fort — doch bleib dort, wo du bist,
Und sprich ein Wort zu mir!

Robert.

Ich geh' nicht fort;
Wie sollt' ich (betrachtet sie; beklommen, nach Worten suchend). Weiß!
— So sah ich dich noch nie.
(Will scherzen.) Weiß wie ein Schwan ... Wie sagtest du mir damals?
„Ein neues Leben leb' ich dann mit dir!
Wie lichte Schwäne, die auf dunklem Wasser
Schneeweiß vorüberziehn“ ... Schneeweiß! — O Gott!

Frances.

Denk' nicht an ihn!

Robert.

An wen?

Frances.

O Robert —

Robert (mit wildem, fragendem Blick).

Frances!
Du ruhtest nie an Overbury's Herzen —

Frances.

Wie sprichst du! (Steht auf.) Denkst du —?

Robert.

Nein; mir kam's nur so.
Vergib! — Das ist das Jagen der Gedanken ...
Mir fehlt der helle Tag; die Sonne fehlt mir,
Das Licht des dunklen, sorgenvollen Hirns!
(Horcht.) Draußen der Wächter ruft —

Frances (in tiefer Bangigkeit.)

Ich höre nichts. —
Nur hier im Saal den Holzwurm hör' ich bohren.
Er bohrt so laut. Doch das bedeutet nichts —

Robert.

Nein, das bedeutet nichts.

Frances.

Doch bohrt es fort und fort.
(Nach einem Gedanken suchend.)
Wie ist dir's? Könntest du die Laute spielen?
Daß holdre Klänge durch die stille Nacht —

Robert.

Ich will's versuchen. Der Gedank' ist gut.
Dort liegt sie ... Doch ich muß dich bitten, starre
Mich gar so todt, so leichenhaft nicht an.
Dann kommt mir das Gesicht, als stünde noch
Ein andrer hinter dir, so weiß wie du —

Frances (bebend).

Narrheit! — Wer sollte —

Robert.

Und mit dreistem Finger
Berührt' er deinen Nacken —

Frances (selbstvergessen).

Overbury —
(Wendet voll Grausen das Gesicht nach hinten. In diesem Augenblick pocht es laut. Frances schreit auf, stürzt zu Boden.)

Dieser ergreifenden Scene folgt der Aufzug des Königs, der mit seinem Gefolge den Gatten ein lustiges Ständchen bringen wollte, dann die Entdeckung des Mordes durch Overbury's Neffen George Villiers, und die Verhaftung der Schuldigen. Von der Kunst des Dichters gibt das Mitgetheilte gewiß eine überzeugende Probe.

Heinrich Bulthaupt.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die unermüdliche Productivität hervorragender deutscher Gelehrten, ungebrochen durch hohes Alter, bewährt sich gerade bei unsern großen Historikern. In wie vielen literarischen Spätlingen bewies der Geschichtschreiber der Hohenstaufen, Friedrich von Raumer, seine durch neunzig Lebensjahre nicht abgestumpfte große Regsamkeit, und mit noch bedeutendern Leistungen erfreut Leopold von Ranke in hohen Jahren die deutsche Nation. Die Herausgabe seiner „Sämmtlichen Werke“ (Leipzig, Duncker u. Humblot) ist bis zum siebenundvierzigsten Band vorgeschritten, welcher den zweiten Theil des Werks: „Hardenberg und die Geschichte des preußischen Staats von 1793—1813“, enthält. Es ist dies die zweite Auflage der in den „Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg“ den eigenhändigen Memoiren Hardenberg's beigegebenen historischen Darstellung des Herausgebers. Dem Bande beigefügt ist eine interessante Notiz über die Memoiren des Grafen Haugwitz, der von dem Historiker gegen die Anklage diplomatischer Landesverrätherei in Schutz genommen wird, von dem Ranke aber am Schluß sagt: „In allem, was wir von Haugwitz haben, spricht sich eine unbedingte Hingebung an das königliche Haus und eine lebendige Application für das Wohl des Staats aus. Aber ein Steuermann, der das Schiff des Staats in den schwersten Stürmen in sichern Port bringt, ein Geist, der einem Napoleon hätte widerstehen können, das war Graf Haugwitz nicht; wer aber hätte von allen Lebenden diesem Giganten widerstehen können? Einer der ersten, der durch seine Annäherung, welcher dann bald eine feindselige Entfremdung folgte, zu Grunde ging, war Graf Haugwitz.“ Während die Sammlung der Werke Leopold von Ranke's mit seltener Rüstigkeit gefördert wird, werden wir durch die Nachricht überrascht, daß der greise Historiker noch eine „Weltgeschichte“ herausgibt, von welcher die erste Abtheilung in zwei Theilen vorliegt: „Geschichte des alten Orients und der Griechen“ (Leipzig, Duncker u. Humblot). Ein solches spätes Geschenk des gefeiertsten Geschichtschreibers, das sich an das ganze Volk wendet, konnten wir nicht mehr von ihm erwarten.

— Soeben ist von der trefflichen „Geschichte des Alterthums“ von Max Duncker (Leipzig, Duncker u. Humblot) der vierte Band erschienen, der die „Arier Ostirans“, „Die Herrschaft der Meder“ und das „Reich der Perser“ bespricht, die Geschichte von Kyros, Kambyses und Dareios im fesselnden Zusammenhang vorträgt und über das damalige persische Reich mit seinen Einrichtungen und Sitten und seiner ganzen culturgeschichtlichen Grundlage ein willkommenes Licht verbreitet.

— Hermann Hettner's „Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert“ (Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn) ist bekanntlich in einem Separatabdruck erschienen, von dem die vierte Auflage vorliegt. Die geistreich ausgeführten Charakterköpfe von Voltaire, Montesquieu, Diderot und Rousseau haben in erster Linie dieser Geschichte so großen Erfolg gesichert.

Theater und Musik.

Die Hälfte der Theatersaison liegt hinter uns: sie hat uns keine einzige bedeutende poetische Novität gebracht. Die Hofbühne in Berlin und neuerdings auch die in Wien verzichten auf die Vorführung moderner Tragödien: sie glauben sich mit Melpomene hinlänglich abgefunden zu haben, wenn sie den Shakspeare'schen Historiencyklus aufführen, was für eine deutsche Nationalbühne doch eine sehr problematische Herrlichkeit ist. Das Publikum ist der Tragödie entwöhnt; sie macht keine vollen Häuser: damit rechtfertigen die Bühnenleiter ihre Abneigung gegen alle poetischen Schöpfungen. Was hat die wiener Burg in dieser Saison gebracht? „Das Haus Lonei“ von Adolf L'Arronge und „Krieg im Frieden“ von Gustav von Moser und F. von Schönthan, beides Repertoirestücke des berliner Wallner-Theaters: das erste gewiß ein sehr achtbares Product der pädagogisch lehrhaften Muse von L'Arronge, das zweite ein wahrhaft lustiger und harmloser Schwank; doch wenn das wiener Burgtheater ohne jedes Gegengewicht ernster poetischer Novitäten sich mit Vorliebe in den Gleisen des berliner Wallner-Theaters bewegt: so mag dies für den glänzenden Bestand der Kasse gewiß sehr vortheilhaft sein, ob aber der Würde des Instituts angemessen: das ist eine andere Frage. Wenn die ernstere Dichtung auch aus dieser Position vertrieben wird, wo ihr eine lange Tradition und hervorragende Schauspielkräfte einen festen Halt gewähren müßten: welche Zufluchtstätte bleibt ihr dann noch übrig? Eine nicht geringe Schuld daran, daß das Burgtheater diese Richtung mehr und mehr einschlägt, trägt jene wiener Kritik, welche jedes größere Dichtwerk, wenn es auf den Bretern erscheint, rücksichtslos zerfleischt, in einem harmlosen und anspruchslosen Stücke aber wie das Moser-Schönthan'sche Lustspiel sogar eine culturhistorische Bedeutung zu finden weiß. Welch ein wunderbarer Tiefsinn der neunmal Weisen an der blauen Donau, die über einem Moser'schen Stück brüten wie der Brahmane über der Silbe Om, während sie über ein neues dramatisches Dichtwerk mit einem kritischen Purzelbaum sich hinwegschwingen.

Die ernste Muse, von den Hoftheatern verbannt, deren tonangebendes Beispiel sonst der Tragödie doch die Runde über eine Zahl von Bühnen sicherte, taucht mit ihren Kindlein nur sporadisch hier und dort auf. Wir erwähnten schon, daß „König Erich XIV.“ von Joseph Weilen in Manheim mit Beifall zur Aufführung gekommen ist; wie es heißt, wird die Burg diesem Stücke noch ihre Pforten öffnen. Eine „Maria Stuart“ von Fritz Dannemann ist in Bremen mit Beifall zur Aufführung gekommen: die Heldin ist die schöne Sünderin der Muse Swinburne's, die schottische Liebeskönigin, nicht Schiller's Büßerin. „Amy Robsart“ von dem Herausgeber d. Bl. kam in Straßburg mit gutem Erfolg zur Aufführung.

Der große Treffer der Saison ist „Krieg im Frieden“: in Wien, München, Dresden, überall macht dies Stück volle Häuser; „Haus Lonei“ von L'Arronge folgt in zweiter Linie, wenn auch der sich ins Wasser stürzende Abiturient weniger interessirt als der hineinfallende Lieutenant; Paul Lindau's „Verschämte Arbeit“ macht ebenfalls die Runde, doch mit ungleichem Erfolg.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 13. December 1880 fand unter äußerst zahlreicher Betheiligung eines kunstsinnigen Publikums zu Dresden in dem mit der Kolossalbüste Gutzkow's, einer schönen Arbeit des talentvollen Bildhauers E. Andresen, geschmückten Saale des dortigen Gewerbehauses eine Feier zum Andenken an Karl Gutzkow statt. Den ersten Theil der Festlichkeit bildete ein größeres Concert, dessen Gelingen dem ebenso bereitwilligen wie uneigennützigen Mitwirken hervorragender künstlerischer Kräfte zu danken war, in erster Linie dem Professor Dr. Joseph Joachim aus Berlin, dem Hofkapellmeister Dr. Wüllner, der Frau Marie Niemann-Seebach und der Kammersängerin Fräulein Therese Malten. Der von Dr. G. Häbler gedichtete schwungvolle Prolog wurde von Frau Marie Niemann-Seebach gesprochen. An das Concert reihte sich ein Banket, bei welchem als Ehrenpräsident Regierungsrath von Criegern-Thumitz (auch als Schriftsteller bekannt) den Vorsitz führte und die Begrüßungsrede hielt, welche mit einem Hoch auf König Albert von Sachsen schloß. Nachdem Hofrath Dr. Pabst einen mit Begeisterung aufgenommenen Toast auf Kaiser Wilhelm ausgebracht hatte, widmete der Schriftsteller Dr. Rudolf Doehn in ernsten, weihevollen Worten dem Andenken Karl Gutzkow's einen Trinkspruch. Anknüpfend an die erste Strophe des von Hermann Kletke an Gutzkow gerichteten Gedichtes:

> Wer steht so hoch, daß über ihn hinaus
> Kein Unheil gipfelt? Wessen Haus
> Ist so in Fels gegründet, daß kein Schlag
> Es je zerspalte? Wessen Tag
> Ist so durchsonnt von ewig jungem Licht,
> Daß es die dunkle Stunde nie durchbricht?

gab der Redner in gedrängten Zügen eine Schilderung der Veranlassung der Feier, des Lebens und Wirkens Gutzkow's, seines Charakters und des innersten Wesens seiner Poesie. Er bezeichnete ihn als einen stets kampfbereiten Sohn der Mark, kampfbereit für Recht und Wahrheit, als einen wahren „Ritter vom Geiste“. Gutzkow sei ein hervorragender Bannerträger der modernen Ideen als Romandichter, als Dramatiker, als Kritiker und als Publicist gewesen; er zähle zu denen, die dem Jahrhundert seine Signatur aufgedrückt haben. Den Vorwurf H. Heine's und Immermann's, Gutzkow habe kein Herz gehabt, wies Redner mit aller Entschiedenheit zurück. Der Dichter des „Uriel Acosta“ könne kein Mann ohne Herz gewesen sein, wenn ihm auch die Wahrheit vielleicht höher gestanden als die Liebe. Sein Unglück sei es gewesen, daß er sich zu oft und zu sehr verkannt wähnte: dieser Wahn bilde den tragischen Zug in seinem Leben. Kein Dichter der Neuzeit überrage Gutzkow an geistiger Kraft und Größe, keiner an Ueberzeugungstreue; auf ihn selbst fänden die bekannten Worte seines „Uriel Acosta“ ihre vollste Anwendung: „Die Ueberzeugung ist des Mannes Ehre.“ Ferner Toaste auf die Damen, auf die Gäste, auf die Stadt Dresden und auf alle, die zum Gelingen der schönen Feier künstlerisch mitgewirkt hätten, wurden ausgebracht von Dr. Franz Koppel-Ellfeld, Dr. Häbler, Dr. Friedrich Friedrich aus Leipzig und Dr. Schramm-Macdonald. Zu erwähnen ist noch, daß eine große Anzahl von Vertretern der sächsischen Regierung und der städtischen Behörden an der Festfeier theilnahm, deren nicht geringer Ertrag zur einen Hälfte für das zu errichtende Gutzkow-Denkmal, zur andern für den vom Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbande gegründeten Pensionsfonds deutscher Schriftsteller bestimmt ist.

Bibliographie.

Kastropp, G., Kain. Mit einem Titelbilde von C. Gehrts, in Holzschnitt ausgeführt von A. Cloß. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1880. 8. 9 M.

Palmié, F., Rufus. Eine Erzählung aus dem 1. Jahrhundert nach Christi Geburt. Nordhausen, Greiner. 1880. 8. 3 M.

Scartazzini, J. A., Abhandlungen über Dante Alighieri. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1880. Gr. 8. 5 M.

Schäffer, S. G., Adolf Kolping, der Gesellenvater. Ein Lebensbild. Münster, Nasse. 1880. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Tegnér's, E., Frithjof-Sage. Aus dem Schwedischen übersetzt von O. v. Nordenskjöld. Mit 12 Compositionen von K. Ekwall in Lichtdruck und 30 Vignetten in Holzschnitt. München, Bruckmann. 1880. Gr. 4. 20 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 2. —— 13. Januar 1881.

Beiträge zur Trinkliteratur.

1. Jus potandi oder Deutsches Zechrecht. Commentbuch des Mittelalters. Nach dem Original von 1616; mit Einleitung neu herausgegeben von Max Oberbreyer. Vierte Auflage. Heilbronn, Henninger. 16. 1 M.
2. Von dem schweren Misbrauch des Weins. Nach dem Original des Justus Moyß von Aßmannshausen vom Jahre 1580; mit Einleitung neu herausgegeben von Max Oberbreyer. Heilbronn, Henninger. 16. 1 M.
3. Golias. Studentenlieder des Mittelalters. Aus dem Lateinischen. Von Ludwig Laistner. Stuttgart, Spemann. 8. 3 M.
4. Carmina burana selecta. Ausgewählte lateinische Studenten-, Trink- und Liebeslieder des 12. und 13. Jahrhunderts aus dem Codex buranus, mit neudeutschen Uebertragungen, geschichtlicher Einleitung, Anmerkungen und Beigaben. Eine literatur- und culturgeschichtliche Studie, zugleich ein Liederbuch von Adolf Pernwerth von Bärnstein. Würzburg, Staudinger. 8. 2 M. 40 Pf.
5. Carmina clericorum. Studentenlieder des Mittelalters. Edidit Domus quaedam vetus. (Herausgegeben von „einem alten Hause.) Supplement zu jedem Commersbuch. Vierte vermehrte und berichtigte Auflage. Heilbronn, Henninger. 16. 1 M.

Wir Deutschen sind ein trinkhaft Volk, von je an, das muß uns der Neid lassen, und unsere Feinde selbst haben nicht umhin gekonnt, das Siegel der Bestätigung unter das wohlverdiente Zeugniß zu setzen, welches wir uns im Schweiß des Angesichts für unsere Verdienste um die Pflege der edeln Trinkkunst erwarben: hat doch der Franzose unser klangvolles deutsches Wort „trinquer“ hinübergenommen in seine Sprache, um überhaupt eine Bezeichnung für den Begriff des „Trinkens“ zu besitzen, da sein eigenes „boire“ sich kaum mit dem unsers „Nippens“ deckt. Und der Ausdruck „Trinkeswain“ galt schon vor langer Zeit dem Welschen als angestammter Name für jeden Sprossen deutscher Nation.

Aber der Deutsche trinkt nicht nur, er versteht auch zu trinken, und Hamlet's Tadelwort:

> Dies schwindelköpf'ge Zechen macht verrufen
> Bei andern Völkern uns in Ost und West —,

das böswillige Gemüther nicht minder auf uns als auf den Dänen gemünzt wissen wollen, an den es gerichtet, hat in der That dem Deutschen gegenüber so gut wie gar keine Berechtigung mehr. Denn was heißt „schwindelköpf'ges Zechen“ anders als Trinken ohne Regel und Ordnung, ohne Grundsätze und Selbstbewußtsein, mit einem Wort: ohne Logik?!

Nun, kann sich der Deutsche auch nicht zu dem höchsten Gipfel zoolyrischer Trinkerweisheit emporschwingen, da ihm Mutter Natur die unschätzbare Gabe eines Giraffen versagte, so ist er dafür auch nicht auf den wässerigen „Kathedergenuß“ beschränkt, der Deutsche hat seine Studien — in majorem Bacchi et Gambrini gloriam — an edlern Stoffen absolvirt, und zwar Studien umfassendster und gründlichster Art, die aus ihrer ursprünglichen Planlosigkeit gegen Ende des 16. Jahrhunderts zu vollkommen systematischer Regelung gelangten.

„Jus potandi oder Deutsches Zechrecht“ (Nr. 1) hieß die im Jahre 1616 zum ersten male im Druck erschienene Trinker-Gesetzsammlung; ihr Verfasser nannte sich „Blasius Multibibus, utriusque V. et C. (i. e. vini et cerevisiae) Candidatus“, und sie war „zu finden in Culmberg bei Pilß Paul und Schwamme Heintzen“. Das Verdienst aber, dies culturhistorisch und potatorisch gleich interessante Büchlein nach etwa einem Vierteljahrtausend dem Staube bibliothekarischer Vergessenheit entzogen und der deutschen Leserwelt in weiterm Sinne zugänglich gemacht zu haben, gebührt Max Oberbreyer in Magdeburg, der in einer von der Verlagshandlung sehr

zierlich und sauber ausgestatteten Form uns eine wort- und schriftgetreue Wiedergabe des Originals bietet.

In der Einleitung zu seinem Büchlein gibt uns Oberbreyer zunächst ein scharf skizzirtes Miniaturbild von der codexlosen, der schrecklichen Zeit, in welcher sich der Deutsche aus dem Stadium der „Schwindelköpfigkeit“ noch nicht zur schönen Klarheit eines Principientrinkens hindurchgezecht hatte.

Der Autor knüpft dabei an Martin Luther's (1541 erschienene) Streitschrift „Wider Hans Worst“ an, darin es heißt: „Es ist leider ganz Deutschland mit Saufen geplagt. Wir predigen und schreien darüber, es hilft aber leider nicht viel. Es ist ein alt böses Herkommen in deutschen Landen, wie der Römer Cornelius schreibt, hat zugenommen und nimmt noch zu“; und an einen andern Ausspruch des großen Reformators, den er gelegentlich seiner Auslegung des 101. Psalms thut: „Es muß ein jeglich Land seinen eigenen Teufel haben — unser deutscher Teufel wird ein guter Weinschlauch sein und muß «Sauf» heißen!“

Das war durchaus keine Uebertreibung (fährt Oberbreyer fort). Die deutsche Welt trank zu dieser Zeit wie von einer brennenden Seuche ergriffen, allenthalben, namentlich aber im Norden und Osten, Wein und Bier in Strömen. Vornehm und Gering zechte, daß sich die Balken bogen; Weltlich und Geistlich diente dem bösen Geiste im Fasse mit Saus und Braus; Jung und Alt half den Keller leeren, soweit der Beutel reichte und der Wirth borgte ...

An den norddeutschen Höfen, vorzüglich am wittenberger und später während des Dreißigjährigen Kriegs am dresdener Hofe, verschlang der hier fast nie schwindende Rausch eine Menge höchst nothwendiger Thatkraft und zeitweise allen Verstand.

Als Kurfürst Friedrich von der Pfalz seinen Sohn Ludwig nach Neuburg zu einer Kindtaufe gehen läßt, spricht er die Befürchtung aus: „Wenn mein Sohn nur vor Herzog Albrecht zu Bayern und Herzog Christoph zu Württemberg, beiden meinen Vettern und Brüdern, des Trunkes halber kann gesund bleiben; denn diese beiden Fürsten sollen auch dorten sein.“ Für den andern Bruder Hans Kasimir aber fürchtet die Mutter, als er sich zu Ansbach aufhält: „Habe nur Sorge, der Markgraf werd' mir ihn krank saufen!“

Der Adel eiferte seinen Fürsten soviel er konnte und mit bestem Erfolge nach. Ein guter Theil der gelehrten Welt, mit Einschluß mehrerer von den berühmtesten Humanisten, that nach Kräften desgleichen. Selbst viele von der Geistlichkeit machten keine Ausnahme von der Regel, und es kam vor, daß Pfarrherren ihre Amtswohnungen in Bierschenken verwandelten.

Ueberall war der Dämon des Zechens ein willkommener Gast und anerkannter Vorsitzender. Bei den Commersen der Studenten hörte man ihn singen:

Codre, caput tibi fumat,
Ne quis ignis te consumat,
Stingue mero citius!

In die Rathskeller und Trinkstuben der Bürger rief er mit dunkelrothem Gesicht und heiserer Stimme hinein: „Ein Märtenstrunk! Ein pommerscher Trunk!“ Den Bauern gab er Bierkrüge mit in die Kirche, aus denen sie einander während der Predigt zutranken und deren Deckel sie dem Pfarrer klappend ins Wort fallen ließen. Ja an hohen Festen schrotete er ihnen ganze Fässer voll Wein und Bier in das Haus des Herrn: eine Unsitte, gegen die noch im Jahre 1624 in Sachsen ein Synodaldecret erging.

Selbstverständlich eiferten die bessern Geistlichen ebenso wie die Behörden ganz energisch gegen diese „feuchte Unsitte“, ja sogar der damalige Deutsche Reichstag konnte nicht umhin, Beschlüsse gegen das „übermäßige Trinken und Zutrinken“ zu fassen, die allerdings eine Bindekraft für die Ewigkeit nicht zu besitzen scheinen; denn sonst würde der Deutsche Reichstag von heutzutage nicht in der heikeln Lage sein, sich demnächst wiederum mit einer vom Fürsten Bismarck projectirten „Trunkgesetz-Vorlage“ beschäftigen zu müssen!

Wie sollten aber auch Verordnungen von einer Jahrhunderte überdauernden Tragkraft sein, die schon in der Zeit ihrer Publicirung mehr zum Bruch als zum Brauch gegeben schienen?! Denn wie es trotz jener Reichstagsbeschlüsse in den „alten großen Trinkländern“ des Nordens (und des Südens wol also nicht minder!) aussah, davon gibt Oberbreyer Beweise durch ein Citat aus der um 1552 in Leipzig erschienenen Schrift „Wider den Saufteufel“. Es heißt in derselben unter anderm:

Es üben solche Laster jetzund nicht allein die Mannspersonen, sondern auch die Weiber, nicht allein die Alten, sondern auch die jungen Kinder, die können allbereits einander ein Halbes zutrinken. Die Aeltern lehren's auch wol ihre Kinder. „Nun laß sehen“, spricht der Vater zum Söhnlein, „was du kannst; bringe ihm ein Halbes oder Ganzes.“

Und ist's in dieser Beziehung etwa heutzutage besser? möchte ich hier parenthetisch bemerken; heutzutage, wo wir den „kneipfesten“ Bürgerstand nachts um die zwölfte Stunde oder noch ... früher, mit Weib und Kind, mit Kegel und Rind — wie weiland die Patriarchen und Erzväter von Weideplatz zu Weideplatz — von einem Bierlocal zum andern pilgern sehen, und wo der jüngste trinkhafte Sproß der Familie geflissentlich daran gewöhnt wird, den schäumigen Stoff aus dem schwechater oder dem münchener Hofbräuhause als naturgemäßen Ersatz für die Muttermilch anzusehen?

Und über das alles (fährt die „Saufteufelei“ fort) hat man solches Lasters der Trunkenheit kein Hehl, sondern man kitzelt sich damit, als hätte man gar wohl gehandelt. Ja, rühmen's auch herrlich und sagt einer zum andern: „Lieber, ich wollte, daß du nächtens bei uns gewesen wärest. Wir waren recht fröhlich, da ließen wir das Rädlein herrummergehen, es durfte keiner nüchtern davonkommen. Ich soff sie endlich alle darnieder, der fiel auf die Bank, jener fiel ganz hinunter. Da solltst du Wunder gesehen haben!“

Nach Beendigung obigen Excurses sagt Oberbreyer weiter:

Die kräftigsten Bannsprüche der Kanzeln, die strengsten Verbote der Obrigkeiten und des Reichstags, die Warnungen und Mahnungen wohlmeinender Schriftsteller — nichts verfing gegen den greuelvollen Spuk, mit dem die große Masse immer tiefer im Krug und Faß versank. Man kehrte sich nicht an die Moralprediger, man lachte der angedrohten Strafe und lebte lustig fort nach Paragraph Elf. Es wurde ein förmlicher Sauforden gestiftet, man pries in tollen Dichtungen, wie Koch's „Ars bibendi", das Zechen geradezu als edelste Kunst und die Trunkenheit als empfehlenswerthesten Zustand; es entstand eine Reihe der wildesten deutschen und lateinischen Trinklieder, und für die Trunksucht ward eine Menge von Bräuchen, Satzungen und Ceremonien erfunden, aus denen sich zuletzt ein vollständiges Zechrecht entwickelte. „Darnach fangen sie an", sagt bereits Geiler von Kaisersberg von den damaligen Studenten, „saufen einander zu, und wer am besten saufen mag, der wird Magister oder Doctor gar." Ferner waren schon früh „Zechturniere" im Schwange, bei denen man sich auf ein bestimmtes, meist sehr großes Quantum Wein oder Bier herausforderte, und bei denen es nichts Ungewöhnliches gewesen sein wird, wenn einmal, wie Hans Sachs uns nach eigener Anschauung erzählt, zwölf „Bierhelden", nachdem sie „sechs Stunden mit Stutzen und Kannen zusammengeritten", eine Tonne Bier ausgetrunken hatten. — Erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts indeß scheinen sich unter Studenten, Bürger und Adel Regeln des Trinkens ausgebildet zu haben, die bei Strafe zu beobachten waren, und erst 1616 (wie schon oben bemerkt) erschienen dieselben gesammelt und geordnet im Drucke.

Was nun das überaus selten gewordene Büchlein anbetrifft, das in der stattlichen Reihe von sechzig Kapiteln zunächst eine kurzgefaßte Geschichte des Trinkens selbst gibt, um dann die Mysterien der Ausübung dieser achten unter den sieben freien Künsten systematischst zu enthüllen, so dürften einige Proben aus dem reichen Inhalt am leichtesten und sichersten über dessen Bedeutung orientiren.

Aus den ersten neun, den salva venia „trinkgeschichtlichen" Paragraphen scheint mir der vorletzte ganz besonders der Erwähnung werth. Derselbe lautet:

Die Materia oder der Stoff, so darzu (zum Zechen nämlich) gehöret und von Nöthen, ist Bier und Wein, derer beydes für sich selbst auff viel und mancherley Art unterschieden ist. Und ist kein Zweiffel, daß, wann man fragt, welches unter diesen beyden Geträncken das beste sey, ob der Wein nicht unbillig und mit allem Recht den Vorzug haben und behalten solte? Jedoch wenn Bier oder Wein jedes in seiner Art betrachtet und man fraget, welches Bier vor dem andern den Vorzug habe und besser sey, kan einer allein nicht wohl melden und anzeigen, denn gleich wie man saget: viel Köpffe, viel Sinne, also seynd auch viel und mancherlei Geschmacks, welches auch daher genugsam erscheinet, indem ihrer nicht wenige gefunden werden, die da wol das liebe lautere Brunnenwasser, Milch, Molcken und dergleichen auch wohl dem alleredelsten und besten Weine weit vorziehen und besser achten, welches mir dann in meinem Kopff gewaltig Spannisch und lächerlich vorkömmt, sintemal mir das Rostocker, Hamburger, Dantzger Duppelbier, Preußing, Braunschweigische Mumme, Kniesenack, Hannoverscher Broyhan, Englisch Bier, Zerbster oder Calvinisch und Torgauisch Bier viel und viel tausendmahl besser schmeckt, als etwan der Wittenbergische Kukuck, Büffel oder das Leipziger gekräuterte, bauchzerreißende Rastrum, wäre es auch gleich der allerstattlichsten Frauen Gebräu und von ihrer alten fuchsschwänzenden und abgereiffelten Muhme, oder durch einen dickbackichten, ums Geld gemietheten Sackpfeiffer bis an Himmel hinauf erhoben und gelobet. Achte auch einen Rheinischen Wein: Klingenberger, Muskateller, Rebs, Hambacher, Malvasier, Peter Simens, Allekanten, Riesfelder, Rothalter und Bacharacher viel edler, besser und werther, als etwan einen geringen Francken oder Hessischen Landwein.

Nächst diesem staunenswürdigen Orakelspruch gibt auch der §. 9, wennschon in anderer Beziehung zu denken:

Die Forma, Art und Weise des Zechens erscheinet aus den unterschiedlichen Arten, Manieren und Weisen, dadurch solches verrichtet wird, selbsten. Derer etliche sind totales und partiales. Totales — wenn man zu gantzen trinkt; und das geschicht nun entweder continue, wenn man auff einen Trunk oder schmalen Zug austrincket, und das wird nun verrichtet, entweder floricös oder hausticös. Floricös: wenn man die gantze Labaschke (von labrum, Lippe) oder Waffe oben um des Glasses Orificium oder Mundloch herumzerret (!), und auf einen Satz den gantzen Trunck in die Gurgel geust, durch welches ungebärdiges Beginnen (also doch!) das Glaß mit weißen Gischtblasen, die man flores nennet, gefüllet wird. Hausticös: wenn der gantze Pocal oder Glaß auff einen Zug oder Athem evacuiret und geleeret wird.

Daß das Zechrecht — die Grundlage auch unsers modernen Kneipcomments — eigentlich gar kein allzu mildes Verfahren, sondern unter Umständen in die Kategorie der peinlichen Hals-Gerichts-Ordnung rangirte, dürfte aus §. 12 zur Genüge erhellen:

Wie aber, wenn einer auch nicht hausticös oder auff einen Trunck könne Bescheid thun? — Ey, das wäre eine grosse Schande, dasjenige, was alle und jede können, nicht können. (Illa est lata culpa, non novisse id, quod omnes tenent.) Das wird nicht unbillig einem hinterlistigen Betrug compariret und gleich gerechnet. Derowegen wird der Herr auff dißmahl nicht können entschuldiget werden, sondern mag vielmehr ansetzen und mit einem starken Zuge so lange anhalten, biß ihm die Augen glitzen und das klare Wasser von dannen tröppffelt.

So hart wird denn doch heutzutage selbst auf der „schneidigsten" Corpskneipe beim „Vor- und Nachsteigen" nicht mehr verfahren, namentlich schon in Anbetracht der geringern Raumverhältnisse unserer gewohnheitsgemäßen Trinkgefäße, gegenüber denen unserer Altvordern.

Der kneipgesetzgebende Körper hält nicht eben viel von den auf der Bierbank oder am Weintisch eingegangenen „Seelenverwandtschaften", sondern scheint in dieser Beziehung mehr auf dem Boden der Anschauungsweise des Polonius zu stehen, und dessen dem Laertes ertheilten weisen Rathschlag:

Leutselig sei, doch keineswegs gemein;
Den Freund, der dein, und dessen Werth erprobt,
Mit eh'rnen Haken klammr' ihn an dein Herz,
Doch härte deine Hand nicht durch Begrüßung
Mit jedem neugeheckten Bruder —

für maßgebend zu erachten. Wenigstens geht dies aus dem einundzwanzigsten Paragraphen ziemlich deutlich hervor, in welchem auf die Frage:

was doch von einer solchen Brüderschafft, die durch einen Suff geschicht, eigentlich zu achten und zu halten sey,

ganz unumwunden geantwortet wird:

Was ein wenig klügere und mehr verständige Leute seyn, achten solches gar vor ein sandiges und unbeständiges Wesen,

und ist gantz gewiß, daß solche ja, so leicht als sie ist gemacht worden, wiederum resolviret und über ein Hauffen gestoßen werden kan.

Als Beweis, bis zu welchen Ungeheuerlichkeiten die Zechkumpane der „untersten Bälge" sich in der guten alten Zeit ab und an wol müssen verstiegen haben, darf der §. 26 gelten, demzufolge sogar aus Filzhüten und Speiseschüsseln getrunken ward.

Nicht minderes culturgeschichtliches Verdienst als durch die Wiederherstellung des „Jus potandi" in seiner ursprünglichen Form hat Max Oberbreyer sich durch die Neuherausgabe des Büchleins „Von dem schweren Misbrauch des Weins" (Nr. 2) erworben, das Justus Moyß, Pfarrherr zu Aßmannshausen, unter folgendem ausführlichen Titel veröffentlichte:

Von dem schweren Mißbrauch des Weines, darin vermeldet wirdt, wie wir Gott so höchlich erzürnet, vnd er vns so hart gestraffet hat: Auß H. Schrifft vnd Exempeln der Heiden, Darauß wir lehrnen Mäßigkeit an zunemmen, dargegen Trunckenheit als das höchste laster vnd grewel Gottes zuuermeiden. In Reymen Weiß gestelt, Durch Justum Moyß Pfarherrn zu Haßmanshaußen. Augustinus in Sermone. Ebrietas est blandus Daemon, dulce venenum, suaue peccatum, quam qui habet, se ipsum non habet: quam qui facit, peccatum non facit, sed ipse totus est peccatum. Getruckt zu Coln, durch Maternum Cholinum. M. D. LXXXI. Mit Röm. Kays. Maiest. Freyheit —

einem Titel, dessen laute Lesung allerdings schon allein die menschliche Kehle in einen Zustand der Trockenheit zu versetzen vermag, der fast unwiderstehlich zu „klaftertiefem Ehrentrunk" herausfordert.

Ueber die Entstehungsursache dieses interessanten Büchleins wäre kein Wort weiter zu verlieren, nach dem, was bereits oben zur Charakterisirung jener Culturzustände gesagt wurde, die dem Erscheinen des „Zechrechts" zu Grunde lagen; doch dürfte auch hier dem Leser vom Werke selbst „ein Schlückchen wohl behagen", und so lasse ich denn Max Oberbreyer ... oder vielmehr Ehren Moyß, den Pfarrherrn von Aßmannshausen, eigenmündig seine Vorrede halten:

Undern andern schweren und unverschampten Lastern und Sünden, so diese letzte und gefährliche zeitten, leider bey vielen oberhand genommen, ist die Trunckenheit sampt allerley unreinigkeit, in wüsten worten und wercken nit die geringste. Dan sie ihren embsigen gebrauch daher bekompt, das man nun fort hin alles was Gott unnd seinem lieben Wort zuwider, nit fur Sünde achtet und halte. Wie dan jetzundt die Trunckenheit fur ein lieblicher Teuffel, ein süße gifft und ein angeneme Sünd. Darauß man leichtlich spurt, das der Mensch sich zu diesen leichtfertigen, und der welt wolgefellige dingen, gern offt, dick und durch des leidigen Sathans listige anreitzung (wie er dan von natur darzu geneigt) befleisset und uberreden lest.

Nach Anführung einiger Bibelstellen, welche die Trunkenheit verdammen, fährt der Verfasser fort:

Es wirdt ja, zweiffels ohn, diese und andere grewliche laster und Sünde, mehr, an vielen ortheren und Stedten offentliche gestraffet und geprediget. Aber dieweil nun mehr, leiders, die bößheit under dem Volck erwachsen, unnd die Predigen wenig und leichtlich achten, zu einem ohren ein, zu dem andern auß lassen gehn, dieweil auch das schreiben lenger und weiter geht und werdt, alß das reden und manen, hab ich durch bewegung solcher ursachen, diß gering gedicht von der trunckenheit gesamelt unnd zusamen bracht, furnemlich zu verkleinerung und abgang deß grewlichen weinsauffens, sampt deren nachfolgenden Lastern und schanden, Wiewol ich der geschicklichkeit, verstandt und weißheit nit bin, das durch mich etwas publicirt oder gelehret sol werden, Auch diß wercklein des namens nit werdt, Jedoch gut habender meinung den grewlichen Mißbrauch des weins darmit auffzuheben, nit haben bleiben lassen.

Daß es gerade ein Pfarrer von Aßmannshausen sein mußte, der den Weinschläuchen in seinen gereimten Episteln so scharf zu Leibe geht, darf nicht wundernehmen: ist doch der rothe Aßmannshäuser ein gar süffiger Tropfen, an dem sich das Dichterwort wie selten an einem andern edeln Naß bewahrheitet:

Zu viel kann man wol trinken,
Doch trinkt man nie genug.

Und der gestrenge Herr Justus Moyß hat augenscheinlich genau gewußt, mit welch einem gefährlichen Gegner er den Kampf aufgenommen; denn die Waffen, deren er sich gegen denselben bedient, lassen an Schärfe und Wucht, der Streiter selbst an Schwungkraft nichts zu wünschen übrig. Als Beweis dafür mag hier das „Fünffte Capittel" eine Stelle finden, in welchem „Von der vollen Menschen wesen" die Rede ist:

Wo ist doch zucht vnd Erbarkeit,
Da Wein regiert vnd Trunckenheit?
Da man lebt wie ein volle Khü,
Da ist weder Tag noch Nacht rhü,
Vnd da auch ist die Trunckenheit,
Die Witz größ noth vnd mangel leidt,
Der Mensch der sinnen ist beraubt,
Klagt immer whe in seinem Heubt,
Verliert die Witz mit großem saußen,
Wie wasser thun die ohren braussen,
Sein Glieder seindt jhm all erschlagn,
Ein voller Mann ein elendt Mann,
Sein Hendt vnd Füß seindt ganz beschwert,
Will jmmer fallen auff die Erdt,
Ligt dort im kaht voll wie ein Saw,
Bey ihm ist wenig hulff vnd traw,
Ein Wasser fluß die augen seindt,
Sie werden roth, vnd auch bald blindt,
Der Mund jhm ubel stincken thut,
Ein voller boltz thut nimmer gut.
— — — — — — — — —

Und lassen sich nun wol, wie ich es gethan oder doch zu thun gedenke, mit den beiden vorbenannten Werken: dem das regel- und zuchtlose Trinken in feste Gesetzesformen weisenden Zechrecht, und dem gegen ziel- und maßloses Schlemmen eifernden Priesterwort — lassen sich hiermit die drei andern eingangs verzeichneten Bücher, Sammlungen mittelalterlicher Studentenlieder, wol in logischen Zusammenhang bringen?! Ich meine: ja; und wollte man sich dabei auch nur auf das vorm Moral-, wie vorm Justizgesetz gleich gültige audiatur et altera pars berufen.

Gewissermaßen stehen das „Jus potandi" und der „Schwere Misbrauch des Weines" zu den Golianden- und Studenten-

liedern des Mittelalters im Verhältniß von Wirkung und Ursache; was in diesen (vorwiegend wenigstens) als Endziel menschlicher Weisheit gepriesen wird: der Genuß, von dessen Uebermaß wird dort, als von dem Urgrund menschlicher Narrheit, abgemahnt. Und wenn ich demnach bei meiner Besprechung die Verkehrtheit beging, die Wirkung der Ursache vorauszuschicken, so geschah es mit dem guten Bedacht, daß in diesem Fall die letztere der erstern bei weitem vorzuziehen, d. h. das Trinklied dem physischen und moralischen Katzenjammer, nur daß man, einer alten Volksregel gemäß, sich das Beste immer zuletzt versparen solle.

In der heiligen Dreizahl liegen jene Neuausgaben studentischer Trink- und Liebeslieder des 12. und 13. Jahrhunderts vor uns: a) als „Carmina Clericorum" von „einem alten Hause" herausgegeben (Nr. 5) und zwar in lateinischer Sprache, also nur für den wahren Kenner berechnet; b) als „Golias. Studentenlieder des Mittelalters" (Nr. 3), nur deutsch und zwar von Ludwig Laistner, der in seiner geistvollen und gediegenen Vorrede ein interessantes Bild von dem Wesen mittelalterlichen Studentenlebens, dem Wirken und Walten der Fahrenden Schüler entwirft; endlich c) als „Carmina burana selecta", von Pernwerth von Bärnstein edirt (Nr. 4), welcher, das Nützliche dem Angenehmen einend, dem lateinischen Urtext die deutsche Uebersetzung beigesellt und durch eine umfassende historische Einleitung und genaueste Angaben über directe und indirecte Quellen seinem Buche gleichzeitig den höhern wissenschaftlichen Werth zu verleihen weiß.

Dem geschichtlichen Theil der letztgenannten Sammlung möchte ich — „für die, so es angeht" — folgende kurze Notizen und „nöthige Winke" entnehmen. Bei der allgemeinen Klosteraufhebung des Jahres 1803 fand man in der alten Abtei Benedictbeuren (Bura) in den bairischen Voralpen eine Handschrift aus dem 13. Jahrhundert, die aus einer bunten Mischung von etwa zweihundert bis dahin meist ganz unbekannten lateinischen und deutschen Gedichten theils ascetisch frommen, theils heitern, ja geradezu höchst lasciven Gepräges bestand. Schon bei flüchtiger Durchsicht erwies sich dieser „Codex buranus" als ein literarischer Fund von bedeutendem poetischen Werth, von hohem antiquarischen Interesse — nach Jakob Grimm als „ein Schatzkästlein der alten Literatur"; man schaffte denselben nach München und verleibte ihn der (spätern) k. k. Hof- und Staatsbibliothek ein. In den Jahren 1803—7 begannen Freiherr von Aretin, der Vorstand der kurfürstlich bairischen Hof- und Nationalbibliothek, und J. Docen, deren Beamter, jenen literarischen Fund durch die Herausgabe einer „Anthologie aus der benedictbeurer Handschrift" auch weitern Kreisen zugänglich zu machen, bis im Jahre 1847 J. Schmeller, Director der Hof- und Staatsbibliothek, die erste Gesammtausgabe desselben unter dem Titel „Carmina burana" veranstaltete.

Nach Schmeller's systematischer Eintheilung zerfallen diese Poesien in zwei große Hauptgruppen: 1) „Seria"; 2) „Amatoria, potatoria, lusoria". Die deutschen Stücke, etwa 50 an der Zahl, gehören durchgängig dem im 12. und 13. Jahrhundert in Deutschland blühenden Minnesang an und sind theilweise nachweislich den Liederschätzen verschiedener berühmter Minnesänger entnommen. Von den lateinischen Stücken, etwa 150 im ganzen, war ein kleiner Bruchtheil schon früher bekannt. Es sind dies jene Lieder, welche man seit Jahrhunderten fälschlich dem Engländer Walter Mapes zuschrieb, die aber Jakob Grimm für den deutschen Archipoëta, das Prototyp der Fahrenden Schüler, erfolgreich reclamirt hat.

Leider vergönnt der knappbemessene Raum einer Zeitschrift nicht, dem Herausgeber weiter auf dem Gebiet seiner historischen Erörterungen zu folgen, die, wie schon angedeutet, namentlich interessante Streiflichter auf das damalige Studentenleben werfen, diesen „Spiegel der jeweiligen Culturperiode eines Volks".

Was den Geist und den dichterischen Werth der lateinischen Stücke des „Codex buranus" betrifft, so sei nochmals kurz erwähnt, daß die „Seria" meist geistlichen, oft streng ascetischen Inhalts sind, dabei aber charakteristischerweise der beißenden Satire gegen die Verderbtheit und unersättliche Habsucht der höhern Pfaffheit keineswegs entbehren.

In den Trink- und Spielliedern, soweit sie deutschen Verfassern zugeschrieben sind, documentirt sich das ungeschwächte Fortbestehen der beiden altgermanischen Hauptleidenschaften: Trunk und Spiel.

Die Liebeslieder endlich, welche numerisch den größten Theil der ganzen Sammlung ausmachen, bewegen sich im weitesten Rahmen von der zartesten, duftigsten Liebesregung des unverdorbenen jugendlichen Herzens bis zur Ausmalung der wildesten Sinnenlust und des nacktesten Genusses.

Schwer ist es, aus der Fülle sothanen altakademischen Sangeshorts eine Probe zu bieten, weil in der That fast jedes dieser frischen Lieder der Wiedergabe würdiger scheint als sein Vorgänger oder Nachfolger.

So sei denn, zur Rettung aus diesem embarras de richesse, eins der bekanntesten gewählt: das „Meum (oder mihi) est propositum", und zwar hauptsächlich weil es Gelegenheit zur Vergleichung dreier Umdeutschungsversuche bietet, deren erster bereits aus dem Jahre 1777 von Bürger herrührt.

Bürger ist jedenfalls von den drei Uebersetzern am freiesten verfahren, indem er aus den fünf Strophen des Originals deren sieben formte:

Ich will einst, bei Ja und Nein,
 Vor dem Zapfen sterben.
Alles, meinen Wein nur nicht,
 Lass' ich frohen Erben.
Nach der letzten Oelung soll
 Hefen noch mich färben,
Dann zertrümm're mein Pokal
 In zehntausend Scherben!

Jedermann hat von Natur
 Seine sondre Weise;
Mir gelinget jedes Werk
 Nur nach Trank und Speise.

Speis' und Trank erhalten mich
In dem rechten Gleise.
Wer gut schmiert, der fährt auch gut
Auf der Lebensreise.

Ich bin gar ein armer Wicht,
Bin die feigste Memme,
Haben Durst und Hungerqual
Mich in Angst und Klemme.
Schon ein Knäbchen schüttelt mich,
Was ich mich auch stemme;
Einem Riesen halt' ich Stand,
Wenn ich zech' und schlemme.

Echter Wein ist echtes Oel
Zur Verstandeslampe,
Gibt der Seele Kraft und Schwung
Bis zum Sternenlampe.
Witz und Weisheit dünsten auf
Aus gefüllter Wampe.
Baß glückt Harfenspiel und Sang,
Wenn ich brav schlampampe.

Nüchtern, bin ich immerdar
Nur ein Harfenstümper,
Mir erlahmen Hand und Griff,
Welken Haupt und Wimper;
Wenn der Wein in Himmelsklang
Wandelt mein Geklimper,
Sind Homer und Ossian
Gegen mich nur Stümper.

Nimmer hat durch meinen Mund
Hoher Geist gesungen,
Bis ich meinen lieben Bauch
Weidlich vollgeschlungen.
Wenn mein Kapitolium
Bacchus' Kraft erschwungen,
Sing' und red' ich wundersam
Gar in fremden Zungen.

Drum will ich, bei Ja und Nein,
Vor dem Zapfen sterben.
Nach der letzten Oelung soll
Hefen noch mich färben.
Engelchöre weihen dann
Mich zum Nektarerben:
„Diesem Trinker gnade Gott,
Lass' ihn nicht verderben!"

Unter Benutzung der nämlichen Originalstrophen, die der Dichter der „Lenore" dem obigen Text zu Grunde legte (eine Ausgabe von Fink's „Musikalischem Hausschatz" vom Jahre 1843 nennt noch Gualterus de Mapes als Verfasser des lateinischen Originals), gibt Pernwerth von Bärnstein das Lied in folgender Verdeutschung, die er, seiner eigenen Angabe nach, etwa im Jahre 1855 fertigte:

Danach steht mir all mein Sinn:
Will im Wirthshaus sterben,
Rings ums Todtenbänklein Wein,
Wein in edeln Scherben;
Daß die Engel selbst für mich
Bei dem Herrgott werben:
„Diese Trinkerseele, Herr,
Laß sie nicht verderben!"

Aus dem Becher quillt mir Licht
Zu des Hirns Laterne,
Nektarselig fliegt mein Herz
Ueber Mond und Sterne.
Süßer däucht mir reiner Wein
Hier in der Taberne —
Als dein Mischwein, Herr und Fürst,
Der, der bleib mir ferne!

Jedem Menschen scheukt' Natur
Seine eigne Gabe:
Schreiben könnt' ich nimmermehr,
Wenn ich Durst noch habe;
Bin ich nüchtern, schleudert mich
Hin der kleinste Knabe.
Durst und öde Nüchternheit
Hass' ich gleich dem Grabe.

Wie mein Wein ist, also wird
Mir mein Reim gelingen;
Ohne Schmaus da könnt' ich nicht
Dichten oder singen,
Und es wär' wol eitle Müh',
Wollt' ich's nüchtern zwingen;
Voll — werd' ich den Sangespreis,
Naso, dir abringen.

Und des Dichters Ahnungsgeist
Kann ich niemals fühlen,
Konnte ich zuvor nicht Wein
Brav hinunterspülen;
Spür' ich aber in der Brust
Bacchus' Geister wühlen,
Dann spricht Phöbus hell aus mir
Auf Prophetenstühlen.

Ludwig Laistner endlich benutzte für seine „Golias"-Uebersetzung den Wortlaut des Originals, wie er in den „Carmina Clericorum edidit domus quaedam vetus" enthalten ist, und der (mit Ausnahme der ersten Strophe) nicht unerheblich von jenem Text abweicht, an den die beiden andern Verdeutscher sich hielten.

Diese erste Strophe theilen wir nachstehend mit; sie bilde den Schluß meiner potatorisch-literarischen Skizze:

Mein Begehr und Willen ist:
In der Kneipe sterben!
Nah den Lippen sei der Wein,
Eh sie sich entfärben!
Und der Englein Sterbechor
Möge für mich werben:
Laß den wackern Zechkumpan,
Herr, dein Reich ererben!

Richard Schmidt-Cabanis.

Lyrisch-epische Dichtungen.

(Beschluß aus Nr. 1.)

1. Tannhäuser. Ein Minnesang von Julius Wolff. Mit Porträtradirung nach einer Handzeichnung von Ludwig Knaus. Zwei Bände. Berlin, Grote. 1880. 8. 6 M.
2. Heinrich von Ofterdingen. Eine Mär von Gustav Kastropp. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1880. 8. 6 M.
3. Kain. Von Gustav Kastropp. Mit einem Titelblatte von Karl Gehrts, in Holzschnitt ausgeführt von A. Cloß. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1880. 8. 9 M.

Eine Probe des trockenen dürren Chronikstils in Wolff's „Tannhäuser" geben folgende Verse:

Als Urlaub von Tirol genommen
Tannhäuser zu dem Ritt nach Wien,
Sah er, bis Judenburg gekommen,
Dort reisig Volk die Straße ziehn.
Den Ungarn galt es; König Emrich rächte
Den Schutz, den Andreas, sein Bruder, fand
Bei Herzog Leopold in Wien, und schwächte
Oestreichisch Grenzgebiet mit Raub und Brand.
Da gab es Krieg; doch Streit und Orlog kannte
Friedrich von Pettau, ein erfahrner Held.
Tannhäuser's Herz in Kampfeslust entbrannte,
Und ungeduldig zog er mit ins Feld.
Er stritt und stach sturmkühn mit seiner Lanze
Und ward ein Sanct-Georg dem Heere werth,
In Sprüngen flog sein Hengst zum Waffentanze,
Und helle Feuerschläge schlug sein Schwert.
Stets leuchtete voran den tapfern Scharen
Sein hoher Helm im wildesten Gewühl,
Dem Freunde helfen und den Feind nicht sparen —
War in der Schlacht sein einziges Gefühl.
Als bei Großsonntag in dem Peßnitzthale
Des Krieges blutige Entscheidung fiel,
War er es, der gleich einem Wetterstrahle
Der Ungarn Reihn durchbrach zum letzten Ziel.

Auch die Topographie Roms ist im Grunde nur ein versificirter Wegweiser. Desto frischer blüht der Liederfrühling auf: die Gesänge auf der Wartburg, besonders das Lied Wolfram's von Eschenbach haben hohen Stil und dichterischen Schwung, doch auch die andern Minnecouplets, die Lieder von Lenz und Liebe, sind wohlgelungen:

Der Lenz ist gekommen
Ins harrende Land,
Hat um sich genommen
Sein Blumengewand.
Es schallt von den Zweigen
Der Vögel Gesang,
Nach Trauern und Schweigen
Ein grüßender Klang.
Da regt sich ein Sehnen, da blühet die Lust.
Heraus, du mein Lied, aus der klopfenden Brust!

Es dränget zur Ferne,
Was frei und geschwind,
Es wandern die Sterne
Und Wasser und Wind.
Es wallen und weben
Die Wolken im Raum —
Mit ihnen zu schweben,
Mein seligster Traum.
Ihr greifet den Blitz nicht am schmetternden Schaft,
Mich haltet ihr auch nicht in Fessel und Haft.

Ich habe getragen
Den heimlichen Schmerz,
Nicht länger in Klagen
Vertröst' ich mein Herz.
Den Speer will ich schwingen
Auf schnaubendem Pferd,
Und singen und klingen
Soll Harfe und Schwert.
Ich fahre wie Sturm, der die Eiche zerspellt,
Hinaus in die Freiheit, hinaus in die Welt!

Auch an neckischen und drolligen volksthümlichen Weisen fehlt es nicht: das Spottlied auf den Küchenmeister am Hofe der Babenberger, dessen erste Strophe lautet:

Herr Hiltigrim ist, wie er geht und steht,
Die Krone der Küchenmeister;
Wie keiner, wo immer ein Spieß sich dreht,
Beherrscht er die Bratengeister.
Dafür genudelt und gespickt
Ist er mit Sorgen und Plagen,
Daß er die Tafel recht beschickt,
Sonst geht es ihm an den Kragen.
Doch mundet, was er buk und briet;
Heil, hochversippter Suppenschmied,
Herr Hiltigrim von Grauscharen!

Oder das Lied des Spielmanns, mit der ersten Strophe:

Itzt hört ein neues Liedlein an,
Gar eine frumme Weise,
Und wenn's nicht stehn und gehen kann,
So dreht es sich im Kreise.
Voll loser Lieb' und festem Haß
Klopft mir das Herz im Leibe
Wie junger Wein im alten Faß,
Dem ich die Bände treibe
Um und um
Frumm und krumm,
Sitzt du gut, so bleibe!

Als Liederdichter nimmt der Autor einen hohen Rang ein, den er in diesem Werke fest zu behaupten weiß. Ueber die großen Dichtungen „Parcival", „Tristan und Isolde" finden sich viele sinnige kritische Randglossen: doch es ist überhaupt ein Zuviel des Stoffs, womit der Dichter sein Werk beschwert hat; es fehlt die Meisterschaft der Beschränkung.

Was die sprachliche Form betrifft, so stören uns, nicht blos in dem deutsch-französisch-spanischen Radebrechen des Minnehofs, sondern auch sonst viele mittelalterliche Wendungen, welche dem Lesepublikum der Neuzeit unverständlich sind.

Gustav Kastropp hat sich durch ein Drama: „Suleika", bekannt gemacht, welches in d. Bl. eingehend und anerkennend in Bezug auf dichterische Schönheiten besprochen worden ist (Nr. 11 f. 1878): gegenwärtig tritt er mit

zwei großen Dichtungen vor das Publikum, „Heinrich von Ofterdingen" und „Kain": die erstere ein Minnesang wie der „Tannhäuser" von Julius Wolff, die zweite ein Mysterium im Ton der Byron'schen Dichtungen, nur nicht in dialogisirter Form.

Kastropp's „Heinrich von Ofterdingen" (Nr. 2) schließt sich an die sagenhafte Kunde an, die uns von diesem Dichter erzählt. Ofterdingen hat sich am Sängerkrieg auf der Wartburg betheiligt und einen Kreuzzug in das Gelobte Land mitgemacht. Das sind die zwei Thatsachen der Ueberlieferung, welche der Dichter in den Mittelpunkt seiner „Mär" gestellt hat. Hier ist nicht davon die Rede, daß Heinrich von Ofterdingen und Tannhäuser eine und dieselbe Gestalt sind, ebenso wenig davon, daß der erstere der Dichter des „Nibelungenliedes" sei; alle diese Erfindungen und Verschmelzungen Julius Wolff's, welche seiner großen Dichtung Mannichfaltigkeit verleihen, aber auch den einheitlichen Charakter des Helden gefährden, fehlen hier. Heinrich von Ofterdingen lernt bei einem Ritt durch das thüringer Land die Gräfin Klara von Gleichen kennen; die flüchtige Bekanntschaft führt zu gegenseitiger Liebe. Doch dieselbe Klara von Gleichen wird von dem ungarischen Grafen Klingsohr geliebt, und ihr Vater Erwin gibt diesem den Vorzug vor dem Landstreicher Ofterdingen. Der Landgraf hat beide und auch die Gleichen auf die Wartburg eingeladen: es entspinnt sich hier ein Streit der Nebenbuhler, der zuerst zum Wettkampf des Gesanges, dann zu einem Turnier mit Waffen führt. Vor demselben sucht Klingsohr seinen Gegner durch einen Ueberfall aus dem Wege zu räumen; doch Heinrich schlägt die Sendlinge des ungarischen Grafen zu Boden und erscheint, wenn auch verspätet, auf dem Turnierplatz. Der Kampf selbst wird durch Glockenläuten unterbrochen und durch das Einschreiten des Klerus, welcher alle Ritter auffordert, statt den innern Zwist zu pflegen, ins Heilige Land zu pilgern, wo an den Christen wiederum schwere Unbill verübt worden.

In der That betheiligen sich die Thüringer am Kreuzzug. Klingsohr will dort Heinrich von Ofterdingen an Sultan Saladin verrathen: doch dieser begnadigt die Gefangenen und schlägt dem Verräther das Haupt ab.

Durch den Magier Klingsohr kommt ein Element des Wunderbaren in die Dichtung; doch ist dieser keineswegs ein Faust von genialem Streben, wodurch die Dichtung wesentlich gewonnen hätte, sondern ein heimtückischer Bösewicht, der übrigens mit seinen Geistern sehr unglücklich experimentirt, obschon Lucifer in seinem Bann ist; er weiß mit ihnen nichts Rechtes anzufangen. Als er sie Heinrich von Ofterdingen zuschickt, werden sie dem Dichter zwar anfangs sehr lästig; doch er braucht ihnen nur das Kreuz entgegenzuhalten, und sie verschwinden. Im Heiligen Lande beschwört Klingsohr den dienstbaren Geist Lucifer herbei; dieser muß ihm wahrsagen und zwar sehr Unerfreuliches, was er aber nicht zu ändern vermag.

Die Sage des Sängerkriegs auf der Wartburg hat Kastropp in einigen Zügen umgewandelt. Einmal handelt es sich nur um einen Wettgesang zwischen Ofterdingen und Klingsohr, dann steht auch der Henker nicht daneben, um den Unterlegenen dem Tode zu weihen, und überdies, was wir am wenigsten glücklich finden, verwandelt sich das Sängerturnier in ein Turnier mit den Waffen: ein Kampf, der nicht einmal zum Austrag kommt.

Trotz dieser Erweiterung des überlieferten Stoffs bleibt derselbe doch auf einige Hauptzüge beschränkt, ist nicht entfernt so reichhaltig wie der große Liebesroman des „Tannhäuser" von Julius Wolff, und die Dichtung konnte nur zu so großem Umfang anwachsen durch eine Behandlungsweise, welche den Minnesang von Anfang bis zu Ende hindurchtönen läßt und außerdem in der unerschöpflichen Spruchweisheit des Narren, der sich am Schluß auch als ein geheimer Liebhaber der Gräfin von Gleichen entpuppt, den Fonds für eine Gnomik besitzt, welche unermüdlich den Rosenkranz der Lebensweisheit herunterbetet.

Wir müssen bekennen, daß wir selbst an dem Minnesang an und für sich nicht sonderlichen Geschmack finden ... es sind ein paar Empfindungen und ein paar Gedanken, die immer hin- und hergewendet werden, in wechselnder Rhythmik, in wechselnder Beleuchtung, die aber doch auf die Länge eintönig werden. Die Sammlung enthält viele hübsche Lieder im echten Ton des Minnesangs, und doch ermüdet das fortwährende Singen und Klingen; der Dichter setzt uns gleichsam immer seine Harfe auf die Brust. Man kann auch des Guten zu viel thun. Als Proben dieser anmuthigen Lyrik theilen wir das folgende Frühlingslied mit:

> Sei mir gegrüßt, du Waldesduft,
> Du seliges Sinnen und Träumen!
> Im Sonnenglanze zittert die Luft,
> Es singt und klingt in den Bäumen,
> Und die Blumen dringen allüberall
> Aus den Knospen hervor und entfalten sich frei.
> Willkommen, willkommen, du herrlicher Mai!
> Ich grüße dich freudig mit Sang und mit Schall
> Und mit Wonnegeschrei.
>
> Es blieben hinter mir im Thal
> Die sorgenschweren Gedanken,
> Nun, Waldesfrieden, erlöse einmal
> Mich aus den beengenden Schranken
> Und erfülle die Brust mit Klang und mit Licht,
> Komm mit Nachtigallsang und mit Blumen herbei,
> Beglücke die Seele und mache sie frei,
> Daß weithin der Jubel die Stille durchbricht:
> Willkommen, du Mai!

Und das folgende Abschiedslied:

> Der Rose, der ohnegleichen,
> Bist ähnlich du, die duftig schön
> Herniederblühte vom Felsenhang.
> Wie könnte dich erreichen
> Auf deines stolzen Schlosses Höhn
> Mein Minnesang!
> Des Nachts nur, wenn die Sterne all
> Am Himmel auf- und niedergehn
> Und aus dem Wald der Nachtigall
> Verlockend schöne Lieder wehn,

Dann will ich singen und jubeln laut:
Du holde Braut,
Meine Hoffnung, mein Sehnen bist du!

Wie schnell ist der Lenz verschwunden!
Blüht noch die stolze Rose auch
In tiefem Purpurschein,
Bald wird mit tiefen Wunden
Verwelkend sie vom Glutenhauch
Gemordet sein.
Du zarte Rose, ach so bald
Wie Abendroth am Himmelssaum,
Wie Windesrauschen in dem Wald
Verweht des Lebens schönster Traum! —
Meine Lieder rufen verklingend dir zu:
Du Süße, leb wohl! — und es zittert bang
Der Abschiedssang —
Meine Trauer, mein Schmerz bist nur du!

Die Weisheit des Narren bringt den Ton des Meistersangs in das Minnelied; freilich klingt vieles an die neuen westöstlichen Aneignungen an. Manches ist epigrammatisch treffend und nicht ohne Prägnanz, z. B.:

Gib nichts aus der Hand,
Wenn sich Bessres nicht fand;
Deinen Löffel nit verleih,
Bevor du selbst verzehrt den Brei;
Und ob auch einmal eine Mücke sticht,
Sitzest du gut, so rücke nicht!
Freilich ist kein Glück so groß,
Es liegt ein Aber in seinem Schos,
Und bei den Menschen ist zumeist
Der eine des andern böser Geist.
Will nicht alles sogleich gelingen,
Das darf dich nicht in Verzweiflung bringen,
Und suche, es kann dir niemand wehren,
Die beste Seite hervorzukehren.
Ein Jägersmann, der schlecht geschossen,
Ist selten um gute Ausred' verdrossen,
Wenn auch mit Aber, mit Fast und Beinah
Noch keinem Wild ein Leids geschah.
Willst du Bedeutendes schaffen,
Mußt die Kräfte zusammenraffen
Und lieber in Einem Großes vollbringen,
Als herumzupfuschen in allen Dingen.
Ein Blumengarten durch Fleiß geräth;
Das Unkraut wächst auch ungesät.
An den Früchten muß es sich zeigen;
Der Schlehenbusch trägt keine Feigen.

Daneben findet sich aber auch viel Triviales, Alltägliches, oft schon Ausgesprochenes in nicht hinlänglich erneuerter Form, z. B.:

Besser in schlechtem Gewande
Als in Unehr' und Schande!
Du brauchst dich der Armuth nicht zu schämen,
Die kann dir den innern Werth nicht nehmen.

Bei der atomistischen Gnomik, die wie ein endlos plätschernder Springbrunnen niedertropft, sind ja gelegentliche Alltäglichkeiten unvermeidlich.

Die eigentliche Erzählung selbst ist in ein Versmaß gekleidet, das bisweilen an die Makamen erinnert; es sind Reimverse, oft länger gestreckt, oft kurz, ja ganz kurz bis auf ein Wort beschränkt, z. B.:

Herr Heinrich schweigt
Und neigt
Sein Haupt.
„Nun weiß ich, daß ich alles verlor,
Mein Ruhm ist geraubt!
Vorn
War der Zorn,
Die Reue kommt nach
Mit Elend und Ungemach!
Zerronnen ist mein Glück,
Es kommen Schmach und Qual zurück!"

Diese Versart ist beweglich, aber doch zu wenig getragen und stilvoll; bisweilen klingt sie hackbretartig, und die dicht aufeinanderfolgenden Reime lassen kein weitverzweigtes Bild, keinen sich vertiefenden Gedanken zu; diese Kurzathmigkeit führt bisweilen zum Klingklang. Wir bedauern dies um so mehr, als Kastropp in der chinesisch-indischen Märchenerzählung, welche Klingsohr auf der Wartburg vorträgt, beweist, daß er die schwierige Form der ottave rime vollständig beherrscht und sehr schöne, tadellose Stanzen dichten kann.

Die zweite Dichtung Gustav Kastropp's: „Kain" (Nr. 3), ist bedeutender, an Byron's Dichtung erinnernd. Der Held erscheint als ein Faust-Don Juan der Urzeit oder, wenn man will, als ein Tannhäuser, der eine Zeit lang in der Grotte bei der talmudistischen Lilith haust, einer sagenhaften Gestalt, mit welcher die neuern Poeten gern die sonst etwas einförmige Zeit der ersten Menschen interessant zu machen suchen. Denn die dämonische Weiblichkeit darf in einer modernen Dichtung nicht fehlen, und die gute Eva war doch nur eine brave Familienmutter, nachdem sie einmal in ihrer von Hause aus vollerblühten Jugend durch den Apfelbiß gesündigt hatte. Die Tochter Ada aber war von paradiesischer Unschuld trotz des unvermeidlichen Incestes, auf den sie im Interesse der kommenden Geschlechter angewiesen war.

Abgesehen von der Form, besteht der Hauptunterschied in der Conception der beiden Dichtungen darin, daß die Byron'sche eine Gedankendichtung ist, für welche alles andere von untergeordneter Bedeutung bleibt. Wie Lucifer der himmlische, so ist Kain der irdische Titane, der unter der Leitung seines Meisters die kosmische Runde macht; es ist die Empörung über die Weltschöpfung überhaupt, es ist die verwegenste Skepsis, mit welcher der erstgeborene Sohn Adam's und Eva's die himmlische Macht zur Rede stellt. So ist es consequent, daß der Streit zwischen Kain und Abel und der erste Brudermord nur aus dem schroffen Gegensatz der Weltanschauung hervorgeht, daß der von Lucifer's Geist entflammte Kain den frommen Bruder zu Boden schlägt. Es sind zwei Gedankenwelten, die bei ihrem Aneinanderstoßen sich zerschmettern, zwei geistige Sphären, welche vorbildlich den großen Gegensatz im Denken der Menschen, der durch die Jahrtausende geht, zur Anschauung bringen.

Wie ganz anders ist dies bei Kastropp! Hier ist es die Liebe, welche die Entscheidung bringt, die Liebe zum

Weibe. Kain ist ein „übersinnlich-sinnlicher Freier“; mit der Leidenschaft der Sinne hängt er an der heimatlosen wilden Schönheit Lilith, der ersten Demi-Monde-Dame in des Wortes verwegenster Bedeutung; denn sie gehört zur Hälfte nur dem Reiche der Sterblichen an. Daneben aber liebt Kain mit seinem Herzen die Schwester Ada; er glaubt, daß sie Abel bevorzugt, und so spielt bei dem ersten Brudermord die Eifersucht bereits eine wichtige Rolle. Byron hält seine Dichtung im zeitlosen Reiche des Gedankens; Kastropp verlegt sie in die Welt der Gefühle und Leidenschaften, die bisweilen im Costüm der Urwelt fremdartig gemahnen; denn sein Kain erinnert uns an Helden moderner Novellen, deren Herz bald nach der leidenschaftlichen, bald nach der zarten Weiblichkeit hin gravitirt, und an ihre Eifersuchtsconflicte mit Nebenbuhlern, die begünstigter sind oder die sie für begünstigt halten. Und so war die Verlockung nahe, daß der Dichter allzu moderne Gedankengänge und Empfindungsweisen in jene urweltlichen Zustände verlegen würde. Und in der That klingt besonders der erbauliche Ton in einzelnen Stellen allzu modern homiletisch.

Dagegen enthält die Dichtung auch viel Schwunghaftes und manche großartigen Züge. Der ganze Wurf derselben geht über den blutigen Conflict in der ersten Menschenfamilie hinaus. An Milton's „Verlorenes Paradies“ erinnert der Sturm der Höllenmächte, Satan an der Spitze mit dem abfallenden Lucifer, gegen die himmlischen Gewalten: der Dichter schreckt nicht zurück vor der Anwendung der ganzen Göttermaschinerie der biblischen Epen; offenbar ist in diesem Kampf die Gottheit selbst durch einen erhabenen Zug geschildert:

Noch von dichten Wolken
War eingehüllt der Wohnsitz Adanai's,
Als drohend ihn das Heer der Hölle rings
Bestürmte.
Da ertönte plötzlich hell
Ein wunderbares Klingen, leuchtend theilte
Die Nacht sich, und, von blitzend hellem Schein
Und Glanz umstrahlt, erschien des höchsten Wesens
Geheiligt Angesicht.
Im Fluge hielten
Die Höllengeister plötzlich ein, erschrocken
Und regellos entweichend vor dem Schimmer
Der höchsten Majestät.
Nur Lucifer
Und Satan hielten Stand.
„Geschmettert sind
Zur Tiefe deine Scharen, Adonai“,
Rief Lucifer, „es ist besiegt der Himmel,
Nun sink auch du herab von deinem Thron,
Die Stunde ist gekommen, da dein Reich
Sein Ende findet!“
Nichts entgegnet ihm
Der Herr der Welten, nur sein Sonnenauge
Erhebt er und bewegt sein heilig Haupt.
Und siehe — vor der Allmacht dieses Blickes,
Des göttlichen Gedankens Allgewalt
Erzitterten des Feindes Heere, sanken
Gelähmt, gebrochen nieder, wie wenn Sterne
In raschem Flug den Horizont durchschneiden,
So stürzten sie hernieder in den Schlund
Der ew'gen Finsterniß.
Von ihren Fesseln
Befreit, erhoben sich die Engel wieder
Zum Reich des Lichts empor, mit Jubelhymnen
Den Herrn begrüßend.
Und das Weltall kreiste
In alter Bahn, von Gottes Geist geleitet.

Kain, der wie Ahasver zu leben verdammt ist, wird erst durch die Sündflut erlöst, deren Schilderung ebenfalls von lebendiger poetischer Anschauung zeugt.

Das Naturbild, das idyllische wie das großartige, kommt meist zu seinem vollen Recht und ist, wenn auch nicht immer mit Neuheit und Originalität, doch meistens stimmungsvoll gestaltet.

Die Dichtung ist in fünffüßigen reimlosen Jamben verfaßt, dem englischen Blankvers. Diese Jamben sind aber nicht langathmig und geschwätzig, sondern vielfach durchbrochen; durch diese durchbrochene rhythmische Arbeit bekommt das Gedicht hier und dort einen aphoristischen Zug. Einmal tritt an die Stelle des Jambus ein freier Vers, der an einzelne Ergüsse im Goethe'schen „Faust“ erinnert; so in den Klängen, mit denen Lilith ihre Mission verkündet und in Kain den Bundesgenossen und den Geliebten wirbt:

Ich bin das leuchtende Sternenzelt,
Ich bin der schäumende Wasserfall,
Ich walle weit im unendlichen All,
Ich bin die Hälfte der ganzen Welt! —
Wirkt nicht in dir auch unendliche Kraft,
Die sich Welten erschafft?
Dich hab' ich erwählt,
Die Hälfte bist du, die mir gefehlt!
Fühlst du dich nicht im innersten Leben
Zitternd erbeben?
Fühlst du nicht, wie sich's mit Riesengewalt
Tief in die Seele dir krallt?
Bist du erst mein,
Wallen wir wie Gewitterschein
Umgestalten Himmel und Erden,
Neues soll werden!
Zerbrich, was dich band
An die Vergangenheit!
Reich mir die Hand,
Wir wallen so weit, so weit
In die Unendlichkeit
Wirken und weben!
Mag Gott uns verfluchen,
Wir spotten sein!
Sind wir die Zwei doch, die immer sich suchen,
Nimmer sich finden,
Sich ewig entschwinden!
Nun aber, nun bist du mein! —
Höre, was ich verkünde:
Versuchung bin ich, bin die Sünde,
Ich bin der Taumel, bin das Entzücken;
Vereine dich mir in seligem Kuß,
Ich will dich beglücken!
Nur im Bund mit dem ewig Bösen
Kannst du das ewige Räthsel lösen!

Lilith ist überhaupt nächst Kain die poetisch interessanteste Gestalt der Dichtung: sonst geht es in Adam's Falie etwas hausbürgerlich zu, und selbst Ada, die an Abel's Leiche sich tödtet, erscheint nur als ein sanftes Mädchen, das sich über seine Empfindungen nicht ganz klar ist. Lilith ist ein hohes Weib:

> Bezaubernd, übermenschlich schön, das blickt
> Verführerisch mit leuchtend großen Augen
> Entgegen ihm und lacht, und ihre Haare
> Umwallen sie gleich flüssig hellem Gold.

Auf Kain's Anrede erwidert sie:

> „Du Thor! ich diene deinem Gotte nicht,
> Verstoßen hat er mich, verflucht wie dich!
> Ich hasse ihn wie du, doch tiefer noch.
> Hast du von Lilith nicht gehört? Ich bin
> Das erste Menschenkind, ich bin die Sünde,
> Im Paradiese einst das erste Weib,
> Verstoßen dann von deinem Vater, weil
> Ich größer dachte, weil ich schöner war,
> Gewaltiger an Geist als er, und weil
> Die Flammengröße meiner Liebe ihn
> Erschreckte: Lilith bin ich!"

Später, als Kain im Liebesrausch mit ihr gemeinsam sterben will, ruft sie:

> „Nein!
> Ich gehe nimmer unter wie die Sonne,
> Unsterblich bin ich wie die Luft, wie oben
> Das Firmament, denn nicht nur der Erkenntniß
> Verlockend goldne Frucht hab' ich genossen;
> Vom Baum des Lebens auch, den deine Aeltern
> In blödem Unverstande unbeachtet
> Ob seiner unscheinbaren Früchte ließen,
> Von ihm auch hab' ich Aepfel mir gebrochen
> Und bin durch deren Kraft unsterblich!"

Das sind die Antecedentien der Ahasvera, von denen das erste Buch Mosis nichts weiß. Später „im unterirdischen Palaste Lilith's" verwandelt sich Kain ganz in Tannhäuser, den es zuletzt aus der üppigen Ruhe in den Armen der Geliebten forttreibt.

Die Dichtung hat einzelne sich selbst empfehlende Schönheiten: die Vision der Lilith, die dem Kain das Weh der Erde zeigt, Kain's Todesgedanken bei dem vom Sturm zu seinen Füßen geschleuderten verendenden Hirsch, vor allem aber seine Flucht, nachdem er Abel getödtet: und wenn die großartige Naturscenerie oft mit leuchtenden Farben vor uns hintritt, so bleibt dies doch stets im Einklang mit der Bewegung des Gemüths.

Gleichwol ist, wie wir auch von Wolff's „Tannhäuser", von Kastropp's „Heinrich von Ofterdingen" sagen mußten, das ganze Werk zu breit ergossen; es fehlt die Prägnanz der Beschränkung. Was an einzelnen Stellen mit echter Inspiration gesagt ist, findet an andern eine mattere Wiederholung. So stoßen wir öfter auf Gemeinplätze, z. B.:

> Das Höchste, was des Menschen Brust bewegt,
> Was aus des Tages engen Sorgen ihn
> Emporhebt, was durchschauert seine Seele
> Mit süßer Ahnung höchster Seligkeit,
> Es ist die Liebe.

Oder:

> Doch Abel, glaube mir, du jammerst mich,
> In tiefem Mitleid blick' ich auf dich hin,
> Denn allzu tief hab' ich erfahren müssen,
> Wie weh es thut, wenn unsre Liebe nicht
> Entgegnung findet!
> Drum will ich stellen
> Der Zukunft Los in Gottes Vaterhand!

Trotz der öden und trivialen Stellen athmen beide Dichtungen Kastropp's ein poetisches Talent, das alle Beachtung und in seiner ganzen Richtung auf das Ernste und Bedeutsame um so mehr Ermuthigung verdient, je mehr der Tagesgeschmack dem Kleinlichen und Nichtigen und im besten Falle dem Genrebildlichen zugewendet ist und viele Berühmtheiten des Tags ihren Ruhm nur der Uebereinstimmung ihrer Begabung mit diesem Geschmack oder dem Entgegenkommen gegen denselben verdanken.

Rudolf von Gottschall.

Neuere philosophische Literatur.

1. Das Werkzeug und seine Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte der Menschheit. Von Ludwig Noiré. Mainz, Diemer. 1880. Gr. 8. 9 M.

Ludwig Noiré und der von ihm hochverehrte L. Geiger bilden eine eigenthümliche Gruppe in der neuern auf die Erkenntniß des Menschlichen in seinen Anfängen, namentlich der Entstehung der Sprache gerichteten literarisch-philosophischen Bestrebungen. Dieser ganze Standpunkt trägt, abgesehen von seinen immerhin anzuerkennenden Motiven, alle Merkmale eines geistreich phantasirenden Dilettantismus an sich. Wie die Sprache, so ist auch alles, was in die Sphäre des Werkzeugs und überhaupt der praktisch-mechanischen Erfindungen gehört, eine Welt von wichtigen und bedeutungsvollen Erscheinungen des menschlichen Lebens. Es kann auch eine Philosophie von allen diesen Dingen geben, ebenso wie es eine Philosophie oder Erklärung der Kunstwerke oder der schönen Dinge und Erfindungen im menschlichen Leben gibt. Es fragt sich nur, welches der richtige Standpunkt und die wahre Methode für die Lösung dieser ganzen Aufgabe sei. Alle diese Dinge haben ein Interesse zunächst insofern, als durch sie die mannichfachen Zwecke und Bedürfnisse unsers Lebens in immer reicherm Maße ihre Befriedigung finden. Der Mensch umgibt sich allmählich mit einem ganzen ausgedehnten Hofstaat nützlicher praktischer Gegenstände und Erfindungen, durch welche er sich von der frühern rohen Unmittelbarkeit seines Lebens mehr und mehr entfernt und sich auf eine höhere Stufe der Cultur oder Gesittung erhebt. Der Zweck wird hier in der Regel zugleich mit dem Mittel erfaßt oder im Geiste des Menschen erkannt und geboren.

Dann sind diese Dinge wichtig und interessant wegen ihrer Form oder sonstigen Beschaffenheit, und sie schließen sich in dieser Rücksicht vielfach an die Analogie bestimmter Organe und Verrichtungen des menschlichen Körpers selbst an. Das ist diejenige Seite, von der aus hier dieses ganze Gebiet aufzufassen versucht wird. Die Werkzeuge als solche aber sind nur die nächsten Diener oder Sklaven, durch welche uns alles dasjenige hergestellt oder zubereitet wird, was wir an mechanischen Dingen für unser Leben bedürfen.

Es würde zunächst wol angezeigt oder geboten sein, eine umfassende Klassification aller utilistisch-mechanischen Producte oder Artefacte des Menschen — Werkzeuge, Waffen, Geräthe, Maschinen u. s. w. — herzustellen. Sodann hat ja alles dieses namentlich auch eine historische Seite und kann so wie jedes andere Menschliche nur in streng objectiver und allseitig umfassender historischer Weise wahrhaft bearbeitet und erkannt werden. Es liegt aber im Wesen des philosophirenden Dilettantismus, an bestimmten einseitigen Vorurtheilen und Auffassungen festzuhalten und eben nur immer diese in der Betrachtung des wirklichen Stoffs wiederfinden zu wollen. Das Princip oder die subjective Form der Auffassung steht hier höher als die zu erkennende umfangreiche objective Realität selbst. Was die Sprache betrifft, die immer den Mittelpunkt des ganzen Gedanken- oder Bestrebungskreises jener Gruppe bildet, so sind wir jetzt über die Zeit der bloßen eigentlichen oder abstracten Sprachphilosophie hinaus, und es ist die Bearbeitung der sämmtlichen Erscheinungen dieses Gebiets in die Hand der neuern, strenger und objectiver historischen Sprachwissenschaft übergegangen. An dem allgemeinen Begriffe der Sprache und ihrer Entstehung im menschlichen Geiste, wie er sich jetzt durch die historiche Wissenschaft festgestellt hat und wie er schon früher in den classischen Werken der Sprachphilosophie eines Herder, Humboldt, Grimm formulirt worden ist, läßt sich ein für allemal nichts mehr ändern, wenn es gleich immer Geister gibt, denen eine einfache Wahrheit nicht genügt, sondern die durch leere Einbildungen und hohle Spitzfindigkeiten auch da noch das Wasser zu trüben versuchen, wo absolut nichts Weiteres ermittelt oder festgestellt werden kann. Hierzu gehört unter anderm der von L. Geiger erfundene Sprachschrei und Aehnliches. Es vergißt aber dieser ganze, in die innersten Tiefen des menschlichen Subjects zurückgreifende Dilettantismus nur zu leicht den Umstand, daß die Sprache und ebenso alles andere Menschliche auch überall auf einem ganz bestimmten erkennenden und eindringenden Anschluß an die gegebene Objectivität der äußern Welt und ihrer Erscheinungen beruht. Auch der Factor der Nachahmung spielt hier überall eine wichtige und entscheidende Rolle. Man kann diesen Factor nicht entbehren zur Erklärung der Werke der Kunst und ebenso wenig zu derjenigen der mechanischen Producte oder Erfindungen. Vieles ist hier den Bewegungen und Vorgängen in der Natur gleichsam abgelauscht worden, und es erinnern uns manche dieser Gestalten und Formen an Typen oder Analogien aus der äußern Welt. Auch die Sprache ist insofern immer ein Bild der Welt, als sie in einem Systeme von lautlichen Zeichen für die Dinge und ihre allgemeinen Beschaffenheiten besteht. Die bloße Lautartikulation als solche in der bestimmten Unterscheidung des consonantischen und des vocalischen Princips ist überall der erste entscheidende Act für das Entstehen der Sprache gewesen. In diesem Acte als solchem aber liegt auch immer schon ein bestimmter erkennender und aussondernder Anschluß an die gegebenen Erscheinungen und Vorgänge der äußern Wirklichkeit. Kein Thier erhebt sich zu dieser Unterscheidung, weil ihm die freie und unbefangene Objectivität der menschlichen Seele in ihrer Auffassung der Erscheinungen der äußern Welt fehlt. In der einfachsten Wurzel, wie etwa: da, die vielleicht das Auffliegen eines Vogels oder einen ähnlichen Vorgang in der Natur begleitet hat, ist schon die Unterscheidung des Dinges oder Körpers als solchen und der aus demselben hervortretenden Erscheinung oder Bewegung, der räumlichen Subsistenz und der zeitlichen Inhärenz, welche sodann der ganzen weitern Ordnung der Sprache in dem Verhältniß von substantivischem Subject und verbalem Prädicat zum Grunde liegt, vorgebildet gewesen, indem überall der Consonant dem einen, der Vocal aber dem andern dieser beiden Momente innerlich verwandt oder adäquat ist. Alles Menschliche hat eine Seite, nach der es mit dem innern Subject, und eine andere, nach der es mit der äußern Objectivität zusammenhängt oder auf diese hinweist.

Auch der von Noiré vertretene monistische Entwickelungsgedanke ist ein solches abstractes Princip, welches die Wirklichkeit des Lebens vielfach in einem ungenügenden oder falschen Lichte erscheinen läßt. Es gibt freilich keine absoluten Sprünge, weder in der Natur noch auch in der Geschichte, aber es treten doch zuweilen bestimmte abschließende Grenzen oder Wendepunkte der Entwickelung hervor, durch welche eine ganze Reihe von Erscheinungen oder Stufen sich in etwas schlechthin Anderes und Höheres aufhebt oder fortsetzt, als alles dieses Frühere selbst gewesen ist. Das Noiré'sche Werk zerfällt in einen philosophischen und einen technologischen Theil. Die Axt ist nach ihm das Urwerkzeug, von dem die Entstehung aller andern Werkzeuge ihren Ausgang genommen hat. Man wird aber diese ganze Aufgabe mit wahrem Erfolg nur in einer mehr nüchternen und weniger spielenden Weise in Angriff nehmen können.

2. Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus. Von Eduard von Hartmann. Berlin, C. Duncker. 1880. Gr. 8. 3 M.
3. Die Krisis des Christenthums in der modernen Theologie. Von Eduard von Hartmann. Berlin, C. Duncker. 1880. Gr. 8. 2 M. 70 Pf.

Diese beiden neuesten Schriften Eduard von Hartmann's enthalten eine weitere Vervollständigung und Be-

gründung seiner Lehre. Die eine bestrebt sich, bereits Kant als den Vater des modernen, zuerst von Schopenhauer und dann von Hartmann selbst vertretenen Pessimismus hinzustellen; die andere bezieht sich auf das schon früher von ihm behandelte Thema der gegenwärtigen Selbstzersetzung des Christenthums in den Lehren der neuern speculativen Theologie, insbesondere denen von Lipsius, Biedermann und Pfleiderer. Dort also ist es mehr die ethisch-praktische, hier mehr die metaphysisch-theoretische Seite seiner Lehre, welche zur Darstellung gelangt. Die glänzenden Eigenschaften Hartmann's haben wol übergenug in der Presse ihre Anerkennung gefunden. Was haben wir denn aber eigentlich an dieser Lehre, und wie ordnet sich dieselbe in die allgemeinen Verhältnisse und Bedürfnisse unsers gegenwärtigen Lebens und Denkens ein?

Daß der neuere sogenannte Pessimismus sich zunächst aus der Lehre Kant's abgezweigt hat oder aus ihr als eine wenn auch indirecte Folge hervorgegangen ist, wird überhaupt nicht geleugnet werden können. Dieser Pessimismus ignorirt sogar wesentlich alles, was mittlerweile auf Kant gefolgt war, und gefällt sich in der Rolle der allein wahren und echten Fortbildung seiner Lehre. Hier wird sogar der Beweis angetreten, daß Kant selbst in der That schon ein Pessimist gewesen sei, wenn gleich dieser Begriff zur Zeit Kant's noch nicht in der Philosophie gebräuchlich und recipirt war. Daß ein so ernster und nüchterner Denker wie Kant über das Schlechte und Böse in der Welt nicht die Augen zugemacht haben wird, ist wol von selbst klar, auch wenn dieses nicht aus vielen hier angeführten einzelnen Aeußerungen Kant's hervorginge. Die Anerkenntniß des Bestehens des Bösen ist ja überhaupt die erste Voraussetzung aller Sittlichkeit, da diese nur in einem Kampfe gegen das Böse und in einer Ueberwindung desselben bestehen kann. Auch schließt Kant ausdrücklich jeden Eudämonismus von seinem Moralprincip aus. Ist man aber darum berechtigt, seinen ganzen Standpunkt überhaupt unter den Begriff eines pessimistischen zu subsumiren? Es ist ein Misbrauch, der hier mit diesem Begriffe getrieben wird, um ihn zum Ausdruck oder zur Formel für eine so echte, wahre, energische und männliche Sittlichkeitslehre, wie es die Kantische war, zu stempeln. Hat Kant etwa die Welt überhaupt so grau oder schwarz angesehen, wie es von Schopenhauer und Hartmann geschieht? Wir möchten es fast das Kunststück einer advocatorischen Dialektik nennen, mit der hier die Beweise für Kant's Pessimismus beizubringen versucht werden. Wenn Hartmann auch den Eudämonismus verwirft, so ist deswegen sein moralischer Standpunkt noch keineswegs vollkommen derselbe wie derjenige Kant's. Es soll hier nicht die Frage nach dem wirklich Ausreichenden jenes absoluten Rigorismus der Kantischen Sittenlehre erörtert werden. Der sittliche Imperativ Kant's aber schloß als seine nothwendigen Ergänzungen die Ideen von Gott und Unsterblichkeit in sich ein. Kant war überall Idealist und Optimist. Der sittliche Kampf und die Ueberwindung des Bösen in der Welt hat nur dann einen Sinn und einen Inhalt, wenn neben dem Bösen auch das Gute als die höhere, wesentliche und entscheidende Macht oder Hälfte im Leben festgehalten und anerkannt wird. Es ist ein leerer Schein, das sittliche Princip in uns retten zu wollen, wenn es außerdem nur das öde, leere und hoffnungslose Nichts des Gemeinen und Schlechten ist, was uns umgibt. Man mag sich drapiren mit der sittlichen Toga eines im Zerfalle der Welt von jeder menschlichen Empfindung unberührt sterbenden Römers; dergleichen aber ist nichts und wird zuletzt nur zu einer hohlen Geberde, welche blos die Leerheit des eigenen Ich in dem Wollen und Streben nach einer höhern denkenden und einheitlich ordnenden Betrachtung der Welt verdeckt.

Die Bilanz zu ziehen zwischen dem Guten und dem Schlechten der Welt, wie die Formel des neuern Pessimismus lautet, ist ebenso ein durchaus unmögliches und verfehltes Beginnen. Wie die mannichfachen Fäden hier durcheinander gewebt sind, das läßt sich nicht äußerlich mit der Elle oder der Schere messen und abtheilen. Man suche doch überhaupt erst die Welt in ihrer innern Ordnung denkend zu begreifen, ehe man sie ohne weiteres für schlecht oder verpfuscht erklärt. Wer ein Bild nur nach seiner ganz äußerlichen Farbenzusammenstellung beurtheilen will, kann leicht auch den größten Meister für einen Pfuscher erklären. Daß wir die Welt nicht gleich und überhaupt nie vollkommen werden begreifen können, kann sich ein jeder sagen, der nicht von vornherein von dem gespreizten Dünkel des Subjects auf sein vermeintliches Besserwissen erfüllt ist. Der Pessimismus ist überhaupt die an sich schlechte Ansicht von der Welt und vom Leben. Ist die Welt schlecht, so ist es unmöglich und lohnt auch gar nicht der Mühe, sie in ihrer Ordnung denkend oder wissenschaftlich zu begreifen. In einer solchen an sich schlechten Welt aber gut oder sittlich zu sein, ist zuletzt ebenso unmöglich, als es auch von uns nicht mit Vernunft erwartet oder vorausgesetzt werden darf. Das Gute als eigentliche und wesentliche Grundbeschaffenheit der Welt zu setzen, ist vielmehr die unerlaßliche Vorbedingung sowol unsers wissenschaftlichen oder theoretischen Erkennens als unserer persönlichen ethisch-praktischen Stellung in derselben. Dieser Act als solcher ist selbst eben die erste und wesentlichste geistig-sittliche That des Menschen.

Daß auf Grund der pessimistischen Weltanschauung auch das Christenthum in der Selbstauflösung begriffen erscheinen muß, ist eine natürliche und selbstverständliche Folgerung. Dieses ist ja an sich überhaupt der reinste und ausgesprochenste Idealismus und Optimismus der menschlichen Lebensauffassung, der freilich für das ernste und männliche Auge unserer Pessimisten nur in einer anfänglichen kindlichen Unschuld des menschlichen Gemüths seine Wurzel haben kann. Die alte Religion ist aufgehoben und gestürzt worden durch die Philosophie. Nach dieser historischen Analogie steht auch dem Christenthum unfehlbar das Gleiche bevor.

Wir beneiden dem Verfasser nicht seine Auseinandersetzungen mit der neuern speculativen Theologie. Alles dieses ist wesentlich immer ein scholastisches Rechnen und Operiren mit abstracten und künstlich geschaffenen Begriffen und Vorstellungsformeln der ältern und der jüngern metaphysisch-philosophischen Schulen. Doch die Religion oder das Christenthum und auch die sich hierauf gründende Theologie hat überall ganz eigenthümliche Wurzeln und Daseinsbedingungen im Leben der Völker und der Geschichte. Die neue Lehre aber, als deren Prophet sich Hartmann hinzustellen versucht, würde uns ohne weiteres in das unendliche Nichts oder Nirwana des Orients hineinführen. Dieses wäre zugleich der Untergang der ganzen eigentlich historischen oder abendländischen Cultur. Man ziehe das Christenthum ab von der Welt, und es stürzt alles in Ruinen zusammen. Nur eine gesunde Philosophie und denkende Betrachtung der Geschichte kann uns vor diesem sich hier aufthuenden Abgrunde der Verirrung des Denkens retten. Der Schatten Kant's aber erhebt sich aus seinem Grabe und weist die Gemeinschaft mit dieser Lehre von sich ab. *)

Konrad Hermann.

*) Wir sind nicht überall mit den Ausführungen unsers geschätzten Mitarbeiters einverstanden, namentlich hätten wir eine wärmere Anerkennung der genialen Begabung E. von Hartmann's gewünscht. D. Red.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber Jakob von Falke's „Hellas und Rom. Eine Culturgeschichte des classischen Alterthums" sagt die „Nuova Rivista Internationale", Nr. 6, 1880, unter anderm: „Es ist dies ein Werk, das sich mit gutem Rechte ein künstlerisches und literarisches Meisterwerk nennen kann, eins jener Bücher, die einen Familienschatz bilden, die nicht veralten und die man stets mit neuem und wachsendem Ergötzen in die Hand nimmt. Wäre es nicht so elegant und stattlich, so möchten wir es gern in den Händen jedes studirenden Jünglings sehen; er würde die alte classische Welt daraus mehr als oberflächlich kennen lernen, und zwar mit großem Genuß, da dieses Buch selbst dem Trägsten nicht langweilig oder ermüdend scheinen wird."

Ueber desselben Verfassers „Costümgeschichte der Culturvölker" heißt es ebendaselbst: „Noch merkwürdiger (wir sagen nicht bedeutender oder schöner) verspricht dieses zweite Werk zu werden. Natürlich erkennen wir jenem die Palme zu; dennoch glauben wir, es werde dieses noch mehr Leser finden. Die Wissenschaft hat ihre Pfleger; doch ist deren Zahl nicht groß, weder in Deutschland noch in andern Ländern. Die Belletristik findet ihre Leser und zwar in nicht geringer Zahl.... Viele jedoch lesen nie etwas außer der Tageszeitung. Dagegen ist die Mode die Göttin, der Hunderttausende täglich opfern und huldigen. Hier nun ist eine allgemeine Geschichte der Mode, meisterhaft erzählt und meisterhaft illustrirt. Man braucht nicht zu zweifeln, daß ein solches Buch seine Leser finden werde.... Es ist weder zu umfassend, noch zu gelehrt, noch zu speciell, wie mehrere andere ähnliche Werke. Es ist auch keine bloße Compilation, die der Verfasser uns bietet, sondern er spricht von Dingen, die er selbst kennt, und spricht von ihnen als Meister der Kunst und des Stils. Man könnte sagen, diese Geschichte sei zu gedrängt, aber gerade in ihrer großen Gedrängtheit liegt einer ihrer nicht geringsten Vorzüge. Kurz es ist ein Werk, welches einen hervorragenden Platz in der culturgeschichtlichen Literatur einnehmen wird."

Robert Byr's „Eine geheime Depesche" (Jena, Costenoble) hat nur den getheilten Beifall der Zeitschrift. „Es läßt sich nicht leugnen", sagt Scartazzini, der Verfasser dieser Berichte, „daß dieser Roman nicht wenige und nicht gewöhnliche Schönheiten besitzt. Er enthält aber zu viel politische und literarische Abhandlungen; auch die Gespräche sind oft zu weitschweifig und bisweilen etwas langweilig. Die Gebrechen des Adels und der Bureaukratie sind zu sehr übertrieben. Der Hauptfehler jedoch ist der, daß die Handlungen der Personen nicht die Folge ihres Charakters sind. Der Verfasser läßt hier Figuren reden und handeln, wie es ihm beliebt, nicht wie sie reden und handeln sollten.... Trotz seiner nicht wenigen Schönheiten erhebt sich dieser neue Roman Byr's kaum über die Mittelmäßigkeit."

Ueber Georg von Oertzen's „Epigramme und Epiloge in Prosa" sagt Scartazzini: „Wer es liebt, wunderbar scharfsinnige, tief gedachte und in einem glänzenden Stil ausgedrückte Dinge zu lesen, der nehme dieses anmuthige Buch zur Hand. Der Verfasser hat jetzt seine frühere Anonymität fallen lassen und bietet uns hier eine Sammlung von über 700 Aphorismen, die ebenso viele Goldkörner sind."

Der „Rivista Europea", Band XXI, 1880, entnehmen wir folgende Beurtheilungen:

„Auch der zweite Band der «Geschichte Frankreichs» von Karl Hillebrand beweist uns das gründliche und exceptionelle Wissen des Verfassers.... Dieser vortreffliche Gelehrte soll auch beabsichtigen, eine Geschichte Deutschlands zu schreiben. Es würde dies von großem Nutzen sein und einem allgemein gefühlten Bedürfniß entgegenkommen."

„«Geschichte der Pädagogik als Wissenschaft» von August Vogel verdient ihrer strengen Methode wegen die größte Beachtung."

Die Besprechung des Emil Naumann'schen Werks „Der moderne musikalische Zopf" schließt mit den Worten: „Es ist selbstverständlich, daß dieses Buch zunächst Musikern und Freunden der Musik zu empfehlen ist; indessen bietet es auch dem Laien eine anziehende, interessante und belehrende Lektüre."

Das „Goethe-Jahrbuch", von Ludwig Geiger herausgegeben, wird mit großer Genugthuung begrüßt und namentlich Hermann Grimm's Artikel „Bettina, Frau von Arnim" mit viel Beifall besprochen, und ebenfalls Johann Scherer's „Ueber den Satyros" und „Pater Berg" als interessant hervorgehoben.

„Das Frauenleben der Erde" von A. von Schweiger-Lerchenfeld wird als ein schönes und höchst originelles Werk bezeichnet. „Wenn man einen Blick auf den reichen und ausgedehnten Stoff dieser Arbeit und auf den Nutzen, den der Verfasser daraus gezogen hat, wirft, so gewahrt man sofort, daß er seinen Zweck vollständig erreicht hat; er hat die verschiedenen Erscheinungen des Lebens und ihre Entwickelung bei den verschiedenen Völkern, die er behandelt, glücklich beobachtet und daraus ein farbenreiches Gemälde geschaffen, voller anmuthiger Abwechselungen und merkwürdigster Analogien."

Ueber „Freundesbriefe von W. und J. Grimm", von Alexander Reifferscheid veröffentlicht, sagt der Berichterstatter: „Es können diese Briefe dem Leser nicht genug angepriesen und anempfohlen werden."

Ueber Bruno Bauer's Schrift „Zur Orientirung über die

Bismarck'sche Aera" sagt M. G. Valbert in der „Revue des Deux Mondes" vom 1. October 1880: „Man muß den Deutschen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie von allen Völkern am meisten zur Gewissensprüfung neigen, sich am wenigsten gegen die bittern Arzneien und unangenehmen Wahrheiten sträuben, unter der Bedingung jedoch, daß sie sich diese selbst sagen und der Fremde kein Wort in diese Familienunterhaltungen hineinrede. Ueberdies ist Bruno Bauer durch die Stellung, die er in der gelehrten Welt einnimmt, durch die Kraft seines in der dialektischen Schule Hegel's gebildeten Verstandes, durch seinen einschneidenden Geist, seinen ätzenden und bilderreichen Stil einer derjenigen Schriftsteller, die imponiren und ein blasirtes oder befangenes Publikum aus seiner Gleichgültigkeit aufrütteln. Er vertritt ein dahinschwindendes Geschlecht, jene kräftige Generation, die an Hegel, an die Allgewalt der Idee und die Französische Revolution glaubte, was noch immer ein recht schöner Zug ist. Er erscheint in dem heutigen Deutschland wie ein Ueberlebender unter den Lebenden; die Lebenden aber leben zuweilen sehr wenig, gerade wie Jünglinge oft sehr alt sind: sie überlassen den Graubärten die großmüthigen Gedanken, den Geisteshauch und die Flamme. Bruno Bauer beurtheilt die Dinge und die Menschen in seinem Vaterlande nicht als Publicist oder als Politiker, sondern als Philosoph und unabhängiger Mann. Er gesellt sich keiner Fahne zu, trägt keines Menschen Livree, empfindet weder das Bedürfniß zu herrschen noch zu dienen und strebt nicht danach, etwas im Staate zu werden. Er reiht sich vielmehr selbst denen an, die er „die Isolirten" nennt, die sich fern von allem halten, ohne sich darum zu kümmern, an der Spitze oder am untern Ende einer Partei zu stehen....

„Wie Machiavell, den er sehr bewundert, verliert Bruno Bauer seine Zeit nicht damit, die Dinge und die Menschen, sowenig sie ihm auch zusagen, ändern zu wollen, noch seinen Zeitgenossen die Tugenden zu predigen, die sie nicht mehr besitzen und nicht mehr besitzen können. Er ergeht sich weder in Klagen noch in Utopien. Als Philosoph glaubt er an die unerbittlichen Gesetze, die das Weltall regieren, und betrachtet den deutschen Reichskanzler als einen vorherbestimmten Mann, als Werkzeug des Schicksals....

„Wenn nun auch die Philosophen, indem sie den Gesetzen des Schicksals gehorchen und aus der Noth eine Tugend machen, geduldig den Cäsarismus über sich ergehen lassen, so wird man doch unschwer glauben, daß er ihnen wenig zusagt: sie fügen sich drein wie in ein unvermeidliches Unglück. Sie können nicht zulassen, daß eine Herrschaft, welche die Gesellschaft bevormundet, die Menschen ihres Willens, ihres Denkens entlastet und sogar die Anstrengungsfähigkeit in ihnen ertödtet, das Glück der Menschheit bilden könne. Welche Genugthuung sein Herr auch seinem Stolze und seinen Begierden verschaffe, welche Ruhe er auch seiner Trägheit zusichere, so kann doch ein Volk, das sich nicht selbst angehört, nie glücklich sein. Es verlangt täglich mehr; was man ihm gibt, erscheint ihm ein Geringes gegen das, was man ihm verweigert, und seine Enttäuschungen verstimmen es. Wenn wir Bruno Bauer glauben dürfen, so hat Deutschland nach zehn Jahren bereits diese Erfahrung gemacht."... Die Besprechung schließt mit den Worten: „Jedenfalls, wie fatalistisch man auch sein mag, so muß man doch mit dem Unvorhergesehenen rechnen, welches in den menschlichen Angelegenheiten den Löwenantheil fordert. Wir werden Tiberius nicht wiedersehen; er wird von Combinationen ersetzt werden, die wir uns nur schwer vorstellen können. Dies ließ einen Mann von vielem Geist sagen, daß alles möglich sei, daß Napoleon I. sich in seinen Weissagungen über die Zukunft Europas getäuscht habe, daß man zugleich republikanisch und kosakisch sein könne."

Bibliographie.

An der Waldecke. Eine Erzählung von A. v. W. Zum Besten des Brüderhauses zu Reinstedt. Leipzig, Hinrichs. 8. 3 M.

Anzengruber, L., Bekannte von der Straße. Genrebilder. Leipzig, Albrecht. 12. 3 M.

Arwed, E., Mario von Montigny. Mainz, Kirchheim. 1880. 8. 4 M.

Asbjörnsen, P. C., Auswahl norwegischer Volksmärchen und Waldgeister-Sagen. Aus dem Norwegischen übersetzt von H. Denhardt. Mit 106 Illustrationen. Leipzig, Reselshöfer. Gr. 8. 6 M.

Ascher, F., Allgemeine Grundsätze der vorbeugenden und der korrektionellen Erziehung. Leipzig, Klinkhardt. 1880. Gr. 8. 60 Pf.

Avé-Lallemant, R., Wanderungen durch die Pflanzenwelt der Tropen. Allen Verehrern der Natur, insonderheit den Freunden der Botanik gewidmet. Breslau, F. Hirt. 1880. Gr. 8. 4 M.

Baur, A., Die Weltanschauung des Christenthums. Blaubeuren, Mangold. 8. 4 M.

Bienchen. Eine Erzählung von A. v. W. Zum Besten des Brüderhauses zu Reinstedt. Leipzig, Hinrichs. 8. 2 M. 40 Pf.

Bodenstedt, F., Die Lieder und Sprüche des Omar Chajjâm verdeutscht. Breslau, Schletter. 8. 6 M.

Böhtlingk, A., Napoleon Bonaparte, seine Jugend und sein Emporkommen. 2ter Bd.: Vom 13. Vendémiaire bis zum 18. Brumaire (5. Octbr. 1795 bis 9. Novbr. 1799). Jena, E. Frommann. 1880. Gr. 8. 8 M.

Charlesworth, Maria Louisa, Oliver von der Mühl. Eine Erzählung. Aus dem Englischen. Autorisirte Uebersetzung. Basel, Schneider. 8. 3 M. 60 Pf.

Debes, H., Das Christenthum Pestalozzi's. Neue Untersuchung einer alten Streitfrage. Gotha, Thienemann. 1880. 8. 1 M.

Dewall, J. van, Nadina. Roman. 3 Bde. Stuttgart, Hallberger. 8. 10 M.

Dohany, S., Der Erbe von Grenwitz. Drama nach Spielhagen's „Problematische Naturen". Bremerhaven, Tienken. 1880. Gr. 8. 1 M.

Droste-Hülshoff, Annette Freiin v., Gesammelte Schriften. Herausgegeben von L. Schücking. 3 Thle. Stuttgart, Cotta. 1878 u. 1879. 12. 4 M.

Frybe, A., Weihnachten in deutscher Dichtung. Leipzig, Hinrichs. 8. 4 M.

Ganghofer, L., Johann Fischart und seine Verdeutschung des Rabelais. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Gosiet, J., Sprichwörtliche Redensarten mit ihren Erklärungen. Berlin, Zinbenrauch. 1880. Gr. 8. 1 M.

Die Grundsätze der Nationalökonomie. Mit besonderer Anwendung auf die jetzigen socialen Verhältnisse. München, L. Finsterlin. Gr. 8. 1 M.

Nötel, L., Karl der Große. Dramatisches Gedicht. Wien, Rosner. 1880. 12. 3 M.

Pape, J., Wie Orleans wiedergewonnen wurde. Zehnjährige Rückerinnerungen eines Musketiers von Dreiundachtzig. Hamburg, J. Pape. 1880. 8. 1 M.

Pfeil, H., Mariengarn. Gereimtes und Ungereimtes. Mit dem Bildniß des Verfassers. Leipzig, Pfeil. 1880. 8. 1 M.

Rohlfs, G., Neue Beiträge zur Entdeckung und Erforschung Africa's. Mit einem Bilde von Mohammed el Gatroni, dem Diener von H. Barth, E. Vogel, M. von Beurmann, Duveyrier, Rohlfs und Nachtigal. Kassel, Fischer. Gr. 8. 3 M.

Rolandin, R., Der Geist der Königin Katharine. Eine Erzählung aus London. Leipzig, Baldamus. 1880. 8. 1 M.

Rühle, H., Ueber die Bedeutung der deutschen Universitäten für das Gedeihen des Vaterlandes. Bonn, Cohen u. Sohn. 1880. Gr. 8. 60 Pf.

Schiller und Lotte. 1788—1805. 2te, den ganzen Briefwechsel umfassende Ausgabe, bearbeitet von W. Fielitz. 3 Bücher. Stuttgart, Cotta. 1879. 12. 4 M.

Schneider, G., Entwurf einer rationalen Seelenlehre. Magdeburg, Creutz. 8. 3 M.

Schlenther, J. F., Stirb u. Werde. Ein Weltbild nach Lucrez und Andern. Insterburg. 1879. Gr. 8. 5 M.

Schreiner, M., Aus der Geschichte Dillenburgs im Mittelalter und im dreißigjährigen Kriege. Zwei Vorträge. Dillenburg, Seel. 1880. 8. 1 M.

Shipton, Maria E., Lange geprüft. Eine Erzählung für die Frauenwelt. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Marie Morgenstern. Basel, Schneider. 8. 4 M. 20 Pf.

Silberstein, A., Dorfschwalben aus Oesterreich. Frischer Flug. 2 Bde. Breslau, Schottländer. 8. 8 M.

Sprecher, J. A. v., Die Familie de Saß. Historischer Roman aus der letzten Pestzeit Graubündens (1629—1632). Basel, Schneider. Gr. 8. 6 M.

Stiehl. Geschichte des Pommerschen Fuß-Artillerie-Regiments Nr. 2 und Schleswigschen Fuß-Artillerie-Bataillons Nr. 9. Auf dienstliche Veranlassung bearbeitet. Mit 6 Plänen und Skizzen. Berlin, Mittler u. Sohn. 1880. Gr. 8. 4 M.

Tietz, J., Die geschichtliche Entwicklung des deutschen Nationalbewußtseins. Hannover, Hahn. 1880. Gr. 8. 2 M.

Tlius, A., Der König von Corsika. Eine romantische Dichtung. Hamburg, Kriebel. 8. 1 M. 50 Pf.

Verne's, J., Schriften. Autorisirte Ausgabe. 35ster u. 36ster Bd.: Das Dampfhaus. 2 Bde. — 37ster u. 38ster Bd.: Der Triumph des 19. Jahrhunderts. 2 Bde. Wien, Hartleben. 8. à 2 M. 70 Pf.

Wahlrabe, W., Kants Lehre vom Gewissen, historisch-kritisch dargestellt. Gotha, Thienemann. 1880. Gr. 8. 80 Pf.

Wenig, F., Dirlnica. Ein Blumenmärchen für die Frauenwelt. Illustrirt von H. Heubner. Leipzig, Ehrlich. 1880. 16. 1 M. 50 Pf.

Zeit- und Culturbilder. 1. Die morganatische Ehe Kaiser Alexander II. von Rußland. Ein Sitten- und Charakterbild aus der neuesten Geschichte des Czarenreiches, vom cultur-historischen Standpunkte aus betrachtet von A. Reichenbach. Leipzig, Expedition. 1880. Gr. 8. 50 Pf.

Zwiedineck-Südenhorst, H. v., Venetianische Gesandtschafts-Berichte über die böhmische Rebellion (1618—1620), mit besonderer Rücksicht auf die Stellung der deutschen Länder zu derselben mitgetheilt. Graz, Leuschner u. Lubensky. 1880. Gr. 8. 2 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 3. 20. Januar 1881.

Literarische Unterhaltungen.

Die „Blätter für literarische Unterhaltung", welche rastlos für alle edeln Bestrebungen auf dem Gebiete der Literatur die Fahne hoch gehalten, haben kürzlich (in Nr. 48 f. 1880) einen Artikel gebracht, welcher Betrachtungen neuen Ausdruck gibt, die voraussichtlich, gleich einer wachsenden Strömung, das Interesse und die Erwägung von immer weitern Kreisen in Anspruch nehmen werden.

Sie enthalten — um dies gleich vorwegzunehmen — Wünsche und Hoffnungen, welche ein Zeugniß ablegen für den vorhandenen Glauben, daß in unserer politischen und zu socialen Tagesfragen gedrängten Nation das Interesse für unsere Literatur, in welcher diese ihr Bestes niedergelegt hat: ihr Empfinden, ihr Wissen, ihre Hoffnungen, ihre Errungenschaften, neu zu regen sich beginnt, daß der Sinn für das Ideale in dieser materiellen Zeit nicht ganz erstorben ist.

Diese Thatsache ist ebenso erfreulich, wie sie andererseits dem Staate und den maßgebenden Organen die heilige Pflicht auferlegt, diesen Sinn — die beste Stütze für die sittliche Erziehung der Nation — mit allen Kräften zu fördern und zu pflegen. Verfasser dieser Zeilen hat, wie schon früher, so in seiner unlängst erschienenen Schrift: „Ueber die Nothwendigkeit einer Professur für neuere Literatur an den deutschen Hochschulen", welche auf eine an ihn ergangene Aufforderung hin zunächst als Leitartikel für die „Allgemeine Literarische Correspondenz" (Nr. 73) abgefaßt wurde, in möglichst umfassender, wenn auch nicht in erschöpfender Weise dargelegt, daß, um vielen Unzuträglichkeiten in unserm geistigen Leben und Streben zu begegnen, die Einsetzung eines Lehrstuhls für neuere Literatur, vorzugsweise für die neue deutsche Literatur, an unsern Universitäten ein Mittel von erheblichster Tragweite sei.

Es ist unzweifelhaft, daß die letztern neben eigentlicher Fachbildung auch eine wesentlich allgemeine humanitäre Bildung zu vermitteln haben. Eine Kenntniß der neuern Literatur, der großen geistigen Schöpfungen unserer Nation auf diesem Gebiete ist ein überaus wesentlicher Bestandtheil derselben. Sie ist grundlegend für die allgemeine Bildung eines Theologen wie Philologen, eines Juristen wie Mediciners.

Gewiß haben schon unsere Gymnasien und Realschulen ihre Abiturienten wenigstens mit einem tiefern Wissen unserer zweiten classischen Literaturperiode sowie der hauptsächlichsten ihr vorausgehenden und nachfolgenden literarischen Strömungen auszurüsten, aber dieses Wissen wird immerhin nur innerhalb gewisser Grenzen sich bewegen können mit Rücksicht — bei dem jetzigen (!) Lehrplan — auf die knapp zugemessene Zeit, dann auf das Fassungsvermögen und die geistige Reife der Zöglinge.

Den Universitäten also liegt es vorzugsweise ob, Mittel und Wege zu beschaffen, um den Studirenden in die weiten Hallen der Literatur unsers Volks einzuführen, Fachgelehrte in ihren Kreis aufzunehmen, welche vor der akademischen Jugend voller Begeisterung die herrlichen Schätze unserer Dichter ausbreiten, welchen wir nicht zum mindesten unsere Größe verdanken und welche unser Stolz sind. Ein Blick in das Verzeichniß der Vorlesungen an unsern Hochschulen zeigt uns freilich in den letzten Jahren, gegenüber den ersten dieses Jahrzehnts, einen gewissen Fortschritt; allein die Behandlung der neuern Literaturgeschichte liegt keineswegs in den Händen eigentlicher Fachgelehrten: Philosophen, Aesthetiker und Germanisten hängen dann und wann und nach Belieben ihren Fachcollegien Vorlesungen aus dem Bereiche der neuern Literatur comme accessoire an. Sie können dies auch nicht anders, da ihr eigentliches Gebiet ihre Kräfte hinlänglich in Anspruch nimmt.

Es kann und muß aber dennoch zu Ehren der deutschen akademischen Jugend gesagt werden — und diese Erfahrung stützt sich auf die Zeit nach Beendigung des glorreichen Kriegs gegen Frankreich, nach dem Anbrechen einer neuen Aera deutscher Geschichte —, daß Verfasser die Auditorien von Studirenden aller Facultäten stets gefüllt fand, sei es nun, daß eine öffentliche Vorlesung über Goethe's „Faust" oder den Roman der Gegenwart angekündigt war.

Es gibt eben doch noch einen guten Theil von Studirenden, welche neben der Vertiefung in ein einseitiges Fachstudium ihren Geist nach einer universellen Bildung verlangen fühlen, welche des Geistes Kräfte und Schwingen neu zu beleben suchen durch den Einfluß, welchen Kunst und Literatur auszuüben allein im Stande sind. Und das ist ein Segen, und dieser Segen hat sich weiter auszubreiten zum Heile unsers Volks Ein bloßes Brotstudium, das nicht erwärmt wird von der Sonne eines höhern Strebens, droht die Idealität in jenen Kreisen zu zerstören, aus welchen die Gebildeten des Volks hervorzugehen berufen sind — es wird zum Hebel des Materialismus werden.

Wie wird sich die Sache gestalten, wenn erst die deutschen Hochschulen eigene Vertreter für das Fach der neuern Literatur aufweisen, wenn nicht nur Philosophen, Aesthetiker und Germanisten sich der neuern Literatur voll mitleidsvollen Wohlwollens annehmen, sondern wenn Männer, umgeben von dem Ruhme der Autorität in diesem Fach, die Entwickelung des menschlichen Geistes zu erschließen suchen! Eine einseitige philologische Behandlung aber ist nicht vermögend, die Schätze unserer Literatur voll zu würdigen; ein weiterer Gesichtskreis, eine Verbindung des ästhetischen mit dem historischen Gesichtspunkt ist unabweisbar. Neben der allgemeinen humanitären Bildung, welche unsere Hochschulen vorzugsweise auch in der neuern Literatur zu geben haben, ist die letztere dann zu einer Fachwissenschaft zu erheben.

Unsere Universitäten haben Lehrstühle für neuere Geschichte, neuere Kunstgeschichte und neuere Sprachen aufzuweisen, nicht nur behufs allgemeiner Bildungszwecke, sondern behufs Fach- und Specialstudien. Es tritt an sie nicht minder die Pflicht heran, eine Professur für neuere Literatur als Fachwissenschaft zu schaffen.

Es ist ein Leichtes für den künftigen Gymnasiallehrer, bei der Höhe der germanistischen Wissenschaft sich eine genaue Kenntniß unserer ältern Literatur zu erwerben, und das muß er thun; denn dazu zwingt ihn das Examen, darauf weist ihn der Examinator hin, welcher Germanist vom Kopfe bis zur Zehe ist. Ueber die deutschen Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts also erhält der Studirende die wunderbarsten Aufschlüsse, aber über Lessing, Goethe und Schiller, deren gewaltigen befruchtenden Ideen Deutschland seine Entwickelung und Größe zum guten Theil verdankt, erfährt er wenig; er hat dies auch nicht nöthig, denn im Examen ist es Nebensache.

Wende man nicht ein, das Studium der neuern deutschen Literatur könne von jedem daheim betrieben werden, dafür sei die Universität keine alma mater! Jeder mit der Sache einigermaßen Vertraute wird erhärten können, daß sich das wissenschaftliche Studium der Literatur ausnehmend vertiefen läßt. Es ist ein unabweisliches Bedürfniß, daß fortan auch ein Professor für neuere Literaturgeschichte in jeder wissenschaftlichen Prüfungscommission sitze, daß in der neuern Literaturgeschichte mit demselben Rechte wie in der politischen Geschichte als Fachwissenschaft geprüft werde.

In dem Examen für allgemeine Bildung aber ist nothwendig jeder Candidat der philosophischen Facultät, womöglich auch der theologischen, in der neuern Literatur zu prüfen. Die Geschichte der Geistesdenkmale unserer Nation ist ein eminent wichtiges Erziehungsmittel und eine unerschöpfliche Nahrungsquelle für vaterländischen Sinn.

Die Einsetzung eines Lehrstuhls für neuere Literatur wird noch weitere segensreiche Wirkungen im Gefolge haben. Das Bedürfniß, eine junge literarhistorische Schule in unserm neu geeinten Deutschland heranzuziehen, kann nicht mehr von der Hand gewiesen werden; das Bedürfniß, würdige Vertreter unserer Tagespresse, welche eine Großmacht der Zeit geworden, heranzubilden, hat der Staat die heiligste Pflicht.

Die Darstellung und Beurtheilung der neuesten Literaturgeschichte liegt jetzt gar häufig in den Händen unwissenschaftlicher „Literaten". Ein Ausfluß dieses Umstandes ist die vielfache Kritiklosigkeit, welche auf die Unfähigkeit dieser Klasse zurückzuführen ist.

Die Leitung der Tagespresse geschieht nicht immer nach ethischen Gesichtspunkten, wofür die wissenschaftliche Befähigung eine Grundlage bildet. Wir Deutschen haben weder eine berufsmäßige Vertretung der Tagespresse noch eine entsprechende Heranbildung für dieselbe. Manches Undeutsche, das aus der Tagespresse in unsere Sprache herabzusickern beginnt, ist einer der zeitigen unverkennbaren Uebelstände.

Alle diese Unzuträglichkeiten werden allein durch die allgemeine Einsetzung eines Lehrstuhls für neuere Literatur an unsern Hochschulen zu beseitigen sein, Uebelstände, welche „um so bedeutender erscheinen, als sie Folgen nach sich ziehen, welche bis in das sogenannte praktische Leben hineinreichen, ja sogar auf das sittliche Leben unsers Volks von kaum geahntem Einflusse sind". Solcher Thatsache gegenüber wird der Staat mit der Aussetzung eines Gehaltetats für die neue Professur nicht zögern dürfen. Ist „die Poesie auch eine aristokratische Kunst", ist sie auch nicht für das Gros, sondern nur für „die Elite der Menschheit", so wird dennoch eine umfassendere Berücksichtigung der neuern Literatur von der erheblichsten Tragweite für die Erhaltung der heiligen Quelle unsers deutschen Idealismus sein.

F. A. Otto Weddigen.

Der Schlußband von Freytag's „Ahnen".

Die Ahnen. Roman von Gustav Freytag. Sechste Abtheilung: Aus einer kleinen Stadt. Leipzig, Hirzel. 1880. 8. 6 M.

Aus den Zeiten Ingo's und Ingraban's sind wir jetzt an Freytag's Hand die Leiter der Jahrhunderte herabgeklettert bis zur Gegenwart. Als wir die tapfern Ahnen ritterlich ihre Schwerter schwingen sahen, da glaubten wir wol, die jüngste Descendenz würde ebenfalls dem Ritterthum angehören, ja einige vermutheten, die letzten Enkel Ingo's unter den deutschen Fürsten zu finden.

Solche Erwartungen hat der Autor enttäuscht: schon als die Ritter sich in Bürger verwandelten, mußte jener Glaube erschüttert werden; der letzte Enkel aber ist nicht einmal ein ansässiger Bürger, sondern ein Journalist, in welchem neben dem Bolz auch ein wenig von dem Bellmaus steckt; er ist, wie Heine sagt und Gutzkow nach ihm, ein Ritter vom Geist.

Die letzte Erzählung der „Ahnen" spielt in einem schlesischen Städtchen und zwar von Beginn dieses Jahrhunderts bis zur Märzrevolution: die neuesten gewaltigen Ereignisse, die Wiedergeburt des Deutschen Reichs, die letzten großen Kriege sind nicht in den Rahmen derselben mit aufgenommen. Wie in einer Camera-obscura spiegeln sich in dem Leben dieses Städtchens die draußen vorüberziehenden Weltereignisse: der Held greift selbst in dieselben mit ein, als ein tapferer Kämpfer, der sich in den preußischen Unglücksjahren den Guerrillas in den glatzer Bergen anschließt und in den Befreiungskriegen mit ins Feld zieht. Dieser Held, ein Doctor Ernst König, lang von Gestalt und von ernsthaftem Wesen, hat sich in der kleinen Stadt, in der sein Vater als Kriegsrath lebte, als praktischer Arzt niedergelassen. In der Weinstube lernte er alsbald die Honoratioren des Ortes kennen, darunter Offiziere, die mit verächtlichem Ton von Napoleon und dem revolutionären Wesen sprachen. Einen Freund fand er bald an dem Einnehmer, einem Verehrer Jean Paul's, voll Naturgefühl und mit satirischem Humor begabt. Dieser Charakter ist sehr bezeichnend für damalige Gefühls- und Denkweise, wie sie bei vielen verbreitet war, während sie der Gegenwart gänzlich fremd ist. Das ganze kleinstädtische Leben ist auch weiterhin in seinen Vergnügungen und Aufregungen und in seiner Berührung mit der Zeitströmung vorzüglich geschildert; schon das einleitende Gesammtbild ist ein Meisterstück sauberer Kleinmalerei:

Es war eine ansehnliche Kreisstadt im Flachland der schlesischen Oder, in der Mitte ein weiter Marktplatz, der Ring, darauf das Rathhaus. Von den Ecken des Marktes liefen vier Hauptstraßen zu den beiden Thoren. Seit dem letzten Brande standen die Häuser unter neuem Ziegeldach, schön rosa, blau und gelb getüncht, die meisten hatten freilich nur ein Erdgeschoß, doch viele auch ein Stockwerk darüber, wenige aber zwei Stock, und diese wurden als merkwürdig gezeigt. Das Ganze war von einer Mauer umgeben, über welcher noch die Thorthürme ragten; alles hübsch regelmäßig, wie von einem klugen Riesenknaben aus seinem Baukasten aufgesetzt. Außerhalb der Stadt zogen sich Scheunen und Ställe der Vorstädte weit hinein in die Ackerflur, auf der viele Bürger der Stadt schweren Weizen erbauten. Es war eine alte Stadt, einst eine Festung deutscher Colonisten gegen fremdes Volk, und mancher wilde Kriegssturm hatte um ihre Mauern getobt. Aber das war lange her, die Mauern waren brüchig geworden, in dem trockenen Wallgraben breiteten sich Obstbäume, und die Gänse des Stadtkämmerers weideten darunter, die Bürger aber lebten unbekümmert um ihre alte Kriegsherrlichkeit und wußten auch nichts davon. Ihre Erinnerung an frühere Zustände begann mit dem Schwedenkriege, sogar dieser war undeutlich geworden, denn die Confessionen der Stadt verkehrten in brüderlicher Eintracht, die Gebildeten meinten, daß aller Glaubenshader abgethan und in ihrer aufgeklärten Zeit unmöglich sei, die Frauen hörten am liebsten, wenn ihre Pfarrer von der christlichen Liebe predigten, und die geistlichen Herren saßen beim Glase Ungarwein gern einander gegenüber. Wenn sich die Stadt einmal von vergangener Zeit erzählte, so begann und endete ihre Geschichte mit dem alten Fritz, der die Provinz für seinen Staat erobert hatte. Die ältern Leute berühmten sich, daß sie ihn persönlich gekannt hatten, und in den meisten Wohnstuben hing sein Bild. In den Mauern der Stadt walteten unumschränkt die guten Geister der Ordnung und Stille, nur am Abend des Wochenmarkts schrie zuweilen ein trunkenes Bäuerlein. Jedermann ging am Sonntag früh auf seinen Platz in der Kirche und Nachmittags in den neuen Kaffeegarten, um sich dort ebenfalls hinzusetzen, und das Hauptfest im Jahre war das Königschießen. Außerdem erschien zur Freude der Jugend zuweilen ein mürrisches Kamel mit seinem Affen und zwei Bären oder ein Seiltänzer mit kleinen Kunstpferden, sehr selten ein Trupp Komödianten, den die Polizei ungern sah, weil er immer Schulden hinterließ. Die Honoratioren besuchten im Winter die Vorstellung eines fremden Künstlers, der die Flöte blies und declamirte, oder ein Schattenspiel zeigte; doch auch neue musikalische Erfindungen wurden aufgeführt: die Glasharmonika, wobei dem Stadtdirector seine eigene Frau ohnmächtig wurde, oder eine Aeolsharfe, welche der Verfertiger am Stadtwalde in abgestecktem Raume aufhing. Dieser Genuß war sehr ergreifend, nur trug er dem Manne nichts ein, weil die Leute den Geistergesang am liebsten von fern vernehmen wollten. Unleugbar war fast alles in der Stadt mäßig und bescheiden, auch der Wohlstand war nicht übergroß, aber die Bürger gediehen doch und merkten, daß sie vorwärts kamen, trotz der Misernten in den letzten Jahren. Ihr schlesisches Geld, Böhmen und Gröschel, war schwärzlich; es war auch weniger werth als das Courant, aber die Bürger nahmen es willig, und wurden, wenn sie es ausgaben, gern lustig. Jeder wußte so ziemlich, was der andere besaß, und einige Kaufleute und Fabrikanten galten für reich, ja einer von ihnen sollte die Absicht haben, in seiner Fabrik eine Dampfmaschine aufzustellen.

Die erste romanhafte Verwickelung gibt ein Bild damaliger Gutsunterthänigkeit. Ein Bursche, der ein Mädchen aus dem Dorfe eines Grafen heirathen wollte, wurde von dem Inspector zurückgewiesen, der das Mädchen zu dreijährigem Dienst auf den Hof beorderte, und entsprang: der Bursche wird dingfest gemacht, ins Städtchen gebracht, wo indeß der Doctor sich für ihn und das Mädchen verwendet, und unter Hinweis auf das Aufsehen, welches die Sache machen werde, wird dem letztern ein anderer Dienst

verschafft; der Bursche aber „brach aus". Später taucht er indeß wieder auf und wird des humanen Doctors dienstbarer Geist.

Folgenreicher ist das zweite Abenteuer; die novellistische Erfindung des Romans schließt sich an dasselbe an; der junge Doctor lernt in der Ausübung seiner Praxis auf dem Lande ein junges Mädchen, Henriette, die Tochter eines Geistlichen auf einsamem Pfarrhof, kennen. Die Idylle dieses Pfarrhofs und dieser ersten Liebe ist mit vielem poetischen Reiz geschildert; die discrete und reservirte Muse von Gustav Freytag entwickelt bei solchem Anlaß ihren eigenthümlichsten Zauber, wie z. B. in der folgenden Schilderung:

Sie saßen auf der Bank und jetzt schien der Mond über ihnen, er allein, die Sonne hatte ihm ganz das Feld geräumt; ruhig und freundlich sah er hernieder, wie einem Himmelskörper über einem Pfarrhofe schicklich ist, und er warf seine Strahlen durch das Geißblatt auf zwei junge Gesichter, die beide einander zugewandt und beide in heiterer Bewegung waren. Und während jedes dem andern herzlich in die Augen sah und auf die Worte lauschte, vergnügte sich der Mond damit, die alte verstoßene Mauer mit neuem Goldglanz zu bekleiden, die Steine des Kirchhofs, unter denen die Daheimgegangenen so ruhig schlummerten, mit blendendem Weiß zu übermalen und sogar den alten grauen Kirchthum mit überirdischem Licht zu verklären, sodaß die Fledermaus, welche von dem Dichter als Uhu erwähnt wird, wegen des ungewohnten Scheins mit den Augen blinzte.

Wie anmuthig ist die Scene in der Schwedenschanze geschildert:

Es war ein kreisrunder Wall von mäßigem Umfang, er schloß auf der Innenseite einen vertieften Raum ein, der höher als das Land draußen und wohlgerundet wie ein Kessel war. „Hier führen Stufen hinab", wies Henriette, als sie auf dem Rande standen, „der Rasen ist jetzt glatt. Als Kinder sind wir oft mit Freuden in die Tiefe gerutscht." Und sie schwang sich behende vor ihm hinunter. „An dieser Stelle finden wir zuweilen Glücksblätter", sagte sie in der Tiefe und blickte scharf auf den niedrigen Rasen. Endlich beugte sie sich hinab. „Hier ist Klee mit vier Blättern." Vergnügt hielt sie ihm das grüne Blatt hin. „Nehmen Sie, es soll Ihnen Gutes bedeuten." Der Doctor stand wie bezaubert, der Wallring umschanzte das liebe Mädchen und ihn gegen die ganze Welt, nichts war zu sehen als der Himmel, welcher wie eine lichtblaue Glocke über dem Ringe stand. Er nahm das Blatt aus ihrer Hand, und hingerissen von der heitern Unschuld ihres Wesens und dem warmen Blick, mit dem sie ihn bittend ansah, neigte er sich zu ihr und küßte sie leise auf den Mund. Sie stand still und schloß einen Augenblick die Augen; aber gleich darauf sah sie mit rosigen Wangen wieder zärtlich zu ihm auf. Keins von beiden sprach. Sie hob den Strohhut vom Boden und führte den Gast die Höhe hinauf. Dort blickten sie von dem Wall herab in die helle Landschaft. Die Herbstsonne neigte abwärts, über die Stoppelfelder vor ihnen zogen sich weiße glänzende Fäden wie ein dünner Schleier, dahinter sah man in der klaren Luft Dorf neben Dorf, bei jedem ragten die Dächer aus einem Kranz von Bäumen, deren Laub im Sonnenlicht wie bräunliche Bronze schimmerte, bis sich die letzten Baumgruppen wie ferne Inseln am dämmrigen Horizont verloren.

Inzwischen war der Krieg ausgebrochen; eine Unglückskunde folgte der andern; die feindlichen Scharen drangen ins Land, auch in unser Städtchen, wo sich die Feigherzigkeit der damaligen Offiziere gegenüber dem Muth eines französischen übel genug ausnahm. In das einsame Pfarrhaus dringen die fremden Horden; was sich dort zugetragen, erzählt der Senior dem ihn besuchenden Doctor:

Während meine Frau zitternd in der Kammer herbeisuchte, was sie begehrten, hielt mich die Tochter fest umschlungen, um meinen Leib vor den Schlägen der Bösewichter zu schützen. Aber zwei, die Offiziersepauletten trugen, rissen sie von meinem Herzen und wollten sie mit rohen Liebkosungen zur Stube hinausziehen. Da hörte ich in halber Ohnmacht, wie unsere alte Magd, die an der Thür auf den Knien lag, jemand anschrie: „Herr, rettet unser junges Fräulein!" In dem Augenblick sprang ein junger Offizier über die Schwelle, ein schöner Mann, wie vom Himmel kam er. Er sah sich in der Stube um und schlug den Bösewichtern, welche mich quälten, die Pistolen zur Seite, und wie mein Kind, welches gebrochen auf den Knien lag, von den zwei Wüthrichen fortgeschleift wurde, fuhr er auf diese zu und gebot ihnen mit flammendem Blick: „Lassen Sie das Mädchen los!" Als die beiden sich unter Flüchen weigerten, packte er den Frechsten bei der Brust, warf ihn zurück und rief: „Wagt es, ihr Hunde, die Braut eines französischen Offiziers anzurühren." — „Braut?" schrien die andern. „Lügner! schlagt den französischen Windbeutel nieder." Der Franzose zog seinen Säbel heraus und sagte jetzt ganz ruhig: „Ich ersuche alle Anwesenden, Zeugen meiner Verlobung zu sein." Er beugte sich zu meiner Tochter herab, welche im Schos der Mutter auf dem Boden lag, zog ihr den Ring vom Finger, der ein Geschenk ihrer Pathe war, und steckte ihr einen andern an, den er an der Hand trug. „Herr, Pfarrer, so verlobe ich mich mit Ihrer Tochter", sagte er, und gleich darauf fuhr er die beiden Bösewichter an: „Hinaus!" Unterdeß waren einige seiner Leute in die Stube gedrungen, hatten die Marodeure aus dem Hause gejagt und bewachten die Thür. Es wurde still, wir hörten in unserer Betäubung Säbelgeklirr aus dem Hofe. Kurz darauf kam der französische Offizier zurück und rief meiner Tochter zu: „Der Elende wird Sie nicht mehr belästigen." Er hatte ihn dort bei der Scheune zum Tode verwundet.

Damit ist ein schmerzlicher Conflict geschaffen: dankbare Gesinnung und der Trauring fesseln Henriettens Herz an den Franzosen, während ihre Liebe dem deutschen Doctor gehört. Dieser sucht die versprengte Preußenschar auf, die unter der Führung des Grafen Götzen in den glatzer Bergen gegen die Franzosen focht und die Festung Glatz gegen sie vertheidigte. Allerlei Lager- und Kriegsbilder ziehen hier an uns in bunter Folge vorüber, während in dem Städtchen selbst zwei originelle Charaktere, die zu den bestgezeichneten dieser Erzählung gehören, der gefühlvoll-kaustische, jeanpaulisirende Einnehmer und das kleine behende Fräulein von Buskow mit den klugen Augen, für durchmarschirende preußische Soldaten mit aufopferndem Eifer sorgen. Aus der Grafschaft in sein Städtchen zurückgekehrt, ist der Doctor, als ein gefährliches Subject den Franzosen bezeichnet, in Gefahr, von diesen aufgehoben zu werden. Henriette erfährt davon und eilt, indem sie in später Stunde den Pfarrhof verläßt, durch die Nacht zu ihm, um ihn zu warnen. Die Beschreibung dieser nächtigen Wanderung gehört zu den Glanzpartien des Werks; die Eindrücke der Natur, der Landschaft, der Be-

leuchtung verschmelzen in glücklicher Weise mit den Stimmungen der Wandernden, z. B.:

So schritt sie vorwärts eine Meile und die andere. Das letzte bleiche Abendroth rückte am Himmel langsam gen Norden, und die Jungfrau wandte zuweilen den Blick rückwärts und suchte den Schein. „Im Sommer mahnst du, freundliches Licht, wie geheime Hoffnung daran, daß die Sonne in der Nähe bleibt und in kurzem wieder heraufsteigen wird über die grünende Erde; wenn aber im Winter von jener Stelle die rothe Lohe aufsteigt und den Himmel mit Flammen und zuckendem Glanze anfüllt, dann entsetzen sich die Dorfleute und wahrsagen Böses. Ach das schwerste Unheil kommt plötzlich über den Ahnungslosen, mitten in Friede und Freude bricht es hinein. Als ich heut am Dornenstrauch stand und das Zwitschern der kleinen Vögel hörte, war mir freudig zu Muth und ich dachte an nichts, als den heimlichen Gesang, der von ihm zu mir klingt. Die Kleinen ahnen es auch nicht, wenn das Raubthier gegen sie heranschleicht." Und ihr Schritt wurde schneller. Zur Seite lag der Hof, in welchem ihre Gespielin wohnte; vielleicht wachte sie jetzt im Bett, über die Wiege des Kindes gebeugt. Und die Wanderin dachte daran, ob sie an das Thor pochen sollte, um den Beistand ihrer Vertrauten wachzurufen, aber sie schüttelte das Haupt und schritt schnell vorüber. In dem Marktflecken schlug die Uhr Mitternacht, und in weiter Entfernung hallte aus den Dörfern derselbe Schlag; die ängstliche Stunde der Nacht begann. Daheim, als sie noch Kind war, hatte auch ihr in dieser Stunde vor dem Friedhofe gegraut, aber später war sie oft bei Nacht über die Stätte gegangen und hatte der Furcht sich entwöhnt. Vor sich sah sie die Umrisse des Gehölzes, durch welches der Weg führte, und besorgt spähte sie in die dunkle Masse des Laubwerks, das sich wie aus schwarzem Stein gehauen vor ihr hinzog. Dort unter dem ersten Busch, der am Wege stand, entdeckte sie in der fahlen Dämmerung undeutlich eine menschliche Gestalt. Ein Mann lag am Boden. Da durchfuhr sie heiße bebende Angst; der Gedanke an jenen schrecklichen Tag im Pfarrhause, alles Entsetzen, das sie seitdem in der Erinnerung empfunden, wurden in ihr übermächtig, sie flog dahin wie ein gescheuchtes Wild. Ein Thier des Waldes sprang neben ihr auf und neues Entsetzen schüttelte ihr die Glieder; lange lief sie, Athem und Kraft begannen zu versagen. Erst als sie wieder ins Freie gekommen war, blickte sie zurück und erkannte, daß niemand folgte. Sie lehnte sich an einen Baum des Wegs, bis der Herzschlag, der ihr die Brust zu zersprengen drohte, beruhigt war, und wieder dachte sie, wie der geliebte Mann jetzt ahnungslos im Schlummer lag, während das Verderben unsichtbar auf schnellen Rossen gegen ihn heranzog. Sie sah ihn unter den Feinden stehen, hochaufgerichtet, das Antlitz bleich und zusammengezogen, wie es damals war, als sie ihm von der Treppe nachgeblickt hatte, sie sah die Gewehre der Feinde gegen ihn im Anschlage und hörte die Salve, mit welcher der böse Feind einen Deutschen, der ihm verhaßt war, vom Leben schied. Da zuckte sie zusammen und wankte wieder vorwärts, muthlos und halbgebrochen. Dort bei der großen Linde stand ein steinernes Kreuz aus alter Zeit. Sie lehnte sich an den Stein, schlug die Hände zusammen, neigte das Haupt und bat für seine Rettung, bis die finstere Einbildung verschwand. Mit neuem Muthe ging sie weiter. Es war jetzt hohe Nacht, auch die leisen Töne der Natur waren verstummt, rings um sie feierliches Schweigen.

Der Doctor, von der Geliebten gewarnt, flüchtete sich zu den Truppen des Herzogs von Braunschweig in Böhmen. Nachdem das Unternehmen gescheitert, sehen die Liebenden sich wieder; doch Henriette steht noch immer unter dem Bann ihres Gelöbnisses. Ihr Vater hatte den Ring dem Franzosen, der sich so lange nicht um die Braut gekümmert, zurückgeschickt; doch dieser ging auf die Lösung des Verhältnisses nicht ein und behielt seinen Ring; Henriette erkrankte schwer unter dem Dank der unlösbaren Fessel; der Doctor selbst begann gegen den französischen Offizier wachsenden Haß zu hegen.

Der große Heereszug der Franzosen nach Rußland zog durch das Land: und ihm folgte der klägliche Rückzug der Versprengten. Der Kaiser, für unsern Dichter ein „Bösewicht in Purpur", erscheint, wie die Weltgeschichte, im flüchtigen Vorüberfliehen in diesem Cyklus soldatischer und kleinstädtischer Genrebilder. Es ist eine mit barockem Humor gesättigte Anekdote, in deren Rahmen uns der Dichter den Kopf des Cäsars zeigt. Die Menge umsteht die Posthalterei des Städtchens, vor der ein Schlitten hält:

In dem Schlitten saßen zwei Männer, in große Pelze gehüllt. Der Posthalter kam eilig heraus und reichte dem Postillon Papiere, und als der Einnehmer ihn fragend ansah, sagte er leise: „Es ist ein französischer Herzog, durch Staffette angekündigt, er hat's eilig weiterzukommen." Da stellte sich Herr Köhler zurecht, um diesen Herzog zu betrachten. Von den beiden Männern saß der größere aufrecht und blickte finster um sich. „Du bist der Herzog nicht", sagte sich der Beobachter, „dann also der andere." Der Kleinere saß müde zurückgelehnt in seinem Pelze verborgen. Endlich gelang es dem Einnehmer bei einer ungeduldigen Bewegung des Verhüllten den Kopf zu sehen; er erkannte in dem trüben Tageslicht ein fahles gelbliches Angesicht und fing einen harten Blick aus stechenden Augen auf, sodaß er unwillkürlich einen Schritt zurücktrat. Der Postillon schwang sich auf seinen Sitz und hob die Lederpeitsche; da griff Herr Köhler entschlossen in seine Brusttasche, zog den Hut, trat mit tiefer Verneigung an den Schlitten und legte etwas auf die Decke. Die Peitsche knallte und der Einnehmer schritt, immer noch mit entblößtem Haupt, nach rückwärts, während die Pferde anzogen; dann setzte er seinen Hut gemüthlich auf und schritt zu seinen Tabellen. Als er zur Mittagsstunde mit dem Doctor über den Markt kam, trat der Bürgermeister zu ihm. „Dies Buch ist auf der Gasse gefunden worden, der Rathsdiener sagt, daß Sie es dem Fremden heut früh überreicht haben." — „Ha, in der That!" rief Herr Köhler und betrachtete mitleidig den Band, welcher durch den Schlamm des Wegs traurig verdorben war, „es ist das meinige. Ich will Ihnen sagen, wie die Sache zusammenhängt. Dieser Fremde, der heut Morgen als Flüchtling hier durchkam, war der Kaiser Napoleon. Ich wollte ihm etwas Lektüre auf den Weg geben, aber der undankbare Kerl versteht Gutes nicht zu schätzen", und er wies das Buch, es war von seinem Lieblingsdichter und hatte den Titel: „Katzenberger's Badereise".

Die Pointe dieser Anekdote ist etwas absonderlich, aber sehr charakteristisch für den Jean-Paulianer.

Auch der französische Offizier, jetzt Oberst Dessalle, kommt in das Städtchen, wo der Doctor den verhaßten Nebenbuhler widerwillig pflegen muß; dann wird der Oberst auf den Pfarrhof gebracht, damit in frischer Luft seine Genesung beschleunigt werde. Der Pfarrhof kommt dadurch in schlimmen Ruf bei den Patrioten; Henriette wird beim Kirchgang gemieden wie eine Unreine. Auch der scheidende Oberst gibt sein Anrecht auf sie nicht auf: das Gespräch zwischen beiden ist dramatisch bewegt, von maßvoll edler Haltung.

Als der Ruf des Königs erklungen, zieht Doctor König als Freiwilliger in den Krieg: in einem Scharmützel trifft er auf seinen verhaßten Gegner, der nach heftigem Kampfe mit dem Pferde stürzt. Der Gefahr, durch die Heimtücke eines Savoyarden in die Luft gesprengt zu werden in der Tenne, wo er die Nachtruhe hält, entgeht der Doctor indeß durch den Edelsinn des Obersten und seines Sergeanten. Inzwischen rücken die Verbündeten siegreich vor; der Frieden wird geschlossen. Dessalle gibt seine Braut frei: Henriette heirathet den Doctor und der Einnehmer das muntere Fräulein von Buskoto.

Damit endet indeß die Erzählung nicht; noch die zweite Generation führt der Dichter ins Feuer. Der Sohn des Doctor König, Victor, führt ein flottes Studentenleben und wird dann Literat, Journalist und dramatischer Dichter. Seine Beziehungen zu einer schönen Theaterdame führen ihn in unliebsame Verwickelungen; es kommt zum Duell mit einem Rivalen. Als er an einem schönen Abend das erste mal zu einem einsamen zärtlichen Rendez-vous eingeladen ist, geräth er ins Getümmel der Märzrevolution; ein Gewehr wird ihm in die Hand gedrückt: da hört er ein französisches Commando und zerschlägt den Kolben an den Pflastersteinen der Straße, sucht eine Zuflucht in einem Weinkeller, Offiziere und Soldaten folgen dorthin; Victor scheint verdächtig; er erhält einen Stich in den Arm von einem Bajonnet, das sein Freund zur Seite schiebt, um ihn vor den Andringenden zu schützen. Nach seiner Genesung widmet er sich ganz der Literatur und heirathet ein adeliches Fräulein, welches der Dichter bereits für ihn in Aussicht genommen hat und durch allerlei naive Zerwürfnisse hindurch in seine Arme führt. Wir erfahren, daß Dessalle der Bruder von Ernst König ist. Auf der Feste Koburg spielt der Schluß der Erzählung und der Schluß der „Ahnen" überhaupt; diesen Berg sah Ingo und Markus König; an ihn knüpfen sich die Familientraditionen, die sich durch mehr als ein Jahrtausend deutscher Geschichte hindurchziehen.

Die letzte Erzählung ist vielleicht die frischeste und lebendigste von allen; viel trägt dazu auch der vertraute und naheliegende Stoff bei; sie hat mehr Wärme im Ton als die frühern, die oft etwas steif und manierirt erscheinen, um die Färbung ihres Jahrhunderts zu tragen. Doch die culturgeschichtliche Tendenz überwiegt auch in dieser Geschichte; es kommt dem Autor darauf an, uns eine Reihe solcher Bilder aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts vorzuführen; aber das Gesetz des Epos, welches die sachte Allmählichkeit in der Entwickelung der Handlung, besonders in den Uebergängen von Raum und Zeit verlangt, ist für solche Absicht unbequem; der Dichter springt über ganze Epochen hinweg, holt seine Bilder aus den weltgeschichtlichen Jahren, während die minder bedeutenden nur als Kalenderjahre gleichgültig erwähnt werden. Auch die Einheit des Helden fehlt: in der letzten Abtheilung erscheint auf einmal ein neuer Held, der Sohn, und wenn schon früher die Erzählung sich in die Biographie verwandelte, so wird jetzt sogar ein neuer Lebenslauf in dieselbe eingefügt. Die Erzählung bewegt sich meistens in gerader Linie, das echte Epos verlangt ein Segment aus einem größern Kreise.

Doch wenn so die künstlerische Architektur der culturhistorischen Tendenz geopfert ist: so entschädigt dafür die feine Schönheit der Darstellung, der leise poetische Hauch der Empfindung und Schilderung und jener schalkhafte Humor, der für die dichterische Physiognomie Gustav Freytag's durchaus charakteristisch ist.

Der sechsbändige Cyklus der „Ahnen" steht jetzt neben seinen „Bildern aus deutscher Vergangenheit" als eine mehr poetische Spiegelung der Culturgeschichte, als das Werk eines feinsinnigen Geistes, dem allerdings der Schwung der historischen Freske und der großen Leidenschaft fehlt, der aber dafür in sauberer Genremalerei, in einer wir möchten sagen classischen Ciselirung des Details von keinem Mitstrebenden erreicht wird. Dies tritt besonders im „Nest der Zaunkönige" und in dieser letzten Erzählung hervor, welche beide wol das Beste sind in dem Cyklus der „Ahnen", der allerdings auch oft versandet, oft durch manierirten Ton, chronikale Trockenheit und Mangel an Erfindung ermüdet, indem besonders die jugendlichen Hauptcharaktere etwas Schablonenhaftes haben. Doch gerade mit seinen Vorzügen kommt der Dichter dem auf das Genrebildliche gerichteten Geschmack der Zeit entgegen; daher der seltene buchhändlerische Erfolg, der in der Chronik der Literaturgeschichte nicht als ein monumentum aere perennius, aber als signatura temporis verzeichnet zu werden verdient.

Rudolf von Gottschall.

Pädagogische Literatur.

1. Erziehung als Wissenschaft. Von Alexander Bain. Autorisirte Ausgabe. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 45. Band.) Leipzig, Brockhaus. 1880. 8. 8 M.

In England gewahrt man gegenwärtig eine große Bewegung auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts. Das Schablonenmäßige, das in echt conservativer Weise sich dort in der Schule bis in die neuere Zeit zu behaupten verstand, bröckelt sich nach und nach ab. Pestalozzi'sche Ideen sind auch über den Kanal hinübergedrungen; ihrem Einflusse widersteht ein veraltetes System aber nicht gar zu lange.

Die alte Methode, nach welcher in englischen Schulen bislang gelehrt wurde und theilweise noch gelehrt wird, bildet den größtmöglichsten Gegensatz zu dem, was Pesta-

lozzi angestrebt hat. Diese alte Methode besteht nämlich in nichts anderm als in einem fleißigen Auswendiglernenlassen des Textbuchs. Ein Buch, in welchem der Lehrstoff in Frage und Antwort vorgeführt wird — als katechetisch kann die betreffende Ordnung kaum erklärt werden — muß auswendig gewußt werden, wenn das Examen — und dies ist in England die Hauptsache — gut bestanden werden soll. Die Pädagogik jedoch, die jetzt auch in England ihr Recht als Wissenschaft geltend macht, läuft Sturm gegen ein solches System und findet eine treffliche Unterstützung an den in mächtigem Aufschwung begriffenen Naturwissenschaften, die an die Stelle des geistlosen Auswendiglernens das Beobachten und Erkennen setzen.

Vor einigen Jahren ist nun schon, als Ausdruck und Zeichen dieser reformatorischen Bewegung auf dem pädagogischen Gebiete, ein Buch erschienen, welches gerechtes Aufsehen erregte und eine Aufnahme ungetheilter Bewunderung fand: die „Erziehungslehre" von Herbert Spencer, ein Werk, das sich den besten deutschen Erziehungsbüchern zur Seite stellen darf. Der Verfasser bricht mit dem alten Schlendrian in Erziehung und Unterricht und weist den Naturwissenschaften den ihnen gebührenden Platz in der Schule an. Von nicht minderer Wichtigkeit wie jenes Werk ist das unter dem Titel „Erziehung als Wissenschaft" von Alexander Bain, Professor der Logik an der Universität zu Aberdeen veröffentlichte, welches den 45. Band der „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek" bildet. Für England ist dies Werk eine That und für Deutschland eine Bereicherung der Kenntniß englischer Schulzustände und englischer Erziehungsweise. Denn aus den Auseinandersetzungen des Verfassers sind unschwer die veralteten Zustände herauszuerkennen, gegen welche derselbe, wenn er es auch nicht gerade heraussagt, polemisirt. Ueberdies enthält dieses Buch manche vortreffliche Winke, manche geistreiche Aperçus, die auch uns Deutschen, trotz unserer gesegneten pädagogischen Literatur, Belehrung und Stoff zum Nachdenken bieten.

Das Werk zerfällt in zwei Haupttheile: in den psychologischen und den methodischen. Die Psychologie ist die Grundlage, auf welcher sich jede vernünftige Erziehung aufbaut, und so ist in England das ausgesprochen, wodurch sich Herbart so große Verdienste um die deutsche Pädagogik erworben hat; ist ja erst durch dessen wissenschaftliche Verwerthung der Psychologie für die Pädagogik diese zu einer Wissenschaft erhoben worden. Als Wissenschaft will auch Bain die Erziehung behandeln, und so legt er ihr ein psychologisches System zu Grunde.

Die verschiedenen Definitionen, die man von der Erziehung gegeben hat, scheinen dem Verfasser nicht treffend: manche sind zu eng, manche zu weit; die Gesundheitslehre in ein Werk über Erziehung aufzunehmen, betrachtet er geradezu als einen Irrthum. Er schließt alles das aus, „was viel umfassendern Abtheilungen der menschlichen Lebensführung angehört", und will den Gesichtspunkt auf das concentriren, „was ausschließlich der Erziehung zukommt, auf die Mittel und Wege, die erworbenen Vermögen der Menschen aufzubauen".

Die Psychologie des Intellects ist besonders nutzbar für die Erziehung, dem der Verfasser drei Functionen zuertheilt: Unterscheidung, Verbindung, Behaltsamkeit — letztere geht vollständig in der Erziehung auf. Bei diesen ersten Gängen in das psychologisch-philosophische Gebiet überrascht uns die scharfe logische Consequenz und die Feinheit der Definitionen, wofür das Folgende ein Beispiel sein mag.

Das Erste der Geistesthätigkeit ist das Unterscheiden, das intellectuell bei den verschiedenen Menschen in verschiedener Stärke je nach Qualität und Quantität der ersten Eindrücke und der angeborenen Empfänglichkeit vorhanden ist. Ein niedriger Zustand geistiger Schlaffheit verhindert das Wahrnehmen der Unterschiede und legt somit jede geistige Thätigkeit lahm. Es ist dies der Zustand, „den man bezeichnend Indifferenz benennt, weil die Differenzen der Eindrücke nicht mehr wahrgenommen werden".

Nachdem der Verfasser alle Momente ins Auge gefaßt, die psychologisch für die Erziehung zu verwerthen sind, bespricht er die „Erziehungswerthe", d. h. die Zweige der menschlichen Cultur, die wir als zu Lehrendes in unsern Erziehungsplan aufnehmen, mißt dann am Maßstabe der Logik ihr Verhältniß zueinander, in welcher Reihenfolge sie im Erziehungsplan nacheinander aufzutreten haben, und geht dann zur Methode über.

Die Erziehungswerthe theilt der Verfasser in zwei große Gruppen: Wissenschaften und Sprachen. Aus dieser Gegenüberstellung sehen wir schon, daß er die Sprache, die bei ihm nichts anderes als die Aneignung einer Reihe von Vocabeln zum Verständniß einer Sprache ist, nicht zu den Wissenschaften zählt; doch diese „Sprache" ist nicht zu verwechseln mit Rhetorik und Grammatik, denen er wohl einen Platz unter den Wissenschaften einräumt. Die Wissenschaften theilt der Verfasser ein: in „die mathematischen, als Repräsentanten der abstracten und demonstrativen Wissenschaften; die Experimentalwissenschaften — Physik, Chemie und Physiologie; die Wissenschaften der Klassifikation — Naturgeschichte; die Wissenschaft des Geistes — Psychologie; endlich die praktischen oder angewandten Wissenschaften — Politik, Nationalökonomie, Gesetzgebung, Jurisprudenz, Ethik, Grammatik, Rhetorik und Philologie".

Trefflich sind die Worte, mit denen er die „Wissenschaften" bei dem Leser einführt:

Ueber Wissenschaft im allgemeinen läßt sich zuerst bemerken, daß sie die vollkommenste Verkörperung der Wahrheit und der Wege, zu dieser zu gelangen, ist. Mehr als irgendetwas anderes macht sie den Geist mit dem Wesen der Beweisführung, mit der Arbeit und den Vorsichtsmaßregeln, die erforderlich sind, um ein Ding zu beweisen, vertraut. Sie ist das große Correctiv der Ungenauigkeit, mit der das unwissenschaftliche Bewußtsein unbeglaubigte Thatsachen und Folgerungen aufnimmt.

Sie erläutert, wie man eine Thatsache oder ein Gesetz unter den wechselndsten Umständen festzustellen hat. Sie zerstört die Glaubwürdigkeit jeder ohne gehörige Beglaubigung gemachten Angabe.

Ohne die Wissenschaft ist der praktische Erfolg für die Feststellung der Wahrheit von ausschlaggebender Bedeutung. Die Wissenschaft sichert umgekehrt den praktischen Erfolg im voraus. „Wir müssen die Kraft eines Stroms richtig schätzen, um einen haltbaren Damm zu bauen." Ferner wirkt die Wissenschaft auch darin befreiend, daß sie „abstracte oder verallgemeinernde Kenntniß in den Vordergrund stellt". Wir können hieran erkennen, daß der Verfasser das Schwergewicht der Wissenschaften in die mathematischen und Naturwissenschaften legt, ein Verfahren, in dem er sich mit Spencer begegnet, der zwar noch einen Schritt weiter geht und bei dem Worte Wissenschaft an gar nichts anderes als an die genannten denkt.

Von hoher Bedeutung sind die Auseinandersetzungen des Verfassers über „Methode". Dieser ganze Abschnitt ist höchst lesenswerth und lehrreich, wenn auch manches, wie z. B. über das Lesen, nur auf das Englische mit seiner höchst unglücklichen Orthographie Anwendung finden kann. Wir, die wir leicht die Lautirmethode anwenden können und anwenden, sind über die krampfhaften Anstrengungen, die der englische Lehrer beim Leseunterricht machen muß, glücklicherweise hinaus. Aber desto mehr verdient gerade der englische Lehrer, der die Schwierigkeiten überwindet, große Achtung, wie auch der Methodiker, welcher dieselben durch die Wissenschaft bekämpft.

Besonders bemerkenswerth ist der methodologische Theil dadurch, daß durchweg der Anschauungsunterricht dort mehr zur Geltung kommt, als es bei uns gewöhnlich der Fall ist. Sind wir auch bemüht, jeden Unterricht anschaulich zu machen, so ist doch der eigentliche Anschauungsunterricht bei uns auf engere Grenzen beschränkt, als es in England der Fall zu sein scheint. Wir können in dieser Beziehung viel aus dem vorliegenden Buche lernen.

Was nun den Standpunkt des Verfassers in der Frage des classischen Sprachunterrichts betrifft, so steht derselbe auf der äußersten linken Seite.

Es scheint sich in England eine Agitation gegen den Unterricht in den classischen Sprachen vorzubereiten, deren Radicalismus ganz der Zähigkeit entspricht, mit welcher man bisher an den Griechen und Römern festgehalten hat. Was sich nur gegen den Unterricht im Griechischen und Lateinischen sagen läßt, führt der Verfasser eines Weitern aus, zugleich aber auch die Argumente widerlegend, die man für die Nothwendigkeit und Nützlichkeit dieser Sprachen beigebracht hat. Das Studium der lateinischen Sprache sei nur die Folge von Verhältnissen gewesen, die bei uns nicht mehr existiren, nur für praktische Zwecke sei dieselbe gelernt worden, formale Bildungskraft habe man ihr nie in einem höhern Grade als einem andern Wissenszweig zugeschrieben; daß man diesen Grund hervorsuche, um ihr Studium zu empfehlen, resp. zu fordern, beweise gerade, in welcher Verlegenheit man sich um einen wirklich vernünftigen Grund befinde. Mit dem Aufhören der lateinischen Sprache als Gelehrten- und Kirchensprache habe überhaupt dessen Berechtigung als obligatorischer Unterrichtsgegenstand aufgehört. Zu den Wissensschätzen, zu denen die alten Sprachen die Schlüssel sein sollen, können wir auch durch Uebersetzungen gelangen. Ja, es wäre gar nicht schwer zu erweisen, daß, abgesehen von der Ueberbürdung durch Lernstoff, das Studium dieser Sprachen geradezu schädlich wirke. Obschon uns eine derartige Agitation nicht unberechtigt scheint, müssen wir doch eingestehen, daß der Verfasser in manchem zu weit geht; wir können uns indeß hier nicht ausführlicher darüber erklären. Wir nehmen aber von diesem Vorgange Act als von einem Zeichen der Zeit, das auch viele Kreise in Deutschland nicht unbeachtet lassen werden.

Gegen manches Sachliche in dem Werke hätten wir wol Bedenken, doch es ist hier nicht der Ort, auf pädagogische Controversen näher einzugehen. Jedenfalls ist die Vermittelung desselben an das deutsche Publikum ein Verdienst, das gewiß seine guten Früchte tragen wird.

Der Uebersetzer hat sich Mühe gegeben, den spröden Stoff dem deutschen Leserkreise mundgerecht zu machen, und es ist ein Zeichen fleißiger Arbeit und geschickter Uebersetzungskunst, wenn es nur wenige Stellen sind, in welchen die englische Construction sich nicht verkennen läßt.

2. Die Stellung des praktischen Arztes zur Realschulfrage, besprochen von Dr. Hedler. Hamburg, J. F. Richter. 1879. Gr. 8. 1 M.
3. Zur Reform des europäischen Unterrichtswesens. Von Julius Schvarcz. Budapest, Zilahy. 1879. Gr. 8. 3 M.
4. Sammlung selten gewordener pädagogischer Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts. Herausgegeben von August Israel. Heft 1: Martin Luther. An die Radherrn aller stedte deutsches lands: das sie Christliche schulen auffrichten vnd hallten sollen. — Heft 2: Desiderius Erasmus von Rotterdam Vortrag über die Nothwendigkeit, die Knaben gleich von der Geburt an in einer für Freigeborene würdigen Weise sittlich und wissenschaftlich ausbilden zu lassen. — Heft 3: Gründliches Bedenken Von verschiedenen, theils offenbahren, theils nicht allerdings bekandten Mißbräuchen, so geraume Zeit hero in die Schulen eingerissen, und überhand genommen: auch wie die Sach eigentlicher und mit besserer Manier möchte eingerichtet werden. — Heft 4: Wie man die jugendt in guten sitten vnd Christenlicher zucht vferziehen vnnd leeren solle, ettliche kurze vnderwysung, durch Huldrychen Zuinglin beschriben. Zschopau, Raschke. 1879. Gr. 8. 2 M. 95 Pf.

Die seinerzeit so stark in Fluß gebrachten Debatten über die Realschulfrage sind sowol durch die politischen Ereignisse der letzten zwei Jahre, welche die Gemüther in Spannung hielten, als auch durch die Aussichtslosigkeit der baldigen Vorlage eines preußischen Unterrichtsgesetzes in Stockung gerathen, und die Stimmen, die hier und da noch über diese Angelegenheit laut werden, dürfen, wenn

sie auch nur Nachklänge eines stark erregten Meinungsaustausches sind, um so weniger unbeachtet gelassen werden, als sonst zu befürchten wäre, daß das Interesse für eine Lösung dieser so schwierigen Frage aufhörte, bevor sie in Wirklichkeit ihre Lösung gefunden hätte. Diese Frage muß noch immer offen gehalten werden, und wer hierzu beiträgt, indem er neue Gesichtspunkte aufstellt, neue Anregungen gibt, ehe die Betheiligten mit einem Gesetze überrascht werden, deren Ausarbeitern nicht die Möglichkeit geboten war, alle Vorschläge und Einwände der Fachmänner zu prüfen, weil diese eben geschwiegen: der erwirbt sich, gleichgültig welcher Meinung er sei, ein Verdienst um die Sache. Dieses Verdienst vindiciren wir auch dem Verfasser des Schriftchens: „Die Stellung des praktischen Arztes zur Realschule" (Nr. 2), Dr. Hebler, so sehr seine Ansicht auch der unserigen entgegengesetzt ist.

Sicherlich steht es dem Arzte, und zwar dem praktischen, zu, in der Frage, die in vorliegender Schrift behandelt wird, ein Votum abzugeben, und ist das Verlangen gerechtfertigt, in derselben auch gehört zu werden. Es wäre eine Gleichgültigkeit gegen den Stand und den Beruf, wenn der Arzt sich der Discussion entziehen wollte. Doch die Frage theilen zu wollen, sodaß deren eine Hälfte zur Beantwortung den Pädagogen und Naturwissenschaftern überlassen wird, während die Lösung der andern, der wesentlichen, den praktischen Aerzten vorbehalten bleiben soll, das scheint uns doch nicht richtig. Der Verfasser sagt nämlich:

Unserer Meinung nach kann zum Studium der Medicin jeder Gebildete zugelassen werden. Anders verhält sich das mit dem Eintritt in den ärztlichen Stand! Ueber die zweckmäßigste Vorbildung für den ärztlichen Beruf werden im wesentlichen die Angehörigen dieses mitzuentscheiden haben, wenn nicht augenscheinliche Irrthümer und Fehler begangen werden sollen. Solange der nunmehr „acut gewordene" Streit sich in die Frage kleidet: „Sollen die Realabiturienten zum Studium der Medicin zugelassen werden?" mögen Realschullehrer und Naturwissenschafter das Schlachtroß tummeln; sobald aber gefragt wird: „Ist die Realschule die geeignetste (sic!) Vorbildungsanstalt für den ärztlichen Beruf?" beanspruchen wir, die praktischen Aerzte, gehört zu werden, um unsere Stellung zur Sache zu bekunden. Denn die wahren Bedürfnisse unsers Standes, die besten Mittel, unserer Fachaufgabe gerecht zu werden, kennen nur wir, nicht der Pädagog, auch nicht der Gelehrte unserer Facultät, mit dem wir auf gleicher wissenschaftlicher Basis stehen, von dem uns aber Lebensaufgabe und Lebensweg durchaus trennen.

Man wird nach diesem wol zugeben müssen, daß das, was der Verfasser dem Urtheile der Leser überlassen will, wie eine Ironie klingt. Ob einer zu dem Studium einer Wissenschaft, deren praktischer Vertreter er aber nicht werden soll, zugelassen werden darf, darüber braucht man wol keine Entscheidung einzuholen. In den Hörsaal der Universität darf jeder eintreten, auch der nicht Gebildete; die Zulassung zu den Vorlesungen hat nur den Sinn, dem Zugelassenen auch für später das Recht zu verleihen, in die praktische Carrière einzutreten. Nur darum kann es sich handeln, und dafür eine Mitentscheidung für die praktischen Aerzte zu beanspruchen und gleichsam die Lehrer in den Hintergrund zu drängen, das geht zu weit. Nebenbei wollen wir bemerken, daß nie der Anspruch erhoben worden ist, die Realschule als die „geeignetste" Vorbildungsschule, sondern nur als eine geeignete, dem Gymnasium gleichgestellte zu bezeichnen.

Sowenig die Lehrer eine Mitentscheidung zu beanspruchen haben, sowenig haben es die Aerzte: in letzter Instanz kann die Entscheidung nur den Facultäten zufallen. Aber gegen diese Ansicht wehrt sich gerade der Verfasser, augenscheinlich deshalb, weil einige Facultäten sich für die Zulassung (nicht im Sinne des Verfassers) entschieden haben. Wir aber glauben, daß diese bejahenden Urtheile schwerer ins Gewicht fallen als die ablehnenden, weil letztere, gerade wie unsere Aerzte, höchstens nur sagen können, daß nach der bisherigen Erfahrung die Gymnasien trotz der mangelhaften Vorbereitung in den Naturwissenschaften, auf deren nothwendige Beseitigung aber alle hinweisen, brauchbares Material für die Universitäten geliefert haben, aber nicht behaupten können, daß die Realschule dieses nicht vermöchte. Es handelt sich hier nur um Ansichten, nicht Erfahrungen, die gegeneinander abgewogen werden können. Eine Ansicht aber, die etwas Neues für möglich hält, sich nicht auf hergebrachten Gebrauch und auf Theorien, welche die Praxis noch nicht widerlegen konnte, stützt, setzt eine Zuversicht voraus, die nicht unberechtigt ist. Es käme ja auf den Versuch an, und der Prüfung bliebe ja die Controle und die Macht, Remedur zu schaffen. Es würde gewiß niemand mehr auf einer Realschule seine Vorbildung für das Studium der Medicin sich erwerben wollen, wenn die Abiturienten derselben so wenig geeignet für das Studium sein sollten, daß sie am Schluß ihrer akademischen Laufbahn im Examen durchfielen.

Es scheint aber, daß man ein Bestehen der Prüfung fürchtet; darum hebt nun der Verfasser hervor, daß ein Realschulabiturient am Ende wol Medicin studiren könne, aber sich doch nicht zum praktischen Arzte eigne, weil hier Vorbedingungen nöthig seien, die nur durch eine solche Vorbereitungsanstalt, wie das Gymnasium eine ist, erfüllt werden können. Denn die logische Durchbildung und humanitäre Bildung, die vor allem dem praktischen Arzte nöthig ist, gewähre nur das auf den Gymnasien gepflegte Studium der griechischen und römischen Classiker; die Realschule mit ihrem Vielerlei von Gegenständen könne eine solche geistig-sittliche Schulung nicht bieten. An dieser Stelle auf die so vielfach umstrittene Frage, ob die modernen Sprachen nicht ebenso formalbildend im Unterrichte zu verwerthen seien wie die classischen, einzugehen, würde hier zu weit führen; nur das wollen wir constatiren, daß der Verfasser wol recht entschieden sein Nein behauptet hat, ohne indeß diese Behauptung durch Beweise zu erhärten. Und daß nur das Studium der alten Classiker zur wahren Humanität erziehe, das dürfte doch ohne weiteres nicht als wahr

gelten, gewiß nicht in unserer Zeit, in welcher wir einen Schatz an nationaler Literatur besitzen, der an humanitärer Bildungskraft sicherlich nicht hinter der Literatur griechischer und römischer Classiker zurücksteht. Soll denn das etwa für die alleinige humanitäre Bildungskraft der alten Classiker sprechen, daß der Arzt alle die Schwierigkeiten, die mit seinem hohen Beruf verknüpft sind, nur im Hinblick auf dies sein Ideal zu besiegen vermöge? Wer wollte die Mühen verkennen, mit denen der Arzt zu kämpfen hat? Wer weiß es nicht, wie ihm so oft mit schnödem Undank gelohnt wird? Wer verhehlt es sich, daß der Arzt Ruhe, Gesundheit, ja oft das Leben dem Wohle seiner Mitmenschen opfert, — aber daß das Studium der alten Classiker ihn mit dieser Kraft der Hingebung ausgerüstet, das glauben wir nicht. Der Verfasser exemplificirt auf die Dorfärzte, die in edelm Eifer ganz in ihrem Beruf aufgehen und ihr Dulderleben nicht führen könnten, wenn sie nicht durch und durch human geschult wären. Wir weisen auf den Dorfschullehrer hin, der wol nicht minder ein Dulderleben wie der Arzt führt und seine humane Durchbildung nicht aus den alten Classikern gewonnen hat.

Wir wollen jedoch nicht verschweigen, daß der Verfasser bei aller Liebe, welche er für die Gymnasien hat, nicht deren Mängel übersieht, und daß er recht schätzenswerthe Vorschläge macht, wie dieselben zu heben seien: die Gymnasien sollen zu Schulen werden, die, ohne sich mit Lehrstoff zu überbürden, mit der Pflege des classischen Alterthums auch den Ansprüchen, welche die Neuzeit stellt, genügen.

Einen universellen Standpunkt nimmt der Verfasser der gediegenen Schrift „Zur Reform des europäischen Unterrichtswesens", Julius Schvarcz (Nr. 2), ein. Dieselbe ist ein Theil eines größern Sammelwerks: „Die Demokratie", und faßt die Schulfrage als eine europäische auf. Für die gedeihliche Entwickelung des Schulwesens wird die Erfüllung der von seiten der Freisinnigen schon oft aufgestellten Forderungen: Freiheit des Unterrichts unter Controle des Staats, einheitlicher Organismus der Schulen, Unentgeltlichkeit des Unterrichts bis in die höchsten Stufen, als unumgängliche Vorbedingung verlangt. Wohl sei es Sache des Staats, Schulen zu gründen, ohne aber die Privatconcurrenz auszuschließen, deren etwaiger Misbrauch durch die Staatsaufsicht und Staatsprüfung verhindert werde. Die Schulen müssen aber ein gemeinsames Ganzes bilden, welches auf der Basis der Elementarschulen beruhe und dessen Spitze in die Hochschule auslaufe. Die Elementarschule umfaßt sieben Jahre, vom siebenten bis zum vierzehnten Lebensjahre. Wer nach einer höhern Bildung strebt, respective dafür geeignet erscheint, tritt, wenn er nicht den Abschluß seiner Bildung auf einer Universität sich erwerben will, nach fünfjährigem Besuch der Elementarschule in die „moderne Mittelschule" ein; die andern können in die lateinlose Realschule, die vorwiegend die Naturwissenschaften pflegt, oder in das classische Gymnasium eintreten. Beide letztern Schulen bilden die Vorschulen für die Universität. Auch an die „moderne Mittelschule" mit achtjährigem Cursus sind Berechtigungen geknüpft, die dem Staatsbürger zugute kommen sollen. An der Elementar- und Mittelschule ist Gesetzeskunde eingehend zu unterrichten, ein Gegenstand, den der Verfasser wol nicht mit Unrecht vermißt. Die vorbereitenden Mittelschulen bedürfen dieses Unterrichtsgegenstandes nicht, da auf der Universität ein Lehrstuhl dafür zu creiren ist und alle Studirenden angehalten werden, diesen Lehrgegenstand zu hören.

Unter solchen Verhältnissen hätte dann die Universität auch eine Aenderung zu erleiden. An die Stelle der bisherigen vier Facultäten sollen andere treten, bei denen die politische und pädagogische nicht vergessen sein dürfte, und da die Polytechniken, die landwirthschaftlichen, forst- und bergbauwissenschaftlichen Staatshochschulen gleichfalls der Universität eingereiht werden müßten, so seien auch für diese Zweige die betreffenden Facultäten zu schaffen. Besondere Sorgfalt sei dem Mädchenunterricht zuzuwenden, und mit gewissen Beschränkungen seien auch Mädchen zum Studium auf den Hochschulen zuzulassen. Um den Stand der Lehrerinnen zu heben, dafür gäbe es kein anderes Mittel als strenge Prüfungen und Gleichstellung der Lehrerinnen mit den männlichen Lehrkräften in Bezug der Gehälter. Minder annehmbar als die bisherigen Vorschläge — mit Ausnahme desjenigen, der die Zulassung von Studentinnen zur Hochschule befürwortet — scheint uns der, welcher auch die Wählbarkeit zum Abgeordneten von einer auf wenigstens einer Mittelschule bestandenen Maturitätsprüfung abhängig machen will; es könnte eine solche Bestimmung Unzuträglichkeiten mit sich bringen, die auf die Prüfungen selbst nicht ohne Einfluß rückwirken dürften. Unannehmbar jedoch müssen wir den Vorschlag bezeichnen, welcher die Lehrer vom Militärdienste befreit wissen will. Die Demokratie — auf ihrem Standpunkt befindet sich der Verfasser — darf am wenigsten die Hand dazu bieten, das Princip der allgemeinen Wehrpflicht zu durchlöchern und Standesausnahmen zu befürworten.

Die dritte unerlaßliche Forderung für eine durchgreifende Reform des Schulwesens ist die Unentgeltlichkeit des Unterrichts. Schulgeld und Collegiengelder müssen wegfallen, wenn jedem der Weg zu einer Carrière eröffnet werden und gleiches Recht für alle herrschen soll. Durch das Schulgeld werden unsere Schulen zu Standesschulen, die schon von vornherein einer ganzen Klasse von Menschen von der Wiege an die Aussicht auf einen höhern Unterricht abschneiden. Die Kosten der Schulen sind durch eine allgemeine Schulsteuer zu decken, zu welcher der Staat jeden, auch den Kinderlosen, heranzuziehen berechtigt ist, da die Bildung der Gesammtheit jedem einzelnen zugute kommt.

Beherzigenswerth ist das, was der Verfasser über die Misère der schriftstellerischen Gelehrtenwelt sagt. Namentlich sind es die fachwissenschaftlichen Schriftsteller, die ihr ganzes Leben ernsten Studien opfern und die nach mühevollen Arbeiten „nicht einen Verleger finden, oder höchstens einen solchen, der ihnen nur ein almosenartiges

Honorar geben kann". Das sind traurige Verhältnisse, und um so bedauerlicher, als sie solche, die berufen wären, die Sache der Wissenschaft zu fördern, in ihrem Streben entmuthigen.

Der Verfasser wird bei diesem Kapitel sehr bitter, aber nicht mit Unrecht. Ist es denn nicht empörend, wenn man auch die bescheidensten Forderungen wahrhafter Gelehrten für ihre Leistungen übermäßig findet in solchen Staaten, wo man „jetzt zwei bis drei Stunden Pirouetten, Triller oder mimischen Vortrag an einem Abende mit ungefähr 2000 Frs. honorirt"? Besonders wendet er sich gegen diejenigen, die mit dem wohlfeilen Rathe bei der Hand sind, daß die Leute, die nicht genug für ihre Leistungen honorirt würden, überhaupt nicht schreiben sollten; denn die geringe Nachfrage nach ihren Werken sei der beste Beweis dafür, daß die Gesellschaft für sie kein Bedürfniß habe; sie hätten es also wie der Schneider und der Fleischer zu machen, die ihr Geschäft einstellen müssen, wenn sie nicht genug Abnehmer finden. Hierauf entgegnet der Verfasser:

Welch ein Blödsinn! Welch eine Blasphemie! Oder ist es so gar schwer einzusehen, daß die Nachfrage auf ein Bekleidungsstück sich innerhalb einiger Monate begrenzt? Das Stück Hammelfleisch, welches der Fleischer in seinem Laden ausstellt, verfault in wenigen Tagen. Die Werke eines Laplace oder Robert Mayer erwarten erst in Jahrzehnten nach ihrem Erscheinen dasjenige Maß der Nachfrage, welches den Grad ihrer Nützlichkeit für die Beförderer der Wissenschaft nur annäherungsweise kennzeichnet. Dürfte die materielle Vergütung fachwissenschaftlicher Leistungen lediglich von der Spontaneität jener Nachfrage abhängen, zu welcher sich die Gesellschaft gegenüber einem fachwissenschaftlichen Werke, welches kein obligates Schulbuch ist, innerhalb der ersten zwei Jahre bewegen läßt; so müßten die meisten fachwissenschaftlichen Forscher, welche über keine anderweitigen Mittel oder Erwerbsquellen verfügen, ganz einfach verhungern.

So ist es! Die Misère ist da; es sind nur einige wenige Glückliche, denen ihre Feder ein behagliches Dasein geschaffen; zu diesen wenigen gehören aber die fachwissenschaftlichen Schriftsteller nicht. Darum empfiehlt der Verfasser dem Staate, die Sache in die Hand zu nehmen; er habe die Kreise und Städte zur Errichtung öffentlicher Bibliotheken anzuhalten, deren Benutzung unentgeltlich sei, und welche die Pflicht haben, die neu erschienenen Werke, welche durch ebenfalls zu gründende Akademien geprüft und empfohlen werden, anzuschaffen. Der Erlös für diese Werke, deren Preis normirt ist, würde für den Verfasser ein angemessenes und anständiges Honorar sein, sobald er die im Verhältniß zur Einnahme unbedeutenden Herstellungskosten übernimmt, oder er würde einen willigen und gut zahlenden Herausgeber finden, wenn dieser schon im voraus auf den größern Absatz rechnen kann.

Es ist vieles Treffliche in diesem Buche enthalten, und gerade Deutschland, meint der Verfasser, wäre so recht dazu geeignet, das erhabene Reformwerk durchzuführen, und dann, frei von Parteikampf und Parteizwist, in Würde und Ansehen die hohe Stellung zu behaupten, welche die Weltgeschichte ihm scheint angewiesen zu haben. Daß der Verfasser nicht umstürzen, sondern aufbauen will, daß es ihm heiliger Ernst um die Erhaltung und Festigung der gewonnenen Nationalgüter ist, beweist recht deutlich das Schlußwort, das wir hierherstellen wollen:

Das monarchische Princip würde seinen aufgeklärten Getreuen im Deutschen Reiche nur zu einer Verjüngung ihrer bereits sinkenden Kraft verhelfen, wenn es seine ständisch gegliederte Hülle auf immer ablegen und sich auf Grundlage des culturdemokratischen Staatsgedankens zeitgemäß zu verkörpern suchen wollte. Eine solche Arbeit könnte — in der gegenwärtigen Entwickelungsphase des Deutschen Reichs — mit Aussicht auf Erfolg nur von oben her begonnen werden. Die ganze Intelligenz des deutschen Volks würde sich um ein solches erhabenes Reformwerk scharen, die kleinlichen, gar oft gedankenlosen Parteikämpfe würden verstummen, alle aufrichtigen Freunde des geistigen, sittlichen und materiellen Fortschritts dürften unter einem solchen Banner einander ohne Hintergedanken die Hand reichen, um eine unzertrennlich einheitliche große Solidarität zu bilden, einerseits gegen das Ueberwuchern des krankhaften Socialismus, andererseits aber gegen die Ansprüche der Machtüberreste des Mittelalters. Ein Deutsches Reich auf solcher Grundlage würde seine Feinde entwaffnen. Ein solches Reich hätte von der französischen Republik sicherlich keinen Revanchekrieg mehr zu befürchten. Und eine solche culturdemokratische Politik im Deutschen Reiche zu inauguriren — wäre das vielleicht heute noch eine Unmöglichkeit? Ein Machtwort an gehöriger Stelle würde genügen.

Das Unternehmen des Seminardirectors August Israel, selten gewordene pädagogische Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts herauszugeben (Nr. 4), ist ein verdienstliches Werk. Namentlich ist es eine bedeutende Förderung für das Studium der Pädagogik und seiner Geschichte, wenn auf die Quellen zurückgegriffen wird, und so sei diese Sammlung, die zum Theil die Originale so gut wie möglich wiedergeben will und die fleißige und kundige Hand des Herausgebers verräth, allen sich für dieses Fach Interessirenden aufs wärmste empfohlen. Daß hier nur das Beste gegeben werden soll, beweisen die uns vorliegenden vier ersten Hefte, deren Titel wir oben mitgetheilt haben. A. Sulzbach.

Das neueste Werk über englische Geschichte.

Geschichte Englands von der Thronbesteigung Victoria's bis zum Berliner Congreß (1837—1878). Von Justin McCarthy. Erster Band. Autorisirte deutsche Ausgabe, besorgt von Leopold Katscher. Leipzig, Schlicke. 1881. Gr. 8. 12 M.

Seit dem selbst in England unerreichten buchhändlerischen Erfolge, dessen sich die glänzende „Geschichte Englands von der Thronbesteigung Jakob's II. an" von Macaulay zu erfreuen hatte, ist wol kein historisches Werk daselbst einer solchen Theilnahme des Publikums begegnet wie das vorliegende des Parlamentsmitglieder für die

irische Grafschaft Longford, denn es erlebte in sieben Monaten dreizehn starke Auflagen. McCarthy nannte sein Werk: „A history of our own times from the accession of Queen Victoria to the Berlin Congress", doch paßt dieser Titel nicht recht zum Inhalte, der sich ausschließlich mit der englischen Geschichte dieser Periode beschäftigt, zusammen, und Katscher ersetzte ihn mit Recht durch den obenangeführten. McCarthy, der gewissermaßen Macaulay's Erbschaft angetreten und dessen Werk bis auf heute fortgesetzt hat, gleicht seinem Vordermanne in den wesentlichsten Vorzügen; wie dieser ist er ein Historiker von Geistes Gnaden, gleich ihm begabt mit dem Talente eleganter Schilderung bei gründlicher und strenger Forschung, und wenn er ihn in der Kunst packender Darstellung und blendender Diction nicht erreicht, so übertrifft er ihn bei weitem an Gerechtigkeit des Urtheils für alle, an Neigung, keine Person, Partei oder Sache zu bevorzugen oder herabzudrücken. Er ist von einer erstaunlichen Unparteilichkeit und läßt nie durch ein gefärbtes Glas die Dinge betrachten; niemand kann aus der Lektüre dieses Buchs herausfinden, daß der auch als Romanschriftsteller hochgeschätzte Autor seiner Ueberzeugung nach irischer Nationalist und Home-Ruler sei. Er besitzt einen untrüglich sichern Blick für die wahre Lage der Verhältnisse, ist nüchtern ohne Kälte, gründlich ohne Schwerfälligkeit, geistreich ohne Haschen nach Bewunderung; seine Charakterschilderungen tragen theilweise ein classisches Gepräge und geben das warme Leben wieder, dem sie abgelauscht sind. Das ganze Werk soll vier Bände stark werden; der erste reicht von 1837 bis 1847 um die Zeit, da Guizot in Frankreich, trotz der spanischen Heirathen, an den Thoren der Revolution anlangte.

Treffend zeigt McCarthy, wie das langlebige persönliche Regiment, das auch noch unter König Wilhelm IV. trotz seiner constitutionellen Haltung im Schwange war, mit ihm begraben wurde und die Zeit anbrach, da die Krone gar wesentliche Einschränkung eigener Machtvollkommenheit erfuhr. Mit der Thronbesteigung Victoria's, einer der trefflichsten und begabtesten Fürstinnen, fiel die Loslösung Hannovers von Großbritannien zusammen; sie war ein Glück für beide Staaten, die sich nun frei und unbeirrt entwickeln konnten. McCarthy fällt ein bitteres, aber gerechtes Urtheil über Ernst August von Hannover, den er unrichtigerweise blos Ernst nennt; meisterhaft läßt er dann die Staatsmänner und Größen der Zeit, da Victoria auftrat, an uns vorüberziehen, einen Melbourne, Brougham, Lyndhurst, Peel, Stanley (Derby), Russell, O'Connell, Sheil u. a. Das erste Parlament Victoria's war vor allen folgenden durch die große Zahl von Talenten und literarisch bedeutenden Namen ausgezeichnet. Die erste ernstliche Verwickelung bereiteten die canadischen Unruhen, deren Gründe und Erscheinungen in interessanter Weise entwickelt werden; hierbei gibt der Verfasser eine pikante Schilderung des Generalgouverneurs Grafen Durham, seiner Dictatur in Canada und des von ihm befolgten Systems, dessen Ausführung ein Sieg der Colonialpolitik war. Voll hohen Interesses ist das Kapitel, welches die großen Fortschritte der Cultur seit der Thronbesteigung Victoria's darlegt, vor allem das Entstehen des Eisenbahnwesens, die Geschichte der Pennypost Rowland Hill's, die Aufstellung elektrischer Telegraphen. Welche Vorurtheile, nur zu oft aus Privatinteressen hervorgegangen, waren zu beseitigen, ehe das Licht durch die Finsterniß, die Ordnung durch den Schlendrian durchdrang; alle Neuerungen haben schwere Kämpfe zu bestehen, aber in England, dem Lande politischer Freiheit, ist das conservative Festhalten an alten Gewohnheiten besonders zähe. Die Chartistenbewegung hemmte die Entwickelung des politischen Lebens in nachhaltiger Weise und bedrohte das Reich anfänglich mit einer Revolution des Proletariats; der Chartismus hatte seinen Grund in den Misverhältnissen der arbeitenden Klassen, die geradezu feindselig das bestehende System betrachteten; er forderte für sie weitere Vortheile aus der Reformbewegung und unterstützte, ehe ihm solche gegeben würden, keine Forderung des ihm verhaßten Mittelstandes; darum erfreute sich auch die Anti-Corn-Law-League seiner Hülfe nicht, obgleich er eigentlich dafür gestimmt sein mußte; Arme und Reiche, gänzlich einander entfremdet, haßten und fürchteten sich gedankenlos, und verstanden sich gegenseitig nicht. Es war ein unschätzbares Glück für England, daß in jenen erregten Zeiten die Wahl der jugendlichen Monarchin auf einen der Edelsten seines Geschlechts fiel, daß sie Prinz Albert zum Gemahl nahm. Ihm und seinen großen Gaben wird McCarthy völlig gerecht. Hingegen glaube ich, daß er bei der Berichterstattung über die sechs gegen Victoria und Albert gerichteten Attentate eine zu humane und sorglose Haltung annimmt; aus bloßer Verrücktheit oder Herostratensucht lassen sich doch gewißlich die in unserer Zeit so zahlreichen Mordanfälle auf gekrönte Häupter nicht erklären, eher wol aus dem gemeinen Hasse gegen diejenigen, deren erhabene Stellung sie der blinden Menge als Glücksgötter erscheinen läßt. Kann ich hier das Urtheil McCarthy's nicht unterschreiben, so thue ich es mit um so größerer Freude, wenn er den berüchtigten Opiumkrieg gegen China als in seinen Ursachen ungerecht bezeichnet; England wollte China, das doch im Thun und Lassen frei war, seinen Opiumhandel absolut aufzwingen: welche Nation hat hierzu ein Recht? Ebenso war es verwerflich, daß das Cabinet Melbourne dem alten Principe von der Nothwendigkeit der Integrität der Türkei in der syrischen Frage das duldende syrische Volk opferte.

Während das Whigcabinet durch den allgemeinen Haß täglich mehr erschüttert wurde, begannen religiöse Bewegungen, ausgehend von der oxforder Hochschule und dem Professor Newman; der Einfluß der Kirche sollte der erstarkenden Staatsmacht gegenüber wiederhergestellt, sie zum Leitstern des Volks gemacht werden; eine zweite Reformation erschien Newman ein Bedürfniß, um zur Reinheit der rechtgläubigen apostolischen Kirche zurückzugelangen,

und hierbei fiel er der römischen Kirche anheim, wie dies Manning, dem streitbaren Cardinale, begegnete. Die oxforder Bewegung hatte die günstige Wirkung, daß in die lässig und bequem gewordene anglikanische Kirche ein frischer, bessernder Trieb eindrang. In Schottland fanden gar viele, die presbyterianische Kirche sei nicht kirchlich genug und erfülle ihre Aufgabe unzureichend; eine Reihe von Streitigkeiten über die Grenzen der Befugnisse von Staat und Kirche erhob sich, und der erste Kanzelredner des vereinigten Königreichs, Thomas Chalmers, leitete eine religiöse Bewegung ein, deren Frucht die freie Kirche von Schottland wurde. Unter Peel's Torycabinet erfolgte alsbald die entsetzliche Katastrophe der Briten in Afghanistan, an die McCarthy sein Volk immer zurückzudenken auffordert, wenn es übermüthig werden oder andere Nationen unterschätzen will, wozu ja keine Nation mehr geneigt ist; es war ein durchaus verkehrtes Unterfangen, den Afghanen einen verhaßten anstatt ihres beliebten Fürsten aufdrängen zu wollen; dasselbe endete noch schimpflicher als Napoleon's III. mexicanische Expedition, die unser Autor damit vergleicht. Daniel O'Connell, durch und durch Celte, bereitete mit der großen Repealbewegung dem Cabinete innere Schwierigkeiten von ungeheuerer Tragweite; das blindlings dem mächtigen Redner vertrauende irische Volk rief mit ihm nach Irlands politischer Lostrennung von Großbritannien; er verbündete sich mit der Geistlichkeit und entflammte den Haß gegen die Sachsen; als es sich aber herausstellte, daß er keinen Krieg in Waffen gegen England führen wollte, sank seine Allmacht; die kriegslustige Jugend fiel von ihm ab.

Einem reichhaltigen Ueberblicke über die Ereignisse unter Peel's Cabinet läßt McCarthy die hochinteressanten Begebenheiten und Erfahrungen der Freihandelsbewegung und der Anti-Corn-Law-League folgen, aus denen die Riesengestalten eines Cobden und Bright hervorragen; mit berechtigtem Stolze darf der Autor sagen: „Ein Rückschlag gegen das Freihandelsprincip ist in England jetzt ebenso wenig zu befürchten wie ein solcher gegen die Regel de tri.“ Peel selbst wurde schließlich von der Nothwendigkeit des Freihandels überzeugt, und mit den Korngesetzen fielen die hemmenden Fesseln mittelalterlicher Gebundenheit. Peel gegenüber begann der Führer des Jungen England, Disraëli, seine glänzende Laufbahn als der Hort des Protectionismus, seit er von den Radicalen zu den Conservativen übergegangen war; wie spannend hat McCarthy ihn zu zeichnen gewußt! Peel stürzte infolge der irischen Zwangsbill, und Russell folgte ihm als Premier. Ihm machte zumal Irland ungeheuer zu schaffen; Bentinck, hinter dem Disraëli stand, griff ihn voll Eifer an, indessen die spanischen Heirathen das gute Einvernehmen Englands und Frankreichs zu stören drohten.

Mit großem Interesse sehen wir der Fortsetzung des McCarthy'schen Werks entgegen. Die Uebersetzung durch Katscher ist sehr zu loben, abgesehen von einigen Härten des Stils und schleppender unschöner Satzbildung, welche leicht zu vermeiden gewesen wären. Arthur Kleinschmidt.

Zur Philosophie des Wuchers.

Der Wucher und sein Recht. Ein Beitrag zum wirthschaftlichen und rechtlichen Leben unserer Zeit von Lorenz von Stein. Wien, Hölder. 1880. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Die vorliegende Schrift (oder sollen wir in Anbetracht ihrer fast 200 Seiten sagen: das Buch?) des berühmten wiener Nationalökonomen erscheint zu besonders gelegener Zeit für die Verhältnisse Oesterreich-Ungarns, einer Monarchie, die der Wucherfrage gegenüber augenblicklich durchaus kein einheitliches und geschlossenes Rechtsgebiet repräsentirt, vielmehr sich nach dieser Richtung hin in einem Uebergangsstadium befindet, dessen Beseitigung sich mehr und mehr als unabweislich herausstellt. Und von diesem Gesichtspunkte aus ist zu hoffen, daß bei einer demnächstigen Rückkehr zu einheitlicher Gesetzgebung wenigstens für die cisleithanischen Länder die in der Stein'schen Schrift niedergelegten Gedanken als fruchtbringender Ausgangspunkt werden zu Grunde gelegt werden. Anders liegen die Dinge in Deutschland. Für uns erscheint die fragliche Monographie insofern einigermaßen post festum, als uns aus den Verhandlungen der letzten Reichstagssession über die Wuchergesetzvorlage irgendwelche Bezugnahmen auf dieselbe nicht erinnerlich sind; entweder war also die Stein'sche Schrift damals überhaupt noch nicht ausgegeben, oder sie war wenigstens noch nicht in weitere Kreise gedrungen. Angesichts der noch immer sehr getheilten Meinungen über den theoretischen Werth und die praktische Durchführbarkeit unsers neuen, seit einigen Monaten in Kraft stehenden Wuchergesetzes erscheint die eine Annahme als ebenso bedauerlich wie die andere; um so bemerkenswerther aber ist die Thatsache, daß der Verfasser im Verfolg seiner Forschungen zu Resultaten gelangt, welche mit den von unserer Gesetzgebung neuerdings eingeschlagenen Bahnen im wesentlichen in Einklang stehen.

Ueber die Unsittlichkeit, Verderblichkeit, Gemeinschädlichkeit des Wuchers, dieses Krebsgeschwürs namentlich auch unserer Zeit, ist in Moralpostillen, Kathedervorträgen und Kanzelreden allmählich zur Genüge gehandelt worden. Seine Geschichte, von den Tagen der Seisachthie Solons oder der secessio in montem sacrum der römischen Plebejer an bis zur Gegenwart herunter, findet sich in dickleibigen Werken, ausgestattet mit dem gesammten üblichen Apparat moderner Gelehrsamkeit, niedergelegt. Auch an gutgemeinten, leider nur sehr divergenten Vorschlägen zur Ausrottung dieser gesellschaftlichen Pest war von jeher

kein Mangel; findet doch fort und fort in Deutschland wie anderwärts auch diejenige wirthschaftliche Richtung, welche die Beseitigung oder wenigstens die Milderung des Uebels lediglich auf dem Wege freiester Concurrenz des Geldverkehrs zu erreichen hofft, zahlreiche und beachtenswerthe Vertreter. So fehlte denn im Grunde genommen bislang nur eins; freilich war dieses eine gerade das punctum saliens der ganzen Frage. Es fehlte merkwürdigerweise an einer exacten Feststellung des Wucherbegriffs selbst. Was ist eigentlich der Wucher? Welches sind seine Kriterien? Wie unterscheidet er sich von verwandten Begriffen, speciell von der im Princip festzuhaltenden Freiheit des Zinsfußes? So weit unsere Kenntniß der einschlägigen Fachliteratur Deutschlands reicht, ist die vorliegende Monographie die erste, welche diese Fragen aufwirft und, was mehr sagen will, die erste auch, welche sie in eminent scharfsinniger Weise beantwortet. Daß ein Gelehrter vom Range des Verfassers die Gebiete der Philosophie wie der Geschichte, der Staats- und Volkswirthschaft wie der Jurisprudenz gleichmäßig beherrscht, bedarf als notorische Thatsache keiner weitern Feststellung; wol aber muß gesagt werden, daß gerade die Wucherfrage und ihre Lösung wie kaum ein zweites wirthschaftliches Problem die volle Universalität wissenschaftlichen Denkens als unerlaßlich voraussetzt. Und so steht denn Professor von Stein durchaus auf der Höhe seiner Aufgabe. Er zeigt uns, was noch kein Wucher ist, und er lehrt uns die zeither stets verkannte Grenze kennen, von der an der Wucher beginnt. Gleich einem Anatomen weiß er den Kern der Frage aus den ihn umgebenden Hüllen herauszuschälen; er führt uns den Wucher in seiner Abstractheit vor Augen, er gibt eine vollständige Kritik seines unheimlichen Wesens, und er schließt hieran die aus der Darstellung sich logisch fast von selbst ergebenden Vorschläge zu seiner Bekämpfung. In diesem Sinne aber erscheint die Ueberschrift, unter der wir die gegenwärtigen Zeilen rubricirten, als völlig gerechtfertigt; denn in Wirklichkeit darf die Stein'sche Schrift als ein erster wohlgelungener Versuch der Begründung einer selbständigen „Philosophie des Wuchers" bezeichnet werden, einer Philosophie freilich, die sich keineswegs im Nebel unfruchtbarer Abstractionen verliert, sondern die außerordentlich praktische Gesichtspunkte und Endergebnisse zu Tage fördert.

Den vollständigen Gedankengang des Verfassers hier auch nur in nuce wiederzugeben, würde den uns zur Verfügung stehenden Raum weit überschreiten. Gleichwol können wir es uns nicht versagen, an dieser Stelle wenigstens die Art und Weise, wie der Verfasser das Wesen des Wuchers wirthschaftlich, sittlich und juristisch erfaßt, der Kenntnißnahme unserer Leser in Kürze zu unterstellen. Nach Professor von Stein ist der Wucher diejenige Art des Creditgeschäfts, welche das Princip der möglichst raschen Erzeugung einer darlehnslosen Schuld zur Anwendung bringt, um durch die richtige Benutzung der Zahlungspflicht und des Zahlungstermins aus einer kleinen wirklichen Schuld eine große blos versprochene, aus kleinen wirklichen Zinsverpflichtungen große, das ganze Einkommen für den Wucher absorbirende Erträgnisse zu machen. Wirthschaftlich stellt sich daher der Wucher als dasjenige Creditgeschäft dar, in welchem ein Gewinn dadurch gesucht wird, daß die Zahlungsunfähigkeit eines Schuldners durch ein Schuldversprechen absichtlich erzeugt wird, dem kein Darlehn entspricht, und dessen Rückzahlung und Verzinsung daher, indem damit eine Verwendung des Darlehns wirthschaftlich nicht vorhanden ist, entweder den Schuldner zwingt, durch Hingabe des Vermögens den Betrag eines nicht geliehenen Kapitals, oder durch Zahlung der Zinsen eines solchen versprochenen Schuldbetrags das Recht auf den Ertrag seiner ganzen Lebensarbeit hinzugeben. Seinen sittlichen Begriffen nach ist der Wucher dasjenige Creditgeschäft, welches die Noth oder die Unwirthschaftlichkeit des Schuldners benutzt, um, im schärfsten Widerspruche mit den Gesetzen des wirthschaftlichen Lebens und der persönlichen Freiheit, denselben durch ein bloßes Versprechen entweder um die Grundlage seiner Selbständigkeit, sein Vermögen, oder um die Grundlage seiner Freiheit, seinen Erwerb, zu bringen, ohne dafür in einem entsprechenden Darlehn die wirthschaftlichen Bedingungen der Erfüllung seiner darlehnslos eingegangenen Verpflichtung gegeben zu haben. Und da nun in Wahrheit alle Rechtsbegriffe doch zuletzt aus sittlichen Gründen entspringen und wirthschaftliche Verhältnisse formuliren, so erscheint der Wucher juristisch als dasjenige Creditgeschäft, bei welchem die Noth oder die Unwirthschaftlichkeit des Schuldners absichtlich benutzt werden, um ein Schuldversprechen zu erzeugen, dem kein Darlehn entspricht, und das daher ein Recht auf das Vermögen und das Einkommen des Schuldners gibt, welches nicht durch eine Gegenleistung des Gläubigers begründet ist. Und aus diesem Grunde ist es das Wesen dieses Rechtsbegriffs, einen nicht zu lösenden Widerspruch in sich zu enthalten.

Auf diesen Grundlagen baut der Verfasser seine weitern Ausführungen auf, deren nähern Verfolg wir dem Selbststudium aller, die diese hochwichtige Frage angeht, zu überlassen haben. Daß übrigens Professor von Stein sich ausdrücklich zum Princip der absoluten Freiheit des Zinsfußes bekennt, wurde schon weiter oben angedeutet; auch liegt hierin keineswegs ein innerer Widerspruch; denn jeder, der dem Gedankengange unsers Autors aufmerksam gefolgt ist, wird zu der Ueberzeugung gelangt sein, daß in der That der Zinsfuß an sich mit dem Wucher nichts gemein hat. Als besonders für den Juristen der Erwägung würdig erscheinen weiterhin die Deductionen über den Concurs. Hier will der Verfasser zwischen wirklicher, d. h. verschuldeter Crida im Gegensatze zum unverschuldeten Vermögensverfall unterschieden wissen. Bei letzterm Fall plaidirt er für die gesetzliche Einführung einer Rechtswohlthat der Güterabtretung, bei welcher mit erfolgter Massevertheilung die sämmtlichen Schulden des Cridars eo ipso, also ohne daß es eines besondern Zwangsver-

gleichs mit den Gläubigern bedürfte, erloschen sein sollen. Was schließlich des Verfassers Vorschläge zur wirksamen Bekämpfung des Wuchers angeht, so laufen dieselben im wesentlichen auf Folgendes hinaus. Er fordert auf Grundlage des Wesens des Wuchers, daß das Mittel gefunden werden soll, eine darlehnslose Schuld nicht zu befriedigen, und zwar dadurch, daß die Zahlung, welche die Gefahrprämie übersteigt, als Abzahlung der Schuld anerkannt, daß eine ganz darlehnslose Schuld mit der Einrede des Wuchers abgewiesen, daß die Umgehung dieses Grundsatzes durch Wechsel, Hypothek oder Verzicht für den Gläubiger rechtlos gemacht, und daß bei jeder Vertheilung den reellen Gläubigern die Wuchereinrede gegen den nicht reellen gestattet werde. Er fordert, daß eine Güterabtretung im obengedachten Sinne eingeführt und daß zu dem Ende das Recht der Pfändungen in entsprechender Weise abgeändert werden möge; er verlangt — last not least — mit Entschiedenheit die Criminalisirung des Wuchers, und zwar unter dem Gesichtspunkte der Erpressung. Eben mit diesen Postulaten aber steht der Verfasser, wie bereits eingangs unserer Besprechung als besonders beachtenswerth hervorgehoben wurde, sowol civilistisch wie strafrechtlich im wesentlichen auf dem Boden unsers gegenwärtigen deutschen Rechtszustandes.

So viel über den essentiellen Inhalt der vorliegenden Monographie und ihre wissenschaftlichen Endergebnisse. Mag sein, daß Pandektisten von Fach diese oder jene civilistische Insinuation des Verfassers als nicht ganz „quellengemäß" beanstanden, oder daß Praktiker diesen oder jenen seiner Vorschläge aus Gründen formaler Natur zurückweisen werden. Mag sein, daß dem Criminalisten die Subsumirung des Wuchers unter den Gesichtspunkt der Erpressung als eine gezwungene oder schiefe erscheint, wie denn auch unser neues deutsches Gesetz dieses Vergehen offenbar richtiger unter den strafbaren Eigennutz rubricirt hat. Auch mag billigerweise nicht verkannt werden, daß einem österreichischen Autor bei der Behandlung seines Stoffs in erster Linie specifisch österreichische Verhältnisse und Zustände vor Augen standen und stehen mußten, woraus sich z. B. sogar schon für unser stammverwandtes Deutschland die Nothwendigkeit des bekannten „mutatis mutandis" bis zu einem gewissen Grade ergeben dürfte. Aber das alles betrifft doch blos Nebensächliches, Untergeordnetes. Was den Kern der Sache angeht, so können wir diese Zeilen nur beschließen mit der unumwundenen Feststellung der Thatsache: daß unsers Wissens über den „Wucher und sein Recht" noch nie so scharfsinnig gedacht, so anregend und überzeugend geschrieben worden ist wie in der vorliegenden Monographie unsers deutsch-österreichischen Landsmannes. Möge sie auch in seinem Adoptivvaterlande die ihr in so hohem Maße gebührende Beachtung und gegebenenfalls in der Gesetzgebung praktische Verwerthung finden.

Albrecht Just.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 31. December 1880 verstarb in Brighton in England **Arnold Ruge**, einer der deutschen Schriftsteller, welche durch eine seltene Energie der Initiative auf die Gestaltung unserer neuern Literatur einen bedeutenden Einfluß ausgeübt haben. Arnold Ruge war am 13. September 1803 in Bergen auf der Insel Rügen geboren, studirte 1821—24 in Halle, Jena und Heidelberg und wurde 1825 wegen seiner Theilnahme am Jünglingsbund zu einer fünfjährigen Haft in Kolberg verurtheilt. Jener Bund strebte das jetzt erreichte nationale Ziel an: die Einheit Deutschlands unter Preußens Führung. Auf der Festung beschäftigte er sich mit dem Studium der Alten, namentlich Plato's und der griechischen Tragiker, und gab, nachdem er seine Freiheit wiedererlangt hatte, 1830 eine Uebersetzung des „Oedipus von Kolonos", auch ein Trauerspiel: „Schill und die Seinen", heraus. Dann habilitirte er sich in Halle mit seiner „Platonischen Aesthetik" im Jahre 1831. In dasselbe Jahrzehnt noch fällt die entscheidende That seines Lebens, die Herausgabe der „Halleschen Jahrbücher" (1838), die später, als sie unter preußische Censur gestellt werden sollten, als „Deutsche Jahrbücher" von 1840 ab in Leipzig erschienen, bis sie 1843 von der sächsischen Regierung verboten wurden. Ihnen folgten die „Deutsch-französischen Jahrbücher", welche Ruge in Gemeinschaft mit Karl Marx herausgab; doch dem erstrebten Ziel, der geistigen Allianz Deutschlands und Frankreichs, stellten sich zu große Hindernisse entgegen, wozu auch die Verschiedenheit der Grundanschauungen der beiden Herausgeber gehörte. Im Jahre 1848 betheiligte sich Ruge lebhaft an der politischen Bewegung, gründete die äußerste Linke im Frankfurter Parlament, in welches er von Breslau aus gewählt worden war, und schuf der Linken der berliner Nationalversammlung in seiner Zeitschrift „Die Reform" ein Organ, das er mit großen finanziellen Opfern bis zum Verbote im November 1848 aufrechthielt. In Paris und später in London verfolgte er kosmopolitisch-revolutionäre Tendenzen in Gemeinschaft mit Ledru-Rollin, Mazzini u. a., doch zog er sich allmählich von dem europäisch-demokratischen Comité zurück. Seit 1850 lebte er in Brighton als „visiting tutor" an verschiedenen Schulen. Der Neugestaltung Deutschlands brachte er die wärmsten Sympathien entgegen, die er auch publicistisch aussprach. Seit Februar 1878 erhielt er deshalb vom Deutschen Reich eine Jahrespension von 3000 Mark.

So hat Ruge als Politiker, trotz einer kurzen Ausweichung in das Gebiet der internationalen Revolution, die Ideale seiner Jugend hochgehalten, für nationale Einheit auch im späten Alter gekämpft. Seine eigentliche Bedeutung liegt auf literarischem Gebiet: er war mit Echtermeyer zusammen in den „Halleschen" und „Deutschen Jahrbüchern" der Bahnbrecher der neuen Lyrik, der neuen Poesie überhaupt, ein thatkräftiger Zerstörer der romantischen Literaturepoche. Die Dialektik der Hegel'schen Schule hatte bei ihm Fleisch und Blut gewonnen: er war ein Meister einschneidender Polemik. Wir erwähnen hier noch seine „Gesammelten Schriften" (10 Bde., 1846—48), sein interessantes Werk „Zwei Jahre in Paris" (2 Bde., 1845), seine Memoiren „Aus früherer Zeit" (4 Bde., 1862—67), seine „Poetischen Bilder" (2 Bde., 1847 u. 1848) und „Politische Bilder" (2 Bde., 1847 u. 1848). Was er als Novellist und Dramatiker geschaffen, zeugt, ohne höhern Werth, für seinen energischen Geist. Uebersetzt hat er die „Juniusbriefe", Buckle's „Geschichte der Civilisation" (5 Bde., 1875), Garrido's „Das heutige Spanien" (1863) und „Palmerston's Leben" von Bulwer (1872).

Anzeigen.

Deutsche Litteraturzeitung.

Herausgegeben
von
Dr. Max Roediger,
Privatdocenten an der Universität Berlin.
Wöchentlich eine Nummer von 2—3 Bogen.
Preis vierteljährlich 7 Mark.

Die Deutsche Litteraturzeitung bietet ihren Lesern eine **knappe Uebersicht über alle Gebiete der Litteratur**, indem sie die neu erscheinenden litterarischen Erzeugnisse nach Mafsgabe ihrer Bedeutung ohne eingehende fachmännische Erörterungen behandelt. Neben der deutschen Litteratur wird auch die **ausländische**, soweit sie für deutsche Wissenschaft in Betracht kommt, in den Kreis der Besprechungen gezogen, nur hinsichtlich der **schönen Litteratur** beschränkt sich die DLZ. auf die wichtigsten Erscheinungen Deutschlands.

Ganz besonders darf noch hervorgehoben werden, dass in der DLZ. neben diesen Besprechungen eine **Inhaltsangabe fast aller wissenschaftlichen Zeitschriften etc. nicht nur Deutschlands sondern auch des Auslandes in einer Vollständigkeit** gegeben wird, wie sie bisher in **keiner andern gleichartigen Zeitschrift** erreicht wurde. Weiter finden Personalnachrichten, die antiquarischen und andere Kataloge, ebenfalls mit Inhaltsangabe, in möglichster Vollständigkeit regelmäfsig Aufnahme. Ein Verzeichnis der Vorlesungen der Universitäten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz mit Einschluss der Akademien wird den Lesern der DLZ. so zeitig als möglich mitgeteilt werden.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten. Bestellungen nehmen neben diesen auch Postanstalten an.

Berlin, Januar 1881.

Weidmannsche Buchhandlung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Henry M. Stanleys Reise durch den dunklen Weltteil.

Nach Stanleys Berichten für weitere Kreise bearbeitet von

Dr. Berthold Volz.

Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Stanley's großes zweibändiges Werk „Durch den dunkeln Welttheil“, worin er selbst über seine von den wichtigsten Erfolgen gekrönte Entdeckungsreise durch den afrikanischen Continent ausführlichen Bericht erstattet, wurde von der wissenschaftlichen Welt mit einmüthigem, seltenem Interesse aufgenommen. Um nun auch weitern Kreisen die Kunde von diesen großartigen Entdeckungen zugänglich zu machen, hat der Director des Victoria-Gymnasiums zu Potsdam, Dr. B. Volz, das vorliegende Buch bearbeitet, das, mit zahlreichen Originalabbildungen geschmückt und zu sehr billigem Preise dargeboten, sich besonders auch als eine vorzügliche Bereicherung der Volks- und Jugendschriften-Literatur empfiehlt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg,

verwitwete Gräfin von Bernstorff.

Zweite Auflage, mit Einleitung und Anmerkungen.

8. Geh. 2 M. 50 Pf. Cart. 3 M.

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, einer der wichtigsten Beiträge zur Charakteristik des jungen wie des alten Goethe, waren schon seit mehrern Jahren vergriffen. Vorliegende neue gefällig ausgestattete Ausgabe, von Professor Dr. W. Arndt herausgegeben und mit werthvollen culturgeschichtlichen Excursen versehen, entspricht einem lebhaft empfundenen Bedürfniß der Goethe-Sammler und Literaturfreunde.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Nibelungenlied.

Uebersetzt von **Karl Bartsch.**

Zweite Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Diese neue Uebertragung des Nibelungenliedes in die poetische Sprache der Gegenwart von dem berühmten Germanisten Karl Bartsch hat sich durch ihre Vorzüge vor andern Uebersetzungen rasch im Publikum eingebürgert. Sie liegt jetzt in zweiter Auflage vor mit einer Einleitung, welche über Stoff und Entstehungsgeschichte unsers großen altdeutschen Epos das Wissenswertheste mittheilt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Landes-Zeughaus in Graz.

Herausgegeben
von der Vorstehung des Münzen- und Antiken-Cabinetes am St. L. Joanneum.

Mit 43 zum Theil in Farbendruck ausgeführten lithogr. Tafeln.

Folio. Geh. 60 Mark.

Das vorliegende Prachtwerk, im Auftrage des Grafen von Meran herausgegeben, enthält ausser einer von Professor Dr. F. Pichler verfassten historischen Darstellung die Beschreibung und Abbildung sowol des grazer Zeughauses selbst als einer grossen Anzahl der darin aufbewahrten alten Waffen und Kriegsgeräthe. Militärbibliotheken, Besitzern von Waffensammlungen, sowie allen, welche sich für die Geschichte des Kriegs- und Wehrwesens interessiren, wird hiermit eine äusserst werthvolle Gabe geboten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

MODERN AMERICAN LYRICS.

Edited by
Karl Knortz and Otto Dickmann.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Eine sehr reichhaltige Anthologie, in welcher alle neuern amerikanischen Dichter mit ihren besten Gedichten vertreten sind.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 4. 27. Januar 1881.

Zur Literatur der oberammergauer Passionsspiele.

So weit wir auch die Blicke über die Vergangenheit des Theaters und speciell des deutschen Theaters schweifen lassen, tritt uns doch kein dramatisches Spiel, kein festlicher Anlaß theatralischen Inhalts oder Ausdrucks entgegen, der so weite Kreise für sich zu interessiren vermocht hätte wie das oberammergauer Passionsspiel. Aehnlich zwar zogen die Festspiele droben auf dem Hügel von Baireuth über die Meere her ihre Zuhörer an, aber es war doch nur eine kleine, in ihren Kunstanschauungen aristokratische Gemeinde, Jünger gewissermaßen der neuen Kunstoffenbarung, die nun hinausgingen, dem Volke die Ereignisse kündend, die sie gesehen. Anders in dem oberbairischen Dorfe, nach dem sich im letzten Jahre der Fremdenstrom von allen Seiten ergoß. Der schlichte Bauer erklomm hier den Berg von Murnau gleich schaulustig wie etwa der deutsche Journalist, die englische Lady oder der reiche Amerikaner. Eine Tragödie der Weltgeschichte, voll des wunderbarsten, ergreifendsten Inhalts, mit einem Helden, der als die strahlendste Erscheinung in der Geschichte der Menschheit mit den frühesten Gedanken von Millionen von Menschen innig verknüpft ist, ging hier in Scene vor einem internationalen Publikum, dessen Kunstansprüche und Bildungsgrad oft die denkbar verschiedensten Extreme aufwiesen. Nicht immer hat dieses Spiel ein so allgemeines Interesse erregt, aber daß es sich durch die Geschicke der Jahrhunderte hindurch erhalten, allen Stürmen der Zeit getrotzt und in neuem Erblühen selbst den kritisch und schulgerecht künstlerisch Gebildeten zu fesseln vermochte, spricht für eine unversiegliche Lebenskraft, auch wenn man in Abzug bringt, daß es die Mode ist, die einen stattlichen Theil der nicht der bäuerlichen Bevölkerung Oberbaierns angehörenden Zuschauer gen Ammergau führte.

Wenn man ganz gewissenhaft zu Werke gehen und den ersten Anlaß der bis heute fortlebenden oberammergauer Spiele finden will, wird man auf Kaspar Schuchler als den eigentlichen Urheber der frommen Uebungen treffen. Dieser Schuchler ist kein Künstler gewesen und kein Gelehrter, vielmehr ein einfacher Bauer, der mit seinem eigenen Wollen ohne Zweifel niemals die Passionsspiele ins Leben gerufen hätte. Im Jahre 1631 wüthete in Baiern „ein hitziges Fieber oder Kopfwehe", noch schlimmer 1633, in welchem Jahre die Pest eine so reiche Ernte hielt, daß in der wenige Stunden von Oberammergau gelegenen Pfarre Kohlgrub nur „zwei Paar Ehevolk anzutreffen gewesen". Die Oberammergauer schlossen ihr Dorf streng gegen die Außenwelt ab; aber sie konnten es nicht verhindern, daß eben jener Kaspar Schuchler, der in Eschenloh Sommermaden gewesen war, von Sehnsucht nach seiner Familie ergriffen, sich ins Dorf hineinschlich und damit den schwarzen Tod in seine Heimat schleppte, dem nun in 33 Tagen 84 Personen zum Opfer fielen. „In diesem Leydwesen", so berichtet die Chronik, „sind die Gemeinde-Leuthe Sechs und Zwölf zusammengekommen und haben die Passionstragödie alle zehn Jahre zu halten verlobet, und von dieser Zeit an ist kein einziger Mensch mehr gestorben, obwohlen noch Etliche die Pestzeichen von dieser Krankheit an Ihnen hatten. Alsdann ist diese Tragödie von 1634 gehalten worden bis auf 1680. Damals hat man sie auf zehn Jahre verlegt, und ist darnach allzeit so gehalten worden." Dies die Entstehungsgeschichte der Spiele, deren Texte übrigens weit über den Anfang des 17. bis ins 16., ja bis ins 15. Jahrhundert zurückweisen, wie eine im Verlaufe dieser Skizze noch zu erwähnende Schrift von Hartmann beweist. Wie kaum anders denkbar, erfuhren die Spiele im Laufe der Zeiten Aenderungen mehr oder minder tief einschneidender Art, die unvermeidlichen rein mittelalterlichen Zuthaten schwanden mehr und mehr und machten neuern Auffassungen

Platz, das Symbolisirende und Allegorische in dem Spiel wurde durch im menschlichen Charakter begründete Vertiefung ersetzt u. a. m. Die wichtigsten Neuerungen fallen in die Jahre 1750 und 1810/11. Im erstgenannten Jahre lieferte der Pater F. Rosner einen großentheils neuen Text, der bis 1810 maßgebend blieb. Um diese Zeit drohte den Spielen der Untergang, weil die Regierung den Einwohnern Oberammergaus die Erlaubniß zur Aufführung verweigerte, nachdem bereits in den Jahren 1770 und 1791 Verbote gegen die geistlichen Volkstheater auch dem oberammergauer fast ein Ende gemacht hätten. Erst der Machtspruch des Königs, bis zu dem die Sache gebracht worden war, machte eine Fortsetzung der Spiele möglich. Die geforderte Neugestaltung des Textes unternahm der Expater Ottomar Weiß, und der Lehrer und Organist des Dorfs, Rochus Dedler, setzte dazu die neuerdings hart angegriffene Musik. Im Jahre 1830 löste sich das Theater von seinem Jahrhunderte alten Schauplatz, dem Kirchhof, los und wurde auf einer Wiese vor dem Dorf von neuem errichtet, wo es auch der heutige Besucher Oberammergaus noch findet.

Aus der nähern Umgebung des kleinen Künstlerdorfs hatten sich immer zahlreiche Zuschauer bei den Aufführungen eingefunden, in weitern Kreisen weckten das Interesse für diese Oken, G. Görres und Steub. Von noch größerm Einfluß auf die allgemeinste Antheilnahme an dem so eigenartigen Vermächtniß einer längstverschwundenen Zeit wurden Eduard Devrient's Auslassungen; schon früher hatte derselbe die Aufmerksamkeit selbst der Gelehrtenwelt durch die ersten Bände seiner verdienstlichen „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" auf sie gelenkt. Es war in Nr. 383 der leipziger „Illustrirten Zeitung" (15. Bd.), in der er seinen ersten Bericht über die Aufführungen des Jahres 1850 schrieb, der nachmals erweitert in einer besondern Schrift erschien, die nun in dritter Auflage vorliegt, unter dem Titel:

1. Das Passionsschauspiel in Oberammergau und seine Bedeutung für die neue Zeit. Von Eduard Devrient. Mit sechs in den Text gedruckten Illustrationen und einem Titelbild von F. Pecht. Dritte unveränderte Auflage. Leipzig, Weber. 1880. Hoch 4. 1 M.

Fast keine spätere Schrift über die oberammergauer Spiele ist erschienen, die nicht auf dem Werke Devrient's fußt; der Enthusiasmus und die Begeisterung, die sich in diesem ausspricht, blieb auf keinen Spätern ganz ohne Einfluß. Freilich hat die Verlagshandlung nicht ganz recht, wenn sie den unveränderten Abdruck der ersten Auflage damit motivirt, daß es sich doch nur um „höchst unwesentliche etwa nöthige Neuerungen oder Zusätze hätte handeln können"; denn in der That ist der größte Theil dessen, was Devrient über die Texte und die Geschichte der Spiele beibringt, hier vervollständigt, dort widerlegt, zum Theil von den Ergebnissen einer tiefern Forschung als unhaltbar überholt worden. Und trotzdem beginnen auch wir diesen Rückblick auf die oberammergauer Literatur mit der Devrient'schen Schrift, und nicht nur weil sie chronologisch dieses Recht beanspruchen kann, sondern weil sie dadurch von einem besondern Interesse wird, daß es die Auslassungen eines Fachmanns sind, der hier eine theatralische Vorstellung auf sich wirken läßt, die für ihn so ganz andere Ergebnisse liefert als eine Vorstellung in dem regelrechten Kunsttheater. Und zwar einen tiefern, obgleich dort keine Bühnenbeleuchtung, kein geschulter Künstler ihm entgegentritt — wenn nicht eben deswegen. Geradezu bewundernd steht er vor der Feinheit und dem Takt, der sich überall zeigt; er, der Fachmann, der mit Kräften erster Bühnen gearbeitet hat, findet die Darstellung der Volksscenen erstaunlich und sieht in ihren Prämissen die oft so vergeblich geforderte, von ihm immer und immer wieder betonte Gemeinsamkeit und Einmüthigkeit der Mitwirkenden in wirkungsvollster Weise zu Tage treten. Aber es ist mehr als das bühnenpraktische Ergebniß, mehr als die historische Curiosität, mehr als die Naivetät, der gläubige Sinn und die Hingebung dieser biedern Dörfler, was Devrient Stoff und Anlaß zum Denken gibt: es ist die große Frage nach dem Historischen und Religiösen auf der Bühne, auf die ihm die ammergauer Spiele die Antwort nicht schuldig bleiben. Hier wird es ihm zur Gewißheit, daß es leichter sei, die allbekannten großen heiligen Persönlichkeiten auf die Bühne zu bringen, als unbekannte Tugendhelden, deren Größe der Künstler dem Publikum stets erst beweisen muß. Und diese Wirkung, welche ihm die Schauspielkunst auch in unsern Tagen noch berechtigt erscheinen läßt, das Heilige wie jede andere Kunst darzustellen, möchte er ausgeübt sehen auf das ganze Volk. Er will, daß gerade die protestantische Kirche darauf denken soll, öffentlichen Kunstgestaltungen einen gottesdienstlichen Geist zu geben, ohne die Strenge ihres nicht sinnlichen Cults zu verlassen. Diese Untersuchungen über die Art und Weise der Darstellung und Darstellbarkeit des Heiligen auf der Bühne führen zu Betrachtungen über Wesen und Werth eines historischen Volkstheaters, zu dem der Keim nach Devrient in dem Passionsspiel liegt. Aus dem Vergleich zwischen dem Theater, wie es sich hoch oben in den bairischen Bergen, und wie es sich in den Städten und Centren der Bildung so verschieden zeigt, ergibt sich, daß der Zweck der letztern die höhere Schauspielkunst in feinster Durchführung ist, während eine Bühne wie die des Oberammergaus dem Dichter breitere Gestaltung erlaubt, die es möglich macht, ganze Reihen großer Epochen in einer Scene darzustellen; „eine Bühne, welche", wie Devrient sagt, „die undramatischen Zwischenepochen dem Chor und den lebenden Bildern zur Erklärung und Versinnlichung überläßt, die also den unentbehrlichen Mittelgliedern eines Geschichtsdramas, welche auf unsern Bühnen nur langweilen können, durch eine musikalische, lyrische, symbolische oder didaktische Behandlung einen abwechselnden Reiz zu geben erlaubt." Wie in der Malerei neben dem Staffeleibild das Frescogemälde besteht, so möchte Devrient

neben unsern intimen, der fein ausgebildeten Schauspielkunst gehörigen Bühnen ein großes Theater für das historische Drama zur Verfügung haben, für das etwa ein Schiller statt des „Wallenstein" den Dreißigjährigen Krieg, ein Goethe statt des „Egmont" den Freiheitskampf der Niederländer hätte schreiben können. Er verspricht sich von der Dramatik einen Aufschwung, die seiner Ansicht nach nicht mehr ins Formlose, Ungeheuerliche, in die nutzlose Willkür des Buchdramas gerathen könnte, wenn es eben ein Theater gäbe, das auch der kühnsten Erfindungskraft zu folgen verstände. In den Alpenländern, in den Bergen Mitteldeutschlands, in den wohlhabendern Strichen Norddeutschlands will er solche Bühnen errichtet sehen, zu denen die Anregung von Städten ausgehen, deren sich die Kunstschulen, die Gewerke und Universitäten annehmen müßten und neben diesen die Dichter, Musiker und Schauspieler. In großen Wirkungen von nationalem und religiösem Inhalt sollte dann das Theater eine erhöhte Bedeutung erhalten, die derjenigen nicht unähnlich wäre, wie sie die Bühne der Griechen ihrerzeit ausgeübt.

Fürwahr ein schöner und großer Gedanke, um dessen Ausführung allein schon die Devrient'sche Schrift noch heute gelesen zu werden verdient. Ob er freilich aus dem wenige Bogen starken Heft hinaustreten wird in die reale Wirklichkeit — wer weiß es? Unsere Zeit mit ihrem zerrissenen Inhalt, ihrem Drang nach dem ganz materiell Praktischen scheint nicht dazu angethan, die schöne Idee Devrient's zu verwirklichen. Vielleicht aber ist es doch nicht unwesentlich, auch an dieser Stelle anzuführen, daß für dieses Frühjahr in Rothenburg a. d. T. ein Festspiel vorbereitet wird, das unter dem Titel „Die Belagerung Rothenburgs durch Tilly" oder „Der Meistertrunk" eine Episode aus Rothenburgs Geschichte behandeln und von Stadtkindern aufgeführt werden soll. Wer weiß, ob nicht auch von dieser Erscheinung ein dünner Verbindungsfaden zu dem Passionsspiel und der Devrient'schen Idee hinüberleitet!

Nur kurze Erwähnung verdient das Schriftchen

2. Oberammergau und sein Passionsspiel 1880 nebst Führer in die nächste Umgebung von F. Lampert. Mit Stahlstichen und Karten. Vierte unveränderte Auflage. München, Franz. 1880. 12. 1 M. 60 Pf.

Wie schon aus dem Titel ersichtlich, diente es zunächst den praktischen Zwecken der Reisenden; es wollte den Fremden helfen sich zu orientiren, bringt Fahrpläne, Nachrichten über die Spieltage und beschreibt auch Touren nach dem Ammerwald, dem Plansee, Reutte, Hohenschwangau, Füssen, Garmisch, Partenkirchen, Walchen- und Kochelsee. Wahrscheinlich würde es uns der Verfasser übel vermerken, wenn wir es bei dem Angeführten bewenden ließen und nicht auch erwähnten, daß 73 von 97 Seiten dem Spiele selbst gewidmet sind. Wer hier aber Neues zu finden hofft, wird sich gründlich getäuscht sehen, denn bis auf wenige kurze Notizen, die sich auf die Darstellungen in diesem Jahre beziehen, ist alles, was an Geschichte u. s. w. mitgetheilt wird, ziemlich unverfroren dem Devrient'schen Buche entlehnt, zum Theil fast wörtlich aus diesem herübergenommen.

Dagegen tritt die Broschüre

3. Oberammergauer Passionsbriefe von Ferdinand Groß. Leipzig, Schlicke. 1880. 8. 1 M.

oft in ganz entschiedenen Widerspruch zu Devrient. Groß, der besonders den Lesern der „Frankfurter Zeitung", die auch die „Passionsbriefe" zum ersten Abdruck brachte, durch ansprechende Feuilletons bekannt ist und der neuerdings im Verein mit Max Nordau sich als Dramatiker mit einem größern Stücke erfolgreich versucht hat, steht dem Spiel in erster Linie als unbefangener Zuschauer gegenüber, der sehen und erzählen will, was er gesehen hat, ohne sich das Recht des kritischen Raisonnements verkümmern zu lassen. Kurzweilig ist die Schilderung seiner Reise nach Oberammergau zu lesen, an einigen Stellen poetischer und duftiger, als es sonst in Feuilletons der Fall ist. Das gilt auch von der Mittheilung der Erlebnisse, die Groß im Dorfe und außerhalb des Theaters hatte. Trockener fallen natürlich die Inhaltsangaben der Vorstellungen und das Verzeichniß der Darstellenden aus, was sich schwer hätte umgehen lassen. Und wie ist nun der Eindruck, den das Spiel selbst und seine Aufführung auf den Großstädter und geschulten Kritiker machen; imponirt auch ihm die Einfachheit, die Hingebung und Naivetät, die Devrient so staunend anerkennt; kommt auch er zu gleich enthusiastischen Auffassungen? Ein Nein ist im großen und ganzen die Antwort auf diese Frage, und nicht etwa wegen der dreißig Jahre, welche zwischen den letzten Vorstellungen und denen von 1850 liegen, sondern wegen des andern Standpunkts, von dem aus Groß die Sache betrachtet. Er verneint die vielgerühmte natürliche Einfachheit, sieht Absicht in ihr, wie künstlerische Berechnung in der Mäßigung, findet in vielen Dingen ausgesuchtesten Realismus und wird durch die Ausbildung des Einzelnen an die Leistungen der Meininger erinnert. Die historische Volksbühne, wie sie Devrient von der oberammergauer Bühne abzuleiten bemüht ist, erscheint Groß als ein Unding. Allein ich bin der Ueberzeugung, daß Groß hierin zu weit geht; wenigstens treffen mehrere seiner Aeußerungen in Bezug auf Devrient's Vorschläge nicht zu. Wenn er meint, das Schauspielpersonal für eine Bühne, wie sie Devrient im Sinne habe, müsse noch geboren werden, so hat er wol übersehen, daß Devrient gar nicht an zunftmäßiges Schauspielpersonal, sondern an Kräfte dachte, die sich wie in früherer Zeit aus den Bürgern und dem Stande der Künstler und Studenten rekrutirten. Und warum heißt eine Vervielfältigung des oberammergauer Passionstheaters in theatralischen Dingen mit Rousseau zum Urzustande zurückkehren, da doch unser jetziges Theater wegen der ausnahmsweise stattfindenden Vorstellungen des historischen Volkstheaters nicht feiern würde? Kaum daß die Kunsttheater von der Concurrenz berührt würden: denn ein Volkstheater im Devrient'schen Sinne hätte einerseits

großentheils Zuschauer, welche gewöhnlich die andern Theater doch nicht besuchen, und dann werden diese ja ohnehin großentheils im Sommer geschlossen, in welcher Jahreszeit allein das Volkstheater Aufführungen geben könnte. Der Einfluß einer solchen Bühne auf die kunstgemäße Dramatik scheint mir in diesem Falle gar nicht maßgebend zu sein, denn es gilt ja nicht, das Theater und was damit zusammenhängt hier seiner selbst willen zu pflegen, sondern es dienstbar zu machen dem Interesse des großen Volks, dem es historische (und vor allem nationale) Stoffe in eindringlicher Weise plastisch vorführen und in der Anschauung lebendig machen soll. Groß gesteht den religiösen Nutzen der Passionsspiele zu, er constatirt, daß er Hunderte bei der Kreuzigung weinen sah, Hunderte schadenfroh lachen hörte über das schlechte Ende des Judas, daß er selbst den tiefsten und nachhaltigsten Eindruck von der Kreuzigung, Kreuzabnahme und Grablegung empfing, sodaß er fast zum Schwärmer ward — warum sollte das Theater nicht mit allgemeinen historischen Stoffen, vornehmlich patriotischen Stoffen die größte, allgemein bildende, das Nationalgefühl hebende und stärkende Wirkung erzielen? Und wer weiß, ob nicht dadurch das große Publikum von den schädlichen Auswüchsen des modernen Theaters: den französischen Sensationskomödien und dem die Sittlichkeit tödtenden Operettencult, abgezogen würde!

Was Groß, was Devrient, was die meisten, die das Passionsspiel gesehen, rühmen, von dem sie bekennen aufs tiefste gerührt worden zu sein: die Kreuzigung, das findet einen maßlosen Gegner in einem deutsch-katholischen Pfarrer, dem Verfasser des Schriftchens:

4. Das Passionsspiel in Oberammergau. Von Karl Voigt. Offenbach, Strauß. 1880. Gr. 8. 50 Pf.

der weder praktischer Theatermann oder Theaterhistoriker ist, noch zu den Berufskritikern oder dem Klerus gehört und demzufolge wieder die Spiele von einer ganz andern, man darf wol sagen, hier und da tendenziös gefärbten Seite auffaßt. Seine Enttäuschung hebt an, als er den Christus auf der Bühne erscheinen sieht, in dem er nicht den rührenden Dulder, sondern den muthigen Helden verkörpert wissen will. Auch der Einzug Christi in Jerusalem gefällt ihm nicht, denn wie er sagt, „die Kirche hat der unmittelbaren Empfindung ihren unverkennbaren Stempel aufgedrückt“. Voigt wird mir verzeihen, wenn ich hier seinem Urtheil nicht traue; denn Devrient, der entschieden die fachmännische Bildung für sich hat, gibt gerade diesem Einzug das Zeugniß höchster und wirkungsvollster dramatischer Bewegtheit, und ich zweifle, daß die Anordnung in diesem von der im Jahre 1850 so ganz verschieden gewesen sei. „Greulich“, abstoßend dünkt Voigt der zweite Theil des Spiels, in dem nun vorzugsweise die Qualen und der Tod Christi in den Vordergrund treten; das allgemeine Gefallen an der „Hinrichtungs“-Scene zwingt ihn zu dem Ausspruch:

Mir ist eine solche Geschmacksverirrung ganz unfaßbar. Meinem Gefühle nach ist es schon ein halber Wahnsinn, daß Maler so oft für ihren Pinsel keinen dankbarern Vorwurf finden zu können glauben wie irgendeine Art von wirklichem oder eingebildetem Elend: als ob das Leben nicht schon ernst genug wäre.

Und in weiterer Ausführung dieser Anschauungen kommt er zu dem Schluß, daß man „gemalte Scheußlichkeiten“, wie z. B. das Bild des Galiziers „Die Fackeln des Nero“, als „Verbrechen an der Sittlichkeit“ verbieten müsse. Bei solchen Ansichten — obschon das Beispiel von den Fackeln des Nero doch sehr gewaltsam herbeigezogen ist — wird es begreiflich, daß für Voigt die zweite Abtheilung nichts anderes als „ein Meer der Qual und des Blutes“ sein kann, und dennoch tritt auch bei ihm eine gewaltige Wirkung ein, die eigentlich das vorher von ihm Gesagte wenigstens zum Theil aufhebt. Beim Abscheiden des Heilands constatirt er:

Da wird die Majestät des Todes fühlbar; athemloses Schweigen lagert auf der großen Zuschauermenge, nur unterdrückt von dem Schluchzen zartbesaiteter Gemüther.

Und dennoch sind es nicht diese Scenen, ist es nicht das Rührende, uns innig Vertraute der ganzen heiligen Geschichte, noch die Eigenart ihres theatralischen Inslebentretens, was Voigt als das Packende und Wirkungsvolle überhaupt anerkennt. Das alles verschwindet bei ihm vor dem in der Grundidee des Spiels mit zum Ausdruck kommenden „Streit zwischen dem Absterbenden aber Hergebrachten, Gewohnten und Liebgewordenen, und dem neu aufsprießenden Bessern aber noch Ungewohnten und Fremden“. Die ganze Entwickelung dieses Satzes läßt darauf rückschließen, daß Voigt selbst einen ähnlichen Kampf durchgerungen hat; eben weil er unter dem Einfluß dieses Bewußtseins seine Beurtheilung niederschrieb, bringt sie rein individuelle und — wie ich schon oben bemerkt — zum Theil tendenziös angehauchte Ansichten, doch keine gültigen Normen zu einer Beurtheilung der oberammergauer Spiele. Uebertrieben ist es endlich und ein Beweis, wie wenig der Verfasser den Verhältnissen Rechnung trägt, wenn er es als „eine Roheit“ bezeichnet, daß die Regie in der Oelbergscene am Schlusse des Gebets ein Mädchen im Flitterkleide erscheinen läßt, welches als Engel Christus äußerlich Trost bringen soll. Dem Verständniß des bäuerischen Publikums, auf das die Spiele in erster Reihe berechnet sind, entspricht eine solche Darstellung vollständig.

Wie die Spiele selbst, hat auch die Dedler'sche Musik zu ihnen die verschiedensten Beurtheilungen erfahren, und während ein ungenannter „Verehrer des Tonmeisters R. Dedler“ das oberammergauer Passionsspiel „mit besonderer Hervorhebung seiner herrlichen Musik“ behandelt (Regensburg 1880)*), sucht Kistler in seiner Broschüre:

*) Eine Probe des Unsinns, den dieser Verehrer seinen Lesern vorträgt und die auch Wyl citirt, lautet: „Die wolkigen Atome sind wie Perlenschnüre und Rosenduft vorübergezogen. Der himmlisch glänzende Hoffnungsgesang wurde immer klarer und freudig strahlender, wie eben ein himmlisch himmelblauer Himmel. Dedler nahm eben aus der ihn umgebenden herrlichen, aber auch zuweilen rauhen Gebirgsnatur seine Ton- und Klangfarben, und die unzähligen Sterne am Himmelsgezelte, die andern nur funkelnde Räthsel, löste sein melodischer oberammergauer Gefühlssinn in wundervolle Harmonie auf. — Der feurige scharfe Tonfall verschlingt gleichsam diesen flammenden Urtext wie ein unter-

5. Das Passionsspiel zu Oberammergau in musikalisch-dramatischer Hinsicht beleuchtet von Cyrill Kistler. Mit 40 in den Text gedruckten Notenbeispielen aus der oberammergauer Passionsmusik. Zweite sehr vermehrte Auflage. München. 1880. 8. 60 Pf.

den Beweis dafür zu erbringen, daß, solange zu dem Passionsfestspiele in Oberammergau die gegenwärtig benutzte Musik von Dedler beibehalten wird, die Aufführung der Passion eine Profanirung des erhabensten, poesiereichsten und heiligsten Gedankens sei. Schon 1871 hat sich Franz Witt in seiner „Musica sacra" gegen die Dedler'sche Musik ausgesprochen, und außer Liszt haben auch andere Autoritäten seinem Urtheil beigestimmt. Kistler hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, charakteristische Proben niederzuschreiben, die er seinen Lesern mittheilt und die in der That zur Genüge sein Urtheil belegen. Die Musik entspricht selten dem Inhalt des Textes und ist von einer nach den Proben oft kaum glaublichen Trivialität und Flachheit. Kistler braucht zu ihrer Charakteristik den Ausdruck „Offenbachisch". Zu weit geht er, wenn er das Gelächter, welches das gewöhnliche Publikum anhebt, als Judas die 30 Silberlinge ausgezahlt erhält, auf Rechnung der Musik setzt. Wer von uns, der eine Theaterpraxis hinter sich hat, wüßte nicht bei ähnlichen ergreifenden Scenen, die ganz ohne Musikbegleitung waren, sich ähnlicher Ausbrüche der Heiterkeit auf den Galerien zu entsinnen? Die leiseste Uebertreibung in der Hast etwa, mit der das Geld von Judas eingestrichen wird, macht das Gelächter erklärlich. Nachdem Kistler genugsam erwiesen hat, wie wenig die Dedler'sche Musik den Anforderungen entspricht, schlägt er den Oberammergauern vor, was sie wohl beherzigen sollten, nämlich eine vollständig neue Passionsmusik auf Grund des Gregorianischen Gesangs zu beschaffen, das Orchester zu verdecken und durch eine kleine Orgel zu bereichern, endlich von der Verurtheilung Christi an die lebenden Bilder ganz wegzulassen.

Joseph Kürschner.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

irdisches gewaltig brausendes grausiges Naturereigniß. — Die Triolen der Clarinette geben dazu eine so mittheilsame mittlagende Erzählung. — Dann sanft beruhigendes Duett mit lieblicher so mittheilsamer Clarinette. — Die in allen Nuancen blauweiße Gedankenfülle lacht und weint aus allen seinen Tönen heraus."

Romane und Novellen.

1. Moschko von Parma. Geschichte eines jüdischen Soldaten. Von Karl Emil Franzos. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1880. Gr. 8. 5 M.
2. Die Juden von Barnow. Geschichten von Karl Emil Franzos. Dritte vermehrte Auflage. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1880. Gr. 8. 5 M.
3. Der Heilige. Novelle von Konrad Ferdinand Meyer. Zweite Auflage. Leipzig, Hässel. 1880. 8. 3 M.
4. Im Zenith. Von E. Juncker. Berlin, Janke. 1880. 8. 2 M.
5. Kleine Geschichten aus der großen Welt. Novellistische Studien von W. von Kotzebue. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1880. 8. 5 M.
6. Wanderers Ruhebank. Erzählungen von Hieronymus Lorm. Leipzig, Schlicke. 1881. 8. 5 M.
7. Schöne Frauen. Roman von R. E. Hahn. Zwei Bände. Dresden, Pierson. 1881. 8. 6 M.
8. Orsanna und andere Erzählungen. Von Sophie Junghans. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1880. 8. 9 M.
9. Ohne Familie. Roman von Hector Malot. Aus dem Französischen übertragen von Mary Muchall. Autorisirte Uebersetzung. Zwei Bände. Hamburg, Grädener. 1880. Gr. 8. 8 M.

Wenn J. J. Honegger einmal die Ansicht ausspricht, daß in der Gegenwart vorzugsweise zwei Schriftgattungen, Lyrik und Roman, die Träger der Zeitgedanken und Zeitgefühle geworden seien, so glauben wir mit diesem Ausspruche in mehr als einer Beziehung übereinstimmen zu müssen. Die Lyrik mit ihrem unsicher verschwimmenden Gefühlsausdruck und der Roman in seiner unbeschränkten Weite und Breite sind in der That die natürlichen Ausdrucksformen einer Zeit wie die unsere; einer Zeit von großem Reichthum der Gedanken und von großen Schwankungen der Gefühlswelt; einer Zeit der weitgreifendsten, ja unbegrenzten Strebungen, aber voll Erschütterung und Ungewißheit, voll schwerer Fragen und drohender Kampfzeichen, voll äußerer Umwälzungen und innerer Aufregungen; einer Zeit, reich an großem Geisteserwerb, noch reicher an ungelösten Geisteszweifeln, an fundamentalen Denkthaten und irrlichternden Denkverirrungen. Lied und Roman, beide im weitesten Sinne des Wortes, geben Raum für diese Flutungen der Gemüther, die an der epischen Ruhe und Abgeschlossenheit ebenso wenig Gefallen finden wie an der künstlerischen Gestaltung des vollendeten Dramas. Allein nicht alle dem Gebiete der Lyrik und des Romans angehörenden Producte der Gegenwart tragen den Stempel der Vollendung weitaus die große Mehrzahl derselben gehört in den Bereich der Mittelmäßigkeit, und nicht wenige stehen noch niedriger. Auch die vorstehend genannten Schriften sind von höchst ungleichem Werthe, und nicht alle erhöhen sonderlich den Ruhm der deutschen Belletristik.

Obschon in der belletristischen Literatur verhältnißmäßig noch jung, zählt Karl Emil Franzos doch schon seit mehrern Jahren zu den beliebtesten Schriftstellern der Gegenwart. Es ist indeß weniger die Reichhaltigkeit der Charaktere und die Mannichfaltigkeit der von ihm geschilderten Thatsachen, wodurch er sich in den weitesten Kreisen Ruf und Anerkennung erworben, als vielmehr die naturgemäße, schlichte, ungesuchte und doch zum Herzen sprechende Weise, in der er seine novellenartigen Geschichten

zur Darstellung bringt. Er wollte, wie er im Vorwort zur ersten Auflage seiner „Juden von Barnow" sagt, Novellen schreiben und rang danach, ihnen poetischen Werth zu geben. Aus diesem Grunde erschien es ihm passend, ja nothwendig, Lebenskreise zu wählen, welche er auf das genaueste kannte. Bezüglich des podolischen Judenthums war dies der Fall; und so ging er als Dichter in das podolische Ghetto und schilderte in seinen Novellen ein für die Leser des Westens zum weitaus größten Theile abenteuerliches und fremdes Leben. Es gereicht aber seinen Erzählungen nur zum Vortheil, daß fast überall sich der Novellist auf den Culturschilderer stützte. Mit aus diesem Grunde haben denn auch die beiden vorliegenden Bücher: „Moschko von Parma" und „Die Juden von Barnow", eine bestimmte Tendenz. Diese geht aber, wie uns dünken will, niemals so weit, daß die Grenzen dichterischer Schönheit durch sie überschritten wurden, oder daß die innere Wahrheit des Geschilderten wesentlich litte. Wenn der Verfasser das Leben und Treiben der Polen in den Gegenden, in denen seine Erzählungen sich abspielen, nicht gerade als nachahmungswerth hinstellt, vielmehr scharf und bitter geiselt, so finden wir das begreiflich, denn es wird in der Hauptsache der Wahrheit entsprechen; ebenso dürfte es nicht zu tadeln sein, daß der Verfasser die Ruthenen im ganzen milder beurtheilt als ihre Bedrücker, die Polen. Die polnischen Juden aber lobt er nicht auf Kosten der Christen; er schildert erstere weder besser noch schlechter, als sie sind. Nicht zur Verhöhnung, nicht zur Verherrlichung des östlichen Judenthums sind seine Novellen geschrieben, sondern sie verfolgen, allerdings nur nebenbei, den Zweck, auf düstere und beklagenswerthe Verhältnisse hinzuweisen und sie lichten zu helfen, so weit des Autors Stimme reicht. Ausdrücklich aber wollen wir noch hervorheben, daß der Verfasser, wo sich ihm die Gelegenheit dazu bietet, seine Liebe zu seinem deutsch-österreichischen Vaterlande und zu dessen Herrscherhause bekundet.

Der Held der ersten Geschichte „Moschko von Parma" (Nr. 1) ist ein mitten im Judenviertel von Barnow geborener armer Jude, der mit seinem Familiennamen Veilchenduft, mit dem Vornamen aber Mosche, Moschko, Moses, Moritz und endlich wieder Moschko und Mosche hieß. Die Geschichte dieser wechselnden Namen ist zugleich die Geschichte von allem Glück und Unglück seines Lebens. Moschko von Parma aber wird er genannt, weil er als gemeiner Soldat dem Regimente „Herzog von Parma" zugewiesen wurde, in dem er lange Jahre diente und den italienischen Krieg mitmachte. Daß Moschko Soldat werden mußte, da er nicht funfzig Gulden auftreiben konnte, um sich davon loszukaufen, riß ihn aus seiner bürgerlichen Thätigkeit und von seiner Geliebten, dem Christenmädchen Kasia. Nach unsaglichen Leiden kehrte er nach einundzwanzig Jahren als ein zerlumpter und schwer kranker Invalide in seine Geburtsgegend zurück. Wir unterlassen es, die Jugend Moschko's zu schildern: wie er, ein äußerst kräftiger Jüngling, bei einem wackern ruthenischen Schmiede, Namens Wassilj, in die Lehre kam, Freundschaft mit Hawrilo Dumkowicz, seinem Berufsgenossen, schloß, die schöne und sinnige Kasia kennen lernte, die ihn, obschon er „nur ein Jude war", von ganzer Seele liebte, und wie er ein „Sellner", d. h. Soldat, werden mußte. Er war die ganze Zeit hindurch ein fleißiger und ordentlicher Mensch gewesen, und seine Liebe zu Kasia hatte ihn nicht schlechter gemacht; sein Unglück, das auch Kasia mit traf, bestand nur darin, daß er ein Jude war.

Es war ein trüber, trauriger Tag, als Moschko wie ein Bettler und gebrochener Mann in seine Heimat zurückkehrte:

> Kühl, laß und naß wehte der Wind über die verregneten Herbstblumen und die triefenden Wachholderbüsche, über die aufgeweichten Felder und den Koth der Straßen. Es klang wie ein Seufzer aus bekümmerter Brust, wenn er so dahinstrich über das öde Gefild, und auch schwach wie ein Seufzer war dieser Wind; kaum vermochte er es, an der Nebeldecke zu zerren, welche trüb und mächtig zwischen Himmel und Erde wallte wie ein riesiger Trauermantel, wie der Qualm von tausend und aber tausend Trauerfackeln. Nur zuweilen kam jäh und schrill der Wind aus Nord gepfiffen und riß die Nebel entzwei, daß sie sich lang an die Erde drückten und wie zerrissenes Bänderwerk am Wachholder kleben blieben oder in den Luftraum zerstäubten und sich droben zu Wolken ballten. Dann lag die Erde in scharfem, kaltem, grauem Lichte und der Nordwind fegte sie immer schärfer rein. Aber wenn er den Athem anhielt, dann senkten sich die Wolken, die er bisher gejagt und gepeitscht, und entluden sich, und rasch und voll ging der Regen hernieder, bis die Wolken wieder zu Nebeln wurden, die schwer und laß die Erde umhüllten, kaum gerührt vom trägen Wind.

An mancher Brücke auf seinem Heimwege hatte Moschko inne gehalten und traurig in die Wogen gestarrt; aber immer war er wieder weiter gewandert; nicht die Furcht hielt ihn von dem Tode zurück, sondern ein übermächtiges Sehnen nach den Stätten, wo er einst jung und glücklich gewesen, und nach — seinem Sohne! Daß Kasia „in Schande einen Knaben geboren und das kleine Ding deshalb doch lieb habe und aufputze wie ein Aeffchen", das war die letzte Nachricht gewesen, welche ihm einst nachrückende Rekruten aus der Heimat gebracht. Dann war er zu einem andern Bataillon des Regiments versetzt worden, nur selten noch war ihm ein Barnower zu Gesicht gekommen, und er hatte der Versuchung widerstanden, sich nach der Geliebten zu erkundigen, weil er dadurch ihr Geheimniß preiszugeben fürchtete. „Ich will meinen Sohn sehen", hatte er sich auf dem langen Rückwege immer wieder gesagt. Das war das einzige Band, durch welches er sich noch mit den Menschen verknüpft fühlte. Weit geringer war sein Drang, die Jugendgeliebte noch einmal zu sehen. „Ach", seufzte er, „welches Recht habe ich auf sie? Und daß sie ein Recht auf mich hat, was kann es ihr nützen?" Aber ein gutes Geschick wollte es, daß er nach manchen Mühseligkeiten, die er noch, zurückgekehrt, in seiner Heimat zu ertragen hatte, sich die Liebe und das Zutrauen seines Sohnes erwarb und kurz vor seinem Hin-

scheiden aus diesem Leben Kasia sah und sprach. Die letzten Worte, welche er an die weinende Kasia richtete, waren:

Es ist die Sitte bei uns, daß der Sohn am Todestage seines Vaters immer ein Gebet spricht. Erinnere unsern Sohn daran, daß er alljährlich an meinem Sterbetage ein Vater-Unser für mich spreche. Es ist ein christliches Gebet und ich bin ein Jude, aber Gott wird es dennoch hören — und vielleicht auch ich!

Moschko starb in den Armen seines Sohnes, doch ohne daß dieser erfahren hatte, der unglückliche jüdische Invalide sei sein Vater. Kein Denkstein steht an Moschko's Grabe; aber es ist wohlgepflegt, und von den ersten Frühlingstagen bis in den späten Herbst hinein blühen darauf die schönsten Blumen der Ebene.

Trefflich gelungene, zum Theil humoristische Charaktere sind der jüdische „Marschallik" Türkischgelb, der christliche Priester Mikita und der jüdische „Factor" Beer Blitzer.

Was die dritte Auflage des „Juden von Barnow" (Nr. 2) anbetrifft, so hat der Verfasser die einzelnen, darin enthaltenen Erzählungen sorglich durchgefeilt und dieselben nach Form und Inhalt einander näher gebracht, sodaß sie einen Cyklus darstellen, welcher in seiner Gesammtheit das Leben einer polnisch-jüdischen Gemeinde in den wichtigsten Beziehungen klar und deutlich zur Anschauung bringt. Unter diesem Gesichtspunkte ist die Einfügung der beiden neuen Stücke „Das Kind der Sühne" und „Esterka Regina" zu beurtheilen. Diese zwei kleinen Erzählungen schildern Verhältnisse, welche früher in dem Buche unerörtert geblieben waren, aber zu einem Gesammtbilde nöthig erschienen.

Die Novelle von Konrad Ferdinand Meyer: „Der Heilige" (Nr. 3), hat mit den Erzählungen von K. E. Franzos weder der Form noch dem Inhalte nach etwas gemein, obschon auch sie als ein religiös-geschichtliches Culturbild bezeichnet werden darf. Die Haupthandlung spielt in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts theils in England, theils in Frankreich. Der Verfasser schildert in ansprechender Weise die Zustände, wie sie sich zur Zeit Heinrich's II. in politischer, socialer und religiöser Beziehung in England gestalteten. Bekanntlich gelangte mit Heinrich II. das ruhmreiche Geschlecht der Plantagenets auf den englischen Thron. Dieser König war ein regsamer, kräftiger und aufgeklärter Regent von großen Herrschergaben, aber zugleich von heftiger, gewaltthätiger und dem Sinnengenuß ergebener Natur. Der Autor verweilt mit Vorliebe bei der Schilderung des Verhältnisses zwischen König Heinrich und seinem Kanzler Thomas Becket, und zwar in der Art, daß er letztern zum Haupthelden seiner Erzählung macht, indem er die eigentliche Ursache des verhängnißvollen Streites nachzuweisen sucht, welcher zwischen Becket, der von seinem königlichen Herrn zum Erzbischof von Canterbury und zum Primas des Reichs erhoben worden war, und Heinrich entbrannte und mit der Ermordung des Erzbischofs endigte. Sprache und Stil sind dem Inhalte der geschichtlich etwas fernliegenden Erzählung gut angepaßt. Von wohlthuender Wirkung ist die Charakteristik des jugendlichen Richard Löwenherz, des spätern Thronnachfolgers Heinrich's II.

Unter dem Titel „Im Zenith" (Nr. 4) liegt uns eine beachtenswerthe Sammlung von Novelletten vor, deren Verfasser oder vielmehr Verfasserin, denn E. Juncker ist doch nur ein Pseudonym, sich bereits durch das Buch „Lebensräthsel" vortheilhaft bei dem gebildeten Lesepublikum eingeführt hat. Zu vergessen ist allerdings nicht, daß die vier gesammelten Erzählungen schon früher in Zeitschriften zum Abdruck kamen, weshalb wir uns auch bei der Besprechung derselben kürzer fassen können. Das Hauptverdienst E. Juncker's besteht wol darin, daß er die von ihm zwanglos geschaffenen Conflicte in geschickter und wohlthuender Weise zu lösen versteht und dabei die Charaktere der handelnden Personen mit sicherer Hand und feinem ästhetischen Gefühl zeichnet. Die hier und da eingestreuten Lebensregeln sind durchaus nicht trockener, doctrinärer Natur, sondern ebenso ästhetisch wie ethisch wirksam. Ungesucht und ungezwungen, gleichsam spielend, entrollt uns die Verfasserin das Bild der zur Anschauung gebrachten Ereignisse, die dem gewöhnlichen Menschenleben entnommen sind und doch den Leser niemals langweilen, ihm vielmehr des Interessanten gar viel und in schöner Form darbieten. Wir verweisen in dieser Beziehung hier nur auf den Inhalt der ersten, „Was die Sterne lehren" betitelten Erzählung. Der Hauptheld Edwin, ein schon bejahrter Mann, gewinnt die Liebe eines jungen, lebenslustigen, aber höhern Dingen doch nicht abgewandten Mädchens, Namens Else. Auf die von letzterer an ihn einmal gerichteten Frage, was ihn eigentlich dazu bestimmt habe, sich dem Studium der Astronomie zu widmen, erwidert er unter anderm:

Der Umstand, daß es des Berechenbaren so wenig und des Unberechenbaren so viel im Menschenleben gibt. Als ich sah und schmerzlich an mir selbst erfuhr, wie brutal der Zufall mit dem Menschenglück haust, wie er anwächst vom losen Spiel bis zum hochtragischen Verhängniß, blind den Einen mit allen Lebensgütern überschüttet und wiederum die größten und besten Menschen in unverschuldeter Armuth darben läßt; wie er dieses Lebensfahrzeug bei gutem Wind und guter Strömung zum Hafen führt und jenes mit zerfetzten Segeln und gebrochenen Masten an den Strand schleudert — da flüchtete mein Geist von der kleinen Erde in den weiten Weltenraum, wo überall planvolle Gesetzmäßigkeit herrscht. Man muß unter der Laune des Zufalls gelitten haben, um die innere Befriedigung zu verstehen, mit der man die gemessenen Bahnen der Planeten berechnet und die gleichmäßige Bewegung der Gestirne feststellt.

Auf das Kapitel der Ehe kommend, erklärt Edwin:

Wehe der Frau, welche auf ihre Tochter nicht die Anmuth des Herzens vererbt und in ihr den Funken von Poesie groß gezogen hat, welcher zur mild leuchtenden, wärmenden Flamme auf dem häuslichen Herde wird! Wehe der Gattin, die nur gelernt hat, ihre Pflichten pflichtgemäß zu erfüllen, ohne jene Begeisterung und Liebe in dieselben hineinzulegen, welche die alltäglichen Dinge verklären und ihnen einen unaussprechlichen Reiz verleihen! Das Geheimniß des Lebens edler Frauen liegt

ebenso wie bei uns Männern in dem Suchen nach dem Ideal, nur daß sie andere Wege wie wir gehen und sich die süßen Beschränkungen aufzuerlegen haben, welche echte Weiblichkeit gebietet.

Ohne in den Ton eines ermüdenden, trockenen Sittenrichters und Moralpredigers zu verfallen, warnt die Verfasserin Mädchen und Frauen vor „ungesunder, phantastischer Gefühlsliederlichkeit" und bemerkt gelegentlich: „Zwei Verbrecher, die an dieselbe Kette geschmiedet sind, tragen nicht schwerer, als zwei Eheleute, bei denen niemals eine Gleichzeitigkeit im Herzensleben obwaltet." Von den vielen sinnigen Aussprüchen, welche die kleine Erzählung enthält, sei nur noch der hervorgehoben, daß „jeder Liebesirrthum auch eine Liebesschuld in sich berge".

Die novellistischen Studien, welche W. von Kotzebue unter dem Titel „Kleine Geschichten aus der großen Welt" (Nr. 5) dem Publikum vorlegt, haben bereits die zweite Auflage erlebt; sie sind, wie der Autor in der Vorrede selbst bemerkt, nur für solche Stunden geschrieben, in denen man der Zerstreuung bedarf und ein Buch ergreift, „um seine eigenen Gedanken los zu werden". Diesen Zweck erfüllen denn diese „Studien" auch vollkommen; damit aber „die allzu leichte Waare mit etwas Ballast beschwert werde, weil sonst der erste Windstoß sie unwiderruflich weggeblasen hätte", hat der Verfasser den sechs ersten kleinen Geschichten zwei Erzählungen: „Der alte Hofmarschall" (in der ersten Auflage nicht enthalten) und „Mehr Wahrheit als Dichtung", beigefügt, die allerdings an Inhalt und Form bedeutungsvoller und schwererwiegend sind als die Vorläufer. Namentlich gilt dies von der letztgenannten Erzählung, welche darzuthun bestimmt ist, daß „das Proselytenmachen en crinoline seitens der katholischen Kirche weniger selten ist, als man glauben sollte". Der Autor verwahrt sich aber ausdrücklich gegen den Vorwurf, daß er die katholische Kirche als solche angreifen wolle.

Ueber das Buch von Hieronymus Lorm: „Wanderers Ruhebank" (Nr. 6), können wir uns kurz fassen. „Der Dichter des Pessimismus", wie man Lorm wol genannt hat, ist bekanntlich nicht ohne Talent, auch auf dem Gebiete der Philosophie nicht unbewandert; allein wir vermissen in seinen Schriften nur zu oft jenen sittlichen Adel, ohne den etwas wahrhaft Tüchtiges nun einmal nicht geleistet werden kann, und zwar um so weniger, je mehr der Vielseitigkeit des Wissens die nöthige Gründlichkeit fehlt. Das Formtalent und das gewandte Behandeln der verschiedenartigsten Dinge entschädigen nicht für den Mangel positiver Kenntnisse, und ein „Absprechen von oben herab" leistet keine Gewähr für ein Besserwissen; Lorm's starke Seite als Romanschreiber und Novellist ist ein gewisser Esprit, mit dem er mehr prickelnd als anregend diejenigen Leser zu fesseln weiß, welche den Hautgout-Geschmack lieben. Lorm zählt aber nicht nur zu den sogenannten espritvollen Schriftstellern, sondern auch zu den productivsten. Diese letztere Eigenschaft hat nun das Uebel im Gefolge, daß viele seiner Arbeiten, und dazu gehören auch die vorliegenden Erzählungen, nur für den Augenblick geschrieben sind; der momentane Erfolg mag nicht ausbleiben, und darauf scheint es häufig von ihm auch nur abgesehen zu sein. Die erste dieser Erzählungen schildert vorzugsweise die Rachsucht eines Corsen; von einem eigentlichen Helden oder einer Heldin ist nicht die Rede. „Jakob und Rahel", die zweite Erzählung, enthält manche interessante Bemerkungen über die Kunst der Malerei, doch leidet die Handlung zu sehr unter dem Raisonnement. Die dritte Geschichte, „Ein Achtundvierziger", verspottet das phrasenhafte Unwesen, welches sich im Jahre 1848 in Deutschland und Oesterreich an vielen Orten breit machte. „Kleine Memoiren", die vierte Erzählung, sind rührende Mittheilungen über ein wackeres, armes Mädchen, das seinen eigenen Ruf und sein eigenes Glück dem Glücke des Geliebten opfert. Hier kommt die Damenwelt der Stadt Dresden sehr schlecht weg, indem der Verfasser erklärt, daß Dresden nur „wenige schöne und elegante Frauen" besitze, und daß „Künstler, Schriftsteller, Philosophen, sehr ernsthafte Männer und Familienväter, die Dresden um seiner Kunst- und Naturgenüsse willen unendlich liebten, blos wegen des Mangels an schönen Frauen fortzogen". Die Schlußgeschichte „Martha und Maria", die in Rußland spielt, will darthun, daß in der Ehe nur ein Weib beglücken könne, die Martha und Maria zugleich sei. Der an sich schöne Titel des Buchs: „Wanderers Ruhebank", scheint für die wenig ruhig gehaltenen Erzählungen kaum zu passen.

In gewisser Beziehung bildet das Buch von R. Edmund Hahn: „Schöne Frauen" (Nr. 7), einen geraden Gegensatz zu der vorstehend erwähnten Lorm'schen Schrift. Wir finden darin nichts Gesuchtes, nichts Gekünsteltes, nichts auf den bloßen Effect Berechnetes. Mit Recht sagt Friedrich Spielhagen, daß der Roman- und Novellendichter sein subjectives Urtheil, sein Ich, soviel als möglich zurückdrängen müsse; denn dies verlange der epische Charakter einer wirklich guten Roman- und Novellendichtung. Lorm kehrt sich an diese Regel wenig, wie unter anderm seine Erzählung „Ein Achtundvierziger" beweist. Anders ist dies mit R. Edmund Hahn, unter welchem Namen eine begabte Schriftstellerin die Wahrheit des Goethe'schen Ausspruchs darzuthun sucht: „Der Mensch kann seine Jugendeindrücke nicht los werden, und dies geht so weit, daß selbst mangelhafte Dinge, woran er sich in solchen Jahren gewöhnt und in deren Umgebung er jene glückliche Zeit (die Jugendzeit) gelebt hat, ihm auch später in dem Grade lieb und werth bleiben, daß er darüber wie verblendet ist und das Fehlerhafte daran nicht einsieht."

Der Hauptheld des Hahn'schen Romans ist ein junger hochbegabter Jurist, Franz Scott, der, unter dem Banne der in seiner Jugend empfangenen Eindrücke stehend, nacheinander die ebenso edle wie gebildete Hildegard von Stettendorf, die schöne, aber unglückliche Frau Marie Benecke und die sanfte, stets opferbereite Agnes

Falkner liebt. Die Verfasserin führt uns ein in die hocharistokratischen Kreise Berlins, in die reiche Kaufmannswelt Hamburgs und nach dem schönen Musensitze Heidelberg, je nachdem der Entwickelungsgang Franz Scott's es mit sich bringt. Das Fräulein von Stettendorf fesselte den aristokratisch gesinnten jungen Mann durch einen edeln, hochstrebenden Charakter, eine seltene Grazie des Geistes, durch Poesie, gediegene Bildung und anmuthvolle Würde; für Frau Benecke empfand Scott Mitleid, gemischt mit Bewunderung ihrer eigenartigen Schönheit, und Dankbarkeit für ihre Liebe und Vertrauen; Agnes Falkner aber liebte er, wie der Mann das Weib lieben muß, soll seine Ehe wahrhaft und auf die Dauer glücklich sein. Die Verfasserin, der offenbar große Weltbildung, reiche Erfahrung und psychologischer Scharfblick eigen sind, schildert uns in spannender Weise den Lebenslauf eines jungen talentvollen Mannes, der wohl irrt, aber sich niemals zu Schlechtigkeiten hinreißen läßt und deshalb beglückt und beglückend sein Ziel erreicht.

Das Buch von Sophie Junghans: „Orsanna und andere Erzählungen" (Nr. 8), bietet uns in der ersten Erzählung „Orsanna" ein originelles Bild aus dem Dorfleben Thüringens. Der Inhalt und die Form der Geschichte sind gleich anziehend; die mitgetheilten Begebenheiten sind der Natur abgelauscht und poetisch verklärt wiedergegeben. Die Charakterzeichnungen sind scharf und consequent durchgeführt, und man liest die psychologisch fein abgestimmte Erzählung von Anfang bis zu Ende mit steigendem Interesse. Die beiden folgenden novellenartigen Mittheilungen: „Die Ferienreise" und „Die Reichenbachs in Rom", sind schwächer, sie enthalten des Eigenthümlichen wenig und schildern im wesentlichen nur die bekannten bösen Folgen der Eifersucht und die tragikomischen Erlebnisse einer Familie, welche Rom besuchte, ohne für die erhabenen Schönheiten, die diese Stadt darbietet, Sinn und Verständniß zu haben.

Von Hector Malot's Roman „Ohne Familie" (Nr. 9), der von Mary Muchall verständnißvoll ins Deutsche übertragen ist, läßt sich nur sagen, daß das Werk in keiner Hinsicht die Bezeichnung als Roman verdient. Es ist eine nicht uninteressante Schilderung der Erlebnisse eines Findlings, der lange Zeit mit einem unglücklichen frühern Sänger durch verschiedene Gegenden Frankreichs wandert und Vorstellungen mit einem Affen und drei Hunden gibt. Nach vielen Gefahren und unsaglichen Leiden findet der Held der Geschichte endlich seine Mutter wieder und bewohnt Milligan-Park in England, den Edelsitz seiner Ahnen, wo er seine Freundin Lisa, die er in Paris unter wundersamen Verhältnissen kennen und lieben lernte, als Gattin heimführt. Auch sein Freund Mattia, der ein berühmter Musiker wird, hat ein ebenso glückliches Los.

Rudolf Doehn.

Felix Dahn's Operndichtungen.

1. Der Schmied von Gretna-Green. Operndichtung in drei Aufzügen von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880. 8. 3 M.
2. Armin. Operndichtung in vier Aufzügen von Felix Dahn. Musik von H. Hofmann. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880. 8. 3 M.
3. Harald und Theano. Operndichtung in vier Aufzügen von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880. 8. 3 M.
4. Der Fremdling. Operndichtung in vier Aufzügen von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880. 8. 3 M.

Die deutsche Dichtung in ihrer Gesammtheit hat der dramatischen Musik gegenüber eigentlich immer einen etwas fremden Standpunkt eingenommen. An Textfabrikanten ist in Deutschland zwar niemals ein Mangel gewesen; aber Poeten, die in der Abfassung einer Operndichtung eine wirklich künstlerische Aufgabe erblickten, waren von jeher spärlich gesät. Durfte es als ein günstiges Omen angesehen werden, daß das Libretto der ersten deutschen Oper — der von Schütz componirten „Daphne" des Italieners Rinuccini — von einem Dichter von der Bedeutung des Martin Opitz frei ins Deutsche übersetzt wurde, so strafte doch die folgende Zeit die Hoffnungen auf ein künstlerisches Zusammenarbeiten von Dichtung und Musik Lügen, wenn man nicht hier die singspielartig gehaltene Wieland'sche „Alceste", die ihrerzeit recht beliebt gewesen sein muß, erwähnen will. Auch Goethe schätzte das Singspiel sehr, wie seine auf diesem Gebiete geschaffenen Werkchen: „Claudine von Villa Bella", „Jery und Bätely", „Die Fischerin", „Scherz, List und Rache" u. s. w., beweisen. Doch trat er zur Oper des großen Stils nie in das Verhältniß schöpferischer Mitarbeit. Wie freudig er aber die große Wirkung der Tonkunst auf dem Gebiete des Dramas selbst anerkannte, beweist wol nichts schlagender als der zweite Theil seines „Faust", eine Schöpfung, die man vielleicht nicht mit Unrecht als Operndrama bezeichnen dürfte, da die Musik hier geradezu als gleichberechtigter Factor neben die Poesie hintritt. Wer die Aufführungen in Leipzig, Weimar, Hannover miterlebt hat, der wird diesen Ausspruch verständlich finden und sich gar nicht darüber gewundert haben, daß Dingelstedt zweifeln konnte, ob er den zweiten Theil des „Faust" in der Burg oder in der Hofoper zur Aufführung bringen sollte. Keine poetische Schule mußte sich mehr zur Musik hingezogen fühlen als die romantische, deren „süße Liebe" nach ihrem eigenen Ausspruch „in Tönen zu denken" pflegte. Zunächst äußerte sich diese Liebe in der weitgehendsten Aufnahme des Opernhaften und musikalisch Wirkenden in die dramatische Dich-

tung. Man denke hier an die Tieck'schen Märchendramen, vor allem jedoch an die theils abgeschmackten, theils wunderbaren Schöpfungen eines Zacharias Werner, an seinen ersten Act vom „Kreuz an der Ostsee", an seine von Goethe in Weimar mit außerordentlichem Eifer zur Aufführung gebrachte „Wanda". Dieses Entgegenkommen der Poesie beantwortete alsbald die Musik, indem auch ihr die Gründung einer romantischen Schule gelang; nun konnten die beiden Factoren zusammen arbeiten: unter Zuhülfenahme des allerdings recht bescheidenen Talents von Friedrich Kind entstand Weber's „Freischütz", im Anschluß daran die Marschner'schen Opern, deren Dichtungen (von Wohlbrück und Devrient) man nicht unterschätzen möge, und schließlich im klarsten Bewußtsein von der Bedeutung der Aufgabe nach ernstester Correspondenz zwischen Componist und Dichterin die in die Zukunft weisende „Euryanthe". Aber dies Werk hatte auch zugleich die ganze Schwierigkeit des Zusammenarbeitens aufgedeckt, und so konnte der Größte unter den Kleinen, wie Brendel ihn nennt, Albert Lortzing, vielleicht aus der Noth eine Tugend machend, es wagen, sich seine Texte selber zu schreiben. Mit Richard Wagner entstand alsdann der neue Begriff des Dichtercomponisten; die Einheit von Poesie und Musik wurde hier durch die Einheit der schöpferischen Persönlichkeit sichergestellt. Die Wichtigkeit der Operndichtung, der Stoffwahl, auch der poetischen Form trat nun in ein immer helleres Licht; es fanden sich jüngere Künstler, die durch ihre Schaffensweise die Nothwendigkeit der Identität von Dichter und Musiker ausdrücklich anerkannten (F. von Holstein, Kretschmer, Mottl u. s. w.), und man ist jetzt im Lager des Fortschritts beinahe schon bei der Forderung angekommen, der Dichter müsse zugleich auch der Componist oder umgekehrt sein. Inzwischen hat es der geschickte Mosenthal immerhin verstanden, den Text zu einer Reihe von pomphaften, meist im Stil Meyerbeer's componirten Opern zu schreiben, die sich eines gewissen Erfolgs rühmen dürfen. Indem wir sie als einen Rückschritt gegen das Wagner'sche Musikdrama bezeichnen, wollen wir nicht so weit gehen, jede Trennung von Componist und Dichter als unkünstlerisch zu verdammen. Es hat bisher nur der Dichter gefehlt, der seine Aufgabe wirklich poetisch angreift. Unsere heutige Conservatoriumsbildung ist viel zu einseitig, als daß die jungen Tondichter sich ihren Text selber zu schreiben vermöchten, sie sind durchaus auf die auf breiterer Basis ruhende Bildung unserer Poeten verwiesen. Diese aber haben sich nach den Erfolgen der Wagner'schen Oper längst in den Schmollwinkel zurückgezogen, glauben sich durch sie benachtheiligt und möchten am liebsten alle Hebel ansetzen, sie völlig unschädlich zu machen, während sie lieber zur Selbstbesinnung über die eigenste Aufgabe des recitirenden im Verhältniß zum musikalischen Drama gelangen sollten.

Da ist es denn wahrhaft erfreulich zu sehen, daß ein Dichter von der Bedeutung Dahn's sich der Operndichtung mit Eifer zuwendet. Vier solcher von ihm geschaffenen Dichtungen sind jüngsthin im Verlage von Breitkopf und Härtel erschienen und dürfen das lebhafteste Interesse in Anspruch nehmen. Allerdings lassen schon die Widmungen an Fontane, Lachner, Hofmann und — Wagner vermuthen, daß diesen vier Dichtungen nicht eine völlig identische und consequente Anschauung vom Wesen der Oper zu Grunde liegt, doch weist der Wegfall abgeschlossener Gesangsnummern — mit Ausnahme mancher lied- oder balladenartig gedachten Sätze — und die dramatische Eintheilung in Scenen deutlich genug darauf hin, daß Dahn den Anforderungen Wagner's große Berechtigung zuerkennt.

„Der Schmied von Gretna-Green" (Nr. 1) ist ein poetisch schon oft verwerthetes Thema und eignet sich wol am besten zu einer operettenmäßigen Behandlung; so hat auch Dahn seinen Stoff gehandhabt. Der erste Aufzug spielt in der Schmiedehalle, vorn Wohnstube, hinten die Schmiede. Gesang der Schmiedegesellen, dann Abendglocke und Feierabend. Wir erfahren, daß morgen der Jahrestag ist, an welchem dem Schmiede das Privilegium des Trauungsrechts verliehen wurde, daß seine Tochter Mary den Schmiedegesellen Robin liebt, der Schmied aber wegen alter Familienfeindschaft von dieser Heirath nichts wissen will. Plötzlich geräth der englische Grenzgraf Lord Percy in die Schmiede, man weiß nicht warum, und will sich erstechen, weil seine Geliebte, Lady Ellen Douglas, das Weib des ihm feindlichen schottischen Grenzgrafen Lord Robert Douglas werden soll. Aber der Schmied fällt ihm in den Arm und verspricht, ihm zu helfen. Da tritt Lord Douglas ebenfalls in das Haus und verlangt vom Schmiede, daß er ihn morgen mit Lady Ellen traue. Sein Hochmuth führt zum Streit zwischen seinen Mannen und den Gesellen. Schließlich gibt er dem Schmiede den Ring, der ihm Einlaß verschaffen soll in sein Schloß, und dieser verspricht, die beiden zu trauen. Percy, um den Nachstellungen des Lord Douglas zu entgehen, ist inzwischen als alte Magd und dann als Schmiedegesell verkleidet worden. Der erste Act schließt ziemlich unmotivirt, da man noch gar nicht weiß, wie denn der Schmied die Liebenden Percy und Ellen zusammenzuführen gedenkt, mit dem Gesange aller:

> Nun steigt empor nach langem Nachten
> Der Hoffnung heller Morgenstern:
> Nun ist die Stunde nicht mehr fern,
> Da treuer Liebe wird der Preis.

Sehr stimmungsvoll ist die Ballade, welche vom Ursprung des dem Schmiede verliehenen Trauungsrechts handelt:

> Der König von Schottland, die Zügel verhängt,
> Kam nachts nach Gretna-Green gesprengt.
> Er trug vor sich in dem Sattel ein Weib,
> Das war ihm viel theurer als Seel' und Leib.
> Ein Priester folgte dem flüchtigen Paar,
> Der sollte sie trauen auch ohne Altar.

Nun kommen die Verfolger und schlagen ans Thor der Schmiede:

> Und der Schmied mit dem Hammer zur Thüre sprang.
> Die Verfolger zerschlugen das eichene Thor,
> Da stand der Schmied als Riegel davor,

Und während der Priester versah sein Amt —
Abwehrte der Schmied die Feinde gesammt.
Da traf ein Geschoß den Priester, er schrie
Und brach verstummend in die Knie,
Noch ehe das Amen gesprochen war
Und ehe die Ringe gewechselt das Paar.
Und er winkte den Schmied von der Thüre herbei,
Daß dieser des Amtes Vollender sei —
Und der Schmied erschlug den letzten Feind
Und hat mit den Ringen das Paar vereint.

Der weitere Verlauf der Handlung gestaltet sich nun so, daß der Schmied den Lord Douglas nur unter der Bedingung zu trauen verspricht, daß die Feierlichkeit in der Schmiede vor sich gehe; Douglas bleibt, von den Percys belagert, in seiner Burg zurück, während er Ellen vom Schmiede in Sicherheit bringen läßt. Dieser vollzieht dann im letzten Acte die Trauung zwischen Ellen und Percy, Douglas aber wird von den Schmiedegesellen zurückgeschlagen. Endlich vereinigt eine sonderbare und unwahrscheinliche Verkleidungslist Mary mit Robin. Diese legt nämlich den sie verhüllenden Brautschleier, Ellen's Zofe hingegen Mary's Mantel und Kappe an, sodaß nun der Schmied, in der Meinung, die Zofe vor sich zu haben, die doch selbst auf der Bühne ist, Mary mit Robin traut. Wenn wir Anna, der Schwester des Schmieds, glauben dürfen, so haben die Holdchen (englische Wichtelmännchen) des Alten Geist verwirrt. Aber wir argwöhnen leider, daß diese Holdchen nur dazu da sind, um einen Fehler in der Composition zu verdecken. Sie treiben zwar allerhand Allotria und rumoren für sich auf der Bühne herum, drücken auch nach Dahn's Anweisung pantomimisch aus, daß sie dem Schmied „Aug' und Ohr verblenden" wollen, verschwinden jedoch, wie er auf der Bühne erscheint, und lassen uns nicht erfahren, wie denn diese Verblendung zu Stande kommt. Ich gebe gern zu, daß die Holdchen durch ein feines Sommernachtstraum-Orchester in einen reizenden Contrast zu der derben Schmiedemusik gebracht werden können, aber die dramaturgischen Fähigkeiten dieser Kleinen kann ich nicht hoch anrechnen: es will ihnen nicht gelingen, einer aufmerksamen Kritik „Aug' und Ohr zu verblenden". Dahn's „Schmied von Gretna-Green" ist wol eine anmuthige, aber keine bedeutende Schöpfung.

Auch über „Armin" (Nr. 2), der bereits zu öftern malen und mit großem Beifall zur Aufführung gekommen, kann ich mich kurz fassen. Er behandelt den genugsam bekannten Stoff der Schlacht im Teutoburger Walde in freier, opernhaft-wirksamer Weise. Der erste Act schildert des Helden Verstellung den Römern gegenüber, wobei nur auffällt, daß er so oft in Gegenwart derselben seinen Rachegedanken, für sich singend, Ausdruck gibt. Das „für sich Singen" ist auf der Bühne immer ein eigen Ding und kann leicht lächerlich werden. Wozu ist denn in solchen Fällen das Orchester da? Gerade dieses hat ja die Fähigkeit, das Gegentheil dessen zum Ausdruck zu bringen, was inzwischen der Sänger verlautbart, wie so manche Scene bei Wagner beweist.

In dem sehr kurzen zweiten Act wird die etwas modern-sentimental gehaltene Thusnelda von Armin aus ihres Vaters Hause entführt. Der dritte bringt die verunglückte Figur der Römerin Fulvia, die sich in den blonden Cherusker verliebt hat. Aber Armin benutzt sie nur, um ihr das Geheimniß des seinen Scharen drohenden Verderbens zu entreißen, und theilt ihr dann ziemlich herzlos mit, daß er keineswegs sie, sondern Thusnelda für das schönste Weib halte. Die Scene verwandelt sich zum germanischen Opferhain. Albrun mit Chor läßt einen schönen Gesang in Stabreimen über das Hinschwinden Baldur's ertönen, und Armin, der weiß, daß die Römer im Walde versteckt sind, verhaftet die Fürsten zum Schein, wodurch seine Treue den Römern noch besser verbürgt wird. Im letzten Acte werden die Fürsten dann wieder von Armin freigelassen, und es erfolgt die Katastrophe der Schlacht. Fulvia erspart uns ihr abermaliges Erscheinen nicht:

In des Geliebten Nähe zog es mich.
Mag er mich hassen: ich — ich lieb' ihn doch
Und haß' ihn zwischendurch (!) getheilten Herzens.

Nach Varus' Tode ersticht sie sich auch, und ein schöner Triumphgesang der Germanen beschließt das Stück. Dahn hat es leider in diesem Drama nicht immer verstanden, den altgermanischen Ton zu treffen, der ihm doch, wenn er ihn anschlägt, so markig gelingt. So mangelt seinem „Armin" die höhere Stileinheit, und die Dichtung ist wol als die schwächste von den vier vorliegenden zu bezeichnen.

Eine ganz eigenthümliche Arbeit ist hingegen die Operndichtung „Harald und Theano" (Nr. 3). Wir befinden uns zu Anfang des 4. Jahrhunderts n. Chr. in Amathus auf der Insel Cypern. Im Innern des Tempels der Aphrodite auf der Akropolis wird ein glänzendes Fest gefeiert. Die Oberpriesterin Lysania hat den römischen Statthalter mit dessen Nichte Theano und ihrer Freundin Glauke, den vornehmen Kyprer Krates und viele andere geladen. Es gilt, den Kelch der Freude bis auf die Hefe zu schlürfen:

Genuß ist Leben, Leben ist Genuß.
Pflicht, Ernst und Arbeit in den Tartarus!

Nur Theano mit ihrer Freundin wendet sich tief entrüstet von diesem Treiben hinweg; sie ist von der reinen Lehre der Christen nicht unberührt geblieben und ihre Seele schmachtet nach Erlösung. Als ihr der liebeglühende Krates nahen will, scheucht sie ihn mit der ganzen Hoheit hellenischer Plastik zurück und verläßt mit Glauke den Tempel. Die Lust steigt nun auf den höchsten Gipfel. Phalantos und Krates fordern die Herausgabe der jungen Mädchen, welche die Oberpriesterin in der Cella verschlossen hält:

Druidenweib vom Rhodanus,
Den Mistelkranz im wirren Haar,
Germanin vom Danubius,
Die Locken gelb, das Auge klar;
Astartens Kind aus Wüstensand
Und Lotosblumen vom Indusstrand,

Vom Tagus die Ibererin,
Von der Syrte die Numiderin,
Helleninnen, wie Pheidias
In Marmor nur so schön sie maß,
Den stolzen Wuchs der Römerin,
Die weich hinschmelzende Lyderin —
Sie alle hält uns und dem Glück
Der Riegel jener Thür zurück.
Heraus mit ihnen, wir weihen sie ein,
Wir wollen der Neulinge Lehrer sein!

Auf einmal tönt in den allgemeinen Jubel der fromme, weltflüchtige Kanon der Christen hinein, die am Tempel vorbeiziehen. Die Heiden stocken in plötzlicher Erstarrung. Aber schon rafft sich Lysania auf und spricht zu Phalanthos, dem römischen Statthalter:

Willst diesen Schlüssel du erwerben,
So sprich: Die Christen sollen sterben.

Phalanthos verspricht, sie dem Tode zu weihen, und nun öffnet Lysania die Thür der Cella, und die jungen Priesterinnen werden herausgezerrt:

Reißet die Schranken ein schüchterner Zucht:
Chaos der Lüste brich über uns ein!

Zuletzt hebt Phalanthos Lysania auf den Altar der Venus und reißt ihr Obergewand herunter; da ertönen „kriegerisch, markig, heldenhaft, nordisch" die Hörner der Germanen. Allgemeines Erstarren, bis der Statthalter Aufklärung gibt:

Wir sind geschlagen zu Land und zur See!
Die Legionen sind todt, die Triremen verloren,
Und die Germanen stehn vor den Thoren.

Schon dieser erste Act zeigt, wie es Dahn verstanden, die culturgeschichtlichen Momente der Handlung zu höchster Wirkung zu contrastiren. Die weichlichen Griechen, die frommen, weltflüchtigen Christen, die reckenhaften, naiven Germanen sind Gegensätze von höchster Prägnanz und in ihrem verschiedenen Charakter der Darstellungskunst der Musik vortrefflich erreichbar.

Am Anfang des zweiten Acts finden wir Theano unter den Christen in einer dunkeln Grotte, die ihnen Zuflucht beut. Diese schöne, nach Glück verlangende Seele kann die ascetischen Anforderungen der finstern Lehre noch nicht begreifen:

Es hangt mein Herz an dieser Welt,
An ihrem Reiz, an ihrer Blüte:
Wie soll des Gottes Güte,
Der schön sie schuf und schön erhält,
Verwerfen seine eigne That?
Schaun Unkraut in der eignen Saat?
Was gab er uns die Freude, wenn sie Schuld,
Und, sind sie Gift, was gab er uns die Rosen?

Josephos, der Christen Aeltester, wiederholt sein Gebot, der irdischen Liebe zu entsagen. Schon will sich Theano zu diesem entscheidenden Schritte entschließen, schon will sie Josephos dem Herrn weihen: da stürzt Krates mit seinen Scharen herein, um die Christen zum Tode zu führen. Es nutzt Theano nichts, daß sie laut bekennt, sie glaube selber an Christus. Die fromme Schar wird von den Kriegern von hinnen gezerrt, als plötzlich Harald, der kühne Gefolgsherr der siegreichen Sachsenschar, der die Noth der Christen, hinter dem Felsen versteckt, schon längere Zeit belauscht hat, mit seinen Getreuen herzukommt und die Christen sowie Theano errettet. Sehr schön läßt der Dichter die unwillkürliche Sympathie zwischen Christenthum und Germanenthum durchschimmern:

Der Tag war heiß, der Fels bot Rast,
Und ich verschlief des Mittags Last
Von Schatten bedeckt.
Da hat mich euer Sang geweckt,
Ich lauschte gern der tiefen Weise:
Daheim im Nordland haben leise
Die Buchen oft mir so gesungen
Von Baldur's Tod in Flüsterungen,
Im Sommerabendwinde
Dem traumgewiegten Kinde.

Schließlich, nachdem er des helfenden Amtes gewaltet, geht Harald, den die Gestalt Theano's bis in das innerste Herz getroffen, mit seinen Genossen und mit den Christen zu einer, Krates mit den Griechinnen zur andern Seite von dannen.

Im dritten Act finden wir die Germanen in der mittlerweile erstürmten Stadt Amathus am Tempel des Ares wieder; nur die Akropolis wird noch von Römern und Griechen behauptet. Halgast, der lustige Freund Harald's, singt ein markiges Lied von der Weltherrschaft der Germanen und liebelt nebenbei mit der neckischen Glauke, der Freundin Theano's. Die Christen ziehen, dem Dienste der Liebe gewidmet, vorüber und tragen verwundete Sachsen und Römer. Harald fragt den Aeltesten sehr erstaunt: „Ihr liebt den eigenen Feind?"

Josephos.

Mein Sohn,
Nicht Freund noch Feind kennt Gottes Thron:
Den Nächsten liebe ganz wie dich.

Halgast.

Ich liebe Harald mehr als mich.

Josephos.

Doch deinen Feind?

Halgast (lachend die Streitart schwingend).

Den schlag' ich todt!

Es wird Nacht. Harald legt sich schlafen. Da steigt von der Burg Theano hernieder. Ihr Oheim hat ihr gerathen, um den verderblichen Kampf zu enden, sich selbst dem Sachsenführer als Weib anzubieten. Sie überwindet die weibliche Scham und bietet ihm in der That ihre Hand. Es folgt eine sehr poesievolle Liebesscene. Aber Harald soll nach Phalanthos' Ladung am morgenden Tage ohne Waffen in der Burg erscheinen. Das will ihm Halgast, der Unheil wittert, verwehren. Als es ihm nicht gelingt, überredet er Glauke, ihn heimlicherweise ebenfalls in die Burg zu lassen, und beschließt, seine Sachsen im Fall des Verraths bereit zu halten.

Der Schlußact beweist, daß Halgast's Argwohn nur zu berechtigt war. Man will den harmlosen Harald, anstatt

ihn mit Theano zu vermählen, vergiften. Aber der treue, mit schwärmerischer Liebe an ihr hangende Sklave Alra, ein indischer Königssohn, der den Anschlag bemerkt hat, trinkt todessehnsüchtig statt Harald's den Kelch, und die zum Schlusse hereinbrechenden Sachsen entscheiden den Kampf zu ihren Gunsten. Das hochinteressante bedeutende Werk schließt mit den brillanten Versen:

Wir tragen mit uns in des Eichwalds Nacht
Der hellenischen Schöne leuchtende Pracht,
Denn bei uns ist der Muth und das Schwert und die Macht.
Es rauscht uns der Sieg in den flatternden Fahnen,
Zu weiterm Wagen uns brausend zu mahnen;
Denn die Herrschaft der Erde gehört den Germanen.

Man kann bedauern, daß die buddhistische Weltanschauung in dem ziemlich matt wirkenden Alra keine nachdrucksvollere Vertretung gefunden hat; aber man wird auch hier des Dichters Erfindungskraft, die sich fast stets in Contrasten, und zwar in solchen von musikalischer Wirkung, bewegt, anerkennen müssen.

Ich habe mir das Beste bis zuletzt aufgespart: es ist die Tondichtung „Der Fremdling" (Nr. 4). Hier haben wir einen mythischen Hintergrund, aber einen rein menschlichen Inhalt. Es ist wieder einmal das ewige Thema von Frühling und Liebe, aber in neuer, herzbewegender Fassung. Hier haben wir die Großartigkeit und Einfachheit des Vorwurfs und der Entwickelung, welche nach meiner Ansicht das Haupterforderniß ist zu einer ihre höchste Bestimmung erreichenden Operndichtung. Gott Baldur hegt heilige Liebe zu einer Sterblichen, zu dem lieblichen Königskind Nanna von Gautland. Die Götter wollen ihn zwingen, ein ewiges Gemahl aus den Geschlechtern der Asen und Alben zu wählen; Loki vor allem zürnt, daß er nicht um seine Schwester gefreit hat. Aber Baldur gesteht frei und offen vor allen Göttern seine Liebe zu einem Menschenkinde. Loki weigert dem niedrigen Weibe die Aufnahme in Walhall; da geht Baldur mit ihm eine Wette ein und setzt sein eigenes Haupt zum Pfande, daß Nanna ihm trotz allen Versuchungen treu bleiben werde, und großartig beschließt Odhin das durchaus in Stabreimen geschriebene Vorspiel mit den Worten:

Ob endlich uns allen einst
Nahet die Nacht —
Noch nachtet es nicht.
Solange Liebe lebt wie in Baldur's Brust,
Solang' Treue vertraut wie im herrlichen Herzen
Des Königskindes, das er erkor,
Solang' lebt auch der Götter Geschlecht
Und der muthigen Menschen.
Liegt einst Liebe verlodert und Treue in Trümmern —
Dann dämmert das dunkle Verderben
Dumpf und drohend
Ueber Asgard auf und die Erde.
Doch noch lebt lautere Liebe.
Drum ließ ich den Liebling
Wagend gewähren:
Denn Weibes Werth er wird sich erwahren!

Eine Vertiefung der Vorstellung der Götterdämmerung in ethischem Sinne, wie sie wol schöner kaum erdacht werden kann. Die Handlung erweist nun, daß Odhin richtig geahnt hat. Trotz aller Bedrängnisse — sie soll unter andern dem tapfern, mannhaft edeln Hako die Hand reichen — bleibt Nanna ihrem Fremdlinge, der sich ihr nicht zu erkennen gibt, von dem sie nicht weiß, wie „sein Nam' und Art", noch „woher er kam der Fahrt", liebend getreu. Die Trotzige wird in dem Tempel Baldur's eingekerkert, weil sie frei vor allem Volk ihre Liebe bekannt hat. Ihre Sehnsucht ruft den Fremdling herbei, der die Mauern und ihre Ketten bricht; aber Hako belauscht das Gespräch der beiden, und nun soll Nanna, weil sie den Tempel Gott Baldur's entweihte, lebendig begraben werden. Die Todtengräber singen folgendes Lied:

Bein zu Stein,
Stein zu Bein,
Fleisch zu Staub und Erde!
Lebensnoth
Stillt der Tod,
Grab, du Ruhhaus: werde!
Starker Arm,
Herzblut warm,
Liebliche Geberde,
Goldnes Haar,
Augen klar:
Alles schlingt die Erde!

Aber wie Nanna der Welt Ade gesagt hat und ins Grab springt, steht plötzlich Baldur im Grabe neben ihr da, und bei dem plötzlichen Naß des Frühlingsgottes verjüngt sich ringsum die Natur —

Ha, welch ein Rauschen in den Lüften,
Es blitzt, es donnert, braust und weht,
Ein süßer Hauch von Veilchendüften
Berauschend durch die Wipfel geht.
Hie Sonnenschein, dort Regenbogen,
Ein Schwalbenflug — er zwitschert hell,
Der Rasen grünt, die Büsche knospen
Und aus dem Eise bricht der Quell.
Die Erde bebt, und aus dem Grabe,
Umstrahlt von lichtem Götterkranz,
Der Fremdling steigt, in Asgardschöne
Und um den Helm den Veilchenkranz.

Welch hochpoetische Situation, und was kann die Musik daraus machen! Mit dem Empfange von Baldur und Nanna in Walhall, das in den Lüften hellschimmernd sichtbar wird, schließt diese Dichtung, die ich nicht anstehe als das Bedeutendste zu bezeichnen, was seit Wagner's „Ring des Nibelungen" auf diesem Gebiete geleistet worden ist.

Möchte nun ein gutes Geschick es wollen, daß diejenigen von diesen vier Dichtungen, welche noch uncomponirt sind, besonders als die bei weitem bedeutendern „Harald und Theano" sowie der herrliche „Fremdling", congeniale Tondichter fänden, welche die reiche Gelegenheit zu musikalischer Prachtentfaltung und tiefstem Empfindungsleben, die Dahn ihnen bietet, zu nutzen verstehen.

Wilhelm Henzen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von Karl Goedeke's „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen" (Dresden, Ehlermann) liegt das sechste Heft des dritten Bandes, nach der Ankündigung der Verlagsbuchhandlung das vorletzte des ganzen Werks, vor. Es ist bekannt, mit welchem ausnehmenden Fleiße dieser Grundriß gearbeitet, wie er fast erschöpfend zu nennen ist in Bezug auf die dii minorum und minimarum gentium der Literatur, somit über die Grenze hinaus, wo die Nationalliteratur aufhört und die Bibliographie anfängt, noch genaue Daten bietet; doch auch die Urtheile über hervorragende Dichter sind wohlbegründet, und das Verzeichniß ihrer Werke ist durchaus vollständig. So erscheint Hoffmann von Fallersleben, der treffend charakterisirt wird, mit einem Gefolge von 187 Schriften; Karl Simrock's Werke füllen 93 Nummern, und auch von einem Belletristen wie Ludwig Rellstab werden 35 Schriften aufgeführt. Die Anordnung nach Landschaften befolgend, bespricht Goedeke in diesem Heft die Autoren des nordwestlichen Deutschland, Nordalbingiens, des nordöstlichen Deutschland, Schlesiens und des Auslandes.

— Die neue Ausgabe des „Supplementum bibliographiae Danteae ab anno 1865 inchoatae" von Julius Petzholdt (Dresden, Schönfeld), einer verdienstvollen Arbeit, welche, den Dante-Forschern ein unentbehrliches Hülfsmittel, allen Freunden Dante'scher Literatur ein willkommener Wegweiser ist, enthält einen Nachweis alles dessen, was in den Jahren 1865—79 in allen Sprachen, selbständig oder in Zeitschriften, von und über Dante in Wort und Bild erschienen ist. Großer Fleiß liegt dieser Arbeit zu Grunde.

— Die historisch-genealogische Untersuchung von Oswald Korwin Szymanowsky: „Die Poniatowsky" (Genf, Th. Müller), ist aus eingehenden Fachstudien hervorgegangen und mit dem wohlthuenden Hauch persönlichen Interesses geschrieben, gewiß geeignet, Historikern und verwandten Adelsgeschlechtern Beifall abzugewinnen.

Ausländische Literatur.

„Unconscious Memory: a comparison between the Theory of Dr. Ewald Hering, Professor of Physiology at the University of Prague, and the «Philosophy of the Unconscious» of Dr. Edward von Hartmann; with Translations from these Authors, and Preliminary Chapters bearing on «Life and Habit», «Evolution, Old and New», and Mr. Charles Darwin's Edition of Dr. Krause's «Erasmus Darwin». By Samuel Butler, Author of «Erewhon» &c." (Op. 5, London, Bogue). Welch ein wortreicher Titel mit den vorangehenden, eine halbe Seite füllenden zwei Mottos! Man denke, wie ein Componist beziffert der Verfasser sogar seine Werke mit Op. 1—5! Auch eine Widmung fehlt nicht. Mit Behagen und chronologischer Genauigkeit, als ob es sich um die wichtigsten weltgeschichtlichen Ereignisse handle, erzählt uns Butler die Geschichte seiner Werke, wann er damit anfing, wann der Druck beendet war u. s. w.; man glaubt ein Buch vor sich zu haben, und siehe da! es ist nichts als ein Tagebuch des Verfassers. Es folgen dann Excerpte, Uebersetzungen aus den Schriften anderer, wie man aus dem Titel ersehen kann, woran sich einige polemische oder zustimmende Bemerkungen des Herausgebers — Verfasser kann man ihn nicht nennen — knüpfen, das Ganze splendid gedruckt und nach englischer Art ausgestattet, und so ist dem Sammelsurium der Anschein eines Buchs gegeben, ohne daß es in Wahrheit ein solches ist. Was den Inhalt selbst betrifft, so enthält das Werk Angriffe auf eine so allgemein anerkannte Autorität, wie Charles Darwin ist. Hering's Vortrag ist die Ehre widerfahren, von Butler übersetzt zu werden, weil sich eine mit der seinigen zusammentreffende Theorie darin findet, daß nämlich die Evolution auf unbewußtem Gedächtniß beruhe; darauf folgt ein Kapitel aus Hartmann's „Philosophie des Unbewußten", den Instinct behandelnd, und 70 Seiten des Buchs einnehmend, nur in der Absicht, um die Unhaltbarkeit dieser Theorie darzuthun. Andere würden dazu auf Eduard von Hartmann's Werk verwiesen haben; Butler reproducirt das ganze Kapitel in Uebersetzung. Der Vorwurf, den er Darwin macht, ist der, die Lehre von dem Ursprung der Gattungen durch Zuchtwahl als seine eigene Entdeckung ausgegeben zu haben, während sein Großvater Erasmus Darwin (1731—1802) und nach ihm Buffon und Lamarck sie bereits anticipirt hätten. Das ist der alte, von Schopenhauer ein für allemal, wie man glauben sollte, abgethane Streit um die Prioritätsfrage in der Wissenschaft. Merkwürdigerweise aber wird gerade dieser letztere Philosoph, dem ja Eduard von Hartmann sowol wie Butler selbst das Attribut des „Unbewußten" entlehnt haben, in dem Buche nirgends erwähnt, trotzdem auch er so manches Streiflicht auf die Instinctfrage fallen läßt. Indessen erklärt sich dieses Ignoriren des eigentlichen Vorgängers beider leicht aus der von Butler eingestandenen mangelhaften Kenntniß des Deutschen. Hat er sich doch erst durch Krause's „Erasmus Darwin" veranlaßt gefunden, sich ein wenig mit der deutschen Sprache zu befassen (to look a little into the German language, wie er es so herablassend ausdrückt)! Seine Uebertragungen, die er sich allerdings von einem lange in England wohnenden Deutschen hat durchsehen lassen, sind übrigens tadellos, so weit wir sie mit dem Urtext zu vergleichen Gelegenheit gehabt. Zum Schluß sei noch erwähnt, daß auch Butler seinen Briefwechsel mit Darwin zum besten gibt, was freilich insofern ein Vortheil für sein Buch ist, als Darwin's Antwort auf seinen Brief (er ist vom 3. Januar 1880 datirt), wenn auch von unbedeutendem Inhalt, leicht das Werthvollste im Buche und dasjenige sein dürfte, was ihm Lebensfähigkeit verleihen kann, da man einst vielleicht es hervorsucht, um auch diesen Brief andern von des berühmten Mannes Hand mit anzureihen. Im übrigen kann man von einem solchen Sammelsurium nur sagen: difficile est satiram non scribere.

— „German Life and Literature in a Series of Biographical Studies by Alexander Hay Japp" (London, Marshall, Japp u. Comp.). Dieser umfangreiche Band, aus einer Sammlung von Abhandlungen bestehend, die früher in einigen der gelesensten englischen Vierteljahrsschriften erschienen sind, ist die Frucht ernster und eingehender Studien eines Mannes, der nach wirklicher Kenntniß seines Gegenstandes strebt und sich mit demselben nach allen Richtungen hin vertraut gemacht hat. Der Verfasser kennt aber nicht blos die Schriftsteller selbst, die er behandelt, und deren Werke, sondern auch die einschlägige Literatur bis auf die jüngsten Tage herab. Auffällig ist jedoch gleich beim ersten Durchblättern — eine Inhaltsangabe, obschon dieser Mangel bei einem englischen Buche sehr selten ist, fehlt — eine große Lücke: die Auslassung Schiller's nämlich. Auch ist nirgends ein Grund für diese bemerkenswerthe Auslassung angegeben. Nur aus dem Register ersieht man, daß seiner gelegentlich gedacht wird. Die Reihe der behandelten Classiker und Romantiker umfaßt: Lessing, Winckelmann, Mendelssohn, Herder, Goethe, Tieck und Novalis, woran sich ein sehr interessantes Kapitel über das romantische Element in der deutschen Literatur, und ein allerdings etwas schwaches und nur

bis auf Hegel herabgehendes über deutsche Philosophie und politisches Leben schließt. Im Anhang sind außerdem noch Dach, Hamann, Scheffler und Friedrich von Logau kurz behandelt. Im ganzen läßt sich wol sagen, daß der Verfasser, trotz seiner nicht immer sattelfesten Kenntniß des Deutschen, den vorgenannten Classikern und Romantikern, mit Ausnahme von Goethe, gerecht geworden ist. Nicht als ob er diesen Letztgenannten etwa oberflächlich behandelt hätte, wenngleich es freilich nicht möglich war, in einer Studie oder Abhandlung einen so vielseitigen und bändereichen Schriftsteller von allen Seiten zu betrachten; wol aber hat der Verfasser gerade den größten deutschen Dichter von einem falschen Gesichtspunkte aus, dem sittlichen nämlich, beurtheilt und diesen dem Künstler gegenüber falschen Maßstab an ihn angelegt. Der Tadel ist zwar nicht neu: wir kennen ihn bereits von Menzel, Tieck, Gutzkow und Börne her; so stark aber wie hier ist Goethe wol noch nie verurtheilt worden. Carlyle's Ansicht stracks zuwider, sagt Japp geradezu, die deutsche Nation habe keinen Grund, auf ihn stolz zu sein! Er sei beschränkt (!), engherzig (!), von unkeuschem Geiste, es habe ihm an natürlichem Zartgefühl gefehlt, er sei ein Heide und Egoist gewesen, habe den Interessen des Vaterlandes fern gestanden u. s. w. Japp hat dieses Urtheil jedoch nicht etwa jenen deutschen Schriftstellern entlehnt, sondern es sich selbst aus dem Studium der Goethe'schen Schriften gebildet und belegt es durch Auszüge aus denselben. Ueberhaupt ist er überall selbständig in seinen Urtheilen, wenngleich er sie durch Anführung fremder unterstützt. Wie von Carlyle weicht er auch in vielen Punkten von Lewes, dem Goethe-Biographen, ab. Als Beweis seiner Gerechtigkeitsliebe darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß er in einer „Nachschrift" zu seinem von 1878 datirten „Vorwort", als durch die seitdem erschienenen „Studies in German Literature" von Bayard Taylor besser belehrt, sein im Werke selbst ausgesprochenes ungünstiges Urtheil über das Verhältniß Goethe's zu Christiane Vulpius zurücknimmt oder doch wesentlich modificirt. Die übrigen Größen der deutschen Literatur sind mit Liebe und Verehrung behandelt, und manche neue Gesichtspunkte werden auch deutschen Lesern Anregung und Belehrung bieten. Aus diesem Grunde mag ihnen das Werk empfohlen sein. Ein zweiter Band, bis auf Heine, ist übrigens in Aussicht gestellt.

— Aus den letzten uns vorliegenden Bänden der Tauchnitz-Edition, welche unter anderm den sehr gut geschriebenen Roman „Lord Brackenbury" von Amelie B. Edwards, „Pipistrello" von der nun einmal bei einem großen Theil des Publikums beliebten Ouida, die wohlthuende Biographie der Krankenpflegerin „Sister Dora" von Margaret Lonsdale umfassen, heben wir besonders „The Mudfog Papers" von Charles Dickens und „Endymion" von Lord Beaconsfield hervor. Ersteres ist eine Reihe von Skizzen, welche der berühmte Romanschreiber zur Zeit, als er „Bentley's Miscellany" redigirte, also in den dreißiger Jahren, in dieser Monatsschrift veröffentlichte und die man unsers Erachtens unnöthigerweise von neuem zum Abdruck gebracht hat. Da sie aber einmal von seiner Feder herrühren und stellenweise wenigstens den Verfasser der „Pickwick Papers" erkennen lassen, so wird man sie nicht ungelesen lassen wollen. Ueber „Endymion" haben wir bereits bei der vorläufigen Ankündigung der deutschen Uebersetzung kurz berichtet.

Bibliographie.

Aus dem Nachlasse des Grafen Prokesch-Osten, k. k. österreichischer Botschafter und Feldzeugmeister. Briefwechsel mit Herrn von Gentz und Fürsten Metternich. 2 Bde. Wien, Gerold's Sohn. 8. 16 M.

Babsch, F., Die alten Germanen in der Universalgeschichte und ihre Eigenart. Wien, Holder. 1880. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Bachofen, J. J., Antiquarische Briefe vornehmlich zur Kenntniss der ältesten Verwandtschaftsbegriffe. Strassburg, Trübner. 1880. Gr. 8. 6 M.

Ballestrem, Eufemia Gräfin, Im Glanze der Krone. Biographische Skizzen regierender Fürstinnen aller Zeiten und Länder. Illustration der Porträts von Fanny von Bülow. 1ste Lfg. Berlin, A. Duncker. Fol. 14 M.

Baltzer, F., Trutznachtigall. Lieder aus der Heimath. Chemnitz, Friese. 8. 3 M.

Bastian, A., Die heilige Sage der Polynesier. Kosmogonie und Theogonie. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Baumbach, R., Frau Holde. Gedicht. Leipzig, Liebeskind. 1880. 16. 2 M.

Bergen, H. v., Geistliches und Weltliches. Gedichte. Leipzig, Böhme. 12. 2 M.

Bleichrodt, R., Hermannfried, der letzte König der Thüringer. Eine Tragödie. Berlin, Haack. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Born, G. F., Johann Sobieski, der große Polenkönig und Befreier Wiens, oder das blinde Sklavenmädchen von Schiras. Historischer Volksroman. 1stes u. 2tes Heft. Prag, Bensinger. 1880. Gr. 8. à 40 Pf.

Briefwechsel zwischen Gauss und Bessel. Herausgegeben auf Veranlassung der königlich preussischen Akademie der Wissenschaften. Leipzig, Engelmann. 1880. Gr. 8. 16 M.

— — zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit. Herausgegeben von H. Grimm und G. Hinrichs. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 10 M.

Bund, L., Genrebilder der Poesie. Düsseldorf, Boß u. Comp. 1880. 4. 7 M. 50 Pf.

Burdach, K., Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide. Ein Beitrag zur Geschichte des Minnesangs. Leipzig, Hirzel. 1880. Gr. 8. 5 M.

Cassel, P., Die Juden in der Weltgeschichte. Berlin, Gerschel. 1880. Gr. 8. 60 Pf.

Cron, Clara, Maria Wernau. Erzählung für die Frauenwelt. Magdeburg, E. Baensch. 1880. 8. 4 M. 50 Pf.

Deißauer, M., Blüthen und Knospen der Humanität aus der Zeit von Reuchlin bis auf Lessing. Spiegelbilder für inhumane Herzen der Gegenwart. Zürich, Schmidt. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Dielmann, E., Lessing als Theologe. Zürich, Schmidt. 1880. Gr. 8. 30 Pf.

Düntzer, H., Schillers Leben. Mit authentischen Illustrationen: 16 Holzschnitte und 5 Beilagen. Leipzig, Fues. Gr. 8. 7 M.

Ebers, G., Der Kaiser. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Hallberger. 8. 10 M.

Ehrenhauss, M., Die neuere Philosophie und der christliche Glaube in ihrem Verhältnisse, aus den Quellen dargelegt. Wittenberg, Wunschmann. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Engelmann, E., Märchenbilder aus germanischer Vorzeit. Dichtungen. Bilder von E. Weißer. Stuttgart, Bonz u. Comp. Gr. 4. 8 M. 40 Pf.

Forstenheim, A., Die schöne Melusine. Märchen in 12 Gesängen. Stuttgart, Ness. 16. 2 M.

Freytag, G., Die Ahnen. Roman. 6te Abth.: Aus einer kleinen Stadt. Leipzig, Hirzel. 1880. 8. 6 M.

Geißler, R., Hinnerk Broderien. Wismar, Hinstorff. 1880. 12. 3 M.

Giese, Marie, Feuerproben. Novellen. (Ohm Franz. Nur keine Wittwe.) Leipzig, Schulze u. Comp. 8. 3 M. 50 Pf.

Glock, W., Reisebilder aus Berlin. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Goldscheider, J., Carl Gottfried Ritter von Leitner. Sein Leben und Wirken. Festgabe zur Feier seines vollendeten 80. Lebensjahres. Graz, Leykam-Josefsthal. 1880. 2 M. 40 Pf.

Gottschall, R. v., Das Fräulein von St. Amaranthe. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 12 M.

Hansjakob, H., In den Niederlanden. Reise-Erinnerungen. 2 Thle. Heidelberg, Weiß. 8. 7 M. 20 Pf.

Herquet, K., Cyprische Königsgestalten des Hauses Lusignan. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 5 M.

Hie Rom! hie Wittenberg! Kirchliche Zeitfragen. Gotha, Schloeßmann. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Hinterding, L., Auf rother Erde! Gedichte. Dortmund, Crüwell. 12. 1 M. 25 Pf.

Hopfen, H., Mein Onkel Don Juan. Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert. 2 Bde. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 9 M.

Hoppensack, L. A., Carl Martel, der große Majordomus. Romantische Erzählung. 2 Thle. Paderborn, F. Schöningh. 1880. 8. 4 M. 50 Pf.

Iffland, A. W., und F. L. Schröder, Briefe an den Schauspieler Werdy. Herausgegeben von O. Devrient. Frankfurt a. M., Rommel. 8. 2 M. 40 Pf.

Joseph II. Poetische Festgabe des deutsch-österreichischen Lesevereins der Wiener Hochschulen. Wien, Konegen. Gr. 8. 2 M.

Kastropp, G., Heinrich von Ofterdingen. Eine Mär. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 4 M.

Knortz, K., Kapital und Arbeit in Amerika. Vortrag. Zurich, Schmidt. 1880. Gr. 8. 1 M.

Rönne, L. v., Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie. In 5 Bdn. 4te vermehrte und verbesserte Auflage. 1ste Lfg. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M.

Ueber die moderne deutsche dramatische Kunst. Von einem deutschen Schauspieler. Herausgegeben durch H. Paris. Friedland M.-St., Mangel. 1880. Gr. 8. 75 Pf.

Wachs, Erinnerungen an Vater Heubner, Doctor der Theologie, Superintendent, ersten Director des Prediger-Seminar zu Wittenberg und Consistorialrath. Wittenberg, Wunschmann. 1880. 8. 30 Pf.

Werner, W., Aus den Bauernstuben des Zschopau-Thales. Charakteristische Bilder in mittelsächsischer Mundart. Mittweida, Polytechnische Buchhandlung. 1880. 12. 50 Pf.

Wittig, G. E., Neue Entdeckungen zur Biographie des Dichters Johann Christian Günther aus Striegau in Schlesien. (1695—1723.) 1stes Hft. Striegau, Hoffmann. 1880. Gr. 8. 75 Pf.

Woermann, K., Kunst- und Natur-Skizzen aus Nord- und Süd-Europa. Ein Reise-Tagebuch. 2 Bde. Düsseldorf, Boß u. Comp. 1880. Gr. 8. 16 M.

Müller, E., Die Rheinbacher Hexe. Die Holländer in Rheinbach. Zwei historische Erzählungen. Paderborn, F. Schöningh. 8. 2 M. 50 Pf.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 2.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 5. — 3. Februar 1881.

Literarische Unterhaltungen.

Der in letzter Zeit auch diesseit des Rheins viel, ja allzu viel genannte Emile Zola hat vor einigen Monaten in einem großen wiener Blatte einen Aufsatz publicirt, in welchem er die Selbstherrlichkeit des modernen Schriftstellerthums nach der pecuniären Seite hin feierte und ein Jubellied darüber anstimmte, daß damit das Mäcenatenthum früherer Zeiten überflüssig und hinfällig geworden sei. Und ein bekanntes berliner Wochenjournal, welches sich von jeher gern zum Echo der aus Frankreich herüberdringenden Stimmen gemacht hat, nahm weiterhin von diesem Aufsatze in eingehender Weise Notiz und knüpfte daran die Behauptung, daß dessen Inhalt unter den obwaltenden Verhältnissen auch für Deutschland vollkommen richtig und zutreffend sei. Daß nun die Publication von Romanen wie „Nana" ein Geschäft ist, welches ganz wohl seinen Mann nährt, kann man ohne weiteres zugeben; die Gründe dafür dürften aber viel mehr bedauerlicher als erhebender Art und nicht gerade in den höhern Trieben der Menschennatur zu suchen sein. Aber den lucrativen Charakter einer derartigen Schriftstellerei zugegeben, dürfte es doch selbst für Frankreich immer noch eine offene Frage sein, ob eben dort alle — auch ganz anders geartete — Schriftsteller von edlerer Tendenz und anerkannter Tüchtigkeit in dem Maße von ihrer Feder zu leben vermögen, daß sie nicht blos die augenblicklichen Bedürfnisse decken, nicht blos von der Hand in den Mund leben, sondern auch so viel zurücklegen, um mit Ruhe der arbeits- und erwerbslosen Zeit des Alters entgegensehen zu können.

Mit der Beantwortung dieser Frage brauchen wir uns indeß hier in keiner Weise viele Mühe zu machen. Denn uns kümmern hier nicht die französischen, sondern die deutschen Verhältnisse, und es würde sich somit blos fragen: hat das erwähnte berliner Blatt mit seiner Behauptung recht, daß auch der deutsche Schriftsteller heute sehr wohl von seiner Feder leben könne? Jedenfalls steht diese Behauptung vorläufig in diametralem Widerspruch mit der von seiten des Verwaltungsraths der Schiller-Stiftung wiederholt abgegebenen Erklärung, daß die Stiftung schlechterdings nicht im Stande sei, allen an sie gerichteten, auch den gerechtesten und begründetsten, Ansprüchen zu genügen. In eingehender Weise setzte dies erst jüngst ein Aufsatz des bisherigen Vorsitzenden Eduard Duboc (Robert Waldmüller) in der „Gartenlaube" auseinander, und der Verfasser betonte mit großer Entschiedenheit die Nothwendigkeit der Erschließung neuer Hülfsquellen. Ferner hat der Deutsche Schriftstellerverband längst die Gründung einer Pensionskasse ins Auge gefaßt, und auch ein Theil des Reinertrags der jüngst in Dresden abgehaltenen Gutzkowfeier soll dieser Bestimmung zugeführt werden. Schon diese Thatsachen müssen den Unbefangenen in Betreff der oben angeführten Behauptung im höchsten Grade skeptisch stimmen. Wir glauben aber, daß die Beantwortung dieser Frage überhaupt so lange eine ungenaue bleiben muß, als man nur mit dem vagen Ausdrucke „Schriftsteller" operirt. Vielmehr wird man verschiedene Kategorien derjenigen, welche mit der Feder thätig sind, zu unterscheiden und bezüglich der einzelnen zu untersuchen haben, ob sie von dieser Thätigkeit leben können. Daß der Journalist, welcher sich in den Dienst einer bestimmten Zeitung begibt und derselben als politischer oder feuilletonistischer Mitarbeiter seine Kräfte widmet, vermöge dieser Thätigkeit ganz wohl und oft sehr bequem seinen Lebensunterhalt erwerben kann, das ist eine Thatsache, die niemand bestreiten wird. Diese ganze Klasse von Autoren muß aber hier aus dem Spiel bleiben. Denn wenn jemand von dem herrlichen pecuniären Lose der modernen deutschen „Schriftsteller" spricht, so kann er unmöglich diejenigen meinen, die blos für den Tagesbedarf der Zeitungen

und nur Vorübergehendes schreiben. Vielmehr handelt es sich doch in erster Linie um solche, welche Dauerndes schaffen, um die Vertreter der höhern und eigentlichen Literatur, d. h. also um Epiker, Lyriker und Dramatiker.

Wie steht es nun zunächst mit dem deutschen Epiker? Kann er von dem Ertrage seiner Feder leben? Wie steht es zunächst mit dem Epos in Prosa, dem Roman? In Bezug auf diese Dichtungsgattung dürfte die aufgeworfene Frage unbedingt mit Ja beantwortet werden, d. h. es darf als sicher gelten, daß Schriftsteller wie beispielsweise Freytag und Spielhagen vermöge ihrer Production Einnahmen erzielen, welche sie für Gegenwart und Zukunft vollkommen sicher stellen. Wie steht es aber mit demjenigen Epiker, der nicht, wie der Romanschriftsteller nach Schiller, blos der Halbbruder des Dichters ist, sondern der Welt ein episches Kunstwerk in dichterischen Formen bietet? Stellen wir uns als Vertreter dieser Klasse in der Gegenwart z. B. Hamerling und Wolff vor, und denken wir uns die betreffende Frage an sie gerichtet, so glaube ich nicht, daß sie dieselbe mit Ja beantworten würden. Hätte Wolff nicht Vermögen und wäre Hamerling nicht anderweit sichergestellt, so würden sie von dem Ertrage ihrer Epen trotz der verschiedenen Auflagen aller Wahrscheinlichkeit nach nur ein wenig beneidenswerthes Dasein fristen können. Denn die Auflagen derartiger Werke sind in Deutschland nicht so hoch und die vom Verleger meistens erzielten Einnahmen nicht so bedeutend, daß das zu gewährende Honorar als Basis einer menschen- und dichterwürdigen Existenz dienen könnte.

Beim Lyriker werden wir uns nicht lange aufzuhalten haben. Denn es würde auf den verschiedensten Seiten vermuthlich nur ein Hohngelächter erwecken, wenn jemand allen Ernstes die Frage aufwerfen wollte, ob der Lyriker heutzutage von seinen Versen leben könne? Diese Frage ist a priori zu verneinen, sicherlich sogar bei dem am meisten gekauften unter den gegenwärtigen Lyrikern, bei Emanuel Geibel. Und doch gehört auch der Lyriker gewissermaßen zu den Schriftstellern, ja die lyrische Begabung ist der Grundbaß aller dichterischen Begabung überhaupt, und es gibt sogar einseitige Leute wie Rückert und Goethe, welche in der Lyrik den Höhepunkt aller Poesie sehen.

Hält man aber diese letztere Ansicht für falsch und sieht nach wie vor im Drama die eigentlich höchste Leistung der Poesie, nun, so winkt dem Dichter auf diesen höchsten Höhen des Parnasses vielleicht ein Lohn, welcher ihn auch äußerlich glänzend stellt und über niedere Erdensorgen emporhebt? Wenn man sich die von Moser, Rosen, Lindau u. a. bezogenen Tantièmen vergegenwärtigt, so könnte man versucht sein, es zu glauben. Wandeln diese Autoren aber auf den Höhen des Parnasses? Das werden sie sich selbst in den kühnsten Momenten nicht einreden. Sie dienen nur dem Alltagsbedürfniß der Bühnen; ihre Stücke kommen und gehen mit dem Tage, vielleicht nach zehn Jahren schon kräht kein Hahn mehr danach, ja im Vergleich mit manchem dieser modernen Bühnenschriftsteller wird man den jetzt so sehr in den Hintergrund gedrängten Benedix als einen wahrhaften Dichter ansehen dürfen. Da aber diese Autoren heutzutage die Bühne beherrschen, so ist das Schicksal der höhern Dramatik damit schon gekennzeichnet. Nur das Alltäglichste auf dramatischem Gebiete bringt pecuniären Lohn, dagegen sind alle der Literatur angehörigen dramatischen Productionen höherer Art die Stiefkinder der Zeit und der Bühnen, und ein dramatischer Dichter im eigentlichen und höhern Sinne, der sich in den Kopf setzte, von den ihm etwa zufallenden Tantièmen leben zu wollen, müßte ohne weiteres für das Tollhaus reif erklärt werden.

Wir haben also bisher gesehen, daß diejenigen, welche allein als Schriftsteller im höhern Sinne gelten können, vielleicht mit einziger Ausnahme der Epiker, von den Erträgnissen ihrer Feder nicht leben können, und daß die in Rede stehende Behauptung mit nichts bewiesen ist. Wie nun, wenn die Vertreter der eigentlichen und höhern Poesie nicht zufällig Vermögen haben? Man sagt: auch ihnen bleibt ja das Feuilleton und die Journalistik als Nebenerwerbszweig, und es ist richtig, daß eine nicht geringe Anzahl respectabler Schriftsteller auf diesem Wege ihre Lage zu verbessern trachtet. Wenn es ihnen aber auch gelingt, anständig durchzukommen, so hat ihnen der Journalist durchgeholfen, nicht der Dichter; die Zeit und Kraft aber, die der Journalist hierzu gebraucht hat, ist dem Dichter verloren gegangen, und vom Gesichtspunkte des Gedeihens der Poesie angesehen, kann es nur als ein Unglück betrachtet werden, wenn große Talente genöthigt sind, auf diese Weise Zeit und Kraft zu vergeuden. Die Poesie ist eine souveräne Herrin, die einen ganzen Menschen verlangt, und nur wer ihr zeitlebens ganz und mit allen Kräften dienen kann, nur der wird etwas Epochemachendes zu leisten vermögen. Und deshalb hat schon vor längerer Zeit der Herausgeber d. Bl. gesagt, daß die Schiller-Stiftung so lange nicht ihren eigentlichen Zweck erfüllt, als es ihr unmöglich ist, bedeutenden, aber vom Leben geknechteten Talenten eine relative Unabhängigkeit zu verschaffen. Wenn sich nun aber statt ihrer ein Fürst herbeiließe, hier helfend und rettend einzugreifen, welchen Sinn hat es dann, mit scheelen Seitenblicken von demüthigendem Mäcenatenthume zu reden? Als Robert Hamerling vom österreichischen Kaiser das Doppelte der ihm eigentlich gebührenden Pension erhielt und obendrein noch von anderer Seite mit einer großartigen Schenkung bedacht wurde, da schrieb er einem Freunde: „Ich bin frei; was ich dabei fühle, kann ich nicht sagen." Und wir glauben nicht, daß er die Mehrzahl seiner seitdem erschienenen Werke hätte schreiben können, wenn er verpflichtet gewesen wäre, jahrein jahraus am triester Gymnasium wöchentlich 24 Lehrstunden zu geben. Und hat er sich irgendwelchen „Demüthigungen" unterziehen müssen? Wir wissen nicht von der mindesten. Wenn in frühern Zeiten Poeten ihren Mäcenen gegenüber sich zu übertriebenen Schmeicheleien

verpflichtet fühlten, so kann davon heute keine Rede mehr sein. Denn kein gebildeter Beschützer eines Talents verlangt so etwas. Oder hat man dergleichen etwa gehört vom wahrhaft königlichen Beschützer der deutschen Poesie, dem edeln Max II. von Baiern? Auf vollkommen gleichem Fuß hat er mit seinen Dichtern verkehrt, und wenn er Geibel, Lingg und andern Jahrgehalte gegeben hat, so hat er es erst dadurch diesen großen Talenten ermöglicht, dasjenige zu leisten, was sie in abhängiger Stellung nicht zu leisten vermocht hätten. Und wenn ein Fürst heutzutage in gleicher Weise verführe, so würde er damit nur ein gutes Werk thun. Denn ein Dichter, der, durch eine Sinecure selbständig gemacht, der Welt große Dichtungen beschert, nützt derselben tausendmal mehr als ein trockener, wenn auch noch so tüchtiger Gelehrter mit dreifacher Besoldung. Und wenn seit der münchener Schule so wenig wahrhaft Kunstvollendetes in Deutschland erschienen ist, so ist der Grund vielfach kein anderer, als daß die Poesie sich augenblicklich keiner Mäcene zu erfreuen hat, und daß den neuen Talenten Muße und Stimmung zu ruhigem Schaffen fehlt. Man höre also auf, dem deutschen Volke vorzupredigen, daß seine Dichter vortrefflich leben können. Es hat sich derselben immer wenig genug angenommen; durch derartige Redensarten aber wird es erst recht in seiner Indolenz bestärkt.

Erwin Mansbach.

Julius Mosen.

I.

Julius Mosen's sämmtliche Werke. Neue vermehrte und durch eine Biographie des Dichters von dem Sohne desselben bereicherte Auflage. Sechs Bände. Mit Mosen's Porträt. Leipzig, Friedrich. 1880. 8. 12 M.

Wenn heutzutage, wo außer dem Roman eigentlich nur die verfeinerte Posse beliebt ist, die Werke eines von höhern und echt künstlerischen Tendenzen beseelten Dichters eine Gesammtausgabe erleben, so ist das als eine ganz besondere Seltenheit und als ein großer Glücksfall anzusehen. Und wenn diese Gesammtausgabe in verhältnißmäßig kurzer Zeit obendrein noch eine zweite Auflage erlebt, so könnte man geneigt sein, dieses Ereigniß als ein halbes Wunder hinzustellen.

Bei Julius Mosen ist dieses Wunder Thatsache geworden. Gegen Mitte der sechziger Jahre hatte der edle, von unheilbarem Siechthum heimgesuchte Poet die große Freude, den letzten Wunsch seines Lebens in Gestalt der ersten erscheinenden Gesammtausgabe in Erfüllung gehen zu sehen, und diese Gesammtausgabe hat sich im Verlauf der folgenden Jahre so viel Freunde erworben, daß zu einem Neudruck geschritten und eine vermehrte und durch eine Biographie bereicherte Auflage hergestellt werden konnte.

Sehr anzuerkennen ist, daß der Verleger für die sechs umfangreichen Bände einen außerordentlich billigen Preis angesetzt hat, und es dürfte dieser Umstand zur Verbreitung von Mosen's Schöpfungen nicht wenig beitragen. Denn es ist ja leider eine Thatsache, daß diejenigen Leute in Deutschland, welche sich noch am ehesten und meisten für Poesie höherer Art interessiren, zum großen Theile nicht die Mittel haben, um kostspielige Ausgaben zu bezahlen, und erst wenn die Buchhändler in gründlicher Erkenntniß dieser Sachlage für epische, lyrische und dramatische Werke möglichst niedrige Preise ansetzen werden, dürfen sie darauf hoffen, der Poesie wieder in breitern Schichten des Volks Eingang zu verschaffen. Trotz des billigen Preises aber ist die neue Ausgabe von Mosen's Werken äußerlich eine sehr stattliche. Format, Papier und Lettern präsentiren sich sehr angenehm. Hingegen kann man das dem sechsten Bande vorausgeschickte Druckfehlerverzeichniß allerdings nicht ohne Lächeln ansehen. Hier sind für alle sechs Bände fünf Druckfehler verzeichnet. Ich habe aber allein im „Congreß von Verona" (vierter Band) mir sechsundvierzig angestrichen, und wenn in den übrigen Bänden, wo ich mir diese Mühe nicht gemacht habe, das Verhältniß sehr wahrscheinlich ein ähnliches ist, so geht daraus hervor, daß es die Correctur an der für eine Gesammtausgabe doppelt nothwendigen Sorgfalt allzu sehr hat fehlen lassen; und da sich auch manches findet, was auf falscher Lesung des Manuscripts zu beruhen scheint, so wäre für eine hoffentlich demnächst erscheinende dritte Auflage vor allen Dingen eine genaue Revision und kritische Durcharbeitung des Textes zu wünschen.

Was die Anordnung der einzelnen Dichtungen innerhalb der Gesammtausgabe betrifft, so haben die Herausgeber — mit Ausnahme der Lyrik, die ganz ans Ende gesetzt ist — die Entstehungszeit als ausschlaggebendes Princip walten lassen. Ueber die Berechtigung und Angemessenheit dieses Princips wird sich streiten lassen, und es kann immerhin fraglich sein, ob die Gruppirung und Zusammenstellung der einzelnen Stücke nach den Kategorien des Epischen, Lyrischen und Dramatischen nicht vorzuziehen gewesen wäre. Jedenfalls soll für unsere Besprechung der letztere Gesichtspunkt der maßgebende sein; wir werden der Ausgabe nicht Band für Band folgen, sondern aus den verschiedenen Bänden das nach den obigen Kategorien Zusammengehörige herausnehmen und in Gruppen vereinigen.

Und wenn wir da nun dem epischen Elemente den

Vortritt lassen, so haben wir als in dieses Gebiet gehörig zunächst zu erwähnen die den Werken vorausgeschickte Selbstbiographie, die leider Fragment geblieben ist. Der Dichter hat sie dictirt 1848, als er schon seiner Krankheit verfallen war. Sie ist offenbar hervorgegangen aus dem durch seinen traurigen Zustand bedingten Bedürfniß, in der Erinnerung an die glücklichen Tage der Jugend denselben soweit als möglich zu vergessen. Ueber die Zeiten der Jugend gehen diese Erinnerungen denn auch nicht hinaus; auf den 76 Seiten aber, die sie füllen, empfangen wir ein außerordentlich anziehendes, wahrhaft liebenswürdiges Bild von der idyllischen Knabenexistenz des Schullehrersohns von Marienei im sächsischen Vogtlande. Namentlich sind die Partien, deren Mittelpunkt der höchst originelle Großvater des Dichters ist, ungemein interessant, und wie zu bedauern ist, daß Mosen diese Erinnerungen nicht weiter fortgeführt hat, so läßt sich auch der Wunsch nicht unterdrücken, daß es recht vielen Dichtern gefallen möchte, derartige autobiographische Erinnerungen niederzuschreiben. Denn wenn das Interessanteste auf der Welt das menschliche Individuum und die genaue Erkenntniß desselben ist, so kann der Dichter, der ja ein erhöhter Mensch ist, auf dieses Interesse in ganz besonderm Maße Anspruch erheben, und jeder Einblick, den wir — auch abgesehen von den Werken — in eine Dichterexistenz und Dichterbrust zu thun gewürdigt werden, ist für den Empfänglichen stets von ungewöhnlich fesselnder und anziehender Natur. Selbstverständlich wird dabei vorausgesetzt, daß einer auch wirklich etwas erlebt hat, und wir wollen hoffen, die Nivellirungssucht und Nivellirungskraft der Zeit werde nicht schließlich noch alle Originalität in Zuständen und Charakteren aus der Welt verdrängen, sodaß auch das Genie zuguterletzt auf der großen allgemeinen Heerstraße einhertrotten muß und nichts Apartes mehr zu erleben und zu erzählen findet. Auf alle Fälle kann jeder Begabte seinem guten Genius danken, wenn dieser ihn lieber, wie Mosen, in engbegrenzten ländlichen, aber der poetischen Anregung nicht entbehrenden Zuständen als etwa innerhalb der Kasernenbauten und des verworrenen und verwirrenden Lebens einer großen Stadt aufwachsen läßt.

Wenn wir nun zu Mosen's eigentlichen dichterischen Werken epischer Art übergehen, so finden sich drei in Prosa: „Georg Venlot", „Der Congreß von Verona" und die „Bilder im Moose" und zwei in Versen: „Der Ritter Wahn" und „Ahasver".

Was zunächst die 1831 geschriebene Novelle „Georg Venlot" betrifft, so läßt sich an ihr ersehen, wie tief Jugenderinnerungen haften, und wie lange und wie entscheidend dieselben nachzuwirken im Stande sind. Denn wer zu lesen versteht, hört aus derselben als Grundbaß ziemlich genau das Märchen heraus, welches eine ältere Jugendfreundin dem Knaben in seiner Heimat erzählt hat und das uns in den „Erinnerungen" ausführlich mitgetheilt wird. Leider ist dieses märchenhafte Element für die Novelle verhängnißvoll geworden, und wie schon früher die Kritik daran Anstoß genommen und ihre Bedenken dagegen ausgesprochen hat, so können wir nach dem jetzigen Stande unserer ästhetischen Einsicht dieses Erstlingsproduct der Mosen'schen Erzählungskunst um so weniger als gelungen bezeichnen. Der Grund hierfür ist, wie gesagt, kein anderer, als daß in „Georg Venlot" eben jenes märchenhafte Element mit den Schilderungen realster Wirklichkeit in einer Weise verschmolzen ist, welche jede künstlerische Wirkung hindert und durchaus den Eindruck des Disparaten und Disharmonischen macht. Mosen, der in diesem wie in andern Werken mancherlei Invectiven gegen die Romantiker richtet, hat ihnen in solcher Zusammenschweißung des Unvereinbaren nichtsdestoweniger seinen Tribut abtragen müssen und ist von dem Vorwurfe des willkürlichen Spiels mit dem Phantastischen nicht freizusprechen. Das phantastisch-märchenhafte Element hat in der Poesie natürlich an sich seine volle Berechtigung; ja, je realistischer die Zeit wird, eine um so größere Sehnsucht erwacht in uns nach zeitweiliger Flucht in die Märchenwelt, und vielleicht erklärt es sich gerade hieraus, daß speciell in jüngster Zeit mehr als eine Märchensammlung erschienen ist und Glück gemacht hat. Aber wo auch das Märchenhafte auftritt, auf alle Fälle verlangen wir es rein und nicht durchsetzt mit den Scenen greifbarster Lebenswirklichkeit. Dadurch wird der Geist fortwährend aus einer Stimmung in die andere gezerrt. Das Ganze kann lediglich einen verschwommenen Eindruck machen, und diese Verschwommenheit wird in der Mosen'schen Novelle noch erhöht, insofern die vom Verfasser beabsichtigte Symbolik keineswegs eine deutliche und durchsichtige ist. Man merkt wol, daß es sich um eine Art Faustiade, um ein Ringen nach dem Ideal handeln soll; man muß dies aber eigentlich mehr errathen, als daß es sich deutlich erkennen ließe, der symbolische Gedanke und die reale Einkleidung decken sich nicht, und das Ganze macht schließlich einen unbefriedigenden Eindruck. Nichtsdestoweniger ist es natürlich vollkommen zu billigen, daß diese Jugendnovelle der Gesammtausgabe von Mosen's Werken einverleibt wurde. Denn eine solche hat nicht blos absolut vollendete Dichtungen zu bieten, sondern uns vor allem auch das Werden des Dichters zu veranschaulichen und demgemäß innerhalb gewisser Grenzen auch dem weniger Vollendeten, aber für den Dichter Charakteristischen eine Stelle einzuräumen.

Lediglich auf dem Boden der greifbarsten Realität (mit Ausnahme einer einzigen Stelle, wo der Deutsche Arnold der Veroneserin Francesca ein an sich poesieduftiges, aber in diesem Zusammenhange doch fremdartiges Märchen erzählt) bewegen wir uns in dem Romane „Der Congreß von Verona", und ich kann nicht leugnen, daß ich dieses Werk noch jetzt für ein Meisterwerk der Erzählungskunst, speciell für das Muster eines historischen Romans halte. Die Haupt- und Staatsaction des bekannten Congresses ist auf das glücklichste in dichterisches Leben umgesetzt, die

historischen Hauptacteure, z. B. Fürst Metternich, bleiben vollkommen im Hintergrunde oder greifen nur vorübergehend in die Handlung ein, und statt dessen stehen, dem Gesetze des historischen Romans gemäß, frei erfundene oder von der Geschichte nur sehr nebenbei genannte Personen im Mittelpunkte der Dinge; diese Personen sind sämmtlich scharf umrissen und durchweg sehr anziehend charakterisirt, die Handlung, in welche sie hineingestellt sind, ist meist außerordentlich spannend, und der fortwährende Hinblick auf den griechischen Freiheitskampf gibt dem Ganzen ein bedeutsames Relief. Auszusetzen hätte ich nur zwei Dinge. In den Schlußkapiteln — das ist das eine — erlahmt das Interesse einigermaßen, ja die ausführliche Schilderung der Erbschaftsbemühungen der Verwandten des Grafen Rankenstein fällt gegen alles Vorhergehende bedeutend ab und verstößt in ihrer theilweise an die Caricatur streifenden Possenhaftigkeit durchaus gegen die Würde des Romans. Und sodann kann unbedingt nur verstimmend wirken das wol von kaum einem Leser erwartete und vorausgesehene betrübende Ende der einen Hauptheldin des Romans, der schon oben genannten Francesca. Diese, ein bildschönes und höchst edles Mädchen, fällt schließlich der Brutalität eines russischen Fürsten anheim und stürzt sich in die Etsch; mag immerhin der russische Fürst hinterher die gebührende Strafe finden, das durch nichts verdiente und daher nicht tragische, sondern lediglich traurige Ende erscheint deshalb nicht weniger unbefriedigend; denn der Untergang eines Schurken ist keine genügende Sühne für die schuldlose Vernichtung eines bevorzugten Menschenwesens, und eine glückliche Schlußwendung im Schicksale Francesca's würde nach meiner Ansicht den Roman weit harmonischer haben ausklingen lassen.

Wenn wir auf diese Weise nicht umhin können, über den „Congreß von Verona“ auch noch jetzt ein fast unbedingtes Lob auszusprechen, so werden wir auch dem letzten in Prosa geschriebenen Erzählungswerke Mosen's, seinen „Bildern im Moose“, die gebührende Anerkennung nicht versagen. In manchen Literaturbüchern wird das Werk als verfehlt bezeichnet, ich selbst aber muß gestehen, daß ich jetzt bei erneuter Lektüre ganz denselben freundlichen Eindruck von ihm empfangen habe wie bei der ersten Bekanntschaft vor etwa zwanzig Jahren. Die locale Scenerie für dieses Buch bildet die Stadt Dresden, nämlich das bekannte Belvedere der Brühl'schen Terrasse. Hier versammelt sich jeden Sonnabend ein Kreis von Freunden, und nach der Tradition des „Decameron“ besteht nun der Inhalt des Buchs aus einer Reihe von Novellen und Novelletten aus eigenem und fremdem Leben, welche sich jene Freunde bei Gelegenheit dieser Zusammenkünfte untereinander erzählen. Die Erzählungen selbst sind weniger realistisch als der „Congreß von Verona“; vielmehr ist auch hier die Neigung zum Phantastischen und zum dämmerhaften Clair-Obscur unverkennbar, aber der Verfasser vermeidet hier durchaus den bei der Novelle „Georg Venlot“ getadelten Fehler; das Reale trägt hier nur mitunter den Anhauch des Phantastischen, ein schreiender Gegensatz zwischen beiden besteht nicht, und eben jenes Clair-Obscur wird vom Verfasser zum Theil höchst kunstvoll im Interesse echt poetischer Wirkungen verwandt. Ein zauberhafter Duft liegt über manchen der Geschichten ausgebreitet, und ich kann dieselben durchaus nicht im schlechten Sinne romantisch oder gar veraltet finden. Veraltet sind höchstens die Zwischengespräche, welche die einzelnen Erzählungen verbinden. Denn deren Inhalt ist meist den damaligen Zeitfragen entlehnt und für uns allerdings längst überwunden. Indeß diese kleine Unbequemlichkeit kann man immerhin mit in den Kauf nehmen, und zudem liest man über diese kurzen Zwischengespräche ja meist schnell genug hinweg.

Populärer und mehr genannt als Mosen's epische Prosadichtungen sind seine beiden Epen in Versen, die nicht blos dem eigentlichen Literaturkenner sofort einfallen, wenn Mosen's Name genannt wird, sein „Ritter Wahn“ und „Ahasver“, und es läßt sich nicht leugnen, daß in diesen in der That zwei dichterische Hauptleistungen Mosen's zu sehen sind. Was zunächst die Form angeht, so hat er sich für diese Epen bekanntlich ein eigenthümliches Versmaß gebildet, welches als eine Variante der Terzinenstrophe gelten kann. Während nämlich bei der Terzinenform der Binnenreim der vorhergehenden Strophe jedesmal die Außenreime für die nächstfolgende Strophe abgibt, läßt Mosen die mittlere Zeile überhaupt ohne Reim und beschränkt sich darauf, blos die Außenzeilen reimen zu lassen. Es ist darin aber keineswegs ein stillschweigendes Bekenntniß dichterischer Schwäche in Betreff der Technik zu sehen; vielmehr hätte Mosen, wenn er gewollt hätte, ganz wohl auch Terzinen in strengem Sinne machen können. Aber er war offenbar der Ansicht, daß die mit der Herstellung auch des Binnenreims und mit der strengen Durchführung der Terzinenkette verbundene Quälerei in keinem Verhältnisse stehe zu dem für den Leser erzielten melodischen Genusse und jene Mühe deshalb nicht lohnend sei. Und aus diesem Grunde hielt er sich an das in Rede stehende Versschema, in welchem man meinetwegen keine Terzinen mehr sehen mag, in dem ich für mein Theil aber etwas Schleppendes (wie ich hin und wieder gelesen) nicht habe finden können. Dagegen sind mir hier und dort zu kurze (nicht aus fünf Jamben bestehende) Verse aufgefallen, und auch der rein sprachliche Ausdruck wäre zuweilen einer Verbesserung und Ausfeilung fähig gewesen. Was aber den Inhalt angeht, so ist ja längst anerkannt, daß die beiden als Pendants zueinander gehörigen Epen einen schönen Tiefsinn zeigen; es sind Gedankenepen mit dem vor allem ihren Werth bestimmenden Vorzuge, daß die symbolische Beziehung und das Factische nicht unvermittelt nebeneinander herlaufen, sondern daß die Abstraction überall in dichterisches Leben umgesetzt ist und von der dichterischen Einkleidung vollkommen gedeckt wird. Also hat das Urtheil früher

gelautet, und wir werden dasselbe im ganzen auch jetzt noch unterschreiben können. Auf den speciellern Inhalt der beiden Dichtungen werde ich hier nicht nöthig haben einzugehen, da es sich ja um längst bekannte und längst anerkannte Schöpfungen handelt. Bemerken möchte ich nur noch, daß der „Ritter Wahn" in meinen Augen höher steht als der „Ahasver". Denn durch die erstere Dichtung scheint mir der ihr zu Grunde liegende Gedanke wirklich endgültig erschöpft, während ich das beim „Ahasver" nicht finden kann. Das Ahasver-Problem (auf welches schon Goethe sein Absehen gerichtet hatte) ist von Mosen nach meiner Ansicht nicht in seiner ganzen Tiefe erfaßt und auf genügend breiter Basis durchgeführt. Die endgültige Ahasver-Dichtung ist überhaupt erst noch zu schreiben, wenigstens soweit ich die vorhandenen Gestaltungen des Stoffs kenne (der „Ahasver" von Heller z. B. ist mir bisjetzt fremd geblieben), und auch Hamerling's „Ahasver in Rom" kann nicht als diese definitive Gestaltung angesehen werden, da der eigentliche Held dieser Dichtung ja nicht Ahasver, sondern Nero ist.

Hiermit wäre die Betrachtung der epischen Dichtungen Mosen's erledigt, und ich kann nunmehr zu seinen lyrischen und dramatischen Schöpfungen übergehen.

Auf dem Gebiete der Lyrik hat er einen Erfolg erreicht, welcher bei weitem nicht jedem Lyriker beschieden ist und nach welchem Platen z. B. als nach einem unerreichbaren Triumphe umsonst ausschaute: den Erfolg nämlich, daß einige seiner Gedichte in den Mund des Volks übergingen und dadurch sein Name in seltener Weise populär geworden ist. Die Gedichte „Andreas Hofer", „Der Trompeter an der Katzbach", „Die letzten Zehn vom vierten Regiment" haben gleich bei ihrem ersten Bekanntwerden mächtig eingeschlagen (als Ironie des Schicksals verdient noch erwähnt zu werden, daß Mosen selbst als Gerichtsbeamter einmal in die Lage gekommen ist, ein Harfenmädchen verurtheilen zu müssen, weil sie das letztgenannte Lied auf den Straßen gesungen, ohne einen Erlaubnißschein zu haben), sie sind in die meisten Anthologien übergegangen, und wie wir alle sie in der Jugend auswendig gelernt haben und von ihnen hingerissen worden sind, so werden sie auch in Zukunft noch viele Herzen ergreifen und Mosen's Namen die verdiente Popularität bewahren. Diese Gedichte finden sich sämmtlich in der ersten Abtheilung seiner in fünf Rubriken gegliederten, den sechsten Band der Gesammtwerke füllenden lyrischen Leistungen. Jene fünf Abtheilungen tragen keine besondern Ueberschriften, doch ist der leitende Faden in jeder einzelnen unschwer zu erkennen. Die erste Abtheilung umfaßt wesentlich Gedichte politischer Natur. Der Dichter verräth überall die wärmste Vaterlandsliebe, und aus der Reihe der betreffenden Gedichte verdienen die beiden auch in dem Drama „Heinrich der Finkler" wiederkehrenden: „Lied der Deutschen" und „Gebet vor der Schlacht", ganz besonders lobend hervorgehoben zu werden. Im übrigen fiel Mosen's lyrisch fruchtbarste Zeit in eine der traurigsten Perioden deutscher Geschichte, in die Reactionsperiode zwischen 1830—1840, und die in diesen Jahren herrschende geistige Dumpfheit hat auch auf seine politische Lyrik gleichsam ihren Schatten geworfen, d. h. er ist sich des auf der Nation lastenden Drucks vollkommen bewußt, aber er kommt über dies Bewußtsein im wesentlichen nicht hinaus; er beklagt jenen Druck in den verschiedensten Formen, aber er versteht es weder, wie Anastasius Grün, jenen traurigen Zuständen mit graziösem Humor zu Leibe zu gehen, noch, wie Herwegh und andere politische Sänger jener Zeit, der schmetternden Lerche gleich den kommenden Morgen der Freiheit jubelnd anzukündigen. Der Hoffnung auf Besserung wird bei Mosen kaum schüchtern Ausdruck gegeben, deshalb behält seine Klage etwas Niederdrückendes, Beengendes, und daher ist es denn zu erklären, daß im Reigen der politischen Sänger der vierziger Jahre Mosen's Name von der Literaturgeschichte nicht in erster Reihe mit genannt wird.

Die zweite Abtheilung des lyrischen Bandes entlehnt ihre Stoffe wesentlich der Natur, und da Mosen von Jugend auf mit derselben vertraut gewesen ist und sie innigst geliebt hat, so ist diese Abtheilung eine der ansprechendsten, und es findet sich darin manches gemüthvolle Lied, manches freundliche Bild. Dahin gehören gleich zu Anfang die „Frühlingslieder" (im besondern das dritte: „Die drei Zauberstimmen", und das siebente: „Ruhe am See"), ferner „Da drüben", „Der träumende See", „Am Morgen", „Brennende Liebe", „Im Sommer", „Vor Liebe" u. a. Auf der andern Seite aber findet sich auch manches Unbedeutende in dieser Abtheilung, und auch bezüglich der bessern Gedichte muß gesagt werden, daß eine Erfassung der tiefsten Naturseele, wie in ähnlichen Gedichten Mörike's und Th. Storm's, bei Mosen eigentlich nicht gefunden wird. Die Gedichte sind frisch und volksthümlich aus freier Brust gesungen, aber es liegt auf ihnen nicht immer jener stimmungsvolle Duft, vermöge dessen sich derartige Lieder uns erst auf das innigste ans Herz legen.

Die dritte Abtheilung ist dem Weine gewidmet; den darin enthaltenen Gedichten aber (es sind ihrer zum Glück nur acht) läßt sich schlechterdings kein Geschmack mehr abgewinnen. Die Feier des Weins in ihren acht Variationen hat hier sehr viel Gesuchtes, Spielendes, Frostiges und Gekünsteltes, und bacchische Lieder haben wir in der deutschen Literatur ungleich bessere, wollte man, von andern Dichtern zu schweigen, auch nur an die wild-genialen des jüngstgeschiedenen Leuthold erinnern.

Die vierte Abtheilung enthält meist Klänge der Liebe; aber auch sie ist nur kurz (9 Seiten); als die besten der darin enthaltenen Gedichte möchte ich das erste, „Sehnsucht", und das letzte, „Bekenntniß", bezeichnen. Die fünfte und letzte Abtheilung bietet allerlei kleinere epische Stücke: Bilder, Balladen und Romanzen, darunter am ansprechendsten „Haland der Junge", „Das Waldweib", „Fahr wohl", „Heinrich der Löwe". Ein darauf

folgender Anhang bringt lediglich Gelegenheitsgedichte, namentlich Prologe, und bietet für die Beurtheilung keine neuen Anhaltspunkte.

Sonach wären wir mit Mosen's Lyrik am Ende, und wie sehr auch alles irgend Anerkennenswerthe hervorgehoben worden ist, so ergibt sich doch als Resultat, daß seine Stärke eigentlich nicht in der Lyrik zu suchen ist. Den Vorwurf freilich, den ich in manchen Büchern gelesen, daß Mosen's Lyrik durch romantische Nebelhaftigkeiten entstellt sei, finde ich nur in einer kleinen Zahl theils spukhafter, theils romantisch tändelnder Gedichte begründet. Hingegen muß gleich von vornherein auffallen, daß die lyrische Ausbeute eines ganzen Lebens schon äußerlich genommen bei Mosen eine ziemlich geringe ist. Denn sämmtliche oben angeführten Stücke füllen nur einen einzigen nicht umfangreichen Band, sodaß schon hieraus hervorgeht, daß die lyrische Ader bei Mosen keineswegs eine reich quellende gewesen ist. Was sodann die Form anlangt, so ist es wol der Richtung Mosen's auf das Volksthümliche zuzuschreiben, daß er alle höhern Formen der Lyrik, sowol die den antiken wie die den romanischen und orientalischen Sprachen entlehnten, ganz und gar meidet und nur die Liedform in mannichfachen Combinationen cultivirt, und eben jener obengenannten Richtung wegen ist ihm hieraus wol kein Vorwurf zu machen, wenngleich die eigentlich großen Lyriker sich ziemlich ausnahmlos auch durch den Reichthum dichterischer Formen ausgezeichnet haben. Aber auch innerhalb der von ihm gewählten und behandelten Formen ist Mosen keineswegs ein großer Sprachkünstler; seine Sprachbehandlung hat oft etwas sehr Saloppes, und trotz aller beim volksthümlichen Tone zu entschuldigenden Freiheit läßt sich über manches doch nicht ohne Anstoß hinweglesen. Was schließlich den Inhalt angeht, so zeigt derselbe zwar überall die edle, warm und ehrlich empfindende Persönlichkeit, aber es tritt uns eigentlich, soweit man Mosen lediglich nach seiner Lyrik zu beurtheilen hätte, keine eigengeartete, fest umrissene Individualität aus der Summe seines lyrischen Dichtens entgegen. Es fehlt die Weite des Weltblicks, die Fülle der Gesichte und die Tiefe der Anschauungen. Das eigene Seelenleben wird im ganzen überhaupt nur dürftig für dichterische Gestaltung ausgebeutet, und die Außenwelt wird kaum anders als vom Standpunkte des schlichten Naturfreundes und des Politikers angesehen. So wirkt denn vieles in der Sammlung wol recht freundlich und ansprechend, aber — immer abgesehen von jenen gleich eingangs charakterisirten allbekannten Gedichten — eigentlich nicht ein einziges Stück macht auf den Leser durch Inhalt und Formvollendung einen so markanten Eindruck, daß es sich ihm unvergeßlich einprägte und daß er es mit in das Schatzkästlein der deutschen Lyrik zu legen hätte. So wird denn Mosen's Ruhm als Lyriker wol nach wie vor wesentlich auf die bereits wiederholt genannten populär gewordenen Balladen begründet bleiben, und deshalb ist er immer noch beneidenswerth genug. In diesen Gedichten hat er ein paar glückliche Treffer gemacht. Im übrigen hat es den Anschein, als ob er mit ganzer Seele in erster Linie Epiker und Dramatiker, dagegen Lyriker auch nach seiner eigenen Schätzung nur nebenbei gewesen sei.

Albert Moeser.

Novellen von Berthold Auerbach.

1. Landolin von Reutershöfen. Erzählung von Berthold Auerbach. Berlin, Paetel. 8. 6 M.
2. Brigitta. Erzählung von Berthold Auerbach. Stuttgart, Cotta. 1881. 8. 4 M.

Berthold Auerbach gehört zu den reich angelegten Schriftstellernaturen, die sich bis an die Grenze des Mannesalters die Frische der Production bewahrt haben und in der Lage sind, eine etwaige Niete durch einen Gewinn immer wieder in Vergessenheit zu bringen. Wurden wir gestern an ihm irre, so überrascht er uns heute auf das angenehmste und veranlaßt uns, sein Erscheinen freudig zu begrüßen. Diese Ungleichheit erklärt sich dadurch, daß der Dichter mit seinen Schätzen nicht so sparsam umgegangen ist, wie es seinen Jahren und seinem wohlbegründeten Ruhme entspricht. Niemand kann an Auerbach denken, ohne sich einiger Gattungen deutscher Dichtung zu erinnern, die dieser Autor unserer Literatur geschenkt hat. An diesem Titel kann nicht gerüttelt werden, auch wenn sich der Verfasser in allzu eifrigem Schöpfungsdrang zu Gaben von geringerm Werth verstanden hat. Manche derselben trugen in dem Maße den Charakter des Gelegentlichen und Zufälligen, daß man Grund zu der Befürchtung hatte, es sei einer unserer eigenartigsten Dichter der Erschöpfung nahe. Diese Befürchtung ist indessen durch die beiden uns vorliegenden Erzählungen mit einem Schlage zunichte gemacht worden, indem die erste von ihnen durch die scharfe Charakteristik der Hauptfigur und das Mächtige des Gesammteindrucks, die zweite durch die liebevolle Detailmalerei und das Sinnige der Betrachtungen ununterbrochen fesseln.

Zu einer solchen Auffrischung seines Talents ist Auerbach durch die Rückkehr zur Poesie seiner ersten Periode gelangt, der er seinen unbestrittenen Ruhm verdankt. Nicht die Versuche, unser modernes Leben in breiten Culturbildern zu schildern, sondern die Darstellungen naiver Volksthümlichkeit zeigen den Dichter in seiner eigenthümlichen Größe, und wenn seine umfassenden Romane „Neues Leben", „Auf der Höhe", „Das Landhaus am Rhein",

„Waldfried" längst vergessen sind, wird man die „Schwarzwälder Dorfgeschichten" wegen ihres markigen Gepräges, ihrer plastischen Formen, ihrer gesunden Tüchtigkeit als Zierde unserer Nationalliteratur betrachten.

An diese Muster der Erzählungskunst erinnert „Landolin von Reutershöfen" (Nr. 1), eine Geschichte, so einfach, daß man ihren wesentlichen Inhalt in zehn Zeilen zusammendrängen könnte, und doch zugleich so gehaltvoll, daß man ein Menschenleben von dem Momente strotzender Kraft und Fülle bis zu seiner jähen Zertrümmerung in den feinsten Wendungen entfaltet sieht. Nichts Gleichgültiges und Nebensächliches stört dabei den Leser in der Einheit des Interesses, alle Nebenfiguren zielen nach dem Mittelpunkte der Erzählung, in dem sich die Strahlen der Dichtung vereinigen. Hier spielt sich das tragische Geschick eines Mannes ab, der seine Leidenschaften nicht zu zähmen weiß und dafür, obwol ihn die irdische Gerechtigkeit verschont, von seinem Gewissen, von seiner Familie, von seinen Mitmenschen gemartert und gequält wird, bis er sich, müde und matt geworden, dem Tode als leichte Beute darbietet.

Diese innere Zersetzung in dem Gemüthe des Großbauern Landolin von Reutershöfen bis zu dessen völliger Auflösung geschildert zu haben, bildet eins der größten Verdienste Auerbach's, auch wenn er im „Diethelm von Buchenberg" bereits ein ähnliches psychologisches Problem in dem reichen Bauern, der trotz seines ursprünglich guten Naturells zur Brandstiftung und zum Morde verleitet wird, gelöst hat. Die neue Erzählung wahrt den Charakter unbedingter Selbständigkeit und Lebenswahrheit. Man glaubt den ganzen Vorgang, selbst wenn man ihn auf seine Glaubwürdigkeit aus Mangel an eigener Anschauung nicht prüfen kann: so unverhüllt und nackt sehen wir die Seele des unglücklichen Mannes vor uns.

Die Folie zu diesem allmählichen Zerbröckeln einer in allen Fugen erschütterten Menschennatur ist, um die Wirkung des Contrastes auszuüben, sonnig und heiter gehalten. Es ist anfangs die Verlobung des Sägemüllers Anton mit Landolin's Tochter Thoma, später die Fahnenweihe des Kriegervereins, die überall Lachen und Lustigkeit entfesseln. In diese fröhliche Welt fährt nun wie ein Wetterschlag die unbesonnene That Landolin's hinein, der, von einem wegen Diebstahls entlassenen Knechte gereizt und beleidigt, einen Stein gegen denselben schleudert, sodaß er auf der Stelle todt liegen bleibt. Die That wird vor den Geschworenen nicht erwiesen; vielmehr wissen der Schuldige, sein Vertheidiger und ein Theil der Zeugen die Sache so darzustellen, als ob der Erschlagene auf die Pflastersteine gestürzt und dabei ums Leben gekommen sei. Der Bauer wird mit sechs gegen sechs Stimmen freigesprochen. Das hieraus entstehende Seelenproblem, das der Erzählung zu Grunde liegt, drückt der Sägemüller mit folgenden Worten aus:

Ich sag' dir, es wäre besser gewesen, für die Gerechtigkeit und auch für den gewaltthätigen Landolin selbst, wenn er ein paar Jahre Strafe hätte absitzen müssen, jetzt, gib acht, muß er ärger büßen; er muß sich von jedem, dem er begegnet, freisprechen lassen. Wenn er dagegen seine Strafe abgemacht hätte, ständ' er besser da: er wär' wieder ehrlich und alles glatt und eben, und nach zwei Jahren bekäme er seine Ehrenrechte wieder vom Staate und von uns. Es war eben ein Fehltritt. Aber jetzt und so? Und ich glaub', der Landolin ist nicht hartgesotten genug, wie soll ich sagen .... ich meine, er ist doch nicht Manns genug, um vor den Leuten und vor sich selber sich alles aus dem Sinn zu schlagen.

Landolin, von den Richtern freigesprochen, wird nunmehr von allen denjenigen verurtheilt, deren Achtung zu besitzen sein höchster Stolz war. Man erniedrigte ihn mit Wort und Blick, ihn, den reichsten Bauern der Gegend; niemand kümmert sich mehr um ihn, und wenn er sich jemand anschließen will, stellt sich die Erinnerung an die blutige That trennend zwischen Mensch und Mensch. Er sieht sich zurückgesetzt und verlassen, und was das Schlimmste ist, auch die Familienbande, die ihn sonst so fest an Haus und Herd fesselten, fangen an zu zerreißen, indem er die Liebe seiner Kinder verliert.

Landolin's Kinder, Thoma und Peter, sind vom Dichter mit gleichem Geschick angelegt, aber ungleich ausgeführt worden. Thoma ist mehr gedacht als anschaulich gedichtet, mehr eine Abstraction als ein Wesen von Fleisch und Blut. Eine herbe, bis zum Schroffen gehende Mädchenblume, empört sie nichts so sehr wie die Lüge: darum reißt sie die Liebe zum Vater aus ihrem Herzen, weil dieser vor Gericht die Unwahrheit gesprochen hat; darum löst sie das Verlöbniß mit Anton, weil dieser zu Gunsten Landolin's falsch Zeugniß vor den Richtern abgelegt hat. Wir zweifeln zwar nicht an der Möglichkeit solcher Ausnahmenaturen, die ihr weibliches Empfinden so weit verleugnen, daß ihnen der Familiensinn nicht das Höchste und Letzte ist, verlangen aber, daß der Dichter dieses seltsame Seelenleben bis auf seine geheimnißvollen Quellen verfolge. Die Charakteristik Thoma's ist zu sehr auf einen Ton gestimmt, als daß wir dieselbe nachempfindend verstehen könnten, und daß wir sie nicht verstehen, zeigt sich am deutlichsten, wenn sich ihr starrer Sinn beugt, ihr Wahrheitsfanatismus der Liebe zu den Aeltern weicht und sie sich das Herz des Geliebten nochmals und bleibend erobert. Dieser Uebergang ist für den Leser so gut wie unverständlich. Man begreift des Dichters Absicht, aber man vermißt deren gestaltende Ausführung. Desto origineller und lebensvoller ist Peter gezeichnet, ein Junge, der vor des Vaters Freisprechung sich nicht zu rühren wagte und nun den alten Landolin beiseiteschieben, den Bauernhof selbständig regieren und sich in seiner ganzen hoffärtigen Weise aufspielen will. Zwischen beide tritt die rührende Gestalt der Großbäuerin, die, von schwerer Krankheit heimgesucht, den Streit zwischen Vater und Sohn zu schlichten sich bemüht und dabei todt darniedersinkt. Es gehört zu den erschütterndsten Momenten der Erzählung, wenn Landolin, von der Welt gebrandmarkt und von den Seinen verlassen, das Bekenntniß seiner Schuld ablegt,

sich die Liebe seiner Thoma mit den Worten wieder verdient: „Ich hab's gethan, ich hab's, ich hab' den Vetturi getödtet und hab's abgeleugnet."

Zu den eigenartigen Erfindungen des Dichters gehört ferner die Mutter des Erschlagenen, die Schaubkäther, deren ganzes Leben ein einziger Rachegedanke ist und die wie die Verkörperung der Nemesis Landolin auf Schritt und Tritt verfolgt, bis sie beide den wilden Wassern, die von Berg zu Thal rauschen und alles hinwegschwemmen, zum Opfer fallen. Auch die anspruchsvollen Reflexionen, denen sich sonst Auerbach in seinen Romanen hingibt, sind in dieser Novelle auf ein bescheidenes Maß beschränkt. Wo sie sich dennoch vordrängen, wie bei der Kreisräthin, kann man stets annehmen, daß die Personen, denen sie in den Mund gelegt werden, verzeichnet sind. In der That ist eine Person wie die Kreisräthin, die überall die Vermittlerin spielt und dabei alles verkehrt macht, nur humoristisch zu verwerthen, während sie Auerbach allen Ernstes für eine bedeutende Frau gelten lassen will. Diese und ähnliche Ausstellungen verschwinden jedoch gegenüber den großen und seltenen Vorzügen des erschütternden Seelengemäldes, das der Dichter vor unsern Augen entrollt hat und das seine geistige Frische unwiderleglich darthut.

Die Erzählung „Brigitta" (Nr. 2) hat unter dem Umstande, daß sie als Feuilleton einer Tageszeitung erschien und in einzelne kleine Stücke zerlegt wurde, sehr zu leiden gehabt, da sie mit ungekünstelte Vornehmheit alles, was Spannung und Sensation heißt, zurückweist, sich aber dafür tief in die Seelenzustände der geschilderten Charaktere hineinarbeitet. Bei dieser Art der Veröffentlichung machten die Ueberschriften der einzelnen Kapitel in der Nebeneinanderstellung unzusammenhängender Dinge und dem Schielen nach einer lapidarischen Ausdrucksweise einen wenig geschmackvollen Eindruck. Für die Buchausgabe hat der Verfasser jedoch dieses Rococo-Ornament fortgelassen und auch hier und dort die bessernde Hand unermüdlich angelegt. Wer nun die Novelle unbefangen liest, wird gestehen müssen, daß die gehässigen Beurtheilungen, welche auf die Dichtung herniederfielen, ungerecht waren. Es ist der echte und rechte Auerbach mit seinen Vorzügen und seinen Schwächen, namentlich aber in der Anwendung jener analytischen Methode, durch die er sich so entschieden von seinem Rivalen Spielhagen unterscheidet. Wenn dieser immer auf das Ganze zielt, arbeitet jener aus dem einzelnen heraus; dieser ist in der Art des Wurfs, im Guß und Fluß des Allgemeinen, jener im Gefüge des Details groß. Es ist dabei ganz gleichgültig, ob beide mehr nach bestimmten Vorlagen und Erinnerungen oder nach eigenen Erfindungen arbeiten. Auerbach meißelt immer nur das Einzelne fein aus und bleibt in der Composition schwach, auch wenn er sich ein Ganzes schön ausgedacht hat; Spielhagen dagegen mag seine nächste Umgebung porträtiren und wird doch immer das charakteristische Ciseliren vernachlässigen und sofort zur Gestaltung eines kühn geschwungenen Baues übergehen.

Schon der Anfang der „Brigitta", die Schilderung des verborgenen Wirthshauses, hält den Leser angenehm fest und erzeugt in ihm eine Stimmung, die ihn für das Folgende empfänglich macht:

„Zum goldenen Lamm" lautete die Umschrift auf dem weit vorragenden Wirthsschilde, und das rundliche vergoldete Lamm beugt den Kopf bescheiden, aber doch auch mit einer tiefen, fast neugierigen Wendung. Den bitterlich herben, aber auch erfrischenden Duft von gepreßten Waldkirschen athme ich, indem ich an das Wirthhaus an der Landstraße denke. Es ist zur Zeit, wo sich der Sommer zum Herbste neigt. Auf den Thalwiesen mit Stellfallen, wo der floßbare Waldbach eilig dahinströmt, wird das Oehmd gemäht; manchmal hört man die Sense wetzen, und ein flüchtiger Sonnenblitz zuckt von der Klinge zurück. In den Nußbäumen hinter dem Hause und weiter oben am Hügel in den zahmen Kastanien spökern die Nußhäher und fliegen ab und zu. Die Forellen in dem bis zum Grunde klaren Bergbach schwimmen lustig hin und her und ahnen nichts davon, daß in dem angeketteten Kasten ihre Genossen eingesperrt sind. Eine erquickende Luft von Wasser, Wiese und Fels umweht das Haus. Es wäre nur zu wünschen, daß sich etwas von solcher Luft in diese Blätter einströmen ließ. Ja es gibt noch verborgene, ruhsame und nährsame, in altväterischer Traulichkeit gehaltene Wirthshäuser, und der behaglichsten eins ist das Goldene Lamm. Das breite einstöckige Haus hat sich von der Landstraße zur Seite gerückt, um den haltenden Fuhrwerken Platz zu lassen. Vor Zeiten standen hier mehr als ein Dutzend fliegender Krippen, an denen die Frachtgäule unabgeschirrt gefüttert wurden. Wer vom Berge kam, freute sich im Thale zu sein und wer bergauf zog und Vorspann brauchte, nahm selber auch Vorspann an einem guten Schoppen hierländischen Gewächses, das der landsmännischen Zunge gar wohl mundet. In der Küche prasselte das Feuer und duftete es wol damals nicht besser als heute, wo ein Tunnel durch den Berg gegraben ist. Jetzt aber braust der Bahnzug hinein, er stößt noch einen hellen Jauchzer aus; dann verschlingt ihn der Berg und stille ist es ringsum. Nur manchmal kommt noch langsam eine Holzfuhre krachend daher oder auch ein schnelles Bauerwägelein, mit wohlhäbigen Männern und Frauen in der Landestracht besetzt; die von einem Begräbniß kommen, halten an und lassen sich den Wein herausbringen; die von einer Lustbarkeit kommen, fahren rasch vorüber und winken dem Lammwirthe, sie hätten heute genug....

Die Flößer, die das Stammholz vom obern Thal und aus den Wäldern hervorbringen, stellen gern ihre Ruderstangen am Hause auf, zum Zeichen, daß sie hier Rast halten; sie würdigen das reichliche Essen und den reinen Wein dieses Hauses; darum richten sie es gern so ein, daß sie hier übernachten können. In der großen Stube mit dem grün glasirten Kachelofen und der laut tickenden schwarzwälder Uhr, da sitzen die wetterharten Riesengestalten der Flößer, die sich vorher säuberlich gemacht, bevor sie sich an den langen Tisch setzen; sie stemmen sich auf mit ihren kraftstrotzenden nackten Armen und verzehren ungeheuere Stücke von fettem Fleisch und gehäufte Teller dicken Meerrettichbreis; an Trinken fehlt es natürlich auch nicht; zwischen je zwei Mann steht eine offene Weinflasche, die oftmals leer und wieder voll ist. Anfangs sprechen die Männer kaum ein Wort, sie essen und trinken still, fast feierlich ernst; dann aber wird es laut wie beim Anruf auf dem brausenden Wasser; nicht umsonst sagt man von einem Manne durchdringender Rede: er hat eine Stimme wie ein Flößer.

Wir treten in einen kleinen Kreis tüchtiger und glücklicher Menschen, so gesund wie die sie umgebende Natur, die in tausend Regungen und Wendungen mitspricht,

sobald von menschlichem Schicksal die Rede ist. Für Auerbach sind Wiese, Wald und Feld deshalb so interessant, weil sie mit den Personen mitzufühlen scheinen; diese sprechen und jene antworten, sodaß es immer ein Duett gibt. Unter den Figuren erhebt sich die Wirthsfrau Brigitta, der Auerbach die Erzählung in den Mund gelegt hat, eine Hauptեslänge über die übrigen. „Bis auf die letzte Wurzel will ich ausgraben", sagt sie, und sie thut es in einer ehrlichen Beichte des Geschehenen voll Rührung und warmen Gefühls. Wie schildert sie das Aelternhaus mit seiner ehrbaren Einfachheit, und dann den Umsturz all dieses häuslichen Glücks durch Spitzbüberei und Verschlagenheit, die, mit der Ueberlegenheit einer verfeinerten Cultur ausgerüstet, über den schlichten Verstand der Landleute den Sieg davontragen. Brigitta's Vater wird das Opfer seines Rittmeisters, der den wohlhabenden, vertrauensseligen Bauern zu schwindelhaften Speculationen verleitet, sein eigenes Schäfchen ins Trockene bringt und endlich das Weite sucht, als der Arme von seinen Gläubigern aus Haus und Hof vertrieben wird. Die feine Contrastwirkung, die durch die ganze Novelle geht, beginnt hier bereits in der Gegenüberstellung von Vater und Tochter, wie später in der Begegnung des Rittmeisters und Brigitta's einzusetzen. Der Vater, in dem das Gefühl der Rache nachzittert und der, um sein Fleisch und Blut zu ernähren, Steine zu klopfen anfängt, geht unter in einem an Wahnsinn streifenden Anfall, von seinem Hause wieder Besitz zu nehmen, da dasselbe abgebrochen werden soll. Brigitta quält sich bei Verwandten und Bekannten durch, bis sie sich in der Schweiz in einer Wirthschaft als Magd verdingt. Damit treten wir nun in eine ganz neue Sphäre ein, werden mit unsern Empfindungen plötzlich der Gegenwart ganz nahe gerückt. Wir hören von einem berliner Doctor, der an Augenkranken Wunder thut, von einem züricher Professor, seinem Schüler, zu dem später Brigitta als Krankenpflegerin geht. Es ist nicht schwer, die beiden Personen als dichterische Nachbildungen der bekannten Augenärzte Gräfe und Horner zu erkennen, und es fragt sich, ob dieser Sprung zur Actualität nicht etwas jäh und unvermittelt ausgefallen ist. Aber es ist wahr, die Figuren sind so allgemein menschlich gehoben und so bedeutend geworden, daß eine bloße Stoffneugier nur wenig Befriedigung finden kann. Die Schilderung der Patienten, wie sie in langer Reihe an uns vorüberziehen, ist schön umleuchtet vom Gefühle des Werthes des Augenlichts. Da ist Brigitta's Jugendgespiele Ronymus, der Sohn des Straßenwärters, dem ein Steinsplitter ins Auge geflogen war; da ist die reiche Engländerin aus Indien mit ihrem blinden Kinde, und die ganze Schar der Wehklagenden und Leidensgenossen, die Hülfe suchen.

Dramatisch wird die Erzählung erst wieder bei der Ankunft des Rittmeisters, der eine Operation seiner erblindeten Augen nachsucht. Das strenge Gebot der Pflicht ruft auch in diesem Falle Brigitta als Pflegerin des Kranken herbei; aber mit welchen Empfindungen steht sie vor dem Manne, der ihre Aeltern ins Unglück und in den Tod getrieben und sie selbst zur Magd erniedrigt hat! Der Kampf in der Brust Brigitta's zwischen dem Bekenntniß der Menschenliebe und dem Verlangen nach Rache ist meisterlich und mit ergreifender Seelenmalerei geschildert. Sie weiß sich zu beherrschen, bis zu dem Moment, wo ihr der Patient nach erfolgter Genesung ein großes Geschenk verspricht. Da übermannt sie das Gefühl des Hasses, und indem sie ihm den Verband von den eben operirten Augen reißt, gibt sie sich ihm in höchster Erregung zu erkennen. Von diesem Höhepunkt neigt sich die Erzählung schnell dem Ende zu. Brigitta hat den Rittmeister blenden wollen, aber es nicht thun können, da schon nach der Operation keine Hoffnung auf Genesung war. Die gewollte Sünde bereut sie, indem sie in dem Hausstande, den sie mit Ronymus gründet, den Rittmeister bis an sein Ende pflegt.

Auerbach's „Brigitta" ist werthvoll wegen der vielen bezeichnenden Detailzüge, mit denen Zustände und Personen charakterisirt sind. Vielleicht hätte es sich empfohlen, die Novelle nicht einer bestimmten Person wie Brigitta in den Mund zu legen, sondern sie selbständig als etwas Geschehenes darzustellen. Die Ueberfülle der Reflexion erscheint nicht selten als eine Bildung am unrechten Ort und erzeugt die Vorstellung von Tinte und Buchdruckerschwärze, wenn wir eine Weile Duft und Würze des Landlebens genossen haben. Diese Subjectivität ist um so auffälliger, als Auerbach in der markigen Charakterisirung seiner Personen, in der behaglichen und lebenswarmen Darstellungsweise ein Meister der Objectivität und Natürlichkeit ist.

Eugen Zabel.

Zur Literatur der oberammergauer Passionsspiele.

(Beschluß aus Nr. 4.)

Von wesentlich anderer Art als die bisher aufgezählten Schriften sind die

6. Maitage in Oberammergau. Eine artistische Pilgerfahrt von W. Wyl. Mit dem zum ersten male veröffentlichten Texte des Passionsdramas, den Proben aus Dedler's Passionsmusik und den Bildnissen der Hauptdarsteller. In zwei Theilen. Dritte durchgesehene Auflage. Zürich, Schmidt. 1880. 8. 3 M.

in denen gewiß das Anmuthigste und Liebenswürdigste vorliegt, was bis heute über die Bauernspiele erschien. Wyl hat nicht mit Kurierzuggeschwindigkeit, wie andere Berichterstatter, die Passion mitgemacht, es war ihm ver-

gönnt, fünf Wochen in dem friedlichen Dorfe Oberbaierns zu leben und acht Spiele an sich vorüberziehen zu lassen. Er sitzt nirgends auf dem Rosse der hohen Gelehrsamkeit, sein Sack war durch keine historischen Quellen beschwert, als er seinen Einzug in Oberammergau hielt; aber dafür war seine Aufnahmefähigkeit um so frischer, die Wärme seines Herzens um so größer und der Blick seines Auges um so freier und unbefangener. Wollt ihr den denkwürdigen Sommer mit durchleben, lest Wyl's „Maitage", es wird euch warm ums Herz werden, und der Frühling wird darin einziehen, gerade als ob es echte und rechte Maitage selbst wären und nicht nur ihr Abglanz auf dem empfindungslosen Papier. Eine große Kenntniß der bildenden Kunst und die Liebe, die der Verfasser zu ihr hegt, haben wesentlichen Antheil an dem unwiderstehlichen Zauber dieses mehr geplauderten als geschriebenen Buchs. Was auf Oberammergau Bezug hat, kommt hier zur Sprache, und in der Art, wie es geschieht, wähnen wir selbst theilzunehmen an allen den einzelnen Vorgängen. Mit Liebe sucht Wyl die seltsame Erscheinung, die das kleine Gebirgsdorf bietet, zu durchdringen, zu erklären, und indem er alles, was ihm hier entgegentritt, unverfälscht auf sich wirken läßt, ohne vorgefaßte Meinung, ohne ernstliche kritische Absichten, findet er nur Gutes, nur Schönes, nur Bewundernswerthes. Nannte schon Devrient das griechische mit dem oberammergauer Theater in einem Athem, so sagt Wyl gerade heraus: mitten in einer materiellen, nach Genüssen jagenden Welt ist dieses Dorf ein kleines Athen voll rühriger Künstler von philosophischer Genügsamkeit des Lebens. Wenn überhaupt jemand, so ist es Wyl, der eine Berechtigung hat, als Beurtheilender aufzutreten; denn es ist auch nicht das Kleinste seinen Blicken entgangen, er hat sich ebenso in den Garderoben umgesehen wie in der Häuslichkeit der meisten Darsteller; er hat mit den Bauern eine innige Freundschaft geschlossen und diese lebendigen Quellen sich zu erschließen gewußt, sodaß er nun gar manches zu Tage fördern konnte, was die gedruckten Bücher sonst nicht enthalten. Zahlreiche kleine Einzelheiten, wie die, daß ein Bote angesichts des Publikums fiel und darüber hinter der Bühne bitterlich weinte, hat er zusammengetragen und so auch in den feinern Nuancirungen dem Gesammtbilde die rechten Farben gegeben. Und mehr noch, selbst was nicht unmittelbar zur „Passion" gehört, wird liebevoll betrachtet, wie die zopfigen Malereien des Oberammergauers Franz Zwinck, der, obgleich er nur ein einfacher Dorfmaler war, doch im Zusammenhang steht mit den glänzenden Künstlern von Venedig, Rom und Antwerpen. Wyl zeigt auch, wie das künstlerische Treiben der Bauern manches Talent hat entstehen lassen und zu jenem Gemeinsinn erzogen hat, dem schon Devrient ein Denkmal setzt. Besondere Kapitel sind den Darstellern des Christus, des Kaiphas, Barrabas und Pontius Pilatus gewidmet. Der letztere ist in gewissem Sinne der interessanteste. Holzschnitzer wie die meisten Einwohner Ammergaus, versah er während der Passionszeit auch die Stelle eines Gehülfen des Briefboten und spielte dabei — den Pilatus und dieses letztere nach Wyl's Zeugniß mit einer künstlerischen Größe, die packt und fesselt, mit einer Haltung und Geberde, die an die Römergestalten des großen Rubens erinnern.

Mit diesem Urtheil stehen wir zugleich vor einem Räthsel, wie es in der Welt künstlerischer Erscheinungen nur zu oft aufgeworfen wird. Ferdinand Groß findet außer dem Christus alle Darsteller mittelmäßig, ja zum Theil unzulänglich, also auch den Pilatus, Karl Voigt nennt ihn „edel und schön", und Wyl charakterisirt sein Spiel wie oben angegeben, zeigt sich überwältigt von einem gewaltigen Eindruck, den er durch den armen Bildschnitzer und Hülfsbriefträger empfangen. Welcher Ring ist der echte?

Die übrigen Actores kommen in einem Gesammtkapitel zur Abhandlung, das zugleich über ihre Leitung die nöthigen Aufschlüsse gibt. Wyl sagt darüber unter anderm, daß ein alter Schauspieler gegen eine Entschädigung von 6—8000 Mark alles zu besorgen habe, was zum Metier eines guten Regisseurs gehöre. Lampert, der Devrientabschreiber, dagegen versichert in den wenigen nicht auf seinem großen Vorgänger basirenden Seiten seiner Schrift, daß die Vermuthung, fremde künstlerische Kräfte seien bei der Regie und Inscenirung thätig, entschieden zurückzuweisen sei. Nach der Glaubwürdigkeit und dem Ernste beider Quellen zu urtheilen, darf man sich wol für Wyl's Behauptung erklären. Ueber die Wahl der Passionsspieler berichtet der neunte Abschnitt der „Maitage", der auch über die finanziellen Verhältnisse der Spieler Auskunft gibt, während die nächste Abtheilung von Text und Darstellung des Dramas handelt. Ohne daß der Devrient'schen Idee eines historischen Volkstheaters hier Erwähnung geschieht, werden wir doch im Verlaufe der Wyl'schen Auseinandersetzungen an dieselbe erinnert durch die Ansicht des Verfassers, daß Joseph Mayr einen herrlichen Christus, Lang einen famosen fanatischen Concilbischof, Thomas Rendl (der Pilatus) einen höchst achtbaren Kaiser Sigismund abgeben würden, eben weil jede künstlerische Aufgabe, jeder ernste dramatische Vorwurf begeisterte Darsteller in diesen geborenen und erzogenen Künstlern finden muß. Originell und charakteristisch ist es, daß sich die Darsteller während des Spiels durch gegenseitiges Zurufen von Kernsprüchen anfeuern, so etwa, daß einer aus dem Volke auf Christus bezüglich sagte: „Den Kerl müssent' wir wegputzen!" oder als Pilatus die Geiselung über Christum verhängte: „Herrgottsakerment, des is z'weni!"

Die Worte, die Wyl am Schluß des erzählenden Theils seines Buchs ausspricht, sind eine charakteristische Mahnung, die auch an dieser Stelle zu stehen ein Recht hat, wo stets der ausländischen Verunreinigung unserer Bühne ein kräftig Wörtlein entgegengesetzt wurde. Es heißt da:

> Und hoffen wir, daß bis dahin (1890) unsere „Gebildeten" einsehen gelernt haben werden, das Passionsdrama der armen Herrgottschnitzler sei ein edleres, gesunderes Stück Cultur als

„Nana" und ihre Schwestern, die Musen der Kloake, die ihr aber jetzt so eifrig verehrt, ihr sittlichen Germanen!

Im zweiten Theil seines Buchs gibt Wyl den nach der Aufführung von ihm stenographirten Text des Passionsdramas und, wenn auch nicht den vollständigen, so doch einen Auszug aus dem ältesten Text der oberammergauer Passion von 1662, beides willkommene Zuthaten, die besonders für den unentbehrlich sein werden, der sich näher und eingehender mit dem Charakter der Spiele auch im einzelnen beschäftigen will.

Von größtem Belang für die Geschichte des oberammergauer Textes aber erweist sich das Werk:

7. Das oberammergauer Passionsspiel in seiner ältesten Gestalt. Zum ersten male herausgegeben von August Hartmann. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880. 8. 6 M.

welches in mehr als einer Beziehung von geradezu grundlegender Bedeutung für die richtige Beurtheilung der oberammergauer Spiele und, wie Wyl's Buch die liebenswürdigste und anmuthigste, so die bedeutendste wissenschaftliche neuere Arbeit auf dem hier in Rede stehenden Gebiete ist.

Wenn man auch, wie z. B. Prechtl und Daisenberger, vielfach die Existenz von Passionsspielen in Oberammergau schon vor dem durch die Pest veranlaßten Gelübde für möglich und wahrscheinlich gehalten hatte, so war es doch unbekannt, daß der dem Spiele zu Grunde liegende Text bis ins 15. Jahrhundert zurückreicht. Hartmann beweist das durch den Abdruck zweier, schon an sich als Denkmale altdeutscher Dramatik interessanter, Passionsspiele: das augsburger Passionsspiel aus „St.-Ulrich und Afra" und Sebastian Wild's Passionsspiel, die fast gänzlich in dem oberammergauer Texte von 1662 enthalten sind. Der Abdruck des augsburger Spiels, das aus dem 15. Jahrhundert stammt, geschah nach einem Manuscript der königlichen Bibliothek zu München und ist in allen seinen Theilen von Hartmann zum ersten male ans Licht gestellt, ja überhaupt zum ersten male der literarischen Welt bekannt gegeben worden. Das Passionsspiel Wild's liegt in einem Drucke aus dem Jahre 1566 vor und erschien damals als Theil des Werks „Schöner Ko | mödien und Tragö | dien zwölff: Aus heiliger | Göttlicher schrift, vnd auch auß | etlichen Historien gezogen. | Alle sehr liblich vnd annehm- | lich, etwa trawrig vnd frölich zu- | hören vnn zulesen, In den der Welt lauff | gründlich fürgebildet vnnd angezeigt | wirt, Welche auch Christlich, auffer- | bäwlich, vnd nutzlich, sonderlich | für die Jugendt zur übung zuhalten vnn zulesen sind." Die dritte dieser Tragödien ist das in Frage kommende Passionsspiel und führt den Titel: „Ein schöne Tra- | gedj, auß der heyligen schrifft gezogen, Von den Leyden vnd sterben, | auch die auffer- stehung vnsers Herren Je- | su Christi, in reymen vnd Spilweiß gedicht, | welches mit nutz vnd besserung wol zulesen vnd zu- | hören ist." Hartmann fand das Spiel auch noch in einem bisher unbekannten Sonderdruck auf der münchener Bibliothek, der jünger ist als der erwähnte oberammergauer Text.

Als Anhang des Abdrucks gibt er eine ausführliche Untersuchung über den Verfasser Sebastian Wild, der zu den Meistersingern gehörte, die also in diesem ihrem Genossen von bedeutsamem Einfluß auf das oberammergauer Passionsspiel wurden. Die eigentliche Textgeschichte des letztern bringt das dritte Kapitel, das sehr wesentliche Irrthümer der bisherigen Forschung klarlegt und berichtigt. Devrient in seiner Charakteristik des ältesten Textes begeht den Irrthum, den von Pater Rosner um 1750 geschriebenen für den frühesten von 1634 zu nehmen, und Deutinger's Schrift (1851) läßt sich durch die apokryphe und falsche Aufschrift „Der alte oberammergauer Passion" auf einem Codex der münchener Bibliothek irreführen und bestimmen, ein in Kohlgrub unweit Ammergau 1748 aufgeführtes Spiel, das bereits Ende des 16. Jahrhunderts der Stadtpfarrer Johann Albl (Aelbl) in Weilheim verfaßt hat, für den ältesten der von den Oberammergauern benutzten Texte zu halten. Prechtl bewies dann 1859 im zehnten Bande des „Oberbairischen Archivs" das Irrige dieser Auffassung, die aber trotzdem noch 1872 von W. Dubbers in seinem Werke „Das oberammergauer Passionsspiel u. s. w." nachgedruckt wurde. Hartmann endlich gelang es — was zwar Görres und andern nicht, wohl aber, wie wir gesehen haben, in neuerer Zeit auch Wyl gelungen ist —, die alte Handschrift von 1662 eingehender untersuchen zu können, und das Resultat dieser Untersuchung war die schon erwähnte Entdeckung von der Zusammensetzung des oberammergauer Textes aus dem Sebastian Wild'schen und dem Passionsspiel aus „St.-Ulrich und Afra". Durch eine Textprobe verständigt Hartmann seine Leser über die Art und Weise, wie diese beiden Spiele ineinandergearbeitet wurden, und zeigt dann weiter, daß in den Texten des oberammergauer Spiels aus den Jahren 1720 und 1730 noch immer die Urfassung von 1662 erkenntlich ist, ja daß auch der in die Zeit von 1740—1750 fallende Text des Pater Ferdinand Rosner nicht etwa ein „ganz neuer" ist, sondern zum Theil noch wörtlich mit dem von 1662 zusammenstimmt. Gewiß interessant ist es, hierbei zu erfahren, wie die schon in jenem Jahre und auch 1750 bei Rosner vorkommenden, dem oberammergauer Spiele eigenthümlichen Verse des Christus:

> Nun, liebe Jünger, Theure schaar,
> mach ich euch endtlich offenbahr,
> was ihr von mir zwar längst vernommen,
> doch ist's in euer herz nicht kommen.
> Ich hab euch offters angedeut,
> daß einstens kommen wirdt die Zeit —

noch in einem 1850 in der Nähe von Erl in Tirol mit großem Beifall aufgeführten „Passionsstück", nur in Alexandriner umgesetzt, sich wiederholen, und zwar wie folgt:

> Nun, ir liebste Jünger, mein ganz getreue Schaar!
> Ich mache heute wieder euch endlich offenbar,
> Was ihr vor langer Zeit von mir schon habt vernommen,
> Doch nicht in euer Herz zu fassen ist gekommen.
> Ich hab zum öftern euch schon längstens angedeut',
> Daß einstens kommen wird die so betrübte Zeit —

Mittheilungen über das Aelbl'sche Passionsspiel aus Weilheim, welches, wie wir sahen, von Deutinger für den ältesten Text der oberammergauer Passionsspiele gehalten wird, machen den Beschluß des Hartmann'schen Buchs. Die älteste Handschrift des Spiels, das 1600 bereits aufgeführt wurde, stammt aus dem Jahre 1615. In ihr findet sich zugleich auch ein Auferstehungsspiel, dessen Inhalt Hartmann kurz skizzirt und den Zusammenhang darlegt, in dem es an vielen Stellen mit dem nur in einem Druckexemplar (königliche Bibliothek München) vorhandenen Passionsspiel des Schweizers Jakob Rueff (1545) steht, das wiederum zu den freiburger Passionsspielen (1599 und 1604) und einer schon aus dem Jahre 1494 stammenden luzerner „Grablegung Christi" Beziehungen erkennen läßt. Hat also Hartmann vorher den Beweis von dem hohen Alter des ältesten oberammergauer Textes erbracht, so beweist er nun durch das Nebeneinanderstellen einer Reihe von Textstellen der letztgenannten verschiedenen Spiele dasselbe für das Aelbl'sche Drama.

Ich wüßte nicht, mit was ich meine Betrachtungen über einige Beiträge zur Literatur der oberammergauer Passionsspiele besser schließen könnte als mit der Apostrophe, welche den Text jenes Spiels von 1662 beschließt und die ich allen fernern Beurtheilern des eigenartigen Spiels recht sehr zur Beherzigung empfehlen möchte. Der Epilogus spricht:

Ich bitt' derowegen insonderheit
Geistlich und weltliche Obrigkeit,
Jung und Alt, Frau und Mann
Alle die hier zugegen stahn,
Wann ein' Person hätt' g'fehlt zugegen,
Man woll' es uns nicht zu Spott auslegen,
Sondern gedenken, daß wir derzeit
Sind nur grobe Bauersleut.
So wir etwas übersehen haben,
So wollt es uns nit für übel haben,
Und wollet es uns zum besten nehmen an.
Zu einem Exempel haben wir's than
Und jedermann zu guter Lehr,
Und Jesu Christ zu Lob und Ehr;
Bitt' derwegen euch ihr Christenleut,
Betrachtet das Leiden Christi allzeit,
Welches er darum hat 'than,
Daß wir alle mit ihm sollen eingahn
In sein Reich und die ewig Ruh.
In dem Namen Jesu beschließen wir zu —
Gott verleih uns das ewig Leben allsammen,
Die des begehren, sprechen Amen.

Joseph Kürschner.

Deutsche Sprachstudien.

1. Die Musik in der deutschen Sprache. Eine Untersuchung über das Walten von Naturgesetzen bei der Wortbildung von August Grabow. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, O. Wigand. 1879. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
2. Deutsche Sprachweisheit. Etymologische Aphorismen. Von Edmund von Hagen. Hannover, Schüßler. 1880. Gr. 8. 1 M.

Für die kurze Anzeige — denn nur eine solche, nicht etwa eine eingehende Besprechung wird von uns beabsichtigt — haben wir die vorgenannten Bücher nur deshalb zusammengestellt, weil in beiden fragliche Etymologien eine bedeutende Rolle spielen. Im übrigen freilich und auch in der Behandlung dieser Etymologien haben beide Bücher durchaus nichts gemein. Denn das zweite, welches sich so anspruchsvoll als „Sprachweisheit" aufspielt, ist nichts als ein halt- und gehaltloses Spielen und Tändeln mit Wortklängen und reinen Aeußerlichkeiten, hinter denen der Verfasser eine tief innerliche Weisheit ahnt und den gläubigen Leser ahnen lassen möchte; dagegen ist das Buch von August Grabow eine ernste wissenschaftliche Untersuchung aus neuen Gesichtspunkten, in der man wol manche von dem Verfasser als Vermuthung aufgestellte Behauptung als gewagt, als nicht überzeugend oder auch geradezu als irrig bezeichnen darf, ohne jedoch damit der anregenden kleinen Schrift im ganzen seine Anerkennung zu versagen. Denn auf volle Anerkennung hat jeder Anspruch, der für einen Gegenstand neue Gesichtspunkte eröffnet und selbst durch seine Irrthümer andere Forscher zu Berichtigungen und zu vielseitiger Betrachtung des Gegenstandes anregt. In diesem Sinne sei die kleine Schrift, auf deren Inhalt wir hier nicht weiter eingehen können, der Beachtung aller sich für das auf dem Titel genannte Thema interessirenden Leser sowie der Erwägung und Erörterung der Sprachforscher, der Sprachphysiologen und der Musiker bestens empfohlen.

Damit uns aber in Betreff der von Hagen'schen Schrift die Leser nicht etwa einer Ungerechtigkeit zeihen, halten wir es für angemessen, ihnen von den 100 „etymologischen Aphorismen" wenigstens den Anfang von einem derselben mitzutheilen:

Im Geschlechte (dem Geschlechtlichen) liegt das Schlechte, in dem Weibe das W und das Ei, in dem Traume der Raum, im Dunkeln das Du, im Lichte das Ich, in der Nacht das Ach, im Abende das Ende (das Ende des Tages), im Abentheuer das Theure (die meisten Abendtheuer sind theure Abende) u. s. w.

Wir würden selbst auch Derartiges gelten lassen, wenn es sich blos als naheliegendes Witzspiel für Buchstabenräthsel u. dgl. gäbe, nicht als „Deutsche Sprachweisheit".

Aber solche „mildernde Umstände" für das „verbrochene" Buch weist der Verfasser selbst zurück, indem er zum Schluß des Aphorismus, dessen Anfang wir mittheilten, sagt:

Das scheinen nur sprachliche Spielereien zu sein; dennoch liegt auch in diesen Spielen Ernst und Sinn, welcher die Beachtung des Etymologen verdient.

Daniel Sanders.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Die Saison ist nicht sehr reich an Neuigkeiten, ja das ernstere Drama bisher fast gänzlich verwaist. Nur Joseph Weilen's „Erich XIV." ist nun in Manheim, auch in Weimar mit Erfolg gegeben worden.

Am berliner Hoftheater hat man eine ältere Tragödie wieder hervorgesucht; wenn diese aber für die stiefmütterliche Behandlung der ganzen modernen tragischen Dichtung schadlos halten soll, so wird die Wahl nur Verwunderung erregen. Das bevorzugte Drama ist nämlich das Trauerspiel „Des Hauses Ehre" von Karl Hugo, jenem bekannten halb wahnsinnigen Dichter, dessen pathetische Vorträge und Schaustellungen stets sich selbst parodirten. Die Pietät gegen ein ursprüngliches, wenn auch nicht zur Reife gediehenes, verunglücktes Talent würde immerhin jene Wahl rechtfertigen können, wenn die Vernachlässigung der tragischen Muse der Gegenwart und vieler von der Literaturgeschichte anerkannten Schöpfungen sie nicht als eine auffallende Anomalie erscheinen ließe.

Schon vor längerer Zeit ist Ibsen's „Nora" mit vielem Beifall gegeben worden; besonders seit man zu dem ursprünglichen Schluß zurückgekehrt ist und die Laube'sche Einrichtung wieder beiseitegelegt hat. Der skandinavische Poet hat das Glück, daß eine Schauspielerin wie Frau Raabe-Niemann als Trägerin der Titelrolle dem Stücke glänzenden Erfolg sichert. Aehnlichen Inhalt wie „Nora", nur mit einem versöhnenden Schluß, wie ihn Laube auch jenem Dichtwerk ankränkeln wollte, hat das Schauspiel „Entehrt" von Elise Henle, welches in Eßlingen zur Aufführung kam. Diese mit dem Laube-Preis gekrönte Schriftstellerin hat auch bei der münchener Preisvertheilung für ihr neues Lustspiel „Der Erbonkel" wenigstens die Anerkennung gefunden, daß es den Versuch einer Aufführung verdiene. Diese Aufführung hat auch stattgefunden, aber mit einem Miserfolg, welcher für die Dichterin wenig ermuthigend ist.

Nur das leichtere Genre dramatischer Dichtung macht gegenwärtig seinen Weg über die Bühnen, daneben die Ifflandiade, für welche das deutsche Publikum seit länger als einem Jahrhundert eine unverwüstliche Vorliebe hat.

Von den leichtern Stücken ist sehr amusant das an verschiedenen Bühnen gegebene Lustspiel Rudolf Kneisel's: „Die Kukuks", eine dramatische Satire auf die Reclame, deren Repräsentant der Vogel ist, der stets seinen Namen ausposaunt und dabei seine Eier in fremde Nester legt. Julius Rosen's Posse „Neue Männer" gefiel am münchener Gärtnerplatztheater durch den bekannten, etwas brüsken Humor des productiven Autors. Außerdem hat derselbe in Wien zwei neue Stücke aufführen lassen: im Stadttheater „Der Mann in der Flasche", im Theater an der Wien „Saure Trauben", flüchtig skizzirte Schwänke mit dem bekannten Lacherfolg, der indeß bei dem ersten ausblieb.

— Schon viele Bearbeiter haben sich an Shakspeare's „Cymbeline" gewagt, ohne diesem eigenartigen Drama einen dauernden Platz auf unserm Repertoire sichern zu können. Wir erfahren aus den Blättern, daß eine neue Bearbeitung dieses Schauspiels von Heinrich Bulthaupt am bremer Stadttheater einen schönen Erfolg davongetragen hat. Man rühmt die „sachkundige Condensirung des Textes" und die Musik des oldenburger Kapellmeisters Albrecht Dietrich, besonders die charakteristische musikalische Begleitung zur Scene im Schlafgemach der Imogen.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Edinburgh Review" vom October 1880 bespricht „Die gute alte Zeit" von Moritz Busch neben zwei englischen und einem französischen Werke über Deutschland und entwirft dabei ein durchaus nicht schmeichelhaftes Bild von den deutschen Zuständen. Sie findet, daß mit Ausnahme des gemeinsamen militärischen Systems, das sie rein materiell und künstlich nennt, und eine gemeinsame Literatur, die sie als rein intellectuell und negativ, wie echt sie auch sei, bezeichnet, Deutschland doch noch keine richtige Einigung habe und die verschiedenen Staaten nur die Zusammengehörigkeit eines Bündels Holz besitzen. Die gemeinsame Münze, das gemeinsame Gerichts- und Zollwesen hat sie dabei vergessen. Besonders aber fehle es bei aller Freiheit der Geister in Glaubenssachen an der bürgerlichen Freiheit und herrsche noch immer ein starker Kastengeist, indem der Abstand zwischen dem Adel und den Bürgerlichen, namentlich aber den niedern Klassen noch immer klaffend sei und die beiden Stände sich nicht wie in England vermengen. Das Schauspiel von 1870, wo Deutschland wie ein Mann gegen den gemeinsamen Feind sich erhob und so Einigkeit und daher Macht entfaltete, beweise nur, daß ein Volk mehr für die Vertheidigung seines Vaterlandes leisten könne und leistet als für die Erringung seiner eigenen Freiheit. „Das eine", sagt sie, „ist gewissermaßen Zwang, d. h. sowol ein Befehl, dem gehorcht werden muß, als auch eine Epidemie, der nicht widerstanden werden kann; das andere erfordert Reife der Zeit, Kraft in den Führern und jenen bestimmten und praktischen Zweck, der vor allen Dingen Parteien am fremdesten ist, die so zersplittert sind wie in dieser Rasse von großem Gehirn und geringer Aufklärung." In einer Anmerkung hierzu behauptet die „Review" auf Grund der Aussage glaubwürdiger englischer Zeitungscorrespondenten von damals, daß die Offiziere den Stock gebraucht haben, um die Soldaten zum Angriff zu treiben. Eine andere Stelle lautet: „Unsere Ansicht von unsern deutschen Brüdern hat demgemäß (seit der Erleichterung des Verkehrs durch Eisenbahnen und Post und einer verbreiterten Kenntniß der Sprache) bedeutende Veränderungen erlitten. Wir wissen jetzt, wie gründlich sie als Rasse in der Forschung und Untersuchung sind, wie oberflächlich unsere nationalen Unterrichtsmethoden im Vergleich mit den ihrigen sind, wie sie die Gehirnarbeit der ganzen Welt im Brüten, Abwägen und Sichten verrichten, und wie kein Gegenstand, sei es in der Kunst, Wissenschaft oder Geschichte, für voll beleuchtet gelten kann, ehe er nicht durch den Schmelztiegel des deutschen Geistes gegangen ist. Zugleich aber sind wir zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Deutschen eine unpraktische Rasse sind, daß sie etwas sogar Hibernisches in ihrer Verwechselung der Beziehungen der Mittel zu den Zwecken haben; daß sie zwar vortrefflich unterrichten, aber abscheulich erziehen, die größte Freiheit oder vielmehr Zügellosigkeit in Glaubenssätzen, selbst bis zum Hinwegtheoretisiren aller, und die geringste Unabhängigkeit im Handeln besitzen; daß sie zweifeln, ehe sie glauben, und gewöhnlich auf Kosten alles Glaubens überhaupt; daß sie sich gegen die unentbehrliche Nothwendigkeit für den «sündenvollen Menschen unter dem Himmel», etwas als die Grundlage alles richtigen Denkens für ausgemacht gelten zu lassen, auflehnen und dennoch in ihrem Alltagsleben geduldig die willkürlichsten Forderungen bureaukratischer Macht und Einmischung ertragen, selbst so weit, daß sie es nicht wagen, ohne amtliche Erlaubniß ihre eigenen Trauben abzuschneiden. Wir bemerken, daß, während sie unermüdlich darin sind, die Beweise ihres eigenen Daseins zu analysiren, sie sich seit Jahr-

hunderten damit begnügten, nicht nur an das Dasein, sondern auch an die Wirksamkeit der großen Mythe neuerer Zeiten, nämlich an das Heilige Römische Reich zu glauben.... Schließlich haben wir uns überzeugt, daß, während keine Nation für das Vaterland mehr geträumt, gesungen und sich dessen gerühmt und nicht das allein, sondern auch mehr dafür gelitten, geopfert und geblutet hat, kein Volk elendiglicher die Mittel verfehlt hat, es zu einigen."

— Der „Nuova Rivista Internazionale", Nr. 7, 1880, entnehmen wir folgende Urtheile:

Ueber Eugen von Schmidt's „Die Philosophie der Mythologie und Max Müller" (Berlin, C. Duncker) sagt sie: „Es kann niemand leugnen, daß der Verfasser den Muth seiner eigenen Ueberzeugung hat und er keiner von denen ist, die das Knie vor dem Götzen des Tages beugen. Und es gehört wirklich ein besonderer Muth dazu, die Stimme gegen eine Autorität wie die Max Müller's zu erheben. Wer von beiden recht hat, verbietet die Bescheidenheit, auszusprechen. Schmidt bekundet sich in dieser Arbeit jedenfalls als ein Mann von ausgebreiteter und gründlicher Gelehrsamkeit, als scharfer Denker und selbständiger Philosoph.... Es wird dieses Buch, wenngleich von nur geringem Umfang, sicherlich einen ehrenvollen Platz in der philosophischen Literatur einnehmen. Wenn es ein Erstlingswerk ist*), so können wir es einen glänzenden Anfang nennen. Wer sich mit diesen Forschungen beschäftigt, sollte nicht versäumen, neben Max Müller's Werken auch diese Schrift zu lesen."

Eine interessante Besprechung der zwei neuen Schriften von Eduard von Hartmann: „Die Krisis des Christenthums in der modernen Theologie" und „Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus" (Berlin, C. Duncker), schließt mit folgenden Worten: „Wer diese zwei neuesten Ausflüsse des wahrlich nicht gewöhnlichen Geistes Eduard von Hartmann's durchliest, wird wenigstens nicht umhin können, die Gelehrsamkeit, die scharfe Dialektik, die philosophische Gründlichkeit und vor allem die Eleganz der Darstellung zu bewundern. Auch wird er gestehen müssen, daß sie reich an den feinsten und richtigsten Beobachtungen sind. Auf die allgemeine Frage jedoch, ob der Philosoph seine Absicht erreicht habe, müssen wir verneinend antworten. Daß eins oder das andere der vielen Dogmen des Christenthums vor der Wissenschaft nicht standhalten könne, haben bereits andere vor ihm nachgewiesen. Allein das Christenthum und das Dogma der Erlösung durch Christum sind nicht ein und dasselbe. Dieses kann wol fallen; doch auch dann bleibt uns immer noch das Christenthum übrig, und wir können dem berliner Philosophen nicht einräumen, daß es ihm gelungen sei, es wankend zu machen. Als Ersatz rühmt er uns den Pessimismus an. Wollte Hartmann einmal sich dazu bequemen, die Hütten der Armen und der Unglücklichen zu besuchen, so würde er sich überzeugen und, wir hoffen es, auch freiwillig eingestehen, daß für die Seufzenden und Bekümmerten das Evangelium Christi weit besser sei als die Lehren des Pessimismus."

Großes Lob wird dem historischen Roman „Die Familie de Saß" von J. A. von Sprecher gespendet. Der Recensent sagt geradezu: „Uebrigens zögere ich nicht, ihn einen der schönsten und nützlichsten historischen Romane zu nennen, die in den letzten Monaten ans Licht gekommen sind."

Nicht minder günstig lautet das Urtheil über O. Seemann's „Mythologie der Griechen und Römer", W. Lübke's „Geschichte der Plastik von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart" und Seemann's „Kunsthistorische Bilderbogen".

*) Nein, der Verfasser hat bereits früher „Die Zwölfgötter der Griechen" (2. Aufl., Leipzig 1864) veröffentlicht.

Bibliographie.

Bach, O., Zerrissene Fäden. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 4 M.

Ballestrem, Eufemia Gräfin, Naomi, der Page. Ein Sang aus alten Tagen. Leipzig, Albrecht. 12. 3 M.

Beaconsfield, Earl of (Benj. D'Israeli), Endymion. Aus dem Englischen von C. Böttger. Autorisirte deutsche Ausgabe. 2ter Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Berge, E. v., Heinrich IV. Trauerspiel. Breslau, Kiepert. 1880. 8. 3 M.

Berger, S., Kaiser Josef II. Sein Leben und Wirken. Erinnerungsblätter. Brünn, Buschak u. Irrgang. 1880. Gr. 8. 1 M.

Bergholb, G., Die Herzogin Leona und ihre Verbrechen oder die Geheimnisse der Nachtbrüder. 1stes u. 2tes Heft. Dresden, G. Wolf. 1880. Gr. 8. à 20 Pf.

Besant, A., Das Gesetz der Bevölkerung. Ins Deutsche übertragen von G. Stille. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 80 Pf.

Bestmann, H. J., Geschichte der christlichen Sitte. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Die sittlichen Stadien in ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt. Nördlingen, Beck. 1880. Gr. 8. 8 M.

Bodenstedt, F., Der Sänger von Schiras. Hafisische Lieder, verdeutscht. Diamant-Ausgabe. Berlin, A. Hofmann. 1880. 16. 5 M.

Bormann, E., Mei Leibzig low' ich mir! Säcksche Dagebuchbläddr ennes alten Leibzigers. Leipzig, Liebeskind. 8. 1 M.

Braun-Wiesbaden, K., Champagner. Ein Kapitel aus meinem Wein-Brevier. Leipzig, Reißner. 8. 1 M. 50 Pf.

Braunau, W., Es hat so sollen sein. Schwank. Stuttgart, Greiner. 1880. Gr. 4. 50 Pf.

Brinckman, J., Die Tochter Shakespeares. Eine Dichtung. Rostock, Werther. 8. 2 M. 50 Pf.

Corrodi, A., Geschichten. 1ster Bd. Mit Porträt und Facsimile des Verfassers. Zürich, Trüb. 8. 2 M.

— — Der Sang vom Aerger. Zürich, Trüb. 12. 1 M. 50 Pf.

Culmann, F. W., Studien über die morganatische Ehe und den Ursprung des Feudalwesens, nebst mehreren bayerischen Ortsnamen. Strassburg, Schmidt. 1880. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Deisenberg, W., Theismus und Pantheismus. Eine geschichtsphilosophische Untersuchung. Wien, Faesy u. Frick. 1880. Gr. 8. 5 M.

Derboeck, C. W., Spledder un Spöhn. II. Ut de Bläuthenttid. Snaksche Vertellung. Berlin, Trewitz. 1880. 12. 3 M.

Georg Dipold. Roman aus der Zeit des Bauernkrieges. Gotha, F. A. Perthes. 8. 4 M.

Dühring, E., Die Judenfrage als Racen-, Sitten- und Culturfrage. Mit einer weltgeschichtlichen Antwort. Karlsruhe, Reuther. Gr. 8. 3 M.

Elde, A. von der, Die Brüder Meienburg. Eine Erzählung aus der Franzosenzeit. Nach Familienpapieren. 2 Bde. Heidelberg, C. Winter. 8. 6 M.

Enders, M. A., Novellen. (Trautenheim. Die Thurmschwalbe. Sleevenbord. Das Drachenhaus.) Magdeburg, Faber. 8. 4 M. 80 Pf.

Flammberg, G. (K. Edrard), Ein Todtentanz. Gedicht in 36 Gesängen. Wernigerode, Angelmann. 1880. 8. 4 M.

Fuchs-Nordhoff, A. Freih. v., Josephine. Ein Roman aus der Gegenwart. Dresden, v. Grumbkow. 12. 2 M.

Fulda, K., Chamisso und seine Zeit. Mit dem Porträt Adelbert's von Chamisso. Leipzig, Reißner. 8. 3 M.

Galland, J., Die Fürstin von Gallitzin und ihre Freunde. Köln, Bachem. 1880. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Gottschall, R. v., Blüthenkranz neuer deutscher Dichtung. 10te verbesserte Auflage. Breslau, Trewendt. 16. 5 M.

Gröleken, H., Der heilige Engelbert von Köln. Ein Schauspiel. Köln, Theissing. 8. 1 M. 20 Pf.

Hahn, L., Kaiser Wilhelms Gedenkbuch. 1797—1879. Lebens- und Charakterbild des Kaisers aus eigenen Aeußerungen und amtlichen Kundgebungen. Volks-Ausgabe. 3ter bis zur goldenen Hochzeit des Kaiserpaars fortgeführter Abdruck. Berlin, Hertz. 1880. 8. 2 M. 70 Pf.

Köbner, J., Die Geigerin. Barmen, Klein. 8. 2 M.

Koch, K., Nachklänge orientalischer Wanderungen. Posthume Blätter. Herausgegeben von Frau Therese Koch. Erfurt, Körner. Gr. 8. 5 M.

Der deutsch-französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. 18tes Heft: Geschichte des Krieges gegen die Republik. Die Ereignisse auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze bis Mitte Januar 1871 und vor Paris vom Beginn des Jahres 1871 bis zum Waffenstillstande. Mit 9 Karten und Plänen und Skizzen im Text. Berlin, Mittler u. Sohn. 1880. Gr. 8. 10 M.

Kühling's, A., Album für Liebhaber-Bühnen. Nr. 144—160. Berlin, Kühling. 1880. 8. à 75 Pf.

— — Album für Solo-Scenen. Nr. 29—34. Berlin, Kühling. 1880. 8. à 75 Pf.

— — Theater-Specialität. Nr. 22—29. Berlin, Kühling. 1880. Gr. 8. à 1 M. 50 Pf.

Mahn, A., Ueber das Wesen und den Ursprung der Sprache, sowie auch über den Ursprung des Menschengeschlechts. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 60 Pf.

Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 19. Jahrgang. 1880/81. Nr. 2. Nebst der literarischen Beilage. Redigirt von L. Schlesinger. Leipzig, Brockhaus. 1880. Gr. 8. 2 M.

Universal-Bibliothek. Nr. 1407: Komm' den Frauen zart entgegen. Lustspiel von A. Thorn. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1880. Gr. 16. 20 Pf.

Vely, E., Verschneit — Verweht. Roman. Herzberg a. H., Simon. 8. 4 M.

Vischer, F. T., Altes und Neues. 1stes Hft. Stuttgart, Bonz u. Comp. Gr. 8. 4 M.

Vries, J. F. de, und T. Focken, Ostfriesland. Land und Volk in Wort und Bild. Emden, Haynel. Gr. 8. 5 M.

Weber, Geschichte des Rheinischen Jäger-Bataillons Nr. 8 von seiner Errichtung 1815 bis zum Jahre 1880. Berlin, Mittler u. Sohn. 1880. Gr. 8. 4 M.

Wurzbach, A. v., Lieder an eine Frau. Stuttgart, Neff. 16. 3 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 6. —— 10. Februar 1881.

Paul Heyse's neueste Novellen.

Frau von F. und römische Novellen von Paul Heyse. (Dreizehnte Sammlung der Novellen). Berlin, Hertz. 1881. 8. 6 M.

Wem Paul Heyse ein lieber alter Bekannter ist, der wird die liebgewonnene Eigenart des Meisters der deutschen Novelle in seinen vier neuesten Novellen mit Vergnügen wiederfinden, aber auch mit angenehmer Ueberraschung an einer derselben eine neue Eigenschaft des Dichters schätzen lernen. Durch Heyse's Dichtungen pulsirt eine lebendige Sinnlichkeit, die vielfach — mit Unrecht — beanstandet worden ist, denn diese Sinnlichkeit ist nirgends eine unmoralische, sondern eine durchaus künstlerisch bedingte und edle. Heyse hat auf diesen gegen ihn erhobenen Vorwurf bereits früher einmal durch den bezüglichen Titel und das launige Vorwort der „Moralischen Novellen" geantwortet. Zwei von den Novellen der vorliegenden neuesten, dreizehnten Sammlung werden diesem Vorwurf der Sinnlichkeit gewiß auch nicht entgehen, die zwei andern dagegen dürften selbst dem strengsten Philister ein Lächeln abgewinnen und ihm keinen Anlaß zur moralischen Rüge geben, obwol in beiden eine Entführung vorkommt.

Heyse hat gegen den immer von neuem ihm gemachten Vorwurf in der ersten Novelle gelegentlich sich wieder zu einer Vertheidigung herbeigelassen; denn Frau von F. spricht zugleich für ihn und seine schriftstellerische Art, wenn sie sagt:

> Ich habe nie begriffen, warum man es für unschicklich oder gar sündhaft ausgibt, von dem Einfluß unserer Sinnlichkeit auf unser Leben, unser Wohl und Wehe zu reden.

Und welche Freiheit der Darstellung er eigentlich für den modernen Novellisten in Anspruch nimmt, verräth sich in dem Urtheil der Frau von F. über ihren gemeinsamen Lieblingsschriftsteller Stendhal (Pseudonym für Beyle, einen in Deutschland noch wenig bekannten französischen Novellisten und Autor kunstgeschichtlicher Werke, geb. 1783, gest. 1842, an dem Aehnliches wie an Paul Heyse gerügt wird):

> Und dann liebe ich die Geschichten und Chronikabenteuer, die er in Italien gesammelt hat, die starken, rücksichtslosen Leidenschaften ohne jede Selbsttäuschung, mit einer — kalten oder heißen — Unbedenklichkeit bis aufs Messer, den ganzen heftigen Lebenspuls, der durch die Gesellschaft der Renaissance, zumal im Süden, ging und den wir mit unsern prüden Armseligkeiten leider so gezähmt haben, daß ich die heutigen Herren Novellisten aufrichtig bedauere.

Frau von F. ist der Name einer deutschen, siebenundsechzig Jahre alten Dame, mit der Paul Heyse vor Jahren in einer schweizer Pension befreundet wurde. Die übrige Hausgenossenschaft hielt sich gegen die alte Dame feindselig, weil das Pianino, das früher im Salon gestanden hatte, auf ihr Zimmer geschafft worden war und, wie die Dame durch Vorausbezahlung einer doppelten Miethe beim Wirthe sich ausbedungen hatte, durch kein anderes ersetzt werden durfte. Der Dichter aber gewann die alte Dame, die ihm bei aller Unscheinbarkeit schon durch ihre sanften schwarzen Augen und dann durch ihr ernstes und kunstvolles Klavierspiel aufgefallen war und sich ihm als eine Jugendfreundin seiner Mutter zu erkennen gegeben hatte, bald sehr lieb, um so mehr, als er in ihr eine Frau von seltenem Geist entdeckte. Denn dieser, ihr Geist, war äußerst lebendig, während „der andere", l'autre, wie sie mit Le Maistre ihn nannte, der Körper, bereits sehr gebrechlich war, nur daß sie beim Klavierspiel eine Kraft entfaltete, die man ihr nicht zugetraut hätte. Sie theilte nicht die üblichen Vorurtheile des Alters, z. B. gegen die heutige Jugend und gegen die neue Zeit. „Leben heißt vorlieb nehmen." Sie liebte es nicht, so gebrechlich sie war — „man kommt so stückweise um sich" —, über ihre körperlichen Leiden zu sprechen, und machte es dem Dichter, der sie allabendlich besuchte, zur Bedingung, nicht nach

ihren Zuständen zu fragen; die fünf Minuten, die dieses Thema kostete, wären verschwendet. Sie besaß in hohem Maße das Talent einer vollendeten Virtuosin der Geselligkeit, klug zu hören und andere beredt zu machen. Ja sie weckte gewissermaßen die geistigen Kräfte eines jeden, der mit ihr umging, und hob ihn auf die Höhen seiner eigenen Kraft. Wir glauben dem Dichter gern, daß für seine Wissenschaft vom menschlichen Herzen von so einer alten Frau mehr zu lernen war als von jungen Fräulein. Die Novelle ist, abgesehen von dem objectiv-psychologischen Interesse, auch reich an theologisch-psychologischen Aperçus, namentlich über das Verhältniß des „andern" zu seinem Zwillingsbruder, dem Geiste, und über das Glück. Frau von F. kennt nur zweierlei, was dem Menschen hilft, ganz zum Gefühl und Genuß seiner Persönlichkeit zu kommen, ihn wahrhaft selig macht, Geist und Sinne gleichmäßig befriedigt: künstlerisches Schaffen und glückliche Liebe. In der Musik sei sie immer nur Nachschafferin gewesen. Für die Liebe hätten Kräfte in ihr gelegen, aber diese hätten sich niemals frei ausleben dürfen: wahres Liebesglück habe sie nie genossen. Aehnlich wie Goethe in „Wilhelm Meister's Lehrjahren", Buch 1, Kap. 3, sagt sie: „Es gibt viele, die wahres Liebesglück nie genießen, viel mehr als man denkt, von Hunderten vielleicht nicht zehn, nicht fünf. Man kann nur keine statistischen Tabellen darüber machen."

Sie heirathete, selbst aus einer vornehmen und reichen Familie stammend, mit siebzehn Jahren einen ältern würdigen Mann in hoher Stellung. Ihr Herz blieb kalt und unbeglückt. Ihr Mann starb nach einem Jahre, ihr Töchterchen, als es drei Jahre alt war. Sie lebte in angenehmen äußern Verhältnissen als der geistreiche Mittelpunkt der Gesellschaft einer kleinen Residenz. Schön war sie nie gewesen. Für ihr Herz machte sie keine Ansprüche; sie theilte mehrere Körbe aus. Da erwachte in der Dreißigjährigen plötzlich zum ersten male die Liebe mit aller sinnlichen Macht und leidenschaftlichen Heftigkeit. Gegenstand dieser Leidenschaft war ein schöner, aber geistig ihr nicht ebenbürtiger Offizier, der nur neun Tage älter war als sie. Als sie das ungegründete Gerücht vernimmt, daß er sich mit einer Ballschönheit verlobt habe, fällt sie in eine Krankheit. Sie ist kaum genesen, so wirbt er um ihre Hand. Die Hochzeit soll bald stattfinden, aber ihre Verlobung vorläufig noch geheim gehalten werden. Daß diese Liebesgeschichte kein glückliches Ende fand, ist unschwer zu errathen; welche Wendung sie aber nahm durch das Dazwischentreten einer Art Ottilie, und wie sich Frau von F. dabei benahm, das ist gerade das Interessanteste und Bedeutendste an dieser Erzählung. Die Scene, worin Frau von F. an dem Tage vor der Hochzeit sieht, wie die in den beiden wahlverwandten Personen, Charlotte und der blonden Sophie, mit elementarer Gewalt die in ihnen schlummernde Neigung zum Durchbruch kommt, ist außerordentlich packend. Bewundernswerth ist die Selbstüberwindung, mit welcher Frau von F. im letzten Moment zurücktritt, um dem jungen Mädchen ihre Stelle einzuräumen. Es ist der Triumph edelster weiblicher Sittsamkeit über die Macht der Sinnlichkeit.

Aehnliche Selbstüberwindung bewährt Erich, der Held und Erzähler der letzten Novelle: „Die Hexe vom Corso." Es ist ein Baumeister aus Petersburg, der dem befreundeten Dichter ein Erlebniß erzählt aus der Zeit, wo er vor fünfundzwanzig Jahren zum ersten male in Rom weilte. Er war der Sohn eines holsteinischen Pfarrers. Nachdem er selbst eine Zeit lang Theologie studirt, dann aber sich dem Baufach gewidmet hatte, machte er als Stipendiat des preußischen Ministeriums seine erste Kunstreise. Kaum in Rom angelangt, wurde er von einem Banditen überfallen und beraubt. Mit dem Dolch in der Schulter sank er bewußtlos auf den Steinstufen eines Hauses am Corso nieder. Dieses Haus bewohnte die Tochter eines Cardinals, die ehemalige Frau eines betrügerischen französischen Consuls und Witwe eines Kapitäns von den päpstlichen Gensdarmen, der Gegenstand der Verzweiflung der ganzen jeunesse dorée, das schönste Weib von Rom, die Hexe vom Corso und doch „eine Art Engel im Unterrock". Gemma hatte die Nacht schlaflos in ihrem Bette gelegen und überdacht, was sie alles erlebt — viel Bedauernswerthes, wie schlecht und roh die Männer seien, was aus ihr werden sollte, wenn sie nie einen Mann fände, der gut wäre wie sie selbst, dem sie nicht den Fuß auf den Nacken setzen könnte, sondern den sie verehren müßte fast wie einen Vater, doch auch liebte wie einen Geliebten; und während sie das dachte und betete, daß die Madonna sie doch so begnaden wollte, wie sie es hier und da bei guten herzlichen Ehepaaren gesehen, da hatte sie unten das Stöhnen und den Hülferuf des Verwundeten gehört, sie war aufgesprungen und hatte ihn vor der Thür gefunden; und sowie sie ihm ins Gesicht leuchtete, war es ihr klar und unzweifelhaft, die Madonna hatte ihr Gebet erhört, und der Mann, den sie lieben durfte, ohne sich selbst zu verachten, war gefunden. Sie pflegt den Verwundeten mit hingebender Liebe. Die Scene seines ersten Erwachens inmitten der fremden, prächtigen Umgebung ist, trotzdem dieses Motiv keineswegs neu ist, doch eigenartig behandelt. Allerliebst ist die erste Begrüßung Erich's mit Vicetta, dem Töchterchen Gemma's. Sehr gemüthvoll sind die Scenen, in denen der Genesende mit dem Kinde sich liebevoll abgibt und ihm allerlei zeichnet, namentlich auch der Mutter durch Zeichnung eine Anschauung von seiner Heimat gibt. Die erste Ausfahrt an Gemma's Seite — Vicetta und ihre größte Puppe auf dem Rücksitz — führt den Genesenden wieder ins Leben und zum ersten male in die Herrlichkeiten Roms ein. Alles sieht ihnen auf der Straße nach. Als sie von der Ausfahrt zurückkehren, wallt sein Herz über und er stürzt ihr zu Füßen — da kommt gerade der Arzt, der brave Doctor Susina. Im Einverständniß mit dem Arzte wird Erich auf drei Wochen bis zu seiner völligen Genesung ausquartiert in die bescheidene Wohnung, die er sich gleich

bei seiner Ankunft gemiethet hatte. Jenseit dieser Frist winkt ihm das Glück ihrer Liebe. Ein deutscher Maler, Kürdchen, eine höchst drollige Figur mit seiner „Diogeneslaterne mitten im Gesichte", sonst ein guter Kerl, aber die leibhaftige Satire auf das banausische, freilich auch recht rentable Kunstlehrerthum, der selbst wie viele andere eine hoffnungslose Leidenschaft für Gemma hegt, macht Erich mit der von demselben halbgeahnten Vergangenheit Gemma's bekannt. Zwar vermag nichts von alledem, was Kürdchen sagt, Erich's Leidenschaft zu dämpfen; auch ist er weit entfernt von irgendwelcher moralischen Anwandlung, was sein Urtheil über das angebetete Weib anlangt. Aber doch sträubt sich der Mann in ihm, sein Glück der Laune einer Sultanin zu danken. Er will ihr entfliehen. Welch ein Herz offenbart sie aber, als sie durch den Arzt eine Ahnung von seinem Vorhaben bekommt und ihn zum ersten male besucht! Die Drohungen des Marchese L***, eines ehemals begünstigten Anbeters Gemma's, der noch immer eine wahnwitzige Leidenschaft für sie nährt und jetzt nach dem Tode seines Vaters sie zur Gattin begehrt, können Erich nicht einschüchtern, sondern fordern eher seine Opposition heraus; doch gewinnt schließlich die Vernunft die Oberherrschaft über ihn. Der wahnsinnige Marchese ermordet Gemma. Gemma's Mutter, ein gräuliches altes Weib, verschwindet mit Vicetta. Damit ist Erich jeder Versuchung überhoben, aber die Erinnerung an diese Jugendleidenschaft wirkt noch nach fünfundzwanzig Jahren aufs mächtigste in ihm fort.

In diesen beiden Novellen ist den Forderungen der nüchternen Vernunft und der hausbackenen Moral vollauf Genüge geschehen, und es ist bewundernswerth, wie der Dichter es verstanden hat, damit zugleich die höhere poetische Folgerichtigkeit und Wahrheit zu vereinigen.

Die beiden andern römischen Novellen: „Die talentvolle Mutter" und „Römulusenkel", behandeln nicht so gewaltsame Herzenserregungen. Sie sind heitern Genres. Während die letzten Novellensammlungen Paul Heyse's vorwiegend oder ausschließlich Erzählungen ernsten Inhalts boten, entfaltet sich hier wieder die graziöseste Laune und Schalkhaftigkeit.

Meta, die „talentvolle Mutter", ist eine liebenswürdige deutsche Witwe von 36 Jahren. Nach dem Tode ihres Mannes, den sie aufrichtig geliebt hat, glaubt sie nur noch zwei Aufgaben zu haben: die Erziehung ihrer achtzehnjährigen Tochter zu vollenden und ihre eigene künstlerische Ausbildung so weit zu fördern, daß sie wenigstens einen kleinen Schritt aus dem Dilettantismus herauszuthun vermöchte. Sie musicirt und aquarellirt, und namentlich um der Ausbildung ihres malerischen Talents willen hält sie sich in Rom auf. Tagtäglich macht sie mit ihrer Tochter durch Rom und die Campagna malerische Streifzüge, die ihr in dem zahlreichen Freundeskreise, den sie durch ihre geselligen Talente um sich zu versammeln verstanden hat, den Beinamen „Meta sudans" (eine Anspielung auf jenen alten Steinkegel am Ende des Forums, der diesen Namen trägt) erworben haben. Nur leider, ihre Tochter zeigt weder Talent für Malerei, noch versteht sie durch silberne Gesangescascaden die Gesellschaft zum Beifall hinzureißen, noch besitzt sie die Unterhaltungsgabe ihrer Mutter. Dagegen bewährt sich dieses stille, unscheinbare Mädchen als ein echt deutsches, tiefes Gemüth. Sie hat in ihrer Heimat, im Schwarzwald, einen jungen Ingenieur liebgewonnen. Die Mutter ist aber gegen diese Verbindung: Martina solle sich nicht so früh binden. Sie hat dem Liebhaber das Wort abgenommen, zwei Jahre lang nicht an Martina zu schreiben, und hofft, daß die Tochter unter den Eindrücken Italiens die Jugendliebschaft vergessen werde. Seitdem ist ein Jahr dahingegangen. Olaf ist unterdessen Professor am Polytechnikum zu D. geworden. Sein Versprechen, an Martina nicht zu schreiben, hält er, aber er reist ihr nach Italien nach. Die talentvolle Mutter hat übrigens auch manchen Bewerber gefunden, aber bisher alle abgewiesen. Unter ihnen ist auch ein Herr Mathias, ein reicher Hamburger, ein rüstiger Vierziger, der seine Senatorstelle aufgegeben, um in Italien seiner Passion für Alterthümer zu leben. Während diesem sonst von aller Kunst nichts interessant ist, als was bis vor Christi Geburt hinaufreicht, hält er die Sächelchen der Frau Meta alle für vollendete Meisterwerke, hat drei Aquarelle, die sie in einen Wohlthätigkeitsbazar gegeben hatte, mit dem Doppelten des verlangten Preises bezahlt und in den schönsten geschnitzten Rahmen, sodaß viel weißes Papier um die kleinen Blätter freiblieb, in dem Allerheiligsten seiner Sammlungsräume aufgehängt. Mit diesem seinem Schwiegerpapa in spe ist Olaf in Perugia zufällig bekannt geworden. Beide bewohnen seit einigen Tagen in der Nähe des Hains der Egeria ein Landhäuschen in einem Weingarten, auf dessen Grund und Boden Herr Mathias Ausgrabungen zu veranstalten gedenkt. Es dauert einige Tage, ehe Olaf, der den Damen nachschleicht, Martina heimlich sprechen kann. Während Frau Meta einen entzückenden Durchblick bei den Ruinen der Kaiserpaläste malt, wandelt Martinchen zwischen den Trümmern umher und steigt in das Stadium hinab. Hier überrascht sie Olaf. Das Wiedersehen ist eine allerliebste Scene. Das Ziel der malerischen Excursion des folgenden Tags bildet auf Martinchen's Vorschlag der Hain der Egeria. Sie hofft dort Olaf vielleicht wieder heimlich sprechen zu können. Wie nun hier, während die Mutter in ihre Studien versunken ist, eine höchst originelle Entführung und Wiederbringung Martinchen's durch Olaf stattfindet, und wie während dessen die geängstigte Mutter in dem Landhaus ihres Anbeters, des Herrn Mathias, eine Zuflucht findet und diesem ihre Hand verspricht: das ist sehr ergötzlich zu lesen. Die Schlußscene, wie Frau Martina zu Hause im Bett und im Dunkeln ihrer Tochter die Einwilligung zur Verbindung mit Olaf gibt und ihr die Mittheilung von ihrer eigenen Verlobung mit Herrn Mathias macht, ist durch den Gegensatz der komischen

Situation und der gemüthvollen Worte Martinchen's voll des köstlichsten Humors.

Die umfänglichste der vier Novellen, „Romulusenkel", ist, glaube ich, auch die vollendetste derselben. Der Humor ist hier zugleich mit Satire gepaart, eine Eigenschaft, die Paul Heyse in keiner seiner bisherigen Dichtungen in diesem Maße entfaltet hat. Doch erscheint die Satire auch hier nicht als Zweck, sondern nur als künstlerische Beigabe.

„Wir saubern Romulusenkel", sagt einer von diesen Romulusenkeln, „was thun wir jetzt? Was ist uns geblieben? Die alte Generation führt halblaute Gespräche mit Schatten, und das junge Geschlecht übt seinen Tenor, um Logen und Parket damit zu erobern."

Auch gegen das moderne Kunstleben und zwar besonders gegen gewisse Richtungen der Malerei werden in diesen römischen Novellen und auch in den „Romulusenkeln" manche satirische Pfeile versendet, aber in den „Romulusenkeln" richtet sich die Satire in größerer Breite und nachdrücklich gegen — den Spiritismus. Der alte Maler Romolo und durch ihn der Held der Erzählung, Muzio Orazio de' Cesari, welcher sich ernstlich der Abkunft von Gajus Julius Cäsar rühmt, sind in ein spiritistisches Conventikel gerathen und werden von der Pythia desselben, die an einen Trunkenbold verheirathet ist, ausgebeutet. Romolo lebt nur noch für die unsichtbare Welt und malt statt seiner frühern Historien nur noch Gespensterbilder: Cäsar, der dem Brutus, Mausolus, der der Artemisia, seine verstorbene Gattin Emilia, die ihm selbst erscheint. Wir werden mehrmals in die Sitzungen der Spiritisten eingeführt, die mit einem Gebet begonnen werden. Der Protokollführer, der das Klopfen des Tisches, wodurch sich die citirten Geister vernehmlich machen, in das Italienische übersetzt, ist ein Priester. Leider gestatten die Geister nicht die Weiterverbreitung und Veröffentlichung ihrer Enthüllungen. Denn wenn alles aufgeschrieben wäre, was in diesem Verkehr mit den verschiedensten Personen der heiligen und Profangeschichte an denkwürdigen Aufschlüssen gewonnen worden war, so würde eine wenigstens zehnbändige neue Weltgeschichte vorhanden sein. Tacitus gab die interessantesten Berichte über allerlei geheime Geschichten der Kaiserzeit, die ein höchst dankenswerther Ersatz für seine verlorenen Bücher gewesen wären. Homer bedauerte, durch den Gesang der Odyssee, der im Hades spielt, eine falsche Vorstellung von der Ueber- oder Unterwelt verbreitet zu haben. Selbst die olympischen Gottheiten ließen sich durch den Tisch vernehmen. Der wichtigste Aufschluß, den sie gaben, der Schlüssel der ganzen Mythologie, war der, daß sie alle, Jupiter, Juno, Venus, Mars u. s. w., nichts anderes als Menschen, nur mit ungemeinen Gaben, höchstem Verstande, staunenswerther Kraft, Schönheit und Macht ausgestattet, mit einem Worte nichts anderes als — Medien gewesen wären, darum befähigt, Geheimnisse der Natur und des Schicksals zu verstehen, die den gewöhnlichen Sterblichen verhüllt blieben. Von der dankbaren Menschheit seien sie nach ihrem Tode als übernatürliche Wesen verehrt worden. Eine höchst belustigende Verbindung antik-euhemeristischer und modern-spiritistischer Faseleien! Besonders oft wird von diesem Kreise Venus citirt, die Grazien merkwürdigerweise niemals. Venus zeigte sich sogar in italienischen Dichtern bewandert.

Sehr belustigend ist die letzte Sitzung, in die wir geführt werden. Der Maler Romolo hat den heiligen Lucas citiren lassen. Da der Maler-Evangelist sich in seinen Antworten über die Technik der ältesten christlichen Malerei offenbar verschiedene Irrthümer zu Schulden kommen läßt, fängt Romolo an mistrauisch zu werden. Da macht der Geist, zugleich zur Beschämung des Zweiflers und zur Strafe seiner Sünden, die sensationelle Enthüllung, daß in eben diesem Momente Caterina, die neunzehnjährige Tochter des Malers, aus dem väterlichen Hause entflohen und „mit einem listigen Verführer" in die weite Welt gegangen sei. Diese Caterinuccia ist die warme, lebendige, blühende Wirklichkeit in dieser träumerischen Gesellschaft, der frische, gesunde Tageszauber, der alle mondbeglänzten Schatten beschämt. Caterina's ätherische Elemente sind, wie der Vater sagt, leider verkümmert oder noch nicht herangereift. Gar zu gern möchte das nette jugendliche Ding der Signora Virginia, jener zart organisirten Frau, die den Vater mit ihrem Geisterschwindel beherrscht, auf die Sprünge kommen. Caterinuccia liebt einen jungen Beamten vom Kriegsministerium. Der Vater will von der Verbindung nichts wissen. „Babbo, ich bekomme ihn doch noch einmal; alle deine Gespenster sollen ihn mir nicht streitig machen!" sagt sie und thut, als habe sie sich die Sache aus dem Kopfe geschlagen. Muzio Orazio de' Cesari, der berühmte Cäsarenenkel, Hausbesitzer, ein giovanotto von 40 Jahren, ein gutmüthiger Mensch, aber eine unglaublich träge Natur, „ein Engel und galantuomo", der sich von seiner alten Haushälterin Menica tyrannisiren läßt, wird von der jugendlichen Liebenswürdigkeit Caterinuccia's bezaubert und trägt ihr seine Hand an. Sie will noch abwarten, ob er nach vier Wochen ebenso denke wie jetzt. Muzio ist in der glückseligsten Stimmung. In dieser Stimmung wagt er, als er in einem Café ein beschauliches Glas Grog trinkt und während er ein großes Stück Zucker langsam in der heißen Mischung schmelzen sieht, den hochlyrischen Vergleich: so müsse es sich ungefähr ausnehmen, wenn er beobachten könnte, wie Caterina's junges Herz in heißer Liebe zu ihm sich auflöse. In den vier Wochen, die Caterina sich ausbedungen hatte, erfolgt die erhoffte Beförderung ihres Geliebten zum Secretär beim Kriegsministerium, und um den Drohungen ihres Vaters, der sie zur Heirath mit Muzio zwingen will, sich zu entziehen, verläßt sie am letzten Tage der Bedenkzeit das väterliche Haus. Virginia hatte die sensationelle Nachricht durch Menica erhalten, die ihr Regiment nicht an eine junge Hausfrau abtreten wollte und Caterinuccia auf Schritt und Tritt

beobachtete. Wenige Tage darauf, als sie mit ihrem Vittorio verheirathet ist, kommt Caterinuccia zu dem überraschten Muzio, und durch ihre Liebenswürdigkeit weiß sie den gutmüthigen Menschen nicht nur zu versöhnen, sondern auch zum Freunde ihres Gatten und zum Vermittler zwischen ihnen und dem Vater zu gewinnen. Die Schwindeleien der Signora Virginia werden entdeckt. Romolo versöhnt sich allmählich mit dem jungen Paar, dem der gutmüthige Muzio eine Wohnung in seinem eigenen Hause eingeräumt hat.

Zu diesen römischen Novellen verdankte der Dichter die Anregung wol dem Aufenthalte in Italien im Winter 1877 auf 1878, der ihm auch die „Verse aus Italien" eintrug. Aber es mischt sich gewiß in die Scenen der Gegenwart auch mancher Klang aus jener 25 Jahre frühern Zeit hinein, wo der Dichter zum ersten male am Tiberufer wandelte; z. B. in Betreff der in der vierten Novelle gelegentlich genannten „guten Dame Rubicondi" läßt sich das aus der Epistel an Otto Ribbeck, mit dem er einst, wie er dort sagt, manchen Fiasco in ihrem Hause geleert, nachweisen. Und das ist gewiß nicht die einzige und nicht die bedeutendste Erinnerung an jene Zeit. „Unsere Jugend hat einen leisen Schlaf", sagt der Baumeister, der auch vor 25 Jahren zum ersten male in Rom war, „und man braucht nur auf sie anzuklingen, so steht sie leibhaft vor einem."

Auch diese Novellen Paul Heyse's werden, so hoffen wir, wie seine frühern gefallen, in dem Sinne, wie er das Wort selbst einmal in diesem Bande von einer Lieblingslektüre gebraucht: „Gefallen heißt ja nur den Wunsch erwecken, das Bekannte immer wieder zu sehen."

Otto Sieroka.

Zur Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes.

1. Wege und Ziele der Culturentwickelung. Essays von Eduard Lasker. Leipzig, Brockhaus. 1881. Gr. 6 M.
2. Entwickelungsgeschichte des Geistes der Menschheit. In gemeinverständlicher Darstellung. Von Gustav Diercks. Erster Band: Das Alterthum. Berlin, Th. Hofmann. 1881. Gr. 8. 5 M.

Nicht ohne Grund hört man seit längerer Zeit vielfach Klage darüber führen, daß die Gegenwart einerseits in hohem Grade einem prosaischen, nur auf den äußern Erfolg abzielenden Realismus oder vielmehr Materialismus anheimgefallen sei, während andererseits ein finsterer Reactionsgeist sich bemühe, jeden geistig freien Aufschwung in Schule, Kirche und Staat zu hemmen. Allein ein näherer Einblick in die Geschichte lehrt uns, daß der Fortschritt der Menschheit kein durchweg stetiger ist, daß vielmehr eine Wellenbewegung bald in aufsteigender, bald in absteigender Richtung stattfindet. Bei diesem Auf- und Niederschwanken der Culturbewegung scheint es uns nun mit Friedrich Albert Lange ganz unverkennbar und gewiß zu sein, daß jedem Rückschritt wieder ein mächtiger Fortschritt folgt, der nur zeitweise durch jenes Wellenspiel verdeckt wird. Wie im Kreislauf der Natur aus dem Zerfallen niederer Stoffe sich neues Leben hervorringt und höhere Entwickelungsformationen in die Erscheinung treten, wo das Alte und Ueberlebte vergeht, so dürfen wir erwarten, daß auch auf den geistigen Gebieten nach einem scheinbaren oder wirklichen Rückschritt ein Aufschwung der Ideen die Menschheit zu einer neuen Stufe der Cultur emporführen wird. Der Materialismus z. B. befindet sich in seinem Rechte, wenn er in der sinnlich wahrnehmbaren Welt alles Geschehene als vorzugsweise durch mechanische Kräfte vermittelt sich vorstellt; wenn er dagegen auch Empfindung, Bewußtsein und Geist blos für eine besondere Art der Atombewegung erklärt, so behauptet er mehr, als er beweisen kann. Auch die politisch-religiöse Reaction ist erklärbar durch die nivellirenden, antireligiösen, ein geordnetes Staats- und Familienleben bedrohenden Wühlereien extravaganter Köpfe, aber darum hat sie noch keinen berechtigten Anspruch auf einen dauernden Sieg, höchstens auf einen vorübergehenden Erfolg. Eine wichtige und lohnende Aufgabe ist es daher, den einseitig materialistischen Bestrebungen und den einseitig politisch-religiösen Rückschrittsideen der Gegenwart mit den blanken Waffen des Geistes entgegenzutreten und auf ethisch-ästhetischer Basis das wahrhaft Reale mit dem wahrhaft Idealen in Uebereinstimmung zu bringen. Der Lösung dieser Aufgabe haben sich nun die Verfasser der beiden vorstehend genannten Werke, jeder in seiner Weise, nicht ohne Erfolg unterzogen.

Was zunächst das Werk von Eduard Lasker: „Wege und Ziele der Culturentwickelung" (Nr. 1), anbetrifft, so umfaßt dasselbe sechs verschiedene Essays, die meist nach öffentlich gehaltenen Vorträgen zusammengestellt, für den Druck aber vollständig umgearbeitet sind, wenn auch die Grundzüge derselben durchweg beibehalten wurden. Die siebente und letzte Abhandlung ist, nach der eigenen Angabe des Verfassers, ohne einen vorangegangenen Vortrag erst vor nicht langer Zeit in der Absicht niedergeschrieben, die Gesichtspunkte, welche ihn bei seinen Arbeiten leiteten und zugleich die für ihn maßgebende Weltanschauung charakterisiren, im Zusammenhange darzustellen. Die einzelnen Essays bieten zwar kein vollkommen und systematisch abgerundetes Ganzes dar, aber sie bringen doch klar und deutlich die einheitliche Weltanschauung eines Mannes zum Ausdruck, der bei vielseitigem Wissen reiche Erfahrungen gesammelt, über die geschichtlichen Bewegungsformen des menschlichen Entwickelungsganges tief und ernstlich nachgedacht hat und mit Verständniß bemüht

gewesen ist, den Leitfaden festzuhalten, der durch die verschiedensten Bewegungen der Cultur das Dauernde von dem Vorübergehenden unterscheiden lehrt. Mag auch der Leser in dem Lasker'schen Buche des sachlich Neuen nicht allzu viel finden, so wird er doch durch die originelle und selbständige Behandlung, welche der Autor den einzelnen von ihm besprochenen Gegenständen angedeihen läßt, in formeller und materieller Beziehung keine geringe Ausbeute für Beurtheilung der wichtigsten Fragen unsers geschichtlichen und individuellen Daseins gewinnen.

In der ersten Abhandlung, „Welt- und Staatsweisheit" betitelt, sucht uns der Autor „über den Entwickelungsabschnitt der Gegenwart und die Richtung unsers Strebens zu orientiren". Zunächst erinnert er daran, daß das Jahrhundert, in dem wir gegenwärtig leben, neben vielen Lichtseiten auch manche Schattenseiten aufweist. Er sagt unter anderm:

Unter dem Namen des 19. Jahrhunderts spenden wir uns ungemessenes Lob über den hohen Grad der Cultur und des heutigen Geisteslebens. Auch umschreibend bewundern wir das Jahrhundert der Eisenbahnen, der Telegraphen, Dampfmaschinen, hoher Entwickelung jeder Art. Als empfindlichster Tadel gilt der verwunderte Ausruf: „Im 19. Jahrhundert!" Und doch haben wir fast ununterbrochen in diesem Jahrhundert Ereignisse erlebt, welche einen niedern Bildungsgrad verrathen, wie wir, in allgemeiner Betrachtung, ihn verbunden glauben mit den Zuständen längst überwundener Unwissenheit oder Barbarei. Denken wir an Ereignisse, welche frisch im Gedächtniß sind, welche sich noch abwickeln. Die jüngste Zeit hat für zahlreiche Millionen zwei neue Dogmen festgesetzt, und die Gläubigen erkennen das Unbegreifliche an als verbindliche Glaubenslehre und Bedingung des Seelenheils. Dieses Jahrhundert hat an dem Sitz verfeinerter Bildung und civilisirter Gewohnheiten den ziellosen Schrecken der Commune, die Herrschaft der wenigen Fäuste über Hunderttausende abgeneigter Bürger gesehen. Fast täglich wird der denkende Beobachter, nicht selten auch die Menge aufgeschreckt durch überraschende Zeugnisse der Uncultur. Wo ist die Quelle der Widersprüche? Ist die theoretische Erkenntniß vorangeeilt und vermag die praktische Ausübung nicht überall gleichen Schritt zu halten? Oder fehlt es noch an Klarheit der Erkenntniß und der noch nicht abgeklärte Gedanke verführt zu widersprechenden Unternehmungen? Vielleicht steht das Jahrhundert auf dem Gebiete des anwendbaren Wissens noch gar nicht so hoch, wie wir es einzuschätzen pflegen.

Lasker ist in der That zu dieser letztern Ansicht gelangt. Wohlgefügte Sätze, streng durchdachte Lehren gelten ihm nicht als wirkliche Erkenntniß und wahres Wissen, solange nicht die schönen Worte durch die That ihre Anwendung finden. Wie lange herrscht schon die schöne Lehre von der Nächstenliebe! Seit Jahrtausenden ist sie gegeben, über achtzehn Jahrhunderte der Mittelpunkt eines weltbeherrschenden Glaubens, und doch sind die Ketzerrichter und der Rassenhaß noch heute nicht ausgestorben. Der stets vorhandene Unterschied zwischen dem scheinbaren und dem wahren Umfang des Wissens erinnert, wie der Autor meint, an das Gesetz der optischen Täuschung, und den Grund hiervon findet er in den verschiedenen Wegen, auf denen der ausübende und der forschende Mensch zum Wissen streben. Besonders stark überschätzt wird nach seiner Ansicht die berufsmäßige Gelehrsamkeit. Im öffentlichen Leben und in den gesellschaftlichen Beziehungen unserer Tage will er Merkmale gewahren, welche den Anfang eines durchgreifenden Fortschritts andeuten, da der Geist anfange, sich aus einer genügsamen Befangenheit herauszuarbeiten, und auf unausgetretene Wege zwinge. Seit einem Jahrhundert, so deducirt Lasker, leben wir in einem Zustande zusammenhängender Umwälzungen, deren Haupttendenz auf das Innere des eigenen Staatswesens und der Gesellschaftsordnung gerichtet ist. Die Völkerkriege, die Pausen, welche die Erschöpfung den Nationen aufdrang, verwischen nicht den Hauptzug, welcher seit einem Jahrhundert den europäischen Civilisationsverband in Bewegung hält und ausfüllt, bereits in das zweite Jahrhundert hineinragt und vielleicht auch dieses ausfüllen wird, obschon neue Pausen und episodische Rückbewegungen den stetigen Gang der Dinge zu unterbrechen und Perioden abzuschließen scheinen. Für uns, die wir selbst von den entgegengesetzten, einander bekämpfenden Tendenzen ergriffen sind, ist es schwer, Klarheit zu gewinnen über die so vielverschlungene Bewegung werdender Zustände. Glücklicherweise stehen wir in der Entwickelung eines andern Culturzweigs an dem Abschluß einer Epoche des Fortschritts, deren Zusammenhang von dem ersten Anfang aufgezeichneter Ueberlieferungen bis zu den jüngsten Arbeiten unserer Zeitgenossen wir erkennen; wir meinen mit Lasker den Wettkampf der Dialektik mit den Naturwissenschaften. Die letzten lehrreichen Bewegungen dieser Epoche haben viele von uns an sich selbst erfahren, der wirkliche Abschluß ist noch im Vollzuge begriffen. Die Dinge sind indeß bereits einer ruhigen Betrachtung fähig, aber unser eigener Antheil erhält die Theilnahme lebendig und fördert das Verständniß; der günstigste Zeitpunkt, zu untersuchen und die Ereignisse für das Leben zu verwerthen. „Die in heftiges Ringen eingetretene Staatsweisheit mag sich messen an dem gleichartigen Kampf und an den Errungenschaften der Weltweisheit. Sind die beiden Entwickelungsstadien doch nicht zufällig, sondern durch einen innern Zusammenhang aneinandergereiht."

Was die Einwirkung philosophischer Lehren und Systeme auf das öffentliche Leben eines Volks anbetrifft, so findet nach Lasker's richtiger Ansicht diese Einwirkung nur in dem Verhältniß statt, in welchem jene Lehren und Systeme aus dem Leben selbst geschöpft sind. Die blos erdachten Systeme verschwinden spurlos, auch wenn sie zeitweilig den Büchermarkt und das vornehme Gespräch belebt haben. Nur die aus den Anschauungen, Bedürfnissen oder Empfindungen des Volks entsprungenen Lehren und Systeme bringen einen nachhaltigen Eindruck hervor; aber auch solche Eindrücke erhalten sich auf die Dauer nur nach dem Maße der vorbereiteten Empfänglichkeit. Es gibt, darin stimmen wir dem Autor bei, eine Wechselwirkung zwischen der Herrschaft von Lehren und der Gestaltung von Staatszuständen. Ganze Völker, nicht blos ungeregelte Massen, sind von der aufregenden Macht eines

Gedankens zu außergewöhnlichen Thaten, zu gewaltsamen Veränderungen eingelebter Zustände hingerissen worden. Nachdem aber die Thatkraft den kritischen Höhepunkt überschritten hatte, sonderten sich die Begebenheiten durchschnittlich nach den Quellen, aus denen sie geflossen waren. Was im Verständniß vieler bis zur Klarheit der Handlung gediehen war, behauptete sich meistens mit nachhaltiger Wirkung; was dagegen nur in Berechnungen und Schlüssen einzelner, immerhin bevorzugter Köpfe seinen Ursprung oder seine weitere Ausbildung empfangen hatte, das verschwand oder führte zu Irrungen, welche in schwerer Arbeit wieder entwirrt werden mußten. Drei bekannte Revolutionen in drei Jahrhunderten unter drei verschiedenen Völkern, den Engländern, den Franzosen und den Deutschen, bestätigen die Regel.

Uns Deutsche hat das bewußte Streben nach dem Nationalstaat den richtigen Weg gewiesen, und die Kraft wurde verwerthet durch die Ausführung der vorbereiteten That. Dennoch leiden wir in der unmittelbaren Gegenwart unter den Nachtheilen des Uebergangsstadiums. In dieser Beziehung läßt sich unser Autor also vernehmen:

Nicht ohne Schaden entbehrt man einen lange benutzten Maßstab, bis ein bewährter Ersatz gefunden ist. Während den nützlichen Gelegenheitsmaßregeln gehuldigt wird, geräth die Ethik selbst ins Schwanken. Wenn bisher Ueberzeugungstreue die Probe des tüchtigen Mannes war, so fällt dieses wichtige Erkennungszeichen jetzt weg. Auch die guten Gesinnungen stehen unter der Herrschaft der wandelbaren Nützlichkeit. Der umfassende Geist wendet sich mit einigem Zwang von der Betrachtung des Allgemeinen ab; leicht drängt sich die bewegliche Menge hinzu. Der Eigennutz sieht die Scheidewand niedergerissen, welche ihn von der Gemeinschaft mit den Uneigennützigen ausschloß. Der kleine Sinn bläht sich auf, als ob er, nach dem Gebote der Zeit, in freiwilliger Einschränkung auf den kleinern Gesichtskreis sich zurückzöge. Die Vornehmheit des Geistes wird verdrängt, und an ihren Platz rückt die virtuose Geschicklichkeit, welche des Tages Bedürfniß mit einem knappen Tagesvorrath versorgt. Gewiß sind solche Erscheinungen nicht frei von Besorgniß. Dennoch leben wir in keinem Zustande des Verfalls, sondern der Schritt ist nach vorwärts geneigt.

Zum Schluß des in Rede stehenden Aufsatzes stellt Lasker zwischen philosophischer und staatswissenschaftlicher Verflachung einen kurzen, aber treffenden Vergleich an, den wir in folgenden Sätzen resumiren. Als die Philosophie auf dem tiefsten Grade der Verflachung stand, schwoll die Zahl der Systeme an und die Menge der angeblichen Kenner in philosophischen Dingen war endlos; wer kein eigenes System ersann, war mindestens ein starker Kritiker und richtete über jede aufgeworfene Frage und jede in Betracht kommende Persönlichkeit bestimmt und entscheidend. Als später die ernsten Arbeiten der Naturwissenschaft wirkliche Kenntnisse verbreiteten, hörte das Wachsthum der Systeme auf, die Zunft der Philosophen schmolz zusammen und die Kritik ging in die berufenen Hände der Wissenden über. Seit einiger Zeit bereiten die Auserlesensten aus der Fülle gewonnener Kenntnisse die Rückkehr einer fruchtbringenden Philosophie vor. Die Verflachung der staatswissenschaftlichen Lehrzweige und politischen Berufsarbeiten hat einen noch größern Kreis von Pfuschern und Zudringlichen großgezogen. Noch niemals gab es eine so große Auswahl neuer Staatsfundamente als jetzt. Die Hallen sind mit Rufern gefüllt, und wer irgendwo zum Wort gelangt, der fühlt sich zur endgültigen Kritik über Personen und Zustände befähigt. Von dem Markte des politischen Lebens wird das Gedränge nicht verschwinden, aber das erweiterte Wissen wird die Geister nach Verdienst scheiden. Der Raum wird gesäubert werden, auf welchem die Staatsweisheit in der wahren Erkenntniß des Lebens ihre Wurzeln befestigen muß. Wiederum übernimmt die deutsche Nation die Leitung. Diesmal ist es die besondere Gunst der Umstände, welche uns zu der hohen Aufgabe beruft. Was uns so lange gehindert, fördert uns jetzt vielfach. Der Kampf um die Bedingungen unserer Existenz hat die Geister lebhaft angeregt. Der neugeschaffene Nationalstaat fordert ursprüngliches Denken heraus, denn die alten Formeln sind nicht überall für ihn passend. Die nationale Befriedigung gibt uns die volle Lust zu der schwierigen Arbeit, und wir treten mit frischem Muth an das Werk. Die Schwierigkeiten schrecken uns nicht ab; die wir Neues gegründet, werden nicht von einer unfruchtbar elegischen Stimmung ergriffen, wenn wir Altes verfallen sehen. Wie lange wird die jetzt eingeleitete Entwickelung bis zu ihrem nächsten Abschluß dauern? Dieser Moment läßt sich nicht genau bestimmen, aber der Abschluß wird und muß in nicht zu langer Zeit kommen. Alle Vergleiche passen nur bis zu einer bestimmten Linie; dies gilt auch von dem Vergleich zwischen dem Entwickelungsgange der Philosophie und der Staatswissenschaft. Arbeit ist genug vorhanden auf beiden Gebieten, wenn nur eine lange Friedensdauer sie begünstigt.

Der uns zugemessene Raum verbietet es uns, auf die nächsten fünf Essays, welche früher bereits veröffentlicht waren und manche zum Theil gegründete Einwendungen erfuhren, näher einzugehen. Der Verfasser hat übrigens diese Einwendungen sorgfältig geprüft und demgemäß in dem vorliegenden Buche verschiedene Aenderungen vorgenommen. Die Titel dieser durchgehend interessanten und lesenswerthen Essays sind folgende: „Ueber Anlagen und Erziehung", „Ueber Halbbildung", „Wort und That", „Wozu studirt man Sprachen"? „Ueber den Sprachunterricht in den höhern Schulen".

Der letzte Aufsatz: „Der Mensch und sein Geschlecht", verdient es, daß wir noch mit einigen Worten auf ihn zurückkommen. Der Verfasser ist, wie er selbst ausdrücklich erklärt, durch Studium und eigene Erfahrung und Beobachtung des menschlichen Wirkens zu folgender Ansicht gelangt:

Was der Mensch sei, was er vermöge, was er für sich und sein Geschlecht bedeute, ist der Anfang und das Ende jeder Forschungsweisheit; wie er sein Leben am besten verwerthe, ist der Anfang und das Ende jeder Lebensweisheit; und das wahre

Ideal als das realisirbare Vorbild des schönsten Lebens besteht darin, daß der Mensch nach dem höchsten Maße seiner voll entwickelten Kräfte sich und dem Geschlecht Vortheil verschaffe, sich Wohlbefinden bereite und den andern die Mittel des Wohlbefindens vermehre.

Gegen diese Ansicht dürfte kein Verständiger etwas einzuwenden haben; anders verhält es sich aber mit dem ziemlich abfälligen Urtheile des Autors über den Werth der Metaphysik, wenn wir auch zugestehen, daß metaphysische Forschungen nicht zu allen Zeiten und nicht für alle Fragen eine gleich hohe praktische Bedeutung haben. Gern und mit aufrichtiger Freude unterschreiben wir die beiden Schlußsätze, zu welchen der Verfasser in seinem letzten Essay gelangt; dieselben lauten also: „Der fortschreitende Sieg der Wahrheit ist der ethische Grundzug in der Geschichte" und „Die Unwahrheit in jeder Gestalt ist der Hinderer, welchen die Culturentwickelung in schweren und langen Kämpfen zurückdrängt und dereinst sicher ganz überwinden wird".

Alles in allem genommen muß das Lasker'sche Buch als ein beachtenswerther Beitrag zur Culturgeschichte angesehen werden, wenn auch die Form der Darstellung hier und da etwas weitschweifig ist.

Das andere uns vorliegende Werk: „Entwickelungsgeschichte des Geistes der Menschheit" (Nr. 2), befriedigt im wesentlichen die Ansprüche, welche man an ein populär gehaltenes Buch stellen darf, das ein so schwieriges Thema bewältigen soll, wie Gustav Dierck s sich gestellt hat. Der Verfasser hat die Resultate langjähriger Studien, welche sich auf die Weltliteratur beziehen, benutzt, um ein zusammenhängendes Bild des natürlichen Entwickelungsganges des menschlichen Geistes zu geben. Er ist dabei bemüht gewesen, vorurtheilslos und auf historische Thatsachen gestützt in großen Zügen die intellectuellen Beziehungen der maßgebenden Völker zueinander darzustellen. Der Wunsch, ein möglichst allgemeines Interesse für den Gegenstand seiner Forschungen zu wecken, veranlaßte ihn, die Grundzüge seines Systems der vergleichenden Geistesgeschichte in das Gewand von Vorträgen zu kleiden, um zugleich eine angenehme Lektüre und ein bequemes Bildungsmittel zu schaffen, das für jeden verständlich wäre und nicht durch doctrinäre Form und Phraseologie abschreckte. Den Gegnern der Versuche, wissenschaftliche Fragen in populärer Weise zu behandeln, dürfte mit Recht der Satz entgegengehalten werden, daß die wahre Wissenschaft auch wahrhaft volksthümlich ist, sobald ein Meister sie behandelt, der sich nicht sowol zu den Lesern herabläßt, als vielmehr sie zu sich emporhebt. Uns will es bedünken, als wenn Diercks das letztere in nicht geringem Grade verstanden habe.

Er betrachtet die Rassen und Völker, welche als culturschaffend anzusehen sind, in historischer Reihenfolge, zeigt die Richtungen, welche sie einschlugen, forscht nach den hierbei maßgebenden Ursachen und faßt am Schlusse jedes Abschnitts die Ergebnisse desselben kurz und klar zusammen. Nach seiner Annahme lebten vor dem Beginn der geschichtlichen Zeit Hamiten, Mongolen, Semiten und Arier auf dem Hochplateau zwischen dem Kaspischen Meere und dem Quellenlande des Indus. Eine andere Frage ist es, ob jene Volksstämme und überhaupt die gesammte Menschheit dort ihre Wiege haben, wie man zur Rettung der Paradiesessagen oft anzunehmen geneigt gewesen ist. Die große Verschiedenheit im physischen und psychischen Grundcharakter derjenigen Rassen, die von dort auswanderten, berechtigt jedoch zu dem Schlusse, daß jene Völkermassen dort nicht eingeboren waren und nicht gemeinsame Abstammung hatten, sondern daß sie, wahrscheinlich infolge von großen Umgestaltungen der Erdoberfläche, auf jene Hochebene von verschiedenen Seiten her flüchteten und auf diesem Boden blieben, solange er für sie ausreichte, um dann andere Wohnsitze zu suchen. Der Autor begleitet die auswandernden Stämme in ihre neuen Niederlassungen und behandelt seinen reichhaltigen Stoff in den acht Kapiteln: „Aegypten"; „Die mongolische Rasse"; „Indogermanen und Inder"; „Der Buddhismus"; „Die Eranier"; „Die Semiten", bei denen er Chaldäer, Babylonier, Assyrer, Phönizier und Israeliten unterscheidet; „Die Griechen"; „Die Römer". Mit gutem Grunde schenkt er überall der religiösen Entwickelung eine besondere Aufmerksamkeit. Wenn er von Völkern „mittelländischer Rasse" spricht, so versteht er darunter vorzugsweise die Völkerströme, welche von den mittelasiatischen Ländern als ihren letzten nachweislichen Stammsitzen nach Westasien, Nordafrika und Europa kamen. Die Urgeschichte der Menschheit beginnt nicht mit der mittelländischen oder mit der mongolischen Rasse; zwischen ihnen und den Urmenschen liegen unermeßliche Zeiträume.

Diercks faßt die Entwickelungsphasen, welche das Geistesleben der Menschheit im Alterthum durchgemacht hat, also zusammen:

Bedingt durch den Erhaltungstrieb, gebunden an die Sinne und ihre Wahrnehmungen, entwickelt sich der menschliche Geist innerhalb dieser Schranken, indem er die Beziehungen seiner Umgebung auf sein Subject einer Beobachtung unterwirft, woraus durch die instinctive Ahnung eines einzigen göttlichen Urprincips der religiöse Glaube entsteht, der sich in bekannter Weise weiter entfaltet. Die primitiven concreten Offenbarungsformen des Göttlichen, die der an die Sinnenwahrnehmung gefesselten Auffassungskraft des unentwickelten naiven Geistes entsprechen, werden durch den sprachlichen Ausdruck zum Mythus, der, weit entfernt, Dichtung in unserm Sinne des Worts zu sein, nur, wie Max Müller sehr schön entwickelt, die Sprache des kindlichen Menschen bildet und seine Gedanken verkörpert. Wir modernen Menschen brauchen uns die Sonne nicht mehr unter dem Bilde eines dahineilenden Rosses, die Morgenröthe nicht mehr als Jungfrau vorzustellen und so zu bezeichnen; der geistig unentwickelte Mensch aber konnte seinen Empfindungen und Gedanken nur unter Anwendung von sinnlich wahrnehmbaren Objecten Ausdruck geben; die Mythen waren für ihn nur Prosa — in dem Maße, wie Geist und Sprache der einzelnen Völker sich entwickelten, mußten sie aber nach und nach zu dem werden, was sie uns heute sind: zu Dichtungen. Die psychischen Elemente der drei eigentlichen Culturrassen: Hamito-Semiten,

Mongolen und Arier, entwickeln sich nun weiter, emancipiren sich von der rohen Herrschaft der Sinne, um unter die des subjectiven Gefühls- und Empfindungslebens zu treten; sie krystallisiren sich in der psychischen Cultur Aegyptens, Chinas und Indiens, um, vielfach zusammenwirkend, zahllose neue Combinationen zu schaffen, die sich selbständig weiter entwickeln: wie die psychischen Typen der Mesopotamier, Meder, Perser, Syrer, überhaupt der Semiten und Kleinasiaten.

Von allen ältern Völkern, meint der Verfasser, kamen nur die Aegypter, Chinesen und Inder in ihrer Geistesentwickelung bis an die Grenze einer neuen Phase derselben; die übrigen blieben entweder im ersten Stadium, d. h. in dem der Sinnenherrschaft, oder im zweiten, der Gefühlsherrschaft, d. h. der Religion und des subjectiven Empfindungs- und Interesselebens, stehen, wie die semitischen Völker, die alles nur im verdichteten Subjectivismus ihrer Religionen reflectirten, diesen alles unterordneten. Indem ihr Geist nicht über diese Entwickelungsstufe hinauskam, konnte er auch nur in der entsprechenden Form als lyrische Dichtung zum Ausdruck gelangen. Der Geist der Aegypter vertieft sich in den Priestermysterien und gelangt zur Erkenntniß eines einzigen immanenten Gottes, bleibt in seinen philosophischen Speculationen aber doch befangen durch die hierarchische Theologie und die einseitig praktischen Lebensinteressen. Die Chinesen, durch den Animismus sich zu abstracten Speculationen erhebend und die Ethik zum Ausgangspunkt ihres Glaubens machend, werden durch übergroßen Regel- und Formenzwang in ihrer freien Geistesentwickelung gehemmt, die sich erst unter fremden Einflüssen kräftiger fortsetzt: praktische Moralphilosophie war die Grenze, die der chinesische Geist selbständig erreichte. Der indische Geist tritt in den Dienst der Phantasie; die reflectirende Seite desselben aber bildet sich unter den günstigen geographischen Verhältnissen ebenfalls aus, und der Geist schwingt sich zu einer objectiven Weltanschauung auf, die sich sogar in idealistischen Philosophemen kundgibt, welche auf dem Punkte stehen, die beengenden Fesseln religiöser Vorurtheile abzuwerfen; ja er erhebt sich, gestützt durch die Phantasie, zu der Entwickelungsstufe, die als literarische Form Epos und Drama aufweist, welche jedoch erst nach der Berührung mit dem verwandten Geist der Griechen zur Ausbildung gelangten. Obgleich also theilweise die Grenzen der zweiten Entwickelungsphase der Menschheit, die mit dem Griechenthum beginnt, überschreitend, bleibt der Geist der Aegypter, der Chinesen und Inder doch noch selbst, und damit überhaupt das ganze orientalische Alterthum, in den Banden der Sinne, der religiösen Hierarchie, der Interessen des gewöhnlichen Lebens. Erst der griechische Geist, sich stützend auf die Leistungen der Vorzeit, nimmt den höchsten Flug, wird zum denkenden Verstande, der, unbewußt abstracte Ideale schaffend, denselben dann bewußt nachstrebt. Er macht alle Phasen der Entwickelung durch, bildet die einer jeden entsprechende literarische Form: Mythus, Epos, Lyrik, Drama, zu vollendeter Schönheit aus und erklimmt selbst die letzte Staffel, indem er durch verständiges Denken sich zu abstracten Philosophemen erhebt und die Wissenschaft zum Selbstzweck macht, die bei allen übrigen Völkern des Alterthums nur einer wenig geläuterten Religion und den subjectiven Lebensinteressen gedient hat. Durch Alexander kosmopolitische Richtung annehmend, die von dem römischen Geist ebenfalls eingeschlagen wird, die Grundtöne aller alten Völker zu harmonischem Zusammenklang vereinend, aus allem, was die frühern Jahrtausende geschaffen, die letzten Consequenzen ziehend, ergänzt und verbindet der griechische Geist mit seinen Idealen der Freiheit, der Kunst, der Weisheit sich mit dem das Kraftideal repräsentirenden römischen Geiste und beherrscht als Seele den mächtigen Staatskörper, der in sich die antiken Staaten vereint hatte. Aus den Verbindungen, welche die Einzelgeister des absterbenden Alterthums unter der Leitung des griechischen Geistes eingehen, gestalten sich nun die Grundlagen, auf denen der Geist der Menschheit fußt, als er nach tausendjähriger Ruhe zu neuem Leben erwacht. Dieses Erwachen aber und die weitere Entwickelung zu schildern, ist dem in nicht zu langer Zeit erscheinenden zweiten Bande des Dierck'schen Werks vorbehalten.

Man mag mit Diercks nicht in allen Punkten übereinstimmen, wie z. B. in seinen Ansichten über den Ursprung der Sprachen; das Zeugniß aber muß man ihm geben, daß er redlich geforscht, seinen Gegenstand mit Ernst und Umsicht geprüft und seinen Hauptzweck, die Cultur- und Literaturgeschichte zu einer vergleichenden Wissenschaft zu erheben, in nicht geringem Grade erreicht hat.

Rudolf Doehn.

Militärische Schriften.

1. Militärische Classiker des In- und Auslandes. Mit Einleitungen und Erläuterungen von W. von Scherff, von Boguslawski, von Taysen, Freiherr von der Goltz u. a., herausgegeben von G. von Marées. Berlin, Schneider u. Comp. 1880. Gr. 8. In Heften zu 1 M. 50 Pf.

Diese Sammlung ist durch vielfach ausgesprochene Wünsche, namentlich aus den Reihen der Armee, angeregt worden und hat den Zweck, die bedeutendsten und werthvollsten Werke der Militärliteratur des In- und Auslandes durch neue wohlfeile Ausgaben den betheiligten Kreisen zugänglicher zu machen.

Das dankenswerthe Unternehmen, welches zuvörderst die kriegstheoretischen Werke von Friedrich dem Großen, Scharnhorst, Clausewitz, Jomini u. a. etwa in 15 Heften,

und zwar die nicht in deutscher Sprache verfaßten in der Uebersetzung geben wird, darf auf die vollste Theilnahme in den weitesten Kreisen rechnen.

Es liegen bisjetzt fünf Hefte vor. Das erste derselben enthält hauptsächlich die „Principes généraux de la guerre, appliqués à la tactique et à la discipline des troupes prussiennes", in der von Friedrich dem Großen selbst veranlaßten, für seine Generale bestimmten, 1753 gedruckten deutschen Uebersetzung, dann auch die ebenfalls ins Deutsche übersetzten „Pensées et règles générales pour la guerre"; die Einleitungen und Erläuterungen sind vom Major von Taysen verfaßt. Die folgenden vier Hefte bringen Clausewitz' hinterlassenes Werk „Vom Kriege", wozu Einleitung und Erläuterungen der Oberst von Scherff geschrieben hat. Aus diesen fünf Heften ist ersichtlich, daß die in der Militärliteratur rühmlich bekannten Offiziere in ihren Bemerkungen und Auslegungen der Classiker das richtige Maß innegehalten und sich darauf beschränkt haben, nur zu erklären oder, den veränderten Verhältnissen und den Erfahrungen der neuern Kriege Rechnung tragend, sich dahin auszusprechen, ob hiernach die aufgestellten Grundsätze noch Gültigkeit haben oder einer Aenderung bedürfen, wobei es ihnen gelungen ist, die Schwierigkeiten ihrer Aufgabe mit großem Geschick zu überwinden.

2. Die Garde des russischen Zaren auf der Straße nach Sophia am 12. (24.) October 1877 von E. W. Bogdanowitsch. Zum Besten der Witwen und Waisen der in den Kämpfen des 12. (24.) October 1877 gefallenen Mannschaften. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Russischen übersetzt von Pochhammer. Hannover, Helwing. 1880. Gr. 8. 4 M.

Das Erscheinen dieser Uebersetzung der Schrift des Generals Bogdanowitsch gewährt der Militärliteratur den Vortheil, daß ihr damit direct ein russisches Originalwerk zugeht, welchem eine besondere Bedeutung beizumessen ist, weil es nicht allein die taktisch interessanteste Episode des letzten russisch-türkischen Kriegs, die einzige größere Action der russischen Garde, nämlich die für den Besitz der Straße nach Sophia wichtige Eroberung von Gorni-Dubniak behandelt, sondern auch in höchst bezeichnender Weise die Auffassung der Ereignisse im russischen Heere, insbesondere aber erkennen läßt, wie ein Führer des siegreichen Heers selbst über die Vorkommnisse denkt und urtheilt.

Die fließend geschriebene Uebersetzung ist mit den Plänen des Originals versehen, welche den Bedürfnissen durch Zahl und Klarheit entsprechen; neben einem Plane des Gefechtsfeldes mit den in drei Momenten eingezeichneten Truppen, einer zur Angriffsdisposition gehörigen Uebersichtskarte und einem Blatt mit Croquis sind auch noch zwei, dem Feldtaschenbuche eines Augenzeugen entnommene Ansichten des Kampfplatzes beigegeben.

Da der Uebersetzer den Verfasser allein reden läßt, so finden wir in der Schrift zunächst die Einleitung des letztern und weiterhin die Bearbeitung des Stoffs in fünf Kapiteln, denen als Anlagen die Relation und zwei Angriffsbefehle Gurko's, welche im Texte nicht Platz fanden, angeschlossen sind.

Die rein persönlich gehaltene Einleitung zeugt von der Eigenart der Russen in Wärme, ja Weichheit des Gefühls und von der gänzlichen Hingabe an den Zaren, den höchsten Kriegsherrn. Der Verfasser erklärt sich frei von Ehrgeiz, Geschichte zu schreiben, er will nur Material für diese, nur eine einfache Chronik darbieten, deren Verdienste in der Frische und Wahrheit der ersten Eindrücke und in der dargebotenen Fülle der charakteristischen Einzelheiten liegen soll. Diese beiden Eigenschaften glauben wir als die bezeichnendsten Eigenthümlichkeiten, als Vorzüge des Buchs ansehen zu können, und wenn uns deutschen Militärs, die an eine knappere, mehr sachliche Darstellungsweise gewöhnt sind, auch mitunter in Details zu weit gegangen wird, so muß dies dem Verfasser, der für seine Armee schreibt, zugute gehalten werden; für die Wahrheit der Erzählungen spricht, trotz der vielen Lobeserhebungen, die lebhafte Schilderung der Leistungen der Führer und Truppen.

Die beiden ersten Kapitel besprechen die dem Kampfe von Gorni-Dubniak vorhergehenden Ereignisse und schließen mit der Disposition für den 12. (24.) October. Die Bedeutung der im Rücken von Plewna liegenden Chaussee nach Sophia sowie die Nothwendigkeit des Vorgehens im Westen und der entscheidende Werth der Besitzergreifung dieser Chaussee werden nachgewiesen, und dabei wird der von der ausländischen Literatur geäußerten Kritik, welche diese Maßregel etwas früher und kräftiger gewünscht hatte, lebhaft entgegengetreten, indem der Verfasser die ungünstigen numerischen Verhältnisse zu Ende August (40000 Angreifer auf 32 Kilometer gegen 50000 concentrirte Vertheidiger) als Grund der Unterlassung einer derartigen Unternehmung anführt. Im übrigen werden die Stärke der Befestigungen von Plewna, die anderweiten dem Angreifer entgegengetretenen Schwierigkeiten erörtert, sowie die gehobene Stimmung, welche dem Vertheidiger aus den bisher abgeschlagenen Angriffen erwuchs, sachgemäß hervorgehoben, und die Heeresleitung entschuldigt, wenn sie so lange an der Hoffnung festhielt, den Frontalangriff gegen Plewna glücklich durchzuführen, bis diese sich als irrthümlich erwies. Als endlich die Umfassung vom linken Widufer stattfand, geschah sie nur mit Cavalerie und Artillerie, und diese vermochten weder die Transporte noch das Verschanzen der Türken und die Ausführung der sonstigen Vertheidigungseinrichtungen an der Straße zu verhindern. Die Art der Erdwerke, welche Osman-Pascha durch Tausende von Bulgaren hauptsächlich bei Gorni-Dubniak, dann auch bei Dolni-Dubniak, Telisch und Oruanie errichten ließ, wird sehr anschaulich geschildert, ebenso die vorsorgliche Ausrüstung der Türken mit vieler Munition und reichlichem Proviant. Erst dann tritt eine Veränderung der Verhältnisse zu Gunsten der Russen ein, als die Garde südöstlich von Plewna eintrifft und die Bestimmung erhält, unter dem Commandeur der Westcavalerie, dem des Terrains

kundigen General Gurko, die Straße von Sophia in Besitz zu nehmen. Die Vorbereitungen zur Lösung dieser Aufgabe werden eingehend besprochen und die Schwierigkeiten, die schon den Recognoscirungen entgegentraten, erwähnt. Konnte man doch nicht näher als auf drei Kilometer an die Befestigungen von Gorni-Dubniak herangehen und nur aus der Ferne croquiren. Eine Anzahl ermuthigender Anreden der Führer an ihre Truppen werden mitgetheilt, ebenso daß die Truppencommandeure ihren Offizieren die ertheilten Aufgaben auf der Karte erklärten, wie vorher General Gurko alle Truppenführer mit dem Terrain und mit ihren Aufgaben vertraut zu machen suchte und nach allen diesen sorgfältigen Vorbereitungen jeder auf einen leichten Sieg rechnete. Dann folgt der die patriotischen Gefühle der Truppen anregende Tagesbefehl, ferner die Befehle betreffs der Vorbereitungen und die Disposition für den Angriff.

Im dritten Kapitel wird uns der Kampf selbst vorgeführt und die persönliche Thätigkeit der obern sowie mancher der untern Führer, und auch die durch die Gewalt des feindlichen Feuers hervorgerufene Taktik der einzelnen Soldaten anschaulich geschildert. Werden auch die vier türkischen Geschütze durch das Shrapnelfeuer der überlegenen russischen Artillerie bald zum Schweigen gebracht und die kleine Redoute durch Ueberraschung genommen, so scheitern dagegen an dem ununterbrochenen, niederschmetternden Gewehrfeuer der Türken alle sonstigen Angriffe der dichten russischen Schützenlinien; sie müssen Deckung suchen, kommen zum Stehen und legen sich nieder. Als charakteristisch hebt die Schrift hervor, wie in der ernsten Situation das instinctive sprungweise Vorgehen einzelner Leute, dann kleiner Gruppen, schließlich ganzer Compagnien, als einzig richtiges Verfahren unter solchem Bleihagel, dazu führte, daß die Truppen in der Nähe der großen Redoute sich festzusetzen vermochten. Ebenso beschönigt der Verfasser durchaus nicht das Mislingen des angeordneten complicirten Signals mit den neun Artilleriesalven, wie auch General Gurko in seiner Relation eingesteht, daß er „mit schwerem Herzen" die vereinzelten Sturmangriffe habe erfolgen sehen, wo er ein gleichzeitiges Vorgehen mit allen Kräften beabsichtigt und gut vorbereitet zu haben glaubte. Endlich geht aus der Relation des Generals Gurko und besonders lebhaft aus der Erzählung selbst hervor, wie der letzte siegreiche Sturm am sinkenden Abend nur aus der Initiative der vor der Redoute liegenden an- und abgespannten Truppen gleichzeitig erfolgte, und wie die Meldung von diesem nicht mehr erwarteten Erfolg den rastlosen Führer freudig überraschte. Mit einem Verluste von 116 Offizieren, 3195 Mann erkaufte der tapfere Angreifer den Sieg über den braven Vertheidiger; 54 Offiziere, 2235 Mann wurden gefangen genommen.

Im vierten Kapitel wird der Kampf des Leib-Jägerregiments besprochen, welches die wichtige Aufgabe hatte, den 12 Kilometer südlich von Gorni-Dubniak bei Telisch verschanzten Gegner zu beschäftigen und von Entsendungen in den Rücken der bei Gorni-Dubniak Stürmenden abzuhalten, während nördlich von diesem Truppentheile die 1. Gardedivision den Feind in Dolni-Dubniak fesselte und solche der 3. Division der Garde auf dem rechten Widufer das Dorf Ternin in Besitz nahmen.

Den Inhalt des letzten Abschnitts bildet im wesentlichen die weitere Ausnutzung des Siegs, welchem bald der Fall von Plewna folgte. Zum Schluß wird die Theilnahme des Zaren geschildert, der die Lazarethe in Bogot besuchte, dann die Garden bei Gorni-Dubniak besichtigte und mit heißem Danke für die Leistungen und mit Gebet für seine Treuen von diesen scheidet, wie er sie beim Kommen vertrauensvoll begrüßt hatte.

Das in berechtigtem Nationalstolz geschriebene eigenartige Buch bietet ein interessantes, in sich abgeschlossenes Bild und kann nicht nur Militärs, sondern auch Laien bestens empfohlen werden.

3. Beiträge zur Geschichte der preußischen Cavalerie seit 1808. Von E. von Colomb. Berlin, Th. Hofmann. 1880. Gr. 8. 4 M.

Seitdem es der deutschen Cavalerie vor zehn Jahren vergönnt gewesen war, hauptsächlich durch ihre Verdienste im Verschleierungs-, Aufklärungs- und Erkundigungsdienste, aber auch durch die Leistungen auf dem Schlachtfelde sich gerechte Ansprüche auf erneute Anerkennung als wesentlicher Factor bei der Kriegführung zu verschaffen, ist das eifrigste Streben dieser Waffe darauf gerichtet gewesen, auch in der Schlacht wieder auf die Höhe des frühern Einflusses, soweit es die durch die vervollkommnete Bewaffnung der Infanterie und Artillerie veränderten Verhältnisse zulassen, zu gelangen. So berechtigt diese Bemühungen sind, so erklärlich muß man es nach Einführung des neuen Exercirreglements und der darin enthaltenen Gefechtsinstruction finden, wenn alle Erzeugnisse der Literatur, welche sich mit der Cavalerie in irgendwelcher Richtung beschäftigen, auf diesen Gedanken immer aufs neue zurückkommen und ihn erörtern.

Auch die vorliegende Schrift knüpft an jene Erinnerungen ihre Hoffnungen für die Zukunft; hauptsächlich bildet ihren Inhalt der Nachweis von der Entstehung des Exercirreglements der Waffe und die eingehende Erörterung dessen, was letzterer zum Nutzen und zur Förderung dienen könne; außerdem finden sich darin die Instructionen und Bestimmungen, welche für die größern Cavalerieübungen in der Zeit nach 1808 als Anhalt gedient haben und für das Verständniß der Entwickelung der Cavalerie nöthig sind.

Die Beiträge zur Geschichte der Cavalerie, wenn man darunter die Kriegsgeschichte versteht, sind nicht zahlreich; nur die Vorkommnisse der Befreiungskriege sind etwas genau besprochen, aber auch nicht alle; aus dem Feldzuge 1866 werden nur einige Zwischenfälle erwähnt; die Operationen im Feldzug 1870/71 und die Theilnahme an kriegerischen Vorgängen minderer Wichtigkeit fehlen aber, was wol erklärlich, da es sich nicht um Geschichte, sondern nur um Beiträge zur Geschichte handelt.

Für die der Waffe Angehörigen werden ein besonderes Interesse die Vorschläge erwecken, welche der Verfasser an das neue Exercirreglement knüpft. Er wünscht hier das Princip mehr zur Ausführung gebracht, daß die Uebergänge aus einer Colonne in die andere sowie die Frontveränderungen stets auf dem kürzesten Wege und mit den einfachsten Mitteln ermöglicht werden; ferner wird der Auslegung entgegengetreten, welche aus dem Reglement die Nothwendigkeit folgert, daß unter Umständen der Abstand des zweiten Treffens vom ersten unter 300 Schritt, der des dritten vom zweiten auf 150 Schritt verringert werden müsse; endlich wird für jede der drei Brigaden einer Cavaleriedivision eine reitende Batterie verlangt. Was das hierfür angeführte Argument aus den Erfahrungen im Kampfe bei Loigny-Poupry anlangt, so dürfte zu bemerken sein, daß auch in diesem Falle eine der 3. Brigade zugetheilte Batterie dieser sehr wahrscheinlich nicht verblieben wäre, da es für den Haupttheil der 2. Cavaleriedivision wichtiger war, bei dem Misverhältniß der gegenseitigen Stärke möglichst viele Geschütze an der zu deckenden Straße Orléans-Paris zu vereinigen und dem Hauptzwecke zu Liebe die 3. Brigade ohne Artillerie zu lassen.

Indem die werthvolle Bereicherung des Reglements durch die erweiterte Instruction über das Gefecht zu Fuß Anerkennung findet, reihen sich daran Wünsche in Bezug auf Ausrüstung und Bekleidung; es wird der Fortfall der Säbeltasche und der Schärpe der Husaren, des Korbsäbels, des Kartuschbandeliers und des Küraß als nothwendig angeführt. Dann folgen Vorschläge für die Ausbildung der einzelnen Cavaleristen und für die Organisation der Waffe. Schließlich sei noch erwähnt, daß die Formirung permanenter Cavaleriedivisionen nicht gutgeheißen und Bedenken gegen die Aufstellung derselben ausgesprochen werden.

Das Buch hat das Verdienst, behufs Förderung der künftigen Leistungsfähigkeit der Cavalerie Ansichten aufgestellt und Fragen angeregt zu haben, welche wohl erwogen zu werden verdienen.

Aus dem classischen Alterthum.

1. Plato's Charmides inhaltlich erläutert von Th. Becker. Halle, Pfeffer. 1879. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
2. Die Gymnastik der Hellenen von Julius Bintz. Mit 18 Holzschnitten. Gütersloh, Bertelsmann. 1878. 8. 2 M.
3. Geschichte Alexander's des Großen von J. G. Droysen. Dritte Auflage. Mit 5 Karten von R. Kiepert. Gotha, F. A. Perthes. 1880. Gr. 8. 4 M.

Nach der gewöhnlichen Ansicht handelt es sich im Platonischen Dialog „Charmides" (genannt nach dem schönen Neffen des Staatsmanns Kritias) um die nähere Bestimmung der Besonnenheit (oder, wie das beinahe unübersetzbare griechische Wort vielleicht richtiger, wenn auch noch nicht erschöpfend übertragen wird: der Maßhaltigkeit), und gewöhnlich wird mit diesem Gespräch der „Laches" verbunden, der in seiner ganzen Anlage, in der Art und im Ergebniß der philosophischen Untersuchung die auffallendste Aehnlichkeit mit dem „Charmides" hat. Noch auffallender aber könnte es scheinen, daß Plato in beiden Dialogen, die eine nähere Erörterung der Besonnenheit und der Tapferkeit (ebenfalls einer sogenannten Cardinaltugend) enthalten sollen, es nur zu einem negativen Resultat gebracht hat, wennschon jeder Leser, mit dem „Charmides", überzeugt ist, daß es Sokrates keineswegs Ernst damit ist, wenn er seine Unfähigkeit erklärt, eine erschöpfende Definition der Besonnenheit zu finden.

Der Verfasser der Schrift „Plato's Charmides" (Nr. 1), Th. Becker, behauptet nun, es sei vor allem die bisher geltende Voraussetzung aufzugeben, daß die Besonnenheit nothwendig als ethische Tugend gefaßt werden müsse (er polemisirt in dieser Hinsicht sehr kräftig gegen Steinhart's „Einleitungen" zu der Müller'schen Uebersetzung des Plato, hebt dagegen die Arbeiten von Bonitz rühmend hervor). Das Wort Σωφροσύνη, seinem Begriff nach ein speciell griechisches, gibt er nicht übel wieder durch „geistige Gesundheit" und betont, daß wir es im „Charmides" nicht mit einer einzelnen, neben andern bestehenden Tugend — dieses Wort im allgemein geistigen Sinne genommen — zu thun haben, sondern daß die Rede sei von dem normalen Verhalten des Geistes überhaupt, wie es, ganz allgemein gefaßt, alle Einzelheiten in sich enthält. Im „Protagoras" allerdings, meint der Verfasser, sei die Sophrosyne wie die übrigen Tugenden sittlich gefaßt; natürlich dürfe aber dieser Unterschied nicht so verstanden werden, als ob in der einen Schrift unter Sophrosyne etwas ganz anderes gemeint sei als in der andern. Sophrosyne sei ein griechischer Begriff, der im Volke lebte und also dem Gefühl nach jedem einzelnen so ziemlich in derselben Weise gegenwärtig war; die Unterschiede entstehen erst, wenn versucht wird, einen solchen Begriff philosophisch zu erfassen. Demnach müssen wir erwarten, daß beiden Schriften doch eine gemeinsame Grundanschauung zu Grunde liege, wodurch nicht ausgeschlossen ist, daß infolge der verschiedenen Intentionen des Verfassers das eine mal diese, das andere mal jene Seite mehr betont wird (das eine mal die sittliche, das andere mal die geistige). Es löst in unserm Dialog eine Definition als ungenügend die andere ab, bis zum Schluß die Formulirung der Sophrosyne als „Wissen des Wissens" vorgebracht, aber auch sie wieder verworfen wird. Bonitz meinte, letzteres sei geschehen, weil dieses „Wissen des Wissens" dem Plato als ein sophistischer Gedanke vorgekommen sei; Becker dagegen urtheilt: Zweck und Inhalt des Dialogs sei das scharfe philosophische Fixiren des Begriffs der

Sophrosyne und das Aufzeigen der Unwahrheit dieses Begriffs (vom Wissen des Wissens) — der Unwahrheit in dem Sinne, daß er Begriffsmomente in sich vereinige, die nicht zu vereinigen sind, und Plato habe durch den negativ lautenden Schluß in edler Offenheit seine Unfähigkeit eingestanden, die ihm aufstoßenden Schwierigkeiten zu lösen.

Der Verfasser der Schrift: „Die Gymnastik der Hellenen" (Nr. 2), eines recht brauchbaren und auch mit der nöthigen Sprachkenntniß geschriebenen Ueberblicks, Julius Bintz, hat nicht mit Unrecht behauptet, daß es „bisjetzt dem Nichtphilologen recht schwierig war, sich über den Betrieb der hellenischen Gymnastik zu orientiren" (vgl. die Bücher von Krause, Jäger, Grasberger). Er behandelt, nachdem er den „Gang der griechischen Erziehung" mit passenden Seitenblicken auf die moderne geschildert, die Uebungsplätze (Gymnasion, Palästra u. s. w.), die gewöhnlichen Uebungen, den Einfluß der Gymnastik auf die bildende Kunst, die Athletik, das Wagenrennen und Wettreiten und die Nationalspiele (Olympien, Pythien u. s. w.) in durchaus sachkundiger, dem Gegenstand angemessener Weise, nicht etwa in turnerischer Ausschließlichkeit und Uebertreibung, im „Vater Jahn'schen" Kraftgefühl. Vielfache, oft längere Dichterstellen durchwirken die Darstellung und zeigen, daß der Verfasser auch an sich einen Hauch griechischen Geistes verspürt und daß ihm als Ideal nicht blos eine körperlich gesunde, sondern auch eine körperlich schöne Existenz vorschwebt. Man liest das Ganze ohne alle Uebersättigung, mit rechtem Behagen. Der Verfasser ist den Streitfragen, deren es auf diesem Gebiete noch viele gibt, sorgfältig aus dem Wege gegangen; er untersucht überhaupt nicht sowol, als daß er die fertigen (oder wahrscheinlichen) Resultate gibt; gleichwol hat er durch fleißige Stellencitate ad calcem auf jeder Seite dafür gesorgt, daß auch Philologen von Fach sich des Buchs mit Erfolg bedienen können. Eine störende Ungenauigkeit ist uns nur auf dem Plan der Rennbahn aufgefallen, wo wir uns vergeblich nach einer Erklärung der Buchstaben A und abc umgesehen haben.

Das unter Nr. 3 genannte Buch: „Geschichte Alexander's des Großen" von J. G. Droysen, ist Geschichtsforschern, Philologen und gebildeten Laien ein alter Bekannter, der nun zum dritten male seit seinem ersten Auftreten im Jahre 1833 auf dem Büchermarkt erscheint. Dreimal während fünf Decennien ist wenig genug für ein so anerkanntes, ja berühmtes Werk! Zum Glück weiß man in und von Deutschland, daß der Werth eines Buchs sich nicht nach seinen äußern Erfolgen bemißt, und daß der nationalwirthschaftliche Fundamentalsatz vom Verhältniß der Nachfrage zur „Waare" und zu deren „Werth" hier auf dem Büchermarkt in die Brüche geht, wenn auch nicht immer, so doch oft, sehr oft. In andern Ländern, vorab in England, herrscht freilich ein anderer, besserer Brauch, selbst bei streng wissenschaftlichen Werken. Kein Wort von Vorrede oder etwas Aehnlichem begleitet das neu aufgelegte Buch; wer etwa nachsehen wollte, wie sich der Verfasser zu den Forschungen der letzten Decennien verhält, mag das aus den Anmerkungen herauslesen; er wird finden, daß dort allerdings Karten von Kiepert, Arbeiten ferner in Petermann's „Ergänzungsheften" aus der neuesten Zeit, Spiegel's „Keilinschriften", Sallet's Schrift über „Alexander's Nachkommen in Indien und Baktrien" u. a. angeführt sind; es wäre auch sträflich, daran zu zweifeln, daß ein Gelehrter wie Droysen die Resultate neuerer und jüngerer Mitforscher verwerthet habe. Und dennoch! warum gönnen denn diese hohen Herren der Wissenschaft ihrem Publikum nicht einige freundliche Worte der Aufklärung? Weil sie sich lauter Gelehrte darunter denken? Doch gewiß nicht; solche Bücher müssen auch auf einen weitern Leserkreis berechnet sein; es wäre zu bedauern, wenn von solcher Arbeit geistigen Ringens und Vollbringens nicht auch etwas abfiele für die Fernerstehenden. Aber auch wenn sich der Verfasser nur eine Elite von Lesern, einen esoterischen Kreis, d. h. Fachgenossen, gedacht hätte, so wären selbst diesen einige Winke erwünscht. Es macht einen kühlen Eindruck auf jeden, der ein Haus betritt, wenn er auf dem Flur niemand findet, der ihn weist und ihn grüßt; er fragt sich: ist dies Stolz und Misachtung? Ein großer philologischer Textkritiker, der größten, aber auch der schweigsamsten einer, hat jahrzehntelang seinen Fachgenossen dadurch imponirt, daß er sich consequent in seinen Mittheilungen auf das Allernothwendigste beschränkte, nie ein Wörtchen zu viel, wohl aber deren viel zu wenig verlauten ließ und diese Sparsamkeit nach und nach zu einem eigentlichen Geiz auskünstelte — es war Immanuel Bekker in Berlin; wer sich von der großen Autorität nicht blenden ließ und unverfroren das Kind beim rechten Namen zu nennen gewohnt war, nannte dieses Gebaren des Kritikers eine Untugend, da durch dieselbe viel Verdruß und Zeitverlust geschaffen wurde, während durch ein paar Worte mehr alles das erspart worden wäre. Aber jenes orakelmäßige Geizen und Sparen ist auch wieder echt deutsch, nur daß dabei der Autor der Schuldige ist, nicht sein Publikum. Ist aber das Sprödethun ein Ausfluß des Stolzes und der Geringschätzung des Lesepublikums, so wäre es logischer, diesem das Geschenk einer neuen Auflage vorzuenthalten. Wir haben uns bemüht, herauszufinden, was der Verfasser mit seinem Motto: τάδε μὲν λεύσσεις φαίδιμ' Ἀχιλλεῦ, sagen will; vergeblich! Aber für diese und manche andere Eigenthümlichkeiten (wozu wir auch Formelles rechnen, wie z. B. Athen, Thespiai, Plataiai und Poteidaia [sic!], „Athen unterordnete sich der Hegemonie Spartas" u. a.) entschädigt die großartige, geniale Geschichtsauffassung des Verfassers und seine prägnante Darstellung. Urtheile, wie z. B. das über die Hellenen: „Das glückliche Schaffen einer nationalen, das vergebliche Suchen einer politischen Einheit ist ihre Geschichte", wiegen ganze Abhandlungen auf. Man lese ferner die knappe Schilderung von den Ursachen des Peloponnesischen Kriegs im ersten Kapitel. Und dann wieder einzelne Züge in

der Physiognomie des großen Alexander — wie meisterhaft sind diese herausgefunden und dargestellt:

Er war als Staatsmann, was Aristoteles als Denker. Wenn das staatsmännische Werk Alexander's vorerst nur skizzenhaft und nicht ohne mannichfache Fehlgriffe im einzelnen, wenn die Art, wie er schuf, als persönliche Leidenschaft und Willkür oder vom Zufall bestimmt erscheint, so darf man nicht vergessen, daß es die ersten, aus der Friction riesenhafter Verhältnisse entspringenden Gedanken sind, die ihm sofort und wie im Fluge zu Normen, Organisationen, Bedingungen weitern Thuns werden, noch weniger verkennen, daß jeder dieser Gedankenblitze immer weitere Gesichtskreise erschloß und erhellte, immer heißere Frictionen schuf, immer dringendere Aufgaben stellte.

Für Droysen ist Alexander nicht blos ein großer Eroberer, sondern ein Schöpfer völlig neuer Welten, der sich dieser Mission bewußt war:

Die hellenische Bildung, wie überschwenglich reich immer an Kunst und Wissenschaft, ... sie hatte die Welt klüger, nicht besser gemacht; die ethischen Kräfte, auf die das Leben der Familie, des bürgerlichen, des staatlichen Gemeinwesens sich gründen muß, hatte sie in dem Maße, als sie sich steigerte, geschwächt und zersetzt, wie von den Trauben, wenn der Wein daraus gekeltert ist, nur die Träbern bleiben. Hätte Alexander nur den Hellenen und Macedoniern Asien erobern, ihnen die Asiaten zu Sklaven geben wollen, so wären sie nur um so schneller zu Asiaten, aber im schlimmsten Sinn zu Asiaten geworden.... In der That, diese Asiaten waren nicht Barbaren wie die Illyrier, die Triballer, die Geten, nicht Wilde und Halbwilde, wie sich der hellenische Nativismus gern alles dachte, was nicht griechisch sprach; ihnen gegenüber hatten die Eroberer nicht blos zu geben, sondern auch zu empfangen; es galt zu lernen und umzulernen. ... Und darum, um dieser Mission treu zu bleiben, that Alexander das Kühnste, was ihm die Moralisten bis auf den heutigen Tag zum schwersten Vorwurf machen: er zerbrach das Werkzeug, mit dem er seine Arbeit begonnen hatte, oder will man lieber, er warf das Banner, unter dem er ausgezogen war, das, den stolzen Haß der Hellenen gegen die Barbaren zu sättigen, in den Abgrund, den seine Siege schließen sollten. ... Vielleicht nie wieder (warum denn vielleicht?) ist im wirthschaftlichen Leben von dem persönlichen Einfluß Eines Mannes eine so plötzliche, so tiefgreifende und so ungeheuere Bereiche umfassende Umgestaltung ausgegangen, und ... es kam vor allem darauf an, dem Bedürfniß eines großen und durchgreifenden Handelsverkehrs die sichersten und bequemsten Straßen zu eröffnen und ihm in einer Reihe bedeutender Centralpunkte Zusammenhang und Stetigkeit zu geben. Diese Rücksicht neben der militärischen hat Alexander von Anfang an bei seinen Gründungen im Auge gehabt, und die meisten seiner Städte sind bis auf den heutigen Tag die bedeutendsten Emporien Asiens.

Damit in Verbindung stehen die „neuen maritimen Verbindungen“, ferner die begonnene Völkermischung, in welcher Alexander zugleich das Ziel und das Mittel seiner Gründungen sah. Dabei citirt Droysen einen alten Schriftsteller (und solche Citate läßt man sich gern gefallen), der den Ausspruch that: „Wie in einem Becher der Liebe waren die Elemente alles Völkerlebens ineinander gemischt, und die Völker tranken gemeinsam aus diesem Becher und vergaßen der alten Feindschaft und der eigenen Ohnmacht.“ Und alle diese kolossalen Folgen und Erfolge, trotzdem daß „mit dem letzten Athemzuge Alexander's der Hader seiner Großen, die Meuterei seines Heeres, das Zusammenbrechen seines Hauses, der Untergang seines Reichs begann“!

J. Mähly.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Das Landes-Zeughaus in Graz“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) betitelt sich eine umfangreiche Veröffentlichung, die im Auftrage des Grafen von Meran von dem Vorstande des Münzen- und Antikencabinets am St. L. Joanneum in Graz herausgegeben ist. Das Zeughaus in Graz ist ein Originalzeughaus, in welchem Gerüst und Einrichtung sowie die Waffen großentheils vollständig aus alter Zeit beisammen geblieben sind. Diese Waffen, an 28000 Nummern zählend, Schutzwaffen, Hieb-, Stich- und Stangenwaffen, Feuerwaffen u. s. w., werden in dem Werke ausführlich beschrieben und durch zahlreiche Abbildungen illustrirt, während Professor Fritz Pichler eine eingehende historische Darstellung vorausschickt. Das Werk kann sonach als ein nicht unwichtiger Beitrag zur Kriegs- und Waffenkunde betrachtet werden.

— Die „Allgemeine Geschichte der Literatur“ von Johannes Scherr (Stuttgart, Conradi) erscheint in sechster neu bearbeiteter und stark vermehrter Auflage. Auf seinem Gebiete hat dies Werk in der Gegenwart bisher keinen ebenbürtigen Rivalen aufzuweisen. Wie der Verfasser in der Vorrede mittheilt, hat nicht nur jedes Kapitel der vier Bücher des Werks wesentliche Bereicherungen erfahren, sondern es sind auch ganz neue Abschnitte eingefügt worden. Die uns vorliegenden drei Lieferungen geben den Beweis hierfür.

— Die Dichtung von Moritz Horn: „Die Pilgerfahrt der Rose“, erschien in dritter Auflage im Jahre 1863 (Leipzig, F. A. Brockhaus). Jetzt hat Paul Müller ein Frühlingsmärchen: „Der Rose Pilgerfahrt“, herausgegeben mit dem Zusatz auf dem Titelblatt „Neu erzählt“. Eine ästhetische Parallele zwischen den beiden Dichtungen bleibt der Kritik vorbehalten; wir wollen hier nur als ein Curiosum die Thatsache erwähnen, daß ein neuerer Dichter den Titel und Inhalt eines frühern Gedichts zu einer Neudichtung benutzt, ohne indeß den frühern Poeten zu erwähnen. Es gehen eben auf dem deutschen Literaturmarkt curiose Dinge vor! Die hier zur Sprache kommende Rechtsfrage führt zu Subtilitäten des geistigen Eigenthumsrechts, die in Deutschland wol noch nicht näher untersucht worden sind.

— Ein für die Winterabende zur Unterhaltung dienendes, reizend ausgestattetes Büchlein ist „Silvula Logogriphorum. Hundert fremdsprachliche Räthsel“, gedichtet von M. Paul (Leipzig, Barth). Dies ist bereits die dritte derartige Gabe von demselben Verfasser, dessen frühere Räthselbüchlein „Sphinx“ und „Die neue Sphinx“ betitelt sind. Sie sind sämmtlich in gebundener Form, und der Gedanke, die deutsche Sprache mit den classischen, der hebräischen und französischen auf diese Weise in Verbindung zu bringen, ist ein recht glücklicher und macht das niedliche Büchelchen besonders für Gymnasiasten geeignet.

— Die „Shakspeare-Literatur in Deutschland“ von L. Unflad (München, Unflad) ist, wie dessen „Schiller-Literatur“, eine ganz unvollständige Uebersicht, die selbst hinter der Sillig's vom Jahre 1854 bedeutend zurücksteht, von der Thimm's ganz zu

geschweigen. Wie man der deutschen Gelehrtenwelt etwas so Oberflächliches als eine „Shakspeare-Literatur" bieten und gar den Studirenden der modernen Philologie, wie das seitens eines F. F. sich unterzeichnenden Mitarbeiters des „Magazin für die Literatur des Auslandes" geschieht, empfehlen kann, ist unbegreiflich. Wir warnen vielmehr diese letztern vor dem Ankauf der Broschüre, die Varnhagen bereits in der „Deutschen Literaturzeitung" richtig gewürdigt hat.

— „Oesterreichs Scheyern-Wittelsbacher oder die Dynastie der Babenberger. Geschichtliche Studie" von Clemens Schmitz (München, Fritsch). Durch urkundliche Beweise will der Verfasser nachweisen, daß der Stammbaum der Wittelsbacher auf die alten Luitpoldingischen Herzoge des 10. Jahrhunderts zurückzuführen sei. Daher kommt er in seiner mit großem Fleiße gearbeiteten und logisch scharf gegliederten Abhandlung zu dem Schlusse: die Dynastie der Babenberger habe aufgehört, in der Geschichte zu regieren, sie müsse ihre Herrschaft an die Scheyern-Wittelsbacher abtreten. Daß solches geschehen werde, bezweifeln wir freilich sehr; eher ließe man es wol auf eine Nationalabstimmung im Stile Napoleon's III. ankommen. Immerhin ist es wichtig, wenn der geschichtlichen Wahrheit als solcher zu Ehren verholfen wird.

Ausländische Literatur.

Zu den vielen englischen Chrestomathien, die Deutschland besitzt, gesellt sich noch eine neue, der alten classischen Literatur gewidmete, die in zwei Bänden von Albert Wittstock zusammengestellt und theilweise annotirt unter dem Titel: „The Ancient Classics. English Reading Book containing Pieces selected and translated from the Greek and Latin Classic Authors" (Bremen, Heinsius) erschienen ist. Der erste Band enthält Stücke aus griechischen, der zweite aus lateinischen Classikern. Die Auswahl der Stücke sowie die den englischen Uebersetzern, denen sie entnommen sind, entlehnten Anmerkungen, desgleichen die Ausstattung sind zu loben; weniger die ganze Idee, da es gewiß ein falsches pädagogisches Mittel ist, Schülern eine fremde Sprache durch Uebersetzungen, die doch nur in den seltensten Fällen gleichwerthig mit Originalleistungen sind, zuzuführen; während andererseits deutsche Uebertragungen der Classiker, schon durch ihre Vorzüglichkeit, sicherlich besser geeignet sind, die deutsche Jugend, die keiner classischen Schulung theilhaftig wird, mit der Literatur und dem Geiste des Alterthums einigermaßen bekannt zu machen, da sie dabei nicht erst die Schwierigkeit des Verständnisses der fremden Sprache zu überwinden hat.

— Nr. 1946 der Tauchnitz-Edition bringt eine neue Vermehrung der „Poetical Works of Alfred Tennyson", vol. VIII, unter dem besondern Titel: „Ballads and other Poems", mit einer im Victor Hugo'schen Stil gehaltenen herrlichen Widmung an seinen Enkel und Namensvetter. Daß der englische Dichterfürst ebenso wenig wie sein ebengenannter französischer Zeitgenosse in seinem hohen Alter das Feuer der Jugend verloren hat, beweist besonders, unter manchem andern Schönen, das hier geboten wird, die hinreißende, tief erschütternde Dichtung „Rizpah", die vielleicht zu den besten Leistungen Tennyson's überhaupt gehört. Auch die „To Victor Hugo" und „To Dante" überschriebenen Verse seien hier besonders hervorgehoben. Das Dialektgedicht „The Northern Cobbler" steht dem ältern „The Northern Farmer" allerdings nach und dürfte deutschen Lesern große Schwierigkeiten bieten.

— Ueber David Asher's Uebersetzung der L. Geiger'schen Schrift: „Zur Entwickelungsgeschichte der Menschheit" unter dem Titel „Contributions to the History of the Development of the Human Race", sagt „Mind" vom Januar d. J.: „Dr. Asher verdient Dank für den Gedanken, Geiger dem englischen Publikum zu vermitteln, und für die Ausführung desselben." Die „Academy" sagt, sein Englisch sei klar und fließend und, wo der Verfasser beredt werde, was nicht selten der Fall, sei Asher vollkommen befähigt, ihm zu folgen.

Bibliographie.

Bauer, E., Zwei Ordensskizzen. (I. Die Odd-Fellows Englands und Amerikas. II. Gotthold Ephraim Lessing als Ordensbruder.) Leipzig, Grimm. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Eckard, E., Im Spiegel. Roman. Stuttgart, Hallberger. 8. 4 M.

Gensichen, O. F., Studienblätter. Cultur- und literarhistorische Skizzen. Berlin, Grosser. 8. 5 M.

Ghon, M. G., Der Herzog befiehlt! Original-Lustspiel. Wien, Rosner. 1880. 8. 2 M. 40 Pf.

Gisbert, P., Ein Staatsmann der Feder. Biographische Skizze, nebst Recensionen und Veröffentlichung von Schriftstücken. Berlin, Allgemeine Verlags-Agentur. Gr. 8. 2 M.

Glogau, B., Novellen. Berlin, Hertz. 1880. 8. 6 M.

Gneist, R., Die preussische Finanzreform durch Regulirung der Gemeindesteuern. Berlin, Springer. Gr. 8. 6 M.

Goebel, F. H., Die Wunder des Planetensystems, sowie die Entfernung und Grösse der Sonne und die Geschwindigkeit des Lichtes, entdeckt und mathematisch nachgewiesen. Wiesbaden, Limbarth. 1880. Gr. 8. 3 M.

Goethe, Faust. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. 1ster Thl. Heilbronn, Henninger. Gr. 8. 3 M. 75 Pf.

Größler, H., Sagen der Grafschaft Mansfeld und ihrer nächsten Umgebung. Eisleben, Mähnert. 1880. Gr. 8. 3 M.

Groth, K., Drei plattdeutsche Erzählungen, zum Theil Erlebtes und Erinnerungen von 1848 aus Schleswig-Holstein. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 3 M.

Gruner, H., Opfersteine Deutschlands. Eine geologisch-ethnographische Untersuchung. Mit eingedruckten Holzschnitten und 4 Steintafeln. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1880. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Gumplowicz, L., Rechtsstaat und Socialismus. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 10 M. 80 Pf.

Hamerling, R., Die Waldsängerin. Novelle. Berlin, Janke. 1880. 12. 1 M. 20 Pf.

Hauck, G., Die Stellung der Mathematik zur Kunst und Kunstwissenschaft. Vortrag. Berlin, Ernst u. Korn. 1880. Gr. 8. 80 Pf.

Helm, F., Der Gaunerkönig von Paris oder das Geheimniß eines Fürstenhauses. 50 Hefte. Berlin, Aßbach. 1880. Gr. 8. à 10 Pf.

Henne-Am-Rhyn, O., Das Jenseits. Kulturgeschichtliche Darstellung der Ansichten über Schöpfung und Weltuntergang, die andere Welt und das Geisterreich. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 4 M.

Jahn, H. E., Im Bann der Benne. Eine Liebesmär. Rostock, Meyer. 1880. 8. 2 M. 50 Pf.

Junker von Langegg, F. A., Midzuho-gusa. Segenbringende Reisähren. Nationalroman und Schilderungen aus Japan. 3ter Bd.: Schilderungen aus Japan. (Jatsu-eoku-no-pu.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880. 8. 7 M. 50 Pf.

Kaiserurkunden in Abbildungen, herausgegeben von H. von Sybel und T. Sickel. 1ste Lfg.: 30 Urkunden auf 29 Tafeln qu. gr. Fol. Mit Text. Berlin, Weidmann. 1880. 4. 30 M.

Lagarde, P. de, Aus dem deutschen Gelehrtenleben. Aktenstücke und Glossen. Göttingen, Dieterich. 1880. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Liszt, F., Gesammelte Schriften. Herausgegeben von L. Ramann. 2ter Bd. — A. u. d. T.: Essays und Reisebriefe eines Baccalaureus der Tonkunst. In das Deutsche übertragen von L. Ramann. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 6 M.

Manaraki, A., Neugriechischer Parnass oder Sammlung der ausgezeichneteren Werke der neueren Dichter Griechenlands. Original und Uebersetzung. 2ter Bd. 1stes Heft. Berlin, Calvary u. Comp. 1880. Gr. 8. 1 M.

Martin, T., Das Leben des Prinzen Albert, Prinz-Gemahls der Königin von England. Mit Genehmigung Ihrer Majestät der Königin Victoria übersetzt von E. Lehmann. 5ter Bd. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 11 M.

Meißner, A., Schattentanz. 2 Bde. Zürich, Schmidt. 8. 8 M.

Paul, M., Silvula logogriphorum. Hundert fremdsprachliche Räthsel, gedichtet. Leipzig, Barth. 16. 1 M. 50 Pf.

Pulszky, F., Meine Zeit, mein Leben. 2ter Bd.: Während der Revolution. Autorisirte Ausgabe. Pressburg, Stampfel. Gr. 8. 7 M.

Rosegger's, P. K., Ausgewählte Schriften. 1ste u. 2te Lfg. Wien, Hartleben. 8. à 50 Pf.

Busson, A., Der Krieg von 1278 und die Schlacht bei Dürnkrut. Eine kritische Untersuchung. Wien, Gerold's Sohn. 1880. Lex.-8. 2 M. 40 Pf.

Sarreiter, J., Ludwig Aurbacher (1784—1847). Ein Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte. München, Lindauer. 1880. Gr. 8. 50 Pf.

Schauspiel und Bühne. Beiträge zur Erkenntniss der dramatischen Kunst, herausgegeben von J. Lepelus und L. Traube. 2tes Heft. München, A. Ackermann. 1880. Gr. 8. 2 M.

Schmidt-Rimpler, H., Universität und Specialistenthum. Rede. Marburg, Elwert. Gr. 8. 75 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 7. —— 17. Februar 1881.

Literarische Unterhaltungen.

Das Bestreben des Dichters, die poetische Illusion auch dadurch zu fördern, daß er seinen Schöpfungen — zumal den epischen — eine möglichst bestimmte Zeit- und Localfarbe leiht, ist verhältnißmäßig neuern Datums. Noch die gesammte italienische Novellistik nach Boccaccio, ein Grazzini, Massuccio, Bandello, Giraldi u. s. w., glänzen nur da durch echte Zeit- und Localfarbe, wo sie einen Vorgang berichten, der sich innerhalb der damaligen italienischen Gesellschaft ereignet hat. Liegt der Stoff ihrer Erzählung dagegen räumlich und zeitlich außerhalb dieser Sphäre, so unterscheidet sich die Art ihres Vortrags kaum von der des novellistischen Märchens, dessen Typus wir in gewissen Erzählungen der „Gesta Romanorum" besitzen. Ort und Zeit des Begebnisses werden nur ganz äußerlich namhaft gemacht; im übrigen entlehnt man den gesammten Compositionsapparat dem Leben und Treiben der italienischen Gegenwart, mit der einzigen Ausnahme solcher Züge, deren Kenntniß Gemeingut der großen Masse geworden, wie z. B. die Thatsache, daß im alten Rom heidnischen Göttern geopfert wurde, daß im Orient der Islam und das Institut der Sklaverei herrscht u. s. w. Im großen und ganzen aber macht man nicht einmal den Versuch, historisch zu werden. Es herrscht hier dieselbe ruhige, kraftbewußte Naivetät, die den großen italienischen Malern innewohnte, wenn sie ihre biblischen Stoffe im Costüm ihrer Zeitgenossen und auf dem Hintergrunde echt italienischer Landschaften componirten. Schöpfungen wie Paolo Veronese's weltberühmte Hochzeit zu Kana sind nichts weiter als großartige Genrebilder aus der damaligen venetianischen Gegenwart. Mit geringen Aenderungen ließe sich die Hochzeit zu Kana in das Gastmahl eines venetianischen Nobile umwandeln.

In gleicher Weise gibt der italienische Erzähler dieser Epoche in all seinen Gebilden ausschließlich Italien. Die Zeit, in welche das dichterische Bewußtsein gewisse „alte Geschichten" verlegt, ist die rein ideale einer zwanglosen Phantasie, und die Gestalten werden ohne Scrupel aus demjenigen Material geformt, das dem Dichter zunächst liegt.

Selbst ein Genius wie Shakspeare kennt im strengern Sinne noch nicht das, was wir historisches Colorit nennen. Es wäre ein eitles Beginnen, sich z. B. aus „Julius Cäsar" ein authentisches Bild des antiken Rom construiren zu wollen. Dem so oft citirten Anachronismus der schlagenden Uhr geht der größere und erheblichere in der ganzen Tonlage des Stücks parallel. Dies bedeutet keineswegs einen Vorwurf, denn jeder Poet, auch der größte, ist ein Kind seiner Zeit. In der Zeit Shakspeare's jedoch herrschte absolut kein Bedürfniß nach einem wirklich historischen Colorit. Jene großartigen Forschungen, die das Culturleben des Alterthums in seinen geheimsten Fasern für uns bloßlegen sollten, schlummerten noch im Schose der Zukunft; selbst die Gelehrten hatten von der eigentlichen Physiognomie des Alterthums sehr verschwommene Begriffe. Dem Poeten jener Epoche fehlte also zur Leistung dessen, was wir heutzutage in dieser Richtung beanspruchen, jede Voraussetzung.

Es war wol zuerst Walter Scott, der das Verständniß und somit auch das Bedürfniß für ein echt historisches Colorit in weitere Kreise trug. Seitdem ist die Vorliebe für den historischen Roman mit einigen Auf- und Abschwankungen bei den großen Culturvölkern, insbesondere bei den germanischen, lebendig geblieben, und gegenwärtig beherrscht diese Gattung in den Werken von Freytag und Ebers dergestalt das zeitgenössische Publikum, daß die übrigen Gattungen, wie sie z. B. durch die Schöpfungen eines Paul Heyse, eines Friedrich Spielhagen u. s. w. repräsentirt werden, momentan wenigstens in den Hintergrund treten.

Mit dieser Vorliebe aber sind auch die Anforderungen gewachsen. Der historische Roman von heutzutage soll von der Culturepoche, die er zur Basis seiner Begebnisse nimmt, ein geradezu minutiöses Bild entwerfen; er soll authentisch getreu sein bis ins einzelne; ja selbst die Sprechweise — nicht nur die Denkweise — der handelnden Charaktere soll das Ihrige zur Vollendung der Illusion beitragen.

Die Frage wirft sich nun auf: inwieweit kann der Dichter dieser theoretischen Anforderung der historisch getreuen Sprechweise praktisch gerecht werden? Es handelt sich hier offenbar stets um ein Compromiß; denn der absolute Realismus ist ausgeschlossen. Der Dichter, der z. B. eine Erzählung im alten Rom spielen läßt, ist und bleibt doch zunächst moderner Schriftsteller, der sich der neuhochdeutschen Sprache mit all ihren Errungenschaften als Medium bedient. Dieses Medium jedoch, da es gleichzeitig die Sprache unsers alltäglichen Lebens und zahlreicher Ideenkreise ist, denen ein specifisch moderner Charakter innewohnt, wird unter Umständen geeignet sein, die Illusion zu beeinträchtigen. Der Realismus, auf die Spitze getrieben, würde erheischen, daß man die Römer des Alterthums Latein sprechen ließe. Die Widersinnigkeit dieser Consequenz springt sofort in die Augen. Zwischen beiden Extremen, nämlich dem absoluten Realismus, der hier unmöglich ist, und der gänzlich unhistorischen Naivetät, muß also eine Versöhnung gefunden werden.

Unsers Erachtens kann diese Versöhnung nur darin liegen, daß der Verfasser seine Personen zwar ein ganz normales und gesundes Neuhochdeutsch reden läßt, daß er jedoch mit einiger Vorsicht solche Ausdrücke zu vermeiden strebt, denen ganz speciell der Charakter des Modernen oder gar des Modern-Ephemeren innewohnt. So würde es z. B. geschmacklos und für die Illusion beeinträchtigend wirken, wenn ein Römer im Dialog einen plötzlichen Einfall mit „Apropos" einleitete, oder wenn er von der „Elite des römischen high life" sprechen wollte, während z. B. Ausdrücke wie „General" für den Höchstcommandirenden selbst von ernsten Geschichtsforschern wie Mommsen ohne Scrupel angewandt werden. Unsere instinctive Abweisung beruht in den vorerwähnten Fällen vornehmlich darauf, daß jene Ausdrücke gleichsam in nuce die Erinnerung an Culturvorgänge enthalten, die einer spätern Epoche angehören. So ist das „Apropos" ein Ueberbleibsel aus der Zeit des überwiegenden französischen Einflusses, der unsere gesammte Conversation mit französischen Floskeln verbrämte; das „high life" gemahnt uns gar zu entschieden an die upper ten thousand der Dreimillionenstadt. Das Wort „General" dagegen ist durch eine lange Reihe von Jahrhunderten sanctionirt; wir empfinden dabei fast nur noch den Begriff, den es ausdrückt, und dieser Begriff war ja den Römern geläufig. Ebenso können die Personen eines altrömischen Romans von einer „römischen Dame" reden, denn längst haben wir vergessen, daß die „Dame" eine dem provenzalisch-französischen Minnedienst entlehnte Bezeichnung ist. Der subjective Geschmack des einzelnen wird hier natürlich ängstlicher oder freier entscheiden. Darüber jedoch ist ein Zweifel undenkbar, daß eine ganze Reihe von Ausdrücken und Wendungen innerhalb des Dialogs als anachronistisch und das Colorit fälschend unbedingt zu vermeiden ist.

Wie aber nun verhält es sich mit der Construction? Unserer Ansicht nach darf auch hier ab und zu auf discrete Weise eine archaistische Nuance gebraucht werden. Irrthümlich und dem Wesen des echten Realismus geradezu widersprechend erscheint es jedoch, wenn beispielsweise Gustav Freytag an einzelnen Stellen seines „Ingo" die fremdsprachliche Construction nahezu wörtlich ins Neuhochdeutsche überträgt.

Ich füge hier parenthetisch eine Bemerkung bei. Als die ersten Bände der Freytag'schen „Ahnen" vor das Publikum traten, da war es vorzugsweise das archaistische Gewand, insbesondere des „Ingo", das auf der einen Seite verherrlicht, auf der andern verspottet und parodirt wurde. Wer einzelne dieser Parodien vor der Lektüre des Werks zu Gesicht bekam, der mußte dem Glauben verfallen, als sei das Ueberwuchern des archaistischen Elements ein weit stärkeres und störenderes, als es thatsächlich ist. Jene Satiriker, die den „Ingo" aufs Korn nahmen, drängten das Uebertriebenste aus dem stattlichen Bande auf den engen Raum eines Feuilletons zusammen und gaben so gleichsam einen verdichteten Freytag, dessen Excentricitäten vielfach absurd wirkten.

So maßlos, wie man aus den parodistischen Recensionen zu schließen versucht wäre, herrscht der Archaismus in der Diction des Freytag'schen „Ingo" selbstredend nicht: immerhin erübrigt genug, um in gewissen Kapiteln den Eindruck der Wahrheit und Ursprünglichkeit zu beeinträchtigen. Und zwar macht sich dieser störende Archaismus in zwei Richtungen geltend: einmal in der oben erwähnten wörtlichen Uebertragung althochdeutscher Constructionen, und zweitens in der unberechtigten Handhabung der Alliteration.

Betrachten wir dieses zweite Moment zuerst. Da wo der Stabreim hingehört, trägt er natürlich sehr wesentlich zur Förderung des historischen Colorits bei; so z. B. in dem Liede, das Volkmar („Ingo", Kapitel 2) in der Halle des Herrn Answald vorträgt. Ein Heldengesang aus damaliger Zeit muß diese Form wählen: das ist eine Forderung der historischen Wahrheit. Antike Metra oder Reimstrophen würden das geschichtliche Colorit ebenso sehr verfälschen wie etwa die Anwendung der Alliteration bei einem altrömischen Hymenäus. Was aber soll man sagen, wenn Freytag diese Form der Alliteration auch hin und wieder im Dialog anwendet? Wie? Alltagsgespräche in der poetischen Form des Beowulf, realistisch sein sollende Conversation im specifischen Gewande nationaler Epik? Es liegt klar zu Tage, daß dieser Misbrauch eine durchaus falsche Charakteristik liefert; denn die Personen, die sich da, wo jeder vernünftige Mensch Prosa redet, solcher dichterischen Formen bedienen, wirken entweder über alle

Gebühr pathetisch — oder komisch. Mit demselben Rechte könnte man die Helden einer im alten Rom spielenden Erzählung ab und zu im sogenannten elegischen Metrum oder die eines modernen Romans in den Strophen der Schiller'schen Laura-Gedichte reden lassen. Ich will zugeben, daß dem Dichter, der sich gerade an den poetischen Formen der Vergangenheit gesättigt hatte, diese Stabreime unwillkürlich in die Feder geflossen sind: eine kritische Nachprüfung hätte sie jedoch unerbittlich beseitigen müssen. Sie wirken ebenso unrealistisch wie die gehäuften Jamben in gewissen Scenen der „Aegyptischen Königstochter“ von Ebers.

Ganz ähnlich verhält es sich mit der wörtlichen Nachahmung althochdeutscher Constructionen. Wäre diese Uebertragung das geeignete und berechtigte Mittel zur Erzielung einer historischen Zeit- und Localfarbe, so müßte man folgerichtig die Personen einer Erzählung, die in Paris spielt, in Gallicismen reden lassen und Constructionen adoptiren wie die nachstehende: „Ah, siehe da Herrn Ihren Vater, welcher kommt uns trösten! Ich nicht sehe, um Ihnen zu sagen wahr, warum ich sein würde mehr traurig als gewöhnlich.“ Hier springt die Unnatur ohne weiteres ins Auge. Jedermann wird sich damit einverstanden erklären, daß ein deutscher Autor die Helden einer in Frankreich spielenden Erzählung einfaches und vernünftiges Deutsch reden läßt. Weshalb soll nun diese normale Forderung nicht auch für solche Helden berücksichtigt werden, deren Schauplatz im alten Deutschland oder im alten Rom liegt? Glaubt man im Ernste, die Sprache der alten Germanen habe diesen stelzbeinigen, verschrobenen Eindruck hervorgebracht, den die neuhochdeutsche Uebertragung erzeugt? Die vermeintliche Steigerung der Localfarbe läuft hier gerade auf ihr Gegentheil hinaus. Constructionen, die dem Geiste des Gothischen und des Althochdeutschen durchaus congenial waren und dort nur den Eindruck des Organisch-Gewordenen, des Ueblichen und Gesunden hervorbrachten, wirken im Neuhochdeutschen archaistisch, innerlich unwahr, gekünstelt, geschraubt. Eine ganze Culturepoche erhält sonach ein Gepräge, das dem Bildungsphilister möglicherweise ungemein imponirt, das ihr jedoch thatsächlich fremd war. Dazu kommt, daß verschiedene dieser vermeintlich altdeutschen Constructionen nicht einmal specifisch altdeutsch, sondern ebenso gut lateinisch, griechisch u. s. w. sind und sonach ganz mit demselben Rechte für die Charakteristik des römischen und griechischen Dialogs in Anspruch genommen werden könnten.

Ich will das im Vorstehenden Gesagte durch einige Beispiele zu erläutern suchen. Freytag schreibt („Ingo“): „Spende wegmüdem Manne.“ Wenn der Dichter berechtigt ist, hier nach dem Vorgange des Gothischen und des Althochdeutschen den Artikel wegzulassen, so fragt man, warum er den Satz nicht lieber gleich in reinem Althochdeutsch gibt? Die Weglassung des Artikels im Althochdeutschen war nicht befremdlich, sie wirkte weder abnorm noch schwerfällig; die Weglassung im Neuhochdeutschen ruft dagegen diese Wirkung ganz ohne Zweifel hervor. Es kommt somit ein unberechtigtes Element in die Sprache, das uns zu Rückschlüssen auf den Charakter des Sprechenden Anlaß gibt. Wir sagen uns — um einen vulgären, aber sehr bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen —: dieser Ingo redet nicht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Ganz gegen die Absicht des Dichters bekommt also die Persönlichkeit etwas Bewußtes, Theatralisches. Ja, und wäre nur dieses „wegmüdem Manne“ in der That für das Althochdeutsche charakteristisch! Das Unglück ist aber, daß z. B. der Lateiner ganz ebenso sagen würde: „Praebe viro itinere fesso!“ Demgemäß müßte ein Dichter, der einen Römer in der gleichen Situation sprechen ließe, gleichfalls die Wendung gebrauchen: „Spende wegmüdem Manne“, und was dort zur Charakteristik der althochdeutschen Epoche dienen sollte, wäre hier also zur Charakteristik der altrömischen verwendet.

Ferner: was bedeuten die immer wiederkehrenden Inversionen in Negativsätzen? z. B.: „Nicht weiß ich, ob sie euch Freude bereitet“, „Nicht thut es noth, das Zeichen zu suchen“ u. s. f. Die deutsche Construction erfordert: Ich weiß nicht, und: Es thut nicht noth; die Voranstellung des „nicht“ erzeugt unbedingt eine falsche Nuance; man hat das Gefühl, es solle durch diese Inversion irgendetwas Besonderes erzielt werden, und wundert sich schließlich, kein Motiv zu finden. Der Umstand, daß das Althochdeutsche die Negation (ni) voranstellt, kann diesen Gebrauch nicht rechtfertigen; denn genau ebenso stellt der Lateiner sein non und der Grieche sein οὐ vor. Der bekannte Bibelspruch, den Luther echt deutsch mit den Worten übersetzt: „Ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen“, lautet freilich althochdeutsch in der bekannten versio francica des 9. Jahrhunderts: „Ni mag guot boum ubilan wahsmon tuon“; aber schon im griechischen Originaltext steht die Negation voran: „Οὐ δύναται δένδρον ἀγαθὸν καρποὺς πονηροὺς ποιεῖν“. Freytag würde natürlich im Geiste des „Ingo“ übersetzen: Nicht kann ein guter Baum üble Früchte tragen, und das Publikum würde meinen, das sei echt charakteristisch für das alte Germanenthum, während es genau ebenso charakteristisch für das alte Griechenthum, dabei aber dem Genius der neuhochdeutschen Sprache, in welcher Freytag doch dichtet, nicht adäquat wäre.

Luther übersetzt: „Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon“ (Matth. 6, 24). Gothisch: „Ni maguth gutha skalkinon jah mammonin“. Althochdeutsch lautet das: „Ni mugut ir (nicht möget ihr) gote thionon inti weroltwolun“. Freytag bevorzugt, wie gesagt, in solchen Fällen beinahe durchgängig die Inversion: „Nicht könnet ihr“. Aber dieses Nicht könnet ihr ist ebenso gut lateinisch: non potestis; ebenso gut auch griechisch: οὐ δύνασθε; ebenso gut altfranzösisch, italienisch, spanisch u. s. w. und dient also keineswegs zur Steigerung der althochdeutschen Localfarbe, sondern nur zur Verundeutschung der Diction. Ich

wiederhole es: das gerade ist das Seltsame bei diesen angeblich deutschen Archaismen, daß sie mit wenigen Ausnahmen auch den übrigen Sprachen des Alterthums und zudem einigen modernen Idiomen angehören und also mit gleicher Berechtigung auch in specifisch nichtdeutschen Culturkreisen angewandt werden könnten. Dazu kommt noch ein Moment, das geeignet scheint, der Sache geradezu den Charakter der unfreiwilligen Komik aufzudrücken. Es steht nämlich keineswegs fest, daß jene Constructionen des althochdeutschen Evangeliums durch die griechischen und lateinischen Originale nicht in ähnlicher Weise beeinflußt waren, wie etwa die Uebersetzungen eines sprachstümpernden Secundaners durch das Original des griechischen oder lateinischen Classikers. Spuren dieser Beeinflussung, welche durch die geringere Ausbildung der deutschen Idiome zur Zeit der Uebersetzung erklärt und entschuldigt wird, finden sich ganz zweifelsohne in der Bibelübersetzung des Ulfilas. Es ließe sich also der Fall denken, daß jene vermeintlich so ur- und erzdeutschen Constructionen schon zur Zeit ihrer Niederschrift nicht im strengsten Sinne des Worts deutsch, sondern halb und halb Latinismen und Gräcismen gewesen wären, dergestalt, daß der Dichter, der den Geist früherer Jahrhunderte mit ängstlicher Nachahmung jener Constructionsweise heraufzubeschwören gedächte, etwa mutatis mutandis dem Manne des 30. Jahrhunderts gliche, der die Sprache des 19. aus der Xenophon-Uebersetzung eines Gymnasiasten reconstruiren möchte.

Hierfür sprechen mancherlei Anzeichen. So z. B., um bei dem einmal gewählten Falle der vorangestellten Negation zu verbleiben, der Umstand, daß schon Walther von der Vogelweide, der von der versio francica des Evangeliums Matthäi durch einen weit geringern Zeitraum getrennt ist, als diese von der Uebersetzung des Ulfilas, das „nicht" genau so stellt, wie der neuhochdeutsche Sprachgebrauch dies erheischt. Zum Beispiel: „Er hât niht wol getrunken, der sich übertrinket"; „Ich schiltes niht, wan got genâde uns beiden"; „Min singen ist niht lanc" u. s. w. Man darf wol annehmen, daß der deutsche Sprachgeist bei einem Dichter von der Bedeutung Walther's von der Vogelweide, zumal hier jede Beeinflussung seitens eines fremdländischen Originals wegfiel, besser zum Ausdruck gelangte als bei dem Verfasser jener Evangelienübersetzung. So wenig sich die oben ausgesprochene Vermuthung beweisen läßt, so vollständig liegt sie im Bereiche der Möglichkeit. Für die ästhetische Beurtheilung der hier in Betracht kommenden Frage ist dieses Moment ja überdem gleichgültig.

Andere Eigenthümlichkeiten der Freytag'schen Diction im „Ingo" sind nicht direct als Nachahmungen der alten Sprache, sondern nur als bewußte Fremdartigkeiten und Feierlichkeiten zu bezeichnen, die immerhin dazu beitragen, ein wahrheitswidriges Element in die Farbe des Dialogs zu bringen. Man vergesse nicht, daß wir uns die Germanen zur Zeit Ingo's wesentlich als ein urwüchsiges, von Natürlichkeit übersprudelndes Volk zu denken haben, das zu der gekünstelten Ueberfeinerung des sinkenden Römerreichs den absoluten Contrast bildet. Demungeachtet kommen bei Freytag Gespräche vor, deren wohlgesetzte Bewußtheit mit den Forderungen einer so naiven Culturepoche schwer zu vereinen ist. Auch das Salbungsvolle, Weisheitstriefende, Pastorale in manchen Wendungen scheint mir anachronistisch. Man merkt hier allzusehr das Bestreben des Dichters, die Zeit- und Localfarbe auf negativem Wege herzustellen, das heißt dadurch, daß er den Dialog seiner Helden dem Normalen entfremdet. Dies mag entschuldbar sein, da die Zeit, die er schildert, in den charakteristischen Details ihrer Cultur nicht annähernd so bekannt ist wie etwa das Mittelalter oder das Rom der Cäsaren. Aber in diesem entschuldbaren Fehler das wesentliche Verdienst der Freytag'schen Dichtung erblicken zu wollen, das vermochte blos die Urtheilslosigkeit des deutschen Bildungsphilisters. Ich behaupte, wenn Freytag's „Ingo" in der That ein Gemälde liefert, das im wesentlichen als treu zu bezeichnen ist, so wird diese culturgeschichtliche Treue nicht **durch**, sondern **trotz** jener Geschraubtheiten und Naturwidrigkeiten erreicht, und sie würde in vollerm Maße erreicht werden, wenn der Dichter auf die Auswüchse einer archaisirenden Unnatur hätte verzichten wollen. Gerade die wirksamsten Kapitel des „Ingo" sind diejenigen, wo der Autor sich und diese falsche akademische Vornehmheit gleichsam vergißt und freie, frische, kernige Bilder entwirft, wie dies namentlich in der zweiten Hälfte des Werks der Fall ist. Diejenigen Stellen aber, wo die geschraubte Alterthümelei überwuchert, erinnern nur allzu auffällig an die römischen Autoren des 4. Jahrhunderts: jener sinkenden Epoche, wo alle ursprüngliche Dichterkraft den secundären Talenten der Nachahmung und einer bewußten Stilvollendung Platz gemacht hatte.

Ernst Eckstein.

Neue lyrische und epische Dichtungen.

1. Gedichte von A. Schumacher. (Chronologisch geordnet.) Mainz, Diemer. 1880. 8. 3 M.

Die „Gedichte" von A. Schumacher umfassen in einem ziemlich umfangreichen Bande neben mehrfachen Gelegenheitsgedichten eine nicht unbedeutende Zahl von Balladen, welche meistens rheinische Sagen behandeln.

Der Verfasser — übrigens nicht der ebenfalls A. Schumacher genannte Uebersetzer Shakspeare's und des Calderon de la Barca — sagt in der Einleitung:

Gar vieles des Geschaffnen hat der Zeiten
Zerstörungsflut schon spurlos weggespült;
Dem Reste ein Asyl nun zu bereiten,
Hab' als Bedürfniß endlich ich gefühlt.

Wozu so viele Freunde mich seit Jahren
So oft gedrängt, was sie umsonst erharrt,
Am späten Lebensabend mußt' willfahren
Ich dem Verlangen, das mein eignes ward.

Mit diesen Versen motivirt der Verfasser die Publication der „Bilder aus so viel bewegtem Leben", der „Producte einer thät'gen Phantasie". Wir unsererseits sind nicht ganz der Ansicht der „vielen Freunde" des Verfassers und würden auch die „Bedürfnißfrage" verneinen müssen. Um unsern Standpunkt zu rechtfertigen, theilen wir statt eines weitern kritischen Eingehens auf die Schumacher'sche Lyrik unsern Lesern folgende Proben mit:

An die Eine*), die mir Freund und Geliebte.

Nicht wahr, daß ich dich also nenne,
Das ist recht stolz und kühn von mir? —
Doch nimm's nicht übel, ich entbrenne
Stets mehr und mehr in Lieb' zu dir.

Bist du's allein auch, die geblieben
Mir jetzt als Freund, o laß die Scham!
Den Einen drum wird heißer lieben,
Wer sonst um Freundschaftsglauben kam.

Ja! stolz sein kannst du auf die Ehre,
Bei Gott, mein Freund, recht groß ist sie!
Doch wenn bei dir auch Täuschung wäre —
Nein! du trügst wahre Liebe nie!

O komm, Geliebte! laß dich drücken
An meines Herzens glühend Meer! (sic!)
O deine Glut ist mir Entzücken,
Dein Aug' es blitzt so zaubrisch her....

A. Schumacher fährt dann in demselben Liede fort:

Ein Ton aus diesem Zaubermunde,**)
Aus diesem Aug' Ein Feuerblick —
Und aus des Leidensmeeres Grunde
Taucht dem Erlösten Friedensglück.

Ein Druck auf deines Herzens Flügel —
Und in das Nichts entfliegt der Geist,
Der dem Atomenbau die Riegel,
Die Fessel der Gestalt zerreißt.

Eine aus 48 Strophen bestehende Ballade heißt „Der Wolfsbrunnen". Wir citiren daraus folgende Verse:

Einst in grauer Vorzeit Tagen
Lebt', den Göttern nur geweiht,
Jetta, kundig vorzusagen
Die Geschicke künft'ger Zeit.

Nur der Wald sah ihre Tritte,
Eine Quell' nur ihren Leib,
Die in eines Beckens Mitte
Kühlte oft das schönste Weib.

— — — — — — — —

Als am Abend sie, wie immer,
Einst zu ihrer Quelle ging,
Und im dämmerlichen Schimmer
Kosend sie die Flut umfing,

*) Der Verfasser fügt am Fuße der Seite hinzu: „Pistole".
**) Wir bemerken nochmals, daß es sich hier um eine Pistole handelt.

Und den Sträuchen, voll Entzücken,
Und den Lüften, sehnsuchtsvoll,
Sie vollendet zu erblicken,
Mehr als Götterwonne quoll.

Da vernimmt sie nahes Rauschen —

Jetta, die „nicht für Menschenherde", sondern „nur zum Dienst der Götter" da ist, wird von einem „mit Pfeil und Bogen schönbewehrten" und „an Körper Göttern gleichen" unbekannten Jünglinge belauscht. Obwol sie „ihr Herze bange ringen fühlt zwischen Lieb' und Zornesmacht", so „spricht doch ihr Herz milde Gnade"; aber „der Hauch, der auf sie brennet aus des Jünglings voller Brust, weckt sie wieder auf, sie bebt, sie trennet sich (nämlich von ihm), der eh'rnen Pflicht bewußt".

Aber „Jetta's Fuß ereilet" von diesem Augenblick an

— nicht in Schluchten, nicht im Hain —
Nie den Frieden, wo sie weilet
Holet sie sein Bildniß ein.

Sie irrt rastlos umher; aber wieder führt sie die Sehnsucht an die bewußte Quelle, wo sie ihn und er sie einst erblickte. Sie lauscht,

Ob sich nicht die Blätter regen.
Ach, es rauscht, jetzt nahet er.

Er ist es aber leider nicht, sondern eine „hungerblickende Wölfin" mit Familie stürzt sich auf die arme Jetta, und

— — der Bestien Begierden,
Finstrer Götterrache Hand,
Sie zerstörten jene Zierden,
Die kein Wesen je verband.
Gierig hingen ihre Zähne
An dem edeln, reichen Fund.

Da erscheint, aber ach nicht mehr als rettender Engel, der unfreiwillige Anstifter all dieses Elends, der schöne Jüngling von ehedem:

Und seines Schwertes mächt'ge Streiche
Wüthen in der Thiere Bauch,
Die entfliehn zum Schattenreiche,
Doch sein Liebstes, Jetta, auch.

Es bleibt dunkel, ob Jetta nur durch Wolfsbiß oder auch durch des Schwertes Schärfe zum „Schattenreiche" befördert wird. Der Jüngling indeß „hat noch einen Blick gerettet":

Und der eine Blick, er treibet
Zur Verzweiflung wild ihn fort;
Ach! was ist's, das jetzt ihm bleibet,
Wo für ihn der Ruhe Ort?

Zu der Quell' am andern Tage
Schickt das Volk, daß Jetta's Rath
Die Gesandtschaft ihm erfrage
Zu dem Anfang ernster That;

Und Entsetzen! ach die Beste,
Jetta sehn zermalmt sie hier,
Und des schönsten Jünglings Reste
Arm in Arm vereint mit ihr.

Die Ballade „Der Drachenfels" enthält folgende Strophe:

Und auf dem Berg, vom Mond erhellet,
Zeigt sich des Drachens Ungestalt,
Er reckt sich auf, er schreit und bellet,
Daß es im Umkreis widerhallt.
„O weh! der Drachen blickt nach dir —
O weh, Brunhilde —, wehe mir!"

Ist es zu gewagt, nach diesen Citaten mit einem sapienti sat zu schließen?

2. Schenkenbuch. Rhein- und Weinlieder von Friedrich Hornfeck. Zweite vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Keller. 1880. 8. 5 M.

Den vorliegenden Wein- und Liebesliedern können wir neben dem uns freundlich anmuthenden fröhlichen Sinne eine gewisse Tiefe der Empfindung nicht absprechen, wenn auch die gelegentlichen Seitenhiebe auf „Bonzen- und Junkerthum" die harmlose Stimmung, in welche uns das „Schenkenbuch" in erster Reihe versetzen will und soll, nicht eben zu erhöhen geeignet sind. In den Weinliedern herrscht eine übersprudelnde Jugend- und Lebenslust vor; doch wäre eine genauere Sichtung in dieser Gattung gewiß von Vortheil gewesen, da die beständige Modulation derselben Stimmung und fast desselben Gedankens leicht ermüdend wirken kann.

Größer ist die Abwechselung in den Liebesliedern. Hier begegnen wir einigen wahrhaft erquickenden Erscheinungen. Wir theilen nachstehendes Ghasel mit:

Ich besinge deine Stirne
Und ich preise deine Wangen,
Weil darauf für mich die schönsten
Lilien oder Rosen prangen.

Ich besinge deine Lippen,
Weil mit glühendem Verlangen
Sie zum Küssen oder Singen
Meine eignen Lippen zwangen.

Ich besinge deine Augen,
Weil es ihnen nicht entgangen,
Daß an ihrer Schönheit einzig
Meine eignen Augen hangen.

Ich besinge deine Füße,
Die mir treulos nie entsprangen,
Und besinge selbst die Locken,
Die sich ringeln gleich den Schlangen.

Aber deine schönen Arme
Werden keinen Dank empfangen,
Denn die sollen mit den Liedern
Sich den Dichter selber fangen.

3. Bunte Blüten. Scherz und Ernst in Versen von Julius Bruck. Zweite Auflage. Newyork, Zickel. 1880. 12. 2 M.

Die Lieder, welche uns in dieser Sammlung geboten werden, sind in zwei, in Ton und Stimmung sehr verschiedene Gruppen: „Lachende Lieder" und „Herz und Welt", getheilt. Die erstern preisen Wein und Liebe in oft derb-humoristischer, aber doch meist ansprechender Weise. Bruck's Verse fließen leicht und wohlklingend. Wir nennen: „Du liebe — böse Welt", „Der Mensch und sein Getränke", „Beim Federweißen I und III". In letzterm heißt es:

Eins, zwei, drei und vier!
Bis zum Dutzend bring' ich's hier!
Kauf mir heut' noch certe, vere
— Wie dies öfter schon geschah —
Nach Herrn Darwin's weiser Lehre
Einen tücht'gen Urpapa.
Eins, zwei, drei und vier!
Bis zum Dutzend bring' ich's hier!

In vollem Gegensatze zur ersten Abtheilung stehen dem Inhalte nach die Gedichte, welche unter „Herz und Welt" mitgetheilt sind. Fremd berührt uns des Verfassers politische und religiöse Stellung, und Verse wie in dem Gedicht „Glaube und Wissenschaft":

In die starrste Lethargie versunken
Lag das All, ein üppig Leichenfeld.
Da erglühten hehre Geistesfunken,
Und vom Tod errettet war die Welt.
Der Gironde strahlenden Gedanken
Einte sich die Glut der Montagnards,
Und die Lilien und Altäre sanken
Unterm Fuß der Sansculottenschar —

vermögen uns, im Blick auf die Geschichte, nicht zu begeistern; dagegen lassen uns Gedichte wie das nachstehende eine harmonisch ausklingende, liebe Erinnerung zurück:

Die Lieb' im Lenze.

Wer nie in jungen Tagen
In grünem Waldrevier
Und duft'gen Blütenhagen
Gepflückt des Maien Zier,
Die Liebchens Hand gebunden
Zum Strauß, der ihn geschmückt,
Der hat auch nie empfunden,
Wie Lieb' im Lenz beglückt.

Zum seligsten Genusse
Stieg nimmermehr hinan,
Wer nie im Wonnekusse
Ein liebend Herz gewann,
Da noch dem blüh'nden Baume
Der junge Lenz gelacht,
Eh' nach entschwundnem Traume
Des Lebens Ernst erwacht.

Des reifen Mannes Streben
Erringet Gold und Ehr',
Doch kann es ihm nicht geben
Des Maien Wiederkehr,
Kein flammenweckend Kosen,
Der ersten Liebe Glühn,
Nicht eine jener Rosen,
Die nur im Lenze blühn.

Ob immer wir auch fanden,
Was sehnlichst wir begehrt,
In fremder Herren Landen
Wie an der Heimat Herd,
Bald sind es welke Kränze;
Nur Eins bleibt ewig jung:
Das ist „die Lieb' im Lenze"
In der Erinnerung.

4. 1870—1880. Kornblume und Eichenblatt. Ein Kaiser-Gedenkkranz von F. A. Feddersen. Hamburg, J. F. Richter. 1880. 8. 1 M.

Gutgemeinte, von warmer Begeisterung für Kaiser und Reich getragene Lieder, die zum Theil sich für die Declamation eignen und daher den Erziehern der Jugend für diesen Zweck zu empfehlen wären. Die Form läßt zuweilen zu wünschen übrig. Wir theilen das nachstehende Gedicht, das wir für eins der besten in der Sammlung halten, mit:

Sieg auf Sieg.

Ist's wahr, was erzählte der jubelnde Mund
In jenen vergangenen Tagen?
Wie Wundermär schier ertönte die Kund' —
Von Sieg auf Sieg hört' ich sagen!
Wol groß war der Hochmuth des fränkischen Herrn,
Doch um so viel schneller nun sank sein Stern,
Ein Rausch von wenigen Tagen.

O du herrliche, heilige Wacht am Rhein,
Wie führst du in Kriegeswettern,
Wie schlugst du gleich blitzenden Wolken drein,
Das gallische Haupt zu zerschmettern!
Wörth, Weißenburg, Gravelotte, Mars-la-Tour —
Da grubst deiner Thaten ewige Spur
In Frankreich hinein du mit Wettern.

Wer mag beschreiben den Waffentanz,
Den großen und wunderbaren?
Wer singt zu Ende den Ruhmesglanz
Der Feldherrn und ihrer Scharen?
Ach diesen großen gewaltigen Strauß
Den singen die Sänger und Dichter nicht aus
In hundert und tausend Jahren!

O du herrliche, heilige Wacht am Rhein,
Von dir wird man singen und sagen,
Dich wird man erheben im Ruhmesschein
Bis zu den äußersten Tagen!
Bis gestorben auf Erden der letzte Homer —
O du großes, gewaltiges deutsches Heer,
Von dir wird man singen und sagen
Bis zu den äußersten Tagen!

Verse dagegen wie in dem Gedicht „Sturmlied":

Stoß mit Krachen,
Still zu machen
Spott und Lachen
Dieses welschen Kaiserdrachen —
Stoß das Schwert ihm in den Rachen!

dürften zu vermeiden sein. Sie erreichen den gewünschten Zweck nicht. Der Dichter der deutschen Kaiserlieder und des anmuthigen Liedes „Cara Cornelia" (vgl. „Ueber Land und Meer", Nr. 38, 1880) wird uns dies gewiß bei näherer Prüfung selbst zugeben.

5. Der Sonnenquell. Eine irische Sage in Versen von Rudolf Sylvester. Braunschweig, Hofbuchdruckerei von J. Krampe. 1878.

An sich hat die Geschichte, welche uns der Verfasser erzählt, kein sehr spannendes Interesse. Der Gedanke der nicht unpoetischen Sage ist, daß die Geister der Unterwelt sich verbinden, um hülflosen Menschen gegen die Gewalt und Schlechtigkeit der Mächtigen dieser Erde beizustehen. In dem vorliegenden Gedicht ist der Mächtige der Sohn eines Gutsherrn, der eines Bergmanns Tochter verführt hat und sie dann um einer Vornehmen willen verläßt. Die Geister der Tiefe — die Wassergeister rächen die Verlassene. Als der Ungetreue mit seiner schönen Braut den Brautzug hält, brechen die Fluten hervor und

Die Reiter all' verschwunden (!) zumal;
Nun rauschen die Wogen gelinde:
Sie trugen des Bergmanns Tochter ins Thal
Zum Hochzeitszuge geschwinde.

Die Verlassene theilt also das tragische Geschick, welches das Brautpaar sammt dem Brautgeleit ereilt.

Der Form dieser wunderbarerweise gewissermaßen als Drama behandelten Erzählung fehlt die künstlerische Gewandtheit, welche der „Sprache Zierden ablockt".

Vor den zahlreich angewendeten Flickwörtern mag sich der Dichter besonders hüten, z. B.:

Daß hier so finstre Mächte wohnen,
War mir verborgen ganz und gar.

Dergleichen Wendungen, die sehr häufig vorkommen, sind Prosa, nicht Poesie!

Philosophische Schriften.

1. Philosophie als Denken der Welt gemäß dem Princip des kleinsten Kraftmaßes. Prolegomena zu einer Kritik der reinen Erfahrung. Von Richard Avenarius. Leipzig, Fues. 1876. Gr. 8. 2 M.

Das Princip des kleinsten Kraftmaßes, unter welches diese Schrift die Entwickelung der Philosophie zu befassen sucht, ist, wie der Verfasser im Vorwort bemerkt, zunächst ein Princip der Beharrung, das hinsichtlich der Seele so ausgedrückt wird: „Die Aenderung, welche die Seele ihren Vorstellungen bei dem Hinzutritt neuer Eindrücke ertheilt, ist eine möglichst geringe." Insofern die Seele aber „den Bedingungen organischer Existenz und deren Zweckmäßigkeitsanforderungen unterworfen ist", werde dasselbe Princip „ein Princip der Entwickelung":

Die Seele verwendet zu einer Apperception nicht mehr Kraft als nöthig und gibt bei einer Mehrheit möglicher Apperceptionen derjenigen den Vorzug, welche die gleiche Leistung mit einem geringern Kraftaufwand, beziehungsweise mit dem gleichen Kraftaufwand eine größere Leistung ausführt; unter begünstigenden Umständen zieht die Seele selbst einen augenblicklich geringern Kraftaufwand, mit welchem eine geringere Wirkungsgröße, beziehungsweise Wirkungsdauer verbunden ist, einer zeitweiligen Mehranstrengung vor, welche um so viel größere, beziehungsweise andauerndere Wirkungsvortheile verspricht.

Die nähere Entwickelung dieses Princips führt zu der

Forderung der „reinen Erfahrung". Der Versuch, dieselbe begrifflich näher zu bestimmen, führt den Autor zu einer „Kritik der reinen Erfahrung", welche allerdings neben der Beziehung zur „naturwissenschaftlichen Erfahrung" eine in gewisser Hinsicht gegensätzliche Beziehung zur „Kritik der reinen Vernunft" verräth. Doch überläßt der Autor die nähere Beleuchtung der letztern Beziehung einer spätern Arbeit, welche auch die erkenntnißtheoretischen Grundprobleme im besondern behandeln soll. Hier sollte nur der Hauptgedanke mit möglichster Bestimmtheit klargestellt werden. Diese freiwillige Beschränkung hat die Vermeidung aller Polemik zur Folge.

Der Autor geht davon aus, daß den Functionen der Seele Zweckmäßigkeit zugesprochen werden müsse, was schon ihre eminente Bedeutung für die Erhaltung des Individuums verbürge. Die Zweckmäßigkeit der Functionen implicire die möglichste Kraftersparniß, das Ausreichen mit dem relativ kleinsten Kraftmaß. Die Wurzel des theoretischen Apperceptionsprocesses sei in diesem Princip zu finden. Das Streben zu appercipiren sei das Streben der Seele nach Kraftersparniß:

Von zwei entlastenden, einen gleichen Kraftaufwand repräsentirenden Vorstellungen wird aber jene am meisten dem Princip der Zweckmäßigkeit genügen, welche mit der Entlastung eine weitere, eine Mehrleistung verbindet. Eine solche Mehrleistung findet sich in denjenigen theoretischen Apperceptionen, welche ein Begreifen bewirken.

Der Trieb zu begreifen wurzele aber wie alles Streben nach theoretischer Apperception in dem Princip des kleinsten Kraftaufwandes bei relativ größter Leistung. Das Begreifen drücke vorwiegend das „theoretische Verhalten der Seele" aus. Die „allgemeine Richtung der Philosophie auf das Begreifen" werde durch die Geschichte der Philosophie Schritt für Schritt bezeugt. So sei das Princip des kleinsten Kraftmaßes der Grund alles Triebes zu begreifen und aller „begreifenden Wissenschaften" und im besondern auch die „Wurzel der Philosophie". Dies Princip sei die Wurzel „alles Strebens nach Einheit, nach höherer Einheit insbesondere". Die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Denkens illustrire dies Streben, das in dem Streben nach einer „höchsten Einheit" im Gebiete des theoretischen Denkens gipfele. Diese könne nichts anders sein als „das Gemeinsame alles dessen, was uns in der Erfahrung gegeben ist". Dies implicire in letzter Instanz ein auf die „Gesammtheit des Seienden" gerichtetes wissenschaftliches Denken. Dieses sei nach dem Zeugniß der Geschichte: die Philosophie.

Die Philosophie sei daher als das wissenschaftlich gewordene Bestreben aufzufassen, die Gesammtheit des in der Erfahrung Gegebenen mit dem geringsten Kraftaufwand zu denken. Da die Gesammtheit des in der Erfahrung Gegebenen die Welt genannt werde, sei die Philosophie als „das Denken der Welt gemäß dem Princip des kleinsten Kraftmaßes" zu fassen. Demgemäß müsse die Philosophie „an die Spitze der Entwickelung des begreifenden Denkens treten". Hier fällt die im allgemeinen ganz treffende Bemerkung: die Weiterentwickelung der Philosophie bedeute „eine immer umschränktere Determinirung", welche unter dem Princip des kleinsten Kraftmaßes stehe.

Der Autor stellt zunächst dar, wie sich dieser Proceß in der Geschichte der Wissenschaften vollzogen hat, wie durch die „Differenzirung des wissenschaftlichen, begreifenden Denkens" die „Auflösung in Specialwissenschaften" vor sich ging. Diese fortschreitende Differenzirung determinirt nämlich mehr und mehr den eigentlichen „Arbeitsbezirk der Philosophie". Es muß sich „die Aufgabe der Philosophie mehr und mehr determiniren, je mehr sich Specialforschungen von ihr zu selbständiger Entwickelung ablösen". Der Verfasser geht vielleicht etwas zu weit, wenn er nicht nur die Psychologie, sondern alle wesentlichen Disciplinen der Philosophie nur noch als zufällige Pertinenzen der Philosophie gelten lassen will, die „im besten Fall nur philosophische Hülfswissenschaften" seien, welche „ebenso wenig dadurch zur Philosophie werden, daß sie heute noch der Philosoph behandelt, als die Naturwissenschaften dadurch, daß sie der Philosoph nicht mehr als solcher weiterführt, aufgehört haben philosophische Hülfswissenschaften zu sein":

Durch diese allmähliche Verselbständigung und Loslösung aller dieser Special- und Hülfswissenschaften wird die geschichtliche Wissenschaftsentwickelung endlich bewußterweise die Aufgabe der Philosophie als solcher einfach dahin determiniren müssen, wovon diese selbst instinctiv ausging: auf das Problem des Begreifens der Gesammtheit, im Gegensatz zu allem speciellen Begreifen.

Indem sich aus dem naiven Erfahren mehr und mehr das wissenschaftliche Erfahren differenzire, werde der Begriff der Erfahrung mit der Entwickelung des Denkens auf das „durch den Gegenstand allein Gegebene" determinirt. Nur dies dürfe die „wissenschaftliche Erfahrung auf dem Höhepunkt ihrer Entwickelung" enthalten:

Alles andere Bekannte, welches zwar dem denkenden Individuum noch so vertraut, nicht aber dem Gegebenen entnommen, sondern in dieses erst vom Erfahrenden hineingedacht worden ist, ist vom wissenschaftlichen Begreifen ausgeschlossen.

Der originelle Grundgedanke, hinsichtlich dessen sich der Autor die Priorität vindicirt, ergibt sich aus der Fragestellung: ob aus dem Inhalt des Erfahrenen gleicherweise die Zuthat der apriorischen Verstandesbegriffe entfernt und damit die κατ᾽ ἐξοχήν reine Erfahrung hergestellt werden solle und könne?

An der reinen Erfahrung habe das wissenschaftliche Begreifen seine Grenze; es könne daher nur dem Inhalt derselben entstammende allgemeine Begriffe als gültige verwenden. Damit sei das „formale" Begreifen ausgeschlossen.

Das Object des philosophischen Begreifens sei die „logische Gesammtheit des Seienden". Die „Beobachtungsmethoden der einzelnen Naturwissenschaften" kämen mithin der Philosophie nicht zu. Ebenso wenig der Schluß vom Bekannten auf Unbekanntes. Die erste der Philosophie

zustehende Aufgabe sei die Gewinnung der reinen Erfahrung. Zu dieser sei Kritik unentbehrlich aber unzureichend. Dies beweise Kant, dessen „Kritik der reinen Vernunft" eben „an dem Punkte stehen bleibt, wo sie zu einer Kritik der reinen Erfahrung werden konnte". Es handle sich um „Elimination alles dessen, was sich in der Entwickelung des Denkens als Zumischung zur Erfahrung herausgestellt hat". Demnach sei die Methode der „Elimination" die „eigentlich philosophische Methode".

Die Philosophie sei eben „nichts weiter als der Act der Zusammenfassung der von den Specialforschungen gefundenen und auch durch sie gereinigten allgemeinen Erfahrungsbegriffe in einen und die Anwendung dieses einen Begriffs auf die Gesammtheit des Seienden". In diesem „engsten Sinn" sei die Philosophie nicht mehr „eine Wissenschaft in der eigentlichen Bedeutung", wohl aber „ein wissenschaftliches Denken".

Auf diesen Grundlagen untersucht der Verfasser die Gestaltung der Philosophie und stellt insbesondere die leitenden Gesichtspunkte auf, die seines Erachtens dieselbe bestimmen müßten. Indem er von den allgemeinsten Begriffen der Naturwissenschaft, von den durch Kräfte bewegten und mit Nothwendigkeit aufeinander einwirkenden materiellen Atomen ausgeht, unterzieht er die einzelnen fundamentalen Bestimmungen derselben einer einschneidenden Kritik vom Gesichtspunkte der reinen Erfahrung. Diese Kritik führt zur Elimination der Kraft, die sich nirgends, es sei denn in der Kraftempfindung, wahrnehmen läßt, ferner zur Elimination der Nothwendigkeit:

Mit der Kraft fällt die Nothwendigkeit; denn die Kraft ist das Zwingende, die Nothwendigkeit der Zwang. Was wir erfahren, ist immer nur: daß eins auf das andere folgt — weder Zwang erfahren wir noch Willkür.

Mit der Kraft und der Nothwendigkeit fällt die Causalität. Kraft und Causalität bleiben nur bestehen, „insofern sie bestimmte empirische Verhältnisse zwischen zwei oder mehrern Körpern ausdrücken". Die Causalität drückt den Gedanken der „Continuität des Geschehens" aus. In welchem Sinne aber ist diese ein „Verhältniß der Folge"? In dem Sinne des gewohnten Nacheinander, wie bei Hume? Oder steckt hinter diesem Verhältniß der Folge doch eine „Erkenntnißform"? Das ist die Frage.

Bemerkenswerth ist der Satz: daß „Empfindung überhaupt nicht aus Bewegung hervorgehen könne". Vielmehr bleibe „vorläufig" nichts anderes übrig, als sie „als eine Eigenschaft der betreffenden Substanz" und damit die „Existenz empfindender Substanzen" auszusagen. Die Existenz empfindender Substanzen gilt als das wichtigste Resultat der vorangehenden Erwägungen. Das Bedürfniß nach Anwendung des Princips des kleinsten Kraftaufwandes erhebe die Empfindung zur „Eigenschaft der Substanz schlechthin". Damit wird der Naturwissenschaft die Annahme der „bewußten Atome" aufgedrängt. Schließlich führt die Erwägung, daß „in der Erfahrung der empfindenden Substanzen die Empfindung gewisser gegeben sei als die Substanz" zu dem Postulat der endlichen Elimination der Substanz, des Substanzbegriffs selbst. Sei doch die Substanz nur der „absolut ruhende ideale Punkt", auf den die Veränderungen, um sie „absolut denken" zu können, bezogen würden. Die Substanz sei eine „psychologisch nothwendige Hülfsfunction", müsse aber aus dem als „objectiv-real existirend Gedachten" eliminirt werden. Die Substanzvorstellung wurzele in der Sprachentwickelung und nicht „im Bereich des außer uns Seienden". Alles in allem: das Seiende ist als Empfindung zu denken, dem nichts Empfindungsloses zu Grunde liegt. Alles Seiende sei als Empfindung dem Inhalte nach und als Bewegung der Form nach aufzufassen. Das sei der allgemeinste „materiale" Begriff alles Seienden. An dies Resultat knüpft sich der Ausblick auf den „kühnen Versuch": ob sich nicht die begriffliche Einheit aller Empfindungen durch eine ursprüngliche metaphysische Empfindungseinheit werde ergänzen lassen?

Schon vor diesem Hinweis auf den schwer zu erfassenden kühnen Versuch, zu dem das Princip des kleinsten Kraftmaßes drängt, wofern er sich nicht die Beschränkung auf gewisse „Grenzen des Vernunftgebrauchs" gefallen läßt, geht die Theorie der reinen Erfahrung mit fast unmerklicher Steigerung in eine aprioristische Metaphysik über, der sie schließlich nur als Mittel gedient zu haben scheint. Dies hat, wie uns scheint, Wundt in seiner „Logik", die wir im Anschluß an das Werk von Avenarius besprechen werden, überzeugend dargelegt, indem er bei seiner Billigung der Hauptabsicht, die „gewöhnlich sogenannte Erfahrung" von hineingedachten Bestimmungen zu befreien und „wissenschaftliche Erfahrung" herzustellen, darauf hinweist, daß der Empirismus, insofern er das wissenschaftliche Denken auf jene reinen Erfahrungselemente beschränken will, „an die Stelle der Erfahrungswissenschaft eine aprioristische Metaphysik setzt". Er zeigt, daß das Zurückgehen auf die reine Empfindung entweder zu den Eleaten, oder zu Heraklit, oder in die Herbart'sche Metaphysik hinüberführen würde. Doch betont er, daß die Forderung der reinen Erfahrung als erkenntnißtheoretisches Postulat ihre unleugbare Bedeutung habe.

Die Beschränkung auf die schlechthin objectiven Elemente der reinen Erfahrung, welche merkwürdigerweise auch Kant nach seiner erkenntnißtheoretischen Auffassung als „Stoff" der „Empfindung" oder dem „Sinn" zuschreibt, führt in der schroffen Form, welche sie zunächst anzunehmen scheint, entweder zu einer aprioristischen Metaphysik hinüber oder geradeswegs auf den Baconischen Standpunkt des reinen absoluten Empirismus zurück, der auch ein objectiv Gegebenes, von allen subjectiven Zuthaten und Hineindeutungen Befreites postulirte. Eine ausführlichere Entwickelung der aufgestellten Thesen dürfte aber den Autor um so gewisser von diesem Rückfall zurückhalten, als er ganz im Gegensatz zu einem schlechthin objectiven und äußern Gegebenen das Grundelement der reinen Erfahrung selbst in der Empfindung, in dem

empfindenden Subject erkennt. Der Baconische Standpunkt liegt streng genommen vor der Erkenntnißtheorie, da er eben dasjenige voraussetzt, was für die Erkenntnißtheorie das fundamentale Problem bildet.

Dem stellenweisen Zurückgreifen auf den Standpunkt des historischen Empirismus steht ein anderes Moment gegenüber, dessen Verwandtschaft mit dem einen Grundprincip eines großen metaphysischen Systems unverkennbar ist. Wie Spinoza Ausdehnung und Denken als Attribute der Einen Substanz, faßt Avenarius alles Sein der Form nach als Bewegung, dem Inhalt nach als Empfindung. Dies Moment hat seine Begründung schon in dem Umstand, daß von seiten der Physik und der Physiologie diese Fundamental- und Grenzbegriffe als Elemente aller zusammengesetzten Phänomene erfaßt werden, aber auch in der Beschäftigung mit der Lehre Spinoza's, zu dessen gewiegten Kennern Avenarius gehört. Der Einfluß dieses metaphysischen Genius ist fast unmerklich auch an andern Stellen zur Geltung gelangt.

Mag man auch gegen einzelne fundamentale Punkte im Raisonnement des Autors Einwendungen machen, so wird man doch nicht verkennen, daß derselbe durch die Aufstellung einzelner Gesichtspunkte und Principien und durch das Vordringen zu gewissen Fragestellungen neuen Anstoß zu sehr wichtigen Untersuchungen gegeben hat. Sein Princip des kleinsten Kraftmaßes dürfte innerhalb gewisser „Grenzen des Vernunftgebrauchs" seine Anwendung in der Philosophie finden, und manche seiner kritischen Aperçus, wie das über die fortschreitende Determinirung der Aufgaben der Philosophie, können das Wachsen richtiger Einsichten nur fördern. Nächst den Beziehungen zu den so weit voneinander abstehenden Meinungen von Bacon und Spinoza sind die innern Berührungspunkte der fundamentalen Ansichten bei Herbert Spencer und Avenarius nicht wohl zu verkennen.

Avenarius ist einer der entschiedensten Vertreter der empiristischen Philosophie in Deutschland, wie dies auch die von ihm herausgegebene „Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie" von neuem bestätigt hat. Wie aber der einseitige, in der Erkenntnißtheorie voraussetzungslose oder dogmatische Empirismus in der Entwickelungsgeschichte der kritischen Philosophie durch diejenigen, welche von ihm ausgegangen sind, in die Extreme des Materialismus einerseits, des Spiritualismus und des Skepticismus andererseits mit Folgerichtigkeit übergeführt und dadurch aufgehoben wurde: so ist jetzt schon in dem Gedankengang des Autors selbst das Princip des voraussetzungslosen Empirismus von ihm selbst, obschon er anfangs zu demselben hinzuneigen scheint, desavouirt worden. Damit ist wenigstens die Hoffnung gegeben, daß die „wissenschaftliche Philosophie" eine solidere Grundlage in einem kritischen Empirismus finden werde.

Ein solcher kritischer Empirismus wäre ein methodologisches Princip, das in letzter Instanz auf die anthropologischen Grundlagen der Philosophie zurückführt und die wissenschaftliche Philosophie nicht als frei schwebendes wissenschaftliches Denken, sondern als Wissenschaft erscheinen ließe. Ansätze einer solchen Arbeit sind auch in den Ausführungen von Avenarius zu finden, welche eine gründlichere Auseinandersetzung mit den mehr im einzelnen entwickelten Meinungen des Autors besonders wünschenswerth machen.

Friedrich von Baerenbach.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Shakspeare-Literatur.

Jahrbuch der deutschen Shakspeare-Gesellschaft im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch F. A. Leo. Funfzehnter Jahrgang. Weimar, Huschke. 1880. Gr. 8. 9 M.

Beim Anblick dieses neuesten, seine Vorgänger an Umfang bedeutend überragenden Jahrgangs wird man zunächst es mit dem jetzigen Herausgeber bedauern, daß der langjährig thätige, verdienstvolle Vorgänger K. Elze „körperlicher Leiden" wegen von der Redaction des Jahrbuchs zurückzutreten sich genöthigt sah. Zwölf Jahrgänge tragen seinen Namen auf dem Titelblatte, außerdem daß er selbst einer der bedeutendsten Mitarbeiter gewesen ist und es hoffentlich noch lange bleiben wird. Auch das vorliegende Jahrbuch bringt einen Beitrag shakspearologischen Inhalts aus seiner Feder, und mehrere darin enthaltene Aufsätze sind, wie uns im Vorwort mitgetheilt wird, seiner Anregung zu verdanken. Andererseits dürfen wir uns freuen, daß er einen so würdigen und die besten Hoffnungen auf das fernere Gedeihen des Jahrbuchs einflößenden Nachfolger gefunden hat; denn Professor Leo ist eine bewährte Kraft auf dem Gebiete der Shakspeare-Forschung wie nicht minder auf dem der Shakspearologie. Man gestatte mir, mich künftig dieser neuen Terminologie zu bedienen, um mit jenem längst eingeführten Ausdruck die ästhetische und literarhistorische, mit diesem die reine Wortforschung oder Textkritik Shakspeare's zu bezeichnen und beide Zweige so zu unterscheiden. Die shakspearologischen Artikel bleiben selbstverständlich von der Besprechung in d. Bl. ausgeschlossen, außer wo auf Grund der Textkritik irgendeine Thatsache festgestellt wird oder werden soll, in welchem Falle ich das Ergebniß der Untersuchung, wie bisher, auch diesmal und künftig mittheilen werde.

Ueber „Shakspeare, das Volk und die Narren" handelt der erste Artikel von F. A. Leo, welcher eine Erweiterung seines im vorigen Jahre in Weimar gehaltenen Vortrags zur Jahresversammlung der deutschen Shakspeare-Gesellschaft ist. Wie man Goethe Mangel an Patriotis-

mus zum Vorwurf gemacht hat, so hat man bekanntlich Shakspeare seiner Verachtung des sogenannten „Volkes“ wegen, wie sie namentlich in zwei der Römerdramen und in einigen andern zu Tage tritt, getadelt. Leo sucht nun den Beweis zu führen, er habe nicht sowol das „Volk“ als die „Gesellschaft“ gemeint, denn auch „im Frack, mit dem Klapphut und einem feinen Parfüm verleugne sich“ oft (dies Wort füge ich hinzu) „die intimste Familienverwandtschaft mit jenen Plebejern aus der Zeit des Coriolan nicht“. Wozu dieses ewige Streben, Shakspeare durchaus makellos zu machen? Es wird dies von mancher Seite so weit getrieben, daß seine Persönlichkeit fast nur noch Mythe werden wird. Alle Wissensgebiete waren ihm, dem aus Stratford mit jedenfalls nur mangelhafter classischer Bildung ausgestatteten, nach London auf gut Glück zugereist gekommenen jungen Manne, wenn man alles in gutem Glauben annehmen will, was ihm angedichtet worden, erschlossen: er war in der germanischen Mythologie ebenso bewandert wie in der classischen, in der Jurisprudenz wie in der Medicin, in der Philosophie wie in der Theologie oder doch der Bibel, welches letztere allerdings keine Seltenheit bei einem Engländer ist; er soll aber auch alle Tugenden besessen haben und keine menschliche Schwäche soll an ihm zu finden sein. Wenn aber, um beim vorliegenden Gegenstande zu bleiben, ein Dichter wie Horaz sein odi profanum vulgus stolz ausspricht und Tausende es ihm nachgesprochen haben, ohne deshalb verketzert zu werden, warum soll es einem Shakspeare verargt werden, wenn er denselben Haß in seinen Dramen zum Ausdruck bringt? Gerade einen Mann von solchem Adel der Seele und Gesinnung, von solchem gottbegnadeten Genius sollte man doch, meine ich, nicht der Entschuldigung für bedürftig halten, wenn er dem Gemeinen — und das ist doch der große Haufe in der Regel und muß es nothwendigerweise infolge der ihn umgebenden Atmosphäre sein — den Rücken zuwendet und nur Verachtung für ihn hat. Daß das Gemeine auch in den höhern Schichten der Gesellschaft nur zu häufig anzutreffen ist, soll dabei nicht etwa geleugnet werden: der würde sich als schlechter Kenner der Menschen und der Welt, namentlich der sogenannten Welt, oder der englischen upper ten thousand erweisen, der den Irrthum hegte, das Gemeine befinde sich nur in den niedrigen Regionen; allein in den höhern nimmt es doch des Anstands wegen die Maske vor und die feinern Umgangsformen an, sodaß man wenigstens nicht gleich durch das Aeußere sich abgestoßen fühlt und den Pferdefuß nicht merkt, den es so geschickt verbirgt.

Was Leo über die Beibehaltung des „Clown“ der ältern Dramen und deren Verwandlung in den „Narren“ seitens Shakspeare's sagt, ist ganz zutreffend und ansprechend. Es lautet:

Und was that der Dichter, um beides zu vereinigen: dem Volke den Narren zu lassen, und diesen doch daran zu hindern, daß er, wie ein Keil ins Fleisch des Dramas getrieben, dasselbe zerreibe? Er machte ihn, der bisher fremd und schädigend außerhalb des Stücks gestanden hatte, zu einem integrirenden Theile desselben! Das war seine That! Und diesem kühnen Schritte verdanken wir die wunderbarste Schöpfung seines Genies, den Narren in seinen Dichtungen! Aber schrittweise nur entwickelte auch sie sich von den Anfängen bis zur Vollendung.

Wenn Leo übrigens, bei Bezugnahme auf M. Bernays' Textemendationen Goethe's, die Stelle in „Wilhelm Meister's Lehrjahre“ (Kap. 6 des siebenten Buchs) und den Schluß des vom 15. Mai datirten Briefs im ersten Buche von „Werther's Leiden“ citirt, um daraus den Schluß zu ziehen, wie schwierig und nothwendig die Herstellung eines richtigen Shakspeare-Textes sei, so kann ich nicht umhin, hier die Bemerkung hinzuzufügen, daß in der in meinem Besitze sich befindenden Goethe-Ausgabe (es ist die von Cotta 1866 in 36 Bänden veröffentlichte und von K. Gödeke edirte) erstere Stelle bereits so gegeben ist, wie Bernays in seiner, in dem nämlichen Jahre erschienenen Schrift „Ueber Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes“ sie berichtigt hat. Die zweite aber, die sich noch so, wie sie Leo aus den gewöhnlichen Ausgaben anführt, in meiner Ausgabe befindet, ist in einer mir vorliegenden, 1809 datirten englischen Uebersetzung von „Werther's Leiden“ genau so, wie es Goethe in der Ausgabe von 1774 resp. 1787 geschrieben hat, wiedergegeben. Sie ist also nach den Originalausgaben angefertigt. Ich erwähne dies blos beiläufig, um zu zeigen, daß bei Goethe die Sache denn doch ganz anders liegt als bei Shakspeare. Bernays hatte nur auf die obengenannten Originalausgaben zurückzugreifen; lägen solche von Shakspeare's Hand vor, wie ganz anders würde es um die Textkritik seiner Werke bestellt sein! Dann hieße es: Ade, Conjecturen! hic Rhodus, hic salta! So aber wie es steht, und da der Dichter nie wieder, außerdem es sei als „Spirit“ von Zöllner citirt, von dem unentdeckten Lande zu uns zurückkehren kann, wird der Conjecturalkritik kein Ende sein und jeder neue Herausgeber es versuchen, sein Licht über dem Text leuchten zu lassen und nach seiner Weisheit ihn zu restauriren — doch freilich vergebens. Allseitige Anerkennung wird wol nie einer Conjectural-Emendation werden.

In dem nächsten Artikel vergleicht N. Delius „Greene's Pandosto“ und Shakspeare's „Winter's Tale“ und weist von neuem mit gewohnter Meisterschaft der Analyse nach, daß Shakspeare, was freilich bekannt war, die Greene'sche Novelle theils unverändert benutzt, theils modificirt und den ebenfalls bekannten geographischen Schnitzer, wegen dessen jeder Schulbube früher geglaubt, auf Shakspeare's Unwissenheit in dieser Hinsicht stolz herabblicken zu dürfen, aus derselben in sein Stück mit hinübergenommen hat. Freilich haben auch manche Gelehrte alle möglichen Erklärungen betreffs dieses Schnitzers versucht, nur die einfache nicht, daß Shakspeare sich nicht an Greene's Verlegung von Böhmen ans Meer weiter gestoßen, sondern es ihm gleichgethan hat. Uebrigens, meint Delius, haben die beiden Verfasser in Charakteristik und Stil nichts miteinander gemein, und liege in diesen

beiden Hinsichten der Vorzug natürlich ohne Vergleich auf seiten des Dramatikers.

In dem Artikel „Zur Shakspeare-Literatur Schwedens" erzählt **Wilhelm Bolin** von den Uebersetzungen, Nachbildungen und Aufführungen Shakspeare'scher Stücke in jenem Lande, und bietet diese Abhandlung, sowie die ähnliche von **Karoline Michaelis de Vasconcelles** über „Shakspeare in Portugal", des Interessanten so manches, sowol für den Literar- als auch für den Culturhistoriker. Ich möchte hier unter anderm besonders auf den Auszug aus einem Artikel im „Journal für schwedische Literatur" vom Jahre 1797 die Aufmerksamkeit lenken, worin der Gründer und Redacteur desselben, Gustav Abraham Silverstolpe, aus Anlaß der dem Rastatter Congreß eingereichten „Apologie für die unterdrückte Judenschaft in Deutschland", die Sache der Toleranz, für welche sein Journal eifrig wirkte, mit derjenigen Shakspeare's verbunden hat. Es heißt da:

Schon in seinem Shylock hat Shakspeare, dessen tiefer Geist ihm die weiseste Menschenkenntniß erschloß, eine fürchterliche Wahrheit zu Gunsten jener Nation dargestellt, von welcher Shylock allerdings kein achtbarer Vertreter ist. Sein verabscheuenswerther Charakter scheint wol das barbarische Vorurtheil gegen diese Nation zu bestärken; Shakspeare aber zeigte, daß man eines solchen Ungeheuers wegen die jüdische Nation nicht verabscheuen und verachten dürfe, daß vielmehr gerade der Abscheu, den man derselben zugewandt, ein solches Ungethüm ermöglicht habe. „Heute speit Ihr mich ins Angesicht, morgen nennt Ihr mich einen Hund; kann ein Hund menschlich, ehrbar und tugendhaft sein?" Diesen Schluß müßte jeder Jude unwillkürlich ziehen können; aber ihn für den Schmuz verantwortlich machen, worin man ihn hinabgetreten, und ihn deshalb immer weiter darin erhalten wollen, ist bisher die Logik des Pöbels und einiger aufgeklärter Gesetzgeber Europas geblieben, obwol Shakspeare's Beweisführung für die Juden auch im entgegengesetzten Sinne vorgeführt war, daß Juden, trotz der ihnen widerfahrenen unwürdigen Behandlung intellectueller und moralischer Veredlung fähig seien.

So aufgeklärt war man in Schweden im Jahre 1798. Man vergleiche dagegen, was wir im Jahre 1880 in Deutschland erlebt haben!

Immerhin jedoch möchte man, als Jude, den „Kaufmann von Venedig" lieber nicht geschrieben wissen, da er jedenfalls der Sache der Toleranz mehr Schaden als Nutzen bringt und das Vorurtheil, sei es gegen die Juden oder das Judenthum, stets wieder von neuem nährt, oder doch von Böswilligen oder Unwissenden dazu benutzt oder vielmehr misbraucht wird, es zu nähren.*)

In dem zweitgenannten Artikel vergleicht die Verfasserin besonders die „Hamlet"-Uebersetzung des Königs von Portugal mit der des Dichters Bulhão Pato, und zwar fällt der Vergleich entschieden zu Gunsten des letztern aus. Der Dichter soll also doch nicht immer mit dem König gehen, da in vorliegendem Falle Shakspeare dadurch benachtheiligt worden.

Die schwerwiegendste Abhandlung in dem diesmaligen Jahrbuche ist ohne Zweifel **C. C. Hense's**: „Das antike Shakspeare-Drama «Der Sturm»." Der gewiegte classische Philologe spricht hier aus jeder Zeile; seine Untersuchung ist ein Seitenstück zu der größern Arbeit Johann Meißner's über dasselbe Thema und der Art nach zu der Immanuel Schmidt's über Milton's „Comus" und zu ähnlichen Leistungen. Es werden nämlich die Stellen aus den alten Classikern herangezogen, die mehr oder minder mit den von Shakspeare in seinem „Sturm" ausgedrückten Gedanken zusammentreffen, und nebenbei wird auch, wie schon Meißner gethan, auf die echt antike Einheit von Zeit und Ort hingewiesen, die in diesem, nach Manchen seinem letzten Drama beobachtet ist. Als ebenso antik wird mit Recht die Einfachheit der Handlung und das Beharren der Charaktere in einer vorherrschenden Eigenschaft bezeichnet. Es braucht für die, welche Hense's frühere Leistungen im „Jahrbuche" kennen, nicht gesagt zu werden, daß seine Kenntniß der gesammten Shakspeare-Literatur nicht minder ausgebreitet ist wie die der classischen. Aber freilich wird das Räthsel der Shakspeare'schen Persönlichkeit, wie ich bereits oben angedeutet, bei Durchlesung solcher Artikel immer größer und schwieriger.

Von allgemeinstem Interesse ist der ausführliche Bericht, den **F. Meister** über das am 23. April d. J. neu errichtete „Shakspeare-Theater zu Stratford" gibt. Das Verdienst, es zur Ausführung gebracht zu haben, gebührt lediglich dem Brauer und gegenwärtigen Bürgermeister von Stratford, Charles E. Flower. Man muß diesen Bericht lesen, um zu sehen, wessen Begeisterung und Großherzigkeit fähig ist, und man kann nur zu allen, denen die Dichter ihres Vaterlandes, die größten Zierden desselben, am Herzen liegen und theuer sind, sagen: „Gehet hin und thut desgleichen."

Von **Th. Elze** erhalten wir eine „dritte Folge" seiner lehrreichen „Italienischen Skizzen zu Shakspeare". Sie legen wiederum das glänzendste Zeugniß von den eingehendsten Studien des Landes, seiner Sprache, Sitten und Gebräuche, sowie natürlich von der größten Vertrautheit mit Shakspeare ab. Ganz besonders aber verdient wol die Thatsache Erwähnung, daß Elze — man denke im „Shakspeare-Jahrbuche"! — dem Dichter manche Ungenauigkeit nachweist. So z. B. in der „Zähmung der Widerspenstigen", „die lustigsten geographischen Phantasiesprünge und die Einmengung ganz unitalienischer Sitten und Costüme". Andererseits freilich findet Elze die Wiederholungen je zweier eigenthümlicher Motive in den drei großen italienischen Dramen, dem „Kaufmann von Venedig", „Othello" und „Romeo und Julia", von wunderbarer Nuancirung. Die Thatsache sei zugegeben; ob man es aber auch bei einem andern Dichter so nennen würde, ist mir doch fraglich. Ebenso heißt es bei Besprechung des Namens „Baptista" (Hamlet III, 2), der, wie Th. Elze uns belehrt und K. Elze schon nachzuweisen gesucht hat, allerdings als Frauenname gebräuchlich war, „besonders im Gebiete von Viterbo", Shakspeare zeige

*) Man vergleiche hierzu meinen in der „Allgemeinen Zeitung des Judenthums", Nr. 38, 1880, veröffentlichten Artikel: „Shakspeare in der Schule".

also auch hierin eine genauere Kenntniß Italiens und italienischer Sitte, als die meisten seiner Tadler und Kritiker besitzen. Das mag wol so sein und zwar trotz der eben von Elze selbst gerügten Ungenauigkeiten; ich frage aber wiederum — woher? Wie gelangte er zu allen diesen Kenntnissen? War er, der, meiner Ueberzeugung nach, nie außerhalb Englands gewesen und, wie wir mit Sicherheit wissen, keine Universität besucht hat, durch Inspiration ebenso zu Hause auf dem Gebiete der alten Classiker wie vertraut mit Italien, Deutschland u. s. w., wie bereits oben berührt? Durch Uebersetzungen freilich, antwortet man, sind ihm die Classiker vermittelt und zugänglich gemacht worden. Das scheint aber doch mehr als zweifelhaft; jedenfalls wäre es ein Unerhörtes, daß sich jemand aus Uebersetzungen die Alten so angeeignet, sie so in Fleisch und Blut in sich verwandelt habe, um sie in seinen Werken so widerzuspiegeln, sie ihnen so einzuverleiben, wie es bei Shakspeare der Fall ist.

Robert Proelß berichtet über die „Shakspeare-Aufführungen in Dresden" mit einer eingehenden Genauigkeit, wie man sie sonst nur bei streng philologischen Arbeiten gewohnt ist. Nikolaus Delius' Name schmückt das Jahrbuch mit noch zwei Artikeln: „Zur Kritik der Doppeltexte des Shakspeare'schen «King Henry VI» (Part II, III)", und einem Bericht über „die neuesten Publicationen der New Shakspere Society". Gisbert Freiherr von Vincke handelt von „Schiller's Bühnenbearbeitung des Othello".

Alexander Schmidt vergleicht die Quartos und die Folio von „Richard III." und spricht sich nach eingehender Untersuchung dahin aus, daß die Quartos zu den von der Folio gebrandmarkten „stolen and surreptitious copies" (gestohlenen und erschlichenen Abschriften) gehören: „maimed and deformed by the frauds and stealths of injurious impostors" (welche durch den Betrug und Diebstahl schändlicher Betrüger verstümmelt und verunstaltet worden sind).

Unter dem Titel „Shakspeare und Königsberg" berichtet August Hagen über Michael Kongehl, Pörschke und Motherby als Bekenner eines Shakspeare-Cultus, der schon mit dem Ablauf des 17. Jahrhunderts beginnt.

K. Elze gibt nachträgliche Bemerkungen zu „Mucedorus" und „Fair Em". Diesen folgt ein Nekrolog von Wilhelm Hertzberg vom Herausgeber, und der letzte von Hertzberg im Kaufmännischen Verein zu Bremen gehaltene Vortrag über „Shakspeare und seine Vorläufer", der freilich nichts Neues enthält und sich schon seiner ursprünglichen Bestimmung nach, als vor einem Laienpublikum gehalten, kaum zum Abdruck im „Shakspeare-Jahrbuch" eignete. Schwerlich, glaube ich, würde Hertzberg selbst darein gewilligt haben, wäre er noch unter uns. Daß er uns so früh entrissen, ist tief zu beklagen und ein schwerer Verlust für die Wissenschaft, und zwar nicht etwa für die Shakspeare-Forschung allein. So hoch ich sein Andenken indeß achte, so kann ich doch seine Erklärung der „tragischen Idee" nicht unangefochten lassen. Er definirt sie nämlich als dieselbe, welche das ganze große Weltdrama, das wir Geschichte nennen, durchdringt und bewegt, die Idee, daß, was immer in diesem bunten und scheinbar verwirrten Treiben der Menschheit der einzelne an Jammer, Noth, Bedrängniß und unverdienten Schicksalsschlägen leidet, doch alles zuletzt einem großen, absolut vernünftigen Ziele, der Reinigung und Veredlung der ganzen Menschheit und somit auch jedes einzelnen, dient. Das ist also die aristotelische Katharsis mit ihrer Furcht- und Mitleids-Theorie, die Schopenhauer mit Recht bekämpft und, wie man glauben sollte, für immer beseitigt hat. Das ist aber eine jener nun einmal festgewurzelten und nachgebeteten Meinungen, welche die Engländer, freilich nicht sehr zutreffend, „Cobwebs", Spinngewebe, nennen, die in der Menschen Gehirn festsitzen, aber nicht so leicht wegzufegen sind wie diese. Wenn man z. B. auf das Schicksal eines Liebespaares wie Romeo und Julia die obigen Worte Hertzberg's anwendet, so hätte ich noch weit härtere Bezeichnungen für solche Redensarten. Wie soll die Reinigung und Veredlung der Zuschauer dadurch bewirkt werden, daß sie ein junges, nur dem Naturgesetze folgendes unschuldiges Paar durch widrige Verhältnisse und unglückliche Zufälle seiner Leidenschaft zum Opfer fallen sehen? Wie viel richtiger dagegen ist Schopenhauer's Erklärung des Trauerspiels. Er sieht bekanntlich in der (aristotelischen) Erregung von Furcht und Mitleid nicht Zweck, sondern nur Mittel, und zwar Aufforderung zur Abwendung des Willens vom Leben. In dem rettungslosen Fall der Gerechten und Unschuldigen — und sind das Hamlet und Ophelia z. B. etwa nicht? und kann man, wenn man wirklich ehrlich sein will, in Wahrheit eine Schuld aus deren Benehmen oder Charakter herausstüfteln? —, in der höhnenden Herrschaft des Zufalls liegt nach Schopenhauer ein bedeutsamer Wink über die Beschaffenheit des Daseins und die Aufforderung zur Abwendung von demselben, zur wahren Resignation, die ja früher oder später von uns Sterblichen allen gefordert wird, ob wir wollen oder nicht. Also mit dem Tode vermag wol die Tragödie uns zu versöhnen, mit dem Leben aber kaum. Wie sie das soll, ist mir unerfindlich, und wer uns das einreden will, der begnügt sich eben mit Worten, die aber auch wirkungslos verhallen. Wer in der Heiterkeit des Daseins schwelgt oder sie erlangen möchte, der wird gewiß ein Lustspiel dargestellt sehen wollen; und nur wer von harten Schicksalsschlägen betroffen worden, wer den Verlust geliebter Wesen, theurer Familienglieder oder Freunde zu beklagen hat, wird vielleicht aus der Aufführung eines Trauerspiels, der er beigewohnt, den zweifelhaften Trost, der in dem alten solamen miseris enthalten ist, mit nach Hause nehmen.

David Asher.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Angeregt durch die gegen Ende vorigen Jahres stattgehabte Spinoza-Feier im Haag, hat man auch in England diesem Philosophen erneuerte Aufmerksamkeit geschenkt, und das Ergebniß ist ein more anglico verfaßtes gediegenes Werk über ihn unter dem Titel „Spinoza, his Life and Philosophy" von Frederick Pollock. Dem Verfasser sind die neuesten Forschungen über Spinoza's Quellen, sowie die gesammte einschlägige Literatur älterer und neuerer Zeit dabei bekannt gewesen. Er prüft sie mit kritischer Schärfe, legt nichts in Spinoza's Lehren hinein, was nicht darin zu finden ist und seine juristische Fachbildung erweist sich besonders nützlich bei seiner Darstellung der ethischen und politischen Anschauungen Spinoza's. Die englische Kritik spendet dem Werke ungetheilteste Anerkennung.

— Von englischen biographischen Werken der jüngsten Zeit wollen wir nur die bedeutendsten und auch Deutschland interessirenden hervorheben. Es sind dies: „The Life of Sir Rowland Hill and the History of Penny Postage" von Sir Rowland Hill und seinem Neffen George Birkbeck Hill in zwei Bänden; „Personal Life of David Livingstone, chiefly from his Unpublished Journals and Correspondence in the Possession of his Family" von W. Garden Blaikie, und „The Life of Sir Antonio Panizzi", dem verstorbenen Oberbibliothekar des Britischen Museums, von Louis Fagan.

Hieran anknüpfend erwähnen wir die neuesten Bände der Sammlung von „English Men of Letters", namentlich „Hume", von Huxley, „Locke", von Thomas Fowler, und „Wordsworth", von W. H. Myers bearbeitet. Auf diese Weise wird England bald eine vollständige Galerie seiner hervorragendsten Dichter und Schriftsteller haben, die eine Reihe von Monographien, von ebenfalls hervorragenden Schriftstellern bearbeitet, bilden und vorzügliches Material zu einer Literaturgeschichte darbieten. Freilich wird der künftige Literarhistoriker immer wieder auf die Werke der Autoren selbst zurückgehen müssen; dem Laien aber dürften diese Monographien selbst schon als die beste Literaturgeschichte dienen.

— Von dem in Deutschland fast unbekannten, in England jedoch als einer der größten Prosaiker geltenden Kunstschriftsteller, John Ruskin, sind soeben gesammelte, von seinen Anhängern herausgegebene Briefe unter den Titeln: „Arrows of the Chace: being a Collection of Scattered Letters" und „The Lord's Prayer and the Church: Letters to the Clergy" erschienen, die ebenso geist- wie inhaltsreich sind.

Neben diesen sei „The Schools of Modern Art in Germany" von G. B. Atkinson erwähnt und empfohlen. Der Verfasser, ein tüchtiger Kunstverständiger, behandelt hier die verschiedenen Phasen, welche die deutsche Kunst in unserm Jahrhundert durchlaufen hat, mit Sachkenntniß und Einsicht. Auch die Illustrationen sind sehr geschmackvoll.

— Unter den jüngst erschienenen Reisewerken zeichnet sich besonders „South America" von A. Gallenga aus. Der Verfasser hat sich sowol als Correspondent der „Times" wie auch durch seine frühern Werke einen guten Namen erworben, und das neueste steht den frühern in nichts nach.

— Ueber Julius Rodenberg's „Die Grandidiers", welches von W. Saville ins Englische übersetzt worden, gehen die Meinungen der englischen Kritik auseinander. Nach dem „Athenaeum" vom 11. December 1880 wäre der Hauptmangel der Erzählung in dem mühsamen und lang hingezogenen grotesken Element zu finden, welches häufig in deutschen Romanen für Humor gelte. Nach der „Saturday Review" vom 8. Januar d. J. ist es „eine außerordentlich günstige Probe vom deutschen Roman. Er hat nichts von der Langeweile, Lockerheit der Verwickelung und Verschwommenheit der Tendenz", sagt das Blatt, „welche uns nur zu oft in diesen Erzeugnissen unangenehm berührt, und doch fehlt es ihm nicht an realistischen Bildern der Gesellschaft, in welchen die deutschen Romandichter excelliren. Rodenberg erzählt seine Geschichte mit unermüdlicher Lebhaftigkeit; er schildert Charaktere, die vom Gewöhnlichen fast bis zum Ideal sich bewegen, mit dem festen Griffe sicherer Auffassung, und in seinen Zwischenfällen wechselt er das Ernste mit dem Heitern ab und beleuchtet das Leben seiner Landsleute in seiner ganzen Mannichfaltigkeit."

Hingegen erfährt Spielhagen's „Quisisana", von dem H. E. Goldschmitz eine englische Uebersetzung geliefert hat, von demselben Blatte eine ziemlich ungünstige Beurtheilung. „In «Quisisana»", sagt das Blatt, „haben wir ein gutes Beispiel von dem heutigen deutschen Roman zweiten Ranges. Spielhagen's Talent, welches seine Wirkungen durch überraschende Verbindungen von Satire mit Pathos erzielt, ist sehr überschätzt worden. Seine Gewohnheit, von der Handlung abzuschweifen, lange Episoden einzuführen, gleichsam unter der Last seiner eigenen Schöpfung zu taumeln, führt zu Ergebnissen, die sich deutsche Leser eher gefallen lassen als englische, die aber eine schwerfällige und ungeschickte Hand verrathen. Die größten Verehrer Spielhagen's indessen geben zu, daß er in «Quisisana» mehr als in irgendeinem andern seiner Romane den eigenthümlichen Schlingen seines Stils ausgewichen sei, und es ist daher eine besonders günstige Probe seiner Leistungen. Er ist zu gewandt (clever), um geradezu langweilig zu sein, und doch empfinden wir durchweg, daß es der Handlung an Leben gebricht; sie würde in den Händen eines geborenen Erzählers Bewegung haben und Funken sprühen, in denen Spielhagen's schwebt sie leblos."

Theater und Musik.

Das neue Lustspiel von Otto Gensichen: „Die Märchentante", hat am berliner Hoftheater einen schönen Erfolg davongetragen. Der Dichter, der sein ernstes Streben früher schon durch historische und poetisch gehaltene Dramen bethätigt hat, ist auch in diesem neuen Lustspiel bestrebt, das Niveau einer würdigen Dramatik einzuhalten und das Lustspiel nirgends ins Schwankartige zu verflachen; es sind einmal wieder Charaktere von deutscher Grundlage und idealem Halt, nicht nachcopirte neufranzösische Typen, die uns hier vorgeführt werden. Und diese idealen Charaktere finden sich zusammen gegenüber den mehr materialistisch gesinnten Zeitkindern, von denen nur eins bekehrt wird und in das Lager der Idealisten übergeht. Das vorzügliche Spiel der Frau Frieb-Blumauer hat wesentlich dazu beigetragen, dem Lustspiel einen günstigen Erfolg zu sichern.

— Das Schauspiel: „Die Geier-Wally", welches Wilhelmine von Hillern nach ihrer eigenen Erzählung bearbeitet hat, ist bereits an mehrern Bühnen, besonders in Manheim und Weimar, zur Aufführung gekommen und hat das Publikum interessirt und gefesselt. Auch Wilhelmine von Hillern bearbeitet, wie ihre Mutter, Frau Birch, Romane für die Bühne, nur mit dem Unterschied, daß sie den Stoff nicht fremden, sondern eigenen Erzählungen entlehnt. Die Autorin, die nicht nur geistreich, sondern auch um Sensationsmotive nie verlegen ist und die „Kunst zu fabuliren" vom Mütterchen ererbt hat, wird für die Bühne vielleicht noch eine wichtige Schriftstellerin werden.

— Ein neues Drama von Hugo Bürger: „Gold und Eisen", hat am hamburger Thaliatheater großen Beifall gefunden.

— Im Théâtre Français in Paris ist ein neues Stück des jüngern Alexandre Dumas: „Die Prinzessin von Bagdad", zur Aufführung gekommen, nicht ohne die lebhafteste Opposition, welche auch Victorien Sardou's „Daniel Rochat" bei den ersten Aufführungen am Theater der Rue Richelieu gefunden. Das Stück von Dumas ist aus phantastischen Elementen und aus solchen eines brutalen Realismus zusammengesetzt; die creolische Wildheit des Autors verleugnet sich in einzelnen Scenen nicht; andere erinnern an die Märchen aus „Tausend und eine Nacht"; einmal erscheint die Heldin im Goldregen wie eine moderne Danaë, indem sie das überreiche Geschenk eines Bankiers, die Goldstücke aus der Kassette, in alle Lüfte über sich ausstreut. Die Tendenz des Ganzen, daß die Mutterliebe über alle Verirrungen siegt, ist gewiß sehr moralisch, wie überhaupt das letzte Wort von Alexandre Dumas oft eine rigoristische Moral athmet; bis wir aber dahin kommen, müssen wir uns durch anstößige crasse Situationen hindurcharbeiten. Diese Prinzessin von Bagdad, welche, um sich an ihrem Gatten zu rächen, in dem ihr von dem Bankier geschenkten Hause ihr Costüm so in Unordnung bringt, daß sie den Schein annimmt, en flagrant delit ertappt zu sein, welche später sich auf den Bankier, der ihr Kind beiseite schiebt, wie eine Löwin stürzt und ihn würgt, ist keine orientalische Märchenprinzessin, sondern eine wilde Creolin vom Geblüt der Etrangère.

„Daniel Rochat" von Victorien Sardou ist, wie an zweiten Theatern in Wien und Berlin, jetzt auch in Leipzig zur Aufführung gekommen. Das Stück beruht in seinem ganzen Aufbau auf innern Unwahrscheinlichkeiten, wenn es auch den zwei Hauptscenen nicht an leidenschaftlicher Bewegtheit und dem episodischen genrebildlichen Beiwerk nicht an feiner humoristischer Ausschmückung fehlt. Die Frage, ob Civilehe oder kirchliche Trauung, eine Frage von großer Actualität, wird von dem Autor mit einer dramatischen Dialektik zugespitzt, welcher die Lebenswahrheit der Charaktere zum Opfer gebracht wird. Eine unmotivirte Wendung folgt der andern, und die Hauptscenen bieten nur eine unerquickliche Quälerei. In Leipzig stieß das Stück auf lebhafte Opposition; nur die großen Scenen des dritten und vierten Actes verfehlten ihre Wirkung nicht.

Bibliographie.

Brockhaus' Kleines Conversations-Lexikon. Encyklopädisches Handwörterbuch. 3te vollständig umgearbeitete Auflage. Mit zahlreichen Karten und Abbildungen auf 80 Tafeln. Neue Lieferungsausgabe. 1stes Heft. Leipzig, Brockhaus. 8. 30 Pf.

Dr. Jakob Dubs, ein schweizerischer Republikaner. Eine Volksschrift. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1880. Gr. 8. 1 M.

Dyherrn, G. Freih. v., Bilder und Skizzen aus Ober-Ammergau und dem bairischen Hochlande. Breslau, Kiepert. 1880. 8. 4 M.

— — Aus der Gesellschaft. Novellen. Breslau, Kiepert. 1880. 8. 4 M.

Fels, R. v., Contraste. Novellen. (Liebe und Leid. — Ein Ehescheidungsgrund. — Verschollen.) Breslau, Schottländer. 8. 4 M. 50 Pf.

Fiedler, C., Die Gesammt-Gastspiele in München und ihre nationale Bedeutung für die dramatische Kunst. München, Merhoff. 1880. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Freybe, A., Weihnachten in deutscher Dichtung. Leipzig, Hinrichs. 8. 4 M.

Gregorovius, F., Die Grabdenkmäler der Päpste. Marksteine der Geschichte des Papstthums. 2te neu umgearbeitete Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 M.

Haggenmacher, O., Danae. Erzählung aus der römischen Kaiserzeit. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 M. 50 Pf.

Hornack, O., Napoleon. Dramatisches Gedicht. Dorpat, Karow. 8. 3 M. 60 Pf.

Hassan Effendi, Türkische Stimmen der Gegenwart, verdeutscht. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M. 50 Pf.

Hegewald, Vom Ideal der Schönheit zum Verständniß der socialen Weltordnung. Meiningen. 1880. Gr. 8. 75 Pf.

Hertling, G. Freih. v., Albertus Magnus. Beiträge zu seiner Würdigung. Festschrift. Köln, Bachem. 1880. Gr. 8. 2 M.

Heyse, P., Frau von F. und römische Novellen. (Frau von F. Die talentvolle Mutter. Romulusenkel. Die Hexe vom Corso.) 13te Sammlung der Novellen. Berlin, Hertz. 8. 6 M.

Humboldt's, W. v., Briefe an eine Freundin. Mit einer Einleitung versehen von F. v. Hohenhausen. Berlin, Cronbach. 8. 4 M. 50 Pf.

Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Oesterreich. Herausgegeben von dem Präsidenten, den beiden Vice-Präsidenten und dem Schriftführer der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Oesterreich. 1ster Jahrg. 1stes Doppel-Hft. Januar bis Juni 1880. Wien, Klinkhardt. 1880. Gr. 8. 2 M.

Janko, W. Edler v., Laudon im Gedicht und Liede seiner Zeitgenossen. Mit dem Bildnisse Laudon's. Wien, Braumüller. Gr. 8. 3 M.

Johann, Erzherzog, Geschichte des k. k. Infanterie-Regiments Erzherzog Wilhelm Nr. 12. 2ter Thl. Wien, Seidel u. Sohn. 1880. Gr. 8. 3 M.

Johann, König von Sachsen. Dichtungen. Neue und vervollständigte Ausgabe. Veröffentlicht von J. Petzholdt. Dresden, Baensch. 1880. Gr. 8. 2 M.

Jolly, Der Reichstag und die Parteien. Berlin, G. Reimer. 1880. Gr. 8. 3 M.

Kapff, C., Lebensbild von Sixt Carl von Kapff, Dr. th., Prälat und Stiftsprediger in Stuttgart, nach seinem schriftlichen Nachlaß entworfen. 1ste Hälfte. Stuttgart, Belser. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Kawerau, G., Johann Agricola von Eisleben. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte. Berlin, Hertz. Gr. 8. 6 M.

Kerner's, J., Ausgewählte poetische Werke. 2 Bde. Stuttgart, Cotta. 1878 u. 1879. 12. 3 M. 50 Pf.

Klingers, F. M., Ausgewählte Werke. 8 Bde. Stuttgart, Cotta. 1878—80. 12. 4 M. 50 Pf.

Knorr, Die polnischen Aufstände seit 1830 in ihrem Zusammenhange mit den internationalen Umsturzbestrebungen. Unter Benutzung archivalischer Quellen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 8 M.

Koch, A., Die Psychologie Descartes', systematisch und historisch-kritisch bearbeitet. München, Kaiser. Gr. 8. 6 M.

Kompert, L., Franzi und Heini. Geschichte zweier Wiener Kinder. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 8 M. 50 Pf.

Lewin, A., Naturwissenschaft oder Judenhass? Eine Beleuchtung der Artikel: „Der Judenstamm in naturhistorischer Bedeutung". Breslau, Leuckart. 1880. 8. 60 Pf.

Liederchronik der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Frauenfeld, Huber. 1880. Gr. 8. 4 M.

Linde, A. von der, Das erste Jartausend der Schachlitteratur (850—1880). Berlin, Springer. 8. 5 M.

Litzmann, B., Zur Textkritik und Biographie Johann Christian Günther's. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1880. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Loebel, R., Louvois. Schauspiel. Wien, Wallishausser. 1879. 12. 3 M.

Morens, E., Dissonanzen. Sentenzen, Aphorismen, Epigramme und Verwandtes. Berlin, Lichaedl. 8. 4 M. 50 Pf.

Macchail, Mrs., Höhen und Tiefen. „Ad Coelum". Deutsche autorisirte Ausgabe von Marie Morgenstern. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 3 M.

Meinert, C. A., Armee- und Volks-Ernährung. Ein Versuch, Professor C. von Voit's Ernährungstheorie für die Praxis zu verwerthen. In 2 Thln. Berlin, Mittler u. Sohn. 1880. Gr. 8. 16 M. 40 Pf.

Mistral, F., Mireia. Provenzalisches. Gedicht in 12 Gesängen. Preisgekrönt von der französischen Akademie. Mit selbstbiographischer Vorrede des Verfassers, Einleitung, Anmerkungen ꝛc. Uebersetzung in Versen von Frau B.-M. Doelenz-Brotbeck. Heilbronn, Henninger. 1880. 8. 5 M.

Nobler, G. A., Der Grobian. Lustspiel. Hermannstadt, Schmiedicke. 1880. 8. 1 M.

Nover, J., Ursprung und älteste Gestalt der Nibelungen-Sage. Mainz, Diemer. 1880. Gr. 8. 75 Pf.

Neue-Welt-Novellen. I. Stefan vom Grillenhof. Roman von M. Kautsky. 2 Thle. Leipzig, Goldhausen. 8. 5 M.

Petzholdt, J., Aus dem Nachlasse des Königs Johann von Sachsen. Ausführungen zu „von Falkenstein's Charakterbild des Königs Johann von Sachsen". Dresden, Baensch. 1880. Gr. 8. 6 M.

— — Die Reisen des Königs Johann von Sachsen nach Italien. Dresden, Baensch. 1880. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Quandt, C., Die Polen in Danzig. Historische Erzählung. Hamburg, Cramer. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Rodenhausen, C., Christenthum ist Heidenthum, nicht Jesu Lehre. Homburg, O. Meißner. Gr. 8. 4 M.

Reichsgeld. Ein Beitrag zur Waehrungsfrage. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 1880. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Rein, J. J., Japan, nach Reisen und Studien im Auftrag der königlich preussischen Regierung dargestellt. 1ster Bd.: Natur und Volk des Mikadoreiches. Mit 5 Lichtdruck-Bildern, 12 Holzschnitten, 3 lithographirten Tafeln und 2 Karten. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 20 M.

Reißmann, A., Johann Sebastian Bach. Sein Leben und seine Werke. Mit Porträt in Stahlstich und Notenbeilagen. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 7 M.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgeber: P. Graf Waldersee. 23stes u. 24stes Heft: Johannes Brahms. Von H. Deiters. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880. Gr. 8. 75 Pf.

Schlemm, O., Mußestunden. Gedichte. Greiz, Teich. 1880. 8. 3 M.

Schmidt-Cabanis, R., Wechselnde Lichter. Gesammelte Gedichte und poetische Vorträge. Berlin, Moeser. 8. 2 M.

Schramm, R., Italienische Skizzen. Wanderungen durch Rom und Neapel. Leipzig, Albrecht. Gr. 8. 6 M.

Spiess, B., Beiträge zu einem hennebergischen Idiotikon. Wien, Braumüller. Gr. 8. 5 M.

Strauß, V. v., Lebensführungen. Novellen. 2 Bde. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 8 M.

Stricker, W., Neuere Geschichte von Frankfurt am Main. 1806—1866. Frankfurt a. M., Auffahrt. Gr. 8. 7 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 24. Februar 1881.

Romane von Wilbrandt und Schücking.

1. Meister Amor. Roman in zwei Bänden von Adolf Wilbrandt. Wien, Rosner. 1880. 8. 8 M.
2. Seltsame Brüder. Roman von Levin Schücking. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 13 M. 50 Pf.

Die beiden uns zur Besprechung vorliegenden Romandichtungen, deren Verfasser in der Wahl und der Verwendung der Darstellungsmittel sich scharf voneinander unterscheiden, haben doch darin etwas Gemeinsames, daß sie das Leben in kleinern Städten und auf dem Lande schildern und sich in einen bewußten Gegensatz zum Treiben der Großstadt setzen. Es ist dies keine zufällige Erscheinung, sondern tief begründet in der Neigung der deutschen Romanschriftsteller, den großen Centren des öffentlichen Lebens aus dem Wege zu gehen. Räumlich und zeitlich entfernen sich unsere Autoren von ihnen, als ob sie die Poesie ertödteten und der künstlerischen Beobachtung keine Anhaltepunkte zu bieten vermöchten. Trotzdem glauben wir, daß hier eine gewaltige Stoffwelt noch zu entdecken sei, und daß die bereits gehobenen Schätze in keinem Verhältniß zu den Anregungen stehen, die das Leben in Berlin dereinst einem deutschen Daudet bieten wird. In Frankreich ist die Bevorzugung von Paris in der Romanliteratur so selbstverständlich, daß Flaubert in „Madame Bovary“ schon wegen der Schilderung der Provinzsitten Aufsehen erregen konnte; in Deutschland gehen die feinen Auszweigungen der Zustände in Berlin und Wien für die Kunst so gut wie verloren. Auerbach kann Jahrzehnte die Luft der Hauptstadt des neuen Reichs athmen, ohne sich für dieselbe dichterisch zu erwärmen; und selbst Gutzkow und Spielhagen, diese scharfen Beobachter der Großstädte, haben wenig Nachfolger bei dem Betreten einer Bahn gefunden, auf der sich doch unser Zeitroman auf die Dauer allein wohl fühlen kann. Für die Hervorhebung der provinziellen Eigenthümlichkeiten unsers Vaterlandes ist durch große Talente ausreichend gesorgt worden, während uns andere Romane nach Aegypten und Griechenland, ja nach China und Japan führen. Es müßte ein anregender und erfolgverheißender Versuch sein, der Zeitbewegung unserer Tage, die in uns allen nachzittert und uns zur freudigen oder leidvollen Nachempfindung zwingt, ein Gepräge durch die gestaltende Kraft der Dichtung zu verleihen, etwa wie es Rodenberg in den „Grandidiers“ zu thun versucht hat.

Adolf Wilbrandt läßt in seinem Roman „Meister Amor“ (Nr. 1) sein liebenswürdiges und graziöses Talent in allen Farben schillern. Diese Arbeit hat vor allem den Vorzug einer außerordentlichen Leichtigkeit der Darstellung und Ehrlichkeit der künstlerischen Absicht. Vielen Freunden des Dichters wird vielleicht mit einer Schöpfung, die sich mühelos und in ununterbrochenem Flusse lesen läßt, ohne daß man davon Kopfschmerzen bekommt, nicht ganz gedient sein. Wir aber haben uns aufrichtig gefreut, daß der Dichter die spielende Anmuth, das herzliche Lachen wiedergewonnen hat, die den Beginn seiner Laufbahn so gefällig auszeichneten. Eine Weile schien es, als ob sich das graue Gespinst der Reflexion bleibend über seine Dichtungen ausbreiten wollte, als ob es ihm darum zu thun sei, mit jeder neuen Arbeit ein neues Problem aufzuwerfen und zu lösen. Da wurden die Gedanken künstlich gespalten, die Gefühle nervös auseinander gebreitet, der Strom der Erfindung aus seinem ursprünglichen Bette in hundert kleine Kanäle abgeleitet, wo sein Wasser sich trübt oder stagnirt. Zu gleicher Zeit bemächtigte sich diese krankhafte Neigung zum Spintisiren des Dramas wie der Novelle, und Stücke wie „Natalie“, „Der Thurm in der Stadtmauer“, Erzählungen wie „Fridolin's heimliche Ehe“ müssen wir zu jener Gruppe zählen, in der das poetische Edelmetall nicht in einem

Gusse, sondern nur langsam tröpfelnd in die Form übergegangen ist. Da thut es denn jedem Verehrer der feingliederigen Dichternatur Wilbrandt's wohl, ihn wieder in völliger Gesundheit zu erblicken und sein gedankenreiches Plaudern zu vernehmen. Daß er nicht tief in sein Sujet eindringt, sondern sich meist auf dessen Außenseite spielend hin- und herbewegt, könnte man ihm nur dann zum Vorwurf machen, wenn er uns etwas anderes als leichte Waare versprochen hätte. Da er sich aber genau so gibt, wie er wirklich ist, sollte man ihm für den flotten Lustspielton, auf den er seinen Roman gestimmt hat, und der ihm so gut zu Gesicht steht, dankbar sein. Unsere Literatur ist leider nicht so reich an Talenten, die es verstehen, mit den Dingen wie mit goldenen Kugeln im lichten Sonnenschein zu spielen und den Esprit in krystallenen Gläsern zu credenzen, als daß wir grämlich herabschauen sollten auf ungezwungenes Lachen und geistreiche Ueberlegenheit.

Wilbrandt hat es versucht, einen Künstlerroman zu schreiben, nachdem er bereits vor Jahren in den „Malern" aus der Welt des schönen Scheins sich einen Lustspielstoff hervorgeholt hat. Diesesmal ist es das Theater, das in seiner bunten Pracht vor uns auftaucht, und der Gegensatz zwischen schauspielerischer Kunst und schauspielerischem Dilettantismus die treibende Kraft des Romans. Zwischen beiden schlägt die Liebe die Brücke der Versöhnung, indem sie das wahre Talent an der Quelle jeder Kunst, am Leben und an der Erfahrung erstarken läßt und die schwache Schale des Dilettantismus zertrümmert, unter der dann der Kern der eigentlichen Begabung sichtbar wird. Wilbrandt hat für das wunderliche und doch ewig reizvolle Leben zwischen den Coulissen ein unzweifelhaftes Verständniß und vermag dessen feinen Nervenfäden als glücklicher Beobachter nachzugehen. Er ist in der Schilderung solcher Verhältnisse vornehmer, als es z. B. Holtei in einzelnen seiner Romane ist, und erinnert häufig an die Darstellung, die Goethe in „Wilhelm Meister" vom Treiben der Komödianten gibt. Der moderne Ursprung seiner Beobachtungen ist dabei unverkennbar, und leicht ist es, für diese oder jene Figur etwas, was einem Modell wenigstens sehr ähnlich sieht, ausfindig zu machen. Dennoch überwiegt im ganzen in dieser Dichtung das Menschliche die specielle Schilderung der Schauspielkunst; wir möchten sagen, das Theater gibt nur die Folie für den Liebesroman ab. Für den Zweck des Romans reichte eine solche Auffassung offenbar vollständig aus, wir glauben jedoch in Wilbrandt den Mann erblicken zu dürfen, der im Stande wäre, eine noch strengere Behandlung dieses Themas vorzunehmen und für unsere Zeit das zu leisten, was der Roman comique von Scarron für die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts in Frankreich geleistet hat. Unser Theaterleben wird von den Autoren entweder einseitig idealisirt, oder zu satirischen und indiscreten Betrachtungen benutzt. Eine ruhige methodische Schilderung dieser abgeschlossenen, an ganz bestimmte Lebensbedingungen geknüpften, durch die Natur der Menschendarstellung in seiner Nervosität aufs höchste gesteigerten Welt fehlt uns eigentlich noch immer. In Wilbrandt würden sich die zur Lösung einer solchen Aufgabe erforderlichen Eigenschaften vereinigen: der feine Künstlersinn, in dem eine Garantie für den Werth der Gabe liegt, und die Anschauungsfülle, die ihm als Günstling des wiener Burgtheaters, als Gatte einer unserer sinnigsten Schauspielerinnen zu Gebote steht.

Der Dichter hebt im „Meister Amor" mit der Schilderung jenes Jünglingsalters an, in welchem das Gefühl der eben errungenen akademischen Freiheit eine fröhliche Ungebundenheit und Wanderlust erzeugt. Treten in eine solche Periode starke Eindrücke aus dem Zauberreich der Bühne ein, so darf der Einzelne sicher sein, daß ihn die Lust, zum Theater gehen zu wollen, erfassen werde. Wir alle haben sie empfunden und durchgekostet, und erinnern uns deutlich der Schmerzen, mit denen wir dieser Versuchung widerstanden und uns in das gut Bürgerliche hinüberretteten. In einen solchen Kreis von Bühnenenthusiasten führt uns Wilbrandt ein und sein Mittelpunkt ist der alte Schauspieler Hillmann, der, lorbermüde und selbst nicht mehr im Stande, das Gefühlte und Gedachte makellos auszudrücken, den Abend seines Lebens als dramatischer Lehrer beschließt. In dem, was der Verfasser diese mit großer Liebe ausgeführte Figur sprechen läßt, dürfen wir sein eigenes ästhetisches Glaubensbekenntniß erblicken, namentlich wenn auf die entscheidenden Accente des Grundtons, auf das Umwandeln des blos Auswendiggelernten in Saft und Blut gedrungen wird. Hillmann erniedrigt seinen Unterricht nicht zum Geschäft, sondern erweist sich als treuer Freund der Jugend, der aus den verschiedensten Verlegenheiten hilft, in den eigenen Geldbeutel greift, wenn dem einen der Geldbrief der Aeltern ausgeblieben ist oder wenn er die Trefflichkeit seiner Schminke an dem Gesichte eines andern erprobt, der sich der derben Schmarre auf der Backe schämt. Sein ganzes Denken und Sorgen concentrirt sich jedoch auf seine einzige Tochter Ada, die er für ein Wunderkind hält und als Erbin seiner Kunst auferziehen will. Ada lebt aber in völliger Kindlichkeit von einem Tag in den andern hinein, ohne Bewußtsein über ihre Lieblichkeit als weibliches Wesen und die Trefflichkeit ihrer natürlichen Anlagen. Sie kennt noch keinen höhern Ehrgeiz, als glücklich zu sein, und seufzt unter den geistigen Strapazen, die ihr zugemuthet werden. Der Student der Jurisprudenz Rudolf Berger, den wir zuerst bei einem wilden Trinkgelage als einen Verehrer der schönen, aber kalten und überaus tugendhaften Schauspielerin Toni Winter kennen lernen, vergißt, wie Romeo in Shakspeare's hohem Liede der Liebe, beim Anblick Ada's schnell sein Ideal, um sich fortan nur noch für das junge Mädchen zu interessiren. Diesem droht aber in der Stickluft der grauen Theorie und theoretischen Dressur eine ernste Gefahr, die nur durch die Veränderung des Aufenthalts beseitigt werden kann. Während Ada in ländlicher Einsamkeit ihrer Erholung lebt, fühlt Rudolf Berger immer mehr die Un-

zulänglichkeit seiner Begabung für den theatralischen Beruf, dem er sich unter Hillmann's Leitung zu widmen begonnen hatte. Ein hinter seinem Rücken gesprochenes Wort eines Schauspielers macht es ihm klar, daß er es auf der Bühne niemals über die Mittelmäßigkeit hinausbringen würde, und daß er die Kunst, durch Anwendung des gesprochenen Wortes und der Mittel der körperlichen Beredsamkeit das zu scheinen, was er innerlich ist, nicht besitze. Aber auch Ada, das Wunderkind, auf das alle Freunde Hillmann's die größten Erwartungen setzten, wird durch ihre Erfahrungen beim ersten Auftreten als Julia aus allen ihren Himmeln gestürzt. Das Publikum nahm die Leistung als etwas Eingelerntes auf, dem der belebende Hauch eigener Empfindung fehlt, glaubte aus dem Vortrag einen alten kalten Mann mit einer Kinderstimme sprechen zu hören und ließ die Schauspielerin fallen. Mit einem etwas gewaltsamen Ruck in der Darstellung läßt Wilbrandt den alten Hillmann, voller Wuth über die erlebte Enttäuschung, sich von seiner Tochter und Schülerin trennen, die nun an Rudolf Berger Trost und eine Stütze findet. Erst sehr allmählich vermag es dieser, seine lange unterdrückte Empfindung in Ada's Herz überströmen zu lassen, die dann aber, nach der überstandenen bittern Erfahrung und nachdem die Liebe bei ihr Wurzel geschlagen, ihren ursprünglichen Genius entdeckt, in einem griechischen Stücke Rudolf Berger's allgemeines Entzücken hervorruft und ihren Bund mit dem Geliebten, der sich wieder der wissenschaftlichen Thätigkeit zuwendet, von dem sterbenden Hillmann gesegnet sieht.

Wir haben damit die eine Liebesgeschichte des Romans herausgehoben; man würde jedoch den Charakter desselben vollständig verkennen, wenn man die fein ironische Beleuchtung, die von dem andern Liebespaar ausgeht, hiermit nicht zusammenhalten wollte. Die Sentimentalität hüben und der Humor drüben geben ein allerliebstes Duett, ja wenn nicht alles täuscht, hat Wilbrandt in der Figur des ästhetisch angehauchten Mediciners Max Stein eine der originellsten Erfindungen aufzuweisen, die ihm bisher gelungen sind. Diesem liebenswürdigen Jüngling ist der Idealismus in die unrechte Kehle gerathen, und er weiß nun nicht, ob er ihn muthig herunterschlucken und verdauen oder wieder ausstoßen soll. Voll Reformgedanken, wie er ist, will er zunächst die Principien des wissenschaftlichen Realismus auf den Roman anwenden, dann als Dramatiker die Zukunftsbühne begründen helfen, endlich als Schauspieler auf den weltbedeutenden Bretern Lorbern einheimsen, bis ihn seine Braut, Toni Winter, die gleichfalls ihren Beruf auf der Bühne nicht findet, auf den vernünftigen Gedanken bringt, das Geschäft seines Vaters zu übernehmen und Buchdrucker zu werden. Wilbrandt sprüht bei der Ausführung dieses Porträts nach allen Seiten ironischen Witz und glänzende Geistesfunken. Wie köstlich ist z. B. die Parodie auf Zola'sche Maximen, wenn er seinen Mediciner Stein eine Novelle vorlesen läßt:

„An gebrochenem Herzen. Novelle von Maximilian Stein." Es war Abend geworden, die Sonne sank scheinbar gegen den Horizont, ein leichter Westnordwest trug die feuchte Luft des obern Elbthals gegen Ostsüdost, und reizte die empfindlichen Schleimhäute Eduard's, der zu husten anfing. Er saß unter einer etwa drei Meter hohen Korbweide im Gras, und auch seine Sitzmuskeln fühlten, daß es unter ihnen kühler zu werden anfing. Indem er sie zusammenzog, seufzte er leise auf, nach der Art träumerischer, leidender, phthisischer Constitutionen wie die seinige, zog dann sein Taschentuch hervor, um es sich vor den Mund zu halten, stützte sich auf den Brummknochen seines rechten Elnbogens und richtete sich langsam empor. „Was wird Mathilde sagen", murmelte er vor sich hin, indem er seine Schulterblätter an die Weide lehnte. Er murmelte, sage ich, denn man kann allerdings oft genug beobachten, daß nervöse und hysterische Organisationen — und Eduard stammt von einer entschieden hysterischen Mutter und einem sonst rüstigen, aber zu einer noch unerklärten Neurose neigenden Vater ab, dessen Vater als Melancholiker im Irrenhause gestorben war — daß nervöse und hysterische Organisationen, sage ich, laut mit sich selber sprechen, statt unhörbar zu denken, was ganz dieselben Dienste thut und jedenfalls das Natürlichere, das Gesündere ist. Aber ist denn das Zeitalter, in dem wir leben, natürlich und gesund? Dringen denn die Fortschritte der Wissenschaften wirklich in das Volk? Leben die sogenannten Gebildeten von heute nach den Lehren der Wissenschaft? Haben wir eine Poesie, die sich in vernünftiger Selbstbeschränkung nur mit dem befaßt, was wirklich da ist, was sich alle Tage begibt, was jeder von uns kennt, oder was wir schleunigst kennen lernen sollten, um unsern animalischen Organismus zu behüten? Welcher von unsern Dichtern, um nur eins zu sagen, hat denn schon die Entstehung und die Folgen der Trunksucht mit der nöthigen Ausführlichkeit und Sachkenntniß geschildert? Wer unter unsern heutigen Dichterlingen hätte den Realismus und die nöthige wissenschaftliche Vorbereitung, um statt der ewigen Liebesabenteuer einmal die Entwickelung einer durch modernes krankhaftes Seelenleben herbeigeführten Gehirnerweichung offen, treu und ehrlich darzustellen?

Dieser Max Stein ist von Wilbrandt zum Helden einer Anzahl prächtiger Lustspielsituationen gemacht. Sein erster Besuch bei der Schauspielerin Toni Winter endet damit, daß diese ihm die Thür weist, indem sie ihn fälschlich für den Autor eines sie beleidigenden Gedichts hält. Seine Neigung wendet sich hierauf dem Wunderkinde Ada zu, die er zu einem Romeo und Julia-Rendezvous im Costüm bestellt, wobei sie indessen von dem alten Hillmann überrascht werden. Die Scene ist von so reizendem Humor, daß wir uns nicht versagen können, sie ganz herzusetzen:

Hillmann war scheinbar ruhig fortgegangen; auf einmal aber hielt er an der offenen Thür eines Gärtchens an, blickte hinein und stieß ein kurzes „Oho" der Ueberraschung aus. Das Bild, das sich ihm zeigte, war seltsamer, als der alte Mann je erwartet hätte. Ada stand — nicht zwanzig Schritte von ihm — auf dem hölzernen Balcon ihres Sommerhäuschens, im Costüm der Julia vom ersten und zweiten Act, als werde Shakspeare's Tragödie hier im Mondschein gespielt. Unter dem Balcon stand Max, der nicht lange vor ihnen eingetreten war, in einem sehr phantastischen Costüm, das er in aller Eile vom Verleiher geholt und noch eiliger über seine moderne Gestalt geworfen hatte. Einer Romeo-Gestalt glich sie wirklich nicht. Ein zu enges rothes Wams schnürte ihm die Schultern zusammen; leuchtende Tricots enthüllten das Uebermaß seiner runden dicken Beine. Mit dem ausgestreckten rechten Arm suchte er, wie es

schien, dem Brustkasten Luft zu schaffen; in der Linken hielt er eine Strickleiter, die übrigens hier überflüssig war, denn der Balcon war so niedrig, daß ein Mann von mittlerer Größe ihn ohne alle Umstände und Gefahr erklettern konnte. Daß dies sogleich geschehen werde, schien der Alte zu befürchten; er hatte unwillkürlich Rudolf's Arm ergriffen, wollte aber in den Garten hineintreten. Doch als er sah, daß Romeo, nach einem engbrüstigen Räuspern, sich mit unverkennbarem Pathos zu reden anschickte, stand er wieder still, sehr befremdet, was denn aus dieser Veranstaltung sich entwickeln werde. Max versuchte noch einmal das Wams zu erweitern, stieß dann einen leisen Seufzer aus, trat einen Schritt näher und sprach zu Ada hinauf, die unsicher auf ihn heruntersah, ohne sich zu regen:

O Gott, was schimmert durch das Fenster dort?
Es ist der Mond nicht, nein, es ist die Sonne,
Und diese Sonne nennt sich Julia! —
Nur Thoren gehn in ihrer blassen, kranken
Vestalintracht einher, wirf du sie ab!
Du bist es, meine Göttin, meine Liebe!
Verleugne deinen Vater, deinen Namen,
Und für den Namen, der dein Selbst nicht ist,
Nimm meinen ganz!

„Ist der Mensch von Sinnen?" flüsterte Hillmann. „Was braut er da aus Romeo's und Julia's Reden zusammen!" —

Max, der sich einige Augenblicke unterbrochen hatte, um Luft zu holen und noch einen Angriff auf das beklemmende Wams zu machen, fing wieder an zu sprechen. Er dehnte seinen Brustkasten mit Gewalt, wobei das Wams aus seinen Nähten herauskrachte, und fuhr erleichtert fort:

Der Liebe leichte Schwingen trugen mich:
Kein hölzern Bollwerk kann der Liebe wehren;
Und Liebe wagt, was irgend Liebe kann;
Drum hielt der Alte, den du Vater nennst,
Drum hielt mich auch die alte Frau nicht auf! —
Vielleicht, o Mädchen, schein' ich dir zu herzlich:
Du könntest denken, ich sei leichten Sinns.
Doch glaube, Weib, ich werde treuer sein
Als sie, die fremd zu thun geschickter sind!
Ich schwöre dir bei deinem edeln Selbst,
Dem Götterbilde meiner Anbetung —

Länger vermochte sich der Alte nicht zurückzuhalten. Die Liebeserklärungen dieses Romeo hätte er vielleicht noch eine Weile mit angehört; aber die schnöde Vergewaltigung Shakspeare's brachte ihn außer Fassung. Er rannte entrüstet auf die beiden zu — Ada stieß vor Schreck einen kurzen Schrei aus — und blieb vor Max, der in der Ueberraschung noch mehr aus den Nähten fuhr, weit vorgebeugt und mit blitzenden Augen stehen. „Herr", fuhr er ihn an. „Wie kommen Sie dazu, hier vor meiner Tochter — Und was zum Teufel machen Sie aus Shakspeare? Nennen Sie das «Streichen», daß Sie Julia und Romeo durcheinanderwerfen? Sind Sie mondsüchtig geworden?" schrie er mit voller Stimme.

Diese Figur des ästhetisirenden Mediciners, der alle Phasen der Literatur und Kunst durchläuft, um reformatorisch zu wirken, der sein Herz zu einer Droschke macht, wo man beliebig ein- und aussteigen kann, und der wie sein Freund Rudolf Berger durch die Liebe zur Vernunft, d. h. zur Einsicht in die Nothwendigkeit einer rein prosaischen Lebensstellung gebracht wird, ist so frisch und anschaulich gezeichnet, daß wir es fast bedauern möchten, sie nicht in einem Lustspiele verwerthet zu sehen. Sie gehört zu den seltenen Erfindungen, über die man auch mit dem Verstande lachen kann. Von dem Rechte des Romanschriftstellers, durch Ereignisse, die vor dem Beginn der Handlung liegen, die Spannung des Lesers zu erregen und durch ihre allmähliche Erzählung zu befriedigen, macht Wilbrandt einen maßvollen Gebrauch. Die Erlebnisse des alten Hillmann und seine Beziehungen zur Schauspielerin Paoletti haben einen eigenartigen phantastischen Reiz und ragen, wie eine Ruine in den lachenden Frühling, in die wohlthuende Frische hinein, welche die beiden miteinander verknüpften Liebes- und Theatergeschichten umgibt. Wer nicht die Lösung weltbewegender Fragen erwartet, sondern zufrieden ist, wenn ihm ein Künstler eine vornehme Anregung für Geist und Gemüth, ein buntes romantisches Spiel von Farben und Gestalten bietet, wird den „Meister Amor" mit ungestörtem Genuß aus der Hand legen.

Levin Schücking's neuer Roman: „Seltsame Brüder" (Nr. 2), hat einen ähnlichen provinziellen Hintergrund wie Wilbrandt's Dichtung, doch ist er bei jenem bestimmter gezeichnet als das Land der rothen Erde und der heiligen Feme. Westfalen ist zwar nicht ausdrücklich genannt, doch weist die ganze geistige Atmosphäre, die wir bei der Lektüre der Erzählung athmen, auf diese Provinz zurück. Schücking verhehlt seine Abneigung gegen die Großstadt, welche wir als charakteristisch für unsere Romandichter hinstellten, so wenig, daß er gleich in unvermittelter Weise damit beginnt. Bereits auf der zweiten Seite des ersten Bandes fällt uns folgender Stoßseufzer auf, den der Autor im Namen des Reichstagsmitglieds Martin Hunolt, das nach aufregender parlamentarischer Arbeit zu den Fleischtöpfen seiner Besitzungen zurückkehrt, von sich gibt:

So war er denn ermüdet, ermüdet auch von dem Leben in den stauberfüllten, breiten, von trockener harter Luft durchwehten Straßen Berlins und seiner wunderlichen Geselligkeit, welche eine Menge sich untereinander völlig fremder Menschen um eine späte Stunde zusammenbringt, damit sie die Genugthuung haben, sich mit Leuten zu unterhalten und zu befreunden, welche sie schon beim Nachhausegehen wieder vergessen dürfen, weil sie sich niemals im Leben wahrscheinlich wiedersehen, am wenigsten in dem Hause, das sie eben verlassen haben. Ermüdet auch von der wunderlichen Art der Bildung, welche ihn in dieser Gesellschaft umschwirrt hatte, die mit allem Höchsten, Schwierigsten vertraut war, alle verwickeltsten Probleme sich handlich zu machen wußte und sie mit Ueberlegenheit abthat, und dann doch wieder so unglaublich viel nicht kannte, nicht wußte, nicht ahnte.

Zur Illustration dieser Schilderung der berliner Gesellschaft läßt Schücking zu dem müden Sendboten des deutschen Volks bei seiner Heimreise einen Jüngling in das Coupé steigen, wie ihn Goethe im zweiten Theil des „Faust" in der Person des Schülers gezeichnet hat, vorlaut, blasirt, affectirt. Dergleichen Exemplare von grasgrüner Unreife gibt es gegenwärtig leider überall, und man thut nach unserer Erfahrung nicht wohl daran, mit ihnen das Conto der deutschen Reichshauptstadt zu belasten. Auch ist die Schwärmerei für letztere wol zu den am ehesten zu verzeihenden Schwächen zu rechnen und jeden-

falls verdienstlicher, als wenn sich jemand in Schilda oder Kuhschnappel eine Gottähnlichkeit vorlügt, die, sobald das Licht des hellen Tages darauf fällt, in nichts vergeht. Finden wir doch alles schön, was wir lieben, und lieben wir doch alles, was uns die Behaglichkeit des innern Menschen, das Ansehen in der Welt, die Sicherheit der Existenz verschafft. Der Berliner dürfte bei allen seinen Einseitigkeiten schon deshalb eine nicht ohne weiteres zu verachtende Erscheinung sein, weil er den Haß und die Unkenntniß, die ihm von verschiedenen Seiten entgegengebracht werden, keineswegs erwidert, sondern sich ernste Mühe gibt, fremde Eigenthümlichkeiten zu verstehen.

Auch Levin Schücking's erzählende Kunst ist uns wegen ihrer Anschaulichkeit und Klarheit, der Bestimmtheit der Charakteristiken von ganzem Herzen sympathisch, und wenn der productive Autor nicht jedesmal ein Meisterwerk schrieb, so soll uns das nicht hindern, mit dem Hute in der Hand von seinem Talente zu sprechen. Die „Seltsamen Brüder", von denen er redet, sind die Gebrüder Karl und Georg Dobring, von denen der letztere mit seiner Cousine, der jungen hübschen Witwe Else Markwort, ein reiches Besitzthum als Erbe antreten soll. Aber Georg weilt als ruheloser Wanderer wol bei den Antipoden, oder ist er vielleicht gar todt? Solche Fragen beschäftigen seinen Bruder Karl, der unter dem Namen Dobrini sich als Geiger einen Namen gemacht hat, trotzdem aber Geld braucht und die ihm durch den Tod des Bruders winkende Beute willkommen heißt. Georg ist nämlich nach der Aussage mehrerer seiner Reisegefährten in Asien gestorben, ohne daß er in der Lage war, die Erbschaft anzutreten und sie eventuell auf seinen Bruder übergehen zu lassen. Juristisch hat also Dobrini keinen Anspruch auf die Besitzung; aber seine Frau Aline, eine moderne Lady Macbeth, weiß Rath, indem sie ihren Gatten Karl als dessen Bruder Georg ausgibt und in demselben Moment den Rechtsanspruch erhebt, als der Todtgeglaubte wieder erscheint. Das Gericht erkennt die von Aline versuchte Täuschung und verhaftet sie zugleich mit ihrem Bruder, einem bereits vielfach bestraften Taugenichts. Beiden gelingt es jedoch zu entfliehen, auf der Flucht stößt Aline's Bruder auf Georg Dobring und tödtet ihn in der Wuth über die Verweigerung eines Darlehns. Der reiche Besitz fällt nun an den Musiker, aber dieser trennt sich von seiner Frau, deren unheilvollem Einfluß er die Erbschaft zu verdanken hat, und führt in Frankreich und England ein unstetes Virtuosenleben.

Man braucht nicht scharf hinzusehen, um zu erkennen, wie sehr diese Geschichte, so originell sie auch im Verlauf ihrer Entwickelung auf den Leser wirkt, in der Luft hängt und von allen realen Bedingungen des Lebens losgelöst erscheint. Die wunderliche Namensverwechselung dürfte in unserer Zeit der Polizeiregister eine etwas schwierigere Sache sein, als sie in dem Roman erscheint, und das zum Schluß eingeschobene Sensationsmotiv der Ermordung des einen Bruders tritt ganz unvorbereitet in die Handlung ein. Der werthvollste Theil der Dichtung liegt unsers Erachtens in der Schilderung der allmählich erwachenden Liebe zwischen Martin Hunolt und der jungen Witwe Else Markwort, die ihm zuerst, weil er ihr nicht romantisch genug vorkommt, einen Korb gibt, dann aber von seinen trefflichen Eigenschaften und echt männlichen Vorzügen bezwungen wird.

An sinnigen Betrachtungen und interessanten Schilderungen fehlt es natürlich auch diesem Romane nicht, der indessen, wenn wir einen Malerausdruck gebrauchen dürfen, einen unleugbaren Mangel an Modellstudien bemerken läßt.

Eugen Zabel.

Zur publicistischen und historischen Literatur.

1. Zehn Jahre deutscher Kämpfe. Schriften zur Tagespolitik von Heinrich von Treitschke. Zweite Auflage, fortgeführt bis zum Jahre 1879. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 11 M.
2. Die Entstehung des modernen Frankreich. Von H. Taine. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Katscher. Zweiter Band: Das revolutionäre Frankreich. Erste Abtheilung. Leipzig, E. J. Günther. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.
3. Geschichte und Theorie der pariser revolutionären Commune des Jahres 1871. Von Bernhard Becker. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.
4. Die Politik der Hohenzollern bei den deutschen Kaiserwahlen. Im Zusammenhange dargestellt von Emil Walter. Berlin, Liebel. Gr. 8. 4 M.

Wie sehr unter den neuern Historikern Heinrich von Treitschke der Liebling des deutschen Lesepublikums ist, hat sich durch die glänzende Aufnahme, welche seine „Deutsche Geschichte" gefunden hat, hinlänglich gezeigt. Im nämlichen Jahre, in welchem diese erschien, gab er die zweite Auflage seiner „Zehn Jahre deutscher Kämpfe" (Nr. 1) heraus, eines publicistischen Werks, in welchem die von dem Verfasser ausgesprochenen Behauptungen und Urtheile nur selten von den Ereignissen der folgenden Jahre dementirt werden, weit häufiger die von ihm aufgestellten historischen Grundsätze und die Beweise für die Nothwendigkeit einer staatlichen Maßregel durch die nachfolgenden Thatsachen ihre bestätigende Unterschrift erhalten. Treitschke versteht es meisterhaft, den Zusammenhang der einzelnen Ereignisse klarzulegen, die verschiedenen, von mehrern Punkten nach einem bestimmten Ziele führenden Fäden aufzudecken, die großen Ereignisse des einen Landes und des einen Jahrzehnts durch Vergleichung mit denen anderer Länder und anderer Jahrzehnte unserm Verständniß näher zu bringen. Die Sicherheit des Urtheils und die Entschiedenheit der Willensäußerung gehen, zumal bei dieser warmen patriotischen Sprache, aus welcher man

auf jeder Seite das „Deutschland über alles!" herausfühlt, unwillkürlich vom Verfasser auf den Leser über. An heftigen Gegnern kann es ihm bei so rückhaltloser Mittheilung seiner politischen Gedanken nicht fehlen. Seine Urtheile über die Maigesetze werden vom Centrum mit Zischen aufgenommen; seine Vorschläge zur Niederhaltung des Socialismus brachten nicht blos die Socialisten, sondern auch die süddeutsche Demokratie, den berliner Fortschritt, den linken Flügel der Nationalliberalen in Feuer und Flamme; sein Kampf für Stärkung des Einheitlichen und für Schwächung des Besondern rief den Widerspruch der Föderalisten und Particularisten hervor; sein Eintreten für die großen Ziele der Bismarck'schen Politik fand in einer Zeit, welche bereits den Pygmäenruf: „Fort mit Bismarck!" mit anhören muß, mehr Anstoß als Billigung. Gleichwol finden wir nicht, daß er der Repräsentant einer Partei „Bismarck sans phrase" ist; wir sehen vielmehr, daß seine Ansicht von der des Reichskanzlers in sehr wichtigen Punkten abweicht. Daß er die Gewährung des allgemeinen Stimmrechts für keine glückliche Maßregel halte, erklärte er bei jeder sich darbietenden Gelegenheit; die Vorlage über die Strafgewalt des Reichstags fand nicht seine Zustimmung; bei der Debatte über die Getreidezölle (20. Mai 1879) sprach er, mit Rücksicht auf die östlichen Provinzen und auf die in den großen Städten herrschende Unzufriedenheit und Agitation, gegen Einführung dieser Zölle, obgleich bekanntlich gerade auf diese Bismarck einen sehr großen Werth legte. Daß bei der Schlußabstimmung über das ganze Steuer- und Zollgesetz Treitschke auf Seite der Regierung stand, also auch die Getreidezölle mit in den Kauf nahm, beweist nichts gegen das eben Angeführte. Denn es ist etwas anderes, einen einzigen Artikel eines Gesetzes zu bekämpfen, oder das ganze Gesetz zu verwerfen.

Das Buch behandelte in der ersten Auflage, welche im Jahre 1874 erschien, die Geschichte des Jahrzehnts von 1865 bis 1874 in mehrern selbständigen Aufsätzen, von welchen die meisten bereits in den „Preußischen Jahrbüchern" zum Abdruck gekommen waren. Diese Aufsätze finden sich in der zweiten Auflage wieder. Sie sollten einen Beitrag geben zur Geschichte der jüngsten Vergangenheit, von der Befreiung Schleswig-Holsteins bis herab zu der socialen Gärung und den kirchlichen Kämpfen der Gegenwart. An diese erste Serie von Aufsätzen schlossen sich nun in der zweiten Auflage die während der letzten fünf Jahre entstandenen Aufsätze an, sodaß eigentlich diese Sammlung den Titel „Funfzehn Jahre deutscher Kämpfe" hätte erhalten sollen, den sie nur aus buchhändlerischen Gründen, weil der alte Titel einmal bekannt war, nicht erhielt. Diese neuen Aufsätze beschäftigen sich theils mit den kirchlich-politischen Fragen, theils mit der orientalischen Krisis, theils mit den socialen Zuständen Deutschlands, theils mit der Reform der Steuer- und Zollgesetze und schließen mit einer Darlegung der russischen Politik von 1879, welche Bismarck zum Abschluß eines Defensivbündnisses mit Oesterreich-Ungarn veranlaßte. Unmittelbar nach dem Nobiling'schen Attentat verlangte Treitschke Schließung der Vereine der Socialdemokratie, Verbot ihrer Zeitungen, Ausweisung ihrer Agenten aus den großen Mittelpunkten der Arbeiterbevölkerung, also so ziemlich das Nämliche, was den Hauptinhalt des nachherigen zweiten Socialistengesetzes ausmachte. Doch hielt er diese Maßregeln nicht für genügend, sondern glaubte, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, wo angesichts des socialen Nothstandes das Wahlgesetz modificirt und, wie in England, das Hausstands-Stimmrecht eingeführt oder wenigstens eine höhere Altersgrenze für die Wahlberechtigung festgesetzt werde und die dreijährigen Legislaturperioden in fünfjährige umgewandelt würden. Den ersten Vorschlag hat zwar Bismarck nicht adoptirt, sondern sich noch neuerdings für die Beibehaltung des allgemeinen Stimmrechts ausgesprochen; aber bezüglich der Einführung einer längern (vierjährigen) Legislaturperiode hat er zu Ende des Jahres 1879 bei dem Bundesrath eine Vorlage eingebracht. Daß die nationalliberale Partei das erste Socialistengesetz verwarf, hielt der Verfasser für einen politischen Fehler; nicht als ob durch Annahme desselben das zweite Attentat hätte verhindert werden können, sondern weil die ganze Nation und vor allen die Anarchisten dadurch den Eindruck erhielten, daß diejenigen Parteien, auf welchen hauptsächlich die Sicherheit und Ordnung des Staats beruhen sollte, den anstürmenden Wogen der socialen Revolution keinen festen Entschluß, keinen einmüthigen Willen entgegenzusetzen hatten, die socialistischen Catilinarier also ermuthigt und in ihren Hoffnungen bestärkt wurden. Daß bei dieser Sachlage das Streben der Nationalliberalen, einige Führer ihrer Partei ins Ministerium zu bringen, vereitelt, daß auf lange hinaus nur eine conservative Regierung möglich sei; daß bei den Wahlen in den Reichstag und in das preußische Abgeordnetenhaus die Liberalen jedenfalls einige Sitze, vielleicht auch viele, verlieren würden; daß die nationalliberale Fraction, wenn sie nicht die Nothwendigkeit strenger Ausnahmegesetze in ihr Wahlprogramm aufnehme, einer Zersetzung entgegengehe, prophezeite ihr der Verfasser schon im Juni 1878, die Aeußerung eines sehr liberalen Mannes anführend, welcher ihm schrieb: „Wichtiger als der Bestand irgendeiner Fraction ist uns der Bestand der bürgerlichen Gesellschaft." Die Prophezeiung erfüllte sich am Schlusse des Reichstags von 1879, wo gegen 18 Nationalliberale aus der Fraction austraten. Die warnenden Stimmen vom verflossenen Jahre waren an der Mehrzahl derselben spurlos vorübergegangen. Auf der ganzen Linie der liberalen Presse war nach der Annahme des Socialistengesetzes der Kampf gegen die Regierung und speciell gegen Bismarck wieder aufgenommen worden; und manche ließen sich zu der Aeußerung verleiten, es stehe jetzt schlimmer als unter Manteuffel; denn dieser sei doch wenigstens nicht populär gewesen, während Bismarck einen großen Theil der Nation hinter sich habe. Jener frische, fröhliche Krieg in

der Conflictszeit ist mit all seinen Traditionen und Volkstribunen aus der Erinnerung und aus dem Herzen dieser Generation nicht mehr hinauszubringen; immer wieder hört man die „abgestandene Phrase" vom deutschen Bürgerthum, als ob der deutsche Adel, welcher den größten Staatsmann Deutschlands hervorgebracht hat, nur aus Parasiten des Staats, der Bauernstand nur aus Heloten bestände. Dem gegenüber hält der Verfasser fest an seiner Ansicht, daß das Ziel der Bismarck'schen Politik unverrückt das gleiche ist: der Ausbau und die Vollendung der Einheit Deutschlands; er hält es daher für die Pflicht aller besonnenen Patrioten, die verschiedenen Phasen dieser Staatskunst von Fall zu Fall ruhig zu prüfen, ihr entgegenzutreten, wo sie die berechtigten Errungenschaften der jüngsten Reformperiode gefährde, aber auch sie ehrlich zu unterstützen, wo sie das Werk unserer Einheit fördere.

Am Schluß dieser Aufsätze erhebt sich der Verfasser noch gegen die weichliche Philanthropie unsers Zeitalters und gegen die Excesse des Judenthums. Seine Worte sind ein kräftiger Protest gegen jene Verhätschelung und Verzärtelung der Verbrecher, welche unsere Zuchthäuser übervölkert hat und zur Grausamkeit gegen die rechtschaffenen Leute wird. Er spricht die Hoffnung aus, daß die unerbittlich strenge Majestät des Rechts in unsern Gesetzen wie in ihrer Handhabung wieder zur vollen Anerkennung gelangen werde. Darin hat er sich nicht getäuscht; in deutschen Staaten, in welchen seit Jahren kein auf Todesstrafe lautendes Urtheil vollzogen worden ist, hat man angesichts der zunehmenden Verwilderung der Massen und der immer zahlreicher werdenden Mordthaten sich veranlaßt gesehen, das Fallbeil wieder in Anwendung zu bringen. Die allgemeine Misstimmung gegen die Juden führt der Verfasser theils darauf zurück, daß der Bauernstand, und zwar in Süddeutschland wie in Norddeutschland, unter dem wucherischen Treiben der Juden viel zu leiden habe, theils darauf, daß das Judenthum einen großen Theil der deutschen Presse, besonders der liberalen, vollständig beherrsche, die öffentliche Meinung nach seinem eigenen Gutdünken geradezu mache und dadurch die Presse in den Augen jedes Eingeweihten total discreditire, theils endlich darauf, daß diese von jüdischen Federn bediente Presse von Selbstüberschätzung strotze, von Pietät gegen das Vaterland keine Spur zeige und, als wollten die semitischen Journalisten zeigen, daß für sie die Emancipation noch zu früh gekommen sei, in den empörendsten Schmähungen und Witzeleien gegen das Christenthum sich gefalle. Die Folge davon war, daß von vielen Seiten, auch von solchen, wo unbedingte Toleranz sich längst eingebürgert hat, der Satz ausgesprochen wurde: „Die Juden sind unser Unglück." Der Verfasser spricht sich weder für Zurücknahme noch für Schmälerung der vollzogenen Emancipation aus, verlangt aber mit Recht, daß unsere jüdischen Mitbürger sich rückhaltslos entschließen, Deutsche zu sein, daß sie nicht blos von Toleranz reden, sondern auch selbst tolerant werden und gegen Glauben, Sitten und Gefühle des deutschen Volks einige Pietät zeigen.

Wenn neuerdings die preußische Regierung den Versuch gemacht hat, sich hinsichtlich der Ausführung der Maigesetze vom Landtage discretionäre Gewalt übertragen zu lassen, so ist es interessant, zu erfahren, welches Urtheil Treitschke über diese Gesetze zur Zeit der Abfassung derselben fällt. Davon ausgehend, daß der katholische Klerus einen instinctiven Haß gegen den Hohenzollernstaat habe, schildert er die Dreistigkeit, mit welcher dieser Klerus gegen den Staat und dessen Gesetze sich auflehnte, bekämpft die Möglichkeit einer Trennung von Staat und Kirche und erklärt, daß der Staat mit dieser neuen Gesetzgebung nur das gethan habe, wozu er nicht blos der Kirche gegenüber das Recht, sondern der ganzen Nation gegenüber geradezu die Pflicht hatte. Die Schulaufsicht stand dem Staate von jeher gesetzlich zu; die Geistlichen, welche vom Staat privilegirt und zum Theil besoldet sind, können sich nicht der Forderung entziehen, daß sie sich ein der nationalen Gesittung entsprechendes Maß wissenschaftlicher Bildung anzueignen haben; die Disciplinargewalt der Kirche darf nicht in das bürgerliche Leben übergreifen; die niedere Geistlichkeit hat das Recht, eine feste Anstellung zu verlangen, um nicht den Bischöfen auf Gnade und Ungnade preisgegeben zu sein; zur Entscheidung der hieraus entstehenden Rechtsstreitigkeiten war es nöthig, einen besondern Gerichtshof zu gründen, welcher sich voraussichtlich nach und nach mit dem obersten Verwaltungsgerichtshof verschmelzen und dadurch seinen Charakter als Ausnahmegericht verlieren wird. Indem so der Verfasser die durch die Maigesetzgebung getroffenen Anordnungen billigt, spricht er sich bezüglich der Ausführung dieser Gesetze dahin aus:

> Die Staatsgewalt hat in diesem gerechten Kampfe nichts zu fürchten als ihren eigenen Kleinmuth; ein einziger Schritt zurück, und sie ist verloren; geht sie gelassen vorwärts, so wird sie schließlich ebenso gewiß durchdringen, wie bisher noch alle starken nationalen Staaten ihr gutes Recht gegen Rom behauptet haben.

Wir fügen diesen Worten nichts hinzu als den nochmaligen Hinweis darauf, daß dieselben im Jahre 1873 und nicht im Jahre 1880, etwa als Antwort auf die Rede des Cultusministers Puttkamer vom 28. Mai, geschrieben worden sind.

Mit dem nämlichen Freimuth, mit welchem Treitschke über die deutsche Politik sich ausspricht, behandelt der französische Schriftsteller H. Taine die Geschichte der Französischen Revolution. Die erste Abtheilung des zweiten Bandes von seiner „Die Entstehung des modernen Frankreich" (Nr. 2) betitelten Geschichte liegt uns hier vor. Im ersten Bande, welcher in Nr. 11 d. Bl. f. 1878 besprochen worden ist, hat der Verfasser „das vorrevolutionäre Frankreich" geschildert und dabei vorzugsweise die Fehler der privilegirten Klassen und die Leiden des Volks dargelegt; der zweite Band hat den speciellen Titel: „Das revolutionäre Frankreich" und schildert mit der größten

Objectivität die Ausschreitungen des Pöbels und die Mishandlungen, welchen die ehemals Privilegirten ausgesetzt waren. Der Verfasser huldigt nicht jener in Frankreich landläufigen Ansicht, daß um der großen Errungenschaften willen, welche die Revolution von 1789 gebracht hat, die moralischen Schattenseiten derselben gar nicht beachtet, noch viel weniger besprochen und detaillirt geschildert und am allerwenigsten als Schandthaten gebrandmarkt werden sollten. Er findet es unhistorisch, die Mordthaten des Pöbels und die Connivenz der revolutionären Regierung mit dem Mantel der republikanischen Liebe zu bedecken, während die Sünden der Privilegirten schonungslos bloßgestellt und verurtheilt werden. Wie Lanfrey dem Napoleon-Cultus mit jedem neuen Bande seiner Geschichte einen neuen Schlag versetzt, so macht es Taine mit dem Götzen der Revolution. Er selbst sagt hierüber:

> Wir haben die Züge des frühern Frankreich gemalt, ohne uns um die heutigen politischen Parteiungen zu bekümmern; wir schreiben, als ob wir es mit den Revolutionen von Florenz oder Athen zu thun hätten; kurz, wir schreiben Geschichte und nichts anderes.

Damit ist sein Standpunkt scharf genug präcisirt: obgleich Franzose, obgleich liberal in seinen politischen und religiösen Ansichten, kann er es bei seiner historischen Treue doch nicht über sich gewinnen, die Revolution für etwas anderes zu erklären als für einen Vulkan, bei dessen Ausbruch die schlimmen Leidenschaften, die thörichten Gedanken und die unzweckmäßigen Handlungen bei weitem den Edelmuth, die Tiefe und die Verständigkeit überwogen, und zwar fällt er dieses Urtheil nicht etwa von der Gesetzgebung und Schreckensherrschaft des Convents, von dessen Thätigkeit in dieser ersten Abtheilung noch gar keine Rede ist, sondern von der Nationalversammlung, deren Wirksamkeit sich bis in den October 1791 erstreckte. Er wirft ihr vor, daß sie nicht mit Einführung und Durchführung der zwei hauptsächlichsten, so dringend nothwendigen Reformen: der Gleichstellung aller Staatsbürger hinsichtlich der Besteuerung und der Berathung des jährlichen Budgets durch die Ständeversammlung, und mit den übrigen das Steuerwesen und die Justiz betreffenden Reformen sich begnügt, vielmehr es für ihre Pflicht gehalten habe, die Gesellschaft vollständig umzugestalten, und zwar nach dem Recept des Rousseau'schen „Gesellschaftsvertrags", dessen abstracte Theorien kaum für die Insulaner der Südsee, geschweige für das moderne Frankreich paßten. Der Verfasser erkennt es ausdrücklich an, daß die Constituante durch die Schaffung mehrerer Gesetze „segensreiche Saatkörner" ausgestreut habe, besonders durch diejenigen Gesetze, welche das Privatleben berühren, sodann durch die Einführung von Civilstandsregistern, durch die Publication eines Strafgesetzbuchs und eines ländlichen Rechts, durch die Anfänge eines einheitlichen bürgerlichen Gesetzbuchs, durch die Bestimmung einiger einfachen Regeln in Proceß- und Verwaltungssachen; andererseits aber findet er, daß sie in allem, was mit der politischen Seite des Staatswesens und mit der Einrichtung der Gesellschaft zusammenhing, in einer Weise zu Werke gegangen sei, wie es etwa eine Akademie von Utopisten, nicht eine Versammlung von praktischen Gesetzgebern gethan hätte. Sie habe Frankreich zu einem Bundesstaat von 40000 souveränen Gemeinden gemacht, in welchem das Gewicht der gesetzmäßigen Behörden je nach den Launen der stimmfähigen Bürger wechselte, eine aus Fanatikern und Ehrgeizigen bestehende Minderheit sich der Macht bemächtigte und ihre endlosen Uebergriffe, ihre ungezügelte Willkür und ihre steigende Frechheit mit der „Erklärung der Menschenrechte" bemäntelte. Die Verfassung von 1791 ist ihm ein Meisterwerk der abstracten Vernunft, das beste Mittel, um die Anarchie zur gesetzlichen Institution zu erheben.

Dem Verfasser steht ein ungeheueres Actenmaterial zu Gebote, welches theils in handschriftlichen Correspondenzen der Minister und ihrer Beamten, theils in Eingaben und Briefen vieler Privatleute an den König, die Nationalversammlung und das Ministerium besteht. Diese Augen- und Ohrenzeugen läßt er mit der Ruhe eines Richters sprechen, der, wenn der Thatbestand durch die Zeugenangaben festgestellt ist, sein Verdict darüber abgibt. Wir erfahren auf diese Weise eine Menge Einzelheiten und werden in die Nachtseiten der Revolution gehörig eingeweiht. Der Verfasser weist aufs genaueste nach, wie die Revolution gleich von Beginn an als eine sociale auftritt, sofort zur Gewalt greift, um die Obrigkeit sich nicht kümmert, die Schwäche der Regierung zu immer heftigern Ausschreitungen benutzt. Das niedere Volk in Paris, durch massenhafte Vagabundeneinwanderung verstärkt, durch verkannte Literaten und verdienstlose Aerzte aufgereizt, brachte nicht blos die Execution, sondern auch die Gesetzgebung in seine Hand; es plünderte und mordete in Paris und beherrschte die Nationalversammlung durch die Aufstellung bezahlter Leute, welche von den Galerien herab mit aller Macht ihrer Kehlen die Bedenken der Rechten übertäubten. Die Abschaffung der Adelstitel wurde „nicht unter Geschrei, sondern unter schrecklichem Geheul" beschlossen. Bei der Frage über die Stellung, welche der katholischen Religion eingeräumt werden solle, schrie das Galerienpublikum, daß „alles in Ordnung wäre, wenn man alle Aristokraten hängte". Als ein Adeliger über den skandalösen Lärm der Galerien sich beschwerte, wurde er vom Präsidenten zur Ordnung gerufen, weil er von Störungen der Berathung spreche, „während doch solche in dieser Kammer niemals vorgekommen sind". Das Beispiel von Paris wirkte ermunternd auf die Provinzen. Hier entstand ein Bauernaufstand um den andern, und wir nehmen dabei die nämlichen Tendenzen wahr, wie wir sie schon im Jahre 1514 beim „Armen Konrad" im würtembergischen Remsthal und im Bauernkrieg von 1525 finden. Wie die Menge 1514 schrie: „Die Köpf' (der) Reichen) müssen herab!" so schrien ein paar Jahrhunderte nachher die französischen Bauern. Es ist unglaublich, welche Ausbrüche von Bestialität bei diesen französischen Bauernauf-

ständen vorgekommen sind, und zwar nicht ausgeübt gegen notorische Tyrannen und Wütheriche, sondern theilweise gegen Personen, welche ihre Untergebenen freundlich behandelt und bei der Hungersnoth jener Jahre die Armen aufs freigebigste unterstützt hatten. Im Languedoc wurde ein Herr von Barras in Gegenwart seiner, ihrer Entbindung entgegensehenden Gemahlin in Stücke geschnitten, ein Anblick, welcher der Frau selbst den Tod brachte. Ein Herr von Guillin wurde in Stücke gehauen, sein Vorderarm gebraten und von den Unmenschen verzehrt.

Man hätte glauben sollen, daß, nachdem die neue Verfassung unter so großen Festlichkeiten publicirt war, die Leidenschaften sich beruhigt hätten und innerer Friede und Ordnung wiederhergestellt worden wären. Allein kaum war das Pulver bei der Verfassungsfeier verschossen, so dachte niemand daran, die beschworene Verfassung zu beobachten. Das Militär gehorchte nicht mehr seinen Offizieren, das Volk nicht mehr den Decreten der Regierung; es folgte höchstens noch den Gemeindebehörden, und diese wagten, mit Rücksicht auf ihre eigene Sicherheit, kein ernstliches Einschreiten gegen die Uebelthäter. Der Arm der Gerechtigkeit war vollständig lahm. Die Gewaltthaten in Paris und die Aufstände in den Provinzen dauerten fort nach wie vor. Die Staatswaldungen wurden verwüstet, das Gemeindeland vertheilt, die Schlösser geplündert. In mehrern Gemeinden des Lot-Departements herrschte förmlicher Communismus. Eine große Anzahl von Leuten lebte dort viele Monate lang vom Raubsystem, drang in die Wohnungen der Wohlhabenden, der Kaufleute, der Aerzte u. s. w. ein, bemächtigte sich der Vorräthe an Lebensmitteln und Wein, nahm auch anderes mit und erschlug oder verwundete mit Säbelhieben diejenigen Personen, welche sie in ihren Clubversammlungen bereits geächtet hatten. Kein Gerichtsbeamter wagte es, eine Klage einzureichen. Straflos wurden diese Verbrechen verübt. Waren anfangs die Adeligen, später die unbeeidigten Priester die Zielscheibe dieser Roheiten und Grausamkeiten, so war vom Frühjahr 1792 an jeder Bürger, welchem Stand er auch angehörte, der Gefahr der Beraubung oder Ermordung ausgesetzt, sobald er des Uebelwollens oder auch nur der Gleichgültigkeit gegen die herrschende Partei verdächtig war. Und dies geschah zu einer Zeit, als Frankreich noch eine Monarchie war, noch eine Centralregierung hatte und mit den übrigen europäischen Mächten in Frieden lebte! Was mußte vollends kommen, als die Preußen einrückten, als der Kopf des Bourbonenkönigs fiel, als nicht einmal mehr ein Schatten von einer Regierung da war? Dann wurde, was jetzt noch vereinzelt war, allgemein, der Einzelmord wurde zum Massenmord, die Machthaber wurden aus Thierbändigern Thierhetzer! Die nachfolgende Schreckensherrschaft gab die Belege hierzu.

Die von Katscher besorgte Uebersetzung dieses Buchs ins Deutsche verdient alles Lob. Es ist uns bei der Lektüre des trefflichen Buchs nirgends etwas Undeutsches aufgestoßen.

Das von Bernhard Becker herausgegebene Werk: „Geschichte und Theorie der pariser revolutionären Commune des Jahres 1871" (Nr. 3), behandelt in dem vorliegenden ersten Buche die Commune an sich und ihre Theorie, während ein in Aussicht gestelltes zweites Buch ihren Causalnexus mit der Nationalgarde darstellen soll. Der Verfasser hat das Verdienst, viel actenmäßiges Material und viele Aufzeichnungen solcher, welche das tolle Vierteljahr mitgemacht haben, durchgesehen und bei seiner Darstellung benutzt zu haben. Dazu gehören die officiellen Protokolle der Commune mit ihrem reichen Inhalt an Decreten und amtlichen Verordnungen, die Aufzeichnungen des Communegenerals Rossel und anderer. Der Verfasser sieht in der Commune-Erhebung nicht einen principiellen Aufstand, sondern einen großartigen Putsch, welcher nichts zu schaffen, nur zu zerstören vermochte, und in welchem die Führer, lauter Leute sehr untergeordneten Geistes, aus fast allen Gesellschaftsklassen stammend, das Unglück Frankreichs zur Befriedigung ihrer Gelüste benutzten und die pariser Arbeiter als prahlerische Trunkenbolde und als Anhänger der freien Liebe auftraten. Er gibt zuerst einen geschichtlichen Rückblick über die Commune und den Socialismus, der bis ins Mittelalter zurückgreift, verweilt länger bei der Revolution von 1789 und theilt das Programm der „socialen Commune" mit, welche im Jahre 1848 sich zu bilden begann, aber durch die Kanonen des Generals Cavaignac weggefegt wurde. In diesem Programm wurde die Errichtung einer socialdemokratischen Republik als Endziel der Bestrebungen aufgestellt und den Bürgern derselben gleiche Theilnahme an den socialen Vortheilen und an der Vertheilung der Producte zugesichert. Die niedergetretene Bewegung nahm unter dem zweiten Kaiserreich einen neuen Aufschwung, betheiligte sich an der Kriegspolitik des Kaisers und ließ am 5. September 1870 durch den zum Maire von Paris ernannten Etienne Arago die „Pariser Commune" proclamiren, welcher ominöse Name freilich sofort auf Verlangen der Regierungsmitglieder beseitigt wurde. Aber während der ganzen Zeit der Belagerung spukte die Commune-Idee in den Köpfen eines großen Theils der Pariser, namentlich derjenigen Revolutionäre, welche in und von der Regierung noch nicht hatten untergebracht werden können. Das Verlangen nach Vornahme der Communewahlen wurde immer lauter ausgesprochen und bildete vom September bis März das Feldgeschrei der pariser Socialdemokraten. Schon am 24. Februar 1871 kam das Centralcomité zum Vorschein, welches sich mit der „Republikanischen Föderation der Nationalgarde" verschmolz, aber die Leitung in der Hand behielt. Am 18. März begann „die neue Aera der experimentirenden, positiven, wissenschaftlichen Politik" der communalen Revolution, welche nach ihrem Programm vom 19. April der alten Regierungs- und Geistlichkeitswelt, dem Soldatenthum, dem Beamtenthum, der Ausbreitung des Wuchers, der Leibeigenschaft des Proletariats und den Unglücksschlägen des Vaterlandes ein Ende machen sollte. In diesem „Testament der Commune" ist offen

davon die Rede, daß Einrichtungen geschaffen werden sollten, die geeignet seien, die Regierung und das Eigenthum zu verallgemeinern (universaliser). Als dann am 1. Mai von der pariser Commune der Wohlfahrtsausschuß gewählt wurde und seine Thätigkeit begann, hatte man das talentlose und verbrecherische Plagiat der in Frankreich seit 1789 stattgefundenen Revolutionen, namentlich der Schreckenszeit der neunziger Jahre fertig, und die Aera der Schandthaten enthüllte sich in schamlosester Weise. Der Antrag des Bürgers Vesinier verlangte die Anerkennung aller natürlichen Kinder als legitimer und die Abschaffung aller Formalitäten beim Abschluß einer Ehe, sodaß jeder achtzehnjährige Bürger und jede sechzehnjährige Bürgerin, wenn sie vor einer Behörde den Wunsch danach kundgaben, als ehelich vereinigt betrachtet werden mußten, was der Verwandlung der Ehe in ein Institut der freien Liebe ziemlich gleichkommt. Der Bürger Vaillant ließ in dem officiellen Journal der Commune eine Abhandlung veröffentlichen, welche mit den Worten schloß: „Die Gesellschaft hat gegen die Fürsten nur eine einzige Pflicht zu erfüllen: den Mord.“ In dem letzten Kapitel seines Buchs, welches von dem „Untergang der Commune unter Raub, Brand und Mord“ handelt, weist der Verfasser nach, daß der Beschluß, Paris beim Eindringen der Versailler niederzubrennen, schon am 13. Mai gefaßt, aber erst am 19. Mai veröffentlicht wurde; daß die Ermordung der Geiseln nicht infolge eines augenblicklichen Zornausbruchs, sondern mit langem Vorbedacht und kraft der Beschlüsse vom 7. April und 17. Mai geschehen ist; daß die Anfertigung von Petroleumbomben vom Kriegsministerium ununterbrochen betrieben wurde. Er theilt jene unsinnigen Proclamationen des Wohlfahrtsausschusses vom 22. Mai mit, wodurch das pariser Volk und die Nationalgarde zum Kampf gegen „jene Elenden, die absichtlich Frankreich den Preußen überliefert haben“, aufgestachelt und in der Täuschung erhalten werden sollten, als ob die Provinzen, „aufgeklärt und begeistert“, Paris zu Hülfe marschirten. Daß die londoner Internationale und der pariser Zweig derselben Einfluß auf die Commune gehabt habe, bestätigt der Verfasser und beweist es durch Documente. Dieses Actenmäßige der Begründung gibt dem gut stilisirten Buche, das mit dem massenhaften Material trefflich umzugehen versteht, seinen besondern Werth und weist ihm neben dem im Jahre 1880 erschienenen Buche von Meerheimb seine berechtigte Stellung an.

Die von Emil Walter herausgegebene Schrift: „Die Politik der Hohenzollern bei den deutschen Kaiserwahlen“ (Nr. 4), beschränkt sich natürlich nicht auf eine Darstellung der letztern, sondern beschreibt zugleich die landesherrliche Wirksamkeit der Hohenzollern nach ihren Hauptmomenten, da nur auf diese Weise der geringere oder größere Einfluß, welchen diese Herrscher bei der Kaiserwahl ausübten, seine Erklärung findet. Die Fortschritte in der innern Kräftigung und besonders in der militärischen Machtentfaltung bilden die nothwendigen Vorstufen für die Geltung der Fürsten in der deutschen Politik. Gerade bei den Hohenzollern finden wir es mit dem Verfasser am meisten begreiflich, daß die Wahlpolitik im engsten Anschluß an die Persönlichkeit der Herrscher zur Darstellung gebracht wird. Der Verfasser bespricht zuerst die Geschichte der deutschen Königswahlen bis zur Goldenen Bulle, wobei das Verhältniß des Wahlkönigthums zum Papstthum seine sachgemäße Beleuchtung findet, erwähnt dann die ältesten Beziehungen des Hauses Zollern zum Reiche, geht zu der Geschichte der hohenzollernschen Kurfürsten und Könige über und zeigt uns am Schlusse Preußen an der Spitze Deutschlands: in dem von Friedrich dem Großen gestifteten Fürstenbunde, in dem geplanten, aber mislungenen Norddeutschen Bunde von 1806 und dem Kaiserproject von 1849, in dem Norddeutschen Bunde von 1866 und endlich in dem Deutschen Kaiserreich von 1871. Er zeigt, wie die Grafen von Hohenzollern schon in den frühesten Zeiten eine weit über ihre territoriale Stellung hinausreichende Thätigkeit bei der Aufstellung und Wahl passender Kaiser entwickelt und traditionell bis zur Erlangung der rechtlichen Kurwürde fortgesetzt haben, wobei er besonders den nationalen Sinn und die Selbstlosigkeit derselben hervorhebt; wie die Kurfürsten, je mehr sich ihr Reich arrondirt, desto mehr Territorialpolitik treiben, unter dem Einfluß des übermächtigen Oesterreich stehend, wovon Johann Sigismund und Friedrich Wilhelm der Große Kurfürst, durch die habsburgische Eifersucht und Feindseligkeit gezwungen, eine Ausnahme machen; wie letzterer zuerst im Stande war, eine selbständige preußische Politik, die aber zugleich eine deutsche Politik war, einzuschlagen; wie von dessen beiden Nachfolgern der eine durch Vertrag, der andere durch fortwährende Täuschungen an Oesterreich gefesselt ist, bis der hochbegabte und willensstarke Friedrich II. aus seinem heldenmüthigen Kampfe um die Gleichberechtigung mit Oesterreich als Sieger hervorging und es von da an zwar noch deutsche Kaiser aus dem Hause Habsburg gab, aber auch ein Preußen, mit dem, selbst wenn schwächere Fürsten auf dem Hohenzollernthrone saßen, die europäische Politik zu rechnen hatte.

Philosophische Schriften.

(Beschluß aus Nr. 7.)

2. Logik. Eine Untersuchung der Principien der Erkenntniß und der Methoden wissenschaftlicher Forschung. Von Wilhelm Wundt. Erster Band: Erkenntnißlehre. Stuttgart, Enke. 1880. Gr. 8. 14 M.

Das Streben nach einer durchgreifenden Reform der Logik hat in der neuesten Zeit zahlreiche Beiträge und Versuche über logische und erkenntnißtheoretische Specialfragen sowie einige groß angelegte systematische Werke hervorgerufen. Die letztern leisteten zum Theil ein tüchtiges Stück Arbeit für die wissenschaftliche Begründung der logischen Normen und Gesetze, für die Grundlegung einer vollständigen wissenschaftlichen Logik. Insbesondere sind von englischen und deutschen Autoren in den letzten Jahrzehnten erhebliche Stücke dieser Arbeit geleistet worden, zum Theil Stücke, die sich in einer vollständigen Grundlegung der wissenschaftlichen Logik im wesentlichen ergänzen würden. Für die Vorzüge wie für die Lücken dieser Arbeiten ist im ganzen die philosophische Richtung, der erkenntnißtheoretische Standpunkt der Autoren entscheidend, auch dort, wo die erkenntnißtheoretischen Grundvoraussetzungen fast gänzlich hinter den formal-logischen und den methodologischen Ausführungen zurücktreten. Es genügt, um bei wenigen hervorragenden Beispielen zu bleiben, auf John Stuart Mill's groß angelegtes Hauptwerk und auf die in neuester Zeit abgeschlossene „Logik" von Sigwart hinzuweisen.

Auch in diesen hervorragenden Arbeiten, welche bereits den Standpunkt der formalen Logik zu dem universellen Gesichtspunkt einer Methodologie der wissenschaftlichen Forschung und alles wissenschaftlichen Denkens zu erweitern bestrebt sind, ist die umfassende Berücksichtigung der psychologischen Grundlagen und der erkenntnißtheoretischen Grundvoraussetzungen des logischen Denkens unverkennbar. Andere systematische Arbeiten der neuern Zeit stehen diesem Standpunkt mehr oder weniger nahe. Ja im ganzen läßt sich sogar sagen, daß die bedeutendsten Ansätze der wissenschaftlichen Grundlegung, die entscheidenden Schritte zu einer durchgreifenden Reform der Logik nicht sowol den systematischen Darstellungen der logischen Normen, möchten auch manche derselben über die Schranken der formalen Logik hinausgewachsen sein, als vielmehr den erkenntnißtheoretischen Arbeiten der neuern Zeit zu verdanken sind. Die Ergebnisse dieser Arbeiten sind auch den Werken von Mill und Sigwart zugute gekommen. Doch sind in diesen und andern Werken die psychologischen und die erkenntnißtheoretischen Grundlagen großentheils stillschweigend vorausgesetzt oder nur nebenher erörtert, wol auch nur theilweise berücksichtigt oder, wie dies bei Mill der Fall ist, mit einigen psychologischen Vorbemerkungen und Zusätzen erledigt worden. Gemäß dem philosophischen Standpunkt des Autors wurden vorwiegend nur einzelne psychologische und erkenntnißtheoretische Fragen berührt. In einer in sich vollständigen Grundlegung einer wissenschaftlichen Logik, welche die allgemeine Theorie und die Methodologie der wissenschaftlichen Erkenntniß verbinden soll, müßten, abgesehen von den logischen Normen, auch die psychologischen Grundlagen und die erkenntnißtheoretischen Grundvoraussetzungen der eigentlichen Methodologie vorangehen.

In diese Lücke ist in jüngster Zeit Wilhelm Wundt mit seiner groß angelegten „Logik" eingetreten, welche der Verfasser selbst als eine „Untersuchung der Principien der Erkenntniß und der Methoden wissenschaftlicher Forschung" bezeichnet. Er verlangt von einer wissenschaftlichen Logik „neben der Darstellung der logischen Normen dreierlei: eine psychologische Entwickelungsgeschichte des Denkens, eine Untersuchung der Grundlagen und Bedingungen der Erkenntniß, und eine Berücksichtigung der logischen Methoden der wissenschaftlichen Forschung". Diese drei Forderungen werden mittels Unterordnung der ersten unter die zweite in folgendes Postulat zusammengefaßt: „Die Logik bedarf der Erkenntnißtheorie zu ihrer Begründung und der Methodenlehre zu ihrer Vollendung." Dies Postulat stimmt durchaus mit den Ueberzeugungen derjenigen überein, welche mit vollwichtigen Argumenten für die Forderung der Reform und eine wissenschaftliche Grundlegung der Logik eingetreten sind. Insbesondere ist dasselbe von E. Zeller in einem ausgezeichneten Vortrag über Bedeutung und Aufgabe der Erkenntnißtheorie begründet worden.

Die wissenschaftliche Grundlegung macht vor allen Dingen eine genaue Bestimmung der Aufgabe und damit eine Begrenzung des Arbeitsgebiets nothwendig. Auch dieser Forderung ist Wundt in der Einleitung des Werks gerecht geworden:

> Die wissenschaftliche Logik hat Rechenschaft zu geben von denjenigen Gesetzen des Geistes, welche bei der Erforschung der Wahrheit wirksam sind. Durch diese Begriffsbestimmung erhält die Logik ihre Stellung zwischen der Psychologie, der allgemeinen Wissenschaft des Geistes, und der Gesammtheit der übrigen theoretischen Wissenschaften. Während die Psychologie uns lehrt, wie sich der Verlauf unserer Gedanken wirklich vollzieht, will die Logik feststellen, wie sich derselbe vollziehen soll, damit er zu richtigen Erkenntnissen führe. Während die einzelnen Wissenschaften die thatsächliche Wahrheit, jede auf dem ihr zugewiesenen Gebiete, zu ermitteln bestrebt sind, sucht die Logik für die Methoden des Denkens, die bei diesen Forschungen zur Anwendung kommen, die allgemein gültigen Regeln festzustellen. Hiernach ist sie eine normative Wissenschaft, ähnlich der Ethik.

Die Formulirung der Aufgaben der wissenschaftlichen Logik führt zu einer kritischen Betrachtung der Richtungen der Logik, welche eine andere Bestimmung der Aufgabe voraussetzen. Hier wird mit Recht bemerkt, die erkenntnißtheoretische oder methodologische Bearbeitung der Logik

stehe mitten inne zwischen der formalen und der metaphysischen oder dialektischen. Die beiden letztern entsprechen keineswegs dem Grundpostulat wissenschaftlicher Logik.

Ueber das Verhältniß der Logik zur Philosophie wird treffend bemerkt, die formale Logik stelle sich außerhalb der Philosophie, die metaphysische wolle die Philosophie selbst sein, die wissenschaftliche Logik betrachte sich als einen Theil der Philosophie. Was die Eintheilung des Gegenstandes betrifft, so läßt das vorliegende Werk die psychologische Entwickelungsgeschichte des Denkens als Grundlegung vorangehen, auf diese die Untersuchung der allgemeinen Denkformen und in letzter Linie die Untersuchung über die allgemeinen Grundbegriffe und Gesetze des Erkennens folgen, um in einem selbständigen zweiten Theile die eigentliche Methodologie der wissenschaftlichen Erkenntniß zu behandeln. Demnach zerfällt das ganze Werk in zwei Haupttheile, einen logisch-erkenntnißtheoretischen und einen methodologischen. Der erste soll die Entwickelung des Denkens, die logischen Normen und die „für das logische Denken und seine Anwendungen gültigen Principien der Erkenntniß", der zweite die Formen des systematischen Denkens und die Methoden der wissenschaftlichen Untersuchung darstellen.

Der bisjetzt vorliegende erste Band enthält die „grundlegenden Ausführungen, welche der Erkenntnißlehre oder allgemeinen Logik angehören. Diesem Plane gemäß bildet der erste Band ein selbständiges Werk, das nur selten auf die nachfolgende Methodenlehre als seine Ergänzung hinweist." Obwol der Verfasser den innigen Zusammenhang der logischen und der erkenntnißtheoretischen Untersuchungen mehrfach betont und die Trennung derselben in der Darstellung für praktisch undurchführbar erklärt (was unsers Erachtens einer selbständigen Behandlung der erkenntnißtheoretischen Probleme außerhalb des großen Rahmens einer wissenschaftlichen Logik nicht präjudicirt), so bezeichnet er doch selbst die Anordnung der Abschnitte des Werks als eine „bis zu einem gewissen Grade willkürliche", welche ihm gleichwol für den didaktischen Zweck am angemessensten schien. In der That dürfte der innere Zusammenhang, dessen Berücksichtigung die psychologische Entwickelungslehre der Vorstellungen und des logischen Denkens im besondern der Darstellung der logischen Normen vorangehen läßt, auch die Voranstellung der erkenntnißtheoretischen Grundlagen der Logik fordern. Dies scheint auch die Meinung des Autors zu sein, da er dem Leser diesen Stufengang bei dem Studium des Werks anheimstellt.

In der Lehre von den Urtheilen und Schlußfolgerungen bedient sich der Autor einer der mathematischen nachgebildeten Symbolik, welche ihm ein „unschätzbares Hülfsmittel für die exacte Untersuchung der logischen Normen" zu sein scheint. Doch ist die Darstellung des logischen Algorithmus in zwei besondere Kapitel verwiesen, mit dem Bedeuten, daß diese von Lesern, die gegen mathematische Formeln eine unüberwindliche Abneigung hegen, obwol der logische Calcul nicht einmal die vollständige Kenntniß der vier Species voraussetze, ohne wesentliche Störung des Zusammenhangs übergangen werden könnten.

Der erste Abschnitt der Erkenntnißlehre behandelt die Entwickelung des Denkens, insbesondere die associativen und die apperceptiven Verbindungen der Vorstellungen und die Entwickelung des logischen Denkens. Diese psychologische Entwickelungslehre ist in wesentlicher Uebereinstimmung mit den psychologischen Grundlehren dargestellt, welche der Autor in seinen „Grundzügen der physiologischen Psychologie" entwickelt hat. Die einschlägigen grundlegenden Arbeiten sind vielfach berücksichtigt. Von besonderm Interesse ist der Abschnitt über die Entwickelung des logischen Denkens, der manche scharfsinnige Bemerkung über die logische Evidenz wie über die Beziehung der logischen zu den psychologischen Denkgesetzen enthält. Die logischen Denkgesetze seien als „Gesetze des Willens" aufzufassen. Nur wer die innere Wirksamkeit des Willens ganz übersehe, könne denselben mit Schopenhauer „das absolut Intelligenzlose" nennen. Das logische Denken sei als „die allgemeingültige Form des innern Geschehens" anzusehen. Das Postulat von der Begreiflichkeit der Erfahrung bilde einen „unbestreitbaren Grundsatz unsers Erkennens". Ohne jenes sei dieses eben schlechterdings unmöglich.

Die Darstellung der logischen Normen adoptirt die nahezu allgemein als richtig erkannte Stufenfolge. Demgemäß folgt auf die Lehre von den Begriffen die Lehre von den Urtheilen, auf diese die Lehre von den Schlußfolgerungen, an letzter Stelle der Algorithmus des Schließens. Das Wesen, die Wechselbeziehung und die Eintheilung der logischen Normen sind mit einer bis ins einzelne gehenden Gründlichkeit dargestellt. Die Specialliteratur der modernen Logik ist in weitgehender Weise berücksichtigt und verwerthet. Auf Mill und Sigwart wird vielfach Bezug genommen; die gründlichen Untersuchungen des letztern haben der Untersuchung des Autors anscheinend in vielen Fragen Anregung und Anknüpfungspunkte gegeben. Dagegen sind einige hervorragende Autoren der neuesten Geschichtsperiode, deren philosophische Richtung in metaphysischen und erkenntnißtheorischen Fragen eine den Ueberzeugungen des Autors heterogene ist, ganz unberücksichtigt geblieben, obgleich sie in einzelnen Fragen ihre Competenz durch gründliche Untersuchung erwiesen haben. Allerdings ist kein Autor verpflichtet oder in der Lage — er beschränke sich denn auf ein kleines Specialgebiet —, die Meinung aller andern zur Geltung zu bringen. Aber die ungewöhnliche Gewissenhaftigkeit, mit welcher Wundt in manchen Fragen der Continuität der wissenschaftlichen Arbeit Rechnung trägt, läßt die Kritik stellenweise ein Mehr fordern.

Der letzte Abschnitt enthält die erkenntnißtheoretischen Untersuchungen, welche vielfach von der Unbefangenheit und dem selbständigen wissenschaftlichen Denken des Autors Zeugniß ablegen. Insbesondere die Kritik der erkenntnißtheoretischen Richtungen bringt manche scharfsinnige Be-

merkung. So ist es nicht das geringste Verdienst des Autors, nachgewiesen zu haben, wie der einseitige radicale Empirismus unausbleiblich in eine aprioristische Metaphysik ausläuft. Die Darstellung der Gesetze der Erkenntniß und insbesondere die kritische Auseinandersetzung mit der Kant'schen Erkenntnißtheorie scheint uns mehrfach irrige Auffassungen zu impliciren oder eine gründlichere Untersuchung zu erfordern.

Im ganzen betrachtet erscheint das Werk als ein sehr bemerkenswerther und in mancher Hinsicht auch im Detail geglückter Versuch der Grundlegung einer wissenschaftlichen Logik, welcher das Zustandekommen derselben und damit die durchgreifende Reform der Logik fördern dürfte. Eine solche Leistung sichert dem Werke seinen Einfluß und seine Stellung in der Geschichte der modernen Logik.

Wir dürfen der Methodenlehre, deren Veröffentlichung bei der unermüdlichen Thätigkeit des ausgezeichneten Autors wol nicht zu lange verzögert werden wird, mit nicht geringen Erwartungen entgegensehen.

Friedrich von Baerenbach.

Karl der Zwölfte als Feldherr.

Die Feldzüge Karl's XII. Ein quellenmäßiger Beitrag zur Kriegsgeschichte und Cabinetspolitik Europas im 18. Jahrhundert von Christian von Sarauw. Mit einer Karte des nordischen Kriegstheaters und sechs lithographirten Tafeln. Leipzig, Schlicke. 1881. Gr. 8. 12 M.

Karl XII. nimmt unter den großen Regenten und Feldherren einen sehr würdigen Platz ein; derselbe gebührt ihm aber mehr wegen seiner Gesinnungen und Thaten als wegen seiner Erfolge. Da nun nichts so leicht und bequem ist, als die Zweckmäßigkeit einer Verfahrungsart nach dem Erfolge zu beurtheilen, Karl's Unternehmungen aber ein unglückliches Ende nahmen, so bricht man schonungslos den Stab über ihn, nennt ihn einen Starrkopf, einen verwegenen Abenteurer und spricht ihm alle Eigenschaften eines großen Regenten ab. Andererseits gibt es aber auch Geschichtschreiber, insbesondere schwedische, welche an Karl XII. nur Lichtseiten finden und seine Feldherrnleistungen als musterhaft und fast unerreichbar hinstellen. Die Wahrheit liegt indeß, wie so oft, auch hier in der Mitte. Den Nachweis davon zu führen und ein richtiges Bild des nordischen Helden zu geben, das ist die dankenswerthe Aufgabe, welche der Verfasser des unter obigem Titel erschienenen Buchs sich gestellt, in gelungener Weise gelöst und dadurch die Kriegsgeschichte um ein werthvolles Werk vermehrt hat.

Ein jahrelanges Studium und die genaue Prüfung des reichhaltigen Materials, welches in den zahlreichen Werken über Karl's XII. Leben und Thaten dem Verfasser zu Gebote stand, sowie die gewissenhafte Forschung in den dargebotenen Documenten setzten ihn in den Stand, bei der Beschreibung des Lebens und der Feldzüge Karl's XII. sowie seiner Politik Licht und Schatten richtig zu vertheilen; die falschen Auffassungen über den Charakter des Königs berichtigend, die gefaßten Entschlüsse desselben aus politischen oder militärischen Gesichtspunkten prüfend und das Für und Wider bei dessen Unternehmungen sachgemäß und klar erwägend, überzeugt er uns von seiner vorurtheilsfreien Beurtheilung des schwedischen Heldenkönigs und weckt das Interesse an dessen Thaten und Schicksal.

Auf den Inhalt des gehaltvollen Werks näher eingehend, erwähnen wir, daß es nach einer Einleitung, welche einen kurzen geschichtlichen Abriß der Zeit, in der Schweden eine hervorragende Rolle in Europa spielte, gibt, den vorliegenden Stoff in 18 Kapiteln behandelt. Das erste derselben enthält das Erforderliche über Karl's Geburt und Erziehung, über seine Anlagen und Charaktereigenschaften und schließt ab mit dem plötzlichen Einfall der Sachsen in Livland, womit der siebzehnjährige König zu den fortgesetzten Kriegen gezwungen wurde, in denen er versuchte, den Besitzstand Schwedens aufrecht zu erhalten.

Wir erfahren, daß der junge, mit funfzehn Jahren mündig erklärte König in jeder Weise durch körperliche Uebungen abgehärtet, mäßig im Genuß und in seiner geistigen Ausbildung weit über sein Alter vorgeschritten war, und daß gediegene Kenntnisse seinen durchdringenden Verstand unterstützten. Die Haupteigenschaften seines Charakters bildeten Unbeugsamkeit und lebhaftes Gerechtigkeitsgefühl: erstere war so stark, daß sie zu zeiten der Vernunft nicht Gehör gab und in Halsstarrigkeit ausartete; letzteres leitete Karl's ganze spätere Handlungsweise, denn er blieb der Erklärung treu, die er dem Staatsrath abgab, als er den Einfall der Sachsen erfahren hatte, daß er niemals einen ungerechten Krieg beginnen, aber auch niemals von einem für eine gerechte Sache begonnenen Kriege ablassen werde, bis der Feind zu Boden geworfen sei.

Nachdem hiernach in zwei weitern Kapiteln die Stellung der verschiedenen Staaten Europas am Schlusse des 17. Jahrhunderts und ihr Verhältniß zu Schweden, sodann der Zustand des Heerwesens um das Jahr 1700 mit besonderer Rücksicht auf Schweden, Dänemark, Sachsen und Rußland dargelegt worden, beginnt im vierten Kapitel die Darstellung der Feldzüge Karl's XII. gegen seine drei Gegner, von denen Sachsen 1700 durch den Ueberfall von Riga die Feindseligkeiten eröffnet hatte. Aber nicht gegen diese wendete sich Karl zuerst, sondern gegen die ihn näher bedrohenden Dänen; unter dem Beistande der englischen und holländischen Flotte vollzog er mit seinen Schiffen die Landung auf Seeland und zwang Dänemark zum Frieden. Aus der durch Rapporte begründeten genauen Schilderung dieser Landung geht hervor, daß König

Karl nicht, wie es bisher sagenhaft hieß, zuerst ins Wasser gesprungen sei und das Landungscorps dazu gebracht habe, seinem Beispiele zu folgen, also hier noch nicht seine Heldennatur hat zeigen können; wogegen ihm das Verdienst bleibt, zuerst den Gedanken der Landung gefaßt und die Bedenken der verbündeten Admirale überwunden zu haben.

Nunmehr mit einem Theile seiner Streitkräfte sich nach Livland zur Bekämpfung der Russen wendend, brachte er dem überlegenen Heere derselben die große Niederlage bei Narwa 1701 bei, wobei sein Hauptverdienst der Befehl und die Einleitung zur Schlacht waren, sein persönliches Eingreifen in den Kampf aber keine wesentliche Bedeutung hatte. Dagegen gebührt ihm im Kampfe an der Düna bei Riga gegen die Sachsen in hervorragender Weise das Verdienst für die gewonnene Schlacht, die erste, in der er von Anfang bis zu Ende thätig war und seinen Einfluß unmittelbar auf die Truppen geltend machte.

Die folgenden Jahre verwendete Karl XII. zur Durchführung seines Vorhabens, August II. durch Entfernung vom polnischen Throne unschädlich zu machen; hatte er sich 1701 gegen ihn als den augenblicklich gefährlichern Gegner gewendet, so leitete ihn später in seinen Maßregeln der unversöhnliche Haß gegen August, weil dieser dem Zaren den Plan mitgetheilt hatte, ihn, Karl, so lange zu verfolgen, bis er keine Besitzungen an der Ostsee mehr habe. Unverrückt sein Ziel verfolgend und die gebotene Gelegenheit benutzend, um in Polen einrücken zu können, welches die Basis der sächsischen Unternehmungen gegen Schweden bildete, drang Karl XII. 1702 auf Warschau vor, nahm es und schlug in der taktisch interessantesten seiner Schlachten, bei Klissow, das sächsisch-polnische Heer, dem er seine 48 Kanonen nahm, ohne selbst solche zu haben. Dann übte Karl immer stärkern Druck auf die Leiter der polnischen Republik aus, um sie zur Absetzung August's zu bewegen; wie er diese und die Wahl eines Gegenkönigs durchsetzte und schließlich nach vielen Zwischenfällen und nach der siegreichen Schlacht bei Fraustadt gegen Sachsen und Russen durch den Einmarsch in Sachsen dessen König zum Frieden von Altranstädt 1706 zwang, sowie die anderweit stattfindenden Kämpfe mit den Russen allein möge man in der fesselnden Darstellung des Werks nachlesen. Hervorzuheben ist jedoch die plumpe Verdrehung der Thatsachen, durch die es August II. gelungen ist, vor der Nachwelt sein Verhalten beim Friedensschluß in ein ziemlich günstiges Licht zu stellen, während dagegen seine Unterhändler, Pfingsten und Imhoff, für die schwärzesten Sünder gegolten haben. Es wird nun unzweifelhaft nachgewiesen, daß diese beiden August II. die abgeschlossenen Friedensbedingungen vorgelegt haben; dieser war aber wegen der Ueberschreitung der Vollmachten empört. Um sich seine Stellung den Polen gegenüber zu wahren und die möglichen Verwickelungen mit den Russen zu vermeiden, kam es ihm darauf an, den Abschluß des Friedens geheimzuhalten, so vermochte er Pfingsten durch die Begnadigung vom Tode dazu, die Sache so hinzustellen, als ob er dem Könige vorgespiegelt habe, es sei noch keine endliche Abmachung getroffen und Aussicht auf weniger harte Bedingungen vorhanden, und als ob ihm vom Könige unterschriebene Blankets zu Karl mitgegeben wären, um in diese die endgültigen Bedingungen einzutragen, wenn keine Milderung derselben zu erlangen war.

War Karl XII. am Schluß des Jahres 1706 auf den Gipfelpunkt seiner Macht und seines Ansehens gelangt, so sollte er sich auf demselben nur zwei Jahre erhalten, um dann infolge des gewagten Feldzugs ins Innere Rußlands, nach der unglücklichen Schlacht bei Pultawa 1709 und nachdem keine seiner für das Gelingen erforderlichen Voraussetzungen eingetroffen war, davon herabzusinken, als Gefangener jahrelang in der Türkei, die er vergeblich zum ernstlichen Kriege gegen Rußland anreizte, zu verweilen und schließlich, in sein Land zurückgekehrt, nach dem Verlust von Stralsund beim zweiten Einfall in Norwegen vor Frederikshald am 11. December 1719 in der Parallele durch einen Schuß in den Kopf getödtet zu werden. In Bezug hierauf wird der unumstößliche Beweis geführt, daß die vielfach hingestellte Annahme eines Meuchelmords von der Hand zu weisen ist; hier sei nur als entscheidender Umstand erwähnt, daß die Wunde an der linken, der Festung zugekehrt gewesenen Schläfe des Königs nicht von einer Pistolenkugel eines Verräthers herrührte, denn sie wurde bei der 1859 vorgenommenen Besichtigung seiner Leiche drei Finger breit befunden, konnte daher nur durch ein größeres Geschoß einer Kartätsch- oder Falkonetkugel veranlaßt sein.

Indem wir hiermit unsere Besprechung des Buchs, welches wir von Anfang bis zu Ende mit großem Interesse gelesen haben, schließen und es bestens empfehlen, fügen wir nur noch hinzu, daß dem Leser das Verständniß durch eine Uebersichtskarte und sechs gute kleine Pläne erleichtert wird.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die in Florenz erscheinende, trefflich redigirte „Nuova Rivista Internazionale" bringt in ihrem Januarheft eine interessante Parallele zwischen den verschiedenen deutschen Revuen. Anknüpfend an das erste Heft des neuen Jahrgangs von „Unsere Zeit" sagt sie, nach genauer Inhaltsangabe desselben: „Wenn uns jemand fragen wollte, welcher von diesen Artikeln der bedeutendste sei, so würden wir wegen einer Antwort nicht wenig in Verlegenheit sein. Alle sind derartig, daß wir nur selten in die Lage kommen, ein so reichhaltiges und anziehendes Heft in die Hand zu nehmen. Mit diesem Heft beginnt die gediegene Revue, welche gewiß unter den deutschen Revuen von ernstem, wissenschaftlichem Charakter den ersten Rang einnimmt, einen neuen Jahr-

gang. Der Anfang ist wahrhaft glänzend. Wir haben indeß ein Wort gebraucht, welches der Erläuterung bedarf, wir sagen daß «Unsere Zeit» den ersten Rang unter den deutschen Revuen einnimmt. Aber die «Deutsche Rundschau»? Und «Nord und Süd»? Und die «Westermann'schen Monatshefte»? Und so viele andere Revuen, welche in Deutschland aufgetaucht sind? Was letztere betrifft, die wir hier nicht genannt haben, so glauben wir, daß keine «Unserer Zeit» den ersten Rang streitig machen wird. Es ist selbstverständlich, daß die gelehrten Revuen oder diejenigen, die einer Specialwissenschaft dienen, hier nicht in Betracht kommen. Die «Westermann'schen Monatshefte» sind von etwas verschiedenem Charakter, ein wenig populärer, und sie pflegen vorzugsweise die Novelle und die Naturwissenschaften, während «Unsere Zeit» danach strebt, ihren Lesern ein vollständiges Bild der Gegenwart darzubieten. «Nord und Süd» kann sich in mancher Hinsicht mit «Unsere Zeit» vergleichen, obgleich sein Charakter auch etwas verschieden ist; über «Unsere Zeit» können wir diese Revue nicht stellen. Die «Deutsche Rundschau» nimmt allerdings den ersten Rang unter allen deutschen Revuen für sich in Anspruch; indeß kann man bezweifeln, ob ihr derselbe gebührt. Für Berlin und vielleicht für ganz Norddeutschland mag sie denselben wol behaupten; anderwärts und besonders außerhalb Deutschlands aber wird man die erste Stelle bald der einen, bald der andern Revue einräumen. Nach unserm Geschmack beschäftigt sich die «Deutsche Rundschau» zu viel mit berliner Specialitäten, und zuletzt ist Berlin doch nicht die Welt; auch darf man nicht glauben, daß alle Leser deutscher Revuen so sehr darauf erpicht sind, alles das zu erfahren, was in Berlin geschieht oder gesprochen wird. «Unsere Zeit» ist von einem allgemeinern Charakter und bringt fast nie Artikel von nur localer Bedeutung, obgleich sie natürlich in erster Linie die deutschen Angelegenheiten behandelt. Wenn so die «Rundschau» ohne Zweifel in Berlin die erste Stelle einnimmt, werden auswärts viele ihr nur die zweite einräumen nach «Unsere Zeit».

— Zu der Menge der „dicken" Journale, d. h. Revuen in Buchform, die in monatlichen Bänden von 30—40 Bogen erscheinen, ist seit Neujahr in Petersburg ein neues gekommen, zwar nicht ganz so dick und groß im Format wie seine Vorgänger und Rivalen, aber dem Inhalt nach sehr beachtenswerth: das „Nowoe Obozrênie" („Neue Rundschau") von D. A. Koroptschewskij. Der eben erschienene erste Band zeigt, daß die Redaction eifrig bestrebt ist, das heimische Leben zu vertiefen und zu entwickeln, und allem entgegentritt, was die Gesellschaft von dieser brennenden Frage ablenken könnte. Für deutsche Leser ist besonders von Interesse die Affaire des russischen Chemikers Mendelejew, der zum Mitglied der petersburger Akademie vorgeschlagen war, aber von den meist deutschen Inhabern der akademischen Sitze „verballotirt" wurde: eine Sache, die viel Staub aufwirbelte und noch die russische Presse beschäftigt. Der Rundschauer des „Nowoe Obozrênie" tritt eher auf die Seite der Akademie als auf die Mendelejew's. Den meisten Raum in dem Bande nehmen, wie gewöhnlich bei solchen Unternehmungen, Erzählungen und Gedichte ein. Ein Artikel: „Pessimismus und die Idee des Fortschritts", kritisirt die bezüglichen Ansichten Eduard von Hartmann's; ein anderer behandelt die Frage: ob wesentliche Besserungen in den politischen Institutionen durch die fortschreitende Sittlichkeit der Menschheit bedingt werden, oder ob umgekehrt diese erst die Folge verbesserter politischer Institutionen ist — und neigt sich der letztern Ansicht zu. Eine „Wissenschaftliche Chronik" berichtet über die Fortschritte der philosophischen und mathematischen Wissenschaften. In der Rubrik „Russische und ausländische Bücher" ist unter andern auch Lasker's Werk: „Wege und Ziele der Culturentwickelung", besprochen. Beifall finden die erste und letzte Abhandlung; in den übrigen ist nach Meinung des Referenten zu viel elementare Wahrheit, doch habe der Verfasser das Verdienst, diese populär zu machen.

Bibliographie.

Albrecht, K., Die Leipziger Mundart. Grammatik und Wörterbuch der Leipziger Volkssprache. Zugleich ein Beitrag zur Schilderung der Volkssprache im Allgemeinen. Mit einem Vorwort von R. Hildebrand. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 4 M.

Babsch, F., Kaiser Josef II. Ein Gedenkblatt zur Feier des 100jährigen Jubiläums seiner glorreichen Regierung. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. 1880. Gr. 8. 60 Pf.

Briefe der Kaiserin Maria Theresia an ihre Kinder und Freunde. Herausgegeben von A. Ritter v. Arneth. 1ster u. 2ter Bd. Wien, Braumüller. Gr. 8. 16 M.

Carneri, B., Grundlegung der Ethik. Wien, Braumüller. Gr. 8. 9 M.

Politische Correspondenz Friedrich's des Grossen. 3ter Bd. Berlin, A. Duncker. 1880. Gr. 8. 14 M.

Falb, R., Von den Umwälzungen im Weltall. Drei Bücher: In den Regionen der Sterne. — Im Reiche der Wolken. — In den Tiefen der Erde. Mit 95 Abbildungen. Wien, Hartleben. 8. 4 M. 50 Pf.

Freimuth, W., Streitfragen. Zeitgemäße sociale und literarische Betrachtungen in zwanglosen Heften. 1stes Hft.: Die Frauenbewegung in Deutschland. Minden, Köhler. Gr. 8. 1 M.

Der Fall Kantorowicz als Symptom unserer Zustände. Eine Neujahrsbetrachtung auf Grund harmloser Quellenstudien von Simplicius Simplicissimus. Berlin, Ruppel. Gr. 8. 80 Pf.

Fontane, T., Grete Minde. Nach einer altmärkischen Chronik. Berlin, Hertz. 1880. 8. 3 M.

Guttmann, S., Friedrich II., König von Preußen. (Ein Charakterbild) nach seinen Schriften. Leipzig, Urban. Gr. 8. 50 Pf.

Hahn, L., Fürst Bismarck. Sein politisches Leben und Wirken urkundlich in Thatsachen und des Fürsten eigenen Kundgebungen dargestellt. 3ter Bd. bis 1879. Berlin, Hertz. Gr. 8. 11 M.

Hartmann, R., Geschichte Hannovers vom Regierungsantritt des Königs Ernst August bis auf die Gegenwart. 1837—1880. Hannover, Kniep. 1880. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Haupt, E., Die pädagogische Weisheit Jesu in der allmählichen Enthüllung seiner Person. Gütersloh, Bertelsmann. 1880. Gr. 8. 60 Pf.

Johann, König von Sachsen, Proklamationen, Reden, Ansprachen und Briefe aus der Zeit seiner Regierung. Veröffentlicht von J. Petzholdt. Dresden, Baensch. 1880. Gr. 8. 1 M. 30 Pf.

Knoodt, P., Anton Günther. Eine Biographie. 2 Bde. Wien, Braumüller. 8. 12 M.

Köstler, K., Geschichte des deutsch-französischen Krieges 1870 und 1871, für die deutschen Soldaten bearbeitet. München, Lindauer. 8. 1 M.

Die sociale Krankheit und die Mittel ihrer Heilung, dargestellt mit besonderer Rücksicht auf die Verhältnisse Ungarns und Oesterreich-Ungarns. Oedenburg. 1880. 12. 40 Pf.

Kruse, H., Roven Barnekow. Trauerspiel. Leipzig, Hirzel. 1880. 8. 2 M.

Kuk, B., Der Engländer. Schwank. Innsbruck, Wagner. 1880. 8. 80 Pf.

Leib, M. M., Ein Wort an die deutschen Juden. Zürich, Schmidt. Gr. 8. 50 Pf.

Lohde, C., Auf klassischem Boden. Roman aus der Zeit König Otto's. 2 Bde. Berlin, Grosser. 8. 8 M.

Loehnis, C. A., Briefe meines Vaters. Straßburg, Trübner. 1880. Gr. 8. 6 M.

Löwe, F., Aus eigner Werkstatt. Freimaurerische Dichtungen. Stuttgart, Wittwer. 16. 2 M. 30 Pf.

Medicus, L., Gerichtlich-chemische Prüfung von Nahrungs- und Genussmitteln. Methoden und Daten zur Beurtheilung. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 3 M.

Mönckeberg, C., Das Ende des Kulturkampfes. Hamburg, Nolte. 1880. Gr. 8. 2 M.

Monte, A. del, Gedichte. Wien, Konegen. 12. 3 M.

Philipp, A., und J. Baron, Hamburger Theater-Dekamerone. Hamburg, Rademacher. 8. 6 M. 75 Pf.

Putlitz, G. zu, Rosaella. Novelle. Stuttgart, Richter u. Kappler. 16. 2 M.

Schulze, E., Skizzen hellenischer Dichtkunst. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Der Segen der Großmutter. Ein Familienbild. Von der Verfasserin von „Helene" und „Aus schönen Stunden". Eingeführt von J. Sturm. 2 Thle. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1880. 8. 5 M.

Seonne, Marquis de, Elliptische Philosophie des verborgen Wirkenden. Pantanomische Pentanomie oder das fünffache Welt-Gesetz. 2ter Thl.: Die Special-Philosophie, deren Geschichte und Spaltungen. (Mit gegenüberstehender französischer Uebersetzung.) Frankfurt a. M., Rommel. Gr. 8. 2 M. 30 Pf.

Weil, J., Zur Weihnachtszeit. Märchen und Geschichten für große Kinder. Leipzig, Reißner. 8. 2 M.

Winkler, L., Von München nach Oberammergau und zurück. Skizze. Augsburg, Schmid. 1880. 8. 1 M.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Kluckhohn, A. Lammers, J. B. Meyer und P. Schmidt herausgegeben von F. v. Holtzendorff. 143stes Hft.: Zur orthographischen Frage. Von H. Paul. Berlin, Habel. 1880. Gr. 8. 75 Pf.

Anzeigen.

Soeben erschienene Neuigkeiten
aus dem Verlage von
WILHELM FRIEDRICH in LEIPZIG.

Kreuziget ihn!
Welsche Reiseabenteuer
nach den Papieren eines Verstorbenen
herausgegeben von
Rudolf Kleinpaul.
8. Eleg. brosch. 6 M., eleg. geb. 7 M. 50 Pf.

Ein originelles Buch und vielleicht das bedeutendste Rudolf Kleinpaul's, des bekannten Verfassers von „Roma capitale" und „Mediterranea". Kleinpaul schildert Reise- und Liebesabenteuer aus Frankreich, Florenz, Rom, Capua, Sorrent und Neapel.

Dem ganzen flott geschriebenen Culturroman liegt die Idee zu Grunde, den Schwärmer in seinem Innern nach der Anweisung Goethe's zu kreuzigen, und er fordert die Leser auf, ein Gleiches zu thun. Kreuziget ihn, weil man mit dem dreissigsten Jahre naturgemäss zu schwärmen aufhört, und dann vielmehr, nachdem man lange an der Nase herumgeführt worden ist, selbst den Schelm spielt. Das Buch, für das den Namen zu finden der Kritik überlassen werden muss, darf nicht nur als ein amusantes, sondern auch als ein höchst lehrreiches, culturhistorische Skizzen von bleibendem Werth enthaltendes, und seiner Tendenz nach aber als ein psychologisches Unicum bezeichnet werden.

Cervantes und seine Werke
nach deutschen Urtheilen.
Mit einem Anhange: Die Cervantes-Bibliographie.
Von
Edmund Dorer.
Gr. 8. Eleg. brosch. 5 M.

Edmund Dorer's neuestes Buch enthält eine Sammlung von ausgewählten Aussprüchen berühmter deutscher Dichter und Denker, wie Schelling, Hegel, Schopenhauer, Goethe, Tieck u. s. f. über Cervantes und seine Werke. Die Urtheile, welche dem spanischen Dichter, wie deren deutschen Verfassern zum Ruhme gereichen, sind zugleich ein Beitrag zur Aesthetik, besonders des Romans. Den Urtheilen schliessen sich literarhistorische Bemerkungen über den Einfluss des Cervantes auf die deutsche Literatur an und eine möglichst vollständige Bibliographie der Cervantes-Literatur in Deutschland.

Cyrus und Herodot.
Nach den neugefundenen Keilinschriften
von **Dr. Viktor Floigl.**
Gr. 8. Eleg. brosch. 5 M.

Es ist „die Krone aller Keilinschriften", von grösstem und allgemeinstem Interesse, die hier geboten und in wunderbarer Weise verwerthet werden kann. Die Annalen des letzten Königs von Babel und die Antrittsproclamation seines Besiegers Cyrus — die Originaldocumente zur Geschichte einer Zeit, wie sie ihresgleichen nicht hat, wo in 25 Jahren vier grosse und uralte Reiche zusammenbrechen und auf ihren Trümmern sich ein Weltreich aufbaut, wo die Weltherrschaft für immer von den Semiten zu den Ariern übergeht.

Alle einschlägigen Zweifel und Fragen werden damit entschieden, die weltgeschichtliche nach dem Zeitalter des Zoroaster wie die berühmten aus der Meder- und Skythengeschichte. Vor allem gelingt es hier, die Riesengestalt des Cyrus in ein neues Licht zu setzen und Herodot's Angaben voll zu bestätigen, so in diesen beiden Lieblingen alle Historiker und classischen Philologen für das Interesse an den Keilschriften zu erobern.

Strand-Novellen von Holger-Drachmann.
Aus dem Dänischen
von
Freifrau von Engelhardt.
Vom Verfasser autorisirte Ausgabe.
8. Eleg. brosch. 4 M.

Holger-Drachmann nimmt in seiner heimatlichen Literatur gegenwärtig eine hervorragende Stellung ein; dem deutschen Publikum werden hier zum ersten male zwei Novellen von diesem originellen und talentvollen Schriftsteller geboten, die zweifelsohne das deutsche Publikum ebenso fesseln werden, wie sie das dänische Volk begeistert haben.

Die Oberpahlsche Freundschaft.
Ein Gedicht in deutsch-estnischer Mundart
von
Jacob Johann Malm.
Mit einer linguistisch-literarhistorischen Einleitung zum ersten male herausgegeben von
Paul Theodor Falck.
8. Eleg. brosch. 2 M.

Dieses deutsch-estnische Literaturproduct aus dem Jahre 1818 wird hier zum ersten male mit deutschem Commentar veröffentlicht. Für Philologen und Bibliotheken hochinteressant, da auch die philologisch-literarhistorische Einleitung eine werthvolle Bereicherung unserer internationalen Literatur ist.

WESER-ZEITUNG
(Bremen)
Täglich 3 Ausgaben.

Bei allen Postanstalten
pr. Quartal 7 Mark.
Inserate pr. Zeile 25 Pf.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 3.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 9. — 3. März 1881.

Literarische Unterhaltungen.

Man braucht, um das Wesen der Sagenbildung zu studiren, nicht bis in das graue Alterthum zurückzugehen: auch um vielgenannte Charaktere, welche erst vor kurzer Zeit verstorben sind, bildet sich allmählich ein Sagenkreis, und damit gleichzeitig findet sich die kritische Forschung ein, welche Wahrheit und Dichtung zu sondern sucht.

Solches Sagengewölk umschwebt auch den Agitator Ferdinand Lassalle, dessen Name ja noch oft genug nicht blos in socialdemokratischen Versammlungen, sondern auch in der politischen Tagespresse, ja in den Parlamenten genannt wird, besonders seit Fürst Bismarck erklärt hat, er wünsche sich so unterhaltende Gutsnachbarn. Ein gewisser mythologischer Duft umgibt die Beziehungen des socialistischen Agitators zum Reichskanzler, und viele Politiker suchen diesen Schleier zu lüften, seitdem sich einzelne Reformplane des großen Staatsmannes mehr oder weniger auf das Programm des Staatssocialismus setzen lassen.

Doch die Untersuchung, ob und wie oft Lassalle zu einem Diner oder Souper in der Wilhelmsstraße eingeladen worden sei, beschäftigt jetzt weniger die Gemüther als seine Liebesromane, welche in autobiographischen Aufzeichnungen ihrer Heldinnen die Runde durch die Feuilletons machen und Anlaß zu zahlreichen Broschüren und Streitschriften geben. Lassalle hatte stets eine große Neigung zu abenteuerlicher Liebesromantik, und es ist nicht zu verwundern, daß die Schriften, welche von seinen Begegnungen auf diesem Gebiete handeln, einen stark novellistischen Beigeschmack haben. Er liebte es, derartige Romane zu inceniren, und der Roman als solcher hatte für ihn einen besondern Reiz; man möchte sagen, die dichterische Ader, die in ihm steckte, warf sich auf dieses Gebiet; er war ein Novellist in seinen Correspondenzen, und es lief dabei viel Selbsttäuschung unter; er verwechselte den Autor und den Helden des selbstgeschaffenen Romans. Als ich im Jahre 1848 den frühern Universitätsgenossen in Berlin besuchte, da war er mitten in diesem Liebestaumel und las mir einen Brief vor, den er an eine Dame der Gesellschaft eben richten wollte, einen Brief vom Umfang mehrerer Romankapitel und von einer Leidenschaftlichkeit und dichterischen Glut, so vortrefflich stylisirt, daß er jedem Novellisten von Fach ein willkommenes Geschenk gewesen wäre.

Eine tragische Ironie war es jedenfalls, daß ein Gelehrter von seiner Bedeutung, ein Agitator, der gerade damals bei der Menge sehr populär war und nach den höchsten Zielen des Ehrgeizes streben durfte, einem Liebeshandel zum Opfer fiel und im Duell von einem Nebenbuhler erschossen wurde. Ueber diese Katastrophe haben wir bereits eine ganze Literatur. In siebenter Auflage liegt die Schrift von Helene von Racowitza, geborne von Dönniges vor (Breslau, Schottländer), und diese Auflage ist geschmückt mit dem Porträt der Verfasserin, welches die Unterschrift „Helene von Racowitza-Schewitsch" trägt und so eine neue Verwandlung des Personalstandes der vielgenannten Dame zur Schau stellt, welche zuerst Lassalle's Geliebte, dann die Frau des Walachen, der ihn im Duell erschossen, des Herrn von Racowitza, dann die Frau des Schauspielers Friedmann war und jetzt in Amerika wiederum in den Stand der heiligen Ehe getreten ist. Das Porträt zeigt uns Helene von Racowitza in großer Toilette, reich geschmückt, auch mit dem Reize der angeborenen Schönheit. Denn es kann in des Worts verwegenster Bedeutung als ein Brustbild betrachtet werden. Die Plaudereien der Helene von Dönniges sind ganz lebendig und geben die Eindrücke jener Zeit der ersten Liebe mit Wärme und gewiß auch mit Wahrheit wieder. Ein Denkmal der Pietät für ihren Vater sind ihre Memoiren freilich nicht;

sie athmen gegen denselben einen leidenschaftlichen Haß, der kaum durch ihren Haß gegen Lassalle's Freundin, die Gräfin Hatzfeld, und gegen seinen Freund, den Obersten Rüstow, den frühern preußischen Ingenieuroffizier, Waffengefährten Garibaldi's und vorzüglichen Militärschriftsteller, überboten wird. Ihrem Vater besonders und dem moralischen Zwang, den er auf sie ausübte und der dadurch seinen Höhepunkt erreichte, daß er ihr sagte, auch seine Stellung sei durch die Lassalle'schen Intriguen in München bedroht, gibt sie die Schuld an ihrem unfreiwilligen Verzicht und an der tragischen Katastrophe. Dagegen erscheint Yanko von Racowitza, dem es vorbehalten war, Lassalle aus der Welt zu schaffen, im Lichte eines sanften Charakters, einer opferfreudigen Gesinnung.

Die „Enthüllungen über das tragische Lebensende Ferdinand Lassalle's" (Schleiz, Hübscher), die seinerzeit Bernhard Becker, der testamentarische Nachfolger Lassalle's, veröffentlichte, haben den Vorzug, daß sie auf Grund authentischer Belege und unter Mittheilung aller einschlägigigen Briefe Lassalle's, Rüstow's, der Gräfin Hatzfeld, des Herrn von Dönniges abgefaßt sind. Sie theilen auch den authentischen Wortlaut der Erklärungen mit, welche Helene über ihr Verhältniß zu Lassalle in der entscheidenden Situation abgab, als Oberst Rüstow und Dr. Hänle mit ihr verhandelten. Dabei kamen folgende Wendungen vor: „«Wozu das; ich weiß, was er will, ich habe die Sache satt»; sie lehnte eine Besprechung mit Lassalle als ganz nutzlos ab, sprach von seiner Sucht, viel zu reden, von seiner Eitelkeit... Gerade diese Unterredung, die ihm protokollarisch mitgetheilt wurde, versetzte Lassalle in höchste Wuth und hatte das Duell zur Folge, indem er den Herrn von Dönniges forderte, für den aber Yanko von Racowitza eintrat, natürlich auf den ausdrücklichen Wunsch des künftigen Schwiegervaters. Das ist der Punkt, wo die Selbstvertheidigung Helene's einsetzen mußte; sie schiebt ihr kaltes Benehmen in dem entscheidenden Augenblick theils auf den Zwang der Situation, theils auf ihre Antipathie gegen Oberst Rüstow. «Was ich gesprochen habe in jener fluchenswerthen Unterredung ... das kann ich nicht mehr beschwören, ich dachte, meine ganze geängstigte Seele läge in meinem Blick, müsse darin liegen! Ob jene ebenso geistlos groben wie unglaublich herzlosen Antworten, die mir später in den Mund gelegt sind, wirklich von mir gegeben wurden, ich glaube es kaum, will es aber bei meiner entsetzlich gereizten, fast bis zur Nervenkrisis gehenden Abneigung gegen Rüstow als möglich zulassen.»"

Ein neueres Werk von A. Kutschbach: „Lassalle's Tod. Im Anschluß an die Memoiren der Frau Helene von Racowitza" (Chemnitz, Schmeitzner), sucht die Memoiren der Frau von Racowitza zu ergänzen und zu berichtigen auf Grund actenmäßigen Materials: wesentlich Neues bringt es in der Hauptsache nicht, fast alle Briefe sind von Bernhard Becker schon mitgetheilt. Derselbe Autor hat aber neuerdings einen andern Liebesroman Lassalle's mit zersetzender Kritik zu beleuchten gesucht, einen Liebesroman, der ein minder tragisches Ende nahm, obschon Lassalle selbst auch von der Heldin dieses Romans, wenigstens nach ihren eigenen Aufzeichnungen, einen Korb erhalten hat ... und schließlich war ja doch auch ein Korb das Ende des Liebesromans, den er mit Helene von Racowitza gespielt, sodaß der sociale Agitator, soweit es sich um die gedruckte Kunde von seinen Liebesabenteuern handelt, keineswegs als ein erfolgreicher Don Juan betrachtet werden kann. In einer Schrift: „Eine Liebesepisode aus dem Leben Ferdinand Lassalle's. Tagebuch — Briefwechsel — Bekenntnisse" (Leipzig, F. A. Brockhaus), erzählte eine russische Dame ihre Begegnungen mit Ferdinand Lassalle, die zuerst in Aachen, später in Berlin stattfanden. Aus den mitgetheilten Briefen ging hervor, daß Lassalle an ihr einen warmen Herzensantheil genommen, ihr einen ernstlichen Heirathsantrag gemacht und gleichzeitig mit demselben ein Mémoire verbunden hatte, in welchem er interessante Aufschlüsse über seine Lebens- und Vermögensverhältnisse, seine Ziele, seine Stellung als socialer Agitator gibt: außerdem erzählt er in diesem Mémoire alle seine Beziehungen zur Gräfin Hatzfeld, welche die eigentliche Heldin desselben ist, und gibt eine Darstellung jenes sensationellen Kassettendiebstahls, seines Processes, seiner Freisprechung.

Diese Schrift, welche zugleich in französischer und russischer Sprache mit einigen Modificationen erschien, wird von A. Kutschbach in einer kritischen Studie: „Sophie Solntzeff, Ferdinand Lassalle. Eine Liebesepisode aus dem Leben Ferdinand Lassalle's" (Chemnitz, Schmeitzner), als gefälscht hingestellt, und zwar gefälscht von jener Dame und der mütterlichen Freundin Lassalle's, der jüngst verstorbenen Gräfin Hatzfeld. Diese habe gegenüber den Memoiren der Frau von Racowitza, von denen sie gehört und wahrscheinlich auch Kenntniß genommen, ebenfalls mit Hülfe Sophiens Memoiren geschrieben, „in welchen sie als das Ideal einer edeln Frau geschildert wird, gleichzeitig aber auch dargethan werden soll, daß Lassalle bis zu seiner Begegnung mit Helene auf dem Rigi nicht daran dachte, letztere zu heirathen.... Der Erzählung Sophie's liegt weiter nichts zu Grunde, als daß Lassalle, durch die Koketterien Sophie's verlockt, sich in ein kleines Liebesgetändel mit ihr einließ, ohne die Absicht, sie zu heirathen. Diesem Verhältniß entsprangen einige unwesentliche Briefe, die Lassalle an Sophie richtete, und diese sind in den Memoiren mitbenutzt worden. Die übrigen Briefe Lassalle's jedoch, namentlich die, in welchen er Sophie bestürmt, seine Frau zu werden, insbesondere aber der große «Manuscriptbrief», der seine Bekenntnisse enthält, sind gefälscht."

Das Resultat seiner Untersuchungen gewinnt Kutschbach durch Vergleichung des mehr sprachigen Textes, der Auslassungen und Widersprüche, vor allem aber daraus, daß in dem Mémoire Lassalle sich zu einer Zeit als socialer Dictator aufspielt, wo von seiner socialen Agitation noch gar nicht die Rede war. Kutschbach hatte in seiner Schrift nicht blos Frau Sophie, sondern auch ihre ganze

Familie: Vater, Onkel, Schwester, ihren Gatten Dr. Arendt, in einer Weise angegriffen, daß jetzt vor dem chemnitzer Gericht wegen aller dieser Beschuldigungen ein Verleumdungsproceß sich abspielen wird, der gewiß zur Klärung der Verhältnisse nicht unwesentlich beizutragen vermag. Inzwischen hat ein gefeierter Criminalist, Professor Wilhelm Heinze in Heidelberg, sich der Mühe der Schriftvergleichung unterzogen und in „Unserer Zeit" einen Artikel veröffentlicht, welcher auf Grund dieser handschriftlichen Untersuchung sich entschieden für die Authenticität der Schrift der Frau Solntzeff erklärt.

Haben wir unrecht, wenn wir von einem Mythus sprechen, welcher in sein Nebelgewand auch die hervorragenden Häupter jüngstverstorbener Zeitgenossen hüllt? Die Liebschaften Lassalle's fordern bereits kritische Studien heraus. Darf man sich da noch wundern, wenn die Exegeten über die Liebschaften Goethe's oft im Dunkeln tappen?

Rudolf von Gottschall.

Lyrische und epische Dichtungen.

1. Dichtungen von Karl Reuleaux. Opus 4: Italische Sonette. Stuttgart, Metzler. 1880. Gr. 8. 1 M.

Auf dem Titel dieser gereimten Reiseerinnerungen findet sich der Zusatz: „Uebersetzungsrecht vorbehalten". Der Verfasser gibt sich offenbar einer verhängnißvollen Selbsttäuschung über den Werth seiner Sonette hin, wenn er diese wenig gehaltvollen Verse vor der Begehrlichkeit Uebersetzungslustiger schützen zu müssen glaubt. Nicht einmal die Form ist mit besonderm Geschick gehandhabt. Man begegnet häufig geschmacklosen Wortbildungen, wie „zährenprachtumflimmert, funkenprachtumglommen, äonengrußumschmettert"; gewaltsamen Wortverstümmelungen, wie „'standen, 'troffen" für gestanden, getroffen; nüchtern prosaischen Wendungen, z. B. in der Zeile „Kam fast mir all die Illusion abhanden"; schlechten Reimen, wie „lachten und smaragden"; der Dichter, in seinem Durst nach Originalität des Ausdrucks, „trank der Tempel flammende Ruinen"; und endlich verändert er, in der Noth des Reimens, gewaltthätig die Participialformen in dem ersten Quartett des „Rom" überschriebenen Sonetts:

Wie oft schon hab', geheimer Wonnen trunken,
Gelauscht ich deines hehren Namens Klange,
O ew'ges Rom! Wie oft mit heißer Wange
Die Stunde, dich zu schaun, herbeigewunken. (!)

2. Herbstblüten. Gedichte von Franz Schneider. Prag, Dominicus. 1880. 16. 2 M. 40 Pf.

Auch diese „Herbstblüten" strömen keinen sonderlichen poetischen Duft aus. Kein eigenartiger Klang begegnet uns auf den 145 Seiten. Wie gehaltlos sind nicht Dichtungen wie die folgenden:

Ein Mädchen sah von Ufersrand
Der Wellen muntres Treiben:
Ein stetes Haschen ohne Rast,
Ein ewig Fernsichbleiben. (!)

Sah dann die Wellen einzeln sich
Am Felsenriff zerschellen, —
Ging es dem Mädchen etwa nah? (?)
Es seufzt: „Ihr armen Wellen!"

Es fehlt nicht an sprachwidrigen Wendungen:

Der blaue Himmel wölbte
Sich friedlich ober mir.

In einem andern Gedicht heißt es:

In meinem Herzen sprießen
Der Blüten mancherlei,
Doch so wie in den Gärten
Ist Unkraut auch dabei.

Wenn der Verfasser diese Selbsterkenntniß besaß, warum hat er nicht mit schonungsloser Hand das Unkraut ausgejätet, ehe er uns einen Blick in sein poetisches Gärtchen thun ließ?

Den Schluß der Sammlung bildet ein erzählendes Gedicht: „Kaiser Max", in welchem das tragische Ende des zum Kaiser von Mexico erwählten Max von Oesterreich geschildert wird. Ein solcher Stoff erhebt Ansprüche auf des Dichters Gestaltungskraft, denen Schneider in keiner Weise gerecht zu werden wußte. Der Ausdruck steigert sich fast nie zu poetischem Schwunge, und die Behandlung der Versmaße ist allzu kunstlos. Daß es trotzdem dem Dichter nicht an Talent gebricht, beweist das Gedicht „König Enzio", das wir als das gelungenste der Sammlung bezeichnen.

3. Gedichte von Moritz Wilhelm Gotthard Müller (W. G. Gotthardi). Merseburg, Stollberg. 1880. 12. 1 M.

Man begreift nicht recht, was den Verfasser veranlaßt haben mag, diese Verse, die zu großem Theil nüchterne Gelegenheitspoesie enthalten, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Im Liedartigen fehlt jeder dichterische Hauch, jede Kunst des Strophenbaues, und auch die erzählenden Gedichte entbehren jeder poetischen Präcision des Ausdrucks. Dagegen gelingt dem Verfasser das Spruchartige, das Gnomische in erfreulicherer Weise; z. B.:

Du schreitest fort nach Läng' und Breite,
Doch laß die Tiefe nicht beiseite!

Und nach dieser von ihm selbst empfohlenen Vertiefung möge denn auch der Dichter streben, wenn er sich in Zukunft dieses Namens würdig zeigen will!

4. Aus vergangenen Tagen. Gedichte von Arthur Dein (Arthur Maria Freiherr von Luttwitz). Zweite vermehrte Auflage. Eichstätt, Krüll. 1880. 8. 2 M. 40 Pf.

Diese Dichtungen stehen um eine Stufe höher als die oben besprochenen, ohne freilich eine ausgeprägtere dich-

terische Individualität zu verrathen. Einiges ist sehr artig, anderes nicht ohne Tiefe der Empfindung; aber der Ausdruck bleibt oft hinter dieser Empfindung zurück; sie ringt nach äußerer Gestaltung, und man bemerkt dieses Ringen nur zu oft auf Kosten des musikalischen Wohllauts der Verse. Auf S. 47 heißt es, und das ist für unsern Sänger bezeichnend:

Gefühle haben das mit Wasserspiegeln eigen,
Daß alle seichten murmeln, und daß die tiefen schweigen.

Aber der wahre Poet muß auch für die tiefsten Gefühle den entsprechenden Ausdruck zu finden wissen.

In vielen Liedern vermißt man die Steigerung der Empfindung. Sie erregen in ihren Anfängen die Spannung des Lesers, um mit einer prosaisch-alltäglichen Wendung zu schließen; z. B. die Eingangsstrophe:

Sie sitzt jetzt wol alleine
An ihrem Fensterlein,
Mit ihren Träumereien
Beim letzten Abendschein —

regt immerhin die Erwartung an; aber in welcher nüchternen Schlußwendung gipfelt das sonst nicht üble Lied:

Ich thue manchmal desgleichen,
Mein lange verlorenes Kind;
Man vergißt nicht die glücklichen Zeiten,
Ob lang' auch entschwunden sie sind.

Artig beginnt in gleicher Weise ein Lied:

Sitz' ich am Meeresstrande,
Wird mir das Herz so weh —
Ich liebe dich, du schöne,
Du blaue, unendliche See!

Aber eine wie matte Schlußwendung auch hier:

Ich fürchte zu ertrinken,
Wenn ich ins Auge dir seh —
Du bietest zu viel des Guten,
Du blaue, unendliche See!

Und doch weiß an andern Stellen der Poet mit glücklicherer Steigerung abzuschließen, z. B. in dem Gedicht „Das Geheimniß":

Schwer ist's, die Welt recht zu erfassen;
Es ist einmal des Menschen Brauch:
Sie schelten, wenn sich zweie hassen,
Und wenn sich zweie lieben — auch!

5. Graue Lieder. Von Louis Wolff. Zweite Ausgabe. Kassel, Wigand. 1880. 8. 2 M.

Diese sich mit dem Motto „Pessimistisch-fidel" einführenden Lieder zeigen allerdings eine eigenartige Begabung ihres Sängers, leiden aber noch allzu sehr an häufiger Kunstlosigkeit der Form, die es weder mit Metrum, Rhythmus und Reim noch mit der Wahl des Ausdrucks genau nimmt und vor Eckigem, Sprödem, Plattem, selbst Gemeinem nicht zurückschreckt. Das aber muß um so mehr befremden, als der Dichter sich gleich in seinen zwei ersten Liedern von einer „Sucht nach Schönheit" durchdrungen darstellt, welche ihn nirgends Befriedigung finden lasse. Sollte ihm denn aber der Zauber des wahrhaft Kunstschönen ganz verborgen geblieben sein? Jener Zauber, von dem Schiller in der „Huldigung der Künste" spricht:

Doch Schön'res find' ich nicht, wie lang ich wähle,
Als in der schönen Form die schöne Seele.

Und in der That, das Gebiet der redenden und bildenden Künste bietet doch Hohes und Reines genug, um auch den stärksten Pessimismus mit der schlechtesten aller Welten einigermaßen auszusöhnen, geschweige denn einen „pessimistisch-fidelen" Poeten, dem die Weltverachtung wie eine Doppelmaske zu Gesicht steht, die auf der einen Seite titanisch grollende Züge, auf der andern ein ziemlich selbstzufriedenes Lächeln zeigt. Muß dem schönheitssuchenden Dichter nicht vor den eigenen Versen grauen, wenn er singt:

Stieg höher — ging der Tag zur Rüst':
Da hat der Senner die Senn'rin geküßt,
All' zwei mit schmuzigen Füßen.

Und wie der Mensch dem Schmuze wehrt —
Was lebt, des Kothes Berg nur mehrt.

Das Talent des Dichters bürgt dafür, daß er bei reiferer Entwickelung, nach Ueberwindung seiner Sturm- und Drangzeit, die Pfade der schmerzlich von ihm vermißten Schönheit noch aufspüren und verfolgen werde.

Einzelne Stellen in den meisten Gedichten legen Zeugniß ab für eine kraftvolle Originalität, wenn uns des Unästhetischen nur nicht gar zu viel zugemuthet würde! Man höre:

Der Wechsel ist das Beste!
Bald idealische Gäste —
Und bald beim Schwein im Koth,
Drückt ihm die Bruderpfot'.

Der Wechsel ist das Beste!
Bald Spötter, höllenfeste —
Und bald voll Todesangst: —
Sauf' Wein, Schuft, wenn du bangst!

Und wie schal und humorlos ist am Schlusse dieses Gedichts das Wortspiel:

Der Wechsel ist das Beste:
Wenn er just recht vorm Feste
Kommt: sei's Postanweisung —
Sei's Geldbrief, das man b r u n g.

Die Verse erhalten sich hier kaum noch auf ihren Füßen und der freie Athem des Rhythmus ist zu einem mühsamen Schnaufen geworden.

Dagegen zeigen Gedichte in freierm Maße, wie die schöne „Ode an die Geduld", eine erfreuliche Beherrschung der Sprache. Großartige Züge enthalten viele der ernsten Gedichte, z. B. „Ewigkeit", „Stillhalten" und andere. In den anakreontischen Weisen, in denen der Pessimist Liebe und Wein besingt, ist vieles Anmuthige und Sinnige. Hier wirft der Poet die Maske ab und zeigt sich in seinem eigentlichen Elemente. Daß übrigens Wolff den Weg bereits kennt, sich zur wahren Poesie emporzuheben, beweisen die zwei letzten Strophen des reizenden Gedichts „Kunst der Lieder":

Schuf einst ein Gott aus wüstem Nichts
Die wunderschöne Erde —
Ihm gleicht der Autor des Gedichts,
Er kürt nicht lang, spricht: Werde!
Und sieh', in Maß und Formen klar,
Ein Klanggebäude stellt sich dar,
Erstanden ohn' Beschwerde.

Wie einst Minerv' aus Jovis Haupt
Bewehrt und stolz entsprungen —
Der Vater kaum den Augen glaubt,
Was da hervorgedrungen: —
So wundert's oft den Dichter baß,
Daß so was in der Kehl' ihm saß,
Das freut nun Alt' und Jungen.

Und so wollen wir denn, nachdem wir des kritischen Amtes gewartet, die „Grauen Lieder" der Theilnahme der Lesewelt empfehlen.

6. Vom Stamme Asra. Ein Gedichtbuch von Ludwig Ganghofer. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1879. Gr. 16. 2 M.

Die poetische Vorrede dieser Gedichte lautet:

Nie saß ich in der Schule der Poetik
Und frug auch nie nach ihrem Darf und Soll,
Der Reime Reinheit und der Form Aesthetik —
Ich sang mein Lied, wie mir's vom Herzen schwoll,
Und kam mit Fragen niemals ins Gedränge
Um Silbenkürze oder Silbenlänge.

Ich habe — nicht der Letzte, nicht der Beste —
Nur durch des Lebens Schule mich gemüht,
Und jeder Aufschrei, den sie mir entpreßte,
Ich konnte nichts dafür — es war ein Lied.
In dieser Schule hab' ich nur erfahren,
Daß lang die Schmerzen, kurz die Freuden waren.

Diesen Liedern fühlt man es an, daß sie mit des Dichters Herzblut geschrieben sind. Jedoch der Aufschrei, als welchen Ganghofer sein Lied bezeichnet, ist oft zu maßlos, zu überschwenglich, um nicht des Wohllautes und der Harmonie der Kunstschönheit verlustig zu gehen. Namentlich der Ausdruck der Liebesempfindungen streift mitunter an das allzu Excentrische. Das Gedicht „Werbung" schließt in dieser Weise:

Sei du mein Weib,
So bist du Gott dem Geiste —
Und meinem Leib
Die Welt, die gottumkreiste!

Was für ein übertriebenes Bild entrollt uns der Poet in dem Gedicht „Nächtige Stunden", wenn er seine heißen Thränen die Wangen hinabrollen und am Boden ein tiefes Grab höhlen läßt, wenn — horribile dictu — sich der Sänger in das thränengehöhlte Grab hineinlegt, um von dem ewigen Leichensteine seines ewigen Leides zugedeckt zu werden!

An einer andern Stelle läßt er lodernde Flammen eines Gemäuers „Herz zusammenfressen"; er spricht von des Mundes „süßer Ueppe", von der Glätte der „Hüften der Nelke"; aus der Lippe „quillt ein Meer von Stoßgebeten", der Wald wird der „Sorgen Truhe" genannt u. s. w.

Und dennoch hat derselbe Dichter, bei dem uns solche Geschmacklosigkeiten und Uebertreibungen begegnen, ein entschiedenes Talent für das Einfache, Sangbare, Volksliedartige. Dahin gehören die auch in der Form geläuterten Gedichte „Spaziergang", „Heimweh", „Heimkehr", „Matrosenwacht", „Der verlorene Sohn", in welchen eine gewisse Schlichtheit der Empfindung sich ausspricht, die von der Siedeglut der Leidenschaft und Sinnlichkeit in andern Liedern wohlthuend absticht. Als den Glanzpunkt der Sammlung möchten wir „Die Lieder des Pappenheimers" bezeichnen, die, im Tone des Volksliedes gehalten, sich durch Anschaulichkeit und Lebendigkeit hervorthun.

7. Der neue Romanzero. Von Gerhard von Amyntor. Hamburg, J. F. Richter. 1881. 8. 6 M.

Das ist ein Buch, dem Theilnahme nicht fehlen wird. Die Sammlung beginnt mit einem Cyklus von „Romanzen und Notturnos", deren erstes Stück gleich warmes Interesse erregt. Es stellt den Untergang des Dampfers Pommerania dar und verherrlicht den Kapitän des Schiffs, Schwensen, der das ihm anvertraute Fahrzeug nicht verlassen wollte und, endlich von den empörten Wellen fortgerissen, dennoch Rettung wie durch ein Wunder fand. Was in seiner Brust vorgeht, als er mit dem Aufruhr des Meeres kämpft, im Angesichte des gewissen Todes, ist mit überzeugender psychologischer Wahrheit in Reime gegossen; dagegen schwächt der Schluß der Dichtung die Wirkung ab: es ist der Gedanke an sein einsames Weib, der den Seefahrer mitten in der Gefahr der Fluten nicht verläßt, die Hoffnung auf ein Wiedersehen, welche die schon ermattete Kraft noch einmal stählt, und so scheint alles auf die Wiederbegegnung der beiden Gatten als auf den Gipfelpunkt der Dichtung hinzudeuten, des Lesers Phantasie arbeitet dem Poeten voraus diesem krönenden Ziele entgegen; aber da schwinden dem Schwimmer auf den Verswogen die Kräfte, und anstatt des jubelvollen Brausens der an das ersehnte Land anschlagenden Brandung, wie die Wiederkehr und das Wiedersehen des Schiffers hätte geschildert werden müssen, klingt es wie das zahme Murmeln einer sich verlaufenden Ueberschwemmungsflut aus den mit so großer Spannung erharrten Zeilen:

Es war just um die Weihnachtszeit —
Manch einsam Herz trug schweres Leid —
Da breitete im schlichten Haus
Ein deutsches Weib die Arme aus.

Die Dichtung „Judas" enthält einen in iambischen Quinaren abgefaßten Monolog des Heilandsverräthers, der während der Kreuzigung Christi mit den Qualen seiner Seele kämpft und sich zum Selbstmord anschickt. Es fehlt keineswegs an packenden, bedeutsamen Zügen, aber das Ganze wirkt, zumal bei seiner großen Länge, doch etwas zu declamatorisch.

Auch die Dichtung „Andromeda" hat etwas Steifes und Kaltes; der mythologische Stoff ist nicht Fleisch und Blut geworden. Sehr originell und wirksam, vielleicht hier und da nur zu realistisch gefärbt, ist das folgende Gedicht: „Das Ende der Witwe Capet".

„Der Tod des Marcus Antonius", ein sich in sehr formgewandten Achtzeilern bewegendes Poem, würde noch viel wirkungsvoller sein, wenn der Verfasser darauf verzichtet hätte, ein ganzes Stück römischer Geschichte vom Lupercalienfeste Cäsar's bis zur Schlacht bei Actium vor dem sein Leben überschauenden Helden vorüberziehen zu lassen. Durch Streichung oder wenigstens Kürzung dieser Stelle müßte die Dichtung außerordentlich gewinnen.

In dem Gedichtcyklus „Traumbilder" oder „Was mir von der Milchkuh geträumt hat" ist in Rhythmus, Versmaß und Ton der Darstellung das Vorbild Heinrich Heine's, obwol dieser neue Romanzero gegen den Sänger des alten Front macht, dennoch unverkennbar. Dieser Cyklus enthält eine beißende Satire, die sich gegen die zeitgenössische Literatur richtet. Die Allegorie ist indessen nicht durchsichtig genug und manche Geiselhiebe treffen in das Leere. Die Frauenwelt aber, an welche sich der dem Buche beigelegte Prospect wendet, dürfte doch wol vor gewissen Strophen zurückschrecken:

Am Rieseneuter der Riesenkuh
Sah ich viel tausend Zitzen;
Sie konnten wol einen Ocean
Des fettesten Schmands verspritzen —

Oder:

Vom Euter bis zum Haupt war's weit;
Was scheußlich am Hintertheile
Des Thiers verübt ward, war mir nun
Entrückt zu meinem Heile.

Die ganze Allegorie gehört dem Bereich des Unästhetischen an, obwol sie aus des idealen Schiller Distichon auf die Wissenschaft hervorgegangen zu sein scheint:

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin; dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

Der übrige Theil dieses Romanzero ist im großen und ganzen als eine gereimte Polemik gegen den Pessimismus aufzufassen, und so hat denn eine Anzahl dieser Lieder das Frostige der Tendenzpoesie nicht zu überwinden vermocht.

Die „Friedhofsmelodien" bergen Klänge tiefster Empfindung; in der Abtheilung „Quodlibet" macht sich oft eine warme Religiosität wohlthuend geltend, und der Poet tritt auf als Prediger thätiger, opferfreudiger Menschenliebe. Man lese die schöne Strophe:

Bist du auch Fürst nicht, noch Poet,
Auch Künstler nicht — getrost! Den Maden
Verfällt ja doch, was hier entsteht;
Sei nur ein Mensch von Gottes Gnaden!
Ein ganzer Mensch voll Huld und Heil,
Der liebend einer Welt begegnet
Und selbst die Feinde duldsam segnet!
Dann rettest du dein ewig Theil!
Dann kann dir Nacht und Tod nicht schaden;
Sei nur ein Mensch von Gottes Gnaden!

Während aber an vielen Stellen der Pessimismus nur ganz obenhin gestreift wird, ohne daß es dem Verfasser gelingt, die dieser ernsten Lebensanschauung wesentlichen Grundlagen zu erschüttern, tritt in dem Schlußgedicht der Sammlung, dem dramatischen Mysterium „Der letzte Mensch", eine wohlberechtigte Opposition gegen die haltlos phantastischen Träume der Philosophie des Unbewußten hervor, die durch die endliche allgemeine Selbstverneinung des Willens zum Leben von seiten der ihres Elends müden Menschheit den seligen Zustand der Nirwana herbeizuführen wähnt. Und so darf dies Mysterium, eine formvollendete und gedankenreiche Dichtung, einen vollen Anspruch auf allseitige Beachtung erheben.

In dem „Nachspiel" der Sammlung endlich wird den Leiden und unlösbaren Räthseln der Welt gegenüber jene Resignation empfohlen, in welcher sich Optimismus und Pessimismus getrost vereinigen dürfen:

So sei, du trotzig-zages Herz,
Denn still, und nicht zu lösen suche,
Warum hienieden herrscht der Schmerz,
Warum die Welt verfiel dem Fluche!
Kein Weiser gibt dir Kunde je;
Umsonst ist solch Erkenntnißstreben;
Doch zwingst du alles Leid und Weh,
Wenn du dich gläubig lernst ergeben.

8. Dichtungen von Paul Schönfeld. Stuttgart, Metzler. 1880. 12. 2 M. 40 Pf.

Mondscheinsüchtige Liebeslyrik wird man hier vergebens suchen; aber gedankenreiche, von männlich ernster Gesinnung zeugende Gedichte begegnen uns in erfreulicher Zahl. Schönfeld ist ein Jünger Platen's und als solcher ein Feind des Platten; in dem kunstgerechten Bau des Distichons und horazischer Strophen zeigt er eine unter den jüngern Dichtern immer seltener werdende Meisterschaft; ohne jede Künstelei ist der Spondäus in den antiken Maßen überall gewahrt und so eine metrische Plastik erreicht, die alles Lob verdient. Sämmtliche der Sammlung einverleibte Oden befriedigen nach Form und Gehalt in hohem Grade, und in den Sprüchen und Epigrammen (hier wird Platen gefeiert) fesselt Schärfe und Selbständigkeit des Urtheils. Liedform, Sonett, Terzine, trochäischer Tetrameter, Nibelungenstrophe werden mit gleicher Formbeherrschung behandelt. Werthloses und Gehaltloses birgt das Buch fast auf keiner Seite. Wer sich an classischen Mustern so gebildet wie unser Poet, weiß eben eine Selbstkritik zu üben, die das Bedeutungslose ausscheidet. In diesem Sinne sind wir durch Schönfeld oft an die trefflichen Oden und Epigramme des ihm geistverwandten Albert Möser erinnert worden.

Als Probe der Sprach- und Versgewandtheit des Dichters fügen wir die an Wilhelm Jordan gerichteten Distichen bei:

Ganz undenkbar sei's, zwei gleich volltönige Silben
Nebeneinander zu reihn, meinst du, in deutschem Gedicht?
Falls du vergönnst, gern wünscht' ich ein Stücklein dir zu berichten,
Nicht der Belehrung halb, einzig dem Scherze zu Lieb'.
Als ich Student noch war und zu hochnothpeinlicher Prüfung,
Ueber die Bücher gebeugt, ernst mich bereitete vor:

Sieh, da verstörte mich jeglichen Tag ein greulicher Stentor,
Welcher die Gasse wie toll füllte mit rüdem Geschrei.

„Bettstroh!“ brüllte der höchst volksthümliche Schreier in einem,
Jegliche Silbe bekam ihren gebührenden Ton;
Lang aushallte die letzte zumal, ja es fügte sich oftmals,

Daß er sogar „Bettstroh“ maß, anapästisch betont.
Wahrlich, zu dir oft wünscht' ich den bettstrohschreienden Unhold,
Der du von ihm wol mehr konntest gewinnen als ich:
Hätte der Mann doch können belehren den trefflichen Dolmetsch,
Welcher sich grade verging schwer an Homer's Odyssee,
Daß mit der Holzklotzblocktheorie kein Kranz zu erringen,
Weil Hausirer sogar besser die Metrik verstehn.

9. Tropfen des Lebens, gesammelt von Frau Emma Gebauer. Leipzig, Baldamus. 1880. 12. 2 M.

Eine empfehlenswerthe Sammlung von Sprüchen, Maximen und Reflexionen in Reim und Prosa. In der Angabe der Urheber der Sentenzen ist die Verfasserin nicht immer genau und sorgfältig; so steht z. B. unter dem sinnigen Spruche: „So wie der Weihrauch einer Kohle Leben erfrischt, so erfrischt das Gebet die Hoffnungen des Herzens“, das Wort „Lebensansichten“, wahrscheinlich der Name irgendeiner von der Sammlerin benutzten Anthologie; bekanntlich aber ist kein Geringerer als Goethe der Verfasser dieses Ausspruchs.

10. Zwei Herzen und ein Schlag. Epische Dichtung von Jean Bernard. Leipzig, Wartig's Verlag. 1880. 8. 80 Pf.

Der Autor will uns in dieser Erzählung eine freie Nachdichtung eines mittelhochdeutschen Werks geben, indem er sich der Idee jenes hohen Liedes der opferfreudigen Freundestreue bemächtigte, der Idee Konrad's von Würzburg in seinem „Engelhart und Engeltrut“. Bernard folgt dem Faden der Erzählung Konrad's ziemlich genau, nur daß in dem Originale Engelhart, um seinen Freund Dietrich von der Miselsucht zu heilen, wirklich seinen beiden Kindern die Häupter abschlägt und durch das Blut der Unschuldigen die Genesung des Siechen bewirkt. Freilich findet er bei seiner Heimkehr beide Kinder auf dem Bette spielend, jedes einen rothen Faden um den Hals. Von dieser Tödtung und von diesem Wunder hat der Bearbeiter Abstand genommen. Anstatt der kurzen Reimpaare Konrad's findet sich hier der Nibelungenvers. Wenn aber der Autor hofft, durch diese Nachdichtung der mittelhochdeutschen Literatur neue Freunde zu gewinnen, einer Literatur, deren Erzeugnissen er die Breite unnöthigen Ballastes und den Mangel künstlerischer Gestaltung nicht mit Unrecht zum Vorwurf macht, so dürfte diese Hoffnung wol eine trügerische sein; denn Bernard behandelt den Vers gar zu kunstlos, seine Darstellung ist allzu reich an trockenen prosaischen Wendungen und erhebt sich an keiner Stelle zu wahrhaft dichterischem Schwunge:

An einem schönen Herbsttag war König Herbot's Bann
Hinaus zur Jagd gezogen, und allen weit voran
Der König mit dem Prinzen; nun kehrte Siegbert um
Und eilte nach der Liebe und Treue Heiligthum:
So nannte er den Garten, wo er Hildgunde fand.
Er küßte ihre Lippen und drückte ihre Hand,
Und wußte tausend Dinge von großer Wichtigkeit
Dem Liebchen zu erzählen, und so entflog die Zeit.

In dieser nüchternen Monotonie des Ausdrucks schleppen sich die Zeilen seitenlang mühselig dahin.

11. Die Rache der Bajadere. Ein romantisches Gedicht in sechs Gesängen nebst Introduction von Hermann Friedrichs. Zürich, Schmidt. 1880. 8. 1 M. 60 Pf.

In meist recht flüssigen iambischen Dimetern gibt der Autor eine indische Erzählung, der es nicht an spannenden Momenten, wohl aber mitunter an Klarheit und Durchsichtigkeit der Darstellung und Motivirung fehlt. Die Reime sind nicht immer correct (brach — Tag; lag — sprach; hoch — wog; folgte — erdolchte; zeigte — reichte; Reliefen — Hieroglyphen). Gewagte Wendungen, unrichtige Constructionen, falsche Bilder finden sich nicht selten, z. B.:

Doch sah ich häufig unverstanden
Mein Wort an ihrer Jugend stranden.

Unrhythmisch und prosaisch ist:

Vanina kehrte nicht mehr wieder
Zum Ort, wo sie sich sonst ließ nieder.

Ebenso:

Doch es bedurft' der Mahnung nicht —

Ein seltsames Gleichniß:

— Des greisen Alten,
Der unbeweglich, wie vordem,
Dasaß, ein mystisches Problem.

Vom Rosse wird gesagt:

Ich theilte seine Ungeduld,
Im Sattel saß ich bald behende,
Bewerbend sich um meine Huld,
Trug's eilig mich durch die Gelände.

Im ganzen jedoch verräth diese Dichtung ein entschiedenes Erzählertalent, eine bewegliche Phantasie.

12. Ein Wintermärchen von Stephan Waetzoldt. Hamburg, O. Meißner. 1880. 8. 1 M. 50 Pf.

Eine harmlose Märchendichtung, in welcher sinnig die Entstehung der immergrünen Tanne und der Eisblumen am winterlichen Fenster erzählt wird. Reimlose Verse aus je fünf Trochäen bilden die Form. So glatt und sauber auch diese Zeilen dahinfließen, der Dichter hätte besser gethan, ein kürzeres, zierlicheres Metrum zu wählen und auf den Schmuck des Reims nicht zu verzichten. Dergleichen poetische Nipptischsachen verlangen die äußerste Eleganz und Anmuth der Einkleidung.

13. Waldvöglein auf der Lebensreise. Ein allegorisches poetisches Märchen für Jung und Alt. Von Friedrich Gindler. Berlin, F. Luckhardt. 1880. 8. 3 M.

Eine liebenswürdige, nur in den landschaftlichen Schilderungen mitunter zu langathmige Schöpfung, deren trochäische Dimeter leicht und anmuthig vorüberklingen. Eingestreute Liederchen der Waldvöglein vermissen wir ungern;

sie hätten die Monotonie des gewählten Rhythmus, welche durch die zu knapp angelegten Strophen hervorgerufen wird, angenehm und wirksam unterbrechen können. Der naive Märchenton ist sehr glücklich getroffen, die Allegorie drängt sich nirgends in störender Absichtlichkeit hervor, und das Ganze hinterläßt einen freundlichen, sonnigen Eindruck.

14. Kaiser Wilhelm der Erste oder Barbarossa's Erlösung. Von F. Rohde. Leipzig, Friedrich. 1880. Gr. 8. 3 M.

Der Verfasser scheint eine moderne Ilias beabsichtigt zu haben. Ungemeinen Fleiß hat er auf den correcten Bau seiner Hexameter verwendet, in welchem der Spondäus überall zu dem ihm oft bestrittenen Rechte gelangt; dagegen geht er zu frei mit der Wortstellung um, die nicht selten gegen den Geist der Muttersprache verstößt; namentlich ist es die allzu häufige Stellung des Objects vor dem Prädicat in Hauptsätzen, an welcher wir Anstoß nehmen müssen. „Campe die Mannen begeistert — Grollend der Gegner sein Feuer eröffnet — Der Edle seine Gefährten emporführt" und zahllose andere Stellen wirken schwerfällig und steif durch diese Umwechselung der Satzglieder, die mit Leichtigkeit hätte vermieden werden können. Statt:

Campe die Mannen begeistert und muthvoll stürmen sie vorwärts.
Grollend der Gegner sogleich sein tückisches Feuer eröffnet —

müßte es ohne jede Gefährdung des Rhythmus heißen:

Campe begeistert die Mannen und muthvoll stürmen sie vorwärts.
Grollend eröffnet sogleich sein tückisches Feuer der Gegner.

Aehnlich ließen sich Hunderte von Hexametern mühelos verbessern. Ebenso unleidlich ist die ohne jeden Grund bis zum Ueberdruß gebrauchte Aufhebung der Inversion, der Umstellung des Subjects und Prädicats, wo doch diese Inversion durchaus geboten ist. Die Abänderung wäre auch hier ohne weiteres leicht zu finden. Für:

Endlich die Krieger ermüden, Erquickung alle begehren —
Drohend das Erz zur Erde versinkt, vom Feinde gesendet —
Jetzt noch tiefer die Nacht den verhüllenden Schleier herabsenkt,
Gänzlich der Donner verstummt —

müßte gesagt werden:

Endlich ermüden die Krieger, und alle begehren Erquickung —
Drohend versinkt zur Erde das Erz, vom Feinde gesendet —
Tiefer herab noch senkte die Nacht den verhüllenden Schleier,
Gänzlich verstummte der Donner.

Mehr noch als diese Verrenkung der Satzglieder und gelegentliche Härten der Construction schadet dem Epos der Umstand, daß seine Hexameter mehr prosodische Uebungen als eigentliche Poesien enthalten. Dem ungeheuern Stoffe gegenüber fehlt die sichtende und ausscheidende Gestaltungskraft. Anstatt aus dem Riesenkampfe die welthistorischen Gipfelpunkte herauszugreifen und in ihrer Darstellung das Ganze des Feldzugs sich spiegeln zu lassen, wie es z. B. Ernst von Wildenbruch in seinen wirkungsvollen Gedichten „Sedan" und „Vionville" mit so großem Erfolge gethan hat, gibt uns Rohde eine weitschweifige versificirte Kriegschronik, und seine Verscolonnen mühen sich an Vorpostengefechten und unwesentlichen Kampfarbeiten ebenso ab wie an den gigantischen Hauptactionen. Der Aufmarsch der Truppen und jedes Kampfdetail wird erörtert:

Seitwärts ritten die Sachsen, den östlichen Wald zu gewinnen.
Drauf Mac-Mahon naht. Der gebietende König den Angriff
Jetzt noch weise vermeidet, den westlichen Saum der Argonnen
Konnte der Kronprinz erst nach hastigen Märschen erreichen:
Nur die vereinigten Kräfte das Kampffeld siegend beherrschen.
Westwärts über die Maas zieht drum der bedächtige Kriegsherr
Wieder die Sachsen zurück, gen Norden die Feinde zu drängen,
Seydlitz rasch Nouart und die wichtigen Höhen besetzte.
Feindliche Züge der Führer gewahrt, Failly die Cohorten
Stolz gen Osten geleitet, der Feldherr hegte die Hoffnung,
Nahe Stenay die Gestade der Maas noch heut' zu gewinnen.
Hastig das Feuern beginnt, nicht darf der gerüstete Gegner
Froh zum Ziele gelangen, und Rohrscheidt führte die Mannen
Muthvoll über die Fluren, der Gallier Zug zu bedrängen.

Solche Stellen, denen jede Anschaulichkeit gebricht und die mit dem Wesen der Poesie nichts zu thun haben, bietet jede Seite. Hunderte von Namen schwirren an unserm Ohr vorbei, hallen und verhallen, und der siegestrunkene poetische Feldherr führt unaufhörlich neue spondäengepanzerte Regimenter von Hexametern in den Kampf, ohne durch sein daktylisches Schnellfeuer seinen schlimmsten und gefährlichsten Gegner, die Ermüdung und Abspannung des Lesers, zum Weichen zu bringen. Dazu kommt, daß im Anfange die in Hexametern geführten diplomatischen und Staatsgespräche wie die Commandoworte im Gewande Homer's etwas durchaus Gespreiztes und stellenweise Komisches haben. Es ist, als ob man Kaiser Wilhelm und seine großen Führer in langwallender Toga vor sich erblickte.

Diese Ausstellungen hindern nicht die Anerkennung eines ausnehmenden Fleißes, der es hier und da auch zu einzelnen wirkungsvollen Schilderungen des gewaltigsten aller Kriegsdramen gebracht hat. Concentration des poetischen Rüstzeugs auf einen Punkt — und ein lohnenderer Erfolg wäre sicherlich nicht ausgeblieben!

Emil Taubert.

Von Rumänien bis ins Zululand.

1. Neue rumänische Skizzen. Uebersetzt von Mite Kremnitz. Leipzig, Friedrich. 1880. 8. 3 M.

Die Uebersetzerin, deren Kunst sich an diesen fünf ursprünglich rumänisch veröffentlichten Novellen voll bewährt, beabsichtigte mit ihrer der allverehrten Fürstin Elisabeth von Rumänien gewidmeten Arbeit nur „der emporstrebenden Literatur Rumäniens einige neue Freunde zu gewinnen". Nicht alle diese Erzählungen möchten dazu angethan sein; einige sind gar zu unbedeutend in ihrem Inhalt oder, wie die Dorfgeschichte aus Siebenbürgen „Vaters Budulea", von widerwärtiger Breite. Die beiden wol aus gutem Grund vorangestellten Lebensbilder aus dem Fürstenthum Rumänien leisten dafür noch viel mehr, als die Uebersetzerin durch deren Einkleidung in deutsches Gewand erstrebte: sie führen uns zu recht intimer Betrachtung des rumänischen Bauernstandes, d. h. fast der rumänischen Nation, zeigen uns den gemeinen Mann im Frieden der Dorfidylle wie im Getümmel der Schlacht und verrathen deutlich, daß die wackern Waffenthaten der Rumänen aus jüngster Vergangenheit das Nationalgefühl dieser noch vor kurzem kaum genannten Nation und, wie das gewöhnlich zusammentrifft, nicht minder ihre Literatur mächtig angeregt haben.

Tragische Conflicte bringt auch in dieses walachische Dorfleben die alte böse Sitte, daß die Aeltern frühzeitig, noch im Kindesalter, die Tochter im stillen versprechen. Martha, eine junge Bäuerin, steht am Vorabend des Tags, an dem sie mit dem Mann verlobt werden soll, den sie sich längst schon gewöhnt hatte als ihren künftigen Gatten anzusehen; ihr ist das Herz darob voll Bekümmerniß, denn sie sieht der Verlobung wie der Ableistung einer Gehorsamspflicht entgegen, und, ohne daß sie es sich recht eingestehen mag, gehört ihre Neigung einem armen Gebirgshirten, der so herrlich auf der Schalmei zu spielen weiß.. Da — sie hat sich in der Dämmerung auf ein stilles Plätzchen im Hausgarten unter den Birnbaum zurückgezogen, dessen herbstlich vergilbtes Laub die Fledermäuse umschwirren — da tönt von fern her durch stille Abendluft eine Doina von der wohlbekannten Hirtenflöte:

„Er!" — rief sie, verloren in dem Sinne dieses Worts. Dann machte sie sich auf, als wäre sie von einem Zauber befangen, trat aus der Pforte hinten im Garten durch die Dornenhecke, die die Weingärten einschließt, und ging vorwärts und vorwärts, wie besinnungslos, mit aufgelöstem Haar, mit flammenden Augen, gerötheten Wangen, mit von innerm Sturm wogender Brust, eilte weiter, den süßen, sehnsuchtsvollen Tönen nach, durch die Reihen der Weinstöcke, durch die dicken Sträucher, immer schneller, immer unruhiger, immer trunkener nach dem Glück seiner Nähe.

Oben auf dem Bergrücken findet sie ihren Miron unter einem Eichbaum. Der Mond scheint hernieder auf eine Scene süßer Wehmuth. Miron hat sich nie Hoffnung auf Martha's Hand machen dürfen, und doch, seitdem er gehört, daß sie sich verheirathen wird, überkommen ihn wahnsinnige Gedanken, und heimatlos, seine Heerde verlassend, irrt er durchs Land. Es mögen wirklich echte Gefühle dieser südländisch erregbaren Natur sein, die er da unter dem Eichbaum, die Schalmei fortschleudernd und die Geliebte umschlingend, äußert:

„Martha", sagte er leise, „ein einzig mal lebt der Mensch nur, aber ich wünschte in diesem Augenblick zu sterben. Ach, wie viel habe ich gedacht, wie viel habe ich geträumt, wie oft habe ich mir das Glück erstohlen, indem ich mich glücklich wähnte! Du hast nicht auf den Bergen gelebt, du kennst nicht die Zierde der Welt. Wenn der Himmel klar ist und die Winde sich zur Ruhe gelegt, hört man von unten aus dem Thal das Murmeln der Bäche, ein Geräusch, das ewig und immer dasselbe ist, dann nehme ich meine Hirtenflöte, denke an dich und spiele. Die Töne zerreißen mir das Herz, aber ich spiele, damit es zerreiße. Wenn sich dann der Sturmwind erhebt und die Bäume sich biegen, brechen und mit der Wurzel ausgerissen werden, wenn der Bach überschwemmt im Thal, wenn es scheint, als wolle die Welt untergehen, dann schau' ich auf diesen Hügel, ich suche ihn im Nebel, und wenn ich ihn sehe, zerreißt sich mir das Herz, aber ich suche ihn, damit es zerreiße. Seitdem ich dich gesehen, Martha, ist mir, als hätte ich siebenfaches Leben, so viel hab' ich mich abgemartert, daß es ein Wunder ist, daß ich mich nicht aufgezehrt habe. Jetzt aber, wo ich dich in meinem Arm fühle, kommt es mir zu glauben, daß ich nicht träume, ist mir, als müsse ich vergehen, verlöschen, mich verzehren."

Weiterhin finden wir ein hübsches Bild eines Tapfern von Plewna. Andrei Florea ist Soldat gewesen im 13. Dorobanzenregiment. Die Uniform stand ihm nicht schlecht: die schön um den Fuß geschnürten Sandalen, der lange Mantel, um die Taille mit einem Riemen zusammengehalten, hauptsächlich die kokette Mütze, über dem Ohr zurückgebogen und mit der Truthahnfeder geschmückt, weshalb man jeden dieser Dorobanzen selbst einen Curcan, d. h. einen Truthahn nennt. Der russisch-türkische Krieg bricht aus, Andrei muß wieder die Federmütze aufsetzen und mit den Dorfgenossen auf den Sammelplatz des Regiments gen Süden an die Donau ziehen. Achtzehn junge Curcane treten am Dorfkreuz zusammen, wo sie von den Ihrigen Abschied nehmen, nur seine Katrina hat Andrei vergebens gesucht, um ihr Lebewohl zu sagen.

Hundert Mützen und Hüte und hundert Tücher wurden in der Luft geschwenkt, um uns „gut Glück" zu wünschen. Das ganze Dorf begleitete uns bis an das Dorfthor hinaus; Paraskivas Toader, der Alte, kam trotz seiner Krücken mit der Menge mit, den Mund voll Worte der Ermuthigung; Anton Aghiuța, ein buckeliger Zwerg, der Possenreißer des Dorfs, kletterte auf das Thor und rief uns mit lauter Stimme nach: „Glück auf den Weg, Kinder! Bringt mir jeder von euch eine Pistole mit, daß ich sehe, wie der Türke ausschaut: nach dem Sprichwort: Wie der Türke, so die Pistole!"

Es war im April. Der kleine Wanderzug ging durch einen frisch ergrünenden Laubwald. Da tritt im Mondenschein Katrina hinter einem Stamm am Wege hervor, wo sie ihren Andrei zu einem feierlichen Schwur erwartet hatte:

„Mir ist so bange, daß du mich vergißt, Andrei." — „Ich dich vergessen! Aber geh' ich dorthin etwa zum Tanz oder zu

Spinnabenden? Bitte lieber den Herrgott, daß ich nicht todtgeschossen werde, Katrina!" Dann, mich ermannend, nahm ich sie in die Arme und küßte sie auf die Stirne, sie aber seufzte schwer und sagte: „Andrei, schwöre mir, daß du mir treu dein Wort halten willst!"

Voll froher Zuversicht schwört's ihr Andrei zu, und sie erwidert wie mit dem Blick der Seherin: „Wisse wohl, Andrei, daß ich in der Stunde, in welcher du diesen Schwur brichst, sterben werde." Darauf verschwindet sie im Schatten der Bäume, und aus dem Dickicht schallt's noch nach: „Geh mit Gott, Andrei, und vergiß mich nicht!"

Drei Wochen später sind die jungen Truppen an der Donau zum Vormarsch ins alte Feindesland, ins Land ihrer herzlosen Bedrücker von ehemals bereit. Im Mittsommer aber erst geht's über die geschlagene Schiffbrücke aufs türkische Ufer. Sechs Tage später ist man vor den Wällen von Plewna, und nun fuhren so manchmal die türkischen Flintenkugeln in den ruhigen Kessel, in welchem der „Borsch", die saure Walachensuppe, brodelte.

Der 30. August, die Erstürmung der Grivitza-Schanze, wird Andrei's großer Tag. Er geht furchtlos den Tod speienden Feuerschlünden in Reih' und Glied mit seinen Dorfgenossen entgegen — hat ihm doch Katrina geweissagt, ihn werde keine Kugel tödten.

Mit gezücktem Säbel, die Fahne in der Hand, stürmt der Hauptmann den Seinigen voran, und bald ist der Steilrand der historischen Schanze gewonnen. Hören wir von ihrem Erklimmen den braven Andrei selbst reden:

In einem Augenblick war der Graben vor der Schanze mit unsern Maisstrohbündeln und Korbgeflechten gefüllt, noch mehr aber mit Menschenleichen; dann wurden Hunderte von Leitern, die wir auf dem Rücken mitgebracht, an den Wall gelegt, und unsere Curcanmützler, die von Kindheit an gewohnt waren über Zäune und Hecken zu springen, kletterten wie die Katzen hinauf. Hier war der Anblick furchtbar, der Kampf war näher Mann gegen Mann; das gefiel uns aber mehr, denn bisher hatten wir nur auf Erdwälle gezielt, während die Türken in unser lebendes Fleisch schossen. Heiliger Gott! Viele unserer Leitern brachen entzwei, viele Dorobanzen fielen in die Schanzen, mit ihren Körpern Brücke bildend, und das alles ausgewählte Truppen, Hochländer, die abgemessen mit dem Wort, aber ausdauernd bei der That; doch auch viele Türken fielen, durch unsere Kugeln getroffen, wie Elstern von den Höhen von Grivitza hinab.

Eben im Begriff, die Fahne auf der Schanzenzinne aufzupflanzen, stürzt der Hauptmann, in die Brust getroffen. Andrei rafft die Fahne auf, schwingt sich trotz dem Säbelhieb des Türken, der seine Linke beim letzten Ansatz trifft, auf die Brüstung und vollbringt, was sein Hauptmann — der noch kürzlich versprach, nach dem Heimzug sein Trauzeuge sein zu wollen — sterbend ersehnte.

Im grimmigen letzten Strauß wird unser Curcan schwer verwundet und sinkt bewußtlos nieder. Er erwacht wie aus einem Traum — im Hospital. Dort auf dem Schmerzenslager erscheint vor ihm Fürstin Elisabeth, überreicht ihm das russische Georgskreuz vom Zaren, den rumänischen Stern seines Fürsten, ja hängt ihm die blanken Kreuze eigenhändig an die Brust.

Ich hatte wirklich gar nicht gewußt, daß ich solch eine Heldenthat vollbracht hatte. Als sich dann die Fürstin umwandte, um mit den andern zu reden, näherte sich mir ein Fräulein, die mit ihr gekommen war, die jüngste von allen, mit so schwarzen Augen und so langen Wimpern, wie ich noch nie gesehen, und sagte: „Andrei, erkennst du mich nicht? Ich habe dich gepflegt, als du in den schweren Fiebern lagst."

Seitdem kommt unserm Andrei Florea die holde Fee mit dem rothen Kreuz nicht mehr aus dem Sinn; er bewundert ihre kleinen Füße — eins der vielen echt romanischen Schönheitsattribute der Rumänen — und kann sich nicht satt sehen an der dunkeln Augenglut unter den verschleiernden Wimpern, wenn sie ihm den Puls fühlt, oder nun gar wenn sie die Hand auf seine Stirn legt, um die Fieberhitze zu prüfen. Wenn sie an der Seite des Arztes kommt und der ihm das wilde Fleisch ausschneidet, dann hält er fein still, wie er scherzt, nur um die weißen Zähnchen zu sehen, welche das schöne Fräulein zwischen lächelnden Lippen zeigt.

Ach, endlich ist er geheilt; die Fürstin schickt ihm noch eine Börse mit Geld zur Reise, und traurig ob des Abschieds von der nun nimmermehr zu schauenden Samariterin wandert er seinem Dorf im nördlichen Grenzgebirge zu, trauriger, als er es einst verlassen. Zwanzig lange Tage geht er bis Floresti, gequält von der Sehnsucht zurück und doch auch wieder von der Sehnsucht vorwärts.

Als ich aber an das Thor des Dorfgeheges kam und von fern den Rauch aus dem Schornstein unsers Hauses sah, als ich an den alten Vater, der in seinen Krücken hing, dachte, an die Felder und das Vieh, das auf seinen Herrn wartete, da wurden meine Schritte so viel größer, daß ich beinahe lief. Wer mir nur auf der Dorfstraße entgegenkam, schloß sich mir an, und bis ich an unsere Hausthür kam, war das ganze Dorf davor versammelt. Die Freude meines Vaters, als er mich sah und in die Arme schloß, kann ich gar nicht beschreiben. Die Thränen rannen wie Bäche in den Furchen seines Gesichts. Dann fing jeder an, die Wunden an mir zu untersuchen, auch meine Kreuze, dann die von Kugeln durchlöcherte Uniform und fragte mich dabei nach den Erlebnissen des Kriegs. Einige, mit der Hand am Mund, wunderten sich, andere lachten und scherzten: „Unkraut vergeht nicht!" Aghiutza durchsuchte immerzu, ob ich ihm keine Pistole mitgebracht, damit er wisse, wie ein Türke aussähe — als ich plötzlich die Dorfglocken läuten hörte! Ohne zu wissen warum, fühlte ich mir das Herz in der Brust erstarren. „Was bedeutet das?" fragte ich. „Nichts", antwortete Aghiutza, „es ist die arme Katrina, die zu Grabe getragen wird. Eine böse Krankheit hat sie ins Herz getroffen, es sind jetzt zwanzig Tage her, und hat ihr Sprache und Gesicht geraubt, und gerade heute hat sie der Herr erlöst. Sie hat lange mit dem Tode gerungen, die arme Katrina, da sie wußte, daß du kommen würdest; aber es stand nicht geschrieben, daß sie dich noch sehen sollte."

2. Türkische Erlebnisse und russische Schicksale. Geschichte eines Mitgenommenen. Von Adrian Schücking. Wien, Manz. 1879. 8. 4 M.

Ein junger Mediciner, der sich zu Wien im Herbst 1877 zum ärztlichen Dienst in der türkischen Feldarmee anwerben ließ, der Sohn des rühmlich bekannten Romanschriftstellers Levin Schücking, schildert uns hier seine

Reiseeindrücke auf der Seefahrt von Triest ans Goldene Horn und dann seine Strapazen im Aesculapdienst unter türkischer Wirthschaft, endlich seine Schicksale nach der Gefangennahme durch die Russen.

Hätte er bei seinen Skizzen von den Tagen des Dienstes unter dem Halbmond und den, wie wir gern glauben, harten Leidenstagen unter russischer Knute sich größerer Kürze befleißigt, besser überlegt, wie gleichgültig jede Erzählung von rein persönlichem Interesse Fernerstehenden sein muß, namentlich auch wie ermüdend die ewig wiederholte Versicherung klingt, daß der Krieg ein Uebel und ein russisch-türkischer ein wahrer Barbarenkrieg ist (woran in deutschen Landen gewiß niemand zweifelt!) — so wäre sein Büchlein genußreicher geworden.

Manche kleine Schilderei ist dem Verfasser nicht übel gelungen. So malt er uns auf dem Hinzug über Adrianopel und Sofia nach seinem Bestimmungsort manchmal mit wenigen Strichen die Landschaft am Südrande des vom Winterschnee bedeckten Balkan, die traurigen endlosen Wagenkarawanen mohammedanischer Bulgaren, die, flüchtig vor den plündernden Russen, ihm entgegenkommen, und Aehnliches:

Wieder trabte unser Dreigespann durch lachende Thäler voll Sonnenschein und reizender Durchblicke. Dort aus dem Gebüsch hervorsprudelnde Quellen; sonderbare Formen und Farben des Gesteins, Schluchten mit tosenden Wasserströmen, himmelhohe Felswände, von denen der Pfiff des Geiers herabschallt. Vorüber an alledem, immer vorwärts, vorwärts im schnellsten Trabe. Ein Zug Tscherkessen, wie fast immer zu je drei nebeneinander, begegnet uns. Ihr Sitz auf den kleinen unermüdlichen Pferden nimmt sich für ein an deutsche Reitergestalten gewöhntes Auge sehr häßlich aus. Die Beine hochgezogen, wie Knaben auf dem Schaukelstuhl sitzend, den langen Oberkörper vorgeneigt, mit der Geisel auf das Pferdchen klatschend und mit den spitzen geschärften Steigbügelrändern — Sporen kennt man nicht — die Weichen des ewig galopirenden Thiers bearbeitend, sind sie für occidentalische Reiteraugen durchaus keine blendenden Erscheinungen.

In den Bulgarendörfern lautet sein gewöhnliches Menu „Reis und Revolverhahn“: denn er muß sich regelmäßig das Geflügel zum Reis erst in der Umgebung seiner zeitweiligen Herberge mit dem Revolver wie ein edles Wild erlegen:

Die Bulgaren sind nämlich meist zu träge und indolent, einen Hühnerstall einzurichten; ihr Geflügel, dessen Anzahl sie oft nicht kennen, lassen sie einfach auf den das Haus umgebenden Bäumen campiren. Es wird ihnen aus diesem Grund sehr schwer, der Thiere habhaft zu werden; auch nach den Eiern sind sie gezwungen stete Entdeckungsreisen anzustellen. Wir bezahlten diese Hühner das Stück zu zwei Grusch (nach dem Curs genau 20 Reichspfennige). Seltsamerweise waren die Enten nicht theurer, sie kosteten ebenfalls 20 Pfennige, eine Gans wurde mit einer Mark erstanden.

Nüchtern und verständig urtheilt der Verfasser über den Charakter der türkischen, richtiger gesagt, der osmanischen Nation:

Wer diese schmalen Felsthäler (des Balkan), diese steilen himmelhohen Bergwände gesehen hat und die Beschaffenheit der wenigen Straßen im Balkan kennt, der weiß auch, wie unendlich schwer das kleinste Terrain hier zu erobern und wie leicht es zu vertheidigen ist. Weiß man nun noch dazu, welche Soldaten diese Türken sind, tapfer, ja tollkühn wie die Löwen, von einer bewundernswerthen Ausdauer und einer rührenden Anspruchslosigkeit — so begreift man, daß von seiten der Russen jeder Schritt vorwärts mit den furchtbarsten Menschenopfern erkauft werden mußte. Ein höherer preußischer Militär, der Gelegenheit gehabt, die türkische Armee kennen zu lernen, sagte mir: „Mit diesen Leuten wollte ich die Welt erobern.“ Die Intelligenz des Türken ist nicht zu bestreiten, nur ist meiner Ansicht nach die Meinung der meisten Orientschriftsteller eine nicht zutreffende, daß er mit derselben im allgemeinen keinen Misbrauch treibe und Betrug und Hinterlist ihm fern seien. Zuvörderst hat der jeweilige berichterstattende Fremde im Handel und Wandel bekanntlich selten mit einem Türken zu thun. Er wird zumeist von Griechen, Juden, Armeniern und „Franken“ bedient. Der Türke nun, als Aristokrat in den von ihm unterworfenen Ländern, hat mit dem Kleinhandel nichts zu schaffen und bleibt daher auch vom Odium dieser Beschäftigung, die leichter als jede andere zu einem Ausbeutungs- und Betrugssystem führt, völlig frei. Sein Verdienst ist in dieser Beziehung ein lediglich negatives. Wer aber mit dem Türken in Angelegenheiten zu thun bekommt, wobei dieser keine Gelegenheit findet, von der Hochwarte des Islam auf den Christenhund herabzusehen, wird über die Verlogenheit und Unredlichkeit, die ihm alsdann begegnet, die reichsten Erfahrungen sammeln. Ehrlichkeit ist im Orient die seltenste Pflanze — je weiter nach Osten, desto mehr scheint gelogen zu werden — Russen und Türken sind große Virtuosen in dieser Beziehung, und wenn wir weiter gehen, so finden wir, daß z. B. ein Chinese kaum ein wahres Wort über die Lippen bringt. Dem Orientalen ist die Lüge, wenn er einen Vortheil mit ihr erreichen kann, etwas ganz Selbstverständliches; er schämt sich auch nicht, wenn er auf ihr ertappt wird.

„Niemals hat mein Sohn gelogen“, klingt es uns dagegen als Ausdruck höchsten Mutterstolzes aus dem Negerland herüber. Wenden wir uns denn lieber zu den Schwarzen, deren Herz bisweilen weniger schwarz ist als das der Weißen.

3. Die geographische Erforschung des afrikanischen Continents von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Ein Beitrag zur Geschichte der Erdkunde von Ph. Paulitschke. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Wien, Brockhausen u. Bräuer. 1880. Gr. 8. 6 M.
4. Henry M. Stanley's Reise durch den dunkeln Welttheil. Nach Stanley's Berichten für weitere Kreise bearbeitet von Berthold Volz. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 1881. Gr. 8. 5 M.

Beide Werke entziehen sich zwar dem nähern Eingehen auf ihren Inhalt an dieser Stelle. Doch sei zunächst hervorgehoben, daß das Werk von Paulitschke, einem österreichischen Gymnasiallehrer, namentlich in seiner nunmehrigen stark vermehrten und verbesserten Auflage das Beste darbietet, was wir in so ausgedehntem Rahmen über die Geschichte der Afrika-Entschleierung besitzen. Durch das beigefügte alphabetische Register ist das Buch auch zum Nachschlagen recht gut geeignet.

Stanley's berühmten Durchzug durch die äquatoriale Mitte des „dark continent“ von Sansibar bis zur Congomündung kennen die Leser d. Bl. bereits aus eingehenden

Mittheilungen, geschöpft aus dem Originalwerk des Forschers selbst. Berthold Volz, einer der wenigen preußischen Gymnasialdirectoren, welche die Erdkunde nicht blos von ferne hochachten oder etwa gar als jenes liebenswürdig nichtsnutzige Fach betrachten, mit dem man den Stundenplan irgendeines philologischen oder Schreiblehrers günstig abrunden kann, der vielmehr schon früher als geographischer Schriftsteller thätig gewesen ist, hat sich ein Verdienst damit erworben, daß er in der hier vorliegenden Bearbeitung die wesentlichsten Abschnitte von Stanley's Reisebericht heraushob, dagegen die oft so ermüdend weitschichtigen Beigaben dieses Autors über Nebensächliches, sowie die an antike Historiographie erinnernden Einflechtungen seiner an die Reisegenossen gehaltenen Reden wegließ. Da auch die Verlagshandlung die Abbildungen aus dem Original dieser verdichtenden Darstellung großentheils eingefügt hat, so möchte sich dieselbe bei dem sehr ermäßigten Preis gegenüber der zweibändigen Ausgabe von Stanley's Expeditionswerk noch besonders empfehlen.

5. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg. 1878—79. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von L. Friederichsen. Erstes Heft. Hamburg, Friederichsen u. Comp. 1879. Gr. 8. 3 M.

Die von der hamburger Geographischen Gesellschaft publicirten Hefte bieten immer einen reichen und gediegenen Inhalt bei vorzüglicher Ausstattung mit Karten und Bildwerk dar. Auch diesmal ist fast kein Erdtheil ausgeschlossen aus dem Kreise der in den „Mittheilungen" veröffentlichten Vorträge und Abhandlungen; besonders aber ist Afrika bedacht. Außer einer sachkundig und übersichtlich verfaßten Abhandlung des Herausgebers L. Friederichsen, über den gegenwärtigen Stand der Afrikaforschung erhalten wir von Wörmann und Hübbe-Schleiden, also von zwei die Neger Westafrikas und die dortigen Handelsverhältnisse gut kennenden Hamburgern, werthvolle Beiträge zur Klärung unserer Urtheile über die Aussicht der modernen Culturbestrebungen, gerichtet auf die uns nächsterreichbare Westküste des tropischen Afrika, und über die früher so völlig verkannte Culturfähigkeit der Negerrasse überhaupt. Der jüngst aus dem äquatorialen Ostafrika zurückgekehrte Mediciner G. A. Fischer bietet uns eine an Neuheiten reiche Skizze vom Wapokomoland und seinen Bewohnern. Allein nur von Robert Flegel's „Städtebildern aus West- und Centralafrika" wollen wir den Lesern d. Bl. einige kurze Proben vorlegen.

Wir befinden uns einige dreißig deutsche Meilen von dem innersten Theil des Guineabusens an den Ufern des großen östlichen Nebenflusses des Niger, des Benuë. Mit warmer Anerkennung gedenkt unser Reisender des Entdeckers dieses gewaltigen Stroms, des unvergeßlichen hamburger Kaufmannssohnes Heinrich Barth, und citirt dessen schöne Worte, die er einst in lebhafter Erinnerung an seine ruhmwürdige Entdeckerthat in sein Reisewerk eintrug:

Lange schaute ich mit stillem Entzücken auf den Fluß; es war einer der glücklichsten Augenblicke meines Lebens. Am Ufer eines großen schiffbaren Stroms geboren, in einem Handelsplatze voll rüstiger Energie und Lebenskraft, hatte ich von meiner Kindheit an eine lebendige Vorliebe für Flußscenerie, und obwol manche Jahre meines Lebens in zu ausschließliches Studium des Alterthums versenkt, hatte ich nie diesen angeborenen Trieb verloren, und sobald ich das väterliche Haus verließ und unabhängiger Herr meiner Handlungen wurde, fing ich an Reisen mit dem Studium zu vereinen und auf Reisen zu studiren, wo es denn mein größtes Behagen war, fließende Gewässer von ihren Quellen herab zu verfolgen, um zu sehen, wie sie zu Bächen anschwellen, den Bächen zu folgen und ihr Anschwellen zu Flüssen wahrzunehmen, bis sie zuletzt im Ocean verschwinden. So war es der Gegenstand meines lebendigsten Strebens, Licht auf die natürlichen Lebensadern und das hydrographische Netz der unbekannten Gegenden Centralafrikas zu werfen. Der große östliche Arm des Niger nahm vor allem meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Nun endlich konnte ich als Augenzeuge über die Richtung und Natur dieses großen Binnenwassers sprechen. Da war also die feste Hoffnung begründet, daß längs dieser Naturstraße europäischer Handel und Einfluß in das Innere dieses Continents eindringen werden.

Mit Recht beklagt es unser Verfasser, daß nur die Engländer, nicht wir Deutschen von dieser deutschen Entdeckung rasch entschlossen den rechten Gebrauch zu machen verstanden. Es ist das ja leider nur ein neuer zu den vielen andern Beweisen, wie indolent — außerhalb Hamburgs und Bremens — der deutsche Kaufmann den Forscherthaten selbst der eigenen Nation zuschaut und der deutsche Michel überhaupt viel lieber in die Schimpfereien auf den die ganze Welt da draußen in die Tasche stecken den Krämer John Bull einstimmt, als daß er sich an seinem Beispiel eine Lehre nähme, wie ein Volk reich und weltmächtig werden kann.

Flegel schloß sich im vorigen Jahre einer neuen Benuë-Expedition der Engländer an und betrat im Juli das auf dem Süduser dieses Stroms gelegene, noch vor kurzem kaum dem Namen nach gekannte Negerreich der Djuku oder der Korórofa, wie sie von den Haussa genannt werden. Der Weg geht durch wohlbestellte Fluren dem Hauptort Wukari zu:

Die Felder waren mit einer gewissen Sorgfalt bestellt, und namentlich fielen mir hier die Vogelscheuchen auf, welche ich im Korórofagebiet überhaupt zuerst bemerkt hatte. Es waren mitten im Felde kleine Warten errichtet, zu denen Schnüre von den im und am Felde stehenden Bäumen führten; sobald sich nun Vögel auf diese setzten, was namentlich die hier sehr zahlreichen Tauben zu thun pflegen, verscheuchte sie der Wächter durch plötzliches Zerren an den biegsamen Aesten. Da, wo diese Methode nicht ausreicht, standen kleine Kinder mit langen biegsamen Gerten auf den Warten, an deren Ende sie ein Stück gut gekneteten Lehms backten und dieses unter vielem Lärm und Geschrei nach den ungebetenen Gästen schleuderten, manchen dabei durch einen geschickten Wurf tödtend. Diese Anstalten mögen hier auch sehr nothwendig sein, da außer den vielen Tauben immer kleine Vögel zu Scharen über die Felder hin- und herfliegen und, wo Wald in der Nähe ist, noch die Guineahühner (Perlhühner) den Feldern häufige Besuche abstatten.

Nur im Gänsemarsch vermag der kleine Zug der Europäer das Thor der kreisrunden Hauptstadt zu passiren, so eng ist es. Ein Königsbote hat die fremden Gäste bereits

dahin geleitet, und nun wird halt gemacht, um die Begrüßung durch den Galadima, den ersten nächst dem König, zu erwarten:

Es war Agadu, ein wohlgenährter und jovial aussehender Mann von etwa 40 bis 45 Jahren. Er kam im feierlichen Ernst mit langsamen Schritten auf uns zu, gefolgt von einem Musikanten, welcher einem mandolinenartig aussehenden Instrumente, dessen Pferdehaarsaiten aber mit einem Bogen gestrichen wurden, nicht üble, wenn auch etwas melancholische und sich häufig wiederholende Töne entlockte. Das Instrument war aus einem Flaschenkürbis gefertigt, mit einer Blase überzogen und mit einem Griff versehen, auf welchem der Musikus lebhaft fingerirte, um seine Töne hervorzubringen. Der Schwarm Neugieriger rings um uns herum war sehr laut geworden, doch brachte das Ansehen, welches der Galadima augenscheinlich besaß, ihn bald zum Schweigen. Alsdann setzte sich der hohe Herr, der nur ein indigoblaues Stück Baumwollenzeug, das bis auf die Füße herabhing, um die Hüften geschlungen trug, vor uns nieder und beobachtete geraume Zeit tiefes Schweigen, den Blick von Zeit zu Zeit auf uns richtend. Endlich entschloß er sich zu einer kurzen Rede, in welcher er uns willkommen hieß in Wukari und uns versprach, für Wohnung und Verpflegung Sorge tragen zu wollen. Unter den Klängen der in Djuku heimischen Fiedel schritt er dann ebenso gemessen, wie er gekommen war, wieder ab.

Wie uns vorzügliche Abbildungen auf den beigegebenen Tafeln über Costümeigenthümlichkeiten und Geräthe der Djuku belehren (wir erkennen unter den Geräthen genau die nämliche Art kleiner, ganz niedriger, runder Tragsessel, wie sie Schweinfurth im Monbuttuland, Stanley bei seinen Congonegern fand), so zeigt uns ein eingedruckter Plan die Hauptstadt Wukari, erfüllt mit Getreide-, Bohnen- und Erdnußfeldern im Stile mancher unserer deutschen Städte im Mittelalter:

Wukari ist von einer doppelten Lehmmauer umgeben: vor der äußern befindet sich ein unbedeutender graswerwachsener Graben, über welchen ein aus Erde aufgeworfener Weg nach der Stadt hineinführt. Das Nordthor in der ersten äußern Lehmmauer besteht aus einem galgenförmigen Holzgerüst, welches so schmal ist, daß nur eine Person zur Zeit hindurchkann. Die zweite innere Mauer ist im Norden nicht ganz ausgeführt. Gleich hinter derselben befinden sich einige kleine Kornfelder und Anpflanzungen von Erdmandeln und Bohnen, an welche sich die Häusergruppen anschließen. Westlich von der etwa $1\frac{1}{2}$ Kilometer langen, gerade durch die Stadt von Nord nach Süd führenden Straße liegt zunächst der ausgedehnte Hüttencomplex des Galadima, dessen Gäste wir waren. Etwas südlicher führt eine schmuzige und krumme Straße gen Osten auf einen freien Platz, an dem die Wohnung des Königs gelegen ist. Zwei lehmumwallte Hüttengruppen stehen hier einander gegenüber, deren nördliche in ihrer Mitte das einzige größere und oblonge Gebäude mit flachem Dache, die gegenwärtige Wohnung des Königs Agudamada, deren südliche eine rund angelegte, aber alle übrigen Hütten der Stadt an Größe überragende Hütte, des Königs Weiberhaus, birgt. Das Kegeldach der letztern ziert ein Straußenei, das Zeichen der Fruchtbarkeit. Vor dieser Hüttengruppe, an der äußern Seite der sie umschließenden Lehmmauer, ist eine erhöhte Lehmbank mit Sitz errichtet, welche den Thron des Königs bei öffentlichen Sitzungen bildet. Derselbe war bei der Audienz, die Agudamada uns gewährte, mit Leopardenfellen bedeckt, über welche eine Fußdecke europäischer Arbeit ausgebreitet war, die einen Tiger in fast natürlicher Größe auf grünem, Pflanzen vorstellendem Hintergrunde zeigte.

6. Natur- und Culturleben der Zulus, nach vieljährigen Beobachtungen, statistischen und klimatischen Berichten geschildert von M. Kranz. Wiesbaden, Niedner. 1880. 8. 3 M.

Dieses kleine Buch eines englischen Districtsarztes in Südafrika verdient in weiten Kreisen unsers Vaterlandes bekannt zu werden. Der glücklicherweise nicht sehr ausgedehnte geographische Theil bedingt zwar seinen Werth nicht; der Verfasser zeigt sich uns zu unserm höchsten Erstaunen sogar verrannt in den Aberglauben, den bei uns kaum noch die schlechtesten Zeitungen dann und wann zur Zeit der sauern Gurken auftischen, nachdem Seeschlange und brasilischer Lindwurm nicht mehr lang genug befunden worden zur Füllung der gähnenden Spalten: daß nämlich die Sahara eine weite, größtentheils unterseeische Tiefebene sei, welche man vermittels Durchstechung ihres wenig höhern Randes an irgendeiner ihrer Seeseiten unter Wasser bringen könne. Er krankt zwar auch in dem weit eingehendern ethnographischen Theil seiner Schrift an manchem nicht minder auffälligen Irrglauben, sodaß er z. B. jede Gelegenheit benutzt, uns aus der ganz natürlichen Uebereinstimmung von Kaffernsitten mit ehemaligen oder noch heute bewahrten Satzungen alter Culturvölker, namentlich der Juden, nicht die Gleichartigkeit ursprünglicher Menschheit, sondern die Gevatterschaft von Kaffern und Juden zu beweisen. Sobald er indessen aus eigener Anschauung oder aus den von ihm reichlich benutzten guten literarischen Quellen seine Zulus (gesprochen Sulus) unbefangen schildert, liefert er durchaus Dankenswerthes.

Diese oft wie aus dunkler Bronze gegossenen Athletengestalten mit der hohen Stirn und dem sehnigen Arm, der voll Mannesmuth die kurze Stoßlanze, die Assegai, sieghaft gegen europäisch bewaffnete Truppen zu führen versteht, ist wahrlich etwas anderes, als was sich der deutsche Philister gedacht hat, da er das Schimpfwort „Zulukaffer" erfand. Auch von dem Aeußern der Frauen dieser berühmt gewordenen südafrikanischen Neger entwirft Kranz kein ungünstiges Bild:

Unter den Zulufrauen gibt es anatomisch tadellose Formen mit intelligenten Köpfen und Physiognomien, deren Kleidung, wie die der Griechen und Römer, classisch genannt werden könnte; eine Art Toga von Leder, von ihnen Karoß genannt, umhüllt die ganze Gestalt, nur der Hals, die Hand- und Fußgelenke sind sichtbar, mit Glasperlen, Messing- oder Kupferringen geschmückt, die Füße mit Sandalen bekleidet. Unter dem Karoß befindet sich noch ein Lederschurz oder Röckchen um die Hüften, das ebenfalls mit Perlen oder Metallknöpfen besetzt ist.

Der Unsterblichkeitsglaube und einer der schönsten Züge der Negernatur, die Mutterliebe, äußert sich auch hier oft in furchtbarem Blutvergießen, wie uns das Beispiel des großen Tschaka zeigen mag, dem die Zulus ihre spartanische Kriegsschulung wesentlich zu verdanken haben:

Tschaka ließ beim Tode seiner Mutter Mnaute, einer ränkeschmiedenden, ehrgeizigen alten Frau, über tausend Rinder opfern und bewirthete nachher damit festlich seine Krieger, welche beim Grabe Wache hielten. Dabei wurden zehn auserlesene Jungfrauen lebendig mit der Verstorbenen begraben, und die Krieger mußten ein allgemeines Niedermetzeln von mehrern

tausend Menschen zur Ehre der Todten, zu ihrem Hofstaat im Jenseits ausführen.

Im Familienleben erinnert vieles an ehrbare patriarchalische Einfalt, wie sie uns aus den biblischen Erzählungen von Abraham so anmuthet. Wie bei den alten Israeliten ist der älteste Sohn nächst dem Vater der Gebieter und Beschützer der Familie; er wohnt gewöhnlich in eigener Hütte mit eigener Dienerschaft. Ist es auch nicht Pflicht des Bruders (wie einst in Israel), die verwitwete Schwägerin zu heirathen, so hat der Zulu doch auf letztere vor allen andern ein Vorrecht:

Auch das Heirathen erinnert an hebräische und arabische Sitten, indem die Aeltern der betreffenden Braut eine Art Morgengabe erhalten, gewöhnlich fünf bis zehn und mehr Stück Vieh. Die ganze Verhandlung findet öffentlich in Gegenwart von vielen Zeugen statt. Die Stellung der Frau ist in Anbetracht dessen die einer Sklavin, und obgleich die Zulus selbst das Wort „Verkauf“ auf die Heirath nicht angewandt wissen wollen, so steht es doch fest, daß die Häuptlinge und Wohlhabenden, als die am meisten Schenkenden, von den Aeltern den Vorzug haben. Merkwürdig ist es, daß je nach Umständen ein armer Zulu ungefähr so viele Jahre dienen muß wie Jakob, um sich die Morgengabe zur Verheirathung zu verdienen. Ebenso besteht auch die Sitte, daß die jüngere Tochter nicht vor der ältern heirathen oder besser von den Aeltern weggegeben werden darf.

Unser Verfasser entrollt uns noch manches treue Gemälde von den häuslichen und Kriegssitten der Zulus, besonders auch von den nicht geringen technischen Fertigkeiten ihrer Schmiede („Eisendoctoren“ geheißen), die gewöhnlich unter dem Schatten einer Baumgruppe Esse und Amboß aufstellen, mit ihrem unansehnlichen Geräth aber gleichzeitig Metallurgen, Grobschmiede und Kunstschmiede von Bedeutung sind, so unentbehrlich dem Krieger für seine Waffen wie den Schönen für ihr Geschmeide aus Gold oder Kupfer, Eisen oder Messing. Uns genüge noch ein Blick auf die Erziehung dieser kleinen braunen Mohren zu so vielfach tüchtigen Männern:

Kaum geboren, werden die Kinder nach dem ersten Baden im Flußwasser auf die Strohmatte oder ein weiches Fell niedergesetzt und nach dem amerikanischen „Help you self“-Glückwunsch da sich selbst überlassen, um ihre Lungen auszudehnen und ihre kleinen runden Gliedmaßen nach Herzenslust recken und strecken zu können. Rund, glatt und fett, mit krausem Kopf, lernen die kleinen Kobolde bald laufen und werden nicht viel mit Kleidern geplagt — werden nach unserer Idee recht verzogen und wachsen in völliger Freiheit auf. Nur zur kalten Jahreszeit bekommen sie einen Karoß, wollene oder Pelzdecke zum Umhängen. Uebrigens fühlen sich die Mütter nicht belästigt durch die Ernährung und Erziehung derselben. Auf dem Rücken festgebunden oder nach altherkömmlicher Weise auf der Hüfte tragen sie dieselben, bis sie laufen können. Bei der Haus- und Feldarbeit haben sie ihre Kinder bei sich, abwechselnd dieselben liebkosend, nährend, abwehrend und dann wieder arbeitend — alles in der warmen, freien, frischen Luft unter dem tiefblauen südafrikanischen Himmel.

Alfred Kirchhoff.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Der Intendant der vereinigten Stadttheater zu Frankfurt a. M., Emil Claar, veröffentlicht Folgendes über das Resultat des frankfurter Preisausschreibens: Das Preisausschreiben des frankfurter Stadttheaters vom 28. August 1879 hat (für recitirende Dramen) folgendes Resultat ergeben. Nachdem die Herren Preisrichter sich zur Ertheilung eines Preises an irgendeins der eingegangenen Stücke nicht vereinigen konnten, sind dieselben zu der Verständigung gelangt, zwei Stücke ehrenvoll hervorzuheben und zur Aufführung zu empfehlen, und zwar: „Stauf“, eine historische Tragödie in fünf Aufzügen von Anton Vollmar aus Augsburg, und „Die Patricierin“, Trauerspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß aus Berchtesgaden. Die Intendanz der vereinigten Stadttheater zu Frankfurt a. M. hat daraufhin beschlossen, diese beiden Stücke demnächst in Frankfurt zur Aufführung zu bringen, unter Beibehaltung der zweiten, in dem Preisausschreiben vom 28. August 1879 enthaltenen finanziellen Bestimmung, nämlich einer 15procentigen Tantième von der jedesmaligen Brutto-Einnahme.

Das Resultat ist wenig erfreulich nach so langer kritischer Arbeit; auch der Grillparzer-Preis ist in diesem Jahre nicht ausgetheilt worden.

Aus der Schriftstellerwelt.

Der hundertjährige Todestag von Lessing ist fast in ganz Deutschland mit Theateraufführungen, Prologen und Festspielen, mit Vorträgen und Festreden gefeiert worden. Die einen vertraten in erster Linie den literarischen Standpunkt, sie feierten Lessing als die bedeutende schriftstellerische Größe, die reformatorisch in die Entwickelung unserer Nationalliteratur des vorigen Jahrhunderts eingriff; die andern betonten mehr die freisinnige Richtung des Autors und hoben in einer Zeit, in der eine so stürmische Gegenströmung sich merkbar macht, in erster Linie seine Wirksamkeit als Apostel der Toleranz hervor. In Braunschweig, welche Stadt sich infolge ihrer localen Erinnerungen zum Mittelpunkte der Lessing-Feier machte, hielt Otto Sievers die Festrede, welcher Lessing als Dichter, als Theologen, und zuletzt auch als sprachschöpferischen Genius hinstellte. Die Statue des Dichters sowie sein Grabmal wurden mit zahlreichen Kränzen geschmückt. In erster Linie betheiligte sich dabei der braunschweiger Verein Lessing. Die studentische Lessing-Feier fand auf dem Lessing-Platze statt, wo Studiosus Sauer die Festrede hielt. Deputationen der Hochschulen Berlin, Breslau, Leipzig, Marburg und anderer Universitäten legten Kränze auf den Stufen des Denkmals nieder. Franz Abt dirigirte einen von ihm selbst componirten Weihegesang: „Brüder, weihet Herz und Hand!“ In sehr vielen Universitätsstädten, besonders auch in Deutsch-Oesterreich, Wien, Brünn und andern fand eine Lessing-Feier statt. Den braunschweiger Theateraufführungen ging ein Festspiel von Max Ring: „Der verlorene Sohn“, voraus, in welchem die leipziger Theaterdirectrice Karoline Neuber Lessing's künftige Leistungen prophetisch verherrlicht. In Leipzig wurde ein schon früher gegebenes Zeitbild: „Studiosus Lessing“, von Wilhelm Henzen, wiederholt, welches den jungen Studenten im Aelternhause in einem am Schluß wohlthuend gelösten Conflict mit seiner Familie zeigt und durch eine frisch ineinandergreifende Handlung anspricht. Ein von Julius Wolff gedichteter scenischer Prolog ging am berliner Hoftheater der Aufführung der „Emilia

Galotti" voraus; am leipziger Stadttheater folgte dasselbe Gedicht als Epilog, dem sich ein großes Tableau der Hauptgestalten der Lessing'schen Muse anreihte. Das schwunghafte Gedicht beginnt leider mit einem Vers, dessen Bildersprache uns nicht sehr geschmackvoll erscheint: „Der Tag wird heute hundert Jahre alt", schließt aber mit der schönen Verszeile: „Wir ehren uns, wenn wir dir Kränze winden". Die melancholischen Betrachtungen, zu denen eine Lessing-Feier Anlaß geben könnte, sind nicht überall zur Geltung gekommen. Was würde Lessing, um auf literarischem Gebiete zu bleiben, zu der heutigen Ueberflutung der deutschen Bühne mit französischen Productionen sagen? Damals nach der Schlacht bei Roßbach wie jetzt nach der Schlacht bei Sedan war Deutschland im geistigen Schlepptau der Besiegten, und die kritische Herculesarbeit von Lessing hat nicht verhindern können, daß sich nach einem Säculum der Augiasstall von neuem gefüllt hat.

— Am 5. Februar starb Thomas Carlyle, einer derjenigen englischen Schriftsteller, der für Vermittelung deutscher und englischer Literatur in hohem Maße wirksam gewesen ist und selbst in geistvollen Werken den Einfluß deutscher Genien nicht verleugnet. Geboren am 4. December 1795 in der Grafschaft Dumfries in Schottland, studirte er in Edinburgh Rechte und Theologie, war kurze Zeit Lehrer an einer Schule in Kirkcaldy, lebte dann blos literarischen Arbeiten in Edinburgh, auf einem Gute in Dumfriesshire und seit 1834 in London. Mit Uebersetzungen aus dem Deutschen und Studien deutscher Literatur begann er seine literarische Thätigkeit. Er übersetzte Goethe's „Wilhelm Meister" unter dem Titel „William Meister's apprenticeship" (3 Bde., 1824), gab „Translations of German romance" (4 Bde., 1827) heraus, eine Auswahl aus Goethe, Jean Paul, Tieck, Hoffmann u. a., und veröffentlichte 1825 das „Life of Schiller". Originell bis zum Barocken war sein erstes Originalwerk „Sartor Resartus" (1835), bedeutend seine Vorlesungen „On hero worship" (1841). Er proclamirte damit fast gleichzeitig mit David Strauß den Cultus des Genius als der bewegenden geschichtlichen Macht: seine Schrift fand in Deutschland lebhaftes Echo. Als Historiker mußte er von diesem Standpunkte aus das Individuelle in jeder Hinsicht in den Vordergrund stellen und trat so in schärfsten Gegensatz gegen die archivarische Geschichtschreibung. Glänzend, bewegt und farbenreich bis zum Kunterbunten war seine „French Revolution, a history" (3 Bde., 1837), tief eindringend seine Charakteristik Cromwell's in dem Supplement, das er den „Letters and speeches of Oliver Cromwell" (2 Bde., 1845) hinzufügte. Sein umfassendes Hauptwerk „History of Friedrich II." (6 Bde., 1858—65) zeugt von großer Vorliebe für deutschpreußische Geschichte, von eingehenden Studien, ist aber allzu sehr mit weitschichtigem Beiwerk und barocken Arabesken überladen. Carlyle ist ein seltenes Beispiel von dem Einfluß, den Jean Paul'scher Stil auf die Geschichtschreibung ausgeübt hat. Während des deutsch-französischen Kriegs sprach sich Carlyle mit voller Entschiedenheit in mehrern seitdem gedruckten Briefen für die deutsche Sache aus.

Bibliographie.

Aeschylos' ausgewählte Dramen. Uebersetzt von A. Oldenberg. Leipzig, Bibliographisches Institut. 8. 2 M.

Bismarck, Fürst v., Ausgewählte Reden. Gehalten in den Jahren 1862—1880. 2ter Thl.: Reden aus den Jahren 1871—1880. Mit Anhang: Reden aus den Jahren 1847—1852. 1stes Hft. Berlin, Cortkampf. 8. 1 M. 50 Pf.

Brauer, F. R., Erlebnisse aus Kriegs- und Friedenszeiten. Anlässlich der Feier des 50jährigen Garnison-Jubiläums des 1. Schlesischen Jäger-Bataillons Nr. 5 am 22. September 1880 unter Benutzung schätzbarer Original-Beiträge herausgegeben. Görlitz, Kohler. 1880. 8. 1 M. 50 Pf.

Deutscher Bühnen-Almanach. 45. Jahrgang. Herausgegeben von A. Entsch. Berlin. 12. 5 M.

Coronini-Cronberg, C. Graf, Schau' um dich her! Gedichte. Leipzig. O. Wigand. 12. 4 M.

Cramer, R. v., Die Frauenfrage. Riga, Helms. 1880. 12. 1 M.

Devin, L., Hermann Borneck. Schauspiel. Hamburg, Kriebel. 8. 1 M. 50 Pf.

Ebner-Eschenbach, Marie v., Neue Erzählungen. Berlin, Ebhardt. Gr. 8. 6 M.

Euripides' ausgewählte Dramen. Uebersetzt von J. Mähly. Leipzig. Bibliographisches Institut. 8. 2 M.

Forst, E., Gedichte. Wien, Faesy u. Frick. 16. 4 M.

Freese, A., Kaiser Karl der Fünfte. Drama. Berlin, F. Luckhardt. 8. 2 M. 40 Pf.

Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert und W. v. Giesebrecht. Supplement zur 38sten Lfg. 2te Abth.: Geschichte Frankreichs von K. Hillebrand. Ergänzungsheft zum 1sten Bde.: Die Julirevolution und ihre Vorgeschichte (1814—1830). Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Geßler, F., Dieter und Walheide. Eine Geschichte aus alter Zeit. Lahr, Schauenburg. 16. 1 M. 80 Pf.

Grapengiesser, C., Sprüche aus dem Leben und für das Leben. Zur Beförderung einer gesunden, thatfrohen, heiteren und gottvertrauenden Welt- und Lebensansicht. Dresden, v. Grumbkow. 1880. 12. 3 M.

Hansen, E., Kleine Novellen. (Harznovellen aus alter und neuer Zeit. Skizzen aus Nord und Süd.) Berlin, Prüfer. 8. 2 M. 50 Pf.

Haugwitz, G. v., Das Lied vom Boberschwan. Hamburg, Grädener. 12. 1 M.

Heigel, K. T., Aus drei Jahrhunderten. Vorträge aus der neueren deutschen Geschichte. Wien, Braumüller. Gr. 8. 6 M.

Heisterbergk, B., Ueber den Namen Italien. Eine historische Untersuchung. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 4 M.

Meding, O. (Gregor Samarow), Memoiren zur Zeitgeschichte. 1ste Abth.: Vor dem Sturm. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Moser, G. v., und F. v. Schönthan, Krieg im Frieden. Lustspiel. Berlin, Lassar. 8. 4 M.

Pertz, G. H., Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau. 5ter Bd. Schluß. Von H. Delbrück. Berlin, G. Reimer. 1880. Gr. 8. 10 M.

Polko, Elise, Die Königin Luise. Portraitskizzen. Leipzig, Eckstein. 8. 2 M.

Rocco, W., Schreemann u. Comp. Eine plattdütsche Geschichte. Bremen, Schünemann. 8. 3 M.

Saporta, Graf G. v., Die Pflanzenwelt vor dem Erscheinen des Menschen. Übersetzt von C. Vogt. Mit 118 in den Text eingedruckten Holzstichen, 13 Tafeln, wovon 5 in Farbendruck. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 13 M.

Semper, H., und W. Barth, Hervorragende Bildhauer-Architekten der Renaissance. Mino da Fiesole. Andrea Sansovino. Benedetto da Rovezzano. Forschungen von H. Semper. Aufnahmen von W. Barth. Mit 27 Tafeln in Lichtdruck. Dresden, Gilbers. 1880. Gr. Fol. 32 M.

Sonde, E., Franz Balthasar Schönberg von Brenkenhoff, königlich preußischer Geheimer Ober-Finanz-, Kriegs- und Domänen-Rath. Ein Lebensbild. Landsberg a. W., Schaeffer u. Comp. 1880. Gr. 8. 60 Pf.

Stapff, F. M., Wärmezunahme nach dem Innern von Hochgebirgen. Bern, Dalp. 1880. 8. 60 Pf.

Stoel, L., Kleine Blumen, kleine Blätter. Gedichte. Würzburg, Stahel. 1880. 16. 2 M.

Suse, T., Gedichte. Hamburg, J. F. Richter. 8. 3 M.

Wiener Theater-Repertoir. 370ste Lfg.: Eine Frau vom Theater. Schauspiel von L. Rötel. Wien, Wallishausser. 1879. Gr. 8. 2 M.

Tollmitt, G., Grundriß der Volkswirthschaftslehre. In einfachen Worten dargestellt. Bromberg, Fischer. 1880. Gr. 8. 1 M.

Trebe, B., Grüne Blätter. Gesammelte Dichtungen. Garding, Lühr u. Dircks. 12. 3 M.

Velde, A. von der, Zu Fritz Reuter. Praktische Anleitung zum Verständniß des Plattdeutschen an der Hand des ersten Kapitels des Fritz Reuter'schen Romanes: „Ut mine Stromtid". Leipzig, C. A. Koch. 8. 60 Pf.

Vierordt, H., Lieder und Balladen. Heidelberg, C. Winter. 12. 5 M.

Wademund, A., Festgabe zur Kaiser Joseph Feier am 30. November 1880. Dichtungen. Wien, Konegen. 1880. 16. 1 M. 20 Pf.

Die Währungsfrage im deutschen Handelstage. Berlin, Simion. Gr. 8. 1 M.

Wald, E. v., und M. v. Wedell, Nordische Skizzen. Leipzig, Eckstein. 1880. 12. 2 M. 50 Pf.

Wald, E. v., Amor in Frack und Uniform. Humoresken. Leipzig, Eckstein. 8. 1 M.

Walkenried, Alma v., Knospen und Blüthen. Gedichte. Herausgegeben von E. Wiebe. Hamburg. 12. 2 M. 25 Pf.

Walther, R., Liederbuch eines Bolten. 1ster Thl. Dorpat, Schnakenburg. 1880. 8. 2 M. 40 Pf.

Wechsler, E., Der Festzug des Lebens. Poetische Spiegelbilder. Graz, Leykam-Josefsthal. 1880. 8. 1 M. 60 Pf.

Weddigen, O., Zur Würdigung der Sedan-Feier und des verflossenen Jahrzehnts. Festrede. Essen, Silbermann. 1880. Gr. 8. 40 Pf.

Welcum, K., Weihnachtsspiel. Dramatische Vorstellung der biblischen Mittheilungen über die Geburt Christi, in 2 Abtheilungen. Mit einer Musikbeilage von J. Schweitzer. Freiburg i. Br., Herder. 1880. 8. 80 Pf.

Werner, E., Frühlingsboten. Roman. Leipzig, Keil. 1880. 8. 4 M. 50 Pf.

Whately, Miß E. J., Cousine Mabella's Erfahrungen. Skizzen aus dem religiösen Leben in England. Autorisirte deutsche Übersetzung von Emilie von Bunsen. Gütersloh, Bertelsmann. 1880. 8. 4 M. 50 Pf.

Anzeigen.

WESER-ZEITUNG

(Bremen)

Täglich 3 Ausgaben.

Bei allen Postanstalten

pr. Quartal 7 Mark.

Inserate pr. Zeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Memoiren zur Zeitgeschichte.

Von

Oskar Meding. (Gregor Samarow.)

Erste Abtheilung:

Vor dem Sturm.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Der frühere hannoversche Regierungsrath und Vertraute des Königs Georg V., Oskar Meding, als Romanschriftsteller bekannt unter dem Pseudonym Gregor Samarow, veröffentlicht hier die Geschichte seiner politischen Wirksamkeit in drei Abtheilungen, deren erste die Zeit von 1860 bis 1866, die zweite das Jahr 1866 selbst, die dritte die Periode von 1867 bis 1870 umfassen wird. Seine Aufzeichnungen ergänzen und berichtigen in vielen Punkten die bisherige Darstellung der Ereignisse, indem sie von den geheimern Beweggründen der Betheiligten Kunde geben; sie bilden eine werthvolle Quelle für die Zeitgeschichte wie zugleich eine fesselnde Lektüre.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben ist vollständig erschienen:

Endymion.

Von

Earl of Beaconsfield.

(Benjamin D'Israeli.)

Aus dem Englischen von Professor Dr. C. Böttger.

Drei Theile. 8. Geh. 18 M. Geb. 21 M.

Dieser neueste Roman des berühmten englischen Staatsmanns, eine pikante Mischung von Wahrheit und Dichtung, führt mitten in die höchsten Kreise der Gesellschaft ein und streift in geistvoller Unterhaltung alle Fragen, von welchen das politische Leben Englands während der jüngsten Decennien bewegt worden ist. Vorliegende deutsche Uebertragung gibt die feinen Eigenthümlichkeiten der Beaconsfield'schen Schreibweise so treu und vollkommen wieder, daß sie sich fast ganz wie ein Originalwerk liest.

Verlag der Haude- u. Spener'schen Buchhandlung (F. Weidling) in Berlin.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Lessing's Laokoon. Für den weiteren Kreis der Gebildeten bearbeitet und erläutert von Dr. W. Cosack. Mit einer Abbildung der Marmorgruppe und erläuterndem Namen-Verzeichniß. 2. Auflage. Geh. 2 M. In engl. Einband 3 M.

Lessing's Theorie der Tragödie mit Rücksicht auf die Kontroverse über die κάθαρσις τῶν παθημάτων von Dr. O. Weddigen. 80 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Grabdenkmäler der Päpste.

Marksteine der Geschichte des Papsttums.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite neu umgearbeitete Auflage.

8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Eine neue durchaus umgearbeitete Auflage der bekannten Schrift von Gregorovius, welche die gesammte Geschichte des Papstthums in kurzen charakteristischen Zügen vorführt und vom Verfasser selbst als die Vorhalle zu seiner „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" bezeichnet wird. Unentbehrlich für die Besitzer des letztern Werks, gewährt sie auch jedem Freunde der Cultur- und Kirchengeschichte hohes selbständiges Interesse.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Veteris Testamenti Graeci

codices Vaticanus et Sinaiticus cum textu recepto collati ab

Eberardo Nestle.

Supplementum editionum quae Sixtinam sequuntur omnium in primis Tischendorfianarum.

8. Geh. 5 M.

Eine nothwendige Ergänzung der ersten bis fünften Auflage von Tischendorf's Ausgabe der Septuaginta sowie auch aller andern Ausgaben derselben aus älterer und neuerer Zeit.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Seltsame Brüder.

Roman von

Levin Schücking.

Drei Theile. 8. Geh. 13 M. 50 Pf.

Dieser neue spannende Roman des Verfassers, in der Gegenwart und auf deutschem Boden spielend, vereinigt alle die Vorzüge der Darstellungskunst, welche Schücking seit lange den beliebtesten deutschen Erzählern zugesellt haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 10. 10. März 1881.

Laube's Roman „Die Böhminger“.

Die Böhminger. Roman von Heinrich Laube. Drei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1880. 8. 15 M.

Unter den hinterlassenen Papieren der vor Jahresfrist dahingeschiedenen Gattin Laube's fand sich ein halbvollendetes Romanmanuscript desselben, welches aus dem Beginn der sechziger Jahre stammte und völlig in Vergessenheit gerathen war, sodaß es dem Verfasser erst nach wiederholter Lektüre des Fragments gelang, sich zu besinnen, was er damals gewollt und wonach er gestrebt. Nun aber griff er mit Energie die vernachlässigte Arbeit an, und in wenigen Wochen war der dreibändige Roman druckfertig, der uns heute zur Besprechung vorliegt und der, wenn er auch kein Meisterwerk ist, doch ein erfreuliches Zeugniß ablegt für die noch ungebrochene Geisteskraft des greisen Autors und nirgends erkennen läßt, daß zwischen der Abfassung der ersten und zweiten Hälfte der so bedeutende Zeitraum von zwanzig Jahren liegt.

Eine übelwollende Kritik hat es sich angelegen sein lassen — mit theilweiser Fälschung des thatsächlichen Inhalts dieses Werks und mit Ignorirung der eigentlichen Absicht Laube's —, dem Buche jeden Werth abzusprechen und die ungünstigste Meinung von demselben zu verbreiten. Die Gehässigkeit, mit der dies geschah, wurde nur übertroffen durch die Zumuthung, der Verfasser hätte einen philosophischen Tendenzroman schreiben sollen, nachdem er den Mystiker Böhme und dessen Stiftung zum Ausgangspunkte des Romans, einen Nachkommen dieses Philosophen aber zum Helden gemacht. Ungefähr mit demselben Rechte könnte man Shakspeare vorwerfen, daß er „Julius Cäsar“ nicht zu einer Historie gemacht, in welcher uns ein Bild der Schicksale dieses Mannes aufgerollt wird. Daran aber dachte Shakspeare gar nicht, die Tragödie taufte er nur „Julius Cäsar“, und die eigentliche Absicht war ihm, den Untergang der römischen Republik zu schildern. Und so zielte auch Laube — mutatis mutandis — nicht im entferntesten dahin ab, uns über Böhme und seine Philosophie und über die detaillirten Schicksale der Böhminger zu informiren, sondern ein möglichst anschauliches und lebendiges, ein dramatisch bewegtes Bild der socialen und politischen Zustände Deutschlands im Jahre 1830 zu bieten. Das konnte und das that er in zufriedenstellendster Weise; Böhme und seine Stiftung hineinzubringen, war ein technischer Behelf, zum Theil sogar eine Schrulle des Verfassers, und der ganze Roman könnte seinem Kerne nach bestehen ohne diesen Behelf und ohne daß der Held Saul ein Böhminger sein müßte. Ueberhaupt ist dieser Saul und seine Liebesaffaire mit Deborah wie der ganze romantische Aufputz des Buchs die leichte Zuckerwaare, dargeboten dem genäschigen Gaumen des Publikums. Bei gerechter Würdigung des eigentlichen Ziels, das sich Laube gesteckt, wird man auch darüber nicht allzu strenge mit ihm ins Gericht gehen dürfen, daß er es sich mit dem Romane etwas leicht gemacht hat, zumal er immer amusant, immer lebendig zu erfinden und zu schreiben weiß. Und welch eine Fülle origineller Gestalten, von denen einzelne kleine Meisterwerke der Zeichnung und Charakteristik genannt werden müssen, weist dieses Buch auf! Wie üppig schießen die dramatischen, oft drastischen Situationen empor und halten uns immer in Athem und Spannung, mögen wir auch den Kopf schütteln zu manchen Wendungen und Schwenkungen, die der Autor macht, um rasch und frisch vorwärts zu kommen. All das sind Vorzüge, welche das große, naive Publikum hochschätzt und welche der Kritiker nicht übersehen darf. Wenn wir nun aber auf den eigentlichen Kern des Werks kommen, auf die Schilderung der socialen und politischen Zustände Deutschlands in den dreißiger Jahren, so werden wir Jüngern, welche von jenen Zu-

ständen nur unklare Vorstellungen haben und aus den verschiedenen Geschichtswerken, welche jene Zeit zu schildern suchen, nur die trockenen Thatsachen erfahren, Heinrich Laube, der in jener Zeit gelebt und gekämpft und mit scharfem Auge geschaut und mit klarem Geiste erfaßt hat, was sie an Absonderlichem und Unmöglichem geboten, Dank zollen müssen, daß er sich der Mühe unterzogen, aus der Fülle seiner Erinnerungen zu schöpfen und mit plastischer Kunst mannichfaltige charakteristische Bilder vor uns hinzuzaubern. Und dies thut er mit strengster Objectivität, ebenso scharf die falschen Demagogen und die Revolutionäre aus Gewinnsucht geißelnd, als die Demagogenriecherei verdammend und dem damaligen Regierungssystem, welchem kein Mittel zu schlecht war zur Erreichung seiner Zwecke, einen wenig schmeichelnden Spiegel vorhaltend. Und wenn man aus diesem Buche auf Laube's politische Gesinnung schließen darf, so ist er der Mann des gemäßigten Fortschritts, gleich weit entfernt von jener Umsturzlust, welche zu zerstören, aber nicht aufzubauen versteht, wie von der reactionären Neigung, welche die Unmündigkeitserklärung des Volks als absolute Nothwendigkeit anerkannt sehen will. Das muß aber um so mehr erfreuen, da Laube als Theaterregent stets dem Absolutismus huldigte und nicht selten den Wahlspruch aller Tyrannen: „Macht geht vor Recht", praktisch bethätigte.

Doch wir müssen nun dem Verfasser selbst das Wort lassen und folgen ihm zu diesem Behufe in den Schwurgerichtssaal, woselbst Deborah, die Geliebte Saul's, unter der furchtbaren Anklage des Kindesmordes steht und ihr Urtheil gesprochen werden soll. Diese Schwurgerichtsscene gehört zu den glänzendsten Partien des Buchs und ist mit großem Geschick geschildert. Leider fehlt es uns an Raum, dieselbe ihrem ganzen Inhalt nach zu reproduciren, ein Stückchen davon aber mag hier seinen Platz finden. Mehrere Belastungszeugen haben ausgesagt, und immer unheilschwangerer ziehen sich die Schuldbeweise um der Angeklagten Haupt zusammen. Da tritt Saul zum Sprechen vor. Am ganzen Körper zitternd vor Aufregung und Entrüstung ruft er:

Das ist alles nicht wahr! (Murren im Publikum.) Es ist alles nicht wahr! wiederholte Saul mit gebieterischem Tone und fuhr dann fort: Dieser Mensch kennt Deborah gar nicht. Er ist in erzwungener Entfernung um sie herumgeschlichen, weil ihre Schönheit ihn lüstern gemacht, ganz so wie sein Spießgeselle, der sogenannte Doctor Cholera, der gar kein Doctor ist, sondern ein medicinischer Curpfuscher, ein medicinischer und politischer Curpfuscher. Beide leben von der Aufregung in den politischen Zuständen Deutschlands, beide sind Demagogen — (Unwille im Publikum).

Demagogen sag' ich. Das ist was anderes als Demokraten. Demagogen treiben ein Wuchergeschäft mit den ehrlichen Wünschen der Völker, sie treiben es zu ihrem persönlichen Vortheil. Sie hetzen und verhetzen, um im Trüben fischen zu können, und sie suchen und finden ihren Vortheil darin, daß die Wünsche der Völker nie befriedigt werden. Denn sobald das ersehnte neue Gesetz erreicht, sobald die neue Staatsordnung, welche wir alle wünschen, eingeführt würde, dann hätte das Demagogengeschwätz ein Ende und sie wären beseitigt. So steht's jetzt in Deutschland. Nicht daß wir der französischen Freiheit nahe gebracht würden, nicht daß unsere Regierungen den Volkswünschen Erfüllung böten, o nein, so steht es nicht. Leider befehlen unsere Regierungen die Reaction und zwar in polizeilich und militärisch scharfer Weise. Und darum sind augenblicklich die Demagogen lahm gelegt, denn man sperrt sie ein, wenn sie ihr Handwerk der Verhetzung weiter treiben wollen. Da suchen sie sich denn anderweitige Beschäftigung. Sie verhetzen nun die Privatpersonen gegeneinander und stellen sich in den Dienst rachsüchtiger Menschen. So steht es hier. Dieser Cholera und Nelle sind in den Dienst eines russischen Barons getreten, oder richtiger eines russischen Spions. (Ein gellender Schrei im Publikum.)

Eines russischen Spions, welcher in unserm Vaterlande sein schändliches Wesen treibt. Marlowin ist sein Name. Nachdem er in Polen fertig geworden, weil die heldenmüthigen Polen niedergeworfen sind durch militärische Uebermacht, ist er zu uns gekommen, um die Freiheitsbestrebungen der Deutschen zu untergraben, und hat sich nebenher in Deborah verliebt, verliebt mit aller Wildheit eines Barbaren. Sie hat ihn abgewiesen, hat sich von ihm entfernt. Dadurch ist sein Rachegefühl entzündet worden bis zur bestialischen Wuth, und da er sie nicht besitzen konnte, so hat er sie vernichten wollen. Zu diesem Ende hat er die jetzt beschäftigungslosen Demagogen gedungen, und namentlich der sogenannte Doctor ist dazu benutzt worden, ihre Entbindung zur Anklage auf ein Verbrechen auszubeuten. Im entscheidenden Augenblicke der Entbindung hat er sich eingedrängt, die Frauenhülfe entfernt und sich wahrscheinlich des Kindes bemächtigt. (Bewegung im Publikum.)

Ich fordere das Gericht auf, in dieser Richtung nachzuforschen. Hülfsmittel zur Nachforschung sind vorhanden — das Mädchen Deborah's und die Hebamme bieten sie dar. Man höre sie. Wer Deborah kennt, wie ich sie kenne und wie meine Freunde sie kennen, der ist entsetzt über die Anklage eines Mordes und weist sie wie eine absolute Unmöglichkeit zurück. Die Anklage ist der helle Wahnsinn. Sie ist das liebevollste Geschöpf, welches keinen Wurm tödten würde ohne Noth, und sie soll ihr Kind getödtet haben! Wenn nichts anderes, gerade ihre Abstammung von einer jüdischen Mutter spräche dagegen. Das unglückliche Volk der Juden hat einer fast zweitausendjährigen Verfolgung und einem fast zweitausendjährigen Ausrottungsversuche gerade dadurch widerstanden, daß es den Familiensinn aufs treueste gepflegt, daß es die Kindesliebe wie einen Cultus gehegt hat. Wer weiß eine Jüdin zu nennen, welche ihr Kind verleugnet oder gar vernichtet hätte? Niemand, niemand. Und das sollte ohne irgendeine zwingende Veranlassung dies Weib hier, diese Deborah gethan haben? Dies Weib, welches sich unter erschwerenden Umständen eine reiche Bildung angeeignet hat, eine Bildung, von welcher jeder verbrecherische Gedanke ausgeschlossen ist, dies Weib, welches dem Reichthum eines Marlowin den Rücken gekehrt hat, um nicht ihren Gefühlen lügnerisch zu widersprechen, dies Weib, von welchem wir wissen, daß jeder Arme, jeder Unglückliche Rath, Trost und Hülfe bei ihr gefunden, dies Weib mit dem weichen, künstlerischen Herzen, das an das Höhere im Menschen glaubt und in diesem Höhern seine Begeisterung schöpft? Wer soll das glauben? Kein Mensch, der an das Höhere im Menschen glaubt. Ich glaube daran und ich bin berufen, für dies unschuldige Weib hier einzustehen, denn ich bin ihr Mann, und ich bin der Vater des Kindes.

Mit diesem Citate schließen wir die Anzeige des Laube'schen Romans, dessen Schwächen wir nicht verkennen oder leugnen, den wir aber um seiner Vorzüge willen mit voller Ueberzeugung empfehlen können. Oskar Welten.

Philosophische Revue.

1. Handbuch der Moral nebst Abriß der Rechtsphilosophie von J. J. Baumann. Leipzig, Hirzel. 1879. Gr. 8. 7 M.

Dieses Handbuch ist kein schulmäßiges Compendium im gebräuchlichen Sinne, wie der Titel vielleicht nicht zu Gunsten des Werks vermuthen läßt. Den Inhalt desselben bilden vielmehr vorwiegend monographische Bearbeitungen einzelner ethischer Grundprobleme, welche durch das einheitliche Grundprincip und einige leitende Gesichtspunkte in organischen Zusammenhang gebracht sind, und zwar derart, daß sich die einzelnen Principien und Ergebnisse im wesentlichen zu dem Grundriß eines Systems der Ethik zusammenfügen ließen. Die vorwiegend monographische Bearbeitung einzelner Grundprobleme schließt trotz dem sichtlich hervortretenden geistigen Bande die streng systematische Behandlung von vornherein aus. Was dem Werk dadurch an Vollständigkeit, an Erschöpfung des Stoffs, an Strenge der architektonischen Gliederung, an schulmäßiger Form, an didaktischer Anordnung des Ganzen und des Details verloren geht, ersetzt es durch sorgfältige Analysen der behandelten Grundbegriffe, durch allseitige Untersuchung wesentlicher Grundprobleme, durch die Vorzüge der monographischen Darstellung, durch die Verwerthung eines reichen empirischen Materials, durch die anregende Vielseitigkeit und die glückliche Popularität der Darstellung.

Der Autor sucht durch die gegenwärtige Bearbeitung zwei Hauptrichtungen der neuern Ethik zu vereinigen, deren eine die Moral als Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geisteslebens, die andere als die Wissenschaft von dem, was sein soll, betrachtet. Es handelt sich also zugleich um eine ausgleichende und verbindende und um eine vom selbstgewählten Standpunkte Grundlinien ziehende Arbeit. Diese Arbeit gewinnt ganz besonderes Interesse durch die ausgesprochene Tendenz, die Moral von eigentlich metaphysischen Hypothesen unabhängig zu machen. Der Autor tritt mit derselben in innige Beziehung zu der vorwiegend in Frankreich und England vertretenen Schule der morale indépendante.

Es handelt sich dem Verfasser darum, die „inhaltlichen Gegensätze der Moralsysteme auszugleichen, welche sich als Betonung des sinnlichen Lebens, als Betonung der intellectuellen und technischen Fähigkeiten, als Betonung der Hingebung an andere bisher gegenüberstanden". Er hält es für selbstverständlich, daß dazu die Berücksichtigung nicht blos der europäischen, sondern auch der mohammedanischen, indischen und chinesischen und der Moral der Naturvölker erforderlich sei. Der Grundstein der Moral ist ihm die „richtige Willenstheorie", welche auch die Gesetze der Ausbildung des Willens und damit der „moralischen Charakterbildung" implicirt. Sehr treffend bemerkt der Verfasser, daß Moral erst sei, was sie sein muß, wenn sie „nicht blos sagt, was geschehen soll, sondern auch die Kräfte nachweist, wodurch es geschehen kann, und die Art und Weise lehrt, diese Kräfte zu wecken und zu steigern". Dies begründet die stetige Richtung der Aufmerksamkeit auf „Weckung und Ausbildung der moralischen Kraft". Dieser praktische Grundzug des Werks, der in manchen Theilen desselben geradezu als Hauptsache erscheint, verleiht ihm ein ganz besonderes Interesse für den Pädagogen, um so mehr, als es das von der Mehrzahl der Fachmänner bei der vorwiegend theoretischen Tendenz zeitgenössischer Bestrebungen vernachlässigte Gebiet der Willenserziehung, der Moralpädagogik in mancher Richtung, wenn auch nur nebenher, bearbeitet.

Nächst der monographischen Bearbeitung einzelner Grundprobleme bilden die vielfach eingefügten Ansätze und Beiträge zu einer ethischen Pädagogik den Hauptinhalt des Werks. Die Rechtsphilosophie ist nur in einem ganz kurzen Abriß behandelt, in welchem es sich in der Hauptsache um den Nachweis der innern Beziehungen des Rechts zur Moral handelt. Der Autor will weder das Recht unmittelbar auf eine bestimmte Moral gegründet, noch kurzweg von aller Moral getrennt, sondern eine ganz allgemeine, für verschiedene Religionen und für verschiedene Lebensansichten zugängliche moralische Grundlage des Rechts anerkannt wissen.

Die Darstellung der Moral geht aus von der Natur des Willens und den Gesetzen der Willensbildung. Obenan steht eine polemische Bemerkung gegen die übliche Methode, die moralischen Ideale und Postulate an die Spitze zu stellen. Mit Recht betont der Autor, daß die Schwierigkeit nicht sowol in dem Finden der Ideale, als vielmehr in ihrer Verwirklichung durch den Willen liege, ohne dessen Leistungsfähigkeit „Moral ein bloßes Gedankenbild, ein schöner Traum sein würde". Damit ist unmittelbar auf die anthropologische Wurzel der Ethik hingewiesen. Denn nicht um die dialektische Bearbeitung der abstracten ethischen Begriffe als solcher, auch nicht um eine Auflösung der Ethik in eine Aesthetik des Wollens kann es sich handeln, sondern um den Nachweis der Beziehung zwischen dem Sollen und Können, sittlicher Verpflichtung und sittlicher Leistungsfähigkeit. Daher macht der Autor die Naturlehre des Willens zur Grundlage der Ethik. Die Entwickelungsgesetze des Willens geben den Normativgesetzen der Willensbildung, der Erziehung des Willens zur pflichtmäßigen Gesinnung die reale Grundlage, ohne welche das „Du kannst, denn du sollst" ein theoretisches Ideal bliebe.

Im Begriff des Willens liegt nach der Darlegung des Autors ein Willensinhalt oder Gegenstand und ein Werthurtheil oder Motiv. „Klarheit der Vorstellung" und „Stärke des Werthurtheils" machen den Willen effectiv. Doch gehöre zu voller Leistungsfähigkeit die physiologische Basis vorausgängiger unwillkürlicher Bethätigung:

Einen Vorgang, wo auf Vorstellung und Werthschätzung geistige oder geistig-leibliche Bethätigung eintritt, nennen wir

Wille und willkürliche Handlung; sie hat aber nicht mit Erfolg statt, wo nicht die unwillkürliche Bethätigung voraufging.... Wo die organischen und psychischen Anknüpfungspunkte des effectiven Willens nicht sind oder aus Mangel an Ausbildung so gut wie verloren sind, da tritt der effective Wille nicht ein.

Aus der richtigen Willenstheorie erkläre sich auch das Entstehen der falschen in der Geschichte der Psychologie und der Ethik. Insbesondere verwirft Baumann die Schopenhauer'sche Auffassung vom Willen auf das bestimmteste:

Nicht der Wille liegt dem Vorstellen zu Grunde und erzeugt es als einen nachgeborenen, ihm unter Umständen feindlichen Sohn, sondern der Wille selbst ist das Nachgeborene, aus Vorstellung und Werthschätzung zusammen erst Entstehende; das Ursprüngliche sind unwillkürliches Geschehen und unwillkürliche Bethätigung.... Der in seinem Ursprunge so verstandene Wille ist bildbar, sofern unzweifelhaft die organischen und psychischen elementaren Grundlagen desselben bildbar sind.

Auch hier gelte das Non imperatur nisi parendo. Der Hergang sei: unwillkürliche Bethätigung, im Anschluß an dieselbe Vorstellung und Werthschätzung (erstes Stadium), dann Vorstellung und Werthschätzung zuerst, im Anschluß an diese Bethätigung (zweites Stadium).

Diese sichtlich auf physiologisch-psychologische Grundlagen gestellte Willenstheorie wird vom Verfasser im einzelnen entwickelt. Aus derselben werden die einzelnen Gesetze der Willensbildung deducirt. Die Anwendung derselben in der Moralpädagogik wird theils angedeutet, theils ausführlicher dargestellt. Der Autor verwerthet mit Umsicht die Resultate physiologischer Forschung. Soweit ihn die Erörterung der Mittel und Wege der Willensbildung zur tiefern Einlassung auf pädagogische und psychologische Fragen führt, steht er vielfach in weitgehender Uebereinstimmung mit den Lehrmeinungen von Herbart, Beneke und Lotze. Wenn aber der Einfluß der letztern bei der Behandlung psychologischer und pädagogischer Fragen oft hervortritt, so ist für die Entwickelung des ethischen Standpunktes die umfassende Berücksichtigung anthropologischer, im Besondern physiologischer Forschungen von entscheidender Bedeutung. Zur Begründung des Standpunktes und der aus demselben sich ergebenden Gesetze sind werthvolle Materialien aus verschiedenen Gebieten wissenschaftlicher Forschung herangezogen und insbesondere die neuern Untersuchungen der Nervenphysiologie, der allgemeinen Anthropologie, der physiologischen Psychologie, der Sociologie, namentlich auch der Nationalökonomie vielfach verwerthet worden. Damit ist das Streben des Autors bethätigt, seine ethischen Ansichten auf anthropologische Grundlagen zu stellen, deren die Ethik unsers Erachtens zu ihrer wissenschaftlichen Begründung bedarf. Es braucht kaum besonders betont zu werden, daß das Werk auch von tüchtiger Kenntniß der Geschichte der Moralphilosophie Zeugniß ablegt.

Auf Grund der ermittelten Gesetze der Entwickelung des Willens und der Normen der Willensbildung stellt der Autor in einem besondern Kapitel, das auf culturhistorische Studien gestützt ist, den Emporgang der Menschheit zur Cultur in ganz allgemeinen Umrissen und mit stetiger Beziehung auf die moralische Entwickelung dar. Von besonderm Interesse ist hierbei die Erörterung der von der Moralphilosophie postulirten „Gleichheit der Menschen“. Diese Gleichheit ist nach Baumann „die Gleichheit der formalen Grundzüge der menschlichen Natur mit Offenlassung eines mannichfachen und sehr verschiedenen Inhalts“:

Die Gleichheit des Menschen ist etwas, was auf Grund der physiologisch psychologischen Constitution der menschlichen Natur nicht am Anfange der Geschichte stehen konnte, sondern ihre Anerkennung ist, wo sie bereits durchgedrungen, das Resultat jahrhundertelanger mannichfacher Entwickelungen.

Die inhaltliche Grundlegung der Moral als Lehre von der Aufgabe und der Bestimmung des Menschen müsse drei Stücke im Fundament verbinden: 1) Die richtige Theorie des Wollens; 2) die Einsicht in die „Gleichheit der Grundzüge menschlicher Natur mit Rücksichtnahme auf eine mögliche mannichfaltige inhaltliche Ausfüllung derselben“; 3) „sie muß Ideale und Regeln ihrer Verwirklichung geben auf Grund der festen Gesetze menschlichen Wesens, sie muß stark und kräftig sein können, ohne darum Zwang üben zu wollen“.

Die Moral ist, wie Baumann mit erfreulicher Entschiedenheit behauptet, eine immanente. „Sie geht von irdischen Verhältnissen aus und bewegt sich in diesen; es sind damit nicht die Hoffnungen, Aussichten, Erwartungen über die Erde hinaus ausgeschlossen.“ Aber diese letztern gehören unsers Erachtens nicht mehr dem Bereich der Wissenschaft, sondern allein dem Glauben an. Mit Recht verwahrt sich daher der Autor gegen Alterirung des Wesens des Menschen durch transscendente Versuche und verweist auf die immanenten Gesetze der menschlichen Natur, ohne die keine Ausführung sittlicher Aufgaben möglich wird. „Princip der Moral ist Erhaltung und Förderung der Menschheit.“ Die Begründung und Entwickelung dieses Princips und seiner Consequenzen ist daher nach Baumann die Aufgabe der Moralphilosophie. Dies Princip stimmt im wesentlichen überein mit dem wahren Kern der größten Moralsysteme, ganz besonders aber mit dem Princip, das, wenngleich noch lange nicht mit dem berechtigten Anspruch auf wissenschaftliche Begründung, von modernen Bearbeitern der Ethik, namentlich von den Anhängern des sogenannten Positivismus, von der morale indépendante, von englischen Ethikern neuerdings vertreten wird. Gewiß ist in der Arbeit der letztern Richtungen noch viel Unklares, Mangelhaftes, Oberflächliches; das leitende Princip blickt aber vielfach durch. Im Besondern steht das bezeichnete Princip auch dem unsererseits aufgestellten theoretischen Postulat nach, gemäß welchem wir die wissenschaftliche Bearbeitung der Ethik zu versuchen wünschen: keine theologische, auch keine metaphysische, sondern eine anthropologische Ethik. (Vgl. „Prolegomena zu einer anthropologischen Philosophie“, 1879, Vorwort.) „Ohne Kenntniß der verwickelten Natur menschlicher Dinge ist daher

die Moral nicht auszuführen." Doch betrifft diese verwickelte Natur mehr das Accidentielle, das Detail; das Wesentliche, das Fundament beruht auf den „formalen Grundzügen" oder den allgemeinen immanenten Gesetzen der menschlichen Natur. „Menschenkenntniß" in der tiefern Bedeutung des Worts ist ein Grundpostulat der wissenschaftlichen Ethik.

Die drei „Cardinaltugenden" sind nach Baumann: Thätigkeit, Wohlwollen und praktische Verständigkeit.

Das Moralprincip „Erhaltung und Förderung der Menschheit" gestatte eine „sittliche Verwerthung aller Hauptseiten menschlichen Wesens". Nun überwiege bald das vegetative System, bald das Muskelsystem, bald das Nervensystem. Das erste bei den „überwiegend wirthschaftlichen", das zweite bei den „überwiegend activen", das dritte bei den „überwiegend geistigen" (intellectuellen, religiös-contemplativen, ästhetischen) Naturen. Der Verfasser versucht die Anwendung seines Moralprincips in allen diesen Specialfällen darzustellen. Schließlich widmet er dem Geschlechtsleben eine recht eingehende Untersuchung, die reich an anregenden Bemerkungen und dankenswerthen Aufschlüssen ist und im Gegensatz zu den einschlägigen Leistungen des Pessimismus einem gesunden Eudämonismus das Wort redet, der trotz dem Umstande, daß die gegebenen Lebensverhältnisse denselben oft entwurzeln, einen wahren Kern hat und von sittlich kräftigender Wirkung sein könnte. Manche Probleme, die in bisher zu wenig erforschte Tiefen der Socialwissenschaften hinabreichen, konnten nur berührt, nur hier und da mit einem Streiflicht beleuchtet werden. Die ergänzenden Gesammtbetrachtungen erläutern manches in dem Haupttheil nur im allgemeinen Entwickelte.

Ein weiteres Eingehen auf Einzelheiten oder den kurzen Abriß der Rechtsphilosophie müssen wir uns versagen. Aus dem Gesagten geht genugsam hervor, daß wir das Werk für eine erfreuliche und beachtenswerthe philosophische Leistung halten, die einzelne Principien von großer Tragweite in die Untersuchung und in die Discussion einiger ethischer Grundprobleme eingeführt hat. Die glückliche Popularität der Darstellung wird das Werk auch außerhalb des Kreises der Fachgenossen zu einer vielfach belehrenden und zu tieferm Nachdenken anregenden Lektüre machen.

2. Geschichte der Psychologie. Von Hermann Siebeck. Erster Theil. Erste Abtheilung: Die Psychologie vor Aristoteles. Gotha, F. A. Perthes. 1880. Gr. 8. 6 M.

„Das Bedürfniß nach ihrer eigenen Geschichte ist für eine besondere Wissenschaft immer dann am größten, wenn sie im Begriff steht, in einen neuen Abschnitt ihrer Entwickelung einzutreten."

Auf diese Erwägung gründet der gelehrte Verfasser das Bedürfniß nach einer ausführlichen Geschichtsdarstellung angesichts der exacten Bestrebungen der modernen psychologischen Forschung. Dies Bedürfniß hat bereits andere Bearbeitungen und Beiträge veranlaßt, von welchen insbesondere das Werk von F. Harms genannt werden muß. Doch scheint das Werk Siebeck's seiner ganzen Anlage nach eine umfassendere Verwerthung bisheriger Specialforschungen in der Geschichtsdarstellung der einzelnen Lehren mit einer gedrängten und durchsichtigen Darstellung verbinden zu wollen, welche das Werk auch für außerhalb des fachwissenschaftlichen Kreises stehende wissenschaftlich gebildete Leser benutzbar macht. Diesen dürfte dasselbe, insofern es im gleichen Stil fortgeführt wird, zur Einführung in das Studium der Psychologie zu empfehlen sein.

Besonders dankenswerth sind für den engern Kreis der Fachmänner die reichlichen Belege, welche der Verfasser im Text und im Anhange beigebracht hat, wie auch insbesondere die Mittheilung der Ergebnisse eigener Forschungen. Das Werk legt ein beredtes Zeugniß für die gründliche Gelehrsamkeit, den regen Forschungseifer und die kritische Schulung des historischen Urtheils ab. Da eine Besprechung sachlicher Specialfragen hier versagt bleibt, können wir nur wünschen, das unter guten Auspicien begonnene Werk bald fortgesetzt und abgeschlossen zu sehen.

3. Ueber Metaphysik. Einleitung in die Metaphysik des Aristoteles. Von J. Barthélemy-Saint-Hilaire. Uebersetzt und mit einem Vorwort versehen von E. P. Goergens. Berlin, Th. Grieben. 1880. 8. 3 M.

Der ausgezeichnete französische Gelehrte und Staatsmann stellt in dieser kleinen Schrift die Grundzüge des Aristotelischen Systems dar, knüpft daran kritische Bemerkungen und behandelt in einem besondern Theil in kurzen Einzeldarstellungen die Geschichte und das eigentliche Wesen der Metaphysik, ihre Beziehungen zur Religion einer- und zur Wissenschaft andererseits. Er macht schließlich anregende und geistreiche Bemerkungen über die Beschaffenheit der metaphysischen Wissenschaft, über die hohe Stellung des Menschen und über die Zukunft der Metaphysik. In der ersten Hälfte will der Autor der Bedeutung des griechischen Denkers gerecht werden; in der zweiten tritt er für das gute Recht der Philosophie, das heutzutage vielfach in wissenschaftlichen Kreisen bestritten und geleugnet wird, mit unverhohlener Begeisterung und unverlorenem Idealismus in die Schranken.

Dem Zweck entsprechend ist auch die Darstellung durchaus populär. Das Werk will daher nicht mit dem Maßstab wissenschaftlicher Specialarbeiten gemessen werden. Es dürfte dem edelgesinnten Gelehrten die Sympathien und den Dank manches deutschen Lesers erwerben.

4. Der Gott des 19. Jahrhunderts. Religionsphilosophischer Versuch. Von E. Oelsner. Breslau, Schletter. 1879. Gr. 8. 3 M.

Der Verfasser dieses mit Wärme und Pathos geschriebenen religionsphilosophischen Versuchs leitet aus dem unausrottbaren metaphysischen Bedürfniß des normal entwickelten Menschen, das ihm nicht minder gewiß ist als der Glückseligkeitstrieb, die Nothwendigkeit religiöser

Anschauungen und eines religiösen Bewußtseins auf allen Stufen menschlicher Culturentwickelung ab. Mit dem wissenschaftlichen Bewußtsein und den Formen des Culturlebens auf allen Gebieten sieht er auch die Formen der Religiosität in einer stetigen Veränderung begriffen. Eine „für alle Zeit fest gegründete Religionsform" ist ihm ein Unding. Er glaubt darum an den religiösen Fortschritt. Die Religion ist ihm die „höchste Blüte des menschlichen Geisteslebens", die wahre Religion untrennbar von der echten Sittlichkeit.

Als „unbestreitbares Resultat unserer gegenwärtigen Geistesentwickelung" gilt ihm die in den verschiedensten nichttheologischen Systemen hervortretende Ueberzeugung, daß „unserer Welt ein bewußt denkendes Princip zu Grunde liegt".

Dies näher darzulegen versucht er durch die Bestimmung des Wesens der Religion und ihres Verhältnisses zur Philosophie. Er kritisirt die religiösen Vorstellungen der jüngsten Vergangenheit, die Auffassungen von David Strauß, von E. von Hartmann. Er polemisirt gegen die antireligiöse Strömung im Materialismus und in der modernen Naturwissenschaft, prüft den Idealismus auf seinen religiösen Gehalt und sucht die Elemente religiöser Empfindung in den Elementen intellectueller und moralischer Entwickelung. Der Gott des 19. Jahrhunderts offenbart sich ihm überall als die „ewige, unbegrenzte, liebende Vernunft". Die Schrift beansprucht nicht, in ihrem engern Rahmen eine tiefere Lösung transscendenter Fragen zu geben, wenngleich sie die Möglichkeit einer theoretischen Lösung, einer metaphysischen, keiner psychologisch- oder historisch-kritischen voraussetzt. Manches gute Aperçu über die Ziele und Wege einer Erneuerung des religiösen Bewußtseins und einer Versöhnung oder Verbindung desselben mit streng-wissenschaftlichen Ueberzeugungen im Rahmen einer Weltansicht und einzelne gute kritische Bemerkungen gegen die Pfaffen des Unglaubens und die Dogmatiker des Atheismus werden auch denjenigen befriedigen, der das Verhältniß von Glauben und Wissen anders erfaßt. Dem religiösen Bedürfniß mancher gebildeten Zeitgenossen dürfte die Schrift ihres warmen Tons wegen willkommen sein.

5. Die Lehre von der Autonomie der Vernunft in den Systemen Kant's und Günther's, dargestellt von Ernst Melzer. Nebst einem Anhange über E. von Hartmann's „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins". Neisse, Graveur. 1879. Gr. 8. 1 M.

Eine aus der Beschäftigung mit den Systemen Kant's und Günther's hervorgegangene Schrift, welche den Gedankengang des ersten nicht immer mit genügender Schärfe und Klarheit erfaßt und das Verdienst des letztern mehrfach zu überschätzen scheint. Die gleiche Befangenheit zeigt sich bei der Besprechung der E. von Hartmann'schen Ethik, obgleich der Autor gegen gewisse fundamentale Irrthümer und Prätensionen derselben sich mit Recht verwahrt.

6. Der heliocentrische Standpunkt der Weltbetrachtung. Grundlegungen zu einer wirklichen Naturphilosophie von Alfons Bilharz. Mit 13 Holzschnitten. Stuttgart, Cotta. 1879. Gr. 8. 6 M.

Der Autor bezeichnet seine Schrift als „die Frucht achtzehnjährigen Ringens". Seine Anschauungen sind im wesentlichen die Fortsetzung der „Kant-Schopenhauer'schen", insofern nämlich „die Kritik der reinen Vernunft in Bezug auf die Raum- und Zeitlehre sowol als auf das Problem der Causalität zur Vollendung gebracht und auf dem festen Grunde des Schopenhauer'schen Willensbegriffs in berichtigendem und ergänzendem Sinne weiter gearbeitet wird".

Das Resultat sei die „den Grundlagen nach vollständige Versöhnung von Philosophie und Naturwissenschaft". Der Leser fragt sogleich: ob der Weg zu dieser durch die Schopenhauer'sche Metaphysik und Weltansicht führen könne?

Der Autor meint indessen seine „Lösung des erkenntnißtheoretischen Welträthsels" durch die „Auffindung des Fundaments der Moral, wodurch diese ihres transscendenten Gehalts entlastet und zur eigentlichen Wissenschaft gemacht wird", noch überboten, er meint, den Materialismus durch Vernichtung seines „siamesischen Zwillingsbruders", des Spiritualismus, überwunden zu haben. Zugleich hofft er, daß es ihm gelungen sei, die bisher stets verschobene Scheidewand zwischen Dogmatismus und Wissenschaft auf dem richtigen Punkt haltbar zu machen. Dies sei nur durch eine „positive Leistung" versucht worden: den „Schopenhauer'schen Willensbegriff". Diese sei jedoch ein ungeschliffener Diamant gewesen — „für eine Busennadel in der Gesellschaft zu tragen nicht geeignet".

Es gebe in dem ganzen Buch „keinen Satz, der nicht «in Gegenwart der Anschauung» gedacht wäre". Die einzige Voraussetzung zum Verständniß desselben sei, daß „der Leser sich jede Beziehung nach Analogie der analytisch-geometrischen Betrachtungsweise, d. i. als Curve vorstelle". Das sei das einzige Mittel, jemand zu „zwingen, daß er ganz genau dasselbe denke, was der Autor sich gedacht", mithin auch die „Grundbedingung wissenschaftlicher Mittheilung überhaupt".

So hofft der Autor, die Klippen zu umgehen, an denen Kant gescheitert ist. Zugleich sei sein Hauptstreben, den Leser zu selbständiger Prüfung der metaphysischen Fragen anzureizen.

Ein „Aufsteigender Weg" (Vorbereitendes) führt zur Entdeckung des „heliocentrischen Standpunktes". Die historisch-kritische Einleitung führt zunächst zu dem Ergebniß, daß in Kant der „einzige Anknüpfungspunkt für jede weitere Entwickelung" liege, sodann daß Schopenhauer's Lehre vom Willen als dem Wesen des Seins die einzige Bereicherung unserer metaphysischen Erkenntniß seit Kant sei, Kant sei heute so gut wie vergessen. Dennoch beginne erst mit dem Kriticismus eine fördernde Philosophie. Denn der „objective Weg" leiste nichts in der Philosophie. Auf das Subject, in die Tiefe des Subjects müsse zurückgegangen werden.

Weiter heißt es, es komme alles auf die Gewinnung des objectiven Gesichtspunktes oder des heliocentrischen Standpunktes an. Auf dem Wege zu diesem liegen mehrere Erkenntnisse:

Wir wissen, daß das Wesen des subjectiven Seins der Wille ist. — Es existirt nichts außer dem Willen oder der Kraft, und Raum und Zeit sind die einzigen Formen unserer sinnlichen Erkenntniß. — Die Welt, als Ganzes genommen, soweit es sich überhaupt um Erkennen handelt... ist für den zusammenfassenden, philosophischen Gedanken zurückführbar auf eine zwei Kraftpunkte verbindende Linie und nichts weiter.

Der „Absteigende Theil" bringt die Darstellung der Hauptsätze und der einzelnen Weltgesetze, nach geometrischer Methode in Gleichungen entwickelt und in Curven dargestellt.

Ungeachtet mancher geistvollen kritischen Bemerkung und einzelner Ausführungen, welche als Leistungen von besonderm Tiefsinn betrachtet werden können, unbeschadet vieler einzelner Gedanken, welche vom Studium der Geschichte des philosophischen Denkens und zugleich von einer entwickelten Befähigung zu metaphysischen Speculationen Zeugniß ablegen, glauben wir nicht zugestehen zu dürfen, daß der Autor das Ziel, auf das er mit einer selten gewordenen Kühnheit des Strebens seine Denkarbeit gerichtet hat, in dieser Schrift wirklich oder auch nur annähernd erreicht habe. Wir neigen vielmehr zu der Annahme, daß die analytisch-geometrische Methode des Autors, wie sie uns hier angewandt scheint, nicht Aussicht habe, die von ihm gesuchten Erkenntnisse in einer bindenden wissenschaftlichen Form erlangen zu können und darzustellen. Der Versuch Spinoza's war sicherlich eine Leistung von staunenswerthem Tiefsinn und von unverdrossener Consequenz der Ausführung. Gleichwol sind wir heute nicht im Zweifel darüber, daß die anscheinend strenge Form des Beweises in der Mehrzahl der Fälle auf Tautologien und eine andere Ausdrucksweise der zu beweisenden Grundgedanken oder auf eine Verwerthung von Principien hinleite, welche weder bewiesen, noch denknothwendige Axiome, noch durch Induction festgestellt sind. Größere Resultate als dies in seinem innern Aufbau so denkwürdige System wird der Autor der besprochenen Schrift mit seiner Methode schwerlich zu erzielen vermögen. Wir befürchten vielmehr, daß das wissenschaftliche Object der Philosophie einer solchen Methode sich entziehe. Von gewissen metaphysischen Fragen dürfte dies ebenso oder noch mehr gelten. Eine Begründung im einzelnen ist hier so wenig thunlich wie ein Eingehen auf die Einzelheiten der Schrift, welche mehr unbelohnte speculative Vertiefung fordert, als wir den meisten denkenden Lesern zumuthen dürfen.

7. Immanuel Kant's Kritik der Urtheilskraft. Herausgegeben von Benno Erdmann. Leipzig, Voß. 1880. Gr. 8. 3 M.

Eine dankenswerthe Ausgabe, welche der namhafte Vertreter der Kant-Philologie mit der Umsicht und Sorgfalt, die er bei der Herausgabe der „Kritik der reinen Vernunft" und der „Prolegomena" bekundete, veranstaltet und mit orientirenden Bemerkungen eingeleitet hat.

8. Die Philosophie Arthur Schopenhauer's in ihrer Relation zur Ethik. Von Johann Michael Tschofen. München, Th. Ackermann. 1879. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Diese Schrift, welche von dem fleißigen Studium der Werke Schopenhauer's Zeugniß gibt, knüpft an eine ganz kurze Darstellung der wesentlichsten Hauptsätze der Schopenhauer'schen Philosophie eine kurze Kritik, welche in manchen Punkten die Irrthümer und die immanenten Widersprüche des Systems mit richtigem Verständniß aufdeckt und nicht ohne Erfolg zu zeigen versucht, „wie unklar diese Philosophie gerade in ihrem Brennpunkt ist". Auch fehlt es nicht an richtigen Bemerkungen über die wirklichen und vermeintlichen Descendenten des Schopenhauer'schen Pessimismus. Insbesondere werden die Hineindeutungen in die Principien des letztern, die sich E. von Hartmann erlaubt hat, abgelehnt. Es dürfte dem Autor gelingen, durch seinen Hinweis auf den großen Widerspruch in den Theorien vom Willen und vom Intellect und durch neue Belege für die Einsicht, „wie undeutlich dem Philosophen selbst das Wesen, das Verhältniß von Wille und Intellect war", zu einer besonnenen Abschätzung der Leistungen des Philosophen im einzelnen mit beizutragen. Der Autor hat in der That einige beachtenswerthe Argumente für die Behauptung beigebracht, daß „nach Schopenhauer's Betrachtungsweise der Welt eine Ethik nicht möglich ist".

Die Form der vielfach von ernster Denkthätigkeit zeugenden Schrift verräth nicht die gleiche Sorgfalt und Gewandtheit wie die Anordnung der Gedanken in einzelnen Abschnitten.

9. Aesthetische Studien für die Frauenwelt. Von Otto von Leixner. Mit 3 Lichtdruckbildern. Leipzig, Schloemp. 1880. 8. 5 M.

Das gut ausgestattete Buch enthält eine Sammlung von Aufsätzen über verschiedene Fragen, die zum größten Theil dem Gebiete der Aesthetik angehören. Es finden sich geistvolle Bemerkungen über Gegenstände, mit welchen sich zu beschäftigen die Geschmacksbildung fordert. Die anspruchslose und gefällige Schreibweise, das oft durchschlagende ästhetische Feingefühl des Autors dürften dem Buch die Sympathien derer erwerben, welchen es gewidmet ist.

10. Philosophische Briefe an eine Frau. Von Karl Stugau. Leipzig. Haessel. 1879. 8. 5 M.

Auch diese Arbeit gehört gleich der voranstehenden zu den populären Schriften im bessern Sinne. Es sind darin die verschiedensten Fragen ohne jede strengere Anordnung und Methode abgehandelt. Soweit sich Philosophie überhaupt auch für diejenigen popularisiren läßt, die durch kein vorbereitendes Studium für die Gegenstände derselben empfänglich gemacht sind, dürfte diese Arbeit wie die Schrift von Leixner's ihrem Zweck einigermaßen entsprechen. Wenn es denselben gelingt, das Interesse gebildeter Frauen für philosophische Probleme anzuregen, so leisten sie das Beste, was sie anstreben können. Ebendeshalb hätte auf die der Natur der Dinge nach nur die Oberfläche streifende

Behandlung einiger schwierigen Fragen besser verzichtet werden sollen.

11. Die Vorurtheile der Menschheit. Von Lazar B. Hellenbach. Dritter Band: Die Vorurtheile des gemeinen Verstandes. Wien, Rosner. 1880. Gr. 8. 8 M.

Die Aufgabe, die sich das groß angelegte Werk des Autors gestellt hat, ist gewiß eine ebenso interessante als schwierige. Um die Vorurtheile der Menschheit nicht nur zu schildern, sondern auch richtig zu beurtheilen, muß ein vorurtheilsfreier Standpunkt der Betrachtung und der Kritik gewonnen werden. Ob der Autor diesen Standpunkt vollauf erreicht habe oder, soweit er ihn stellenweise erreicht haben sollte, unablenkbar auf demselben ausharre, vermöchten wir nach dem vorliegenden Werk in seiner gegebenen Gestalt nicht geradezu zu bejahen.

Vor allen Dingen scheint der Umfang des Themas eine ungleich größere und breitere Grundlage empirischer Data zu erfordern als die in dem vorliegenden Werk vorhandene. Die größere Schwierigkeit erwächst sodann aus der Sichtung und aus der kritischen Auslese, schließlich aus der Forderung des nicht allzu leicht erreichbaren erhöhten Standpunktes der Betrachtung.

Diese Forderungen scheint uns der arbeitseifrige, darstellungskundige Autor im Einzelnen nicht genügend berücksichtigt zu haben. Sein vielseitiges Interesse, seine ausgedehnte Belesenheit, sein Eifer, Klarheit und Gewißheit über die schwierigsten Probleme zu erhalten und zu vermitteln, die weitgehende Verwerthung vieler wissenschaftlicher Arbeiten zu der Lösung derselben mögen billigerweise anerkannt werden. Der Lösung sind wir durch die fleißige Benutzung bisheriger Arbeiten nicht näher gerückt. Die Aufgaben, die sich der Verfasser gestellt hat, scheinen mit den vorhandenen Mitteln nicht gelöst werden zu können. Dies schließt nicht aus, daß er die Wichtigkeit des Gegenstandes richtig erkannt hat und durch einzelne Bemerkungen auch die Einsicht anderer fördern mag.

12. Karl Rosenkranz. Eine Studie zur Geschichte der Hegel'schen Philosophie. Von Richard Quäbicker. Leipzig, Koschny. 1879. Gr. 8. 2 M.

Eine mit Pietät und kritischer Einsicht geschriebene Studie über Rosenkranz' wissenschaftliche und literarische Bestrebungen und Werke. Allen Freunden und Verehrern des ausgezeichneten Schriftstellers der Hegel'schen Schule wird die interessante Arbeit eine willkommene Gabe sein.

13. Die neuesten Bestrebungen auf dem Gebiete der Logik bei den Deutschen und die logische Frage. Von L. Rabus. Erlangen, Deichert. 1880. Gr. 8. 3 M.

Wenn wir auch mit der Kritik und mit den positiven Erörterungen des Autors vielfach im einzelnen nicht übereinstimmen können, müssen wir doch das Verdienst anerkennen, das er sich durch die sorgfältige Registrirung und die großentheils richtige Zusammenstellung und Anordnung der Bestrebungen im Bereich der modernen Logik erworben hat. Für denjenigen, der sich über die Entwickelung der Logik in der neuesten Zeit literarisch orientiren will, wird das Buch ein verlaßlicher Führer sein. Zu diesem Zweck möchten wir dasselbe den Fachmännern und weitern Kreisen empfehlen.

Friedrich von Baerenbach.

Neue Gedichte.

1. Frau Holde. Gedicht von Rudolf Baumbach. Leipzig, Liebeskind. 1880. 16. 2 M.
2. Zur Dämmerzeit. Gedichte von Max Kalbeck. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1881. 12. 2 M. 40 Pf.
3. Auf hoher Flut. Gedichte von Georg Freiherrn von Dyherrn. Breslau, Kiepert. 1880. 8. 4 M.
4. Bunte Muscheln. Gedichte von Marie von Porembsky-Bartelheim. Köln, Selbstverlag. 1880.

In einem kürzlich erschienenen liebenswürdigen Büchlein: „Wie hören wir Musik?" hat Ferdinand Hiller den Musikkritikern ein kleines Kapitel gewidmet und bei dieser Gelegenheit nicht mit Unrecht an die Thätigkeit Bädeker's erinnert, der die Studien zu seinen Werken in eigener Person machte und, obschon ihn diese Arbeit in die glänzendsten Städte, in die anmuthigsten Dörfer, in die herrlichsten Landschaften führte, doch wenig Freude dabei zu gewinnen pflegte. „Machte er einen schönen Spaziergang, so mußte er aufschreiben, wie oft derselbe nach rechts und nach links Abzweigungen hatte; bestieg er eine Höhe, so zählte er die Anzahl der Schritte, setzte er sich mit großem Hunger an die Wirthstafel, so fühlte er sich verpflichtet, alles durchzukosten, um zu erkunden, ob er dem Hause ein lobendes Sternchen anheften könne, ja sein Schlaf, nach allen Mühen des Tags, glich mehr einem Durchprobiren der Betten zum Besten der reisenden Menschheit als einer neubelebenden seligen Ruhe." Nun, viel besser ergeht es nicht nur nicht dem Musikreferenten, sondern dem Kritiker überhaupt, und hätte ich über das Thema „Wie lesen wir Gedichte?" zu schreiben, so könnte ich die citirte Stelle unverändert hinübernehmen, da sie auch für diesen Fall ganz vortrefflich passen würde. Muß jemand aus Beruf jahraus jahrein alle neuen poetischen Erscheinungen controliren, so gleicht sein Verhältniß als Leser schließlich mehr dem des Instructionsrichters einem Angeklagten gegenüber als dem des Kunstfreundes, der sich aus der Alltagsprosa zu retten sucht ins Reich des Idealen — nicht immer zwar, aber doch in den meisten Fällen, und das Lesen wird dadurch zu einem nicht sonderlich heitern und erfreulichen Geschäft. Zum Glück aber

gibt es, wie gesagt, Ausnahmefälle; hin und wieder kommt uns doch ein Buch in die Hände, das alle kritischen Regungen in den Hintergrund drängt und uns wieder zu einfach genießenden Lesern macht, die sich unbefangen und herzlich des Schönen freuen und dann auch andere an dieser Freude theilnehmen lassen möchten.

In dieser Lage befinde ich mich Rudolf Baumbach's neuester, in hübscher und zierlicher Ausstattung vorliegenden Dichtung „Frau Holde“ (Nr. 1) gegenüber, die alles das, was an dieser Stelle bereits früher über den frohmüthigen Sänger der „Lieder eines fahrenden Gesellen“ gesagt worden ist, in ganzem Umfange bestätigt. Baumbach ist ohne Frage unter den neuern Poeten eine der liebenswürdigsten Erscheinungen, ist ein frisches, gesundes Talent, das die Dutzendlyriker der Gegenwart überragt, ein Dichter, originell und eigenartig in seinen Vorzügen wie in seinen Fehlern, voll frischen Humors und sichern Schönheitsgefühls, der die volksthümlichen Klänge des Liedes in ebenso glücklicher Weise trifft wie den Ton epischer Erzählung. Seine ganze Art erinnert an die Julius Wolff's, dessen Lyrik mit der Baumbach's dieselbe Frische und Ursprünglichkeit der Empfindung und dieselbe Grazie und Schönheit der Form theilt; aber im Epos geht Baumbach viel sicherer seines Wegs, charakterisirt schärfer und bestimmter und vermeidet die Gefahr, die sich für Wolff im „Tannhäuser“ so verhängnißvoll erwiesen hat: die Gefahr pedantischer Weitschweifigkeit. Hier in „Frau Holde“ ist kein Wort zu viel, und nirgends stört jene peinlich minutiöse Ausmalung des Details, die uns im „Tannhäuser“ bisweilen geradezu verstimmend berührt, weil nicht selten der gründliche Kenner mittelalterlichen Lebens den Dichter völlig beiseiteschiebt und jenem das Wort abnimmt. Baumbach beweist hier ein ganz hervorragendes Talent der Charakteristik, und schon ein flüchtiger Vergleich mit dem frühern Epos „Horand und Hilde“ läßt uns erkennen, einen wie bedeutenden Fortschritt der Dichter in einer verhältnißmäßig kurzen Spanne Zeit gemacht hat. In erster Linie freilich ist Baumbach Lyriker, und zwar der allerbesten einer: das beweisen die in die kleine Geschichte eingestreuten Lieder ganz zweifellos. Hier finden wir dieselbe anspruchslose Freudigkeit wie in den köstlichen „Liedern eines fahrenden Gesellen“, dieselbe graziöse Form der Verse, dieselbe Tiefe und Innigkeit der Empfindungen, und in dem ganzen Zuge der Sprache liegt vor allem der merkwürdige Zauber, mit dem diese Lieder uns an sich fesseln und der mit ein Beweis ist, einen wie bedeutenden Dichter wir an Baumbach besitzen. Es ist nicht leicht, einzelnes herauszugreifen, da diese Lieder fast alle gleichwerthig sind, von der einleitenden schwungvollen Apostrophe an des Dichters thüringer Heimat an bis zu dem prächtigen Schlußliede des Spielmanns an die segenspendende Frau Holde. Fast überall verspüren wir, bald lauter, bald leiser, Anklänge an das Volkslied, Anklänge, die nicht künstlich gemacht sind, sondern die sich wie selbstverständlich aus der ganzen Art des Dichters, der unbefangenen Ursprünglichkeit seines Gefühls ergeben. Hier ein Beispiel:

> Blüten, Blüten überall;
> Süßes Locken der Nachtigall —
>
> Nachtigall auf dem Hollundertrieb,
> Hat mich das blonde Mädel lieb?
>
> Und die Nachtigall nimmer müd
> Singt: „Sie glüht, sie glüht, sie glüht.“

Manches andere frische Lied erinnert uns im Ton an den kecken fahrenden Gesellen, der in fröhlichem Leichtsinn seine Weisen in die Welt hinausjubelt. So singt er:

> Es geht ein lindes Wehen
> Durch Baum und Blütenstrauch.
> Kannst du, mein Lieb, verstehen
> Des Frühlings leisen Hauch?
>
> Ich hör' ihn deutlich sprechen
> Und mache sein Wort dir kund:
> Gott schuf die Rosen zum Brechen,
> Zum Küssen den rothen Mund.

Damit mag es der Proben genug sein, denn ich käme sonst leicht in Versuchung, das ganze Büchlein auszuschreiben, während ich doch nur beabsichtige, diesem selbst recht viele Leser zu werben. So mag denn die kleine prächtige Dichtung warm empfohlen sein!

Ein unzweifelhaftes dichterisches Talent ist auch Max Kalbeck, ein begabter Schriftsteller, der vor kurzem seine breslauer Heimat mit der österreichischen Hauptstadt vertauscht hat. Nur enthalten die in einem Bändchen unter dem Titel „Zur Dämmerzeit“ (Nr. 2) vereinigten Gedichte sehr Ungleichartiges, sodaß eine strengere Sichtung dem Buche wol zum Vortheil gereicht haben würde. Immerhin aber braucht die größere Zahl der Gedichte eine Kritik nicht zu scheuen; sie ragen durch ihre Gedankenfülle und ihre in jeder Versart gleich hohe Formvollendung weit über das Durchschnittsmaß empor und lassen eine starke und reiche Begabung erkennen, die der Theilnahme und Beachtung durchaus werth ist. Kalbeck ist nicht eigentlich Lyriker; es überwiegt in ihm die Reflexion, und nur selten ist das Wort der reine Ausdruck der Empfindung. Einige Ausnahmen, wie z. B. die anmuthigen „Mädchenlieder“, widerstreiten dem nicht. Und gerade in dieser Gedankenpoesie tritt uns eine eigenartige dichterische Individualität entgegen, und es ist hier kaum ein Gedicht, welches nicht die Spuren eines kräftigen Talents, eines klaren und scharfen Geistes trüge. Daß hin und wieder Form und Inhalt sich nicht ganz decken, daß bisweilen die Farben etwas grell aufgetragen sind: das nimmt man bei jenen seltenen Vorzügen gern mit in den Kauf. Ein besonderes Lob verdient die sorgfältig gefeilte, echt künstlerische Form, die durchgängig mit feinem Gefühl und Geschmack behandelt ist, sodaß man niemals den Eindruck virtuoser Künstelei erhält. Eins der kürzern Lieder mag hier eine Stelle finden:

Ob der Körper still gefesselt liegt,
Regt die Seele dennoch ihre Schwingen:
Träume, die der Wille nicht besiegt,
Schmerzen, die kein Gott in Ruhe wiegt,
Müssen durch geheime Pforten dringen.

Ach, wohin, wohin bin ich entführt,
Daß ich schaue, was mich läßt erbeben,
Was mich tief im Innersten berührt? —
Geh, ich habe dir nicht nachgespürt,
Und du hast kein Recht mehr an mein Leben!

Fromm und froher Hoffnung schlief ich ein,
Daß der Schlummer endlich Frieden brächte;
Nicht am Tage mehr gedenk' ich dein,
Was verfolgst du mich mit deiner Pein?
Sprich, warum beschleichst du meine Nächte?

Wie fein Kalbeck das menschliche Empfinden nachfühlt und wie anspruchslos und ergreifend er es zu schildern versteht, ließe sich noch an manchem andern Gedicht beweisen.

In der folgenden der obengenannten Sammlungen erhalten wir den Nachlaß eines Todten, des im Herbst 1878 im rüstigsten Mannesalter verstorbenen Freiherrn Georg von Dyherrn, der in mancherlei novellistischen Versuchen ein liebenswürdiges, wenn auch nicht sonderlich hervorragendes Talent bekundet hatte. Die unter dem Titel „Auf hoher Flut“ (Nr. 3) von Angehörigen des Dichters veröffentlichten Poesien haben wol ausschließlich die Aufgabe eines pietätvollen Erinnerungszeichens an den zu früh Verstorbenen, sodaß natürlich einer kritischen Besprechung enge Schranken gezogen sind. Den warmen Nachruf an den Dichter, der den Beschluß des Buchs bildet, wird niemand ohne Bewegung und Theilnahme lesen. Ein jäher Tod hat plötzlich ein blühendes Menschenleben, ein Leben, das noch reich an Glück und Liebe sein konnte, zerstört; inmitten rüstigen Schaffens entsank der fleißigen Hand die Feder und der Mund des frommen, schwärmerischen und gefühlsreichen Sängers verstummte. Wie sich die dichterische Begabung Dyherrn's in der Folge entwickelt haben würde, ist schwer zu sagen. Der einstige protestantische Theologe und spätere Landwirth war wenige Jahre vor seinem Tode in der Pfarrkirche zu Oberammergau zur katholischen Kirche übergetreten, und seine Poesie hatte fortan einen ausschließlich religiösen, oft gar zu überschwenglichen Charakter angenommen, der nicht jedermanns Art ist. Spuren dieser schwärmerischen unklaren Gefühlsschwelgerei finden sich allerdings auch schon in manchen der frühern Lieder, und es heißt ohne alle Frage den Dichter weit überschätzen, wenn in dem Nachruf behauptet wird, daß die Gedichte Dyherrn's zu dem Schönsten und Reinsten auf dem Gebiete der deutschen Lyrik zu zählen seien; es ist eine Ueberschätzung, wenn der Dichter selbst singt:

Wie ein Triumph es tröstend zieht
Durch meinen Sinn:
Ich hab' auf tausend Herzen hin
Geprägt mein Bild in meinem Lied —

denn die bessern der in dem Bande enthaltenen Gedichte sind doch nichts mehr als liebenswürdige Dilettantenpoesie, die einen edeln, gebildeten Geist verräth, der seine Gedanken in hübscher Form auszudrücken weiß; aber eine wirkliche Bereicherung unserer Lyrik wird schwerlich jemand darin finden können.

Ganz prächtig sind die Gedichte von Marie von Porembsky-Bartelheim, die unter dem Titel „Bunte Muscheln“ (Nr. 4) in sehr elegantem Gewande erschienen sind. Sie können allen Melancholikern nicht warm genug empfohlen werden, da diese Muscheln Perlen des Humors — wenn auch eines unfreiwilligen — in Hülle und Fülle enthalten. Doch Scherz beiseite! Es ist wirklich unglaublich, daß selbst dieser bare Unsinn sich auf den Büchermarkt hat wagen dürfen, und nur erfreulich, daß wenigstens kein Verleger dieses Unglückswurm hat aus der Taufe heben wollen. „Im Selbstverlage“ steht auf dem Titelblatt und da somit die Veröffentlichung dieser Gedichte mehr ein Privatvergnügen der Dichterin gewesen zu sein scheint, ist es vielleicht unrecht, ihr diese Freude durch kleinliches Mäkeln zu schmälern. Aber es wäre wirklich schade, wenn ich nicht wenigstens einige Perlen der Sammlung der Vergessenheit entrisse, und es wäre ein häßlicher Geiz, wollte ich unsern Lesern jede Probe dieser Poesien vorenthalten. Eins der anmuthigsten Lieder trägt die sinnige Ueberschrift „Perdu“ und zeigt, daß die Dichterin auch witzig sein kann. Sie singt nämlich:

Wer einmal die Liebe gekostet,
Wer einmal vom Honig geleckt,
Wen einmal mit feinem Pfeile
Der kleine Amor geneckt:

Bei dem wird die Ruhe verschwinden,
Schnell kommen Sorgen und Müh',
Der Hunger, der Durst und die Ruhe
Ist alles auf einmal perdu.

Ist das nicht reizend? Aber die Verfasserin hat nicht nur die Liebe gekostet, sie hat auch sonst recht schlimme Erfahrungen gemacht. An einer andern Stelle verräth sie uns mit sittlicher Entrüstung:

... meinen guten Bekannten
Hab' ich geliehn mein Geld,
Doch keiner gab mir was wieder —
O welch 'ne arge Welt!

Aber in allen diesen Kümmernissen ist ihr ein süßer Trost geworden: sie besitzt nämlich den Olga-Orden:

Und heilig soll mir sein der Olga-Orden,
Denn größres Glück hat mir noch nicht geblüht!

Daß ihr keine dichterischen Lorbern erblühen werden, bedarf nach diesen Proben wol keiner Versicherung.

Waldemar Kaweran.

Reisebilder.

Nordamerika, seine Städte und Naturwunder, sein Land und seine Leute. Von Ernst von Hesse-Wartegg. Mit Beiträgen von Udo Brachvogel, Bret Harte, Theodor Kirchhoff, Henry de Lamothe, Charles Nordhoff, Friedrich Ratzel, Bayard Taylor u. a. Vier Bände. Mit 800 Illustrationen. Leipzig, G. Weigel. 1879—80. Lex.-8. 25 M.

Wir haben im vorigen Jahrgange (Nr. 31) über den ersten Band dieses schönen Werks berichtet. Aus den damals angekündigten drei Bänden sind — was bei der Größe des Stoffs nicht zu verwundern — vier geworden, und das Ganze liegt nun, ein stattliches, werthvolles Prachtwerk, fertig vor uns. Es ist ein ungeheueres Ländergebiet, auf welchem der Verfasser die Leser umherführt, und da gibt sich die unverhaltenste Mannichfaltigkeit und reichste Abwechselung der Bilder und Beschreibungen von selbst. Im ersten Bande war es Neuyork und der Hudson, Saratoga und der Niagara, Philadelphia und die Oelquellen von Pennsylvanien, was hauptsächlich geschildert wurde. Jetzt geht die Reise weiter nach dem Westen, da sind es die gewaltigen Städte Cincinnati, Saint-Louis und Chicago, der Riesenstrom Mississippi und sein Gebiet, was wir besuchen können. Dann führt die Pacificbahn in die Prairien, zu den Prairie-Indianern, auf die Felsengebirge und in ihre Silberminen, zu den Mormonen am Großen Salzsee, endlich nach Californien. Von dort geht es in die spanischen Territorien, weiter in den Süden und Südosten, auf Zuckerplantagen und Baumwollpflanzungen, und den Schluß machen endlich die Länder am Lorenzstrom und der Hudsonsbai. Bald sind es die Wunder der Natur, die in entlegenen, schwer zugänglichen Fernen den Vergnügungsreisenden zu neuen Genüssen einladen, bald die wunderbaren Fortschritte der Civilisation, die unser Staunen erregen; hier schauen wir dem rastlosen Treiben der Industrie und des Handels in ihren gigantischen Verhältnissen zu; dort thun wir einen Blick in die gefährlichen Strudel fieberhafter Speculation und kolossalen amerikanischen Schwindels. Jetzt sehen wir, was der Mensch auf dem fruchtbarsten Schauplatz und dem weitesten Tummelfeld seiner Kräfte schon gewonnen und zu stolzer Höhe aufgerichtet hat; an einem andern Ort wieder liegt der Reichthum des Bodens und der Verhältnisse noch nicht oder noch kaum in Angriff genommen brach und wartet begierig der Millionen, die ihn ausbeuten und unter sich vertheilen möchten.

Die Schilderungen sind außerordentlich lebendig und anschaulich und zeigen den gewiegten Reisenden, den trefflichen Beobachter. Eine Menge von Illustrationen lassen die Schönheit der Landschaften ahnen, oder zeichnen, mitunter in drastischem Realismus, allerlei interessante Züge aus dem bunten Treiben ihrer Bewohner. Kurz, der Leser erhält wirklich in der angenehmsten Weise ein lebendiges Bild von diesen fernen fremden Ländern, die da in Bild und Schilderung vor seinem Auge vorüberziehen.

Wollen wir aus dem Reichthum des uns Dargebotenen einiges Einzelne herausgreifen, so ist z. B. eine sehr interessante Partie die Besprechung der Chinesenfrage in Californien, worüber sich der Mitarbeiter Th. Kirchhoff unter anderm so ausläßt:

Ein Spaziergang durch das Chinesenviertel in San-Francisco ist genügend, um jeden, der für chinesische Einwanderung geschwärmt hat, zum energischsten Widersacher derselben zu machen. Unsere Freunde im Osten, welche gelegentlich einmal ein paar Dutzend Chinesen zu sehen bekommen, die dort in Fabriken angestellt sind, begreifen nicht, was wir Californier an den charmanten Arbeitern auszusetzen haben, die so fleißig und so sauber sind! Könnten sie dieselben Asiaten an Plätzen sehen, wo sie wie hier in Menge wohnen, so würde ihnen unsere Abneigung gegen die Herren Zopfträger wol ohne weitern Commentar begreiflich werden. Der Schmuz in den Wohnungen, den düstern Kellerlöchern mit ihrer verpesteten Luft, wo oft ein halbes Hundert und mehr Chinesen in einem Raume zusammenleben, der den bescheidensten Ansprüchen einer einzigen weißen Familie nicht genügen würde (die Lagerstätten sind weiter nichts als übereinander an den Wänden festgenagelte Breter, ja es befinden sich unter den Straßen und Trottoirs Löcher von 6 Quadratfuß Bodenraum, in welchen sechs Asiaten ein recht gemüthliches Unterkommen finden); die mit betäubendem Dunst angefüllten Zimmer mit rußigen Wänden und schmierigen Fußböden, wo die ganz verthierten Opiumraucher auf den Pritschen daliegen und im Genuß der narkotischen Pfeife das Elend der Gegenwart zu vergessen trachten; die 200 scheußlichen Locale der Prostitution; die Spielspelunken, in denen die Geldgier allnächtlich ihre wüsten Orgien feiert, kurz, das ganze Ensemble der unsaubern Gassen und Wohnungen ist genug, um jedem civilisirten Weißen die Nerven erschüttern zu können. Ein ganz unbeschreiblicher Geruch liegt dort stets in der Luft, eine Art Kelleratmosphäre, mit dem Dunste von verwesenden Fischen und verfaultem Obst geschwängert. Das Chinesenquartier ist eine fortwährende Drohung von Epidemien für die Stadt, und wir haben das Glück, bisjetzt verschont gewesen zu sein, nur den beständigen atmosphärischen Strömungen zu verdanken, welche hier die Luft das ganze Jahr hindurch reinigen.

Und weil immer die dem Chinesenviertel benachbarten Weißen die unliebsame Nachbarschaft verlassen und sich vor dem Gestank und der Unreinlichkeit derselben zurückziehen, so breitet sich, wie weiter geklagt wird, dieses Chinesenviertel immer mehr aus. Wunderbar ist dagegen, wie die in den Wohnungen der wohlhabendern Weißen als Hausarbeiter angestellten Chinesen ein ganz anderes Bild darbieten: „Sie sind sauber gekleidet; fleißig und ohne Widerrede, ohne viel Worte zu verlieren, kommen sie ihren Pflichten nach. Was ihnen einmal gezeigt worden, verrichten sie mit ängstlicher Genauigkeit; sie sind mit einem Wort ganz vorzügliche Dienstboten", und viele Arbeiten in Fabriken oder in den Agriculturdistricten werden von ihnen vortrefflich besorgt. Aber wenn sie dann eine Arbeit gelernt haben, so verlassen sie ihre Arbeitgeber und fangen dasselbe Geschäft erst im Kleinen, dann im Großen, als Genossenschaften, an, monopolisiren einen Handelszweig nach dem andern und erobern das Land Schritt für Schritt. Kirchhoff klagt:

Und so wird die freie Arbeit durch die Mitbewerbung der Kuliarbeit degradirt, der Verdienst so weit herabgedrückt, daß der Arbeiter nach und nach allen höhern Ansprüchen an das Leben entsagen muß.

Denn:

Die weißen Arbeiter, die als freie Menschen leben wollen, vermögen nicht mit den Chinesen, deren Lebensbedürfnisse lächerlich gering sind, zu concurriren. Die Frauen und Kinder haben aus demselben Grunde nur mit Mühe Arbeit in den Fabriken; unsere Jugend, die keine ehrenhafte Beschäftigung finden kann, wächst im Müssiggange auf und wird noch obendrein durch das Beispiel der tagtäglich vor die Augen tretenden sittlichen Verkommniß der Asiaten verderbt; viele Hunderte von Frauen, denen von den Mongolen die Möglichkeit der ehrlichen Arbeit genommen ist, werden der Schande in die Arme getrieben.

Es wäre interessant, noch Weiteres über diese Frage anzuführen, oder mit dem Reisenden in ein chinesisches Theater oder in eine chinesische Opiumhölle zu gehen, aber wir müssen auf das Buch selbst verweisen. Dagegen wollen wir unser Buch über eine andere verwandte Frage reden lassen, bei welcher wir jedenfalls zugeben müssen, daß nicht allein die principielle, ideale Anschauung und Beurtheilung, sondern auch die reale und praktische Beobachtung ihr Recht hat. Von den Südstaaten und ihren jetzigen Verhältnissen handelnd, sagt der Verfasser:

Zu dem durch den Krieg geschaffenen Elend der ehemaligen Aristokratie gesellte sich das Elend der dienenden Klasse der Neger. Was konnte aus diesen stets unter Aufsicht, unter der Zuchtruthe stehenden Millionen von Sklaven werden, als sie sich frei sahen? Was thut ein Kind, wenn es sich selbst überlassen wird, wenn die leitende Hand ihm plötzlich entzogen wird? Die Freimachung der Sklaven kam zu rasch, zu unvorbereitet. Unter der Sklaverei wurden sie regiert, misbraucht, aber gleichzeitig auch gefüttert, gepflegt. Jetzt sollten sie, die niemals gelernt, auf eigenen Füßen zu stehen, nun plötzlich sich selbst regieren, sich selbst ernähren und die weitgehendste souveräne Freiheit genießen! Das war unmöglich, denn dazu waren sie nicht reif. Einige, denen milde Pflanzer die Erlernung von Lesen und Schreiben gestattet hatten, die sittlichen Ernst und Energie besaßen, kamen fort und schufen sich annehmbare Existenzen; die großen Millionen aber sanken auf eine noch tiefere Stufe hinab. Von dem offenen Land, das sie aus Trägheit und Unverstand nicht bebauten, zog sich die große Mehrheit nach den Städten des Nordens und Südens, um in den erstern wieder die dienenden Stellungen anzunehmen, in den letztern jedoch ein drückendes Bettlerproletariat zu bilden, das wie ein Bleigewicht an dem Aufschwunge, dem Wachsthum dieser Städte hängt... Dieses unwissende, die vollständigen Bürgerrechte genießende, von gewissenlosen Yankeepolitikern zügellos beherrschte Negerproletariat war auch die Ursache jener beispiellosen Rassen- und politischen Kämpfe, die in den Jahren nach dem Kriege die großen südlichen Städte, vor allem Neuorleans zum Schauplatz hatten und dem ganzen Süden noch viel tiefere Wunden schlugen, als es selbst der große Sklavenkrieg gethan. Die numerisch bedeutendern Neger wollten durchaus die herrschende Rasse sein; ihnen gehörte auch in der That eine Zeit lang das Land, und man denke sich nun ein Land europäischer Cultur und Bevölkerung von einer Rotte afrikanischer Sklaven regiert, die auf der tiefsten Culturstufe standen.

Oder an einer andern Stelle:

Sie können weder lesen noch schreiben, die Guten! Als Kinder waren sie Sklaven. In Sachen der Politik sind sie so dumm wie die Indianer. Die Gesetze der Gesellschaft, der Wissenschaft sind für sie versiegelte Briefe. Aber der Aermste und Niedrigste von ihnen versteht den Unterschied zwischen der Hütte und dem Palast, dem leeren Mittagstisch und der vollbesetzten Tafel, elenden Lumpen und warmen Kleidern, einem Platz in der Gosse und im gesetzgebenden Körper. Und das ist ihr Unglück. Sie wollen all das erreichen und besitzen, und doch verachten sie alle Arbeit... nichts gilt ihnen höher, als irgendeine politische Stellung auszufüllen, sich als „Ew. Ehren“ ansprechen zu hören, als Richter den Weißen Strafen auferlegen zu können.

Doch bezeugt der Reisende auch wieder, daß es rühmliche Ausnahmen gebe, die nicht unter dieses Allgemeinurtheil fallen, und wir wollen hoffen, daß seine Anschauungen von der Bildungsfähigkeit dieser Schwarzen doch wirklich zu schwarzseherisch sind.

Von den Mongolen und Afrikanern gehen wir noch zu einer dritten Rasse über, die in dem großen Nordamerika dem Reisenden in die Augen fällt, zu den Indianern, den von der fortschreitenden Civilisation auf den Aussterbeetat gesetzten einstigen Herren des Landes. Sentimentales Mitleid mit ihrem immer mehr sich erfüllenden traurigen Schicksal hat auch hier der Reisende nicht viel aufzuwenden; das Bild, das er von ihnen und ihrem Charakter entwirft, enthält starke Schatten; aber mit Recht wird auch der großen Schuld gedacht, welche diesen Indianern gegenüber die Weißen auf sich geladen haben theils durch „grauenvolle Massacres und Morde“, theils durch systematische betrügerische Ausbeutung und zerstörende Demoralisirung.

Ergötzlich sind die Schilderungen aus dem socialen Leben der Indianer: z. B. die Brautwerbescene mit dem drastischen Zwiegespräch zwischen Liebhaber und Vater der Geliebten, oder die Beschreibung eines Jahrmarkts, wo ein junger Krieger eine Metallbüchse mit Streichzündhölzchen bei einem Weißen sieht und nun die schönste Büffelhaut für diese Kostbarkeit gern im Tausch dahingibt:

Bald darauf sah man die einfältige Rothhaut auf einem Stein sitzend ein Streichhölzchen nach dem andern anzünden, es so lange zwischen den Fingern haltend, bis er sich verbrannte. Dann betrachtete er sich die Finger, wie um sich zu versichern, daß es wirklich Feuer gewesen.

Daß nach dem Glauben der Indianer kein skalpirter Sterblicher des Himmelreichs theilhaftig wird und daß aus diesem Glauben die grausame Begierde stammt, jeden Feind, ob lebendig oder todt, zu skalpiren, und andererseits die ängstliche Sorge, sich selbst und seine Angehörigen vor dem Skalpirtwerden zu bewahren; daß ferner der Glaube besteht, ein Indianer, der im Dunkeln getödtet worden, müsse nun auch im Jenseits ewig in Dunkelheit leben, ein Glaube, der im Kriege die Weißen „vor nächtlichen Ueberfällen fast vollkommen schützen“ soll, dürfte weniger allgemein bekannt sein.

Noch vieles gelüstete uns anzuführen aus der reichhaltigen Bildergalerie, Komisches und Ernstes, Ergötzliches, Erhebendes, Beschämendes, auch solches, was zu Kopfschütteln und gelindem Zweifel Anlaß gibt. Aber man möge selbst aus dem Buche sich auswählen, was einem gefällt. Nur noch zum Schluß die Hinweisung auf das

interessante Bild von Chicago, der Stadt, die gleichsam typisch ist für ganz Nordamerika, von ihrer Vergangenheit, ihrem Wachsthum und ihrer Gegenwart wie Zukunft. Vor 50 Jahren ein Dutzend Holzhütten; vor 40 Jahren zur „Stadt" erhoben; vor 30 Jahren aus dem Landstädtchen eine Stadt von 120000 Einwohnern geworden; am 9. October 1871 durch die große Feuersbrunst zerstört, und ein Jahr darauf schöner, glänzender und großartiger aufgebaut! Heute eine Stadt von mehr als einer halben Million, ein Weltmarkt, ein Verkehrscentrum, wo 41 Eisenbahnlinien zusammenlaufen, durch seine Wasserstraßen mitten im Binnenlande zugleich fast ein Seehafen zu nennen, und in fortwährendem rapiden Wachsthum begriffen: denn während die in städtischem Besitz angelegten Werthe „in Neuyork in den letzten zehn Jahren um 200, in Philadelphia um 240 Proc. sich vergrößerten, geschah dies in Chicago um 700 Proc."! Wo wäre eine solche Statistik möglich als eben in dem „Wunderlande des Fortschritts", dem das dritte Jahrtausend unserer Zeitrechnung gehören wird, in Nordamerika!

Die Vivisection im Dienste der Heilkunde.

In England haben zartfühlende Seelen Klage erhoben über die Grausamkeit der Menschen. Sie klagten nicht über das martervolle tagelange Hetzen eines armen Wildes, das selbst Damen dort als ein ersehntes Vergnügen gilt, nicht über die seit Jahrhunderten dort beliebten Schauspiele der Hahnenkämpfe und Boxereien, nicht dagegen, daß Menschenkinder schwächlich und elend auferzogen werden, um als Jockeys nach dem kläglichen Ruhme zu trachten, das leichteste Gewicht eines verzärtelten Rennpferdes zu bilden — o nein, nicht gegen solchen edeln Sport wandte sich ihr empfindsames Herz. Wie könnte sich England ohne solchen amusiren! Nein, an die Männer der Wissenschaft machte man sich heran, das sollten einmal die Sündenböcke sein. Daß Männer, welche die Leiden der Menschen zu ihrem Studium machen, welche ihren Geist abmühen, Kranken Linderung und Hülfe zu bringen, durch raffinirte Grausamkeit weit, weit alles überträfen, was an Grausamkeit beim Hetzen, Boxen und ähnlichem Sport vorkommt, daran war sofort kein Zweifel. Verschwiegen ward dabei, daß alle Operationen, mit äußerst wenig Ausnahmen, nur an chloroformirten und durch andere Mittel betäubten Thieren vorgenommen werden, ja daß der ganze Erfolg der Operationen davon abhängt, die nothwendigen Eingriffe so leicht, so schmerzlos als möglich zu machen, kurz daß alle die Vorsichts- und Linderungsmittel, welche bei Operationen an Menschen sich wirksam erwiesen haben, auch hier zur Anwendung kommen. Andere fügten ohne Kenntniß, ohne Beobachtung die Beschuldigung hinzu: wer Vivisectionen mache, müsse grausam werden, das sei selbstverständlich, und fanden zahlreiche Nachbeter auch in Deutschland. England aber ist nie der Sitz des physiologischen Studiums gewesen. Seine beiden Hauptuniversitäten Oxford und Cambridge sind philologisch-theologische Institute, in denen nur in den neuesten Zeiten die Naturwissenschaften und nach ihnen die Medicin eine gewisse Stellung erlangt haben. Auf einzelne enge Kreise war bis zur Gründung der londoner Universität die Pflege dieser Wissenschaft beschränkt, und aus solchen wie aus dem Studium auf ausländischen Universitäten gingen Englands bedeutende Physiologen hervor. Im allgemeinen ist sicherlich in Deutschland die Kenntniß der Physiologie viel weiter verbreitet als in England. Aber auch bei uns fanden sich müßige Köpfe genug, welche an dem Agitiren gegen Dinge, die sie nicht kannten und ohne Zweifel nie gesehen hatten, ein Interesse fanden.

Physiologische Versuche an lebenden Wesen sind aber seit den ältesten Zeiten angestellt worden, wenn auch früher mehr im Interesse einzelner als zum allgemeinen Nutzen der Wissenschaft. Schon die königlichen Giftmischer unter den Nachfolgern Alexander's des Großen auf den orientalischen Thronen erprobten ihre Gifte an ihren Sklaven. Zum Tode verurtheilte Verbrecher waren später die Gegenstände solcher und ähnlicher Versuche. In den Schwefelkratern Italiens dienen Hunde dazu, die tödlichen Eigenschaften der Gase zu zeigen. Aber erst als man durch unschädliche Betäubungsmittel den Nervenschmerz der Operationen beseitigen konnte, ward es möglich, durch tiefeingreifende Operationen Menschen in vorher nie geahntem Umfange von schweren Leiden zu befreien. Wer will es denn nun tadeln, daß gewissenhafte Aerzte die Operation, welche bis dahin nie oder nur mit tödlichem Erfolge an Menschen ausgeführt war, zuerst an Thieren nicht einmal, sondern wiederholt versuchten, bis sie nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die sicherste und leichteste Methode der Operation ermittelt hatten? Das aber nennt man Vivisection, das ist der Ursprung aller dieser mühsamen, zeitraubenden Versuche. Von ihrer directen Anwendung für einzelne chirurgische Operationen ist man weiter gegangen, um die Thätigkeit der einzelnen Organe, einzelner Nerven u. s. w. zu ermitteln, und von da aus verbreitet sich seitdem eine nie geahnte Klarheit über die Verrichtungen aller dieser Theile und somit auch über die Möglichkeit, die Grenzen und die Methoden der Heilung krankhafter Zustände, gleichviel ob Operationen oder Arzneien zu deren Bekämpfung angewandt werden müssen.

Unter solchen Umständen ist die Schrift eines der namhaftesten deutschen Physiologen:

Die Vivisection im Dienste der Heilkunde. Von Rudolf Heidenhain. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1879. Gr. 8. 1 M.

von doppeltem Interesse, indem sie nicht blos die Angriffe Unwissender abweist, sondern auch mit leicht verständlichen

Beispielen die Bedeutung der Vivisection für die Heilkunde nachweist und vor allem den Standpunkt klarstellt, daß eben diese Untersuchungsmethode nur um der Heilkunde willen ins Leben gerufen ist und ausgebeutet wird. Denn so wenig sachkundig sind die Angreifer, die von ihm einzeln genannt werden, daß sie diese jedem Sachverständigen bekannte und geschichtlich so leicht nachzuweisende Thatsache ins Gegentheil zu verkehren wagen; denn ein Pamphletist erklärt, „es könne nicht eine einzige Stunde eines Menschenlebens nachgewiesen werden, welche durch das Thierexperiment gewonnen oder erträglich gemacht worden wäre".

Ansprechend ist die sachliche Weise, in welcher Heidenhain die Frage behandelt und nicht blos durch die Aussprüche Sachverständiger, sondern durch die offene Darlegung des ganzen Verfahrens jedem Leser ein Urtheil ermöglicht. Aus alledem lassen sich hier noch ein paar kleine Punkte hervorheben. Nachdem der Verfasser nachgewiesen, daß man in den physiologischen Instituten nicht jedem ohne weiteres die Versuchsthiere, die ohnehin kein so ganz billiges Material sind, preisgibt, sondern daß nur ältere Studirende meist erst nach dem Staatsexamen allmählich zu operirender Thätigkeit herangebildet werden, fährt er fort: „Für jüngere Studirende, die nur als Gehülfen eintreten, ist trotzdem der Vortheil sehr groß, denn sie lernen richtig beobachten, den verwickelten Fäden einer Erscheinung gedanklich nachgehen, alle Möglichkeiten überlegen, dem Ursprung der einzelnen Krankheitssymptome nachspüren, kurz sie leben sich in die Art des Denkens ein, welche für den Arzt am Krankenbette die allein fruchtbare Grundlage seiner Thätigkeit ist." Dann erklärt Heidenhain: größere fleischfressende Versuchsthiere, wie der Hund und allenfalls die Katze, seien für manche Versuche ganz unentbehrlich, aber es sei trotz einer weitverbreiteten Annahme keineswegs nachgewiesen, daß höher begabte Thiere, Hunde u. s. w., auch ein lebhafteres Schmerzgefühl hätten als andere, z. B. Kaninchen. Es beruhe diese Annahme nur auf menschlicher Täuschung und sei ein Ausfluß der Zuneigung des Menschen zu solchen Thieren. Dies ist ein Gesichtspunkt, dessen Correctheit einer allgemeinern genauen Untersuchung wol werth wäre, wobei es aber wol sehr darauf ankommt, wie weit man in der Vergleichung geht. Daß eine Eidechse, der man den Schwanz abbricht, weit weniger Schmerz empfindet, als wollte man etwas Aehnliches bei einem Säugethiere vornehmen, dürfte freilich kaum zweifelhaft sein; aber ob wir im Stande sind, den Schmerz, den z. B. ein Kaninchen durch eine Verletzung erleidet, im Verhältniß zu dem eines Hundes oder eines Löwen richtig zu würdigen, scheint doch eine schwierige Frage, für welche uns die Erzählungen von der Dankbarkeit verwundeter Thiere wol nicht ganz unparteiisch erscheinen lassen.

Karl Jessen.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

„L'Eau de Jouvence" von E. Renan, eine Fortsetzung seines „Caliban", ist viel verwickelter als dieses Buch und von umfassenderm Inhalt. Gewissermaßen kann es auch als Gegensatz zu „Caliban" betrachtet werden, da hier die Thorheiten und Fehler der Legitimisten fast ebenso grell aufgezeigt werden, wie es dort die der Demokraten wurden. Auch einen Angriff auf Deutschland enthält das neue Buch, einen Seitenhieb auf die Beförderer des internationalen und unbeschränkten Eigenthumsrechts und noch vieles andere.

— „La fin du 18me siècle" von E. Caro besteht aus einer Sammlung von interessanten und soliden Essays, wenngleich ohne glänzende Darstellung oder große Tiefe der Auffassung, wie die „Saturday Review" meint. Die bedeutendsten darunter sind die über die Assezat-Ausgabe von Diderot, über die Werke André Chenier's und über Madame de Staël.

Ueber „Goethe et Diderot" von J. Barbey d'Aurevilly äußert sich die „Saturday Review" wie folgt: „Es hat dieses Buch alle Fehler, von denen dasjenige Caro's frei ist: einen überschwenglichen und barocken Stil, heftige Schmähungen nach verschiedenen Richtungen hin, vollständige Blindheit gegen die Vorzüge von Dingen und Personen, die dem Verfasser nicht gefallen, unzureichende Kenntniß und vorgefaßte Meinungen, die jedem Urtheil zu Grunde liegen und ihm seine Färbung geben. Gewiß sind wir weit davon entfernt, zu sagen, es sei nicht Raum genug für viel Ikonoklasmus, was Goethe betrifft. Was Diderot anlangt, so ist der Götze kaum erst erhoben worden und schon sind die Thätigsten dabei die ersten, welche seine Thonfüße erkannt haben. Doch ist weder der eine noch der andere, gewiß nicht der erstere, eine Person, die man anständigerweise mit bloßer Schmähung behandeln kann. Barbey d'Aurevilly ist, wie wir glauben, stolz auf seinen Stil; welcher Art dieser ist, mögen einige Citate zeigen: «Il (Goethe) était badaud depuis l'axe de son être jusqu'à l'épiderme» u. s. w. Zuweilen ist er nervig und glänzend; ein Mann jedoch, der solch Kauderwelsch schwatzt wie er und uns sagt, Goethe sei ein «gélatine figée» und Manon Lescaut ein «chef-d'œuvre de bassesse dans la pensée et de platitude dans l'expression», schließt sich fast von ernster Betrachtung aus."

— Ein ebenso seines Inhalts wie seines literarischen Werths wegen beachtenswerthes Drama ist „La Moabite" von Paul Déroulède, welches der Minister Ferry bekanntlich verboten hat. Es ist eine unverhüllte Befürwortung der conservativen Republik und anderer Dinge, für welche freilich der Urheber des siebenten Artikels nicht wol sich begeistern kann.

— In „La politique extérieure de la république" spricht der Verfasser E. Vacherot sich dahin aus, daß der Pangermanismus eine größere Gefahr für Europa sei als der Panslawismus.

— Der Akademiker V. de Laprade bekämpft in seinem Buche „Contre la musique" das bloße Musiciren ohne Wortbegleitung, was er für eine Katachrese hält und wobei er viele seiner Gründe aus Plato's „Republik" schöpft. Die Darstellung ist classisch im besten Sinne.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber E. von Hartmann's „Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus" sagt die „Saturday Review", Nr. 1308, es sei eine Bestrebung des Verfassers, dem Pessimismus eine wissenschaftliche Grundlage zu geben, indem er ihn auf die breiten Schultern Kant's legt. „Kant", heißt es dann, „war gewiß kein Utopist oder hochempfindsamer Theoretiker; es ist aber mehr als zweifelhaft, ob er dem Satze beigepflichtet haben würde, daß das Dasein nothwendigerweise ein Uebel sei. Selbst dieses Dogma indessen, für welches allein Hartmann zu kämpfen scheint, ist sehr fern davon, ein durchgängiger Pessimismus zu sein. Eine solche Anschauung würde kein anderes Heilmittel für menschliches Elend zulassen als gänzliche Vernichtung; wogegen die Heiterkeit und Selbstbeherrschung, die Hartmann unter der Bedingung verspricht, daß man seine traurigen Lehren acceptire, einen Grad der Glückseligkeit zusichern würde, der jedem Philosophen genügen müßte, der weniger fordert als Fourier, denn diesen würde freilich nichts Geringeres befriedigen, als daß der Ocean in Limonade verwandelt werde. Kurz, Hartmann geht von pessimistischen Vordersätzen zu optimistischen Schlüssen über, und der Inhalt seines Buchs ist insofern gerechtfertigt, als er unmerklich an Stelle des echten Buddhismus Schopenhauer's einen modificirten Stoicismus setzt, der zwar sehr ethisch und respectabel ist, doch verhältnißmäßig wenig Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte, wäre er nicht erst maskirt aufgetreten."

„Ludwig Noiré", lesen wir weiter, „hat eine bemerkenswerthe Fähigkeit, bloße Gemeinplätze in der Gestalt von tiefen Entdeckungen darzubieten. Diese seine Begabung ist in der Abhandlung über »Das Werkzeug und seine Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte der Menschheit« in wunderbarer Weise entfaltet. Der Inhalt des Buchs hat nur das gegen sich, daß er überflüssig ist, die Darstellung jedoch hätte dem Verfasser von »Typical Developments« zum Muster dienen können. Es ist ärgerlich, am Ende einer langen Erörterung der Frage, wie Werkzeuge gemacht worden sein müssen, belehrt zu werden, daß neuere Entdeckungen gezeigt haben, wie sie gemacht worden sind, und daß der Verfasser uns dies gleich am Anfang hätte sagen können, hätte er es nicht für überraschender und geziemender gehalten, nach »der deductiven Methode« zu verfahren."

— Die „Rivista Europea" vom 1. und 16. November berichtet über mehrere deutsche Werke.

Ueber „Goethe's Leben" von H. Düntzer (Leipzig, Reisland) sagt sie, es werde diese Arbeit die von Lewes bald vergessen machen. Das Buch sei zwar kein Muster der Darstellung, auch sei es etwas eintönig, besonders im zweiten Theil, wo Düntzer Goethe's Aufenthalt in Weimar schildert. Das Werk sei zu ausführlich und habe oft die Form eines Tagebuchs. Gleichwol sei es sehr werthvoll, und wer das Privatleben Goethe's zu kennen wünsche, werde es lesen müssen.

Sehr günstig werden „Kritische Streifzüge" von Eugen Sierke beurtheilt. Sie werden, heißt es, jedem echten Gebildeten viel Anregung durch ihre Gründlichkeit gewähren. Am meisten Aufmerksamkeit werde wol das auf sich ziehen, was der Verfasser über den Mangel eines Theaters sagt. Durch seinen zuweilen herben Ton dürfte das Buch jedoch viel Feindseligkeit erregen.

Martin Philippson's „Geschichte des preußischen Staatswesens" wird als ein sehr werthvoller Beitrag zur Geschichte Preußens bezeichnet und namentlich auch die fließende und gefällige Darstellung gerühmt.

Bibliographie.

Beiträge zum deutschen Unterrichtswesen. Eine volkswirthschaftlich-statistisch-pädagogische Darstellung für die Gebildeten unserer Nation. Berlin, A. Klein. Gr. 8. 1 M. 30 Pf.

Entspricht die Organisation unserer Wehrkraft den Anforderungen der Zeit? Vorschläge zu einer neuen Heereserweiterung von G. H. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 60 Pf.

Fischer, K., G. E. Lessing als Reformator der deutschen Literatur. 2 Thle. Stuttgart, Cotta. 8. 8 M.

Gloßner, M., Das objective Princip der aristotelisch-scholastischen Philosophie, besonders Albert des Großen Lehre vom objectiven Ursprung, verglichen mit dem subjectiven Princip der neueren Philosophie. Zum Albertus-Jubiläum. Regensburg, Pustet. 1880. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Harnack, A., Das Mönchthum, seine Ideale und seine Geschichte. Eine kirchenhistorische Vorlesung. Giessen, Ricker. Gr. 8. 80 Pf.

Heerig, H., Konradin. Drama. Berlin, F. Luckhardt. 12. 2 M.

Herrmann, T. A., Deutsche Schule und deutsches Gewerbe. Vortrag. Dresden, Bleyl u. Kämmerer. 1880. Gr. 8. 60 Pf.

Hirtz, D., Fufzig Fawle frei noch'm Lafontaine. Als Anhang d'ezue: „Unsri Dienstbotte", Sittegemäld in zwei Akte un in Vers, mit noch etliche-n-andere Gedicht, Alles in Stroßburrjer Mundart. Straßburg, Schultz u. Comp. 1880. 8. 1 M. 30 Pf.

Homer's Ilias und Odyssee. Im Versmaß der Urschrift übersetzt von F. W. Ehrenthal. 2 Bde. Leipzig, Bibliographisches Institut. 8. 7 M.

Jordan, L. A. v., Erinnerungsblatt an das Passions-Spiel in Oberammergau und Mahnung zu dessen Besuch im Jahre 1890. Magdeburg, E. Baensch jun. 1880. Lex.-8. 1 M. 50 Pf.

Kolisch, L., Pariser Leben. Bilder und Skizzen. Mainz, v. Zabern. 1880. 8. 5 M.

Karmarsch, K., Gedichte. Auswahl, als Manuscript für seine Freunde gedruckt. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 1880. 8. 3 M.

Keller, F., Duranand. Eine Sammlung von Gedichten in schwäbischer Mundart. Kempten, Kösel. 12. 1 M. 20 Pf.

Militärische Klassiker des In- und Auslandes. Mit Einleitungen und Erläuterungen von W. v. Scherff, v. Boguslawski, v. Taysen, Freih. v. d. Goltz u. A., herausgegeben von G. v. Marées. 7. Hft.: Jomini: „Abriss der Kriegskunst", erläutert und mit Anmerkungen versehen von Oberstlieutenant v. Boguslawski. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Klee, G. L., Alpharts Tod. Ein deutsches Heldenlied, neu bearbeitet. Gütersloh, Bertelsmann. 1880. 16. 1 M. 20 Pf.

Krause, A., Populäre Darstellung von Immanuel Kant's Kritik der reinen Vernunft. Zu ihrem 100jährigen Jubiläum verfasst. Lahr, Schauenburg. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Kühn, K., Findlinge betreffend die Weimarische Literatur-Epoche. Weimar, Kühn. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Kühn, Zu Schutz und Trutz. Zeitgedichte. Berlin, Lorentz. 16. 50 Pf.

Lindner, A., Der Schwan vom Avon. Culturbilder aus Alt-England. Berlin, Hanow. 8. 2 M. 50 Pf.

Löwenfeld, S., Papsturkunden in Italien. Ein Nachtrag. Wien, Gerold's Sohn. 1880. Lex.-8. 30 Pf.

Griechische Lyriker. Uebersetzt von J. Mähly. Leipzig, Bibliographisches Institut. 8. 1 M. 75 Pf.

Römische Lyriker. Uebersetzt von J. Mähly. Leipzig, Bibliographisches Institut. 8. 1 M. 75 Pf.

Marquardt, J., Eros und Psyche. Ein griechisches Märchen nach Apuleius. Gotha, Thienemann. 16. 60 Pf.

Mendthal, S., Ueber Besitz und Freiheit. Memel, Schmidt. Gr. 8. 3 M.

Metz, J. G., Gedichte eines deutschen Veteranen. Luckenwalde, Wartentien. 1880. 8. 3 M. 40 Pf.

Die deutsch-evangelischen Mittelschulen in Siebenbürgen und die denselben drohende Gefahr. Eine Rechts- und Kulturfrage. Leipzig, O. Wigand. 1880. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Nebst der literarischen Beilage. Redigirt von L. Schlesinger. 19ter Jahrg. Nr. 3. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 M.

Mitzschke, P., Die Bibliotheken Naumburgs. Naumburg, Domrich. 1880. 4. 20 Pf.

Müller, B., Der Rose Pilgerfahrt. Ein Frühlings-Märchen. Neu erzählt. Stuttgart, Greiner. 16. 2 M.

Norden, E., Die Macht der Verhältnisse. Roman. Freiburg i. Br., Kiepert. 8. 2 M.

Paar, M., Der Dombau zu Cöln. Dramatisches Gedicht. Berlin, F. Luckhardt. 12. 1 M.

Ried, B., Fünf Ulonen. Erzählungen aus dem großen Kriege. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 5 M.

Rößler, R., Wie der Schnoabel gewaxen. Neue schlesische Gedichte. Berlin, Janke. 8. 1 M. 60 Pf.

Rotter, R., Kaiser Joseph II. und sein „Kämpfen" um ein morgenrothes Land". Vaterländisches Charakterbild. Troppau, Gollmann. Gr. 8. 40 Pf.

Schulte, Baronin Auguste v., Deborah. Hannover, Lüdemann. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Schwaiger, M. J., Die Kinder Tannwald-Ott's. Original-Erzählung von der nordtirolischen Grenze. Innsbruck, F. Rauch. 8. 60 Pf.

Sophokles' Tragödien. Uebersetzt von H. Viehoff. 2 Thle. Leipzig, Bibliographisches Institut. 8. 4 M.

Valentiner, W., Astronomische Bilder. Mit 4 Tafeln und 125 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, Weber. Gr. 8. 12 M.

Zündel, F., Pfarrer Johann Christoph Blumhardt. Ein Lebensbild. Zürich, Höhr. 1880. Gr. 8. 4 M.

Anzeigen.

Im Verlage von G. Reimer in Berlin ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Schleiermacher's
Darstellung
vom Kirchenregiment.
Abdruck aus Schleiermacher's sämmtlichen Werken, zur Theologie 13. Band.

Mit einführendem Vorwort
von
D. H. Weiß,
ord. Professor der Theologie an der Universität zu Tübingen.
Preis: 3 Mark 60 Pf.

Markgraf
Karl Philipp von Brandenburg
und die
Gräfin Salmour.
Mit Benutzung archivalischer Quellen
von
Dr. Julius Friedlaender,
Director des Königl. Münzkabinets.
Preis: 60 Pf.

Neue Lieferungsausgabe von:
Brockhaus'
Kleines Conversations-Lexikon.
Dritte Auflage.
Mit zahlreichen Karten und Abbildungen auf 80 Tafeln.

Zwei Bände.
In 40 Heften zum Preise von nur 30 Pf. für das Heft.

Dieses allgemein beliebte, reich ausgestattete und wohlfeilste Conversations-Lexikon erscheint in einer **neuen Lieferungsausgabe**, welche die günstigste Gelegenheit bietet, durch allmähliche kleine Zahlungen in Besitz desselben zu gelangen. Wöchentlich erscheint ein Heft oder Doppelheft. Alle Buchhandlungen nehmen Subscriptionen an.

Außerdem kann das Werk auch **vollständig auf einmal** in 2 Bänden (geheftet 12 M., gebunden 15 M. oder 17 M.) durch jede Buchhandlung bezogen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wege und Ziele der Culturentwickelung.
Essays von **Eduard Lasker.**
8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 20 Pf.

Eduard Lasker bietet in diesem Werke eine Reihe von Essays, die innerlich miteinander verbunden sind, indem sie in ihrer Gesammtheit eine einheitliche Weltanschauung zum Ausdruck bringen. Mit lebhaftem Interesse wird man den geistreichen Ausführungen des auf andern Gebieten, besonders durch seine hervorragende politische Wirksamkeit bekannten Verfassers folgen, welche die höchsten Fragen der Menschheit in den Kreis der Berathung ziehen, ohne dabei die Wirklichkeit und die thatsächlichen Zustände aus dem Auge zu verlieren.

WESER-ZEITUNG
(Bremen)
Täglich 3 Ausgaben.

Bei allen Postanstalten
pr. Quartal 7 Mark.
Inserate pr. Zeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:
Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega 1878–1880.
Von
Adolf Erik Freiherrn von Nordenskiöld.
In ungefähr 20 Lieferungen.
Mit Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Karten.
Erste bis dritte Lieferung.
Preis jeder Lieferung 1 M.

Gleichzeitig mit der schwedischen erscheint diese autorisirte deutsche Ausgabe des hochwichtigen und interessanten Werks, in welchem Nordenskiöld selbst, der kühne Leiter der Vega-Expedition, der ruhmgekrönte Pfadfinder durch die Eismassen des Polarmeeres, seine gefahrenreiche Fahrt mit allem Detail und in einer Form beschreibt, welche wissenschaftlichen Ernst und Gehalt mit fesselnder, geschmackvoller Darstellung verbindet. Das Erscheinen in Lieferungen zum Subscriptionspreise von 1 M. für die Lieferung macht das Werk den weitesten Volkskreisen zugänglich.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:
Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie.
Von
Dr. Ludwig von Rönne,
Appellations-Gerichts-Vice-Präsident a. D.
Vierte vermehrte und verbesserte Auflage.
In ungefähr 20 Lieferungen.
Erste und zweite Lieferung. Subscriptionspreis 2 M.

Die vierte Auflage des berühmten Rönne'schen Werks, das den Forderungen der Wissenschaft wie denen der Praxis in gleich ausgezeichneter Weise genügt, wird 5 Bände umfassen und, um die Anschaffung durch allmählichen Bezug zu erleichtern, in etwa 20 Lieferungen zum Subscriptionspreise von 2 M. für die Lieferung ausgegeben werden. Durch die sehr wesentlichen Umgestaltungen, welche infolge der Weiterentwickelung des öffentlichen Rechts diese neue Auflage erfahren hat, ist dieselbe auch für die Besitzer früherer Auflagen unentbehrlich.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 11. — 17. März 1881.

Literarische Unterhaltungen.

Ueber die Berechtigung des zeitgeschichtlichen Romans mögen die Ansichten der Aesthetiker auseinandergehen: sie werden indeß alle zugeben müssen, daß mit der Verwerfung desselben ein großer Kreis interessanter Stoffe von der romanhaften Behandlung ausgeschlossen ist. Wir können dem archäologischen Roman, der jetzt zufällig en vogue ist, nicht das gleiche Recht einräumen wie dem Zeitroman, dessen Helden Blut von unserm Blute, in dessen Gedanken- und Empfindungswelt wir durchaus heimisch sind. Ein durch die Gelehrsamkeit vermitteltes Interesse kann nie den unbefangenen Reiz haben, wie ihn die Theilnahme an Erlebnissen und Schicksalen mit sich bringt, die sich in uns vertrauten Kreisen abspielen, auf dem Hintergrunde unsers Culturlebens, in unserer unmittelbaren Gegenwart. Für den socialen Zeitroman wird dies wol auch von allen Seiten zugestanden; sobald dieser Roman aber in das Gebiet der politischen Ereignisse, der Zeitgeschichte hinüberspielt, da machen sich Bedenken gegen seine Berechtigung geltend. Schon das feststehende geschichtliche Datum erscheint gefährlich für die freie Erfindung des Romandichters; es bricht gleichsam wie eine starr hervorragende Klippe den Wogenschlag seiner Phantasiespiele: noch schlimmer sieht es mit dem zeitgeschichtlichen Datum aus, das, über den Widerspruch der Quellen erhaben, durch Notorietät erwiesen, durch Augenzeugen bestätigt ist; denn hier kann das freie Spiel der Phantasie, wenn es neuen Schmuck hinzuträgt oder seine festen Stützen ihm fortnimmt, sich nicht auf die schwankende Auslegung der Geschichtschreiber berufen, welche diese oder jene Thatsache bald so, bald anders nach verschiedenen Quellen erzählen oder motiviren.

Gleichwol wird nicht, wie viele meinen, die schaffende und empfangende Phantasie durch die Actualität des Stoffs eingeengt: nur das eigene Erlebniß gibt ein so fertiges Bild, daß jede andere Schattirung als eine Entstellung empfunden wird; doch wie gering ist auch gegenüber dem Zeitereigniß stets die Zahl der Augenzeugen. Alle andern sind auf den Bericht und auf die Erzählung angewiesen, und die Erzählung wendet sich stets an die Phantasie. Immer gehört das Erzählte der Vergangenheit an; denn die Gegenwart ist bekanntlich im dialektischen Fluß der Zeit ein stets verschwindendes Moment. Was wir aber im erweiterten Sinne des Wortes „Gegenwart“ nennen, das mit unserm Leben mehr oder weniger Gleichzeitige: das wird uns doch nur, wenn es nicht Selbsterlebtes ist, durch die Erzählung vermittelt. Es ist dabei ganz gleichgültig, ob diese Erzählung eine geringere oder größere Kluft der Zeit zu überspringen hat: ob der geschichtliche Roman uns Napoleon I., oder der Zeitroman Napoleon III., ob jener die Französische Revolution, dieser die Zeit der Commune schildert: das wird für die Thätigkeit der nachschaffenden Phantasie durchaus keinen Unterschied machen. Feststehende geschichtliche Ereignisse soll indeß nach unserer Ansicht der geschichtliche Roman so wenig verschleiern oder gar umgestalten wie der zeitgeschichtliche. Die Erfindung des Dichters soll hierbei keine Rolle spielen, sondern nur sein Darstellungstalent, und wenn er treu nach den Quellen lebendig schildert, so wird diese Schilderung nie einen Eindruck zu machen verfehlen, der ja auch ästhetisch berechtigt ist, wie die treue Anlehnung an die Ueberlieferung in den großen Volksepopöen beweist. Freilich zur Hauptsache darf das geschichtliche Datum im Roman nie werden, ebenso wenig wie der hervorragende geschichtliche Charakter.

Bei dem politischen Roman der Gegenwart mögen Rücksichten obwalten, die zu Verschleierungen nöthigen: solche durchsichtige Schleier umgeben in den „Rittern vom Geist“ den Hof der deutschen Residenz und einige der maßgebenden Persönlichkeiten. Wir können dies Versteckspiel nicht

für ästhetisch berechtigt halten, wenn es auch durch äußere Umstände geboten ist; noch viel weiter als Gutzkow treibt es Lord Beaconsfield in seinem neuen Roman „Endymion"; wir haben uns in einer Besprechung desselben in „Unserer Zeit" gerade über die Frage der Actualität und der Benutzung zeitgeschichtlicher Charaktere im Roman näher ausgesprochen.

Wie soll das Problem der Actualität, des naheliegenden Interesses an einem mehr oder weniger der Zeitgeschichte angehörigen Stoff, gelöst werden? Wie sehr dies Interesse beim Publikum ins Gewicht fällt, das beweist der große Erfolg, den seinerzeit die Romane von John Retcliffe und neuerdings diejenigen von Gregor Samarow davontrugen. Was den buchhändlerischen Absatz betrifft, so konnte sich John Retcliffe, der Postsecretär Goedsche, mit Ebers und Freytag in Eine Linie stellen; „Sebastopol", „Nena Sahib", „Villafranca" gingen in 70—100000 laufende Hände, freilich auf dem wenig vornehmen Wege der Colportage.

Retcliffe und Samarow haben jenes Problem in der einfachsten Weise gelöst: sie nahmen die öffentlichen Charaktere der Zeit, mochten sie nun todt oder noch am Leben sein, ohne weiteres mit ihrem vollen Namen und ohne jede Maske in ihren Roman auf, suchten sie in ihren Cabineten, bei ihren Privatunterhaltungen auf, legten ihnen Worte und Gedanken in den Mund, die sie vielleicht ausgesprochen haben konnten, die aber möglicherweise nur der Feder des Romanschreibers entflossen, und setzten sich damit, was für einen Poeten immerhin bedenklich ist, der Gefahr eines Widerspruchs aus, da die Lebenden sich doch nicht als Phantasiegestalten brauchten behandeln zu lassen.

Die Sache wird dadurch nicht viel anders, wenn der Dichter den Namen verschweigt, im übrigen aber die Person so kenntlich zeichnet, daß ihre Identität nicht in Frage kommen kann. So verhält es sich z. B. mit der kleinen Excellenz in Spielhagen's „Sturmflut", welche doch nur ein photographisches Bild von Windthorst ist.

D'Israeli hat in seinen Romanen meistens einen gänzlich verschiedenen Weg eingeschlagen, besonders aber in „Endymion"; er führt uns gleichsam auf den Maskenball der hohen Politik und es schlägt keine Mitternachtsstunde, in welcher sich seine Helden demaskiren; aber auch in Bezug auf ihre Abenteuer wechselt Wahrheit und Dichtung in einer Weise, welche doch unzulässig erscheinen muß gegenüber Thatsachen, die im hellsten Tageslicht der neuen Geschichte stehen. Er hat ein neues Genre erfunden, das einen eclatanten Widerspruch in sich selbst trägt: das Zeitungsmärchen; er hat Thatsachen, die man in den letzten Jahrgängen aller europäischen Zeitungen verzeichnet findet, phantastisch aufgeputzt und in eine märchenhafte Beleuchtung gerückt. Schon in „Vivian Grey" spielten deutsche Großherzoginnen und Diplomaten mit und zwar ebenfalls in einer maskenartigen Vermummung; dagegen nannte D'Israeli in seinem vorletzten Roman „Lothair" die Dinge bei ihrem rechten Namen; er gab ein Bild des Treffens von Mentana, indem er dies geschichtliche Ereigniß rundweg so bezeichnete, wie es in der Chronik der Zeitgeschichte steht, und auch Garibaldi, den er freilich nicht näher porträtirt, durfte ohne jede Maske als Leiter einer Bewegung auftreten, welche für den Fortgang der Romanhandlung von Wichtigkeit ist.

Wie anders das Versteckspiel in „Endymion"! Die englischen Cabinetsminister führen falsche Namen; man weiß nicht, sind die rechten gemeint oder hat der Autor poetische Figuren ihnen untergeschoben. Die Controle ist zur Hand; ja D'Israeli selbst erläutert sie durch seine genauen Jahreszahlen. Die Chronologie und das Märchen — wie paßt das zusammen?

Am märchenhaftesten erscheint Prinz Florestan; schon der Name erinnert an die Prinzen der Scheherezade oder an die Novellenprinzen, aus denen die altbritischen Dramatiker ihre Helden machten. Prinz Florestan ist der Sohn der Agrippina: er verweilt später als geheimer Verschwörer in England; es ist keine Frage, wir haben es mit Ludwig Napoleon, dem Sohne der Hortense, zu thun, und wie wir gleich hinzufügen wollen, D'Israeli schildert ihn als einen höchst sympathischen, etwas verschlossenen, aber sanften und gutmüthigen Charakter.

Der in England sich aufhaltende Prätendent erobert sich schließlich seine Krone, aber nun wieder in ganz unhistorischer Weise, etwa wie wenn er bei seinem boulogner Abenteuer Erfolg gehabt hätte. Das Land wird auf einmal in den Süden verlegt. Von einem Kaiser ist nicht die Rede, nur von einem Könige, und dieser König wählt zuletzt zu seiner Gattin die schöne hochstrebende Myra, die Heldin des Romans neben dem von ihr vorwärts geschobenen Endymion. Myra als Eugenie — diese Vermischung des Phantastischen und Wirklichen hat nur ein Hin- und Herrathen zur Folge, das einen echt künstlerischen Eindruck nicht aufkommen läßt. „Wer bist du, schöne Maske?" fragt man in einem fort; die Maske kommt uns bekannt vor und ist es doch wieder nicht.

Wir bleiben dabei, das politische Märchen, die phantastisch aufgeputzte Zeitung hat kein ästhetisches Recht; das Fabuliren muß aufhören, wo es sich um allgemein bekannte Thatsachen handelt, die sich nicht in Sagenduft hüllen lassen.

Wenn auch einige neuere deutsche Romanautoren in gleicher Weise verfahren und Charaktere der Zeitgeschichte durch falsche Namen unkenntlich machen, während ihr Signalement, ihre Stellung im Staate keinen Zweifel an ihrer Identität übriglassen, so halten wir doch das entgegengesetzte Princip für das richtigere, aber unter zwei Einschränkungen. Einmal steht der zeitgeschichtliche Roman unter demselben Gesetz wie der geschichtliche: die hervorragenden Charaktere dürfen nicht seine Helden sein, sondern nur episodisch in die Handlung eingreifen. Dagegen haben John Retcliffe und Gregor Samarow consequent gefehlt: die poetische Erfindung in ihren Romanen tritt gänzlich zurück gegen das Gewicht der politischen

Helden, die mit ihren zeitgeschichtlichen Tendenzen und Thaten im Vordergrunde der Handlung stehen. Dann aber muß der Dichter überhaupt vermeiden, lebende Personen redend und handelnd einzuführen. Etwas anderes ist es mit den Verstorbenen; sie gehören dem Schattenreiche der Geschichte, der Vergangenheit und damit der Phantasie an; sie sind poetisch verklärt, und wie sie widerspruchslos dem Historiker preisgegeben sind, so hat auch der Dichter ein Recht auf sie, auch wenn diese Verstorbenen der neuesten Zeit angehörten.

Ohne Frage ist das Problem, das der zeitgeschichtliche Roman zu lösen hat, ein besonders schwieriges: aber nur eine vorurtheilsvolle Aesthetik kann ihn deshalb in eine untergeordnete Sphäre der Dichtung versetzen wollen. Ungezwungener als hier lassen sich nirgends die Gedanken und geistigen Mächte wiedergeben, welche das Jahrhundert bewegen; und das wird doch stets die große Aufgabe echter Poesie sein.

Möglich, daß die Lösung des Problems noch keinem der zeitgenössischen Autoren gelungen ist: so ist es eben das Ei des Columbus, und echten Genies wird der rechte Wurf denn auch glücken; doch auch halbgelungene Bestrebungen auf diesem Gebiete haben eher Aussicht, den Antheil der folgenden Generationen zu erwecken und zu fesseln, als der weit in die Geschichte zurückgreifende Roman, bei dem es selten abgeht ohne Verfälschung des Zeitcostüms im Denken und Empfinden, denn jeder Dichter ist das Kind seiner Zeit, und diese wird immer unwillkürlich abfärben, welches verschollene Jahrhundert oder Jahrtausend er auch auffassen mag. Rudolf von Gottschall.

Aus der Romanliteratur.

1. Still und bewegt. Roman von Alexander Römer. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1880. 8. 7 M.
2. Ohne Familie. Roman von Hector Malot. Aus dem Französischen übertragen von Mary Muchall. Autorisirte Uebersetzung. Zwei Bände. Hamburg, Grädener. 1880. 8. 7 M. 20 Pf.
3. Aus meinem Handwerkerleben. Beiträge zur Charakteristik der Aelpler von P. K. Rosegger. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1880. 8. 6 M.
4. König Mammon. Roman aus der Gegenwart von Franz Bonn. Köln, Bachem. 1880. 8. 3 M.
5. Wie die Menschen lieben. Erzählungen aus unserer Zeit von Marc. Boyen. Stuttgart, Richter u. Kappler. 1880. 8. 4 M.
6. Dunkle Wege. Roman von Ewald August König. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1880. 8. 18 M.

Wir sprechen heute zunächst von einem Buche, das in vielfacher Beziehung unsere Anerkennung verdient: „Still und bewegt“, von Alexander Römer (Nr. 1). Es ist ein schön geschriebenes geistvolles Buch, das wir nicht anstehen, in seiner Anlage und seiner Entwickelung bedeutend zu nennen. Ist es wider die Halbheit gerichtet? Wider die Hohlheit unserer gesellschaftlichen Zustände? Plaidirt es für die Hochstellung der Ehe, für das Recht der Frau, des Herzens und jener Sittlichkeit, die mit der conventionellen Moral nichts zu schaffen hat? Unter all diesen Zeichen tritt es in die Schranken und ficht im Geiste und mit den Erfolgen der Ueberzeugung.

Wir werden eingeführt in den Kreis der jeunesse dorée einer Residenz und finden hier bald die Helden des Romans: den Hauptmann von Wilchowsky, halb Manfred-, halb Don Juan-Natur, und den Kreisrichter Rodenthal, einen eleganten, schlagfertigen Gesellschaftsmenschen mit jenen vielseitigen Anlagen, mit jener Neigung zum Guten und zum Bösen zugleich, die zu einer That zu treiben jede Aufwallung im Stande ist. Es ist ein interessanter, in dem Buche in vertiefter psychologischer Consequenz durchgeführter Contrast zwischen diesen beiden Männern. Beide auf eximirtem gesellschaftlichen Niveau, beide losgelöst von jeder Sorge um die äußere Existenz, beide tief genug eingedrungen in die Schachte der Bildung, um mit reichem Besitz auf den Markt des Lebens hinauszutreten, wo die genannten Eigenschaften, verbunden mit dem günstigen Eindruck ihrer Persönlichkeiten, beiden ein allseitiges Willkommen sichern — und doch beide grundverschieden! Es ist, als ob der eine im Leben, der andere auf den Schulen gelernt hätte. Was ist er denn eigentlich, der Hauptmann Wilchowsky, mit dem stürmisch verlangenden Herzen, dem aufwärts strebenden Geiste, der sich durch eine Methode nicht zügeln ließ und keinem Paragraphen sich beugen konnte, mit der großen Seele, die wol der Verirrung durch des Blutes leidenschaftliches Toben verfiel, aber auch das selbstlose Streben nach dem Wahren und Guten, als einzigen Zweck des mikrokosmischen Daseins der Einzelwesen theilt? Wie erscheint ihm das Leben? Der Verfasser sagt:

> Wir zimmern wol muthig und unverdrossen Stockwerk um Stockwerk dazu, schauen zu Zeiten gar stolz aus den hohen Fenstern, aber wenn eine unbewußte Kinderhand an den Tisch stößt, so fallen die stattlichen Gebäude zusammen — und wir müssen von neuem bauen, wenn wir noch Lust haben — oder wir werden am Ende einmal selber mit begraben unter den Trümmern der mit eigener Hand herbeigeschleppten Steinmassen. — Es gibt nichts Neues unter der Sonne, nur ewig Altes in etwas veränderter Form — nicht wahr, Doctor, das wissen wir beide, und haben es vielleicht herzlich satt — wenn wir nicht in dem unzerstörbaren Selbsterhaltungstriebe, der der Materie eingeimpft ist, noch immer vorwärts klimmen müßten und uns einreden, daß noch irgendwo etwas anderes, etwas Begehrenswerthes zu holen sei. Habe ich recht? Ist es nicht so?

Was ist natürlicher, als daß eine solche Titanenkraft auf ihrer Bahn da zerstörend wirkt, wo ihrem Sehnen und Verlangen sich das jämmerliche Machwerk kleinlichen, menschlichen Klügelns entgegenstellt. Wilchowsky hat eine

Frau kennen gelernt, die nur aus äußern Gründen, der Versorgung wegen, einem Manne zugesellt worden war, der nur eine treue Haushälterin verlangte; denn sein Leben waren seine Bücher und die Studirstube war seine Welt. Die Frau aber hatte eine Seele, in der himmelstrebendes glühendes Verlangen lebte — den elenden Magddienst vertrug sie nicht. Wilchowsky hatte sie kennen gelernt in einer Zeit, in der ihr Muth, ihr Geist, ihre Seele am Erlöschen waren; er hatte erkannt, wie Großes die Schöpfung in dieser Frau vollbracht, und wie wieder einmal die Menschen im erbärmlichen Würfelspiel ihrer Interessen sich nicht gescheut, jenes Große als Einsatz zu wählen; mit heißer Leidenschaft hatte er sich dieser Frau zugewandt, an seiner Liebe rankte sich die Höhe ihres Wesens zu neuem Leben empor: so hatten sie sich gefunden, so war sie in den Augen der Welt „unsittlich" geworden; sie hatte den Bund mit ihrem Gatten gelöst, der ihr eine Schmach, eine Entwürdigung erschien, sie war dem gefolgt, mit dem sie sich eins fühlte auch ohne Priestersegen, sie hatte ihm Vollglück, Vollliebe und höchste Wonne eines Menschendaseins gewährt — doch wer wandelt ungestraft unter Palmen? „Vom Rechte, das mit uns geborene", ist leider in den Satzungen der Gesellschaft nur selten die Frage:

> Doch unser Erdendasein quillt in engen Betten. Wo die Wogen so ungestüm über die Ufer stürzen, wo in dem winzigen Atom so gigantische Bilder sich zu spiegeln wagen, daß es sich darunter dehnt über sein Maß hinaus — da treibt eine eherne Macht es unerbittlich zurück. Die wallenden Wasser müssen sich schmiegen, die schäumenden Wogen stille werden, und die gigantischen Bilder werden schmäler und kleiner. — Auf den hellen kurzen Sonnentag ist eine lange Nacht gefolgt, die Nacht voll Einsamkeit und Oede, da Zweifel, Reue, Schuldbewußtsein, alle die finstern Dämonen uns packen, da wir krank und müde waren von der Sehnsucht und doch zu stolz, um einander zu rufen — das mußte so sein, denn die Manen derer, welche wir gekränkt und geschädigt, forderten die Buße.

So hatten sie sich getrennt, und so war er zu einer problematischen Natur geworden. Rodenthal dagegen hatte sich immer wohl gefühlt in jener Welt, wo man der Räthselfragen des Lebens nicht achtet, sondern nur darauf, wie man sich „präsentirt", über Begriffe sich nicht lange streitet, sind immer nur genügend Worte bei der Hand. Viel Widerstrebendes, Schwankendes, Gärendes streitet in seiner Brust und wird immer wieder übertönt von den Fanfaren der Eitelkeit und der Weltlust. In seinem Herzen hatte die Liebe Wurzel gefaßt, die Liebe zu Eva, der holden Mädchenblüte aus dem stillen Pfarrdorf Eschenthal. Vor ihre junge, weltunerfahrene Seele war er als Einziger hingetreten, der nicht mehr wie zu einem Kinde mit ihr sprach, der ihr die Pforten zu jener Welt erschloß, deren Schimmer nur wie leise Ahnung ihr Mädchenherz zu träumen gewagt hatte, und in ihrem Kinderantlitz spiegelte sich ein eigener Glanz, wenn sie ihm gegenüberstand, und mit ihren wundersam sinnigen Augen schaute sie ihn an, tief, bis an sein Herz hinan! Da liebte er sie wirklich und glaubte ihretwegen freudig die Welt des Scheins und des Flitters opfern zu können, da war er der warmherzige Mann, in dem das Verlangen nach dem Hohen und Reinen die Ueberhand gewonnen. Doch eben nichts Festes war in seinem Charakter; zwei Seelen wohnten in seiner Brust, er hatte die Fähigkeit, das Hohe zu erringen, aber nicht, es zu bewahren. Seine Liebe war nicht die Vollliebe gewesen, in welche die Welt nicht ihre Schatten werfen kann, weil so weit ihre Macht nicht reicht. Seine Lebensluft war nicht der vibrirende, tönende Widerhall der eigenen Empfindung aus der Brust des geliebten Wesens; er bedurfte des Boudoir-Parfums, um dauernd zufrieden athmen zu können; nur körperlich war er mit Eva eins geworden, nicht im Geiste, nicht im Willen — und so verlor er sie, so trennte sie sich von ihm! Gerade so hatte sich damals ihre Mutter von dem Gatten getrennt; denn diejenige, die einst Wilchowsky aus ihren Banden befreit, war Eva's Mutter gewesen; aber Eva hatte die Probe bestanden, der jene unterlegen war, sie war rein und makellos, als sie die Mutter wiederfand, und ihre Reinheit brachte die Sühne, die jene, mit allen Kräften strebend, in thatvoller Selbstverleugnung sich auferlegt.

So klingt das Buch in versöhnenden Accorden aus, vielleicht sogar zu versöhnlich für die bedeutungsschweren Conflicte, die sich in ihm vollziehen. Diese Conflicte aber birgt das Leben; sie sind nicht das dichterische Gespinst von Fäden, die eigentlich nur in glatter Aufeinanderfolge im Menschendasein sich abwickeln. Von wirklichen Schmerzen, wirklicher Sünde, wirklicher Reue ist hier die Rede, nur freilich, daß in unserer auf die materielle Existenz zunächst basirten Zeit und durch die Dressur moderner Erziehung die Menschen sich der höchsten Lust und des tiefsten Leidens selten bewußt werden.

Ganz anders, aber in seinem Genre auch ein sehr gutes Buch ist: „Ohne Familie", von Hector Malot (Nr. 2). Da ist von keinem Problem, von keinem eigentlichen Conflict die Rede; in dem ganzen, zwei starke Bände umfassenden Roman ist nirgends die Liebe das Agens, ja außer einer alten Bauersfrau, einer englischen Lady und einem kleinen stummen Mädchen ist überhaupt keinem weiblichen Wesen eine Rolle zugefallen, und doch unterhält das Buch, und sogar mit Spannung wenden wir hier und dort die Blätter um. In zwei Dingen sind die Franzosen zweifelsohne unsere Meister — in Erfindung einzelner Situationen und einer Detailmalerei, der Grazie und Anschaulichkeit unbedingten Reiz verleihen.

Ein Knabe wird von armen Leuten in einem Dorfe des mittlern Frankreich aufgezogen. Er ist ein Findelkind von einer Straße in Paris; bis zu seinem achten Jahre jedoch weiß er nichts davon, sondern glaubt, daß er eine Mutter hätte wie die andern Kinder:

> Denn weinte ich, so nahm mich eine Frau liebreich auf die Arme und wiegte mich, bis meine Thränen zu fließen aufhörten. Ebenso gab sie mir stets den Gutenachtkuß, bevor ich zu Bette ging, und wenn der Decemberwind den Schnee gegen die gefrorenen Scheiben peitschte, so wärmte sie mir die Füße zwischen

ihren beiden Händen, wobei sie mir ein Lied zu singen pflegte, dessen Melodie sowol wie auch ein Theil der Worte mir noch jetzt gegenwärtig ist. Wurde ich vom Gewitter überrascht, während ich unsere Kuh draußen auf der Heide oder an grasbewachsenen Wegen hütete, so tief mir sicher dieselbe Frau entgegen, damit ich unter ihrem hochgehobenen wollenen Rock Schutz vor dem Regen finden möge; und hatte ich endlich Streit mit einem meiner Kameraden gehabt, so ließ sie sich meinen Kummer allemal erzählen, und gab mir entweder Recht oder wußte mich doch fast immer durch freundliche Worte zu trösten.

Aber Mutter Barberin hatte auch einen Mann, der jahraus jahrein als Steinhauer in Paris arbeitete, schließlich dort verunglückt war und in einem verlorenen Proceß gegen seinen Arbeitgeber all sein Hab und Gut geopfert hatte. Und als er nun heimkehrte als Krüppel und im tiefsten Elend, da wollte er den überflüssigen Tischgenossen in seinem Hause nicht länger dulden — was ging das fremde Kind ihn an! Er vermiethete es an einen Mann, der mit abgerichteten Thieren in den Landen umherzog, und die Reiseabenteuer mit dieser Gesellschaft, Abenteuer der einfachsten Art, füllen den ersten Band fast bis zum Schluß. Meistens von Thieren ist darin die Rede, von Hunden und einem Affen, aber alles wird so lebendig erzählt, ist in seiner Schlichtheit häufig so ergreifend und in allem, was passirt, so treu dem Leben abgelauscht, daß wir warmen Antheil nehmen. Vielleicht hat der Verfasser hier den Thieren zu viel Seele gegeben, den Instinct über das Natürliche hinaus zur Vernunft erhoben; aber es macht einen durchaus angenehmen Eindruck, einmal zu viel Seele zu begegnen; es erfrischt das geradezu dem complicirten Streben und Hasten der Menschen gegenüber, das schließlich immer nur zur eigenen größern Ehre gereichen soll. Es sind in dem Buche viel Weitschweifigkeiten, und sein Ende erinnert sehr an jene lieblichen Märchengeschichten, die da schließen: „Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch!" Trotzdem aber ist es eine ernsthafte Lektüre, die in einfacher Wahrheit von des Lebens Noth und Enge berichtet. Die Uebersetzung ist im ganzen als eine recht tüchtige zu bezeichnen, obgleich wir nicht leugnen wollen, daß sich der deutschen Sprache mehr Eleganz abgewinnen läßt, als der Uebersetzerin dies gelungen ist.

Es gibt Bücher von so eigenartigem Reiz, daß man ihn kaum zu erklären im Stande ist — man kann ihn nur empfinden! Zu diesen Büchern gehören die Rosegger'schen Schöpfungen; sind sie ein Anachronismus in unserer Zeit, klingen sie zu uns hinüber wie der Nachhall verklungener Accorde? Wir vermögen nicht es zu untersuchen, wir wissen nur ganz genau, daß sie anders sind als sonst die Unterhaltungsschriften, und wissen, daß sie uns gefallen. Und wollen wir rubriciren, so müssen wir Rosegger's Erzählungen Dialektdichtungen nennen; aber das ist es eben, wie Dichtungen kommen sie uns gar nicht vor, mehr wie das Resultat vertiefter Beobachtungen, durch die uns nicht nur äußere Vorgänge, sondern Art und Gemüth und Charakter eines Volksstammes in lebendigster Anschaulichkeit geschildert werden. Hier scheint nichts erfunden, sondern alles nur feinfühlig abgelauscht; es sind naturgetreue Verhältnisse, vor die uns der Verfasser führt, und liegen sie unserm Sein und unserer Art auch fern, wir begreifen sie nicht nur, wir leben sie eine Zeit lang mit, weil die Motive den Charakteren auf das vollkommenste entsprechen und diese, oft nur mit wenigen Zügen, geradezu plastisch dargestellt sind. Das alles jedoch genügt noch immer nicht, unser Wohlgefallen an diesen einfachen Geschichten hinreichend zu erklären; was außerdem hinzutritt, das ist nicht abgelauscht, sondern Rosegger's eigenstes Theil. Es ist jene poetische Kraft, die mit den einfachsten Mitteln ergreifende Wirkung zu erzielen vermag; es ist der tief gemüthliche Ton, der nicht nur in unserm Ohr, sondern in unserm Herzen seine Akustik findet. Wie frisch schildert Rosegger:

Ja, ihr Närrchen, wenn schon der immergrüne Epheu und die lose Schwalbe um das Mädchen minnen, wie erst die warmlebigen Burschen des Thals! — Es ist ja so wunderbar, so närrisch, so göttlich auf dieser Welt! — Am Abend, wenn die Schwalbe schon längst in ihrem Neste hockt und den stillen, süßen Freuden des Familienlebens obliegt, und wenn über den steinigen Höhen des Tauern der Mond aufsteigt, schamrothen Antlitzes zuerst wie ein Junge, der das erste mal minnt, doch hellern, keckern Auges bald die Mauern des Schlosses bescheinend und im Gemache einen scharfen Schatten schneidend aus dem Köpfchen der jungen Maid, die wiederum am Fenster steht — zu solcher Abendstunde mögt ihr heimlichen Lauscher wol einen wunderlichen Gesang hören unten im Haselgesträuch. Anfangs ist es nur eine Entschuldigung:

Meine Schuhe, die ich trag',
Sein von Fuchsleder gemacht,
Sie schlafen beim Tag
Und gehn aus bei der Nacht.

Gleich darauf mag schon das Geständniß kommen, das Geständniß von warmer Neigung oder einer heißen Herzenssehnsucht; es kann ein glühend Verlangen werden, gemildert nur durch die anmuthige, schalkhafte Liebesform, in welche schon die Alten ihre trotzigen Wünsche zu kleiden gewußt haben. Auch den Jungen ist nun ganz dasselbe mundgerecht.

Das ist die Sprache eines Dichters, der hineingreift ins Menschenleben, und wo er's anpackt, überall weiß er's poetisch zu gestalten.

„Aus meinem Handwerkerleben" (Nr. 3) halten wir für die reifste Schöpfung des Dichters, für diejenige, die ihn in der Bedeutung und der Beschränkung seines Gebiets am besten erkennen läßt. Gedankenvoll und innig, mit dem deutlichen Stempel innerer Wahrheit treten diese Skizzen vor uns: keine großartigen Gebilde, aber von echtem Werth, keine eigentlichen Denksteine unserer Literatur, aber abgerundete Schöpfungen eines wirklichen und eigenartigen Talents. Uns sind diese Skizzen lieber, wir halten sie für instructiver und getreuer als die mehrbändigen Bauernromane.

Franz Bonn schreibt in der Vorrede zu seinem „König Mammon" (Nr. 4):

Die materialistische Richtung unserer Zeit zu bekämpfen, dazu sollte jeder einzelne beitragen, was er vermag, in Bild und Wort, in Lied und That; denn der Materialismus,

der gefährlichste Feind des Christenthums, der Kunst und alles wahren Menschenglücks, bedroht uns von allen Seiten, und nur die allgemeine aufrichtige Umkehr zum Idealen kann uns retten vor dem Verluste der höchsten Güter. Mein Buch wird zwar diesem Erbfeind keine tödliche Wunde schlagen; mir wird es genügen, wenn es ihm gelingt, vielleicht da und dort übereinstimmende Gesinnung zu wecken, und jene Treue gegen das Gute zu befestigen, welche der schönste Schmuck des Menschen ist und auch der deine war.

Was der arme Materialismus alles verschuldet! Es ist eigentlich sonderbar, wie so von überall her die Weltverbesserer aufstehen, als ob nicht, um überhaupt nur die Welt zu erkennen, die Welt mit ihrem ungemessenen Hoch und Niedrig, dem endlosen Faden, der von der Spule der Zeit sich wickelt, ein Weitblick gehörte, wie er nur von der Menschheit Höhen aus möglich ist! Aber da wird jede Erscheinung, die in Widerspruch steht mit der eigenen Neigung, jede Erfahrung, die persönliche Absichten durchkreuzt, als Symptom der Zeit betrachtet, und man wünscht, „man wäre der liebe Gott", dann wäre die Welt eine andere!

Wir behaupten ohne weiteres, daß Franz Bonn (dessen pietätvollen Sinn, wie er in der Widmung zu seinem Buche sich ausspricht, wir willig anerkennen) dem Erbfeinde keine tödliche Wunde geschlagen. Sein Buch ist eine Verquickung von Realismus und Unwahrscheinlichkeit; über dem Ganzen schwebt als Geist die Moral: „Fürchte Gott, thue Recht, scheue niemand", eine sehr berechtigte und löbliche Moral, deren dichterische Consequenzen nur schon zu oft gezogen sind! Sehen wir, wie Franz Bonn einen der häßlichsten Auswüchse dieser materialistischen Zeit, den Communismus, motivirt:

„Jettchen! liebes, reizendes Jettchen!" rief der Schriftsetzer. „Nenne das häßliche Wort nicht mehr, das engherzige Menschen erfunden haben, um uns in unserer Freiheit zu beeinträchtigen. Ist es Diebstahl, wenn ich das nehme, was der Zufall mir schenkt, was von Natur aus mein eigen ist und nur durch eine unwillkürliche Ungerechtigkeit in die Hand eines andern gekommen ist? Haben wir beide nicht gleiche Rechte, gleiche Ansprüche an das Glück und an das Leben? Wärmt die Sonne nicht gleichmäßig alle ihre Kinder? Frieren nicht alle gleichmäßig, wenn sie sich von uns wendet? Schmeckt mir der Kalbskopf à la tortue weniger als deinem Fräulein? Hat sie andere Nerven, anderes Blut in den Adern? Nichts von allem; wir sind alle Menschen, und wenn wir das, was die zufällige gesellschaftliche Ordnung dem einen auf Kosten des andern gegeben, wieder an uns ziehen, heißt das Stehlen? Gleiche Vertheilung der Kräfte, das ist der Grundstein der allgemeinen Glückseligkeit. Jettchen! mein Engel! laß mich einen Blick in die Cassette werfen, damit ich weiß, wie viel ich davon als unser Eigenthum beanspruchen kann."

Quod erat demonstrandum. Ist das nicht eine bequeme Leichtigkeit, sich mit Gedanken abzufinden? In allem Ernst gesprochen: wir rathen niemand, den „König Mammon" zu lesen, die Zeit erscheint uns zu kostbar, um sie mit solchen Trivialitäten auszufüllen; wenn aber jemand nach dem Talente von Franz Bonn gefragt wird, so mag er ihm ruhig ein gewisses dichterisches Conceptionsvermögen, dem nur jede Gestaltungskraft noch fehlt, zugestehen. Im „König Mammon" wenigstens sind seine Figuren Schemen, verkörperte Absichten — lebendige Geschöpfe sind es nicht.

„Wie die Menschen lieben", so nennt Marc. Boyen (Nr. 5) ihre Erzählungen. Wir wünschten, die Dichterin (denn wir glauben nicht zu irren, wenn wir eine weibliche Feder annehmen) hätte einen weniger anspruchsvollen Titel gewählt, dann wäre uns eine Enttäuschung erspart geblieben. „Wie die Menschen lieben" — das hat uns auf die Vermuthung gebracht, wir werden etwas Besonderes über das Wesen der Liebe in diesen Erzählungen erfahren; dem aber ist nicht so, hier lieben die Menschen nur einfach — sofort; sonst lieben sie gerade so, wie wir es aus unzähligen Geschichten wissen.

Die Marc. Boyen'schen Erzählungen sind indeß sehr nett, geschmackvoll und mit poetischer Empfindung gedichtet, die Dichterin hat Talent zu fabuliren, sie weiß glaubliche Situationen zu schaffen, deren Steigerung sich spannend vollzieht. Ihre Sprache ist gewählt, ohne überschwenglich zu sein, sie entbehrt des Wohllauts nicht und klingt uns doch natürlich. Am besten hat uns die Geschichte der „Beiden Elisen" gefallen, obgleich vielleicht gerade diese kritisch am wenigsten bestehen könnte — aber hier sind volle Herzenstöne, und das Ganze ist nicht allein eine Episode, wie im Grunde genommen die andern Geschichten auch, sondern ein unterhaltendes dichterisches Gewebe. Wie Marc. Boyen schreibt, mögen folgende kurze Zeilen beweisen:

Vor Waldow's Augen legte sich ein dunkler Schleier. Er trat taumelnd einige Schritte auf das Mädchen zu, und indem er sie in den Sessel, von welchem sie sich erhoben, zurückschob, fiel er vor ihr nieder, barg seinen lockigen Kopf in den Falten ihres Kleides und weinte, als sollte ihm das Herz brechen. Und mit den heißen Thränen flutete alle Qual, aller Jammer der letzten Stunden von seinem Herzen fort, und als ein neuer, ach, so namenlos glückseliger Mann erhob er später sein schönes Gesicht zu seiner süßen Braut.

Es ist im vorigen Jahrgange d. Bl. eingehend von zwei Romanen Ewald August König's die Rede gewesen, von „Schuldig?" und „Die Hand der Nemesis", denen sich seiner ganzen Wesenheit nach des Autors neuestes Buch: „Dunkle Wege" (Nr. 6), völlig anschließt. Wir möchten diese Bücher nicht Criminalromane nennen; der Proceß, der hier den Verbrechern gemacht wird, spielt sich vor keinem menschlichen Forum, nicht vor dem Richter, nicht im Schwurgerichtssaale ab; das Schicksal, oder nennen wir es auch die ewige Gerechtigkeit, läßt die Verbrecher selbst Schritt für Schritt ihrem Untergange zueilen: „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt alles an die Sonnen", und diesem Proceß beizuwohnen, ist in der That spannend und hochinteressant. Also „Verbrecher-Romane" halten wir für die richtigere Bezeichnung dieser Bücher; Verbrecher sind darin die Helden, Verbrechen werden zum Agens der Handlung, und des Autors Trefflichkeit offenbart sich auch nur in criminal-juristischer Logik. Nirgends stoßen wir auf Unwahrscheinlichkeiten, nirgends wird durch grelle Farben der Effect erzielt, die Dinge vollziehen sich vor unsern Augen mit innerer Nothwendigkeit, „das eben ist

der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären", langsam, nach und nach sehen wir den sichern Boden, den die Verbrecher sich geschaffen, wankend werden, bis er endlich einstürzt und unter seinen Trümmern ihnen die gerechte Strafe wird. In all diesen Stadien aber empfinden wir nie eine dichterische Willkür — was auch in dem Romane geschieht, so grausig es auch unserm sittlichen Bewußtsein gegenübertritt, menschlich bleibt es immer, und was es für Folgen hat, was es für Früchte trägt, die bunten, gleißenden sowol als jene, die den Untergang herbeiführen; alles erscheint uns natürlich. Auch in der Verbrecher-Psychologie ist August König ein Meister. Jene brutalen Straßenräuber, die nur durch physische Kraft ihrer Opfer Herr werden, deren Roheit ihnen schon das Kainsmal auf die Stirn gedrückt, die zeichnet er uns nicht; seine Verbrecher sind alle psychologisch interessant, eine Seite ihres Wesens ist es immer, die sie als außergewöhnliche Menschen kennzeichnet, ja wir können uns für manchen von ihnen einer gewissen Sympathie nicht erwehren.

So weit also der Kunst des Autors volle Anerkennung, zu mehr gibt uns das vorliegende Buch keine Veranlassung. Was um die Verbrechen herum sich gruppirt, was gewissermaßen ihren Schauplatz bildet, ist ohne jede Inspiration geschaffen, ist trivial und flach. Wir interessiren uns für keinen einzigen dieser „ehrlichen" Menschen, ihre Beziehungen untereinander sind die allerlandläufigsten, fast alle leiden sie an einer Geschwätzigkeit schlimmster Art — der geistlosen. Zwar trägt sich gleichfalls alles natürlich zu, aber diese Natürlichkeit ist die Alltäglichkeit, wir finden keinen Grund dabei zu verweilen, wir lächeln nicht darüber, es stimmt uns nicht ernst, wir bleiben indifferent. Die König'schen Romane sind nur für die Psychologie des Verbrechens von Interesse; in der Literatur selbst nehmen sie keinen hohen Rang ein.

Albert Weigert.

Astronomische und geologische Schriften.

In das Gebiet der literarischen Unterhaltung gehört heute zweifelsohne auch die mit naturwissenschaftlichen Dingen, und von diesen wieder haben die großen Räthsel am gestirnten Himmel ein zahlreiches Laienpublikum angezogen, welches sich in Mußestunden gern mit der Lektüre allgemeinverständlicher astronomischer Schriften beschäftigt. Wenn es deshalb dem Zwecke unserer Zeitschrift sehr wohl entspricht, die dieses Gebiet betreffenden literarischen Erscheinungen Revue passiren zu lassen, so würde doch eine fachwissenschaftliche Kritik derselben über den Rahmen d. Bl. entschieden hinausreichen. Ich begnüge mich deshalb, die mir vorliegenden Schriften nur in Bezug auf Geschmack und Richtung zu prüfen, damit ein Leser, welcher astronomische Lektüre sucht, danach seine Wahl zu treffen weiß.

1. Der Wunderbau des Weltalls oder populäre Astronomie. Von J. H. von Mädler. Siebente Auflage. Neu bearbeitet und vermehrt von W. Klinkerfues. Nebst einem Atlas, astronomische Tafeln, Abbildungen und Sternkarten enthaltend, und dem Bildniß des Verfassers. Berlin, Bichteler u. Comp. Gr. 8. 11 M.

Ueber die anerkannte Vorzüglichkeit der berühmten Mädler'schen Astronomie ist weiter kein Wort zu verlieren. Sie eignet sich besonders zum Vorstudium für junge Leute, welche Lust haben, Astronomie ernstlicher zu studiren. Als Unterhaltungsbuch geht sie dagegen häufig zu tief, und sie sucht durchaus nicht einen nur mittelmäßig bei der Lektüre interessirten Leser bei der Sache zu halten. Es war die Aufgabe des gelehrten Directors der göttinger Sternwarte, die neue Auflage durch Rectification der Zahlen und Hinzufügung des Neuentdeckten auf die Höhe unserer Zeit zu heben. Weiter konnte er nichts thun, wenn die „Astronomie" eine Mädler'sche bleiben sollte. Daß die ungeheuern Fortschritte der astronomischen Wissenschaft im letzten Jahrzehnt, welche auf ganze weite Gebiete derselben ideenumformend wirkten, nicht recht mit Fleisch und Blut in das berühmte Werk eingehen konnten, sondern nothwendig nur hier und da angehängt werden mußten, war unvermeidlich. Ich erinnere an das große Gebiet der spectralanalytischen Untersuchungen am Himmel, die nur in einem Schlußkapitel gesondert behandelt worden sind. Dasselbe ist als Broschüre separat erschienen mit dem Titel:

2. Die Principien der Spectralanalyse und ihre Anwendung in der Astronomie. Von W. Klinkerfues. Berlin, Bichteler u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Dieser Abriß ist jedem als höchst lesenswerth zu empfehlen. Mit meisterhafter Feder klar vorgetragen, eröffnet er jedermann einen interessanten Blick in die neue Wissenschaft, welche uns Materie chemisch prüfen lehrte, von der wir durch Unendlichkeiten getrennt sind.

Von einem ganz andern Gesichtspunkte als die Mädler'sche Arbeit ist eine andere jüngst erschienene populäre Astronomie aufgefaßt, welche den Titel führt:

3. Durch die Sternenwelt oder die Wunder des Himmelsraums. Eine gemeinfaßliche Darstellung der Astronomie, für Leser aller Stände bearbeitet von Ferdinand Siegmund. Mit 150 Illustrationen, 6 Farbendruckbildern und 2 Sternkarten. Wien, Hartleben. Gr. 8. 12 M.

Der Verfasser hätte sie treffender genannt: Eine beschreibende Darstellung der himmlischen Erscheinungen. Das Buch ist keine Astronomie, weil es nicht erklärt, sondern nur beschreibt und sich von aller Theorie fernhält. Aus

diesem Grunde und wegen der äußern Ausstattung charakterisirt sich das sehr ausführliche und fleißig gearbeitete Werk vorzüglich als Jugendschrift. Daß das Buch zum guten Theil aus Citaten bekannter Werke zusammengesetzt ist, kann seine Brauchbarkeit als nützliche Unterhaltung für die Jugend in keiner Weise beeinträchtigen. Diese Citate sind gewöhnlich mit einer Phrase wie: „Arago, Mädler, Klein, Littrow u. s. w. meint, daß" . . . eingeleitet, zuweilen aber ist auch die Herkunft gar nicht angegeben, z. B. bei dem Artikel über die Marsmonde, welcher, ohne sich in der behandelten Arbeit durch Anführungszeichen vom übrigen Text zu unterscheiden, einem Feuilleton der „Frankfurter Zeitung" entnommen ist. Alle neuesten Entdeckungen sind mitgetheilt, und die Zusammenstellung ist sorgfältig und vollständig, wenngleich sie hier und da den Mangel fachmännischer Kritik verräth. Die Holzschnitte sind gut, die Farbendruckbilder etwas bunt.

4. Sammlung populärer astronomischer Mittheilungen von Wilhelm Förster. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 3 M.

Förster's Stil zeichnet sich durch Gewandtheit, Reinheit der Form und Eleganz aus. Er weiß die behandelten Stoffe oft von einer neuen und interessanten Seite zu beleuchten, weshalb die Lektüre nicht nur Laien, sondern selbst Fachleuten Vergnügen und Nutzen bereiten kann. Die hier vorliegende Sammlung enthält die Kapitel: „Das Kalenderwesen und die Astrologie"; „Der Mond"; „Die Sonne"; „Die Vorübergänge der Venus vor der Sonne und die Bestimmung von Entfernungen im Himmelsraum"; „Die Finsternisse und Bedeckungen"; „Die Planeten"; „Die Feuerkugeln und Sternschnuppen"; „Die Kometen".

An dieser Stelle mag zugleich an die bereits vor vier Jahren erschienene

5. Sammlung wissenschaftlicher Vorträge von Wilhelm Förster. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 3 M.

erinnert werden. Die wissenschaftliche und philosophische Tiefe dieser Essays schließt ihre Allgemeinverständlichkeit nicht aus; sie behandeln entweder historische, biographische oder philosophische Gegenstände. Die Kapitel heißen: „Die Astronomie des Alterthums und des Mittelalters im Verhältniß zur neuern Entwickelung"; „Johann Keppler und die Harmonie der Sphären"; „Ueber Zeitmaße und ihre Verwaltung durch die Astronomie"; „Ueber astronomische Weltansichten und Probleme"; „Gedächtnißrede zur Säcularfeier des Geburtsjahres Alexander von Humboldt's"; „Johann Keppler"; „Nikolaus Kopernicus"; „Wahrheit und Wahrscheinlichkeit".

Die Arbeiten Förster's sind geistreich und verrathen auf jeder Seite philosophisch geschultes Denken. Wir geben als Stilprobe eine aufs gerathewohl herausgegriffene Stelle aus dem Vortrag über die „Weltansichten":

Welche Weltansicht hat sich nun entwickelt? Verklungen ist der Accord der Sphären, verschollen der Prophetenton der Seher, Paradies und Hölle kehrten in die Brust des Menschen zurück. Was erfüllt nun die öden, unermeßlichen Räume, was bewegt jetzt die Seele und hebt sie dauernd empor über den Schwall ruhelosen Empfindens, wenn sie nach oben blickt? Alle die Doppelsterne und Nebelflecke, alle die Weltsysteme und die Sonnen und Centralsonnen, so meint man, erfüllen den Raum nicht, wenn keine Ideen sie verbinden, wenn ein umfassender Weltgedanke nicht das All belebt, wie eine Brücke zwischen dem menschlichen Geist und dem Urquell des Lebens. Viele meinen, in dem Gedanken von der Mehrheit bewohnter Welten einen Anhalt zu erblicken. Ueberall, auf allen diesen strahlenden Himmelslichtern, die nach den Forschungen der Astronomie als große Welten betrachtet werden müßten, seien gewiß bewußte, uns geistig verwandte Wesen anzunehmen, und so sei es die erhabene Sympathie aller Geister, ungetrennt durch Räume wie durch Zeiten, welche uns feierlich gemahne beim Blick in jene Fernen. Dieser dichterische Gedanke, von uraltem Gepräge, hat im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte in der That eine deutlichere Gestalt gewonnen.

6. Die Fortschritte der Astronomie. Nr. 5. 1877—79. Mit Sachregister über Nr. 1—5, 1870—79. (Aus der Vierteljahresrevue der Naturwissenschaften.) Herausgegeben von Hermann J. Klein. Leipzig, Mayer. 8. 2 M.

Ein sachlich geordnetes Résumé aller neuesten Resultate der Sternforschung, welche vielen höchst erwünscht kommen wird. Klein ist ein umsichtiger, exacter und eifriger Materialsammler, dessen Arbeiten man mit gutem Gewissen als eine sichere secundäre Quelle empfehlen kann. Astronomen, welche von der regelmäßigen Verfolgung der Fachliteratur zeitweilig abgehalten waren, oder eifrige Dilettanten der Himmelsforschung, denen diese Literatur nicht vollständig zu Gesicht kommt, finden hier alle nöthigen Angaben darüber.

7. Kosmologische Briefe über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Weltbaues. Für Gebildete. Von Hermann J. Klein. Zweite, verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Graz, Leykam-Josefsthal. Gr. 8. 6 M.

Der beliebte Verfasser populärer naturwissenschaftlicher Schriften bietet in diesem Buche eine Sammlung astronomischer Essays theils beschreibenden, theils speculirenden Inhalts, welche dazu angethan sind, das lebhafte Interesse des Leserkreises zu erwecken, dem sie sich zuwenden. Klein gebietet über einen reichen Fonds an Material, dessen Verarbeitung er in einfacher, klarer, normaler Form ausführt. Er besitzt keine hervorstechende Originalität der Darstellung oder besondere Tiefe der Gedanken, aber gerade dieser letztere Umstand macht ihn zum bessern populären Schriftsteller, da es ihm so leichter wird, zum geistigen Niveau der Laienwelt herabzusteigen. Die gegenwärtige Schrift wird wegen der atomistisch-philosophischen Betrachtungen über die Weltordnung, welche in einigen Kapiteln der Verfasser an der Hand anerkannter Forscher anstellt, denjenigen Lesern neuen Stoff zum Nachgrübeln liefern, welche bei solchen stets hypothetisch bleibenden, aber deshalb nur um so mehr anziehenden Fragen zu verweilen Vergnügen finden. Im Inhaltsverzeichniß sind die Briefe wie folgt überschrieben: „I. Das Universum als einheitliches Ganzes"; „II. Vergangenheit und Zukunft des Weltalls"; „III. Die

Natur und Weltstellung der Kometen"; „IV. Die Rolle der Sternschnuppen im Sonnensysteme"; „V. Meteorströme, Meteorite und Kometen"; „VI. Die physischen Zustände der Planeten, besonders mit Rücksicht auf die Bewohnbarkeit der letztern"; „VII. Die Sonne"; „VIII. Die physischen Zustände der Sonnenoberfläche"; „IX. Zur Entstehungsgeschichte des Sonnensystems".

Was wir an dem Buche auszusetzen haben, ist sein Titel. Die Form ist keineswegs die des halb wissenschaftlichen, halb plaudernden Briefes, wie man danach voraussetzen sollte, aus welchem dem Leser mit eleganter Leichtigkeit die Gedanken zuströmen. Es sind eben nur Essays von der gewöhnlichen Form. Wenn jedoch Klein durch den Titel etwa eine Parallele mit den berühmten „Kosmologischen Briefen", welche 1769 Lambert, einer der scharfsinnigsten und geistreichsten Forscher aller Zeiten, veröffentlicht hat, herausfordern wollte, so würde er daran jedenfalls nicht vorsichtig handeln. Der Verfasser verehrt den Lesern sein Bildniß als Titelblatt.

An dieser Stelle reiht sich am besten in die Serie der aufzuführenden Arbeiten eine eigene ein, deren Erwähnung mir nach dem vorher definirten Plane dieses Referates nothwendig erscheint:

8. Kosmographisches Skizzenbuch. Die Forschungen unserer Zeit über die Einrichtung des Weltgebäudes. Von M. W. Meyer. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Die einzelnen Kapitelüberschriften lauten: „I. Einleitung. Die Wahrheiten der Astronomie"; „II. Die Kometen"; „III. Die kosmischen Meteore"; „IV. Die Doppelsterne"; „V. Das System der Sonne"; „VI. Die Himmelsluft"; „VII. Die neuern Entdeckungen im Sonnensystem"; „VIII. Das Problem des Sonnenabstandes". In der Vorrede heißt es:

> Wir bemühten uns, den Bau des Universums begrifflich derart zu entwickeln, daß der denkende Leser den Causalreihen, welche zu den letzten Resultaten führen, folgen und sich selbst Rechenschaft über den Grad der Gewißheit geben kann, mit welcher die entwickelten Ideen der Wahrheit entsprechen mögen.

Ich suche in dieser Schrift die Wahrheit astronomischer Facten, so gut es mit dem Apparate des reinen logischen Denkens ohne das Hülfsmittel der Mathematik angeht, zu beweisen. Eine gewisse Richtung der Kritik hat mir einen Hang zur philosophischen Speculation vorgeworfen.

Wir gehen jetzt zu Schriften über, welche nicht mehr rein astronomischer Natur sind, sondern mit der geologischen Wissenschaft Fühlung nehmen und so eine Verbindung des Himmels mit dem heimatlichen Wohnsitz des Menschen anstreben. Wir haben von diesem Gesichtspunkt aus zunächst die recht interessante Schrift:

9. Der Planet Mars eine zweite Erde, nach Schiaparelli gemeinverständlich dargestellt von J. H. Schmick. Mit einer Karte und 8 Holzstichen. Leipzig, Georgi. Gr. 8. 3 M.

zu erwähnen. Sie gibt zunächst eine klare Interpretation der berühmten Arbeit Schiaparelli's, welche 1878 unter dem Titel „Osservatori astronomiche e fisiche sull' asse di rotatione e sulla topografia del pianeta Marte" erschienen ist und damals das Erstaunen der Astronomen bis zur Ungläubigkeit steigerte. Schiaparelli fügte seinem Werke eine topographische Karte der Marsoberfläche bei, welche eine derartige Menge vorher nie gekannten Details als Resultate der mailänder Beobachtungen von 1877 enthielt, daß man einen so eminenten plötzlichen Fortschritt der Kenntniß von unserer brüderlichen Nachbarwelt im ersten Augenblicke kaum für möglich hielt. Nur der Name des berühmten Beobachters konnte und mußte mittlerweile diese Zweifel vertilgen. Der Schrift von Schmick ist eine gute Copie der Schiaparelli'schen Karte beigegeben.

Es gewährt einen ganz eigenthümlichen Reiz, diese ferne Weltkugel zu betrachten, wo Oceane Inseln umspülen wie bei uns, wo Continente durch weite Kanäle voneinander getrennt oder durch Landzungen miteinander verbunden erscheinen wie bei uns, wo im Winter die Pole Schnee- und Eismassen überziehen, welche wie auf unserer Erde schmelzen, wenn die Sonne nach ihrer winterlichen Abwesenheit wieder ihr befreiendes Licht über diese erstarrten Regionen auszubreiten beginnt. Voller Bewunderung sieht man deutlich, wie sich ein einheitlicher Gedanke der Schöpfung weit über die kleine Erde hinweg in die Tiefen des Universums ausdehnt, mit denen wir durch ihn verbunden sind. Diejenigen allerdings, deren Phantasie die Himmelskörper mit allen wunderbaren und märchenhaften Eigenschaften auszustatten suchten, welche eben nur ihre Phantasie kannte, werden sich enttäuscht fühlen; denn es scheint in der That unsere Nachbarwelt der Erde in so hohem Grade ähnlich zu sein, daß gegen die Möglichkeit der Existenz von menschenähnlichen Wesen dort oben kein tristiges Argument mehr in die Schranken treten könnte.

Der Verfasser legt zunächst den Laien die Weltstellung des Mars klar, entwickelt die klimatologischen Verhältnisse seiner Oberfläche und zeigt, wie man durch einfache geometrische Betrachtungen zu deren Kenntniß gelangen kann. Nun folgt die Behandlung der Beobachtungen Schiaparelli's, um schließlich die Frage zu erörtern: „Welchen Einblick in die Entwickelung des Erdkörpers gestattet uns die erlangte Kenntniß der Marsoberfläche?" In diesem Kapitel verläßt Schmick wieder Schiaparelli, um durch eine Vergleichung und Discussion der gewonnenen Resultate neue Argumente für die Hypothese der „secularen Umlegung der verschiebbaren Bestandtheile der Weltkörper durch die Gravitation" aufzusuchen, über welche vielfach gestritten wurde. Nach der Idee des Verfassers wechselt in astronomisch festzusetzenden Perioden das Uebergewicht von Land auf einer Halbkugel der Erde gegen die andere. Die Richtung der Kanäle und mehrere andere Erscheinungen auf der Marsoberfläche ruft er als neue Belege dieser Idee an. Eine Kritik derselben liegt außerhalb des Zwecks dieses Aufsatzes. Schmick entwickelt seine Ueberzeugungen über diese Idee ausführlicher in dem Buche:

10. Sonne und Mond als Bildner der Erdschale erwiesen durch ein klares Zeugniß der Natur. Einige Verwendungen dieses Ergebnisses. Von J. H. Schmick. Leipzig, Georgi. Gr. 8. 7 M.

Der Verfasser sucht die Wärmeschwankungen, welche in geologischen Zeiten die Erdoberfläche erlitten hat, ursächlich auf Attractionsdifferenzen von Sonne und Mond zurückzuführen. Die Sache ist nicht so schnell erklärt, und es ist hier kein Raum, eine Kritik zu geben. Nur zwei Worte. Die Excentricität der Erdbahn schwankt, d. h. die Differenz unserer wahren Entfernung von der Sonne mit der mittlern Jahresentfernung bleibt nicht constant, sowie auch der Punkt der Bahn, in welchem wir der Sonne am nächsten sind, nicht an demselben Flecke stehen bleibt. Augenblicklich befinden wir uns zu Jahresanfang in der Sonnennähe, und um diese Zeit erhält also die ganze Erdkugel mehr Wärme und Licht und wird gleichzeitig heftiger angezogen als im Sommer unserer Halbkugel. Durch die stärkere Anziehung wird aber auch die Erde schneller in ihrer Bahn bewegt, verweilt also hier kürzere Zeit als im andern Theile, sodaß im ganzen für keinen Theil der Erdoberfläche eine Zunahme an Wärme erwächst. Trotzdem glaubt der Engländer Croll in einem ausführlichen Werke auf vielen Umwegen gefunden zu haben, daß eine Halbkugel immer dann im Nachtheile, was ihre Erwärmung betrifft, bleiben müßte, für welche die Sonnenferne in die Winterszeit fiele, indem er die Meeresströmungen und Winde mit ins Spiel brachte. Auf dieser Halbkugel häuft sich Eis an und verlegt den Schwerpunkt der Erde. Die Meere werden versetzt und die andere Halbkugel trocken gelegt, und dieses Spiel wiederholt sich mit den Perioden, in welche jene Schwankungen der Excentricität der Erdbahn eingeschlossen sind. Gegen diese Hypothese wendet sich Schmick und ersetzt den Einfluß der Wärmedifferenz, welche indirect eine Verschiebung des Schwerpunktes hervorbringt, durch die Gravitation selbst, von der er annimmt, daß sie ein Gleiches thue. Da aber der mathematische Ausdruck der Gravitationswirkung genau derselbe ist wie der für die strahlende Wärme, so ist es von vornherein begreiflich, daß sich ihm dieselben Schwierigkeiten entgegensetzen müssen, und daß er diese nur auf andern Umwegen zu beseitigen suchen kann. Er hält sich an das Flutphänomen und meint, daß dieses heftiger auftreten und von Tag zu Tag einen Rest seiner Wirkung zurücklassen müsse auf der Halbkugel, welche zur Zeit der Sonnennähe der Sonne zugewendet sei. Er bedenkt dabei nicht, daß die Sonne die Erde als Ganzes nimmt und ihren Schwerpunkt gegen die Erdoberfläche niemals verlegen kann. Die Wassermassen zwar, welche ihr näher sind als der Mittelpunkt, zieht sie mehr an als den letztern; dafür entsteht eine symmetrische Flutwelle auf der entgegengesetzten Seite, und die Lage des Schwerpunkts gegen die Sonne wird nicht verändert. Diese Deformation der Meeroberfläche wird sich allerdings durch die Veränderung der Sonnenentfernung und die Richtung des Perihels verändern, wird aber auf den beiden Halbkugeln immer eine symmetrische Lage behalten.

Schmick sucht seine Idee durch eine Reihe Seespiegelmessungen der Ostsee zu erhärten, die seit sechzig Jahren Schwankungen aufweisen, welche er mit seiner Hypothese in Verbindung bringt. An einer andern Stelle verbreitet er sich über die Forschungen in diluvialen Höhlen. Dieselben documentiren durch ihre intermittirenden Schichten von Gletscherproducten, zwischen welche andere Lager mit Resten von tropischen Thieren und Pflanzen eingeschaltet sind, daß mehrere Schwankungen der mittlern Temperatur wie auch der mittlern Seehöhe in vorsintflutlichen Zeiten stattgefunden haben müßten. Das wird allerdings von vielen Forschern gegenwärtig anerkannt. Schmick benutzt diese Thatsachen als Belege für seine Idee. Eine auf Grundsätzen der mechanischen Wärmetheorie und einer sehr plausibeln Annahme beruhende Erklärung für solche Wärmeschwankungen gab jüngst August Ritter in seiner Schrift „Anwendungen der mechanischen Wärmetheorie auf kosmologische Probleme" (Hannover 1879). Derselbe weist nach, daß die Sonne in der That intermittirend mehr und weniger Wärme ausstrahlen müsse. Diese letztern Untersuchungen sind exacter analytischer Natur, während Schmick sich der mislichen empirisch praktischen Rechnung überlassen mußte.

11. Kometische Strömungen auf der Erdoberfläche. Von L. Graf von Pfeil. Mit 5 Karten. Berlin, Hempel. Gr. 8. 6 M.

In diesem Buche wirft Graf von Pfeil auf 70 Seiten (S. 71—196; die größere Hälfte enthält nämlich Anmerkungen und Zusätze) die ganze Geologie und Kosmologie der Neuzeit über den Haufen; er meint am Schluß:

> Ich übergebe meine Untersuchung der Wissenschaft, fest vertrauend, daß sie allzu werthvolle Keime für weitere Forschungen enthält, um unter dem ganzen Wust bodenloser und leider in der Wissenschaft Geltung habender Hypothesen durch Schweigen erstickt zu werden.

Reden wir also. Da die Atmosphäre der Sonne in den obern Theilen aus Wasserstoff besteht, so ist gar kein Grund vorhanden, weshalb das bei der Erde nicht auch so sei. Nun schlägt ein Komet hinein. Der Komet enthält Sauerstoff oder bringt den der untern Atmosphäre doch mit dem Wasserstoff der obern zusammen: es entsteht eine ungeheuere Knallgasexplosion. Das Resultat ist heißer Regen: die Sintflut. Die Kometen schneiden Furchen in die Erde, bilden die Antillen, alle Meerbecken und ihre Strömungen. Sie kommen plötzlich wieder in ihre alten Rechte als Weltgeißeln und Schreckenserscheinungen.

Graf von Pfeil hat ein Mittel gefunden, sich die Materialien zu verschaffen, welche er für das Zustandekommen gewisser geologischer Vorgänge nöthig hat: er läßt sie einfach vom Himmel fallen. Zur Bildung der Steinkohle z. B. hat er Kohlensäure nöthig; da er aber den jetzt noch oder auch nur einstmals glühend flüssigen Kern der Erde und manche andere Vorgänge, durch welche

von innen heraus Kohlensäure in die Atmosphäre geschafft wird, nicht anerkennt, so läßt er Kohlenstoff, welcher in der Einsamkeit des Weltraums zu Krystallen zusammengeschossen ist, in Form von Diamanten vom Himmel regnen. Diese bedecken den Erdboden. Ein Komet fährt über sie hin, um sie zu entzünden: die Kohlensäure ist fertig. Er glaubt auch nicht an die Existenz großer Meere in der Vorzeit: wie will er sich dann aber z. B. das Steinsalz von Staßfurt erklären?

Es ist ein eigenthümlicher revolutionärer Zug, der sich seit jüngster Zeit, in welcher allerdings so viele alte Dogmen der Naturwissenschaft sinken mußten, in ihrer Domäne geltend macht und, ins andere Extrem überschlagend, plötzlich alle mühsam erworbenen und oft nicht einmal allbekannte Errungenschaften umzustürzen sucht. Dieser Zug steckt nicht nur, wenn auch zunächst, geistreiche Dilettanten, sondern auch ernste Forscher an. Dafür finden wir an manchen Stellen des folgenden, außerordentlich lesenswerthen Buchs Belege:

12. Die Strömungen des Festen, Flüssigen und Gasförmigen und ihre Bedeutung für Geologie, Astronomie, Klimatologie und Meteorologie. Von H. Wettstein. Mit 29 Holzschnitten und 25 Karten. Winterthur, Wurster u. Comp. Gr. 8. 8 M.

Wir entfernen uns immer mehr von dem Gebiete der Astronomie. In diesem Buche fallen nur noch hier und da Streiflichter in ihren Bereich, wenngleich, wie es denn wol nicht anders geschehen konnte, fortwährend die Wirkung der Sonne als letzte Ursache der vielseitigen Bewegungen erscheint, welche wir hier eingehend und übersichtlich studiren können. Der Verfasser stellt sich überall auf den jüngsten Standpunkt der Wissenschaft und vertheidigt viele ganz neue Hypothesen mit jugendlichem Eifer und voller Ueberzeugung. Er schreibt im allgemeinen kurz, klar, überzeugend, in pädagogisch gut gewählter Ordnung und weiß stellenweise durch glänzende rhetorische Stellen den oft recht spröden Stoff zu beleben. Die kleinere Hälfte des mit vielen Karten reich ausgestatteten Buchs beschäftigt sich mit geologischen Fragen, mit den „Strömungen des Festen". Die „Theorie der Dislocation durch die Einwirkung der Sonnengravitation" wird vertheidigt und erweitert und mit den Erscheinungen des Erdmagnetismus, des Nordlichts, der Vertheilung der Organismen in der Vorzeit in ein System gebracht. Diese Dislocationstheorie darf nicht mit der unter Nr. 10 behandelten Idee von Schmick verwechselt werden, obgleich sie mit ihr einige Berührungspunkte besitzt: die übereinander gelagerten, verschieden gestalteten Schichtungen werden regelmäßig um Mittag von der Sonne stärker angezogen als um Mitternacht, weil sie in letzterer Stunde von dem Durchmesser der Erde vom Gravitationscentrum weiter entfernt sind als in der erstern. Die obern Schichten werden um Mittag gehoben und geschoben, während zwölf Stunden später nicht alle wieder zurückkönnen, weil die Unterlage ganz wohl so beschaffen sein kann, daß Hindernisse nur Bewegungen in einer gewissen Richtung gestatten. Durch eine Summirung solcher auslösenden Wirkungen ist die ganze Configuration der Erde, ihre Abplattung, sind ihre Berge, Thäler und Meervertiefungen entstanden und bilden sich noch heute durch unterirdische Reibungen der Schichten die vulkanischen Erscheinungen, sowie durch eben solche Reibungen endlich die erdmagnetischen Phänomene auftreten. Daß die Erde jemals glühend flüssig gewesen sei, wird mit der Laplace-Kant'schen Weltbildungsidee in starken Zweifel gezogen. Wollten wir diesen Betrachtungen hier kritisch entgegentreten, so würden wir nothwendig in denselben Fehler verfallen, den wir dem Verfasser vorwerfen müssen, daß wir nämlich mit unserm Urtheil dasjenige anderer zu schnell abfertigten. Sehr oft hat man da, wo sich ein Widerspruch gegen eine sonst gut fundirte Theorie erhob, durch weitere Vertiefung gerade glänzende Bestätigungen derselben aufgefunden: Newton hatte offenbar unrecht, an seiner Gravitationstheorie zu verzweifeln, weil sie in ihrer Anwendung auf den Mond nicht stimmen wollte. Richtiger wäre es gewesen, von dieser Nichtübereinstimmung auf eine falsch angenommene Entfernung des Mondes zu schließen, deren Correction er erst lange Jahre nach dem ersten Entwurf seiner großen Idee vornehmen konnte und die nun die volle Bestätigung derselben ergab. Wenn Dislocationen der Erdtheile in so gewaltigem Maße stattgefunden haben, wie sie in diesem Buche vorausgesetzt werden, so ist es unbegreiflich, wie seit Anfang dieses Jahrhunderts keine einzige Sternwarte der Erde eine Verschiebung ihrer Lage gegen den Aequator auch nur von ein bis zwei Zehntheilen einer Bogensecunde constatiren konnte. Gleichfalls sehr schnell wird der Verfasser mit der so scharf durchdachten und schön bewährten Zöllner'schen Idee über die Natur der Kometen fertig, welche er mit ganz wenigen Worten ad absurdum führt. Das ist zum mindesten ein gewagtes Unternehmen. Wir dürfen hier nicht näher darauf eingehen; daß aber der notorisch vom Kern, unter der Wirkung einer abstoßenden Centralkraft der Sonne, ausgehenden Materie der Kometenschweife nicht durch Betrachtungen von der Art Wettstein's beizukommen ist, wird jeder mit der Sache vertraute Leser einsehen.

Die zweite Hauptabtheilung des Buchs bildet die Betrachtung und Erläuterung der Meeresströmungen, während sich der letztere recht ausführliche und durchweg gut ausgearbeitete Theil mit den Strömungen der Luft befaßt, also eine auf neuesten Grundlagen ruhende beschreibende und theoretische Meteorologie bietet. Die Lage und Entstehung der constanten Winde auf der Erde, die Bildung der Stürme, des Föhn, der Wind- und Wasserhosen, das Drehungsgesetz des Windes, endlich Gewitter- und Hagelentstehung werden eingehend und kritisch besprochen. Der Leser findet auch hier überall das Neueste und wird zum eingehendern Studium all dieser jüngst entwickelten Ideen durch das Buch auf das lebhafteste angeregt.

Wir wollen schließlich als Stilprobe die Schlußworte des Kapitels über die Verbreitung der Organismen an-

führen, in welchem der Verfasser von der Anpassung der Thierarten an die durch die Dislocation ihres Landes entstandenen klimatischen Verhältnisse, oder der Auswanderung der Thiere in andere Gegenden, endlich von den Zugvögeln gesprochen hatte; dieser Schluß lautet:

Das Thier gewöhnt sich von Jahr zu Jahr an eine weitere Wanderung, der Mensch aber acclimatisirt sich, d. h. er mäßigt seine Begierden nach den Dingen, die doch nicht mehr zu erreichen sind, und schränkt sich auf diejenigen ein, die ihm noch zur Verfügung stehen. Aber es ist, wie wenn ihm doch, auch in den spätesten Geschlechtern, noch eine dunkle Erinnerung bliebe an die Tage der Jugend seines Geschlechts, da es unter Palmen wandelte und den harten Kampf um die täglichen Bedürfnisse des Daseins noch kaum oder gar nicht kannte. Es ist dieses Gefühl, diese Erinnerung an vergangene schöne Zeiten, nicht des Individuums, sondern der Rasse, zu einer Art Instinct geworden, und es treibt immer noch die Besten und den Eindrücken der Natur Zugänglichsten zur Wanderung in ferne Zonen oder erweckt in ihnen die Sehnsucht nach der alten Heimat, nach der Farbenglut und dem Formenreichthum des Südens und nach der Traum- und Märchenwelt des Ostens, nach dem Eden unserer Voräitern, das wir suchen, wo es nicht mehr ist, weil es mit uns aus dem sonnigen Mittag dem Nebellande der Mitternacht entgegengezogen ist.

13. Die Urwelt der Schweiz. Von Oswald Heer. Mit 8 landschaftlichen Bildern, 12 Tafeln, einer geologischen Uebersichtskarte der Schweiz und zahlreichen in den Text eingedruckten Abbildungen. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 16 M.

Wir gelangen auf specifisch geologisches Gebiet. Das vorliegende Werk, dessen erste Auflage (1864) einen Weltruf erlangt hat und in französischer wie englischer Uebersetzung erschienen ist, behandelt in erster Linie die Geologie und Paläontologie der in dieser Beziehung so ungemein lehrreichen Schweiz, erhebt sich dabei aber durch häufige Rundblicke auf andere Ländergebiete wesentlich über den Horizont einer Monographie. Wenngleich das Buch kein eigentliches Lehrbuch der Geologie und Petrefactenkunde genannt werden kann, enthält es in weniger gebundener und schematischer Form doch das wesentlichste Material zu einem solchen. Es zieht den Laien, der in diese Vorweltgeschichte eingeführt werden will, durch seine charakteristischen landschaftlichen Schilderungen der verschiedenen Steinalter aber so an, wie den Fachmann durch die überall eingefügten Resultate ernster Specialforschung. Heer befaßt sich vor allem mit der Erforschung und Darstellung der Thatsachen und knüpft daran nur sehr vorsichtig und zögernd Speculationen. Dagegen liebt er es, die Thatsachen in den Rahmen eines lebendigen Bildes zu fassen, welches dem Leser die fremdartigen wie die ähnlichen Züge urweltlicher Landschaften in lebendigem Colorit darstellt. Erst in den Schlußkapiteln wagt er einen Blick in das Gebiet der Hypothesen zu thun, welche zur ursachlichen Erklärung der gegebenen Thatsachen dienen sollen: die Probleme der Bildung der Gebirgsmassen, die Veränderungen der Klimate, die Entstehung der Arten tauchen auf. Erst hier entdeckt man, wenn man die Vorrede nicht gelesen hat, daß Heer Antidarwinianer ist: so streng objectiv bleibt er bis gegen das Ende seines Werks. Er sucht überhaupt immer da, wo man zwischen zwei entgegengesetzten Richtungen schwanken kann, an den alten Lehren festzuhalten. Er ist conservativ. Daß Darwin bei weitem nicht alle Erscheinungen der lebendigen Natur seiner Idee anpassen kann, muß ein unparteiischer Beurtheiler ohne weiteres zugeben. Es ist und bleibt räthselhaft, wie äußere Umstände der Biene gelehrt haben sollen, ihre sechseckigen Zellen über die ganze Erde hin in derselben Weise zu bauen; wie die umgebende Natur auf gewisse Landkrabben wärmerer Gegenden dahin gewirkt hat, daß dieselben sich regelmäßig um dieselbe Jahreszeit versammeln, um quer durch das Land auf directestem Wege in meilenweiter Wanderung dem Meere zuzueilen, dem sie ihre Eier anvertrauen; wie die Metamorphose der Insekten entstanden sei — und noch tausend andere Fragen bleiben offen. Da sich also nur verhältnißmäßig wenige Erscheinungen der Natur mit der Darwin'schen Lehre streng vereinbaren lassen, dagegen alle mit der Idee einer zwecksetzenden regierenden Gottheit, so bleibt Heer — ohne Darwin's Verdienst irgend schmälern zu wollen — lieber beim Alten. Er verschließt sich so wenig principiell den neuen Anschauungen, als er die seinigen leidenschaftlich vertheidigt. Er glaubt an eine „Umprägung der Arten" in denjenigen geologischen Epochen, welche wesentliche Abschnitte der Schöpfungsgeschichte bezeichnen. Während der in diesen Zwischenepochen schneller, wenn auch gewöhnlich nicht katastrophenartig vor sich gehenden Umwandlungen der Erdoberfläche gehen viele Arten zu Grunde, für welche ähnliche, sich den neuen Verhältnissen anpassende neu „ausgeprägt" werden, während die erhalten gebliebenen Arten selbst sich durch Gewöhnung (ganz im Darwin'schen Sinne) den veränderten Lebensbedingungen anpassen und so „homologe" Arten bilden. Wir sehen, daß diese Ansichten gewissermaßen einen Compromiß zwischen den beiden feindseligen Heerlagern herzustellen suchen.

Fast alle diese Schlußbetrachtungen sind der neuen Auflage eigenthümlich und ohne Zweifel für den Anhänger jedweden naturwissenschaftlichen oder philosophischen Glaubensbekenntnisses von großem Interesse. Die äußere Ausstattung des Buchs ist eine sehr elegante. Die gravirten Tafeln enthalten naturwahre, sehr sauber ausgeführte Zeichnungen der wichtigsten vorweltlichen Typen, deren auch eine große Anzahl in dem Text beigefügten Holzschnitten vorgeführt ist, während acht stimmungsvolle landschaftliche Bilder uns mitten in die urweltliche Natur verschiedenster Epochen zurückversetzen.

Da wo der Verfasser nicht durch den Zwang des Stoffs an einen rein beschreibenden Ton gebunden ist, entwickelt sich seine Sprache oft zu sehr ansprechenden, wenn auch durchaus nicht prätentiösen Bildern, ja einigemal wagt er sich sogar auf das Gebiet der Poesie und besingt z. B. die Natur der Oeningerstufe. Wir ziehen es jedoch vor, als Stilprobe Prosa zu wählen:

So schwebt ein fremdartiges Bild um das andere an unserm geistigen Auge vorüber, etwa wie am Himmel in unermeßlichen Fernen Sterne hinter Sternen hervortauchen, und es entsinkt uns der Muth, nach den Jahrzahlen zu fragen, welche diese Zeitabstände ausdrücken sollen. Wenn aber auch Zeit und Raum einem uferlosen Meere zu vergleichen, das in unendliche und unserm Geist unfaßbare Fernen sich verliert, sind doch die Weltkörper, die sich in diesem Meere bewegen, endliche Größen, die einen Anfang und ein Ende haben, und wie die Entfernungen wenigstens der nähern gemessen werden können, so wird der menschliche Geist vielleicht einmal die Mittel entdecken, um die Zeitentfernungen zu bestimmen, welche die Entwickelungsstufen unsers Planeten voneinander trennen.

14. Handbuch der Mathematik, herausgegeben von Schlömilch. Erster Band. (Encyklopädie der Naturwissenschaften, Abth. 1; Lief. 2, 4, 7, 9, 10.) Breslau, Trewendt. Gr. 8. 18 M.

So wenig heutzutage ein Kaufmann seine Geschäftsrechnungen noch mit Rechenpfennigen erledigen kann, so wenig ist es gegenwärtig dem naturwissenschaftlichen Forscher möglich, sich ohne den Apparat der algebraischen Rechnung sicher auf seinem Gebiete zu bewegen. Die einfache Beschreibung seines Gegenstandes genügt nicht mehr; man will Combinationen von Erscheinungen mit Erscheinungen oder Relationen derselben untereinander kennen lernen; man will durch den strengen Maßstab der Rechnung Ideen und Hypothesen aller Art prüfen, welche als Erklärungen von ganzen Erscheinungscomplexen angerufen werden. Daß endlich insbesondere die Mathematik das Hauptwerkzeug des Astronomen ist, weiß jedermann. Es ist deshalb hier der Ort, eines Werks zu gedenken, welches sich die Aufgabe stellt, den mathematischen Laien mit diesem mächtigen Apparate der Forschung bekannt zu machen. Der vorliegende erste Band enthält die Gebiete der Arithmetik und Algebra, die Planimetrie, Stereometrie und Trigonometrie, behandelt von Dr. F. Reidt, schließlich darstellende Geometrie von Professor Richard Heger. Auf dem verhältnißmäßig geringen Umfange von 662 Seiten werden diese Gebiete von Grund auf in vortrefflicher Auswahl des Wichtigsten derart behandelt, daß ein ernstes Selbststudium des Werks den vorher aller mathematischen Kenntnisse entbehrenden Leser befähigt, denjenigen mathematischen Untersuchungen zu folgen, welche nicht auf das Gebiet der höhern Analysis übergreifen. Beispielsweise würde er sphärische Astronomie treiben und diejenigen Formeln ihrer Entstehung und Bedeutung nach verstehen und rechnend handhaben können, mit deren Hülfe man Finsternisse vorausbestimmt, wenigstens soweit keine Differentiale dabei ins Spiel kommen. Wenn der Laie also zu diesem Studium noch ein wenig analytische Geometrie der Ebene und des Raums hinzufügt, welche die „Encyklopädie der Naturwissenschaften" später jedenfalls noch gibt, so wird er ziemlich alle mathematischen Beweise für die Probleme der Physik und Astronomie, die ihm begegnen könnten, zu verfolgen im Stande sein. Der Fachmann zwar, wenn er sich nicht zu pädagogischen Zwecken hier Stoff holen will, benutzt aus diesen ganzen Gebieten fast gar nichts mehr zu seinen Untersuchungen. Die elementare Geometrie des Euklid ist wol eine gute Vorbereitungsschule für den Geist, aber zur Anwendung nicht geschmeidig genug und wurde durch die analytische Geometrie des Descartes vollständig verdrängt.

Der letzte Abschnitt des Buchs, die darstellende Geometrie von Heger, beschäftigt und bildet namentlich das räumliche Vorstellungsvermögen für Figuren. Sie vertieft sich hier und da schon in schwierigere Betrachtungen und ist sehr praktisch an die Grenze zwischen die Elemente der Mathematik und die Lehre von der Analysis gesetzt, welche jedenfalls den folgenden mathematischen Band des großen Werks bilden wird.

M. Wilhelm Meyer.

Ludwig Feuerbach.

Ludwig Feuerbach. Aussprüche aus seinen Werken gesammelt von Eleonore Feuerbach. Leipzig, O. Wigand. 1879. 8. 2 M.

Strauß und Feuerbach haben zwar nach dem Urtheil aller Stimmfähigen die Orthodoxie für immer begraben, allein noch immer fehlt es der Mehrzahl an dem wahren Verständniß für jene beiden Heroen, noch immer beruhigt man sich mit Vermittelungsvorschlägen, die nichts sind als durchaus unhaltbare, abgeschmackte Halbheiten. Ihrer Individualität und Wirksamkeit nach sind Strauß und Feuerbach in gewissen Beziehungen allerdings durchaus verschieden. Jener ist in sich vollendet und abgeklärt, ruhig und leidenschaftslos, seine Werke sind Kunstwerke, seine Richtung ist mehr eine historische, er ist vielseitig und in gewissem Sinne populär. Der andere dagegen ist einseitig; er kennt nur Ein Ziel, dem er, ohne nach rechts und nach links zu sehen, zustrebt; er ist voll Pathos und Leidenschaft, unbefriedigt, seine Werke sind oft aphoristisch; nicht die Geschichte, sondern die Philosophie ist seine Domäne; sein Name zwar ist weltbekannt, nur eine kleine Gemeinde aber kennt wirklich sein Leben und seine Schriften. Aber gerade wegen dieser Verschiedenheiten ergänzen beide einander auf das glücklichste: ihnen beiden schwebt dasselbe Ziel vor, die Bekämpfung des alten, die Ausbreitung des neuen Glaubens.

Die von Feuerbach's Tochter unlängst veranstaltete und durch ein Vorwort Wilhelm Bolin's eingeführte Sammlung von „Aussprüchen aus Feuerbach's Werken" kann nicht dankbar und freudig genug begrüßt werden; wenige Blätter nur sind es, aber sie enthalten eine Fülle der originellsten, scharfsinnigsten, wahrsten Gedanken. Dem Kenner des Philosophen geben sie die Quintessenz dessen,

was er an ihm bewundert; wer aber von Feuerbach wenig mehr kennt als den Namen, für den wird das Buch, wenn anders er unbefangen und nur vom Streben nach Wahrheit geleitet ist, eine neue Periode seines Lebens beginnen; er wird eindringen in die Werke und dort den Weg zur Lösung des Welträthsels suchen.

Ehrlich und ohne Scheu constatirt Feuerbach den Contrast zwischen der modernen Weltanschauung und dem Christenthum; er kennt das Wesen des Christenthums gründlicher als die meisten Vertheidiger desselben, denn er escamotirt nicht wie diese die wesentlichsten Sätze desselben weg, weil sie ihm als einem Sohne des 19. Jahrhunderts nicht passen und weil er mit aller Gewalt den Namen Christ retten will. Das Christenthum ist Dualismus, seine Consequenz ist der Katholicismus, das Mönchsthum, die Verachtung des Diesseits und der Wissenschaft — so sehr sich auch die vermittelnde Richtung gegen diese Sätze sträubt, so sind sie doch unumstößlich und von den gewichtigsten Folgen. Und nun gar Feuerbach's Sätze über Bibel und Offenbarung, über das Wesen des christlichen Glaubens, über Tod und Unsterblichkeit, Liebe und Egoismus — es ist getragen vom Geiste echter Humanität, ein feuriger Protest gegen alles, was morsch und wurmstichig ist im Bau der alten Weltanschauung.

Auch von dem freilich, was in Feuerbach's Werken vergänglich ist, finden sich Spuren in vorliegendem Buche. Feuerbach verwechselt fast überall das Wesen der Religion mit dem Wesen der christlichen Religion oder überhaupt einer der vorhandenen; er legt, von Schleiermacher beeinflußt, zu viel Gewicht auf das subjective, psychologische Element; es fehlt ihm die volle Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer continuirlichen Entwickelung; er reißt nieder, aber wir ahnen nur, wir sehen noch nicht das neue Leben, welches den Ruinen entsprießt. Doch es wäre thöricht, ihn deshalb zu tadeln; gerade ihn und keinen andern verlangte, wie er war, der Entwickelungsgang der Zeit; der Weiterbau und Ausbau ist Sache der kommenden Generationen. Wenn nur erst sein Wirken allen bekannt ist, dann wird es auch von allen anerkannt werden; nichts aber ist geeigneter, wiederum die allgemeine Aufmerksamkeit auf den genialen Denker zu lenken, als das vorliegende Buch.

Paul Nerrlich.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von der „Allgemeinen Geschichte der Literatur" von Johannes Scherr (Stuttgart, Conradi) sind die ersten Hefte erschienen. Der Verfasser sagt am Schluß seiner Vorrede: „Dem Publikum und der Kritik glaubte ich meine Dankbarkeit am anständigsten dadurch zu erweisen, daß ich auf die vorliegende sechste Auflage größtmögliche Sorgfalt verwandte. Dieselbe heißt auf dem Titelblatt eine «neu bearbeitete und stark vermehrte» und darf so heißen. Denn selbst die flüchtigste Vergleichung mit den frühern Auflagen — auch mit der fünften — muß jeden überzeugen, daß nicht nur jedes Kapitel der vier Bücher des Werks zahlreiche Bereicherungen erfuhr, sondern daß auch ganz neue Abschnitte eingefügt wurden. Daß ich jede begründete Ausstellung an dem frühern Texte verbessernd berücksichtigte, versteht sich von selbst. So lange die Entwickelung der Literatur nicht stockt oder ganz aufhört, ist sie ein Ewig-Flüssiges. Vom Literarhistoriker heischt seine Pflicht, daß er dieser unendlichen Strömung unermüdlich nachgehe und alle Wendungen derselben verzeichne. Die wenigen Jahre, welche seit dem Erscheinen der fünften Auflage verstrichen sind, haben nun aber wiederum eine solche Masse von neuem Material aufgehäuft, daß es nicht geringer Mühwaltung bedurfte, diesen neuen Erscheinungen der Weltliteratur gerecht zu werden, ohne doch den Umfang meines Buchs allzu erheblich anzuschwellen. Gestatte man mir, demselben auf seinen Weg den Geleitwunsch mitzugeben, daß es in seiner erneuten Gewandung, mittels welcher es die allgemeine Geschichte der Literatur bis zum Jahre 1880 herabführt, dazu angethan sein möge, von alten Freunden willkommen geheißen zu werden und neue zu gewinnen." Das Werk steht bisjetzt einzig in der Literatur der Gegenwart da, und es wird einigen neuauftretenden Concurrenzwerken nicht leicht werden, damit zu wetteifern.

— Der erste Band der fünften vermehrten und verbesserten Auflage des Werks „Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts, literarhistorisch und kritisch dargestellt von Rudolf von Gottschall" (Breslau, Trewendt) ist soeben erschienen. Der Herausgeber d. Bl. sagt in der Vorrede zu seinem Literaturwerk: „Daß die Verlagshandlung wiederum eine neue Auflage unsers Werks herauszugeben genöthigt ist, zeigt in einer für den Verfasser erfreulichen Weise, daß in dem durch neue kritische Wortführer hervorgerufenen Tumult unserer literarischen Kreise die Theilnahme für den Standpunkt, den er in diesem Werk vertreten, keineswegs erloschen ist. Trotz einzelner Symptome des Niederganges unserer Literaturbewegung, trotz falscher Moderichtungen, einseitiger Begünstigung verdienstlicher, aber untergeordneter Leistungen und besonders der wachsenden Gleichgültigkeit gegenüber der höhern Lyrik und dem höhern Drama konnte ich mich nicht veranlaßt sehen, jenen Standpunkt zu modificiren und das Vertrauen auf eine gedeihliche Fortentwickelung unserer Literatur, auf die sieghafte Entfaltung des modernen Ideals aufzugeben. Der Hemmnisse, die sich diesen Bestrebungen entgegenstellen, mußte ich freilich mehr Erwähnung thun als früher, und hierin sowie in der Einfügung einzelner neuer Talente und in der Fortführung der literarischen Chronik bis zur unmittelbarsten Gegenwart, auch in Bezug auf die Schöpfungen der ältern Autoren, sowie in einer Bereicherung der bibliographischen Notizen, namentlich was die Werke über die einzelnen Schriftsteller betrifft, bestehen die für das Ganze nicht wesentlichen Veränderungen, welche in dieser neuen Auflage sich finden. Bei aller Objectivität in der Würdigung der einzelnen Schriftsteller soll das Werk selbst, wo es die Charakteristik einzelner Richtungen gilt, nach wie vor die Fahne, die es von Hause aus hochgehalten, auch in den Kampf hineintragen, nicht blos ein umfassendes Bild der literarischen Entwickelung geben, sondern auch selbst ein Ferment bilden in der fortschreitenden Bewegung. So möge es neben den zahlreichen alten Freunden sich immer neue erwerben!"

— Ludwig Salomon's „Geschichte der deutschen Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts" ist mit der neunten und zehnten Lieferung zum Abschluß gekommen. Die drei letzten Lieferungen des fleißigen Werks, auf welches wir näher zurückkommen werden, enthalten die Porträts von Anastasius Grün, Rudolf Gottschall, Heinrich Heine, Friedrich Rückert.

— Auf kaum zehn Seiten Octav wird „Sanders als Begründer der neuhochdeutschen Philologie" (Kolozsvar 1880) gepriesen von Hugo von Meltzl. Es thut uns leid, daß ein Mann wie Sanders sich feiern lassen muß von einem Schriftsteller, welcher eine so über alle Begriffe dürftige Schrift als besondere Broschüre dem deutschen Buchhandel einzuverleiben wagte.

— Die „Geschichte der Jungfrau von Orleans" (Koburg, Riemann) hat Oberlehrer Baumgarten nach den besten Quellen erzählt und seine Abhandlung versehen mit einem Porträt der Jungfrau, einer Karte des Kriegsschauplatzes und einem Plane der Stadt Orléans. Es gereicht uns zur Freude, dieser kleinen, aber gründlichen Arbeit hohes Lob spenden zu dürfen; sie ist wol das Beste, was innerhalb ähnlichen Umfangs über Jeanne d'Arc existirt.

— Director C. L. Leimbach veröffentlicht einen Vortrag, welchen er über „Die Lorelei-Dichtungen mit besonderer Rücksicht auf die Ballade von Heinrich Heine" gehalten hat. Er findet, daß letztere die Königin im Blumenstrauß unter allen Lorelei-Liedern, und daß der Schmerz einer hoffnungslosen Liebe das Motiv dieser Dichtung ist.

— Die „Memoiren eines Thierbändigers" (Apilio Faimali) hat Paul Mantezza gesammelt und herausgegeben (Heidelberg, C. F. Winter). Unter den Thierbändigern nimmt der Italiener Faimali gewiß eine hervorragende Stelle ein, und wer sich für die Laufbahn eines solchen interessirt, mag seine „Memoiren" lesen. Solche besonders, welche selbst die eigenthümliche Carrière eines Thierbändigers ergreifen wollen, können aus dem vorliegenden Schriftchen viel lernen.

— Eine auf gründlichen Quellenstudien ruhende Biographie von „Charles Sealsfield mit Briefen an Heinrich Brockhaus, Freiherrn von Cotta und H. Erhard" (Wien, Rosner) gab Victor Hamburger heraus. Wir bezeugen gern, daß das Lebensbild von Sealsfield-Postl durch die hier gegebenen Veröffentlichungen eine dankenswerthe Bereicherung erfahren hat.

— Da neuerdings wieder der Talmud der Gegenstand vieler Angriffe geworden ist, so veröffentlicht der Rabbiner J. Stern eine Skizze (Zürich, Verlags-Magazin), worin er alle die Frauen betreffenden Stellen des Talmud aneinanderreiht, um zu zeigen, wie sich darin durchweg der Geist einer edeln reinen Moral ausspricht. Das Ganze läuft darauf hinaus, nachzuweisen, wie eigentlich im Talmud die richtigste Würdigung der Frau und der Ehe sich findet; insbesondere werden jüdische Frauen für den hier dargebotenen Blumenstrauß von Lobsprüchen dankbar sein.

— Gegen die Vertreter der Frauenemancipation hat F. E. Warneck ein Büchlein herausgegeben: „Ehret die Frauen" (Mitau, Behre), worin er für die durch die Natur gegebene Prärogative des Frauengeschlechts kämpft. Wir dürfen dem Verfasser das Zeugniß nicht versagen, daß er sein überaus heikles Thema gründlich, geistreich, warm, taktvoll besprochen hat, und können seine Arbeit allen denen empfehlen, welche mit ihm auf demselben Boden stehen.

Bibliographie.

Amon von Treuenfest, G. Ritter v., Geschichte des k. k. Huszaren-Regiments Alexander Freiherr von Koller Nr. 8. Von seiner Errichtung 1696—1880. Nach den Feld-Akten und sonstigen Original-Quellen der k. k. Archive verfasst. Wien, Braumüller. 1880. Gr. 8. 10 M.

Angerer, J., Deutsche und Italiener in Südtirol. Beitrag zur Nationalitätsstatistik Oesterreichs. Bozen, Moser. Gr. 8. 1 M.

Die Antisemitenagitation und die deutsche Studentenschaft. Göttingen, Peppmüller. Gr. 8. 30 Pf.

Baudau, Adelheid, Zwölf Jahre als Diakonissin. Berlin, Hempel. Gr. 8. 4 M.

Bauernfeind, C. M. v., Joseph von Utzschneider und seine Leistungen auf staats- und volkswirthschaftlichem Gebiete. Rede. München, Franz. 1880. Gr. 4. 2 M.

Beaconsfield, Earl of (B. D'Israeli), Endymion. Aus dem Englischen von C. Böttger. Autorisirte deutsche Ausgabe. 3ter Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Beckherrn, Mittheilungen aus Rastenburgs Vergangenheit. Rastenburg, Kowalski. Gr. 8. 1 M.

Socialpolitische Beiträge zur Judenfrage in Deutschland. Aus dem realistischen Leben der Provinz und Großstadt geschildert. Berlin, A. Klein. Gr. 8. 60 Pf.

Béranger, P. J. v., Lieder. Übersetzt von G. Weber. Kiel, Lipsius u. Tischer. 8. 4 M.

Brook, A., Licht und Schatten. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Bucher, L., Der Parlamentarismus wie er ist. 2. verm. u. verb. Aufl. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 5 M.

Cüppers, J., Helge und Sigrun. Epische Dichtung. Düsseldorf, Schwann. 16. 1 M.

Franz, R., Königin Nitokris. Epische Dichtung. Wien, Hölder. 16. 2 M. 40 Pf.

Grabe, F., Van de Elwlaul ut Hadelnland. Plattdütsche Unnerholungen in Rimels. Celle, Schulze. 1880. 8. 1 M. 50 Pf.

Greif, M., Gedichte. 2te stark verm. Aufl. Stuttgart, Cotta. 8. 3 M.

Gutteit, H., Ein Wörtchen über die „Tasso"-Aufführung im königlichen Schauspielhause zu Berlin. Berlin, Mrose. 1880. 12. 30 Pf.

Hammer, A. T., Wahrheiten und Hypothesen. Zerstreute Betrachtungen über Religion und Theologie. Berlin, Mrose. Gr. 8. 2 M.

Homers Odyssee von J. H. Voß. Abdruck der ersten Ausgabe vom Jahre 1781 mit einer Einleitung von M. Bernays. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 8 M.

Kamper, J., Der Bonenjäger, eine Forschung auf dem Gebiete der münsterschen Mundart. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 1 M.

Kloth, H., De Landrathsdochder. En Geschich ut' östlich Holsteen. 2ter Bd. Kiel, Lipsius u. Tischer. 1880. 8. 2 M. 70 Pf.

Koch, B. M. W., Sonette biblischen Inhalts. Berlin, Mrose. 1880. 12. 1 M. 20 Pf.

Mauthner, F., Die Sonntage der Baronin. Novellen. Zürich, Schmidt. 8. 4 M.

Frankfurter Novitäten-Bühne. Nr. 1: Der Volkszähler. Lustspiel von O. Kamp. Frankfurt a. M., Koenitzer. 8. 90 Pf.

Perrot, Dichter-Grüsse aus der Fremde. Fremdsprachliche Dichtungen, ins Deutsche übertragen. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. 8. 1 M.

Rappold, J., Unser Gymnasium. Erwägungen und Vorschläge zu Methode und Lehrplan. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Reichenbach, A., Die einheitliche Weltanschauung und die Grundzüge des menschlichen Gesellschaftslebens. Berlin, Issleib. Gr. 8. 6 M.

Seguin, L., Der nächste Feldzug. Aus dem Französischen von S. 2. Aufl. Hannover, Helwing. Gr. 8. 3 M.

Sittl, C., Die Wunder der Handschrift. Die Handschriften-Beurtheilungskunst. Zürich, Trüb. Gr. 8. 4 M.

Stamford, C. Baron v., Das Regiment Prinz Maximilian von Hessen-Cassel im Kriege des Kaisers gegen die Türken 1717—1718 und im Kriege der Quadrupelallianz auf Sicilien 1718—1720. Ein Beitrag zur hessischen Kriegsgeschichte. Kassel, Klaunig. 1880. Gr. 8. 4 M.

Stein, A. (H. Nietschmann), In der Dämmerstunde. Schlichte Geschichten. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 3 M. 60 Pf.

Baltische Studien. Herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde. 31ster Jahrg. 1880. 4 Hefte. Stettin, Herrcke u. Lebeling. Gr. 8. 6 M.

Sybel, H. v., Kleine historische Schriften. 3ter Bd. Stuttgart, Cotta. 1880. Gr. 8. 10 M.

Sydow, O. v., Tancred. Ein Lebensbild aus den Zeiten der Kreuzzüge. Leipzig, Böhme. 1880. 8. 2 M. 50 Pf.

Topf, B., Die Musik in der Kirche. Ein Vortrag. Langensalza, Beyer u. Söhne. 1880. Gr. 8. 30 Pf.

Uphues, K., Das Wesen des Denkens. Nach Platon. Landsberg a. W., Schönrock. Gr. 8. 3 M.

Volger, F., Preußische Farben. Militärischer Schwank. Landsberg a. W., Volger u. Klein. Gr. 8. 1 M.

— — Krieg und Frieden oder Kutschke als Bndiker. Schwank mit Gesang. Musik von E. Heuer. Landsberg a. W., Volger u. Klein. Gr. 8. 1 M.

Walter, L., Bertha von Marenholtz-Bülow in ihrer Bedeutung für das Werk F. Fröbels. Ihr Leben und ihre Schriften. Dresden, Huhle. 8. 1 M. 50 Pf.

Wangemann, O., Geschichte des Oratoriums von den ersten Anfängen bis zur Gegenwart. Unter Mitwirkung von R. Musiol herausgegeben. Mit zahlreichen Notenbeilagen. 1ste Lfg. Demmin, Frantz. Gr. 8. 1 M.

Werner, K., Die Scholastik des späteren Mittelalters. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Johannes Duns Scotus. Wien, Braumüller. Gr. 8. 10 M.

Westenhoeffer, J., Märchen und Erzählungen aus dem Elsässer Sagenkreise. Metz, Deutsche Buchhandlung. 1880. 8. 1 M.

Wilm, N. v., Ein Gruß aus der Ferne. Gedichte. Riga, Stieda. 12. 2 M. 20 Pf.

Wipprecht, R., Der Spiritualismus vor dem Forum der Wissenschaft. Leipzig, Mutze. 1880. Gr. 8. 50 Pf.

Wolff, L., Konrad von Marburg. Drama. Kassel, Klaunig. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Ein Wort zur Judenfrage, von einem ehemaligen Juden. Berlin, Heinicke. 1880. 8. 30 Pf.

Zola, E., Erzählungen an Ninon. Ins Deutsche übertragen von F. Wohlfahrt. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1880. 8. 1 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 24. März 1881.

Der neueste Roman von Georg Ebers.

Der Kaiser. Roman von Georg Ebers. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1881. 8. 10 M.

Dem Vorwort nach schließt der Autor mit diesem Werke den Cyklus seiner ägyptischen Romane ab:

> Mit der Beendigung dieses Romans hat mein alter Wunsch, die wichtigsten Abschnitte der Geschichte des ehrwürdigen Volks, dem ich seit beinahe einem Vierteljahrhundert mein Leben weihe, dichterisch zusammenzufassen, seine Erfüllung gefunden. Die Glanztage der Pharaonenzeit habe ich in der „Uarda", den Heimfall Aegyptens an die junge Weltmacht der Perser in der „Königstochter", die hellenistische Epoche unter den Lagiden in den „Schwestern", die Römerzeit und das Aufkeimen des jungen Christenthums in dem „Kaiser", und die anachoretische Bewegung in den Aegypten benachbarten Wüsten und Felsenlandschaften in „Homo sum" zur Darstellung zu bringen versucht. So wird denn „Der Kaiser" der letzte Roman sein, dem ich das alte Aegypten zum Schauplatz anweise.

Wir werden durch diese Worte daran erinnert, daß wir von dem fleißigen Autor eine Reihe culturgeschichtlicher Romane besitzen, die, ähnlich wie Freytag's „Ahnen" Säcularbilder aus der Entwickelungsgeschichte des deutschen Volks geben, solche aus dem Lebensgang der alten Aegypter uns vorführen. Und beide Autoren können sich auch in gleicher Weise des seltensten buchhändlerischen Erfolgs rühmen, der neuern Unterhaltungsschriften zutheil geworden ist. Auch haben beide Autoren gleichzeitig ihren Romancyklus zum Abschluß gebracht.

Die jüngste Dichtung führt uns in das Aegypten, das unter der Botmäßigkeit des kaiserlichen Rom steht; in dem Roman „Die Schwestern", in welchem das Aegypten der Ptolemäer, das unter der Herrschaft einer bereits im Sinken begriffenen hellenischen Cultur stand, geschildert wird, sahen wir schon in Scipio einen Vertreter des Römergeistes, dessen markige Kraft den schwächlichen, zersplitterten Staaten der alexandrinischen Epoche den Untergang drohte. Jetzt war ein neues Weltjahr eingetreten, wie es früher nach der Ansicht der ägyptischen Weisen der Sirius über das Nilland heraufführte. Das Gestirn dieses Weltjahrs war der römische Cäsarismus, und ein römischer Cäsar ist der Held unsers Romans.

Alle diese Cäsaren, auch die besten, waren mehr oder weniger das, was wir heutigentags problematische Naturen nennen würden; die Weltherrschaft war ihnen zu Kopf gestiegen; selbst ihre kleinlichsten, müßigsten Launen wurden ja zum Gesetz der Welt. Der Besten einer war Hadrian, und sein volles Lob legt der Dichter am Schluß des Werks einem treuen Diener, dem Präfecten Titianus in den Mund:

> Ein großer Fürst ist geschieden. Das Kleine, das den Menschen Hadrian entstellte, soll die Nachwelt vergessen, denn der Herrscher Hadrian war einer von denen, welche das Schicksal dahin stellt, wohin sie gehören, und die, treu ihrer Pflicht, rastlos ringen bis an ihr Ende. Mit weiser Mäßigung hat er es über sich vermocht, seinen Ehrgeiz zu zügeln und dem Tadel und Vorurtheil aller Römer zu trotzen. Die Provinzen aufzugeben, deren Erhaltung die Kraft des Staats erschöpft haben würde, war gewiß der schwerste und vielleicht der weiseste Entschluß seines Lebens. Das neu von ihm begrenzte Reich hat er von einem Ende zum andern, ohne Scheu vor Frost oder Hitze, durchwandert und alle seine Theile so eifrig kennen zu lernen gesucht, als wäre der Staat sein ererbtes Landgut. Seine Herrscherpflicht trieb ihn auf Reisen, und sein Wandertrieb erleichterte es ihm, diese Pflicht zu erfüllen. Er wurde von der Leidenschaft bewegt, alles zu verstehen und zu erlernen. Selbst das Unfaßbare setzte seinem Wissensdrange keine Grenzen, und stets bestrebt weiter zu schauen und tiefer zu grübeln, als es dem Menschengeist erlaubt ist, bot er einen großen Theil seiner mächtigen Kraft auf, um den Vorhang niederzureißen, der künftige Schicksale bedeckt. Niemand hat so viele Nebendinge betrieben wie er, und doch hat kein anderer Kaiser die Hauptaufgabe seines Lebens, die Macht des Staats zu festigen und zu behüten und das Wohlsein seiner Bürger zu steigern, unbeirrter im Auge behalten als er.

Doch Hadrian war nicht blos klein in seinen Werken und Launen; es war nicht blos der Cäsarenwahnsinn in homöopathischer Auflösung, der ihm eigen war; er hatte auch mit grausamer Gewaltthat in Rom gegen seine Feinde gewüthet, um sich die Herrschaft zu sichern, und in Bajä hatte der erkrankte Cäsar, wie einst sein Vorgänger auf dem benachbarten Cap Misenum, die letzte Lebenszeit dem Cultus der Grausamkeit und Wollust gewidmet. Es war also das echte Cäsarenblut in ihm, und blos die Regententüchtigkeit des vortrefflichen Friedensfürsten konnte dies vergessen machen.

Einen entscheidenden Conflict, eine wichtige Katastrophe aus dem Leben des Kaisers hat Georg Ebers nicht zum Mittelpunkte seines Romans gemacht; auch gab es dafür keinen geschichtlichen Anhalt. Dagegen ist das Charakterbild des Kaisers aus einer Mosaik einzelner Züge zusammengesetzt; wir sehen ihn als den wißbegierigen Wanderer, der seine Kenntniß durch eigene Anschauung zu vermehren und sich an schönen landschaftlichen Bildern zu erquicken sucht; wir sehen ihn als einen Sonderling, der in Alexandrien incognito erscheint, selbst im Geheimniß vor seiner eigenen Gattin, die im Cäsareum der Nilstadt verweilt; wir sehen ihn als einen Philosophen, der mit den Denkern aus verschiedenen Schulen zu debattiren liebt, als einen Künstler, der auf die Leistungen anderer eifersüchtig ist, wenn er sich auch nicht mit den Tigersprüngen eines Nero auf seine Rivalen stürzt, und hinter allen diesen wechselnden Masken verbirgt sich doch der Weltherrscher, der das Bewußtsein einer großartigen und seltenen Machtstellung hat, und der Regent, der seines Amtes Pflichten gewissenhaft erfüllt.

Der Charakter Hadrian's, wie er im Roman erscheint, ist interessant, ohne dämonisch zu sein; er vereinigt alle Bildungselemente der Epoche in sich, aber er drückt ihr nicht das Gepräge seines Geistes auf; er ist mehr passiv und empfangend, als führend und tonangebend; ja die anekdotischen und kleinlichen Züge treten mehr in den Vordergrund, als seiner imperatorischen Würde günstig ist. In der Handlung des Romans ist es eigentlich nur die Wahl eines Sohnes und Nachfolgers, welche das Interesse auf einen bestimmten Punkt fesselt. Des Kaisers Gattin Sabina, eine in ihrer Herbheit und Unliebenswürdigkeit trefflich gezeichnete Gestalt, will, daß Hadrian den Prätor Varus zu seinem Sohn und Nachfolger ernenne, und dieser wilde Lebemann, der die Orgien Roms nach Alexandrien verpflanzt, ist ehrgeizig genug, jenes große Ziel erstrebenswerth zu finden und selbst die Intriguen nicht zu scheuen, durch welche er es erreichen zu können glaubt. Nachdem eine dieser Intriguen, wie wir gleich sehen werden, durch eine merkwürdige Verkettung der Umstände zu einer großen Brandkatastrophe geführt hat, entschließt sich Hadrian, den dringenden Bitten seiner Sabina nachzugeben; er adoptirt Varus als Sohn und ernennt ihn dann nach einigem Zögern auch zum Nachfolger. Dies alles hat mit jenem Zwischenfall nichts zu thun; bestimmende Gründe, die seinen Entschluß motiviren könnten, liegen überhaupt nicht vor; er schwankt und zögert aus Laune und entscheidet sich aus Laune. Dann aber will er dem kranken Varus, dessen Lebenstage gezählt sind, in Antinous einen Nachfolger geben und den schönen Jüngling auf den Thron der Cäsaren setzen.

Das Verhältniß zwischen Hadrian und Antinous ist schon von Paul Heyse in einer Tragödie behandelt worden und hat neuerdings in dem Roman „Antinous" von Taylor (soviel wir wissen, ein Pseudonym für den Theologen Hausrath) abermals eine poetische Darstellung gefunden. Gleichwol können wir diesen Stoff dafür nur wenig geeignet finden, am ersten noch für das Drama, welches das Recht hat zu idealisiren, am wenigsten für den Cultur- und Sittenroman, der uns ein treues Bild der Zustände eines Zeitalters geben soll, wie dies in den Ebers'schen Romanen auch nach allen andern Richtungen hin geschieht. Das Verhältniß zwischen dem Kaiser und seinem Liebling gehört aber einer Sitte des Alterthums an, die von unserer Zeit als Unsitte gebrandmarkt, ja von dem Strafgesetzbuch, wenigstens von dem deutschen, mit strenger Strafe heimgesucht wird. Ein solches Verhältniß, wie es in Wahrheit bestand, zu schildern, ist für einen Romanschriftsteller unmöglich, der auf ein sehr großes Publikum zu rechnen ein Recht hat; er würde sich ja damit um seine ganze Popularität bringen und einen allgemeinen Schrei der Entrüstung hervorrufen. Es bleibt ihm also nichts übrig, als das Verhältniß zu idealisiren, über Kern und Wesen desselben hinwegzugleiten und es in den allgemeinen Cultus der Schönheit und einer durch sie hervorgerufenen Freundschaft zu verflüchtigen. Es bleibt aber dabei immer etwas Schielendes zurück; der Kundige ergänzt, was der Dichter verschweigt, aus eigenen Mitteln, und dem Unkundigen, der mit dem Maßstab der Gegenwart mißt, wird die Freundschaft des ältern Mannes zu dem adolescentulus mit solchem Höhengrad der Empfindung immer unerklärlich sein.

Der Knabe aus Bithynien, Antinous, erscheint in unserm Roman als des Kaisers treuer Reisegefährte; als ein Wunder plastischer Schönheit wird er uns gleich von Hause aus geschildert:

> Dort lag auf dem mit blauem Tuche verbrämten Felle eines gewaltigen Bären Hadrian's Liebling Antinous. Sein schönes Haupt ruhte auf dem künstlich erhaltenen Kopfe des von seinem Gebieter erlegten Thieres, sein rechtes Bein spielte frei in der Luft, gestützt von dem in die Höhe gezogenen linken, und seine Hände beschäftigten sich mit dem Molosserhunde des Kaisers, der seinen klugen Kopf an die hochgewölbte nackte Brust des Jünglings geschmiegt hatte und oft zu seinem weichen Munde hinanstrebte, um ihm seine Zärtlichkeit zu beweisen. Aber dieser letztere wehrte ihm dies, preßte scherzend die Schnauze des Thieres mit den Händen zusammen oder umwickelte sein Haupt mit dem Ende des weißen Palliums, das von seinen Schultern gesunken war. Dem Hunde schien dies Spiel zu behagen; als aber Antinous einmal das Tuch fester um seinen Kopf geschlungen hatte und er sich vergeblich bemühte, sich von der seinen Athem beengenden Hülle zu befreien, heulte er laut auf, und

dieser Klageton veranlaßte den Kaiser, seine Lage zu verändern und dem auf dem Bärenfell Ruhenden einen misbilligenden Blick zuzuwerfen, nur einen Blick, kein Wort des Tadels. Bald veränderte sich auch der Ausdruck in Hadrian's Auge, das sich mit so liebevoller Aufmerksamkeit an die Gestalt des Jünglings heftete, als sei sie ein edles, niemals genug zu bewunderndes Kunstwerk. Und wahrlich, die Himmlischen hatten dieses Menschenkindes Leib zu einem solchen gestaltet! Wundervoll weich und doch kräftig war jeder Muskel an diesem Hals, dieser Brust, diesen Armen und Beinen! Ebenmäßiger als das seine konnte kein Menschenantlitz geschnitten sein.

Antinous ist ein Müßiggänger, und bisweilen folgt auch bei ihm dem Müßiggang, wie Ebers treffend sagt, sein grauer Schatten, die Langeweile. Mit dem Kaiser ergeht er sich oft in sinnigen Betrachtungen und läßt sich über Verschiedenes belehren; Hadrian ist der Mentor des Jünglings, sein Pädagoge; doch bald findet er einen andern in dem Gotte Eros. Er ist mit dem Kaiser, der zunächst als Baumeister Claudius Venator in Alexandrien erscheint, in den Palast auf der Halbinsel Lochias eingezogen; der dicke Verwalter desselben, der alexandrinische Stadtrath Keraunos, hat zwei hübsche Töchter, Selene und Arsinoe. Die erstere wird, als sie am frühen Decembermorgen mit dem Lämpchen in der Hand durch die Gänge des Palastes schreitet, um an dem auf der Terrasse befindlichen Brunnen Wasser zu holen, von des Kaisers großem Hund angefallen und zu Boden gerissen, wobei sie an Kopf und Fuß verletzt wird; Antinous eilt herbei und befreit sie von dem Ungethüm. Seitdem ist Selene ihm theuer und ihr gilt seine Neigung und Leidenschaft, während diese den jungen Bildhauer Pollux liebt, der wiederum ihrer muntern leichtlebigen Schwester Arsinoe sein Herz geschenkt hat. Beide Schwestern arbeiten insgeheim zusammen in einer Papyrusfabrik, um die Familie, die kleinen Geschwister zu ernähren, da der Vater tief verschuldet ist. Nach ihrem Unfall ist Selene leidend und am Fuß gelähmt und bricht in der Fabrik zusammen. Arbeiterinnen, die fromme Christinnen sind, pflegen sie und bringen sie in das Haus einer Glaubensgenossin, Hanna, am Meer. Hier erhält sie einen Strauß, von dem sie irrigerweise glaubt, daß ihn Pollux ihr schicke; sie ist darüber aufs höchste beglückt. Dann besucht sie die Schwester Arsinoe, die ihr mit naiver Offenherzigkeit ihre von Pollux warm erwiderte Liebe bekennt, ihren gemeinsamen Gang durch die Stadt und ihre Betheiligung am Bacchantenzuge. Kaum hat sie Arsinoe verlassen und auch ihre Pflegerin Hanna, welche geht, um eine halbe Stunde lang mit der Gemeinde zu beten, als sich Selene vom Lager erhebt. Hier lassen wir Georg Ebers selbst sprechen; es ist die poetisch schönste Stelle des Werks:

Sobald sie allein war, richtete sie sich in ihrem Bette auf und warf die Blumen, die vor ihr gelegen hatten, weit in das Zimmer hinein, drehte an der für die Befestigung der Spange bestimmten Nadel so lange, bis sie zerbrach, und rührte keine Hand, als der goldene Reif mit dem geschnittenen Steine zwischen die Wand des Zimmers und ihr Bett fiel. Dann starrte sie an die Decke des Gemachs und regte sich nicht. Es wurde Nacht. Die Lilien und Geißblattblüten in dem großen Strauß am Fenster begannen kräftiger zu duften, und der Wohlgeruch, den sie ausströmten, drängte sich unerbittlich ihren von fieberhafter Erregung geschärften Sinnen auf. Bei jedem Athemzuge empfand sie ihn, und keine Minute verging, in der er sie nicht an ihr zertrümmertes Glück und an das Elend ihres Herzens erinnert hätte. So ward ihr der süße Odem der Blumen unerträglicher als beißender Rauch, und sie zog die Decke über den Kopf, um dieser neuen Qual zu entgehen. Aber bald befreite sie sich wieder von ihrer Hülle, weil sie unter ihr zu ersticken meinte. Eine Unruhe ohnegleichen bemächtigte sich ihrer, und dabei hämmerte der Schmerz in ihrem kranken Fuß, ihre Wunde brannte und peinigendes Kopfweh pochte an ihre Stirn und kniff die Muskeln über ihrem Auge zusammen. Jeder Nerv, den sie besaß, jeder Gedanke, den sie hegte, bereitete ihr Qual, und sie fühlte sich dabei ganz haltlos, ganz verwahrlost und völlig preisgegeben lauter grausamen Mächten, die ihre Seele hin und her rissen wie der Sturm die Kronen der Palmen. Ohne Thränen, unfähig, an derselben Stelle liegen zu bleiben, und doch für jede Bewegung durch neue Schmerzen bestraft, aus ihren Fugen gestoßen, nicht stark genug, um in ihrer Zerfahrenheit einen zusammenhängenden Gedanken zu fassen, und doch fest überzeugt, daß der Blumenduft, den sie fort und fort einathmen mußte, sie vergiften, zu Grunde richten, um den Verstand bringen würde, hob sie ihren kranken Fuß aus dem Bette, ließ den andern folgen und setzte sich auf ihrem Lager nieder, ohne auf ihre Schmerzen und die Warnung des Arztes zu achten. Ihr langes Haar floß aufgelöst über ihr Angesicht, über die Arme und Hände, mit denen sie ihr Haupt stützte. In dieser neuen Stellung gewann die Thätigkeit ihres Geistes und Herzens eine neue Richtung. Versteinernd war der Blick, mit dem sie auf den Estrich starrte, und bittere Feindseligkeit gegen ihre Schwester, Haß gegen Pollux, Verachtung vor ihres Vaters elender Schwäche und ihrer eigenen Verblendung trieben miteinander ein wüstes Wechselspiel in ihrer Seele. Draußen lag alles in stillem Frieden, und von dem Hause der Witwe des Pudens her trug der Abendwind dann und wann die reinen Klänge eines frommen Liedes zu ihrem Ohre. Selene beachtete sie nicht; als ihr aber derselbe Hauch den Blumenduft stärker als vorher ins Antlitz wehte, grub sie ihre Finger fest in ihr Haar und zog es so kräftig herunter, daß sie über den Schmerz, den sie sich selbst verursachte, laut aufstöhnen mußte. Die Frage, ob denn ihr Hauptschmuck weniger reich und schön sei als der ihrer Schwester, drängte sich ihr auf, und wie ein Blitz die Nacht, so durchzuckte ihre verdüsterte Seele der Wunsch, mit der Hand, die jetzt ihr selber Schmerzen bereitete, Arsinoe an den Haaren zu Boden zu ziehen. Dieser Duft, dieser entsetzliche Duft! Sie vermochte nicht, ihn länger zu ertragen! Außer sich stellte sie sich auf ihr unverletztes Bein, und mit kleinen, ganz kleinen Schritten schob sie sich wimmernd dem Fenster entgegen und stürzte den Strauß mitsammt dem großen Kruge von gebranntem Thon, in dem er stand, zu Boden. Das Gefäß zerbrach. Es hatte der armen Hanna vor kurzem mühsam ersparte Geldstücke gekostet. Auf einem Fuße stehend lehnte Selene, um sich zu erholen, an dem rechten Pfosten der Zimmeröffnung und vernahm hier lauter als auf ihrem Lager die Stimme der Meereswogen, die sich an dem steinernen Uferbau hinter dem Häuschen ihrer Pflegerin brachen. Mit diesen Tönen war das Kind der Lochias wohl vertraut, aber so wie heute hatte das Gespüle und der Anschlag des an die Steine klatschenden feuchten und kühlen Elements noch nie auf sie gewirkt. Ihr fieberndes Blut glühte, ihr Kopf war heiß, wie in langsamem Feuer verzehrte der Haß ihre Seele, und es war ihr, als riefe jede neue sich an dem Uferbau brechende Welle ihr zu: „Ich bin kalt, ich bin feucht, ich kann die Flammen löschen, die dich verzehren, ich kann dich erquicken und kühlen." Was vermochte die Erde ihr zu bieten, als neue

Qual und neues Elend! Aber das Meer — das blaue dunkle Meer war groß, kalt und tief, und seine Wogen versprachen ihr mit schmeichelnden Tönen, die Glut des Fiebers und die Last des Lebens mit einem mal von ihr zu nehmen. Selene bedachte nichts, überlegte nichts, erinnerte sich weder an die Kinder, für die sie so lange wie eine Mutter gesorgt hatte, noch an ihren Vater, dessen Hüterin und Stütze sie gewesen war; aber dumpfe Stimmen in ihrer Seele raunten ihr zu, daß die Welt schlecht und grausam und eine Stätte der Qual und der Sorgen sei, die das Herz zernagten. Es war ihr zu Sinne, als wäre sie bis an die Schläfen in einen Feuerpfuhl versunken, und wie eine Unglückliche, deren Gewänder von den Flammen ergriffen wurden, trieb es sie in das Wasser, auf dessen Grunde sie hoffen durfte, ihr höchstes Sehnsuchtsziel zu erreichen, den schönen kalten Tod, in dem alles vorbei ist. Schwankend und stöhnend schob sie durch die Thür in den Garten und hinkte, indem sie beide Hände an die Schläfen drückte, dem Meere entgegen.

Sie stürzt sich ins Meer und wird von Antinous gerettet: auch diese Schilderung gehört zu den Schönheiten des Romans.

Der junge Bithynier soll indeß auch bald von seiner Freundschaft für den Kaiser eine Probe geben, die ihn mit einem andern Element in Berührung bringt. Der Prätor Varus, dessen Adoption durch den Kaiser auch von der Kaiserin gewünscht wird, hat erfahren, daß der Monarch in der Nacht an seinem nächsten Geburtstage sein Horoskop stellen werde: davon sollte seine Entscheidung abhängen. Es handelte sich um die Constellation der Gestirne zu einer bestimmten Stunde. Varus theilt nun Antinous mit, daß der Cäsar zu dieser Zeit selbst die Sterne befragen werde, deren ungünstigen Stand die Astrologen im voraus verkündeten; Antinous solle das hindern. Dieser sucht vergeblich nach irgendeinem Auskunftsmittel; er will sich schon selbst das Leben nehmen, Selene's Bild aber hält ihn davon zurück. Da steckt er einen der Speicher in Brand, welche der Sternwarte benachbart sind, und ruft so den Kaiser herunter. Dies gibt dem Dichter Anlaß zu einer lebendigen Schilderung des Brandes. Doch ob hier das Motiv stark genug ist für die That des Bithyniers? Varus hatte ihn getäuscht; doch auch wenn dieser die Wahrheit gesprochen: daß Hadrian in den Sternen Unheil lesen könnte, ist dies ein Grund, solches Unheil auf Erden zu schaffen? Und wenn ein aufgeregtes, halb sinnverwirrtes Gemüth zu einem so verzweifelten Hülfsmittel greifen konnte, welcher Anlaß lag bei Antinous zu solcher Aufregung vor? Blos die Sorge für den Kaiser? Wir halten diese Brandstiftung für eine etwas forcirte Erfindung des Romanautors.

In einem Element findet dann auch Antinous zuletzt seinen historisch beglaubigten Untergang. Selene hat sich zum christlichen Glauben bekehrt und ist nach der Nilstadt Besa gezogen. Der Kaiser und die Kaiserin machen eine Reise durch Aegypten. Dort in Besa wird eine Bildsäule Hadrian's vom Sturm umgestürzt:

Der Sturm riß die Guirlanden mit sammt den Masten zu Boden, und die erregten Wogen des Flusses schlugen mit ungebändigter Kraft an das Ufer, rissen ein Stück des fruchtbaren Erdreichs nach dem andern mit sich fort, stürzten sich wie flüssige Keile in die Spalten des getrockneten Erdreichs und unterhöhlten das hohe Ufer beim Landungsplatze. Nach Mitternacht brauste der Sturm mit unerhörter Gewalt, riß die mit Palmenzweigen bedeckten Dächer von manchem Hause und warf die Nilflut mit so gewaltigen Stößen, daß sie dem brandenden Meere gleichsah. Die ganze ungebrochene Kraft des Wogenschwalles prallte wieder und wieder an den Erdvorsprung, welcher die Bildsäulen des Kaiserpaares trug. Kurz bevor das erste Frühlicht sich zeigte, ertrug die durch keinen Steinbau gefestigte Landzunge nicht länger den wilden Ansturm des Wassers, Erdschollen glitten und fielen laut klatschend in den Strom, und ihnen folgte mit donnerndem Lärm ein großes Stück des Uferhanges. Die hinter ihm gelegene Erdfläche senkte sich, und die Bildsäule des Kaisers, die sie getragen, gerieth ins Wanken und neigte sich langsam zum Falle. Als es tagte, lag sie mit dem Fußgestell noch oben am Boden; ihr Haupt war in der Erde vergraben.

Die Bürger richten sie wieder auf: man gibt den Christen Schuld an ihrer Zerstörung; die Aufregung wächst, und als Selene mit ihrem blinden Brüderchen vorübergeht, verlangt man von ihr, daß sie das Bild des Kaisers anbete. Als sie sich dessen weigert, wird sie von der tumultuarisch andrängenden Menge getödtet und stirbt als Märtyrerin. Antinous erfährt das; die Kunde macht einen tiefen Eindruck auf sein ohnehin melancholisches Gemüth:

Vor seinem innern Auge sah er seine bescheidene bithynische Heimat, sein Mütterchen und seine Geschwister, denen er niemals wieder begegnen sollte. Noch einmal durchlebte er die schreckliche Stunde, in der er den gütigsten Herrn betrogen und in der er zum Brandstifter geworden war. Eine große Angst überfiel ihn, als Hadrian's Wunsch ihm in den Sinn kam, ihn an die Stelle des Mannes zu setzen, den der weise Herrscher vielleicht infolge seiner Frevelthat zum Nachfolger ernannt hatte. Er, Antinous, der nicht von heute auf morgen zu denken vermochte, der jedem Gespräch mit ernsten Männern aus dem Wege ging, weil es ihm schwer fiel, ihrer Rede zu folgen, er, der nur zu gehorchen verstand, er, der sich nirgends wohl befand als da, wo er mit seinem Gebieter und seinen Träumen fern von dem Treiben der Welt allein war — er vom Purpur, von Sorgen, von bergesschwerer Verantwortlichkeit belastet! Nein, nein, dieser Gedanke war unerhört, war gräßlich, und doch gab Hadrian keinen Wunsch auf, dem er einmal Worte geliehen. Die Zukunft stellte sich ihm wie ein furchtbarer Feind drohend vor die Seele. Schmerz, Unruhe, Unglück starrten ihn an, wohin er auch schaute. Was war das Entsetzliche, das seinen Gebieter bedrohte? Es nahte, es mußte kommen, wenn nicht — ja wenn nicht einer sich fand, der sich zwischen ihn und das Verhängniß stellte und den Speer, den der zürnende Gott versandte, mit seiner Brust, mit seinem die Wunde still erwartenden Herzen auffing. Er, ja er allein war dieser eine, er nur konnte es sein! Wie ein plötzlich aufflammendes Licht, so erhellte dieser Gedanke seine Seele. Und fand er den Muth, sich zu opfern, für seinen lieben Herrn sich dem Tode zu weihen, dann war jede Schuld gegen ihn herrlich gesühnt —, dann, dann — o wie wundervoll, o wie herrlich! — dann fand er vielleicht Eingang in die Thore jener seligen Welt, die Selenens Gebet ihm geöffnet, dann sah er wol bald sein Mütterchen wieder und seinen Vater und später auch seine Geschwister, jetzt aber, in einer Stunde, in wenigen Minuten schon die, die er liebte, und die ihm vorangegangen war in den Tod. Ein so wonniges Hoffnungsgefühl wie er noch niemals empfunden, erfüllte seine Seele. Da lag der Nil, da war ein Kahn!

Mitten im Strom stürzte er sich in die Fluten.

Die ernste Selene und ihre heitere Schwester Arsinoe sind ein Geschwisterpaar, das uns an Klea und Irene in

dem vorletzten Roman von Eber's, „Die Schwestern", schon durch den Contrast der Charaktere zu aufdringlich erinnert. Es ist zwar keine Copie, sondern nur eine Variante; aber der Dichter hätte auch diese Variante in zwei aufeinanderfolgenden Romanen besser vermieden. Arsinoe ist zwar recht frisch und munter gezeichnet, doch geben wir der Irene den Vorzug.

Wir haben bereits einige der schönsten dichterischen Schilderungen des Romans erwähnt und mitgetheilt; es sind solche, die mit seiner Haupthandlung zusammenhängen. Noch zahlreicher sind die culturgeschichtlichen Gemälde aus dem Leben Alexandriens, in Schloß und Hütte, die genrebildlichen Skizzen aus dem Familienkreise des Schloßverwalters und des Thürhüters, aus dem Leben der alexandrinischen Bildhauer und Philosophen, der vom Volkssturm bedrohten Juden und vor allem der jungen christlichen Gemeinde. Oft hat den Autor der Reiz solcher Schilderung auf Grundlage seiner gelehrten Studien doch wol verlockt, manches in den Roman aufzunehmen, was sich als unberechtigte Episode in die Handlung einschiebt und das Interesse zersplittert; besonders im ersten Bande herrscht ein Hinundher der epischen Bewegung; es drängt sich eine solche Fülle von Genrebildern nebeneinander; auf keinen der Mitwirkenden fällt das scharf hervorhebende Licht: sodaß man ohne irgendwelche Spannung nur wie durch einen Bilder- oder Antiquitätensaal durch diese Romankapitel schreitet trotz einzelner ergötzlichen und gut gezeichneten Erscheinungen, wie des poetischen Hoffräuleins Balbilla, dessen Caricatur der Kaiser aus dem gefügigen Ton knetet, während der Bildhauer das folgende barocke Porträt von ihr entwirft:

> Du hast doch Pfauen gesehen, die ein Rad schlagen? Denke dir nun, jedes Auge im Schwanz des Vogels der Hera wäre ein rundes zierliches Löckchen, und setze unter das Rad ein reizendes kluges Mädchengesicht mit einer lustigen kleinen Nase und einer etwas zu hohen Stirn, dann hast du das Bild des vornehmen Frauenzimmers, das mir gestatten will, seine Büste zu formen.

Wie lebendig alle diese Beschreibungen von Stadt und Land, vom Volksleben, von den Sitten, Volksfesten, Unruhen, Feuerscenen sind, das wissen die Leser aus den frühern Romanen von Ebers; er versteht es, die Sprache dichterisch zu gestalten, und nur selten findet sich ein auffallendes Wort, wie z. B. „Verpersönlichung", oder eine triviale Sentenz, wie: „Mädchen freuen sich immer über schöne Blumen, es haben ja beide auch etwas Verwandtes", in der stilvollen Darstellung.

Den ersten Rang in dem ägyptischen Romancyklus von Ebers möchten wir indeß nicht diesem letzten Werke ertheilen, das im ganzen zu arabeskenhaft gehalten ist bei allen Schönheiten, ohne durchgreifende Spannung und vielfach ins Breite verläuft, sondern dem Roman „Uarda", der uns am eigenartigsten und bedeutendsten erscheint.

Rudolf von Gottschall.

Zwei culturgeschichtliche Werke.

1. Illustrirte Culturgeschichte. Für Leser aller Stände. Von **Karl Faulmann**. Mit 14 Tafeln in Farbendruck, mehrern Facsimilebeilagen und circa 300 in den Text gedruckten Illustrationen. Wien, Hartleben. 1880. Gr. 8. In Lieferungen zu 60 Pf.

Karl Faulmann, Professor der Stenographie in Wien, ist ohne Frage ein geistreicher Mann, der viel weiß und eine gute Darstellungsgabe besitzt; aber ohne ihm zu nahe zu treten, darf man sagen, daß selbst dem geistreichsten Manne nicht alles erlaubt ist, namentlich aber nicht, ein „für Leser aller Stände" bestimmtes Buch statt mit nützlichen Belehrungen für diese mit persönlichen Liebhabereien anzufüllen. Diese letztern mögen Faulmann Vergnügen machen, den Lesern, welche seine etymologischen Hypothesen verstehen, machen sie solches gewiß nur zum kleinsten Theil; für die Leser aber, welche sie nicht verstehen, sind sie ohnehin überflüssig. Wer die „Illustrirte Culturgeschichte" anschafft, sucht doch gewiß Culturgeschichte darin; statt dessen findet er aber eine überaus große Zahl von Wortableitungen und Wortdeutungen, die mit der Culturgeschichte sehr wenig zu schaffen haben. Daß sich doch immer noch Gelehrte und Schriftsteller von dem Wahne nicht losmachen können, was sie selbst interessire, müsse auch andere interessiren, was für sie ausgemacht sei, müsse auch für jeden andern zum unumstößlichen Dogma werden! An eine Culturgeschichte darf man gewiß vor allem die Forderung stellen, daß sie wissenschaftlich verfahre; das thut aber Faulmann nicht, wenigstens in den vorliegenden fünf Lieferungen nicht, welche den allgemeinen Theil seiner Culturgeschichte enthalten (möglich, hoffentlich wird der besondere Theil anders beschaffen sein!); sondern er dictirt, er befiehlt ohne Untersuchung: so ist es, so muß es sein! Man darf mit der an den Gelehrten, besonders aber den Historiker gestellten Forderung der Objectivität nicht allzu streng sein, und ist es auch nicht; Faulmann aber misbraucht diese allgemeine Milde, indem er einfach gar keine Objectivität kennt. Er spricht niemals im Namen der Wissenschaft; es ist stets nur Faulmann, der seine Ansichten zum Besten gibt und sie zu Dogmen aufbauscht.

Schon die Eintheilung und Anordnung des allgemeinen Theils seiner „Culturgeschichte" ist mehr als sonderbar — sie ist barock. Faulmann betitelt sein erstes Kapitel „Im Garten Eden" und untersucht darin zuerst, ob die hebräische Paradiessage historischen Grund habe. Solche Untersuchungen sind in Specialabhandlungen am Platz, aber nicht in einer Culturgeschichte. Hier muß, wenn der Bibel-

glaube nicht vorhanden ist, mit den wissenschaftlich erforschten Urzuständen des Menschengeschlechts begonnen werden. Die wissenschaftlichen Forschungen werden aber von Faulmann kaum berücksichtigt, nur seine Etymologien geben überall den Ausschlag. Vom Paradies läßt er sich auf Erörterungen über Nacktheit und Kleidung, Scham und Schamlosigkeit leiten. Er stellt den nackt und priapeisch gemalten ägyptischen Gott Khem mit dem hebräischen Cham, der über seines Vaters Blöße spottet, zusammen, nimmt dann alle nackt dargestellten Götter bis auf die griechischen durch und behauptet, die Nacktheit der Götter beweise, daß sie ein höheres Alter haben als die Bekleideten, während gerade das Umgekehrte der Fall ist und die griechischen Götter ihre Kleider nur ablegten, um den Künstlern Gelegenheit zur Verherrlichung der Schönheit zu geben. So irrt Faulmann überall vom Hundertsten ins Tausendste und stellt nicht das logisch Zusammengehörende zusammen, was jeder Leser beisammen sucht, sondern nur, was seine etymologischen Schrullen von ungefähr zusammenführen. Da trifft man halbe bis ganze oder mehr Seiten voll Ableitungen von Hieroglyphen durch Hebräisch, Sanskrit, Griechisch u. s. w. mit Beschreibungen von Münzen und Gemmen, die in das System des Verfassers zu passen scheinen — und das soll für „Leser aller Stände" sein! Was hat es mit den Urzuständen der Menschheit zu thun, inwiefern fördert es die Culturgeschichte, daß auf einer athenischen Münze Poseidon und Athene in oberflächlich ähnlicher Stellung stehen wie Adam und Eva, daß auf einer Abraxas-Gemme eine Figur Schlangenfüße hat und einen Schild mit dem Gottesnamen Jao trägt? Wen kann es interessiren, daß Faulmann findet, weil diese Vocale (angeblich) in der Keilschrift das gleiche Zeichen haben wie die Zahl 10, so stehe die ägyptische Zahl 10, welche das gleiche Zeichen hat wie der Gott Horos (einen Adler?), mit dem Adler des Zeus in Verbindung? Wer sucht denn solche Sachen in einer Culturgeschichte, und was lernt man daraus? Nichts als die Ansichten Faulmann's — ob man aber diese kennen lernen will? Der Menschen schaffende und das Feuer vom Himmel holende Prometheus führt Faulmann auf die Erfindung des Feuers! Wo auf einem Bilde eine Figur den Arm ausstreckt, muß sie mit dem feuerholenden Prometheus oder dem blitzeschleudernden Zeus verwandt sein! Der ägyptische Gott Khem, der nur einen Arm zeigt, muß sich mit dem einhändigen nordischen Tyr zusammenstellen lassen!

Faulmann zeigt in manchen Stellen, z. B. gerade bei der Erfindung des Feuers, daß er lebendig zu schildern und anziehend darzustellen weiß; warum thut er das nicht überall, warum unterbricht er seine sachgemäßen Erörterungen mit seiner vertrackten, subjectiven, willkürlichen und unwissenschaftlichen Etymologie, die schlechterdings zu gar nichts führt? Das Paradies der Juden gibt für Faulmann immer noch den Leitfaden her; wo er darauf kommt, daß Adam die Thiere benannte, da wird der Ursprung der Sprache angeknüpft!

Erst mit dem zweiten Kapitel: „Im Urwalde", verläßt er das Paradies und geht in die wirkliche Urzeit über. Er erzählt den Ursprung der Jagd, begeht aber einen Widerspruch. Nachdem er nämlich früher die biblische Annahme, daß die Menschen ursprünglich ein harmloses Leben geführt, dadurch widerlegt, daß man auf den ältesten Culturstufen Waffen gefunden und daher der Mensch vom Anfang an ein Raubthier war, bringt er den Ursprung des Fleischessens, welchem Pflanzennahrung vorangegangen, mit der Erfindung des Feuers in Verbindung. Wir werden nun eine längere Strecke hindurch von Etymologie verschont; aber nach einer sehr guten Darstellung des Ursprungs der verschiedenen Waffen werden die Leser wieder mit gewaltsamen mythologischen Zusammenstellungen heimgesucht, und es folgt eine ganz ungenügende Darstellung des Anfangs der Religion, in welcher alte und neue Gottheiten bunt und ohne alle Kritik untereinandergeworfen werden, wie es eben die Verfolgung einer fixen Idee mit sich führt. Ein sonderbares Kapitel ist das dritte: „Am Wasser." Darin spuken die abenteuerlichsten Einfälle, die großentheils mit dem Wasser sehr wenig oder nichts zu thun haben. Ohne daß man einsieht warum, kommt Faulmann auf die indischen Götterbilder mit vier Armen zu sprechen und bemüht sich zu beweisen: weil sie ursprünglich gewiß nur zwei Arme gehabt, so seien die Gegenstände, die sie in den beiden rechten, und jene, welche sie in den beiden linken Händen halten, die gleichen! Daß manche mythologische Personen Berge bedeuten, wollen wir nicht verwerfen; ob aber die Maria mit dem indischen Berge Meru zusammenzustellen ist, darüber mögen kühnere Phantasien entscheiden. Die Berggöttinnen führen Faulmann auf die Stellung der Frauen in der Cultur, für welche sie allerdings als die ersten Träger der Industrie große Wichtigkeit haben. Ob es aber Amazonenstaaten gab, wie Faulmann gläubig annimmt, ist doch sehr fraglich. Vom Kindermorde der Amazonen erzählt er haarsträubende Geschichten; zu unserm Trost beruhen sie nur auf kühnen Namencombinationen. In der Verwandlung der Daphne vor dem verfolgenden Apollo in einen Lorber sieht Faulmann nicht die schöne Allegorie von der durch die Berührung der Sonne entfalteten Knospe und Blüte, sondern den Rest einer Ueberlieferung von flußuferbewohnenden Weibern, die sich in gewissen Umständen in hohlen Bäumen verbargen! Solche „Fischweiber" sollen auch die Sagen von den Nixen veranlaßt haben!

In gelungener Weise, wie immer wenn er nicht durch Etymologie um seine ruhige Fassung gebracht wird, behandelt der Verfasser die Zähmung der Thiere und die Bereitung der Getränke. Die Entstehung des Ackerbaues aber versinkt wieder in Phantasien, die uns zu weit führen würden. Wir wollen es nicht tadeln, daß Faulmann das Rigsmal der Edda als einen geeigneten Führer durch die Urgeschichte der Stände betrachtet; es wäre dies sogar ein ganz guter Gedanke, wenn er von Einseitigkeiten frei bliebe. Der Ursprung der Viehzucht gehört zu den besten Theilen

des Buchs; an denselben schließen sich die Anfänge der Kleidung, die Erfindung der Butter und der Brunnen, der Ursprung der Sternkunde, die wol zuerst bei Nomaden aufkam. Aber höchst phantastisch sind wieder die Combinationen Faulmann's über den Thierkreis. Gewiß hatten viele Völker zwölf Götter nach der Zahl der Monate; aber jeden Gott mit einem bestimmten Monat zusammenzustellen, geht ohne Gewaltsamkeit nicht an! Die Anfänge der Industrie und des Handels enthalten manche gute Gedanken; aber daß die drei Sträflinge der griechischen Unterwelt, Ixion, Sisyphos und Tantalos, eigentlich Götter der Holzarbeit, der Steinarbeit und des Webens (das Wasser soll ein Gewebe sein!) vorstellen, ist, wenn auch kein schlechter Gedanke, doch weit entfernt von Wahrscheinlichkeit. Die Entstehung des Adels und die der Schiffahrt schließen den allgemeinen Theil von Faulmann's „Culturgeschichte". Wir wären glücklich, in dem mit den amerikanischen Völkern begonnenen besondern Theil einen Fortschritt von unnützem Wortkram zu fruchtbaren und lichten Darstellungen zu finden, zu deren Erwartung so manche Stellen des leider durch nebelhafte Phantastereien getrübten allgemeinen Theils so sehr berechtigen. Die Ausstattung des Werks durch den Verleger ist eine ausgezeichnete.

2. Illustrirte Geschichte der Schrift. Populär-wissenschaftliche Darstellung der Entstehung der Schrift, der Sprache und der Zahlen sowie der Schriftsysteme aller Völker der Erde. Von Karl Faulmann. Mit 14 Tafeln in Farben- und Tondruck und vielen in den Text gedruckten Schriftzeichen, Schriftproben und Inschriften. Wien, Hartleben. 1880. Gr. 8. 12 M.

Faulmann's „Geschichte der Schrift" ging seiner „Illustrirten Culturgeschichte" voran. Es muß zugestanden werden, daß sie ein Product rastlosen, fast übermenschlichen Fleißes und Strebens ist, unterstützt von der splendiden Ausstattung, die ihr der Verleger gab, und von den trefflichen Typen der k. k. Staatsdruckerei. Sie hält auch, was der Titel sagt, mit Ausnahme zweier Worte: „populär" ist sie ganz und gar nicht, und „wissenschaftlich" nur in relativem Maße.

Das Werk zerfällt in zwei sehr verschiedenartige Theile; der erste: „Runa oder das Geheimniß der Entstehung der Lautzeichen", ist eine Reihenfolge unhaltbarer und unklarer Phantasien, während der zweite: „Die Schriftsysteme der Völker des Erdkreises", eine reichhaltige und wenn auch mehr technische als wissenschaftliche, doch höchst belehrende Uebersicht aller Schriftarten bietet, welche die Menschheit ersann. Der Grundgedanke Faulmann's in Bezug auf die Entstehung der Schrift ist einer, gegen den sich vernünftigerweise nicht viel wird einwenden lassen, wenn er auch nichts weniger als bewiesen ist, nämlich der, daß die Schriftzeichen älter sind als ihre Verwendung in der Sprache, daß sie eine von den durch sie dargestellten Lauten unabhängige, eigene und ursprüngliche Bedeutung haben. Es fragt sich nur, welche — das ist der Haken, und an diesem bleibt Faulmann mit den gewagtesten und sonderbarsten Ideen hängen. Die Schriftzeichen sind nach ihm nicht willkürlich gewählt und ebenso wenig willkürlich geordnet. Die Alphabete und die Formen ihrer Glieder haben bestimmte Veranlassungen ihres Ursprungs. Es hätte hier keinen Zweck, in das Einzelne der Erörterungen Faulmann's über den Ursprung der Schriftzeichen einzugehen. Seine Untersuchungen sind so weitläufig und eigenthümlich, daß sie nur im Zusammenhange, wie ihn das Buch bietet, aufgefaßt (ob auch verstanden?) werden können. Die Etymologie, des Verfassers Steckenpferd, feiert hier wahre Orgien, sodaß es dem Leser geht wie Faust's Schüler mit dem Mühlrad im Kopf. Er legt seinem ersten Theil die nordischen Runen zu Grunde, welche er als ursprüngliche Zauberzeichen betrachtet, was durchaus nicht unwahrscheinlich ist. Problematischer ist der Zusammenhang der Runen mit den Hieroglyphen. Wunderlich erscheint die Idee, daß ki und ur, die ersten Runen, auch die ersten menschlichen Laute gewesen sein sollen, und noch wunderlicher die Symbolik, welche er an die Runen und andere Zeichen knüpft, und die ins Endlose geht und die verschiedensten mythischen und historischen Personen miteinander in Zusammenhang bringt, wenn ihre Anknüpfungspunkte auch noch so oberflächlich sind (z. B. David und Thor, welche beide Riesen bekämpften!). Jedes Zeichen soll einem Culturfortschritt entsprechen, was natürlich künstlichen und gezwungenen Allegorien Thür und Thor öffnet. Philologen von Fach könnten ohne Zweifel Faulmann Schritt vor Schritt unwissenschaftlicher Willkür zeihen; wir verzichten darauf, weil seine Ausführungen zu ermüdend sind, um eine dauernde und erhebliche Anhängerschaft zu finden, der gegenüber es sich verlohnte, die Berechtigung aller Einzelheiten zu untersuchen. Die Runen und andere Zeichen werden im weitern Verlaufe des ersten Theils mit den Himmelsgegenden, Thierkreiszeichen, Elementen, Tages- und Jahreszeiten und andern Dingen zusammengestellt, ohne daß dabei nennenswerthe Resultate sich ergäben oder etwas Neues gefunden würde, das Anspruch auf Dauer und Anerkennung hätte, was allerdings die Zusammenfassung des allgemeinen Theils an dessen Schluß auch gar nicht prätendirt.

Der besondere Theil ist weit genießbarer; er gibt wesentlich nur Thatsachen, und zwar in sehr reichhaltigem Maße. Wir lernen darin in sehr hübscher übersichtlicher Darstellung allseitig kennen: die peruanische Knotenschrift, die mexicanischen und indianischen Bilderschriften, die ägyptischen Hieroglyphen nebst der hieratischen, demotischen und koptischen Schrift, die berberischen und die äthiopischen Schriften, die chinesische Schrift mit ihren Abarten, die daraus hervorgegangenen japanischen Schriften, die aus syrischen Zeichen entstandenen mongolischen und mandschuischen, die assyrisch-chaldäische und persische Keilschrift, die gemischte kyprische, die phönikisch-hebräische, die erste Buchstabenschrift, die syrischen, die persischen, die arabischen, die indischen (Sanskrit, Pali, tibetisch u. a.), die armenischen und georgischen Schriften, dann, nach Europa übergehend, die griechische, die gothische, die slawische, die alba-

nesische, die italienische, die lateinische Schrift (mit den tironischen Noten), deren mittelalterliche Formen, die durch die Buchdruckerkunst bewirkten Veränderungen, die neuern Schreibschriften, das Standardalphabet von Lepsius, die telegraphische Schrift und endlich die stenographischen Systeme der Engländer, Franzosen und Deutschen, deren Schlußstein Faulmann's eigenes bildet. Das überaus fleißige Werk, dem man in Anbetracht dieser Eigenschaft am Ende seine etymologischen Sünden und Schwächen verzeihen kann, ist mit einer wahren Schatzkammer genau und schön ausgeführter Facsimilia geziert und verdient gewiß große Anerkennung.

Otto Henne-Am Rhyn.

Anthropologische Literatur.

Der Mensch vor der Zeit der Metalle. Von N. Joly. Mit 136 Abbildungen in Holzschnitt. Autorisirte Ausgabe. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 46. Band.) Leipzig, Brockhaus. 1880. 8. 8 M.

Das herrschende naturwissenschaftliche Thema der Gegenwart, die Urgeschichte des Menschengeschlechts, hat in dem Werke des französischen Gelehrten N. Joly: „Der Mensch vor der Zeit der Metalle", eine treffliche neue Bearbeitung gefunden, welche die Beachtung des Lehrers sowol als des Schülers, des Laien nicht nur, sondern auch des Fachmanns verdient.

Der Verfasser, wie er selbst bemerkt, „ein von den Lehren seiner Religion völlig überzeugter Katholik", stellt gleichwol an die Spitze seiner Kundgebungen den Satz:

Die Naturwissenschaft ist nicht abhängig von irgendeinem philosophischen System oder einer Religion. Gibt es etwa eine protestantische und eine katholische Geometrie, Physik oder Physiologie?

Diesem Satze, auf welchen er im Verlaufe seiner Besprechungen wiederholt zurückkommt, bleibt er, nach Ansicht des Referenten, in allen Theilen der reichhaltigen Schrift vollkommen treu, indem er namentlich auch die gewagten Annahmen der dogmatisirenden neuern Naturphilosophie nicht ohne strenge Beurtheilung läßt.

Wir sind bei Lesung des Joly'schen Werks unwillkürlich an die Schlußworte des Berichts über die wichtigsten wissenschaftlichen Leistungen des letzten Jahres auf dem Gesammtgebiete der Anthropologie in Deutschland erinnert worden, welchen in der zweiten Sitzung der elften allgemeinen Versammlung der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Berlin am 6. August 1880 der Generalsecretär der Gesellschaft, Professor Ranke, erstattet hat; an die Worte: „Nur bei Festhaltung der strengsten wissenschaftlichen Methode — welche alle dogmatischen Festsetzungen auf das entschiedenste zurückweist — können die Naturwissenschaften das sein, was sie sein sollen und wollen: ein Hauptlehrmittel des Volks. Und bei keiner naturwissenschaftlichen Disciplin mag dieser Satz mehr Geltung behaupten als bei der unsern: der Anthropologie, der Lehre vom Menschen."

Nach Ansicht des Referenten ist es eine gleiche Grundanschauung, die dem Joly'schen Werke seinen Charakter verleiht, was dessen Werth nicht unwesentlich erhöhen dürfte, trotz dem mäßigen Umfange des Buchs, die Fülle des darin angesammelten Materials eine sehr bedeutende, der Schatz des in fesselnder Weise Vorgetragenen ein sehr reichhaltiger ist.

Das Werk zerfällt in zwei Theile: „I. Das hohe Alter des Menschengeschlechts", „II. Die Uranfänge der Civilisation", in deren erstem der Verfasser „die bisjetzt aufgestellten zahlreichen Beweise sammt allen Einzelheiten der dahin zielenden Forschungen, welche für das hohe Alterthum des Menschengeschlechts Zeugniß ablegen", zur Kenntniß zu bringen sucht, indem er weiter im zweiten Theile „die Sitten und Gebräuche, die Industrie und Kunst, die moralischen und religiösen Begriffe des vor der Metallzeit lebenden Menschen zu erörtern und ein möglichst getreues Bild von dessen Sein und Wesen zu entwerfen" bestrebt ist.

Dem entsprechend gliedert sich weiter der erste Theil in neun Kapitel über folgende Gegenstände: „Das vorgeschichtliche Zeitalter"; „Boucher de Perthes' Forschungen"; „Die Knochenhöhlen"; „Torfmoore und Kjökkenmöddings"; „Die Pfahlbauten und die Nuraghi"; „Gräber"; „Der vorgeschichtliche Mensch in Amerika"; „Der Tertiärmensch"; „Das hohe Alter des Menschen".

Der zweite Theil zerfällt in acht Kapitel des folgenden Inhalts: „Das häusliche Leben"; „Die Industrie"; „Der Ackerbau"; „Die Schiffahrt und der Handel"; „Die schönen Künste"; „Sprache und Schrift"; „Die Religion"; „Ein Bild des Quartärmenschen". Diese Kapitel zerfallen weiter in verschiedene einzelne Themata, deren specielle Angabe jedoch hier zu weit führen würde. Somit gewährt das Buch in dem von dem Verfasser bearbeiteten eigenthümlichen wissenschaftlichen Gebiete eine Umschau nach den verschiedensten Richtungen, und wir halten dafür, daß er die dabei ins Auge zu fassenden zahlreichen Gesichtspunkte mit klarem, verständnißvollem Forscherblicke in den Kreis seiner Erwägungen gezogen hat.

Insbesondere ist in dem ersten Kapitel des ersten Theils eine kurze Schilderung der verschiedenen geologischen Phasen gegeben, die unser Erdball zu durchlaufen gehabt, ehe er seine gegenwärtige Gestalt erhielt, was zum Verständniß des darauf folgenden Inhalts von wesentlichem Nutzen, für den Leser aber eine ebenso anregende als belehrende Einführung in den interessanten weitern Inhalt des Buchs ist.

Mit Einrechnung der dem Drucke eingefügten 136 Holz-

schnitte umfaßt das Buch 433 Octavseiten Text und ein Register von 17 zweispaltigen Seiten, welches nebst der besondern Inhaltsübersicht von 5 Seiten das Aufsuchen einzelner Gegenstände unterstützt. Die Sprache und sonstige Behandlungsweise ist eine leichtverständliche und anziehende. So heißt es unter anderm:

Fern liege uns der Gedanke, einen blinden Glauben jenen gewagten oder mindestens voreiligen Berechnungen zu schenken, mit deren Hülfe gewisse Gelehrte den Versuch machten, mit mehr oder minder dehnbaren Ziffern sowol das erste Auftreten des Menschen auf der Erde wie auch die verhältnißmäßige Dauer jener Zeitalter zu bestimmen, die der Mensch in unserm Europa zu durchschreiten hatte, um aus dem Zustande völliger Barbarei auf den jetzt erreichten Bildungsgrad zu gelangen. Wenn die hervorragendsten Gelehrten sagen, daß die Wissenschaft noch nicht einmal im Stande sei, die genauen Daten jener Zeit anzugeben, an die der Anfang der ägyptischen Annalen grenzt, wenn sie uns ferner darauf verweisen, daß man vor funfzig Jahren noch nicht ein einziges Wort von der Geschichte jener Zeit kannte, ist es dann nicht thöricht, wenn man sich vermißt, die Urarchive des Menschengeschlechts mit einem Schlage wiederherzustellen und sich einbildet, sämmtliche Urkunden zu besitzen, die zur Ausführung einer so schwierigen und so riesengroßen Arbeit erforderlich sind?

Und als Randbemerkung ist dem hinzugefügt:

Bei Bohrungen in dem lehmigen Boden des Nilthals fand man zwei gebrannte Steine; der eine lag 18 Meter und der andere 22 Meter tief. Wenn man die Ablagerung, die der Fluß in einem Jahrhundert absetzt, auf 15 Centimeter berechnet, so würde man dem ersten dieser Steine ein Alter von 12000 und dem zweiten ein Alter von 14000 Jahren zuschreiben müssen. Auf gleiche Berechnungen gestützt, läßt Burmeister das erste Erscheinen des Menschen auf ägyptischer Erde vor 72000 Jahren stattgefunden haben, und Draper behauptet, der europäische Mensch sei Zeuge des letzten Eindringens der Gletscher gewesen und besitze somit ein Alter von 250000 Jahren.

So finden in dem interessanten Buche auch einander entgegenstehende Ansichten geeignete Erwähnung. Dabei erscheint es aber im besondern bemerkenswerth, daß, wie der Verfasser andeutet, derselbe schon im Jahre 1835, mithin bereits vor 45 Jahren, auf dem hier fraglichen Gebiete forschend thätig gewesen und mit seinen Erstlingsbestrebungen in jener Wissenschaft, „deren Dienst er fast sein ganzes Leben geweiht", damals auch schon an die Oeffentlichkeit getreten ist. Daß gerade der französische Boden in Rücksicht auf die sich hier stellenden Fragen ganz besonders reiches Material geliefert hat, bedarf kaum der Erwähnung. Das Buch legt indeß auch davon beredtes Zeugniß ab. Möge dasselbe einen recht zahlreichen Leserkreis finden!

Biographisches.

1. Der General Hans Ludwig von Erlach von Castelen. Ein Lebens- und Charakterbild aus den Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs. Bearbeitet nach zeitgenössischen Quellen von August von Gonzenbach. Erster Theil. Mit einem Bildniß des Generals von Erlach und einem Bande Urkunden. Bern, Wyß. 1880. Gr. 8. 13 M.

Am 9. October 1639 schloß das Directorium, dem Herzog Bernhard von Weimar kurz vor seinem im Juli desselben Jahres erfolgten Tode die Führung seiner Armee anvertraut hatte, mit der Krone Frankreich einen Vertrag, durch welchen dieser die Dienstpflicht des seit dem Jahre 1635 unter ihrer Autorität kämpfenden Heeres gesichert und die von ihm besetzten Plätze und Landschaften, namentlich die hochwichtige Festung Breisach sammt dem zugehörigen Breisgau, überlassen wurden. Diese Uebereinkunft ist ihren Urhebern von der neuern deutschen Geschichtschreibung wiederholt zu einem schweren Vorwurf, ja zum Verbrechen gemacht worden. Nachdem schon Röse in seiner „Geschichte Herzog Bernhard's" (1829) sie der Bestechlichkeit und des Verraths geziehen hatte, wurde diese Beschuldigung später von Barthold („Geschichte des großen Kriegs"), W. Menzel und vor kurzem noch von Molitor in seiner Schrift „Der Verrath von Breisach" (1875) mit immer größerer Schärfe und Bestimmtheit ausgesprochen. Insbesondere richtet sich die Anklage gegen den Generalmajor von Erlach, der als der erste der vier Directoren die Convention im Auftrage seiner Collegen zum Abschluß gebracht hat. Er ist ihr zufolge der „Judas", der, durch französisches Geld erkauft, aus gemeiner Gewinnsucht in bewußter Absicht deutsche Truppen und deutsches Land dem Reichsfeinde hinterlistig in die Hände spielte und so zum Verräther an seinem frühern Dienstherrn, dem Herzog, wie an dessen Armee und dem Vaterlande wurde.

Ein solches Verdict ist, wenn es sich als begründet erweist, allerdings geeignet, den Namen und das Andenken des Mannes, welchen es trifft, mit unauslöschlicher Schande zu bedecken. Schon deshalb muß sich jeder, der dasselbe für ungerecht hält, auch abgesehen von der Pflicht, für die historische Wahrheit einzutreten, gedrängt fühlen, seine abweichende Ansicht zur Geltung zu bringen. Der Verfasser des vorliegenden Werks ist in diesem Falle. Er hat aus dem sorgfältigen Studium der „hundert Foliobände von Originalacten", die, lange Zeit im Erlach'schen Familienarchiv begraben, 1875 wieder ans Licht getreten sind, die Ueberzeugung gewonnen, daß die gegen den General erhobene Anklage all und jeden Grundes entbehrt, und daher mit Recht geglaubt, zur Ehrenrettung des vielgeschmähten Landsmanns das Ergebniß seiner Forschungen veröffentlichen zu müssen. Inwieweit ihm die Rechtfertigung desselben gelungen ist, wird sich nur nach einer eingehenden Prüfung des Details seiner Ausführungen beurtheilen lassen. Im allgemeinen darf man sagen, daß der Beschuldigte an ihm einen recht gewandten Verthei-

diger gefunden hat, der seine Sache mit großem Geschick zu führen weiß. Wohl vertraut mit den in Frage kommenden thatsächlichen und rechtlichen Verhältnissen, die er umsichtig in allseitige Erwägung zieht, versteht er es, das Thun und Lassen seines Clienten unter steter Bezugnahme auf das von ihm benutzte urkundliche Material in das für ihn günstigste Licht zu stellen. Dabei berührt sehr angenehm die maßvolle ruhige Haltung, die er durchgängig auch den vielfach leidenschaftlichen Ausfällen der Ankläger gegenüber bewahrt. Ohne Frage ist diese Apologie eine gründliche und gediegene Arbeit, die aufmerksame Beachtung verdient und selbst dann nicht geringen Werth beanspruchen darf, wenn ihre Resultate keine unbedingte Zustimmung finden sollten. Sie tritt aber auf in Form einer ausführlichen Lebensbeschreibung, die in dem vorliegenden ersten Theile (von 670 Seiten) bis zum Jahre 1642 fortgeführt wird.

Hans Ludwig von Erlach, geboren 1595 zu Bern, stammte aus einer alten angesehenen Patricierfamilie dieser Stadt. Ein längerer Aufenthalt in Genf, wohin er schon in sehr jungen Jahren geschickt wurde, gab ihm nicht nur Gelegenheit, sich eine große Fertigkeit im Gebrauch der französischen Sprache zu erwerben, er begründete auch die streng calvinistischen Ueberzeugungen, welche ihn durch sein ganzes Leben begleitet haben. Nachdem er dann fünf Jahre als Page am Hofe Christian's von Anhalt gelebt, trat er, mündig geworden, alsbald in fremde Kriegsdienste. In der Schlacht am Weißen Berge, an welcher er bereits als Hauptmann in der Armee des Anhaltiners theilnahm, wurde er gefangen genommen. Kaum losgekauft, stellte er sich unter die Fahne des Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf, später des wilden Christian von Braunschweig, endlich, als dessen Heer sich auflöste, unter die Gustav Adolf's, der ihn im Kriege mit Polen zum Generalquartiermeister mit dem Range eines Obersten ernannte. Nach Abschluß des Friedens kehrte er 1626 in seine Heimat zurück, wo er sich mit einer Cousine, einer Waise und reichen Erbin, vermählte und in den Großen Rath, bald auch (1629) in den regierenden Kleinen Rath aufgenommen wurde. In dieser Stellung entfaltete er bis zum Jahre 1637 unausgesetzt eine rege militärisch-politische Thätigkeit, die bei den mannichfachen Wirren und Verwickelungen, in welche damals die neutrale und confessionell gespaltene Schweiz durch die Ansprüche und Uebergriffe der an ihren Grenzen operirenden Armeen gerieth, seinen Landsleuten sehr zu statten kam.

Der Verfasser meint und nicht ohne Grund, daß dieses Vorleben seines Helden, wie er es in den beiden ersten Kapiteln schildert, doch nicht berechtige, ihn mit Wolfgang Menzel in verächtlicher Weise als einen „Abenteurer und Allerweltsdiener" zu bezeichnen. Er hat auch, scheint uns, recht, wenn er behauptet, daß nicht Erlach den Dienst des Herzogs Bernhard gesucht, sondern dieser ihn zum Eintritt in denselben veranlaßt habe. Bernhard war es, der, als er im Jahre 1637 an den Rhein rückte, um den Krieg auf das rechte Ufer hinüberzuspielen, wiederholt den Rath und Beistand des ihm seit längerer Zeit bekannten Schweizers in Anspruch und dabei Gelegenheit nahm, ihn für sich und seine Sache zu gewinnen. Als ihm dies gelungen war, löste Erlach die dienstlichen Beziehungen zu seiner Vaterstadt und schloß sich dem Herzog an, der ihn als seinen Generalmajor oder, wie man heutzutage sagen würde, als Chef des Stabes an die Spitze der Armee stellte. Fortan bestand zwischen den beiden Männern ein recht nahes persönliches Verhältniß; sie stimmten eben, wie dies der Verfasser genauer ausführt, trotz ihrer sehr verschiedenen Natur- und Charakteranlagen in Auffassung und Gesinnung so sehr überein, daß jeder im andern gleichsam sich selbst achtete und ehrte. In seiner neuen Stellung nun leistete Erlach dem Herzog sehr wesentliche Dienste. Eine Mission nach Paris, womit ihn dieser bald nach seiner Bestallung betraute (Mai 1638), wurde geschickt und nicht ohne Erfolg ausgeführt. Als er dann zur Armee zurückkehrte, war der glänzende Sieg von Wittenweyer zwar schon erfochten, doch bot die nun beginnende Belagerung von Breisach Raum und Anlaß zu einer umfassenden Thätigkeit, zumal ihm der Herzog, in dieser Zeit sehr leidend, das Obercommando vor der Festung übertrug (November). Bald erhielt er einen noch ehrenvollern Beweis des unbegrenzten Vertrauens, welches der Fürst in ihn setzte. Derselbe ernannte ihn, als Breisach im December capitulirt hatte, zum Gouverneur dieses wichtigen Platzes, als welcher er zugleich die Regierung der umliegenden Landschaft zu leiten hatte (Kap. 6). Der Verfasser, der, um das hier beiläufig zu bemerken, die diplomatischen Verhandlungen wie die kriegerischen Actionen, deren seine Erzählung gedenkt, überall ausführlich darstellt, berichtet auch eingehend (in Kap. 7) über die militärische, administrative und politische Thätigkeit, welche Erlach auf seinem verantwortungsvollen Posten entwickelte. Dieselbe erfuhr übrigens eine längere Unterbrechung, als er zu einer neuen Sendung an den französischen Hof berufen wurde.

Die Eroberung Breisachs vermehrte die Macht und das Ansehen des Herzogs in hohem Grade; sie übte aber auch auf seine Beziehungen zu Frankreich einen störenden Einfluß. Er trug sich damals mit dem Plane, das ihm längst unbequeme Abhängigkeitsverhältniß, in welchem er bis dahin zur französischen Krone gestanden hatte, zu lösen und als Beherrscher der von ihm eroberten Länder, des Elsasses und des Breisgaus, ihr gegenüber eine unabhängige Stellung zu gewinnen. Zu dem Ende wollte er die Festung Breisach, den Stütz- und Mittelpunkt des neu zu gründenden Fürstenthums, in seinem ausschließlichen Besitz behalten, während die Franzosen, nicht unbekannt mit seinen Absichten, dieselbe für sich in Anspruch nahmen. Darüber kam es dann zu unerquicklichen Verhandlungen, die, zumal es auch an anderweitigen Differenzen nicht fehlte, zu einer bedenklichen Spannung führten. Unter diesen Umständen hielt es der Herzog für rathsam, seinen Generalmajor, der

sich bei jener frühern Mission so trefflich bewährt hatte und in Paris persona grata war, abermals zur Vertretung seiner Interessen dorthin zu schicken (April 1639): ein unheilvoller Schritt, wenn man den Anklägern Erlach's glauben darf, denn sie behaupten, daß bei dieser Gelegenheit die Bahn des Verraths von ihm betreten worden sei, indem er, mit einem Jahrgehalt von 12000 Livres bestochen, dem König und seinen Ministern feierlich in die Hand gelobt habe, nach dem etwaigen Tode des Herzogs Breisach für den Dienst Frankreichs zu bewahren. Der Verfasser weist diese Beschuldigung indeß entschieden zurück. Zwar kann er die Pension nicht in Abrede stellen; er führt aber, wie uns scheint, mit überzeugenden Gründen aus, daß dieselbe, weil dem Herkommen entsprechend, durchaus unverfänglich gewesen und ihre Annahme nicht habe verweigert werden können, ohne den König empfindlich zu verletzen und die Interessen des Herzogs zu gefährden. Er sucht ferner zu zeigen, daß das angebliche Handgelöbniß nie geleistet, die in Rede stehende Versicherung vielmehr nur gesprächsweise den französischen Ministern gegeben worden und um so weniger zu incriminiren sei, da sie, wie die Dinge einmal lagen, selbstverständlich gewesen und der Herzog selbst eine wesentlich gleiche Erklärung abgegeben habe. Auch war der letztere mit dem Verhalten seines Gesandten durchaus einverstanden, wie schon der Umstand beweist, daß er ihn bald nach seiner Rückkehr nochmals nach Paris entsenden wollte, um auf Grund neuer Instructionen weiter zu verhandeln. Bevor er indeß diese Absicht ausführen konnte, starb er (8./18. Juli zu Neuenburg am Rhein). Ob eines natürlichen Todes oder, was später vielfach geglaubt wurde, an Gift, läßt auch der Verfasser unentschieden. Doch meint er, daß jedenfalls an einen politischen Mord, wie er dem Cardinal Richelieu, von andern der liguistischen Partei zur Last gelegt werde, nicht zu denken, sondern, wenn wirklich eine Vergiftung stattgefunden habe, dieselbe der Privatrache zuzuschreiben sei. Nach dem Tode des Herzogs aber fragte es sich, wem sein werthvolles Erbe, das Heer und die von ihm besetzten Länder, zufallen solle. An Bewerbern fehlte es nicht; sowol der Kaiser wie Frankreich und Schweden, der Herzog Wilhelm von Weimar und der Pfalzgraf Karl Ludwig bemühten sich mehr oder weniger eifrig, ihre Ansprüche und Hoffnungen zu verwirklichen. Es würde zu weit führen, in die speciellen Erörterungen einzutreten, welche der Verfasser den nun folgenden Verhandlungen widmet. Wir beschränken uns darauf, die wichtigern Momente kurz anzugeben, die er zur Rechtfertigung des im Eingange erwähnten Vertrags und seiner Urheber geltend macht.

Der rasche Abschluß der Uebereinkunft, den der Generalmajor in verrätherischer Absicht beschleunigt und durch eine schlau berechnete Ueberrumpelung seiner Collegen herbeigeführt haben soll, war unbedingt nothwendig, weil nur so verhindert werden konnte, daß die Armee, deren Erhaltung in ihrem bisherigen Bestande der Herzog den Directoren dringend ans Herz gelegt hatte, sich auflöste oder in feindliche Hände fiel. War aber Gefahr im Verzuge, so blieb nur übrig, sich mit Frankreich zu verständigen, weil dessen Mitbewerber, namentlich die in erster Linie berechtigten Brüder des Herzogs, weder gewillt noch in der Lage waren, die Bedingungen zu erfüllen, von welchen die Uebernahme des Erbes abhing. Was den Inhalt des Vertrags angeht, so bewilligte derselbe den Franzosen keineswegs, was sie gewollt und erstrebt hatten: die uneingeschränkte Verfügung über das Heer und die von ihm besetzten festen Plätze und Länder, sondern im wesentlichen nur so viel, als ihnen vom Herzog selbst in frühern Verträgen und in seinem Testament zugestanden worden war. Man kann ihm auch nicht vorwerfen, daß er es gewesen, der das Elsaß, den Sundgau und die Festung Breisach in den bleibenden Besitz Frankreichs gebracht habe; wenn diese Reichstheile später durch den Westfälischen Frieden abgetreten wurden, so geschah es, weil Kaiser und Reich damals außer Stande waren, sie zu behaupten.

Leider ist das nur zu richtig; fraglich aber scheint uns, ob der Verlust so unvermeidlich gewesen wäre, wenn die Franzosen das streitige Object nicht schon in Händen gehabt hätten. Daß sie aber im Besitz waren, verdankten sie zu einem guten Theil dem in Rede stehenden Vertrage. Der Verfasser betont wiederholt, daß derselbe an dem bisherigen Stande der Dinge wenig oder nichts geändert habe. Unsers Erachtens hat er ihn recht erheblich, und zwar zu Gunsten Frankreichs modificirt. Zunächst dadurch, daß er die Armee, welche bis dahin doch nur, weil und so lange es dem Herzog beliebte, im Dienst der französischen Krone stand, dieser unmittelbar verpflichtete und ihr an Stelle des deutschen Fürsten einen französischen General zum obersten Anführer gab. Dann auch insofern, als er bestimmte, daß fortan die Besatzung der festen Plätze zur Hälfte aus Franzosen bestehen und die Ernennung der Gouverneure dem König von Frankreich überlassen bleiben solle. Die beschränkenden Clauseln, welche diesen Zugeständnissen beigefügt wurden, wollen nicht viel bedeuten und konnten jedenfalls nicht hindern, daß die Franzosen durch geschickte Ausnutzung des Vertrags Herren der deutschen Truppen und Länder wurden. In Bezug auf die letztern meint nun zwar der Verfasser, daß deren eventuelle Ueberlassung an die Franzosen vom Herzog selbst gewollt worden sei; denn dieser habe in seinem Testament erklärt, daß im Falle keiner von seinen Brüdern die Erbschaft antreten würde, Frankreich den Vorzug und das Recht haben solle, die festen Plätze in Gemeinschaft mit seinen Truppen zu besetzen. Indeß davon abgesehen, daß der Vertrag abgeschlossen wurde, bevor die Brüder des Herzogs sich definitiv entschieden hatten, daß ferner im Testament weder von einem französischen Obercommando noch von königlichen Gouverneuren die Rede ist, geht auch die Convention über den ausdrücklichen Vorbehalt des Herzogs, nach welchem die eventuell einzuräumenden Gebiete bei einem künftigen Frieden dem Deutschen Reiche zurückgegeben wer-

den sollten, hinweg, ohne dessen Ausführung irgendwie zu sichern oder ihn auch nur zu erwähnen. Gewiß war es unter den gegebenen Umständen sehr schwierig und vielleicht unmöglich, andere Bedingungen durchzusetzen. Daß aber der Vertrag in seiner gegenwärtigen Fassung den Intentionen des Herzogs, wie sie namentlich in der letzten Zeit seines Lebens deutlich hervortraten, widersprach und die deutschen Interessen zu Gunsten der französischen hintansetzte, läßt sich nicht verkennen.

Indeß liegt doch kein genügender Grund vor, den Generalmajor deshalb für einen Verräther an seinem Vaterlande zu erklären. Verrath wird nur geübt, wo Treue gelobt oder selbstverständlich ist, und bei Erlach trifft weder das eine noch das andere zu. Die Schweiz war, wenn sie auch nominell noch zum Deutschen Reiche gehörte, ihm doch thatsächlich längst entfremdet. Man kann es daher einem Angehörigen dieses Landes nicht zum Vorwurf machen, wenn er in seinem Denken und Handeln den Deutschen verleugnete oder vielmehr vermissen ließ. Ebenso wenig ist ihm zu verargen, daß seine persönlichen Sympathien Frankreich zugewandt waren. Schon die nahen Beziehungen, welche in seiner weitern und engern Heimat seit lange mit diesem Lande unterhalten wurden, mußten dahin führen. Es kam hinzu, daß der eifrige Protestant, nicht anders wie seine Glaubensgenossen in Deutschland, in ihm den Schirm und Hort der evangelischen Freiheit erblickte. Ob er in dieser Zuneigung durch den klingenden Lohn, welcher ihm zutheil wurde, bestärkt worden ist, mag dahingestellt bleiben. Die pecuniären Vortheile, die ihm sein Verhalten eintrug, beweisen noch nicht, daß er durch sie bestimmt wurde. Was wir von ihm hören und wissen, berechtigt keineswegs zu der Annahme, daß er Motiven solcher Art einen irgendwie entscheidenden Einfluß eingeräumt habe. Freilich ist behauptet worden, er habe sich in seiner Geldgier sogar an dem Privateigenthum des Herzogs vergriffen und dessen Kleinodien widerrechtlich für sich behalten. Doch zeigt der Verfasser namentlich in Kap. 12, welches die Verhandlungen über das Mobiliarvermögen Bernhard's in gewohnter Ausführlichkeit mittheilt, daß diese schwere Beschuldigung durchaus unbegründet ist.

Mit diesem Abschnitt schließt übrigens der hier vorliegende erste Theil des Werks. Beigegeben ist ein 265 Seiten starker Band mit 119 Urkunden, welche vom Juli 1637 bis zum September 1639 datiren und, manche von ihnen zum ersten mal, im Originaltext abgedruckt sind.

2. Jean Jacques Rousseau. Sein Leben und seine Werke. Biographische, kritische und historische Studie nebst bisher noch ungedruckten Actenstücken und einem Porträt J. J. Rousseau's. Von A. Meylan. Bern, Haller. 8. 2 M.

Als vor zwei Jahren das Centenarium J. J. Rousseau's in Frankreich und Genf festlich begangen wurde, durfte man wol der Hoffnung Raum geben, daß die Feier des Tags sich nicht in Aufzügen, Diners und Festreden erschöpfen, sondern in mehr oder weniger werthvollen Schriften über das Leben und die Wirksamkeit des Gefeierten bleibende Denkzeichen hinterlassen werde. Diese Erwartung ist denn auch nicht ganz unerfüllt geblieben; es sind in der That bei der in Rede stehenden Gelegenheit einige Beiträge zur nähern Kenntniß Rousseau's, und zwar des Menschen wie des Schriftstellers, veröffentlicht worden. Groß ist die Zahl derselben eben nicht; auch imponiren sie, soweit sie uns zu Gesicht gekommen sind, weder durch ihren Umfang noch durch einen bedeutsamen, Neues von Belang bietenden Inhalt. Anspruch auf größere Beachtung hat unter ihnen wol nur eine Sammlung von Aufsätzen, die aus der Feder hervorragender genfer Gelehrten geflossen, sich theils mit der Persönlichkeit ihres berühmten Landsmanns und seinen Beziehungen zur Vaterstadt, theils mit dem Inhalt und den Wirkungen seiner Schriften beschäftigen („Jean Jacques Rousseau, jugés par les Genevois d'aujourd'hui, 1879") und in ihrer Verbindung gewissermaßen ein Gesammtbild Rousseau's und seiner einflußreichen Thätigkeit darbieten, in welchem, wenn auch kaum neue, so doch die charakteristischen Züge des Gegenstandes in interessanter Beleuchtung hervortreten. Freilich würde es weit wirksamer sein, wenn es, statt aus einer Mehrheit von mannichfach abweichenden Gesichtspunkten, einheitlich concipirt und ausgeführt worden wäre. Auffallend genug, daß sich bis dahin noch kein Genfer der anziehenden und gewiß auch dankbaren Aufgabe unterzogen hat, das Leben und Wirken Rousseau's im Zusammenhange darzustellen. Der Ort und die Hülfsmittel, die er für eine solche Arbeit bietet, namentlich die intime Kenntniß von Land und Leuten, die dem Bewohner zu Gebote steht, hätten, sollte man denken, längst dazu anregen müssen. Man ist indeß über Detailforschungen und die monographische Behandlung einzelner Punkte nicht hinausgekommen. Allerdings läßt sich, was von den Genfern gilt, von den Franzosen überhaupt sagen. Ihre Literatur weist zwar eine große Zahl von Schriften auf, welche Rousseau und seine Werke zum Gegenstande haben; doch entbehrt sie immer noch einer Biographie, die des Mannes und ihrer selbst würdig wäre.

Von den Büchern aber, die zu seiner „hundertjährigen Gedächtnißfeier" erschienen sind, bietet die eingangs genannte „Studie" Meylan's weit weniger, als ihr etwas anspruchsvoller Titel in Aussicht stellt. Vorab sei bemerkt, daß die Lektüre derselben nicht gerade anziehend ist. Möglich, daß sie sich in der gleichzeitig veröffentlichten französischen Ausgabe, die ja wol den ursprünglichen Text wiedergibt, besser liest. Die vorliegende deutsche Bearbeitung bleibt in Sprache und Stil weit hinter den Anforderungen zurück, die man billigerweise stellen darf. Belege dafür finden sich auf jeder Seite; wir führen hier nur die spaßhafte Uebersetzung des Verses an, welchen Rousseau einem Porträt Friedrich's des Großen beifügte: „La gloire, l'intérêt, voilà son Dieu, sa loi." („Ruhm und Betheiligung sind sein Gott, sein Gesetz.") Sprachliche Sünden dieser Art würden weniger in die Augen fallen, wenn ein reicher und gediegener Inhalt für den mangelhaften Ausdruck entschädigte. Doch dem ist hier leider

nicht so. Was von den obligaten Festschriften in der Regel gilt, scheint auch bei dieser zuzutreffen: sie werden meist ohne genügende Vorbereitung begonnen und, weil die Zeit drängt, zu hastig vollendet. Die Folge ist, daß sie statt einer gründlichen, auf sorgfältigen Studien beruhenden Erörterung des Gegenstandes nur ein oberflächliches Gerede darbieten, welches seinen bekannten Inhalt meist aus secundären Quellen schöpft. Viel mehr als ein solches gibt auch unsere Schrift nicht. Wer in ihr Aufschluß über die innere Entwickelung Rousseau's, über das Verhältniß des Schriftstellers zu seinen Werken oder über deren Bedeutung für die Mit- und Nachwelt sucht, wird nur wenig und kaum etwas Neues finden. Selbst über die Vorgänge des äußern Lebens enthält sie meist nur dürftige, nicht selten ungenaue und manchmal geradezu unrichtige Angaben. Die „bisher ungedruckten Actenstücke" aber, welche sie mittheilt, sind im ganzen von geringer Erheblichkeit.

So haben die Auszüge aus öffentlichen Urkunden, welche den Civilstand und die Besitzverhältnisse der Rousseau'schen Familie betreffen, soweit deren Inhalt nicht schon bekannt war, keinen sonderlichen Werth. Man wußte längst, daß Jean Jacques in der Grand'rue und nicht in dem Hause der nach ihm benannten Straße, welches eine Inschrift als seine Geburtsstätte bezeichnet, geboren worden ist. Er wurde in ihm aber auch nicht, wie der Verfasser angibt, erzogen, da sein Vater es nie bewohnt hat. Eine andere kleine Festschrift von Eugen Ritter („Jean Jacques et sa famille", 1878) weist nach, daß die Erzählung, welche die Mutter Rousseau's während eines Besuchs bei ihren in der Grand'rue wohnenden Verwandten von den Wehen überrascht werden läßt, unbegründet ist, vielmehr sein in dieser Straße gelegenes Geburtshaus auch die Wohnung seiner Aeltern war, aus welcher der Vater erst einige Jahre später in die jetzige Rue Rousseau, doch nicht in das die Inschrift tragende Haus, übersiedelte. Ritter zeigt ferner, daß die Mutter Jean Jacques' nicht, wie dieser in seinen „Confessions" angibt, die Tochter, sondern eine Nichte des Pfarrers Bernhard gewesen, und berichtet dann einige Thatsachen aus dem Leben des alten Rousseau und seiner Schwestern, die, wenn auch im Grunde ohne große Bedeutung, immerhin geeignet sind, das helle Licht, in welchem der Sohn und Neffe seine Angehörigen erscheinen läßt, in etwas zu trüben.

Verdienstlich ist in dem Buche von Meylan die Mittheilung der Verfügungen, durch welche die Regierungen von Bern und Genf, als Rousseau 1762 infolge des vom pariser Parlament gegen ihn erlassenen Haftbefehls Frankreich verließ, um auf dem Boden der Schweiz eine Zuflucht zu suchen, seine Schriften verurtheilten und ihn selbst aus ihren Gebieten auswiesen. Freilich constatiren diese Documente nur die Thatsache der Verfolgung; über ihre Motive wie über die Personen, welche hinter den Coulissen thätig waren, geben sie keine neuen Aufschlüsse. Wir finden sie deshalb weniger interessant als manche der Notizen, die der Verfasser den Aufzeichnungen anderer entnimmt. Was z. B. Gallif über die Familie Rousseau's bemerkt, widerlegt die weit verbreitete Ansicht, daß dieser Demokrat aus dem eigentlichen Volke entsprossen sei. Er sagt:

> Die Familie Jean Jacques' stammte aus Paris und befand sich bei ihrer Uebersiedelung nach Genf in sehr guten Verhältnissen. Ihre Verbindungen mit der adelichen Familie de Budé lassen annehmen, daß sie ebenfalls adelich war. Gewiß ist, daß Rousseau mit den angesehensten und mächtigsten Familien der Republik verwandt war.

Ein anderer Historiker, Baron Grenus, erklärt den reinen Stil Rousseau's und die Ueberlegenheit, mit welcher er die französische Sprache beherrscht, aus dem Umstande, daß er stets nur Voraltern gehabt, welche aus dem Lande, wo das Französische Nationalsprache war, stammten.

Abgesehen von solchen Entlehnungen, findet sich in der vorliegenden Schrift kaum etwas, wodurch unsere Kenntniß vom Leben Rousseau's vermehrt würde. Weniger noch bietet sie, wo sie von seinen Werken spricht. In Bezug auf diese begegnen sogar Aeußerungen und Angaben, die, falls sie nicht auf Uebereilung zurückzuführen sind, eine bedenkliche Unkenntniß verrathen. So ist zu lesen:

> In Mont-Louis gab er 1759 den Roman „Julie" heraus.... In der im nämlichen Jahre erschienenen „Neuen Heloise" finden wir den Jean Jacques wieder, dem wir in den „Bekenntnissen" begegneten, zu welchen (?) die Heloise sozusagen die Ergänzung bildete.

Der Verfasser hält demnach die „Neue Heloise" für ein von der „Julie" verschiedenes Werk, während sie doch nur ein anderer Titel desselben Romans ist. Auch scheint er zu glauben, daß sie nach den viel später geschriebenen „Bekenntnissen" verfaßt wurde. Auf der vorhergehenden Seite heißt es: „Während die Polemik über die Encyklopädie sich schärfte, skizzirte Rousseau (in der Eremitage) die beiden Charaktere Woldemar und Julie." Eine Person mit dem Namen Woldemar kommt im Roman nicht vor; vermuthlich ist Wolmar gemeint, der aber erst im zweiten zu Montmorency verfaßten Theil desselben auftritt und hier wol für St.-Preux genommen wird. Ebendort findet sich die Aeußerung: „Wie man sieht, waren die «Institutions politiques» und die «Morale sensitive» von langer Hand vorbereitete Werke." Nach der Ansicht des Verfassers sind das also Schriften, die Rousseau nicht blos „geplant", sondern auch vollendet und publicirt hat. Die „Sensitive Moral" ist aber bekanntlich niemals ausgeführt worden und von den politischen Institutionen nur ein kurzer Auszug im „Contrat social" erschienen.

Von diesem letztern Werke sagt Meylan, es „habe bei seinem Erscheinen sofort eine noch nie dagewesene Aufnahme gefunden", während es im Gegentheil geraume Zeit kaum beachtet wurde. Er verwechselt es mit dem «Émile» auch insofern, als er die Verfolgung, welche sich gegen Rousseau erhob, nicht auf diese Schrift, sondern auf den „Contrat social" zurückführt.

Unrichtig ist die Angabe: „Rousseau wollte eben diesen Band seiner «Bekenntnisse» der Oeffentlichkeit übergeben", als die Polizei einschritt. Diese verbot lediglich die Fort-

setzung der Vorlesungen, in welchen der Verfasser den Inhalt seiner „Confessions" einem ausgewählten Kreise von Zuhörern mitzutheilen gedachte; den Druck des Werks zu untersagen, hatte sie keine Veranlassung, weil Rousseau an der Bestimmung festhielt, daß es erst nach seinem Tode veröffentlicht werden solle. Wenn an derselben Stelle berichtet wird: „Im Alter von 60 Jahren, d. i. im Jahre 1772, vollendete Rousseau seine verdienstvolle Arbeit über die Verfassung Corsikas", so ist zu bemerken, daß Rousseau weder zu dieser noch zu irgendeiner andern Zeit die in Rede stehende Arbeit vollendet hat. Begonnen hat er sie allerdings, als er in Motiers und auf der Petersinsel verweilte (1765); er gab sie aber auf, bevor die Franzosen sich im Jahre 1769 — nicht 1771, wie der Verfasser angibt — der Insel bemächtigten.

Doch genug der Berichtigungen. Das Gesagte wird hinreichen, um die Ansicht zu begründen, daß die Literatur über Rousseau durch die hier besprochene Schrift keine wesentliche Bereicherung erfahren hat.

Ferdinand Brockerhoff.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Ein neues, gewiß auch für Laien höchst anziehendes Werk ist das von dem berühmten Charles Darwin mit Hülfe seines Sohnes Francis Darwin jüngst veröffentlichte: „The Power of Movement in Plants", worin die von Sachs und Frank angestellten Untersuchungen über die Verwandtschaft der Pflanzen mit den niedern Thiergattungen zu einem endgültigen Ergebniß geführt werden.

— John Daniel Leader hat in seinem Buche „Mary, Queen of Scots, in Captivity" einen neuen Beitrag zu der schon so umfangreichen Literatur, die sich um die Person dieser unglücklichen Königin angesammelt hat, geliefert. Er behandelt jedoch nur ihr Gewahrsam unter Shrewsbury, also den Zeitraum vom eigentlichen Anfange ihrer Gefangenschaft an bis zur Zeit, wo Sir Ralph Sadler beauftragt wurde, Shrewsbury, der seines Auftrags schon lange vorher recht überdrüßig war, abzulösen. Die „Saturday Review" erklärt das Buch für einen sehr guten Bericht über einen Zeitraum, der bisher ein vernachlässigtes Kapitel in Mary Stuart's Biographie gewesen ist.

Auch England hat, wie die Brockhaus'sche Verlagshandlung in Leipzig, seinen „Neuen Plutarch", und in diesem ist soeben „Haroun Alrashid, Caliph of Bagdad" von E. H. Palmer erschienen. Sowol in der Wahl des Helden als auch in der Behandlung, meint das ebengenannte Blatt, sei der Verfasser gleich glücklich gewesen, und seine freie Schilderung des originellen Charakters Harun-Al-Raschid's sei eine wirklich werthvolle Bereicherung der biographischen Literatur.

— Ein gewichtiges und gediegenes Werk ist „A History of Greek Sculpture from the Earliest Times down to the Age of Pheidias" von A. S. Murray. Die „Saturday Review" macht deutscher Gelehrsamkeit das freilich zweifelhafte Compliment, es gleiche dieses Buch dem eines geduldigen und völlig competenten deutschen Gelehrten aus den Tagen, wo deutsche Gelehrsamkeit noch nicht begonnen hatte, im Eifer nachzulassen, doch leide es andererseits auch an den Mängeln, welche so viele sonst vortreffliche Leistungen Deutscher entstellen. Es fehle seiner Darstellung nämlich die schöne Form; er kümmere sich mehr um den Stoff als um diese, und seine Sätze erscheinen wie vereinzelte Behauptungen, nicht wie Glieder in einer Kette von Beweisführung.

— Als erster Band einer neuen „Geschichte Europas in gemeinverständlichem und anziehendem Stil" ist „A History of Modern Europe" von C. A. Fyffe erschienen und wird in England als eine tüchtige Arbeit begrüßt.

— Der bekannte Reisende Samuel James Capper, der im Deutsch-Französischen Kriege auf Deutschlands Seite stand, hat ein neues Werk unter dem Titel „The Shores and Cities of the Boden See. Rambles in 1879 and 1880" veröffentlicht, welches wie seine frühern ähnlichen Leistungen neben der gelehrten Seite auch eine praktische hat.

— Zu den mehr als vierzig englischen Uebersetzungen des Goethe'schen „Faust" hat Thomas E. Webb eine neue hinzugefügt, die freilich nach dem Urtheil der englischen Presse die Bayard Taylor's nicht überflügelt hat. Besonderes Lob indessen wird seinem Vorwort und seinen Anmerkungen gespendet, die ein eingehendes Studium der Dichtung und viel Scharfsinn bekunden sollen.

— Unter dem allgemeinen Titel „Men of Light and Leading" hat A. J. Symington dem amerikanischen Dichter Bryant eine Biographie gewidmet, die des ausgezeichneten Mannes würdig ist.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Der „Saturday Review", Nr. 1312, entnehmen wir folgende Besprechungen:

„Biographien sind so oft unbefriedigend, daß derjenige, der sich zu einer solchen berechtigt hält, kaum getadelt werden kann, wenn er die Sache noch bei Lebzeiten selbst in die Hand nimmt. So scheint Franz Liszt verfahren zu sein, denn wenngleich das uns vorliegende Werk «Franz Liszt» von L. Ramann diesen Namen trägt und wol auch dieser sich bona fide als Autor betrachten darf, so ist es doch ganz augenscheinlich ein inspirirtes Werk, in dem Sinne jedoch, in welchem der Inspiration keine Gewährleistung für Unfehlbarkeit eingeräumt wird. Ramann läßt sich nirgends zur Angabe seiner Quellen herab, ausgenommen bei rein musikalischen Dingen, und innere Evidenz spricht dafür, daß er in allen biographischen, kritischen und psychologischen Einzelheiten an die Hauptquelle gegangen ist. In Liszt's eigener Hand nimmt seine Biographie ebenso sehr die Gestalt einer Apologie an wie die des Cardinals Newman, mit dem Unterschiede, daß, während Newman darthat, daß keine Entschuldigung nöthig war, Liszt sich fortwährend von seinen eigenen Sünden durch den leichten Ausweg reinigt, daß er die anderer dafür verantwortlich macht. Alles Unregelmäßige in der Musik und den Sitten hält er für ebenso genügend durch den Aufenthalt in Paris erklärt wie einen nassen Rock durch einen Sturz in die Themse. Wir wollen nicht zu genau nachforschen, ob Liszt je etwas ohne diesen Aufenthalt gewesen sein würde, der ihn mit Chopin und Paganini, Meyerbeer und Berlioz, George Sand und der Gräfin d'Agoult in Berührung brachte. So viel wenigstens ist klar, daß ohne denselben Ramann's Biographie wenig Interesse oder Werth außer für Musiker besessen haben würde. Das Bild der glänzenden, aber fieberischen Gesellschaft des ersten Jahrzehnts der Regierung Ludwig Philipp's ist jedoch höchst anziehend, so verkehrt auch der Versuch ist, sie als die Verderberin eines Mannes darzustellen, dem all ihre Schwächen angeboren waren."

Ueber „Ilios. Stadt und Land der Trojaner" von H. Schliemann heißt es: „Dies ist ein herrliches Beispiel dessen, was als die englische Forscherschule gekennzeichnet werden mag, die Methode nämlich, welche es zu ihrem ersten Geschäft macht, Thatsachen zu sammeln, von welchen später Verallgemeinerungen hergeleitet werden können. Hierin liegt keine Verschmähung der Theorie. Hätte sich Schliemann keine Hypothese hinsichtlich der Lage des homerischen Troja gebildet, so würde er keine praktischen Schritte gethan haben; wäre er ein bloßer Theoretiker gewesen, so würde seine Feder nie durch die Spitzaxt gerechtfertigt worden sein. Das einfache Aufgraben des Bodens mit einem Spaten hat Verblendungen zerstreut, welche drohten, nicht allein die Grundlagen griechischer Geschichte zu lockern, sondern auch griechische Mythologie und durch sie alle übrigen Mythologien zu verwirren und zu verdrehen. Was man auch immer von Schliemann's Ansichten über solche vergleichsweise geringfügige Dinge wie die Identificirung des Priamischen Palastes oder Agamemnon's Grab denken mag: jedenfalls hat er die historische Grundlage der homerischen Dichtung und die Persönlichkeit Homer's selbst in die Reihe historischer Wahrheiten gestellt. Wie die meisten großen Dinge, ist auch das Geheimniß seines großen Erfolgs äußerst einfach; es ist lediglich Schliemann's Bereitwilligkeit, Homer zuzutrauen, daß er sein eigenes Thema kenne."

Zu „Die Lieder und Sprüche des Omar Châjjam, verdeutscht von F. Bodenstedt", bemerkt das Blatt: „Omar Châjjam, von dessen Namen bis vor zehn Jahren kaum irgendein Engländer gehört hatte, kann jetzt fast, dank der meisterhaften Uebertragung von Fitzgerald, als ein eingebürgerter englischer Dichter gelten. Unsere Literatur bietet wenig Beispiele einer so erfolgreichen Verpflanzung von einer Sprache in die andere; sie wäre aber im Englischen ohne außerordentliche Freiheit in der Behandlung des persischen Textes nicht erreicht worden. Wie frei sie oft war, erhellt aus der genauern Uebertragung Bodenstedt's, die Omar dieselbe allgemeine Werthschätzung in Deutschland gewinnen kann, wie er sie bereits in England genießt. Während Bodenstedt's Uebersetzung indessen wortgetreuer und dem Geist des Urtextes ähnlicher ist als die Fitzgerald's, hat dieser bei weitem den Vorzug in der Form. Sein Versmaß gibt das Omar's so gut als möglich wieder und trägt einen persischen Stempel; in Bodenstedt's verschiedenartigen lyrischen Weisen jedoch scheint jede Spur von Orientalismus häufig verschwunden zu sein. Mit diesem Vorbehalt kann seine Uebertragung auf Grund ihrer Eleganz, ihres poetischen Gefühls und ihrer Vollständigkeit warm empfohlen werden.... Vom poetischen Gesichtspunkte aus ist sie ein Fortschritt selbst gegen seinen berühmten Mirza Schaffy, und man kann nicht rühmend genug von der Ausstattung des Bandes sprechen... Sie ist indessen in keiner Hinsicht eine kritische Ausgabe und trotz aller Bemühungen eines M. Nicholas bleibt noch viel zur Feststellung des Textes zu thun übrig."

„Der Gegenstand von Adolf Stern's historischem Roman «Die letzten Humanisten»", sagt das Blatt, „gewährt viel Spielraum für malerische Situationen, die der Verfasser geschickt benutzt hat. Der Gegensatz zwischen den letzten Trümmern italienischer Cultur nach der päpstlichen und jesuitischen Reaction und den wilden Umgebungen der Ostseeinseln, wohin das Schicksal sie verschlagen hatte, ist gewaltig und anregend; und wenn auch Giordano Bruno bald vom Schauplatz verschwindet, so bleibt doch der Kampf zwischen Humanität und Barbarei, von dem er einer der Hauptvertreter ist, das belebende Motiv der Erzählung. Die Collision dieser streitenden Grundsätze ist mit großer Begabung geschildert und die Theilnahme des Lesers ist mit Gewandtheit für die Kinder des Lichts in Anspruch genommen."

„Trotz einiger Excentricität und Ziererei und viel zu häufiger Alliteration ist «Odhin's Trost» von Felix Dahn dennoch eine kraftvolle Erzählung, die mit vielen dichterischen Sagen aus der skandinavischen Götterlehre belebt ist."

Bibliographie.

Arbes, J., Meine Forschungen im Gebiete des Geistes. Zwei empirisch-philosophische Untersuchungen. Pilsen, Maasch. 1880. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Conze, E., Zum Andenken an Gotthold Ephraim Lessing. Berlin, Grote. Gr. 8. 60 Pf.

Dippel, J., Der neuere Spiritismus. In seinem Wesen aufgezeigt und nach seinem Werthe geprüft. Würzburg, Woerl. Gr. 8. 1 M. 70 Pf.

Dorneth, J. v., Aus dem Kaukasus und der Krim. Nach eigenen Erlebnissen. Mit 6 Abbildungen. Wien, Hartleben. 8. 3 M. 25 Pf.

Elze, K., Lord Byron. 2te verm. Ausg. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 6 M.

Eppler, C. F., Blätter und Blüthen vom Lebensbaume. Gedichte. Bern, Wyß. 12. 2 M. 80 Pf.

Findel, J. G., Lessing's Ansichten über Freimaurerei. Eine Studie über „Ernst und Falk". Leipzig, Findel. Gr. 8. 60 Pf.

Feen, B., Aus alter Fehde. Berlin, Goldschmidt. 1880. 8. 3 M. 50 Pf.

Glaß, R., Gedichte. Altenburg, Bonde. 12. 2 M.

Grimme, F. W., Deutsche Weisen. Gedichte. Gesammtausgabe. Paderborn, F. Schöningh. 12. 3 M. 60 Pf.

Heinzel, M., Ock ni trübetimplig! Schläsche Verzählsel. Breslau, Max u. Comp. 12. 1 M.

Haber, R. v., Geschichte der Kavallerie des Deutschen Reiches. Berlin, Baensch. Gr. 8. 5 M.

Hillebrand, K., Zeiten, Völker und Menschen. 5ter Bd. — A. u. d. T.: Aus dem Jahrhundert der Revolution. Berlin, Oppenheim. Gr. 8. 6 M.

Die Hinrichtung des „Judenheiligen" Gotthold Ephraim Lessing durch Dr. E. Dühring in Berlin. Ein Echo aus dem Bregenzer Schriftstellerwinkel. Bregenz, Wagner. Gr. 8. 50 Pf.

Holst, H. v., Verfassung und Demokratie der Vereinigten Staaten von Amerika. 1ster Thl.: Staatensouveränetät und Sklaverei. 3te Abth.: Von der Annexion von Texas bis zum Kompromiß von 1850. — A. u. d. T.: Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika seit der Administration Jackson's. 2ter Bd. Berlin, Springer. Gr. 8. 12 M.

Holtz, L., Um und durch Spanien. Reiseskizzen, gesammelt auf einer im Jahre 1879 nach Spanien ausgeführten ornithologischen Reise. Wien, Hartleben. 8. 1 M. 80 Pf.

Der Humanismus das Princip der Freimaurerei. Eine Denkschrift. Leipzig, Findel. Gr. 8. 50 Pf.

Huth, A. H., Henry Thomas Buckle's Leben und Wirken. Auszugsweise umgearbeitet von L. Katscher. Leipzig, C. F. Winter. 8. 3 M. 60 Pf.

Jensen, W., Vor Sonnenwende. Breslau, Schottländer. 12. 2 M.

Die Juden in der Musik. Berlin, Hentze. Gr. 8. 50 Pf.

Kattenbusch, F., Der christliche Unsterblichkeitsglaube. Vortrag. Darmstadt, Würtz. Gr. 8. 80 Pf.

Kollmann, J., Weg mit dem preußischen Schulzwange! Löbau Westpr., Skrzeczek. Gr. 8. 60 Pf.

Konservativ und Liberal. Von A. H. Karlsruhe, Reiff. 12. 40 Pf.

Krasinski, S. Graf, Die Sommernacht. Aus dem Polnischen von H. Blumenstok. Wien, Toeplitz u. Deuticke. Gr. 8. 1 M.

Linde, A. von der, Quellenstudien zur Geschichte des Schachspiels. Mit Unterstützung der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin, Springer. Gr. 8. 20 M.

Th. Mommsen und sein Wort über unser Judenthum. Berlin, Hentze. Gr. 8. 20 Pf.

Mund, F., Heinrich Püllen's Liebesgeschichte. Humoreske aus dem Schülerleben. Herford, Baemeister. 8. 80 Pf.

Ohorn, A., Schlichtes Volk. Vier Dorfgeschichten in Versen. Breslau, Schottländer. 12. 2 M.

Oswald, E., Inge von Rantum. Eine Sylter Novelle. Frankfurt a. M., Diesterweg. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Pabst, O., Unserer militärischen Jugend. Kleine Beiträge zur Förderung der Selbsterziehung. Wien, Seidel u. Sohn. 1880. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Peyer, G., Die Erschließung Central-Africa's. Mit besonderer Berücksichtigung der Entdeckungsreise H. M. Stanley's und des gegenwärtigen Standes der Africaforschung dargestellt. Mit einer Karte. Basel, Bahnmeier. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Polko, Elise, Stimmungsbilder. Novellen und Skizzen. Breslau, Schottländer. 12. 3 M. 75 Pf.

Putlitz, G. G. Edler Herr zu, J. P. Proudhon. Sein Leben und seine positiven Ideen. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.

Rangabé, A. R., Dukas. Tragödie. Aus dem Griechischen übersetzt von O. A. Ellissen. Breslau, Schottländer. 8. 4 M.

Ungarische Revue. Mit Unterstützung der ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von P. Hunfalvy. 1ster Jahrgang. 1881. 12 Hefte. Budapest. Gr. 8. 10 M.

Raymond, M., Neuer Zeit- und Streit-Struwwelpeter. Ein Bilderbuch für junge Retter der Gesellschaft. Den Freunden des besonnenen Rückschrittes gewidmet. Illustrirt von F. Boscovits. Zürich, Trüb. 8. 1 M. 80 Pf.

Sanders, D., Abriß der deutschen Silbenmessung und Verskunst. Berlin, Langenscheidt. Lex.-8. 2 M. 50 Pf.

Widmer, C., Aus meinem Leben. (2ter Thl.) Meine Reisen in Europa, Asien und Afrika in den Jahren 1827—1875. München, Franz. 8. 4 M.

Ziegelhain, B. v., Haus Langendorf. Stuttgart, Metzler. 1880. 8. 3 M.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage von Eduard Trewendt in Breslau, betreffend Rudolf von Gottschall's „Deutsche Nationalliteratur“, und Nr. 4 des Literarischen Anzeiger.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 31. März 1881.

Literarische Unterhaltungen.

Im Nachfolgenden gedenke ich angriffsweise vorzugehen gegen ein sehr winziges Wesen, welches indeß trotz seiner Winzigkeit einen derartigen Angriff durchaus zu verdienen scheint. Dieses Wesen ist der Apostroph. Doch habe ich keineswegs im Sinne, einen Beitrag zur deutschen Rechtschreibung im allgemeinen zu liefern. Vielmehr sehe ich von der Prosa, in welcher der Apostroph zudem wenig vorkommt, ganz und gar ab und gedenke lediglich auf dem Gebiete der Poesie dem Apostroph die Thür zu weisen oder wenigstens seine Anwendung auf ein Minimum zu beschränken. Es handelt sich um die Anwendung des Apostroph als andeutenden Zeichens für ein ausgefallenes e, respective i, und es würde dabei zu unterscheiden sein dessen Setzung in der Mitte oder am Ende eines Worts. Am Ende des Worts wird immer nur ein e, niemals ein i weggefallen sein können, und in diesem Falle, d. h. also am Ende eines Worts, halte ich die Verwendung des Apostroph als Hinweis auf dies weggefallene e für durchaus in der Ordnung. Denn die Weglassung des e ist in diesem Falle eine poetische Licenz; ohne die Setzung des Apostroph entsteht Undeutlichkeit, mancherlei verschiedene Formen sind ohne denselben gar nicht zu unterscheiden, und aus diesem Grunde wird der Apostroph in derartigen Fällen auch in alle Zukunft gesetzt werden müssen. Ich bin deshalb der Ansicht, daß z. B. der Bonz'sche Verlag in Stuttgart, der in Betreff der vorliegenden Frage gleichfalls zu einer festen Norm zu kommen versucht hat, in seiner Abneigung gegen den Apostroph, sofern er ihn auch am Ende der Worte verbannt, entschieden zu weit geht. Wenn wir da in Karl Weitbrecht's „Gedichten" oder in Kastropp's „Kain" unter anderm gedruckt finden: „leg ich, wär ich, Mutteraug, hock im Dunkeln, nenn ich, schwebt" (natürlich ist die Weglassung des e überhaupt nur vor Vocalen gerechtfertigt), so ist doch der Apostroph hier kaum zu entbehren, und z. B. im letztern Falle („schwebt") ist unter Umständen nicht zu unterscheiden, ob es sich um das Präsens oder Imperfectum handelt. Da aber absolute Deutlichkeit der Rede doch schließlich das höchste Gesetz ist, so wird es sich empfehlen, in diesen und ähnlichen Fällen den Apostroph beizubehalten.

Für absolute Verbannung desselben hingegen bin ich, wenn er ein inmitten des Worts weggelassenes e andeuten soll. Denn in der Weglassung des e in diesen Fällen sehe ich keineswegs blos eine dichterische Licenz, sondern eine einzelne Aeußerung desjenigen Abschwächungsprocesses, welcher im Wesen der Sprache begründet liegt. Bekanntlich ist jede Sprache am reichsten in ihrem Jugendzeitalter, wie jeder weiß, der homerische Formen mit denjenigen der attischen Prosa, oder gothische Wortformationen mit mittelhochdeutschen oder noch spätern zu vergleichen vermag. Am meisten abgeschwächt ist von den modernen Sprachen bekanntlich das Englische, und auch die neuhochdeutsche Sprache unterliegt durchaus diesem für alle Sprachen unausweichlichen Gesetze. Ein schlagendes Beispiel dafür aus neuerer Zeit ist das Participium Perfecti Passivi, welches ursprünglich auf et ausgeht. Diese Form war zu Platen's Zeit, der es in sprachlichen Dingen ja sehr genau nimmt, also vor circa funfzig Jahren, offenbar noch gang und gäbe, und Platen gebraucht dieselbe consequent am Ende der weiblich reimenden Sonettenverse. Jetzt hingegen und für unsern modernen Geschmack haben Formen wie: „geleget, beweget, gereichet, erweichet, erhöret" bereits etwas unerträglich Gespreiztes, die Weglassung des e vor dem t ist als dauernde sprachliche Abschwächung zur vollendeten Thatsache geworden, und ein Dichter, welcher diese Formen (abgesehen von einzelnen Ausnahmen natürlich, namentlich in der Sprache des Erhabenen) noch im Reime oder

sonst gebraucht, wird leicht in den Verdacht kommen, aus bloßer Reimnoth so verfahren zu sein. Und was vom Participium Perfecti Passivi gilt, das gilt mehr oder weniger auch von der zweiten Person Pluralis, d. h. auch hier sagen wir schon ziemlich allgemein nicht mehr: „ihr leget, beweget, erweichet", sondern: „ihr legt, bewegt, erweicht". Nichtsdestoweniger aber fällt es keinem Menschen ein, hier zur Andeutung des weggefallenen e einen Apostroph zu setzen.

Eine ähnliche Abschwächung nun (und nicht blos, wie schon gesagt, eine poetische Licenz) sehe ich auch in andern Fällen der Weglassung des e inmitten eines Wortes, und wenn diese Abschwächungen bisjetzt noch nicht sämmtlich in die Prosa übergegangen sind, so ist zu bedenken, daß die Poesie — als der Prosa historisch stets vorausgehend — auch in diesen Dingen die Initiative ergreift; und wenn kaum zu bezweifeln ist, daß man in circa funfzig Jahren „das eigne Weh" (und nicht „das eigene Weh"), „der niedre Neid" (und nicht „der niedere Neid"), „gesehn" (und nicht „gesehen"), „der goldne Hort" (und nicht „der goldene Hort") u. s. w. auch in Prosa so gut wie allgemein sagen und schreiben wird, so ist für die Poesie schon jetzt kein Grund vorhanden, die Weglassung des e in den erwähnten Wendungen durch einen Apostroph anzuzeigen. Die Poeten und Verlagsfirmen mögen sich also entschließen, in diesen Fällen (und ihre Zahl ist die bei weitem größte) dem Apostroph den Garaus zu machen. Den Setzern wird dadurch eine nicht unbedeutende Mühe erspart, der Druck erscheint weniger unschön und weniger zerhackt, und für die Poeten ist es schlechterdings nicht nöthig, auf jeder Seite vielleicht zehn- oder mehrmal vor dem geneigten Leser einen höflichen Kratzfuß zu machen und durch Setzung des Apostroph um Entschuldigung zu bitten für die Weglassung des schon ganz überflüssig gewordenen e.

Was weiterhin die Weglassung des Vocals i inmitten des Wortes angeht, so sind die Fälle, in denen eine solche überhaupt vorkommen kann, bei weitem weniger zahlreich, und man kann durchaus nicht sagen, daß der sprachliche Abschwächungsproceß bereits so weit vorgeschritten wäre, daß das i für vollkommen entbehrlich gelten könnte. In der Weglassung dieses i wird man bis auf weiteres noch eine poetische Licenz zu sehen haben, und man soll dieselbe — wie alle poetischen Licenzen — in nicht zu ausgedehntem Maße in Anwendung bringen. Wie nun aber, wenn dieselbe nicht zu vermeiden ist? Julius Grosse beispielsweise (in seiner Gedichtsammlung „Aus bewegten Tagen") läßt das i stets stehen, auch da, wo infolge davon statt des nothwendigen iambischen oder trochäischen Maßes ein daktylisches oder anapästisches entsteht, er behandelt derartige Fälle somit nach der Theorie der ja oft genug vorkommenden aufgelösten Versfüße in der antiken Metrik, und dagegen läßt sich nichts sagen. Fällt aber das i im Druck aus, so wird sich (wenigstens bis auf weiteres, d. h. bis der Abschwächungsproceß auch dieses i ganz über Bord wirft) die Beibehaltung des Apostroph empfehlen und die Druckart „wehmüth'ge Trauerweise", „freud'ger Schall", „ew'ge Liebe" der andern ohne Apostroph vorzuziehen sein.

Ganz überflüssig finde ich den Apostroph schließlich bei Zusammenziehungen und Verschmelzungen zweier Worte, und ich kann schlechterdings nicht einsehen, was bei Wendungen wie: „er geht aufs Land", „Lenore fuhr ums Morgenroth" u. a., die Setzung des Apostroph (in „aufs" und „ums") für einen rationellen Grund haben soll. Hier handelt es sich nicht um Weglassung eines einzelnen Buchstabens, nicht um eine poetische Licenz, sondern um ein Wortcompositum, in welchem aus zwei Wörtern (wenn auch mit Verkürzung des zweiten) wirklich und wahrhaftig eins geworden ist, und warum man die kaum vereinten nun wieder durch einen Apostroph auseinanderhalten soll, dafür ist ein vernünftiger Zweck durchaus nicht abzusehen.

Hiermit werden die wesentlichen Fälle, in denen es sich um Setzung oder Weglassung des Apostroph handeln kann, erschöpft sein. Natürlich wird man über die Behandlung der einzelnen Fälle verschiedener Ansicht sein können, und der Verfasser erwartet nicht, daß die vorstehenden Ausführungen und Vorschläge widerspruchslosen Beifall finden. Wohl aber wäre es ihm angenehm, wenn Autoren und Verleger dadurch angeregt würden, die in Rede stehende Frage, so wenig bedeutend sie scheinen mag, nicht lediglich nach Maßgabe eines dunkeln Gefühls, sondern nach einer allmählich sich anbahnenden festen Norm zu behandeln.

Erwin Mansbach.

Neue deutsche Dramen und Lustspiele.

In unaufhörlich neuer Folge drängen sie heran, die deutschen dramatischen Schriftsteller mit ihren Werken, wie die Zugvögel im Lenz. Jeder will das hohe schöne Ziel erreichen, das auf den weltbedeutenden Bretern winkt und Gold und Ruhm verheißt.

Den heutigen Reigen eröffnen drei dramatische Arbeiten des unermüdlichen Eduard Gervais, und zwar in bunter Reihe: ein Lustspiel, ein Schauspiel und ein Trauerspiel. Der Respect vor dem hohen Alter des Dichters, seinem Muthe und gutem Willen und seiner Ausdauer können das Urtheil der Kritik nicht bestimmen. Wir halten die Reihenfolge vom Komischen zum Ernsten ein und beginnen mit:

1. Der Runtius kommt. Lustspiel in drei Acten von Eduard Gervais. Leipzig, Webel. 1880. 8. 1 M.

Das ist alles andere, nur kein Lustspiel. Motive, Situationen und Personen sind schon zu oft dagewesen

und verbraucht; nicht eine neue Erscheinung tritt uns in dieser Oede entgegen, und von einer eigentlichen Handlung, von einer lustigen gar nicht zu sprechen, ist in diesem sogenannten Lustspiel kaum die Rede. Dabei ist der Dialog entweder geschraubt, oder unbeholfen und platt.

Nicht besser ist:

2. Die Brüder. Schauspiel in fünf Acten von Eduard Gervais. Leipzig, Webel. 1880. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Verfasser hat dem Personenverzeichniß die Charakterisirung jeder einzelnen Person beigefügt und außerdem eine Inhaltsanzeige des Ganges der Handlung. Dadurch wird dem Leser Zeit und Mühe erspart, denn es kostet in der That Zeit und Mühe, dies Schauspiel zu durchlesen. Schlimmeres und Besseres vermögen wir darüber nicht zu sagen.

Eine gleich schwierige Aufgabe stellt dem Leser:

3. Galileo Galilei. Trauerspiel in fünf Acten von Eduard Gervais. Leipzig, Webel. 1880. 8. 1 M. 50 Pf.

Armer Galilei, großer Dulder und Märtyrer deiner Ueberzeugung, das hast du dir nicht geträumt, daß dich ein deutscher Dichter als einen zweideutigen, zu Finessen geneigten Hofmann werde auf die Bühne bringen! Glücklicherweise wird dieser „Galilei" kaum die weltbedeutenden Breter überschreiten, da dem Stück bei gänzlicher Handlungslosigkeit auch die Weihe der Poesie fehlt. Nur Automaten treten vor uns hin und sprechen ihr Pensum ab. Wir wollen dem Fleiß des Dilettanten unsere Anerkennung nicht versagen, der im Schweiße seines Angesichts diese Jamben gefeilt und zusammengenietet haben mag; aber dies Trauerspiel ist ein todtgeborenes Kind.

Auf einem bedeutend höhern Standpunkte stehen:

4. Drei Dramen. Zur Composition geeignet. (Wieland der Schmied. Die Schottenbraut. König Fjalar.) Mit einer Einführung und einer ästhetischen Studie über das musikalische Drama von Oskar Schlemm. Hannover, Schüßler. 1880. Gr. 8. 5 M.

Diese drei Dramen, deren poetischen Werth wir bereitwilligst anerkennen, sind nur für die musikalische Composition gedichtet, erheischen die Musik zur Begleitung des Wortes, und zwar fordern sie einen Componisten aus der Schule Richard Wagner's, dessen Kunstwerk der Zukunft das Evangelium Oskar Schlemm's zu sein scheint. Die Dichtung ist in der Form der Alliteration gehalten, mit einigen dunkeln, schwerfälligen Wortbildungen, aber im ganzen nicht ohne Schwung. Eine Probe aus „Wieland der Schmied" mag dies bezeugen, die Erzählung Wieland's, woher er das Gold zu seinen Arbeiten nahm:

Die goldgelockte
Göttin Iduna,
Die Jugend und Anmuth
Wob, wo sie weilte,
Die Weide Walhall's,
Ward einst geraubt
Dem Reiche Wotan's.
Es alterten alle
Ewigen Götter.
Die wonnige Schöne
Entwich dem Antlitz
Der fröhlichen Freia.
Dem alternden Weibe
Enteilt' Odur.
Als Iduna wieder
Den Göttern gewonnen,
Und Schönheit und Pracht
In Walhall prangte,
Blieb Odur fern
Der Veste der Ewigen,
Entwöhnt dem Weibe.
Drum eilte die Göttin,
Rufend den Gatten,
Ueber Firnen der Berge,
Ueber Feld und Meer,
Ihn nimmer findend.
Nun sitzt sie müde
Von Schmerz und Mühen
Auf der (?) Firft jenes Felsens
Und weint trauernd
Goldene Thränen,
Und die Thränen tropfen
Hier in den Gießbach;
Der birgt mir mein Gold.
Aus Götterthränen
Schmied' ich den Goldschmuck.

Es fehlt den drei Dramen keineswegs spannendes Interesse, aber sie sind ohne das Kunstgewand der Musik für die Bühne nicht benutzbar und können eigentlich nur im Zusammenhange mit der Musik einer eingehenden kritischen Besprechung unterzogen und gewürdigt werden. Aber um sie ganz und voll in die Erscheinung treten zu lassen, gehört zur Composition derselben eben ein Meister wie Richard Wagner. Einen solchen wünschen wir den in ihrer Art höchst anerkennenswerthen Dichtungen.

Etwas tiefer in der poetischen Werthschätzung steht:

5. Der Schullehrer von Closewitz. Drama in fünf Aufzügen von Julius W. Braun. Berlin, Ißleib. 1880. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Also der Schullehrer von Closewitz trägt die ungeheuere Schuld, daß die Schlacht bei Jena für Preußen verloren ging; er war der deutsche Ephialtes, der den Feinden den Weg zeigte! Auf die schwachen Schultern eines bisher unbescholtenen, sogar edeln Menschen ist der entsetzliche Verrath gebürdet, der Deutschlands Unglück und Preußens Erniedrigung zur Folge hatte. Die Motivirung ist sehr schwach; der Stoff würde sich weit besser zu einer Novelle als zu einem Drama eignen, da er nicht ohne ein gewisses spannendes Interesse ist; zu einem Drama fehlt vor allen Dingen die Concentration der Handlung. Große weltgeschichtliche Acte erfordern zu ihrer Bewältigung für die Bühne ein Talent ersten Ranges oder ein Genie; das kleine Talent soll die Hand davon lassen, denn es müht sich doch vergeblich ab und bringt es nur zu Nieten,

Einige der Kriegsscenen dieses Dramas sowie die Zeichnung Napoleon's erinnern an Grabbe's „Napoleon", allerdings nur wie die schwache Nachzeichnung eines Meisterwerks an dieses erinnert. Die Kühnheit der Erfindung und Zeichnung historischer Charaktere, die lapidare Schlagkraft des Ausdrucks, wie sie Grabbe eigen, dürfen wir in diesem „Schullehrer von Closewitz" nicht suchen. Der Verfasser, dessen schönes Talent wir nicht in Abrede stellen, hätte mehr Sorgfalt an die Ausarbeitung wenden und mehr straffen Zusammenhalt in das lockere Gefüge seiner dramatischen Composition bringen sollen.

Eine sehr flüchtige Arbeit ist:

6. Ein politischer Verbrecher. Lustspiel in drei Aufzügen von Julius W. Braun. Berlin, Ißleib. 1880. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Das ist kein Lustspiel, sondern ein Schwank, eine Burleske der gewöhnlichsten Art, dem ebenso Reiz der Neuheit wie fesselndes Interesse fehlen. Zu einem Lustspiel gehört eine festgegliederte Handlung, klare Verarbeitung der Motive, sorgfältige Charakterzeichnung, gehören Witz und Humor und ein gewandter geistvoller Dialog. Als eine verbrauchte und im gegenwärtigen Falle plumpe Personenverwechselung erscheint es, den gehaßten Gegner, einen bekannten Mann, besonders als Schriftsteller, für den erwarteten lieben Freundesbesuch zu halten. Der Ton der Conversation im Hause des Präsidenten entbehrt des Schliffs und der Feinheit, und das Gespräch zwischen Vater und Tochter ist ziemlich pietätlos und bekundet keine gute Erziehung in einer so vornehmen Familie, wie die des Präsidenten Stölzer sein will und sein soll. Der Schluß tritt unvermittelt und ganz unwahrscheinlich ein. Das Ganze, eine leicht hingeworfene Arbeit, dürfte der Bühne wol kaum Nutzen bringen.

Das Werk eines jüngern dramatischen Autors ist:

7. Barbarina. Lustspiel in vier Aufzügen von Ernst Alexander Mügge. Leipzig, Reclam jun. 1880. Gr. 16. 20 Pf.

Die Mache dieses Lustspiels verräth dramatisches Geschick und große Bühnenkunde; doch hat es der Verfasser mit den Regeln der Aesthetik nicht allzu genau genommen. Eine Anzahl pikanter Anekdoten und bekannter historischer Personen sind aneinandergereiht und zusammengestellt zu einer Gesammthandlung, die zwar manches Interessante bietet, der aber die Einheit, das seelische, die Handlung eng verbindende Element mangelt. Das Lustspiel zerfällt in zwei Hälften, deren erste mit dem zweiten Acte schließt. Die zweite, nach einem Zeitintervall von vier Jahren beginnende Hälfte ist stark mit ernsten Situationen und Scenen durchsetzt und führt uns die Charaktere der handelnden Personen wesentlich verändert vor. Dazu ist mit den bekannten historischen Persönlichkeiten, wenn wir auch den Rechten des Dichters den allerweitesten Spielraum zugestehen, doch allzu willkürlich umgesprungen. Die Zeichnung des großen Königs ist zwar nach der bekannten Schablone entworfen, aber sie entbehrt der Prägnanz, der geistigen Schärfe des Ausdrucks. Das Auftreten Voltaire's hat kaum einen andern Zweck, als den großen Dichter von der kleinsten menschlichen Seite zu zeigen. Doch fehlt es dem Stücke auch nicht an gelungenern Figuren, zu denen die Heldin desselben und ganz besonders der Baron Pöllnitz gehören. Für einige Anachronismen findet der Zuschauer, der das Nachwort des Lustspiels nicht gelesen hat, gar keine Erklärung, und die Gründe des Verfassers leuchten ihm sicher so wenig ein, als sie uns einleuchten. Es überrascht seltsam, wenn 1744 von Lessing's „Minna von Barnhelm" und „Emilia Galotti" die Rede ist, die zwanzig und dreißig Jahre später gedichtet wurden und deren Dichter damals erst ein funfzehnjähriger Jüngling war. Das sind unerlaubte Anachronismen, die hier nicht einmal den Schein einer Rechtfertigung in sich tragen. Doch ist das Lustspiel nicht ohne Geschick abgefaßt, und wir zweifeln keinen Augenblick an seiner Bühnenwirksamkeit. Von dem Talente des Verfassers erwarten wir noch manches bessere Werk, wenn anders demselben nicht blos an dem baaren Vortheil und dem leichterworbenen Ruhme des bunten Marktes, sondern an bleibendem Nachruhme gelegen ist.

Ohne Zweifel haben wir eine dramatische Erstlingsarbeit vor uns in:

8. Geist und Purpur. Eine Tragödie in fünf Acten von Percy Andreae. Hannover, Selbstverlag.

Es ist ein Ringen mit Form und Ausdruck, welches zu keiner Klarheit gelangt, unausgegoren, verschwommen. Die Charaktere sind alle ohne Festigkeit und innern Halt, wie Luftgebilde, die jeden Augenblick zu zerfließen drohen, doch keine Menschen mit Blut und Mark. Der dramatische Aufbau ist ein lockeres Gefüge, das eine unsichere Hand verräth; das Symbolisiren mit Personen ist eine sehr heikelige Sache, die nicht jedem gelingt, am allerwenigsten dem Verfasser dieser Tragödie, der uns weder daran glauben macht, noch eine Erklärung dafür gibt. Und dennoch spricht aus dem Werke etwas, was auf die poetische Befähigung des Verfassers hindeutet und deshalb verheißungsvoll für die Zukunft erscheint, wenn das vorhandene Talent sich mit wahrhaftem Fleiß und mit Ausdauer zu verbünden vermag. Die dem Stücke zu Grunde gelegte Idee ist groß und schön, aber zu ihrer Bewältigung für die Bühne gehört die volle Reife des Talents, geistiges Vermögen und schöpferisches Können. In diesem „Geist und Purpur" fehlen dem Sänger wie dem König Begeisterung und Hoheit, und ihr Schicksal erweckt weder Mitleid noch Furcht in höherm Sinne. Alles ist unfertig, ohne innere Logik, und Entsetzen und Abscheu sollen das tragische Empfinden ersetzen. Der Mord aus Zufall, ohne zwingende Nothwendigkeit und tragische Weihe, stößt ab und erregt nur Schreck und Schauder, aber keine läuternde reinigende Empfindung, die befreit und erlöst. Ueberhaupt hat der Zufall in der Tragödie keine Stelle.

Ein hochpoetisches Werk ist:

9. Kambyses in Aegypten. Tragödie in fünf Aufzügen von Th. Gampe. Dresden, Art. 1880. 8. 1 M. 50 Pf.

König Kambyses von Persien hat durch eine Gesandtschaft bei dem Könige Amasis von Aegypten um die Hand der Königstochter für sich werben lassen. Unter dieser Gesandtschaft befindet sich der Bruder des Kambyses, der Prinz Smerdes, den Chareel, Amasis' Tochter, heimlich erblickt; sie hat sich in den schönen, stolzen, kühnen Mann verliebt. Deshalb weiß Chareel ihren Vater zu bewegen, statt ihrer die auch aus königlichem Geblüte stammende Prinzessin Nitetis dem Kambyses zuzusenden. Dieser sieht darin eine Zurücksetzung und Beschimpfung, weil er die Hand der Königstochter zur Gemahlin begehrt hat, und überzieht wuthschnaubend Aegypten mit Krieg. Er siegt und hält in dem Momente seinen Siegeseinzug zu Sais, als das Todtengericht über den verstorbenen König Amasis gehalten wird. Kambyses befiehlt, den Leichnam der königlichen Gruft zu entreißen, als ihm aus dieser Chareel entgegentritt und sich ihm als Opfer anbietet, um ihr Vaterland zu retten. Kambyses ist entzückt von Chareel's Schönheit und Anmuth und willigt in das Begehren der Prinzessin. Er gibt Befehl, dem Morden und Plündern Einhalt zu thun, als sein Bruder Smerdes auftritt und bei dessen Anblick sich Chareel's Liebe zu demselben deutlich verräth. In Kambyses' Brust erwacht die Eifersucht, er widerruft den eben gegebenen Befehl, dem Blutvergießen Einhalt zu thun, und schickt Chareel in Smerdes' und Prexaspes' Geleit voraus nach Memphis. Prexaspes, ein hochgestellter Perser aus Kambyses' Umgebung, aber einer jener herz- und gewissenlosen Menschen, die nur ihrem eigenen Vortheil dienen und für welche Tugend und Größe Worte ohne Sinn sind, stachelt Kambyses' Eifersucht aufs äußerste an. Kambyses verstößt Chareel, und als sie Smerdes aufnimmt und zum Weibe begehrt, verbannt er beide nach einer fernen Satrapie. Hier, mitten in seinem süßen Liebesglück, erfährt Smerdes durch Chareel, daß eine gewaltige Verschwörung existire, durch welche Kambyses gestürzt werden soll, und zwar schon in nächster Zeit, und an dieser Verschwörung nimmt auch Chareel's Bruder Psamenit, der entthronte König Aegyptens, theil. Da flammt Smerdes auf, tödtet zuerst Psamenit und eilt dann zur Rettung des Kambyses. Er kommt noch zur rechten Zeit und unterdrückt mit starker Hand die Verschwörung. Kambyses sieht beschämt sein an Smerdes begangenes Unrecht ein; gerührt dankt er ihm und stellt ihn wieder an die Spitze des Heeres, damit er es zu neuen Siegen führe. Aber das läuft gegen Prexaspes' Pläne, der in Smerdes seinen Todfeind sieht. Aufs neue verleumdet er Smerdes bei Kambyses und erweckt dessen eingeschlafenen Zorn, aber zum Brudermorde kann er den König nicht bewegen, und so übernimmt er es auf eigene Hand und ermordet Smerdes auf der Löwenjagd.

Prexaspes, der die Wankelmüthigkeit des Kambyses, aber mehr noch die Strafe für seine Verbrechen fürchtet, stellt in der Person des Priesters Gaumatga einen falschen Smerdes auf, gewinnt für denselben Glauben und großen Anhang und zieht heran, Kambyses zu stürzen. Angesichts der über den Mord ihres Gemahls wahnsinnig gewordenen Chareel, bedrängt von der aufrührerischen Volksmenge, die seinen Sturz verlangen, sieht Kambyses endlich seine Verblendung ein; aber es ist zu spät, und um nicht in die Macht seiner Feinde zu fallen, stößt er sich den Dolch in die Brust und vollzieht so das Richteramt an sich selbst. Doch Prexaspes triumphirt zu früh; vor den sterbenden Kambyses bringt man die Leiche des ermordeten echten Smerdes und enthüllt so den Betrug des habgierigen Verräthers und an den Leichen der drei Hauptpersonen schließt die Tragödie ab.

Die Diction ist frisch, stellenweise kühn und schwungvoll und durchweg durch Poesie geadelt. Ueber das Ganze ist tragische Weihe ausgegossen, der Gang der Handlung ist spannend und voll ergreifender Situationen. Vielleicht daß sich hier und da an dem dramatischen Gefüge bessern ließe, indem der Tod des Smerdes an den Tod Siegfried's erinnert, der Wahnsinn Chareel's eine große Aehnlichkeit mit dem Wahnsinn der Ophelia hat; vielleicht daß der gewählte Stoff uns zu fremd anmuthet und zu fern liegt. Aber das sind nebensächliche Dinge, und den Stoff hat uns Ebers näher gerückt und mit ihm vertraut gemacht. Auf der Bühne der Gegenwart sehen wir ganz andere unmöglich scheinende Dinge durch die Darstellung verwirklicht, warum sollte einer Tragödie die deutsche Bühne verschlossen sein, die so hohen Werth in sich trägt und ebenso bühnengerecht ist, als sie sich bühnenwirksam erweisen wird?

Ein Tendenzdrama aus dunkler Zeit ist:

10. Raymund von Beziers. Ein Trauerspiel der Albigenserzeit in fünf Aufzügen. Von Karl Scholl. München, Merhoff. 1879. 8. 1 M. 50 Pf.

Es ist zwar ein Tendenzdrama, jedoch in besserm Sinne, keine handlungslose Declamation, die wohlfeile Prophezeiungen längst erfüllter Dinge hinausruft; ein Drama mit enggeschlossener, rasch fortschreitender Handlung, voll Mark und Leben und gutgezeichneter Charaktere. Der päpstliche Legat erscheint freilich ein wenig zu schwarz gezeichnet, aber doch als Vertreter des blutigen Glaubensfanatismus jener finstern Schreckenszeit und dabei ein Mann der That, wenn auch nicht der guten That. Die Sprache ist frisch und kräftig, nicht ohne poetischen Schwung, wenn auch bisweilen den Jamben leichterer Fluß und schärfere Feile zu wünschen wäre. Im ganzen kann man „Raymund von Beziers" ein wirkungsvolles bühnengerechtes Trauerspiel nennen, das der Aufführung würdig ist.

Eine recht gute dramatische Arbeit ist:

11. Der Herrgottsschnitzer von Ammergau. Volksschauspiel in fünf Aufzügen von Ganghofer-Neuert. Augsburg, Schmidt. 1880. 8. 1 M.

Die Bezeichnung Volksschauspiel hat einen odiösen Beiklang durch den mit ihr getriebenen Misbrauch und

erregt gewöhnlich Bedenken. Wir finden auch hier die Bezeichnung nicht ganz zutreffend, richtiger würde es Schauspiel aus dem Volksleben heißen. Es ist ein kernhaftes, gutes Stück, voll Wahrheit und Leben und vortrefflich componirt, durchweht von einem frischen poetischen Hauche; wir müssen lebhaft bedauern, daß es im süddeutschen Dialekt geschrieben und dadurch für einen großen Theil Norddeutschlands unverständlich ist und unmöglich wird. Wir halten das Conserviren der Sonderdialekte für keinen Vorzug, wir hätten sonst bald so viel Sprachabweichungen in Deutschland, als es Provinzen gibt, und wir ringen doch auch auf dem Sprachgebiet nach einheitlichem Ausdruck. Jedenfalls ist es mislich, wenn es erklärender Noten für den Leser und schauenden Hörer bedarf, und obendrein umschreibt dieser oberbairische Dialekt einen sehr engbegrenzten Kreis. Trotz alledem müssen wir dem Schauspiele das beste Lob ertheilen, es wird sicher auf allen süddeutschen Bühnen große Wirkung erzielen.

Den gelungenen Versuch, Augier's „Fourchambault" zu ergänzen und fortzusetzen, liefert:

12. Des Hauses Fourchambault Ende. Schauspiel in fünf Aufzügen von Müller aus Guttenbrunn. Mit einem Vorwort von H. Laube. Breslau, Schottländer. 1881. 8. 2 M.

Der Versuch ist gewagt, die scheinbar ungelöst gebliebenen Fragen des französischen Dramas im Sinne und Geiste des berühmten französischen Dichters zu lösen und zum glücklichen Ende zu führen. Ob Augier damit einverstanden sein mag, das ist eine offene Frage, deren Beantwortung wol nicht ausbleiben wird. Der deutsche Autor knüpft seine Arbeit an den Schluß des Augier'schen Stücks und entwickelt die Charaktere ihrer Anlage gemäß psychologisch weiter, kommt aber dadurch zu ganz andern Schlüssen als Augier. Der Abschluß seines Schauspiels erscheint uns durchaus nicht harmonisch, weil er die Mehrzahl der handelnden Personen in ihre frühern Fehler zurückfallen läßt und dieselben sogar vergrößert. Dieser Frau Fourchambault glauben wir ebenso wenig ihre Reue und Besserung, als sie Müller der Frau Fourchambault Augier's geglaubt hat. Die Beseitigung der Frau Fourchambault durch Trennung oder Tod hätte unstreitig einen weit harmonischern Abschluß ermöglicht, als die Beseitigung des im Grunde als unschuldiges Opfer seiner Gutmüthigkeit fallenden Fourchambault. Auch dem Leopold Augier's trauen wir weit eher Reue und Besserung zu als dem verschlechterten Leopold Müller's. Die Arbeit im ganzen ist jedoch trefflich, besonders die dramatische Composition und die Zeichnung der Charaktere, die durch Chevet einen schönen Zuwachs erhalten haben; die Diction ist geistvoll und vom feinsten Schliff, die Bühnenwirksamkeit des Schauspiels außer Zweifel — allein wir fragen: warum all dies an die Lösung einer undankbaren Aufgabe, an die Ergänzung einer französischen Dichtung setzen? Eine deutsche Originaldichtung in gleicher Ausführung hätte dem deutschen Dichter doch ungleich mehr Ruhm und Verdienst eingetragen, als dieser wenn auch noch so vortrefflichen Fortsetzung einer fremdländischen Dichtung zufallen wird.

Karl Nissel.

Philosophische Schriften.

1. Eudämonismus und Egoismus, eine Ehrenrettung des Wohlprincips von Edmund Pfleiderer. Leipzig, Barth. 1880. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Vorliegende Studie ist ein Separatabdruck aus den „Jahrbüchern für protestantische Theologie", welcher um seiner Bedeutung willen allerdings eine weitere Verbreitung verdient. Darum halten wir es für angemessen, auch an dieser Stelle den Gedankengang des Verfassers eingehender darzulegen. Eudämonismus bedeutet dem Worte nach, daß jemand den Hauptaccent in Theorie und Praxis auf die Glückseligkeit legt. Die ganze neuere Moralwissenschaft scheint denselben zu verwerfen, besonders ist Kant sein geschworener Feind. Freilich wird diesem Philosophen ein abstracter und lebensfremder Rigorismus vorgeworfen. Um Klarheit zu gewinnen, müssen wir ausgehen vom Wesen des Wollens. Zu allem Wollen gehört ein Object und nach rückwärts ein Motiv; alles Wollen dreht sich nach seinem Wesen um Lust und Unlust. Wehe oder Unlust kommt niemals als wahres Motiv vor; alles Wollen geht auf ein wirklich oder vermeintlich Werthvolles. Einen absoluten Werth hat das, was schlechthin für alle, in jeder Zeit und in jeder Lage seine Bedeutung hat. Keinem einzigen „Werthvollen" bleibt die eine Generalrelation erspart, daß es überhaupt zu empfindenden Subjecten in Beziehung stehe und von ihnen genossen werde. Entweder kann der Wille Wohl für sich selber suchen, oder er sucht es für andere Wesen, vorzugsweise für Menschen. Im erstern Falle ist das Wohl-Wollen ein egoistisches, im andern ein selbstlos universalistisches. Nur der Egoismus ist das wahrhaft Böse, der Eudämonismus bildet für Gutes und Böses das Object. Letzterer repräsentirt nur in gröberer hedonischer Form die secundäre Schale am Egoistisch-Bösen. Der Grundwille oder das Gewissen mit seiner Forderung des universellen Wohlwollens ist das überpersönliche Gute, die Regung der Sympathie das unterpersönliche Gute. Durch den freithätigen Zusammenschluß beider soll das persönlich Gute sich herstellen. Insofern kann die Liebe wirklich als Gebot auftreten; sie soll zur zweiten höhern Natur erhoben werden. Die Liebe ist trotz ihres ursprünglichen Empfindungscharakters ein ganz brauchbares ethisches Princip, auf der höhern Stufe ist sie als Gesinnung oder

Gemüth, als eine ungetheilte Centralfunction des ganzen Geistes anzusehen.

Der Verdacht, daß die Liebe ein feiner Egoismus sei, ist zurückzuweisen. In der That ist ein selbstloser Eudämonismus, eine weise, auf möglichste Beglückung der Mitwesen bedachte Liebe das allein richtige ethische Princip. Die Liebe, als das Trachten nach dem wahren Wohl des andern, wird es sich nicht nehmen lassen, die Arbeit an fremder ethischer Vervollkommnung geradewegs zu ihrer höchsten Aufgabe zu machen. Denken wir uns das Princip der Selbstverleugnung allseitig durch das Ganze der Gesellschaft durchgeführt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß bei diesem System zugleich die weitaus größte Summe von Glück für alle herauskommt. Kant lehrt uns als werthvollste Hauptsache den beherrschenden sittlichen Geist der Ethik, jedoch ohne harmonisch dazugehörigen Leib; Schleiermacher und seine Richtung dagegen geben den reichgegliederten ethischen Leib, ohne den wahrhaft dominirenden Geist der entsprechenden Gesinnung hinzuzufügen. Die Liebe aber als selbstloses Wohl-Wollen weist mit Nothwendigkeit auf die Einheit von Gesinnung und Thatgestaltung, fügt zur Gesinnung (Pflicht und Tugend) auch das Gut.

Im Voranstehenden haben wir die Grundgedanken Pfleiderer's gegeben, um zu einem Studium seiner eindringenden, klar und überzeugend geschriebenen Schrift einzuladen. Wir halten es für vollkommen berechtigt, daß der Eudämonismus, von falschen Elementen gereinigt, in der Ethik wieder zu Ehren gebracht werde, und erkennen den von Pfleiderer eingeschlagenen Weg als den einzig zum Ziele führenden. Die Hauptgedanken seines Buchs möchten wol noch eine breitere Ausführung verdienen und könnten namentlich der kritischen Auseinandersetzung mit Kant selbständig gegenübergestellt werden.

2. Der Einheitsgedanke. Als Fundamentalbegriff aller Religionen und Wissenschaft, als Verständigungsbasis unter den Gebildeten aller Confessionen und Nationen gemeinfaßlich dargestellt von J. J. Rülf. Memel, Schmidt. 1880. 8. 2 M.

Schon der Titel dieses Buchs läßt in dem Verfasser einen Mann erkennen, welcher sich mit der Hoffnung trägt, der Reformator aller Philosophie und Religion werden zu können. Wäre er wirklich ein solches Universalgenie, ein solcher Genius der Genien, dann müßte er doch in seinem Grundgedanken nicht mit Eduard von Hartmann zusammenfallen, er müßte etwas wirklich Neues bringen. In der That nimmt er diesen Schein an und weiß nicht oder will nicht wissen, daß schon andere vor ihm seine Gedanken ausgesprochen haben. Psychologisch wird uns das erklärlich, denn der Verfasser ist entweder ein Jude oder mindestens ein Judengenosse. Er verherrlicht die Juden Philo und Spinoza (auch Bernstein) in maßloser Weise, er erhebt semitischen Geist und Sprache in unerhörter Art auf Kosten des indogermanischen, er citirt fast nur Stellen des Alten Testaments und diese oft in hebräischer Sprache, er braucht den Talmud als Beweismittel und bringt am Schluß seines Buchs die von allen jüdischen Schriftstellern mit den Haaren herbeigezogene Philippika gegen die Intoleranz! Wie der Rabbiner Dr. Schreiber in Bonn Schiller und Goethe ihre deutsche nationale Gesinnung abspricht, damit der Patriotismus eines Mendelssohn in um so strahlenderm Lichte erscheine, so macht Rülf einen J. G. Fichte, Schelling und Hegel frischweg zu Vertretern des Dualismus in der Philosophie, nur damit er — Rülf — als der Erfinder des Einheitsgedankens sie weit überrage. Und wenn wir solch ein Gemisch von Unwissenschaftlichkeit und Anmaßung zurückweisen, so schreit man in allen Tonarten über Intoleranz!

Die Sätze, welche der Verfasser zu beweisen sucht, sind folgende: 1) Stoff und Kraft sind Eins, oder: es gibt gar keine Stoffe, sondern nur Kräfte, welche im Stoffe zur Ruhe gekommen sind. Gleichwol wird zugleich ausgeführt, daß Kraft nur als ununterbrochene Wirksamkeit zu denken sei. 2) Es gibt keinen Körper, es gibt nur eine Seele. Dieselbe Kraftentfaltung findet statt in Leib und Seele, zugleich aber ist die menschliche Seele der selbstbewußte, freie, unsterbliche Geist. Das Wissen von der Freiheit ist die Freiheit selbst. Die Selbstsucht ist der mächtigste Antrieb zu aller sittlichen und geselligen Thätigkeit (!); ohne diese leidige Selbstsucht kein strebefleißiges Handeln, kein sittlicher Werth des Einzelmenschen. Es ist ein und dieselbe Kraft, welche im Körper Gestaltung, im Geiste Erhaltung sucht und findet. Gott ist die Kraft aller Kräfte, das allvollkommenste Wesen, der absolute Geist. Das All ist nicht Gott, Gott ist das All. Die Entwickelung ist die fortlaufende, in jedem Augenblicke des Daseins sich erneuernde Schöpfung des Weltalls. Die Gottheit hat vermöge ihrer Schöpferallmacht den vollen Ausdruck in der sinnlichen Welt gefunden, aber ihre Veräußerung ist nicht eine Entäußerung. In demselben zeitlosen Momente, mit welchem Gott sein Wesen in und an die Welt veräußert, nimmt er sich und seine Selbständigkeit, Freiheit und Unveränderlichkeit wieder in sich selbst zurück.

Wir haben im Voranstehenden des Verfassers Gedanken mit dessen eigenen Worten gegeben. Die eigentliche Schwierigkeit des Philosophirens hat er noch gar nicht voll und tief erkannt; mit bloßen Taschenspielerkünsten und Behauptungen schafft man kein System. Darum: si tacuisses, philosophus mansisses!

3. Spiritualismus und Spiritismus, ihr Werth und Zweck und kurze Theodicee zur Würdigung derselben. Von Baron C. Dierckinck-Holmfeld. Leipzig, Schulze u. Comp. 1880. Gr. 8. 1 M.

Ein wohlgemeintes, aber überaus ermüdendes Durcheinanderwogen aller möglichen Gedanken. Das bloße geistige Interesse, ein gewisser idealer Zug befähigt doch noch lange nicht, in den schwierigsten Fragen der Philosophie oder Theologie ein entscheidendes Wort mitzusprechen. Wieviel Naivetät gehört dazu, um das, was der Verfasser so nennt, für eine „Theodicee" auszugeben! Er

hält „das jetzige Ein- und Austreten der Geister auf unserm Erdball für ein Werk göttlicher Weisheit, hervorgerufen und geleitet durch die Vorsehung zum Besten der Menschheit, um den Materialismus zu entkräften". Diese Geistererscheinungen nennt er Spiritualismus, versteht also etwas ganz anderes darunter als die Philosophie; Spiritismus hingegen ist ihm ein „Hineinstopfen präexistirender Geister und Seelen in natürliche Leiber und Seelen". Auf den Streit zwischen „Spiritualisten" und „Spiritisten" einzugehen, haben wir hier keine Veranlassung und durch vorliegendes Schriftchen auch keine besondere Ermuthigung gefunden.

4. Das Soll und Haben der Menschheit. Kritische Einleitung in die Philosophie der Geschichte von Robert Binde. Berlin, Dümmler. 1880. Gr. 8. 2 M.

Die vorliegende Abhandlung ist die erste erweiterte Abtheilung einer von der philosophischen Facultät zu Göttingen belobten Preisbewerbung schrift. Wenn schon jene Preisschrift selbst von der genannten Facultät hohes Lob empfing, so sind wir in der angenehmen Lage, ein solches noch mehr dieser Ueberarbeitung spenden zu können. Der Verfasser verfügt über große Literaturkenntniß, lichtvolle Darstellung, objective, auf gesunden Grundsätzen ruhende Kritik. Den Resultaten, welche er gefunden hat, können wir meistens unbedenklich zustimmen. Wir heben folgende Sätze hervor: Der Mensch schreitet im Wissen, im freien Vernunftgebrauch, in der Humanität, im Recht und in der Gesittung fort. In allen Kämpfen siegt endlich Wahrheit, Recht und Freiheit. Alle herrschsüchtigen Reactionsgelüste sind ohnmächtig. Die leidenschaftliche Verfolgung von Sonderinteressen in der Gesellschaft wird zu Schanden an sich selber. Kein blindes Ungefähr wirkt in der Geschichte, aber auch kein Gängelband eines finstern Verhängnisses. Der Verlauf des geschichtlichen Lebens wird durch die Gestalt der Spirale veranschaulicht. Jedes Extrem ist verderblich und hebt sich in sein Gegentheil auf. Der idealen Lebensauffassung muß von der streitenden Wissenschaft wieder Geltung verschafft werden u. s. w. Wir empfehlen die vorliegende Arbeit als die gediegene Leistung eines wirklich Berufenen und wünschen ihr einen großen Erfolg.

5. Ueber die exacte Naturphilosophie. Ein Beitrag zu der in der Gegenwart auf naturwissenschaftlichem Grunde sich vollführenden neuen Constituirung der Philosophie. Von Adolf Mühry. Vierte, sehr vermehrte Auflage. Göttingen, Dieterich. 1880. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Es freut uns, auch über dieses Buch dasselbe günstige Urtheil fällen zu können wie über dasjenige von Binde. Der Verfasser will die Grundzüge einer philosophisch-naturwissenschaftlichen Weltanschauung geben und thut dies mit großer Gelehrsamkeit, mit vorsichtiger Abwägung aller hier einschlagenden Fragen. Der Grundgedanke seiner Schrift ist folgender: Im Weltall ist eine Teleologie auf rein inductivem, naturwissenschaftlichem Wege zu erkennen und anzuerkennen, und damit ist verbunden, daß im Weltall Gedachtes und ein Denken mit logischen Gesetzen besteht. Mit dem im Universum sich offenbarenden Denken ist das Denken oder der Geist des Menschen identischer Art und unterworfen denselben logischen Gesetzen, wenn es auch nur ein schwaches Minimum darstellt in Vergleichung mit jenem. Das Denken oder der Geist gehört demnach auch zur realen objectiven Natur, in deren weitestem vollständigen Sinne, und das menschliche Denken bleibt nun gleichfalls nicht beschränkt auf die engen Grenzen unserer kleinen Erdkugel, insofern es selber einen Theil des im Universum wirkenden Geistes darstellt, ähnlich wie die irdischen Elementarstoffe und die Kräfte theilnehmen an der allgemeinen Vertheilung im Weltall. Daraus darf, ja muß gefolgert werden, theoretisch, daß der Geist auch theilnehme an der allgemeinen Unvergänglichkeit und damit auch an der Anfangslosigkeit, wie es allem real in der Welt Seienden zugesprochen werden muß, vorausgesetzt daß es nicht nur ein Zustand ist, also, genauer gesagt, allen Substanzen. Empirisch freilich haben wir in dieser Hinsicht keine Zeugnisse für jene Unvergänglichkeit, was die einzelnen Geister betrifft.

Wir überlassen es dem Leser, die geistvolle Beweisführung dieser Sätze selbst zu prüfen. Mag man dem Verfasser beistimmen oder nicht: man darf ihm das Zeugniß nicht versagen, daß sein Streben ein berechtigtes, sein Versuch ein beachtenswerther ist.

Gustav Portig.

Poetische Uebersetzungen.

1. Chaucer's ausgewählte kleinere Dichtungen. Im Versmaße des Originals in das Deutsche übertragen und mit Erörterungen versehen von John Koch. Leipzig, Friedrich. 1880. 12. 2 M.

Die Chaucer-Literatur gewinnt durch vorliegende Uebersetzungen eine dankenswerthe Bereicherung. „Das Parlament der Vögel" ist die bedeutendste der hier gebotenen Dichtungen; ihr gesellen sich „Klage an Frau Mitleid", „Geleit an den Schreiber Adam", „Wahrheit", „Adel", „Beständigkeit", „Fortuna", „Geleit an Bukton", „Geleit an Skogan" und „Klage an meine leere Börse" zu. Wie man weiß, ist Chaucer ein Freund von Strophen, in denen die nämlichen Reime immer wiederkehren; der Uebersetzer hat sich mit dieser Schwierigkeit auf geschickte Weise abgefunden. Für diejenigen, welche sich mit den weitschichtigen Untersuchungen über die Entstehungszeit der Chaucer'schen Gedichte beschäftigt haben, bringen der Anhang und die Vorrede Beachtenswerthes. Mit Recht sagt der Verfasser, daß die von ihm getroffene Auswahl geeignet sei, die Anschauungen Chaucer's besser erkennen zu lassen,

als dies durch die Lektüre der „Canterbury-Geschichten" möglich ist.

2. Ugo Foscolo's Gedicht Von den Gräbern (Dei sepolcri), übersetzt von Paul Heyse. Leipzig, Friedrich. 1880. 8. 1 M.

Niccolo Ugo Foscolo ist 1777 auf Zante geboren, seine Aeltern aber stammten aus Venedig, und Italiens Wiedergeburt war schon früh das Ziel seiner Sehnsucht. Als Dichter, als Redner, als Journalist, in Lyon auch als Mitglied der Consulta wußte er durch seine Begeisterung und durch die Lauterkeit seiner patriotischen Gesinnung sich einen tiefgehenden Einfluß auf seine Nation zu erobern, und als er, nur funfzig Jahre alt, nach zehnjährigem Flüchtlingsdasein in England starb, wehklagte um ihn ganz Italien. Das Gedicht „Dei sepolcri" entspricht dem wuchtigen Ernst der Zeitverhältnisse, unter denen er und die italienischen Vaterlandsfreunde seufzten; doch streift es das politische Gebiet nur obenhin, um desto ausschließlicher die Gräber überhaupt zu feiern und in dem Cultus, den die Menschheit ihnen widmet, einen Sporn zum Nacheifern des Edeln zu erblicken:

Zu Edelm spornen an der Edeln Gräber
Ein tapfres Herz, o Pindemonte; schön
Und heilig machen sie dem Wanderer
Die Erde, die sie birgt....

Aber wo die Gräber nicht mehr Rede stehen, thun es die Musen:

Und mich, den Flüchtling, den der Zeiten Drang
Und Ehrbegier von Land zu Ländern treibt,
Mich soll'n die Musen weihn, die Nährerinnen
Der Menschengeister, Helden zu erwecken.
Grabhüterinnen sind sie; wenn die Zeit
Mit kaltem Fittich dort die Trümmer selbst
Von hinnen fegt, tönt durch die Wüste noch
Ihr freud'ges Singen, und der holde Wohllaut
Besiegt das Schweigen der Jahrtausende. —

Ich habe diese Dichtungsart den Griechen entlehnt, die aus den alten Ueberlieferungen sittliche und politische Gedanken herleiteten, indem sie sich damit nicht sowol an den Verstand, als an die Phantasie und das Herz ihrer Leser wandten.

So leitet Foscolo die Anmerkungen zu seinem Gedicht ein, indem er den in den Schriften des Alterthums nicht Belesenen unter seinen Landsleuten die zahlreichen, sonst dunkeln Stellen des Gedichts verständlicher zu machen sucht. Heyse's Uebersetzung bedarf selbstverständlich keines Lobes.

3. Becquer. Ausgewählte Legenden und Gedichte. Aus dem Spanischen übersetzt von A. Meinhardt. Leipzig, Friedrich. 1880. 8. 3 M.

Eine interessante Erscheinung, dieser spanische E. T. A. Hoffmann! Wie der Uebersetzer in der Einleitung berichtet, ist Gustavo Adolfo Becquer 1836 in Sevilla geboren und 1870 in Madrid gestorben. Sein Vater war Maler. Früh verwaist, kam der Sohn in die Hut einer reichen Pathin, die ihn zum Kaufmann erziehen und zu ihrem Erben einsetzen wollte. Die Hoffnung, in Madrid von seiner Feder leben zu können, verführte ihn indessen, jener ihn minder ansprechenden Carriere zu entsagen, und so wurde sein Leben denn eine Kette von bittern Enttäuschungen, Entbehrungen und Sorgen. Was er an dichterischen Leistungen hinterlassen hat, ist nicht viel. Der Uebersetzer sagt von ihm:

Er hatte von großen epochemachenden Werken geträumt, die er auch seinen Freunden schon im Entwurf mitgetheilt, von deren Ausführung er sich wahre Befriedigung und wahren Ruhm versprochen hatte; die kleinen Dichtungen, die heute seinem Namen in Spanien einen so guten Klang verleihen, sah er selbst nur als Bagatellen an.

Ob die Auswahl auch im spanischen Original eine nicht umfangreichere ist, geht aus den Worten des Uebersetzers nicht deutlich hervor. Was hier von Becquer vor uns liegt, sind acht kleine Legenden in Prosa und einige vierzig kurze Gedichte. Die mitübersetzte Vorrede Becquer's hat viele Aehnlichkeit mit Kürnberger's früher von mir mitgetheilten Aeußerungen über das Maßlose der auf ihn eindringenden phantastischen Gebilde. Er klagt:

In den dunkeln Winkeln meines Gehirns schlummern nackt und zusammengekauert die tollen Kinder meiner Phantasie und harren schweigend, daß die Kunst sie in Worte kleide, damit sie sich anständig auf der Bühne der Welt sehen lassen können. So fruchtbar wie die Liebe der Armen, einem Vater gleich, der mehr Kinder erzeugt als er ernähren kann, empfängt und gebiert meine Muse in dem geheimnißvollen Heiligthum des Hauptes und bevölkert es mit so zahllosen Schöpfungen, daß weder mein Fleiß noch alle Jahre, die mir vom Leben noch bleiben mögen, genügen würden, sie zu gestalten.... Aber ach! Zwischen der Welt der Gedanken und der der Gestalten besteht ein Abgrund, den nur das Wort überbrücken kann; und das Wort, das träge, schüchterne, weigert sich, ihre Anstrengungen zu unterstützen.

Dann klagt er weiter:

Schlaflosigkeit und Phantasie schaffen und schaffen weiter in ungeheuerer Ehe.... Und dennoch muß ich Ruhe haben. Wie man dem Körper zur Ader läßt, wenn durch die geschwollenen Venen das Blut sich mit erregter Hast vorwärts drängt, so muß auch ich in dem Hirn Luft schaffen, das so viel Seltsamkeiten nicht mehr zu fassen vermag.... Vielleicht werde ich sehr bald schon mein Bündel für die große Reise schnüren müssen.... Ich möchte nicht, wenn das eintrifft, der buntscheckigen Ausrüstung eines Seiltänzers gleich, diesen Schatz von Lumpen und Flittergold, den meine Phantasie in den Vorrathskammern des Gehirns aufgespeichert hat, mit mir forttragen müssen.

Dies schrieb Becquer zwei Jahre vor seinem Tode, gewiß nicht ohne bei ruhig Denkenden den Verdacht zu erregen, er verstehe sich zwar nicht auf die Poesie, aber wohl auf die Kunst des Sensationmachens. Seine Dichtungen selbst aber konnten nicht lange darüber in Zweifel lassen, daß man mit einem poetisch ungewöhnlich stark beanlagten Menschen zu thun habe, dem allerdings der Irrsinn nah auf den Fersen sei und der, im Gegensatz zu so manchem formgewandten, aber kernlosen dichterischen Talent, an einem Ueberschuß von phantastischer Erregbarkeit kranke, für die ihm die gestaltende Kraft fehle.

In solchem Sinne hätte Heinrich Heine ihn, in der Weise, wie er Platen's Verheißungen künftiger Odysseen verspottete, einen Schuldenmacher genannt.

In der That ist in Becquer zwar unzweifelhaft ein echter Dichter zu Grunde gegangen, aber schwerlich ein zu großen Schöpfungen berufener. Wäre dem nicht so, dann hätten die wenigen Musenspenden, die er uns in Prosa bietet, unter sich verschiedenartigere Züge. Sie gleichen einander jedoch im hohen Grade. Und auch den Gedichten mangelt das Gepräge starker Originalität. Wären sie die Gedichte eines Deutschen, so würde die Kritik ihnen den Vorwurf der Anlehnung nicht ersparen und zwar an manches Lied aus dem deutschen Dichterwald. Reminiscenzen an Geibel, Platen, Heine's Lieder meint man hier und da durchklingen zu hören:

Manchmal begegnet sie mir in Gesellschaft
Und geht an mir vorbei,
Und lächelnd geht sie, und ich muß mich fragen:
Wie kann sie lachen noch?

Dann steigt mir auf die Lippe auch ein Lächeln,
Das herben Schmerz verbirgt,
Ich denke dann: Vielleicht daß sie nur lächelt,
Wie ich auch lache jetzt!

Ich weiß nicht, was ich habe
In dieser Nacht geträumt;
Wie trüb, wie trüb ist wol mein Schmerz gewesen;
Als ich erwachte, fühlt' ich noch die Schmerzen.

Ich sah, als ich emporfuhr,
Daß thränenfeucht mein Kissen,
Und fühlte, als ich's sah, zum ersten male
Von bittrer Lust die Seele ganz erfüllt.

Wie traurig sind die Träume,
Die uns zu weinen zwingen;
Doch hab' ich auch im Kummer eine Freude...
Ich weiß nun, daß mir Thränen noch geblieben.

Wenn sich die blauen Glockenblumen schaukeln
Auf dem Balkon,
Dann glaubst du, daß der Wind es sei, der seufzend
Vorüberzieht,
So wisse denn, verborgen in den Blättern
Da seufze ich.

Wenn da im Rücken unbestimmt ertönet
Verworrner Klang,
Dann glaubst du, eine ferne Stimme riefe
Den Namen dein,
So wisse denn, im Dunkel, das dich einhüllt,
Da ruf' ich dich.

Wenn in der tiefen Nacht von Furcht befangen
Dein Herze schlägt,
Wenn du auf deinen Lippen einen Hauch spürst
Voll heißer Glut,
So wisse, ob unsichtbar, dir zur Seite
Da athme ich.

Es trat ihr in die Augen eine Thräne,
Mir auf die Lippe ein Verzeihungswort;
Da sprach der Stolz — es trocknete die Thräne,
Das milde Wort auf meiner Lipp' erstarb.

Ich geh' auf einem Wege, sie auf anderm;
Doch denken wir an unsre alte Lieb',
Dann sage ich: weshalb hab' ich geschwiegen?
Und sie wird sagen: weshalb weint' ich nicht?

In Nacht verborgen, hat sie mich verwundet,
Mit einem Kuß besiegelt den Verrath;
Ihr Arm umschlang mich noch, indessen heimlich
Sie kalten Bluts mein Herz zerrissen hat.

Und unbefangen sie auf ihrem Wege
Froh, unverzagt und lächelnd weiter geht;
Warum? Weil Blut nicht meiner Wund' entströmet...
Weil noch der Todte aufrecht steht.

Diese, fast sämmtlich reimlosen Gedichte — der Uebersetzer behielt durchweg die Originalform bei — mit dem Lande Spanien in Zusammenhang zu bringen, kostet uns einige Mühe. Anders verhält sich es mit den Prosalegenden, auf deren phantasmagorische Eigenart bereits hingedeutet wurde. Sie lassen uns keinen Augenblick im Zweifel, daß wir jenseit der Pyrenäen Umschau halten. Hier nur die ersten drei. In „Meister Perez, der Organist" wird von einem Orgelspiel berichtet, das nach dem Tode des Organisten noch von der ganzen Gemeinde vernommen wurde, eine sehr lebendig colorirte Erzählung. Poetisch wirkt auch die Legende von „den grünen Augen"; sie gehören einem Wasserweibe und sind von solch unwiderstehlichem Zauber, daß der Held der Geschichte um ihretwillen in den Fluten untergeht. „Der Mondenstrahl" heißt die dritte, mit dem Irrsinn eines Jünglings abschließende Geschichte. Er hatte die Spur eines ihm immer wieder entschwindenden Weibes so lange und so unablässig gesucht, bis er endlich ihrer habhaft zu werden glaubte, im Erfassen ihres Gewandes aber erkannte, daß er nach einem Strahl des Mondes haschte:

Lieder ... Weiber ... Ruhm ... Glück ... alles Lügen, leere Phantome, die wir in unserer Einbildungskraft erschaffen und nach unserer Laune kleiden, die wir lieben und die wir verfolgen, weshalb? wozu? um einen Mondenstrahl zu finden!

Diese tief in den Bronnen der Romantik getauchten Erzählungen sind kleine Meisterstücke.

4. Iris. Dichterstimmen aus Polen. Auswahl und Uebersetzung. Von Heinrich Nitschmann. Leipzig, Friedrich. 1880. 12. 3 M.

Der Verfasser hat bereits in seinem „Polnischen Parnaß" bewiesen, daß er ein berufener Vermittler zwischen der deutschen und der noch immer bei uns nur wenig bekannten polnischen Literatur ist. Auch das vorliegende Sammelwerk hält sich auf wünschenswerther Höhe. Es sind darin vertreten: Adam Mickiewicz, Julius Slowacki, Sigmund Krasinski, Eduard Odyniec, Franz Morawski, Vincenz Pol und August Bielowski. Nur wenige dieser Gedichte sind von untergeordnetem Interesse oder entbehren der nöthigen Klarheit, wie z. B. die Dichtung „Grazyna" von Mickiewicz, so manche Meisterzüge ihr auch eigen sind, und ebenso das „Lied von Heinrich dem Frommen" von Bielowski, dessen innerer Zusammenhang ohne die Anmerkungen kaum ganz verständlich ist. Ein schönes Maß im Schildern des Gräßlichen hält Slowacki ein; es sterben in dem Gedicht „Der Vater der Pestkranken von El-Arisch" nicht weniger als neun Kinder und deren

Mutter, und der überlebende Vater ist der Erzähler; dennoch wirkt das Gedicht mehr ergreifend als abstoßend. Begabung für humoristische Genrebilder zeigt Morawski, sowol in „Bauer und Teufel" wie in der „Visite in der Nachbarschaft". Ein gut Theil origineller noch ist Vincenz Pol in dem Jagdgedicht „Der Starost von Kisla". Vor allem dergleichen kleine Literaturschätze zu heben, sollten sich Uebersetzer angelegen sein lassen. Lyrische Ergüsse, die ja unsere eigene Sprache schon in Fülle hervorbringt und die aus andern Sprachen uns doch kaum je in ihrem wirklichen Wohlklang übermittelt werden können, haben weit weniger Recht, die Kunst und den Fleiß des Uebersetzers in Anspruch zu nehmen. Unsympathisch im hohen Grade muthet Krasinski's Gedicht „Aus der Zelle der heiligen Theresia" an. Diese exstatische Büßerin bemächtigt sich ihres Herrn Jesu mit solcher Ausschließlichkeit, daß selbst die Madonna darüber vom Stuhle gewiesen wird:

Nicht heißer konnte ihre Liebe sein —
Ich weiß zwar: sie war groß, ich bin nur klein —
Geringer ist ja mein Verdienst um dich;
Doch mehr geliebt hat sie dich nicht als ich.
Wie wird mein Herr einst über uns befehlen,
Welch Urtheil fällen Salomo's Gericht?
Wie eine Liebe theilen für zwei Seelen?
Denn zwiefach gibt es solche Liebe nicht!
Nein, mehr als ich hat sie dich nicht geliebt!
Sie lag im Leben nur einmal betrübt
Auf Golgatha, von deinem Blut benetzt,
Ein einzig mal — und ich so oftmals wieder!
... Du, Herr, und ich, wir sind hier ganz allein.
... Ich kniee schweigend, meine Thränen fließen,
Denn ganz durchbebt mich deines Leibes Qual:
Es schmerzt mein Haupt von deinem Dornenkranze,
Durch meine Hände dringt der Nägel Stahl,
In meiner Seite wühlt der Stich der Lanze.
Tief unter dir und doch zu dir erhoben,
Bin ich gekreuzigt, Herr, mit dir hoch oben!

5. Luis de Camoens' sämmtliche Gedichte. Zum ersten male deutsch von Wilhelm Storck. Erster Band: Buch der Lieder und Briefe. Paderborn, F. Schöningh. 1880. 8. 5 M.

Das hier vorliegende Uebersetzungswerk wird vier Bände umfassen; ausgeschlossen sind von demselben die drei Dramen und die Lusiaden des berühmten Portugiesen. Sowol das Vorwort wie die Anmerkungen zeugen von der Sorgfalt, welche der Uebersetzer seinem Werke angedeihen ließ. Die ganze weitschichtige Camoens-Literatur ist von ihm bis auf den Grund durchgearbeitet worden. In höchst ungewöhnlicher Weise hat er sich demnächst die Fähigkeit angeeignet, die Verse fließender und wohllautender zu übertragen, als dies bei Reimübersetzungen herkömmlich ist. Den Zauber des portugiesischen Originals in gleichviel welcher fremdländischen Uebertragung wiederzufinden, wird niemand erwarten, aber das hier Geleistete erreicht eine so hohe Vollkommenheit, daß man sich in die Lektüre mit Genuß vertiefen kann. Und gerade die Lyrik eines bedeutenden Dichters ladet ja zu solchem Genusse ein, indem aus ihr uns mehr als aus seinen größern und objectivern Dichtungen seine eigenste Persönlichkeit entgegentritt. Die Frage, ob dem Leser nicht durch eine biographische Einleitung die Freude an Camoens' Lyrik noch erhöht würde, scheint der Uebersetzer sich verneint zu haben, und es ist einzuräumen, daß aus den zahlreichen Anmerkungen das Lebensbild des Vielgewanderten sich nach und nach zusammensetzt; dies mosaikartige Geschäft zerstreut aber doch mehr, als für das Gewinnen einer deutlichen Vorstellung wünschenswerth ist, sodaß hier die Hoffnung ausgesprochen werden mag, es sei ein biographischer Abriß einem der folgenden Bände noch vorbehalten.

Als Probe für die gute Abrundung, welche der Uebersetzer den verdeutschten Versen zu geben weiß, hier einige Strophen aus dem Gedicht „Lob und Tadel", das dem scherzweisen Zwecke dient, je nachdem man die Zeilen mit den gegenüberstehenden im Zusammenhange oder sie gesondert liest, Lob oder Tadel einer Dame auszusprechen:

Ihr seid eine Dame	Von Verdienst und Werth
Aus der Garst'gen Kreise;	Seid Ihr weit geschieden,
Böser Ruf und Name	Hat Euch so gemieden,
Folgt ja Euerm Gleise (.)	Was man schätzt und ehrt.
Euer innres Wesen	Offen liegt's dem Blick,
Das gewahrt man nimmer;	Daß Ihr könnet grollen;
Ferne liegt Euch immer	Böses Thun und Wollen,
Alles was erlesen (.) ...	Dazu habt Ihr Schick.

6. Dichtungen von Johann Arany. Aus dem Ungarischen übertragen von Andor von Sponer. Leipzig, O. Wigand. 1880. 16. 2 M.

Der Uebersetzer schickt der aus etwas mehr als funfzig Gedichten bestehenden Sammlung keine biographische Notiz über den Dichter voraus. Was der Leser über das Leben und die Schicksale desselben zu erfahren wünscht, muß er in den Gedichten selbst suchen, die aber nach dieser Richtung hin nur geringe Ausbeute ergeben, da sie vorwiegend aus Balladen und ähnlichen Gedichten bestehen. Daß es ihm erbärmlich geht oder ging, verräth er uns hier und da. So in dem Gedicht „An meinen Sohn":

Sieh, dir wird ein reiches Erbe, weil
Ich ein armer Dichter, nie zutheil,
Höchstens unbefleckten Namens Ehr',
Mein Verdienst, das wiegt nicht allzu schwer.

Ebenso in dem Gedicht „An die Zukunftsjahre", worin es heißt:

Ich blick' umher und seh' umnachtet
Das Firmament: die Freunde sind
Zerstoben, feuchten Blicks betrachtet
Mich ängstlich sorgend Weib und Kind.

Diese Klänge des Mismuths machen aber einem Ausbruche humoristisch anmuthenden Behagens Platz, als er in den Besitz eines eigenen Hauses gelangt ist:

Ihr Dichter, grollt dem Schicksal,
Verwünscht es immerhin:
Ich grolle nicht, ich klag' nicht,
Seitdem ich Hausherr bin....

Auch einen Garten hab' ich —
Erhebendes Gefühl!
An funfzig Bäume spenden
Mir Schatten traut und kühl. . . .

Freilich scheint sich's nur um einen Lehmbau zu handeln:

Noch mehr! Auch Miether hab' ich,
Ein Schwalbenpärchen traut
Hat hier an meiner Lehmwand
Ein kleines Nest gebaut.

Doch ist das Behagen ganz ernsthaft gemeint, und nur die eine Sorge stört ihn, daß, wie Kinder das Schwalbennest schon dreimal zerstörten, auch sein Nest auf die Dauer nicht gesichert sei:

Erleb' ich's, daß ich endlich
Ersehnten Frieden find'?
Ach, oder kommt das Schicksal —
Das ausgelassne Kind . . .?

Auch ein „Schier dreißig Jahre bist du alt" klingt in dem „Empfindsamen Abschied" durch — hoffentlich aus überwundener Zeit:

Hab' nur einen Rock, ob's schneit, ob Sonne scheint,
Und auch der verläßt mich jetzt, alter Freund. . . .

In Bezug auf das Gedicht „An meine Dukaten" belehrt uns eine Anmerkung, daß Arany mit zwei epischen Dichtungen Preise gewann. Die im vorigen Jahre ihm gewordenen Dukaten sind leider schon den Weg aller Dukaten gegangen, und erstaunt, wiederum Gold in der Hand zu haben, fragt er:

Ist denn das Gold schon heutzutag'
Ein Ding, das mit der Armuth geht?
Ob man dich wol nur höhnen mag,
Du armer ungrischer Poet?

Wie jene Preisdichtungen beschaffen sind, und ob sie über den Werth specifisch ungarischer Gesinnung hinausreichen, läßt sich nach dem in der vorliegenden Sammlung Gebotenen nicht beurtheilen. Die Uebersetzung für so manches Gewöhnlichklingende und Unklare verantwortlich zu machen, ist vielleicht unbillig; doch sollte das Original mit den nämlichen Mängeln behaftet sein, so ist Arany's dichterische Bedeutung für die Weltliteratur dadurch ziemlich beeinträchtigt. Einige wenige Stellen zum Beleg:

Sporngetrieben wie auf Flügeln
Saust das Roß mit losen Zügeln;
Mädchen sind umringt im Kreise,
Manche seufzt im Schose leise.

Traurig ist die Taube, die ihr Paar verlor;
Nachtigallenklage flötet mir ins Ohr —

Und wieder:

Vöglein wandern, fliegen über Berg und Wald,
Das verlassne findet auch ein Pärchen bald.

Wenn der Familiensinn, das Ehr-
Und Pflichtgefühl ermatten,
Die Frau sich hingibt — was noch mehr,
Verkauft vom eignen Gatten;
Wenn aus dem Weg den alten Mann
Des eignen Sohnes Hand schafft,
Beruhigt durch die Zweifel an
Der echten Blutsverwandtschaft. . . .

Mancher fiel im Kampfe von den Räuberhorden,
Doch das Mädchen ist auch nie zur Frau geworden:
Fand dort auch den Tod, den blanken Speer gedrohten. . . .

Zum Schluß eins der poetischer sich abrundenden Gedichte; es bezieht sich auf den Tod Petöfi's, der in der Schlacht bei Schäsburg fiel, dessen Leiche aber nicht gefunden wurde:

Kein grüner Rasen deckt sie,
Die edle Asche, und
Die Schlummerstätte sein
Verkündet uns kein Stein,
Kein Zeichen thut sie kund.
Und keine Antigone
Im Lande weit und breit
Die uns, den Ort entdeckend,
Mit Rosen ihn besteckend,
Mit Blüten ihn bestreut!

Freilich braucht nicht erst auf diejenigen Stellen, die einem deutschen Ohr den Genuß auch dieses Gedichts trüben, hingewiesen zu werden.

Aus anderweitigen Quellen sei hier über Janos Arany noch Folgendes hinzugefügt. Geboren ist er am 1. März 1817 zu Nagy-Körös; seit 1851 hat er daselbst eine Professur bekleidet; 1860 wurde er Director der Kisfaludy-Gesellschaft in Pest, 1859 Mitglied der ungarischen Akademie. Als seine Hauptwerke gelten: „Toldi", „Die Belagerung von Murany", „Katalin", „Die Zigeuner von Nagy-Ida", „Toldi's Abend" und „Buda halálo", erster Theil einer epischen Trilogie, 1864 von der ungarischen Akademie gekrönt.

7. Ausgewählte Gedichte von Björnstjerne Björnson, Carl XV., C. Hauck, Th. Kjerulf, A. Munch, Oscar II., Paludan Müller (Adam Homo), Runeberg, Welhaven, Chr. Winther und andern neuern nordischen Dichtern. Deutsch von Edmund Lobedanz. Leipzig, Friedrich. 1881. 12. 5 M.

Der als genauer Kenner der nordischen Sprachen rühmlichst bekannte Verfasser dieser Uebersetzungen bietet vor allem in den von ihm übertragenen Gedichten Björnson's (etwa die Hälfte des Buchs) und dann in den Proben aus Paludan Müller's modernem Epos „Adam Homo" eine sehr dankenswerthe Gabe. Das letztere Gedicht ist in Ottave rime verfaßt, bietet daher keine geringen Schwierigkeiten. Sein satirischer, humoristischer Inhalt kommt jedoch in dem mitgetheilten Prolog und dem ersten der zwölf Gesänge, aus denen das Original besteht, in genügender Weise zu seinem Recht, und es ist sehr zu wünschen, daß Lobedanz seinen im Vorwort ausgesprochenen Vorsatz, das Ganze zu übersetzen, baldigst zur That werden lasse. Ueber Paludan Müller und sein im Norden so hochgeschätztes Gedicht „Adam Homo" findet man Näheres in Strodtmann's Buch: „Das geistige Leben in Dänemark". Wir

hätten über die namhaftern Dichter auch in dem Lobedanz'schen Buche einige biographische Notizen für sehr wünschenswerth gehalten und möchten für eine zweite Auflage empfehlen, solche noch nachzutragen. Die Aufzählung der Componisten jedes Liedes wäre dagegen wol zu entbehren. Am beliebtesten scheinen für den Zweck der Composition die Gedichte von Björnson zu sein. Bei dem Liede „Ueber die hohen Fjällen" z. B. sind die Namen von acht Componisten mit dem Zusatz „und andere" genannt. Als Probe sowol von dem frisch und eigenartig anmuthenden Humor dieses in Deutschland durch einige Dramen und Novellen bekannt gewordenen Dichters, wie auch von der ansprechenden Verdeutschung, sei hier Björnson's „Niels Finn" mitgetheilt:

Und aus sollte gehen der kleine Niels Finn,
Doch der Schneeschuh hält fest nicht, zu gehen darin. —
„Das ist schlimm", sprach es drunten.

Und der kleine Niels Finn setzt den Fuß auf den Schnee:
„Weich', garstiger Kobold, wenn facht' ich geh!" —
„Hi ho ha!" sprach es drunten.

Niels schlug mit dem Stabe, daß rings es stob:
„Sag, sahst du den Berggeist, der dort sich erhob?" —
„Hitlihu!" sprach es drunten.

Der eine bleibt stecken, ei das war dumm!
Niels wollt' ihn ergreifen und — stürzte um. —
„Fass' ihn nur", sprach es drunten.

Tief saß er im Schnee und stampfte und schalt,
Doch tiefer stets zog's ihn mit Zaubergewalt. —
„Das ging gut!" sprach es drunten.

Es tanzte die Birke, der Tannenbaum lacht,
Als hätten zwei hundert ein Bündniß gemacht. —
„Merkst du's nun?" sprach es drunten.

Der Fels lacht voll Hohn, Schnee deckt sein Gesicht,
Doch Niels ballt die Faust: „Noch ergeb' ich mich nicht." —
„Aber bald!" sprach es drunten.

Und der Schneerachen gähnt, und die Wolk' sank herab,
Da dachte Niels Finn: ich blick' in mein Grab! —
„Ist es fertig?" sprach es drunten.

Zwei Schneeschuh thauten im Schneemeer umher,
Viel konnt' man nicht sehn, und es gab auch nicht mehr. —
„Wo ist Niels?" sprach es drunten.

Robert Waldmüller.

Neue Romane und Novellen.

Unter den uns heute zur Besprechung vorliegenden Werken nimmt unstreitig der Roman

1. Die Kinder der Frau von Bland. Roman von E. Bely. Zwei Bände. Herzberg a. H., Simon. 1880. 8. 8 M.

den ersten Platz ein. Es ist eine eigenthümliche Gewohnheit schriftstellernder Damen, sich der Schilderung hartherziger, mit grausamem Starrsinne ein Vorurtheil, eine Meinung verfolgender Frauencharaktere zuzuwenden. Es liegt hierin ein gutes Verständniß des weiblichen Charakters; allein, als wollten die Schriftstellerinnen mit einer gewissen Bravour den Beweis liefern, Frauen besäßen ebenso viel Energie wie Männer, tragen sie die Farben wenigstens nach unserm Geschmacke zu drastisch auf. So auch Frau E. Bely in ihrer Frau von Bland. Diese Frau von Bland verknöchert vollkommen in ihren Begriffen von Familienehre, mit welchen sie ihre sämmtlichen Kinder herzlos opfert, und ihre consequente Härte macht auf den Leser schließlich nicht mehr den Eindruck des psychologisch Gesunden, sondern den des peinlich Verkehrten: man ärgert sich über dieselbe, aber man wird nicht tiefer davon berührt. Die Verfasserin hat das gefühlt und verleiht ihrer Heldin darum wenigstens eine Seite des Ewig-Weiblichen in ihrer Liebe zu einem jungen Schriftsteller, welcher die Frucht eines geheimen sündhaften Verhältnisses derselben ist. Aber damit ist nur eine Inconsequenz geschaffen, denn es widerspricht der Erfahrung, daß die Kinder eines ungeliebten Mannes von der Mutter auch nicht geliebt werden, und Lieblosigkeit einer Mutter beruht auf ganz andern psychologischen Vorgängen als auf denen des Familienehrgeizes u. dgl. Abgesehen von diesem bei Schriftstellerinnen häufigen Zeichnungsfehler, bewährt sich Bely als echte Künstlerin. Sie zeigt dies in der Weise, wie Frau von Bland bestraft wird —, eine wahrhaft dramatische Entwickelung, insbesondere aber in der Darstellung der Charaktere und Schicksale der übrigen Figuren. Sie wendet dabei mitunter sehr kräftige realistische Farben an, bleibt aber immer in den Grenzen des besten künstlerischen Geschmacks. Dieser bringt denn auch ohne eine sonst bei Damen naheliegende Ueberschwenglichkeit seine Stimmungen zu Wege, welche von poetischem Empfinden Zeugniß geben. Die Darstellung im ganzen ist eine wahrhaft elegante, ungesucht mit bestem Takte den richtigen Ton treffend. Als besonders gelungen darf die Durchführung der Figur der armen Schauspielerin Nina bezeichnet werden. Dieselbe ist mit einem graziös pikanten Dufte umgeben. Eine feinsinnig ausgebildete, vornehm ideale Figur ist die Tochter der Frau von Bland, Renate. Die Söhne derselben sind mit Vermeidung jeder Uebertreibung dem modernen Leben richtig nachempfundene Gestalten. Der Erfindung fehlt es nicht an Spannung, und so hätten wir, trotz des Mangels in der Hauptfigur, eine jener braven Leistungen, welche außer der einfachen Befriedigung des Lesebedürfnisses noch höhere Ziele anstrebt.

2. Die Rose vom Wettersee. Historischer Roman von Philipp Laicus. Mainz, Kirchheim. 1880. 8. 4 M.

Eine tendenziös katholische Schrift, welcher indeß ein bedeutendes Talent nicht abgesprochen werden kann. Gegenstand der Erzählung ist Gustav Wasa's Erhebung zum

Könige von Schweden und die Umwandlung Schwedens in ein lutherisches Land. Der Autor weiß mit einer interessanten Fabel eine warm gefärbte lebhafte Schilderung der Zeit zu verbinden und offenbart in Naturschilderungen, wie in einzelnen Situationen poetische Anlagen. Der Tendenz zu Liebe, wird das Bild Gustav Wasa's von der Hand des Autors vielfach widersprechend gezeichnet. Während er nicht umhin kann, die Heldengröße des schwedischen Volksheros anzuerkennen, muß auf der andern Seite dessen Neigung zum Lutherthume die Veranlassung geben, ihm Schwächen anzuhängen, welche mit seiner sonstigen Mannhaftigkeit schwer in Uebereinstimmung zu bringen sind. Ob es im Interesse des Katholicismus sein mag, die zur neuen Lehre neigenden Priester mit einem höchst drastischen Humor lächerlich zu machen, scheint uns fraglich. Wir meinen, es wäre klüger, die Achtung, die man selbst begehrt, andern Confessionen gegenüber nicht in das Gegentheil umzukehren, wenn man verhüten will, daß nicht bei vielen Lesern Gedanken sonderbarer Art wachgerufen werden. Der Autor verwendet für seine Lutheraner die dicksten Farben, welche „ein Pfaffenfeind“ aufzutragen pflegt. Sie sind nach ihm feist, heimtückisch, lüstern, kurz arge Gesellen.

Eigenthümlich ist es, in einem katholisirenden Romane der Sinnlichkeit so handgreifliche Farben verliehen zu sehen. Daß der Autor am Schlusse seines Buchs Schweden bedauert, weil es infolge des Lutherthums zu einer so indifferenten Macht herabgesunken, mag der Historiker mit ihm ausmachen. Spanien und Portugal waren recht katholisch und sind bedeutend mehr herabgekommen als das uns gar nicht unglücklich scheinende Schweden.

3. Krone und Kerker. Historischer Roman in fünf Büchern von Eduard Adolay. Zwei Bände. Berlin, Kogge u. Fritze. 1880. 8. 10 M.

In diesem Roman wird die mysteriöse Geschichte einer russischen Kronprätendentin in der Form eines effectvollen Sensationsromans erzählt. Wir gestehen gern zu, daß der Autor bedeutend mehr Talent besitzt, als die gewöhnlichen Schreiber solcher Romane mit Titeln wie der obige, allein das Werk kann trotzdem keinen Anspruch auf künstlerische Bedeutung machen. Es ist Leihbibliothekenfutter, wenn auch nicht von der schlechtesten Sorte. Sein Publikum wird der Autor finden, denn er erzählt spannend.

4. Romanhaft. Humoristische Erzählung von Otto Girndt. Berlin, Goldschmidt. 1880. 8. 3 M.

Diese Erzählung behandelt die Diatriben an einer kleinstädtischen Kunstakademie mit einer merkbaren Dosis Satire und verbindet damit eine fesselnde, von gut charakterisirten Figuren gehaltene Fabel. Wie aber der Autor zu der Bezeichnung „humoristisch“ kommt, ist uns unerfindlich. Die Geschichte ist so ernsthaft wie irgendeine andere und besitzt weder drastische Komik, noch viel weniger jenen höhern Humor, welcher das Ernste lächelnd wiedergibt.

5. Herz und Pflicht. Novelle von Franz Köhler. Berlin, Goldschmidt. 1880. 12. 50 Pf.

Dies ist eine zwar in dem Kerne ihrer Erfindung nicht mehr ganz originelle Erzählung, welche aber in ihrer guten Durchführung immerhin als beachtenswerthe Leistung bezeichnet werden darf.

6. Die Randschrift eines Königs. Historische Novelle von M. A. Riendorf. Berlin, Goldschmidt. 1880. 12. 50 Pf.

Hier wird die bekannte Geschichte des Lieutenants Katte in einer anekdotischen Form behandelt, welche aber deshalb als verunglückt zu bezeichnen ist, weil ein hochtragisches Motiv mit einem komischen verknüpft wird und das letztere den Ausschlag gibt.

Theodor von der Ammer.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Das Erstlingsdrama von Gustav Freytag, das seinerzeit mit einem Preise gekrönt wurde: „Kunz von der Rosen oder die Brautfahrt“, ist am wiener Burgtheater mit großem Erfolg in Scene gegangen. Das Stück behandelt die Brautfahrt Maximilian's I. in einer Reihe bunter und bewegter Scenen und Tableaux. Was der einheitlichen Wirkung des Stücks abgeht, kann durch eine glänzende Ausstattung und Darstellung ersetzt werden — und so geschah es am wiener Burgtheater. Auch sicherte der österreichische Patriotismus, der das Stück beseelt, demselben in Wien die beste Aufnahme; es ist im Grunde ein habsburgisches Familiendrama, wenn auch von echt deutschem Geiste durchweht.

— Das neue Lustspiel von L'Arronge: „Der Compagnon“, ist an mehrern Bühnen, am berliner Wallner-Theater, am hamburger Thaliatheater, in Leipzig und Frankfurt a. M., mit gutem Erfolg zur Aufführung gekommen. Es ist wieder eine Variante auf das Lieblingsthema des Autors, das Verhältniß der Aeltern zu den Kindern. Diesmal ist der Held ein allzu zärtlicher Vater, der durch seine liebevolle Aufdringlichkeit der Tochter und seinem Schwiegersohn, der zugleich sein Compagnon ist, zur Last fällt und durch eine schlichte Bürgersfrau belehrt wird, welche, um dem Glück ihrer Tochter nicht im Wege zu sein, die Stadt verläßt, in der sie bisher heimisch war. Solche Bühnenbekehrungen sind freilich wenig überzeugend; doch ist die Scene, wo die innere Umwandlung des Vaters vor sich geht, eine der originellsten des Stücks, das sonst dem Kenner des neuern Bühnenrepertoire zahlreiche Anklänge und bekannte Charaktere und Situationen bietet. Der Dialog hat ein paar glückliche komische Wendungen, ist aber in den meisten Scenen trivial und erinnert bisweilen an den Ton der berliner Posse.

— In Meiningen ist das Drama Ernst von Wildenbruch's: „Die Karolinger“, mit Erfolg zur Aufführung gekommen. Der Held des Stücks ist der Graf von Barcelona, eine Art von Majordomus, der dem jungen Karl, gegen den Willen der Familie und des Reichs, zur Königskrone verhilft und auf dem

Gipfel der Macht seinen Untergang findet: man rühmt die dramatisch knappe und kernhafte Sprache des Stücks.

— Ein Drama von Ernst Grua: „Die rothe und weiße Rose", das œuvre posthume eines Dichters, dessen Vater lange Jahre der berliner Hofbühne als beliebter Künstler angehörte, kam an diesem Theater mit schönem Erfolg zur Aufführung. Es ist ein Stück von poetischer Haltung, nicht nach der Schablone der jetzigen Bühnengemäßheit gemacht, aber allerdings mehr eine Mosaik als ein Drama von energischer Spannung.

— Bei dem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum, welches der dramatische Schriftsteller G. von Moser in Görlitz am 15. März feierte, brachten die Zeitungen ein Register der von ihm allein oder mit andern zusammen verfaßten Stücke, ein Register von 60 Nummern. Es sind dies: „Der Husar" (einactig); „Schach und matt" (einactig); „Er soll dein Herr sein" (einactig); „Ein moderner Barbar" (einactig); „Wie denken Sie über Rußland?" (einactig); „Ein nettes Jüngelchen" (einactig); „Jedem das Seine" (einactig); „Nur praktisch" (einactig); „Krieg und Frieden" (einactig); „Eine unglückliche Liebe" (einactig); „Splitter und Balken" (einactig); „Wie soll er heißen?", Gelegenheitsstück zur Taufe des Prinzen Wilhelm (einactig); „Wallner im Olymp zur Eröffnung der Wallner'schen Sommerbühne" (einactig); „Eine kranke Familie" (dreiactig); „Moses und die Propheten" (vieractig), in Gemeinschaft mit Drost geschrieben; „Aus Liebe zur Kunst" (einactig); „Ein Fall im Riesengebirge" (einactig); „Hypothekennoth" (einactig); „Die Novizen" (dreiactig); „Leiden junger Frauen" (einactig); „Kaudel's Gardinenpredigten" (einactig); „Stiftungsfest" (vieractig); „Der Elefant" (vieractig); „Wenn man Whist spielt" (einactig); „Wie denken Sie über Rumänien?" (einactig); „Verplefft" (einactig); „Eine kleine Mondfinsterniß" (einactig); „Reflexe" (einactig); „Der Schimmel" (einactig); „Die Versucherin" (einactig); „Der Hausarzt" (einactig: infolge einer Wette in einer einzigen Nacht erfunden und bis zu Ende dictirt); „Neumann" (einactig); „Die Raben" (dreiactig); „Der Sklave" (vieractig); „Mädchenschwüre" (vieractig); „Moritz Schnörche" (einactig); „Ich werde mir den Major einladen" (aus dem Französischen); „Registrator auf Reisen" (fünfactige Posse, in Gemeinschaft mit L'Arronge); „Vater Gorilla" (einactige Posse, mit L'Arronge); „Drei Monat nach Dato" (dreiactige Posse in Gemeinschaft mit Jacobson); „Ein vorsichtiger Mann" (dreiactig mit Jacobson); „Ultimo" (vieractig); „Veilchenfresser" (vieractig); „Hypochonder" (vieractig); „Hohe Schule" (vieractig, in Gemeinschaft mit Julius Rosen geschrieben); „Hektor" (einactig); „Ebbe und Flut" (einactig); „Eine Frau, die in Paris war" (vieractig); „Splitter und Balken" (einactig, zweites Stück dieses Titels); „Geld und Glück" (fünfactiges Volksstück); „Graf Racoczy. Harun al Raschid" (vieractig); „Kalte Seelen" (vieractig); „Der Bibliothekar" (vieractig); „Der Zugvogel" (vieractig, in Gemeinschaft mit Franz von Schönthan); „Krieg im Frieden" (vieractig, in Gemeinschaft mit Franz von Schönthan). Von diesen Stücken haben über hundert Aufführungen im Wallner-Theater erlebt: „Verplefft", „Registrator auf Reisen", „Drei Monate nach Dato", „Ultimo", „Veilchenfresser", „Hypochonder", „Krieg im Frieden". Diese Stücke tragen meistens das Gepräge glücklicher Improvisation und bester Laune; G. von Moser ist unser anspruchslosester und munterster Lustspieldichter. Bei seiner Jubiläumsfeier wurde er vom Herzog von Gotha zum Hofrath ernannt.

Bibliographie.

Abert, J., Schlaf und Traum bei Calderon. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 80 Pf.

Aus dem Leben der Großherzogin-Mutter Marie von Mecklenburg-Strelitz. Ein Erinnerungsblatt zum 21. Januar 1881. Neustrelitz, Barnewitz. Gr. 8. 75 Pf.

Bruckisch, R., Turnee-List. Dramatischer Scherz. Brieg, Bänder. Gr. 8. 1 M.

Chronik der Stadt Aarau. (Bis zum Jahre 1820.) Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 4 M.

Davis, A. J., Der Culturkampf und seine Wirkung auf die nächste Zukunft mit Zugrundelegung der „herannahenden Crisis". Für die Jetztzeit bearbeitet von G. von Langsdorff. Leipzig, W. Besser. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Die Rechte und der Beruf des Weibes. Ein Kapitel aus dem zweiten Band der großen Harmonie „Der Lehrer". Rechtmäßige vom Autor bewilligte deutsche Uebersetzung herausgegeben von W. Besser. Leipzig, W. Besser. 8. 20 Pf.

Rumänische Dichtungen. Deutsch von Carmen Sylva (Fürstin Elisabeth von Rumänien). Herausgegeben und mit weiteren Beiträgen versehen von Mite Kremnitz. Leipzig, Friedrich. 12. 4 M.

Dorer, E., Cervantes und seine Werke nach deutschen Urteilen. Mit einem Anhang: Die Cervantes-Bibliographie. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 5 M.

Drachmann, H., Strand-Novellen. Aus dem Dänischen übersetzt von E. von Engelhardt. Vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Leipzig, Friedrich. 8. 4 M.

Dühring, E., Die Ueberschätzung Lessing's und dessen Anwaltschaft für die Juden. Karlsruhe, Reuther. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Dyherrn, G. Freih. v., Aus klarem Born. Gedichte. Freiburg i. Br., Kiepert. 8. 1 M. 20 Pf.

Franzos, K. E., Stille Geschichten. Dresden, Minden. 8. 5 M.

Friedmann, A., Don Juan's letztes Liebesabenteuer. Drama. Leipzig, Reissner. 16. 2 M.

Friedrich, F., Ausgesöhnt. Berlin, Goldschmidt. 8. 50 Pf.

Girndt, O., Ein heimliches Verhältniß. Humoristische Erzählung. Berlin, Goldschmidt. 8. 50 Pf.

Hafner, T., D'r Hebel in Ulm. Hebel's lyrische Gedichte aus der alemannischen in die Ulmer Mundart übertragen. Ulm, Nübling. 8. 40 Pf.

Hamel, R., Mittheilungen aus Briefen der Jahre 1748—63 an Vincenz Bernhard von Tscharner. Rostock, Meyer. Gr. 8. 2 M.

Hansen, H. v., Zwei Kriegsjahre. Erinnerungen eines alten Soldaten an den Feldzug der Russen gegen die Türkei 1828 und den polnischen Aufstand 1831. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 8 M.

Haeweck-Waldstedt, G. M., Dem Kaiser Heil! Festspiel. Berlin, H. R. Mecklenburg. 12. 25 Pf.

Hutier, C. v., Ernst und heiter. Kleine Erzählungen aus dem Leben. Sangerhausen, Schneider. 1879. 8. 1 M.

Jókai, M., Zweimal sterben. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Kleinpaul, R., Kreuzigel ihn! Welsche Reiseabenteuer, nach den Papieren eines Verstorbenen herausgegeben. Leipzig, Friedrich. 8. 6 M.

Das Landes-Zeughaus in Graz. Herausgegeben von der Vorstehung des Münzen- und Antiken-Cabinetes am St. L. Joanneum. Leipzig, Brockhaus. Imp.-4. 60 M.

Lartey, E., Gastmahl der Verwaltungsräthe. (Properz in Paris. — Altenglische Sitten und mosaische Geologie. — Die Handbibliothek eines aufgeklärten Junkers.) 1ste Lfg. Budapest, Lauffer. 1880. Gr. 8. 2 M.

Lessings Vermächtniß. Reichenbach i. Schl., Hoefer. Gr. 8. 80 Pf.

Linhael, Elise, Zweimal vermählt und andere Erzählungen. Mit einer biographischen Skizze von Helene Stökl (Schwester der Verfasserin). 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 10 M.

Malm, J. J., Die Oberpahlsche Freundschaft. Ein Gedicht in deutsch-estnischer Mundart. Mit einer linguistisch- und literar-historischen Einleitung zum ersten Male herausgegeben von P. Th. Falck. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Mantels, W., Beiträge zur lübisch-hansischen Geschichte. Ausgewählte historische Arbeiten. Jena, Fischer. Gr. 8. 8 M.

Möser, A., Schauen und Schaffen. Neue Gedichte. Stuttgart, Levy u. Müller. 8. 3 M. 60 Pf.

Norden, E., Die Macht der Verhältnisse. Roman. Freiburg i. Br., Kiepert. 8. 2 M.

Oettingen, A. v., Obligatorische und fakultative Civilehe nach den Ergebnissen der Moralstatistik. Ein Wort zum Frieden. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M.

Rättig, H., G. E. Lessing's Bedeutung für unsere Zeit. Vortrag. Torgau, Jacob. Gr. 8. 20 Pf.

Die neue deutsche Rechtschreibung und die Nothwendigkeit ihrer Verbesserung. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 80 Pf.

Romagnoli's, A., Apotheose Victor Emanuel's II. Terzinen. Im Versmaße des Originals ins Deutsche übertragen von E. Suter und Th. Abenheim. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 1 M.

Sacher-Masoch, Neue Judengeschichten. Leipzig, Morgenstern. 8. 4 M.

Sanders, D., Die beiden Apostel. Ein Schwank von Hans Sachs dem Jüngern. Zürich, Verlags-Magazin. 12. 30 Pf.

Schell, F. J., Grundzüge einer vernunftgemäßen Religionslehre. 1ster Thl. — A. u. d. T.: Grundzüge einer vernunftgemäßen Auffassung des Christenthums, wodurch dasselbe dereinst Weltreligion werden kann. Alzey, Ackermann. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Schlegel, T., Die Opfernacht. Ein episches Gedicht aus der wendischen Sage. Hamburg, J. F. Richter. 12. 2 M.

Schneider, H., Die Klavierstimmer. Lustspiel. Glauchau, Hobeda. Gr. 8. 1 M.

Shakespeare, Der Kaufmann von Venedig. Für die Darstellung eingerichtet von E. Possart. München, A. Ackermann. 8. 2 M.

Sperber-Niborski, L., Krieg mit Rußland! 1ster Thl. Löbau Westpr., Skrzeczek. Gr. 8. 75 Pf.

Tolstoi, Graf A., und N. Nekrassow, Dichtungen. Eine Auswahl, in deutscher Uebertragung mit Beifügung des russischen Textes von Jessen (L. von Osten). St. Petersburg, Röttger. Gr. 8. 6 M.

Wächter, O. v., Carl Georg von Wächter. Leben eines deutschen Juristen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 14. — 1. April 1881.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Oskar Meding's Memoiren.

Memoiren zur Zeitgeschichte. Von Oskar Meding (Gregor Samarow). Erste Abtheilung: Vor dem Sturm. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 6 M.

Selten hat wol ein Buch in allen politischen Kreisen Hannovers und vielleicht auch in dem übrigen Deutschland ein so großes Aufsehen gemacht wie das vorliegende, welches in der überaus gewandten Weise des Verfassers das Bild einer deutschen Kleinstaaterei entrollt, wie es kaum trauriger und kläglicher erdacht werden könnte.

Daß unter dem Regimente des Königs Ernst August durch den gewaltsamen Bruch des Staatsgrundgesetzes 1837 der Rechtszustand und das Rechtsbewußtsein des hannoverischen Volksstammes einerseits ebenso heftig erschüttert wie andererseits gekräftigt wurde, ist bekannt und erklärt den fortgesetzten Widerstand aller gebildeten und unabhängigen Männer gegen die absolutistischen Gelüste der welfischen Dynastie, die zu ihrem Unglück später durch einen Regenten repräsentirt wurde, dem das mangelnde Augenlicht ein unausgesetztes Mistrauen gegen seine Umgebung einflößte, nicht aber zur bescheidenen Selbsterkenntniß führte, sondern ihn vielmehr zum Spielball aller Streber machte, die es geschickt verstanden, seine Selbstüberschätzung und seine anerzogenen feudalen Grundanschauungen zu ihren Zwecken auszunutzen. Hätte der blinde König auf seinem durch den Umsturz des Staatsgrundgesetzes erst für ihn möglich gewordenen Thron nur Einen uneigennützigen Freund gehabt, der mit verständnißvollem Blicke und rücksichtslosem Freimuth ihn durch Dinge und Menschen geführt und zur Zurückhaltung des eigenen, so oft seltsamen Urtheils gedrängt hätte, wahrscheinlich wäre der Sturm des Jahres 1866 ohne das Härteste, was gerade diesen Mann treffen mußte, vorübergegangen. Nicht allein war der Unfriede im eigenen Lande genährt und die besten Köpfe zu den Gegnern der Regierung getrieben, der Hofadel misgestimmt über die Bevorzugung mancherlei künstlerischer Persönlichkeiten, die Bureaukratie unwillig, für die Ehre der an der Spitze der Verwaltung stehenden Junker arbeiten zu müssen, sondern es wurde von oben her die alte Abneigung gegen den mächtigen Nachbar Preußen derart geschürt und gefördert, daß Bismarck die Ueberzeugung gewann, die welfischen Herrscher würden mitten im Herzen des preußischen Landes stets gefährliche Bundesgenossen sein und bleiben. Es ist uns nicht zweifelhaft, daß die Intervention Napoleon's zu Nikolsburg, welche verlangte, Preußen solle sich entweder auf die Annexion Hannovers, oder auf die Sachsens, oder auf die Verkleinerung beider Königreiche beschränken, widrigenfalls eine französische Kriegserklärung erfolge, sehr bald dahin führte, daß die erste Alternative acceptirt wurde, so schwer es dem siegreichen König gewesen sein soll, sich solche Vorschriften gefallen zu lassen. Indessen heute wird niemand an der Weisheit der Bismarck'schen Wahl mehr zweifeln, wenn man die Hartnäckigkeit und die feindlichen Gesinnungen der entthronten Welfen bis auf den heutigen Tag aufmerksam verfolgt. Unzweifelhaft würde der König Georg im andern Falle jeden Augenblick benutzt haben, um sich von der verhaßten Unterordnung unter die nunmehrige Kaiserdynastie der Hohenzollern loszusagen, wenn die Umstände günstig für ihn sich gestalteten.

Diese Anschauungen bestätigen sich selbst in dem vorliegenden Buche, trotzdem der Verfasser sich unausgesetzt bemüht, nachzuweisen, daß seine Thätigkeit den Zweck verfolgt habe, zwischen den beiden nahe verwandten

Fürstengeschlechtern ein erträgliches und freundliches Verhältniß anzubahnen. Daß dies nicht gelang und von den leitenden Persönlichkeiten die Tendenzen der stets unzuverlässigen österreichischen Politik bei dem blinden König mit Erfolg befürwortet wurden, läßt sich leicht zwischen den Zeilen herauslesen, wenn es nicht ohnehin schon längst aus den verschiedensten Aufzeichnungen des Convertiten O. Klopp und andern öffentlichen Actenstücken genugsam bekannt wäre. Meding hat nach seinen „Memoiren" eine ungleich wichtigere Stellung beim König Georg eingenommen, als es von irgendjemand geahnt worden ist, und dies wird auch heute noch von Leuten, die es wissen müßten, scharf bestritten. Nicht zu verschweigen ist, macht aber dem Verfasser Ehre, daß er sich mit großem Geschick bemüht, den ganzen Charakter seines hohen Wohlthäters in das rosigste Licht zu bringen und ihm eine Menge guter Eigenschaften zuzuschreiben, die freilich von unbefangenen Beurtheilern ganz anders aufgefaßt und beurtheilt werden. Wir zweifeln sogar nicht, daß der mit den Verhältnissen des vormaligen hannoverischen Hofs Unbekannte oder durch Parteiinteresse Verblendete in der Darstellung des Königs eine innere Befriedigung empfinden und der Feder des Verfassers um so größere Anerkennung aussprechen wird, je weniger bis dahin die historischen Darlegungen übereinstimmen. Wir erkennen sogar das hier gelieferte Bild des Königs, der Königin, des Hofs und der maßgebenden Personen, wie der Grafen Platen und Borries, des Generalpolizeidirectors Dr. Wermuth u. a., als ein stilistisches Meisterwerk an, das es verstanden hat, die Lichtseiten mit dem wohlwollendsten Dankbarkeitsgefühl auszumalen und die Schattenseiten nur in versteckter und zartester Weise anzudeuten, wodurch der Verfasser in der That für sich eine historische Unterlage hergestellt hat, die aber freilich der objectiven Wahrheit nicht selten ermangelt.

Diese Kunst, Dichtung und Wahrheit zu vermengen, zieht sich wie ein rother Faden durch das ganze Werk, und es erschiene angezeigt, daß die beiden Elemente fortlaufend von sachkundiger Hand gesondert würden, wenn nicht einestheils der Leserkreis für derartige Berichtigungen zu klein, anderntheils aber die Thatsachen selbst bereits früher in andern Aufsätzen*) hinsichtlich vieler Persönlichkeiten richtig gestellt wären. Indessen müssen wir doch dagegen Verwahrung einlegen, wenn man versucht wäre, in diesem Buche mehr finden zu wollen als die subjectiven Anschauungen eines Mannes, der für seine Partei aus dem, wobei er mitgewirkt, von seinem einseitigen Standpunkte aus Geschichte zu machen bemüht war, dessen Mittheilungen als Thatsachen mit Vorsicht aufzunehmen und dessen Schlußfolgerungen daraus ex post alles Mögliche zu rechtfertigen versuchen. Wie Meding den König lobt und hinterher das Lob einschränkt, davon nur ein Beispiel. Er sagt:

Seine Blindheit hatte ihn auch nicht das Vertrauen zu den Menschen im allgemeinen verlieren lassen; im Gegentheil er war stets geneigt, von jedem das Beste zu glauben, Fehler mild zu beurtheilen und zu verzeihen; nur in allen Regierungsangelegenheiten, in allen Staatsgeschäften machte ihn seine Blindheit wol noch mistrauischer, noch eifersüchtiger auf seine Autorität, als er es sonst wol ohnehin schon gewesen wäre. Denn seine Autorität und seine königliche Würde waren für ihn Glaubensartikel u. s. w. Ganz besonders mistrauisch war er gegen seine Minister, selbst wenn er dieselben persönlich schätzte und liebte.

Da aber bekanntermaßen der König sich in alle Staatsangelegenheiten bis zur Anstellung in den unbedeutendsten Stellungen mischte, überall Zuträger und Streber gern anhörte, so hatten die Leute unzweifelhaft recht, daß sie ihn für durch und durch mistrauisch hielten. Ohne Rücksicht auf geleistete Dienste warf er seine treuesten und eifrigsten Beamten zur Seite, sobald er sie für seine Zwecke ausgenutzt hatte, und Ministerwechsel waren daher an der Tagesordnung. Dabei ging er niemals gerade aus mit seinen Absichten, sondern täuschte wohlüberlegt selbst diejenigen, welche berufen waren, das höchste Vertrauen in Anspruch zu nehmen: ein Verfahren, das wir hier nicht mit dem im Leben üblichen Ausdruck bezeichnen mögen. Daß er „kein Verständniß für den Parlamentarismus hatte, die Verfassung ihm ein ebenso rechtsgültiges, aber auch ebenso abänderungsfähiges Gesetz wie jedes andere war", gibt Meding zu, und es erklärt sich daraus, daß er ohne Gewissenspein die Verfassung, die er zweimal unverbrüchlich zu halten gelobte, umstieß und alle Proteste dagegen unbeachtet ließ, die Personen, welche sich ihm nicht willfährig bewiesen, in kleinlichster Weise verfolgte und schädigte, wo er nur konnte. Dies alles läßt sich in der Meding'schen glatten Schilderung wol herausfinden, wenn man sich nur die Mühe gibt, aus der Menge kleiner liebenswürdiger Züge diese verschämte Kritik herauszusuchen.

Wir sind nicht zweifelhaft, daß selbst die schöngefärbten Charakteristiken Meding's genügen, das historische Urtheil über den Mangel an Rechtsgefühl, Wahrheitsliebe und Gerechtigkeitssinn bei dem König zu vervollständigen, wenn dies auch vielleicht nicht beabsichtigt ist.

Höchst ergötzlich sind übrigens die Schilderungen der gegenseitigen Intriguen zwischen den Ministern, die angebliche Abneigung des althannoverischen Adels gegen den, „voll hochmüthigen Stolzes" auf seinen Namen, österreichisch gesinnten Grafen Platen-Hallermund, der wiederum von dem dänenfreundlichen Staatsrath Zimmermann geleitet wurde, während dieser fortwährend dem einflußreichen Generalpolizeidirector Wermuth Concurrenz zu machen sich abmühte. Letzterer „war unausgesetzt thätig, um dem Minister Borries und dem König Bericht zu erstatten und Maßregeln vorzuschlagen; oft aber hatte man die Empfindung, daß diese eifrige, fieberhafte Thätigkeit keinen Zweck außer sich selbst habe". Mit letzterer Bemerkung hat Meding sehr recht; zu damaliger Zeit gehörte es zu den Erfordernissen eines guten Polizeimannes, überall Verschwörungen zu wittern, ab und zu Haussuchungen zu halten, Briefe mit Beschlag zu belegen, die Presse zu verwarnen, um den König von der Unentbehrlichkeit der Polizeiwirthschaft zu überzeugen.

*) Vgl. „Hannovers letzte Tage 1864—66" in „Unsere Zeit", Neue Folge, III, 1, 721.

Nach dieser Richtung leistete Wermuth Unglaubliches, und da er selbstverständlich nichts von Erheblichkeit entdecken konnte, richtete er seine polizeiliche Wachsamkeit ganz besonders auf den Nationalverein und seine Mitglieder, unter denen von Bennigsen, Planck, Miquel u. a. die Hauptpersonen waren, die einer polizeilichen Controle unterstellt wurden, was aber ihre Bedeutung im Volke gerade erheblich steigerte.

Damals schrieb Meding eine Flugschrift gegen von Bennigsen, dessen Inhalt im wesentlichen in dem vorliegenden Buche leider reproducirt ist, und die wiederum zeigt, daß niemand über seinen Schatten hinauskann. Denn obwol die damalige anonyme Kritik amtlich allgemein verbreitet wurde, so stieg das Ansehen von Bennigsen's in gleichem Maße, zumal die Gegenschrift von Frau Raven: „Herr von Bennigsen und der Nationalverein", alle versuchten Angriffe erfolgreich zurückwies. Seit jener Zeit ist die staatsmännische Bedeutung des Herrn von Bennigsen über die engen Grenzen Hannovers allerseits in ganz Deutschland und weiterhin genugsam anerkannt, sodaß es einer Widerlegung der Meding'schen Nörgeleien an dieser Stelle nicht mehr bedürfen wird; nur der Behauptung müssen wir widersprechen, daß „von Bennigsen durch unbefriedigten Ehrgeiz in die Opposition gedrängt" worden sei, weil „seine bedeutenden Fähigkeiten im Staatsdienst nicht die Anerkennung gefunden hätten, die er wünschte und reich verdiente". Von Bennigsen, aus einer alten hannoverischen Adelsfamilie, war damals noch jung, hatte ohne Unterbrechung die juristische Laufbahn verfolgt, war der Staatsanwaltschaft zugetheilt, und hätte rasch alle Stufen durcheilt, die ihm der kleine Staat zu bieten im Stande war, wenn er nur seine schon auf der Universität documentirten liberalen Grundsätze mehr in sich verschlossen hätte, denn unter vier Augen wollten damals fast alle hannoverischen Beamten liberal sein. Als aber von Bennigsen in die zweite hannoverische Kammer gewählt war, versagte man ihm, verblendet, den Urlaub, worauf er seine richterliche Stelle sofort niederlegte: ein Schritt, der ihm für seine Zukunft den Staatsdienst abschnitt, den Zutritt bei Hofe unmöglich machte und ihn in Gegensatz mit seinen Standesgenossen brachte, die gewohnt waren, sich in der Hof- und Staatssonne zu wärmen und sich dadurch Macht, Einfluß und Pfründen zu verschaffen verstanden. Dadurch aber erwarb sich von Bennigsen den Ruf eines unerschütterlichen und selbstlosen überzeugungstreuen Charakters, den er sich trotz vieler Angriffe seiner politischen Gegner rein erhalten hat und den unumwunden jetzt anzuerkennen sich leider Meding hat entgehen lassen. Daß er Miquel „an tiefem und feinem Geist, an juristischem Scharfsinn und an positiver Schöpfungskraft" über von Bennigsen hervorragen läßt, ist ein Urtheil, das wir hier ganz dahingestellt sein lassen; persönlich theilen wir es nicht.

Daß die ausführlich erörterte Thätigkeit Meding's, eine conservative Presse in Hannover und Deutschland zu gründen und zu verbreiten, von irgendwelchen nennenswerthen Erfolgen gekrönt gewesen wäre, behauptet er selbst nicht; die von der Regierung abhängigen kleinen Blätter wurden durch Ueberweisung von staatlichen Druckarbeiten an deren Besitzer zwar für Aufnahme seiner Correspondenzen gewonnen, in der öffentlichen Meinung ward aber nichts damit erreicht. Das Publikum erkannte den Vogel gar bald an seinen Federn, las andere Blätter desto freudiger und beharrte in seiner Opposition gegen das Willkürregiment, das, im Bunde mit dem feudalen Adel in der ersten Kammer und mit Hülfe der protegirten lutherischen Orthodoxie und der katholischen Ultramontanen geübt, in immer weitern Kreisen immer misliebiger wurde. Die bei dieser Arbeit Meding zutheil gewordene Hülfe durch den Exminister Bacmeister charakterisirt seine vollständig reactionäre Thätigkeit für alle die, welche das Wirken Bacmeister's kennen und sich durch das überschwengliche Lob des Verfassers nicht beirren lassen; alles, was dieser schlaue Herr verfaßte und vertheidigte, war bei den ehrlichen Politikern von vornherein gerichtet; wir können also diesen Theil der Memoiren übergehen. Für diejenigen aber, welche es interessirt, wie man öffentliche Meinung hinter den Coulissen zu machen pflegt, gibt dies Kapitel lehrreiches, wenn auch abschreckendes Material in Hülle und Fülle.

Inwieweit die geheimen diplomatischen Sendungen, die dabei verhandelten Pläne bezüglich der Bundeskriegsverfassung, die Einmischungen und Rathschläge Napoleon's für deutsche Verhältnisse, die Unterhaltungen des Königs mit Napoleon und dem Prinzregenten, die unzuverlässigen Versprechungen Oesterreichs, die kleinlichen Anschauungen der mittelstaatlichen Minister, kurz wie und ob das Elend der damaligen deutschen Zerfahrenheit und Eifersüchtelei richtig erzählt ist, vermögen wir nicht zu entscheiden; vielleicht ist man aber an andern Stellen geneigt, das eine oder das andere zu bestätigen oder richtig zu stellen. Nur das eine ist ersichtlich, daß trotz des Eifers des Königs Georg Ersprießliches nicht erreicht wurde. Wir glauben es daher gern, wenn Meding sagt: „Ich kehrte nach Hannover zurück, reicher um eine große Enttäuschung, zugleich aber auch um einen lehrreichen Blick in die tiefe Zerfahrenheit der deutschen Zustände!" Wenn dann Meding den Dr. O. Klopp trotz seiner „sensitiven persönlichen Eitelkeit", trotz des „Fehlens allgemeiner Vorbildung" und „Mangels der Kenntniß fremder Sprachen" zum Referenten im Hausministerium mit dem Titel Archivrath dem Könige empfahl, wiewol er ferner wußte, daß derselbe in engen Verbindungen mit dem österreichischen Gesandten und Windthorst stand, so fehlt uns dafür ebenso das Verständniß, wie für die Anerkennung, die er dem „im Essen und Trinken das Unglaublichste leistenden" Professor Pernice zutheil werden läßt.

Daß der Staatsminister Dr. von Malortie stets der entschiedenen und aufrichtigen Ueberzeugung war, Hannover müsse gar keine Politik machen, sondern immer mit Preußen

gehen, um in ruhiger Sicherheit allen Eventualitäten der Zukunft entgegengehen zu können, wie S. 209 behauptet wird, beweist, daß auch diese Autorität auf den sich selbst überschätzenden König keinen Einfluß übte, obwol derselbe bei seinem Vater Ernst August eine gewichtige Persönlichkeit gewesen war. Wir übergehen die Menge höchst pikanter Streiflichter, welche der Verfasser auf mehr oder weniger einflußreiche Personen, wie die Prinzen Solms, Hofrath Wedel, von Bar, von Brandes, von Hedemann, Naturarzt Lampe u. a., fallen läßt, in der Ueberzeugung, daß der reiche Inhalt dieser gewandten Plaudereien in allen gebildeten Kreisen Interesse erwecken wird. Die einen werden sich grimmig dazu verhalten, die andern ungläubig, wieder andere alles für Wahrheit nehmen, aber alle das Buch mit der Ueberzeugung aus der Hand legen, wie glücklich wir uns schätzen können, daß endlich eine gewaltige Hand die Führung im deutschen Vaterlande übernommen hat. Daß die gegenwärtigen Lenker der kleinen Staaten aus den hannoverischen und kurhessischen Zuständen, welche letztern gleichfalls scharf gestreift werden, sich die sachgemäßen Lehren ziehen und sich die Malortie'schen Grundsätze aneignen möchten, müßte man zwar wünschen, wenn es auch ab und an jetzt noch immer nicht so scheint. Schließen sie sich nicht offen und ehrlich an das Reich an, dann müssen sie ihm unterliegen, ohne sich mit Recht beklagen zu können.

Ehe wir jedoch unsere Besprechung schließen, citiren wir noch eine Aeußerung des Königs über den jetzt vielfach im Vordergrunde stehenden Windthorst:

> Wenn Windthorst mein Minister ist, so kommt es mir vor, als ob ich mich auf einem Schiffe befände, an dessen Mast meine Flagge weht und das den Curs hält, den ich fahren will; ich lege mich einen Augenblick nieder und schlafe ein, und wenn ich nachher wieder auf das Verdeck komme, so sehe ich eine fremde Flagge und das Schiff fährt einen andern Curs.

Trotz dieses Ausspruchs machte der König ihn zweimal zu seinem Minister und berief ihn jedesmal zum Rathgeber, wenn für ihn irgendwelche Schwierigkeiten zu beseitigen waren. Neu wird es vielleicht manchem sein, daß der Exminister Windthorst, wenn er nach Hannover kam, „polizeilich überwacht" wurde. Endlich stellen wir aus eigener Wahrnehmung und aus genauer Kenntniß der damaligen Stimmen in der Presse in Abrede, daß das letzte Ministerium „im ganzen einen allseitig günstigen Eindruck" gemacht habe: das Gegentheil war der Fall und die Meinung feststehend, daß absolut andere geeignete Personen nicht zu finden gewesen seien. Daß solche Minister die Katastrophe von 1866 nicht ahnten, wenigstens nichts thaten, sie abzuwenden, obendrein sie nicht einmal würdig zu bestehen vermochten, spricht mehr als alles übrige gegen diese Behauptung des Verfassers.

Daß wir übrigens mit Spannung der Fortsetzung seiner „Memoiren" entgegensehen, brauchen wir wol kaum noch hinzuzufügen.

Aus den beiden classischen Perioden der deutschen Literatur.

Zunächst haben wir eine neue Uebersetzung des Nibelungenliedes zu begrüßen:

1. Das Nibelungenlied, übersetzt von L. Freytag. Berlin, Friedberg u. Mode. 1879. Gr. 8. 4 M.

Der neue Uebersetzer führt sich in dem Vorworte selbst ein als Uebertrager der „Frithjofssage", der „Nachtmahlskinder", der „Lady of the Lake" und des „Manfred" und beansprucht, eine neuhochdeutsche Nachdichtung des mittelhochdeutschen Textes, nicht aber eine Interlinearversion, eine Umgießung des alten Stoffes in die neue Form, nicht aber eine mechanische Copie gegeben zu haben. Er fürchtet, manchem seiner Leser zu frei verfahren zu sein, wenn er etwa den Vers „Ez troumde Kriemhilde in tugenden der si pflac" nicht übersetzt habe: „Es träumte Kriemhilden in Tugenden der sie pflag"; auf diese schöne Wörtlichkeit habe er gern verzichtet. Und so lautet denn die erste (davon sogleich!) Strophe bei ihm:

Es träumte Kriemhilden in jungfräulicher Zucht,
Sie hege einen Falken in langer Tage Flucht,
Den vor ihren Augen zerriß ein Adlerpaar.
In dieser Welt ward ihr solches Leid nie offenbar.

Wenn er mit obiger Bemerkung auf die Simrock'sche Uebersetzung stichelt, die mir augenblicklich nicht zur Hand ist, so ist ihm wol zuzugeben, daß Simrock sich gar zu sehr von der Fassung des Originals hat beeinflussen lassen; doch sind mir nicht alle eigenen Umarbeitungen der Simrock'schen Uebersetzung bekannt. Nach meinem Geschmacke thut auch der neue Uebersetzer in dieser Hinsicht noch zu wenig. Denn abgesehen davon, daß er veraltete Worte, wie „Brünne" für Panzer, beibehält, was sich rechtfertigen läßt, behält er die Nibelungenstrophe in ihrer alten, uns unverständlich gewordenen Form bei. Ja er äußert sich in den Anmerkungen:

> Durch die Fähigkeit, die Senkungen auszulassen, gewinnt der Nibelungenvers dieselbe Beweglichkeit und Mannichfaltigkeit, die dem griechischen Hexameter, dem altlateinischen saturnischen Vers und der (zu lesen: dem) altindischen Sloka eigen war. Der sogenannten modernen Nibelungenstrophe (z. B. „Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und hehr", „Ist denn im Schwabenlande verschollen aller Sang") mit ihrem regelmäßigen Abwechseln von Hebungen und Senkungen fehlen alle diese Vorzüge, und es ist ein Glück, daß durch den Vorangang einzelner neuerer Dichter unsere mittelhochdeutsche Heldenstrophe wieder bei uns heimisch geworden ist.

Daß die alte Nibelungenstrophe wieder bei uns heimisch geworden sei, ja daß sie es jemals wieder werden könne, leugne ich dem Uebersetzer geradezu ab. So vor-

trefflich diese Strophe zu ihrer Zeit war, so wenig taugt sie für unsere neudeutschen Ohren. Unsere neudeutsche Sprache verlangt ganz entschieden einen regelmäßigen Wechsel von Hebungen und Senkungen; ihr anderes zumuthen, heißt ihr Gewalt anthun. Lange genug hat unsere arme Muttersprache sich in ihrer Rhythmik die sonderbarsten Verrenkungen (man denke nur an die Klopstock'schen Versmaße!) gefallen lassen müssen; angehende Dichterlinge, die auf dem Gymnasium ihr bischen Horazische Metrik nicht umsonst wollten gelernt haben, haben sie in die Zwangsjacke antiker Rhythmik gesteckt, und die Schar der Uebersetzer hat sie erst recht zum Tummelplatz aller möglichen undeutschen Formen gemacht. Als bleibenden Gewinn rechne ich von diesen exotischen Formen nur das Sonett, die Terzine, die Octave und das Ghasel. Die Octave wäre es, aber mit Wieland'scher Freiheit behandelt, die ich einem neudeutschen Epiker oder Uebersetzer älterer Epen vorschlagen würde. Denn was hilft es, daß der Uebersetzer die Worte verdeutscht, wenn diese Worte mit einem ungewohnten Klang in unser Ohr tönen? Oder, da unser Uebersetzer auch die „Frithjofsage" übertragen hat und außerdem ein leidenschaftlicher Lachmannianer ist, so hätte ich noch einen andern Vorschlag für ihn: Tegnér fühlte sehr richtig, daß unser Publikum nicht mehr die Geduld hat, ein längeres Epos, das in demselben Versmaße verläuft, zu lesen oder gar anzuhören; er löste also seinen Stoff in einen Cyklus von einzelnen Balladen auf, gab jeder einen besondern Rhythmus und damit einen besondern Ton, und erzielte so eine reizende Mannichfaltigkeit, die vor Ermüdung schützt. Früher war es mein Lieblingsgedanke, einmal das indische Heldengedicht „Ramayana" auf diese Weise zu übersetzen, wo sich dann das speciell Indische, nicht rein Menschliche und darum nicht allgemein Anziehende von selbst ausgeschieden haben würde. Welche Freude müßte es aber erst, so denke ich mir, für einen eingefleischten Lachmannianer sein, als welchen sich L. Freytag mit Stolz zu erkennen gibt, der ja dadurch Gelegenheit erhielte, die berühmten 20 Lieder, aus denen das Nibelungenlied zusammengeschweißt ist, so ganz „reinlich und zweifelsohne", jedes in seiner Besonderheit und epischen Eigenthümlichkeit hinzustellen! Ich wiederhole: die Nibelungenstrophe mit ihren fehlenden Senkungen klingt unsern Ohren ebenso fremd, wie der Sloka oder der Hexameter, die Freytag allerdings ganz mit Recht vortreffliche Versmaße nennt — für ihre Zeit und an ihrem Ort, und ihre Einführung oder Beibehaltung in der neuern Literatur ist ebenso vom Uebel, wie die Beibehaltung des Sloka und des Hexameters; die deutsche Literatur darf nicht länger ein Urwald sein, in dem alle diese Klänge aus den verschiedensten Völkern und Jahrhunderten mistönig widerhallen.

Seinen kritischen Standpunkt auf der Seite Lachmann's gibt Freytag mit den Worten kund:

Lachmann's Text (die Handschrift A) hat 2316 Strophen; aber die von ihm als unecht nachgewiesenen (725 an der Zahl), die jedem unbefangenen Leser nur die reine Freude an der Schönheit der einzelnen Lieder verbittern würden, habe ich beiseite gelassen, sodaß meine Nachdichtung fast 1600 Strophen zählt.

So kommt es denn, daß seine Uebersetzung auch nicht mit dem, trotz Lachmann, schon so bekannt gewordenen „Uns ist in alten Mären" anfängt.

Er gibt uns dann eine sehr dankenswerthe Einleitung, in der er die Entstehung der zu Grunde liegenden Sage aus den verschiedenen ältern Aufzeichnungen, deren Inhalt mitgetheilt wird, entwickelt. Er legt dabei das Hauptgewicht, wie dies neuerdings immer mehr Sitte wird (früher ging man in der Aufsuchung der historischen Grundlagen zu weit), auf die mythischen Grundideen, worüber ich mit dem Verfasser zu rechten nicht berufen bin, wenn es mir auch scheinen will, als höre man bisweilen in dieser Hinsicht das Gras wachsen. Das Historische findet in folgender kurzen und lichtvollen Darstellung seine Abfertigung:

Im 4. Jahrhundert finden wir die ripuarischen Franken, die eigentlichen Träger dieses Sagenkreises, in Westfalen; gegen die Mitte des 5. Jahrhunderts überschreiten sie den Rhein und werden vom Aëtius im Besitz des selbsterworbenen, bisher römischen Eigenthums anerkannt. Um dieselbe Zeit drängen die Burgunden, die bis dahin am obern Main gesessen, ebenfalls gegen den Rhein vor unter ihrem Könige Gundahari (Gundikari), und der kluge Aëtius, die letzte Säule des sinkenden Rom, gönnt ihnen den Besitz der Gegend von Speier, Worms und Mainz, um durch ihre Freundschaft dem Nachrücken weiterer germanischer Stämme einen Riegel vorzuschieben. Aber während die ripuarischen Franken ruhig und unangefochten in ihrem neuen Besitze verharren, ist die Freundschaft der Römer und Burgunden nicht langlebig: König Gundahari benutzt die Verlegenheiten Roms, um sich auf der linken Rheinseite weiter auszubreiten. Aëtius hat das Glück, ihn zurückzuschlagen, gibt ihm aber freiwillig Frieden, weil er selbst die Westgothen abwehren muß. Doch diesen Frieden genießen die Burgunden nicht lange: bald erhebt sich neuer Zwist, und in einer großen Schlacht wird das Königshaus des Gundahari durch hunnische Hülfstruppen vernichtet: dem Aëtius sind diese geschickt worden durch den Vater des berühmten Hunnenkönigs, den wir nur unter dem ihm von seinen germanischen Unterthanen verliehenen Namen Attila (Atli, Etzel) kennen. Diese burgundische Niederlage fällt ins Jahr 437. Es ist begreiflich, daß dieses schwere Misgeschick der Burgunden, zusammen mit dem spätern tragischen Schicksal ihres Reichs, auf ihre unmittelbaren Grenznachbarn, die ripuarischen Franken, eines mächtigen Eindrucks nicht verfehlen konnte: so knüpften diese Franken ihren alten Nationalmythus von Sigfrid an den Fall des burgundischen Königshauses an, und so flossen die ursprünglich ganz heterogenen Elemente der Geschichte und des Mythus ebenso ineinander, wie andererseits durch dieselbe Veranlassung, durch die politische Intervention der sogenannten Hunnen (Hunen), die Nibelungensage mit der hunnisch-gothischen Sage in Verbindung gesetzt wurde.

Daß diese letztere, die hunnisch-gothische Sage, nachweisbar mehr auf geschichtlicher Grundlage ruht als die Siegfried-Sage, scheint ihm einigermaßen unbequem zu sein; er bemüht sich auch, sie möglichst zu mythisiren, und scheint mir darin, wie gesagt, zu weit zu gehen. So, wenn er S. XXXVIII den geschichtlichen Attila in dem Etzel des Nibelungenliedes nicht wiedererkennen will:

Der sogenannte Attila der Geschichte, der Todfeind der Germanen wie der Romanen, der auf den catalaunischen Feldern namentlich durch germanische Kraft gebrochen wurde, Attila, die Gottesgeisel, soll zum Freund und Hort des deutschen Volkskönigs Dietrich geworden sein! Bei dem Attila der Mythe bringt Dietrich die dreißigjährige Verbannung zu, und mit Attila's Hülfe kehrt der Held in sein Erbreich zurück. Attila erscheint in der echten Sage durchweg als wohlwollend, zuverlässig, aber als unkriegerisch: die Siege, die er erringt, erkämpft er nur durch Dietrich's ausschlaggebende Hülfe, und auch an dem Zusammenstoße mit den Nibelungen nimmt er nur aus sicherer Ferne theil. Er ist also der reine Gegensatz zu dem historischen Attila: wie diese beiden Personen von Anfang an identisch gewesen sein sollen, ist schwer verständlich. Eine solche Fälschung des Volksbewußtseins ist gerade so undenkbar wie etwa der erste Napoleon als deutscher Volksheld. Chronisten und Kunstdichter können dergleichen vergessen; das Volk vergißt es niemals.

Wir meinen: Napoleon als deutscher Volksheld ist so undenkbar gar nicht, wie unser Schriftsteller sich einbildet; alles, „was lebendig, kraftvoll sich verkündet", imponirt dem Volk, und seine Kunstdichter (und diese sind doch wol in gebildeten Zeiten der Mund des Volks) haben schon einen ganz hübschen Ansatz zu Napoleon's Idealisirung gemacht. Wer weiß, was ohne die Befreiungskriege geworden wäre. So patriotisch, so urdeutsch ist die deutsche Heldensage nie gewesen. Auch darin spiegelt sie die unselige Schwäche des deutschen Volks, seinen Universalismus ab, daß sie kein Heimatsgefühl hat; angeregt durch die Völkerwanderung und durch den Impuls der Kreuzzüge zu dichterischer Gestaltung gezeitigt, trägt sie das Vagabundische dieser beiden Epochen an der Stirn; unstet und flüchtig wie Kain treibt sie sich am Rhein, in Ungarn, in Oberitalien, in Konstantinopel umher. Zudem haben wir schon in der Geschichte der Dichtung eine ganz schlagende Analogie zu jenem Attila als deutschem Nationalhelden: Alexander der Große ist der Held der persischen Sage geworden. Was Freytag auf der folgenden Seite aus der Bedeutung des Namens Attila (= Großväterchen) folgern will, ist deshalb nicht stichhaltig, weil der deutsche Name sich doch jedenfalls an einen ähnlich klingenden hunnischen angelehnt hat.

Dies wären die Bemerkungen, die mir bei der anziehenden Lektüre des Freytag'schen Buchs eingefallen sind. Es macht im ganzen den Eindruck einer fleißigen, mit Liebe und Geschick unternommenen und durchgeführten Arbeit. Zur Probe der Uebersetzung wähle ich die schönen Strophen von Siegfried's Klage bei seiner Ermordung:

„Leichten Ruhm", sprach Sigfrid, „habt ihr zum Gewinn.
Hätt' ich an euch erforscht nur den mordgier'gen Sinn,
Vor euch behalten hätt' ich Leben wol und Leib,
Mich jammert nichts so bitter als Kriemhild, mein edles Weib.

„Nun mag sich Gott erbarmen, daß ich gewann den Sohn,
Dem man es später wol vorwirft mit Hohn,
Daß seine Vettern jemand schlugen mördrisch wund.
Hätt' ich nur Kraft zum Reden, gerechte Klage macht' ich kund."

Der todeswunde Recke klagte da aufs neu:
„Wollt Ihr, edler König, bewähren irgend Treu
In der Welt an jemand, laßt Euch befohlen sein
Auf Eure Gunst und Gnade die allerliebste Traute mein.

„Sie ist Eure Schwester,. daß dies zum Glück ihr sei!
Bei Eurer Fürstenehre, steht ihr in Treuen bei,
Da mein umsonst wol harren mein Vater und mein Lehn,
Einem lieben Freunde ist nie größeres Weh geschehn."

Soll diese Uebersetzung uns in das ästhetische Verständniß der „Nibelungen" einführen, so will folgende kleine Schrift das grammatische Verständniß erleichtern:

2. Einführung in das Nibelungenlied und die Gudrun. Zum Selbstunterricht für solche, die sich mit der mittelhochdeutschen Sprache und Dichtung bekannt machen wollen. Von J. A. Griesmann. Leipzig, Webel. 1880. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Man erkennt in der Schrift überall die Praktik des erfahrenen Schulmanns, nicht zu viel auf einmal zu geben, die Theorie stets mit der Anwendung zu verbinden und die Schüler nicht durch allzu strengen Schematismus unnöthig zu ermüden. Man könnte freilich fragen, warum er, statt nach den „Nibelungen" auch die „Gudrun" auf ähnliche Weise zu bearbeiten, nicht lieber einige Lieder Walther's von der Vogelweide gegeben habe, da doch die „Gudrun" in Stil und Versmaß den „Nibelungen" ziemlich ähnlich sei; aber darauf würde er wahrscheinlich antworten, er habe seine guten Gründe gehabt, sich auf die volksthümliche Epik zu beschränken, und auch hierin würde sich gewiß der erfahrene Schulmann bewähren, denn „in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister". Auch ist es nicht unsere, sondern des Verlegers Sache, zu fragen: wer wird das Buch kaufen, da dem Käufer es doch nicht erlassen bleibt, sich eine Textausgabe zu beschaffen, und die Pfeiffer'schen Ausgaben auf ähnliche Weise in das Verständniß einführen? Wir haben nur zu constatiren, daß, wer einmal sein Geld an die Anschaffung dieser Schrift wendet, sich nicht betrogen findet, sondern wirklich ein bequemes Hülfsmittel zum Verständniß des Mittelhochdeutschen in die Hand bekommt.

3. Die gesammte Literatur Walther's von der Vogelweide. Eine kritisch-vergleichende Studie zur Geschichte der Walther-Forschung von Willibald Leo. Wien, Gottlieb. 1880. 8. 2 M.

Bibliographische Werke müssen immer als unentbehrliche, wenigstens als sehr bequeme Hülfsmittel zum Studium entgegengenommen werden, besonders wenn sie, wie das vorliegende Werk, nicht blos die Titel der Schriften einfach anführen, sondern auch über deren Inhalt einen kurzen Ueberblick und eine Würdigung des Geleisteten geben. Dadurch ist das vorliegende Buch sogar eine anziehende Lektüre geworden. Und da in dem Leben Walther's leider fast so gut wie alles streitig ist, so kommt dieser Ueberblick über den heutigen Stand der einzelnen Streitfragen um so erwünschter. Für das größere Publikum werden besonders die letzten Kapitel von Interesse sein: „Ueber Walther's Leben im Besondern", wo der einzige bisjetzt aufgefundene urkundliche Beleg zu Walther's Leben, die von Zingerle herausgegebenen „Reise-

rechnungen Wolfger's von Ellenbrechtskirchen, Bischofs von Passau, Patriarchen von Aquileja", so besprochen wird:

Zingerle konnte es sich nicht versagen, die Reiserechnungen, über welche er so große Freude empfand, herauszugeben, und wir danken ihm dafür: denn die Stelle in denselben, wo es heißt, daß der „Cantor Walther de Vogelweide" bei Zeiselmauer am 11. November 1803 (?) „V sol. longos" zu Ankauf eines Pelzmantels erhält, ist ja der erste urkundliche Nachweis vom Leben Walther's, der uns zugleich einen sichern chronologischen Anhaltspunkt darbietet. Durch die hübsch geschriebene Einleitung, welche uns die bedeutende Stellung, die Wolfger, den die Päpste ebenso hochschätzten wie der Kaiser, einnahm, schildert, wird das Büchlein doppelt interessant. Die äußersten Punkte der Reisen, über welche die erwähnten Rechnungen geführt wurden, waren Rom, Nürnberg und Theben bei Preßburg. Leider hat noch nicht festgestellt werden können, ob Walther an einer derselben geradezu theilnahm.

Anton Nagele, erfahren wir auf der folgenden Seite, will jenen „nunmehr schon historisch gewordenen Pelzrock" auf den 12. November 1199 ansetzen; also auch hierin, wie man sieht, noch überall Unsicherheit.

Das folgende Kapitel behandelt „Tirol und die Heimatfrage Walther's". Hier hat sich nun, was immerhin ein erfreuliches Zeichen ist, schon der Localpatriotismus eingemischt, und seit der Pfarrer von Laien, Johann Haller, 1867 darauf aufmerksam gemacht hat, daß der ältere Vogelweiderhof im Layener Ried am Eisackfluß in Tirol alle Requisiten zu einer Heimat unsers Dichters aufweist, sind eine Reihe von Schriften von Tirolern herausgegeben worden, die Walther als den Ihrigen in Anspruch nehmen.

Man wollte aber den Vogelweiderhof in Tirol nicht so abseits und vergessen stehen lassen: eine kleine Gemeinde von Verehrern Walther's faßte den Entschluß, an dem Hof einen Gedenkstein zu Ehren Walther's von der Vogelweide anzubringen. Die geplante stille Feier ward aber gar schnell zu einem deutschen Nationalfest, und die begeisterten Reden über unsern Walther an diesem Tage hallten in tausend und tausend Herzen wider; durch alle Tagesblätter ging die Nachricht von dem schönen, hochpoetischen Fest auf dem Vogelweiderhof, und wir müssen uns darauf beschränken, nur die wichtigsten derselben anzuführen.

Folgendes Kapitel: „Walther's Standpunkt als Mensch und Dichter. Kritisch-ästhetische Aufsätze" u. s. w. Der Verfasser, wie es scheint, Katholik, ist doch nicht einverstanden mit dem Gebaren der Ultramontanen, die sich neuerdings systematisch darauf legen, alle unsere Dichtergrößen zu schmähen. Er kritisirt einen anonymen Aufsatz in Moufang's „Katholik", Jahrgang 1873:

Walther wird als ein charakterloser Mensch hingestellt, der den Mantel immer nach dem Winde drehte und vor allem blos auf seinen Vortheil bedacht war. Classisch ist folgende Stelle, wo der ungenannte Verfasser von Walther's Klage: „Uns sint unsenfte brieve her von Rôme komen", spricht: „Dieses Lied, von Walther an der Stätte und in den Erinnerungen seiner Kindheit gedichtet, versöhnt uns einigermaßen mit dem Sänger und mag Gottes Barmherzigkeit auf ihn herabgerufen haben. Er entschloß sich wirklich, um Buße für seine Sünden zu thun, trotz seines hohen Alters, die Kreuzfahrt mitzumachen." Walther wird im ganzen Verlaufe dieses Aufsatzes als einer der gefährlichsten Feinde der Kirche hingestellt, und das war er doch nicht, er, der die Päpste nur als weltliche Herren und übermüthige Fürsten bekämpfte. Ich glaube, wir hätten Beweise genug dafür, daß er kein liberaler Wühler war, der nur gegen Rom zu hetzen verstand.

So liebt es denn der Verfasser auch nicht, daß sein Heros in den Culturkampf unserer Tage hereingezogen werde; doch darf er uns die Freude darüber nicht verdenken, daß die größten mittelalterlichen Dichter Italiens und Deutschlands, Dante und Walther, Gegner der päpstlichen Macht, daß sie Ghibellinen waren.

Haben die mittelalterlichen Lyriker mit den volksthümlichen Epikern jener Zeit das gemein, daß zwar ihr Name, doch von ihren Lebensumständen so gut wie nichts bekannt ist, sodaß von dem bedeutendsten unter ihnen, Walther, erst neuerdings ein glücklicher Fund einen urkundlichen Beleg zu Tage fördern konnte, so treten die deutschen Meistersänger mit ihrer Persönlichkeit schon mehr in den Vordergrund. Und so hat ein gleichfalls vor kurzem gemachter glücklicher Fund ein helles Licht auf einen der hervorragendsten geworfen und das Buch veranlaßt:

4. Frauenlob. Sein Leben und Dichten von Alfred Boerckel. Mit einem Titelblatt nach der Statuette Frauenlob's von H. Barth. Mainz, v. Zabern. 1880. 8. 2 M. 25 Pf.

Das Buch ist den deutschen Frauen gewidmet:

Nehmt, deutsche Fraun, mit Huld dies Buch zu eigen;
Ein Spiegelbild der Minnesingerzeit,
Soll es euch den im Lied und Leben zeigen,
Der einst euch Lied und Leben hat geweiht,
Und dem im Tod noch war ein Los beschieden,
Wie vor und nach ihm keinem Homeriden.

Der Verfasser deutet damit auf die Erzählung, an deren Wahrhaftigkeit er nicht zweifelt, daß Frauenlob's Leichnam von edeln Frauen zu Grabe getragen worden sei. Den Beinamen Frauenlob scheint er nur von den Lobgedichten auf die Jungfrau Maria, nicht von den Streitgedichten über den Vorzug von „Frau" und „Weib" herzuleiten. Doch nun, was den erfreulichen Fund betrifft, der die vorliegende poetische Biographie ermöglichte:

Da geschichtlich feststeht, daß Frauenlob jahrelang in Mainz sich aufhielt und auch daselbst im Domkreuzgange begraben liegt, so wird es einleuchten, daß die allein zuverlässige Auskunft über ihn in der hiesigen Dombibliothek hätte gefunden werden können, wenn nicht durch den Dombrand 1793 diese Urkundenquelle versiegt wäre. Vor der erwähnten Katastrophe jedoch hat der damalige Professor N. Müller eine Reihe von (im Anhange näher bezeichneten) Handschriften aus dem 14. und 15. Jahrhundert excerpirt, jedenfalls mit der Absicht, diese Auszüge in einem spätern Werk über Frauenlob zu verwenden. Ein solches Werk ist aber nicht erschienen. Der Tod hat sein Veto dagegen eingelegt, und das von Müller mit anerkennenswerthem Fleiß gesammelte Material lag wol schon lange Zeit unbeachtet in einem Archivschrank der mainzer Stadtbibliothek, bis es zufällig dem Verfasser in die Hände fiel und so die Grundlage der folgenden Arbeit bilden konnte. Hierdurch ist denn eine ziemlich genaue und, wie der Verfasser überzeugt ist, völlig glaubwürdige Antwort auf die wichtigsten Fragen nach Frauenlob gegeben. Es erhellt unter anderm daraus, daß derselbe nicht 1206 in Meißen, sondern 1270 in Mainz geboren und erzogen wurde, und daß

er nicht mit seinem Familiennamen Heinrich von Meißen, sondern, einem Meisenvogel in seinem Wappenbild entsprechend, Heinrich zur Meise oder Henricus ad parum hieß. Außerdem wird ersichtlich, wer seine Aeltern, Geschwister und Verwandte waren, wer ihm als Amme, Wärterin und Lehrer diente, und welche Ereignisse auf sein Leben besondern Einfluß übten. Indem sich so der Verfasser bemühte, das Wissenswertheste aus den angegebenen, oft ebenso umfangreichen als schwer zu entziffernden Schriftstücken in kurze, leicht faßliche Form zu bringen und hierdurch nachzuweisen, wer eigentlich Frauenlob war, suchte er gleichzeitig durch in den Text eingestreute Gedichte zu zeigen, wie er gesungen.

Trotz dieser Vorrede, die uns vorbereiten soll, ist man denn doch einigermaßen erstaunt, beim Umwenden eine Biographie Frauenlob's in Versen zu finden. Es ist zwar nicht das erste mal, daß Frauenlob selbst zu einem Gegenstande der Dichtung gemacht worden ist. Ludwig Bechstein dichtete ein Gesangstück, welches vom Kapellmeister Rohr in Meiningen componirt wurde; aus einer Aufführung desselben erinnere ich mich noch der Frauenlob in den Mund gelegten Verse an die Jungfrau Maria:

O wolle mich, der treu an dir gehangen,
Im Rosenhain empfangen,
Nach dir, Maid, Mutter, steht all mein Verlangen.

Auch scheint mir Frauenlob schon wegen seines poetischen Beinamens und seines romantischen Begräbnisses ein ganz passender Gegenstand der Dichtung; daß aber neu entdeckte literaturgeschichtliche Urkunden, noch ehe ihr Wortlaut vorliegt, zu einer Dichtung verwendet werden, dünkt mich neu und eigenthümlich. Der Verfasser wird sich die Literaturforscher dadurch versöhnen müssen, daß er schleunigst den Wortlaut dieses allerdings bedeutenden Fundes veröffentlicht. Wir Laien aber sind ihm auch für die vorliegende Gabe von Herzen dankbar, und besonders sollten es die Frauen sein, denen zu Liebe der Verfasser den Pegasus bestiegen hat.

Der Ton des Gedichts ist im ganzen geschickt getroffen, auch das Versmaß, reimlose Trochäen, passend gewählt. Nur bisweilen erinnert der Stil an die Reimchroniken, was bei dem, dem Wesen der Dichtung widersprechenden Zweck, auch zugleich möglichst viele Personen, von denen sonst nichts weiter bekannt ist, aus den Urkunden anzuführen, nicht wol zu vermeiden war. Es folge eine Probe dieser poetischen Biographie sammt einem der vom Verfasser übersetzten Lieder Frauenlob's:

Bald darauf besuchte Heinrich
Wieder Straßburg. In dem Hause
Erwin Steinbach's, warm empfangen
Und bewirthet, nahm der Sänger
Gern sein freundliches Quartier.
In des Meisters hoher Werkstatt
Saß er oft wie traumverloren
Am Modell der Münsterkirche
Und sah, wie sich kunstvollendet
Erwin's ewige Gestalten
Formten in geweihter Hand.
Und noch öfter saß er traulich
Im Familienkreis des Wirthes
Und sah auf die fleiß'ge Hausfrau,
Auf die Söhne, seine Freunde,
Auf die Töchter, seine Lust.
Emma, als die jüngre Schwester,
War zugleich der Liebling aller.
Heinrich, der ihr stark gehuldigt,
Reihte seinem Liederkranze
Marianischer Verehrung
Diese Mädchenblume ein.

Emma.

Kunst und Tugend, schöne Jugend,
Frauenwürde, Magdlichkeit
Haben ihren Segen, ihrer Kraft Vermögen,
Ihren Herrscherſitz in dir geweiht!
Will ich in dem Sang erheben
Deines Geistes Schöpfermacht,
Deiner Bilder warmes Leben,
Der Erfindung reiche Schacht,
Dann verstumm' ich plötzlich bange
Vor dem Unrecht, dir gethan,
Fliegt mein Herz von deinem Sange
Fortgeflutet himmelan.
Will ich preisen deine Schöne,
Deiner Reize Zauberschein
Und, daß ich das Beste kröne,
Das Madonnenantlitz dein,
O, dann werd' ich stumm und wirre,
Andachtfluten rauben mich,
Die Gedanken werden irre,
Als Maria seh' ich dich.
Emma! So verwandelt stehest
Du vor mir im Heil'genschein,
Und als die Madonna gehest
Du in meine Andacht ein.

5. Beiträge zur Beurtheilung G. E. Lessing's. Von Richard Mayr. Wien, Hölder. 1880. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Es ist leicht, den Inhalt dieses Buchs anzugeben; es ist eine tendenziöse Schmähschrift auf Lessing, wie wir deren in der Neuzeit aus naheliegenden Gründen mehrere haben erleben müssen. Ohne sich viel um einen Plan zu kümmern, fängt der Verfasser da an, wo er den meisten Vorrath zum Schimpfen zu haben glaubt, und wo könnte dies anders sein als bei der auch unsern protestantischen Schwarzröcken (man vgl. Beyschlag's Vortrag über „Nathan den Weisen") so verhaßten herrlichen Parabel von den drei Ringen. Dann folgen noch drei weitere Kapitel über „Die Erziehung des Menschengeschlechts", die für ein durchaus verfehltes Werk erklärt wird, über „Historische Parallelen" und „Gedanken über wahre und falsche Toleranz", worin der Verfasser besonders an den Juden sein Müthchen kühlt. Schwerer ist es zu sagen, was denn das für ein Standpunkt ist, von dem aus dem Verfasser die Dinge in einem so seltsamen Licht erscheinen. Denn für einen Ultramontanen scheint er nicht angesehen werden zu wollen. Er klagt einmal (ich kann leider die Stelle nicht wiederfinden) über Geistesdruck in Wien, und einmal schildert er sogar seine eigene Partei sehr treffend mit den Worten:

Der umgekehrte Weg, mittels der idealen Factoren materielle Zwecke zu erreichen und sich im Besitz der erworbenen Vortheile zu erhalten, ist der Weg der Priesterkaste, der Brahminen und Bonzen vom Yaise-Kiang bis zum Tiber und Marañon.

Indessen, wenn wirklich ein tieferer Sinn in diesem kindischen Spiel liegen soll, so bleibt uns nichts anderes übrig als anzunehmen, daß der Verfasser seine eigene Partei verleugnet, um ihr desto kräftiger zu dienen. Hoffentlich wird auch diese Schmähschrift dazu beitragen, dem deutschen Volke seinen Vorkämpfer für Geistesfreiheit um so werther zu machen, wenn es sieht, welch gewaltiger Stein des Anstoßes er den Finsterlingen ist.

6. Quellen und Parallelen zu Lessing's „Nathan". Vortrag am 31. Januar 1880 im Saale der Handelsakademie zu Prag gehalten von J. S. Bloch. Wien, Gottlieb. 1880. 8. 1 M.

Statt eines hinterhaltigen Ultramontanen, wie er uns in der vorigen Schrift entgegentrat, haben wir es hier mit dem zwar einseitigen, aber ehrlichen Juden zu thun. Der Verfasser hat es übel vermerkt, daß Kuno Fischer in seinem vortrefflichen Buche über Nathan geäußert hatte: „Man bringe doch diesen Nathan vor eine rechtgläubige Synagoge und lasse sich sagen, ob der ein Repräsentant des Judenthums", und will ihn in diesem Vortrage widerlegen. Daß er mit dieser Widerlegung ellenweit an seinem Ziel vorbeischießen wird, ergibt sich schon aus seinem Programm:

Für diese Aufgabe erbitte ich mir Ihre geneigte Aufmerksamkeit. Sie ist interessant genug, daß sich einer ihr unterzieht. Wir wollen Nathan vor das Forum der rechtgläubigen Synagoge citiren, seinen Charakter und seine Handlungen ausschließlich vom Standpunkte des Judenthums prüfen; wir wollen vor allem zu seinen Lehren, seinen schönsten Sentenzen und Sprüchen, zu den Grundsätzen, in deren Geist er lebt und wirkt, die Quellen und Parallelen im hebräischen und rabbinischen Schriftthum aufsuchen und so ein Urtheil provociren, ob es wahr ist, was er selber vor Saladin bekennt: „Sultan, ich bin ein Jud'."

Und nun verwendet der Verfasser die Randbemerkungen, die er sich im Laufe der Jahre zu seinem Exemplar des „Nathan" aus seiner jüdischen Lektüre gemacht hat, aus „Hiob", den „Sprüchen der Väter" im Talmud und Aehnlichem, um uns zu beweisen, daß solche goldene Worte der Weisheit, wie sie aus Nathan's Munde strömen, und eine so edle, durch die That bewährte, dem eigenen widerwilligen Herzen mit schwerer Mühe abgerungene Gesinnung im Judenthum so „gemein wie Brombeeren" sind. Hat der Autor auch die erhabenen Sprüche der Weisheit und Tugend in unserm Neuen Testament gelesen, die bei uns jedes Kind schon auswendig lernen muß? Z. B. „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet", oder „Liebet euere Feinde", oder „Es wird mehr Freude sein im Himmel über Einen Sünder, der Buße thut, als über neunundneunzig Gerechte", oder „Unter allerlei Volk, wer Gott fürchtet und Recht thut, der ist ihm angenehm?" Nicht wahr, eine Kirche, in der schon die unmündigen Kinder mit solchen goldenen Sprüchen getränkt werden, die kann unmöglich einen rechtschaffenen Mann deshalb verdammen, weil er über die Person des Stifters eine von der herrschenden abweichende Meinung hat? Und kennen Sie unsere Kirchengeschichte?

Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.

Und wissen Sie auch, was allein Ihre Kirche vor diesem Dämon der Verfolgungssucht bewahrt hat und wofür Sie also Ihrem Gott nicht genug danken können? Lediglich ihre Machtlosigkeit. Wird einmal das Königreich der Juden wieder aufgerichtet, wie Spiegelberg beabsichtigte, so müßte es mit sonderbaren Dingen zugehen, wenn ich mich auch nur an der Grenze blicken ließe, aus Furcht, man möchte mir einen unliebsamen Begriff von jüdischer Toleranz beibringen wollen. Nein, der Einzelne mag immerhin tolerant sein, die Menge, besonders in der Geistlichkeit, ist es nie; denn hier weiß sich immer der eine durch den andern gedeckt. Vor den einzelnen Machthabern fand Jesus Gnade, aber das Synedrium rief: „Kreuzige!" Und die tolle Menge schrie ihm nach: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!"

7. Das Quellenverhältniß von Wieland's Oberon. Von Max Koch. Marburg, Elwert. 1880. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Wieland's Quellen waren schon im ganzen bekannt — er selbst hatte sie in der Vorrede namhaft gemacht —, und auch an Erläuterungsschriften hat es bisjetzt nicht gefehlt, wie das Werk von Düntzer in Wartig's Sammlung und R. Köhler's Ausgabe in der Brockhaus'schen Sammlung beweist. Gleichwol war die vorliegende Arbeit nicht überflüssig; man könnte sie als eine Aehrenlese nach vorhergegangener Ernte bezeichnen. Ihr Hauptverdienst scheint mir zu sein, daß der Verfasser nachweist, wie auch von da an, wo Wieland's selbständige Gestaltung des Stoffs beginnt, nach Hüon's Kampf im Saal des Sultans zu Babylon, er doch noch hier und da einzelne Motive aus seinen Vorlagen benutzt, wie auch nebenbei andere Parallelen herbeizieht. Die Arbeit ist mit Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit gemacht und schießt nur bisweilen über das Ziel hinaus, wie wenn der Verfasser aus Pietät gegen seinen Lehrer die beiden Namen Rezia und Armanda aus dem Einen Namen der Vorlage „Esklarmonde" ableiten will. Eine andere Aufgabe für einen jungen Literarhistoriker wäre: Der Einfluß des Wieland'schen „Oberon" auf Schiller's Dichtungen; denn z. B. die erste Scene zwischen Carlos und Eboli scheint mir nicht ohne den Einfluß der ersten Verführungsscene zwischen Hüon und Almansaris zu Stande gekommen zu sein.

8. Novalis' Briefwechsel mit Friedrich und August Wilhelm, Charlotte und Karoline Schlegel. Herausgegeben von J. M. Raich. Mainz, Kirchheim. 1880. 8. 2 M. 40 Pf.

Noch im Jahre 1870 bedauerte Haym, der Geschichtschreiber der Romantischen Schule, daß keiner von den „göttlichen" Briefen Hardenberg's an seinen Jugendfreund Friedrich Schlegel erhalten sei. Diese Annahme war jedoch nicht richtig. Denn einen ansehnlichen Theil dieser Freundesbriefe nebst einigen andern, die Novalis mit A. W. Schlegel und dessen Frau Karoline, geborene

Michaelis, und mit Charlotte Ernst, geborene Schlegel, gewechselt hatte, verwahrte F. Schlegel's handschriftlicher Nachlaß, der zuerst auf dessen Frau Dorothea, geborene Mendelssohn, und dann auf den Sohn der letztern, den am 18. December 1877 in Mainz verstorbenen Historienmaler Philipp Veit, übergegangen war. Dieser hatte Novalis' Originalbriefe schon vor einem Jahrzehnt einem Mitgliede der Familie Hardenberg übersandt und dieselben später gegen Schlegel'sche Originale ausgetauscht. Im Jahre 1873 sind sodann in der Schrift: „Friedrich von Hardenberg (genannt Novalis). Eine Nachlese aus den Quellen des Familienarchivs, herausgegeben von einem Mitgliede der Familie", aus jenen Manuscripten zum ersten mal 17 Briefe veröffentlicht worden. Diese Sammlung kann aber den Freunden der deutschen Literatur nicht genügen. Denn sie enthält nur die Minderzahl der fraglichen Briefe, bietet selbst von diesen fast nur Bruchstücke und ist in der Wiedergabe des Textes nicht immer zuverlässig. Solche Mängel sollen durch die vorliegende Edition gehoben werden.

Das ist die Geschichte und der Zweck der vorliegenden Sammlung, für die wir dem Verfasser zu aufrichtigem Dank verpflichtet sind. Es läßt sich zwar nicht leugnen, daß Novalis vielfach überschätzt worden ist; wer die orientalischen Mystiker, wie Dschelal-eddin und Ferid-eddin-Attar, und die Mystiker des deutschen Mittelalters, einen Tauler und Berthold von Regensburg, kennt, wird seine Meinung von ihm einigermaßen herabstimmen; immerhin aber ist er eine so interessante Erscheinung, daß das Studium seines Lebens und seiner Dichtungen höchst lohnend ist. Sehr dankenswerth ist übrigens auch in vorliegender Schrift die Mittheilung eines Aufsatzes von Novalis, der bisher nur 1826 in der vierten Auflage von Novalis' Schriften, die F. Schlegel besorgte, gedruckt war; aus der folgenden Auflage hat ihn Tieck wieder weggelassen, sodaß selbst der für die Romantiker schwärmende Koberstein ihn nicht hatte erlangen können. Sie findet sich im Anhange; Novalis hatte ihr den Titel gegeben: „Die Christenheit oder Europa. Ein Fragment" (1799), und sie für das „Athenäum" der Schlegel bestimmt, in welches sie aber auf Goethe's Rath nicht aufgenommen wurde. Hervorgerufen war sie durch Schleiermacher's „Reden über die Religion". Der Herausgeber von Novalis' Nachlese hatte behauptet, F. Schlegel habe dieses Fragment deshalb in Novalis' Werke aufnehmen lassen, „um diesen Aufsatz als den Beweis von Novalis' Katholicismus hinzustellen", und deshalb habe er auch drei Sätze ausgelassen. „Die Absicht ist klar und auch mit Geschick ausgeführt." Gegen diese Behauptung versucht nun unser Herausgeber, nicht mit sonderlichem Geschick, zu polemisiren, wobei er denn doch zugeben muß:

> Er (F. Schlegel) hatte sich mehr und mehr dem Christenthum genähert und im Jahre 1808 in Köln das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt. In der literarischen Welt wußte man diesen Schritt sich vielfach nicht zu erklären und forschte selbst nach unreinen Motiven. Was konnte für Schlegel erwünschter sein, als seinen liebsten Freund Novalis gleichsam als Eclaireur auszusenden und in der Schrift „Die Christenheit" jene Saiten erklingen zu lassen, deren volle Accorde er schon seit 1806 in seinem Innern ertönen hörte? Ein derartiges persönliches, vollkommen berechtigtes Interesse mochte Schlegel nebenbei wol auch verfolgt haben.

Von jenen drei Sätzen, die F. Schlegel wegließ, wird behauptet, sie seien in Novalis' Schriften schon längst gedruckt gewesen. Die Sache bedarf noch einer nähern Untersuchung. Die Sätze lauten:

> Er (der Katholicismus) ist gereinigt durch den Strom der Zeiten; in inniger, untheilbarer Verbindung mit den beiden andern Gestalten des Christenthums wird er ewig diesen Erdboden beglücken. Seine zufällige Form ist so gut wie vernichtet; das alte Papstthum liegt im Grabe und Rom ist zum zweiten mal eine Ruine geworden. Soll der Protestantismus nicht endlich aufhören und einer neuen, dauerhaftern Kirche Platz machen?

Robert Boxberger.

Unterhaltungsliteratur.

Wenden wir uns bei der kritischen Umschau unter den heute vorliegenden literarischen Novitäten zuerst der Besprechung der rein belletristischen Werke zu, so steht unter diesen, besonders wegen seiner quantitativen Berechtigung zu diesem Platz, an erster Stelle:

1. Die zwölfte Perle. Roman in drei Bänden von Luise Ernesti (M. von Humbracht). Breslau, Schottländer. 1880. 8. 15 M.

Die talentvolle und besonders bei der weiblichen Leserwelt beliebte Verfasserin gibt in dem hier angeführten, umfangreichen, nicht ohne starke sensationelle Würze geschriebenen Roman die Leidens-, Liebes- und Erlösungsgeschichte eines edeln jungen Mädchens, das als Opfer religiösen Vorurtheils und falschen Adelsstolzes erst nach schweren Prüfungen in der Heimat „auf rother Erde" die geraubten äußern Schätze, besonders aber das Glück einer reinen Liebe findet. Das Geschick der Heldin, Ella Luzani, ist eng mit dem Verlust und Wiedergewinn eines kostbaren Perlenhalsbandes, eines hochwichtigen Familienerbstücks, verknüpft; der Besitz der „zwölften Perle" sichert nicht nur Ella's Lebensglück, sondern auch die Entlarvung ihres grimmigsten und gewandtesten Feindes. Die in die sehr wechselvollen Schicksale der Heldin verflochtenen Personen, theils liebenswerth (wie die edle Gräfin Wanda und deren hochsinniger Oheim Graf Sandrowski, oder Ella's Pflegevater Major Luzani und dessen aufopfernde Schwester Minette), theils widerwärtig und abstoßend (wie die Abenteurer, die das Schicksal Ella's und ihres Bruders Adrian in den Händen halten), theils schwankend und schwach gezeichnete Charaktere, tragen alle mehr oder minder zur Steigerung der spannend und bunt entwickelten Handlung bei, wenn auch gerade aus dieser Fülle eine gewisse sprungartige Dar-

stellungsweise und eine Ueberladung an grellen Lichtern und Schreckensscenen entsteht, welche den künstlerischen Gesammteindruck des Ganzen beeinträchtigen. Auch ist der Stil nicht durchweg correct, und einige Druckfehler entstellen die Form noch mehr; trotzdem aber erhebt sich der mit dichterischer Phantasie und dramatischem Geschick entworfene Roman doch genugsam über das Niveau der Alltäglichkeit, um die Anerkennung der Kritik und die Gunst der Leserwelt beanspruchen zu dürfen.

Knapper in der Durchführung, wenn auch dem ebenbesprochenen Roman an einer gewissen Ueberfülle des Phantastischen sehr ähnlich, ist:

2. Zwischen Kreuz und Tempel. Roman aus der Gegenwart von H. Wighart. Zwei Bände. Breslau, Schottländer. 1880. 8. 9 M.

Handelte es sich in dem hier an erster Stelle genannten Roman hauptsächlich um den Kampf zwischen Adel und Bürgerthum, während der religiöse Fanatismus lediglich als Bundesgenosse engherziger Adelsprincipien auftrat, so wird in dem Roman „Zwischen Kreuz und Tempel", wie schon deutlich am Titel zu erkennen ist, der Familienkampf aus dem engen Bezirk des Hauses in die Oeffentlichkeit getragen, und neben der landläufigen Liebesgeschichte, die mehr oder weniger den Mittelpunkt des Romans bildet, verfolgt das Buch eine bestimmte Tendenz. Judenfrage und Culturkampf, Civilehe und Confessionslosigkeit, Adelsstolz und Selbstüberschätzung, die Macht der geistigen Ueberlegenheit in allen möglichen Conflicten mit dem Vorurtheil, die Gewalt der Leidenschaft und die Ueberredung der Vernunft: alle diese zwar zeitgemäßen, aber unerquicklichen und häufig auf die Spitze getriebenen Zeit- und Tagesfragen schwirren in dem mit fast zu viel Eifer und Energie geschriebenen Buche durcheinander, um den Leser endlich zu dem kaum erwarteten befriedigenden Resultat zu führen, daß die „wahre Liebe" auch die „wahre Religion" und der „wahre Adel" ist. In vielen Scenen und Charakteren (wir erinnern hier nur an Olga's häufige Maßlosigkeit, oder die wilde Glut der schönen Rahel, die kalte Koketterie Waltraut's, und die Engherzigkeit von deren adelicher, aber sehr „unedler" Mutter) wirkt der Ton oft zu schroff und verletzend und mindert leider den Effect des warm und anregend geschriebenen Buchs; immerhin aber sind die Ausstellungen der Kritik nicht derart, daß ein weiterer Leserkreis, der in seiner Lektüre nicht das Plastisch-Beruhigende, sondern das Modern-Interessante sucht, sich der Unterhaltung und Anregung entziehen sollte, welche der talentvolle Verfasser in seinem Zeitroman zu gewähren vermag.

Einfacher in Anlage, Charakteristik und Gestaltung des novellistischen Stoffs ist:

3. Die Stiefschwestern. Roman von F. Henkel. Breslau, Schottländer. 1880. 8. 3 M. 50 Pf.

Die begabte und geschätzte Verfasserin gibt in vorliegender Erzählung die Lebensgeschichte zweier Schwestern, deren eine, Prinzeß Anna, durch Geburt, Geist und Schönheit zu einem hohen Platz in der Gesellschaft berechtigt ist, leider aber das schöne Wort „noblesse oblige" zu befolgen vergißt, sodaß sie wol bewundert, aber nie wahrhaft geliebt wird, um zuletzt ihr leeres Dasein im Schose der „alleinseligmachenden Kirche" zu beschließen — so reich und doch so arm! Ganz im Gegensatz zu dieser schönen vornehmen Egoistin steht deren Stiefschwester, die holde Agnes, die in einfachen bürgerlichen, wohlgeordneten Verhältnissen aufwächst. Ausgestattet mit den Schätzen einer gesunden Bildung und eines tiefen Gemüths, geheilt von einer Schwärmerei für den charakterlosen Jugendfreund, der ihr um der schönen und aristokratischen Schwester willen untreu und von dieser zu Grunde gerichtet wird, findet sie in der starken Liebe eines edeln Mannes den Balsam für alle Wunden, welche die stolze Schwester ihrem Herzen geschlagen hat. Die Hauptcharaktere der einfachen, lebenswahren Geschichte sind treffend gezeichnet; neben den „Schwestern" und deren Bewerbern treten besonders der Antiquitätensammler Leisner, eine mit feinem Verständniß und geschicktem Pinsel gezeichnete Figur, und die originelle heirathslustige, und wenn auch spät, doch noch glücklich unter die Haube gelangende, derbe, geschmacklose, aber doch grundehrliche und gutmüthige Tante Barbara, sowie die in der Kunst des Entsagens vielgeübte und vielgeprüfte liebenswerthe Hofdame Julie von Trimborn hervor. Leider ist der Stil des recht unterhaltenden Romans oft nachlässig und fehlerhaft, was ein freundlicher Leser, den die gebotene Erzählung fesselt, wol entschuldigen, die gewissenhafte Kritik aber nicht unerwähnt lassen darf, da dieselbe mit Recht auch auf Durcharbeitung der Form dringen muß.

Aus den Conflicten des städtischen Lebens, die in den drei ebenbesprochenen Romanen behandelt werden, führt uns, wenn auch immer auf der Basis der Wirklichkeit, doch in eine poetischere Welt:

4. Gunnar. Eine Erzählung aus dem norwegischen Leben von H. H. Boyesen. In autorisirter Uebersetzung von Paul Jüngling. Breslau, Schottländer. 1880. 8. 3 M. 50 Pf.

Waldesluft, Tannengrün, Bergesgipfel, Nordlandsscenerie, Poesie, Kunst und Liebe: das sind die Elemente, die sich zu einem naturwahren, äußerst ansprechenden Gemälde nordischer Natur und nordischer Charaktere vereinen — fremdartig und doch anheimelnd, ursprünglich und frisch, gewaltig oder lieblich wirkend und doch frei von allem Gezierten und Gesuchten. Besonders wird die Frauenwelt Gunnar, dem talentvollen und zuletzt die „Prinzessin seiner Träume" heimführenden Hausmannssohn, und seiner holden Ragnhild, die, vornehm und reich, ihm fast verloren scheint, bis die Liebe sie ihm unauflöslich verbindet, lebhafte Theilnahme entgegenbringen und der, auch gewandt übersetzten, Liebesgeschichte in Norwegen viel Geschmack abgewinnen.

In noch höherm Grade, wenn auch in völlig anderer,

sehr eigenartiger Weise, hat uns die zweite nordische Novelle, die wir auf unserm Büchertisch gefunden, angesprochen; es ist dies:

5. Eine alte Jungfer. Roman von Marie Colban. Stuttgart, Hallberger. 1880. 8. 4 M.

Wir sehen uns diesem wenig umfangreichen, aber originell entworfenen und durchgeführten Roman gegenüber in der angenehmen Lage, denselben als künstlerisch werthvoll und deshalb als die beste der uns diesmal vorliegenden literarischen Novitäten bezeichnen zu können. Ebenfalls in Norwegen spielend, führt uns die Handlung dieser einfachen Geschichte einer „alten Jungfer" nicht nur in das Seelenleben und die Herzenskämpfe tüchtiger Nordlandsnaturen, sondern auch in die großartige Landschaft des Nordens ein. Es ist weniger der Inhalt der Lebensgeschichte Martha's, der alten Jungfer, die zuletzt eine schöne junge Frau wird, und ihrer Angehörigen, als vielmehr die treffend und maßvoll durchgeführte Schilderung der Charaktere (z. B. fesseln neben der Heldin der „Fremde", die gute, böse „Muhme", der „Lootse" und sein „Weib", der junge „Spanier") und die meisterhafte Zeichnung der Natur- und Stimmungsbilder (wir erinnern hier nur an die höchst wirkungsvolle Beschreibung des Seesturms), was in dieser Dichtung in Prosa so bedeutend wirkt. Die Sprache des Talents ist überall deutlich vernehmbar, und der bereits anderwärts von der Kritik mit Beifall aufgenommene Roman verdient es, auch in d. Bl. einem gebildeten und ausgedehntern Leserkreise empfohlen zu werden, wenn auch mancherlei fremdartige und eigenthümliche Wendungen gebraucht werden, die mit einem reinen Deutsch nicht so harmonisch zusammenklingen, wie das Talent der Verfasserin mit der Vollendung der ihm gestellten künstlerischen Aufgabe.

An diese Kritik belletristischer Werke schließen wir Schriften mehr belehrenden Inhalts an, die meist im Gewande der Erzählung auftreten. Unser Urtheil möge hier sogleich alle zusammenfassen, da fünf der betreffenden Bände ein und derselben Bibliothek angehören, und wenn dieselben auch nicht Einem Verfasser ihre Entstehung verdanken, doch dem gleichen löblichen Zweck der Volksbelehrung dienen, mit welcher nach den einleitenden und beherzigenswerthen Worten des Herausgebers der betreffenden Serie, des beliebten und mit Recht als tüchtig angesehenen Jugend- und Volksschriftstellers Ferdinand Schmidt,

eine gründliche Besserung unserer vaterländischen Zustände durch eine gesunde Volks- und vorzugsweise Jugendliteratur angebahnt werden soll, indem wichtige Epochen der Weltgeschichte und große historische Charaktere in leicht faßlicher, aber reiner, warmer und edler Darstellung dem allgemeinen Publikum zugänglich gemacht werden.

Diesen Grundsätzen entsprechend sind folgende Bändchen, in geschmackvoller und doch wohlfeiler Ausgabe veröffentlicht, als gesunde und willkommene Bereicherung unserer Jugendliteratur anzusehen:

6. Neue Jugendbibliothek. Herausgegeben von F. Schmidt. Erster und dritter bis sechster Band. (1. Karl der Große. Lebensbild von Ferdinand Schmidt. 3. Martin Luther. Ein Lebensbild von Ferdinand Schmidt. 4. Bonifacius. Ein Lebensbild von Hugo Sturm. 5. Jürgen Wullenweber von Lübeck. Ein Bild aus der Geschichte der deutschen Hansa von Hermann Jahnke. 6. Heinrich I. und seine Gemahlin. Von W. Bonnell.) Wittenberg, Herrosé. 1878—79. 8. Jeder Band 1 M.

Dem gleichen Zweck verständiger Belehrung entsprechend wie die hier genannten Bändchen der „Neuen Jugendbibliothek", wenn auch nicht für die Jugend, sondern für das Volk im eigentlichen Sinne berechnet, ist die folgende Sammlung, die wir am Schluß unserer Revue anerkennend erwähnen:

7. Deutsche Volksschriften. Sechster und siebenter Band: Die Habsburger und die Hohenzollern in ihrer deutschen Reichspolitik von Franz Heyer. Breslau, Koebner. 1879. 12. 1 M.

Die sachgemäße, patriotische, faßliche Weise, in welcher der politisch-historische Stoff in dem vorliegenden Doppelbande zur populären Darstellung gelangt, erscheint uns geeignet, nicht nur das Verständniß für die vom Verfasser behandelten Nationalfragen in weitern Kreisen und gerade in den auf diesem Gebiet so vielfach irregeleiteten tiefern Schichten des Volks zu fördern, sondern auch im Herzen jedes Deutschen das Gefühl der patriotischen Befriedigung über die endliche Wiederherstellung unsers so oft von innern und äußern Feinden gefährdeten Reichs zu erwecken; ein Ziel, zu dessen Erreichung Verfasser und Verleger der „Deutschen Volksschriften" sich in dankenswerther Weise verbunden haben.

Neue Gedichte.

1. Wald und Welt. Gedichte von Joseph Ludwig Haase. Innsbruck, Wagner. Gr. 16. 2 M.

Der Verfasser sagt:

> Ein Band Gedichte! Lieder von dem Walde!
> Wer ist für solche Gaben heut empfänglich?

Und dann:

> Wol hast du recht! Für Leier und für Flöten
> Ist unsre Zeit wahrhaftig nicht geschaffen,
> Denn statt Schalmeien tönen Heertrompeten,
> Und alles Lied verklingt im Lärm der Waffen.
> Indeß, weil Stürme durch die Wälder sausen,
> Soll drum nicht säuseln milder Frühlingswind,
> Weil Meereswogen himmelstürmend brausen,
> Der Quell nicht murmeln, der im Moose rinnt?

Das ist ganz gut gesagt. Auch findet sich manches andere Gute in der Sammlung. Wir machen hier gleich

eine Bemerkung. In Chrestomathien wiederholen sich dieselben Proben (und oft was für welche!) aus Dichtern, die berühmt sind oder die man für berühmt hält, bis zur Abnutzung unzählige male. Warum kommt nicht ein Kunstsinniger im Einverständniß mit einem Verleger einmal auf die Idee, mit Weglassung aller sogenannten Berühmten in den sonst dem Untergange geweihten Sammlungen „Unberühmter" das Gute ausfindig zu machen und es als Neues dem Publikum darzubieten?

„Wald, Lenz, Liebe sind des Dichters heilige Dreieinigkeit" heißt es. Welt und Leben bilden den Gegensatz:

Ach, eine Leidensblume ist das Leben,
Gott gab das Leben uns, jedoch er lieh
Auch Sonne, Stern und Thau uns: Poesie!

Uebrigens bilden Sonne, Stern, Thau, Natur noch keine Poesie, ebenso wenig wie mehrere einzelne in einem Freiligrath'schen Gedicht als Poesie bezeichnete Gegenstände. Die Natur ist blos das Substrat, in und an welchem der Dichter seine Idee, um sie sichtbar zu machen, verkörpert.

In „Waldesfreuden" sagt er unter anderm:

Blätter knisteen unterm Fuß;
Bäumchen flüstern trauten Gruß;
Vögel singen munter, frisch;
Rehe springen durchs Gebüsch.

Plötzlich heißt es:

Schläge hallen durchs Revier,
Bäume fallen dort und hier.

Diese „Schläge" sollen also mit zur Harmonie des Waldes gehören; sie wird aber dadurch gerade aufgehoben.

Der Dichter läßt den Wald im Frühling, Sommer, Herbst und Winter erscheinen. Vom Herbst sagt er:

Welche Lust, im Wald zu schweifen,
Einen Bock zu sehn,
Schnell die Büchse zu ergreifen,
Und schon ist's geschehn.
Piff! paff! knallt's.
Auch die Vögel auf den Bäumen
Fallen meinem Rohr;
Alle holet ohne Säumen
Hektor mir hervor.
Und die kühlen, frischen Lüfte,
Die im Walde wehn —
Und der Tannen harz'ge Düfte —
O's (!) ist gar zu schön!

Der Dichter scheint auch diese Dissonanz empfunden zu haben; er will jedoch die Hinrichtung vermittels der Jagd beibehalten wissen, nur keine Hetzjagd gestatten, die mit Tortur verbunden ist:

Jagen, ja, im edeln Sinn,
Ist's, dem ich ergeben bin;
Täglich auf der Lauer liegen,
List mit Schlauheit zu bekriegen,
Schaffet wahren Hochgenuß,
Der erhebend wirken muß.

Wie kann man „mit Schlauheit" den Wald betreten, den man für hehrer als den Dom erklärte? Dagegen nennt er den nicht durch die Gewalt der Stürme, sondern durch eine Säge bewirkten Sturz eines Riesenstammes „Meuchelmord".

Die Diction ist oft gehoben, sinkt aber auch nicht selten noch unter die Prosa herab, z. B.:

Wenn junger Lenz mit seinen Sonnenstrahlen
Die Schöpfungsräume kreuz und quer durchschießt.

Wir drücken uns unmaßgeblich poetischer so aus:

Wenn junger Lenz aus Himmels Azurschalen
Goldfluten Lichtes durch die Räume gießt,
Daß überall, auf Bergen und in Thalen,
Was blühen will, nun keimet, knospet, sprießt....

Zusammensetzungen wie Blitzesfunkenschlag, Fiederweltregion (Gefiederweltregion) u. s. w., äußerlich aneinandergeheftet, nicht innerlich erwachsen, welche der Prosa geziemen mögen, hat die Poesie zu vermeiden.

Sollen wir Gedichte hervorheben, so seien es folgende: „Waldconcert", „Waldsee", „Abendfeier", „Am Birkenbühl", „List gegen List", „Allerseelen", „Wo sind die Sterne?" „König Frost", „Du weißt ja wo!" „Du weißt ja wie!"

„Denkst du daran, geliebte Eine,
Wo ich mit dir im Mondenscheine
Aus dem Gewühl des Städtchens floh,
Du weißt ja wo!

„Wo ich durch seliges Umarmen
An deiner Brust, der liebewarmen,
Genaß von allem Ach und O,
Du weißt ja wo!

„Wo wir im Wäldchen still und kühle,
Erfüllt von einem Hochgefühle,
So wohl uns fühlten und so froh,
Du weißt ja wo!"

„Noch immer denk' ich jener Tage,
Wo wir der schwersten Last und Plage
Vergaßen und der Lebensmüh,
Du weißt ja wie!

„Wo wir, als hoch am Himmelsbogen
Die Sterne blinkend aufwärts zogen,
Von Glück geschwärmt und Poesie,
Du weißt ja wie!

„Wo wir im eignen Selbstvergessen
Beisammen Hand in Hand gesessen
Und schwuren, uns zu lassen nie,
Du weißt ja wie!"

2. Monodramen neuer Form. Material für den rhetorisch-declamatorischen Vortrag. Von Richard von Meerheimb. Dresden, Jaenicke. Gr. 16. 3 M.

Auf 171 Seiten 23 meist längere Gedichte, die der Verfasser Monodramen nennt. Wie dies zu verstehen, dafür gleich ein Beispiel. Ein französischer Vivisector macht vor deutschem Publikum unter begleitenden Erläuterungen seine Experimente. Was letzteres dazu sagt, erfahren wir aus den Worten des Mannes, in welchem sich die von seiten des Publikums gemachten Aeußerungen

des Unwillens wiederholen, also stoß- und bruchstückweis wiederholen. Demnach ist hier das Publikum im Vivisector mit einbegriffen. Solche Monodramen würden am Ende alle Dramen, Epen, Romane überflüssig machen; wir wollen aber neben Don Quixote auch Sancho Pansa hören. Wenn unser Dichter auf dem Titelblatt seiner Monodramen die Worte aus Platen's „Romantischem Oedipus" zum Motto nimmt:

Wo wäre denn
Die Breite, die dem Trauerspiel nothwendig ist?
Der Nebenbeipersonen reiches Uebermaß —

so übersieht er, daß Platen nur die vielen Nebenbeipersonen, keineswegs aber die einzelnen Charaktere des Dramas, wenn es auch nur wenige wären, in einer Monas verschwinden lassen will.

Anders verhält sich die Sache, wenn das Subject allein ist, oder genöthigt ist allein zu sein, wo dann in der Erwartung der Dinge sich aus der Spannung der Seelen zwei Verhältnisse lösen oder dem Ich ein zweites, gewissermaßen doppelgängerisches als Object oder vorgespiegelte Situation gegenübertritt, mit der Aufforderung, letztere mit einer wirklichen zu vertauschen. In diesem Falle war Macbeth. Sein Ziel ist die Beseitigung des Königs. Aber wie ihn beseitigen? Was er sich lebhaft denkt, erscheint ihm unter der Gestalt eines Dolches, mit welchem sich das von dem ersten oder ursprünglichen Ich losgetrennte doppelgängerische zweite Ich bewaffnet, um ersteres augenscheinlich zu veranlassen, das zu thun, was es nicht recht zu thun wagte. „Du (der Dolch der Einbildung) gehst mir vor den Weg, den ich will schreiten", sagt Macbeth. Also eine Unterredung zwischen dem Ich als Subject und dem Ich als Object: zwei Personen in einer Person. Monodramen von dieser Art finden wir ja auch bei unserm Dichter, z. B. in „Elisabeth Cazotte", deren Gedanke an die ersehnte Rettung ihres Vaters, den man dem Blutgerüste zuführen will, sich so lebhaft steigerte, daß sie, obwol sie allein im Gefängniß blieb, die Worte „Frei! Triumph!" von den Lippen derer hört, die sie nicht wirklich sieht und nicht wirklich hört. Alle solche innern Vorgänge, diese Zwiesprache des Menschen mit sich selbst, kommen bei Shakspeare, Goethe und vielen andern Dichtern bis in das tiefste Alterthum höchst wirksam zur Erscheinung. Wenn unser Dichter solche Selbstgespräche als eine „neue Kunstform" ansieht, deren „Prioritätsrecht" er für sich in Anspruch nimmt, so müssen wir sagen, daß er sich im Irrthum befindet: diese Kunstform ist so alt wie die Poesie selber.

Außer einigen Stücken in Prosa und Versen ist das andere im nicht gereimten fünffüßigen Jambus geschrieben, doch finden wir auch ein Gedicht und zwar das längste (19 Seiten): „Der Mentor auf dem Parket", in antiker oder Distichenform. Leider aber enthält es zahlreiche metrische Verstöße, wie dies freilich bei den meisten Dichtern der Neuzeit der Fall ist, obwol ihnen viele gute Vorbilder nicht fehlen. Uebrigens bewährt der Dichter in Uebereinstimmung mit seinen früher herausgegebenen Poesien auch hier die Lebhaftigkeit der Phantasie und die Energie des alles Schwächliche vermeidenden Ausdrucks, sodaß diese „Monodramen" sich sehr wohl zu rhetorisch-declamatorischen Vorträgen eignen, wie sie ja auch bereits in erfreulicher Weise zu solchen gedient haben.

Rudolf Eulemann.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Der bekannte ultramontane Abgeordnete A. Reichensperger hat eine Schrift: „Parlamentarisches über Kunst und Kunsthandwerk nebst Glossen dazu", erscheinen lassen (Köln, Bachem). Nach einer sehr ausführlichen, der Selbstvertheidigung gewidmeten Einleitung läßt er im Wortlaut seine im preußischen Abgeordnetenhause gehaltenen Reden folgen, welche Bezug auf die Kunstpflege haben. Wenn Reichensperger auch immer nur als Dilettant urtheilt und so manches Schiefe oder Einseitige sagt, so gibt er doch wiederum beherzigenswerthe Winke und kämpft gegen verschiedene unberechtigte Zöpfe der Herren Akademiker. Die vorliegende Sammlung von Reden hat aber nur für den wirklich Urtheilsfähigen Werth; den Dilettanten kann Reichensperger leicht irre führen.

— Ein anonymer Wagnerianer beantwortet die Frage: „Was ist Stil?" (Leipzig, L. Senf). Stil ist nach ihm die bis ins Kleinste durchgeführte Uebereinstimmung zwischen Inhalt und Form, zwischen dem Auszuführenden und der Ausführung. Das Ganze läuft auf eine Verherrlichung Richard Wagner's hinaus; weil dieser allein im Besitz des echten musikalischen Stils sei, so müsse um jeden Preis eine Stilbildungsschule in Baireuth gegründet werden. Dieselbe koste ja nur die Kleinigkeit von 900000 Mark und werde sich der persönlichen Leitung des „Meisters" erfreuen. Also frisch ans Werk! Wollt ihr „eine dauernde Institution für die Ausbildung reinen Stils und fester Tradition deutscher Kunst" haben, so häuft zu den für die Nibelungentetralogie in Baireuth verschwendeten Summen noch neue; das große Universalgenie des Jahrhunderts und sein Prophet Hans von Wolzogen werden es euch danken.

— „Die Verwahrlosung des modernen Charakters" sucht Max Vogler in einer bei P. Frohberg in Leipzig erschienenen Schrift zu erklären und zu überwinden. Unleugbar behandelt der Verfasser sein Thema mit hohem persönlichen Interesse, mit großer Sachkenntniß und mit Beherrschung der einschlagenden Literatur. Er überschaut und würdigt ganz richtig alle zur Bildung des modernen Charakters mitwirkenden Factoren, ist vielleicht hin und wieder ein wenig pessimistisch angehaucht, äußert aber viel Treffendes. Wir wünschen dem Buche eine weite Verbreitung.

— E. Molchow hat eine Broschüre erscheinen lassen: „Aegypten und Palästina oder Religion und Politik" (Zürich, Verlags-Magazin). Der Verfasser geht davon aus, daß die Rivalität zwischen den beiden Reichen Juda und Israel in Sage und Gesetzgebung sich geltend gemacht habe, und daß hiermit ein ergebnißreicher kritischer Schlüssel gefunden sei. Er behandelt möglichst aphoristisch viele bunt durcheinandergewürfelte Fragen, um an dieselben seine eigenen geistreichen Einfälle und kritischen Bemerkungen anzuknüpfen. Er will Beiträge liefern zu einer rationellen Behandlung des biblischen Geschichtsunterrichts, irrt

aber, wenn er meint, daß die Resultate subjectiver Kritik ohne weiteres auf dem Boden der Schule verwendbar wären.

Ausländische Literatur.

A. A. Swinburne hat die englische Literatur durch ein neues Werk: „Studies in Song", bereichert, das hauptsächlich zur hundertjährigen Feier des von ihm hochverehrten Dichters Walter Savage Landor bestimmt ist, aber auch außerdem mancherlei Schönes enthält. So soll nach dem „Athenaeum" die „By the North Sea" überschriebene Dichtung an reicher Mannichfaltigkeit der Musik und zauberhafter Großartigkeit der Schilderung fast alle seine frühern Leistungen in diesem Genre übertreffen.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß Swinburne seinerseits in einem vortrefflichen Artikel in „The Fortnightly Review" über Alfred Tennyson und Alfred de Musset, ebenso wie wir unlängst in d. Bl., die neueste Dichtung „Rizpah" des englischen Laureaten als eine der gewaltigsten und schönsten, die Tennyson geschaffen, rühmt, ja es will fast scheinen, er stelle sie über alle seine bisherigen Leistungen.

— Unter den letzterschienenen englischen Romanen, die sich auch in der Tauchnitz'schen Sammlung befinden, sind diesmal einige ganz besonders hervorragende zu erwähnen:

„The Trumpet-Major" von Thomas Hardy (Nr. 1951 und 1952 der Tauchnitz-Edition) übertrifft vielleicht noch dieses, wie man ziemlich allgemein annimmt, ersten jetzt lebenden Romanschriftstellers Englands erste Schöpfung: „Far from the Madding Crowd"; es kann ungescheut den besten Erzeugnissen Fritz Reuter's, mit dem er die meiste Aehnlichkeit hat, an die Seite gestellt werden.

Der anonyme Roman „Mehalah, a Story of the Salt Marshes" (Nr. 1955 der Tauchnitz-Edition) würde als etwas ganz Neues und Eigenartiges in der Schilderung der Liebe zu bezeichnen sein, hätte nicht Frau von Hillern in „Und sie kommt doch" bereits etwas Aehnliches geschaffen. An Gewalt der Leidenschaft und der Sprache sowie an Eigenthümlichkeit und Grausamkeit der Handlung gleichen sich beide Romane in bemerkenswerther Weise, womit wir indessen durchaus nicht etwa auf Plagiat anspielen wollen. Der Held in „Mehalah" ist nämlich doch anders geartet als der Mönch im ebengenannten deutschen Romane: er glaubt an Bestimmung in der Liebe und hat sich ein völliges System aus seiner Theorie gebildet, dem er mit der äußersten Zähigkeit huldigt und das er vielleicht nur zu wortreich und zu oft vorträgt. Dies wäre aber auch die einzige Ausstellung, die wir an dem jedenfalls mit seltener Begabung verfaßten Romane zu machen hätten. Beide genannten Romane sind die beachtenswerthesten Erscheinungen, welche die üppige englische Romanliteratur der neuesten Zeit hervorgebracht hat.

Merkwürdigerweise — oder auch nicht, denn solches Zusammentreffen ist fast etwas Regelmäßiges in der Literatur wie in der Wissenschaft — hat George Meredith, auch einer der begabtesten neuern Romanschriftsteller, in „The Tragic Comedians" (Nr. 1956 der Tauchnitz-Edition) etwas Aehnliches zu Tage gefördert wie „Mehalah", nur daß die Charaktere einer höhern Schicht der Gesellschaft angehören als die in gedachtem Roman. Der Held seines Buchs ist nämlich kein anderer als Lassalle, und die Heldin Frau von Racowitza, deren Schrift „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle" nicht nur die Handlung der Hauptsache nach entlehnt ist, sondern stellenweise auch der Dialog. Immerhin hat Meredith es verstanden, seiner Erzählung einen höhern Zug und ein eigenthümliches Interesse zu verleihen. Wie in „Mehalah", so wird auch hier die Liebe als etwas Unwiderstehliches, Fatalistisches dargestellt, und hierin liegt die oben angedeutete Aehnlichkeit zwischen den beiden Romanen, von denen einer Dichtung, der andere Wahrheit ist. An fast elementar zu nennender Gewalt jedoch steht letzterer der „Mehalah" weit nach.

— Einer der bedeutendsten Beiträge zur Geschichte der französischen Revolution ist „Histoire du Tribunal révolutionnaire de Paris" von H. Wallon in zwei Bänden. Das Vorwort, worin der Verfasser sich über die heutigen Zustände Frankreichs ausspricht, dürfte bei der extremen Partei Anstoß erregen. Im Werke selbst liegt ein entschiedenes Verdammungsurtheil der Commune.

— Ein in jeder Hinsicht sehr nachlässig geschriebenes Werk ist „Molière, sa femme et sa fille" von Arsène Houssaye.

— „Causeries Florentines" von Julian Klaczko befassen sich mit Dante, Petrarca und Michel Angelo und haben alle Vorzüge der frühern Schriften dieses genialen Verfassers.

— Mit „La Bohême Tapageuse", welches aus drei Theilen besteht und zwar: „I. Raphaëlle", „II. La Duchesse d'Arvernes" und „III. Carysandre", hat der Verfasser Hector Malot einen bedeutenden Erfolg erzielt. Nur ist er in die Fußstapfen Daudet's getreten und hat wirkliche Personen auf die Scene geführt.

— Der bisher blos als Kunstkritiker bekannte Philippe Burty hat sich nun auch auf dem Gebiete des Romans versucht und eine Kunstnovelle, „Grave Imprudence" betitelt, veröffentlicht, die ebenfalls als ein Erfolg bezeichnet werden kann. Persönliche Erfahrungen spielen auch hier mit hinein, und wohlbekannte Persönlichkeiten liegen ebenfalls unverkennbar den darin auftretenden unter dünner Hülle zu Grunde.

Bibliographie.

Adelmann, A. Graf, Schwert und Feder. Roman. Jena, Costenoble. 8. 4 M. 50 Pf.

Deutsche Bühnen-Genossenschaft. Officielles Organ der „Genossenschaft deutscher Bühnen-Angehöriger". Red.: W. Mannstaedt. 10ter Jahrgang. 1881. Berlin, Günther. Imp.-4. Vierteljährlich 4 M.

Cassel, P., Iron und Isolde, ein altdeutsches Sagenbild, und Der Bär von Berlin. Zwei Abhandlungen. Zum 27. Februar. Berlin, Wohlgemuth. 8. 1 M. 50 Pf.

Eliot, G., Die Juden und ihre Gegner. Ein Essay. Autorisirte Uebersetzung von E. Lehmann. Hamburg, O. Meißner. 1880. 8. 60 Pf.

Förster, B., Das Verhältniss des modernen Judenthums zur deutschen Kunst. Vortrag. Berlin, M. Schulze. Gr. 8. 1 M.

Groß, F., Mit dem Bleistift. Geschichten und Skizzen. Leipzig, Meißner. 8. 4 M.

Heeß, J., Des Priesters Rache. Dramatisches Bild aus dem XVIII. Jahrhundert. Mainz, Kirchheim. 8. 75 Pf.

Joël, D., Der Aberglaube und die Stellung des Judenthums zu demselben. 1stes Heft. Breslau, Koebner. Lex.-8. 3 M.

König, E. A., Der goldene Schatz aus dem dreißigjährigen Kriege. Roman. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 18 M.

Kuhn, K., Die mißglückte Weiberkur. Lustspiel mit Gesang. Augsburg, Kranzfelder. 8. 50 Pf.

Lafonge-Agimont, Die Pathin des Fürstbischofs. Historische Novelle. Nach dem Französischen bearbeitet von A. Laicus. Mainz, Kirchheim. 8. 2 M.

Molchow, E., Ist der Pentateuch von Moses verfaßt? Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 80 Pf.

Nadler, K. G., Fröhlich Pfalz, Gott erhalts! Gedichte in Pfälzer Mundart. Herausgegeben von L. Eichrodt. Lahr, Schauenburg. 8. 2 M. 25 Pf.

Schneeberger, P. H., Das Urbild zu Schillers Jungfrau von Orleans. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 40 Pf.

Seuffert, B., Klein und Schiller. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 40 Pf.

Streckfuß, A., Auf Urlaub. 2 Thle. Berlin, Goldschmidt. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Student von Ulm. Von W. J. Stuttgart, Metzler. 1880. 12. 50 Pf.

Temme, J. D. H., Nach Jahren. Criminal-Geschichte. Berlin, Goldschmidt. 8. 50 Pf.

Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 5te Serie. 3ter Bd.: Vom Nil zum Ganges. Wanderungen in die orientalische Welt von P. Cassel. — 4ter Bd.: Von der Maladetta bis Malaga. Zeit- und Sittenbilder aus Spanien von W. Lauser. Berlin, A. Hofmann. Gr. 8. à 6 M.

Vogeler, A., Otto von Nordheim in den Jahren 1070—1083. Beitrag zur Geschichte König Heinrich's IV. Minden, Körber u. Freytag. 1880. Gr. 8. 2 M.

Zobeltitz, F. v., Fürst Bismarck. Ein Lebensbild für Volk und Heer. Berlin, Militaria. Lex.-8. 80 Pf.

— — Feldmarschall Graf Moltke. Ein Lebensbild für Volk und Heer. Berlin, Militaria. Lex.-8. 80 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 15. —— 14. April 1881.

Literarische Unterhaltungen.

Arrigo Boito's Oper „Mephistopheles".

Die Deutschen haben sich dem Auslande gegenüber seit jeher höchst geduldig und duldsam bewiesen. Nicht nur daß man bei uns alle auswärtigen Producte überhaupt von vornherein als werthvoller und lebensfähiger betrachtet als die eigenen: man findet selbst alle Ungeheuerlichkeiten und Ungehörigkeiten fremdländischer Abstammung beifallswürdig und zum mindesten interessant. Während man über einen Einheimischen, der besondere Wege wandelt und künstlerische Unthaten begeht, Zetermordio schreit, bemüht man sich, in allen auswärtigen Absonderlichkeiten das Eigenthümliche, das Originelle, das Geistreiche herauszusuchen. Und wenn man sich noch so wenig von Herzen zu einem wahren, überzeugungstreuen Beifall zwingen kann, so weiß man sich doch immer mit dem Wörtchen „interessant" zu helfen; man bezeichnet unter dieser Marke bereitwilligst, was von Grund aus fremdartig, widersinnig oder ungehörig ist. Denn was vom Auslande kommt, interessirt selbstredend, so wenig Interesse es auch verdienen mag. Was auf deutschem Boden nicht zu wachsen vermag, was bei uns nicht gemacht werden kann, erweckt um so mehr unsere Aufmerksamkeit und hat Erfolg.

Hierin liegt die eine Seite unserer übertriebenen Duldsamkeit. Die andere besteht darin, daß wir mit der größten Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit uns gefallen lassen, wenn fremdländische Texträuber die anerkanntesten Meisterschöpfungen unserer großen Dichter nach eigenem Bedarf zustutzen, ummodeln und verarbeiten und die herrlichen Gestalten unserer nationalen Poesie in den wundersamsten Gewandungen auf die Bühne zerren und verzerren. Wir haben es geduldig zugesehen, wie die schönsten Phantasiegeschöpfe unserer hervorragenden Dichtungen, die uns längst in ihrer ursprünglichen Sprache gesagt haben, was sie zu sagen hatten, und auch von uns verstanden waren, in fremdländischen Tönen und Weisen uns anzusingen begannen, und wir haben zumeist recht weidlich Beifall geklatscht, selbst wenn die Transscriptionen noch so sehr dem Bilde widersprachen, welches uns schon in Fleisch und Blut übergegangen war. Ja es ist vielfach in Deutschland so weit gekommen, daß die sogenannten gebildeten Leute sich damit begnügen, die classischen Werke unserer Nationalliteratur auf weiten Umwegen durch andere Länder, in Rückübersetzungen aus andern Sprachen und in oftmals höchst unzutreffenden musikalischen Interpretationen kennen zu lernen.

Unter diesen Umständen kann man es dem Dichter Victor Hugo durchaus nicht verargen, daß er mit aller Kraft und mit allem Selbstbewußtsein protestirte, als seine Trauerspiele unbeanstandet von italienischen Librettisten für Opern verarbeitet wurden. Seine Klage gegen Donizetti's „Lucrezia Borgia" und seine rücksichtslose Forderung, die bekanntlich auch durchging, daß diese Oper für Paris von Grund aus umgearbeitet werden müßte, sodaß der Titel in „La Renegata" und die italienischen Edelleute in Türken umgewandelt wurden, waren jedenfalls gerechtfertigt. Dagegen wird man es keineswegs billigen können, daß er sich nach der Verarbeitung seines „Hernani" durch die Herren Piave und Verdi einfach mit einer Geldentschädigung abfinden ließ und die Frage als eine rein geschäftliche und pecuniäre auffaßte, anstatt sie als eine principielle zu erkennen und endgültig zu einer Entscheidung zu führen. Es wäre in der That einmal Zeit, den großen Dichtern die Genugthuung zu schaffen, daß ihre Schöpfungen nicht jedermann zur beliebigen Benutzung überlassen bleiben und der Gier aller beliebigen

Librettoschreiber als Opfer dienen dürfen. Wie schwer auch die Frage ist, sie fordert energisch eine für die ursprünglichen Schöpfer von Kunstwerken würdige Lösung. Nachdem Shakspeare, Goethe und Schiller mit ihren besten Dichtungen zu den unwürdigsten und stümperhaftesten Opern- und Operettenbearbeitungen haben herhalten müssen, kann sich kaum ein hervorragender Dichter, dessen Schöpfungen einmal allgemeinen Beifall gefunden haben, ruhig schlafen legen, ohne befürchten zu müssen, daß seine Werke über kurz oder lang nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt, sondern in zeitgemäß zugeschnittenen musikalischen Bearbeitungen von vielfach sehr zweifelhaftem Werthe der Menge vorgeführt werden. Die Thatsache, daß es heutzutage viele Kreise gibt, die nur den „Faust" von Gounod, die „Mignon" und den „Hamlet" von Thomas, den „Don Carlos" von Verdi, den „Tell" von Rossini her kennen, ist eine so betrübende und bemerkenswerthe, daß eine Abhülfe dringend noththut. Man wird unwillkürlich an das Dictum jener Pensionsmutter erinnert, die in ihrer hohen Weisheit den Zöglingen erklärte, die Mythologie sei dafür da, daß man die modernen Opern und Operetten verstehen könne. Unsere großen dichterischen Meisterwerke sind für viele auch nicht anders vorhanden als in den zumeist kläglichen Bearbeitungen, und daß diese nicht im Stande sind, ein Verständniß der Originalarbeiten zu erschließen, braucht wol nicht bezweifelt zu werden.

Man sehe sich nur einmal die Textbücher der Herren Jules Barbier und Michel Carré — und diese Librettisten sind wol noch die minder schlimmen — im französischen Original genauer an und befrage sich aufs Gewissen, ob eine solche Verarbeitung von großen Meisterwerken erlaubt werden darf. Sie beweisen nicht nur eine bedenkliche Armuth an selbständiger Erfindung, sondern auch eine recht kecke Speculation auf die gewöhnlichste Vergnügungslust und den flachen gedankenlosen Geschmack des Publikums.

Goethe's „Faust" hat vor allem dem Auslande viel zu schaffen gemacht und des Oestern zu den verschiedensten Metamorphosen Anlaß gegeben. Die neueste derselben, welche in der jüngst so vielseitig besprochenen Oper „Mephistopheles" von Arrigo Boito zu Tage tritt, ist eine der absonderlichsten und, um es gleich zu sagen, auch unverzeihlichsten. Leider wird man sich in Deutschland daran gewöhnen müssen, die Bearbeitung meist als geistreich, interessant und eigenthümlich bezeichnen zu hören.

Die Oper ist kein neues Werk mehr. Der entschieden talentvolle Componist, ein geborener Paduaner und nahezu vierzig Jahre alt, welcher seine erste Ausbildung auf dem mailänder Conservatorium erhielt und auf Grund eines Staatsstipendiums Frankreich und Deutschland besuchte, wobei er sich mehrere Jahre in Leipzig aufhielt, brachte sein Erstlingswerk schon im Jahre 1868 in Mailand zur Aufführung. Doch wußte er sich bei seinen Landsleuten keine sofortige Anerkennung zu erwerben. Die Oper fiel glänzend durch. Erst nach sieben Jahren versuchte Boito, sie in Bologna nochmals auf die italienische Bühne zu bringen. Er hatte das Werk, welches ursprünglich einen gar zu endlosen Umfang gehabt haben soll, bedeutend gekürzt, und nun verwandelte sich der erstmalige Mißerfolg in einen plötzlichen fast beispiellosen Erfolg. Die Oper machte sich Bahn über fast alle größern italienischen Bühnen und gelangte, nachdem der Localpatriotismus und der maßlose Enthusiasmus des Südens reiche Blüte getragen und den Namen des neuentdeckten Musikgenies in alle Welt ausposaunt hatte, auch im Auslande zu großem Ansehen.

In Deutschland hat das Stadttheater der alten heiligen Colonia, welches sich in letzter Zeit mit Vorliebe, wenn auch nicht immer in angemessener und ausgereifter Darstellung, des Neuen und Neuesten annimmt, den Anfang gemacht, das „eigenthümliche und geistreiche" Werk des vormals in seinem Vaterlande verkannten Italieners einem größern Publikum zu vermitteln. Pollini's Musentempel in Hamburg folgte dem Beispiel einige Tage später mit einer jedenfalls bessern und sorgfältigern Aufführung, und nun werden voraussichtlich die übrigen deutschen Theater der Reihe nach sich bestreben, das interessante Kunstwerk dem deutschen Volke vorzustellen und beklatschen zu lassen. Die liebenswürdige Duldsamkeit, welche das deutsche Volk den Producten des Auslandes entgegenbringt, wird sich hierbei wieder einmal nach allen Seiten hin bewähren. Und doch scheint es nach allen Wahrnehmungen, als ob man in Deutschland von ernster Seite wol kaum andere Urtheile vernehmen werde als eben die altbeliebten Epitheta: „eigenthümlich", „geistreich" und „interessant". Wenigstens spielten diese Wörtchen eine Hauptrolle in den Zeitungsberichten über die ersten Aufführungen des Werks. Eine wirkliche ästhetische Befriedigung, einen wahrhaft künstlerischen Genuß wird voraussichtlich niemand davontragen. Der etwaige Erfolg des mit Unrecht als Oper bezeichneten Werks wird immer nur ein äußerer, auf der Ausstattung, den Arrangements, den Ballets beruhender bleiben.

Was die Bearbeitung des Textes angeht, so bin ich einmal so undeutsch, denselben allerdings durchaus eigenthümlich, keineswegs aber geistreich und interessant zu finden. Wer eine wahre, warme Empfindung für deutsche Kunst und deutsche Kunstentwickelung besitzt, der muß mit Ernst und Eifer Verwahrung gegen eine solche frevelhafte Verunstaltung und Verballhornung unsers edelsten deutschen Dichterwerks einlegen und mit allen Mitteln dagegen kämpfen, daß überhaupt einem solchen Zerrbilde weitere Verbreitung verschafft wird. Die Zusammensetzung dieses Textbuchs, das auf das gewissenloseste Goethe's „Faust" zerhackt, verstümmelt und selbst verbessert und verändert, geht denn doch über alles Erlaubte hinaus. Die Bearbeitung mag nach Analogie der Ballet- und Ausstattungsstücke entstanden sein, wie man sie in Italien zu Hunderten zu sehen bekommt. Während aber bei diesen eine gewisse anerkennenswerthe Anspruchslosigkeit vorwiegt, wie es in der Natur der Sache begründet ist, und die Pantomimen, die Ballets, die Decorationen die Hauptsache bilden, tritt in

Boito's „Mephistopheles" die Musik und der Text mit einem gehörigen Vorrath von Prätension auf. Statt der Pantomimen erhalten wir regelrechte Recitative, Arien, Duette nach den Worten Goethe's und, wo diese dem Componisten nicht ausreichten, noch willkürliche Einschaltungen — und das Ganze nennt sich selbst mit der größten Unverfrorenheit eine Oper.

Diese Benennung und Einreihung in das Gebiet der dramatischen Kunst muß dem Werke von vornherein abgesprochen werden, wobei man gar nicht einmal einer der strengsten Anhänger des alten Aristoteles zu sein braucht. Von einer einheitlichen dramatischen Handlung und einer dramatischen Entwickelung der einzelnen Charaktere ist kaum die Rede, und man würde sich schwerlich in den verschiedenen, willkürlich aus dem Ganzen herausgerissenen Abtheilungen und Scenen zurechtfinden können, wenn einem nicht der „Faust" so durch und durch bekannt wäre, wenn man nicht den Zusammenhang längst vor der Seele stehen hätte. Aber gerade dadurch wird auf der andern Seite die Sache um so schlimmer. Gerade weil uns Goethe's „Faust" Gemeingut ist, können und dürfen wir es nicht billigen, wie ein fremder Künstler mit dem hohen und herrlichen Werke eines weit größern Künstlers umspringt, wie er aus dessen reichem Schatze an unsterblicher Poesie hervorpickt, was ihm gerade paßt, und die einzelnen Perlen zu übertünchen und mit falschen Perlen zu ergänzen sucht. Der oberflächlichste Blick in das Textbuch genügt, um zu zeigen, wie respectlos der fremde Künstler hier verfahren hat, und all sein Talent vermag diese tausendfältigen Sünden nicht wieder gut zu machen. Je weniger Pietät der Componist für das Originalwerk Goethe's beweist, um so mehr läßt er sich von seinem musikalisch-praktischen Sinne leiten. Nur was Gelegenheit zu recht verschiedenartigen und wirksamen musikalischen Behandlungen abgibt, nimmt er dankbar in seine „Oper" auf, und die Handlung wird nur dadurch lose zusammengehalten, daß Mephistopheles seine Wette mit dem Herrn verliert. Die Ueberlistung des Teufels schien dem Tonschöpfer denn auch das Wichtigste an der Sache zu sein, sodaß er den Titel in „Mephistopheles" verwandelte, wie seinerzeit Gounod, dem Gretchen's Leidenschaft die Hauptsache war, sein Werk „Margarethe" taufte. Wie man aber eine solche Verarbeitung des deutschesten Kunstwerks in Deutschland obendrein geistreich und interessant finden kann, wird schwer zu begreifen sein. Ein Deutscher dürfte mit einem solchen Zerrbild nicht vor das Publikum treten, und dem Fremden können wir nur deshalb vieles zugute halten, weil er ein Fremder ist, weil er offenbar anders empfindet, als es uns möglich ist, und überhaupt meilenweit davon entfernt ist, den deutschen „Faust" verstehen und nachempfinden zu können.

Nach alledem ist eine nähere Darlegung der Handlung kaum von nöthen. Es sei nur kurz der Gang derselben erwähnt und der auffallendsten Veränderungen gedacht.

Hans Müller.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Heinrich Schliemann's Troja.

Ilios. Stadt und Land der Trojaner. Forschungen und Entdeckungen in der Troas und besonders auf der Baustelle von Troja. Von Heinrich Schliemann. Mit einer Selbstbiographie des Verfassers, einer Vorrede von Rudolf Virchow und Beiträgen von P. Ascherson, H. Brugsch-Bey, E. Burnouf, Frank Calvert, A. J. Duffield, J. P. Mahaffy, Max Müller, A. Postolaccas, A. H. Sayce und R. Virchow. Mit circa 1800 Abbildungen, Karten und Plänen in Holzschnitt und Lithographie. Leipzig, Brockhaus. 1881. Gr. 8. 42 M.

Troja, Mykenä, Olympia, Samothrake, Kypros, Pergamum und in letzter Zeit Orchomenos: ein märenhafter Reichthum, der sich auf wenige Jahre zusammendrängt, eine Ernte, wie sie der Archäologie und Culturgeschichte seit ihrer Existenz als Wissenschaft noch nie auch nur entfernt zutheil geworden ist und in der Perspective eine unabsehbare Zahl neuer Aufgaben und zu lösender Probleme, im Vorgrunde aber der Mann, dessen Finderglück allein mit seiner Energie verglichen werden kann, und der jedenfalls als phänomenale Erscheinung in der Geschichte der Archäologie dastehen wird, solange diese für ihre Gründer und Förderer eine dankbare Erinnerung behält. Seiner frühern Publication über „Trajanische Alterthümer" (Leipzig 1874) hat Heinrich Schliemann nun eine neue, in jeder Hinsicht reichere und gediegenere folgen lassen, welche, wie einst die frühere, zu besprechen unsere Aufgabe ist.

Das Werk ist in jeder Beziehung stattlich zu nennen — seinem Umfange, seinem Inhalte, seiner Ausstattung nach. Letztere dürfte vielen als etwas zu luxuriös erscheinen, da ja ein Prachtwerk eigentlich erst dann sich rechtfertigt, wenn ein abgeschlossenes fertiges Ganzes vorliegt, das con amore genossen werden kann, das überschaulich sich unsern Blicken beut, und zwar so, daß diese neben der goldenen Frucht auch der silbernen Schale sich freuen dürfen. Nun ist allerdings die Untersuchung hier noch gar sehr im Werden und noch lange nicht an der Reife der Thatsachen angelangt; von einer wirklichen Frucht, dem Ziel aller Entwickelung, in welcher der genetische Fortschritt vom Keime an am Faden der Causalität könnte nachgewiesen werden, ist noch gar keine Rede; wir stehen rathlos, verblüfft vor einem massenhaften, confusen Material, vor einem Berg voller Geheimnisse, und wenn ihn auch die eiserne Energie eines einzelnen gesprengt und seine Eingeweide durchwühlt hat — erschlossen ist damit sein Räthsel, sein innerstes Wesen noch lange nicht; der Zauberer, dem er gern sein Inneres öffnet auf den Ruf: „Berg Sesam, thu dich auf", wird

wol noch lange auf sich warten lassen, länger als Schliemann meint, dessen begeistertes Auge schon jetzt das Mysterium zu durchdringen wähnt. Wir haben einstweilen in seinem Buch eine erste Sichtung des ungeheuern Stoffs, ein gewissenhaftes Inventar des Fundes, sauber geordnet, möglichst nach Kategorien eingetheilt, daneben allerdings auch bloße Ausgrabungsberichte; aber als Gegengewicht auch fertige, umrahmte und ausgemalte Bilder (vgl. das erste, zweite und theilweise dritte Kapitel, enthaltend: „Das Land der Trojaner" [Umfang, Gebirge, Flüsse, Klimatologie, Panorama der Ebene, Zoologie, Flora]; „Ethnographie der Trojaner" [nebst Topographie von Troja und anderm, was besser dem vorhergegangenen Abschnitt einverleibt worden wäre] und „Trojas Geschichte"); indessen auch die Ausgrabungsberichte haben trotzdem, daß sie nur gleichsam als das Proömium zu den folgenden Darstellungen aufzufassen sind, ein eigenthümliches Interesse sowol durch die lebendige und anschauliche Schilderung, als auch durch die Persönlichkeit des Schilderers selbst. Schliemann schreibt sympathisch, schreibt fesselnd, weil er mit seinem Herzblut schreibt; es ist ein wahrhaft erquickendes Gefühl, es mit einer Persönlichkeit zu thun zu haben, welche bis auf den letzten Rest aufgeht in ihrer Idee, deren selbstlose Gewissenhaftigkeit, deren lebendigstes sachliches Interesse sich in jedem Satze spiegelt. Wen sollte dieses warme Colorit, unter dessen Oberfläche man die Begeisterung glühen sieht, nicht auch wohlthätig berühren? Ein Reflex davon muß übergehen auf jeden, der sich aus den Tagen der Jugend ein Stück wahrhaft menschliches Empfinden herübergerettet hat auf die Stufe des gereiften Denkens; denn ein solches Schauspiel bietet sich nicht oft in der Geschichte der Wissenschaft. Es handelt sich nicht blos um einen opferfreudigen Jünger derselben, sondern um einen solchen, der daneben ein volles Maß kindlicher Naivetät (im besten Sinne) zu bewahren gewußt hat, der gar kein Hehl daraus macht, daß er auch ein Stück Ehrgeiz zu befriedigen habe — aber wie wohlthuend wirkt dieser unschuldige Ehrgeiz auf uns, wenn wir ihn mit der düster flackernden Flamme vergleichen, die andere nach und nach verzehrt. Schliemann's Ehrgeiz, den man ihm von Herzen gönnen darf, ist das Secundäre, er ist die Folge seiner primären Begeisterung, und diese versöhnt uns mit allem sanguinischen Ueberschuß und Ueberschwang, allen utopischen Gelüsten und glaubensseligen Extravaganzen ihres Besitzers. Seine Persönlichkeit gehört einstweilen noch mit zu dem Vollbild von Troas, und darum ist es auch ganz in der Ordnung, daß Schliemann der Geschichte seiner Ausgrabungen eine Autobiographie vorangehen läßt. Was bei vielen, bei den meisten Verfassern als überflüssig, als Allotrion gelten müßte, ist hier ein beinahe nothwendiges Glied des Ganzen. Der Liebhaber wird sich aber noch mehr gefallen lassen als eine Bekanntschaft mit der hochinteressanten Persönlichkeit Schliemann's, er wird sich auch gern die Pläne, Ansichten und Veduten, die massenhaften Abbildungen von Töpferfabrikaten, sogar die Hunderte von Terracottawürfeln (am Schluß des Werks) gefallen lassen. Manches davon war ja nothwendig zur Veranschaulichung, vieles aber, vielleicht der größere Theil des Gegebenen, ist in der That für das Verständniß überflüssig und kann nicht einmal immer den Anspruch erheben, als angenehmer Schmuck und Zierath des Buchs zu gelten. Andere dagegen, welche für knappe Darstellung der wissenschaftlich-werthvollen Thatsachen weniger Interesse haben, werden ihr Vergnügen gerade an der reichen Ausstattung finden, und der Buchhändler muß auch diesem Geschmack gerecht zu werden suchen; dazu kommt, daß man bis vor noch nicht langer Zeit nur Klagen über das Gegentheil in Deutschland hörte, Klagen über geringe, ja schlechte Ausstattung: sie waren nur zu sehr berechtigt; wenn nun ein Umschlag ins Gegentheil sich vollzogen hat, so scheint es, ist eher der Ausdruck der Befriedigung geboten als der der Misbilligung. Eins aber können wir nicht verhehlen, nämlich: manche dieser Illustrationen, besonders die, welche ein landschaftliches Bild geben, d. h. also die den beschreibenden Text illustriren, veranschaulichen sollen, verfehlen diesen Zweck; man sehe z. B. die Bilder an, welche das Ausgrabefeld auf Hissarlik nach seinen verschiedenen Seiten, Tiefen, Stadien u. s. w. dem Auge klarlegen sollen: es bedarf da einer mehr als gewöhnlichen stereometrischen Anschauung, um sich orientiren zu können. Ganz unübersichtlich ist auch der von E. Burnouf gefertigte „Plan von Troja" (Nr. 1), wo eine große Zahl der Majuskeln und Minuskeln uns durchaus im Unklaren läßt, was sie zu bedeuten haben. Mag es auch sein, daß sich auf den 880 Seiten des Buchs die Erklärung (jedenfalls also auf weiten Raum vertheilt) findet — wem kann man zumuthen, sich die Mühe des Suchens zu nehmen? Dergleichen Dinge will man, mit Recht, bequem haben, und sie gehören auf die Zeichnung selber, wenn diese irgend etwas leisten soll.

Ein wissenschaftliches und abschließendes Urtheil über das neue Werk Schliemann's auszusprechen, dazu ist die Zeit noch lange nicht gekommen, selbst wenn Schliemann seiner Publication einen vorzugsweise wissenschaftlichen Charakter vindiciren wollte. Aber auch in diesem Fall müßte er doch zugeben, daß vieles darin bloßes compte rendu oder, wenn man lieber will, Referat über Geschehenes ist, noch kein feststehendes Resultat der Culturgeschichte. Darum scheint es auch bei einer Besprechung des Buchs geboten, nicht sowol von einem angenommenen, in der Ueberzeugung des Beurtheilers unverrückbaren Standpunkt aus die gewonnenen oder imaginären Thatsachen desselben Revue passiren zu lassen und kritisch zu beleuchten, als dem Verfasser auf dem Wege, den er selbst gewählt hat, zu folgen, natürlich so rasch als möglich, gleichsam in Siebenmeilenstiefeln, mit kurzem Halt an denjenigen Stationen, wo Wichtiges zu verzeichnen oder wo ein Protest einzulegen ist. Uebrigens erklärt der Referent von vornherein, daß er durch dieses neue und ausführlichere Werk Schliemann's nicht veranlaßt worden ist, von seinem bei Besprechung der frühern Publication des Verfassers eingenommenen Stand-

punkt (in Nr. 34 d. Bl. f. 1878) abzugehen, d. h. in kurzen Worten, an die langwierige Belagerung eines Königsitzes Namens Ilios durch die griechischen Heerführer Agamemnon u. s. w. zu glauben, dessen Trümmer nun auf Hissarlik gefunden sein sollen so und so viel Meter unter der Oberfläche — wenigstens nicht in der Weise und in der scharfen Begrenzung, wie Schliemann und Virchow daran glauben. Ich muß, um Gesagtes nicht zu wiederholen, den Leser auf jene frühere Besprechung verweisen. Zur Ehre Schliemann's muß aber gesagt werden, daß ihn das Finderglück nicht üppiger und übermüthiger gemacht hat. Im Gegentheil, er ist mit seinen Zielen gewachsen: während er früher Phantasiestücke lieferte, die kaum mehr als ein Lächeln verdienten, ist er bei fortschreitendem Wissen kühler geworden; er legt sich größere Reserven auf, die Kritik hat auch bei ihm angeklopft und Einlaß gefunden. Zwar nicht immer. Aber man bedenke auch: wessen Geist sollte angesichts der massenhaft aus der Tiefe quillenden, sich unaufhörlich mehrenden Schätze jeden Augenblick die kühl kritische oder gar skeptische Verfassung beibehalten? Verlangen wir nicht das Unmögliche. Eins bleibt doch sicher: wer auch in den Schliemann'schen Entdeckungen das Räthsel von Homer und Ilion noch keineswegs gelöst, ja wer darin nicht einmal einen Beitrag zur Lösung desselben erblicken will, muß doch zugeben, daß durch Schliemann der Archäologie und der Culturgeschichte ein ungeheuer wichtiges, durch Fülle und Beschaffenheit imponirendes Material zugeführt worden ist, an welchem sie für eine Reihe von Jahren hinaus ihre Kräfte werden zu üben haben. Das Achselzucken über Schliemann, das mitleidige Lächeln, womit man ihm seine phänomenale Energie und seine feurige Begeisterung heimzahlte, ist schon nach den Funden von Mykenä einem andern Gefühl gewichen und wird wol für alle Zeiten vorbei sein.

Die Vorrede zu dem Buch hat Virchow geschrieben, dem unter den Freunden, Förderern und Berathern Schliemann's die erste Stelle gebührt. Er ist mit Liebe, ja Begeisterung auf die Ideen desselben eingegangen, hat sich Ort und Verhältnisse angesehen, hat mit dem Auge des erfahrenen Beobachters und geübten Kritikers das Vorhandene geprüft und gesichtet und seine werthvollen Beobachtungen dem Buch, dessen Werth dadurch nicht unerheblich gesteigert wird, einverleibt. Mit Recht bemerkt er: „Die Ausgrabungen von Hissarlik würden einen unvergänglichen Werth haben, auch wenn die Ilias niemals gedichtet worden wäre"; er wendet sich hauptsächlich gegen die oberflächlichen Einwendungen eines petersburger Gelehrten (Stephani) in Betreff des Alters der Niederlassungen auf Hissarlik (wovon die ältesten, wenn auch ins graue prähistorische Alterthum hinaufreichend und polirte Steine neben geschlagenen Chalcedonen und Obsidianen aufweisend, dennoch mit ihren Geräthen von Kupfer und Silber der Metallzeit zuzuweisen sind, wenn auch das Eisen noch vollständig fehlte), macht auf die zahlreich gefundenen Gesichtsurnen aufmerksam, welche sich keineswegs auf den Boden von Hissarlik beschränken, sondern auch in Preußen ausgegraben worden sind (durch welche Thatsache die Schliemann'sche Ansicht von der Form eines Eulenkopfes gemildert werden möchte), spricht von den (in der drittuntersten Niederlassung) überall wahrnehmbaren Spuren einer gewaltigen Feuerglut (erstarrte Glastropfen u. s. w.) und meint, es könne gar nicht bezweifelt werden, daß „hier ein grausamer Sieg erfochten ward gegen eine Besatzung, welche nicht blos sich, die Ihrigen und ihre Häuser vertheidigte, sondern auch großen Besitz an Gold und Silber ... zu schützen hatte" — und „hier war es zum ersten mal, wo Asien und Europa in völkerfressendem Kampfe zusammenstießen". Wir vermögen indeß nicht einzusehen, inwiefern die Ausgrabungen auf Hissarlik zu diesen beiden Behauptungen berechtigen.

Die nun folgende Autobiographie des Verfassers, in hohem Grade lesenswerth und instructiv, gibt uns den psychologischen Schlüssel zu den kolossalen Unternehmungen Schliemann's an die Hand. Sie trägt in jeder Zeile das Gepräge reinster, instinctiver Wahrheitsliebe, die wohlthuendsten Züge einer, wie gesagt, kindlichen Naivetät, die ohne irgendwelchen Anflug von Ruhmsucht, aber auch ohne die häßliche Schminke heuchlerischer Bescheidenheit und bewußter Selbsterniedrigung die Dinge bei ihrem rechten Namen nennt, nichts vertuschend, nichts herausstreichend, die bewundernswerthe sprachliche Receptivität mit der gleichen objectiven Treue darlegend wie die äußern bunten Erlebnisse und Begegnisse (Reisen, finanziellen Aufschwung u. s. w.) einer Existenz, deren nur ein ἀνὴρ πολύτροπος im besten Sinne des Worts sich rühmen kann. Schliemann hat die Welt gesehen in einem Umfange wie wenige; er hat gelernt, Menschen und Dinge mit dem Blick des Praktikers zu prüfen, und gleichwol ist seine Begeisterung nicht verraucht; der Traum seines Lebens war und blieb Griechenland. Die Jahre 1868 und 1869 sahen ihn auf Ithaka, im Peloponnes und in Troja, und an letzterer Stelle begann er — im instinctiven Vertrauen auf Maclaren's Behauptung, daß auf Hissarlik, nicht Bunarbaschi, die Stelle des alten Troja zu suchen sei — seine ersten Ausgrabungen 1870. Diese wurden mit stets steigendem Erfolge bis Mitte 1873 fortgesetzt, und 1874 erschien der compte rendu dieser Ausbeute als „Trojanische Alterthümer". Der Hauptfund, was Kunstwerth betrifft, war der von Schliemann so genannte „Schatz des Priamus" (vgl. Abbildung S. 49 des großen Werks), der in einer Tiefe von 28 Fuß zum Vorschein kam; er bestand in goldenen Diademen, Gefäßen von Gold und Silber, silbernen „Talenten", Ohrringen, kleinen Juwelen, einem goldenen Stirnband, Waffen und Helmkronen von Bronze, einem kupfernen Kessel, kupfernen Schild u. s. w.; den Inhalt einer einzigen der Silbervasen machten etwa 9000 verschiedenartige kleinere Goldsachen aus. In seinem neuen Werk hat Schliemann den Namen „Priamus" bei Schatz und Haus fallen gelassen; er spricht nur noch von einem Stadthauptmann oder Fürsten — und mit Recht. Immer noch war Schliemann auf sich selber angewiesen; die Anerken-

nung folgte stückweise und langsam, kaum daß ein warm gewordener Gesandter oder ein anderer hochstehender Diplomat sich des Mannes annahm in seinem unausgesetzten Kampf gegen die Intriguen der türkischen Regierung. Nach 1874, als die Ausgrabungen in Mykenä in die Hand genommen waren und so fabelhafte Resultate lieferten, wuchs das Contingent der „Freunde“ zu einer stattlichen Zahl an. Wer ihm mit moralischer oder gelehrter Unterstützung an die Hand geht, den nennt Schliemann seinen Freund, und er meint es gewiß ehrlich, ehrlicher als manche Philologen mit ihrem traulichen „Du“ und „lieber Freund“ in Zeitschriften, Dedicationen, Sendschreiben u. s. w., wo's einem beim Lesen so recht „kühl bis ins Herz hinan“ wird. In das Jahr 1878 fallen dann die Ausgrabungen auf Ithaka, wo es Schliemann gelang, zwischen kyklopischen Mauern (die sich den Berg Aëtos hinanziehen) die Ruinen von 190 einst zu einer großen alten Stadt gehörenden Häuser zu entdecken. Wer in der Dichtererklärung der orthodoxen Methode zuneigt, mag sich von Schliemann auch sagen lassen, daß er die Stelle aufgefunden, welche dem Homer die Idee zu den zwölf Schweinekoben des Eumaios gegeben hat.

Im gleichen Jahre wurden dann wieder, also nach langer Unterbrechung, die Ausgrabungen auf Hissarlik in die Hand genommen und rüstig fortgesetzt ins folgende Jahr hinein, wo Emil Burnouf und Virchow eintrafen und, besonders letzterer, die wesentlichsten Dienste leisteten. In Gesellschaft mit Virchow wurde die Troas durchstreift und untersucht, besonders aber die verschiedenen Schichten des Hissarlikhügels geprüft, wobei es sich ergab, daß die gesammte Höhe der Schuttschichten von der Oberfläche bis zum eigentlichen Felsbett nahezu 20 Meter beträgt, und daß wirklich die ganze Höhe aus nichts anderm als aus Ueberresten menschlicher Wohnungen besteht. Und — was das Merkwürdige und Unterscheidende dieser Aufhäufungen ist — es ist eine größere Reihe von (nach Schliemann sieben) aufeinanderfolgenden und in sich verschiedenartigen Stratificationen vorhanden, welche einen wiederholten Wechsel der Bevölkerung bekunden. Der ursprüngliche Raum der untersten und ältesten Stadt war natürlich viel kleiner als die jetzige Fläche des Hügels; diese selber erweiterte sich nach der Höhe und nach der Breite mit jeder folgenden Niederlassung.

So weit die Einleitung. Das erste Kapitel behandelt das „Land der Trojaner“ — eine schon längst gewünschte Untersuchung. Interessant ist besonders der Abschnitt über die Flüsse Skamander, Simoeis und ihre heutige Benennung, sowie die Darstellung ihres heutigen Laufs, der mit dem alten nicht mehr durchweg zusammenfällt. Daß Schliemann die bestehenden mehrfachen Controversen endgültig erledigt habe, wage ich nicht zu behaupten. Aus Virchow's Untersuchungen soll hervorgehen, daß seit Plinius und Strabo die hydrographischen Verhältnisse sich nicht verändert haben. Merkwürdig ist aber doch, daß Strabo den Paläsiamander des Plinius nicht erwähnt; und ich kann nach der von Schliemann gegebenen „Karte der Troas“ nicht glauben, daß der erstere (Plinius) mit seinem „Xanthus Simoenti penetus“ den Kalifatli-Asmak bezeichnet habe, sondern er hat wol den Flußarm gemeint, der durch die sogenannte Stomalimne ausmündet. Abgesehen von der Hydrographie soll nun nach Virchow's und Burnouf's Untersuchungen die Ebene von Troas seit dem trojanischen Kriege keine wesentlichen Veränderungen erlitten haben; selbst die Küstenlinie, meint Schliemann, sei damals ganz dieselbe gewesen.

Das griechische Lager befand sich auf dem linken Ufer des Skamander; alle Hauptschlachten fanden zwischen Skamander und Simoeis statt, und wenn trotzdem bei Homer nie von einem Passiren der Flüsse die Rede sei, so sei „eben Homer epischer Dichter und nicht Historiker“: ein Geständniß, das man sich zu merken hat! Schliemann hat auch die von Demetrios von Skepsis (und nach ihm Strabo) als die Stätte des alten Troja bezeichnete Stelle von Ἰλιέων κώμη erforscht und keinerlei Schutthäufung dort vorgefunden, sodaß schon aus diesem Grunde die besagte Stätte keinen Anspruch auf jene Ehre erheben kann. Wir gehen über einzelne Wunderlichkeiten (etymologischer Natur, z. B. S. 90, vgl. auch S. 129, wo als Zeuge für die Zoologie der Troas Appian, der im 3. nachchristlichen Jahrhundert lebte, dem Zeugniß eines homerischen Hymnus vorangestellt wird) hinweg und berühren etwas unserer Meinung nach Wichtigeres — nicht als ob wir irgend Werth darauf legten, ob Homer unter seinen γέρανοι Störche oder Kraniche verstanden hat, aber vor dem falschen und schädlichen Enthusiasmus möchten wir warnen, der bei Homer alles und jedes für schön und perfect hält. „Nichts“, sagt Schliemann, „kann schöner sein als Homer's Beschreibung des Zugs dieser Vögel.“ Und worin bestehen denn die superlativischen Vorzüge dieser Glanzstelle, welche Schliemann, wie immer, nicht blos ins Deutsche übersetzt, sondern auch im Original in extenso mittheilt? Darin, daß „das Geschrei der Kraniche sich von dem Himmel erhebt, die, nachdem sie dem Winde und dem ungeheuern Regen entgangen sind, mit lautem Schreien über die Ströme des Okeanos fliegen, dem Pygmäengeschlecht Tod und Verderben bringend“. Jetzt haben wir also eine Idee, warum Homer ein so großer Dichter ist, daß man sogar über seine Fictionen, als wären sie greifbare geschichtliche Wahrheiten, dicke Bände schreibt! Bald darauf heißt es wieder: „In bewunderswürdiger Weise versteht es Homer, die landschaftlichen Schönheiten zu schildern“ u. s. w. Beweis: er sagt von dem Heere der Griechen: „Sie standen auf der blumigen Au des Skamander.“ Guter Homeros! Und damit glaubt man dir zu nützen, bedenkt nicht, wie man die unbefangenen Leser stutzig macht und am Ende nur Skepticismus, Mistrauen gegen das wirklich Schöne pflanzt!

Das folgende Kapitel 2 behandelt „Ethnographie“, wo wir unter anderm vernehmen, daß das Ionische Meer die heutige Adria, daß Hektor der phrygische Name (hieß er denn nicht Dareios bei den Phrygen?) sei, daß alle auf

den assyrischen Denkmälern angeführten Eigennamen von Eingeborenen der im Osten des Halys gelegenen Gebiete bis zuletzt nicht-arisch blieben, und daß die Sprache der heutigen Osseten des Kaukasus wie das Kurdische zur Familie der iranischen Sprachen gehört! Aber ist denn das Iranische keine arische Sprache? In solchen linguistischen Untersuchungen ist doch wahrlich größte Genauigkeit die erste Pflicht — daß es auch eine Stadt Ilion in Thrakien und ein Pergamos in Pierien (Macedonien) gab, daß zwischen Troja und Phönizien eine Verbindung bestanden zu haben scheint, und eine Anzahl möglicher und unmöglicher Hypothesen linguistischer und ethnographischer Natur. In Schliemann's Glauben existirt noch das Dogma von dem Zusammenhange zwischen Etrurien und Lydien, d. h. von einer Colonisation Etruriens durch die Lydier (1044 v. Chr.) und die „auffallende Aehnlichkeit" zwischen Thongefäßen, die auf Hissarlik gefunden wurden, und etrurischen Gräberfunden haben dieses Dogma in ihm befestigt. Andere Kritiker würden es freilich für sehr wunderbar halten, wenn unter den zahllosen Thongefäßen, welche der Boden von Hissarlik zu Tage förderte, nicht auch Aehnlichkeiten mit weit entlegenen Fundorten sich zeigten. An einer andern Stelle kann der Leser erfahren, wie die 1086 griechischen Schiffe (gerade so viel sind es gewesen!) am Strande aufgestellt waren, ohne einander allzu sehr zu geniren! Mit homerischen Zahlen rechnen zu wollen, ist doch heutzutage nicht angebracht.

Kapitel 3, betitelt „Trojas Geschichte", macht uns mit den grauen Häuptern Ilos und Assarakos bekannt, mit welchen die beiden Linien, die troische und die dardanische, sich scheiden, ferner mit der ilischen Göttin Athene, welche phrygischer Abstammung und im Grunde nichts anderes als die Ate sei (die gefleckte Kuh auf Münzen ist das heilige Symbol dieser Nacht- und Mondgöttin Athene oder Ate); als fernere Beispiele für die Umformung der Namen asiatischer Gottheiten in griechische werden Eileithyia = Jodeleth, Apollon Ismenios = Eschmun, Zeus Meilichios = Moloch angeführt, ferner nach Ahrens' Vorgang Priamos zum Heros Eponymos der Burg Pergamon gemacht, an den bei Sappho vorkommenden Zeus Hektor erinnert, wobei wir uns erlauben, auf Zeus Agamemnon aufmerksam zu machen; nehmen wir noch die „Mondgöttin" Helena hinzu, so dürfte diese, ganz abgesehen von Forchhammer's Wassergott Achilleus, genügen, den Glauben an die persönliche Existenz der homerischen Helden gründlich zu erschüttern.

Hierauf folgt eine Geschichte des trojanischen Feldzugs nach keinem geringern Gewährsmann als Homer — man kann sich denken, wie historisch zuverlässig: zehn Jahre Rüstung, zehn Jahre Belagerung, 100000 Mann und darüber ... ein bewundernswerthes Decimalsystem, in welches auch die zehn Jahre Irrfahrten des Odysseus sich symmetrisch fügen. Tröstlicher als diese Phantasmagorien sind die Untersuchungen über die spätern Schicksale der zerstörten Stadt (bis Ilium novum und darüber hinaus) ausgefallen sowie die Widerlegung der wenigen alten Autoren, welche für Alttroja und Neuilion zwei verschiedene Baustellen annahmen.

Das folgende Kapitel: „Die wahre Lage von Homer's Ilion", führt diese Untersuchung fort, leider auch hier theilweise mit sehr problematischen Factoren, als da sind: homerische Raum- und Zeitangaben. Wir wollen ja gern glauben, daß Bunarbaschi nicht die Stelle des alten Ilios gewesen sein kann, weil sich dort (trotz E. Curtius' von Schliemann feierlich bekämpfter Behauptung) keinerlei Trümmer wollen finden lassen, aber nicht weil die Entfernung vom Hellespont zu weit gewesen wäre, um alles das zu leisten, was Homer die Griechen an einem Tage thun läßt; nicht deswegen weil die Augen des Agamemnon bei größerer Entfernung (wie diese allerdings für die Anhänger der Bunarbaschitheorie vorhanden ist) nicht ausgereicht hätten, die Wachfeuer der Trojaner, oder die Augen der Helena, von der Mauer herab die Anführer der Griechen zu sehen; nicht darum weil nur um einen Hügel wie Hissarlik Achill den Hektor dreimal herumjagen konnte, ohne daß das Maß der Menschenmöglichkeit überschritten worden wäre: sondern weil unter den Niederlassungen auf Hissarlik, wie jetzt die Ausgrabungen klargelegt haben, auch die einer nach damaligen Begriffen ansehnlichen und reichen Stadt sich befand, die unter den Händen eines Dichters zu einem Troja εὐρυάγυια (breitstraßig) sich ausweiten konnte, während diese Voraussetzung auf keiner andern Stätte in größerm Umkreise zutrifft. Die Platonische Stelle („Gesetze", III, 382) entscheidet gar nichts, weder für noch gegen; aber es darf nicht verschwiegen werden, daß in der Ode des Horaz (III, 2), wo Juno den Römern bei ihrem Zorn ans Herz legt, die Stätte des alten Troja nicht wieder aufzubauen, ein fataler Stein des Anstoßes für die Anhänger der Hissarlik- (d. h. Neuilion-)Theorie liegt. Es scheint dadurch erwiesen, daß zu Horaz' Zeit diese Stätte unbewohnt war; da nun aber Neuilion bewohnt gewesen, so muß Horaz, wie die Gegner von Hissarlik behaupten, das alte Troja an einer andern Stelle gesucht haben — und nicht blos er, sondern die damalige Reichsregierung; denn daß ein Gedanke an Wiederaufbau der zerstörten Mutterstadt damals die „maßgebenden Kreise" müßte beschäftigt haben und daß Horaz nicht blos einen Griff in die Luft gethan hat, muß jedem sich aufdrängen, der die Ode liest. Dachte man etwa an einen zweiten Regierungssitz, wie später Konstantin der Große, ehe er sich für Byzanz entschloß, eine Stelle nahe bei Troja soll im Auge gehabt haben? Unbewohnt oder zerstört konnte zu Horaz' Zeit Ilium novum nicht sein, denn das hätte ja sein Zeitgenosse Strabo nicht unerwähnt lassen dürfen, und wir haben directe Beweise in Stellen alter Autoren dagegen. Oder war man vielleicht eine Zeit lang in Rom derselben Ansicht wie Strabo, d. h. glaubte man, Altilion habe anderswo gestanden? Aber Ovid wenigstens („Fasti", VI, 421) war von der Identität der beiden Stätten überzeugt. Der Schlüssel zu der Erklärung dürfte folgender sein: Ein anderes ist es, eine Provinzialstadt,

wie auch Neuilion eine war, in ihrer verhältnißmäßigen Bedeutungslosigkeit belassen; ein anderes, sie zur Bedeutung eines zweiten Rom aufbauschen zu wollen. Diesem letztern hat sich Juno (oder wer nun hinter dieser Maske spricht) widersetzt und sich hierbei allerdings etwas hyperbolisch ausgedrückt: „Ne tecta velint reparare Trojae."

J. Mähly.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Ein italienischer Gelehrter.

Gino Capponi. Ein Zeit- und Lebensbild von Alfred von Reumont. Gotha, F. A. Perthes. 1880. Gr. 8. 9 M.

Neben der unerschöpflich sich immer neu gebärenden Flut einer flüchtigen und oberflächlichen, bei aller individuellen Verschiedenheit der Autoren doch im ganzen höchst eintönigen Touristenliteratur über Italien haben uns die letzten Jahrzehnte auch eine Reihe bedeutender Werke, die Resultate ernster wissenschaftlicher Forschung über die Geschichte einzelner Epochen, Landschaften und Städte der Halbinsel gebracht. Gregorovius' und Reumont's umfassende Arbeiten über die Geschichte der Stadt Rom, des letztern Geschichte Toscanas, Scheffer-Boichorst's und O. Hartwig's Untersuchungen über die älteste florentinische Geschichte und ihre Quellen, Reuchlin's neueste Geschichte Italiens u. a. m. sind auch jenseit der Alpen hochgeschätzte Schriften von bleibendem Werthe und eine Ehre für die deutsche Wissenschaft. Aber sie sind doch fast alle nur für die wenigen vorhanden, bei denen Lust und Zeit zu größerer Vertiefung in specielle historische Studien reichlich vorhanden sind. Dagegen ist das Feld der leichtern historischen Literatur, die nach Auffassung, Darstellung und Umfang auch dem größern Publikum zugänglich ist, noch sehr spärlich angebaut. In Bezug auf zeitgenössische Memoiren und Biographien von Männern, die bei der großartigen politischen, socialen und wissenschaftlichen Entwickelung Italiens innerhalb unsers Jahrhunderts eine hervorragende Rolle gespielt haben, kann sich, abgesehen vielleicht von einigen biographischen Skizzen oder historischen Essays über Cavour und Garibaldi, über Massimo d'Azeglio und Manzoni, unsere Literatur nicht einmal mit der unserer westlichen Nachbarn, geschweige derjenigen der Italiener selbst messen.

Wenn somit das vorliegende Buch schon seiner Gattung nach eine Lücke in unserer Literatur über Italien ausfüllen hilft, so dürfte auch der Name des Mannes, den es an der Spitze trägt, ihm die allgemeine Theilnahme des deutschen gebildeten Publikums zuwenden und einen größern Leserkreis sichern. Auch für solche, die nie in Italien gewesen sind, nie die ehrwürdige Gestalt des Greises durch die Straßen der Arnostadt, ehrfurchtsvoll begrüßt von allen seinen Mitbürgern, haben schreiten sehen, klingt doch der Name Gino Capponi vertraut als der des Nestors unter den italienischen Patrioten, des Benjamin Constant Italiens. Mit welchem Rechte Capponi viel mehr als liberaler Politiker denn als historischer Forscher und Schriftsteller bekannt und berühmt ist, werden wir später sehen: jedenfalls erblicken wir in ihm einen der edelsten Repräsentanten jenes reinen und ideellen Patriotismus, der in unserer praktisch-realistischen Zeit fast verschollen ist. Wer näher mit ihm bekannt ist, weiß, daß Gino Capponi mit allen den zahlreichen politischen und literarischen Größen, die Florenz besuchten, in näherer oder entfernterer Beziehung gestanden hat, und daß schon deshalb die Geschichte seines Lebens ein hohes und mannichfaltiges Interesse bieten muß. In unserer Schrift aber wird dasselbe noch sehr wesentlich erhöht dadurch, daß der Verfasser, ein persönlicher Freund seines Helden, lange Jahre hindurch mit ihm im vertrautesten Verkehr gestanden, in literarischer und gesellschaftlicher Beziehung sehr vielfach mit ihm, in politischer wenigstens neben ihm gelebt hat. Alfred von Reumont, vom König Friedrich Wilhelm IV. hochgeschätzt, dem er dafür eine fast schwärmerische Verehrung widmet, war eine lange Reihe von Jahren hindurch preußischer Geschäftsträger in Rom und Florenz. Infolge dieser seiner Stellung mit den ersten gesellschaftlichen und politischen Kreisen beider Städte vertraut, durch Neigung und Studium ihren wissenschaftlichen und literarischen Größen nahestehend, war er wie kaum irgendein anderer geeignet, uns ein Bild der geistigen Bewegung jener Zeit in Mittelitalien zu entwerfen, uns von den Männern, den historischen Begebenheiten, den wissenschaftlichen und literarischen Unternehmungen der jüngsten Vergangenheit zu erzählen, von welchen letztern er zuweilen sagen könnte: quorum ego pars magna fui. So ist es auch natürlich, daß das Buch keine Biographie im eigentlichen Sinne des Wortes geworden ist:

> Um einen bedeutenden Mann als Mittelpunkt gruppirt sich ein Bild des politischen und literarischen, theilweise auch des geselligen Lebens seiner Zeit, im einzelnen skizzenhaft, doch mit einem Detail, welches die Geschichte des Landes nicht zu geben vermag.

Wir haben hier, zum großen Theile wenigstens, Erinnerungen Reumont's vor uns, denen das Leben Capponi's als leitender Faden dient. So tritt uns auch das „Ich" öfters entgegen, während der Verfasser gewissermaßen als Gegengewicht gegen diese allzu subjective Färbung den Helden möglichst oft aus seinen Druckschriften und Briefen, hier und da auch nach Aufzeichnungen von Gesprächen selbst reden läßt. Verliert das Buch dadurch an Einheit des Inhalts wie der Darstellung, so gewinnt es auf der andern Seite eine lebensvolle Mannichfaltigkeit, durch welche es nicht nur bei Leuten, welche, wie der Referent,

jene Zeiten an gleichem Orte mit durchlebt und viele der darin eine größere oder geringere Rolle spielenden Persönlichkeiten gekannt haben; sondern bei allen Lesern ein warmes und lebendiges Interesse wachrufen muß. Durch diesen memoirenartigen Charakter und die bei aller Beherrschung des Stoffs vorherrschende subjective Färbung behauptet die Schrift auch ihre volle Berechtigung neben der von Reumont fleißig benutzten Biographie, die ein anderer gelehrter Freund Capponi's im Jahre 1879 veröffentlichte *), wenngleich deren Verfasser dem Helden vielleicht noch näher stand und das Familienarchiv bei seiner Arbeit benutzen konnte.

Allerdings geht uns Reumont zu weit, wenn er von einer Menge auch solcher Persönlichkeiten, die mit dem Helden nur flüchtig in Berührung kamen, eingehende Charakterschilderungen entwirft oder ihre Lebensschicksale erzählt. Die Zahl bedeutender Männer aus allen Gebieten des Lebens, der Wissenschaft und Literatur, die nicht nur flüchtig berührt, sondern in ihrer Eigenart wie in ihrem Einflusse auf ihre Umgebung mehr oder weniger eingehend geschildert oder doch scharf skizzirt werden, ist Legion. Man könnte nach dieser Richtung hin das Buch als eine historische Porträtgalerie und zugleich als ein toscanisches Staatsmänner- und Gelehrtenlexikon der neuesten Zeit bezeichnen.

Ein wohlthuender warmer Ton, von der herzlichen Freundschaft und Verehrung des Verfassers für seinen Helden wie für seine Liebe zu dessen Vaterland, das auch ihm gleichsam zur zweiten Heimat geworden war, zeugend, durchweht das ganze Buch. Daß Reumont nicht überall als unbedingter Lobredner aufgetreten ist, daß er auch in Widerspruch und Tadel offenherzig eigenen Anschauungen Worte gegeben hat, war sein Recht und seine Pflicht. Eine andere Frage ist, wie weit der Leser mit diesen Anschauungen zumal auf dem politischen und kirchlichen Gebiete übereinstimmen kann. In wie urbane und gemäßigte Form auch Reumont stets seine Bemerkungen über Ereignisse und Personen in unserm Buche kleide: überall tritt doch naturgemäß seine conservativ-ultramontane Grundanschauung, der wir anderswo in noch weit schärferer Ausprägung begegnen, hervor und führt ihn zu Urtheilen, vor allem über die politische Entwickelung Italiens in den letzten 30 Jahren, zu denen kundige Leser nicht mit Unrecht bedenklich den Kopf schütteln dürften. Daß der Freund und Verehrer Friedrich Wilhelm's IV. so wenig an revolutionären Vorgängen wie an Staatsmännern gleich Cavour und Bismarck, so wenig an der Entthronung des Papstes wie an dem Culturkampf Geschmack finden kann, ist natürlich und kommt bald offen, bald halbverhüllt in vorsichtiger Form oft genug zum Vorschein. Daß aber ein solcher unverrückt festgehaltener Standpunkt trotz des besten Willens, den wir hier voraussetzen dürfen, eine unbefangene objective Betrachtung und Beurtheilung vielfach unmöglich macht; daß er die wirklichen Thatsachen wie ihre Consequenzen oft in eine schiefe, entstellende Beleuchtung rückt; daß Urtheile dadurch hervorgerufen werden, die bei einem so genauen Kenner italienischer Zustände fast unbegreiflich erscheinen — ist eine Erfahrung, die wir in unserm Vaterlande selbst in neuester Zeit zu oft gemacht haben, als daß sie uns noch in Verwunderung zu setzen vermöchte. So überrascht uns weder die höchst einseitige Darstellung der Vorgänge in der Romagna in den Jahren 1843—45, noch die glänzende Schilderung der toscanischen Zustände vor 1848, über die der Held und Freund des Verfassers ein ganz entgegengesetztes Urtheil fällt, noch das Loblied auf den Großherzog Leopold II., den Reumont, im Gegensatze zu dem „principe coronato di papaveri e di lattughe"*) Giusti's, als einen thätigen, gewissenhaften und vorsorglichen Regenten charakterisirt trotz seiner bemitleidenswerthen Schwäche der Revolution wie der Reaction gegenüber, trotz seiner willenlosen Abhängigkeit von Oesterreich und trotz der Aufhebung der toscanischen Verfassung von 1848, „die mehr als ein Verbrechen, die ein Fehler war"; so wundern wir uns nicht, auch hier der Utopie von einem italienischen Staatenbunde zu begegnen; so erklärt sich uns die unbedingte Verurtheilung der florentinischen Revolution vom April 1859, die er in einseitigster Auffassung und Darstellung allein auf piemontesische Intriguen zurückführt; so auch der bittere Vorwurf gegen die sardinische Dynastie, daß sie ihr Stammland „schmachvoll" abgetreten habe, das herbe Verdammungsurtheil über die Depossedirung des Papstes, ebenso wie die halbversteckte Misbilligung der preußischen Politik von 1866, das Anathema gegen die obligatorische Civilehe, die preußischen Maigesetze und anderes. Daß hier oft genug ein Gegensatz zwischen ihm und Capponi selbst zu Tage tritt, ist unvermeidlich, so sehr gemäßigt auch dessen Liberalismus war und so sorgfältig Reumont die Widersprüche in ihren beiderseitigen Anschauungen zu mildern bemüht ist.

Wollten wir den Lesern ein anschauliches Bild von dem reichen und mannichfaltigen Inhalt unsers Buchs entwerfen, so müßten wir dasselbe in weit ausgiebigerer Weise excerpiren, als uns das hier verstattet ist. Da aber den meisten derselben von Gino Capponi selbst wol wenig mehr als der Name und der allgemeine Ruf bekannt sein dürfte, geben wir wenigstens in den folgenden Zeilen, der Reumont'schen Schrift folgend, eine kurze Skizze seines Lebens und Wesens, seines Denkens und Thuns.

Gino Capponi entstammte einem stolzen florentinischen Patriciergeschlecht, dessen Ahnenreihe hoch in das Mittelalter hinaufreicht. Mehr als einer seiner Vorfahren hat sich in den Annalen seiner Vaterstadt ein ewiges Denkmal gestiftet. Noch heute lebt der Name jenes Pier Capponi, der einst dem übermüthigen Karl VIII. von Frankreich die stolze Antwort gab: „Blast ihr eure Trompeten, wir werden unsere Glocken läuten", in dem Gedächtniß seiner

*) „Gino Capponi. I suoi tempi, i suoi studi, i suoi amici. Memorie raccolte da Marco Tabarrini" (Florenz 1879).

*) Dem mit Mohn und Lattich bekränzten Fürsten.

Mitbürger. Erst mit der Mediceerherrschaft, die selbständigen politischen Charakteren keinen Raum mehr zur Entfaltung ließ, verschwinden die Capponi aus der Geschichte. Doch blieb ihr gesellschaftliches Ansehen, wuchs ihr Reichthum; mehr als ein stolzer Palast der Arnostadt trug ihren Namen und ihr Wappen. Das Haupt der Familie führte und führt den Markgrafentitel (Marchese).

Gino Capponi, geboren am 14. September 1792, erhielt nach florentinischer Adelssitte seine Erziehung nicht in einer öffentlichen Schulanstalt, sondern durch Privatlehrer, meist geistlichen Standes. „Sein kräftiger und unabhängiger Geist überwand bald", sagt sein Freund, der Dichter Ugo Foscolo, „die Fesseln einer falschen Erziehung wie die Vorurtheile unwissender Priester und müßiger Edelleute." Mit außergewöhnlicher Kraft des Gedächtnisses und großer Leichtigkeit der Auffassung begabt, eignete sich der lernbegierige Knabe und Jüngling einen Reichthum der mannichfaltigsten Kenntnisse an, ohne durch die Masse des fremden Stoffs die Einheit des Geistes und die Selbständigkeit des Denkens einzubüßen.

Schon mit 19 Jahren und nach der Sitte seines Standes fast ohne sein Zuthun verheirathet, verlor er bereits nach drei Jahren die Gattin, die ihm zwei Töchter hinterließ. War sie ihm gleich nicht geistig ebenbürtig gewesen, so blieb er doch ihrem Andenken treu und hat sich nie zum zweiten mal verheirathet.

Erst einundzwanzigjährig, wurde er einer Deputation beigesellt, welche im Herbst 1813 der Regentin Marie Luise in Paris eine Ergebenheitsadresse der Stadt Florenz überbringen sollte. Inzwischen waren die entscheidenden Würfel bei Leipzig gefallen; die Deputation konnte sich dem über den Rhein zurückgeworfenen Kaiser selbst vorstellen. Unter der Restauration, während in Toscana der allmächtige Minister Fossombroni dem Wohl des Landes auf seine Weise durch einen milden Despotismus materiell aufhalf und moralisch untergrub, nahm Gino keinen Antheil an dem öffentlichen Leben seiner Heimat. „Es gab da nichts für mich zu thun." Dagegen förderte er unablässig die eigene Bildung durch Studien verschiedener Art, durch die Anknüpfung von Verbindungen mit bedeutenden Gelehrten aller Länder Europas, endlich durch Reisen über die Halbinsel, Frankreich und Großbritannien. Hier, wo er längere Zeit verweilte, faßte er für Land und Volk wie für die politischen Institutionen eine Vorliebe, die sich nie verleugnet hat. Daß er nicht auch nach Deutschland kam, war das Verdienst der österreichischen Polizei, die dem in liberalem Geruch Stehenden den Paß verweigerte, als er in Karlsbad die Cur gebrauchen und von da Norddeutschland bereisen wollte. Als er später doch die Alpen überschritt, geschah es nur, um in München einen letzten Versuch zu machen, durch die Kunst der dortigen Aerzte sein schwer gefährdetes Augenlicht zu retten. Es war vergeblich: mit 52 Jahren war Capponi vollständig erblindet, ein doppelt harter Schlag für einen Mann, dem jede Abhängigkeit von andern stets in tiefster Seele zuwider gewesen war. Deshalb im Innern nie vollständig resignirt, wußte er doch mit großer Selbstbeherrschung die bittere Stimmung nach außen hin zu verbergen. Nie unterbrach er, von seinem unübertrefflichen Gedächtniß unterstützt, den Gang seiner Studien und Arbeiten, die sich hauptsächlich auf dem historischen und linguistischen Gebiet bewegten. Profan- und Kirchengeschichte waren ihm gleichermaßen vertraut, vorab die des Vaterlandes, am innigsten die der eigenen Heimat. Auch an den politischen Geschicken des Vaterlandes nahm er den regsten Antheil; er theilte für kurze Zeit die Illusionen ganz Italiens nach Pius' IX. Thronbesteigung, erkannte aber bald, daß die stürmische und unreife Bewegung der Geister 1847 nur zu Revolution und Reaction führen könne. An der Constitution des Großherzogthums Toscana vom Februar 1848 hatte er bedeutenden Antheil; die Einleitung dazu stammt aus seiner Feder. Als nach den Niederlagen des sardinischen Heers bei Volta und Custozza das bekannte Verrathgeschrei Italien durchtönte und der revolutionären Partei fast überall die Oberhand verschaffte, berief der Großherzog den populären Mann an die Spitze des Ministeriums. Aber es war keine Zeit mehr für ein gemäßigt liberales Regiment, noch weniger für einen Blinden, dem es bei aller Einsicht an rascher Thatkraft und Entschlossenheit fehlte. Damals hätte es des Blutes und Eisens bedurft, um die entzügelten Volksmassen im Zaum zu halten: dazu war Gino Capponi nicht der Mann, auch wenn ihm die fehlenden Mittel wirklich zu Gebote gestanden hätten. Schon nach 70 Tagen mußte er dem radicalen Ministerium Guerrazzi-Montanelli weichen; er zog sich in das Privatleben zurück, aus dem er nur auf kurze Zeit nach der Gegenrevolution vom Frühling 1849 hervortrat, um sich, durch das Vertrauen seiner Mitbürger berufen, an der provisorischen Regierung zu betheiligen und nach dem Rücktritt derselben dem vergeblichen Protest gegen den Einmarsch der Oesterreicher in Toscana sich anzuschließen.

Während der Reactionsperiode von 1849—59 lebte er nur den Wissenschaften, den Freunden und der Familie. Sein schöner Palast in der Via San-Sebastiano war ein Sammelplatz der Elite der florentinischen Gelehrten- und Literatenwelt wie aller namhaften Fremden des weitern Vaterlandes, ja ganz Europas, die längere oder kürzere Zeit in Florenz weilten. Als Präsident der berühmten Accademia della Crusca nahm er thätigsten Antheil an der nur allzu langsam fortschreitenden neuen Ausgabe ihres großen, für die italienische Sprache maßgebenden Lexikons; außerdem beschäftigte er sich mit historischen Arbeiten über die Longobardenzeit und die Geschichte seiner Vaterstadt und gab die von ihm reich vermehrte Sprichwörtersammlung seines zu früh geschiedenen Freundes, des edeln florentinischen Nationaldichters Giusti, heraus, dem er damit ein würdiges Denkmal setzte.

An der unblutigen Revolution des Frühlings 1859, die der Herrschaft der lothringischen Dynastie in Toscana ein Ende machte, nahm Capponi so wenig einen hervor-

ragenden Antheil wie an den folgenden Ereignissen und der provisorischen Regierung des Landes bis zu dessen Annexion an das norditalienische Königreich. Daß er mit den Resultaten einverstanden war, beweist sein Votum als Abgeordneter von Florenz gegen die Lothringer. Von vornherein allerdings kein Unitarier, überzeugte er sich später von der Unmöglichkeit einer Verwirklichung seines frühern bundesstaatlichen Ideals. Dagegen war er nicht einverstanden mit der vollständigen Depossedirung des Papstes, wenn er dessen Herrschaft auch auf das Stadtgebiet von Rom beschränken wollte, und sprach deshalb, zum Senator des Königreichs ernannt, in diesem Sinne, aber vergeblich, gegen die Annahme des Plebiscits, durch welches die Bewohner des Patrimoniums Petri einschließlich der Hauptstadt ihren Anschluß an das Königreich erklärt hatten.

Vom König Victor Emanuel, der den ehrwürdigen Blinden bei seinem Einzuge in das neuerworbene Florenz 1860 persönlich aufgesucht hatte, mit Orden und Ehren überhäuft, zum Ehrenpräsidenten des neuen Instituts für höhere Studien in Florenz ernannt, wurde der Greis in den folgenden Jahren von schweren Schicksalsschlägen in der eigenen Familie wie von dem Verlust seiner ältesten und treuesten Freunde betroffen. Obgleich dadurch sowol wie durch die eigene hülflose Lage vielfach in verdüsterter Stimmung, nahm er doch fortwährend den lebhaftesten Antheil an der politischen und socialen Entwickelung des Vaterlandes wie der Welt, folgte mit gespannter Aufmerksamkeit den neuen Erscheinungen auf dem wissenschaftlichen und literarischen Gebiet, auf dem er selbst auch im höchsten Alter nicht abließ productiv wie receptiv thätig zu sein. Die italienische Bearbeitung einer französischen Geschichte von Florenz, des Werkes einer Freundin, Hortense Allart, rief von neuem den Gedanken in ihm wach, selbst die Geschichte seiner Vaterstadt zu schreiben. Mit jugendlichem Feuereifer setzte er sich an die Arbeit: nach zehn Jahren war sie vollendet. Die ängstlichen Bedenken des dreiundachtzigjährigen Greises, ob er sie veröffentlichen solle, überwand seines Freundes Reumont Ueberredung; im Jahre 1875 erschien Capponi's „Geschichte der Republik Florenz" in zwei Bänden, seit Macchiavelli das erste wirklich bedeutende Werk über diesen Gegenstand. So viele Einzelheiten darin auch, zumal betreffs der ältesten Geschichte, vor der neuesten Kritik der Quellen nicht standhalten, so manches aus dieser Epoche auch später noch als irrthümlich aufgedeckt werden mag: im ganzen hat sich Capponi mit dieser Arbeit ein Denkmal gesetzt, das seinen Namen auf Jahrhunderte hinaus erhalten, das stets einen ehrenvollen Platz unter den historischen Monographien einnehmen wird. Nur ein Florentiner, nur ein Mann, der so ganz und gar mit der Geschichte und dem Wesen seiner Vaterstadt vertraut und sozusagen verwachsen war, der sein ganzes Leben hindurch über diesen Gegenstand nachgedacht, gelesen und geschrieben hatte, in dessen Innerm noch das Bild des alten Florenz mit seinem gewaltigen Mauerring und seinen engen Gassen, wie es in den Grundzügen unverändert aus dem Mittelalter herübergekommen, gegenwärtig, für den die Geschichte der Republik Florenz gewissermaßen zugleich eine Stammes- und Familiengeschichte war, konnte dieselbe mit solcher Treue und Lebendigkeit, mit solcher Wahrheit und Wärme der Localfarbe wieder aus dem eigenen Innern heraus erzeugen.

Wenige Monate nach der Vollendung des Drucks, am 3. Februar 1876, schied Gino Capponi vierundachtzigjährig nach kurzer Krankheit aus dem Leben. Als die Trauerkunde durch die Straßen flog, ergriff eine tiefe Bewegung die ganze Stadt; groß und klein drängte sich herbei, die verehrten Züge zum letzten mal zu schauen. So wenig Gino Capponi seit längerer Zeit an dem äußern Leben seiner Mitbürger theilgenommen hatte, so galt er doch allgemein als der edelste Typus des florentinischen Patriciats, gewissermaßen als der letzte Repräsentant einer großen Vergangenheit, über die sich mit ihm das Grab zu schließen schien. Das Municipium ließ ihm eine öffentliche Trauerfeier in der Gräberkirche von Santa-Croce, dem Mausoleum der großen Florentiner, veranstalten; die ganze Bürgerschaft folgte seinem Sarge und pilgerte noch lange zu seinem Grabdenkmal auf dem olivenbekleideten Hügel der Villa Marignolle.

Und wahrlich, der Dahingeschiedene war solcher Theilnahme würdig. Ein Ehrenmann in des Worts verwegenster Bedeutung, von durchaus unabhängiger Gesinnung, von unerschütterlicher Redlichkeit, Geradheit und Ueberzeugungstreue, ohne alle Spur von kleinlichem Egoismus, ohne persönlichen Ehrgeiz, mit offenem Sinn für alles Schöne und Gute im Leben wie in Literatur und Kunst, stets die Wahrheit suchend und rückhaltlos die erkannte verkündend, mit offenem Sinn und offener Hand für jedes gemeinnützige Streben und Unternehmen, sparsam für sich, freigebig für andere, ein werkthätiger Freund der Unterdrückten, der Armen und Nothleidenden, ein Förderer aller jungen strebsamen Kräfte, dabei tief religiös ohne alle Ostentation wie ohne alle Unduldsamkeit, jede echte Ueberzeugung ehrend, in seinem Urtheil nur von dem moralischen Werth der Dinge und Personen bestimmt, ein glühender Patriot und voll der innigsten Anhänglichkeit an die geliebte Heimat, mußte er seinen Mitbürgern wie ein glänzender Stern erscheinen, dessen Verschwinden am Himmel ihrer Vaterstadt eine dunkle Leere zurückließ.

Und doch ist Capponi trotz der allgemeinen Verehrung, die er genoß, trotz der fleckenlosen Reinheit seines Lebens und Charakters kein Glücklicher gewesen. Und daran war keineswegs allein das schreckliche Unglück einer zweiunddreißigjährigen Blindheit, keineswegs nur die schweren Schicksalsschläge, die ihn in seiner Familie trafen, schuld: die Ursache lag tiefer, in dem Mangel an Harmonie zwischen Wollen und Vollbringen, zwischen Denken und Handeln. Es fehlte ihm an thatkräftiger Energie, an frischer Entschlossenheit. Er war sich dieses Mangels selbst bewußt, und dies Bewußtsein ließ ihn nicht zur rechten Lebensfreudigkeit kommen. Dieser Fehler hat ihn nicht nur ver-

hindert, eine hervorragende Rolle bei den politischen Ereignissen in seinem Vaterlande zu spielen; er hat auch seiner wissenschaftlichen und literarischen Thätigkeit bedeutenden Abbruch gethan. Von einem Mann mit so ungewöhnlicher geistiger Begabung, mit solchem Scharfsinn, solcher Klarheit des Urtheils, solcher Combinationsgabe, solchem Darstellungstalent, solch ungeheuerm Vorrath an den mannichfaltigsten Kenntnissen hätte man eine Reihe bedeutender Werke auf mehr als einem Gebiet erwarten dürfen. Dennoch besitzen wir von ihm außer jener einzigen bedeutenden Schrift seines Greisenalters nur eine lange Reihe kleinerer Arbeiten und Fragmente des verschiedensten Inhalts: Kritiken, Nekrologe, historische, biographische, national-ökonomische, pädagogische Abhandlungen und Skizzen. Die Herausgabe von Büchern verstorbener Freunde, wie des erwähnten von Giusti und der neapolitanischen Geschichte von Colletta, betrieb er mit Eifer; zu der Ausführung der eigenen Plane kam es nicht; es fehlte an Muth und Energie, um die mannichfaltigsten Studien und Vorarbeiten zu einem Ganzen zusammenzufassen und zu veröffentlichen.

Das Denkmal, welches A. von Reumont dem Freunde, bei dem er während der letzten zehn Lebensjahre desselben je drei Monate zuzubringen pflegte, gesetzt hat, macht dem Verfasser nicht minder Ehre als seinem Helden. Wir haben schon hervorgehoben, daß trotz des warmen Tons der Freundschaft, der sich nie verleugnet, doch auch die Mängel Capponi's mit offenem Freimuth anerkannt werden, den Leser überzeugend, daß er es hier mit keinem Panegyrikus, sondern mit einer wahrheitsgetreuen und gewissenhaften Berichterstattung und Schilderung zu thun hat. Daß Reumont die Uebereinstimmung mit dem Freunde schärfer betont als den Gegensatz in ihren Anschauungen, den der Leser oft mehr zwischen den Zeilen findet, ist natürlich. Wenn er mit seiner subjectiven Auffassung von Dingen und Personen nicht zurückhält, so ist sein Urtheil doch stets besonnen und maßvoll in der Form, und nur an wenigen Stellen tritt uns eine durch den Parteistandpunkt des Verfassers veranlaßte unwillkürliche Entstellung der Thatsachen entgegen. Wenn er mit der neuen Gestaltung Italiens nicht einverstanden ist und noch weniger mit der Art und Weise, wie sie zu Stande gekommen, so spricht er doch mit anerkennenswerther Selbstverleugnung aus, daß er nichts mehr wünsche, als daß der eingeschlagene Weg das geliebte Land zum wahren Heil führen möge.

So dürfen wir zum Schluß unser Urtheil über das vorliegende Buch dahin zusammenfassen, daß es nicht nur ein anziehendes Lebensbild einer bedeutenden und interessanten Persönlichkeit, sondern auch eine werthvolle Bereicherung unserer Literatur über die politische, literarische und wissenschaftliche Bewegung Italiens innerhalb des letztvergangenen halben Jahrhunderts bietet.

Otto Speyer.

Romane und Erzählungen.

1. Ein Familienideal. Roman von Elise Polko. Breslau, Schottländer. 1880. 8. 5 M.

Das ist einer von den Romanen, welche man empfehlen kann, weil sie einer geübten Feder, einem weiten reichen Herzen entsprungen sind. Die Verfasserin zeichnet nicht blos mit großer Gewandtheit ihre Gestalten psychologisch wahr und treffend, sondern sie weiß auch ihrer Darstellung einen Hauch von Poesie zu verleihen, welcher wohlthuend wirkt. Das Ganze ist getragen von einer gesunden religiös-ästhetischen Weltanschauung, die Handlung nicht nervös aufregend, sondern stetig sich entwickelnd, der Ausgang anmuthend.

2. Eine Wahlverwandtschaft. Novelle in Briefen von E. Salinger. Breslau, Schottländer. 1881. 8. 3 M.

Hat Karl Goedeke, welchem diese Novelle gewidmet ist, vor dem Drucke gewußt, daß unter seiner Fahne dieses Torpedofahrzeug in die Welt hinausgeschickt werden würde? Wol kaum. Wir hegen auch sehr starke Zweifel an der Versicherung der Vorrede, daß diese Erzählung wahr sei. Sie ist ein Extract aus Goethe's „Wahlverwandtschaften", nur ohne die psychologisch so meisterhafte Entwickelung derselben. Von Handlung ist in der Novelle nicht die Rede. Ein junger Bankier heirathet eine Schauspielerin, nachdem er sie lange kennt und Proben seiner Treue gegeben hat. Später nehmen beide eine verwaiste Nichte ins Haus; der Bankier verliebt sich leidenschaftlich in diese, und als sie das Haus verläßt, wird er todtkrank. Die Gattin holt zur Heilung des Ungetreuen die Nichte zurück, die Liebe zwischen dem Geretteten und dem jungen Mädchen beginnt von neuem, bis endlich der Gattin das Herz im Tode bricht. Das ist für die Nichte das Signal —, Gift zu nehmen, und über ihrer Leiche wird der Bankier wahnsinnig. Die Todten reiten bekanntlich schnell, darum läßt sich die ganze Katastrophe auf drei kleinen Seiten abmachen. Bruder, was willst du noch mehr?

3. Julius Mühlfeld's Gesammelte Schriften. Fünf Bände. Berlin, Grieben. 1880. 8. 7 M. 50 Pf.

Der zweite Band dieser Schriften enthält das Lebensbild von Theodor Körner in vierter Auflage. Das Lebensbild selbst ist sehr ansprechend geschrieben und darum der buchhändlerische Erfolg nicht unverdient. Es ist gut, daß der Verfasser seine Kritik nur in der Vorrede hat walten lassen, denn es überschreitet doch jedes Maß von Vergötterung, wenn er Körner „den idealsten Sohn des deutschen Volks" nennt.

Der erste Band enthält die Erzählung „Pfarrer und Wilderer", während der dritte „Dessert", d. h. lauter Skizzen bietet. Die treffendste Charakteristik dieser Art

von Literatur dürfte vielleicht darin bestehen, daß sie am wirksamsten in gewisse billige illustrirte Romanzeitungen unterzubringen ist. Das Publikum der letztern pflegt nicht undankbar für solche Kost zu sein, wir unsererseits werden allzu leicht satt davon.

4. Ohne innern Halt. Erzählung von S. Schandorph. Aus dem Dänischen von J. D. Ziegeler. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1881. 8. 3 M.

In dem vorliegenden Roman wird uns ein Stück modernen Lebens mit großer historischer Treue geschildert. Der Hauptheld ist ein Candidat der Philologie in Kopenhagen, welcher die ganze Summe der heutigen Weltbildung in sich aufgenommen hat und mit Geschick zu vertheidigen versteht. Er hat aber all seine Philosophie und all seine Naturwissenschaft nicht innerlich wahrhaft verdaut und ist vor allen Dingen nicht von der Reflexion zur wahren sittlichen That hindurchgedrungen. So geschieht es, daß er als Hauslehrer zu einem reichen dänischen Grafen kommt, wo er im Gespräch mit dem Pastor des Orts, mit der Gräfin und deren erwachsenen Tochter, endlich auch mit einer ganzen Reihe von adelsstolzen Würdenträgern die moderne Weltanschauung mehr geistreich bestechend als innerlich überzeugend verficht. Durch die Neuheit und Kühnheit seiner Ideen fesselt er die junge Gräfin an sich, sodaß diese eine Neigung zu ihm faßt, welche aber mehr eine Erregung der Phantasie als eine tiefe Empfindung des Herzens ist. Als Probe von der gewandten Sprechweise des Candidaten Albrecht führen wir einen Toast an, welchen er in einer hochadelichen Gesellschaft ausbringt:

Die unüberwindliche Großmacht, die Herrscherin aller Zeiten, ist der Geist; der Geist, der da spricht durch klare Gedanken, beflügelte Rhythmen, strahlende Farben, durch die Schönheitslinien der Formen. Er liegt ewig im Kampf, um den todten Stoff nach seinem Bedarf umzumodeln; seine Entwickelungsgeschichte ist aufgezeichnet in den Mythen von den Kämpfen der Götter mit den Titanen, der Asen mit den Jätten. Der Widerstand des Stoffs kann mitunter zäher Natur sein, bezwungen wird er aber zuletzt immer. Es gab Zeiten, wo dieser Sieg so offenbar war, so glänzend, daß wir auf diese Epochen wie auf die Culminationspunkte des Menschengeschlechts zurückblicken. Ehre sei den Männern des Geistes, den inspirirten Genies! Ehre sei aber auch gleichzeitig ihren Verbündeten, die ihnen sympathetisch entgegenkommen und sie stützen. Wir haben vor wenigen Jahren eine Zeit der Entwickelung, der Begeisterung erlebt in dem denkwürdigen Jahre 1848, jenem Jahre, in welchem der vorgeschrittene Gedanke neue Formen verlangte in Uebereinstimmung mit seinem erworbenen Standpunkte. Aber eine spätere Zeit hat das nicht erfüllt, was jenes Jahr versprach. Mehr und mehr verstummt das Lied, mehr und mehr drängt sich die Prosa in den Vordergrund. Das kommt daher, glaube ich, weil die Männer jener Zeit falsche Allianzen suchten. Sie suchten eine geistlose Masse, die aus Eitelkeit mitmachen wollte, der aber zu allen Zeiten das Gehör für die Musik der Ideen abging — die Bourgeoisie! In alten Zeiten hatte der Adel dieses Gehör. Derselbe ist noch jetzt zum größten Theil Besitzer der größten Güter; er muß durch die Unabhängigkeit des Geschlechts von der groben, prosaischen Arbeit vorbereitet worden sein, geistige Nahrung zu schätzen und zu bedürfen. Ich will nicht entscheiden, ob der Fehler auf dieser oder auf jener Seite liegt — genug, die Männer des Geistes und der Adel haben sich bisher nicht gefunden. Möchte es geschehen in einer nicht zu fernen Zukunft, möchten wir sehen, wie die Männer der Kunst und Wissenschaft auf den dänischen Rittergütern verkehren; möchten wir sehen, wie deren Wände von Bildern strahlen, ihre Säle widerhallen von Gesang, wie monumentale Statuen in ihren Gärten prangen, mit einem Wort — ein Hoch der Allianz zwischen der Aristokratie und der Intelligenz!

Der Candidat Albrecht hat die junge Tochter des Hauses so gefesselt und geblendet, daß diese sich, ihrer Familie trotzend, zu ihm bekennt und sogar ihn liebt. Da passirt auf dem Herrenhof ein großes Unglück; es gilt nun, mit klarer Besonnenheit und Einsetzung des Lebens Verschüttete zu retten. Hierbei erweist sich Albrecht als feig und kopflos, hingegen der Vetter der Gräfin ebenso groß als Ingenieur wie als Mann. Da fällt es der Comtesse Alwilda wie Schuppen von den Augen; sie sieht ein, daß ein Freidenker, welcher immer nur reizen und irritiren möchte, nicht der wahren sittlichen That, nicht der echten Liebe fähig ist. Sie hat in Vetter Otto einen Stärkern gefunden, als sie selbst ist, und ihm gehört sie an. Albrecht entflieht heimlich vom Schlosse, weil er sich blamirt hat; die junge Gräfin heirathet ihren Vetter. Der Philologe wird nach längern Irrfahrten Schulmeister. Der Roman ist spannend und geistesfrisch geschrieben, die Zeichnung der Aristokratie vortrefflich gelungen, das Gemisch von Handlung und Ideenentwickelung im rechten Maßverhältniß gehalten.

5. Aus dem norddeutschen Bauernleben. Schildereien von Friedrich Oetker. Berlin, Paetel. 1880. 8. 4 M.

Drei Erzählungen von interessantem Inhalt werden hier in knapper Form, in lebendigem Stil, mit feiner psychologischer Charakterisirung gegeben. Wir bedauern nur, daß die Darstellung gar zu sehr mit plattdeutschen Sätzen durchwirkt ist, wodurch eine Menge von Randbemerkungen nöthig werden. Entweder schreibe man in durchgehends hochdeutschem Stil, oder man bewege sich fortwährend in plattdeutschen Wendungen; das vorliegende Halb und halb hat etwas Unbefriedigendes. Abgesehen von dieser Ausstellung hat uns das Kernige in den Reden und Handlungen dieser Bauern sehr wohlgethan.

6. Norwegische Erzählungen von Björnstjerne Björnson. Deutsch von George Schwuchow. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880. 8. 2 M.

Neun kleine Bilder werden uns hier auf kaum 111 Seiten gezeichnet. Jedenfalls sind sie charakteristisch in ihrer Art, oftmals aber nur dem Eingeborenen in ihrem tiefern Hintergrunde verständlich. So sehr wir für eine internationale Literatur, für einen Austausch der besten Geistesproducte der Völker sind, so müssen wir doch die Nothwendigkeit bezweifeln, gerade die vorliegenden Novelletten dem deutschen Büchermarkt einzuverleiben. Mag sein, daß ihr Verfasser einen klangvollen Namen trägt: hier ist er hinter seiner sonstigen Höhe zurückgeblieben. Gustav Portig.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Einiges zum Leben und zur Charakteristik des verstorbenen Geheimen Justizraths Karl Christian Galster zu Herford" hat dessen Sohn veröffentlicht (Bielefeld, Küster). Die kleine Schrift hat über den engen Kreis der Bekannten des Verstorbenen hinaus keinen Anspruch auf Beachtung; wenn jemand erzählt, daß sein Vater namentlich die Rose geliebt und ein geladenes Gewehr über dem Bette aufzuhängen pflegte, so muß er sehr arm an brauchbarem Stoff für die zu schreibende Biographie sein.

— Ein „Lebensbild des Pfarrers und Kriegsobersten der Waldenser Henri Arnaud" hat nach den Quellen untersucht und dargestellt Karl Hermann Klaiber (Stuttgart, J. Steinkopf). Die überaus fleißige, mit Urkunden und reichlichen Quellencitaten ausgestattete Arbeit gewährt ein höchst anziehendes Lebensbild eines in der Geschichte der Waldenser hochverdienten Geistlichen. Die vorliegende Biographie ist sicherlich das Zuverlässigste und Vollständigste, was über H. Arnaud existirt.

— H. Steinthal's gesammelte „Kleine Schriften" sollen in zwei Bänden erscheinen, von denen der erste vorliegt (Berlin, Dümmler). Er umfaßt die sprachwissenschaftlichen Arbeiten des berühmten Linguisten; die Artikel, welche zur Mythologie, zur Literaturgeschichte und zur allgemeinen Philosophie gehören, sollen im zweiten Bande folgen. Aus der bereits erschienenen Sammlung heben wir ganz besonders folgende Aufsätze hervor: „Zur Sprachphilosophie", „Ueber den Idealismus in der Sprachwissenschaft", „Ueber den Wandel der Laute und des Begriffs", „Zur Physiologie der Sprachlaute". Steinthal's Richtung und Bedeutung sind so bekannt, daß die sehr dankenswerthe Veröffentlichung seiner kleinern Aufsätze unserer Empfehlung nicht bedarf.

— Eine sehr gelehrte ethnologische Studie hat Julius Lippert geschrieben: „Der Seelencult in seinen Beziehungen zur althebräischen Religion" (Berlin, Th. Hofmann). Sie zerfällt in zwei Theile: „Ueber den Seelencult bei nichthebräischen Völkern" und „Ueber den Seelencult der Hebräer". Lippert fühlte sich durch die Thatsachen der anthropologischen Wissenschaft dazu gedrängt, auf dem Gebiete der Entwickelung der Naturreligionen dem „Seelen- und Ahnencult" eine viel hervorragendere Stellung einzuräumen, als dies bisher geschehen; die Anfänge des Cultus will er sogar in der althebräischen Religion nachweisen. Die Prüfung der von ihm aufgestellten Ansichten müssen wir Sachverständigen überlassen.

— Otto Henne-Am Rhyn hat eine sehr fleißig gearbeitete Schrift herausgegeben: „Das Jenseits, eine culturgeschichtliche Darstellung der Ansichten über Schöpfung und Weltuntergang, die andere Welt und das Geisterreich" (Leipzig, O. Wigand). Dieselbe ist eine Frucht der gesammten culturgeschichtlichen Studien des Verfassers; sie tritt auf ohne eigene Tendenz und will sich nur berichtigend verhalten. Mit dem ihm eigenen Geschick hat der Verfasser ungeheuer viel Stoff zusammengetragen und übersichtlich geordnet; er bespricht die Schwärmer und die Schwindler der Aufklärungszeit, das Tischrücken wie den Spiritismus. Obwol wir die vom Verfasser aufgewendete Mühe gern anerkennen, dürfen wir doch nicht verschweigen, daß man ohne eigene gründliche philosophische Durchbildung das gestellte Thema nicht bearbeiten kann. Hier treten fühlbare Mängel zu Tage, und zwar um so mehr, je weniger sich der Autor genirt, seine eigene Kritik einfließen zu lassen.

— „Mythen und Sagen aus dem steirischen Hochlande" hat Johann Krainz gesammelt und herausgegeben (Bruck a. d. Mur, Zilg). Die österreichischen Alpenlande sind ein alter Hort für Mythe und Sage, nur Steiermark mußte bisher einer umfassendern Sammlung entbehren. Diesem Bedürfniß ist durch den hier documentirten Fleiß des Herausgebers abgeholfen. Derselbe hatte als Volksschullehrer auf dem Lande vorzugsweise Gelegenheit, aus dem lebendigen Brunnen der Volksüberlieferung zu schöpfen. Wir sind ihm deshalb dankbar, daß er dem Verschwinden dieser Denksteine der alten Zeit durch kluges Aufsammeln vorgebeugt hat; er hat eine so vortreffliche Arbeit geliefert, daß sie ihre Empfehlung in sich selbst trägt. Hat doch derartige unmittelbar aus dem Volke geschöpfte Poesie viel größern Werth als viele unserer modernen, am Studirtisch zurechtgemachten „Volksbücher"; bietet sie doch auch erwünschtes Material zur Culturgeschichte und Völkerpsychologie.

— Ferdinand Horn zieht eine merkwürdige Parallele zwischen „Lessing, Jesus und Kant" (Wien, Gerold's Sohn). Der Verfasser findet, daß alle drei in allen wesentlichen Punkten ihrer religiös-ethischen Anschauungen übereinstimmen; sie gäben dem Grundgedanken Ausdruck, daß in dem religiös-sittlichen Streben der Menschheit wie des Einzelnen das Schwergewicht auf das Thun, auf das praktische Verhalten zu legen sei. Ferner stimmen sie darin überein, daß in den Fragen unsers religiös-sittlichen Verhaltens die oberste Entscheidung der Vernunft zukomme, daß das Grundgesetz der Pflicht höchste sittliche Norm sei, und daß endlich das religiös-sittliche Streben der Menschheit ein Endziel habe, welches weit über das Dasein des Einzelnen hinausreiche. Hieraus leitet der Verfasser die tröstliche Gewißheit ab, daß für unser Seelenheil von uns nichts anderes gefordert werden dürfe, als was in unserer Gewalt steht. Das Ganze ist nicht ohne persönliche Wärme, aber mit völligem Dilettantismus geschrieben.

— Karl Radenhausen hat die Entdeckung gemacht, daß „Christenthum gleich Heidenthum" ist (Hamburg, O. Meißner). Der Verfasser, welcher in demselben Verlage zwei Werke: „Isis" und „Osiris", hat erscheinen lassen, definirt Religion als „Erkenntniß sämmtlicher Verhältnisse des Menschen zur übrigen Welt". Das Christenthum sei fast zum Gegentheil der Lehren seines Stifters verkehrt worden; die Schuld hiervon trägt die Priesterschaft. Darum müßten alle heidnischen Einfügungen ausgeschieden werden, die Trennung von Religion und Sittlichkeit aufhören, die Religion müsse in der Wissenschaft aufgehen, die Irrthümer des „Jeschuah" (Jesu) selbst seien zu beseitigen, die Religion müsse beschränkt werden auf den einfachen Gottesglauben und die allezeit gültigen Sittenlehren. Weder durch Originalität der Gedanken noch durch Gelehrsamkeit hat uns diese Schrift imponirt; sie wiederholt nur in oft anmaßlicher Form abgestandene Gemeinplätze.

Theater und Musik.

Das badische Hoftheatercomité in Manheim hat folgendes Preisausschreiben zum hundertjährigen Jubiläum von Schiller's „Räuber" erlassen: „Am 13. Januar 1882 werden es hundert Jahre, daß Deutschlands größter Dramatiker Friedrich Schiller seine »Räuber« im manheimer Nationaltheater zur erstmaligen Aufführung gebracht hat. Diesen hohen Gedenktag der deutschen Bühne, welcher die Namen Schiller, Iffland und Dalberg dauernd verknüpft, beabsichtigt das großherzogliche Hof- und Nationaltheater nicht nur durch eine pietätvolle Darstellung dieser Dichtung zu feiern, sondern auch durch die Krönung

eines neuen, in höherm Stile geschriebenen Dramas deutschen Ursprungs mit einem Preise von 1000 Mark. Maßgebend für die Ertheilung dieses Preises werden diejenigen Eigenschaften sein, welche die Bedeutung von Schiller's «Räuber» selbst ausmachen. Im Gegensatz zu dem Princip, welches die Actualität von der Bühne ausschließt, soll vielmehr das Drama im Geiste von Schiller's ersten Werken ein Spiegel unserer Zeit und unsers Volks sein. Es ist selbstverständlich, daß hiermit nicht die dramatische Einkleidung von Fragen politischer oder socialer Natur, welche mit dem Tage entstehen und vergehen, gemeint sein kann, sondern das tiefe und originelle Erfassen von solchen Conflicten, welche die Menschheit allgemein und dauernd bewegen, in jedem bestimmten Zeitraum aber, also auch in unserm, eine besondere und charakteristische Farbe annehmen. Prosa und Vers sollen dabei gleichwerthig sein; ob in höherer oder niederer Sphäre der Gesellschaft spielend soll ebenfalls keinen Unterschied machen. Zur Preisconcurrenz zugelassen sind solche Stücke, sowol Manuscripte als Drucklegungen, welche bis zum Tage der Feier an keiner Bühne zur Aufführung gelangten und deren Entstehungszeit nicht vor den 1. Januar 1880 fällt. Weder anonyme noch pseudonyme Werke werden berücksichtigt, sondern nur solche, welche den vollen Namen des Verfassers tragen. Die Einsendung wird abgeschlossen am 10. November 1881. Das relativ beste Drama wird unter allen Umständen mit dem Preise gekrönt und einige Tage nach der Festvorstellung der «Räuber» auf der manheimer Bühne zur Aufführung gebracht. Die Entscheidung geschieht durch das großherzogliche Hoftheatercomité unter Zuziehung des artistischen Directors des großherzoglichen Hof- und Nationaltheaters, Herrn Hofrath Dr. Julius Werther, nach vorausgegangener Berathung mit einheimischen und auswärtigen hervorragenden Kunstkennern. Einsendungen sind mit der Angabe «Zur manheimer Preisbewerbung» an das Comité zu richten. Durch die Zuerkennung des Preises wird das Aufführungsrecht für das großherzogliche Hoftheater erworben."

— Seitdem die Cyklen der Shakspeare'schen Historien aufgeführt worden, grassirt in Deutschland eine Art von Cyklenmanie. Daß sich um die Geburtstage einzelner großer Dichter, wie Schiller, Goethe, Lessing, eine Reihe von Vorstellungen gruppirt, wie dies z. B. in Leipzig der Fall ist, kann als ein Ausfluß des deutschen Cultus der Classicität, der ja in seinen Uebertreibungen noch schön und herzerwärmend ist, betrachtet werden. Wie wir indeß erfahren, soll auch ein Kotzebue-Cyklus am wiener Stadttheater zur Aufführung kommen: der von der Gegenwart etwas unterschätzte Dramatiker, bei dem noch mancher Bartel unter den Stückefabrikanten seinen Most holt, wird also auch mit einem Cyklus geehrt werden. In Leipzig gab es sogar einen L'Arronge-Cyklus; dieser Autor wurde in zwei Tagen dreimal — mit Hülfe einer Nachmittagsvorstellung — aufgeführt und zwar mit dem „Compagnon" und „Haus Lonei", und den L'Arronge-Tagen folgte noch an mehrern Abenden der Woche „Der Compagnon" und zuletzt „Mein Leopold".

— Ein neues Drama: „Die Idealisten", von Gustav zu Putlitz wurde am karlsruher Hoftheater mit Erfolg gegeben; man rühmt dem Stücke sowol ergreifende wie humoristische Scenen nach.

— „König Erich" von Joseph Weilen ist jetzt auch in Leipzig mit Erfolg gegeben worden. Wir haben über die frühern Erich-Dramen bereits in Nr. 16 d. Bl. f. 1872 eine dramaturgische Parallele mitgetheilt. Von dem „Bauernkönig" von Robert Prutz hat der „Erich" Weilen's manchen Zug; mit den Dramen von Koberstein und Heinrich Kruse hat das Stück von Weilen gemein, daß die Liebe des Königs zur Karin in den Vordergrund der Handlung tritt: nur ist dies Mädchen aus dem Volke bei Kruse naiv, bei Weilen und Koberstein eine idealisirte Schutzgöttin des Helden.

Bibliographie.

Arendt, O., Die Reichsunfallversicherung. Eine Kritik des Gesetzentwurfes betreffend die Versicherung der Arbeiter gegen Unfälle. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M.

Auerbach, B., Die Genesis des Nathan. Gedenkworte zu Lessings 100jährigem Todestag. Berlin, Auerbach. 8. 1 M.

Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Herausgegeben von dem Sohne des Staatskanzlers Fürsten R. Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von A. v. Klinkowström. Autorisirte deutsche Original-Ausgabe. 3ter u. 4ter Bd. — A. u. d. T.: 2ter Thl. Friedens-Aera 1816—1848. 1ster u. 2ter Bd. Wien, Braumüller. Gr. 8. 24 M.

Bang, J., Der Himmel. Speculativ dargestellt. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Beer, A., Der Staatshaushalt Oesterreich-Ungarns seit 1868. Prag, Tempsky. Gr. 8. 13 M. 50 Pf.

Becker, F. A., Cuxhaven und das Amt Ritzebüttel. Ein Beitrag zur Geschichte und Entwickelung des Landes, nebst topographischen, statistischen und chronologisch geordneten Mittheilungen und einer Karte. Hamburg, O. Meißner. 1880. 8. 3 M. 60 Pf.

Bergel, J., Die Eheverhältnisse der alten Juden im Vergleiche mit den griechischen und römischen. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Bergmann, J., Sein und Erkennen. Eine fundamental-philosophische Untersuchung. Berlin, Mittler u. Sohn. 1880. Gr. 8. 4 M.

Bernstein, S. Ritter v., Humoristika medica. Aus der Kneipe des Vereines deutscher Aerzte in Prag. Prag, Rytka. 12. 3 M.

Brandes, G., Ein griechisches Liederbuch. Verdeutschungen aus griechischen Dichtern. Hannover, Hahn. 8. 2 M. 40 Pf.

Friedländer, J., Markgraf Karl Philipp von Brandenburg und die Gräfin Salmour. Mit Benutzung archivalischer Quellen. Berlin, G. Reimer. 8. 60 Pf.

Gebhard, C. J. P., Lessing und Christus! Ein Friedenswort an Israel. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 60 Pf.

Die sechs Giftbäume im deutschen Felde und der Lebensbaum. Von einem Deutschen. Gütersloh, Bertelsmann. 1880. 8. 1 M.

Guenste, W., Eine paradoxe Behauptung. Schwank. Barmen, Inderau. 8. 80 Pf.

Hentschel, C., Flora. Legenden, Sagen und Schilderungen aus der Pflanzenwelt. Eine poetische Gabe. Langensalza, Beyer u. Söhne. 12. 1 M.

Heermann, K., Wohlfahrt! Oder der Weg zu Wohlstand und Reichtum. Fünfzig wirtschaftliche und sociale Kapitel. Leipzig, Scholtze. 12. 1 M. 20 Pf.

Jung, L., Drei Antworten aus dem Neuen Testamente auf drei Fragen über die Person und Lehre Jesu Christi. Freiburg i. Br., Kiepert. Gr. 8. 3 M.

Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrhunderts, in Neudrucken herausgegeben von B. Seuffert. Nr. 1: Otto. Trauerspiel von F. M. Klinger. Heilbronn, Henninger. 8. 90 Pf.

Nippold, F., Die Theorie der Trennung von Kirche und Staat geschichtlich beleuchtet. Rektoratsrede. Bern, Wyss. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Norton, R., Die Epoche der Begriffsverwirrung. Berlin, Steinitz. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Oesterley, H., Historisch-geographisches Wörterbuch des deutschen Mittelalters. 1ste Lfg. Gotha, J. Perthes. Lex.-8. 2 M. 40 Pf.

Pöhlmann, R., Die Anfänge Roms. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Remeis, K., Die Strahlung und die Temperatur der Sonne. Eine Darstellung und Erörterung der einschlägigen Messungen und der erlangten Resultate. Köln, Mayer. Lex.-8. 1 M. 60 Pf.

Reuter, W., Lessings Erziehung des Menschengeschlechts. Darlegung des Gehaltes und des Zweckes; Erörterung und Prüfung im Lichte der heiligen Schrift und der Geschichte. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Richter, G., Allgemeine Wirthschaftslehre. Freiberg, Craz u. Gerlach. Gr. 8. 5 M.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgeber: P. Graf Waldersee. Nr. 25: Ueber den Stand der öffentlichen Musikpflege in Italien. Von M. Roeder. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 75 Pf.

Schmidt, H., Das Verhältnis der christlichen Glaubenslehre zu den anderen Aufgaben akademischer Wissenschaft. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 80 Pf.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Der Orient. Mit 200 Illustrationen in Holzschnitt und 32 Kartenbeilagen. 1ste u. 2te Lfg. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 60 Pf.

Sibree, J., Madagascar. Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel, Sprache, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit einem Titelbilde und zwei Karten. Leipzig, Brockhaus. 8. 8 M.

Sleidan's Briefwechsel, herausgegeben von H. Baumgarten. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 6 M.

Steuer's, M., Musikalisches Conversations-Lexicon. Ein Handbuch der Tonkunst, herausgegeben zum Gebrauche für Musiker und Musikfreunde. 1ster Thl.: Die Lebensbeschreibungen aller berühmten Musiker, musikalischen Schriftsteller, Instrumentenbauer etc., nebst Angabe der einschlagenden Literatur. Berlin, Schlesinger. 8. 2 M. 50 Pf.

Wörle, K., Amalasuntha. Historisches Trauerspiel. Barmen, Inderau. 8. 2 M.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von F. A. Brockhaus in Leipzig, 1881 Nr. 2.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 21. April 1881.

Literarische Unterhaltungen.

Arrigo Boito's Oper „Mephistopheles".

(Beschluß aus Nr. 15.)

Der erste Theil der Oper beginnt mit dem Goethe'schen Prolog im Himmel. Nach einem kurzen Vorspiel singt der unsichtbare Chor der himmlischen Heerscharen ein „Pleni sunt coeli et terra gloria tua" und die herrlichen Worte Rafael's: „Die Sonne tönt nach alter Weise." Dann fährt Mephistopheles auf einer Wolke heran und hält seine bekannte Anrede an den Herrn, der auch hier natürlich unsichtbar bleibt, und geht theils nach den Goethe'schen Versen, theils nach einer wundersamen Rückwärtsverdeutschung die bekannte Wette ein. Er singt:

Ich werde so ihn zu locken verstehen,
Daß er bald verfällt meinen Schlingen:
Willst mit mir du wol wetten?

Der Herr.

Es sei!

Mephistopheles.

Wohl, ew'ger Vater, mir ist für meine Wette
Nicht bange. Kosten wird er den süßen Apfel
Der Sünde, und über Gott, den Herrn,
Werd' ich triumphiren.

Natürlich darf auch die Bemerkung des Mephistopheles: „Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern" in höchst sonderbaren Recitativen nicht fehlen, wie denn überhaupt Boito allenthalben seine Vorliebe für Goethe's reflectirende und philosophirende Worte bekundet und ihnen eine zumeist recht unpassende musikalische Form gibt. Dann ertönt der Chor der Engel: „Rosen, ihr blendenden, Balsam verschwendenden" aus dem zweiten Theil bei Goethe — hier als „Chor seliger Knaben" bezeichnet. In dieser Einschaltung sowie in einigen andern ähnlicher Art wird man das Geistreiche und Interessante der Arbeit herauswittern können, wenn man Lust dazu verspürt. Der erste Chor wird wiederholt und der Prolog ist zu Ende.

Vom Himmel werden wir auf die Erde versetzt. Der Ostersonntag wird unter allseitigster Betheiligung vor dem Thor gefeiert. Mannichfaltige Bilder, frei nach Goethe, entfalten sich vor unsern Augen, und einzelne Gruppen sowol wie der gesammte Chor tragen uns einiges aus Goethe und anderes Eigenes vor. Selbstredend wird ein ländliches Ballet arrangirt. Faust tritt mit Wagner auf und singt ein Stück seines bekannten Monologs. Statt des „schwarzen Pudels" aus Goethe's „Faust" sehen sie — warum? — einen „grauen Bruder" auf dem Feld umherstreifen und nehmen ihn mit zur Studirstube. Hier hält Faust wieder ein Stück Monolog und grollt dann über den lärmenden — Bruder. Als dieser sich in den fahrenden Scholasten verwandelt, sagt er die bedeutsamen Worte: „Das also war des Bruders Kern!"

Mephistopheles singt Goethe's bekannte Worte und trägt dann in Liedform die folgenden Verse vor:

Ich bin der Geist, der stets verneinet,
Immer, alles hier ... und dort.
Mein Gelächter und mein Grollen
Störten schon des Schöpfers Wort.
Will das Nichts und des Geschaffnen
Allgemeinen Untergang,
Und mein eignes Element
Ist das, was man Sünde nennt:
Sünd' und Tod.
Lachend sprech' ich das kleine
Wörtchen aus: Nein!
Lauge, sauge und vernichte dann,
Quäl' und halte, lache.

Theil bin ich von jenem Theil
Des ew'gen Alls: der Finsterniß.
Bin ein Sohn der Schreckensnacht,
Die wieder kommt.
Hält das Licht auch jetzt gefangen
Meines Scepters finstre Macht,
Kehrt doch bald zurück die Nacht
Und für Erd' und Himmel Untergang.

Die beiden vereinigen sich, singen ein vergnügtes Duett:

Von dieser Stunde
Bin ich der Deine (Bist du der Meine),
Mach' (Machst) alles recht,
Diene ich dir (dienst du mir)
Und bleibe dein Knecht (Bleibest mein Knecht) —

und fahren in die Welt.

Der folgende Auftritt bringt uns die Gartenscene in ziemlich willkürlicher und theilweise frivoler Umgestaltung. Frage und Antwort in Betreff der Religion des Geliebten sind natürlich wörtlich in Musik übersetzt, und nachdem Gretchen die Gewißheit hat, daß Faust in diesem Punkte gänzlich anderer Meinung als sie ist, zaudert sie nicht lange, den Eintritt in ihr Kämmerlein und die Annahme des Schlaftrunks zu gewähren — eine recht unsympathische Wendung! Dabei singen beide:

Margarethe.

Güt'ger Himmel, nie empfundnes,
Nie geahntes süß Entzücken,
Freuden, sonnig, hehr und wonnig,
Mir die Seele hoch beglücken.

Faust.

Himmelsfreuden, nie geahnte,
Flammend mir das Herz entzünden,
Lassen hier in ihren Armen
Mich das höchste Glück empfinden.

Hieran knüpft sich unter dem Titel „Walpurgisnacht" eine wiederum sehr „geistreiche" Verschmelzung der Scenen aus der Hexenküche und der Walpurgisnacht, die zu hübschen Ausstattungen, ausgelassenen Tänzen und wirksamen Gruppirungen Gelegenheit gibt, im übrigen aber recht äußerlich bleibt, trotzdem die Goethe'schen Worte reichlich benutzt sind.

Die sich hieran anschließende Kerkerscene, wenn schon musikalisch nicht ohne Werth, ist eine höchst jammervolle Verunstaltung der herrlichen Poesie Goethe's. Ein reichlich mit Tonmalerei gewürztes Liedchen, das den Zeisig in Tönen flöten und flattern läßt, leitet die Handlung ein. Margarethe singt:

Dort im Wald, in trübe Lachen
Hat mein Kindchen man tief versenket,
Jetzt, um rasend mich zu machen,
Sagt man, ich, ich hätt's ertränket.
Hier ist's öde und ach so eisig,
Meine Seele so tief betrübt,
Wie im Walde frei der Zeisig
Fröhlich flattert fort.
Ach! Erbarmt euch mein!

In dem langen tiefen Schlummer
Schied die Mutter aus dem Leben;
Zu vermehren meinen Kummer,
Sagt man, ich — hätt' sie vergeben.
Hier ist's öde und ach so eisig,
Meine Seele so schwer betrübt,
Wie im Walde frei der Zeisig
Fröhlich flattert fort!
Ach! Erbarmt euch mein!

Die ergreifende Scene wird möglichst opernhaft verwerthet, und des Mephistopheles barsches „Her zu mir" gibt einen wenig musikalischen Abschluß.

Der zweite Theil enthält in einem überaus dürftigen Act eine Wiedergabe des zweiten Theils der Goethe'schen Dichtung unter dem Titel: „Classische Walpurgisnacht." Das irdische Gretchen, mit dessen Hülfe Mephistopheles vergebens gehofft hatte, seine Wette zu gewinnen, hat sich in die überirdische Helena umgewandelt; aber auch mit dieser kommt Mephistopheles nicht zum Ziele. Einige Vorträge der Helena, des Mephistopheles, die Begegnung Faust's in mittelalterlicher Kleidung mit Helena, ihre Vereinigung in Liebe, dazu Gruppirungen, Ballet und Mondscheinbeleuchtung — und der ganze zweite Theil des „Faust" von Goethe ist abgethan. Das Liebesduett beider wird nach dem folgenden Text gesungen:

Liebe!
O Liebe der Götter, der Menschen Entzücken,
Du magst uns der Zeit, der Erde entrücken.
Die Nebel der Erde schon sind sie zeronnen,
Es strahlen den Seligen hellere Sonnen,
Wir schwingen empor uns zu höheren Wonnen,
Und schau' ich ins Auge dir,
Hör' Sphären ich klingen,
Am Herzen mir ruhend
Laß Liebe uns singen.
Der Liebe hell lodernde Flammen,
Der Liebe Entzücken.
Geliebte, / Geliebter, laß in begeisterten Weisen
Eros, den mächtigen Gott, uns preisen.

Der „Epilog" schließlich führt uns den Tod des gealterten Faust vor. Mephistopheles hofft noch immer seine Wette zu gewinnen. Faust schwankt zwischen den Erscheinungen der Seligen und der Sirenen. Endlich aber ruft er sein: „Wie schön bist du! Verweile!" aus — aber nicht in dem von Goethe so wunderbar geschilderten Augenblick des menschlichen Selbstbewußtseins, der beglückenden Zufriedenheit über ein gutes Werk, über eine folgenreiche That, die es ermöglicht, daß „die Spur von seinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehen" kann. Nein, in echt christlich-katholischem Sinn — ein Beweis, wie durchaus falsch das Verständniß Boito's für Goethe's „Faust" ist — wendet sich Faust in dem Streit, den Himmel und Hölle um ihn führen, als wenn der Jüngste Tag hereingebrochen wäre, dem Himmel zu. Man muß dies im Textbuche lesen, um es zu glauben; es heißt da:

(Er wendet sich mit Hoheit zu dem Evangelienbuche.)
Meine Burg ist das Wort Gottes.
(Sinkt auf die Knie und betet, über die Bibel gebeugt.)
Allbarmherziger Gott, erlöse

Von der Hölle Hohn den Sünder,
Führe mich nicht in Versuchung.
(In Begeisterung.)
Tönet laut, Engelspsalmen,
Rauscht tröstend, Siegespalmen!
Heiliger Augenblick,
So hoch beseligend,
Verweile!

Mephistopheles.

Welch häßlich Geklimper, welch Pfeifen!
Jetzt muß nach der Seele ich greifen.

Faust.

Zu mir komm', Herr, dein Reich! (Er stirbt.)

Die himmlischen Heerscharen beginnen ihren uns schon bekannten Gesang „Die Sonne tönt nach alter Weise" aufs neue. Ein Regen von Rosen fällt auf Faust. Mephistopheles versinkt grollend. Die Engel singen fort und fort, bis der Vorhang sinkt und das merkwürdige Spiel beendet ist.

Arrigo Boito hat diesen für jeden Deutschen haarsträubenden Text selbst geschrieben, wie er denn überhaupt eine Vorliebe zu eigenmächtigen Librettodichtungen zu haben scheint und nicht nur sich selbst, sondern auch andern Componisten Operntexte verfaßte; so schrieb er für Verdi eine Bearbeitung des Shakspeare'schen „Othello". Für die deutsche Ausgabe, welche gleich der italienischen in der königlichen Hofmusikalienhandlung von Ricordi in Mailand erschienen ist und durch Eduard Bote und G. Bock in Berlin vertrieben wird, sind die vom Verfasser verwendeten Goethe'schen Verse nach der Angabe auf dem Titelblatt mit Anführungszeichen bezeichnet, das übrige ist von C. Niese übersetzt.

Muß man das Textbuch, das vielleicht in seiner ursprünglichen ausgedehntern Fassung weniger dürftig und zerrissen war, von Grund aus verdammen, so kann man doch nicht leugnen, daß die Musik des Componisten viel Talent beweist. Es fehlt ihr aber trotzdem, wie dem Text, an Stil, Einheit und leider auch an Gemüth und Charakter. Das Musikwerk beginnt großartig und würdevoll und weiß auch im Verlauf des Abends manches Bedeutende zu bringen, aber Gewöhnliches bleibt nicht ausgeschlossen; Hyperoriginelles wiegt vor; die Pathen Verdi und Meyerbeer sind nicht zu verkennen, und trotz aller Pikanterien und musikalischen Spitzfindigkeiten weiß der musikalische Theil nur an sehr vereinzelten Stellen wahrhaft zu erwärmen. Dahin gehören die Chöre der himmlischen Heerscharen, die Tanzweisen, der tolle Walpurgisnachtspuk und Helena's stimmungsvolle Beschreibung des Untergangs von Troja — in allen diesen Musikstücken bekundet sich jedenfalls viel Geschick und zuweilen selbst männlicher Ernst, und es bleibt immerhin zu bedauern, daß der Künstler einen solchen Misgriff in der Wahl seines Gegenstandes gethan hat. Das Zerrissene, Zerfahrene und Bizarre, welches die drollige Verarbeitung des Textes mit sich bringt, überträgt sich vollauf auf den gesammten Eindruck, den das Werk hinterläßt. Dabei muß man die Erfahrung machen, daß fast nirgendswo eine wirklich bedeutende selbständige künstlerische Individualität, die auf eigenen Füßen steht, entgegentritt. Boito ist und bleibt ein Italiener, wie wir deren schon mehrere kennen gelernt haben. Sein Tonwerk weist, wie alles, was aus dem Süden stammt, lebendige Sinnlichkeit, melodiösen Wohllaut und pikante Orchesterfärbung auf, aber die tiefere künstlerische Empfindung und Erfassung, die wahre Poesie ist fast durchweg zu vermissen. Auch zeigt die Arbeit als solche keine wesentlichen Fortschritte gegen die gewöhnliche italienische Mache. Man hatte vorher behauptet, das Werk sei unter Wagner's Einfluß entstanden, doch dürfte es schwer sein, denselben irgendwo nachzuweisen, es sei denn, daß die schwachen Versuche, einige Leitmotive, wie dasjenige des Mephistopheles, anzubringen, dafür zeugen sollten. Verdi hat in seiner „Aida" jedenfalls einen viel größern Schritt vorwärts gethan. Doch was thut dies alles! Das Werk wird für das deutsche Publikum voraussichtlich ein geistreiches und interessantes sein und bleiben!

Hans Müller.

Literarhistorische Schriften.

1. Geschichte der slawischen Literaturen von A. N. Pypin und V. D. Spasovič. Nach der zweiten Auflage aus dem Russischen übertragen von Traugott Pech. Autorisirte Ausgabe. Erster Band. Leipzig, Brockhaus. 1880. Gr. 8. 11 M.
2. Geschichte der polnischen Dichtkunst in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts von Adalbert Cybulski. Zwei Bände. Posen, Zupanski. 1880. Gr. 8. 10 M.
3. Zierden der englischen Literatur in biographischen Einzeldarstellungen. Frei bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Leopold Katscher. Erstes bis drittes Bändchen. Leipzig, Wartig. 1880. 8. 9 M.

Nach der vorwiegend bibliographischen Arbeit Safarik's im Jahre 1826 und dem unvollständigen Versuch der Talvj (Therese Albertine Luise Robinson, geborene von Jakob) hat zuerst der russische Literaturhistoriker Alexander Nikolaevič Pypin im Verein mit Vladimir Danilovič Spasovič, der den polnischen Theil bearbeitete, eine slawische Literaturgeschichte verfaßt, die im Jahre 1865 zu Petersburg erschien und, da sie den an ein solches Werk zu stellenden Anforderungen entsprach, allgemeine Anerkennung fand. In Deutschland war es namentlich August Schleicher, welcher der erwähnten Arbeit, die in Rußland mit dem Uvarow'schen Preise gekrönt wurde, großen Beifall zollte. In den Jahren 1879 und 1880 erschien nun von diesem Werk zu Petersburg eine zweite, gänzlich umgearbeitete und sehr vervollständigte Auflage in zwei Bänden,

von denen uns der erste in autorisirter deutscher Uebersetzung von Traugott Pech (Nr. 1) vorliegt. Der Verfasser hat diesmal die großrussische Literatur, von der in der ersten Auflage eine kurze summarische Uebersicht gegeben war, ganz ausgeschlossen, um sie in einem besondern Werk, das als dritter Band der „Geschichte der slawischen Literaturen" wird gelten können, eingehender zu behandeln. Die im zweiten Bande folgende Abtheilung über die polnische Literatur hat auch jetzt wieder V. D. Spasovič bearbeitet.

Ueber den Zweck des Buchs sagt der Verfasser in einem kurzen Vorwort zum ersten Bande, daß er, „ohne in Specialuntersuchungen einzugehen, die in einem solchen Rahmen nicht am Platze seien, einen allgemeinen Ueberblick für Nichtspecialisten geben wolle und zugleich eine Darlegung der Hauptdaten und literarischen Hülfsmittel für diejenigen, welche sich mit dem Gegenstande näher bekannt zu machen wünschen". Seinem Standpunkte nach gehört der Autor, um dies schon hier anzudeuten, nicht zu denen, die tabula rasa machen wollen, um an Stelle der bestehenden Civilisation eine ganz neue, slawische zu setzen; im Gegentheil, er betrachtet die slawischen Dinge im Zusammenhange mit der Weltentwickelung, als einen Theil der allgemeinen menschlichen Cultur, der sich die Slawen anzuschließen, nicht gegenüberzustellen haben. Der Nichtslawe aber wird aus dem Buche mehr, als es bisher vielleicht der Fall war, die berechtigten Seiten der slawischen Bewegung kennen und dann auch wol achten lernen, und schon aus diesem Grunde können wir dem Uebersetzer für seine Arbeit dankbar sein.

Was nun die Eintheilung der in Rede stehenden Schrift anlangt, so besteht letztere, abgesehen von einem kurzen Vorwort des Uebersetzers, aus einer ausführlichen Einleitung und drei Hauptkapiteln. Die Einleitung behandelt in vier Kapiteln: 1) „Die Ethnographie und Statistik der slawischen Völkerstämme"; 2) „Die verschiedenen slawischen Dialekte"; 3) „Die Geschichte der slawischen Volksstämme"; 4) „Die Einführung des Christenthums und das damit beginnende slawische Schriftenwesen". Hinsichtlich der slawischen Dialekte bemerkt der Autor, daß sie in zwei Hauptabtheilungen zerfallen, in die südöstliche und in die westliche. Erstere theilt sich wieder in drei Hauptäste: das Russische, Bulgarische und Serbische; die andere ins Czechische, Polnische, Lausitzisch-Serbische und die Sprache der ausgestorbenen polabischen und baltischen Slawen. Was die Geschichte der slawischen Volksstämme und die Frage ihrer nationalen Einheit anbetrifft, so weist der Verfasser darauf hin, daß die absolute Einheit der Slawen schon zu weichen begann, als ihre Stämme in ihren ersten Ansiedelungen auseinandergingen. In die wirkliche Geschichte tritt das Slawenthum schon getrennt ein; es sind ihm schon Nuancen aufgedrückt, die allmählich um so stärker hervortreten mußten, je verschiedenartiger die Lebensbedingungen waren, unter denen die einzelnen Völker lebten. Und in der That, die Geschichte hat die slawischen Völker auf sehr verschiedenen Wegen geführt und ihre individuellen Eigenthümlichkeiten gekräftigt. Gleich von Anfang an schlossen sie sich verschiedenen europäischen Culturtypen und Confessionen an: die einen dem byzantinischen Osten, die andern dem römisch-germanischen Westen. Die südlichen Stämme, mit Ausschluß der Kroaten und Slowenen, nahmen die östliche Rechtgläubigkeit an, die westlichen den Katholicismus. Dazu kamen verschiedenartige Nachbarn, deren Einfluß starke Spuren hinterließ, ja gänzliche Umwälzungen in der Geschichte und dem Charakter der Stämme hervorbrachte. Im Westen bestand diese Nachbarschaft aus Deutschland, Ungarn, Italien; im Süden aus Byzanz, dann der Türkei; im Osten außer Byzanz noch aus finnischen Stämmen und tatarischen Reichen. Die erste große Umwälzung im äußern und innern Leben des Slawenthums brachte das Christenthum hervor; es schloß die Periode des heidnischen Alterthums ab. Der geographischen Lage der Stämme entsprechend ward es von zwei Seiten eingeführt, von Byzanz und Rom, und verursachte eine neue Spaltung, indem es die Stämme in zwei religiös-feindliche Lager theilte. Religiöse Verschiedenheit trennte im Mittelalter überhaupt mehr als in der Folgezeit; bei den Slawen bewirkte sie im Verein mit politischen Verhältnissen ein Auseinandergehen in der socialen Entwickelung nach zwei verschiedenen Richtungen hin. Byzanz gab den Ostslawen mit seinem kanonischen Recht auch seine politischen Maximen, die offenbar auf den Verfall ihrer alterthümlichen demokratischen Gemeindeorganisation eingewirkt haben. Die byzantinischen Begriffe von der Autorität der Staatsgewalt nisteten sich so fest auf slawischem Boden ein, daß man sie nicht umgehen kann, wenn man von der alten Geschichte der Ostslawen spricht. Bulgarien und Serbien stellen nach diesem Einfluß förmliche Miniaturcopien der byzantinischen Verwaltung und des byzantinischen Hofs dar. Am moskauer Zaren gewahrt man byzantinische, halb theokratische Züge. Im Westen führten der römische Katholicismus und die Beziehungen zu den Deutschen zur Entwickelung des Feudalismus, der unter der einheimischen Aristokratie eifrige Anhänger fand, sie vom Volke trennte und so wieder nach einer andern Seite hin die nationalen Institutionen und Gewohnheiten änderte. Aus Byzanz kam der Einfluß der byzantinisch-kirchlichen Literatur; mit dem Katholicismus verbreitete sich die lateinisch-germanische Bildung.

Eingehend auf die nationale Einheit der Slawen, die sich, wie neuerdings mit so vieler Emphase behauptet wird, auf die Sprache und die Literatur stütze, verweist der Verfasser zunächst auf den slawischen Congreß, der 1848 in Prag stattfand; Vertreter verschiedener slawischer Stämme, meist Leute, die in slawischen Dingen unterrichtet waren, traten dort zusammen, um über die Vereinigung der Slawen zu berathen, machten jedoch die betrübende Erfahrung, daß sie sich in ihrer Muttersprache nicht verständigen konnten. Der Volkswitz sagte damals, die panslawistische Sprache sei die deutsche Sprache. Alsdann kommt der Autor auf die Volkspoesie der Slawen zu sprechen und sagt unter anderm:

Epos und lyrisches Lied sind die allgemeinen Formen der slawischen Poesie; das Drama zeigt sich erst später und nur in der Kunstform; es ist dem Westen entlehnt. Die mythischen Vorstellungen, die die Grundlagen des slawischen Epos bilden, bestanden in pantheistischer Vergötterung der Natur, ganz so wie bei allen andern Völkern Europas, doch war die slawische Mythologie, soweit man sie bisher kennt, bei weitem nicht so entwickelt wie z. B. die germanische. Den heidnischen Gottheiten der Slawen mangelt es durchaus an einer bestimmten Physiognomie, sie haben keine poetische Geschichte, wie sie die mit Götterthaten reich ausgestattete Mythologie anderer Völker aufweist; offenbar entwickelte sich die heidnische Cultur der Slawen nicht schnell genug, um ihrer mythologischen Welt eine volle Organisation zu geben. In der Tradition haben sich nur wenige Hinweise auf die alten mythologischen Gottheiten erhalten, auch die Geschichte kennt sie nur wenig. Perun, Svjatovid, Dazbog u. a. bleiben uns dunkle Gestalten; die heidnische Kosmogonie ist mit spätern christlichen Vorstellungen und apokryphen Ueberlieferungen fremden Ursprungs vermengt. Von solcher Art ist z. B. die dualistische Schöpfungsgeschichte der Bogomilen, welche die Welt aus zwei Principien, einem guten und einem bösen, entstehen läßt; ferner die Erzählung von der „Golubinaja kniga" (Taubenbuch), die vom Himmel gefallen sei.... Die slawische Volkspoesie hat kein einziges altes Denkmal aufzuweisen, das der „Edda", den „Nibelungen" und ähnlichen Erzeugnissen des mittelalterlichen germanischen Epos an die Seite gestellt werden könnte; das russische „Lied vom Siegeszug Igor's" und die czechische „Königinhofer Handschrift" gehören ihrem Inhalt nach schon einer sehr späten Zeit an und sind auch sonst noch in mancher Hinsicht problematisch. Und das Volksepos, das die Hauptquelle unserer Bekanntschaft mit der alten Mythologie bildet, findet erst jetzt eine gehörige Durchforschung. Die von Rybnikow und Hilferding gesammelten Lieder haben viel Neues gebracht, sogar rücksichtlich der russischen Volkspoesie, die doch schon eingehender bearbeitet war als die übrigen; die bulgarischen Lieder fängt man erst jetzt an zu sammeln. Doch bleibt bei alledem die slawische Mythologie auch jetzt noch in Dunkel gehüllt und fragmentarisch.

Das nationale Epos der Slawen erhielt sich nach der Ansicht des Verfassers nur da, wo das Volk dem patriarchalischen Alterthum treuer geblieben war und weniger von der Civilisation berührt wurde, „die sich mit conservativer Exclusivität nicht verträgt". Demnach besteht das slawische Epos im allgemeinen nur bei den östlichen Stämmen, den Russen, Bulgaren und Serben. Auf der andern Seite, im westlichen Slawenthum, hatten die Polen und Czechen, wie der Autor nachweist, ganz ihr nationales Epos vergessen, sodaß man sich jetzt nur noch nach Bruchstücken und Zeugnissen der Chronisten ein ungefähres Bild von demselben machen kann. Eine geräuschvolle historische Wirksamkeit riß diese Völker frühzeitig aus ihren Erinnerungen an das heidnische Alterthum und die Mythologie heraus. Bei den Czechen wurde beides durch die stürmischen Ereignisse der hussitischen Bewegung im 15. Jahrhundert vollends zurückgedrängt. Neue Ideen hatten sich der Geister bemächtigt und die nationale Thätigkeit war aufs äußerste angespannt; allein in ihr zeigte sich schon keine Spur patriarchalischer Elemente mehr, sondern nur Forderungen der Individualität traten auf, die sich mit den Eigenschaften des Epos wenig vertragen. Gegenwärtig weiß man im czechischen Volke von den Traditionen des Volksepos gar nichts mehr, man hat sie vollständig vergessen. Aehnlich war es auch in Polen. Das geknechtete und aller selbständigen Thätigkeit beraubte Volk verlor das Verständniß für die frühern Traditionen; die höhern Stände vergaßen sie gänzlich, sie standen unter dem Einfluß der lateinischen Bildung, die der Erhaltung naiver historischer Alterthümlichkeiten durchaus nicht förderlich war. Zuweilen haben allerdings die Ereignisse, wie man aus den Chronisten ersehen kann, eine epische Thätigkeit hervorgerufen, allein sie beschränkte sich immer nur auf einzelne poetische Versuche und hatte durchaus nicht den Charakter einer nationalen Epopöe. Fast die einzige Form der Poesie blieb bei diesen Völkern die Lyrik, die sich leicht den geschichtlichen Wandlungen anpaßte.

Was die religiöse Spaltung unter den slawischen Völkern anbetrifft, so erklären viele slawische Patrioten dieselbe im Namen der „Einheit" für historisch nichtig und verlangen, daß der slawische Stamm zur Einheit der Rechtgläubigkeit (d. h. zur griechischen Kirche) zurückkehren müsse, weil sich bei ihm einstmals das Christenthum vorwiegend von Byzanz aus verbreitet und die östliche Kirche außer bei den Südslawen und in Rußland, auch in Böhmen, ja sogar in Polen Wurzel gefaßt habe; der römische Katholicismus sei seinem ganzen Wesen nach antislawisch und müsse daher fallen. Ueber diese heikle Frage bemerkt der Autor nur so viel, daß eine Menge slawischer Stämme ihre ganze Geschichte in Verbindung mit dem Katholicismus durchlebt hat. Ueberhaupt könne der Katholicismus nur insoweit antislawisch sein, als er z. B. auch antigermanisch wäre, und der Kampf gegen ihn könne im Grunde genommen doch nichts weiter sein als ein Kampf gegen den klerikalen Obscurantismus, an dem es aber auch im entgegengesetzten Lager nicht fehle. Gegenwärtig hätte man mit dem Katholicismus als mit einer Thatsache zu rechnen, als mit einem Zubehör vieler slawischer Stämme.

Der Panslawismus fing, wie der Verfasser ausführt, mit antiquarischen Abstractionen an und war in der ersten Zeit ein romantischer Idealismus, nahm aber allmählich unter dem Einfluß der Ereignisse eine politische Schattirung an. In Rußland ward der Panslawismus zum Slawophilenthum, und bald trat die Erwartung auf, „daß sich die slawischen Bäche in das russische Meer ergießen würden". Der Autor läßt sich in dieser Beziehung also vernehmen:

Jedenfalls haben die Jahre 1875 bis 1878 einen bedeutenden Wendepunkt in der Entwickelung des slawischen Bewußtseins hervorgerufen, aber leider ist auch in diesen bedeutungsvollen Jahren wieder jener bedauernswerthe und schädliche Mangel an Verständniß für das eigene wie allgemeine slawische Interesse zu Tage getreten. Solange noch nicht mehrere slawische Stämme befreit sind, solange sie sich noch nicht gegenseitig gründlich kennen und verstehen gelernt haben, ist es schwer, von ihrer Einheit und Solidarität zu reden. Wie sich die slawische Entwickelung gestalten wird, ist Sache der Zukunft; aber zu fabeln, daß sie der Welt eine noch nie gesehene Civilisation bringen werde, ist eine poetische Phantasterei, die bisher nur schädlich gewirkt hat, da sie Selbsttäuschungen bei Leuten nährt, die ohnehin

schon stark mit solchen behaftet sind. Bisjetzt fehlt es für eine solche Civilisation noch gänzlich an Unterlagen; auch widerspricht es dem slawischen Naturell durchaus nicht, sich die europäische Cultur anzueignen. Das Slawenthum hat näher liegende Aufgaben, deren Lösung eine dringende Nothwendigkeit ist. Einheit und Solidarität werden nicht erreicht durch die Trugbilder einer phantastischen Zukunft noch durch eine ebenso phantastische Restaurirung des Alterthums, sondern nur dadurch, daß sich jedes Volk seine eigene Bildung angelegen sein läßt. Nicht in der Anfeindung der westlichen Bildung, sondern im Anschluß an dieselbe haben die Slawen ihr Heil zu suchen; das ist der Weg, auf dem sie am schnellsten zur Einheit gelangen können. Und dann hat ihre zweite Hauptsorge darin zu bestehen, daß sie einander gründlich studiren; sie sollen lernen, die historische Individualität anerkennen, die Eigenthümlichkeiten des andern Stammes achten, sich von der Anmaßung eigener Unfehlbarkeit lossagen — darin fürwahr werden sie die Grundlage finden, auf der es ihnen möglich sein wird, zu einem festen Bruderbunde zusammenzutreten. Durch all die Schwankungen, Unklarheiten, Uebertreibungen, wie es deren in der laufenden Entwickelungsperiode so viele gegeben hat, zieht sich doch das eine Streben hindurch, die Literaturen aller slawischen Stämme wissenschaftlich und praktisch zu erforschen, sowie ihre besondern Eigenthümlichkeiten und ihre Geschichte aufzuklären. Dies ist auch allein der Weg, auf dem es möglich sein wird, zu einer richtigen Anschauung der wechselseitigen slawischen Beziehungen zu gelangen.

Nach diesen und ähnlichen Ausführungen von mehr allgemeiner Natur behandelt nun der Autor die Literaturen der einzelnen slawischen Volksstämme. Das erste Hauptkapitel ist der Literatur der Bulgaren gewidmet, und zwar in der Art, daß zuerst die alte Zeit (die alte kirchliche byzantinische Literatur, die Literatur der Erzählungen, der bogomilischen Sagen u. s. w.), dann die Zeit des türkischen Jochs und der Beginn der Wiederbelebung, und schließlich die bulgarische Volkspoesie (Liedersammlungen und das bulgarische Epos) in ausführlicher Weise besprochen werden.

Im zweiten Hauptkapitel wird die Literatur der Südslawen einer nähern Betrachtung unterzogen. Hier kommen zunächst die Serbo-Kroaten in Betracht. Unter Serbo-Kroaten versteht der Autor außer den eigentlichen Serben (im Fürstenthum Serbien, in Bosnien, der Herzegowina, Crnagora und Altserbien) noch die Dalmatiner verschiedenen Namens, die Kroaten und Slawonier; endlich zählt er dazu auch noch den sehr nahe stehenden Stamm der Slowenen.

Im dritten und letzten Hauptkapitel behandelt der Verfasser die Literaturen der Südrussen und der galizischen Russinen, während er die Darstellung der großrussischen Literatur wegen ihres Umfangs und mehr noch wegen ihrer historischen Bedeutung, wie bereits oben erwähnt, einem besondern Bande vorbehält.

Dem vorstehend erwähnten Werk schließt sich in würdiger Weise die von Louis Kurtzmann herausgegebene zweibändige „Geschichte der polnischen Dichtkunst in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts" von Adalbert Cybulski (Nr. 2) an. Es ist wohl zu beachten, daß dieses Buch Vorlesungen enthält, welche der Verfasser in den Wintersemestern 1842/43 und 1844/45 an der Universität zu Berlin über die damals neueste polnische Poesie hielt. Wenn der Stil nicht überall auf gleicher Höhe mit dem Inhalt steht, so darf nicht vergessen werden, daß der Verfasser ein Pole war und seine vor einem größtentheils aus Polen bestehenden Auditorium gehaltenen Vorträge nicht in der Absicht niederschrieb, sie herauszugeben. Der Herausgeber berichtet über den Lebensgang Cybulski's ungefähr Folgendes: Adalbert Cybulski wurde am 10. April 1808 zu Konin bei Pinne in der Provinz Posen geboren. Nachdem er das Gymnasium in Posen absolvirt hatte, begab er sich 1828 nach Berlin, um dort Philosophie, Philologie und Geschichte zu studiren. Dort traf ihn die Nachricht von dem Novemberaufstand in Warschau. Sofort trat Cybulski mit andern seiner Commilitonen in das polnische Heer ein und machte den an Mühen und Gefahren so reichen Feldzug bis zum Ende mit, gerieth jedoch in russische Gefangenschaft und verlebte drei Jahre tief in Rußland als Gefangener. Diese Zeit war für ihn keine verlorene, da er sie dazu benutzte, die russische Sprache und Literatur gründlich kennen zu lernen, was seinem Studium der slawischen Philologie später zugute kam. Im Jahre 1834 befreit, mußte er noch einmal in Preußen seine Theilnahme am Aufstande mit einer sechsmonatlichen Festungshaft in Schweidnitz abbüßen. Erst im Jahre 1836 konnte er nach Berlin zurückkehren, um die unterbrochenen Universitätsstudien wieder aufzunehmen und zu vollenden. Nun widmete er sich ausschließlich dem Studium der slawischen Philologie und unternahm zu diesem Zweck eine mehrjährige wissenschaftliche Reise durch die slawischen Länder. Im Jahre 1840 kehrte er nach Berlin zurück und habilitirte sich dort als Privatdocent für slawische Philologie, veröffentlichte auch eine große Anzahl kleinerer und größerer Abhandlungen in polnischen Zeit- und Sammelschriften. Im Jahre 1848 nahm er an dem Slawencongreß in Prag theil, doch blieb er, obschon Slawe und Pole von ganzem Herzen, ein unerbittlicher Gegner des Panslawismus, dessen Hohlheit niemand treffender als er nachgewiesen hat. Seine Landsleute wählten ihn zweimal als Abgeordneten in das preußische Abgeordnetenhaus. Im Jahre 1860 erhielt er die ordentliche Professur für slawische Philologie an der Universität zu Breslau, wo seine auf gründlichen Studien und ausgebreitetem Wissen basirten Vorlesungen großen Erfolg hatten. Hier aber ereilte ihn ein frühzeitiger Tod am 15. Februar 1867 mitten im besten Schaffen.

Der erste Band des in Rede stehenden Werks enthält außer einer Einleitung drei Kapitel, von denen das erste die dem Auftreten von Mickiewicz vorangehende Epoche der polnischen Dichtkunst charakterisirt, während das zweite Mickiewicz's Thätigkeit und Einfluß sowie seiner Zeitgenossen Dichtungsweise schildert und das dritte das Moment der ukrainischen Poesie hervorhebt.

Cybulski datirt die neuere polnische nationale Poesie von dem Falle Polens; er gibt die Zukunft Polens nicht

auf und ist der Ansicht, daß unter allen slawischen Stämmen die Polen allein es sind, welche „den slawischen Geist mit dem europäischen zu versöhnen vermögen". Die Idee eines Panslawismus, der sich auf Rußland stützt, bekämpft er namentlich vom polnischen Standpunkt aus mit der größten Entschiedenheit. So sagt er unter anderm:

Was geht mich die gemeinsame Abkunft von einer slawischen Urgroßmutter an, wenn der eine ihrer Söhne zum Kain seiner übrigen Brüder geworden ist oder es zu werden im Begriff steht? Theuerer und lieber ist mir alsdann jeder Fremdgeborene, wenn er gleiche Gesinnung mit mir theilt, gleiche Zwecke verfolgt, die Rechte der Menschheit, der Civilisation vertheidigt. Unausführbar ist die Idee des Panslawismus, weil sie im Schose der slawischen Stämme selbst auf Hindernisse stößt, die sie nicht zu überwinden vermag, solange noch ein Funke von nationalem Selbstgefühl in diesen Stämmen lebt. Verderblich ist sie für das Wohl und das Glück nicht nur der Slawen, sondern auch der übrigen europäischen Völker, weil sie, als auf Eroberung und Zerstörung ruhend, die Selbständigkeit aller in Frage stellt, die freie Entwickelung des Geistes aufhält oder zu Grunde richtet. Die slawischen Völker waren von jeher durch Stammesunterschiede voneinander gesondert; sie bildeten nie ein einziges Reich, standen nie unter einem Staatsoberhaupt, sind durch die ewige Trennung, durch den verschiedenen Gang ihrer politischen und literarischen Entwickelung, durch ihre Religion, Sitte, Lebensweise, Sprache, durch ihre geographische Entfernung und entgegengesetzte historische Richtung seit einem Jahrtausend so fremd untereinander geworden, daß ihre Vereinigung zu einem slawischen Universalreiche unter einem Herrscher eine Utopie, ein Unding ist. Ebenso könnte man verlangen, daß sich die germanischen Stämme: Deutsche, Holländer, Dänen, Norweger, Schweden, ja Engländer, daß sich die romanischen Völker: Franzosen, Spanier, Portugiesen, Italiener, zu einem Reiche vereinigen sollen; denn wahrlich ist der Unterschied zwischen diesen nicht größer als der der slawischen Stämme untereinander. Man müßte vorerst alle diese Stämme nach ihrem ursprünglichen Vaterlande, dem Hochgebirge Tibets, oder, weil dies bereits von andern Stämmen besetzt ist, nach dem die Menschen zum Naturzustande zurückbringenden Sibirien senden, damit sie dort nach einer oder mehrern Generationen, wie die Juden in der Wüste, jeden europäischen Aberglauben ablegen und dann in dem geliebten slawischen Vaterlande dem einen großen panslawistischen Gott, dem Kaiser, als unterthänige Knechte gehorchen. Und auch dann wäre noch zu fragen, ob sie zu ihren frühern Götzen der Sonderung nicht zurückkehren, das große Reich theilen und wieder eine Beute der Feinde würden, um unter dem Joch abermals einen neuen panslawistischen Messias zu erwarten.

Wie Cybulski mit seiner ganzen Kraft dem Panslawismus entgegentritt, so bekämpft er auch den freiheitsfeindlichen Ultramontanismus und die mystisch-messianische Richtung von Mickiewicz, die sich mit dem Panslawismus verband. Hochinteressant ist es, was er über den Lebenslauf von Mickiewicz mittheilt und über dessen Dichtungen, deren poetischen Werth er übrigens theilweise voll und ganz anerkennt. Von Mickiewicz sagt er einmal treffend: „Er sollte der Schöpfer und Träger der neuesten polnischen Poesie werden; er ist das Herz des blutenden Polenvolks, das seine Wehklagen ausspricht, aber nicht dessen sich selbst begreifender Geist." Zu den Dichtern, die uns das Gemälde des ukrainischen Lebens vorführen, zählt er vorzüglich Malczewski, Bohdan Zaleski und Goszczynski. Malczewski repräsentirt das polnisch-adeliche, Zaleski das kosakische, und Goszczynski das haidamakische Element.

Auch der zweite Band besteht aus einer Einleitung und drei Kapiteln, von denen das erste den Aufstand von 1830—31 schildert, das zweite die dichterischen Erscheinungen bis 1830 charakterisirt, das dritte die nachrevolutionäre Zeit der polnischen Literatur einer nähern Betrachtung unterzieht. In der Einleitung stellt Cybulski die Behauptung auf, daß der eigentliche Brennpunkt der neuern polnischen Poesie „die Idee der nationalen Selbständigkeit und mit ihr die Idee der vollständigen socialen Reform sei, wie sie mit der Geschichte des Volks, mit der Vernunft des Menschen, mit dem Geist der Zeit überhaupt übereinstimmt". In dieser Idee liege die Mission, der Beruf des polnischen Volks. Daß dies eine stolze, ja erhabene Auffassung der literargeschichtlichen Aufgabe des Polenthums ist, wird niemand bezweifeln; ob diese Auffassung aber auch thatsächlich begründet sei, ist eine andere Frage, deren Beantwortung uns hier jedoch nicht obliegt.

Da der Inhalt des ersten Kapitels des zweiten Bandes vorzugsweise historische Ereignisse behandelt, so können wir hier darüber mit Stillschweigen hinweggehen, nur das sei bemerkt, daß der Autor für die Zukunft nicht von den Jesuiten und ihren Bundesgenossen, sondern nur von der demokratischen Idee, die dem Slawismus historisch zu Grunde liege, Heil für Polen erwartet. Im zweiten Kapitel führt der Verfasser aus, wie der Aufstand der Polen im Jahre 1830 von einer Dichtung begleitet gewesen sei, die man nur als „Volkspoesie" bezeichnen könne; der Aufstand habe Dichter wie Garczynski, Slowacki, Goszczynski, Pol u. a. erst ins Leben gerufen, diese Dichter seien zugleich Freiheitskämpfer gewesen, und in ihren Gedichten spiegele sich alles wieder, was damals das polnische Volk gefühlt und empfunden habe. Zahlreiche Beispiele dienen zur Illustrirung dieser Ansicht. Im dritten Kapitel wird mit Vorliebe des Grafen Sigismund Krasinski gedacht, der nach Cybulski's Meinung zuerst der polnischen Poesie einen „europäischen Charakter" verliehen hat. Wir schließen unsern Bericht über das Cybulski'sche Buch mit nachstehendem Gedicht Krasinski's:

Vor Tagesanbruch werden blaß die Sterne.

Ich glaub' an Polens Sieg, sei er auch ferne,
Daß es verloren nicht, trotz hundertjähr'gen Banden;
Doch ob wir's schauen herrlich auferstanden? —
— Vor Tagesanbruch werden blaß die Sterne!

Groß steht es vor mir in der Zeiten Ferne,
Wir sind dann wol im Sarg der Würmer Beute,
Denn morgen scheitert, was noch segelt heute —
— Vor Tagesanbruch werden blaß die Sterne!

Stets ist uns nah der Fall, der Sieg noch ferne,
Und eh' sich Gottes Wege offenbaren,
Vergehen Jahre, Hunderte von Jahren —
— Vor Tagesanbruch werden blaß die Sterne!

Wir siechten hin und lebten doch so gerne;
Wir liebten so und mußten so schwer büßen,
Ach! andre werden Polens Freiheit grüßen —
— Vor Tagesanbruch werden blaß die Sterne!

Als ein recht verdienstvolles Unternehmen darf die von Leopold Katscher unternommene Herausgabe der „Zierden der englischen Literatur in biographischen Einzeldarstellungen" (Nr. 3) angesehen werden. Es erscheint nämlich seit einiger Zeit bei Macmillan u. Comp. in London ein großartig angelegtes Unternehmen unter dem Titel: „English Men of letters", das von dem rühmlichst bekannten Literarhistoriker John Morley, dem Biographen Rousseau's, Diderot's u. s. w., geleitet wird und auf 30 bis 40 Bändchen berechnet ist, wovon bisher etwa 12 erschienen sind. Jedes Bändchen enthält die von einem hervorragenden englischen Autor geschriebene Biographie einer Zierde der englischen Literatur von Chaucer bis auf unsere Zeit. Einerseits der Geschmack des deutsch lesenden Publikums an Biographien, andererseits die Gediegenheit und Zweckmäßigkeit des in Rede stehenden Unternehmens, endlich die berechtigte Vorliebe der Deutschen für die englische Literatur veranlaßten L. Katscher, der selbst längere Zeit in England lebte und mit der englischen Literatur wohlvertraut ist, zu dem Versuch, eine deutsche Ausgabe der „English Men of letters" zu veranstalten. Er beschränkt sich dabei nicht auf eine wörtliche Wiedergabe der Originale, sondern übersetzt frei und nimmt zahlreiche, hier und da durchgreifende redactionelle Aenderungen vor, weil manches, wenn es unverändert geblieben wäre, dem deutschen Geschmack entweder zu weitschweifig oder zu specifisch englisch vorkommen würde. Auch bringt er zuweilen eine zweckmäßige orientirende Anmerkung an. Die eigentlichen Ansichten und Urtheile der englischen Verfasser sind aber in der deutschen autorisirten Ausgabe in keiner Weise abgeändert oder verkümmert worden.

Vor uns liegen nun drei Bändchen, welche die Lebensbeschreibungen von Oliver Goldsmith, Daniel Defoe und William M. Thackeray enthalten. Die Auswahl dieser drei englischen Autoren für die ersten drei Bändchen läßt sich wol am besten durch die Thatsache rechtfertigen, daß die Hauptwerke derselben zu den in Deutschland meistgelesenen Denkmälern der englischen Literatur gehören. Welcher Deutsche, der überhaupt liest, hätte nicht schon als Kind den „Robinson" und später den „Vicar von Wakefield" und die Schriften des großen Humoristen Thackeray gelesen? Der Verfasser der Biographie Goldsmith's ist William Black, ein renommirter Romanschriftsteller, der in der objectivsten und zugleich anziehendsten Weise Goldsmith's Leben beschreibt, das bekanntlich nicht frei war von tragischen Schicksalen und harten, oft leider nicht unverschuldeten Leiden. Black sagt:

Man hat Grund zu der Annahme, daß der Frohsinn, der Goldsmith's Werke wie Sonnenschein durchleuchtet, ihn selbst in den schwersten Stunden seiner wunderlichen, mühevollen Laufbahn niemals gänzlich im Stich ließ. Bei aller Empfindungsfähigkeit hatte unser Held ein glückliches Temperament, das alles aufs gerathewohl ankommen ließ; befand er sich zufällig bei Kasse, so war er stets zu lustigen Streichen geneigt; besaß er kein Geld, so nahm er das Hungern von der humoristischen Seite. Kurz, er wußte alles zu fügen und es fiel ihm nicht ein, das Misgeschick, das er selbst verschuldet hatte, der Ungerechtigkeit und der Vernachlässigung der Gesellschaft zuzuschreiben.

Der Verfasser von Defoe's Biographie ist der Literarhistoriker William Minto, früher Redacteur des „Examiner". Defoe war nicht wählerisch in seinen Mitteln, auch war Charakterfestigkeit nicht seine starke Seite. Minto äußert sich deshalb über ihn unter anderm in folgender Weise:

Kein anderer öffentlich wirkender Mann erkannte klarer, als Defoe es that, was das Wohl des Landes erforderte, und keiner arbeitete eifriger dafür. Er trug mehr als viele andere, theils durch geheime Intriguen, theils durch die Presse, zur Erreichung der beiden großen Ziele bei, die Wilhelm von Oranien der englischen Staatskunst steckte: die Vereinigung von England und Schottland, und die Einsetzung einer protestantischen Thronfolge. Abgesehen von seiner politischen Thätigkeit, war er ein mächtiger Fürsprecher fast aller auf die Förderung des socialen Wohls hinzielenden praktischen Pläne, die in seinen Tagen aufs Tapet kamen. Kann man ihn auch nicht als Muster sittlicher Aufführung hinstellen, so muß doch, wenn man die Zwecke, für die er arbeitete, in Betracht zieht, und nicht die Mittel, die er anwandte, anerkannt werden, daß es nur wenige Engländer gegeben hat, welche auf die Dankbarkeit ihres Vaterlandes mehr Anspruch haben als er. Er mag selbstsüchtig und ruhmredig gewesen sein, allein in seinem politischen Leben wurden diese Eigenschaften durch ihre Verbindung mit höhern und bessern Bestrebungen gemildert. Defoe ist ein wunderliches Gemisch von Schelm und Patriot; zuweilen scheint der Schelm, zuweilen der Patriot die Oberhand zu behalten, aber die Mischung ist so eins und die Energie des Mannes so rastlos, daß es so ziemlich unmöglich ist, die beiden Elemente scharf voneinander zu trennen und zu unterscheiden.

Thackeray's Biograph endlich ist der wohlbekannte Romandichter Anthony Trollope, der uns indeß, wie er auch selbst eingesteht, nicht sowol eine genaue Lebensbeschreibung seines Helden gibt, als vielmehr eine ausführliche und interessante Besprechung von dessen schriftstellerischen Arbeiten. Der uns zugemessene Raum verbietet es, ausführlicher auf diese Besprechung einzugehen. Trollope erzählt in mustergültiger Weise, wie Thackeray ein Schriftsteller wurde, wie er als solcher anfänglich zu kämpfen hatte, dann prosperirte und schließlich eine der größten Zierden der modernen englischen Literatur wurde.

Rudolf Doehn.

Heinrich Schliemann's Troja.

(Beschluß aus Nr. 15.)

Ilios. Stadt und Land der Trojaner. Forschungen und Entdeckungen in der Troas und besonders auf der Baustelle von Troja. Von Heinrich Schliemann. Mit einer Selbstbiographie des Verfassers, einer Vorrede von Rudolf Virchow und Beiträgen von P. Ascherson, H. Brugsch-Bey, E. Burnouf, Frank Calvert, A. J. Duffield, J. P. Mahaffy, Max Müller, A. Postolaccas, A. H. Sayce und R. Virchow. Mit circa 1800 Abbildungen, Karten und Plänen in Holzschnitt und Lithographie. Leipzig, Brockhaus. 1881. Gr. 8. 42 M.

Die folgenden mehr archäologischen Kapitel handeln von den sieben Strata, den Lagerstätten ebenso vieler „Städte", welche Schliemann auf dem Hügel von Hissarlik, eine über der andern, blos die siebente mehr an den Seiten des Hügels hin, gefunden haben will: die fünf ersten nennt er prähistorisch; von der sechsten Schicht weiß er nicht recht, welchen Namen sie eher verdient, ob sie schon der historischen Zeit zugetheilt werden darf; die siebente ist das äolische oder, wie man heutzutage gewöhnlich sagt, Neu-Ilium. Früher hat sich Schliemann mit einer geringern Zahl von Schichten und Städten begnügt; bei fortdauerndem Graben und Prüfen ist er auf die Siebenzahl gekommen. Die Beweise und Belege für die verschiedenen Niederlassungen findet er hauptsächlich in dem Unterschiede der Thongefäße und der Architektur (besonders der Hausmauern). Charakteristisch für sämmtliche prähistorische Städte dieser Fundgrube ist der Umstand, daß alle Geräthe für Lebende und Todte (also auch die Särge) aus Thon gefertigt waren (aber in der dritten derselben, worin Schliemann das alte Ilium erkennen will, fand er doch eine große Anzahl bronzener, ja silberner und selbst goldener Geräthe!). In allen fünf Städten haben sich keine oder wenigstens soviel als keine Spuren von Bemalung vorgefunden; in allen wurden die Todten verbrannt, nicht begraben. Die letztere Behauptung wird wol manchem Kritiker gerechte Zweifel erregen, denn das wird nach so und so viel tausend Jahren doch schwer zu beweisen sein! Und Schliemann hat es auch in der That nicht bewiesen. In allen fanden sich zahllose Austerschalen und Meermuscheln, dagegen keine Reste eines Huhns, woraus geschlossen wird, daß sich diese Hügelbewohner eher zum Genuß von Seethieren als von Eiern und Vogelfleisch disponirt fühlten. In allen fand sich neben Gold auch Silber und Blei, von welchen zwei letztern Metallen Lubbock behauptete, daß sie in der Bronzezeit sich nicht finden, eine Behauptung, die also jetzt durch Schliemann's Funde widerlegt ist. Alle fünf, also noch die unterste, gehören trotz zahlreichen Funden von Steinwerkzeugen und Steinwaffen nicht der Stein-, sondern der Bronzezeit an; das merkwürdigste der Mineralien, welches sich hier neben Porphyr, Diorit, Trachyt vorfand, ist der grüne, sogar weiße Nephrit. Ueber das räthselhafte Vorkommen desselben in Kleinasien u. s. w. bis nach Westafrika hin durch Import, und das Aufhören dieser Einfuhr nach der vorgeschichtlichen Zeit werden lange Abhandlungen von Fachmännern und Gelehrten in extenso mitgetheilt. Alle fünf Städte entbehren der Säulen (die auch der Dichter der Ilias noch nicht kennt), während die in der Odyssee genannten kaum anders als aus Holz gedacht werden können. Von den Städten der historischen Zeit auf Hissarlik wird wol Nr. 6, die sogenannte lydische Stadt, von vielen Kritikern angezweifelt werden; auch Schliemann selber hat sie in sein „Diagramm" mit etwas kleinern Buchstaben eingetragen, bewiesen hat er ihre Existenz nicht, nicht einmal wahrscheinlich gemacht. Noch einzelne Merkwürdigkeiten mögen hier verzeichnet werden. In den untern Städten ist eine große Anzahl von Vasen zu Tage gefördert worden, welche auf beiden Seiten mit senkrechten röhrenförmigen Löchern zum Aufhängen an einer Schnur versehen sind; solche sind auch auf der Insel Thera und auf babylonischem Boden ausgegraben worden; in der untersten Schicht fanden sich sogar noch die Ueberreste eines flächsenen Strickes; der Thon dieser — meist ein glänzendes Schwarz zeigenden — Gefäße ist mit grobgestoßenem Granit vermischt; die Töpferscheibe findet in den prähistorischen Städten noch keine Anwendung. Die merkwürdigsten Thongefäße sind in der Trümmerschicht der zweiten und der sechsten Stadt zum Vorschein gekommen: Thonkrüge von ganz außergewöhnlicher Größe, 5—6½ Fuß hoch; dort ihrer mehrere, hier ein einziger, aber so geräumig, daß er zwei Mann beherbergen konnte. An einer andern Stelle, wo eine Menge von Thongefäßen ausgegraben wurde, trägt der Flug Schliemann'scher Phantasie ihn zu dem Lager eines prähistorischen — Weinhändlers! Auch der deutsche Reichskanzler Fürst Bismarck hat sich für jene kolossalen Thonkrüge nicht blos interessirt, sondern sogar seine Ansicht über deren Culturwerth gegen Schliemann ausgesprochen, dahin gehend, daß die Anfertigung solcher Kolosse für einen schon hohen Grad von Civilisation zeuge; denn es sei ebenso schwer, sie zu formen als sie zu brennen, und sie könnten also nur von einem Volke hergestellt sein, das in der Töpferkunst eine bereits mehrhundertjährige Erfahrung hatte. Beiläufig sei erwähnt, daß Schliemann auch das homerische δέπας ἀμφικύπελλον unter den Thongefäßen gefunden zu haben glaubt, als Zweihenkel nämlich, nicht in der Form eines Doppelbechers, wie die Mehrzahl der Philologen mit Unrecht annimmt. Und nun die zahllose Masse jener weiblichen Idole und Vasen mit Eulenköpfen, welche in der zweiten Stadt und den folgenden zu Hunderten an das Tageslicht gekommen sind! Man muß es vollkommen begreiflich finden, daß sie von Schliemann in Verbindung gesetzt werden mit den beiläufig 18000 Wirteln, den Attributen oder Symbolen, wie er meint, der Hauptgöttin auf Hissarlik, der Athene Ergane,

welche identisch ist mit der eulenköpfigen (γλαυκῶπις) Athene. Aehnliches fand sich ja im Boden von Mykene, nur daß die hier gefundenen Idole die der kuhköpfigen (βοῶπις) Here sind. Schliemann ist vollständig im Recht, wenn er (allerdings nicht zuerst) die Behauptung aufstellt, daß es sich hier, in den Beiwörtern γλαυκῶπις und βοῶπις nämlich, keineswegs um eine Charakteristik der Augen besagter Göttinnen handle, sondern zum mindesten um den ganzen Kopf, ja er hätte getrost sagen dürfen, um die ganze Gestalt, denn γλαυκῶπις u. s. w. kann doch auch heißen: wie eine Eule aussehend, eulengestaltig — und daß dies die mythologische Genesis ist: erst die volle Gestalt eines Thiers (als Symbol), dann der bloße Kopf eines solchen auf Menschengestalt, endlich die volle anthropomorphische Göttergestalt, darf heutzutage nicht mehr bezweifelt werden. Nun war Pallas jedenfalls eine in Troja hochverehrte Göttin (vgl. das Palladium im dortigen Tempel und bezeichnende Homerstellen), und Schliemann's Combination ist daher der höchsten Beachtung werth. Kühn, aber nicht ohne einen Schein von Wahrscheinlichkeit ist ferner die gelegentlich der βοῶπις Here ausgesprochene Vermuthung, daß die ihr geweihte Stadt Mykene ihren Namen von μυκάω (Brüllen) herzuleiten habe; ansprechend die fernere Hypothese, daß die Pluralform bei Städten wie Athenä, Mykenä, Thebä (neben der Singularform) erst aufgekommen sei bei der Vergrößerung dieser Städte, und daß, als sie noch auf ihre πόλις (Akropolis) beschränkt waren, der Singular allein gebräuchlich gewesen sei. Die Idole mit Widderhörnern (die bekanntlich auch auf Cypern gefunden werden) weiß Schliemann nicht zu erklären. Sie finden sich in der dritten Stadt. Aber auch hier kommt Schliemann's Phantasie einem nüchternen Denker recht unangenehm in die Quere. Er findet nämlich eine Terracottenkugel, in der Mitte derselben ein Eulengesicht, rechts davon ein Rad, welches „vielleicht" die Sonne bedeutet, zur Linken drei concentrische Kreise, welche „vielleicht" den Mond darstellen, und darunter ein kleiner Kreis, „vielleicht" zur Bezeichnung des Morgensterns, und nun aus diesen Vordersätzen flugs der Schluß: „Dieses Eulengesicht zwischen Sonne, Mond und Morgenstern beweist besser als alle Vasen und Idole, daß der Eulenkopf das Symbol der ilischen Athene ist"!

Merkwürdig ist das auf Gefäßen der dritten Stadt (Troja) gefundene Kreuzzeichen 卍 und 卐, das in Indien sogenannte Svastica und Sauvastica (Zeichen für Frühlingssonne und für Herbstsonne?), welches von China an durch ganz Asien bis nach Westafrika hinein dem Auge des Forschers entgegentritt und aller Deutungsversuche spottet. Merkwürdiger aber ist die Kritik, wie sie Schliemann, der sonst so gewissenhafte Forscher, handhabt, um zwischen Homer und seinen eigenen Funden die schönste Harmonie herzustellen. „In Bezug auf die Lage", meint er nämlich, „stimmt die dritte Stadt von Hissarlik vollkommen zu den Homerischen Anlagen" (und die heiße und kalte Quelle vor den Thoren?); dann heißt es bei Homer „Ilias", XVIII, 280—290 wörtlich: „Früher nannten alle Menschen die Stadt des Priamos eine gold- und bronzereiche, jetzt aber (d. h. durch die Belagerung) sind die schönen Schätze völlig dahingeschwunden", und daraus begründet Schliemann folgenden Satz: „Wenn daher die dritte Stadt von Hissarlik, ihrer Erschöpfung durch eine langwierige Belagerung zum Trotz, noch immer so reich war, daß ich dort zehn Schätze finden konnte, so ist dies noch ein Beweis mehr für ihre Identität mit der Ilios des Dichters"! Und derselben Stadt, deren Lage so wunderbar stimmt mit den Angaben Homer's, hat derselbe Homer, wie derselbe Schliemann zugestehen muß, fälschlich die Kleinigkeit einer Akropolis zugeschrieben, die sie nicht hatte, nicht haben konnte! Der Südostwinkel der Stadt ist, nach Schliemann's auf topologischen Schlüssen beruhender Behauptung, von der Feuersbrunst verschont geblieben. Nun sollte es aber scheinen, daß, wenn die Griechen so radical destructiv mit der eroberten Stadt verfuhren, daß sie dieselbe, und zwar durch Feuer, vom Erdboden wollten verschwinden machen, sie auch den Südostwinkel in die allgemeine Zerstörung hineingezogen hätten. Also sind entweder die Griechen nicht so grausam gewesen, oder Schliemann hat sich mit seiner Annahme vom Südostwinkel geirrt. Eine dritte Möglichkeit, daß die ganze Annahme einer kolossalen Feuersbrunst eine bloße Hypothese sei, wage ich, gegenüber den positiven Versicherungen Schliemann's und besonders Virchow's vom Vorhandensein überwältigender und handgreiflicher Zeugnisse und Spuren einer solchen, nicht aufzustellen. Aber ob die Griechen damit zu schaffen hatten, ist wieder eine andere Frage.

Interessant ist die Bemerkung Schliemann's, daß im fernen Alterthum die Bronze (χαλκός) — Schliemann leitet das Wort von brunus aes ab — größern Werth gehabt habe als selbst das Gold. In der That finden sich noch bei Homer Stellen, welche einen solchen Schluß zu rechtfertigen scheinen, aber für das Gegentheil entscheidend ist doch die Stelle „Ilias", VI, 236, wo das Verhältniß einer Goldrüstung zu einer ehernen wie 100 : 9 angenommen wird.

Ueber die drei folgenden Städte gehen wir weg, um noch kurz die siebente, d. h. Neu-Ilion, zu berühren. Hier ist vor allem die erstaunliche Menge der gefundenen Bronzemünzen zu erwähnen; keine geht weiter zurück als bis zur macedonischen Periode. Das Werthvollste jedoch, was hier die Ausgrabung zu Tage förderte, ist ein marmorner, 6½ Fuß langer und gegen 3 Fuß hoher Triglyphenblock mit einer Metope, welche den Phöbus Apollo mit den vier Sonnenrossen darstellt, in classischem Stil, ein Meisterwerk ersten Rangs, werth mit den besten griechischen Sculpturen verglichen zu werden. Nach dem Urtheil competenter Archäologen stammt es aus dem vorchristlichen 4. Jahrhundert. Das Werk ist auch in technischer Hinsicht merkwürdig, insofern der Kopf des Gottes, was sonst auf Reliefs sehr selten und erst seit dem Vorgang des Malers Kimon von Kleonä gefunden wird, nicht im Profil, sondern en face dargestellt ist.

So viel über das neue Schliemann'sche Buch. Nun noch die Beigaben deutscher, englischer und amerikanischer Gelehrter („Anhang"). Wir wollen uns darüber so kurz als möglich zu fassen suchen. In Nr. 1 handelt Virchow über „Troja und Hissarlik". Der berühmte Gelehrte geht von dem Princip aus, es müsse doch in dem Lande selbst, in seinen natürlichen Verhältnissen ein ganz besonderes Motiv liegen, daß gerade hier die Sagenbildung so thätig und so schöpferisch war, es müsse in der Oertlichkeit ein besonderer Anreiz zum Dichten liegen; man habe doch gewiß nicht aus bloßer geographischer Caprice, ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit gerade die Troas zum Schauplatz so vieler Legenden (Götter-, Heroen- und Menschensagen) gemacht. Wir vermögen das Gewicht dieser Argumentation nicht anzuerkennen. Denn warum soll denn ein großartiger, grundstürzender, lange nachzitternder geschichtlicher Vorgang nicht dasselbe bewirkt haben können, ja müssen? Wenn es Virchow für unmöglich hält, daß die Ilias von jemand gedichtet sein könne, der nicht das Land selbst besucht hat, so mag man ihm das zugeben oder nicht: es resultirt daraus für die Hauptfrage gar nichts, absolut nichts. Daß Homer, der alte echte, nicht interpolirte Homer nicht im griechischen Mutterland, sondern in Kleinasien, an der Meeresküste zu Hause war, glauben wir gern und glaubte man so ziemlich allgemein von jeher; daß er deswegen gehalten war, die Gegend von Ilios geographisch zu studiren, glauben wir gerade so wenig, wie daß der Dichter der Nibelungen ein geographisch getreues Bild des Burgunderlandes und der von den Burgunden durchzogenen Gegenden von Süddeutschland und des heutigen Oesterreich gegeben hat. Ich kann mich auch nicht davon überzeugen, daß Homer eine „höchst auffällige Kenntniß der Meteorologie des Landes, der Fauna und Flora, der socialen Eigenthümlichkeiten der Bevölkerung" an den Tag lege. Der „wirbelnde" Skamander, der „quellenreiche" Ida, das „windige" Ilion — kann denn dergleichen wirklich als Beweis dienen? Von welchem Gebirge, sei es des Mutterlandes, sei es Kleinasiens, von welchem Strom, von welcher alten Anlage mit luftiger Citadelle läßt sich dasselbe nicht auch aussagen? Und wie steht es denn doch mit der geographischen Treue, wenn die von Homer unmittelbar vor die Stadt Ilion gesetzten zwei Quellen (die kalte und die warme) zwei Tagereisen von der Ebene entfernt hoch im Gebirge liegen! Mit voller Ueberzeugung unterschreiben wir Virchow's Satz: „Das Ilion der Dichtung muß unter allen Umständen selbst eine Dichtung sein, und das alte Ilios sah Homer nur in der Vision." Aber was ist dann das für ein „großes Feuer, wie es der Homerischen Erzählung entspricht", welches Troja so gründlich soll zerstört haben? Auf welche Stellen (der Ilias oder der Odyssee) stützt sich dann dieses Feuer? Sie hätten wenigstens, von Schliemann wie von Virchow, angegeben werden sollen. Wol kennen wir aus Virgil, d. h. also auch aus einem Kykliker: „omnis humo fumat Neptunia Troja" — aber steht Aehnliches im echten Homer? Solange dieses nicht bewiesen ist, wird der furchtbar verheerende Brand, der noch heute in der sogenannten „verbrannten Stadt" auf Hissarlik in den unverkennbarsten Spuren dem Beschauer entgegentritt, nicht als Argument für die Identität Ilions mit dieser Stätte benutzt werden dürfen.

Der zweite Aufsatz des „Anhangs", vom Professor Mahaffy, handelt „Von dem Verhältniß Neu-Iliums zu dem Ilion des Homer". Bekanntlich suchte Demetrios von Skepsis (ein Kritiker der Pergamenischen Schule?) die Stelle von Alt-Ilion nicht auf Hissarlik, sondern einige 30 Stadien höher landeinwärts, an einem Ort, den er Ἰλιέων κώμη nennt. Aber dieser Gelehrte (Mahaffy) muß nun, um des Demetrios Gründe zu widerlegen, gerade von dem Satz, den ich oben aufgestellt, ausgehen und sich auf ihn stützen, daß sich keine Stelle nachweisen läßt, welche die gänzliche Zerstörung der Stadt bestätigt! Der Verfasser behauptet, Demetrios habe sich durch den Neid, den Ilions Begünstigung durch Alexander den Großen und Lysimachus in ihm erweckte, bestimmen lassen, als Gegner der Identität aufzutreten. Dies scheint in der That nicht unmöglich.

Die folgende Abhandlung: „Ueber die Inschriften von Hissarlik", von Professor A. H. Sayce, entwickelt zwar große Gelehrsamkeit und einen ebenso großen Reichthum an Hypothesen, vermag aber nicht viel Resultate zu bieten. Ist die (besonders auf sogenannten Wirteln) auf Hissarlik gefundene Schrift eine cyprische, wie Haug behauptete? Der Verfasser nimmt dies als ausgemacht an. Jedenfalls ist den inschriftlichen Funden von Hissarlik das interessante Ergebniß zu verdanken, daß „in der Nordwestecke Kleinasiens die Schrift lange vor Einführung des griechischen oder phönizischen Alphabets bekannt war". Aber mag dies sich in Wirklichkeit so verhalten — und es wäre Hyperkritik oder noch besser Unkritik, daran zu zweifeln: über den Umstand, welche Sprache durch diese Lautzeichen fixirt war, und was ihre Bedeutung sei, darüber sind wir vollständig im Unklaren. Keine der versuchten Lesungen (deren es mehrere und völlig voneinander abweichende gibt) vermag nur im geringsten auf Wahrscheinlichkeit Anspruch zu machen, und noch weniger (wenn dies möglich) die Deutung. Der Verfasser zieht in seine Untersuchung auch die Hithiten, ein Volk, welchem in prähistorischer Zeit die gleiche Aufgabe wie den Phöniziern zugefallen sein soll, nämlich die, Kunst und Civilisation der Assyrier nach Westen zu tragen; er erblickt in den rohen trojanischen Figuren, welche Schliemann für Darstellung der eulenköpfigen Athene hält, in Wirklichkeit barbarische Versuche, die Bilder der Göttin, die unter den verschiedenen Namen Atargatis, Ate, Kybele, Ma und Omphale herüberkam, nachzubilden. Eins scheint ihm jedenfalls klar, daß nämlich die Inschriften von Hissarlik aus einer Zeit stammen, welche der Einführung des phönizisch-griechischen Alphabets in Kleinasien voranging, während bisher keine Inschriften aus Kleinasien bekannt waren, die in ein so hohes Alterthum hinaufreichen. Jenes älteste Alphabet (besser Syllabarium), das in den bekannten lykischen, karischen, pamphylischen, cilicischen, kappodocischen

Inschriften die deutlichsten Spuren zurückgelassen hat, ist eben das cyprische. Die Zahl der Schriftzeichen berechnet der Verfasser auf etwa hundert. Wenn er aber die Vermuthung wagt, daß die bekannten σήματα λυγρὰ in Bellerophon's Uriasbrief Zeichen dieses Alphabets mögen gewesen sein, so muß ein solches müßiges Spiel ernstlich zurückgewiesen werden; denn Homer wußte doch auf keinen Fall etwas von jenem cyprischen Syllabarium und konnte an kein anderes als an das griechische Alphabet denken! Ob sich die Vermuthung, daß das sogenannte cyprische Syllabar sich als einen Import der Hithiten (am Euphrat) herausstelle, d. h. daß es von den hithitischen Hieroglyphen abgeleitet sei, zu bestätigen scheine, ob wirklich das bisher unerklärte Element in der frühern griechischen Kunst, das sich nicht aus phönizischem Einfluß herleiten läßt, aus hithitischer Quelle geflossen sei, ob in Wahrheit die von Schliemann in Mykene gefundenen Grabsteine in ihrem ganzen Charakter hithitisch und auch die Löwen über dem Hauptthor der Akropolis dieses Ursprungs seien: diese und andere kühn ausschweifenden Behauptungen getrauen wir uns weder zu widerlegen noch zu bestätigen. Der Sinn der trojanischen Inschriften — meint der Verfasser — könne vielleicht durch die Entdeckung phrygischer und lydischer Inschriften noch aufgeklärt werden, da das Phrygische eine Schwestersprache des classischen Griechisch und mit dem Lydischen sehr nahe verwandt sei, die Mysier (Trojaner) aber, ob nun als thrazische Colonisten, ob als lydische angesehen, gleichfalls eine vom Griechischen nicht sehr verschiedene Sprache müßten gesprochen haben.

Die nun folgenden vier Abhandlungen (die eine, topographische, von Consul Calvert, über das alte „Thymbra", jetzt Hanai Tepeh; die andere von Virchow über „Aerztliche Praxis in der Troas"; die dritte von Ascherson, Heldreich und Kurtz über die „Flora der trojanischen Ebene", und die vierte von Duffield „Ueber die verlorene Kunst der Kupferhärtung") wollen wir gern der Aufmerksamkeit der Fachmänner überlassen; nur noch einige Worte zu den beiden letzten von Brugsch-Bey über „Here Boopis" und über „Troja und Aegypten".

In der ersten Abhandlung bringt der berühmte Aegyptologe den griechischen Kuhcultus, der so durchsichtig hervortritt in der βοῶπις Ἥρη des Homer, in der Geschichte der Herapriesterin zu Argos und ihrer Söhne Kleobis und Biton (bei Herodot), in der Jo-Sage u. s. w., in nächste Verbindung mit Aegypten — und gewiß mit Recht. Die Bekanntschaft der Griechen mit Aegypten ist eine sehr alte — das beweist schon Homer, ohne daß man ihn mit Gladstone's Augen anzusehen und auf Gladstone's Weise auszubeuten braucht —, und auf religiösem Gebiet war es der Osiriscultus, d. h. die Urform der ägyptischen Glaubenslehren, mit seiner eigenthümlichen Darstellung von der irrenden Isis, die sich in Kuhgestalt den Nachstellungen des Set zu entziehen suchte, welcher ihnen besonders auffällig erscheinen mußte: daher die Mythen von der Hera Boopis und von der kuhköpfigen umherirrenden Jo, d. h. eben der libyschen Isis; die Quelle zu dieser Verwandtschaft entsprang auf dem Boden der libyschen Seite des ägyptischen Deltalandes, auf jenem Gebiet, welches bereits in den ältern Zeiten der Geschichte der Pharaonen einen regen Fremdenverkehr zu Wasser und zu Lande sich entwickeln sah.

In der zweiten Abhandlung verbreitet sich Brugsch über den Namen „Hellenen", dessen Wurzel ihm zu liegen scheint im griechischen Stamme Sel (mit der Bedeutung von „Glanz", die Griechen also soviel als „die Glänzenden"), und stellt aus ägyptischen Texten (Inschriften und andern Quellen, worunter auch das Heldengedicht Pentaur's erscheint) aus der Zeit des Ramses II. (Sesostris) diejenigen Völker zusammen, welche als Bund dem berühmten ägyptischen Eroberer entgegentraten, um ihm die Hegemonie über Vorder- und Kleinasien streitig zu machen; es erscheinen hier als diesem Bund angehörend: die Dardaner, Mäonier, Lycier, Mysier, d. h. die westlich-kleinasiatische Kriegsmacht in ihren Hauptvertretern, wie sie „bereits in der Liste der troischen Bundesgenossen und ihrer Führer bei Homer namentlich aufgeführt werden". Um so unwahrscheinlicher ist dafür die Vermuthung Brugsch's, es seien unter den Turasch (die er ebenfalls aus ägyptischen Denkmälern anführt) die Troer zu verstehen, unwahrscheinlich deshalb, weil diese sich als treue Bundesgenossen der Aegypter zeigen. Ist es anzunehmen, daß mitten unter den Mysiern, die dort als zum großen kleinasiatischen Völkerbund aufgeführt werden, die Bewohner der kleinen Troas eine entgegengesetzte und noch dazu kriegerische Politik befolgten, befolgen konnten? Die Pelasger, welche Brugsch aus ihrer Ruhe, wohin sie vorsichtig gebettet worden sind, wieder aufstört, wollen wir lieber unbehelligt lassen; denn die Identität der gleichfalls auf ägyptischen Denkmälern gefundenen Purosata oder Pulosata (der „Völker des Nordens", der „Bewohner der Inseln und Küstenländer") mit ihnen, ist, auch mit Herbeiziehung des hebräischen palas, palasch („sich einen Weg bahnen, aufbrechen, wandern"), doch nicht so durchsichtig wie bei den andern von Brugsch zusammengestellten Völkernamen. Als feste Resultate des ägyptischen Denkmälerstudiums gibt Brugsch die Thatsachen, daß bereits in prähistorischer Zeit Troas (?), Mysien, Mäonien, Lycien als feste Stationen gleichnamiger Völker an der Westküste und auf den benachbarten Inseln Kleinasiens erscheinen, ferner daß bereits im 14. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung die Hellenen und ihre Stämme den Aegyptern vollständig bekannt waren.

J. Mähly.

Vermischte Schriften.

1. Antik und Modern. Ein Vortrag von Christian Muff. Halle, Mühlmann. 1879. 8. 1 M.

Der Verfasser bezweckt mit diesem Vortrag, die Unentbehrlichkeit des classischen Alterthums für unsere höhern Schulen darzuthun. Er kämpft für seinen Zweck mit großer Sachkenntniß und ohne alle Voreingenommenheit; die Unterschiede des classischen Alterthums von der modernen Welt zeichnet er ebenso gerecht als treffend und drängt viel Gehalt in knappen Raum zusammen. Besonders den Schülern der obern Gymnasialklassen möchten wir diesen Vortrag empfehlen.

2. Der Rausch. Eine psychologische Studie von L. Siegfried. Bonn, Strauß. 1880. 8. 1 M. 50 Pf.

Brillant ausgestattet, pikant geschrieben, ein Gemisch von allen möglichen Gesichtspunkten, unter denen der Rausch betrachtet werden kann. Es hat uns verletzt, daß ernste und komische Momente blind durcheinander geworfen werden. Man behandle diesen Stoff entweder im Stil eines Moritz Busch, oder vom ethisch-socialen Standpunkt aus. Der Verfasser redet von einer culturfördernden Bedeutung der Rauschmittel und meint, daß ein zur Schlacke verbranntes Erz dem Rausch an sittlichem Werth wol gleichkommen möchte. Der Cultur sei der Rausch in demselben Grade verwandt, wie dem Menschen der Affe. „Der Rausch ist weder die Ursache der Cultur noch ihre Folge; er ist ihr Affe; und wer ein Freund der Cultur ist, der halte sich den Affen fern."

3. Das Leben Jesu. Reden, gehalten im Protestantischen Reformverein zu Berlin. Von Kalthoff. Berlin, Würtzburg. 1880. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
4. Die Einheit Gottes. Rede, gehalten zum ersten Jahresfeste des Protestantischen Reformvereins zu Berlin von Kalthoff. Berlin, Würtzburg. 1880. Gr. 8. 15 Pf.
5. Gregor VII. und der Gang nach Canossa. Vortrag, gehalten im Bürgersaale des Rathhauses zu Berlin von Kalthoff. Berlin, Würtzburg. 1880. Gr. 8. 80 Pf.
6. Die neueste Maßregel zur Bekämpfung des Judenthums. Vortrag, gehalten im Saale des Handwerkervereins zu Berlin von Kalthoff. Berlin, Würtzburg. 1880. Gr. 8. 50 Pf.

Die Forschungen gelehrter liberaler Theologen will Kalthoff hier dem Volke zugänglich machen; er kämpft fast fanatisch gegen alle wirkliche und vermeintliche kirchliche Orthodoxie, ist nicht ohne Gemüth und Gelehrsamkeit, hat Elemente des Meisters der tübinger Schule, Ferdinand von Baur, verbunden mit einer freigemeindlichen Auffassung des Christenthums, und weiß seine im Grunde alttestamentliche Religion mit edler Schwärmerei und formellem Geschick vorzutragen. Warum aber Kalthoff nicht zum Reformjudenthum übergeht, auf dessen Boden er doch steht, ist uns unerfindlich. Schwächlicher als er kann niemand eine Lanze für das Judenthum brechen: die heutigen Juden sammt und sonders als Märtyrer hinzustellen und sie als die vermeintlichen Träger des echt christlichen Geistes anzureden: das ist denn doch eine Ironie, welche nur der falsche Idealismus eines Deutschen fertig bringt!

7. Poetische Abende von Rudolf Genée. Erfurt, Bartholomäus. 1880. Gr. 8. 4 M.

Der Verfasser will die Grundsätze des Vortrags rhythmischer Poesien darlegen und durch Hinweise auf die praktische Ausübung dieser Grundsätze dieselben zu unmittelbarer, lebendiger Wirkung bringen. Zur Erreichung dieses Ziels läßt er drei Factoren zusammenwirken: die Schöpfungen unserer Dichter selbst, sodann eine allgemein verständliche Darlegung der mannichfaltigen metrischen Formen, endlich die directen Hinweise auf den künstlerischen Vortrag. Die Gedichte des Buchs werden in zwölf Gruppen („Abende") eingetheilt; die versuchte Aesthetik der Kunst des Vortrags soll gleichsam auf dem Wege des poetischen Genusses selbst sich Geltung verschaffen. Es ist das Beste ausgewählt, was die deutsche Sprache in der rhythmischen Poesie bietet.

Daß ein Mann wie Rudolf Genée über die Kunst des Vortrags nur Brauchbares und Tüchtiges sagt, versteht sich von selbst; daß er aber den eigentlichen Kern des Buchs durch die abgedruckten Beispiele von dem Umfange einer Broschüre zu demjenigen eines starken Bandes ausgedehnt hat, können wir nicht als durch die Natur der Sache gefordert anerkennen. Wir bedauern, die Erklärung abgeben zu müssen, daß solche Arbeiten doch zu sehr das Gepräge der Bücherfabrikation tragen, als daß wir ihnen einen besondern Empfehlungsbrief mitgeben könnten.

8. Synchronistische Tabellen der christlichen Kunstgeschichte. Ein Hülfsbuch für Studirende von Franz Xaver Kraus. Freiburg i. Br., Herder. 1880. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Vorliegende Tabellen kommen ohne Zweifel einem Bedürfniß entgegen und befriedigen dasselbe in ausgezeichneter Weise. Der durch seine sonstigen Leistungen auf dem Gebiete der christlichen Archäologie und Kunstgeschichte rühmlich bekannte Verfasser hat nicht die „kirchliche", sondern die „christliche" Kunstgeschichte hier bearbeitet im Zusammenhange mit den allgemeinen Culturerscheinungen. Seine Arbeit beweist schlagend, wie sehr er die Kunstgeschichte geschichtlich und kritisch beherrscht. Das Buch, für alle christlichen Confessionen gleich brauchbar, ist ebenso vollständig wie übersichtlich geordnet und verdient unsere wärmste Empfehlung.

9. Die Entwickelung des Nihilismus von Nikolai Karlowitsch. Dritte stark vermehrte Auflage. Berlin, Behr. 8. 1 M. 50 Pf.

Die vorliegende Schrift versucht zum ersten mal, die Entstehung und Entwickelung des Nihilismus in Rußland darzulegen. Sie geht von der Ansicht aus, daß die Handhabung der Autorität unter Alexander II. noch viel zu

milde gewesen. Der Verfasser ist genau vertraut mit der revolutionären Literatur sowie mit den russischen Verhältnissen überhaupt. Seine Schrift hat in der deutschen und russischen Presse großes Aufsehen erregt. Seine Ueberzeugung bleibt trotz aller erfahrenen Angriffe, die russische Regierung werde mit dem Nihilismus unbedingt fertig werden, wenn sie nur seine Bekämpfung mit Ernst, Strenge und Nachdruck fortführt.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Der unermüdlich fleißige Verfasser der so beliebten ägyptischen Romane, Georg Ebers, läßt seinem in d. Bl. eingehend besprochenen Ausstattungswerk über Aegypten jetzt ein ähnliches folgen: „Palästina in Bild und Wort nebst der Sinaihalbinsel und dem Lande Gosen." Das Werk bietet keinen Originaltext von Georg Ebers: es ist nach dem Englischen bearbeitet von diesem Autor und Lic. theol. H. Guthe. Der Hallberger'sche Verlag läßt ihm dieselbe glänzende Ausstattung zutheil werden, wie sie das Prachtwerk über Aegypten zur Schau stellt; 40 prachtvolle Stahlstiche und gegen 600 Holzschnitte von vorzüglichen Künstlern werden dasselbe schmücken: alle Landschaften, welche den biblischen Geschichten zum Schauplatz dienen, werden sich in dem Buche finden.

Ein anderes illustrirtes Ausstattungswerk wird von der Verlagsbuchhandlung Heinrich Schmidt und Karl Günther in Leipzig angekündigt: es ist dies „Rom in Wort und Bild", eine Schilderung der ewigen Stadt von Rudolf Kleinpaul, einem Autor, der sich bereits durch verschiedene geistreiche Schriften über Italien bekannt gemacht hat. Der Plan des Werks, welches mit 368 Illustrationen ausgestattet werden soll, verspricht einen interessanten und reichen Inhalt.

— Das Selbstporträt Albrecht Dürer's aus dem Jahre 1493, von welchem Goethe bei Beireis spricht und welches von dem leipziger Museumsdirector Dr. Lücke sogleich auf den ersten Blick als authentisch bezeichnet wurde, ist jetzt in Verwahrung bei dem Buchhändler H. Haessel in Leipzig, der beauftragt ist, es zu verkaufen.

— In vierter vermehrter und verbesserter Auflage erscheint das „Staatsrecht der Preußischen Monarchie" von Ludwig von Rönne (Leipzig, F. A. Brockhaus). Ohne Frage ist dies das staatsrechtliche Hauptwerk, welches wir über Preußen besitzen. Die erste Auflage desselben war im Jahre 1863 vollendet. Bei der überaus regen staatsrechtlichen Entwickelung der zwei letzten Jahrzehnte, welche eine Menge früher unbekannter Fragen und Controversen zu Tage gefördert hat, war eine neue Bearbeitung des grundlegenden Werks geboten, welche, wie die erste Lieferung beweist, mit ausnehmendem Fleiß und mit Berücksichtigung aller Debatten in den Landtagen und den Commissionen durchgeführt ist.

Ausländische Literatur.

Für die internationalen literarischen Beziehungen zwischen Deutschland und Spanien entwickelt der Kölner Jean Fastenrath eine unausgesetzte Thätigkeit. Sein Hauptwerk, in welchem er die Spanier mit hervorragenden deutschen Gelehrten, Künstlern und Schriftstellern bekannt zu machen sucht, ist: „La Walhalla y las glorias de Alemania" (Madrid 1881). Der neuerschienene sechste Band enthält ebenso wie die frühern eine große Zahl kleiner Essays und lebendiger Causerien in einem schwunghaften Stil, welcher ganz dazu geeignet ist, die Spanier für unsere nationalen Größen zu erwärmen. Der kölner Dombau, die pergamenischen Entdeckungen finden ihr Echo in diesen Aufsätzen; viele altdeutsche Dichter werden besprochen; von neuern Gelehrten besonders Savigny und Bopp, von neuern Malern Karl Friedrich Lessing und Anselm Feuerbach, von Componisten Kreutzer, Lortzing und Spohr, von neuern Dichtern besonders Freytag, Gutzkow und der Herausgeber d. Bl.

— Die wichtigste, wiewol in mancher Hinsicht beklagenswerthe Erscheinung der neuesten englischen Literatur ist: „Reminiscences" von Thomas Carlyle, herausgegeben von James Anthony Froude, in zwei Bänden. Abgesehen von dem, was der berühmte Schotte — und der blieb er bis zum letzten Lebenstage, trotzdem er seit Jahren in London oder dem darangrenzenden Chelsea seine Wohnung hatte — über seine Gattin und Angehörigen sowie über Edward Irving in diesen „Reminiscenzen" niedergelegt, hat er sich darin in einem nicht günstigen Lichte gezeigt. Kleinlich und engherzig in der Beurtheilung der besten und hervorragendsten seiner Zeitgenossen, hat er dadurch nur seinem, nicht ihrem Rufe geschadet. Nun erst erkennt man recht deutlich, daß er ein Mann von nur wenigen Ideen war, die ihn ganz erfüllten und die er auf alle mögliche Arten in seinen Schriften ausbeutete. Arbeite und schweige, und wirf dich zu den Füßen dessen, der eine noch größere Arbeitskraft, geistige oder körperliche, entwickelt hat als du selbst — dies ungefähr ist die Summe seiner Lehren, dies das Evangelium, welches er fortwährend und in allen Tonarten gepredigt hat. Nur, scheint es, durfte der Held der Arbeit ihm nicht zu nahe stehen, seinen Ruhm nicht verdunkeln, sonst hätte er über einen Mann wie Darwin nicht das folgende Urtheil niederschreiben können: „Darwin über «Gattungen» ist mir wunderbar, insofern es die eigensinnige Dummheit der Menschen andeutet; ich konnte nie eine Seite darin lesen oder den geringsten Gedanken daran vergeuden." Das liebenswürdige und geniale Geschwisterpaar Charles und Mary Lamb bezeichnet er als ein „trauriges Paar Erscheinungen", und Heinrich Heine nennt er „blackguard Heine" (der Lump Heine). Ist er doch nicht einmal seiner frühern Begeisterung für Goethe treu geblieben, sondern nennt ihn in seinen „Moral Phenomena of Germany": „arch-corrupter" und spricht von Goethe's „devilry". Seien wir jedoch nicht zu streng in unserm Urtheil über den immerhin bedeutenden, wenngleich sehr einseitigen Denker, denn er war Zeit seines Lebens vom schlimmsten körperlichen Uebel — dem wahren summum malum im Gegensatz zum Diderot'schen summum bonum — geplagt: von schlechter Verdauung, und dies mag ihn entschuldigen.

— Zunächst seien nun zwei Werke philosophischen Inhalts erwähnt: „Epicureanism" von William Wallace, und „Descartes" von J. P. Mahaffy. Ersteres ist eine gelungene Darstellung des Lebens und der Lehre des griechischen Philosophen, während das letztere sich hauptsächlich mit der Biographie des französischen Philosophen beschäftigt und seine Philosophie nur nebenher berücksichtigt. Jenes erschien sonderbarerweise in der Reihe der Schriften von der „Gesellschaft zur Beförderung christlichen Wissens" und dieses in der von W. Knight veranstalteten Sammlung der „Philosophical Classics for English Readers".

— Von neuen Uebersetzungen ins Englische sind zu verzeichnen: 1) „The Lusiads" von R. F. Burton, dem bekannten Reisenden, der dieser Arbeit fast zwanzig Jahre gewidmet hat. Er

hat das Versmaß des Originals beibehalten und den Geist desselben im ganzen getroffen. 2) „The Qur'an" (der Koran) von E. H. Palmer, als sechster und neunter Band der von Max Müller edirten „Sacred Books of the East". Die Uebertragung ist weit wörtlicher als die bisher vorhandenen von Sale und Rodwell, läßt aber doch nach dem Urtheil der „Saturday Review" noch manches zu wünschen übrig. 3) „The Ingenious Knight Don Quixote de la Mancha", nach den Originalen von 1605 und 1608 von A. J. Duffield. Auch diese Uebertragung soll ihre englischen Vorgängerinnen an Treue übertreffen und im ganzen recht lobenswerth sein.

— „The Life of Cicero" von Anthony Trollope wird nicht gerade als befriedigende Leistung erklärt; es scheint, die selbstgestellte Aufgabe hat die Kräfte des unermüdlichen Schriftstellers, Verfassers von Romanen und Reisebeschreibungen, überstiegen. Deutsch, gesteht er selbst, liest er nicht; gleichwol kennt er Mommsen und versucht es hier und da, ihn zu bekämpfen.

— Die neueste Lieferung der Sammlung von „English Men of Letters" behandelt „Dryden" und hat G. Saintsbury zum Verfasser. So ist auch endlich dem „herrlichen John" eine gerechte Würdigung zutheil geworden.

— Unter dem Titel „Rabbi Jeshua: an Eastern Story" ist eine anonyme Lebensbeschreibung Jesu erschienen, die viel Aehnlichkeit mit Renan's „Vie de Jésus" hat und in demselben Geiste geschrieben ist. Die „Saturday Review" beurtheilt das Buch als bemerkenswerth, wenn auch nicht befriedigend.

— Von F. Max Müller ist neuerdings erschienen „Selected Essays on Language, Mythology, and Religion". Die zwei Bände enthalten seine bereits früher veröffentlichten, aber in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten Essays über die im Titel gedachten interessanten Gegenstände, in Bezug auf welche er so viel Licht verbreitet hat.

Bibliographie.

Adler, S., Herzog Welf VI. und sein Sohn. Hannover, Helwing. Gr. 8. 4 M.

Arbeitsschule und Volksschule. Auswahl von Konkurrenz-Aufsätzen über die Preisfrage: „Lässt sich die Arbeitsschule mit der Volksschule verbinden?", nebst einem Bericht über mehrere Slöjdschulen und einem Preisverzeichniss der erforderlichen Werkzeuge, herausgegeben von O. Salomon. (Aus dem Schwedischen übersetzt.) Wittenberg, Herrosé. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Aus dem politischen Briefwechsel des deutschen Königs mit dem Prinz-Gemahl von England aus den Jahren 1854 bis 1861. Gotha, F. A. Perthes. 8. 2 M.

Baumbach, R., Zlatorog. Eine Alpensage. 3te Auflage. Leipzig, Liebeskind. 16. 2 M.

Bechstein, R., Das höfische Epos. Auswahl aus den Erzählungen Hartmann's von Aue, Wolfram's von Eschenbach und Gottfried's von Strassburg. Schulausgabe. Mit Einleitung, Anmerkungen und Wörterbuch. Stuttgart, Cotta. 12. 1 M. 20 Pf.

Beiträge zur Geschichte der österreichischen Kavallerie. Die österreichische Kavallerie in Feldzügen des XVIII. Jahrhunderts und in jenen der neuesten Zeit (1859 und 1866). Verfasst in der Abtheilung für Kriegsgeschichte des k. k. Kriegs-Archivs. 1ste Lfg. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 6 M.

Bernstein, A., Die Jahre der Reaktion. Historische Skizze. Berlin, Bading. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Beyda, H. F. T., Das Unendliche, was es den Philosophen und was es den Mathematikern bisher gewesen und wie es sich mathematisch darstellt, nach einer neuen Erfindung. Bonn. 1880. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von P. Haffner. 2ter Bd. 5tes Hft.: Schule und Socialismus. Eine social-pädagogische Studie von J. Lexique. Frankfurt a. M., Foesser. Gr. 8. 40 Pf.

Buegwald, E., Centrums-Briefe. Briefe vom deutschen Reichstag. Leutkirch, Roth. 8. 2 M. 50 Pf.

Bur, R., Am Wendepunkt des Lebens. Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 13 M. 50 Pf.

Dammann, D. A., Kulturkämpfe in Alt-England. Geschichtliche Darstellung. 1ster Thl. Gütersloh, Bertelsmann. 12. 1 M.

Dändliker, C., Der Ustertag und die politische Bewegung der Dreißiger Jahre im Canton Zürich (nebst Abdruck des „Uster-Memorial" als Beilage). Zur 50jährigen Erinnerung. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Daniel, A., Die Bedeutung der materiellen Leiblichkeit in dem Weltplane Gottes. Eine heterodoxe Studie. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 2 M.

Dellef, H., Ein Jahr mit deutschem Liederklange. 12 Bilder aus dem Alltagsleben. Norden, Soltau. 12. 1 M. 50 Pf.

Evers, E., Blauveilchen und Sonnenblumen. Erzählung. Norden, Soltau. 8. 1 M. 20 Pf.

Ettig, J. F., Familienleben und Familienerziehung in poetischen Bildern nach dem Leben. Für Haus und Kinderstube. Grimma, Gensel. 12. 1 M.

Die Festungen im Lichte der neueren Kriegführung! Eine militärisch-politische Studie. Dem deutschen Reichstage gewidmet von einem Patrioten. Löbau Westpr., Skrzeczek. Gr. 8. 50 Pf.

Gensichen, O. F., Die Märchentante. Lustspiel. Berlin, Grosser. 8. 2 M.

Glogau, G., Ziel und Wesen der humanistischen Bildung. Vortrag. Zürich, Schmidt. Gr. 8. 1 M.

Gottschall, R. v., Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts. Litterarhistorisch und kritisch dargestellt. 2te verm. u. verb. Aufl. 1ster Bd. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 5 M.

Goethe, Jeri und Bätely. Ein Singspiel. In der ursprünglichen Gestalt zum ersten Mal herausgegeben. Leipzig, Veit u. Comp. 8. 2 M.

Hammann, O., Zur Rettung Lessings. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 60 Pf.

Horstmann, C., Altenglische Legenden. Neue Folge. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben. Heilbronn, Henninger. Gr. 8. 21 M.

Hugo, V., Eine Königslaune. („Le Roi s'amuse".) Trauerspiel. Metrisch übersetzt von H. v. Löhner. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 1 M.

Humboldt, Wilhelm von. Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's. Von Elisa Maier. 6te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 M.

Leser, E., Untersuchungen zur Geschichte der Nationalökonomie. 1stes Heft. Jena, Fischer. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Lewald, Fanny, Vater und Sohn. Novelle. Stuttgart, Hallberger. 8. 5 M.

Löschhorn, K., Kritische Studien zu Schillers Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen. Wittenberg, Zimmermann. Gr. 8. 75 Pf.

Löschhorn, K., Kurze Uebersicht der Geschichte Magdeburgs bis 1680 für Jedermann. Veranlaßt durch die am 4. Juni 1880 stattfindende Feier des 200jährigen Anschlusses an das Haus Hohenzollern. Wittenberg, Zimmermann. 1880. Gr. 8. 60 Pf.

Mangold, W., Molière's Tartuffe. Geschichte und Kritik. Oppeln, Franck. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Maurenbrecher, W., Die preußische Kirchenpolitik und der Kölner Kirchenstreit. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Oswald, F. L., Streifzüge in den Urwäldern von Mexico und Central-Amerika. Mit 76 Abbildungen in Holzschnitt. Leipzig, Brockhaus. 8. 7 M. 50 Pf.

Pailler, W., Fromm und froh. Sechs Theater-Stücke mit männlichen Rollen. Linz, Ebenhöch. 8. 2 M. 40 Pf.

Paris, H., Chapeau „Bismarck". Lustspiel. Friedland, M.-St., Mangel. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Petzholdt, J., Das Militärische aus dem Leben des Königs Johann von Sachsen. Im Anhang die Oper „Saul König in Israel". Dresden, v. Zahn. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Pfister, A., Das Infanterieregiment Kaiser Wilhelm, König von Preußen (2. Württembergisches) Nr. 120. Eine Soldatengeschichte aus drei Jahrhunderten. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 4 M.

Putlitz, G. zu, Rolf Berndt. Schauspiel. Berlin, Paetel. 8. 3 M.

Reesen, D., Böse Saat. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Remusat, Gräfin, Palastdame der Kaiserin Josephine, Napoleon I. und sein Hof. Memoiren. Deutsche Original-Ausgabe von A. Ebeling. 4ter Halbbd. Köln, Ahn. 8. 3 M.

Riesser, G., Einige Worte über Lessing's Denkmal. Frankfurt a. M. 1838. Mit einer Widmung an Berthold Auerbach herausgegeben von J. Riesser. Frankfurt a. M., Mahlau u. Waldschmidt. Gr. 8. 60 Pf.

Rosenthal-Bonin, Der Diamantschleifer. Roman. Stuttgart, Hallberger. 8. 5 M.

Sallet, A. v., Zur ältesten Münzkunde und Geschichte Brandenburgs. Mit 14 in den Text eingedruckten Holzstichen. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 80 Pf.

Schäffle, A. E. F., Für internationale Doppelwährung. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 3 M.

Scherr, J., Vom Zürichberg. Skizzenbuch. Leipzig, O. Wigand. 8. 5 M.

Schopenhauer, Arthur, Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's. Von J. Frauenstädt. 4te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 M.

Schwerin, Franziska Gräfin, Lebensstufen in acht Bildern. Norden, Soltau. 8. 1 M. 50 Pf.

Tagesfragen. Nr. 3: Graf Moltke und der Krieg. Betrachtungen über die Schule der edelsten Tugenden. Leipzig, Pfeil. Gr. 8. 25 Pf.

Tandem, C. F., Prometheus und Epimetheus. Ein Gleichniss. 1ster Thl. Aarau, Sauerländer. Br. 8. 2 M.

Universal-Bibliothek. Nr. 1435: Die Uhr. Aufzeichnungen eines Hagestolzen. Von K. Frenzel. — Nr. 1436: Duelle. Schauspiel von M. A. Neitler (Emil Arter). Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. à 20 Pf.

Wagner, B. A., Lessing-Forschungen, nebst Beiträgen zu Lessings Werken. Berlin, H. W. Müller. 8. 3 M.

Waldeck, O., Grundzüge der wissenschaftlichen Pädagogik und das akademische Seminar. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 1 M.

Witte, E., Arbeit und Besteuerung des Menschen und der Maschine. Eine Warnung vor dem Socialismus. Leipzig, Findel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Zitelmann, E., Gedichte. Berlin, Hertz. 8. 3 M. 60 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 17. — 28. April 1881.

Lyrisches und Episches.

1. Gedichte von Ferdinand Groß. Leipzig, Pfeil. 16. 1 M. 50 Pf.

Der auf dem Gebiete des Feuilletons seinerzeit mit dem ersten Preise ausgezeichnete Autor stellt sich uns in der vorliegenden kleinen, aber in jeder Hinsicht anziehend ausgestatteten Sammlung als lyrischer Dichter vor. Das heißt, streng genommen verleugnet er auch hier den Feuilletonisten nicht. Diese feinpointirten Aperçus, diese kleinen Reminiscenzen an Selbsterlebtes, Gedachtes und Empfundenes hätten ebenso gut zu einem Feuilleton dienen können. Dabei zeichnen sich diese Gedichte durch etwas aus, was sich den später zu besprechenden in gleichem Maße nicht nachsagen läßt: sie haben Stimmung. Das schadet jedoch unserer Behauptung ihres feuilletonistischen Charakters wegen nicht. Im Gegentheil, Ernst Eckstein will in seiner „Geschichte des Feuilletons" das echte Feuilleton ebenso als ein Stimmungsproduct angesehen wissen wie das echte Lied. Der wesentliche Unterschied wird sonach in der Form zu suchen sein, welche bei Groß, äußerlich wie innerlich, in der dichterischen Verwerthung des Gedankens häufig zu flüchtig und regellos erscheint.

Die erste Abtheilung: „Miniaturbilder", enthält kleine Situationszeichnungen, etwa die Mitte haltend zwischen Andersen's „Mondgeschichten" und M. Bern's „Gestrüpp". Sie sind in fünffüßigen reimlosen Jamben geschrieben: doch nimmt es Groß mit der Anzahl der Versfüße nicht genau, ein Mangel, dem wegen der damit verbundenen Störung und Enttäuschung des Lesers die Behandlung in Prosa vorzuziehen sein würde. Wie reizend übrigens Groß sich sonst mit seiner Aufgabe abzufinden weiß, mag folgendes Beispiel zeigen:

> Das Weihnachtsfest. Vom Christbaum senden
> Vielhundert Kerzen ihren hellen Glanz,
> Auf freuderothen Wangen brennt der Jubel,
> Der währen wird, solang' ein Herz noch schlägt.
> Großvater, Vater, Kind und Enkel, alle
> Versammeln rings sich um den Tannenbaum,
> Der Genius der Familie schwingt sein Scepter,
> Er sieht sein Reich erblühen überall.
> Dem Baume nahe schläft in einer Wiege,
> Das Jüngste, das noch keinen Christbaum kennt,
> Dem noch das Leiden fremd und auch die Freude,
> Ein winzig Ding, sich selber unbewußt.
> Zu seinen Häupten hängt ein großes Bauer,
> Und auf der Sprosse sitzt ein Hausgenosse,
> Das Köpfchen bergend zwischen dem Gefieder,
> Die Amsel, die sich nach dem Walde sehnt.
> Und vor dem Strahl der klaren vielen Kerzen
> Erwacht der Vogel, und wie freudetrunken
> Singt plötzlich er die schönsten seiner Lieder —
> Er hält den Christbaumglanz für Morgenlicht.

Auch die weitern Abtheilungen enthalten manches ansprechende Gedicht, manchen geistreich empfundenen Gedanken. Der Dichter ist weit umher gewesen. Dies verräth die „Riviera di Levante":

> Das ist der Mond, der seine bleichen Feuer
> Ob meinen Häupten einst zum Nil entsandte,
> Er winkt und blinkt mir nun, ein ewig neuer,
> Des Nachts an der Riviera di Levante.
>
> Das sind dieselben silberhellen Sterne,
> Die mich berauscht mit ihrem Zauberscheine,
> Als ich im Frankenland, der Heimat ferne,
> Tiefsinnend stand am Grab des Heinrich Heine.
>
> Das ist dieselbe Nacht, die mich umfangen,
> Als mich die Reben grüßten in Madeira,
> Dieselbe Nacht, die mir gekühlt die Wangen
> Am Bosporus, im Frankenviertel Pera.
>
> Das sind dieselben ewigen Gewalten,
> Die allezeit den Sterblichen berücken
> Und nie und nirgends schwinden, nie veralten,
> Ein immerwährend, unfaßbar Beglücken.

In allen Landen und zu allen Stunden
Bestrickt die nämliche Gewalt, die hehre,
Und nur der Mensch, der ihre Macht empfunden,
Vergeht, ein Tropfen in dem großen Meere.

In dem amerikanischen Dichter Edgar Allan Poë, von dem zwei gelungene Uebersetzungen gegeben sind, scheint Groß einen Geistesverwandten gefunden zu haben. Denn, wenn auch in der Regel künstlerisch-harmonisch ausklingend, beherrscht den Dichter doch überall die Weltanschauung, welche ihren unverhüllten Ausdruck in seinem Spruche „Nirwana" gefunden hat:

Wenn andre Menschen reichbeglückt ich sehe,
Kein scheler Neid in meiner Brust erglimmt;
Das Glück der andern und mein eignes Wehe,
Sie finden meine Seele gleichgestimmt;
Doch eines wünsch' ich mir: — daß ich's gestehe! —
Den Tag, der mir und ihnen alles nimmt. —

„Seinen Hausbedarf an Liedern
Schafft ein jeder selbst sich heute",

singt Scheffel's Hiddigeigei: aber die Frage, warum sich nebenbei so viele berufen fühlen, das große Publikum zu dieser ihrer Hauskost zu Tische zu laden, löst er uns damit noch nicht. Auch wir wollen uns hier nicht weiter bei ihr aufhalten, sondern einfach die Facta registriren, als da sind die folgenden drei, beziehungsweise vier Gedichtsammlungen:

2. Rosen und Dornen. Gedichte von Otto Haendler. Kassel, Klaunig. 1880. 8. 3 M.

Wenn wir, um aufrichtig zu bleiben, berichten müssen, daß die gute Hälfte dieser Gedichte mislungen ist, die andere aber jedenfalls nicht gerade druckbedürftig war, so soll damit keineswegs geleugnet werden, daß der Verfasser vielfach die Fähigkeit beweist, einen poetischen Gedanken in ansprechende poetische Form zu kleiden. Ein böses Ding ist es freilich, daß er uns selbst einen unerbittlichen Maßstab für die Beurtheilung seiner lyrischen Ergüsse aufdrängt. Wer wie Haendler sich am Grabe Platen's von dessen Geiste den Auftrag ertheilen läßt:

Der du hier stehst vor dem vergessnen Grabe,
Lehr' unser Volk der reinen Formen Schöne,
Vollende du, was ich begonnen habe,
Daß überwältigt dich die Nachwelt kröne —

wer in Bezug auf „das Sonett der Zukunft" von sich selbst aussagt:

Ich, der ich Leidenschaft und Witz besitze . . .
Ich weise neuen Weg, da ihr könnt wandern
Zum höchsten Ruhm: nun folgt mir nach, ihr andern! —

wer endlich mit den „Undichtern" (eine nicht gerade geschmackvolle Bereicherung unsers Wortschatzes) so streng ins Gericht geht, wie dies hier S. 207 geschieht, der darf sich nicht wundern, wenn die höchsten Ansprüche an ihn gestellt werden. Doch wollen wir dies nicht thun, um ihm und uns das Vergnügen an den bessern seiner Gedichte, welche vorwiegend dem erotischen, vielfach dem humoristisch-satirischen Genre angehören, nicht völlig zu verderben. Zum Schluß ein Beispiel von der letztern Gattung:

Duell à la mode.

Schuft wider Schuft, Schlag kreuzweis hinters Ohr,
Daß jeder, was er nicht besaß, verlor;

Die Ehre mein' ich oder was so heißt,
Der Duft, der wirkt, daß uns kein Köter beißt,

Der Duft von längstverwehter Wesenheit
Aus guter deutscher Bärenhäuterzeit.

Zwei Droschken rasseln morgens durch das Thor,
Zwei Schatten wanken durch den Nebelflor;

Piff, paff — piff, puff! Zwei Löcher — in der Luft,
Und Ehrenschuft umhalset Ehrenschuft.

3. Funken und Flammen. Lyrische und romantische Gedichte von Hugo Krebs. Breslau, Köhler. 1880. 12. 3 M.
4. Distelblüten. Humoristisch-satirische Gedichte von Hugo Krebs. Breslau, Köhler. 1880. 12. 3 M.

Zu der oben angedeuteten Frage kommt hier ein neues Räthsel: warum die Trennung der Gedichte in zwei gesonderte Sammlungen, da eine mehr als genügt haben würde? Handelt es sich hier um eine Buchhändlerspeculation? Oder galt es, Gelegenheit zu zwei Prachteinbänden anstatt eines einzigen zu schaffen? Denn die Gedichte sind, wie man bald merkt, Nebensache. Ganz ohne Talent ist der Verfasser auch nicht. Seine „Frage" („Funken und Flammen"):

Wie mag es nur gekommen sein,
Daß ich dich gar so lieb gewonnen,
Daß deiner Augen milde Sonnen
Erhellen meinen Pfad allein?

Daß du so ganz mein innres Leben
Verklärt mit holdem Zauberschein;
Daß ich mich dir so ganz ergeben —
Wie mag es nur gekommen sein?

Denkst du daran, wie wir allein
In lauer Lenzesnacht uns fanden,
Nichts sagten und uns doch verstanden? —
Da mag es wol gekommen sein! —

hat Stimmung, wenn auch dergleichen schon tausendmal dagewesen ist. Sobald jedoch Krebs nach Originellem strebt, leidet seine Muse an den Klippen des Geschmacks Schiffbruch. Ein Beweis hierfür ist das in das Gebiet der unfreiwilligen Komik streifende Gedicht „Der Dritte" („Funken und Flammen"):

Drei Eichkätzchen sah ich tummeln sich wild
In schattigem Waldesreviere;
Es war ein frisches, anmuthiges Bild
Das Spielen der niedlichen Thiere.

Sie sprangen lustig durch Busch und Tann,
Bis endlich die rechten sich fanden,
Bis eins der Männchen den Vorsprung gewann
Und zwei in den Zweigen verschwanden.

Das dritte entfernte sich still und betrübt,
Mich aber durchzuckte es bitter:
Auch du hast einst so vergeblich geliebt,
Auch du warst einst so ein Dritter!

Die humoristischen „Distelblüten“ zehren von Kalauern der schlimmsten Sorte.

Nicht ganz das Gleiche gilt von der folgenden Sammlung:

5. Gedichte von Albert Weinholz. Dritte vermehrte Auflage. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880. 12. 3 M.

Gewissermaßen zur Entschuldigung der „dritten“ Auflage — die ersten beiden Auflagen sind zumeist in Freundeskreisen verblieben — sagt der Verfasser in seiner kurzen Vorrede: „Wenn man, wie ich, achtzehn Jahre an einem Orte in Bürger-, Turn-, Krieger- und Gesangvereinen thätig ist, so erwirbt man sich ein reiches Maß von Sympathie!“ Wendet er sich sonach mit der Veröffentlichung seiner Gedichte vornehmlich an diejenigen, welche ein persönliches Interesse für ihn hegen, so läßt sich hiergegen nicht streiten. Bei seinen Freunden wird auch der poetische Dilettant williges Gehör finden. Uebrigens sind die Gedichte, von patriotischem Schwunge erfüllt, offenbar meistens durch bestimmte Veranlassungen und Gelegenheiten hervorgerufen worden und werden auch schon deshalb manchem bonner Turner, Krieger und Sänger als liebe Erinnerung an froh verlebte Feste willkommen sein.

6. Der letzte Ritter vom Oybin. Eine Erzählung in Versen von Dr. E. Wilisch. Zittau, Schaeffer. 16. 1 M.

Der Verfasser, der uns in nicht üblicher Weise durch Mittheilung seines Doctorgrades auf dem Titelblatte des Werkchens über die Erfolge seiner Universitätsstudien in Kenntniß setzt, behandelt hier die Oybinsage in anziehender Form und gefälligen Versen. Von dem Reichthume und der unwiderstehlichen Gewalt der verwandten Muse Julius Wolff's ist allerdings nicht viel zu spüren. Störend wird das Hereinziehen der Gegenwart in dem Kapitel „Jetzt und Sonst“.

7. Die Frithjofssage von Esaias Tegnér. Im Versmaß des Originals aus dem Schwedischen übertragen von Pauline Schanz. Dresden, Meinhold u. Söhne. 8. 2 M. 50 Pf.

Was uns die geist- und gemüthvolle Dichterin hier bietet, ist eine Verdeutschung des Tegnér'schen Gedichts, die ihren Rang neben den besten und über den meisten Frithjof-Uebersetzungen beanspruchen kann. Ihr Vorzug speciell vor der Lobedanz'schen Uebertragung — der einzigen, die uns gerade zu Handen ist — besteht vor allem in der größern Rücksicht, welche Pauline Schanz auf die Eigenthümlichkeiten der deutschen Sprache genommen hat. Inwieweit dies auf Kosten des Originals geschah, vermögen wir nicht zu beurtheilen. Dem höchst geschmackvoll ausgestatteten Bändchen sind Erläuterungen in alphabetischer Ordnung angefügt.

Alexis Aar.

Land und Leute aus Heimat und Fremde.

1. Ostfriesland. Land und Volk in Wort und Bild. Von J. F. de Vries und Th. Focken. Mit zahlreichen Holzschnitten, einer lithographirten Tafel, einem Plan von Wilhelmshaven, einer Dollartkarte und einer Karte von Ostfriesland. Emden, Haynel. 1881. Gr. 8. 5 M.

Der nordwestlichste Winkel des Deutschen Reichs ist bei uns wenig bekannt. Er lockt nicht durch Gebirgsromantik oder großstädtische Magnete; selbst diejenigen, welche in die Sommerfrische der Seebäder Norderney oder Borkum eilen, pflegen ihn achtungslos zu durchfliegen auf der Eisenbahn, diesem schlechtesten Verkehrswege, um ein Land wirklich kennen zu lernen:

> Und dieses Leben sollt ihr billig kennen,
> Das Land wohl kennen, dem es angehört,
> Das immerdar in seiner Fluren Mitte
> Den deutschen Biedersinn, die eigne Sitte,
> Der echten Freiheit längsten Sproß genährt,
> Das meerentrungne Land, voll Gärten, Wiesen,
> Den reichen Wohnsitz jener tapfern Friesen!

Diesem Weckruf Goethe's wird nur derjenige voll gerecht, der den Wanderstab zur Hand nimmt und sich die Mühe nicht verdrießen läßt, zu Fuß dieses merkwürdige Ostfriesenland zu bereisen, sowol seinen festländischen Antheil (den „festen Wall“) als die vorgelagerte Inselreihe, die zur Noth sogar trockenen Fußes erreichbar ist, weil sie zur Ebbezeit noch jetzt fast in ihrer ganzen Ausdehnung trocken mit dem Festland verbunden ist. Zu solchem löblichen Thun mag das vorliegende Buch anregen, das ernst und gründlich in schlichter Darstellungsform eine Heimatskunde Ostfrieslands bietet, verfaßt von zwei treuen Söhnen dieser eigenartigen Nordwestmark unsers Reichs und zuvörderst auch der hohen Bestimmung gewidmet, den eigenen Landsleuten ihre Heimatsscholle bekannter und somit werthvoller zu machen.

Armselige Moorstriche füllen freilich große Flächen des Innern aus, und wer sie noch nicht selbst durchzogen hat, noch nicht eingekehrt ist in die niedrige Hütte der Moorbauern, durchduftet vom ewigen Torfgeruch des Herdfeuers, umgeben von den schwarzen Torfhaufen: der mag sich wenigstens an den guten Holzschnitten, welche hier dem Text eingestreut sind, ein Bild von diesem melancholischen Aufenthalt machen. Am bekanntesten ist die so kurze wie anschauliche Charakteristik dieses Moorlandes durch Meister Grisebach:

> An der holländischen Grenze habe ich das pfadlose Moor von Bourtange überschreitend einen Punkt besucht, wo wie auf offenem Meere der ebene Boden am Horizont von einer reinen Kreisfläche umschlossen ward und kein Baum, kein Strauch, keine Hütte, kein Gegenstand von eines Kindes Höhe auf der scheinbar unendlichen Einöde sich abgrenzte. Auch die entlegenern Ansiedelungen, die im Birkengehölz verborgen noch lange wie blaue Inseln in der Ferne erschienen, sinken zuletzt unter diesen freien Horizont hinab. Dieses Schauspiel, auf festem Boden fast ohnegleichen, überall hinauf abgerundete Heiderasen und über dem

Schlamm gesellig lebende Halbgräser, das Auge einschränkend, zugleich seltsam das Gemüth mit der Gewalt des Schrankenlosen ergreifend, versetzt uns in ursprüngliche Naturzustände, wo eine organische, jedoch einförmige Kraft, alles überwältigend, gewirkt hat.

Aber was man vom bremer Bischofsgebiet einst sagte, es gleiche einem dürftigen groben Wollenmantel, verbrämt mit kostbarem Sammtstreifen, das gilt auch von Ostfriesland. Aus dem dürftig bewohnten Land der Moore, wo so wenig Menschen auf der Quadratmeile wohnen wie in den Hochalpen, treten wir in den Küstensaum, in die Marsch, wo auf weichem schweren Klei-, d. h. Thonboden ein ganz anderer Menschenschlag, nicht die hochschüssigen Sachsen, sondern die breitschulterigen Friesen in dichter Fülle und größtem bäuerlichen Wohlstande hausen, nicht unter ärmlichem Strohdach wie der Moorbauer, sondern in sauberm Backsteinhaus mit blitzblanken, blumengeschmückten Fenstern und weithin über das Wiesengrün leuchtendem grellrothen Ziegeldach:

Während das Moor das Melancholische repräsentirt, trägt die Marsch den phlegmatischen Charakter nicht blos durch die ruhige Ebene, durch den schweren thonigen Boden, sondern auch durch die träg fließenden Gewässer, durch die geringe Abwechselung in der Flora und durch den Mangel an Baumwuchs. Nirgends hat man der Natur ein Plätzchen gegönnt, wo sie ganz nach Belieben schalten und walten könnte; selten läßt man ein Kräutlein aufkommen, von dem nicht vorher der Nutzen einzusehen wäre. Dafür aber erblickt das Auge, wohin es über die gesegnete Fläche schweift, die aus der unerschöpflich scheinenden Kraft des Bodens hervorgetriebene Fülle von Gras und Korn.

Die reiche Fülle guter Unterweisung über die geographischen und wirthschaftlichen Verhältnisse des Landes (durch zahlreiche und zuverlässige Kartenskizzen erläutert) entzieht sich der Besprechung an diesem Ort. Wir nehmen von den wohlverdienten Verfassern Abschied, indem wir ihnen noch ein Kernwort über die kernige Volksart entnehmen, welcher sie selbst offenbar angehören.

Leute, die den harten Kampf ums Dasein mit überlegenen Naturmächten immerdar zu kämpfen haben — so lehrt ein gewichtiger Satz geographischer Völkerpsychologie —, sind in der Regel selbstbewußt genug, um übermüthiger Verkümmerung ihrer Freiheit durch Fürsten oder Adelschaft den Nacken nicht zu beugen. Dies schlingt ein wunderbar gemeinsames Band um die am längsten in deutschen Landen forterhaltene alterthümliche Bauernfreiheit in den schweizer Alpen und in den friesischen Marschen, wo das Leben auf meeresebener Fläche überhaupt nur möglich war durch Bau und stete Erhaltung der Deichwälle, dieser einzigen Vertheidigungswälle in Deutschland, gegen die der Erde oberste Großmacht, das Meer, alltäglich den Sturmangriff versucht. So heißt es denn mit Recht hier auch von den Ostfriesen:

Der Widerwille gegen jede Knechtschaft, die Liebe zur Freiheit ist ein Erbstück von den Urvätern. „Lieber todt als Sklav!" so hieß es bei den alten Friesen, und als die Westfriesen in den vereinten Niederlanden aufgingen, hieß es bei den Ostfriesen: „Wir bleiben frei und friesisch." Was Goethe den Egmont dem finstern Alba gegenüber von seinem Volke reden läßt, das paßte und paßt auch heute noch in vieler Beziehung auf die Ostfriesen: „Ich kenne meine Landsleute. Es sind Männer, werth Gottes Boden zu betreten; ein jeder rund für sich, ein kleiner König, fest, rührig, fähig, treu, an alten Sitten hangend. Schwer ist's, ihr Zutrauen zu verdienen, leicht, zu erhalten. Starr und fest! Zu drücken sind sie, nicht zu unterdrücken."

2. Von den Pyramiden zum Niagara. Eine Reise um die Erde. Tagebuchnotizen und Schilderungen aus Aegypten, Indien, China, Cochinchina, Japan und Nordamerika. Von Joseph von Doblhoff. Mit historischen und statistischen Angaben und einem Anhange und 65 Originalabbildungen. Wien, Schlieper. 1881. Gr. 8. 15 M.

Der Verfasser vereinigt in diesem stattlichen Bande, der mit Illustrationen nach an Ort und Stelle von J. von Doblhoff selbst und einem Reisegefährten gefertigten Handzeichnungen geschmückt ist, „Tagebuchblätter von einer Reise nach Ostasien", welche schon 1875 in drei Bänden, aber blos als Manuscript gedruckt waren, und die er nun für die Oeffentlichkeit neu bearbeitet, namentlich des rein persönlichen Tagebuchcharakters entkleidet hat.

Schon der Titel verräth, daß diese Reisebilder weit über Ostasien hinausgreifen. Afrika wird zwar nur an seiner Nordostecke berührt (auf der gewöhnlichen Ueberlandroute von Alexandria über Kairo nach Suez), ausführlich aber die Fahrt durch den Großen Ocean und durch Nordamerika geschildert, wiewol Indien, China, Japan den breitesten Mittelraum der Gesammtdarstellung füllen.

Der Verfasser erhebt nicht den Anspruch, auf diesen Blättern der Wissenschaft Neues zu bringen. Er widmet vielmehr seine Schilderungen „dem Reiselustigen zur Erinnerung, dem Daheimbleibenden als kleinen Ersatz für entbehrte Genüsse", und übergibt sein Buch mit dem herzlichen Wunsch: „Jeder freue sich mit mir der Wunder des Erdballs, die zu schauen nicht vielen vergönnt ist."

Wenige Mittheilungen daraus werden genügen, um zu beweisen, daß der Verfasser seinem Streben anschaulicher und darum anregender Schilderung wenigstens ab und zu gerecht geworden ist.

Das heiße Wegstück durch das Rothe Meer, auch die Fahrt von Aden her durchs Indische Meer liegt hinter uns; der „Tigre" landet an Ceylons Küste bei Galle:

Endlos bricht sich an den dunkelbraunen Felsen Galles die helle Brandung, und der weiße Schaum klettert in den moosbewachsenen Ritzen der Klippen empor; schwere Blöcke liegen gefahrdrohend zwischen Meer und Land. Ferne blaue Berglinien schließen die Landschaft ein, mächtige Wolken lasten über der Stadt, ein neues Stück Erde hat sich vor unsern Blicken enthüllt. Allüberall ungewohntes Leben, neuer Pflanzenwuchs, fremdartige Sprachen; die Kokosnuß schwankt im Winde, die Brotfrucht hängt an üppig belaubten Stämmen. In dichtestem Wirrwarr lehnen und legen sich die schlanken Palmstämme nach allen Seiten hin quer übereinander. Bronzegestalten, schöne, edelgebaute nackte Malabarenkulis, schwärzer als die Neger, mit rothen Turbans und weißen Lendentüchern, die besten Arbeiter, faßten bereitwillig an dem Seil, welches uns an die Bojen schleppen sollte. Blicken wir nach der andern Seite: dort winkt die englische Kirche im gothischen Stil christlich vertraulich aus dem Grün uns zu.

Nach einem nur zu ausführlich beschriebenen Streifzuge durch das Innere Ceylons, einer weiten Ausfahrt nach dem festländischen Vorderindien, fährt unser reiselustiger Oesterreicher auf dem „Travancore" um die äußerste Südostspitze Asiens herum gen China. Nicht weniger als 2400 Kisten Opium sind mit an Bord, daß das ganze Schiff danach duftet; und diese Opiumfracht kostet nicht weniger als 144000 M. für die Fahrt von Bombay nach Honkong — was muß also dieser Gifthandel abwerfen!

In Honkong treffen wir gerade zur rechten Zeit ein, um das einzige Fest der Chinesen, bei dem sogar sie, die sonst nie Feiernden, die Sonntaglosen, ihre Werktagsarbeit ruhen lassen, um das Neujahrsfest im Chinesenquartier der englischen Stadt mitzufeiern:

Den Vorabend des Neujahrstags feierte man mit trommelwirbelartigem Geknatter der kleinen Petarden und unter dem minutenlangen Rasseln von Schwärmern; zunächst den Holzthüren und dem feuergefährlichen Krame in den Buden brannten offene Feuerchen auf der Straße. Große rothe oder goldglänzende Zettel wurden als Glückwünsche herumgetragen; es ist das die unbequemste Form für Neujahrs-Gratulationskarten, oder, wie man sie hier kurzweg nennt, „tschin tschin" (Grüße). Vor jedem Jos (Tempel) brannten heute im Chinesenquartier wohlriechende Stäbchen und Papiere. Lautenklänge waren zu vernehmen. Hier wandelten verheirathete Weiber mit ihren hohen Frisuren, dort bescheidene Mädchen mit den langen Zöpfen. Mancher Kaufmann lud uns ein, bei ihm Thee zu nehmen. Es war ein Gepolter und Lärmen, daß man sein eigenes Wort nicht verstehen konnte. Tischler fabricirten Packkisten aus Kampherholz, Ausrufer priesen Sodawasser, Gemüse, Fische an, oder sie wiesen auf tragbare Kochapparate, in welchen um wenige Kaschs (runde Münzen aus Kupfer oder Blei mit einem Loch in der Mitte) Mahlzeiten aus Muschelthieren, Reis und Gemüse bereitet wurden. Ihnen folgten Wahrsager, Trödler und neben brüllenden Sänftenträgern die unvermeidlichen Kopfbarbierer und Ohrenreiniger. In den Friseur- und Barbierläden ließ sich jeder halbwegs bemittelte Chinese an diesem Tage den Kopf waschen, den Zopf flechten, in Ohren und Nase jedes Härchen ausrasiren und die Augen mit einem kleinen Stäbchen reinigen. Die Söhne des Himmlischen Reichs amusirten sich, und es kann nichts Drolligeres geben als heitere Gesichter bei den Chinesen.

Am Neujahrstage selbst tritt verhältnißmäßige Ruhe ein; es ist am Sylvesterabend viel Samsu (Reisbranntwein) geschlürft worden; der Verfasser mißt daher die feierliche Stille des Folgetags dem Begehen der Seelenwanderung des Affen in den Kater bei. Natürlich ist aber auch er voller Anerkennung für die Tüchtigkeit dieses reichlichen Viertels der Menschheit, welches wir Chinesen nennen, dabei viel weniger geneigt, den Japanern, die er unmittelbar danach kennen lernte, ein ähnlich glänzendes Zeugniß auszustellen:

Ich spreche ein Wort aus, welches ich im Verkehr mit den meisten Ansässigen wiederholt bestätigen hörte: „Der Chinese hat eine Zukunft, während der Japaner, wenn auch nach unsern Begriffen äußerlich weiter vorgeschritten, nicht das geistige Material besitzt, um die importirte europäische Cultur tiefer zu allgemeinem Nutzen im Volke eindringen lassen zu können. Die Hülle ist abstoßend beim Chinesen, anziehend das Betragen des Japaners, der Kern aber steht im umgekehrten Verhältniß zu beiden Nationaltypen.

Noch manche bunte Bilderreihe zieht so an uns vorüber auf dem Wege durch den Großen Ocean, von San-Franciscos Goldenem Thor nach dem Niagara und der jugendlich stolzen Millionenstadt der Neuen Welt, Neuyork, endlich auf der von Eisbergen gestörten Fahrt gen Bremerhaven.

Schlafend kehrt auch dieser Odysseus nach seinem schwarzgelben Ithaka zurück. Erst auf mährischem Boden erwacht er:

Bei Iglau erglänzte die Bahnstrecke in der hellen Morgensonne, die Winzer starrten mit verschlafenen Augen dem raschen Kurierzuge nach, die Zahl der Kirchthüme mehrte sich, schon bei Znaim vernahm ich: „Kaffee g'fällig, Kaffee ong'nähm?!" Kein Zweifel, ich war in Oesterreich.

Ja, hätte es nur der Verfasser bei diesen harmlosen Schilderungen bewenden lassen, hätte er seine Tagebuchblätter auf solche hübsch lesbaren und auch nicht unnütz zu lesenden Theile beschränkt, dann hätte zwar sein Werk nicht wie jetzt 600 enggedruckte Seiten sehr großen Octavformats umfaßt, es wäre auf weniger als den zehnten Theil zusammengeschrumpft, wäre aber um neun Zehntel billiger und also um viel mehr denn zwanzigmal besser geworden! Leider hat es dem Verfasser gefallen, seinen Reiseskizzen allerlei belehrende Zuthaten in Text und Anmerkungen beizufügen, welche viel mehr dessen Einheit stören, als ihren belehrenden Zweck erreichen. Manche sehr bedenkliche „Erklärungen" kehren gar mehrfach wieder, ein Zeichen wenig überlegter Oekonomie. Und wo der Verfasser dergleichen Belehrung in Anführungszeichen setzt, z. B. meeting sei „das hunnische vār"?!, möchte man gar so gern den wirklichen Autor wissen. Productionsstatistische Notizen werden zu oft in gänzlich veralteten Werthen aufgetischt. Excerpte aus classischen Werken der neuern Erdkunde wie aus Humboldt's „Kosmos" und Peschel's „Neuen Problemen" begegnen mitunter recht unverhofft und abenteuerlich zugerichtet. So soll im letztgenannten Werk über Ceylon und Madagascar wörtlich zu lesen sein: „Beide Inseln sind die letzten Ueberreste vormaliger Weltinseln und vielleicht sogar miteinander zusammenhängend gewesen." Nein, einen so grausamen Stil hat unser Peschel nie geschrieben! Wohl war er im Geiste seiner Zeit der Ansicht, die beiden großen Inseln seien Reste des bis auf Inseltrümmer ins indische Weltmeer versunkenen (rein hypothetischen) Festlandes Lemuria, woraus sich logisch ergab, daß beide selbstverständlich (nicht „sogar") ehedem verbunden waren. Darüber ist nun schon die Wissenschaft zur Tagesordnung übergegangen; die lieben Lemuren (Halbaffen) haben sich glücklicherweise in Südafrikas Continent gefunden; ihre madagassischen Verwandten leiten wir deshalb längst nicht mehr aus dem erdachten Lemurien ab, welches sammt dem alten Adam und der nicht viel jüngern Eva in den Schos des Weltmeers nun endgültig begraben sei!

3. Die Tungusen. Eine ethnologische Monographie. Von Karl Hiekisch. Petersburg. 1879. Gr. 8. 2 M.

Die fleißig gearbeitete Dissertation der Universität Dorpat legt ein erfreuliches Zeugniß davon ab, daß akademische Studien in Länder- und Völkerkunde, wie sie zumal seit Peschel's Berufung nach Leipzig (1871) bei uns im neuen Reiche frisch belebt wurden, zur Zeit bereits in den äußersten Osten des deutschen Hochschullebens, wie nach Czernowitz, so nach Dorpat gedrungen sind.

Wir erhalten eine zwar nicht nach eigener Anschauung, aber mit umfassender Benutzung der einschlagenden Quellenliteratur verfaßte Darstellung aller Seiten des physischen, gesellschaftlichen und geistigen Zustandes jenes rüstigen Jägervolks, das einen so weiten Raum Ostsibiriens einnimmt, jeden Winter also härtere Kälte aushalten muß als die Eskimos in Grönland. Die Tungusen vereinigen mit den trefflichsten körperlichen Eigenschaften (selbst ein aristokratisches Schönheitsattribut, der kleine Fuß, ist ihnen eigen) hohe Sittenreinheit, im grellen Gegensatz gegen die in so greuliche geschlechtliche Laster von alters her versunkenen Beringsvölker:

Ihre bedeutende physische Kraft, die Leichtigkeit ihrer Bewegungen, ihre Gewandtheit ist mit einem großen persönlichen Muth und Tapferkeit verbunden. Unerschrocken wie der Tunguse ist, weicht er vor keiner Gefahr zurück und nimmt jeden ihm angebotenen Kampf an, selbst wenn der Gegner ihm an Kraft um vieles überlegen ist. Blos mit der Paljma (Bärenspieß) bewaffnet und ganz allein erwartet er den größten Bären und geht aus dem ungleichen Kampfe mit dem wüthenden Thier regelmäßig als Sieger hervor. Aber auch die Intelligenz der Tungusen wird von den meisten sehr anerkannt; sie zeigt sich vor allem in einer ungewöhnlich scharfen Auffassungsgabe; freilich wird gleichzeitig eine gewisse Oberflächlichkeit des Urtheils und eine Unselbständigkeit des Willens an ihnen beobachtet. Ueberhaupt sind sie ein fröhliches, sorgloses, zugleich aber leichtsinniges und leichtgläubiges Volk; wahrhaft rühmlich sind an ihnen dagegen ihre Gutmüthigkeit, Gastfreiheit und ihr auffallend freundliches und höfliches Wesen, wobei sie geradezu elegant erscheinen. In ihrem Benehmen zeigen sich die Tungusen stets wie sie sind, überaus freimüthig im Reden und Handeln, einer Verstellung sind sie gar nicht fähig. Damit ist ihre Wahrheitsliebe verbunden, die wahrhaft anerkennungswürdig ist; das Lügen erscheint ihnen abgeschmackt, und darum hört man sie auch nie die Wahrheit betheuern.

Es ist ein echtes Mongolenvolk, das der Tungusen. Den Zopf tragen beide Geschlechter; ihn haben die Mandschus, die Vettern der Tungusen, da sie im 17. Jahrhundert aus den Wäldern des Amurlandes nach China einbrachen, den unterworfenen Chinesen als Stempel des Gehorsams gegen die bis zur Stunde währende Fremdherrschaft der Mandschudynastie aufgenöthigt. Ein Bild mit Zopfchinesen ist demnach niemals vor 1644 gemalt worden.

4. Nach Ecuador. Reisebilder von J. Kolberg, S. J. Zweite vermehrte Auflage. Mit einem Titelbild, 140 Holzschnitten und einer Karte von Ecuador. Freiburg i. Br., Herder. 1881. Gr. 4. 12 M.

Diesen schön ausgestatteten, auch mit guten Holzschnitten versehenen Quartanten, enthaltend die lebendig geschriebene Schilderung des deutschen Jesuiten Joseph Kolberg von seiner Reise nach und in Ecuador, kennen die Leser d. Bl. schon aus eingehender Besprechung. Das Werk hat seine Anziehungskraft bewährt, denn, zuerst Mitte 1876 ausgegeben, war bereits im vorigen Jahre eine neue Auflage nöthig geworden.

Zu dieser hat der Verfasser, einst von Garcia Moreno an das mit trefflichen Lehrkräften ausgerüstete Polytechnikum in Quito berufen, nunmehr wieder heimgekehrt und in ähnlicher Stellung an der Matutina in Feldkirch thätig, mehrfache Ergänzungen, Erweiterungen und Berichtigungen selbst beigetragen und dieselbe mit einigen hübschen Skizzen ecuadorianischer Gebirgsgruppen von der Hand seines frühern Collegen, des Paters Dressel, bereichert. Auch ist eine recht nützliche Uebersichtskarte des Anden- und Küstengebiets der Republik Ecuador hinzugefügt worden, sodaß das Buch nunmehr auch ohne die lästige und oft ungenügende Verwendung des Handatlas dem Leser topographisch verständlicher erscheinen wird.

Die großen Erfolge, welche der kühne britische Bergsteiger Edward Whymper gerade auf dem Boden des Quitolandes 1880 erzielt hat, indem er selbst den Chimborasso seiner Jungfräulichkeit beraubte, finden sich leider hier noch nicht mit verwerthet. Auch hätte man wol lieber statt der oft kleinlichen Bemängelungen Humboldt'scher Angaben über den großartigen Vulkanismus des äquatorialen Andenabschnitts graphische Berichtigungen jener vielfach schematischen, keineswegs völlig naturgetreuen Vulkanbilder gesehen, wie sie aus dem bekannten Atlas zu Humboldt's kleinen Schriften stereotyp in eine Unzahl von Hand- und Lehrbüchern übergegangen sind. Jedoch statt des wie vom Drechsler gearbeiteten Cotopaxikegels bei Humboldt bekommen wir auch in dieser Neuauflage des Kolberg'schen Werks den hehren Vulkan in einer zugespitztern, immer noch viel zu steilen und viel zu regelmäßigen Kegelgestalt. Und die natürliche Gestaltung dieses furchtbarsten aller Feuerspeier der Neuen Welt hätte doch so leicht Max von Thielmann's schönem Werk: „Vier Wege durch Amerika“, entnommen werden können.

Immerhin bleibt das vorliegende Reisewerk das beste in deutscher Sprache, welches uns über die Natur und die Volkszustände des heutigen Ecuador unterrichtet.

Alfred Kirchhoff.

Musikliteratur.

Es ist gewiß kein günstiges Zeichen, wenn Kunstwerke oder ganze Kunstrichtungen eines ausgedehnten kritischen Apparats zu ihrer Begründung und Erhaltung bedürfen. Die organisch gewordenen, vom unmittelbaren Schaffensdrange erzeugten Schöpfungen haben sich zu allen Zeiten selbst Bahn gebrochen ohne die Beihülfe theoretischer Reclamen; die Speculation bemächtigte sich ihrer in der Regel erst dann, wenn sie längst als epochemachend anerkannt waren. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet ist die immer noch erschreckend anwachsende Wagner-Literatur recht wohl geeignet, Bedenken gegen die Bedeutung des neuen Kunstwerks der Zukunft zu erregen. Nachdem der „Meister" selber und eine lange Reihe seiner Schüler und Anhänger die Nothwendigkeit der sogenannten Opernreform nachzuweisen versuchten, und nachdem „Tanhäuser" und „Lohengrin" und selbst der „Nibelungenring" ihr dankbares Publikum gefunden haben, könnte man der ganzen Bewegung recht wohl freien Lauf lassen. Wenn sie wirklich berechtigt ist, dann bedarf sie jetzt, nachdem sie so weit gediehen, keinerlei äußerer Förderung mehr, und ebenso wenig wird sie sich dann durch die entgegengesetzten Strömungen aufhalten lassen. Besonders erquicklich ist zudem die ganze Wagner-Literatur nicht; unter den mir gegenwärtig vorliegenden Beiträgen ist eben nur einer oder der andere erwähnenswerth.

Zu den naivsten Wagner-Schwärmern gehört jedenfalls **Edmund von Hagen**, dem alles, was der Meister schuf, als unmittelbar göttliche Kundgebung erscheint. Die ersten zwei Scenen des „Rheingold" haben ihm den Stoff zu zwei umfangreichen, in heiliger Entzückung geschriebenen Broschüren gegeben:

1. Ueber die Dichtung der ersten Scene des Rheingold von Richard Wagner. Ein Beitrag zur Beurtheilung des Dichters. Von **E. von Hagen**. München, Kaiser. Gr. 8. 4 M.
2. Richard Wagner als Dichter in der zweiten Scene des Rheingold. Von **E. von Hagen**. München, Kaiser. Gr. 8. 6 M.

Jetzt bringt er eine 13 Bogen lange Abhandlung über das Wesen der Senta im „Fliegenden Holländer":

3. Das Wesen der Senta in Richard Wagner's Dichtung: Der fliegende Holländer. Von **E. von Hagen**. Hannover, Schüßler. 1880. Gr. 8. 5 M.

Ganz ernsthaft darf man eigentlich keine dieser Schriften nehmen. Ihr Verfasser zeigt eine ungewöhnliche Regsamkeit des Geistes und eine große Belesenheit und Vertrautheit mit den Systemen der Philosophie und ihren Hülfswissenschaften, mit deren Resultaten er seine Schriften derartig spickt, daß man beinahe auf den Verdacht kommen könnte, es sei ihm hauptsächlich nur darum zu thun, diese an- und unterzubringen, und daß er die betreffenden Stoffe nur deshalb wählte, weil sie ihm dazu die beste Gelegenheit bieten. Die wahrhaft abgöttische Verehrung, welche sich in den ersten beiden genannten Schriften geltend macht, hat den Verfasser zu einer Reihe von übertriebenen Aussprüchen verleitet, welche bereits vielfach veröffentlicht wurden. Die Studie über Senta ist davon frei, aber sie ist nicht weniger unfruchtbar als die beiden vorerwähnten. Wem das Wesen der Senta nicht aus der Oper selbst klar geworden ist, dem wird auch die Schrift von E. von Hagen nichts helfen, welche die allergewöhnlichsten Vorgänge, die unter denselben Umständen immer dieselben sein müssen, fortwährend zu ganz außergewöhnlichen stempeln möchte, wodurch selbstverständlich die wirklich außergewöhnlichen nur verlieren.

Anders geartet ist ein anderer Wagnerianer: **M. G. Conrad**, der in zwei Schriften sich mit der Wagner-Frage beschäftigt:

4. Rossini und Wagner. Aus dem Italienischen übersetzt, eingeleitet und glossirt von **M. G. Conrad**. Wien, Rosner. 1879. 8. 1 M. 60 Pf.
5. Die Musik im heutigen Italien. Von **M. G. Conrad**. Breslau, Schottländer. 1879. 8. 1 M.

Conrad gehört derjenigen Klasse der Wagner-Verehrer an, welche sich weniger mit dem Kunstwerk der Zukunft als mit dem Erfolge desselben bei der großen Masse des Theaterpublikums beschäftigt. Er ist der Meinung, weil es dieser und ihm selber gefällt, ist es selbstverständlich nicht anzuzweifeln; wer dies aber dennoch wagt, hat Schläge verdient, die auszutheilen er jederzeit bei der Hand ist. Die erste Broschüre bringt zunächst die Uebersetzung einer Schrift des Signor Carlo Magnico in Mailand, von der Conrad, der Uebersetzer, meint, daß sie „eine Stelle auf unserm Lesetisch verdient", was ich durchaus nicht finden kann. Die vier ersten Seiten: „Vom Schönen in der Kunst", bringen nichts weiter als einzelne Sätze von meist höchst zweifelhaftem Werth, und sie zeigen nur, daß der Verfasser über Melodie und Harmonie ebenso im Unklaren ist wie über die Kunst selber; die nächsten Abschnitte aber erweisen ihn als einen jener grimmigen Dilettanten, bei denen man vergebens nach einem Rechtstitel sucht, unter welchem sie überhaupt auf dem Kunstgebiet das Wort ergreifen dürfen. Auch sein Vergleich zwischen Rossini und Wagner bringt nichts als hohle Tiraden. Nach Signor Carlo Magnico sind Rossini und Wagner zwei Riesen der Kunst. Rossini ist der glänzendste, der charakteristischste Ausdruck des Geistes der italienischen Musik; Wagner ist der umfassendste, die energischste Manifestation des musikalischen Intellects Deutschlands. Der eine ist der Athlet der Musik der Zukunft, der andere ist der Riese der Vergangenheit: „Wagner sitzt bleich, melancholisch, gedankenvoll auf hoher Felsenspitze. Vor seinem Blick dehnt sich das unermeßliche Meer." Mit solchem Phrasengeklingel haben uns unsere einheimischen Wagnerianer, Händelianer, Bachianer, die weiblichen und männlichen Blaustrümpfe bereits überreich versorgt; Conrad hatte wahrhaftig nicht nöthig, Aehnliches auch noch vom Auslande

einzuschmuggeln. Seine eigenen Anmerkungen beweisen hinlänglich, daß auch seine Erkenntniß vom Wesen der Kunst nicht weiter reicht, als um klopffechtender Parteimann zu werden.

Mehr Beachtung verdient die zweite Schrift, in welcher Conrad sich wenigstens als guter Beobachter und Berichterstatter erweist.

Den Freunden Wagner's wird ein Büchlein willkommen sein, das unter dem Titel erschienen ist:

6. Die Musik und ihre Classiker in Aussprüchen Richard Wagner's. Leipzig, Schloemp. 1878. 8. 1 M. 50 Pf.

Dasselbe soll gewissermaßen eine Ehrenrettung des Meisters sein. Man hat ihm von gegnerischer Seite vielfach eine gewisse Verachtung der Classiker zum Vorwurf gemacht, und um diesen thatsächlich zurückzuweisen, hat der Herausgeber die Aussprüche Wagner's gesammelt, welche zeigen, wie er über die ältern Meister denkt und schreibt.

Mit den Principien Wagner's beschäftigen sich wiederum ernsthaft einige Broschüren, unter denen ich der folgenden:

7. Richard Wagner und das Kunstwerk der Zukunft. Von Karl Bohsen. Heidelberg, C. Winter. 1880. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

die meiste Bedeutung zuerkennen möchte. Das Schriftchen behandelt auf 80 Seiten in 12 Abschnitten die Wagner-Frage mit Geist und großem Verständniß für den Gegenstand. Vorurtheilsfrei bespricht der Verfasser die Gründe des außergewöhnlichen Erfolgs des Wagner'schen Kunstwerks: dann geht er auf die Bedeutung des Meisters als Dichter und Musiker über, und wer ihm auch hier nicht überall wird zustimmen können, der wird doch anerkennen müssen, daß es ihm immer nur um die rechte Erkenntniß zu thun ist, daß er weder Reclame schreiben noch principiell Opposition zu machen gedenkt. Das Schriftchen kann deshalb angelegentlich allen denen empfohlen werden, welche in dem wogenden Streit der Parteien den richtigen Standpunkt gewinnen wollen.

Ganz sachgemäß versucht Eugen Dreher, Privatdocent an der Universität Halle-Wittenberg, in seinem gedruckten Vortrage:

8. Ton und Wort mit Bezugnahme auf das Musikdrama Richard Wagner's. Von Eugen Dreher. Halle, Pfeffer. 1880. 8. 80 Pf.

seine Opposition gegen das Musikdrama zu begründen, indem er das Verhältniß von Wort und Ton, welches hauptsächlich Wagner's Anschauung vom Tondrama bedingt, ausführlich erörtert. Mit durchaus hinreichender Sachkenntniß bespricht er das musikalische Darstellungsmaterial in seinem Verhältniß zum Kunstwerk. Weil ihm aber doch die nöthige Einsicht in die technische Construction desselben zu fehlen scheint, so bleibt er zuletzt Wagner gegenüber in seinem Urtheil auf das bloße Gefallen oder Nichtgefallen beschränkt, dessen Werth natürlich nur untergeordnete Bedeutung haben kann. Die ganze Beweisführung der ersten Hälfte des Vortrags mußte zu dem Endresultat führen, daß die Musik ihren Inhalt nicht nur darlegen, sondern daß sie ihn im gewissen Sinne sogar unabhängig vom Text als „absolute Musik" gestalten muß. Da der Verfasser diese Consequenzen nicht zu ziehen vermochte, läuft seine ganze Untersuchung ebenfalls auf bloße Meinungen hinaus, die nur beschränkten Werth haben.

Das gilt noch viel mehr von der Schrift:

9. Richard Wagner's Tondrama: Der Ring des Nibelungen. Seine Idee, Handlung und musikalische Composition. Von Karl Köstlin. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

die oft einen sehr verwunderlichen Eindruck macht. Die mancherlei glänzenden und blendenden Eigenschaften des Wagner'schen Tondramas bringen die Logik des Professors Köstlin manchmal stark ins Schwanken und verleiten ihn zu Aussprüchen, die er nicht wird vertheidigen können. Es ist nicht richtig, daß die Stoffe, welche Gestalten und Gewalten höherer, übernatürlicher und übermenschlicher Art aus dem Reiche der Phantasie, in dem diese Gestalten und Gewalten leben, herbeiholen und sie mit hereintreten lassen in das Getriebe und Gewirre menschlicher Thaten und Schicksale, „die besten Stoffe für die Operndichtung sind". Es ist namentlich nicht richtig, daß „Tondichtungen dieser Gattung uns in den Hauptwerken von Gluck und Mozart gegeben sind". Wenn man das allenfalls bei Gluck, doch auch nur in beschränktem Maße, zugeben kann, so doch ganz entschieden nicht bei Mozart, dessen Hauptbedeutung für uns gerade darin liegt, daß das äußere reale Leben mit seinen mannichfachsten Aeußerungen den entscheidendsten Einfluß auf sein dramatisches Kunstwerk gewinnt. Weder der Spuk in „Don Juan" noch die Symbolik der „Zauberflöte" rechtfertigen diesen Ausspruch des Verfassers, und wie steht es mit „Figaro's Hochzeit" oder der „Entführung"? Das gerade war Mozart's eigenste Aufgabe: den poetischen Inhalt des Lebens uns musikalisch zu gestalten, und diese ist im Grunde genommen doch viel höher, als die vagen Gebilde einer schrankenlos arbeitenden Phantasie zu fixiren. Jene Stoffe „mit ihren Göttern des Himmels, der Erde, der Unterwelt, Genien des Lichts und Dämonen der Finsterniß" u. s. w. erweisen sich aber deshalb gerade als bedenkliche Opernstoffe, weil ihre scenische Darstellung fast immer hinter der Phantasie weit zurückbleiben muß und ein naives Publikum verlangt, das wir eben nicht mehr besitzen. Mit vollkommenem Recht werden solche nur in der Phantasie auferbauten Stoffe daher der oratorischen Darstellung zugewiesen, welche der Phantasie keinerlei Schranken setzt. Nach anziehender und verständlicher Darlegung des Entwickelungsganges der Wagner'schen Oper, der Entstehung und Idee des Dramas „Der Ring des Nibelungen" wie der Handlung desselben bringt der Verfasser eine Beurtheilung der Dichtung, bei welcher ihm die Logik etwas stark in die Brüche geht. Er findet für die namentlich von Ferdinand Hiller präcisirten Einwürfe gegen den ganzen Stoff keine Lösung und sucht ihn trotzdem zu vertheidigen. Ich meine: Götter,

die sich nicht besser betragen und nicht mehr erreichen als die im „Nibelungenring", sind keine Götter mehr, und wir, die wir bessere und höhere kennen gelernt haben, können an diesem Göttergesindel keinen Gefallen finden, die keine Gestalten und Gewalten höherer, übernatürlicher und übermenschlicher Art mehr sind. „Traurige Götter" sind keine Götter mehr. Seltsam berührt es auch, daß die Dichtung trotz des „allzu viel blos Verständigen", der „einzelnen Künsteleien von leider ziemlicher Zahl", der „unedel naturalistischen Manier in Ausbrüchen sinnlicher Leidenschaft, in Scheltworten, Kraftphrasen und Interjectionen" und des Uebermaßes germanistischer Gelehrsamkeit, altgermanisirender Wortbildung und Wendungen, das einen Dilettanten in Lexikologie und Etymologie, nicht aber einen Dichter und vollends nicht einen Tondichter ziert und Wagner's Poesie einen peinlich pedantischen Beigeschmack gibt, auf einen Professor der Aesthetik einen so gewaltigen Eindruck machen kann. Als er dann aber auf die Musik zu sprechen kommt, stellt sich der Verfasser auf die Seite der entschiedensten Gegner der ganzen Opernreform:

Diese Melodielosigkeit der Wagner'schen Melodie können wir nicht für das Richtige halten. Das Hinundhergehen auf unzusammenhängenden Tönen und unabgerundet abgerissenen Tonreihen kann unmöglich die gerade von Wagner so energisch betonte Bestimmung der Musik erfüllen, daß sie zum Gefühl reden solle. In der Vocalmusik spricht zum Gefühl nur Melodie....

Selbstverständlich ist zugleich dies: wo das Ganze gefühllos ist, kann auch kein einzelnes oder besonderes Gefühl zum Ausdruck kommen und somit die von Wagner dem dramatischen Gesange zugewiesene Aufgabe, den Gefühlsinhalt des Gesprochenen so wiederzugeben, daß er die Theilnahme des Hörers erregt, nicht erreicht werden: Antheilnahme, nicht Theilnahme ruft melodielosen Gesang hervor....

Ein weiterer Uebelstand ist der, daß mit dieser Gesangsbehandlung alle vocalisch-musikalische Charakteristik aufhört. Das stete Herumgreifen auf Tönen, welche nicht zu eigenartigen Tonfolgen sich gestalten dürfen, bewirkt ein ewiges Einerlei, es ist ein abstractes Töneversetzen, das es zu keiner sinnlich anschaulichen Darstellung des jeweiligen Inhalts bringt, nicht organisch aus diesem hervorwächst. Man hat von den betreffenden Partien des Wagner'schen Dramas mit Recht gesagt: einer singt wie der andere, der Tugendhafte wie der Bösewicht, der Held wie der Feigling, das Masculinum wie das Femininum; man könnte die Stimmen aller miteinander vertauschen, so ähnlich sehen sie alle einander....

Wie entlaubte Bäume, wie sterile Felsen, wie herzlose Automaten grinsen diese Wotans uns an, statt durch Entfaltung einer ihrer würdigen Gesangsmacht und Gesangswärme uns zu erfassen, uns zu ergreifen und in ihre Sphäre hinein- und zu sich hinanzuziehen....

Wir müssen jedoch noch weiter gehen, wir müssen der Wagner'schen Theorie entgegenhalten, daß sie ein künstlerisches Misverständniß in sich schließt....

Der musikalische Ausdruck darf nicht verdünnt werden zu bloßer Wortrecitation; einmal ist dies unnöthig, weil ja im Wort der Ausdruck der Sache selbst da ist, und fürs zweite wäre es verkehrt, den musikalischen Ausdruck nicht als wirkliche, ganze, volle Musik gestalten zu wollen. Die Musik ist nicht Logik, sondern eben nur Musik; wirkliche Musik muß es immer sein, was geboten wird....

Kurz, es ist falsch, die bisher in Geltung gewesene Gattung des Musikdramas als eine verkehrte zu bekämpfen und sie für verachtungswerth zu erklären.

Diese wörtlich Köstlin entlehnten Sätze sind die Cardinalsätze der ganzen Opposition gegen das Wagner'sche Tondrama, und es ist daher höchst überraschend, den Autor plötzlich abschwenken und den Schluß ziehen zu sehen, daß Wagner's Nibelungen-Drama nach ganz richtigem Grundsatz componirt ist. Um zu diesem Schluß zu gelangen, stellt er die Behauptung auf: „Allerdings folgt nun aus dem soeben Gesagten keineswegs, daß jedes Musikdrama so viel Musik haben müsse, wie die vorhin genannten Opern sie haben." Wie viel muß denn, wird man hier zu fragen genöthigt, ein Musikdrama Musik haben? Man sollte nach des Verfassers oben angezogenen Auseinandersetzungen meinen, so viel und zwar „wirkliche" Musik, daß es ein wahrhaftiges Musikdrama wird. Ein Musikdrama, das sich mit dem bloßen Sprechgesang begnügt, könnte auch diesen, nach des Verfassers früher ausgesprochenen Ansichten, vollständig entbehren. In ähnlichen Widersprüchen wie die beregten bewegt sich der Verfasser weiter. Trotz der schweren Bedenken, welche er gegen den Text geltend machte, möchte er es doch volksthümlicher enden sehen, und obgleich aus einer auf Misverständniß beruhenden Theorie entsprungen, ist es doch ein künstlerisches Werk, wie die Opernbühne es noch nie gesehen. (!) Was Köstlin sonst noch bringt, namentlich über Wagner's Instrumentation, gehört in das Gebiet der dilettantischen Phraseologie. Zur Klärung dürfte diese Schrift wol kaum etwas beitragen.

Ein sehr glücklicher Gedanke ist verwirklicht in:

10. Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgeber: Paul Graf Waldersee. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Lex.-8. In Heften zu 75 Pf.

Daß auch auf musikwissenschaftlichem Gebiet das Bedürfniß nach einem Sammelpunkt für Vorträge und Abhandlungen über einzelne Fragen der Musikwissenschaft und Musikgeschichte vorhanden ist, hat wol der Erfolg dieser Sammlung bewiesen. Es liegen bereits zwei Jahrgänge in 24 Heften vor, von zum Theil größerer Bedeutung. Abhandlungen aus dem Gebiet der Aesthetik und Theorie, wie: „Form und Inhalt des musikalischen Kunstwerks" (Nr. 5 der Serie I), „Die Entwickelung der Klaviermusik von J. S. Bach bis Robert Schumann" (II, 3), „F. Chopin's Individualität" (II, 14), „Robert Schumann's »Manfred«" (II, 13), „Goethe's Verhältniß zur Musik" (II, 18), oder Aufsätze biographischen Inhalts, wie: „Wolfgang Mozart" (I, 6), „Matthisson und seine Verdienste um die deutsche Tonkunst" (I, 8), „Giovanni Battuta Pergolese" (II, 17) u. s. w., sind durchaus geeignet, das weiteste Interesse zu beanspruchen und die Anschauungen über Musik zu klären. Auch die Abhandlungen: „Musikalische Fürsten im Mittelalter" (I, 10), „Licht- und Wendepunkte in der Entwickelung der Musik" (II, 1) und „Chorgesang, Sängerchöre, Chorvereine" (I, 12), zählen zu den werthvollern; wenn

sie auch nichts Neues bringen, so bringen sie doch das allgemeiner Bekannte in anziehender Form und übersichtlicher Zusammenstellung. Für „Die geschichtliche Entwickelung der Sonate" hätte der Herausgeber wol sicher einen mit dem Gegenstande etwas mehr vertrauten Bearbeiter gefunden. Was Selmar Bagge hierüber gibt, ist selbst für einen Abriß der Musikgeschichte viel zu dürftig, für eine Monographie aber geradezu armselig. Vor allem aber muß Graf Waldersee darauf achten, daß seine Sammlung nicht jener Art und Weise literarischer Entlehnungen Vorschub leistet, wie sie sich z. B. in dem Vortrage „Franz Schubert's Leben und Werke" findet. A. Niggli hat selbst die Darstellung des Bildungsganges des unsterblichen Meisters wie seiner Stellung innerhalb der Kunstgeschichte zum Theil wörtlich Reißmann's Schubert-Biographie entnommen. Daß ferner die Biographien von Johannes Brahms und von Peter Cornelius auf die Zustimmung einer größern Zahl von Abonnenten würden rechnen können, muß ich stark bezweifeln. Die Werke von Cornelius sind doch zu wenig bekannt und noch weniger anerkannt, um ein Bedürfniß nach einer eingehenden Biographie als vorhanden anzunehmen, und die dilettantischen Phrasen von Deiters dürften auch nicht leicht jemand von der besondern Bedeutung des Johannes Brahms überzeugen.

11. Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von Mühlhäußer und Geffcken. Fünfter Band. Fünftes Heft: Die Musik als christliche Volksmacht. Von H. A. Köstlin. Heilbronn, Henninger. 1880. Gr. 8. 80 Pf.

Diesem Vortrag Köstlin's wünsche ich die weiteste Verbreitung und vor allem die eingehendste Berücksichtigung. Mit warmer Begeisterung und in durchaus überzeugender Weise nimmt sich der Verfasser der Sache des so sehr vernachlässigten Kirchengesangs an, und die Vorschläge, welche er zur Hebung desselben macht, erscheinen so praktisch und zweckmäßig, daß man nur wünschen kann, sie fänden überall die weiteste Berücksichtigung und nach eingehendster Prüfung auch die entsprechende Anwendung.

Auch die beiden fleißigsten schriftstellernden Damen feiern nicht:

12. Musikalische Studienköpfe von La Mara. Vierter Band: Classiker. Erstes Heft. Leipzig, Knapp. 1880. 8. 40 Pf.
13. Unsere Musikclassiker. Sechs biographische Lebensbilder von Elise Polko. Mit 6 Porträts. Leipzig, Schmidt u. Günther. 1880. 8. 2 M.

Belehrung darf man bei beiden Damen eben nicht suchen wollen. Sie bieten beide nur mehr oder weniger unterhaltende Plaudereien über das Leben und die Werke unserer großen Meister. La Mara (Fräulein Lipsius) hält dabei mehr den Ton der gewissenhaft und oft warm docirenden Gouvernante fest, Frau Elise Polko dagegen mehr den des freien Vortrags für Frauenvereine, bei dem es auch auf eine Handvoll Ungenauigkeiten nicht gerade ankommt. Die Sorglosigkeit, mit welcher Frau Elise Polko Thatsachen behandelt, übersteigt freilich oft das Maß des selbst hier Verzeihlichen. Sie läßt beispielsweise Händel in Leipzig studiren und macht ihn schlankweg zum Stubenburschen von Telemann, weil sie einen Bericht desselben in der Eile halb liest. Telemann schreibt, daß er mit Händel in Halle zusammengekommen ist; dies Halle übersieht Frau Polko, und so wird ihr der Aufenthalt Händel's in Leipzig zu einem lebenden Bilde, das sie weiter ausführt, obgleich kein Wort davon wahr ist. Johann Sebastian Bach läßt sie die Riesenarbeiten seiner H-moll-Messe und beide Passionen selber stechen — was auch nicht wahr ist. Wer sich an solche Dinge nicht stößt und nur angenehmen Zeitvertreib sucht, wird das Büchelchen nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

Es bleiben noch einige Werke, welche wissenschaftlichen Werth beanspruchen, übrig:

14. Ein Skizzenbuch von Beethoven aus dem Jahre 1803. In Auszügen dargestellt von Gustav Nottebohm. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880. Lex.-8. 4 M.

Die Schrift ist nicht nur wieder ein sehr werthvoller Beitrag zur Beethoven-Literatur, sondern auch an sich außerordentlich lehrreich und bildend. Wir belauschen den Genius in seiner Werkstatt, bei seiner unmittelbar schaffenden Thätigkeit und sehen eins der gewaltigsten Werke, die „Sinfonia eroica", nach und nach entstehen und in ihren Grundzügen allmählich feststellen. Solche Einblicke sind ungemein lehrreich, und der Herausgeber hat durch hinzugefügte Erläuterungen alles gethan, um das Mitgetheilte auch dem weniger Eingeweihten klar zu machen.

Von der

15. Illustrirten Musikgeschichte. Die Entwickelung der Tonkunst aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart. Von Emil Naumann. Erste bis siebente Lieferung. Stuttgart, Spemann. 1880. Gr. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

liegen die ersten sieben Hefte vor, welche sich immer noch mit der antiken Musik beschäftigen, von der wir im Grunde nur äußerst wenig wissen können. Naumann hat keine neuen Forschungen gemacht, auch keine neuen Hypothesen aufgestellt über Bedeutung und Art der Musik bei den Völkern des classischen und vorclassischen Alterthums, sondern er hat sich bei dem beruhigt, was Forkel, Ambros, Reißmann, Fétis, Gevaert u. a. darüber bringen, manches weiter ausführend, wozu ihm die zahlreichen Abbildungen, die er bringen konnte, entsprechende Anregung gaben. Diese Abbildungen sind als ein Schmuck des Werks zu betrachten, über das ein ausführlicherer Bericht erst gegeben werden kann, wenn der Verfasser in jene Zeit eingetreten sein wird, in welcher an Stelle der Hypothese die Betrachtung von erwiesenen Kunstleistungen tritt.

Als eine dankenswerthe Gabe erscheint:

16. Theorie der Musik. Ein Leitfaden für den wissenschaftlichen Unterricht von F. Zelle. Berlin, Mrose. 1880. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Der Verfasser hat sein Buch wol namentlich für den Musikunterricht auf höhern Schulen, Gymnasien und

Realschulen berechnet, und für diesen Zweck scheint dasselbe sehr empfehlenswerth. Es behandelt knapp und verständlich die Elementarlehre, Accord- und Harmonielehre, Generalbaß, Contrapunkt und contrapunktische Formen, Instrumental- und Vocalformen, und gibt dann noch einen Abschnitt: „Entwickelungsgeschichte der Musik.“ Auch Zelle bringt nichts eigentlich Eigenes, aber er gibt alles in äußerst klarer und verständlicher Weise, und das macht sein Lehrbuch zu einem gewiß sehr brauchbaren Unterrichtsmittel.

17. Johann Sebastian Bach. Von Philipp Spitta. Zweiter Band. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880. Lex.-8. 19 M. 50 Pf.

Bei den Männern von Fach hat der erste Band der Spitta'schen Bach-Biographie außerordentlich wenig Gnade gefunden; dem vorliegenden zweiten, der des Meisters Wirksamkeit in Leipzig behandelt, wird kein glücklicheres Los beschieden sein. Wieder hat der Verfasser nur bewiesen, daß er wol zu sammeln versteht, daß es ihm aber an der Fähigkeit gebricht, das überreich zusammengetragene Material übersichtlich und in zweckentsprechender Ordnung zu verarbeiten. Selbst das nöthige Vermögen, Wesentliches vom Unwesentlichen zu unterscheiden, läßt er nur zu häufig vermissen. Es mag noch von einigem Interesse sein, zu erfahren, wer des Meisters Gevattern und Freunde waren, oder wie viel große und kleine Schüsseln, Teller, Kaffeetassen u. dgl. er in seinem Haushalt hatte; aber ausführliche Lebensbeschreibungen der unbedeutendsten Personen, oder Nachrichten von höchst unwichtigen Dingen, die nur im losen Zusammenhange mit dem gefeierten Meister standen, erscheinen doch als unnützer Ballast, und mit solchem hat Spitta sein Werk derartig beschwert, daß es dem geduldigsten Leser gewaltige Mühe verursacht, hindurchzukommen. Fortwährend wird die Darstellung des Lebensganges unsers Meisters unterbrochen, um den Leser über die unbedeutendsten Personen und Dinge zu unterrichten, und dies Verfahren wirkt um so verwirrender, als es nur selten zu planmäßiger Anwendung kommt. Man merkt den meisten dieser Einschaltungen an, daß sie zufällig aufgefunden und hauptsächlich deshalb aufgenommen wurden, um des Verfassers Gewissenhaftigkeit und seinen Sammelfleiß in das gehörige Licht zu stellen. Der ganze aufgewandte Apparat aber erscheint um so ungeheuerlicher, als damit für die Bach-Forschung im Grunde sehr wenig gewonnen ist. Mit den wirklich neuen in dieser Richtung von Spitta gewonnenen Resultaten würde man kaum einige Bogen füllen können; in Betreff der chronologischen Anordnung der Werke Bach's aber ist auch Spitta fast ganz auf Rust's Forschung angewiesen geblieben; denn seine Wasserzeichentheorie, der er im ersten Bande mit Eifer folgt, zeigt er im zweiten selber als unhaltbar. Wenn die Lucas-Passion, trotzdem das Papier der leipziger Zeit angehört, in der weimarer Zeit componirt ist, dann darf man doch wol vernünftigerweise aus dem Papier überhaupt nicht die Entstehungszeit eines Werks nachweisen wollen. Vollständig werthlos aber ist, was Spitta zur Würdigung Bach's als epochemachenden Meisters unternimmt. Hier erweist er sich als einen Dilettanten, dem es an allen Voraussetzungen fehlt, um Bach, den genialsten Meister der künstlichsten Formen, seinem eigensten Wesen nach zu erfassen.

Es ist schon mehrfach bei Gelegenheit der Besprechungen des ersten Bandes nachgewiesen worden, in welchem folgenschweren Irrthum sich Spitta befindet, wenn er Bach als „Orgelcomponisten“ ansieht und in allen seinen Compositionen „etwas Orgelartiges“ findet (II, 63, 134, 136 u. s. f.). Der alte Thomascantor fand seinen eigensten Boden im alten Contrapunkt, der wiederum nur am Gesange, für die Menschenstimme entwickelt worden war, nimmer aber an den Instrumenten, am allerwenigsten an der Orgel. Diese konnte nur den vocalen Contrapunkt etwas treuer nachahmen als die andern Instrumente. Das aber war die Hauptaufgabe des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die vocale Polyphonie den Instrumenten zu vermitteln, und indem J. S. Bach die letzten Consequenzen zieht und den Orgel-, Klavier- und Orchesterstil nach durchaus vocalen Gesetzen organisirt, bringt er diesen ganzen Entwickelungsproceß zu Ende. Die Instrumente werden ihm ebenso zu selbständigen Stimmen und Zungen wie die Menschenstimmen. Nur die abweichende Technik und der unterschiedene Klangcharakter der Instrumente bedingen eine Veränderung der ursprünglich durchaus vocalen Organisation der Bach'schen Instrumentalformen. Technik und Klangcharakter der Instrumente finden dabei Berücksichtigung, aber sie werden durchaus noch nicht bestimmend für den Instrumentalstil. Diesen aus der Natur der Instrumente heraus abweichend vom Vocalstil so zu organisiren, daß er dann wiederum einflußreich für letztern werden konnte, das blieb den unmittelbar folgenden Meistern Haydn, Mozart und Beethoven überlassen. Bei einer so vollständigen Verkennung des untersten Ausgangspunktes der Entwickelung Bach's, wie sie Spitta zeigt, ist es absolut unmöglich, den Meister in seinen einzelnen Werken wie in seiner Gesammtheit zu erfassen. Aber auch durch zahllose andere Aussprüche beweist Spitta, daß er der Musikgeschichte wie ein vollständiger Dilettant gegenübersteht: wenn er z. B. das Thema der 30 Variationen für eine Passacaglia hält, und selbst im „Crucifixus“ der H-moll-Messe eine solche sieht, so zeigt er eben, daß er über Dinge spricht, die er nicht versteht. Der Basso ostinato ist viel älter als die Passacaglia, und diese hat ihn ebenso nur adoptirt wie im 16. Jahrhundert fast alle Tänze. Die Lautentabulaturen können ihm den Beweis liefern, daß fast alle Tänze nur aus einer ein- oder zweitaktigen Phrase bestanden, die von den Lautenisten entweder in der Oberstimme oder im Baß ununterbrochen festgehalten und in den andern Stimmen verschieden contrapunktirt wurden. In der Passacaglia hat sich dies Verfahren am längsten erhalten.

Vollständig grundlos ist auch, was er über die „Passion“ ausspricht; diese soll kein Oratorium sein; man wird nicht recht klug, weshalb nicht. Auch das Verhältniß zwischen Cantate und Motette beurtheilt Spitta ganz falsch, wie im Grunde alles, was Einsicht in die Formenlehre und den Gang der Entwickelungsgeschichte unserer Kunst erfordert. Der Dilettantismus sollte endlich einsehen lernen, daß man mit jener Phraseologie, mit welcher man den neuern Meistern allenfalls noch beikommt, dem riesenhaften Thomascantor nicht gerecht werden kann.

Neue Romane und Novellen.

1. Gleich und ungleich. Roman von J. D. H. Temme. Drei Bände. Breslau, Schottländer. 1881. 8. 10 M.
2. Um Ehre und Leben. Roman von Ewald August König. Wohlfeile Volksausgabe. Jena, Costenoble. 1880. 8. 3 M.
3. Zwei Frauenherzen. Charakterbild von Valeska von Gallwitz. Breslau, Kiepert. 1880. 8. 4 M.
4. Um einen ew'gen Kranz dies arme Leben ganz! Erzählung von A. v. N. Halle, Fricke. 1880. 8. 2 M.
5. Signe. Dorfgeschichte von Magdalene Thoresen. Frei nach dem Norwegischen von Walter Reinmar. (Der gesammelten Erzählungen vierter Band.) Berlin, Guttentag. 1880. 8. 4 M. 50 Pf.
6. Im Osten und Westen. Erzählungen, Novellen, Skizzen u. s. w. von Julius Wechsler. Zürich, Schmidt. 1880. 8. 3 M.

Es bleibt immer verdrießlich, einen geschätzten Romanschriftsteller auf Irrwegen zu sehen, wenn man auch der festen Hoffnung lebt, daß er bald wieder auf den gewohnten Weg zurückkehren werde. Temme ist ein Meister im Criminalroman, er hat dieser Species gewissermaßen seinen eigenthümlichen Stempel aufgeprägt. Die kurze prägnante Schreibweise, die scharf umrissene Charakteristik der Figuren, die grau in grau malende Darstellung aus der Wirklichkeit mit ihren hell aufblitzenden Effecten, der logische Aufbau der Handlung, welcher den Proceßacten direct entnommen zu sein scheint, sind hervorragende Eigenthümlichkeiten des Criminalromanschriftstellers Temme, und ihnen verdankt er die großen Erfolge, welche seine zahlreichen Erzählungen gehabt haben. In seinem neuesten Werke: „Gleich und ungleich“ (Nr. 1) vermissen wir leider die intensive Bethätigung seines Talents. Es scheint in großer Hast und Unruhe zu Stande gekommen zu sein: dies geht schon aus dem Stile hervor, der sich fast durchgehends in einer so abgerissen lakonischen Ausdrucksweise gefällt, daß ein peinlicher Eindruck auf den gebildeten Leser nicht ausbleiben kann, noch viel mehr aber aus dem barocken Ausbau der Handlung, deren einzelne Theile wirr durcheinander geworfen sind. Daß letzteres vom Autor gethan worden ist, um die Spannung des Lesers zu erhöhen, liegt am Tage und schadet der Erzählung außerordentlich. Sie beginnt mit der Schilderung von Ereignissen, welche consequente Folgen anderer Ereignisse sind, die wir aber erst viel später kennen lernen, und dies Spiel wiederholt sich mehrmals, sodaß es Mühe kostet, die Anknüpfungspunkte der Erzählung, die bald in der Vergangenheit, bald in der Gegenwart spielt, wiederzufinden. Wenn man es schließlich fertig gebracht hat, ein übersichtliches Bild des Erzählten zu gewinnen, so fragt man sich vergeblich, was den Autor veranlaßt haben mag, ein solches Blindekuhspielen mit dem Leser zu treiben. Leider muß man darauf erwidern, daß die Handlung gar sehr der zahlreichen Kunstkniffe bedurfte, weil sie, der Reihenfolge nach erzählt, wenig Interesse bieten würde: die Geheimnißthuerei des Autors, welche fortwährend auf dunkle Ursachen hinweist und die Schatten zukünftiger Ereignisse heraufbeschwört, war nöthig, um dem langweiligen Stoffe ein schimmerndes, vielversprechendes Gewand umzuhängen. Es liegt nicht in meiner Absicht, eine Skizze der Handlung zu geben; sie dreht sich um das unglückliche eheliche Leben eines jungen blasirten Freiherrn von Rambach, der dem Spielteufel seine Seele verkauft hat und seine ihm ungleiche Ehegattin misachtet und vernachlässigt. Dieser Charakter ist in seiner ganzen Erbärmlichkeit schonungslos realistisch dargestellt, und ebenso derb sind auch die Scenen aus dem Spielerleben an den grünen Tischen der Badeorte geschildert. Aber leider hat die deutsche Erzählungsliteratur einen Ueberfluß an diesen Roulettephotographien, die außerdem einen vergilbten Farbenton angenommen haben, weil sich seit einigen Jahren die Physiognomie der deutschen Badeorte sehr zu ihren Gunsten verändert hat. Wie es scheint, hat Temme absichtlich die Spielsucht im deutschen Militärstande, in deutschen Offizierskreisen geißeln wollen, und so gelang es ihm bisweilen, interessanten Conflicten zwischen militärischer Ehre und lasterhaften Begierden anschaulichen Ausdruck zu geben. Der gewandte Erzähler verleugnet sich in der Schürzung dieser peinlichen Conflicte zwar nicht; da er es aber vermied, dieselben auf das criminelle Gebiet hinüberzuspielen, so kam er nicht zur vollen Entfaltung seines eigenthümlichen Talents. Viele Unwahrscheinlichkeiten und manche Längen wirken störend auf den Genuß der Lektüre ein. Die junge Frau macht sonderbare barocke Anstrengungen, ihren Mann wieder an sich zu fesseln: einstmals als er verarmt und krank in einem kleinen Häuschen einsam haust, schickt sie ihm ihre junge und schöne Freundin Susanna zu, die, obgleich vornehme Dame und in den besten Verhältnissen, sich von ihm als gewöhnliche Dienstmagd engagiren läßt. In dieser Stelle harrt sie auch wirklich einige Wochen aus, ohne daß es ihr jedoch gelingt, den Gatten der Gattin wieder zuzuführen. Aehnliche barocke Einfälle finden sich mehrfach und erklären

zur Genüge, daß die sonderbare Charakteristik dieser Damen den Eigenthümlichkeiten der Situationen angepaßt werden mußte. Ich will nicht weiter in Einzelheiten eingehen und als Ursache des unbefriedigenden Ausfalls dieser Erzählung die Thatsache annehmen, daß der beliebte Erzähler um einen packenden Stoff verlegen war und in der Eile zu einem weniger interessanten griff, welcher selbst unter seiner Behandlung spröde und unfruchtbar blieb.

Ein Roman, der sich mit ähnlichen Charakteren und Verhältnissen wie der Temme's beschäftigt, ist „Um Ehre und Leben" (Nr. 2) von Ewald August König. Hier aber sind die vielfachen und farbenvollen Scenen aus dem Hochstaplerleben eng mit dem Faden einer natürlich verlaufenden interessanten und spannenden Handlung verknüpft. Von der ersten bis zur letzten Seite wird die Logik des Aufbaus, die Motivirung der einzelnen Ereignisse niemals vermißt, und so verfolgt man die Schürzung und Lösung des Problems, welches sich der Autor gestellt hat, mit ungeschwächtem Interesse. Dieses Problem besteht in der Entlarvung eines Hochstaplers, der mit Hülfe seiner Complicen nach der Hand einer reichen Erbin strebt, deren Bräutigam er durch ein amerikanisches Duell aus der Welt geschafft hat. Da er trotzdem nicht zum Ziele gelangt, weil das junge Mädchen ein unwiderstehliches Mistrauen gegen ihn hat und seine Schlechtigkeit ahnt, so greift er zu den niederträchtigsten Mitteln, zur Freiheitsberaubung, zum Morde und andern Schurkenstreichen, um endlich doch den Preis zu gewinnen. Der Leser wird tief in das Leben eines Verbrechers eingeweiht, der vor der Welt einen hochadelichen Namen trägt und des größten Ansehens genießt; die wahren Freunde jenes Mädchens vertreten das gute Princip, sie opfern sich in uneigennützigster Weise auf und graben Gegenminen, mit deren Hülfe die schließliche Entlarvung des Hochstaplers eintritt. Einem dieser Freunde reicht die Erbin am Ende des Romans aus Dankbarkeit ihre Hand. Wenn auch die Composition im großen und ganzen höhere dichterische Ansprüche ausschließt und sämmtliche Personen sich nur wenig über das Mittelmaß gewöhnlicher und oft gebrauchter Romanfiguren erheben, so gebiert andererseits die reiche Phantasie des Autors zahlreiche neue Situationen, welche den Figuren eine eigenthümliche Beleuchtung verleihen. Viel tragen auch die stets abwechselnden und manchmal recht malerisch geschilderten Scenerien zum äußern Aufputz der Handlung bei, denn die letztere spielt größtentheils in verschiedenen Gegenden Italiens, dessen Bewohner, Sitten und Gebräuche in ihren charakteristischen Besonderheiten trefflich als Folie des Romans verwerthet werden. Die flotte und gewandte Erzählungsweise König's ist aus frühern Romanen dieses beliebten Schriftstellers bekannt, in „Um Ehre und Leben" zeichnet sie sich durch besondere Frische aus.

Das Charakterbild „Zwei Frauenherzen" (Nr. 3) von Valeska von Gallwitz ist sympathisch und angenehm geschrieben: hübsche Darstellung, ansprechende Schreibweise, viel Gefühl, das zum ungekünstelten Ausdruck gelangt, aber wenig Originalität in der Handlung und der Charakteristik der agirenden Personen. Zwei Heldinnen sind es, die sich in das Interesse des Lesers theilen müssen. Die erstere, eine liebe tugendsame pariser Grisette, welche durch einen gewissenlosen Cavalier um ihre Liebe, wenn auch nicht um ihre Ehre betrogen wird und infolge dessen an der Schwindsucht hinsiecht, beherrscht die erste Hälfte der Erzählung; eine junge stolze, aber dabei recht muntere Adeliche, welche gegen ihren Willen das verhaßte Joch der Ehe auf sich nehmen muß, ihren guten Gatten aber allmählich lieben lernt, steht im Mittelpunkte der zweiten. So laufen die beiden Handlungen nicht nebeneinander, sondern die eine hinter der andern her. Trotz dieser dilettantischen Anlage der Erzählung und trotz der vielfachen Anklänge an zahlreiche französische Romane der Neuzeit, die das Lied von der betrogenen Unschuld in allen erdenklichen Melodien singen, liest sich das Gallwitz'sche Charakterbild aus oben angedeuteten Gründen ganz angenehm. Alle crassen realistischen Farben sind mit weiblichem Taktgefühl sorgsam vermieden worden. Am besten ist die Charakteristik der jungen Adelichen gelungen, welche nach dem Leben porträtirt zu sein scheint, während die Grisette an überflüssiger Sentimentalität leidet und in der passiven Rolle, zu der sie verurtheilt ist, keine Gelegenheit zum thatkräftigen Handeln findet, welches einem auf sich selbst angewiesenen Mädchen aus dem Volke sonst so nahe liegt.

Ebenfalls von der Hand einer Dame rührt die Erzählung „Um einen ew'gen Kranz dies arme Leben ganz" (Nr. 4) her. Der Titel weist schon auf den „frommen" Inhalt hin. In der That dürfte das Buch auch nur in exclusiv protestantisch-orthodoxen Kreisen freundliche Leser finden. In den meisten Fällen thut man gut, um des lieben Friedens willen an derlei Romanen schnell vorüberzugehen, denn nicht der literarische Werth, sondern die Tendenz ist den Autoren Hauptsache, und diese letztere zu beurtheilen, ist sicherlich nicht Aufgabe einer literarischen Kritik. Auch die vorliegende Erzählung ist aus der Bekehrungssucht der Verfasserin hervorgegangen; diese greift aber zu so abstoßenden Mitteln, daß im Interesse des guten Geschmacks einige Worte der Abwehr gegen solche Elaborate wol gestattet sein dürften. Schon in der Einleitung wird die Geduld des Lesers auf eine harte Probe gestellt. Einige ältere Damen und ein junger Pastor discutiren darüber, ob es sittlich und ästhetisch sei, den Genuß einer schönen Aussicht auf Berge und Thäler dadurch zu erhöhen, daß man sich Goethe's „Iphigenie" vorliest! Die Verfasserin glaubt ihre tolerante Gesinnung an den Tag zu legen, wenn sie dies gütigst gestattet und den Pfarrer recht freundlich über Goethe und dessen poetische Begabung im besondern urtheilen läßt. Ein Spottlächeln drängt sich bei dieser grenzenlosen Naivetät unwillkürlich auf unsere Lippen; dasselbe verschwindet aber schnell, wenn

man dem Kernpunkte der Erzählung näher kommt. Da ist ein junges Mädchen, welches „in ihrem ganzen Wesen, in jedem Wort und jeder Miene den Adel ihrer dem Himmel zugewandten Seele“ zeigt. Es befindet sich mit seiner Mutter im Bade und lernt dort einen wohlhabenden Offizier Namens Rothenfels kennen, der eine gewisse unruhige Trauer zur Schau trägt. Er hat auch Grund hierzu, denn er lebt mit seiner Frau, die als eine Kokette geschildert wird und unter anderm auch die lasterhafte Gewohnheit hat, Heyse'sche Novellen zu lesen, in Hader und Unfrieden. Nach der Ansicht der Verfasserin scheint diese Vorliebe für Heyse'sche Novellen ein Scheidungsgrund zu sein; wenigstens wird uns erzählt, daß Rothenfels es vollständig in seiner Hand hat, sich augenblicklich von dem bösen Weltkinde scheiden zu lassen. Er hat auch die Absicht; aber da ein Kind aus der Ehe da ist und er wahrscheinlich das Junggesellenleben nicht liebt, will er den Sperling nicht eher davonfliegen lassen, als bis er die Taube gefangen. Diese Taube ist jenes junge Fräulein Ella. Er geht zu dieser, trifft sie beim Bibellesen, macht ihr aber ganz ungenirt einen Heirathsantrag und wird — nicht mit tiefster sittlicher Entrüstung fortgejagt, wie wol jedes natürlich fühlende Mädchen gethan hätte, sondern nur sanft und freundlich aus religiösen Bedenken zurückgewiesen. Man male sich diese Situation genügend aus, um das Abstoßende derselben einzusehen! Aber es kommt noch schlimmer; das fromme heilige Mädchen hat ihm bei dieser Zurückweisung doch noch einen Hoffnungsschimmer gelassen und verwendet nun mehrere Stunden dazu, im Gebete Erleuchtung zu finden. Dann schreibt sie persönlich dem sonderbaren Freier einen Absagebrief, der fünf gedruckte Seiten einnimmt, in welchem sie wie der eifrigste Seelsorger in väterlich ermahnender Weise ihm seine ehelichen Pflichten vorhält und eine Unzahl Bibelsprüche citirt. Daß sie ihn liebt, leugnet sie nicht, aber es sei Pflicht, daß er und sie auf diese Liebe verzichten. Man kann sich kaum eine größere Zudringlichkeit denken als diesen Missionsbrief, der keine Antwort, sondern eine Predigt ist. Derselbe wird dem Offizier durch die Mutter mit einem Exemplar der Luthardt'schen „Apologetik“ (!) zugestellt, und der Adressat fällt nun gleichfalls in ein frommes Delirium. Das Mädchen erscheint ihm wie eine Heilige. Er verzichtet auf seinen Wunsch; die Ermahnungen des unerfahrenen überspannten Mädchens thun bei dem Manne, welcher die Welt kennt, ihre Schuldigkeit. Die Geschichte ist aber noch nicht aus. Rothenfels scheint es darauf anzulegen, seine Geliebte, weil sie nun doch einmal eine Heilige ist, tüchtig in geistliche Contribution zu setzen. Er schickt ihr seine gottlose Frau ins väterliche Haus, wo sie auch von Ella freundlich aufgenommen und gehörig ins Gebet genommen wird. Bisweilen erscheint Rothenfels dort, er bewegt sich zwischen den beiden Frauen, von denen er die eine aus christlicher Pflicht, die andere aus weltlicher Begierde liebt, höchst unbefangen und freut sich der Fortschritte seiner Frau, welcher Ella das Lesen Heyse'scher Novellen ab- und das „Leben im Bilde Christi“ allmählich angewöhnt. Da kommen wiederum Situationen und Scenen vor, die geradezu widerwärtig erscheinen, da Ella den Gatten einer andern Frau liebt, obgleich sie diese Liebe zu unterdrücken sucht. Wenn die Verfasserin nicht merkt, daß sie hier fortdauernd Attentate gegen das jungfräuliche Gefühl ihrer Heldin begeht, die durch nichts gerechtfertigt werden, denn die Frau könnte ja auch in einer andern christlichen Familie zum Glauben erzogen werden, so müssen wir ihr jede Kenntniß eines reinen und natürlich fühlenden Mädchengemüths abstreiten. Die naive Frömmigkeit Ella's wird natürlich durch diese Verhältnisse zu einer selbstgefälligen Glaubens- und Heilsgewißheit ausgebildet, die den Rest jeglicher Sympathie für sie vernichtet. Ein junges zwanzigjähriges Mädchen, welches „im Bilde Christi“ zu leben glaubt und andere nach ihrem eigenen Vorbilde zu bekehren sucht, ist jedenfalls — ein bedauernswerthes Geschöpf, dem naive Unschuld, frohe Lebenslust, glaubensvolle Hingabe an das Walten einer gütigen Vorsehung ganz abhanden gekommen sein muß. Ella's einzige Freude besteht ja in dem Glauben, im Himmel für die vielen Dienste, welche sie „ihrem“ Gotte auf Erden geleistet, ausreichend bezahlt zu werden. Da haben wir die religiöse Lohntheorie in nacktester Form! Die Geschichte endet damit, daß Rothenfels im Kriege schwer verwundet und von der Krankenpflegerin Ella zu Tode gepflegt wird. Später zieht Ella zu der Witwe ins Haus und murmelt seelenvergnügt vor sich hin: „Um einen ew'gen Kranz dies arme Leben ganz!“ Wir möchten dieses Buch keinem jungen Mädchen, das überspannten und krankhaften Gefühlen zuneigt, in die Hand geben.

Wie ganz anders, einer frischen Quelle gleich, muthet die norwegische Dorfgeschichte „Signe“ (Nr. 5) von Magdalene Thoresen an. Auch in dieser Erzählung steht ein junges Mädchen im Mittelpunkte, welches zum frommen Glauben und zur demüthigen Entsagung geleitet wird; aber diese Signe ist nicht mit Glaubensdogmen wie ein Sack vollgepfropft worden, sondern kämpft sich durch Leiden, Prüfungen, eigene Schuld und bittere Reue zur ruhigen Erkenntniß ihrer fernern Lebensaufgaben durch. Vielleicht leidet die Erzählung an einigen Längen; dieselben verschmerzt man aber schnell, da die Darstellung der eigenthümlichen Verhältnisse in einem norwegischen Gebirgsdorf und die Schilderung der prächtigen Naturscenerien kraftvoll und anmuthig zugleich sind. Gedankenreichthum und Gemüthstiefe sprechen aus der Charakterisirung zahlreicher Figuren, die sonst in Romanen selten vorkommen, wenigstens den deutschen Lesern ganz fremd sein dürften; die norwegischen Bauernnovellen Björnson's sind vielleicht drastischer und lichtvoller; an innerm Gehalte dürfte „Signe“ sie jedoch übertreffen. Es spricht sich ein so reiner, edler, nach dem Höchsten strebender Geist in ihr aus, daß der Leser sich dem Hauche derselben

willig hingibt, ohne den Mangel einer raffinirten Mache zu bemerken.

Freundliche, aber recht leicht wiegende Gaben schenkt uns **Wechsler** in seinem Buche: „Im Osten und Westen" (Nr. 6). Ein großer Theil dieser Erzählungen, Novellen, Skizzen u. s. w. spielt in Ungarn, Rumänien und der Türkei. In ihnen interessirt das locale Colorit mehr als die geschilderten Handlungen, welche zwar hübsch erzählt sind, aber doch nur wenig schöpferische Phantasie verrathen.

Oskar Rieke.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

In Breslau starb am 8. April nach längerm Krankenlager Dr. **Max Kurnik**, einer der ehrenwerthesten deutschen Kritiker, der zeitlebens dem Theater kritische Beachtung geschenkt hat. Ein Schüler und Jünger Rötscher's gehörte er jener Schule wissenschaftlicher Theaterkritik an, welche in der Gegenwart mehr und mehr den frivolen Ton des witzhaschenden Feuilletons hat annehmen müssen. Max Kurnik war am 1. November 1819 zu Santomyszl in Posen als Sohn armer Aeltern geboren. Im dreizehnten Jahre verließ er das älterliche Haus, besuchte unter mannichfachen Entbehrungen das posensche Gymnasium und studirte, nachdem er sich durch mehrjährige Thätigkeit als Haus- und Schullehrer die Mittel dazu erworben, in Berlin und Breslau Philosophie und Literaturgeschichte. Seit 1847 war er unermüdlich journalistisch thätig, und zwar bei der „Breslauer Zeitung" (1847—51 und 1861—73), der „Schlesischen Zeitung" (1851—59) und der „Schlesischen Presse" (neubegründet 1873). In allen diesen Blättern und auch in der von ihm selbst begründeten „Breslauer Montagszeitung", welche 1861 wieder einging, war er der Vertreter einer gediegenen und wohlwollenden Schauspielkritik. Wie wir erfahren, bewegte sich seine letzte unvollendete Arbeit auf demselben Gebiet: „Ein Menschenalter Theatererinnerungen", welche in feuilletonistischer Form die kritischen Erfahrungen des Verfassers bringen sollten. Von seinen eigenen Dramen erwähnen wir: „Charlotte Corday" (1846), „Der Verbrecher aus dem Volke" (1846), „Ein Mann" (1852), welches letztere auch an der berliner Hofbühne Beifall fand, und mehrere kleinere Arbeiten. Auch sein Roman „Angela" (2 Bde., 1852) ist ein Theaterroman; die Heldin desselben eine Schauspielerin. Von seinen einzelnen literarhistorischen Essays erwähnen wir denjenigen über „Lessing's Dramen", „Goethe's und Bürger's Frauengestalten" und andere. Kurnik war nicht nur einer der unermüdlichsten Theaterkritiker; er besaß auch wie wenige ästhetische Schulung und Bildung und eine tüchtige Gesinnung.

— Zu Winterthur in der Schweiz starb am 22. März **Elisa Maier**, eine Frau, die lange Jahre als Erzieherin segensreich gewirkt und bei allen ihren Schülerinnen ein dankbares Andenken hinterläßt. Sie war als die Tochter eines Chirurgen aus Würtemberg, der sich in Winterthur niedergelassen und verheirathet hatte, am 19. September 1816 geboren. Nachdem sie den Unterricht in der bekannten Niederer'schen Erziehungsanstalt in Yverdon genossen, suchte und fand sie Gelegenheit, als Lehrerin an verschiedenen Privatinstituten und öffentlichen Schulen der Schweiz ihr vorzügliches Lehrtalent zu bewähren, bis sie 1852 eine eigene Erziehungsanstalt für heranwachsende Mädchen in ihrer Vaterstadt errichten konnte. Ihr Lieblingsfach war deutsche Literaturkunde, welche sie durch ihren Vortrag zu einer Quelle idealer Lebensanschauung für die jugendlichen Gemüther zu machen wußte. Auch hat sie selbst einen in vielen Schulen eingeführten „Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur" (6. Aufl., Dresden, Ehlermann) und einen „Leitfaden der Mythologie" veröffentlicht, sowie drei Bände „Lichtstrahlen" aus Wilhelm von Humboldt's, Georg Forster's und Schleiermacher's Werken mit gehaltvollen biographischen Einleitungen im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig herausgegeben.

— Am ersten Osterfeiertag ist im Foyer des neuen leipziger Theaters, in welchem sich schon die Büste von Roderich Benedix befindet, auch die Büste von **Richard Wagner**, ein Werk des Bildhauers Professor zur Straßen, enthüllt worden. Die Büste trägt die alliterirende Inschrift:

Ein Denker und Dichter
Gewaltigen Willens,
Durch Worte und Werke
Wecker und Meister
Musischer Kunst.

Bibliographie.

Auf der Warte von H. S. Cogitantibus. Stuttgart, Metzler. 12. 1 M. 35 Pf.

Bolanden, C. v., Altdeutsch. Historischer Roman. 3 Bde. Mainz, Kirchheim. 8. 7 M. 50 Pf.

Bosboom-Toussaint, A. L. G., Der Delfter Wunderdoctor. Autorisirte Uebersetzung von M. **Karstens**. 1ster Thl. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 8. 3 M. 50 Pf.

Braddon, M. E., Viola (Vixen.) Roman. Frei nach dem Englischen. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Braun, J. W., Wilhelm von Grumbach. Historisches Drama. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Burckhardt, W., Mathematische Unterrichts-Briefe. Für das Selbst-Studium Erwachsener. Mit besonderer Berücksichtigung der angewandten Mathematik unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner und Gelehrten herausgegeben. 1ster Brief. Leipzig, Bibliographisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 1 M.

Caspari, O., Das Erkenntnißproblem. Mit Rücksicht auf die gegenwärtig herrschenden Schulen. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Curti, T., Zur Geschichte der Volksrechte. St. Gallische Erinnerungen an die Jahre 1830 und 1831. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 30 Pf.

Grau, R. F., Die Judenfrage und ihr Geheimniß. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 1 M.

Herbert, L., Zwei Kreuzherren. Roman. 4 Bde. Breslau, Schottländer. 8. 14 M.

Hermann, E., Weitere quellenmässige Beiträge zu Shakespeares literarischen Kämpfen. I. Allgemeine Uebersicht. Erlangen, Deichert. 8. 5 M.

Hoffmann, H., Unter blauem Himmel. Novelle. Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Lambros, S., Die Bibliotheken der Klöster des Athos. Nach dem Rechenschaftsberichte an die griechischen Kammern deutsch von A. **Boltz**. Bonn, Nolte. Gr. 8. 1 M.

Leander, R., Aus der Burschenzeit. Ein Idyll. Halle, Niemeyer. 1876. 8. 1 M.

Riehl, A., Gotthold Ephraim Lessing. Rede, gehalten zur Erinnerung an den 100jährigen Todestag Lessings am 15. Februar 1881. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 70 Pf.

Sach, A., Asmus Jakob Carstens' Jugend- und Lehrjahre nach urkundlichen Quellen. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 4 M.

Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Abhandlungen wissenschaftlichen Inhalts in zwangloser Folge. Nr. 1: Häusliche und öffentliche Erziehung. Ein Vortrag von G. **Rümelin**. Dessau, Barth. Gr. 8. 50 Pf.

Schatz, F., Allgemeinbildung und Sonderbildung in Deutschland. Rectoratsrede. Rostock, Stiller. Gr. 8. 60 Pf.

Scholl, C., Jesus von Nazareth auch ein Semite. Leipzig, Friese. Gr. 8. 60 Pf.

Schulze-Delitzsch, Die Zulassung der beschränkten Haft bei den deutschen Genossenschaften. Leipzig, Keil. Gr. 8. 30 Pf.

Sievers, E., Der Heliand und die angelsächsische Genesis. Halle, Niemeyer. 1875. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Wolzogen, E. v., Immaculata. Erzählung. Leipzig, Reißner. 8. 3 M.

Zernin, August von Goeben. Eine Lebens- und Charakter-Skizze. Vortrag. Mit Zusätzen und Anmerkungen. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** Nr. 5.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 5. Mai 1881.

Zum Kapitel des Verfalls der deutschen Schaubühne.

Der Verfall der deutschen Schaubühne und die Bewältigung der Theater-Calamität. Dramaturgische Gänge von Georg Köberle. Leipzig, Wolff. 1880. Gr. 8. 6 M.

Im Jahre 1872 erschien ein Werk, das pro et contra viel von sich reden machte: „Die Theaterkrisis im neuen deutschen Reiche. Von Georg Köberle." In einer Zeit, als auf dem Gebiete des Bühnenwesens sich die mannichfaltigsten, untereinander zusammenhängenden Reformbestrebungen geltend zu machen begannen, der Oeffentlichkeit übergeben, konnte die Schrift nicht unbeachtet zum Orkus wandern. Der Ton des warmen ehrlichen Interesses für die wichtige Sache, den man aus jeder Zeile zu vernehmen glaubte, die Rücksichtslosigkeit und Schärfe des Urtheils und der Angriffe, die der Verfasser gegen die Trägheit und den gemeinen Speculationsgeist der Bühnenvorstände und Schauspieler richtete, war, wenn irgend, gerade in jener Zeit geeignet, Aufmerksamkeit zu erregen und über die bestehenden Verhältnisse manchen wünschenswerthen Aufschluß zu geben. Da aber das Buch geradezu Neues und praktisch Verwerthbares wenig enthielt, wäre es sicherlich bald wieder in Vergessenheit gerathen, wenn nicht dem kampfesmuthigen Reformator durch seine Ernennung zum Intendanten des karlsruher Hoftheaters Gelegenheit gegeben worden wäre, seine Vorschläge in Thaten umzusetzen. Die sanguinischen Hoffnungen, die jugendliche Gemüther auf die Köberle'sche Bühnenleitung setzen mochten, erfüllten sich nicht. Ob ein complicirter Apparat von Intriguen gegen ihn in Bewegung gesetzt wurde (wie Köberle behauptet) oder nicht — genug, seine Verwaltung nahm sehr bald ein tumultuarisches Ende. Zeitungsnotizen über die karlsruher „Krisis" wanderten von Blatt zu Blatt; Köberle, seine Direction, seine Abdankung, seine Vertheidigung und alles Drum und Dran wurden für einige Wochen stehende Journalartikel, bis wichtigere Ereignisse die Aufmerksamkeit von der in jeder Beziehung unverdient übertriebenen Bedeutung dieser kleinen Privatangelegenheit ablenkten. Nach längerer Pause tritt Köberle nun mit einer neuen Publication vor das Publikum, die, „Dramaturgische Gänge" betitelt, eine Reihe von Abhandlungen eröffnet, die der Verfasser unter dem Collectivtitel „Der Verfall der deutschen Schaubühne und die Bewältigung der Theater-Calamität" vereinigen zu wollen scheint.

Die „Theaterkrisis" hat vor acht Jahren, bald nach ihrem Erscheinen, in d. Bl. eine eingehende, dem Verfasser offenbar wohlthuende Würdigung erfahren (in den „Dramaturgischen Gängen" gedenkt er ihrer wiederholt); sein unerschrockenes Streben, für das Heil des deutschen Theaters zu wirken, wurde ebenso wie die rückhaltlose Offenheit, mit welcher er dessen Hauptschäden bloßlegte, gebührend anerkannt, gleichzeitig aber darauf hingewiesen, daß die Reformvorschläge Köberle's zum größten Theil „utopistisch" und „unhaltbar" seien, und daß er zum Schaden des Ganzen rein persönliche Lobeserhebungen (des Verfassers selbst) und Anfeindungen (besonders Feodor Wehl's und Hülsen's) in die objective Darlegung der Theatercalamität hineingearbeitet habe. Leider überwiegen die letzten unkritischen Elemente in den „Dramaturgischen Gängen" so sehr, daß das Misbehagen an der Lektüre des Buchs das etwaige Wohlgefallen an der unversehrt gebliebenen Streitbarkeit des Autors zu verdrängen vermag. Dazu kommt, daß sich die Zeiten seit 1872 wesentlich geändert haben. Was damals wenigstens durch die offene Art, in der es ausgesprochen wurde, neu und überraschend wirkte, ist seither in zahllosen Versionen wiederholt und in die Ohren aller gedrungen, die hören wollten oder nicht. Mit der Beleuchtung der Lage, mit theoretischem Raisonnement ist es heutzutage nicht mehr gethan. Wer dem Theater nützen will, der gehe ohne viel Worte an die Arbeit und beweise seine guten

Absichten durch die That, als Bühnenleiter, als Theaterkritiker, als Dramaturg. Die Chance der Intendanz liegt hinter dem Verfasser, die zweite hat er vielleicht nie erwählt, der dritten wendet er sich mit seiner neuen Schrift scheinbar zu. „Dramaturgische Gänge". Aber was heißt Dramaturg? Das Wort wird neuerdings so kläglich gemisbraucht, daß sogar die „rechten Hände" mancher Theaterdirectoren, die Faiseurs der officiellen Reclame, die Besorger kleiner und großer vorbereitender Zeitungsnotizen, sich auf ihren Visitenkarten Dramaturg zu nennen lieben. Eine so praktische Bedeutung mißt Georg Köberle dem Worte selbstredend nicht bei. Er faßt es theoretischer. Aber mit dem bloßen Theoretisiren ist eben auch nichts gethan. Das Entscheidende ist, daß die Theorien des Dramaturgen, ob er nun als Regisseur eine Tragödie zu inscenieren hat, ob er sich mit dem Wesen des Dramas im allgemeinen beschäftigt, ob er ein einzelnes Werk oder eine Rolle zergliedert, für die Schauspielkunst verwerthbar gemacht werden. Der Dramaturg verfährt in seiner Art weniger kritisch als productiv. Es gilt für ihn vor allem, das gedruckte Wort, den kalten Buchstaben in lebendige Anschauung, in warmes Leben umzuschmelzen und auch bei seinen allgemeinsten Ausführungen den scenischen Apparat im Auge zu haben, mit dem die Kunst der Bühne zu rechnen und zu rechten hat. In dieser Beziehung gewährt nun aber, um es kurz zu sagen, Köberle's Schrift so gut wie nichts. Er redet über Lindau's „Erfolg" und Laube's „Karlsschüler" ein unglaublich Langes und Breites, anstatt in vierzig Zeilen die charakteristischen Mängel dieser beiden künstlerisch allerdings sehr problematischen Komödien scharf zu präcisiren, zergliedert den Dilettantismus, den Naturalismus, die Mache, macht einige nicht üble kritische Bemerkungen und läßt über die Möglichkeit einer neuen Facheintheilung einen hübschen interessanten Gedanken verlautbaren; aber der positive Gewinn des 312 Seiten in Großoctav zählenden Buchs ist verschwindend gering.

Köberle gibt uns seine Bemerkungen in der auch von Benedix in seiner „Shakspearomanie" beliebten Gesprächsform zum besten. Es heißt:

> In einer Residenzstadt hat sich eine Gesellschaft von strebsamen Männern gebildet, welche das rühmliche Ziel verfolgen, über die brennenden Tagesfragen des Theaters Untersuchungen anzustellen und durch Publication der von ihnen gewonnenen Resultate der Bühne zu nützen. ... Vertreten sind in der Gesellschaft alle Schattirungen des modernen Geschmacks und alle Kunstrichtungen der Theaterleute von Fach. Da ist vor allem Hermann der Schalk, ein vielbelesener Literator, der sich jedoch darin gefällt, neben den ernsten Kunstrichtern eine Art von Shakspeare'schem Narren als seine Rolle zu wählen. Da sind ferner: Johann der feurige Idealist, Paul der speculative Realist, Heinrich der unverwüstliche Optimist, Max der starre Pessimist, Alfred der wortgewandte Hofbühnenchef, Gerson der thatenlustige Impresario und noch eine Reihe anderer, die ich dem freundlichen Leser vorstellen werde, sobald sie sich zum Worte melden.

Köberle behauptet, diese Form gewählt zu haben, um „dem spröden Stoffe nach Möglichkeit auch eine angenehm unterhaltende Seite abzugewinnen", in Wirklichkeit hat er jedoch, da sein Humor verzweifelt gezwungen ist und die Conversation der Reformatoren wol eine Menge stilistischer Unmöglichkeiten, aber keinen Gran charakteristischer Unterscheidung aufweist, damit nur ein verbrauchtes und sehr wohlfeiles Mittel, seine eigenen Ansichten mit einem gewissen Eclat an den Mann zu bringen, ohne Erfolg angewandt. Köberle ist natürlich „Johann der feurige Idealist". Wie zu erwarten, meldet er sich beständig zum Wort, das ihm „Hermann der Schalk" als Präsident beständig ertheilt. Die unbequemen Elemente scheiden nach und nach aus dem Cirkel aus; die übrigen werden mundtodt gemacht oder ziehen mit leicht widerleglichen Einwänden gegen den ewigen Redner zu Felde, der natürlich als vielfacher Sieger aus der Scheindiscussion hervorgeht. Verräth diese ganze Methode, dem „Idealismus" des Autors Anerkennung zu verschaffen, wenig Geschmack, so bekundet es andererseits sehr wenig Idealismus, wenn der feurige Johann uns nicht nur in dem einleitenden Aufsatz, der den effecthaschenden Titel „Meine Ouverture" trägt, sondern während des Verlaufs der Reformtagssession ununterbrochen von den Geschicken Georg Köberle's und seines vielbelobten und geschmähten Werks „Die Theaterkrisis" unterhält. Was hat denn die Kunst mit diesen kleinlichen Personalien zu thun? Was kümmert es uns, ob die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" „unter der Form einer objectiven Kritik" das mot d'ordre gegen die „Theaterkrisis" ausgegeben hat? Und was soll man von den kritischen Qualitäten eines Mannes halten, der nicht nur gegen diejenigen, die ihn (unberechtigterweise) offen verhöhnt, sondern auch gegen diejenigen, die seine Vorschläge sachlich angegriffen haben, nur maßlose, haßerfüllte Invectiven zu schleudern versteht und für den allein seine Lobredner unter die Ehrenmänner rangiren? Eine objective tadelnde Kritik ist bei einem Schriftsteller, der in ihr nur eine Maske zur Verhüllung privater Feindseligkeiten erblickt, ja kaum möglich! Und welch eine Ueberschätzung des eigenen Werthes liegt doch im Grunde auch in dem Wahn, das Ziel der tödlichen Angriffe „aller unlautern Elemente der Theaterwelt" gewesen zu sein oder noch zu sein! Besser stände es dem Verfasser an, seine „Leidens- und Kampfperiode" im stillen zu verwinden und zu vergessen und ohne Rücksicht auf seine eigenen Geschicke den Kunstfragen nahe zu treten. Wer es nicht vermag, über zerschlagene Hoffnungen und Ideale hinweg den Kampf um den Sieg des Schönen und den großen und reinen Gedanken der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts fort und bis ans Ende zu führen, ohne Bitterniß im Herzen, ohne den Vorsatz, sein eigenes liebes Ich an seinen Feinden zu rächen: der ist wol einmal „berufen" gewesen, war aber nie „auserwählt". Sein Mitleid wird kein feinfühliger Mensch einem um der Kunst willen Leidenden versagen; aber von einem Reformator verlangt man, daß Schwäche und Empfindlichkeit ihn nicht einschüchtern und verbittern; seine Brust muß gestählt, sein Geist klar, sein Auge unentwegt auf das Ziel gerichtet sein.

Leider beweist nun aber Köberle noch in einem andern Punkte, daß er nicht der Mann ist, in ästhetischen Fragen ein entscheidendes Wort zu sprechen. Wenn Hebbel in einem trefflichen Epigramm von Schiller sagt:

Unter den Richtern der Form bist du der erste, der einz'ge,
Der das Gesetz, das er gibt, gleich schon im Geben erfüllt —

so darf man diesen Satz wol dahin erweitern, daß keiner über Fragen des Geschmacks und der Kunst zu urtheilen befugt sei, der die von ihm aufgestellten Regeln selbst so verletzt, wie es der Verfasser der „Dramaturgischen Gänge" auf Schritt und Tritt thut. Seine überladene, forcirte Schreibweise ist an schiefen Bildern und leider auch an widerwärtigen überreich. Hier sind einige Beispiele. Zur Kategorie der schiefen Bilder:

Aber es fragt sich, ob nicht durch die übermäßige Cultivirung dieser Seite (scil. der Mache) ... der Pegasus an unserm Thespiskarren beim Schweife aufgezäumt, d. h. eine garstige Seifenblase des Zeitalters noch garstiger mit dessen titanischem Ringen verwechselt worden sei? ...

Jetzt ist mein Publikum der idealisirenden Dramatik wieder satt, und ich muß ihm ein Theater aus den Schaumblasen der Zeit construiren.

Nach diesen beiden Vergleichen dürfte man „Johann den feurigen Idealisten" auch wol „Johann den muntern Seifensieder" nennen.

Müssen Sie, wenn wir alle unsern Verstand in einen Topf werfen und daraus ein wahres Herculeshirn componiren (!) — müssen Sie dann nicht bekennen, daß das heutige Theater, so wie es leibt und lebt, uns äußerst kleidsam zu Leibe sitzt? ...

Just in dieser traurigen Geistesbeschaffenheit der Priester Thaliens besteht der faulste Fleck des so wackelig einherrollenden Thespiskarrens. ...

Ein Dramatiker, welcher seiner Phantasie freien Zügel läßt, ehe sein Verstand ihr die Vorarbeiten geliefert hat, wagt sich stets auf eine gefährliche Brücke und fördert in der Regel nur Misgeburten zu Tage.

Heißt ein solches Amalgama von Bildern nicht das Ei des Demosthenes bei der Stirnlocke ergreifen und Pontius und Pilatus mit dem Bade ausschütten?

Schlimmer noch steht es um die zweite Kategorie:

Wer sein Haus reinigen will, darf sich nicht schmuziger Hände bedienen, sonst wird's ewig nicht rein, und schließlich duftet der zurückgebliebene Koth um nichts aromatischer, als der hinweggetragene geduftet hatte. Man wird den Floh geknickt, dagegen die Wanzen gemästet haben. ...

Da ist ferner eine stets kampfbereite Zunft, nämlich die Fraction der im Morast der theatralischen Sackgasse wollüstig grunzenden Novitätenlieferanten, welche den dreistigen (sic!) Repertoirereiniger mit ihren schmuzgewohnten Kennernasen beschnüffeln.

Das ist in einem Werke, das von ästhetischen Dingen handelt, aber geradezu unerträglich. Was helfen alle großen Worte, was hilft alles Pochen auf Aristoteles und Lessing, wenn ein Buch, das so wenig praktische Vorschläge bringt, sich nicht einmal gut liest und von Geschmacklosigkeiten strotzt!

Um auch einer der bessern Seiten des Buchs gerecht zu werden, sei hier der oben bereits erwähnten Idee, die Facheintheilung bei den Schauspielern nach einem neuen Gesichtspunkte zu regeln, gedacht. Köberle schreibt:

Ich schlage vor, daß der Maßstab zur Facheintheilung für das recitirende Drama eines Zukunftstheaters nicht von der physischen, sondern von der psychischen Anthropologie entlehnt und der Hauptnachdruck auf die psychologischen Momente gelegt werde. ... Es ist möglich, daß der zufällig an einem Theater als Heldenliebhaber engagirte Schauspieler auch den Faust nach Goethe's Intentionen spielen kann. In der Regel wird es nicht der Fall sein; denn das Eigenthümliche, wodurch Faust sich von allen andern Heldenliebhabern unterscheidet, liegt nicht im Liebhaber- oder Heldenmäßigen, sondern in einer Eigenart, welche die Psychologie mit dem Ausdruck „dämonisch" bezeichnet. Dasselbe gilt von Franz Moor bezüglich des Darstellers der Bösewichte, und von Wallenstein bezüglich des Darstellers der gesetzten Helden und Heldenväter. Diese Rollen werden also demjenigen Künstler zuzutheilen sein, dessen Specialität darin besteht, die verschiedenen Abstufungen des Dämonischen im Menschen als Charaktergrundzug zur lebenswahren Veranschaulichung zu bringen. ... Wenn Sie das Rollenverzeichniß ungewöhnlich hervorragender Mimen, die man als wahre Proteus-Naturen anstaunte, genau prüfen, so werden Sie entdecken, daß jene Männer ihre Rollenwahl nach dem Kriterium vornahmen, welches sich aus dem Einklang ihres individuellen Gestaltungstalents mit den psychologischen Grundzügen der darzustellenden Charaktere ergibt.

Sehr hübsch und im Kern gewiß richtig. Die Individualität eines jeden Schauspielers entscheidet seine Berufung für diese oder jene Rolle. Wozu aber eine neue Facheintheilung nach psychologischen Normen, da durch Aufhebung aller Fachunterschiede, wie sie bei den Theatern heutzutage Regel ist, einer zweckmäßigen Rollenbesetzung ein weit freieres und günstigeres Terrain eröffnet ist? Das überdies sehr schwierige Einschachteln der Rollen in psychologische Rubriken würde schließlich zu derselben Starrheit führen, in der die oberflächliche alte Eintheilung in Helden, jugendliche Liebhaber, Heldenväter u. s. w. das Theater so lange gefesselt gehalten hat. Ebenso wenig wie die vier Temperamente sich unvermischt, jedes für sich, jemals finden lassen, wird es auch nur eine einzige Rolle geben, die sich mit ihrer Fachbezeichnung vollkommen deckte. Auf der Grenzscheide vollends, wo die Linien ineinander überfließen, würde es permanenten Rollenstreit geben. Wohin gehört Karl Moor, Fiesco, Wilhelm von Oranien, Saladin? wohin die Eboli, die Prinzessin im „Tasso", Nathan's Recha? Köberle hegt darum wol von dem bei der Rollenbesetzung zu beobachtenden Princip eine richtige Vorstellung; aber er versieht es darin, daß er dasselbe in eine Schablone fügen will, anstatt seine Anwendung der Einsicht und Entscheidung der Bühnenvorstände zu überlassen. Fragen dieser Art kann nur die Praxis erschöpfend beantworten.

Auf manchen andern, zwar nicht neuen, aber zutreffenden Gedanken des Buchs ist hier um so weniger einzugehen, als der Verfasser die „Dramaturgischen Gänge" nur als ballon d'essai seiner bereits angekündigten „Dramaturgie" vorausgeschickt hat, die an nichts Geringeres als an Lessing's kritisches Meisterwerk anknüpfen soll! Er ist aber nachdrücklich vor der Einmischung persönlicher Ele-

mente und der Nachlässigkeit und Unlauterkeit der Schreibweise, wie sie in den „Dramaturgischen Gängen“ so störend hervortritt, zu warnen. Vermeidet er sie nicht, dann wird er auf eine sorgfältige Beachtung der Kritik keinen Anspruch mehr erheben dürfen.

Heinrich Gutthaupt.

Militärische Charakterbilder.

1. Feldmarschall Fürst Wrede. Von J. Heilmann. Mit dem Porträt des Feldmarschalls. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1881. Gr. 8. 10 M.

Mit dem Motto: Virtuti pro patria, errichtet der Verfasser in dem vorliegenden inhaltreichen Buche dem Feldmarschall Fürsten Wrede durch dessen Lebensbeschreibung ein Denkmal, womit er einer schuldigen Ehrenpflicht des bairischen Offizierstandes gegen den berühmtesten seiner heimischen Heerführer nachzukommen willens ist. Waren in diesem Sinne bisher nur unvollständige und bruchstückweise Versuche hervorgetreten, so bringt dagegen der Verfasser auf Grund sorgfältiger Forschung und langjähriger Studien eines reichhaltigen geschichtlichen Materials ein Volles und Ganzes, ein Lebensbild des Mannes seiner Verehrung, bei dessen Aufstellung er als erstes Gesetz die Wahrheit des Urtheils gelten läßt und gewissenhaft auch weniger günstige Mittheilungen der Erörterung unterzogen hat. Das Walten solcher Grundsätze bekundet den Werth des Dargebotenen und verdoppelt das Interesse an dem lebhaft und klar geschriebenen Buche.

Dasselbe ist eingetheilt in vier Bücher (in besondere Kapitel zerfallend), von denen die ersten drei die kriegerische Thätigkeit zur Darstellung bringen, und zwar den Wandlungen der bairischen Politik entsprechend im ersten Buche auf österreichischer Seite, im zweiten im Rheinbund unter Napoleon, im dritten während der Befreiungskriege mit den Verbündeten; das vierte Buch umfaßt die Friedenszeit und die Leistungen des Feldmarschalls von 1816—38, wobei die für jedes Kapitel bestimmten Beilagen demselben unmittelbar angeschlossen werden.

Auf den Inhalt des Werks näher eingehend, haben wir zuvörderst anzuführen, daß Wrede nicht Berufssoldat war und wol insofern als Unicum dasteht, daß er seine militärische Carrière in der Charge des Obersten begonnen hat. Von seinem Vater zum Eintritt in den Staatsdienst bestimmt, bezog er mit dem sechzehnten Jahre die Universität Heidelberg, wo er den Studien weniger obgelegen, dagegen mehr den nobeln Passionen der jungen Cavaliere damaliger Zeit mit Leidenschaft gehuldigt zu haben scheint; mit Vorliebe versuchte er sich im Reiten zu vervollkommnen und strebte dabei durch wilde Verwegenheit, nicht durch künstlerische Leistung sich hervorzuthun. Dennoch mit 18 Jahren zum wirklichen Hofgerichtsrath und Assessor beim Oberamt Heidelberg ernannt, setzte er seine Studien als flotter Bursche fort, trat dann aber mit dem zwanzigsten Lebensjahre 1787 seine Functionen als Assessor an. Im Sommer 1792 zum pfälzischen Landcommissar bei dem in der Gegend von Schwetzingen sich sammelnden Truppencorps des österreichischen Feldzeugmeisters Fürsten Hohenlohe ernannt, gewann er sich in diesem durch seine angenehme Persönlichkeit und seine zutreffenden Ansichten einen Gönner, durch dessen Fürsprache er für das nächste Kriegsjahr 1793 zum pfälzischen Oberlandescommissar bei der österreichischen Armee am Rhein unter Wurmser bestimmt wurde. In dieser Verwendung verblieb Wrede, der Anfang 1794 (siebenundzwanzig Jahre alt) Titularoberst im Generalstab wurde, und machte in dieser lehrreichen Stellung alle Feldzüge am Rhein immer im Mittelpunkt der Operationen mit, an allen Gefechten, an jeder Verhandlung im Bereiche seiner Wirksamkeit eifrigst Antheil nehmend und sich trotz seiner Jugend und trotz seines erst erfolgten Uebertritts in den Kriegerstand allgemeines Vertrauen und Zuneigung im österreichischen Heere erwerbend. Natürlich sagte ihm hiernach die frische Thätigkeit mehr zu als die Bureauarbeit, und er schied gern aus dem Civildienst, als ihm 1798 die neu errichtete Stelle eines Oberkriegscommissars in der Pfalz übertragen wurde. Auf den Wunsch des Erzherzogs Karl geschah es, daß Wrede 1799, zum wirklichen Oberst mit dem Patent von 1794 avancirt, den Auftrag erhielt, in der Rheinpfalz ein Freiwilligencorps zu organisiren und zur Landesvertheidigung zu verwenden. Allmählich gelang es ihm, ein Bataillon von 500 Mann aus höchst zweifelhaftem Material zu bilden, und mit demselben that er sich bei energischer Leitung und Umsicht auf dem Kriegstheater am Neckar im kleinen Kriege hervor. Im April 1800 wurde er zum Brigadier der infolge des Subsidienvertrags mit England errichteten zweiten Brigade der rheinpfälzischen Subsidientruppen, und schon im Mai wegen seiner hervorragenden Entschlossenheit und Tapferkeit zum Generalmajor außer der Tour befördert. Nach Beendigung des unglücklichen Feldzugs und nach der Vergrößerung Baierns durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 wirkte er mit bei der Schaffung einer kriegstüchtigen Armee, die zweckmäßig bewaffnet, zeitgemäß ausgebildet und vom alten Zopf- und Paradewesen befreit wurde.

Im September 1804 zum Generallieutenant befördert, nahm Wrede 1805, als Baiern, mit Napoleon verbündet, 25600 Mann, 2983 Pferde, 48 Geschütze unter General Deroy zum Kriege gegen Oesterreich stellte, anfangs unter dem Befehle Bernadotte's, später selbständig an demselben theil und zeichnete sich durch Umsicht und Kühnheit aus. Nach dem Preßburger Frieden wurde er von seinem Könige mit dem Großkreuz des neu gestifteten Militär-Max-Joseph-Ordens belohnt, und bald darauf erhielt er auch

das Großoffizierkreuz der französischen Ehrenlegion mit einer Pension von 5000 Francs. Nach dem Beitritt des neuen Königreichs Baiern zum Rheinbund war Wrede ein eifriger Vertreter der Tendenz des Cabinets, Baiern zum Range einer europäischen Macht zu erheben, was dem Staate indeß nur große Opfer und viele Verdrießlichkeiten eintrug.

Durch eine gefährliche Erkrankung wurde er verhindert, dem Feldzuge 1806 beizuwohnen; er vermochte erst im März 1807 sich über Warschau nach Pultusk zu begeben, wo er das Commando der Division übernahm und glücklich gegen die Russen kämpfte. Der aus diesem Feldzuge herstammenden Beschuldigung, er habe in der Zeit zwischen dem 23. Februar und 8. März 1807 im Schloß Oels sich das Silberzeug angeeignet, wird in dem Buche dadurch entgegengetreten, daß Wrede erst am 17. März von München abgereist und nach Ausweis einer Meldung des Kronprinzen in der Nacht vom 4. auf den 5. April in Pultusk eingetroffen sei, und damit das Alibi als nachgewiesen erklärt.

In dem Kriege gegen Oesterreich commandirte Wrede eine der drei Divisionen, welche Baiern zu stellen hatte; er zeichnete sich durch persönliche Tapferkeit aus und nahm hervorragenden Antheil an der Entscheidung der Schlacht bei Wagram, in der er durch eine Kanonenkugel verwundet wurde. Bald geheilt, half er schließlich die Unterwerfung Tirols durch die bairischen Truppen vollziehen. Seine Verdienste im Feldzuge 1809 belohnte Napoleon durch die Ernennung zum französischen Reichsgrafen mit einer jährlichen Einnahme von 30000 Francs, für welche ihm später mehrere Herrschaften im Innviertel als Mannslehen angewiesen wurden und auch nach Napoleon's Sturz erhalten blieben.

Im Jahre 1811 ging er, seit dem 1. Januar General der Cavalerie, nach Paris; bei einer der kaiserlichen Jagden in Fontainebleau kam es gelegentlich des Gesprächs über einen Feldzug gegen Rußland zwischen Napoleon und Wrede, der als selbständiger Charakter seine Meinung nicht vorenthielt, zu einer Scene, welche die beständige Abneigung Napoleon's gegen Wrede zur Folge hatte, aber auch diesen überzeugte, daß die Zukunftspläne des Imperators das Schicksal seines Königs als unsicher erscheinen ließen. Wrede führte eine der beiden Divisionen, welche Baiern zu dem Kriege gegen Rußland 1812 stellen mußte und die mit dem zweiten französischen Corps die linke Flanke der gegen Moskau vordringenden Hauptmasse zu decken hatten; nach dem Tode des Generals Deroy übernahm er das Commando der äußerst zusammengeschmolzenen bairischen Truppen und hatte die Zumuthung des Marschalls Gouvion St.-Cyr, einen französischen General als Brigadecommandeur anzunehmen, zurückzuweisen, wodurch zwischen beiden eine dauernde Spannung herbeigeführt wurde, um so mehr, da er sich nach seinen hervorragenden Leistungen in den Kämpfen am 18. und 19. August zurückgesetzt glaubte. Als nun gar der durch den Tod Deroy's erledigte Großadler der Ehrenlegion ihm nicht verliehen wurde, empfand er einen tiefen Groll gegen den Kaiser, und Eingeweihte halten diese Thatsache für die Ursache zu der Verbitterung, welche bei Wrede seit 1812 gegen das französische Bündniß immer mehr hervortrat. Trotzdem war er mit äußerster Hingebung bemüht, die Trümmer der großen Armee auf dem Rückzuge zu decken, kämpfte noch mit den letzten 300 Mann bei Wilna; dann sah er auch die bairische Armee vernichtet.

Nach dieser Katastrophe 1813 ins Vaterland zurückgekehrt, widmete sich Wrede der Organisation der neuen Streitkräfte. Während dieser Rüstungen wurde Napoleon gegenüber große Zurückhaltung gezeigt; dann, als Oesterreich offen zu den Verbündeten übertrat, begann Baiern die Unterhandlungen, welche den Vertrag von Ried zur Folge hatten. Wrede gebührt das Verdienst, den rechtzeitigen Uebertritt Baierns zu den Verbündeten herbeigeführt und den Einfluß des mächtigen Franzosenfreundes Montgelas bekämpft zu haben. Als ihm dies gelungen war und er mit den ihm unterstellten 50000 Baiern und Oesterreichern dem Main zuzog, nahm er noch Gelegenheit, den König von Würtemberg zu den Verbündeten hinüberzuziehen. Leider gelang es Wrede bei Hanau infolge ungünstiger Aufstellung und unnöthiger Schwächung durch Detachirung nicht, Napoleon mit dem Reste seiner geschlagenen Armee vom weitern Rückzuge abzuhalten; aber er zeigte bei diesem ersten Kampfe auf Seite der Verbündeten, daß es ihm Ernst mit dem Schlagen sei; in glänzender Tapferkeit beim Sturm auf Hanau den Truppen voran, erhielt er eine Flintenkugel in den Unterleib, welche er bis an sein Lebensende in seinem Körper mit sich trug.

Bei den Besprechungen über den Gang der künftigen Operationen ging Wrede's Rath stets in Uebereinstimmung mit Blücher und Gneisenau dahin, mit ganzer Macht und so schnell als möglich nach Frankreich und zwar gegen Paris vorzudringen. Wieder genesen und an der Spitze einer bairisch-österreichischen Armee, war er Schwarzenberg unterstellt; mit der Langsamkeit der Operationen und dem geringen Ernste des Oberfeldherrn nicht einverstanden, setzte er sich mit Blücher in Verbindung und hegte den Wunsch, im Verein mit diesem zu operiren. Wenn auch durch Schwarzenberg an solchem eigenmächtigen Handeln verhindert, suchte er doch als entschlossener General an den Feind zu kommen, ging dahin vor, wo der Hauptkampf zu erwarten stand, und so gelang es ihm, durch sein selbständiges Eingreifen wesentlich zu dem Siege bei Brienne beizutragen. Im Februar zum Feldmarschall befördert, widerrieth Wrede nicht nur den von Schwarzenberg vorgeschlagenen Rückzug auf Langres, sondern drängte vielmehr stets zur Offensive, griff entscheidend bei den Kämpfen an der Aube mit ein und that sein Möglichstes, um den Gedanken eines mit Blücher gemeinschaftlichen Vorgehens der Hauptarmee gegen Paris endlich zur Ausführung zu bringen. In Paris bewirkte er die Rückgabe eines großen Theils der von den Franzosen im Laufe der Zeit geraubten Gemälde, seltenen Bücher u. s. w. und erwarb

für Baiern die Gebietstheile Würzburg und Aschaffenburg. Zur Belohnung für seine Leistungen wurde er im Juni 1814 in den Fürstenstand erhoben, 1815 erhielt er als Mannslehen das Fürstenthum Ellingen mit einer jährlichen Rente von 50000 Gulden.

Auf dem Wiener Congreß vertrat Wrede Baiern, wobei sein rücksichtsloses Benehmen zu einem ungünstigen Ausgang der Territorialfrage beitrug; der Feldzug 1815 brachte für ihn keine Gelegenheit zu besondern Leistungen.

Während der Friedenszeit von 1816—38 war er nicht allein bei der Reorganisation der Armee und für die kriegstüchtige Ausbildung derselben unermüdlich thätig, sondern er übte auch in den politischen Angelegenheiten durch sein Auftreten für die Aufrechterhaltung der Verfassung und für Ablehnung der Forderungen der Curie betreffs des Concordats einen wohlthätigen Einfluß aus.

Nach dieser Uebersicht bleibt uns nur noch übrig, das mit militärischem Freimuth geschriebene Werk auf das wärmste zu empfehlen und hinzuzufügen, daß es bei äußerer guter Ausstattung mit einem saubern Porträt des Fürsten versehen ist.

2. Zieten, das alte Husarengesicht. Von Ernst Graf zur Lippe-Weißenfeld. Mit Bild und Unterschrift nebst Kärtchen zum „Zietenritt" am 20. Mai 1745. Berlin, Militaria. 1880. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Da der 8. October 1880 der hundertfunfzigjährige Gedenktag an den Eintritt Hans Joachim von Zieten's („des alten Husarengesichts", wie ihn Scherenberg in dem Epos „Leuthen" kennzeichnet) in das Husarencorps war, hat Graf zur Lippe Anlaß genommen, in den vorliegenden Gedenkblättern einen biographischen Rückblick zu richten auf die thaten- und ruhmreiche Laufbahn des „Vaters" Zieten, des „Zieten aus dem Busch", wie ihn das Heer nannte, wie er im Munde des deutschen Volks fortleben wird. Mit der ihm eigenen großen Gründlichkeit und Sorgsamkeit der Quellenforschung ist der Verfasser darauf bedacht, nur dem thatsächlich Feststehenden über seinen Helden Geltung zu verschaffen und reiht in seiner geistvollen Schreibweise fesselnd Unbekanntes und Bekanntes, Neues und Altes aneinander. So birgt die kleine Schrift eine Fülle des Werthvollen und als wahr Verbürgten; bei dem Versuche, einen Einblick in den Inhalt zu gewähren, liegt für den Referenten die Gefahr vor, einen abgeschwächten Excerpt zu liefern oder seiner Besprechung eine Ausdehnung zu geben, die bei dem vielen Hochinteressanten die gebotenen Grenzen überschritte. Wir beschränken uns daher darauf, nur nachzuweisen, wie es dem Helden, dessen Andenken es gilt, nicht beschieden war, von Anfang an vom Glück und den Umständen getragen zu werden, daß er vielmehr eine Jugend voll Entsagungen und reicher Prüfungen durchleben mußte, bevor es ihm gelang, die Verwendung zu finden, in der er durch glänzende Leistungen sich zur Ehre, dem Vaterlande zum Besten bewähren sollte.

Trotz seiner schwächlichen und unansehnlichen Körperbeschaffenheit trat Zieten 1715 mit 16 Jahren bei der Infanterie ein; während neunjähriger, gewiß nicht leichter Dienstzeit erfuhr er als ältester Fähnrich, wol „weil er klein von Gestalt und von schwacher Stimme für das Commandiren" war, mehrfache Zurücksetzungen bei der Beförderung zum Lieutenant, und mehrfache Immediatgesuche und Beförderungsvorschläge hatten seine Demission im August 1724 zur Folge. Ein Jahr darauf war ihm das Glück günstiger; im Unbehagen über seine nichtmilitärische Thätigkeit wagte unser schlauer Held, als er bei zufälliger Anwesenheit in Berlin die Vermehrung der Cavalerie in Erfahrung brachte, Friedrich Wilhelm I. seinen Wunsch um Wiederanstellung vorzutragen, welche dieser wohlgelaunt mit einem auf den 1. August 1724 vordatirten Lieutenantspatent im neu zu errichtenden litauischen Dragonerregiment gewährte. Nach drei Jahren voll reicher menschlicher und soldatischer Erfahrungen wurde er aber infolge eines dienstlichen Zwistes mit seinem nächsten Vorgesetzten vom Kriegsgericht zu halbjähriger Festungsstrafe und Cassation (Dienstentlassung) verurtheilt. Während der Festungshaft und während des nun folgenden dreijährigen Aufenthalts auf dem väterlichen Gute fand Zieten wohl Gelegenheit, sich im Schweigen und im scharfen Denken beim Lesen und Schreiben zu üben; immer beschäftigte ihn der Gedanke, wie er sich noch eine militärische Laufbahn eröffnen und etwas aus sich machen könnte. Dies brachte ihn darauf, abermals in Berlin seine Wiederanstellung anzustreben. Indem er seine Angelegenheit zweien Generalen, die zu des Königs Gesellschaftern und Berathern gehörten, vortrug, erweckte er deren Mitleid, und der eine von ihnen, General von Buddenbrock, kam durch Zufall in die Lage, dem ehemaligen Dragonerlieutenant helfen zu können. Beauftragt vom Könige, für eine Freicompagnie des im Jahre 1721 errichteten Husarencorps eine passende Persönlichkeit als Lieutenant vorzuschlagen, empfahl der General aufs beste den wegen unverschuldeter Händel cassirten Zieten und erhielt nach einigem Zögern die Genehmigung des Königs. So wurde Hans Joachim von Zieten am 8. October 1730 Husarenlieutenant, und hiermit begann er die thatenreiche Laufbahn, auf der er, zunächst von Friedrich Wilhelm sorglich angeleitet, auch mit Strenge auf die Leistungen eines richtigen Husaren hingewiesen und später durch Friedrich den Großen weiter gebildet, zum „altpreußischen Husarissimus" und siegreichen General heranwuchs und sich seinen Ruhm in treuer Pflichterfüllung rechtschaffen und mühevoll erwarb.

Das höchst empfehlenswerthe Buch ist mit einer vortrefflichen Photographie Hans Joachim von Zieten's geziert und weist auf einem Kärtchen dessen berühmten Ritt mit seinem Regiment durch die österreichische Stellung nach Jägerndorf zum Markgrafen von Schwedt nach.

Neue Romane und Novellen.

1. Verschneit — Verweht. Roman von E. Vely. Herzberg a. H., Simon. 1881. 8. 4 M.
2. Im Zenith. Von E. Juncker. Berlin, Janke. 1880. 8. 2 M.
3. Ein Vermächtniß. Original-Erzählung von Elisabeth Klee. Leipzig, Dörffling u. Franke. 1880. 8. 4 M. 50 Pf.
4. Irmela. Eine Geschichte aus alter Zeit von G. Steinhausen. Mit Titelbild von W. Steinhausen. Leipzig, Böhme. 1881. 8. 3 M. 60 Pf.
5. Mylady. Roman von Hans Wachenhusen. Stuttgart, Hallberger. 1881. 8. 5 M.
6. Mein Onkel Don Juan. Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Hans Hopfen. Zwei Bände. Berlin, Schneider u. Comp. 1881. 8. 9 M.
7. Das Dampfhaus. Von Julius Verne. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Bände. (Bd. 35 und 36 seiner Schriften.) Wien, Hartleben. 1881. 8. 5 M. 40 Pf.
8. Der Triumph des 19. Jahrhunderts. Von Julius Verne. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Bände. (Bd. 37 und 38 seiner Schriften.) Wien, Hartleben. 1881. 8. 5 M. 40 Pf.

Fast durchweg kleinere Romane, von einem Verfasser Novellen; Lebens- und Gesellschaftsbilder, auch wol tiefgreifende Herzensgeschichten, ganz überwiegend aus dem Leben der Gegenwart. Zwei gehen in frühere Zeiten zurück, fallen aber durchaus nicht ins Kapitel des historischen Romans; drei spielen weit draußen in fremden Landen, gehören aber ebenso wenig der Reiseliteratur zu. Individuelle Schicksale und Porträts aus dem Gesellschaftsleben von heute oder ehemals, von nah oder fern sind der durchgehende Inhalt all dieser Literaturproducte.

Der Roman „Verschneit — Verweht" von E. Vely (Nr. 1) ist kurz, aber von einschneidender Wirkung. Es ist da wieder einmal eine originelle Situation, und eine nicht gewöhnliche Kraft, die sich an sie gemacht hat.

Ein junger Graf Geroldingen, geistig so ziemlich Null, ist eine von seiner hochmüthigen altaristokratischen Familie mit großem Aerger angesehene Mesalliance mit der Künstlerin Napoleone Holm eingegangen und bezieht eben nach dem Tode des unversöhnlich gebliebenen Vaters das Ahnenschloß. Gutsnachbar ist der große Industrielle Konrad Dirksen, im vornehmsten Sinne des Worts ein self-made-man von gewaltiger Thatkraft und weitem Blick, fast herrisch, kurz und bestimmt, verheirathet an ein gutmüthiges, aber fast puppenartiges Wesen, das ihn nicht versteht. Die erste, zufällige Begegnung zwischen Napoleone und Konrad, den zwei gleichartig hochsinnigen Seelen, die bis dahin die Glut der wahren großen Liebe nicht empfunden, ist für sie verhängnißvoll; sie fühlen sich unwiderstehlich angezogen und haben doch beide ein zu strenges Pflichtgefühl, um sich etwas zu vergeben. Wie soll der Kampf in den zwei edeln und unglücklichen Herzen enden? Nun, er endet rasch und blutig mit dem Leben. Bei einem Arbeiteraufstande fängt Napoleone einen für den bedrohten Industriellen bestimmten tödlichen Streich auf und sinkt sterbend zusammen. Er will das Leben auch nicht mehr tragen, eröffnet dem Grafen kurzweg, in welcher Beziehung zu seiner Gattin er gestanden, und fällt nun im Duell von dessen Kugel. Die beiden gequälten Seelen, die für einander bestimmt waren, ohne sich finden zu dürfen, haben Ruhe oder, nach dem energisch festgehaltenen Glauben des seltenen Mannes, sie gehören sich in einem bessern Leben an. Die Hinterbliebenen, leichten Schlags, trösten sich.

Eine Klassen- oder gar Rassendifferenz spiegelt sich in der Zeichnung der reizenden, luftig freien Villa des Fabrikherrn und umgekehrt des düster schweren, massig drückenden Grafenschlosses, sowie im Leben der beiderseitigen Insassen. Dieser Graf Hans Geroldingen, der einst in Italien nahe daran war, im Wüstlingsleben zu verkommen, dann aber durch die Tochter aus dem Volke, die geistvolle Malerin, gerettet wurde, die den unmännlichen Gesellen aus einer Art von misverstandenem Mitleiden heirathet; dazu die ganze Sippe der vornehmen Verwandten, arm und reich, Etikettenfiguren, entweder in gähnender Langeweile oder in kostbarer Genußsucht ein nutzloses Leben vertrödelnd; auf der andern Seite das Porzellanfigürchen der Frau des auch äußerlich kraftvollen und mächtig aufragenden Fabrikherrn, ein niedliches Spielzeug, ganz gutmüthig, weiter nichts: alle die leicht wiegenden Gestalten bilden die fast komisch berührende Folie jener zwei Hauptpersonen, und es ist eine glücklich ergänzende, fast nothwendige Folie; die Tragik in den beiden wäre sonst bedrückend, die Zeichnung zu lastend. Aeußerlich geht der Doppelconflict durch: einmal zwischen den verrosteten alten Geschlechteransprüchen und der gewaltig schaffenden und erfindenden modernen Intelligenz, andererseits zwischen Kapital und Arbeit, die sich doch im Getriebe unsers rastlos ankämpfenden Gesellschaftslebens friedlich die Hand reichen, sich stützen und heben sollten. Aber nicht dieser äußere Widerstreit, der freilich die letzte Entscheidung bringt, macht das eigentliche Leben des Romans aus; weitaus wuchtiger, interessanter, spannender ist der innere Kampf in den beiden Herzen: es ist ein doppeltes Seelenbild tiefgehender Art, nicht vom gewohnten Schlage. Es gemahnt uns fast an eine Art dramatischer Kunst im Aufbau des Romans, daß wir eine bestimmte bedeutsame Scene ganz eigentlich als die Peripetie des Stücks bezeichnen dürfen: das ist jener denkwürdige Moment, wo Dirksen nach geschehener Aufforderung die Gäste vom Schloß, die junge Gräfin unter ihnen, in sein Arbeitszimmer führt. Da finden sie unter Stößen von Acten und Rechnungen, von Maschinenzeichnungen und Entwürfen auch eine Kunstmappe, die der Besitzer hochhält. Und was ist ihr Inhalt? Aquarellen aus Scheffel's tiefsinnigem Gedicht „Irregang", einst entworfen von Napoleonens Hand, als sie noch die einfache Malerin war, längst von Dirksen geschätzt und sorglich aufbewahrt, ehe er die Künstlerin kannte: also ein sympathisches Band, das unbewußt die Natur um die beiden

geschlungen. Der Fund ist entscheidend. Einmal enthüllt er ihnen, was sie sich selber so gern verborgen, was sie unausgesprochen im Halbdunkel gelassen hätten: die nicht mehr abzuweisende gegenseitige Liebe. Aber die Bilder verkünden auch prophetisch ihr eigenes unabwendbares Schicksal; was kommen muß, ist nur eine veränderte Reproduction der ergreifenden Schlußscenerie des Gedichts, die der Sänger und der Maler wiedergegeben haben, wie folgt:

Das letzte Blatt — eine traurig öde Felsengegend voll Schnee, mit niedergebogenen Fichten, stellte es dar; kein Weg, kein Steg, kein lebend Wesen rings sichtbar. Es emporhaltend, ließ der blonde Mann seine Stimme in voller Weihe ausklingen:

Ich glaube, den Wandrer im Narrenkleid
Hat Schnee und Sturmnacht vergraben;
Verschneit — verweht; verweht — verschneit!
Er wollt's nicht anders haben.
Du weiblicher Meister Irregang,
Sag' an, wo bist du geblieben?
... Die Flocken fliegen in wirbelndem Drang,
Stäuben zusamm ... und zerstieben.

So wird den beiden Schicksalsmenschen geschehen — „Verschneit — verweht!"

Es ist eine tüchtige Arbeit, über den Kreis der flachen Tagesproduction hinausgreifend. Die Entwickelung von Held und Heldin trägt eine unzweifelhafte Größe in sich und ebenso zweifellos tief gegründete psychische Durchdringung; und das ist entscheidend, da liegt der ganze Kern und Werth. Die Handlung geht rasch, ohne sich zu überstürzen; es ist in ihr ein kraftvolles Gepräge. Der Stil ist einfach, natürlich, ohne alle Prätension.

Dieser Schriftstellerin nächst verwandt erscheint der folgende Autor Karl Juncker in „Im Zenith" (Nr. 2). Es sind vier nach der Zeit ihres Entstehens ziemlich weit auseinanderliegende Erzählungen eines Verfassers, der dem Berichterstatter bisjetzt unbekannt geblieben ist: „Was die Sterne lehren" (1878); „Die Frau des berühmten Mannes" (1867); „Die Lebensmüden" (1875); „Der getreue Eckart" (1879).

„Was die Sterne lehren", ist diesmal die rechte Liebe und die Einkehr ins eigene Herz; die Geschichte ist sehr einfach: Die kleine Elsa, verwaist, ist durch Onkel Edwin, einen Professor der Astronomie, erzogen worden. Ernstern Wesens, als Mädchen gewöhnlich sind, hat sie an den wissenschaftlichen Beschäftigungen ihres Erziehers Antheil genommen und sich ganz da eingelebt. Da schleicht sich ein glatter Offizier ein; sie vermeint ihn zu lieben und ist, in Zagen und Zweifel lebend, eben daran, ihn zu heirathen, als ein glücklicher Zufall noch in der zwölften Stunde das jedenfalls nicht glückliche Band löst und zugleich der Kleinen und dem Erzieher die Augen darüber öffnet, daß sie sich eigentlich gegenseitig von Herzen lieb haben und für einander bestimmt sind, wozu der Leser Ja und Amen sagt.

„Die Frau des berühmten Mannes" erzählt noch weniger. Weiter nichts, als daß sie bei aller Liebe, die sie für ihren geistig bedeutenden Gemahl empfindet, doch recht von Herzen unglücklich ist, weil der Mann, eine medicinische Berühmtheit, für seine vernachlässigte Frau keinen Augenblick Zeit hat, nichts anderm lebt als dem fieberhaft gespannten Ehrgeiz, weit greifenden Planen und einer ganz nach außen gerichteten aufreibenden Thätigkeit. Da greifen das Schicksal und ein wohlmeinender Jugendfreund ein; der Mann wird plötzlich zur Selbstschau gebracht, kehrt ins eigene Herz ein und findet sich nun erst reuig und liebend zur feinfühligen Gattin zurück.

„Die Lebensmüden" können ihre Geschichte ebenso kurz erzählen. Ein noch junger Mann, dem sündige Liebe für lange jeden Lebensgenuß verekelt, und ein sinniges Mädchen, welcher der französisch-deutsche Krieg den Geliebten geraubt, meinen so halb und halb mit dem Leben abgeschlossen zu haben und nicht mehr leben zu können; da werden sie durch den Zufall in einem Seebade zusammengeführt, und in beiden erwacht die Liebe wieder; der Ermüdung folgt nun erst, da beide gereift und geprüft sind, die echte Lebenskraft und damit das Glück.

Genau so einfach ist das Schlußstück „Der getreue Eckart": ein hochbegabter und hochsinniger Mann und eine blasirte vornehme Frau, die er vom geistigen Verderben rettet. Hoch interessant ist die Beziehung dieses fast herrisch auftretenden und doch so ungemein fein und tief fühlenden, in der wissenschaftlichen Welt berühmten Forschungsreisenden Eltzholz zu der wunderschönen, reichen und unglücklichen Kaufmannsfrau; interessant die Heilmethode, die er zu ihrer Rettung einschlägt, das Rechte treffend. Der schönen bleichen Frau ist eine leidenschaftliche Jugendliebe grausam zerschlagen worden, und da ist sie eine brillante Convenienzheirath eingegangen, ohne es auch nur zur rechten Zerstreuung oder zum erfreuenden Genuß der großen äußern Güter zu bringen. Ihr Herz ist gestorben, und auch ein begabter Knabe bringt es nicht mehr zum Leben. Ohne ihre Familienpflichten formell zu verletzen — dafür ist sie zu stolz —, treibt sie mit nicht gewöhnlichen jungen Männern, die regelmäßig Kopf und Herz an die gefährliche Sirene verlieren, eine sehr gewagte geistige Koketterie. Da kommt der getreue Eckart; er weckt das bessere Sein wieder in ihr auf: er, der selber das schöne Weib glühend liebt, ohne daß er es doch gestehen will noch darf. Es ist sein letzter Abend im Vaterlande. Er hat sich — dazu wirkt gewiß neben dem Forschungstrieb auch die unglückliche Liebe mit, aus deren Bereich er sich um jeden Preis retten will — eben zu einer neuen gefährlichen Expedition in die Libysche Wüste engagirt und nimmt ein gewisses Gefühl mit auf den Weg, daß er nicht zurückkehren wird. Da sind die letzten geweihten Stunden noch dem Weibe seines Herzens, ihrer Rettung bestimmt. Er erzählt ihr zwei Geschichten aus ihrem eigenen frühern Leben; zeigt ihr an sich selbst, dem festen und hohen Mannescharakter, daß es noch treue, uneigennützige Liebe, noch echten Menschenwerth im Leben gibt; überzeugt sie, daß auch sie, die wenigstens glückliche Mutter

sein könnte, noch eine Lebensaufgabe, eine würdige Bestimmung hat, und scheidet, nicht ohne daß er sie in seine eigene lichte Höhe gehoben, der leeren Alltäglichkeit entrissen, sie bleibend gerettet hat.

Die Krone unter den vier Erzählungen gehört der zweiten und vierten; sie sind am meisten vertieft, haben am meisten Seele. Uebrigens ist sich der Autor überall gleich, mag die Situation, wie die letzte Erzählung sie vorführt, auch eine ganz außergewöhnliche, eine höchst selten im Laufe des Menschenlebens derart auftretende sein. Die ersten drei dagegen fußen ganz in der Wirklichkeit. Der Fleck, auf dem sie stehen, ist durchaus realer Boden; die Haltung freilich und die Charakteristik sind ebenso entschieden ideal. Der Conflict in der zweiten Erzählung stimmt genau mit dem, was der geistreiche Robert Byr jüngsthin ebenfalls in einer seiner kürzern Arbeiten dartegte: es ist eben das Problem, das der letztere unter dem Titel „Der Weg zum Herzen" vorführte, und die Lösung ist die gleiche. Natürlich aber ist der Gang der Geschichte bei zwei Autoren, die wol in gar keiner Berührung stehen, sehr verschieden.

E. Juncker hat mit den einfachen vier Erzählungen unsere Liebe gewonnen; es scheint da eine neue Kraft aufgestanden, die ich der ersten heute besprochenen genau zur Seite stelle. Die gleiche seelische Durchdringung, die in die Tiefe geht; derselbe hochsinnige Zug von idealer Getragenheit, die doch den Boden des Lebens nicht verläßt; dieselbe Vornehmheit der Charaktere. Es ist Seele in dem Autor, und er hat ein gut Theil davon in diese einfachen Lebens- oder Herzensgeschichten ausgegossen. Die Kunst der Erzählung, ungesucht, frei und frisch, das Arrangement und die ganz einfach wirkende Maschinerie: alles verräth bedeutendes Talent. Wie er die Conflicte löst, wie er fein die Erzählungen aus dem Leben der Personen selbst anbringt, wie er die leichten Mittelspersonen, dann und wann mit lachendem Humor, ins Spiel zieht: alles das bekundet eine gewandte Hand. Bleibt unser Autor geistig gesund, hält er sich frei von der Künstelei und Verflachung unserer Alltagsströmung, so hat er eine Zukunft vor sich.

Wesentlich anders steht es mit der Erzählung „Ein Vermächtniß" von Elisabeth Klee (Nr. 3), einer bis dahin mir ebenfalls unbekannten Verfasserin. „Ein Lebensbild" hätte sie füglich ihre Erzählung betiteln dürfen, oder auch „Ein Frauenbild". Alles Interesse concentrirt sich so sehr um die Frauengestalt Angela, daß sie in Wahrheit die Heldin der Erzählung ist und alles, was drum und dran hängt, auch die sämmtlichen mithandelnden Personen, mögen sie noch so bestimmend in die Handlung eingreifen, doch blos zu ihrer Folie da zu sein scheinen. Die Geschichte, das Interieur eines echten deutschen Familienlebens bloßlegend, ist so einfach als möglich und mit wenigen Worten umschrieben. Angela, die Tochter eines höhern Militärs, infolge eines unglücklichen Falles in der Jugend etwas contract geworden, im übrigen mit allen liebenswürdigen Herzenseigenschaften aufs reichlichste ausgestattet, hat ein Schwesterchen, Lili, von der sterbenden Mutter als Vermächtniß übernommen und widmet nun mit seltenster Treue und Aufopferung ihr ganzes Leben der Erziehung und dem Glück dieses feinen und schönen Geschöpfs, das sie wie ihren Augapfel hütet, bis dasselbe in glücklicher Ehe die richtige Lebensaufgabe findet. Das ist der Kern des Ganzen, ja es ist so ziemlich alles; denn die Schicksale der andern Personen, an deren Glück die mit seltener Selbstverleugnung ausgestattete Angela eifrig mitarbeitet, bleiben nebensächlich: die mütterliche Schützerin und der kindliche Schützling stehen immer im Centrum. Aber nicht blos diese Gestalt ist auffallend idealisirt; wir stoßen auch neben ihr auf lauter liebe und gute Menschen, und wäre nicht ein einziger junger Mann da, der auch nicht bös ist, sondern nur leichtsinnig und flatterhaft und auf einer willkürlich waghalsigen Unternehmung umkommt, daneben noch eine etwas leichtfertige Frau, wären nicht die zwei, so hätten wir allüberall nur Licht und Freude. Das ist zu viel des Guten. Diese ganze Familie Ritter: der militärisch pflichttreue Vater, der für das Vaterland stirbt; die ungemein zarte Mutter, nach Lili's Geburt sterbend; die beiden Schwestern selber, von denen die jüngere eigentlich wie eine lichte Fee getragen und gehalten, wie auf Wolken durchs Leben flattert; die in ruhigem Selbst gefestete Figur des hagestolzen und gutmüthigen Onkel Professors; auch die alte treue Hanne, die weniger Dienerin als ein solides Erbstück der Familie ist; dazu die befreundete Familie des Geheimraths mit Söhnen und Töchtern; endlich alle verwandten und bekannten, durch Heirathen verknüpften Kreise: das macht alles zusammen den Eindruck eines großen Haushaltungscomplexes, in dem auch alle das Beste wollen.

Es ist ziemlich viel Handlung in der Geschichte: Reisen, Familienfeste, Trauertage, Haushaltungs- und Erziehungssorgen, Briefe und Tagebuchblätter, Heirath und Tod u. s. w., alles spielt mit. Ziemlich viel Handlung, aber noch mehr Gleichförmigkeit, und wir kommen nicht über einen gewissen eng umschriebenen Horizont hinaus. Der Ton ist gemäßigt, mit etwas frommem Anklang. Es ist alles an dem Product correct, nur zu correct, die Meinung die beste der Welt; aber es fehlt etwas, das sich nicht ersetzen läßt: der rechte poetische Hauch liegt trotz alles Idealisirens der Personen über dem ganzen Gebilde nicht; wir werden in einer behaglichen gelinden Wärme der Stimmung erhalten, aber wahrhaft tief angesprochen nicht. Das ist Fehler des Talents; es bleibt mir überhaupt sehr fraglich, wie viel Talent dem Autor innewohnt. Ich finde an dem ganzen Stück sehr wenig zu tadeln und ebenso wenig zu loben: das ist das Schlimmste, was ich darüber sagen kann und mag.

G. Steinhausen führt uns in seiner „Irmela" (Nr. 4) ein culturgeschichtliches Bild vor. Wir werden in das 14. Jahrhundert zurückversetzt und athmen ganz die Luft jener Zeit. Individuell gefaßt ist es die Doppelgeschichte von Vater und Sohn; die Erzählung ist diese:

Ein stolzer deutscher Ritter ficht mit in den italienischen Kämpfen, gewinnt hier die Liebe einer herrlichen Jungfrau, die an einen andern versprochen ist, entführt sie und erschlägt bei diesem Fluchtversuch den Bruder der Geliebten, seinen Freund. Dann zieht er geächtet in Deutschland umher. Als die Gattin im Verlauf erfährt, wer der von ihres Mannes Hand Erschlagene gewesen, schaudert sie zurück und verläßt mit ihrem jungen Knäblein den unglücklichen Gatten auf immer; von ihr hört er nie wieder; den Sohn führt ihm der Zufall spät entgegen, als er längst der Welt entsagt hat und seine alten Tage in der Einsamkeit als büßender Klausner zubringt. Der Knabe selbst ist von der ebenso schwer unglücklichen Mutter dem Kloster übergeben und zum Mönchsleben bestimmt worden, und doch regt sich in ihm das ritterliche Blut, das ihn hinaustreibt in die Welt. Aber bevor er noch von dieser etwas gesehen, bereits im Kloster, erwacht in ihm ein besonderer Kunsttrieb, den er mit Erlaubniß des strengen Abts pflegen darf, und er schafft anmuthende Kirchengemälde. Gerade im Interesse seiner Kunst aber wird er hinausgesendet und nun in eine Reihe von Abenteuern verwickelt, deren Kern dieser ist. Der ritterliche junge Mann gewinnt und erwidert die Liebe eines kindlich naiven Burgfräuleins, das dann aber, nachdem er mit Schmerzen Abschied genommen, um wieder ins Kloster zurückzukehren, einem harten und stolzen Adelichen, den sie nicht mag, wider Willen verlobt wird. Da treibt es ihn, auf einer zweiten Ausfahrt in die Welt als Sänger an der glänzenden, aber nicht glücklichen Verlobungsfeier theilzunehmen; er gewinnt von der Hand der Geliebten den Preis, erregt aber zugleich die Eifersucht des herrischen Bräutigams, kommt mit diesem und dessen Mannen in Streit und wird in Klosterhaft gebracht. Um ihn aus der Klosterzelle zu retten, opfert Irmela sich selbst, ihrer Liebe entsagend; aber darob bricht ihr das Herz, und sie stirbt jung, noch unvermählt. Er pilgert nach Italien und lebt hernach, des gefährlichen Welttreibens satt, gänzlich zurückgezogen nur noch der kirchlichen Kunst.

Es ist ein vollständiges spätmittelalterliches Gesellschaftsgemälde. Sie sind alle da, die bestimmenden Hauptformen jenes Lebens. Da ist die klösterliche Welt mit ihren verschiedenen Insassen, den entweder von Jugend auf weltentfremdeten oder durch schwere Lebenserfahrung hineingeführten Mönchen und mit dem nach strenger Regel gebietenden Abt. Da ist das Burgherrenthum mit den markigen und den feinen Gestalten in der anheimelnden Stille des abgeschlossen zurückgezogenen Burgfriedens sowie im lärmenden Kampf und im prunkenden Weltgeräusch. Da ist das charakteristische Eremitenleben als strenge Bußübung. Da sind, besonders anmuthend und humoristisch, die fahrenden Sänger in den zwei so beliebten sagenhaften Gestalten des Klingsohr aus Ungarn und des Tanhäuser. Da ist die kirchliche Kunst mit ihren Gebilden; da die Kerkerhaft und das geistliche Gericht jener Zeit. Es sind darunter einzelne ganz reizende Bildchen. Ich zeichne aus: St.-Wigbert's Kapelle und Klause mit ihrem schwergeprüften alten Insassen, der sich Brun nennt, St.-Wigbert's Knecht und Einsiedel; die Elgeburg, sehr lieblich im Frieden des lindenbeschatteten Burghofs; die leichte Wanderschaft der Fahrenden mit allerlei humoristischen Abenturen; ein reizendes Thalgeläude, auf dem sich der stolze Festzug bei der unglücklichen Verlobungsfeier abhebt.

Daß Steinhausen, der im Titelbild einige seine Vignetten anbringen ließ, in geistigem Einklange mit dem Zeichner derselben steht, das mag man schließen aus der ganzen künstlerischen Gestaltung des Romans. Ohne daß die Handlung, die rasch verläuft, durchbrochen oder aufgehalten würde, lösen sich eine ganze Reihe seiner Genre- und Personenbildchen von ihrem Untergrunde ab, ganz derart wie Maler und Zeichner sie gern aufgreifen. Auch die Sprache hat ihr eigenthümliches Gepräge, da und dort etwas Archaistisches; es ist so ein leiser Anklang vom alten Sagenton, durchweg etwas Heimliches; wir gewinnen die Gestalten lieb. Ohne eine Schöpfung ersten Ranges zu sein — sie scheint in ihrer Einfachheit und Bescheidung auch gar nicht den Anspruch darauf zu erheben —, bietet dieses culturgeschichtliche Porträt doch eine gesunde Lektüre und trifft den Geist seiner Zeit.

Die folgenden Werke führen uns zum Theil oder ganz in fremde Lande.

Einen eigenen Eindruck macht der Roman des all bekannten Reiseschriftstellers Hans Wachenhusen: „Mylady" (Nr. 5). In der Form einer Reiseerzählung beginnend, geht er hernach in die ausgesprochene Criminalgeschichte über und nimmt in der Verschlingung, im ganzen Verlauf der Handlung jene Façon an, welche der Geschichte, falls sie in dramatische Form eingekleidet würde, ohne Frage den Namen des Intriguenstücks verschaffen müßte; ein Anflug dramatischer Entwickelung liegt ohnehin in ihr.

Der Vorgang ist kurz dieser: Jane Elstone in Singapore, noch halb Kind, hat nach dem frühen Tode des unbemittelten Vaters den geistig und körperlich gleich häßlichen, aber ungeheuer reichen Oberst Staunton geheirathet, weil das verwöhnte und zur Arbeit nicht fähige Kind der drohenden Perspective kommender Armuth entgehen will. Unter ihren hartnäckigsten Anbetern — sie ist eine Schönheit allerersten Ranges — zeichnet sich ein Herr Hartstein aus, auch für sehr reich geltend, Vertreter eines der großartigen indischen Häuser. Staunton schifft sich nach England ein, Hartstein, immer mit Hintergedanken, die ihm keine Ruhe lassen, fährt auf dem gleichen Schiffe mit. Der Oberst, finanziell schwer erschüttert, wird nach kurzer Zeit geisteskrank und stirbt im Irrenhause. Die ganz rathlos und einsam stehende Frau, vom Leben und den Menschen und vollends von Geschäften absolut nichts verstehend, hat in dem immer nahen und dienstbereiten Jugendfreund, für den sie übrigens nicht im geringsten eigentliche Liebe empfindet und dem sie auch gar nichts gewährt, doch eine Art Schützer zu finden gemeint, wozu noch der

Rath einer schändlich undankbaren diebischen Zofe mithilft. Sie geht zur Zerstreuung auf Reisen und nimmt unbedacht eine sehr große Summe mit, die der Oberst in Papieren bei sich führte. Sie übergibt diese behufs einer Art juristischer Conversion, die man ihr als Nothwendigkeit einredet, jenem Jugendbekannten, nachdem er in einem leidenschaftlichen Austritte die letzten Absichten auf den Besitz ihrer Person kundgegeben und kurz von ihr abgewiesen worden ist. Hartstein entpuppt sich als ein auch ökonomisch ruinirter Schurke, und die schwere doppelte Aufgabe ist, aus seinen Händen nicht blos das anvertraute Vermögen der dupirten Frau wiederzugewinnen, sondern ihre durch den Burschen böswillig und leichtfertig bloßgestellte Ehre zu retten. Das gelingt; denn so ganz schutzlos ist die junge Frau nicht: die resolute und thatkräftige Lady Ebbington, schon von Indien her ihre fast mütterliche Freundin und Beratherin, und noch weit wirksamer ihr Neffe, der im Grunde seiner Seele das noch so kindlich unschuldige wunderschöne Wesen inständig liebt, das in wenigen Wochen durch die furchtbar schwere Heimsuchung aus dem spielenden Kinde zum Weibe gereift ist, greifen so entschieden ein, daß die verleumderischen Gegner gestürzt, Ehre und Vermögen der Gefährdeten gerettet werden; sie wird Lord Ebbington's überaus glückliche Gattin.

Weitaus das Prächtigste von Wachenhusen's Roman ist die etwa ein Fünftel des Ganzen ausmachende Einleitung bis zu dem Moment, wo Staunton im Irrenhause, die Gattin, rathlos umherziehend, in Baden-Baden ist, durch ein von der schlauen Zofe vorgespiegeltes furchtbares Geheimniß über den Tod ihres Vaters vollends verwirrt; die Fäden sind geflochten, und von da an fällt die Erzählung ganz in Ton und Wesen einer unserer gewohnten Criminalgeschichten hinein. Die Thatsachen und Scenerien eröffnen sich auf einem prächtigen Dampfer, der sich auf den Dardanellen schaukelt. Die Zeichnung der wundervollen orientalischen Aspecte, des bald träumerischen, bald bewegten Schiffslebens und der kunterbunten Schiffsgesellschaft, vor allen die Porträts der schönen Lady und des häßlichen Obersten, die allerdings mit dem bis ins Kleinste gehenden künstlichen Raffinement und dem physiologisch-psychologischen Haut-goût entworfen sind, den wir von den Franzosen gelernt haben: all das ist imposant, hinreißend; es ist eine Meisterhand, die so malt; da ist Poesie und Leben, Farbe und Bewegung, Geist und Gestalt. Aber drei Momente heben auch die darauf folgende Criminalgeschichte über das Niveau des in diesem beliebten Fache Gewöhnlichen: die Raschheit und Sicherheit in Entwickelung einer nicht blos natürlich einfachen, sondern geradezu realistisch ablaufenden Handlung; die Einführung eines lebendigen psychischen Processes, wie nämlich unter dem Druck eines schweren Unglücksschlags binnen kurzer Frist ein noch halb kindisch unbedachtes Wesen zum denkenden Weibe wird; endlich die fast etwas tendenziös scharfe, aber ungemein lebenswahre Charakteristik jener vornehmen englischen Weltleute, die mit ihrer Tugend- und Ehrenhaftigkeit Staat machen, nicht selten auch etwas pietistisch frömmeln, und daneben die ausgesuchtesten Cirkel der gesellschaftlichen Klatschsucht, Verleumdung und Bosheit constituiren: that is gentleman- and lady-like. Die Figuren nehmen sich köstlich aus, vor allen das weibliche Musterexemplar.

Nehmen wir als Probe einen kurzen Passus aus jener einleitenden Prachtpartie:

Wir schwammen auf den krausen Wogen der Dardanellen. Die Sonne brannte mit ihrer ganzen Juliglut auf das Verdeck des Dampfers herab. Majestätisch schwamm das Schiff durch die blaue Flut, einen Berg von Schaumperlen und glitzernden Diamanten vor sich aufwühlend, die im Sonnenbrande vor uns zerstoben.... Hoch oben hinter dem Zeltdach des ersten Verdecks stand der Steuermann und drehte sein Rad mit unverwüstlicher Ruhe bald nach rechts, bald nach links, das Auge unverwandt geradeaus. Das Steuer knarrte ein Schlummerlied für die ganze Gesellschaft des ersten Verdecks; denn sie schliefen alle, wie sie da auf dem Schiff waren: Türken, Perser, Araber, Griechen und Franken. Auf allen Augenlidern hatte sich der Schlummer mit bleiernem Gefieder gelegt. Der Schweiß troff von den schlummernden bärtigen Gesichtern. Wäre der Steuermann nicht so unermüdlich gewesen, wäre der zweite Kapitän nicht in tiefen Gedanken auf dem Verdeck hin- und hergeschritten, man hätte uns für ein Todtenschiff, für den Fliegenden Holländer halten können.

Der letzte Deutsche für heute ist Hans Hopfen, einer unserer beliebtesten und gewandtesten Erzähler. Er führt uns diesmal mit seinem „Onkel Don Juan" (Nr. 6) auch mehr in die Weite, nämlich auf eine der kleinen Antilleninseln unter spanischer Herrschaft. Es handelt sich um kleine und große Dinge: um kleinere Fragen privater Natur, soweit sie das persönliche Schicksal des Erzählenden, der zugleich der Held des Stücks ist, berühren; aber daneben um große öffentliche Interessen, soweit die heimische Politik und angemaßte Kirchengewalt mit ihrer knechtenden Strömung hineinspielen und das Schicksal eines ganzen, bis dahin in idyllischem Frieden und glücklicher Weltabgeschiedenheit ruhenden Eilandes verderblich bestimmen wollen.

Der Onkel Don Juan gibt uns seine bewegte Lebensgeschichte zum Besten und damit — das ist der Kern — die ausreichende Erklärung, warum er Hagestolz geblieben. Es sind zwei Erzählungen. Die kürzere, einleitende spielt im Mutterlande selbst; sie ist furchtbar und führt uns den gräßlichen Untergang der älterlichen Familie des Helden durch die Hand einer Räuberbande vor. Das verbindende Mittelglied ist dann die ereignißreiche Ueberfahrt. Die weitaus größere Hälfte aber spielt sich mit dem als Offizier Ausgewanderten auf dem lieblichen Eiland ab, und drei Beziehungen zu Frauen sind entscheidend. Da ist es die rasch vorüberziehende berauschende Liebe zu einem wunderschönen, aber treulosen Weibe, mit dem der Enttäuschte nach kurzem bricht. Dann eine Art traulicher Freundschaftsbeziehung zu einer ganz eigenartigen Natur, die den schönen Offizier im Herzen freilich tiefer liebt, aber gleichwol sich energisch frei hält, das verhaßte Nonnenkleid, das ihr aufgebürdet worden, abwirft und mit einem

andern Manne glücklich wird. Endlich die Verlobung mit der Tochter eines spanischen Granden, die dann ins Mutterland zurück muß, und nach Jahren, als der Onkel selbst ebendahin kommt, stellt sich heraus, daß die Liebe bei beiden erkaltet, wirklich verjährt, der Zauber gebrochen ist. Die zwei trennen sich in Frieden; sie heirathet, er bleibt Hagestolz. Unterdeß läuft die große Intrigue mit, in welche unser Held sehr verflochten wird: Klage einiger ehrgeizigen Großen gegen den in ihren Augen zu milden, gegen die heidnischen Gebräuche der Eingeborenen zu nachsichtigen Gouverneur, der dann auch wirklich entlassen und durch einen härtern Altspanier ersetzt wird; Ausbeutungs- und Speculationsplane auf die vermutheten Reichthümer und Naturschätze der Insel; endlich klerikale Herrschaftsgelüste, die nichts Geringeres als die Schrecken der Inquisition einführen wollen. Schon ist das Schiff, welches die Schar der neuen königlich geistlichen Beamten und auch die Brandpfähle für die auserlesenen Opfer trägt, in Sicht der bedrohten Insel, als es von einem furchtbaren Sturm erfaßt und mit Mann und Maus begraben wird; der Himmel hat diesen Fleck Erde vor der schwarzen Brut bewahrt; einige Pfähle und ein todter Esel sind die Reste vom Schiffbruch.

Es fällt mir heute nicht ein, über die Manier des allbekannten Erzählers, die ich schon früher zu besprechen hatte, ein Wort weiter zu sagen. Es ist da die bis aufs Kleinste und Feinste gehende realistisch treue Beobachtung und die mit Humor gewürzte unerschöpfliche Unterhaltungsgabe. Was aber dem vorliegenden Product seinen besondern Charakter gibt, das ist die als etwas Originelles ganz besonders fesselnde Zeichnung der Sitten jener halb cultivirten Insulaner, worin den Gipfelpunkt ein höchst eigenartiges Nationalfest bildet, das ein weit ausgeführtes, förmlich ethnographisch-culturgeschichtliches Culturbild eigenster Art ausmacht.

Zur Charakteristik des leichten Stils und witzig unterhaltenden Humors folgende Stelle:

> Sie fragen, ob mein Onkel Don Juan denn so Großes geleistet hat. Ja nun, er hat gelebt, hat es verstanden zu leben und hat sich ausgelebt. Dünkt Sie das so gering?... Er mochte wol auch sonst noch etwas wie einige Verdienste um Vaterland und Menschheit haben. Ja, ja. Er hatte im Regiment Estremadura etliche Jahre gedient und sich dabei tapfer und fromm gerauft. Er hatte vordem in Salamanca die Rechte studirt, Fechten und Lautenschlagen gelernt und einen Pudel abgerichtet. Er hatte nachher am Hofe Seiner katholischen Majestät etliche Jahre verloren und einige Auszeichnungen gewonnen. Was galt uns das viel, uns, den Söhnen einer aufgeklärtern Zeit, uns, die wir mit Voltaire zu Bett gingen und mit Rousseau den Tag anfingen? Er verstand es, ein Sonett zu drechseln, eine Romanze zu singen und eine Geschichte gut zu erzählen. Das war schon viel mehr. Ach ja. Aber wäre er bei alledem ein griesgrämiger Nörgler, eine verdrießliche Perrüke, ein Ohm gewesen, der sich vor lauter Würde nicht zu lassen wußte, wir wären ihm nicht weit nachgelaufen. So aber!...

Ich schließe mit dem Franzosen Jules Verne ab. Es war mir schon oft Gelegenheit geboten, mich über die gleichzeitig französisch und deutsch erscheinenden Schriften des originellen Kopfes auszusprechen, weshalb ich hier auf die früher gegebene Kennzeichnung seiner interessanten besondern Manier verzichten und nur in gedrängtester Kürze über den Inhalt der vorliegenden letzten Bände referiren werde.

Der Autor führt uns diesmal durch Indien, und zwar, wie gewohnt, wieder auf einem seiner so ingeniös ausgedachten Bewegungsmittel. Sein „Dampfhaus" (Nr. 7) ist nichts anderes als eine kolossale und sinnreich construirte Straßenlocomotive in Form eines riesigen Elefanten und mit solcher Kraft und Biegsamkeit der Bewegung, daß sie mit aller Leichtigkeit nicht weniger als zwei vollständig möblirte Häuser, eins für die Herrschaft und eins für den Dienerstand, bis an den Fuß des Himalaja und weiter schleppt, auch als Schiff über die Ströme trägt.

Wir haben bei Verne immer die zwei Elemente auszuscheiden: die wunderbaren Erfindungen und nicht minder wunderbaren Schicksale seiner leitenden Personen; dann die großartigen Naturbilder und Scenerien.

Von letztern bringen unsere zwei Bände folgende Dinge: Schreckensscenen aus dem großen Sipahi-Aufstande, die ins Entsetzliche gehen — Gipfelpunkt des Gräßlichen ist das Blutbad von Khaupur. Die Pilger von Phalgu, eine indische Volksscene großen Stils. Gangeslandschaften und Himalajagegenden von imposantem Eindruck. Tigerjagden. Ein grandioser Orkan. Sehr eingehend und anschaulich die Jagd auf lebende Bestien für die Thiergärten und Menagerien Europas, wobei Verne wieder einmal ein rechtes Original von Menschen zeichnet. Im andern Kapitel: die interessante Construction des Stahlriesen oder künstlichen Elefanten bis auf die einzelnen Maschinentheile herunter; die ganze Partie sieht dem vollendeten Bau eines geistreichen Mechanikers oder Ingenieurs gleich.

Die Geschichte selbst ist ein Anhängsel des mächtigen indischen Aufstandes. Sie dreht sich um die letzten Schicksale von zwei Todfeinden aus jenem Kampfe: des englischen Oberst Munro und des indischen Rebellen Nabob Nana Sahib, eines von der englischen Regierung Geächteten. Die zwei haben sich gegenseitig auf so furchtbare Weise bekämpft und geschadet, daß für sie sogar auf dem ungeheuer weiten Boden Indiens nebeneinander kein Platz mehr ist, einer von ihnen muß umkommen. Und in seiner bekannten Weise wendet der Autor die Dinge so, daß erst der Engländer in Nana Sahib's blutbefleckte Hand fällt und eben hart daran ist, einen in raffinirtester Weise ausgesucht grausamen Tod zu erleiden, als sich das Blatt noch in der letzten Stunde wendet. Nicht blos entwischt der Engländer, ein Muster von Thatkraft und Besonnenheit, sondern er findet auch die längst verloren geglaubte Gattin wieder und bekommt den Todfeind in seine Hand, der denn auch ein nicht minder schreckliches, ein wieder recht ingeniös ausgedachtes Ende erleidet. Wunder über Wunder am Schluß, so natürlich uns Verne die Hergänge zu machen sucht. Gewiß muthet der immer

in ungeheuerlichen Einfällen sich ergehende Autor unserer Phantasie das Aeußerste zu, wenn er seine Geschichte also abschließt. In der letzten nach Nana Sahib's Willen ihm bestimmten Nacht ist der Oberst auf einer verlassenen Bergfeste vor die Mündung einer Riesenkanone gebunden, die ihn am Morgen in Stücke reißen soll; ein bereits auf wunderbare Weise entkommener Getreuer des Obersten aber hat den Weg in die Mündung der Kanone gefunden und bindet ihn los; auf dem Plateau ist gerade in dieser Nacht die „wandelnde Flamme" erschienen, und das ist niemand anders als die junge Lady Munro, die der untröstliche Gatte beim vorerwähnten gräßlichen Blutbad umgekommen meint, während sie im letzten Moment noch lebend aus dem Gemetzel davonkam, aber vor Schrecken irrsinnig wurde und nun seit sieben Jahren als halb verehrte und halb gefürchtete Unbekannte in den öden Landstrichen umhergeirrt ist. Der Gatte erkennt sie, trägt sie mit fort; die drei entkommen, werden aber hart auf den Fersen verfolgt, als die Begleitung des Obersten, die von ihm getrennt worden, gerade im rechten Augenblick eintrifft, um die Flüchtigen auf den Stahlriesen zu retten; dabei fällt ihnen der unerbittliche Erzfeind selbst in die Hände; sie binden ihn an den Rüssel des Elefanten, verlassen diesen im letzten Moment, und derselbe zerschmettert unter Hochdampfdruck an einer Felswand sich selbst und den schrecklichen Rebellenhäuptling. Es ist etwas excentrisch, und gleichwol scheint mir da im ganzen Verne's Phantasie etwas von ihrer Spannkraft verloren zu haben.

Seine zweite Arbeit: „Der Triumph des 19. Jahrhunderts" (Nr. 8), sei hier blos beiläufig erwähnt, da sie eigentlich gar nicht unter unser Kapitel fällt. Eine streng wissenschaftliche Arbeit, ist es eben die Fortsetzung und Vollendung seiner großen allgemeinen Geschichte der Entdeckungen, die er unter dem Titel „Die Entdeckung der Erde" mit den Bänden 29 und 30 seiner Schriften eröffnete, hernach unter dem neuen Titel „Die großen Seefahrer des 18. Jahrhunderts" in den Bänden 33 und 34 fortführte und nun eben mit unserm gerade auf diesem Gebiete so mächtig vorgeschrittenen Jahrhundert abgeschlossen hat. Ich wiederhole, was ich zur Kennzeichnung gerade dieser Arbeit früher anmerkte. Es ist fast erstaunlich, wie sich der Autor streng wissenschaftlich an die Thatsachen hält und geradezu nüchtern referirend vorgeht; es scheint, als habe er der Leserwelt, die er so lange und spannend an seine ungeheuerlichen Phantasiebildungen gewöhnt, beweisen wollen, daß er auch einer ganz andern Sprache und einer Mäßigung fähig sei, die jedenfalls niemand von diesem Kopf erwarten durfte. Dem ersten Kapitel, welches „Das Morgenroth eines Jahrhunderts der Entdeckungen" einleitend gezeichnet hat, schließen sich folgende Abschnitte an: „Erforschung und Colonisirung Afrikas"; „Die wissenschaftlichen Bestrebungen im Orient und die Forschungen in Amerika"; „Erdumsegler aus verschiedenen Nationen"; „Französische Erdumsegler" (zwei Abschnitte, an Freycinet und Bougainville anknüpfend); „Polarexpeditionen" (I Nordpol, II Südpol).

Er schließt in folgender tröstlich gehobenen Weise ab:

Jetzt also ist alles (— o nein, noch sehr viel nicht! —) bekannt, klassificirt, katalogisirt und bezeichnet. An uns ist es, die von unsern Vätern um den Preis so unendlicher Mühen und Gefahren eroberte Erdkugel nun auszunutzen, ihr erst den vollen Werth zu geben. Die Erbschaft ist zu verlockend, um nicht mit frohen Händen zuzugreifen! An uns ist es, mit allen durch die vorgeschrittenen Wissenschaften gebotenen Hülfsmitteln zu studiren, urbar zu machen und auszunutzen. Jetzt darf es keine brachliegenden Gebiete, keine undurchdringlichen Wüsten, keine unbenutzten Flüsse, keine unergründlichen Meere, keine unersteigbaren Höhen mehr geben. Wir überwinden alle Hindernisse, welche die Natur noch bietet. Die Landengen von Suez und Panama sperren uns die Wege, wir durchschneiden sie. Die Sahara erschwert den Verkehr zwischen Algier und dem Senegal, wir legen eine Eisenbahn durch dieselbe. Der Kanal zwischen England und Frankreich hindert zwei befreundete Völker, sich die Hand zu drücken, wir treiben einen Schienenweg unter demselben hin. Das ist unsere und unserer Zeitgenossen schöne Aufgabe.

J. J. Honegger.

Ein illustrirtes Hausbuch.

Ein Stern unter Sternen schwingt sich unsere Erde in gewaltiger Bahn um die Sonne und empfängt von ihr Licht und Wärme. Daß wirklich der Erdkörper, aus sehr großer Entfernung betrachtet, wie ein Stern, etwa vergleichbar dem Abend- oder Morgenstern, sich darstellen würde, ist eine völlig unzweifelhafte Thatsache. Zwar wird es uns niemals vergönnt sein, außerhalb unsers Weltkörpers Raum zu finden, wo unsere Füße ruhen könnten, und von dort aus die Erde zu betrachten; allein dies ist auch durchaus nicht erforderlich, um über die Stellung der Erde im Weltall klar zu werden. Eine Menge von Erscheinungen, deren Ergründung zu den größten Geistesthaten der Menschheit zählt, lieferte richtige Aufschlüsse über die Rolle, die unsere Erde im großen Weltenorganismus spielt. Es hat sich hieraus ergeben, daß der Weltkörper, auf dem wir wohnen, durchaus nicht, wie man Jahrtausende hindurch wähnte, der Mittelpunkt und Haupttheil des Universums ist, daß er vielmehr im Vergleich zum Weltall nur wie ein Sandkorn am Meeresstrande oder wie ein Tropfen im unermeßlichen Ocean anzusehen ist. So unbedeutend aber auch immerhin die Erde im Verhältniß zum Weltall erscheinen mag, so ist sie für uns doch natürlich der wichtigste Himmelskörper, und deshalb waren seit den frühesten Zeiten zahlreiche der schärfsten Denker bemüht, diesen unsern Wohnort immer besser kennen zu lernen. Man hat mit Glück danach gestrebt, seinen Bau im einzelnen zu ergründen, die Art und Weise seiner Entstehung zu erforschen, ja Berechnungen seines Alters und Vermuthungen über seine Dauer angestellt. Man kann den ganzen Erdball mit allen organischen Wesen, die seine Oberfläche bewohnen, betrachten als ein Buch, das aufgeschlagen vor uns liegt. Viele Seiten in diesem Buche sind allerdings noch unentziffert; dennoch ist es dem Menschen

gelungen, den Geist der Natur zu ergreifen und über das Spiel der flüchtigen Erscheinungen hinaus vorzudringen und zu erkennen, daß ein gemeinsames, gesetzliches, ewiges Band die ganze Natur umschließt.

Mit diesen Worten wird ein in der Herausgabe begriffenes Werk:

Die Erde und ihr organisches Leben. Ein geographisches Hausbuch von Klein und Thomé. Seitenstück zu von Hellwald's Erde und ihre Völker. Stuttgart, Spemann. 1880. Gr. 8. In Lieferungen zu 50 Pf.

eingeleitet, wovon zur Zeit 23 Lieferungen, zusammen 488 Groß-Octavseiten umfassend, dem Referenten vorliegen.

Diese Lieferungen besprechen, nach einer die Erde als Weltkörper im allgemeinen behandelnden Einleitung von 5 Paragraphen, in 15 Paragraphen das Meer mit seinen Niveauschwankungen, seinen Tiefen- und Temperaturverschiedenheiten, seinen Strömungen u. s. w.; in 19 Paragraphen das Wetter des Festlandes mit seinen periodischen Veränderungen, seinen Flußläufen, Quellen und deren Räthseln u. s. w.; in 18 Paragraphen das Land mit seinen verschiedenen Gestaltungen, seinen Wüsten, Gebirgen, Hochebenen, Gletschern, Feuerbergen, Bebungen u. s. w.; bisjetzt in einem Paragraph die Lufthülle in überaus klarer, fesselnder Weise, wie solches die Namen der beiden Autoren nicht anders erwarten lassen, und zahlreiche treffliche Textillustrationen schmücken das Buch und gewähren dem Leser einen eingehendern Einblick.

Die Absicht der Herausgeber und des Verlegers, daß das Buch ein gediegenes „Hausbuch" werde, an dessen Hand der denkende Mensch das große Buch der Natur, das aufgeschlagen vor seinen Blicken liegt, verstehen lerne, scheint dem Referenten bisjetzt in hohem Grade erreicht, weshalb er auch nicht ansteht, dasselbe schon jetzt, obgleich noch nicht die Hälfte des ganzen Werks vorliegt, als Hausbuch bestens zu empfehlen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von dem „Allgemeinen deutschen Literaturkalender für das Jahr 1881", welchen Heinrich Hart und Julius Hart herausgeben (Bremen, Fischer), ist der dritte Jahrgang erschienen. Dieser Kalender ist ein durchaus praktisch eingerichtetes Nachschlagebuch. Die beiden Herausgeber haben einen rühmenswerthen Fleiß bewährt; es sind beide noch sehr junge Männer; wir ersehen dies aus ihrem eigenen Kalender: Heinrich Hart ist 1855, Julius Hart 1859 geboren. In dem Vorwort danken sie für die Unterstützung, die ihnen von Autoren, Gelehrten, Journalisten, Verlegern und Vorständen literarischer Vereine durch mannichfache Mittheilungen und Correcturen zutheil geworden ist. „Gleichwol", fahren sie fort, „bleiben der Lücken nach verschiedenen Richtungen hin noch viele, doch hoffen wir, im nächsten Jahrgange wiederum mehrere derselben ausfüllen zu können. Daß möglichst jede Kritik aus dem Kalender verbannt werde und derselbe sich auf Thatsachen beschränke, war ein allseitiger Wunsch, und wir sind ihm diesmal mit der vollgewonnenen Ueberzeugung seiner Berechtigung nachgekommen. Jene Thatsachen reden ja auch für sich selbst durch ihre Fülle von Namen und Schöpfungen. Wer, und sei es der Bewandertste, kennt nur die Hälfte von jenen, wohin sind die meisten von diesen schon jetzt verschwunden, als ob sie nie gewesen wären. Und doch knüpft sich an jedes Geschaffene so viel Wunsch und Hoffnung, und doch hat jedes, wenn auch noch so geringe Wirkung geübt. Wie mancher Name auch, der jetzt noch im Gestrüpp der Menge verloren steht, wird höher und höher wachsen und seine Zweige vielleicht über Mit- und Nachwelt ausbreiten." In dem eigentlichen Kalender sind die Geburts- und Todestage der namhaften Schriftsteller angegeben: jede Seite ist mit einem Motto versehen, dem Denkspruch eines Autors, der Bezug hat auf Literatur und schriftstellerische Leistung. Dem Kalender angehängt sind Portotaxen, Depeschentarife und mehrere vergleichende Tabellen. Es folgt ein Auszug aus dem Gesetz über die Presse vom 7. Mai 1874 und ein Abschnitt: „Bemerkenswerthe Gesetzesauslegungen sowie die interessantesten und principiell wichtigen Preßprocesse des verflossenen Jahres"; dann eine Angabe sämmtlicher literarischer und kritischer Zeitschriften, der Zeitschriften für Poesie und Theater, der bibliographischen Zeitschriften, der Blätter für Humor, Witz und Satire, der Unterhaltungs-, Familien- und Modezeitungen, der Kalender, Almanache und Jahrbücher. Daran schließt sich ein Verzeichniß der bedeutendern deutschen Theater mit Angabe ihrer Vorstände, und dann das Adressenverzeichniß deutscher Schriftsteller und Schriftstellerinnen, das sehr umfassend ist, doch in welchem es freilich nicht an einzelnen Lücken und unrichtigen Angaben fehlt. Fast allen Schriftstellern ist die Angabe ihres Geburtsjahres beigefügt und außerdem ein Hinweis auf ihre Hauptwerke. Der nächste Theil des Kalenders ist den schriftstellerischen Vereinigungen gewidmet und bringt genaue Berichte über die Schriftstellertage in Lissabon und Weimar. Dem folgt ein Verzeichniß der neuerschienenen Werke und einiger Hauptkritiken. Für die eigentliche Literaturgemeinde, die bei dem Volk der Denker und Dichter zwar zahlreich ist, was die productiven Geister betrifft, aber in Bezug auf die Empfangenden und Antheilnehmenden klein genug, ist der Kalender als für jede Art von Orientirung geeignet durchaus zu empfehlen.

— Jeder, welcher den großen Apparat kennt, den ein umfangreiches encyklopädisches Unternehmen in Bewegung setzt und die beträchtliche Zahl von Mitarbeitern, welche ein solches in Anspruch nimmt, wird den erstaunlichen Fleiß bewundern müssen, mit welchem ein einzelner Autor allein ein biographisches Lexikon ausarbeitet, das mehr als vierzig Bände umfaßt. Dies Gefühl hegen wir gegenüber dem „Biographischen Lexikon des Kaiserthums Oesterreich" von Constant von Wurzbach, von welchem jetzt der einundvierzigste und zweiundvierzigste Theil vorliegen (Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei). Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß weder Preußen noch das Deutsche Reich eine ähnliche umfassende biographische Walhalla besitzen; wir haben früher bereits die Gründlichkeit der Quellenforschung und Quellenangabe, die Berücksichtigung der Aeußerungen namhafter Kritiker über die Gelehrten, Künstler und Schriftsteller, die genauen genealogischen Nachweise und Stammtafeln bei den einzelnen Adelsgeschlechtern gerühmt. Die beiden vorliegenden Bände, welche von Susil bis Taaffe reichen, nehmen noch ein ganz eigenartiges Interesse in Anspruch; sie sind fast ganz mit Namen ausgefüllt, die mit Sz beginnen; es sind dies fast alle magyarische Adeliche, wie Szemere, Székely, oder ungarische Schriftsteller, wie Szigligeti; diese Bände erhellen daher eine biographische Region, die für Deutschland mehr oder weniger eine terra incognita ist; sie enthalten sehr wichtige

Beiträge zur ungarischen Geschichte, besonders zur neuesten. Die Vorrede, welche der Herausgeber dem zweiundvierzigsten Theil vorausschickt, enthält einige interessante Mittheilungen über die Genesis desselben. Er sagt: „Mit diesem und dem vorigen Bande wäre endlich die Klippe überschifft, welcher ich seit Jahren zusteuerte und vor der mir, je mehr ich mich derselben näherte, immer mehr und mehr graute, ich meine nämlich die Namen auf Sz, welche mit diesem Bande abgeschlossen sind. Die Bearbeitung dieser beiden Bände war eine sehr schwierige, sowol dem Stoffe nach, den ich zu behandeln hatte, als den Materialien nach, die mir zu Gebote standen. Wie in deutschen und in den Quellen anderer Culturvölker, so habe ich seit Jahren mich in slawischen und magyarischen Quellen umgesehen und alles für die Lösung meiner Aufgabe Zweckdienliche sorgfältig aufgezeichnet und gesammelt. Trotzdem gab es, und mehr als je vorher, Lücken, welche ausgefüllt sein wollten, was aber nur möglich war durch Mithülfe der Nächstbetheiligten. Da aber hatte ich die Rechnung ohne den Wirth gemacht; denn wo ich anklopfte, bot man mir kein willkommenes Herein, und was meine Stammgenossen draußen in jenen Ländern erlebten, erfuhr ich als einzelner in analoger Weise in meiner Arbeitsstube. Ich wiederhole es, es war eine schwere und dabei trostlose Arbeit und zugleich ein lexikalisches Rennen mit hundert und hundert Hindernissen. Und doch, wenn ich die Aufgabe, die ich mir gestellt, lösen wollte, durfte ich mich durch nichts dabei beirren lassen, und ob ich Behagen bei meiner Arbeit empfand oder Misbehagen, unbefangen mußte ich auch diese Partie bearbeiten, und zwar mit um so größerer Pünktlichkeit und Gründlichkeit, da in einem polyglotten Staate wie Oesterreich keine Nation gering geachtet, keine hintangesetzt werden darf, und dann weil es galt, den Benutzern meines Werks ein Terrain zu eröffnen, das ihnen nach allen Seiten noch völlig unbekannt war. Freilich sind schon in den frühern Bänden meines Werks oft genug Slawen und Magyaren zu bearbeiten gewesen, und ich darf mir das Zeugniß geben, daß ich dieselben mit ebensolchem Fleiße und mit ebensolcher Gewissenhaftigkeit behandelte wie die Lieblinge meiner eigenen Nation. Ich nenne unter den vielen nur beispielsweise, und wie sie mir eben in den Sinn kommen, die Namen: Macha, Vincenz Pol, Korzeniowski, Kazinczy, Petöfi. Doch kamen die Culturträger der in Rede stehenden Nationen nur sporadisch vor. In den letzten zwei Bänden aber gab es fast nur Magyaren und Slawen, wie dies aus nachfolgender Uebersicht sich herausstellt. Denn es enthält

	Bd. XLI	Bd. XLII
Deutsche	10	6
Italiener	2	—
Belgier, Spanier, Engländer	4	12
Magyaren	159	375
Slawen (Böhmen, Polen, Ruthenen, Kroaten, Slowenen, Serben)	62	72

Nun es ist vollbracht, dieser schwierigste Theil meines Werks liegt hinter mir und den Benutzern desselben vollendet vor, und ich darf es gestehen, ich habe diese fremden und bisher in fremden Literaturen unbeachtet gebliebenen Culturelemente Oesterreichs mit aller Unbefangenheit und fast scrupulöser Genauigkeit behandelt, dadurch aber auch wesentlich zur Vervollständigung des eigentlichen Bildes beigetragen, welches den österreichischen Kaiserstaat darstellt."

— In einer neuen Ausgabe erschien: „Festliche Glocken. Dichtungen zum Gedächtniß festlicher Stunden am dresdener Hoftheater und im Kreise seiner Künstler und Freunde" von **Julius Pabst** (Dresden, Pierson). Der verdiente Dramaturg des dresdener Hoftheaters, der am 1. Januar d. J. sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feierte, hat die Festtage des sächsischen Hofs und der großen Dichter, Tonmeister und Schauspieler mit feingeistiger Auffassung poetisch verherrlicht: Beethoven und Mozart, Shakspeare, Lessing, Schiller, Iffland, Kleist und Körner erhalten in Prologen und Festspielen weihevolle Dichtergrüße.

Bibliographie.

Bessel-Hagen, F., Die Grabstätte Immanuel Kants mit besonderer Rücksicht auf die Ausgrabung und Wiederbestattung seiner Gebeine im Jahre 1880. Königsberg, Beyer. Gr. 8. 1 M.

Beust, F. Graf, Erinnerungen zu Erinnerungen. Leipzig, Wöller. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Blum, H., Die erste Frucht des deutschen Staatssozialismus. Kritik des Entwurfs eines Arbeiter-Unfallversicherungs-Gesetzes für das Deutsche Reich. Leipzig, Thiel. 8. 1 M.

Eckstein, E., Glück und Erkenntniß. Studienblätter und Skizzen. Leipzig, Eckstein. 8. 3 M.

Die Fortschritte der Astronomie. Nr. 6. 1880. Köln, Mayer. 8. 1 M. 40 Pf.

Die Fortschritte der Meteorologie. Nr. 6. 1880. Köln, Mayer. 8. 2 M.

Gerok, K., Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote. Vortrag. Darmstadt, Würtz. Gr. 8. 50 Pf.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, Alexander Brückner, Felix Dahn ꝛc. herausgegeben von **W. Oncken**. 27ste bis 30ste Abth.: Das Zeitalter Friedrichs des Großen. Von **W. Oncken**. — Geschichte der Revolution in England. Von **A. Stern**. Berlin, Grote. Gr. 8. à 3 M.

Güldemeister, H., Plattdütsche Gedichte. Wismar, Hinstorff. 8. 3 M.

Gindler, F., Kriegs- und Siegeslieder für deutsche Soldaten. Eine Festgabe für das tapfere Heer. Berlin, F. Luckhardt. 12. 50 Pf.

Grimm, W., Kleinere Schriften. Herausgegeben von **G. Hinrichs**. 1ster Bd. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 11 M. 50 Pf.

Das deutsche Haus im Schmucke der Poesie und Kunst. Herausgegeben von **K. Dorenwell**. Eingeführt von **J. Sturm**. Mit 12 Lichtdruck-Bildern nach Originalen von Th. Schütz. 1ste u. 2te Lfg. Wolfenbüttel, Zwißler. Hoch 4. à 1 M.

Hübbe-Schleiden, Deutsche Colonisation, eine Replik auf das Referat des Herrn Dr. F. Kapp über Colonisation und Auswanderung. Hamburg, Friederichsen u. Comp. Gr. 8. 3 M.

Jacoby, L., Ein Ausflug nach Comacchio. Triest, Dase. 12. 1 M.

Jahrbuch religiöser Poesien, herausgegeben von **J. Sturm**. Jahrgang 1880. Wiesbaden, Niedner. 1880. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Kate, J. J. L. ten, Die Schöpfung. Gedicht. Deutsch von **Kappelmann**. Bremen, Müller. 8. 2 M. 40 Pf.

Der deutsch-französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. 2ter Thl.: Die Geschichte des Krieges gegen die Republik. 19tes Hft.: Die Ereignisse auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze von Mitte Januar 1871, sowie die Verhältnisse im Rücken des deutschen Heeres und in den Küstenlanden vom November 1870 bis zum Waffenstillstande. Mit Karten, Plänen und Skizzen im Text. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 12 M.

Lehmann, E., Gabriel Rießer, ein Rechtsanwalt. Vortrag. Leipzig, Friese. Gr. 8. 60 Pf.

Lindau, P., Verschämte Arbeit. Schauspiel. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M. 50 Pf.

Löher, F. v., Rußlands Werden und Wollen. 3 Bücher. München, Th. Ackermann. 8. 9 M.

Lustkandl, W., Die Josephinischen Ideen und ihr Erfolg. Festrede. Wien, Konegen. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Lux, G., Gott, Welt, Unsterblichkeit. Drei populäre Vorträge. Basel, Schweighauser. 1880. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Maertens, H., Zwei Elementarpunkte der Kunstbetrachtung und Kunstübung, bearbeitet für Laien. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 80 Pf.

Masaryk, T. G., Der Selbstmord als sociale Massenerscheinung der modernen Civilisation. Wien, Konegen. Gr. 8. 6 M.

Meurer, H., Jesuiten und Jesuitismus. Zur richtigen Würdigung der Jesuiten und ihrer Gegner und zur Förderung der Wahrheit für Freund und Feind bearbeitet. Münster, Nasse. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Minor, J., Johann Georg Hamann in seiner Bedeutung für die Sturm- und Drangperiode. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Die gefesselten Prometheusse. Von **Kákai Aranyos II.** Autorisirte Uebersetzung. Wien, Perles. Gr. 8. 4 M.

Rülf, J., Lessing als Held der Aufklärung. Ein zur Lessingfeier gehaltener Vortrag. Memel, Schmidt. 8. 50 Pf.

Schilling, M. H., Herzog Gerhard. Drama. München, Oldenbourg. 8. 2 M.

Schmidt, M., Johannisnacht. Dorfgeschichte aus den bayerischen Vorbergen. Stuttgart, Krabbe. 8. 2 M. 40 Pf.

Thiersch, H. W. J., Edmund Ludlow und seine Unglücksgefährten als Flüchtlinge an dem gastlichen Herde der Schweiz. Ein Vortrag. Basel, Schneider. Gr. 8. 80 Pf.

Vogel, A., Die Mittelschule und zweijährige freiwillige Dienstzeit. Ein praktischer Vorschlag zur Lösung der Schulfrage. Eisenach, Bacmeister. 8. 60 Pf.

Wagner, A., Für bimetallistische Münzpolitik Deutschlands. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Winterfeld, A. v., Das Spukehaus. Komischer Roman. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 10 M.

Würtenberger, A., Alte Geschichten vom Oberrhein. Waldshut, Zimmermann. 8. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 19. — 12. Mai 1881.

Literarische Unterhaltungen.

Die Poesie im neuen Deutschland.

Bei der Sichtung und Durcharbeitung des Quellenmaterials zu meiner literarhistorischen Schrift „Die patriotische Dichtung von 1870—71" kam mir der Titel einer Broschüre: „Die Poesie im neuen Deutschland" von Karl Friedrich Schubert (Leipzig 1872), zu Gesicht, welche bereits einige Jahre zuvor erschienen war. Die Poesie im neuen Deutschland! Ein Titel von welcher vielsagenden Bedeutung nach einem Verlauf von kaum zwei Jahren seit der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs! Die Broschüre war bald in meinen Händen: hoffte ich doch in ihr zugleich wichtige Forschungen und Resultate über die Kriegspoesie von 1870—71 zu entdecken. Wie sehr aber fand ich meine Erwartung beim Durchlesen derselben getäuscht! Die patriotische Dichtung der großen Jahre 1870—71 fand ich nur beiläufig auf einer Seite erwähnt, dazu abfällig kritisirt, ein Urtheil, das mich erbitterte, weil es mit Ausnahme von Freiligrath's Gedicht „An Wolfgang im Felde" alle Producte vor seinem Forum nivellirte, ohne gerechterweise den wirklich guten Kern der ganzen Richtung — wie dieses auch in der Dichtung der Freiheitskriege sich nothwendig erwies — herauszuheben.

Statt dessen fand ich über die Poesie im neuen Deutschland nur Hypothesen aufgestellt, vornehmlich die Erörterung der Frage: „Welchen Einfluß wird die Einigung Deutschlands auf die Poesie äußern?", eine Wendung, die, beiläufig bemerkt, der einzig richtige Titel für die Broschüre gewesen wäre. Die Beantwortung der Frage lief nach mancherlei nicht uninteressanten Digressionen vom Thema darauf hinaus, daß die Poesie keinen Nutzen aus der Einigung Deutschlands ziehen würde, daß — was allerdings thatsächlich und ich möchte sagen zufällig der Fall ist — „die Blüteepoche unserer schönen Literatur mit der Epoche großer Zerrissenheit und politischer Ohnmacht unsers Volks zusammentreffe".

Es hieße die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes, der Literatur insbesondere, völlig verkennen, wollte man dem letztern Umstande ein absolutes Recht, eine absolute Allgemeinheit zuerkennen. In Hellas nahm das Drama seinen Aufschwung in der Fülle des Ruhms, der durch die Perserkriege erworben war; in Spanien, als das Volk nach einem Jahrhundert voll gewaltiger Kämpfe auf seinen Lorbern ausruhte; die Machtentfaltung Großbritanniens unter der englischen Königin Elisabeth, Frankreichs Glanz unter Ludwig XIV. blieben nicht ohne Einfluß auf die Dichtung jener Länder, und „der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt", bemerkt Goethe, „kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des Siebenjährigen Kriegs in die deutsche Poesie".

Was Goethe aber von dem Einflusse der schlesischen Kriege auf das damalige geistige Leben sagt, wird in gewissem Sinne auf die den großen Jahren 1870—71 folgende Zeit gelten können. Freilich wird ein für unsere Dichtung erwarteter Aufschwung nicht sogleich kommen, er wird sich nicht sogleich in voller Kraft bemerkbar machen. Es ist dies nie geschehen, und es wird um so weniger nach den Jahren 1870—71 der Fall sein, welche uns in ihrer Folge zunächst andere Arbeit und eine gewaltige Revolution, vorzugsweise auf socialem Gebiete, gebracht haben. Das verflossene Jahrzehnt sah fast auf allen Gebieten Kämpfe erstehen, zeigte des Unfertigen in unserm neuen Reiche noch so vieles, daß sich der Gemüther eine fieberhafte Unruhe bemächtigt hat. Daneben lebt Deutschland jetzt hauptsächlich für die egoistische, aber nothwendige Aufgabe, sein Haus gegen die Stürme zu befestigen, die

es bedrohen könnten. Und niemand wird es ihm verargen, daß es nach all seinem Ringen, nach all dem Blute, das geflossen ist, für die dauernde Festigung und das Bestehen des von ihm Errungenen unablässig sorgt.

Es ist wahr, das verflossene Jahrzehnt hat nur wenige große Schöpfungen in der Dichtung aufzuweisen; es hat dies eben zum Theil seinen Grund darin, daß die productiven Geister mehr oder minder in das politische Getriebe hineingezogen sind — in die Kämpfe der Gegenwart. Und auch dieses ist von Vortheil. Wir Deutschen müssen erst politisch werden — die unerlaßliche Bedingung für die Macht, die Wohlfahrt und die Freiheit einer Nation; wir sind es bisher nicht gewesen. Mag möglicherweise ein solcher Proceß, ein solcher Uebergang eine Zeit lang auf Kosten der idealen Güter geschehen: es wird dieser Verlust zu verschmerzen sein gegenüber dem Gedanken, daß nach unserer Zeit die Früchte sich verdoppeln und qualitativ sich verbessern werden. Und auf fester nationaler Basis, nach Beschwichtigung der noch gärenden Gemüther, nach annähernder Lösung der großen, ganz Europa bewegenden socialen Frage wird in Deutschlands Schose der Baum der Dichtung wieder reiche und edle Blüten tragen.

Es kann also die Befürchtung nicht aufkommen, daß das politische Leben und Getriebe in Deutschland dauernd alle Kräfte absorbiren, daß es fortan solchergestalt die Oberhand gewinnen werde, daß die idealen Interessen darunter leiden und zu Grabe gehen. Das Volk „der Denker und Dichter" wird sich seiner mit seinem innersten Lebensnerv verwachsenen Aufgabe nie entschlagen können, und in dieser Hinsicht wird also eine trübe Anschauung von der Zukunft grundlos sein. Es kommt die Zeit und sie muß kommen, wo das jetzt aufgeregte Gemüth wieder Ruhe finden wird, in sich Einkehr zu halten, wo die politischen Wogen nicht mehr so hoch gehen, daß alles vor ihnen verschwindet. Es ist ein Naturproceß, daß der fieberhaften Gärung ein gleichmäßiger Zustand der Ruhe folgt. Dann wird der Geist von neuem seine Flügel heben, und die jüngst verflossene große Zeit wird sich in großen Schöpfungen abspiegeln, es wird sich das Gesetz erfüllen, welches der geistigen Nachwirkung gewaltiger Ereignisse zu Grunde liegt. Unberechtigt sind daher der Zweifel und der Kleinmuth gegenüber unserer Literatur, wenn sie nicht gleich in der jetzt noch stürmischen Zeit bleibende Schöpfungen zu Tage fördert.

Eine Thatsache, freilich niederdrückender Art, ist die jetzige Abhängigkeit vom französischen Geschmack, der sich besonders auf der Bühne zeigt. „Die Besiegten von Sedan", sagt der Herausgeber d. Bl. einmal treffend, „sind Sieger im deutschen Theater geworden, und französische Stücke überfluten unsere Bühnen nach 1870 noch mehr als früher, und zwar nachdem das deutsche Kriegsschiff das französische in den Grund gebohrt hat!" Und weiter: „Dramen, welche nationale Stoffe behandeln oder von patriotischem Geiste durchweht sind, lassen das Publikum kalt."

Gewiß eine der tiefdemüthigendsten Thatsachen! „Die Idee des Vaterlandes muß die Seele aller Culturarbeit sein und demnach auch das Grundmotiv der Literatur." Es kann kein Zweifel herrschen an Deutschlands kosmopolitischer Mission als Trägers der geistigen Arbeit, aber auch die Idee der Humanität und des Reinmenschlichen hat sich auf breiter nationaler Basis zu entwickeln.

Und nicht allein auf der Bühne — wohin sich das Auge wendet, statt der in den Vordergrund tretenden Pflege des Nationalen ein krankhaftes Haschen nach dem Fremden! Unsere Bildung selbst entbehrt nicht zum mindesten eines festen nationalen Bodens.

Das kann für das Vaterland kein Segen sein, kein Mittel zu seiner Entfaltung! „Immer sind die Deutschen geneigter gewesen, sich für britischen Patriotismus zu erwärmen, als sich von dem eigenen erwärmen zu lassen."

Wir Deutschen besitzen nicht wie England in Shakspeare einen Dichter, welcher in einem Cyklus dichterischer Gemälde gewaltige nationale Momente dramatisch dem Volke vor Augen führt; und der Grund hierfür ist gewiß nicht in dichterischer Sterilität der deutschen Nation, sondern in dem Umstande zu suchen, daß dieselbe des politischen Geistes, eines festen einheitlichen Bandes bisher ermangelte. Nur die politische und nationale Bedeutung des englischen Volks konnte seinem größten dichterischen Genius die Begeisterung zu seinen großen geschichtlichen Dramen eingeben.

Dennoch zeigt sich in Lessing's „Minna von Barnhelm" — der ersten von der Idee des nationalen Berufs der preußischen Monarchie getragenen, wahrhaft volksthümlichen Dichtung —, in Goethe's „Hermann und Dorothea", in Schiller's „Wallenstein" und „Wilhelm Tell", in Heinrich von Kleist's „Hermannsschlacht" und in der Kriegslyrik der Freiheitskriege ein kräftiges nationales Element, und die Jahre 1870—71 haben demselben in ihrer Dichtung ein neues hinzugefügt.

Manchem unserer in der Gegenwart lebenden bedeutendern und nicht nur für den augenblicklichen Zeitgeschmack schreibenden dramatischen Dichter haben überdies vaterländische Stoffe zum würdigen Vorwurf gedient. Freilich, gewaltige Tragödien und ein homerisches Epos, welches die Thaten von 1870—71 aufbewahrt und, wie die Ilias die Kämpfe der Griechen, bis auf die spätesten Geschlechter die eigenen nationalen Thaten weiter verpflanzt, bleiben der Zukunft vorbehalten.

Daß aber die vaterländischen Gesänge, die patriotische Lyrik zu allen Zeiten und bei allen Völkern eins der edelsten und kräftigsten Elemente der Poesie gewesen, bedarf wol weiter keines Beweises.

Von Pindar's Hymnen, in denen die lyrische Kunst der Hellenen ihren höchsten Triumph feiert, bis hinab zu den edelsten Früchten der italienischen Lyrik neuester Zeit, den „Canti" Giacomo Leopardi's, zu den Schöpfungen des Polen Adam Mickiewicz und den prophetischen Vaterlandsgesängen der ungarischen Dichter Vörösmarty und Petöfi bietet die allgemeine Literaturgeschichte reiche Beispiele national-patriotischer Dichtung.

Daß in unserm neugeeinten Vaterlande das Nationale eine breitere Basis vornehmlich auch in unserer Literatur erhalte, das Nationale in seiner vollen und ursprünglichen Objectivität, ohne jede Berührung mit politischem Parteigetriebe, kann nur der Wunsch eines jeden sein, dem des Vaterlandes Wohl wie das unserer Dichtung warm am Herzen liegt. Ein solches harmonisches Zusammengehen wird Früchte zeitigen, Früchte, die an die schönsten Zeiten des alten Hellas erinnern.

Es ist wahr, der deutsche Patriotismus ist bisher nicht spontan gewesen; wie z. B. der griechische, er ist bis zu einem gewissen Sinne künstlich erzogen, er ist vielfach das Product der Dichter und der Gelehrten; aber er wird zur freien Aeußerung, zur Spontaneität sich wenden und ein lebendiger Nerv, eine nothwendige Daseinsbedingung werden, sobald die Ruhe im Vaterlande eingetreten sein wird und der Deutsche weiß, was ihm das Vaterland fortan bietet, was er an ihm hat. Woran sollte sich der deutsche Patriotismus auch früher halten? An Abstractionen und an leere Schatten? Jetzt steht das Deutsche Reich fest begründet da, jetzt wird es seine schützenden Flügel über alle breiten, und der Wohlstand — die unerlaßliche Bedingung für ein dem Guten und Schönen gewidmetes Leben — wird wieder feste Wurzeln schlagen.

Die schönen Künste sind das Erzeugniß des geistigen Ueberflusses; sie setzen bei jedem Volke ein gewisses Maß materiellen Wohlstandes, eine gewisse politische Macht voraus. Die Poesie hängt also mit dem Staatsleben eng zusammen. An dem Himmel des politisch starken Deutschland werden die Namen seiner Geisteshelden weiter leuchten als an dem von trüben Wolken überschatteten eines von Ohnmacht zerrissenen und von den Völkern misachteten Reichs. Und insofern wird die Einigung und die Machtfülle Deutschlands nicht ohne Einfluß auf die Poesie bleiben, wenn sie auch momentan in ihrer Uebergangszeit aus fremden Kanälen Nahrung zieht. Aus dem Umstande aber, daß die Blüteperiode unserer schönen Literatur mit der Zerrissenheit und politischen Ohnmacht unsers Volks zusammenfällt, wird nie ein allgemeingültiges Gesetz, sondern nur ein Beispiel für das Walten des Zufalls sich entnehmen lassen.

Absurd will mir die oft aufgestellte Behauptung dünken, daß die Kunst mit der Politik, dem Staatsleben überhaupt nichts zu schaffen habe, daß jede lebendige Berührung der beiden zu perhorresciren sei. „Die Kunst", bemerkt daher ein neuer Kunstkritiker richtig, „ist so innig mit den politischen, socialen und Culturströmungen der Zeit verwachsen, daß ihre Betrachtung nur eine einseitige und deshalb unvollkommene sein würde, wollte man sie aus dem Culturgemälde herausreißen und gleichsam auf den Isolirstuhl setzen. Diese zimperliche Scheu ist noch eine Tradition aus den zwanziger, dreißiger und vierziger Jahren, wo man sich gern in das idyllische Gebiet der Kunst flüchtete, um der Discussion politischer Fragen zu entgehen, die damals freilich viel Unbequemes, zuweilen auch Gefährliches hatten. So vollzog sich allmählich eine entschiedene Trennung der Kunst von allen Fragen, welche das öffentliche Leben bewegten.... Die Kunst ist berechtigt, ein Wort in die öffentlichen Angelegenheiten hineinzureden, weil auch sie von dem Wellenschlage des politischen Lebens nicht unberührt ist und nicht unberührt sein darf."

Es ist einleuchtend, daß wir uns in einer Zeit des Uebergangs befinden, und daß wir in dem neuen Reiche, sobald die für dichterische Contemplation nöthige Ruhe, sobald die volle Objectivität dort wieder eingekehrt sein werden, einer hoffnungsfrohen Zeit für die deutsche Poesie entgegengehen. Ein großes, mächtiges und wohlhabendes Vaterland, das im Siegesruhme strahlt, äußert seinen stärkenden Einfluß auf die Kunst und Literatur, wenn auch nicht unmittelbar. Ein spontaner Patriotismus aber wird — dies scheint mir keinem Zweifel zu unterliegen — in der Zukunft Schöpfungen reifen, in denen des Vaterlandes Größe, wie die des alten Hellas in den Werken Homer's, Sophokles' und Aeschylos', sich zum reinsten Ausdruck bringt. Dann wird auch das Interesse des Volks an vaterländischen Stoffen sich beleben und erhalten. Die gegenwärtige Zurückhaltung desselben von diesen findet ihren natürlichen Grund vornehmlich in dem Umstande, daß das Errungene in der Gegenwart noch verschleiert daliegt; erst aus objectiver Ferne wird der Blick sich lichten.

Otto Weddigen.

Neue Lyrik.

Das alte Unkenlied vom angeblichen Verfalle und demnächstigen Untergange der deutschen Lyrik kann man in mannichfachen Variationen von Berufenen und Unberufenen vernehmen, nicht am seltensten von solchen, welche leider umsonst um die Gunst der lyrischen Muse geworben haben. Und doch, wie oft auch jenes Lied wiederholt werden mag, die Falschheit der ihm zu Grunde liegenden Behauptung tritt immer wieder sowol a priori wie a posteriori auf das evidenteste zu Tage. Zunächst ist doch von vornherein gar nicht einzusehen, warum der Genius der Poesie gerade in einem bestimmten Momente in der Lyrik sozusagen Schicht machen sollte. Das Ersterben der Lyrik wäre gleichbedeutend mit dem Ersterben alles tiefern Seelenlebens der Menschheit, und solange die Eiskruste, welche dermaleinst die Erde überziehen wird, nicht auch die Menschenherzen einhüllt, kann von einem derartigen seelischen Tode keine Rede sein, und so gut es Unsinn wäre zu behaupten, daß die Malerkunst, die Bild-

hauerkunst u. s. w. jemals zu Grunde gehen könnte, ebenso verkehrt ist es anzunehmen, daß jemals eine Zeit kommen könnte, wo nicht mehr gedichtet und im speciellen nicht mehr lyrisch gedichtet würde. „Der Weltgeist selbst harft uns zu mächtige Lieder vor, als daß wir noch Zeit hätten, gedruckten Liedern zu lauschen", heißt es. Nun aber hat beispielsweise zur Zeit des ersten Napoleon der „Weltgeist" auch nicht schlecht „geharft". Das hat aber Goethe und Schiller durchaus nicht gehindert, uns classische Dichtungen und zwar auch in der Lyrik zu schaffen, und die Menschen der damaligen Zeit haben immer noch Muße und Stimmung gehabt, diesen Dichtungen zu lauschen. Zudem: was der Weltgeist „harft" (sofern damit die Realität des Geschehenden gemeint ist), das klingt oft eminent disharmonisch und macht die Gesänge guter Dichter gar nicht überflüssig. Soweit es aber den idealen Anforderungen des Geistes genügt, pflegt ihm auch der Dichter sein Ohr zu leihen, und erst in dessen Liedern gewinnt das „Harfen" des Weltgeistes concrete Gestalt. Kurz: auch die obige Redensart gehört zu denen, welche imposant klingen und nichts sagen. Der Satz, daß die Lyrik einmal aussterben kann, bedarf eigentlich gar keiner Widerlegung. Mögen immerhin längere Pausen in der lyrischen Production entstehen (obgleich selbst solche, wenigstens in neuerer Zeit, in Deutschland nicht zu verzeichnen sind): keinesfalls kann die lyrische Muse je ganz verstummen. Die günstigen oder ungünstigen Zeitverhältnisse können die auftauchenden Talente wol fördern oder hemmen, aber niemals ganz ersticken. Und daß dem so ist, das wird a posteriori durch das Auftreten immer neuer Talente bewiesen, bezüglich deren es fraglich sein mag, ob sie für die Ewigkeit gesungen haben (wer will überhaupt in der lebendigen Gegenwart schon die Frage des Nachruhms entscheiden?), die aber immerhin auf die Anerkennung der bekannten „Besten ihrer Zeit" gerechten Anspruch haben.

Zu diesen nicht zu verachtenden Talenten rechne ich die drei Poeten, die ich im Folgenden den Lesern d. Bl. vorzuführen gedenke.

Der erste derselben ist Arthur Fitger, der Mann mit dem Janusgesicht des Malers und Dichters. In der erstern Eigenschaft hat er durch seine vor einiger Zeit vollendeten Fresken im Rathhause zu Bremen die Anerkennung aller Kenner erworben. Als Dichter hat er sich bereits früher bekannt gemacht durch eine erste Sammlung lyrischer Gedichte: „Fahrendes Volk", und wenn die Lyrik heutzutage in Deutschland nicht das Aschenbrödel der Literatur wäre, so hätte schon diese Erstlingspublication dem Dichter die Anerkennung weiterer Kreise verschaffen müssen. Wie die Dinge nun aber einmal liegen, blieb sie auf den Beifall der engern Literaturgemeinde beschränkt, und erst der Erfolg, den das anfangs gleichfalls übersehene, zum Glück aber noch von leipziger Theaterfreunden ans Licht gezogene Drama „Die Hexe" hatte, machte den Autor — bei der Aufführung des Stücks in einer großen Reihe von Städten — ganz unversehens zu einem allgemein genannten, und soweit dieses Renommée bei der Raschlebigkeit der Gegenwart nicht schon wieder verblaßt und vergessen ist, läßt sich hoffen, daß die dem Dramatiker gespendete Gunst nun nachträglich auch dem Lyriker einigermaßen zugute kommt, und daß wie nach seiner frühern Sammlung so auch nach seiner jüngst publicirten mehr Hände greifen werden, als andernfalls zu erwarten wäre.

Die letztere Sammlung, mit der wir es hier allein zu thun haben, ist betitelt:

1. Winternächte. Gedichte von A. Fitger. Berlin, Oppenheim. 1881. 8. 4 M.

Sie trägt diesen Titel mit Fug und Recht aus zweierlei Gründen. Denn einmal ist uns durch verschiedene Blätter in jüngster Zeit die Kunde geworden, daß Fitger, der die Tage der Malerkunst widme, als Dichter ein Nachtarbeiter sei wie Lord Byron und andere, und sodann läßt auch der vielfach düstere Charakter der Sammlung eben seiner Färbung wegen jenen Titel ganz wohl motivirt erscheinen. Dieser düstere Charakter nun wird unzweifelhaft der Markstein sein, bei dem die Ansichten über die Sammlung auseinandergehen, d. h. die Vertreter der absoluten Vergnügtheit und Fidelität in der Poesie werden sich verwerfend äußern (und sie haben es zum Theil schon gethan), und nur diejenigen, welche geneigt und gewohnt sind, ihr Ohr auch andern Tonarten zu leihen, werden sich von Fitger's neuen Gedichten fesseln lassen. Referent trägt keinen Augenblick Bedenken, sich auf die Seite der letztern zu schlagen. Denn zunächst die Frage historisch betrachtet, ist zu sagen, daß der melancholische Ton der gesammten Weltliteratur nicht fremd ist; die größten Dichter aller Zeiten, die als solche auch große Idealisten waren, haben den zwischen Ideal und Wirklichkeit klaffenden Widerspruch nicht verkennen mögen und ihrem Schmerze darüber in ergreifenden Weisen Ausdruck gegeben. Und sodann vom rein ästhetischen Gesichtspunkte aus ist zu bemerken, daß das einzig Wesentliche in der Lyrik die Stimmung ist; jede Stimmung, die nicht unschön und nicht unsittlich ist, kann vom Dichter zum Ausdruck gebracht werden, und da ein edler, aus idealen Ansprüchen hervorgehender Schmerz weder unschön noch unsittlich genannt werden kann, so möge man endlich aufhören zu sagen: dieser und jener Dichter ist leider Pessimist (richtiger: Idealist), wie es ja auch noch keinem Anhänger einer tiefernsten Lebensanschauung eingefallen ist, von einem heitern Poeten zu sagen: dieser Dichter ist leider Optimist. Das eine ist in der Poesie ebenso berechtigt wie das andere, weil jede ehrliche Stimmung verdient, gehört zu werden; der heitere Scheffel ist ebenso gut ein Dichter wie der düstere Lenau, und nur affectirter Pessimismus wie fad declamirender Optimismus sind verwerflich, eben deshalb, weil beide gemacht und nicht empfunden sind.

Wenden wir uns nunmehr nach Erledigung dieser Vorfrage A. Fitger's Gedichten im einzelnen zu. Die Sammlung wird eröffnet mit einem Cyklus „Lieder vom

Maurergesellen". Wir alle haben auf der Universität das Lied gesungen: „War einst ein jung jung Zimmergesell", und ich vermuthe, daß dieses Lied dem Dichter im Kopfe herumgesummt und die entfernte Anregung zu der in Rede stehenden Liederreihe gegeben hat. Es handelt sich hier, wie die Verlagshandlung sagt, um den Ausdruck der Freude an einem engumschränkten Dasein mit seinem Glück und seinen Sorgen. Die Lieder sollen sein ein begeisterter Preisgesang zu Ehren von Jugend, Kraft und Demuth, und man kann sie in der That dafür gelten lassen. Sie sind frisch, ungezwungen und volksthümlich, zeichnen uns das Leben eines Handwerksgesellen in allen möglichen Situationen und sind, wie schon aus dem Bisherigen hervorgeht, ganz und gar nicht pessimistisch, wie es ja denn überhaupt selten vorkommen wird, daß ein Dichter blos elegische oder blos heitere Weisen singt.

Desto ernster ist nun allerdings der Ton in der folgenden Abtheilung: „Sphinx atropos", welche vom Trauermantel, dem bekannten Nachtfalter, den Namen trägt und die alte, schon von Sophokles gesungene Melodie: „Nimmer geboren sein, wäre das beste Schicksal", in allen möglichen Weisen variirt und an allen möglichen Stoffen zur Geltung bringt. Es muß aber ausdrücklich bemerkt werden, daß die Trauer des Dichters weit entfernt ist von weichlicher und weinerlicher Sentimentalität, vielmehr den Charakter fester Männlichkeit nirgends verleugnet. Ueberhaupt zeigt alles, was Fitger bietet, eine gewisse herbe Sprödigkeit, die Form nicht ausgeschlossen, welche virtuos behandelt, aber ohne melodischen Schmelz im Sinne Geibel's und seiner Schule ist.

Die hiernach folgende Abtheilung: „Balladen", steht an Bedeutsamkeit hinter der gleichnamigen Abtheilung des ersten Gedichtbandes: „Fahrendes Volk", einigermaßen zurück. Denn während der Freskenmaler Fitger uns in „Fahrendes Volk" auch als Dichter historische Fresken von großem Stil bot, berührt er in den Balladen dieses zweiten Bandes das historische Gebiet nur selten und führt uns statt dessen mehr Lebensbilder vor, welche sein markiges dichterisches Talent an und für sich zwar keinen Augenblick verleugnen, infolge der mangelnden Größe des Stoffs aber mit den erstgenannten Gedichten nicht wetteifern können.

Das nächste Stück der „Winternächte" ist epischer Natur und jedenfalls eine Hauptzierde der Sammlung. Es heißt „Der Meisterdieb" und bietet uns eine Nachdichtung und breitere Ausführung jenes bekannten Märchens, welches als solches in fast allen Literaturen heimisch und zu finden ist. Diese Nachdichtung ist eine höchst frische, anmuthige und poesievolle, und bedenklich bleibt vielleicht nur der bereits von verschiedenen Seiten hervorgehobene Umstand, daß Fitger in seinem Bestreben, das Märchen zu vertiefen, sich in Betreff der Diebstähle Neuerungen erlaubt hat, die an sich sehr sinnvoll, aber für ein Märchen doch eigentlich zu künstlich sind und die Naivetät desselben einigermaßen in Frage stellen. Indeß dieser Fehler, wenn und soweit es einer ist, fällt doch im ganzen wenig ins Gewicht im Vergleich mit den sonstigen Vorzügen der Dichtung.

Weiterhin folgt ein Cyklus „Lieder", siebzehn an der Zahl, alle der Liebe geweiht, nicht mondscheinduftig, schmachtend und minnig, sondern leidenschaftlich-stürmisch, „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt". Denn auch diese Lieder enden wieder in der Molltonart, die auf Glück gestellten Hoffnungen des Dichters sind wiederum getäuscht, und als Refrain klingt uns gleichsam ins Ohr: Es war wieder nichts!

Die nächste Abtheilung: „Idyllen", führt ihren Namen allenfalls insofern mit Recht, als die betreffenden Gedichte das Kleine, Enge und Beschränkte in den Kreis dichterischer Darstellung ziehen; das gedankenvolle Dichterauge verweilt hier betrachtend bei dem, woran die meisten Menschen achtlos und gleichgültig vorübergehen, und gewinnt selbst dem Häßlichen noch Pointen ab, die frappirend wirken. Im übrigen aber klingt der Titel „Idyllen" fast wie Hohn. Denn während das Idyll sonst Glück im kleinen zu malen hat, wird uns hier theilweise das Entsetzliche im kleinen vorgeführt, und der Dichter scheint sich mit einer Art schadenfrohen Lächelns an der Verblüffung zu weiden, die den kundigen Leser hierüber nothwendig befallen muß.

Der Schlußabschnitt: „Gelegentliches", bietet zunächst allerlei Humoristisches im Sinne und Geiste Scheffel's und beweist, daß auch die Purzelbäume heiterster Laune Arthur Fitger nicht fremd sind (wie ja die edelste Blüte des Humors stets aus dem dunkeln Grunde eines melancholischen Gemüths hervorgeht), sodann stimmungsvolle Naturbilder, wie wir sie bei Fitger eigentlich gar nicht suchen, eine Anzahl „Schnadahupfeln", in denen die Desperation sich dem Galgenhumor in die Arme stürzt, und schließlich ein für Fitger sehr charakteristisches Gedicht „Faust's Schatten", welches an Darwin gerichtet ist. Fitger ist nämlich durchaus ein Anhänger der darwinistischen Lehre, und er läßt den heraufbeschworenen Schatten Faust's hier geradezu aussprechen, daß in Darwin's Lehre dasjenige gefunden und verkündet sei, was er (Faust) ewig vergebens gesucht habe. Dieser Behauptung wird man aber durchaus widersprechen müssen. Goethe selbst wird ja von den Anhängern der Darwin'schen Lehre als einer der Ihren oder wenigstens als ein Vorläufer der Descendenztheorie angesehen. Goethe aber, soweit er sich mit darwinistischen Gedanken beschäftigt hat, ist es sicher ganz und gar nicht eingefallen zu glauben, daß durch diese Gedanken, sofern sie richtig, das Faust-Problem aus der Welt geschafft sei. Die darwinistische Lehre hat es, wie jedes naturwissenschaftliche (physikalische, chemische oder sonstige) Princip, einzig und allein mit der Physis zu thun und bietet lediglich eine Handhabe zur empirischen Erklärung dieser. Faust aber, der Philosoph, sucht wie jeder Philosoph das Metaphysische, das Geheimniß, welches hinter den Erscheinungen liegt, und dieses letzte Wort der Lösung des Welträthsels wird nie von einer naturwissen-

schaftlichen Disciplin, also auch nicht vom Darwinismus, sondern stets nur vom reinen Denken gefunden und ausgesprochen werden können. Freilich erklären die Herren Empiriker alles Metaphysische für blauen Dunst, aber das ist lediglich ihre Sache: jedenfalls hat Faust ein Metaphysisches gesucht, und es darf ihm nicht die Behauptung untergeschoben werden, daß er dieses Metaphysische in einem lediglich Physischen für gefunden halte. Faust hätte das vollste Recht, hiergegen zu protestiren.

Ein ganz anderes Gesicht als Fitger hat der zweite der heute zu besprechenden Dichter, Max Schlierbach. Während bei Fitger ein eigentliches Vorbild, dem er etwa nachstrebte, nicht anzugeben war (was natürlich zu seinen anderweiten Vorzügen noch einen neuen hinzufügt), handelt es sich bei Schlierbach um ein bewußtes Wandeln in den Fußstapfen Hölderlin's und Platen's, und während bei Fitger ein Zug zum Volksthümlichen nicht zu verkennen ist, bewegt sich Schlierbach mit allem, was er bietet, auf dem Boden der vornehmen Kunstpoesie. Auch Schlierbach ist eigentlich kein Neuling auf dem Parnasse, vielmehr hat er bereits 1872 eine erste Sammlung „Gedichte" herausgegeben und darin ein nicht alltägliches Talent bekundet. Dieselben scheinen aber, soweit ich die Sache habe verfolgen können, von Kritik und Publikum mehr als billig übersehen zu sein. Vielleicht liegt der Grund davon darin, daß Schlierbach nicht voll und ganz dem Schriftstellerstande angehört, vielmehr außerhalb des eigentlichen Literaturlebens steht und zu wenig Verbindungen und Beziehungen zu schriftstellerischen Collegen und Matadoren der Kritik hat. Denn der Name Schlierbach ist nur ein Pseudonym und es verbirgt sich dahinter ein Beamter des bairischen Cultusministeriums in München. Und so mag es sich denn erklären, daß meines Wissens nur unsere „Blätter für literarische Unterhaltung" seinerzeit eine ausführliche und zwar sehr anerkennende Besprechung der ersten „Gedichte" (aus der Feder Ernst Ziel's) gebracht haben. Die Richtung des Dichters war schon in dieser ersten Sammlung deutlich ausgeprägt. Hymne, Ode und Distichon waren offenbar seine Lieblingsformen, und außerdem fand sich eine Reihe vortrefflicher balladenartiger Gedichte aus Sage und Geschichte, in denen Schlierbach in den Fußstapfen Lingg's und Dahn's wandelte. Eine ähnliche Abtheilung kürzerer lyrisch-epischer Stücke habe ich nicht ohne Bedauern vermißt in den vorliegenden Dichtungen, die den Titel tragen:

2. Neue Gedichte von Max Schlierbach. Berlin, Mittler u. Sohn. 1880. 16. 3 M.

Statt dessen ist nun der reinen Lyrik ein um so größerer Raum gegönnt, und noch mehr als bei Erscheinen der ersten läßt sich jetzt nach der Lektüre dieser „Neuen Gedichte" das Urtheil fällen, daß der Verfasser nicht ein unselbständiger Nachahmer, sondern ein durchaus auf eigenen Füßen stehender berufener Jünger Hölderlin's und Platen's ist. Dem Naturburschenthum gegenüber, welches sich auch heutzutage breit genug macht und das einzige Heil in volksthümlichem Gesinge um jeden Preis sieht, kann eine Richtung, welche sich den höhern Kunstformen zuwendet und dieselben mit Erfolg cultivirt, unbedingt nur willkommen geheißen werden. Das Buch beginnt mit einer größern Sammlung „Hymnen", auf die der Verfasser, wie schon an dieser Voranstellung zu sehen, offenbar großen Werth legt, und in der That ist auch dieselbe eine der vortrefflichsten Abtheilungen der Sammlung. Was die Form betrifft, so läßt sich Schlierbach nicht auf die Nachahmung pindarischer Maße nach Platen's Muster ein und beweist damit ein durchaus richtiges Versgefühl. Denn jene Maße behalten für uns immer etwas Künstliches und empfehlen sich nicht zum deutschen Gebrauch. Statt ihrer verwendet Schlierbach die bekannten freien Rhythmen, für die Goethe ein classisches Muster ist, und behandelt dieselben mit jenem sichern Sprachgefühl und jenem rhythmischen Schwunge, wie er der Fracturschrift der Hymne zukommt. Und dem Inhalt fehlt es gleichfalls nicht an jenen mächtigen Stoffen und großen Perspectiven, ohne welche eine Hymne nicht gedacht werden kann und die von jeher das unterscheidende Merkmal dieser Dichtgattung gebildet haben. Die zweite Abtheilung „Landschaften" führt uns namentlich von echtem Heimatsgefühl durchdrungene Bilder aus den Alpen vor und liebt es, uns die Alpenscenerie in nächtlicher Beleuchtung zu zeigen. Die dritte Abtheilung führt uns über die Alpen nach Italien, und es versteht sich von selbst, daß der Freund des Alterthums und Liebhaber classischer Formen hier reichlichen Stoff zu finden und denselben entsprechend zu verwerthen weiß. Eine besondere Zierde dieser Abtheilung bilden die einundfunfzig italienischen Epigramme, die sehr viel Feinsinniges enthalten und namentlich vielen classischen Stätten und Kunstwerken sehr charakteristische und graziös-pointirte Inschriften weihen. Die weiterhin folgenden Oden bewegen sich im ganzen in demselben Gedankenkreise wie die Hymnen, doch natürlich ohne den begeisterten Hymnenschwung, mehr reflectirend, und dem würdigen Inhalt entspricht die natürlich und ohne Zwang behandelte Form der alcäischen, sapphischen und asklepiadeischen Verse. Doch will ich nicht verhehlen, daß ich vier metrische Fehler entdeckt habe, die nicht blos auf einen Druckfehler hinauslaufen können. Sie finden sich auf S. 157, 162, 173, und der Verfasser wird sie hiernach leicht entdecken können. Aus den letzten Oden geht hervor, daß Schlierbach zu den Glücklichen gehört, die auch Griechenland aus eigener Anschauung kennen, und wie in den Oden weiht er diesem Lande namentlich noch in der letzten Abtheilung „Vermischte Gedichte" einige formschöne und tiefempfundene Preisgesänge. Diese letzte Abtheilung beweist zugleich, daß der Dichter auch fähig ist, in einfach gereimten Gedichten von schlichter Haltung den mannichfachen Regungen des Gefühlslebens Ausdruck zu verleihen.

Und abermals einen ganz neuen Eindruck empfangen wir, wenn wir von den beiden Vorigen scheiden und uns Karl Weitbrecht zuwenden:

3. Gedichte. Von Karl Weitbrecht. Neue Ausgabe. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1880. 12. 3 M.

Nicht mit Unrecht hat W. Lang diese Sammlung gleichsam eine poetische Ueberbrückung der Mainlinie genannt. Denn Karl Weitbrecht verräth in denselben eine Vereinigung schwäbischen und norddeutschen Wesens, die in dieser Weise bisjetzt noch nicht dagewesen und um so merkwürdiger und freudiger zu begrüßen ist, als ja das schwäbische Wesen bekanntlich ein sehr zähes ist, gar fest am Alten und Hergebrachten hängt und sich nicht gern und nicht leicht zu neuen Anschauungen belehrt. Zunächst ein echter Schwabe im Sinne Uhland's und Mörike's ist Weitbrecht, sofern er dasselbe feine Naturgefühl und dieselbe innige Naturliebe wie die genannten Dichter hat und diese Seite seines Wesens in einer nicht geringen Zahl von poetischen Stimmungsbildern bekundet, welche in der That die tiefste Seele der Natur in Verse bannen, das Naturweben in innigste Beziehung zur menschlichen Seele bringen und in jedem empfänglichen Gemüth ein nachhaltiges Echo finden müssen. Als ein echter Schwabe zeigt sich Weitbrecht aber auch in der sinnigen und tiefsinnigen Auffassung und dichterischen Darstellung des Menschenlebens. Auch aus diesem, mag es das eigene oder fremdes Leben sein, führt er uns mannichfache Bilder vor, welche stets die tiefste Antheilnahme des echten Schwabengemüths verrathen. Dahin gehören im Besondern die elegisch angehauchten Bilder aus dem Leben des Landgeistlichen, die uns in mehrfachen Formen entgegentreten. Auch über den Weltproblemen und Räthseln des Lebens brütet Weitbrecht mit echt schwäbischer Geistestiefe, und er kommt dabei zu Resultaten, die für einen Geistlichen (der Weitbrecht, soviel wir wissen, ist) oft freisinnig genug aussehen, und deren ganz berechtigte Duldung uns mit Respect vor der echt humanen Toleranz würtembergischer Consistorien, hingegen mit Neid erfüllen muß, wenn wir an die mancherlei Vorkommnisse pfäffischer Unduldsamkeit bei uns im Norden denken. Mit all diesen guten Eigenschaften des Schwabenthums nun verbindet Weitbrecht zugleich eine keck vorschreitende Energie und ein so mannhaft thatkräftiges und ganz Deutschland mit edelm Patriotismus umfassendes Wesen, wie es selbst jetzt noch, d. h. zehn Jahre nach dem Kriege von 1870, nicht gerade bei allzu vielen Würtembergern zu finden sein dürfte. Bismarck (der sich übrigens bekanntlich aus Poesie nicht viel macht) ist selten so rückhaltlos und im echten Brustton der Ueberzeugung besungen worden wie von Weitbrecht in dem seinen Namen tragenden Liede; dem Kronprinzen huldigt er gleichfalls in klangvollen Versen, seine Kriegslieder aus dem Jahre 1870 zeigen überall eine markige Gesinnung und schlagkräftige Rhythmik, und auch im Culturkampf steht er tapfer zum Deutschen Reiche und ficht mit schneidigen Waffen gegen das Unfehlbarkeitsdogma, gegen papistischen Hochmuth und Jesuitismus. Bei Behandlung dieser Themen bekommen wir aber nicht etwa blos politische oder theologische Leitartikel in Versen zu lesen; vielmehr ist auch hier die äußere Anregung immer in echt dichterische Stimmung umgesetzt, und die Prosa der Thatsachen tritt an keiner Stelle irgendwie störend hervor. Karl Weitbrecht's „Gedichte" sind bereits in dritter Auflage erschienen, ich glaube aber nicht, daß sie sich bei uns im Norden bisjetzt besonderer Verbreitung zu erfreuen gehabt haben. Da aber eine Liebe der andern werth ist, und da Karl Weitbrecht uns sprödern Nordländern so freundlich entgegenkommt, so wäre es unrecht, wenn wir fortan von seinen Dichtungen nicht etwas angelegentlicher Notiz nehmen wollten; wir hoffen, diese neue Auflage, die auch äußerlich in sehr geschmackvollem Gewande auftritt, wird dem Dichter auch in Norddeutschland zahlreichere Leser zuführen. Wir hoffen das um so mehr, als auch die übrigen noch nicht erwähnten Stücke des Buchs dieselbe Empfehlung rechtfertigen, die wir demselben bereits haben zutheil werden lassen. Es sind das in der Abtheilung „Schicksale" zwei novellenartige Dichtungen in Versen, von denen die erste das Schicksal Alfred de Musset's uns in ergreifender Weise vorführt, die andere in einem Cyklus von achtzehn untereinander zusammenhängenden Gedichten ein tragisch endendes Liebesverhältniß schildert. Den Schluß bildet unter dem Titel „Verschollener Glaube" eine Reihe wohlgelungener Gedichte, die sich an Stoffe und Personen der nordischen Mythologie anschließen und deren dichterischen Gehalt neu zu beleben suchen.

Albert Moeser.

Ranke's „Weltgeschichte".

Weltgeschichte. Von Leopold von Ranke. Erster Theil: Die älteste historische Völkergruppe und die Griechen. Zwei Abtheilungen. Zweite Auflage. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1881. Gr. 8. 18 M.

Wie ein Gefühl freudigen Staunens ging es durch die literarischen Kreise und namentlich die der Historiker, als sich gegen Ende des verflossenen Jahres die Kunde verbreitete, daß der unermüdliche Altmeister der deutschen Geschichtschreibung mit der Abfassung einer Weltgeschichte beschäftigt sei. Kaum glaublich wollte es manchem erscheinen, daß ein fünfundachtzigjähriger Greis noch Lust und Muth besitzen sollte, sich an ein Unternehmen zu wagen, dem gegenüber auch der schaffensfreudigste jüngere Mann zögernd anhält und zweifelnd das Maß von Zeit und Kraft zu prüfen beginnt, das ihm voraussichtlich noch beschieden sein dürfte. Wenige Wochen später lag der erste Theil der Weltgeschichte von Leopold von Ranke in zwei stattlichen Bänden vor unsern staunenden Blicken, und heute, kaum vier Monate später, ist derselbe bereits in einer zweiten Auflage erschienen! Wahrlich, eine Thatsache, die

von mehr als einem Standpunkte als einzig in ihrer Art bezeichnet werden darf!

Mehr als ein halbes Jahrhundert ist vergangen, seit Ranke, damals ein junger Oberlehrer am Gymnasium zu Frankfurt a. O., mit seinem Erstlingswerke vor die Oeffentlichkeit trat, seiner „Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1495—1535", in welchem sofort die ganze Eigenart und Bedeutung Ranke'scher Forschung und Darstellung offenbar wurde, und dem dann die berühmte Abhandlung „Zur Kritik einiger neuerer Geschichtschreiber" folgte, mit welcher die Ranke'sche Methode als solche völlig ausgebildet vor die Fachgenossen hintrat. Und zu welcher Riesengröße ist die literarische Lebensarbeit angewachsen, welche der Unermüdliche seitdem geleistet hat! Jetzt aber, in einem Alter, wo andere längst die Feder zur Seite gelegt hätten, unternimmt es Ranke, die Gesammtheit der weltgeschichtlichen Entwickelung einheitlich zusammenzufassen und in einer universalhistorischen Uebersicht als ein großes Ganzes zur Anschauung zu bringen.

Man begreift, wie der Altmeister der deutschen Geschichtschreibung zu diesem Unternehmen kommt. Er zeigt sich uns dabei in dem unmittelbarsten und lebendigsten Zusammenhange mit der allgemeinen geistigen Strömung unserer Tage, wie sich dieselbe namentlich in dem Gebiete der historischen Literatur bethätigt; zugleich aber stellt er sich gewissen Bestrebungen entgegen, welche in derselben mehr Raum und mehr Geltung gewonnen haben, als mit einer wirklich ersprießlichen Förderung der Sache recht vereinbar ist. In der Vorrede, welche seine Weltgeschichte einleitet, spricht er sich deutlich genug darüber aus. Er weist hin auf die unendliche Emsigkeit und Fruchtbarkeit der Einzelforschung, welche eine selbst dem mitforschenden Gelehrten nicht mehr recht übersehbare Fülle der Einzelresultate zu Tage gefördert und eine ganze Anzahl von verschiedenen Studienkreisen hat entstehen lassen, deren jeder ein eigenes Fach ausmacht und eine besondere ihm gewidmete Lebensthätigkeit erfordert. Wie sehr dem gegenüber der Zug nach Zusammenfassung und organischer Ineinanderfügung aller dieser Fragmente gerade in unsern Tagen sich regt: das beweist ja zur Genüge die Menge von großen und kleinen, umfänglichen und compendiösen, gelehrten und ungelehrten Weltgeschichten, die wir in den letzten Jahren haben erscheinen sehen und deren Zahl noch jeden Monat um eine und die andere vermehrt wird. Die Berechtigung solcher Arbeiten, auf die in manchen zunftgenössisch gelehrten Kreisen mit einer gewissen vornehmen Geringschätzung herabgesehen wird, erkennt Ranke rückhaltlos an: denn sie sind bestimmt, ein Bedürfniß zu befriedigen, das sich aus dem durch die Richtung auf das Detail bedingten und bestimmten Entwickelungsgange unserer Geschichtschreibung mit einer gewissen logischen Nothwendigkeit ergeben hat. Nur die Art, in welcher man dieses Bedürfniß zu befriedigen suchte, findet nicht so ganz Ranke's Billigung, und das ist der Punkt, wo er einsetzt, wo der Plan zu seiner „Weltgeschichte" entsprungen ist. Er sagt:

Für den Unterricht der Laien nicht allein, sondern für die Orientirung der Mitarbeitenden selbst wäre nichts erwünschter als eine genetische Durcharbeitung dieser Studienkreise und ihrer gegenseitigen Beziehungen. Eine solche Arbeit würde einer Encyklopädie des historischen Wissens zur Zierde gereichen, aber in der Weltgeschichte konnte sie keine Aufnahme finden. Diese hat sich nur die evidenten Resultate der Forschung zu eigen zu machen.

Und nach der andern Seite hin zieht er die Grenze scharf und richtig, wenn er sagt:

Eine Sammlung von Völkergeschichten in engerm oder weiterm Rahmen würde doch keine Weltgeschichte ausmachen, sie würde den Zusammenhang der Dinge aus dem Auge verlieren. Eben darin aber besteht die Aufgabe der welthistorischen Wissenschaft, diesen Zusammenhang zu erkennen, den Gang der großen Begebenheiten, welcher alle Völker verbindet und beherrscht, nachzuweisen. Daß eine solche Gemeinschaft stattfindet, lehrt der Augenschein.

Diese Sätze erscheinen zwar auf den ersten Blick ganz selbstverständlich, sie sind das auch eigentlich in mancher Hinsicht, aber sie verdienen wiederholt und zwar recht nachdrücklich betont zu werden in unsern Tagen, wo die welthistorische Geschichtschreibung eine so große Rolle spielt und einen bedeutenden Factor in der allgemeinen Bildung auszumachen strebt, und wo man es unternimmt, die Weltgeschichte „in Einzeldarstellungen" zu geben, also zu zerstückeln und zu zerpflücken und sie so des wesentlichen universell historischen Zugs zu berauben. Im Gegensatze dazu legt Ranke alles Gewicht auf den culturhistorischen Charakter der Weltgeschichte und sucht die vornehmste Aufgabe derselben in der Darstellung des Ganges, welchen die Cultur der Menschheit in ihrer Entwickelung genommen hat:

Die Ursprünge der Cultur gehören einer Epoche an, deren Geheimniß wir nicht zu entziffern vermögen. Aber ihre Entwickelung bildet die durchgreifendste Erscheinung der Zeiten, von welchen eine glaubwürdige Ueberlieferung vorhanden ist. Nur unvollkommen wird ihr Wesen durch ein einzelnes Wort ausgedrückt. Es umfaßt zugleich das religiöse und das politische Leben, die Grundlagen des Rechts und der menschlichen Gesellschaft . . . Die Nationen können in keinem andern Zusammenhang in Betracht kommen, als inwiefern sie, die eine auf die andere wirkend, nacheinander erscheinen und miteinander eine lebendige Gesammtheit ausmachen. Keineswegs allein auf den Culturbestrebungen aber beruht die geschichtliche Entwickelung. Sie entspringt noch aus Impulsen von ganz anderer Art, vornehmlich dem Antagonismus der Nationen, die um den Besitz des Bodens und um den Vorrang untereinander kämpfen. In diesem Kampfe, der alle Zeit auch die Gebiete der Cultur umfaßt, bilden sich historische Weltmächte, welche unaufhörlich um die Herrschaft miteinander ringen, wobei das Besondere von dem Allgemeinen umgestaltet wird, zugleich aber auch sich gegen dasselbe behauptet und reagirt.

So entschieden Ranke sich also gegen die Zerpflückung der Weltgeschichte in Geschichten einzelner Nationen ausspricht, weil bei einer solchen Behandlung gerade dasjenige verloren geht, was das Wesen derselben ausmacht und

worin ihre eigenartige Bedeutung zu suchen ist: ebenso rückhaltlos wendet er sich gegen die von anderer Seite beliebte Verflüchtigung der Geschichte in allgemeine Speculationen und gegen die ehemals so oft versuchte Einzwängung derselben in eine durch ein bestimmtes Gesetz beherrschte und auf ein bestimmtes Ziel gerichtete Bahn der Entwickelung. Diese flache sogenannte philosophische Betrachtungsweise, die gewöhnlich so außerordentlich unphilosophisch ist, findet natürlich vor seinen Augen keine Gnade:

Die Weltgeschichte würde in Phantasien und Philosopheme ausarten, wenn sie sich von dem festen Boden der Nationalgeschichte losreißen wollte; aber ebenso wenig kann sie an diesem Boden haften bleiben. In den Nationen selbst erscheint die Geschichte der Menschheit. Es gibt ein historisches Leben, welches sich fortschreitend von einer Nation zur andern, von einem Völkerkreis zum andern bewegt. Eben in dem Kampf der verschiedenen Völkersysteme ist die allgemeine Geschichte entsprungen, sind die Nationalitäten zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen; denn nicht durchaus naturwüchsig sind die Nationen. Nationalitäten von so großer Macht und so eigenthümlichem Gepräge, wie die englische, die italienische, sind nicht sowol Schöpfungen des Landes und der Rasse, als der großen Abwandlungen der Begebenheiten.

Daß neben dieser wohlbegründeten Tendenz auf Zusammenfassung des Einzelnen und auf Gewinnung einer allgemeinen Uebersicht die Gesetze der historischen Kritik nicht außer Acht gelassen werden, braucht bei dem Schöpfer und Meister der kritischen Geschichtsforschung kaum noch besonders hervorgehoben zu werden. Treffend bemerkt derselbe vielmehr in Bezug hierauf: „Die kritische Forschung auf der einen, das zusammenfassende Verständniß auf der andern Seite können einander nicht anders als unterstützen."

In dem Sinn und Geist nun, welchen diese Aeußerungen in der Vorrede athmen, hat Ranke in dem vorliegenden ersten Theil der „Weltgeschichte", der in zwei Abtheilungen getheilt ist, die älteste historische Völkergruppe und die Griechen behandelt. Es gehört zunächst ohne Frage eine sichere Herrschaft über die Fülle des Stoffs und ein klarer Blick für das weltgeschichtlich Wesentliche und Wichtige dazu, um die Summe aus der Entwickelung von mehr als zwei und einem halben Jahrtausend in dem beschränkten Raum von etwa 900 nicht eben enggedruckten Seiten zu ziehen und zur Darstellung zu bringen. Das wird nur dadurch möglich, daß sehr vieles von dem, was sonst Weltgeschichten zu bieten pflegen, einfach in Wegfall gekommen ist. Es tritt hier ein Zug hervor, welcher die Ranke'sche Geschichtschreibung eigentlich von jeher gekennzeichnet hat, aber im Laufe der Zeit immer schärfer ausgebildet worden ist. Bei aller Meisterschaft in der Darstellung ist Ranke doch alle Zeit in erster Linie Geschichtsforscher: das Bekannte, Feststehende, Zweifellose berücksichtigt er auch in der Darstellung nur so weit, als unumgänglich nothwendig ist zur Gewinnung eines vollen Verständnisses für das Neue, was er, sei es forschend, sei es charakterisirend und parallelisirend, in so reicher Fülle bietet. Es ist uns immer vorgekommen, als ob zu einem recht vollen Verständniß und einer erschöpfenden Würdigung, ja zum wahren Genusse Ranke'scher Art Geschichte zu schreiben nur derjenige gelangen könnte, der von der Gesammtheit der zu behandelnden Thatsachen eine klare und bestimmte Anschauung und auch von manchen Einzelheiten derselben eine nicht ganz unbedeutende Kenntniß besitzt. Wer die Entwickelung Englands und Frankreichs oder des Papstthums zuerst und allein aus der Ranke'schen Darstellung kennen lernen wollte, der würde sich in mancher Hinsicht enttäuscht fühlen und seinen Zweck nur sehr theilweise erreichen.

Dieses Gefühl hat sich dem Referenten nun auch bei der Lektüre der „Weltgeschichte" mit aller Macht aufgedrängt. Um voll gewürdigt zu werden und ganz zu wirken, setzt dieses Buch ausgezeichnet vorbereitete und mit selbständiger Kenntniß ausgerüstete Leser voraus. Denn Ranke erzählt nicht die Thatsachen, sondern er betrachtet sie in Bezug auf ihren innern Zusammenhang und auf den welthistorischen Fortschritt, der sich in ihnen documentirt. Er gibt leitende Gesichtspunkte, nicht eine historische Berichterstattung; große Perspectiven werden eröffnet, nicht culturgeschichtliche Schilderungen entworfen, manches dabei wird natürlich mehr angedeutet als ausgeführt; in andern Abschnitten ergeht sich die Darstellung dann breiter und mit einer gewissen Behaglichkeit. Der Ton des ganzen Werks ist mehr ein aphoristischer als gründlich abhandelnder, und eine gewisse Ungleichmäßigkeit tritt insofern zu Tage, als Dinge eingehend erörtert werden, wo auch ein Ranke nichts Neues bietet, und andere nur flüchtig angedeutet, wo man die Ideen des gefeierten Historikers ausführlicher dargelegt zu sehen wünschen möchte.

So wird es möglich, die ganze altorientalische Welt und ihre Cultur in einer groß und kühn gezeichneten Gesammtansicht von nur vier kurzen Abschnitten darzustellen. Ranke legt dabei allen Ton auf die religiöse Entwickelung und den in ihr ausgekämpften Gegensatz zwischen Ammon-Ra, Baal und Jehovah: darin offenbart sich ihm der culturhistorische Fortschritt der Menschheit in jenen frühen Jahrhunderten, der weltgeschichtliche Gewinn, welchen dieselbe daraus gezogen hat.

Wenn bei den Aegyptern und bei den Babyloniern alles Entwickelung der eingeborenen Kräfte der Sonne, der Gestirne und der Erde selbst ist, so erscheint hingegen Jehovah als der Schöpfer des Himmels und der Erde, als der Urheber zugleich und der Ordner der Welt. Alles erreicht dann seinen Mittelpunkt in der Schöpfung des Menschen. Wenn bei den Aegyptern der Mensch gleichsam ununterscheidbar aus der Sonne hervorgeht, nicht als Geschöpf, sondern als Product, so ist das auch in der babylonischen Kosmogonie der Fall, wo das göttliche Element im Menschen nur durch das zufällig herabströmende Blut eines Gottes auf die Erde zum Vorschein kommt. Alle Geschöpfe sind dem Menschen gleichartig. In der mosaischen Kosmogonie dagegen werden die Elemente, Pflanzen und Thiere durch einen höchst intelligenten Willen hervorgebracht, der dann auch den Menschen schafft oder sein Ebenbild. Die Abweichung ist unermeßlich: der außerweltliche Gott tritt hervor, er erscheint

dem Propheten in dem Feuer, ist aber nicht Feuer; er ist in dem Worte, das aus dem Feuer gehört wird. Dem Menschen ist die Sprache verliehen, er gibt allen Creaturen ihren Namen. Unter dem außerweltlichen Gotte erscheint die dem Menschen eingepflanzte Würde als ein Princip, wir möchten fast sagen, der Gleichheit.

Ausführlicher wird die welthistorische Darstellung Ranke's bei den Griechen, mit denen sich zwei Drittheile des ersten Bandes und der ganze zweite Band beschäftigen. Aber auch hier handelt es sich doch mehr um die Hervorhebung allgemeiner Gesichtspunkte, um die Eröffnung von Perspectiven und die Ziehung von Parallelen als um eine eigentliche historische Berichterstattung. Gelegentlich werden auch kritische Bemerkungen eingeschlossen, welche für die Forschung Fingerzeige geben, oder zu schwebenden Controversen Stellung nehmen sollen, oder kurze chronologische Nachweisungen enthalten. Den „angeblichen Gesetzgeber Lykurg" z. B. verweist Ranke ganz in das Reich der Mythe; er polemisirt gegen die Ansicht Otfried Müller's über den Ursprung des Ephorenamts in Sparta und gelegentlich auch gegen die Aufstellungen Grote's u. a. m.

In dieser Weise führt der erste Band die griechische Geschichte bis zum Ausgange des Peloponnesischen Kriegs und der Wiederherstellung der athenischen Demokratie durch Thrasybul. Wie bei der Schilderung des Perikleischen Zeitalters auch die Schöpfungen desselben im Gebiete der plastischen Kunst und der Architektur gewürdigt werden, so eröffnet den zweiten Band eine Reihe von Bemerkungen „Zur innern Geschichte des griechischen Geistes", ziemlich aphoristisch gehaltene Beiträge zur Würdigung der griechischen Dichter und Philosophen, welche naturgemäß sich darauf beschränken, an der Hand der neuern Forschung eine kurze Charakteristik derselben zu geben und ihnen ihren Platz anzuweisen in dem Entwickelungsgange der geistigen Cultur der Griechen und der Menschheit.

Den Schluß bildet dann eine Besprechung der persisch-griechischen Verwickelungen in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts und die Schilderung des Wachsthums der macedonischen Weltmacht sowie der aus derselben hervorgegangenen macedonisch-hellenischen Königreiche. Das letzte Kapitel endlich, welches einen Blick auf Karthago und Syrakus wirft, weist schon hin auf die demnächst folgende Darstellung der römischen Geschichte. Hoffentlich erfreut uns der greise Universalhistoriker Ranke bald mit derselben. Möge es ihm vergönnt sein, dieses große Werk noch zum Abschlusse zu bringen!

Hans Prutz.

Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit.

Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit. Erster Theil: Präliminarien. Mit einem offenen Briefe an Herrn R. von Bennigsen als Vorwort. Gotha, F. A. Perthes. 1880. Gr. 8. 4 M.

Diese vor kurzem erschienene Schrift, auf welche wir die Leser d. Bl. aufmerksam machen wollen, gehört zu den hervorragendsten apologetischen Schriften der Gegenwart. Was sie auszeichnet, ist vor allem die Unbefangenheit, mit der sie die Angriffe der Gegner würdigt, die Vielseitigkeit, mit der sie die mannichfaltigen Begründungen derselben in das Auge faßt, die Erkenntniß der Schwierigkeiten, welche einer wirksamen Apologie des Christenthums entgegenstehen. Kann man manchen Apologeten vorwerfen: ihr macht es euch zu leicht, so trifft vielleicht unsern Apologeten der Vorwurf: du machst es dir zu schwer.

Fügen wir hinzu, daß die Darstellung des Verfassers durchaus eigenartig, geistvoll und anziehend ist, und daß dieselbe von Anfang bis Ende fesselt, so haben wir damit den Wunsch hinlänglich begründet, den bisjetzt veröffentlichten „Präliminarien" möge die Ausführung bald folgen.

Wir versuchen vom Inhalt und Charakter unserer Schrift eine Anschauung zu geben.

Als Ersatz eines Vorworts weiht uns ein umfangreicher offener Brief des Verfassers an seinen Freund R. von Bennigsen in die Antriebe und Beweggründe ein, aus denen seine Arbeit hervorgegangen ist. Es ist das Bewußtsein, daß Deutschlands Schicksal durch die Stellung bedingt ist, die es zum Christenthum einnimmt, die Ueberzeugung, daß denen, welche durch theoretische Hindernisse vom Glauben zurückgehalten werden, mehr Entgegenkommen gezeigt werden müsse, als bisher geschehen, die Hoffnung, daß wir gegenwärtig einer Wendung nahe sind, einer Zurückwendung vieler zu den verlassenen Altären. Der Pessimismus, dem große Kreise gegenwärtig huldigen, ist dem Verfasser mehr ein günstiges als ein ungünstiges Zeichen, ein Symptom des Ungenügens materialistischer und pantheistischer Weltanschauung. „Hat es seine Richtigkeit", sagt er, „daß mit dem Tode die Schlußbilanz gezogen wird, dann ist für die große Mehrzahl der Menschen das Leben wirklich ein Geschäft, das seine Kosten nicht einbringt; und es ist nur ein Specialfall unter tausenden, daß hier und da ein Glücklicher gewesen." Und doppelt schwer wird diese Nichtigkeit eines Lebens, das in den Tod läuft, empfunden von dem zahlreichen Proletariat der geistigen Arbeit unter dem Druck des Misverhältnisses zwischen Ansprüchen und Mitteln. Wir sind, erwidert man, nicht da, um glücklich zu sein, sondern zu wirken für „das herrliche Ganze". Aber um dies mit frohem Muth zu können, dazu gehört der Glaube, daß „das Gute wachse, fromme", und daß „der Tag des Edeln endlich komme"; und diesen Glauben kann ein folgerichtiger Naturalist nicht haben, da er sich durchaus auf die Zweckvorstellung gründet. Nach Hartmann ist bekanntlich das dritte und letzte Stadium

des Illusionismus eben dies, auf eine schönere Zukunft des Weltprocesses zu hoffen. Endlich ist es auch die gegenwärtige Gestalt des Christenthums, die den Verfasser mit freudigen Ausblicken auf die Zukunft erfüllt. Heute stehen unsere Gebildeten nicht blos vor der Wahl zwischen Orthodoxie oder Pietismus hier und Rationalismus dort. Es gibt eine große Zahl von Männern, welche die Gebundenheit des Glaubens und die Freiheit des Erkennens, Frömmigkeit und Weltoffenheit wohl zu vereinen wissen. Und gewiß besteht die Behauptung unsers Verfassers zu Recht, daß unsere modernen Dichter statt einer Einbuße oder Verstümmelung vielmehr eine Erhöhung, Vertiefung und Läuterung ihres schöpferischen Ingeniums erfahren würden, wenn sie auf christlichem Boden ständen; daß z. B. ein Paul Heyse statt allerlei psychologischer Kunstfiguren und studirt unseliger, in Gottes Welt unmöglicher Schicksalsconflicte uns mehr lebens- und naturwahre Gestalten und Geschichten bringen würde.

Die Einleitung, mit welcher der Verfasser uns über den gegenwärtigen Stand der zu lösenden Probleme und die Aufgaben, die daraus folgen, orientirt, läßt schon den eigenthümlichen Standpunkt durchblicken, den seine Schrift einnimmt. „Rings an den Grenzen unsers erfahrungsmäßigen Wissens läuft eine unübersteigliche Mauer, die uns von der Welt des Uebersinnlichen und damit von der Gewißheit über die letzten und höchsten Fragen des Daseins absperrt": mit diesen Worten charakterisirt der Verfasser die Lage, welche sich ihm als das Ergebniß der Entwickelung unserer Zeit auf metaphysischem Gebiet darstellt. Ist dies aber so, dann haben wir über zwei Fragen uns zu entscheiden, deren Beantwortung von der höchsten Wichtigkeit für uns ist. „Ist die sittliche Erkenntniß (die Sittenlehre) und nicht minder die sittliche Gesinnung und das sittliche Handeln (die Sittlichkeit) von der Weltanschauung unabhängig oder nicht?", so lautet die erste Frage. Wird sie bejaht, so fehlt die Voraussetzung für die zweite Frage; wird sie verneint, so tritt diese in ihr Recht, die Frage: ob die Religion einen selbständigen moralischen Werth und Gehalt, oder ihr Wesen überall nur im Sittlichen hat; genauer: ob sich darthun läßt, daß es ein Gebot der moralisch guten Selbstbestimmung ist, irgendeine, näher eine bestimmte religiöse Glaubenslehre für wahr zu halten.

Die Erörterung dieser beiden Fragen gibt demgemäß den Gegenstand der Untersuchungen her, die den Inhalt unserer Schrift bilden. Ihre erste Aufgabe ist also, festzustellen, ob es eine von metaphysischen Anschauungen unabhängige sittliche Erkenntniß gibt. Eine Uebersicht, welche die Culturvölker wie die Naturvölker in das Auge faßt und die mannichfaltigen Gegensätze in der Bestimmung des Sittlichen zur Anschauung bringt, führt zu dem Ergebniß, daß wir eine zuverlässige Erkenntnißquelle des Sittlichen am empirischen Gewissen, soweit es wenigstens Gemeingewissen der Menschheit ist, nicht besitzen. Wird nun dagegen eingeworfen, daß die sittlichen Ideen uns als Anlagen angeboren seien, als Wahrheiten der praktischen Vernunft, die erst im Laufe einer langen Entwickelung die Reife und Vollendung gewinnen, so folgt hier ein neues Problem, der Nachweis, daß feststehende sittliche Principien in der That in der praktischen Vernunft gegeben seien. Dies Problem ist aber ungelöst geblieben. Statt sich auf den Dissens der Philosophen über den Inhalt und Ursprung des Moralprincips zu berufen, bleibt unser Verfasser bei Kant stehen, um an einem classischen Beispiel die in der Sache liegende Unmöglichkeit darzuthun. Der kategorische Imperativ gilt Kant als Factum der reinen Vernunft, das sich für sich selbst aufdringt, das man daher nur zu constatiren, aber nicht weiter abzuleiten braucht oder im Stande ist. Aber daß im kategorischen Imperativ eine unpersönliche Vernunft wirksam sei: das ist eine Behauptung, deren Möglichkeit und Wirksamkeit Kant nicht einleuchtend gemacht hat und die nur als eine auf die Thatsache des Gewissens gestützte Voraussetzung angesehen werden kann.

Wie weit entfernt Kant davon geblieben ist, den kategorischen Imperativ als eine Vernunftwahrheit aufzuweisen, zeigt die Opposition des Naturalismus, der im Sittengesetz den wechselnden Ausdruck der Volksvorstellungen über das, was das Leben fördert, zu erkennen meint, der es also aus der Sphäre des Unbedingten in die Sphäre des geschichtlich Bedingten versetzt: eine Anschauung, die in etwas gröberer Gestalt von der Socialdemokratie verkündet wird. Und ruht nicht der kategorische Imperativ, das unbedingte Sollen, auf der Voraussetzung, fügen wir hinzu, auf der so vielfach bestrittenen Voraussetzung der Wahlfreiheit? So kann Kant nur zugestanden werden, daß das Dasein eines schlechthin gültigen Sittengesetzes sehr wahrscheinlich ist, aber eben nur wahrscheinlich, und deshalb Sache eines wissenschaftlichen Glaubens. Ungenügend erscheint aber auch Kant's Princip, wenn wir es nach seiner materiellen Seite betrachten. „Handle so, daß die Maxime deines Willens zugleich als Princip einer allgemeinen Gesetzgebung dienen kann", lautet die Anweisung; aber woran wir erkennen können, welche Maxime in jedem einzelnen Falle die geforderte Qualität besitzt, wird uns vorenthalten.

Auch ein Blick auf andere Systeme als das Kant's zeigt das Unzureichende ihrer sittlichen Principien. Aber bestehen diese Mängel und Gegensätze nur in der Wissenschaft, während das sittliche Bewußtsein der Gegenwart durch Einstimmigkeit und Klarheit sich auszeichnet, oder zeigen sich auch hier Unterschiede, die schließlich durch den Gegensatz der Weltanschauung bedingt sind?

Daß es hier in der That eine breite Basis gibt, auf der sich die Vertreter entgegengesetzter Weltanschauungen zusammenfinden, soll nicht geleugnet werden. Aber ebenso ist unzweifelhaft, daß je nach der Qualität der Weltanschauung tiefe sittliche Differenzen sittlicher Beurtheilung sich gebildet haben. Nationalökonomische Theorien, durch naturphilosophische gestützt, predigen eine Dogmatik des Egoismus, eine rücksichtslose, nicht durch selbstverleugnende

Nächstenliebe gehemmte Befolgung des eigenen Interesses, um im Kampf des Daseins, in der allgemeinen Concurrenz, zu bestehen. Die moralische Barmherzigkeit ferner, die den Verirrten nachgeht, die Verlorenen zu retten sucht, wird wol ausschließlich von den Trägern christlicher Weltanschauung gepflegt. Auch die Demuth ist eine specifisch christliche Tugend, und nur vom christlichen Standpunkt aus gilt der Ehrgeiz als sittlicher Fehler. Der Selbstmord wird auch nur von christlich-religiösen Voraussetzungen als unbedingt verwerflich angesehen werden.

Ja, überhaupt das sittliche Ideal des Christenthums, die Heiligkeit, kann nur innerhalb der Sphäre der christlichen Anschauungen als ein erreichbares Ziel erscheinen, während sie außerhalb desselben als das Gespinst eines überspannten Idealismus betrachtet werden muß. Es liegt zu Tage, welche Differenzen von hier aus sich für die concrete Gestaltung des sittlichen Ideals ergeben. Ein Gebiet, die Beziehung der Geschlechter zueinander, mag hier wenigstens genannt werden. Zu einem Theil gewiß ist die Beurtheilung des sittlichen Lebens von der Weltanschauung abhängig, mag sie auch auf einem andern freier sich halten; letzterer wird mehr der äußern Erscheinung, ersterer mehr dem innern Wesen der Sittlichkeit angehören.

Aber ist auch die sittliche Erkenntniß von der Weltanschauung abhängig: gilt ein Gleiches auch von der Sittlichkeit, dem sittlichen Handeln? Diese Frage ist zum Theil schon bejaht, denn bei aller Differenz zwischen Wollen und Vollbringen besteht doch ein innerer Zusammenhang zwischen beiden; zum Theil aber ist sie auch noch eine offene. Denn darüber muß die Entscheidung getroffen werden, ob für die Verwirklichung der sittlichen Grundsätze, die ein Gemeingut der modernen Menschheit geworden sind, für ihre Verwandlung in Fleisch und Blut die Weltanschauung eine mitwirkende Potenz ist oder nicht. Empirisch ist dies Problem nicht lösbar, wir sind eben nicht Herzenskundige: es gibt Christen, deren Wandel viel zu wünschen übrigläßt; es gibt Nichtchristen, deren Wandel viele Christen beschämt. Aber ein Christ, der wahrhaft dem sittlichen Ideal des Christenthums nachstrebt, das, wie wir sahen, von der Weltanschauung des Christenthums unablösbar ist, steht er auf einer höhern Stufe als ein Nichtchrist, der nach einem von jeder Weltanschauung unabhängigen sittlichen Ideal ringt oder nach einem Ideal, das ihm Pantheismus oder Naturalismus darbieten? Wie gesagt, die Frage ist schwer zu beantworten, sie wird eben entschieden werden nach der Stellung, die der Einzelne einnimmt. Wir lassen sie vorläufig unerledigt.

Das erste der beiden Probleme, deren Lösung unsere Schrift gewidmet ist, hat damit seine Beantwortung gefunden. Die sittliche Erkenntniß ist abhängig von der Weltanschauung; zweifelhaft blieb nur, ob auch das sittliche Leben nach allen Seiten von ihr bedingt sei. Wir folgen nun dem Verfasser in der Erörterung der zweiten Frage nach dem moralischen Werth der Religion und damit zusammenhängend nach der Pflicht des Glaubens. Sie wird nothwendig da verneint, wo die Religion als ideale Erhebung des Gemüths geschätzt, aber die Frage, ob ihr ein reales Object entspricht, als unentscheidbar und gleichgültig angesehen wird. Das ist der Standpunkt A. Lange's, aber auch der Standpunkt Kant's, der in der „Kritik der praktischen Vernunft" ausdrücklich erklärt: „Es kann gar keine Pflicht geben, die Existenz eines Dinges anzunehmen (weil dieses blos den theoretischen Gebrauch der Vernunft angeht)." Lessing nimmt eine andere Stellung. Er unterscheidet im Christenthum Vernunftwahrheiten, die von selbst einleuchten, und historische Wahrheiten, die unbeweisbar sind, diese von jenen durch einen „garstigen breiten Graben" getrennt.

Diese Urtheile können als typisch gelten; wo die Glaubenspflicht bestritten wird, liegen dieselben, mehr oder weniger modificirt, zu Grunde. Sind sie begründet oder nicht? Fest steht auf jeden Fall, daß nur moralische Postulate verbindlich sind, Postulate, die das Gewissen an uns stellt. Kann nun der Glaube an Ungewisses, wie es die kirchlichen Dogmen sind, von uns gefordert werden? Die Beantwortung dieser Frage setzt die Entscheidung einer Vorfrage voraus, mit der wir uns jetzt zu beschäftigen haben: ob der Wille einen Einfluß auf unsere Ueberzeugungen ausübt.

Offenbar ist dies da der Fall, wo die Gewißheit aufhört, also bei dem größten Theil im Bereich unsers Wissens. Hier gilt das Wort Lessing's: „Unser Urtheil schlägt sich immer auf die Seite des Wunsches." Fichte und besonders Schopenhauer haben diese psychologische Thatsache uns anschaulich vergegenwärtigt, und Pascal ist ihnen darin vorangegangen. Doch gilt dies vielleicht nur auf dem Markt der Meinungen und Interessen, aber nicht im Tempel der Wissenschaft? Gewiß, hier sollte die Einmischung der Interessen ausgeschlossen sein; aber wer wüßte nicht, daß die Wissenschaft, je mehr sie versucht, einzelne Bausteine zu einem Ganzen zu gestalten, ein System herzustellen, oft genug sich vom Wunsche der Geschlossenheit täuschen läßt und Lücken mit unsolidem Material ausfüllt! Die Tendenz spielt keine kleine Rolle in der Geschichte der Wissenschaft. Allein, wie gesagt, sie sollte es nicht thun.

Wenn nun aber die exacte Wissenschaft an ihre Grenzen gekommen ist, wenn Philosophie oder Theologie darauf bedacht sind, eine einheitliche, zusammenstimmende Weltanschauung zu begründen, wenn sie ein Gebiet betreten, über dessen Pforten ein Non liquet steht, wie dann? Man könnte sagen, solche Wege sollten nicht betreten werden; aber die Nothwendigkeit, sie einzuschlagen, ist zu tief in dem menschlichen Geiste begründet, als daß er einer solchen Mahnung folgen könnte, folgen dürfte. Zugestanden also, daß dies Gebiet der Metaphysik uns nicht verschlossen bleiben darf, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß hier, wo unser ganzer Mensch interessirt ist, auch nur vom ganzen Menschen Wahl und Entscheidung getroffen werden kann, daß hier Gemüth und Wille mitsprechen, nicht blos

der Verstand das Wort hat. Ebenso tritt uns deutlich der Zusammenhang des Willens mit der Erkenntniß vor Augen, wenn wir auf die Entwickelung des Gewissens im Individuum achten. Je sicherer es ist, daß das sittliche Bewußtsein nach Inhalt und Form in Bezug auf die Vielseitigkeit wie die Bestimmtheit der Aussage des Gewissens wächst, je mehr unser Wille seinem Urtheilsspruch sich fügt, desto fester steht es auch, daß dasselbe seltener und schwächer sich uns bezeugt, wenn wir uns seinem Gericht entziehen. Verwandt damit ist der Einfluß der Liebe zum sittlichen Ideal auf unsere Ueberzeugungen. Die sittliche Energie, die in den Zeiten deutscher Erniedrigung in den Patriotenherzen Schleiermacher's, Arndt's, Fichte's lebte, ließ sie an der Auferstehung Deutschlands nicht zweifeln, während selbst ein Goethe noch 1813 sagen konnte: „Schüttelt nur an euern Ketten, der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen." Hier ist nun der Punkt, wo Bedeutung und Werth des Glaubens sich offenbart. Er tritt da ein, wo das Wissen an seinen Grenzen steht; er ist wohl begründet, er kann sich legitimiren, aber er läßt sich nicht demonstriren. Ob ich eine bestimmte Weltanschauung mir aneigne oder nicht, das ist durch den Werth bedingt, den ich ihr zuerkenne. Und dies Werthurtheil ist wieder durch die sittliche Richtung meines ganzen Menschen bestimmt, wie diese wieder von jenem abhängig ist. Der Glaube ist die That der Freiheit. Das gibt ihm seinen moralischen Gehalt. Gerade daß die Offenbarung Gottes in ein gewisses Incognito sich hüllt, daß seine Weltordnung, daß sein geschichtliches Walten, sein erlösendes Wirken verkannt werden kann, gerade dies macht den Glauben zu einer sittlichen That, gibt ihm moralischen Werth. Denken wir uns das Gegentheil, Gott hätte sich uns in einer Weise offenbart, die eine Verkennung nicht zuließe, was würde das Resultat sein? Gott und sein Reich wäre ein Gegenstand der Speculation und der begehrteste Artikel auf dem Jahrmarkt der Eitelkeit: wir könnten unser Herz Gott nicht schenken, sondern nur verkaufen. Alle halbwegs verständigen, richtig rechnenden Leute, zumal sie, die jetzt von ganzem Gemüth und aus allen ihren Kräften das goldene Kalb anbeten, die Jobber, Gründer, Streber u. s. w., würden dann aus allen ihren Kräften Gott — lieben? Nein, das wäre unmöglich; aber ihm dienen, so dienen, wie Lucifer (in Byron's „Kain") sagt:

> Mit süßlichem Geheul der Schmeichelei,
> In Tanz und Harfenspiel, selbstsücht'gem Flehn
> Zu jenem Allgewaltigen, eben weil
> Er allgewaltig, doch aus Liebe nicht;
> Aus Eigenlieb' und Angst —

und während sie jetzt, wenn sie die Nichtigkeit ihres Treibens inne werden, aus freiem Antrieb umkehren, Gott in Wahrheit die Ehre geben können, würden sie alsdann gar niemals zur Erkenntniß ihres wirklichen Herzenszustandes kommen. Andererseits könnte der Druck, den jenes Gebot, erlassen von einem unumschränkten Herrn, auf uns ausübte, gerade in freigesinnten und kraftvollen Gemüthern eine prometheische Opposition wachrufen, wäre es selbst auf die Gefahr, von ihm vernichtet zu werden; lieber ein Ende mit Schrecken als Schrecken ohne Ende, möchten sie denken. „Das Gesetz richtet Zorn an", sagt der Apostel.

Wir stehen am Schluß unserer Berichterstattung. Dieselbe hat sich jeder Kritik enthalten, nicht blos um den Gang der Darstellung nicht zu stören, sondern auch weil sie mit dem Verfasser sich in innerer Uebereinstimmung findet. Wir halten den Weg, den er betreten hat, den Weg psychologischer Grundlegung, für den richtigen, wir halten ihn zugleich für den einzigen, auf welchem es gelingen kann, unsere Zeitgenossen dem Evangelium entgegenzuführen.

H. Jacoby.

Buchhandel und Buchdruck.

1. Organisation und Rechtsgewohnheiten des Deutschen Buchhandels. Von August Schürmann. Erster Theil: Die Entwickelung des Deutschen Buchhandels zum Stande der Gegenwart. Zweiter Theil: Die Usancen des Deutschen Buchhandels und der ihm verwandten Geschäftszweige. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1880—81. 8. 6 M. 30 Pf.
2. Die Herstellung von Druckwerken. Praktische Winke für Autoren und Buchhändler von Karl B. Lorck. Dritte Auflage. Leipzig, Weber. Gr. 8. 5 M.

Die innern politischen Verhältnisse des vielstaatlichen Deutschland ließen es nicht zu, daß sich, wie in England und namentlich in Frankreich, ein großer gemeinsamer Centralpunkt bildete, wohin das gesammte geistige Leben der Nation seine Strahlen entsendet, wo daher auch fast alle literarischen Erzeugnisse geschaffen und durch die Pressen der hauptstädtischen Verleger in die Oeffentlichkeit gebracht werden; vielmehr war und ist bei uns bis auf den heutigen Tag das Gelehrten- und Schriftstellerthum und infolge dessen das Geschäft des Bücherverlags über das ganze Reich, über eine Menge von Städten und Städtchen verbreitet. Eine fernere Folge der staatlichen Zersplitterung war der Mangel allgemein geltender Gesetzbestimmungen über Urheber- und Verlagsrecht. Demgemäß mußte der buchhändlerische Verkehr in Deutschland complicirtere Formen annehmen als in den genannten schon seit Jahrhunderten centralisirten Culturländern. Diese eigenartigen Formen, sowol im Geschäftsverkehr der Buchhändler unter sich wie in den Beziehungen zwischen dem Verleger und den Autoren seiner Verlagswerke, unternimmt August Schürmann, der auf demselben Gebiete bereits anerkannt Tüchtiges geleistet, in dem Werke „Organisation und Rechtsgewohnheiten des Deutschen Buchhandels" (Nr. 1) zur Darstellung zu bringen.

Das Werk soll drei Theile umfassen, von denen zwei bereits vorliegen. Der zweite Theil gibt Kunde von dem heute in Gebrauch und Geltung befindlichen Usancen, er stellt die Geschäftspraxis und die gemeinsamen Einrichtungen der deutschen Buch-, Kunst- und Musikalienhändler in ein System zusammen und bildet somit den eigentlichen Kern. Von vielseitigerm, über den Kreis der Fachgenossen hinausreichendem Interesse ist aber der erste Theil, der unter dem Titel „Die Entwickelung des Deutschen Buchhandels zum Stande der Gegenwart" das Geschichtliche des Stoffs behandelt, indem er die mannichfachen Wandlungen vorführt, die seit Erfindung der Buchdruckerkunst der buchhändlerische Betrieb in Deutschland erlebt hat, bis er zu seiner jetzigen Organisation gelangte. Wie aus dem Vorwort ersichtlich, beruht dieser Theil auf einer Reihe hier weiter ausgeführter und ergänzter Aufsätze, die schon in dem 1874—76 von dem Verfasser herausgegebenen „Magazin für den Deutschen Buchhandel" veröffentlicht wurden, und es erklärt sich dadurch, daß der Inhalt nicht streng am chronologischen Faden verläuft, auch Wiederholungen nicht zu vermeiden waren. Indeß entschädigt den Leser für die unbequeme Gruppirung außer der Reichhaltigkeit des mitgetheilten, mit großem Fleiß gesammelten Materials die lebendige Frische der Darstellung, die auch den an sich trockenern Partien interessante Seiten abzugewinnen weiß. Alle Hauptmomente treten klar hervor, die Uebergänge sind meist genügend motivirt, und auch an Hinweisen auf die jeweiligen Erscheinungen im Gebiete der deutschen Literatur läßt es der Verfasser nicht fehlen. So gibt ihm das Eingehen des „Frankfurter Meßkatalogs" — ein unverkennbares Zeichen, daß die im 16. und 17. Jahrhundert dominirende, seit Anfang des 18. Jahrhunderts aber mehr und mehr hinsiechende Büchermesse zu Frankfurt a. M. ihrer leipziger Rivalin nun ganz das Feld räumen mußte — zu folgender Betrachtung Anlaß:

Die frankfurter Büchermesse ging fortan merklich zurück. Immer weniger Stoff fand sich für den alten hartgeprüften „Meßkatalog" der Reichsstadt, und nachdem sein Volumen zum Spott auf seine vergangene Größe zu werden drohte oder es schon geworden war (im Jahre 1723 umfaßte er z. B. nur 20 Seiten), hörte er im Jahre 1749 auf zu erscheinen. Eine merkwürdige Verknüpfung des Geschichtsfadens ist es, daß das Jahr 1749 für Frankfurt das Aufhören des „Meßkatalogs", d. i. den förmlichen Abschluß eines Stücks altsüddeutscher Culturgeschichte, und die Geburt des Altmeisters deutscher Dichtung, d. i. den Anbruch eines neuen Zeitalters süddeutschen Glanzantheils am geistigen Leben der Nation, verzeichnet. Dem dortigen Buchhandel war dabei eine Art Löwenantheil vorbehalten, welcher den Norden später in eine schlimme Tributpflicht bringen sollte. Vorläufig mußten aber Goethe und die übrigen süddeutschen Sterne erst groß und sichtbar werden und in den Zenith ihres Ruhmes steigen. In der Zwischenzeit behalf man sich im Süden damit, daß man dem Norden die Bücher nachdruckte.

Den Anspruch einer zusammenhängenden vollständigen Geschichte des Deutschen Buchhandels, wie sie schon lange als Bedürfniß empfunden wird, will der vorliegende Band selbstverständlich nicht erheben; eine solche ins Leben zu rufen, hat der Börsenverein der Deutschen Buchhändler auf Anregung von Dr. Eduard Brockhaus beschlossen und den Historiker Friedrich Kapp für deren Abfassung gewonnen. Da aber die Ausführung dieses Unternehmens einen Zeitaufwand von mindestens zehn Jahren erheischen dürfte, so muß Schürmann's Buch als eine sehr verdienstvolle und dankenswerthe Vorarbeit begrüßt werden. Fachgenossen bietet es eine Fülle wenig bekannter Thatsachen aus Vergangenheit und Gegenwart des Buchhandels; Schriftsteller, wol auch Gesetzgeber und Juristen, finden darin manchen nutzbaren Wink in Ansehung der steten Wechselwirkung, die zwischen Literatur und Buchhandel sich vollzieht.

Mit der directen, schon auf dem Titel ausgesprochenen Absicht, den Schriftstellern praktische Winke zu ertheilen, ist die Schrift von Karl B. Lorck: „Die Herstellung von Druckwerken" (Nr. 2), verfaßt; sie soll den Autor mit der typographischen Genesis eines Buchs von dem Augenblick ab, wo er der Druckerei sein Manuscript übergibt, bis zu der Stunde, wo das erste Exemplar fertig vor ihm liegt, vertraut machen. Nach einer kurzen geschichtlichen Einleitung wird die Technik der Buchdruckerkunst abgehandelt und sodann zu dem Hauptthema übergegangen: was man alles bei der Herstellung eines Druckwerks zu erwägen und zu beobachten habe. Für den Autor kommen dabei vornehmlich zwei Punkte in Betracht: die äußere Beschaffenheit des Manuscripts und die Satzcorrectur. Das erste Erforderniß eines in die Druckerei wandernden Manuscripts ist natürlich möglichst deutliche Schrift; nächstdem soll es auf paginirte Octav- oder Quartbogen mit an der Seite sowie oben und unten leer gelassenem Rande, nicht aber auf einzelne lose Blätter oder auf unhandliches Acten-Folio geschrieben sein. Dem Correcturwesen wird, angemessen der Wichtigkeit des Gegenstandes, ein besonders eingehender und instructiver Abschnitt gewidmet. Bei dem Kapitel über die Wahl der Schriftgattungen bekennt sich der Verfasser als einen eifrigen Vertheidiger der Antiqua, während sein ebenso eifrig für die entgegengesetzte Ansicht eingenommener Verleger das Buch — übrigens eine typographische Musterleistung — in Fracturschrift drucken ließ. Seine Brauchbarkeit hat dasselbe bereits in zwei Auflagen bewährt; die gegenwärtige dritte ist den Verhältnissen der Jetztzeit angepaßt und durch mehrere neue Kapitel vermehrt worden.

G. Schuhmann.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Der „Nuova Rivista Internazionale", Nr. 8, 1880, entnehmen wir eine Reihe von Beurtheilungen.

Ueber Franz Hettinger's „Die Göttliche Komödie des Dante Alighieri" heißt es daselbst am Schlusse: „Der Hauptwerth des Buchs besteht darin, daß der Verfasser in den Werken der Kirchenväter und der Scholastiker bewandert ist, deren er sich bedient, um die Anschauungen Dante's zu erläutern (das hat freilich «Philalethes» — der König Johann von Sachsen — bereits vor ihm gethan). Für Anfänger ist das Buch eine gute Einführung in das Studium der «Göttlichen Komödie». Aber auch der Vorgeschrittene in diesen Studien wird oder sollte es wenigstens nicht übersehen."

Ueber G. A. Scartazzini's „Abhandlungen über Dante Alighieri" wird gesagt: „Sie enthalten, soviel wir wissen, den ersten Versuch, das innere Leben Dante's vollständig zu schildern."

Georg Voigt's „Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus" (erster Band, 2. Aufl.) wird als ein höchst werthvolles Werk von hoher wissenschaftlicher Bedeutung bezeichnet. „Die Darstellung ist klar, präcis, anziehend und ermüdet nie. Obgleich ernst und äußerst gelehrt, ist das Buch doch für alle Gebildeten bestimmt und daher in einer allgemein verständlichen Sprache geschrieben. Außer den Ergebnissen neuer und selbständiger Forschungen des Verfassers enthält es die der neuern Wissenschaft überhaupt über die Geschichte der Renaissance. Es ersetzt eine kleine Bibliothek und erspart die Mühe, viele andere Bücher zu lesen."

Ueber Robert Dohme's „Kunst und Künstler Italiens bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts", dritter Band, heißt es: „Mit diesem Bande ist ein Werk beendigt, welches sowol der deutschen Wissenschaft wie auch seiner typographischen und xylographischen Kunst wie nicht minder Italien selbst zur Ehre gereicht." Die Palme wird übrigens Anton Springer's Arbeiten über Rafael und Michel Angelo zuerkannt.

Großes Lob wird „Salvator Rosa" von Wolfgang Kirchbach gespendet. Am Schluß sagt der Recensent: „Wir sagten, der Verfasser habe sich Vischer's «Auch Einer» zum Vorbild genommen, und er selbst werde diese Beobachtung bis auf einen gewissen Punkt zugeben. Wir würden ihm jedoch großes Unrecht thun, wollten wir ihn einen bloßen Nachahmer nennen. Nein, Kirchbach ist auch eigenartig, höchst eigenartig. Zuweilen grenzt seine Eigenartigkeit sogar ans Bizarre, vielleicht auch überschreitet sie die bloße Grenze. Fügen wir indessen hinzu, daß die geschichtlichen Charaktere vorzüglich geschildert sind." Das londoner „Athenaeum" sagt von diesem Roman: „Alles in allem ist dies einer der besten historischen Romane, dem wir seit längerer Zeit begegnet sind."

Ueber Martino Roeder's „Italienische Dichter- und Künstlerprofile" heißt es in der italienischen Zeitschrift: „Sie sind ein beredter Protest gegen die geringschätzige Weise, mit der man in Deutschland von der heutigen italienischen Kunst zu sprechen pflegt. Der Verfasser schreibt mit einer ungewöhnlichen Anmuth und Meisterschaft. Wir können zwar nicht alle seine Urtheile unterschreiben; doch sind sie stets mit aufrichtiger Liebe zu dem schönen Lande, welches ihm ein zweites Vaterland zu sein scheint, abgegeben."

Alwin Schultz' „Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger" sei eine ausführliche, erstaunlich gelehrte Monographie. Man könne es kaum begreifen, wie ein einzelner ein so massenhaftes Material habe herbeischaffen können, um ein so großartiges Gebäude daraus aufzurichten; doch lasse der Aufbau selbst zu wünschen übrig, d. h. die Anordnung des Stoffs sei nicht immer glücklich. Dem Mangel sei jedoch durch die genauen Inhaltsangaben und das vollständige alphabetische Register am Schlusse des zweiten Bandes wieder abgeholfen.

Bei der Anzeige von Nr. 44 d. Bl. f. 1880 wird D. Asher's „Literarische Unterhaltung" besonders hervorgehoben und darüber gesagt, sie sei ziemlich wichtig, weil sie durch ein thatsächliches Beispiel nachweise, daß Goethe ein schlechter Uebersetzer, wenngleich ein großer Dichter war.

Bibliographie.

Bach, O., Des Vaters Schuld. Roman. Berlin, Le Coutre. 8. 5 M.

Fritz, H., Das Polarlicht. Mit 2 Abbildungen, 1 Karte und 4 Tafeln. (Internationale Bibliothek, XLIX. Bd.) Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Fröhner, W., F. de Saulcy — H. Cohen. Zwei Nekrologe. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Fürst, J., Lessing's Nathan der Weise. Historisch und philosophisch erläutert. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M.

Gambsberg, C. F. v., Conradin von Hohenstaufen. Historisches Drama. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 2 M.

Gopčević, S., Oberalbanien und seine Liga. Ethnographisch-politisch-historisch geschildert. Mit 5 Beilagen, Stammtafeln enthaltend. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 11 M. 20 Pf.

Goethe's Faust. 2ter Thl. Tragödie in 5 Akten. Nach der Bearbeitung von Wollheim für die königlich sächsische Hofbühne eingerichtet von A. Marcks. Musik von H. H. Pierson. Dresden, Pierson. 1880. 8. 50 Pf.

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von L. Geiger. 1ter Bd. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 11 M.

Habenicht, H., Die Grundzüge im geologischen Bau Europa's mit einer Karte: „Die Verbreitung der Eruptiv- und Uebergangsgesteine in Europa" und 5 Nebenkarten. Gotha, J. Perthes. Gr. 8. 1 M. 35 Pf.

Hellenbach, L. B., Aus dem Tagebuche eines Philosophen. Wien, Rosner. 8. 5 M.

Hemmerlin, A., Gedichte aus dem Elsaß. Freiburg i. Br., Herder. 8. 2 M.

Karrer, F., Der Boden der Hauptstädte Europa's. Geologische Studie. Mit 22 in den Text eingedruckten geologischen Profilen und einem Titelbilde. Wien, Hölder. Gr. 8. 2 M.

Keller, C. Freih. v., Tagebuch aus der Genealogie des Hauses Wettin. 1ste Lfg. Leipzig, Meisel. 8. 60 Pf.

Kluckhuhn, A., Heimatsgrüße. Wernigerode, Angerstein. 8. 3 M.

Leitner-Waelenburg, A. S., Tagebuchblätter. Vermischte Schriften. Brünn, Winiker. 8. 2 M.

Lingg, H., Byzantinische Novellen. Berlin, Janke. 8. 5 M.

Müller, W., Deutsche Geschichte. Mit zahlreichen Illustrationen und 4 Karten. 1ste Lfg. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 50 Pf.

Pavel, G., Die deutsche Kriegsmarine. Mit 3 Schiffstypen der deutschen Kriegsmarine. Leipzig, Weber. 8. 1 M. 50 Pf.

Perty, M., Die sichtbare und die unsichtbare Welt, Diesseits und Jenseits. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 5 M.

Pfizmaier, A., Die älteren Reisen nach dem Osten Japans. Wien, Gerold's Sohn. 1880. Imp.-4. 4 M.

Plümacher, O., Zwei Individualisten der Schopenhauer'schen Schule. Wien, Rosner. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Pohl, R., Autobiographisches. Leipzig, E. W. Fritzsch. Gr. 8. 60 Pf.

Polakowsky, H., Was soll mit den Juden geschehen? Eine Anleitung zur gesetzlichen Lösung der Judenfrage. Berlin, M. Schulze. Gr. 8. 1 M.

Schreiber, E., Grätz's Geschichtsbauerei beleuchtet. Berlin, Issleib. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Seguin, L., Der nächste Krieg. Aus dem Französischen von S. 3te Aufl. Hannover, Helwing. Gr. 8. 3 M.

Siegfried, H., Zwei Betrachtungen über die Antisemitenbewegung in Deutschland. Berlin, Freund u. Jeckel. Gr. 8. 60 Pf.

Simons, E., Hat der dritte Evangelist den kanonischen Matthäus benutzt? Bonn, Strauss. Gr. 8. 2 M.

Smit, J. A. R., Die Transvaal-Republik und ihre Entstehung. Ein historisches Dokument zur Begründung des guten Rechts der Bauern (Boern). Aus dem Holländischen mit Autorisation des Verfassers. Mit 1 Karte von Süd-Afrika. Köln, Mayer. 8. 2 M.

Steiner's, J., Gesammelte Werke. Herausgegeben auf Veranlassung der königlich preussischen Akademie der Wissenschaften. Herausgegeben von K. Weierstrass. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 16 M.

Stummer von Tavarnok, Amalie, Eine kleine Geschichte. Wien, Konegen. 8. 1 M. 60 Pf.

Trenkle, J. B., Die alemannische Dichtung seit Johann Peter Hebel. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen mundartlichen Dichtung. Mit einer Auslese alemannischer Gedichte. Tauberbischofsheim, Lang. 8. 3 M.

Wagner, H. F., Aus dem Zeitalter der Aufklärung. II. Josef Wismayr und Benno Michl. Salzburg, Mayr. 1880. Gr. 8. 60 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 20. —— 19. Mai 1881.

Beaconsfield und Buckle.

1. Endymion. Von Earl of Beaconsfield. (Benjamin D'Israeli.) Aus dem Englischen von C. Böttger. Autorisirte deutsche Ausgabe. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 18 M.

Das vielbesprochene Werk des jüngstverstorbenen Expremiers von England liegt in vorzüglicher Uebertragung und schöner Ausstattung vollständig vor, und kann nun auch der deutsche Leser, der des Englischen nicht kundig ist, oder doch nicht so, daß er mit Genuß einen Roman zu lesen vermag, sein eigenes Urtheil über diese letzte Schöpfung des Veteranen in der Politik und Schriftstellerei fällen. Sie hat, wie der Verfasser selbst und alle bedeutenden, aus dem gewöhnlichen Gleise heraustretenden Männer, die verschiedensten Beurtheilungen erfahren und jedenfalls einen äußerlichen, d. h. pecuniären Erfolg gehabt, wie er selbst in unserer Zeit nur selten vorkommt. Während manche den Roman äußerst langweilig fanden oder zu finden vorgaben — vielleicht weil ihnen der Verfasser antipathisch ist oder andere hier nicht zu nennende Gründe sie dazu bestimmten, das Buch zu verdammen —, kann ich bezeugen, daß viele, nicht Kritiker, sondern unbefangene, gebildete Leserinnen, was bei einem politischen Roman mehr sagen will als Leser, ihn höchst interessant gefunden haben. Es wäre lächerlich, zu sagen: dann waren sie nicht urtheilsfähig; denn da der Hauptzweck eines Romans ist, zu unterhalten, so kommt es nur darauf an, ob dieses Ziel erreicht wird; ist dies der Fall, so kann der Verfasser diejenigen Kritiker verlachen, die, wie jener Arzt, der den wiedergenesenen Patienten der Wissenschaft nach dennoch für todt erklärte, darauf bestehen, daß sein Werk nichts tauge. Auch komme man nicht mit dem abgedroschenen de gust ibus etc.; denn ich möchte wohl ein wirklich langweiliges Kunstwerk, namentlich ein so durch und durch langweiliges, wie gewisse Kritiker „Endymion" finden wollten, sehen, welches im Stande wäre, irgendeinen Geschmack zu befriedigen, geschweige denn so zu unterhalten, daß, wie mir in einem Falle vorgekommen, die Leserin, eine geistvolle, wählerische Frau, ganz hingerissen davon sein könnte. Ein solches Buch muß doch nothwendigerweise gewisse Vorzüge besitzen, wenn auch nicht jeder sie anerkennen will, vielleicht blos weil er mit andern Erwartungen an die Lektüre herangetreten ist. Bei der Empfindung von Langeweile aber, die ja bekanntlich fast in allen Fällen subjectiv ist, werde ich stets an die nicht oft genug zu wiederholende witzige Aeußerung Lichtenberg's erinnert: „Wenn ein Kopf und ein Buch zusammenstoßen und es klingt hohl, muß es dann immer das Buch gewesen sein?"

Freilich ist „Endymion" kein Buch für Backfische oder für schwärmerische Jünglinge; diese werden sich beispielsweise an „Romeo und Julie" ergötzen, während der vollreife, der im Lebensabende stehende Mann den „Hamlet" oder auch „Timon" vorziehen wird. Von einem Beaconsfield nun, der, als er das Buch schrieb, das Leben hinter sich und die höchste gesellschaftliche Staffel erklommen hatte, konnte man kaum nochmals einen Roman nach Art seiner Jugendschriften: „Vivian Grey", „Venetia", „Contarini Fleming", oder auch seiner spätern politischen Romane erwarten, in denen er seine Laufbahn vorzeichnete. In allen seinen Werken spiegelt er sich selbst ab; man kann seine Entwickelung in ihnen wie in einer Autobiographie verfolgen. Sie bilden einen fortlaufenden Commentar zu seinem innern und äußern Leben und schildern es uns, wie Goethe das seinige geschildert hat, in der Form von Wahrheit und Dichtung. Schon sein vorletzter Roman, „Lothair", wich bedeutend von seinem „Coningsby", „Sybil" und „Tancred", jener bekannten Trilogie ab, weil der Verfasser damals schon sein Ziel erreicht hatte und er nicht mehr der aufstrebende Mann war, der seine weitreichenden Pläne ent-

warf und dem Leser einen Einblick in dieselben gewähren wollte, sondern der Minister und mächtige Parteiführer, der bereits die höchste Stufe erklommen hatte, von welcher aus er die Gesellschaft überblickte. Als man ihn einst seiner Jungfernrede wegen im Unterhause verlachte und er in die Worte ausbrach: „Der Tag wird kommen, wo ihr mir zuhören werdet", da hatte sich der damals noch sehr junge Mann, dessen Ehrgeiz durch die eben erfahrene Demüthigung erst recht aufgestachelt worden sein mochte, sein Ziel gesteckt, welches kein anderes war, als England, sein Vaterland, dereinst als Premierminister zu beherrschen. Von dem Momente an hat ihm dieses Ziel nicht nur bei all seinem Thun vorgeschwebt, sondern er ist auch mit aller Macht darauf losgesteuert, und bedenkt man, wie scheinbar aussichtslos ein solches Ziel für den dem jüdischen Stamme entsprossenen jungen Mann damals war, der ohne alle Verbindung mit den Mächtigen des Landes und nur unter den Auspicien des Rufs, dessen sich sein Vater erfreute, als Schriftsteller seine Laufbahn antrat, so muß man wol zugestehen, daß im Bewußtsein der ihm innewohnenden Kraft und Begabung ihn, wie einen Napoleon III., einzig und allein der Glaube an seinen Stern bei der Verfolgung eines solchen Zieles unterstützen und bis zu demselben emportragen konnte. Nehmen wir einmal an, eben dieser Napoleon, der so viel Aehnlichkeit mit Beaconsfield gehabt, hätte als Kaiser einen Roman geschrieben, glaubt man etwa, er wäre nach Art der ersten Bulwer'schen oder D'Israeli'schen oder anderer ähnlicher Gattung ausgefallen? Wer daher „Endymion" mit der Erwartung in die Hand nimmt, er werde einen Liebesroman oder gar, weil der Titel darauf hinzudeuten scheint, eine Idylle darin finden, der wird allerdings enttäuscht werden. Man muß dabei, will man dem Verfasser gerecht werden, vorher den richtigen Gesichtspunkt gefunden haben und nicht minder die Absicht des Schriftstellers ins Auge fassen. Und diese hat er in dem bekanntlich Juvenal entnommenen Motto „quidquid agunt homines" angedeutet und es dem classisch gebildeten Leser überlassen, den Rest selbst zu ergänzen, daß es nämlich ein „farrago" sei, was ihm hier geboten werde. Auch daß die „homines" bei D'Israeli-Beaconsfield nicht die Menschheit umfassen, sondern lediglich die upper ten thousand der englischen, speciell der londoner Gesellschaft: darauf muß der, welcher des Verfassers frühere Werke, von denen hier nur „Sybil" auszunehmen wäre, kennt, ebenfalls gefaßt sein.

Es wird also hier, im „Endymion", ein buntes Allerlei geboten, mit lockerm Zusammenhang, eine Reihe von Bildern aus der höhern Gesellschaft Londons, denen nur ein vereinzeltes, denselben innerlich nicht zugehöriges, aber doch äußerlich sehr nothwendiges Anhängsel hinzugefügt ist: ich meine den fashionablen Schneider — wenn nicht der Mitarbeiter am „Scaramouch" („Punch") hier mit hinzugerechnet werden muß. Im Vordergrund dieser Bilder oder eigentlich Porträts steht natürlich der Held, dessen Namen den Titel bildet, und dessen Schwester Myra, welche die wahre und eigentliche Heldin der Erzählung ist; denn sie, nicht der Bruder, ist das treibende Agens darin; ihr Ehrgeiz fördert die Handlung und setzt den schwachen Bruder in Bewegung. Seinem Namen treu, ist er der schlafende Jüngling, dem Selene den Kuß auf die Stirn drückt, d. h. der fast passiv sich Verhaltende, dem im Schlaf das Glück in den Schos fällt. Man hat sich in England jedoch mit dieser Erklärung des allerdings seltsamen Titels nicht begnügt und daran herumgeklügelt, bis endlich das „Athenaeum", welches zuerst etwas mysteriös auf den historischen Ursprung des Namens hingewiesen und die Bekanntschaft des Publikums mit demselben als selbstverständlich angenommen hatte, wol eines Bessern belehrt, nachträglich folgende Aufklärung darüber zu geben geruhte. Dieselbe ist aber so dunkel und verwirrend, daß sie ein wahres lucus a non lucendo ist, woran freilich der Verfasser selbst schuld ist, der sich darin gefallen hat, schon im Titel der Lesewelt ein Räthsel aufzugeben und sie damit, wie mit sämmtlichen in dem Werke auftretenden Namen und Charakteren, zu mystificiren. Das „Athenaeum" spricht sich darüber nämlich wie folgt aus: „Endymion selbst sagt, es sei ein Familienname, den Endymion Cary in der Zeit Karl's I. geführt hat. Dies ist auch eine von Lord Beaconsfield's kleinen Mystificationen, denn er vermengt hier Lucius Cary (den großen Lord Falkland) mit Endymion Porter. Nun war Endymion Porter der Ahn von Lord Beaconsfield's altem Freunde George Smythe, späterm siebenten Viscgrafen Strangford, und der Name des dritten Viscgrafen Strangford war ebenfalls Endymion."

Wie mit diesem, so ergeht es dem Forscher mit den meisten andern im Buche vorkommenden Namen und Charakteren; man hat da stets ein ignis fatuus vor sich, dem nachzugehen eine vergebliche Bemühung ist, oder Quecksilber, das sich nicht erfassen läßt und dem danach greifenden Finger entschlüpft. Nur einige der Nebenfiguren im Gemälde, und zwar gerade die Größen des Zeitalters, sind unverkennbar; so Graf Ferrol als Bismarck, Prinz Florestan als Napoleon III., Lord Roehampton als Palmerston, Thornberry als Richard Cobden. Ebenso verhält es sich mit den Frauen, unter denen die hervorragendste, Myra, die unfaßbarste ist und allerlei Metamorphosen durchmacht. Als Stilprobe des Verfassers und Uebersetzers folge hier gleich die Schilderung des ebengenannten Lord Palmerston, welche die „Edinburgh Review", also die whiggistische Zeitschrift, die dem Torypremier gegenüber als unparteiische Zeugin angerufen werden kann, für eine der besten im Buche hält:

Der Graf Roehampton war die kräftigste Stütze der Regierung, natürlich mit Ausnahme des Premiers selbst. Er war der Mann, von dessen Charakterstärke und biegsamer Geschmeidigkeit das Land vertrauensvoll erwartete, daß in allen Beschlüssen ein tapferer, doch durch gewandte Besonnenheit gemäßigter Muth nicht fehlen werde. Lord Roehampton war, obgleich Engländer, ein irischer Peer und auch entschlossen, es zu

bleiben, denn er wußte die Stellung vollkommen zu würdigen, welche einen hohen Rang in der Gesellschaft mit der durch einen Sitz im Unterhause verliehenen Macht combinirte. Er war ein sehr ehrgeiziger und, wie man glaubte, weltlicher Mann. Viele hielten ihn sogar für gewissenlos, und doch war er Romantiker. Ein großer Liebling der Gesellschaft, besonders des zartern Geschlechts, hatte er etwas spät im Leben plötzlich eine schöne Frau geheirathet, welche ohne Vermögen und kein Mitglied des Zauberkreises war, in welchem er blühte. Diese Verbindung war eine glückliche gewesen, denn Lord Roehampton hatte ein sanftes Temperament und besaß, obgleich man ihm nachsagte, daß er kein Herz hätte, eine natürliche oder doch anerzogene, gewinnende Zartheit, welche zu gleicher Zeit bezauberte und schmeichelte. Seit zwei Jahren war er nun Witwer, und die Welt war der Meinung, daß er sich wieder verheirathen und diesmal eine standesgemäße Ehe schließen solle. Außer seinen mannichfachen Empfehlungen hatte er jetzt auch noch den unschätzbaren Ruf, ein guter Gatte gewesen zu sein, was ihm früher niemand zugetraut hatte.

Was nun die Handlung betrifft, so ist sie bei D'Israeli-Beaconsfield nur Nebensache. Er scheint hierin derselben Theorie wie der unten erwähnte Buckle gehuldigt zu haben, nach welcher der Aufbau nicht Hauptsache eines guten Romans sei. Von größerer Wichtigkeit, meint er, wäre die Sprache, d. h. der Dialog, und namentlich die dramatische Kraft desselben. Man vergleiche in dieser Beziehung, fügt er hinzu, z. B. Walter Scott und G. P. R. James. Auch „Endymion" durchzieht nur ein dünner Faden von Handlung, die in weiter nichts besteht als in dem Emporkommen des Titelhelden, der, wie bereits erwähnt, angespornt vom Ehrgeiz seiner ihn innig liebenden Schwester und unterstützt von der Liebe und den Mitteln einer aristokratischen Dame, von den bescheidenern Regierungsämtern, wie der Verfasser, bis zur Premierschaft steigt. Die Zeit, welche diese Handlung mit ihren Vorstufen durchläuft, datirt von der Reformbill und reicht bis auf unsere Tage hinab. Wir haben also, trotz aller Verdeckung und Verstellung, ein Spiegelbild der D'Israeli'schen Laufbahn, freilich nicht seines wahren Charakters, vor uns, wobei ja selbst die einzige Schwester, die er gehabt, nicht fehlt und seine Gattin wol durch Adriana vertreten ist. Die eigentliche Handlung aber ist das Auftreten der mannichfaltigen, in der politischen Welt und der höhern Gesellschaft hervorragenden Männer und Frauen der Zeit, wenn man diese Ausfüllung des Gemäldes Handlung nennen darf. Es sind lebende Figuren, tableaux vivants, die der Verfasser mit großem Geschick und oft mit Bewährung seiner satirischen Ader vor uns auftreten läßt, und wie scharf er da, wo er gewollt, getroffen hat, konnte man an der Rache sehen, mit welcher „Punch", hier „Scaramouch" genannt, sofort nach dem Erscheinen des Werks den Verfasser verfolgte.

Ich schließe mit den Worten des erwähnten Artikels in der „Edinburgh Review": „Im ganzen schließen wir diese Bände nicht ohne Dankbarkeit gegen den Verfasser für die Unterhaltung, die er uns verschafft hat. Man darf den Verdacht hegen, daß er dabei die Gesellschaft, die Politik, seine Leser auslacht. Was thut's? Wir können mit ihm lachen. Ein solches Buch au grand sérieux, wie die Franzosen sagen, zu nehmen, würde ein Irrthum sein; als satirisches Lebensgemälde jedoch, mit den Verwandlungen einer Weihnachtspantomime, hat es das Verdienst, eine ungeheuere Anzahl Leser zu unterhalten, und zwar vom Cabinetsminister zu Whitehall, der seine Depeschen beiseitewirft, um das Buch zu verschlingen, bis zum californischen Goldgräber oder australischen Schäfer, die sich einbilden, sie finden in diesen Blättern einige Züge von dem, was in einer andern Hemisphäre vorgeht, worin sie sich freilich etwas irren könnten. Dies sind nur die gefärbten Schatten aus der Zauberlaterne des Lebens; die Lampe darin scheint, wir wollen es hoffen, mit reinerm und stetigerm Lichte."

2. Henry Thomas Buckle's Leben und Wirken. Von Alfred H. Huth. Auszugsweise umgearbeitet von Leopold Katscher. Leipzig. Winter. 1881. 8. 3 M. 60 Pf.

Unter den drei Gründen, welche Katscher zur Rechtfertigung seiner Bearbeitung dieser Biographie anführt, muß der Unterzeichnete zu seinem aufrichtigen Bedauern den ersten bestreiten. Ich staunte nicht wenig, die betreffende Behauptung in einem von der Winter'schen Verlagshandlung verlegten Buche zu finden. Katscher, dessen Unbekanntschaft mit meiner Uebersetzung schon eher zu entschuldigen ist, sagt nämlich, er habe die Arbeit unternommen, weil es bisher gar keine Buckle-Biographie gegeben habe, weder eine deutsche noch eine englische. Nun hat aber dieselbe Handlung bereits im Jahre 1867 meine Uebersetzung der „Essays by Henry Thomas Buckle with a Biographical Sketch of the Author" (Neuyork, Appleton u. Comp. 1866) veröffentlicht; die biographische Skizze darin nimmt im englischen Texte 30, in meiner Uebersetzung 24 Seiten ein. Kann man da wol noch sagen, es habe bisher gar keine Buckle-Biographie gegeben? So etwas sollte in der Literatur doch nicht vorkommen. Ich glaube eher annehmen zu dürfen, es habe gedachte Skizze den Lesern und Verehrern Buckle's bisher vollkommen genügt: es ist ja nicht nöthig, daß man, wie es freilich heutzutage Mode ist, vom Leben und Wesen eines Gelehrten alles aufs umständlichste erfahre, oft ja nur zum größten Schaden des Betreffenden und zur Schmälerung seines Rufs, wie wir das jetzt an Thomas Carlyle erlebt haben, dessen von Froude nur zu schnell nach Carlyle's Tode veröffentlichte „Reminiscenzen" ihn als einen unliebenswürdigen, neidischen, also egoistischen und kleinlichen sowie infolge von Verdauungsschwäche griesgrämlichen Menschen erweisen. Und gerade die allzu große Ausführlichkeit der Huth'schen Biographie hat ja Katscher zu einer bedeutenden Kürzung derselben bestimmt, sodaß aus den zwei starken Bänden der englischen eine nur 228 Seiten umfassende deutsche geworden ist.

Was nun die vorliegende Biographie betrifft, so hat sie ein Mann wie Buckle trotz dem, was ich oben gesagt,

unstreitig verdient, und wird man sie willkommen heißen. Ich für meine Person bin ein so großer Bewunderer der „Geschichte der Civilisation" und Verehrer des Verfassers derselben, daß ich auch Huth nicht zu ausführlich finde für mein Verlangen nach Kenntniß des genialen Autodidakten. Sein Werk, obschon ein Bruchstück, ragt unter gleichartigen und vielen andern Werken, wie der Montblanc unter den Alpen hervor, und England wird allezeit mit Stolz auf dasselbe als eine der bedeutendsten Leistungen seiner genialen Kinder hinweisen dürfen. Buckle's Lebenslauf hat manche Aehnlichkeit mit dem Schopenhauer's, insofern beide Söhne wohlhabender Kaufleute, von den Vätern zu diesem Stande bestimmt waren und auch wirklich in denselben eintraten und darin verblieben, bis der mächtige Wissenstrieb in ihnen die Oberhand gewann und sie sich dem Studium widmeten, um schließlich der Welt unsterbliche Werke zu hinterlassen, nur daß Schopenhauer vorher eine regelrechte Gymnasial- und akademische Bildung genoß, während Buckle bereits mit seinem vierzehnten Jahre die Schule verließ und seine ausgebreiteten Sprachkenntnisse, ebenfalls wie Schopenhauer, auf Reisen und mit Hülfe von Sprachlehrern, seine übrigen Kenntnisse aber lediglich durch Selbststudium sich erwarb. Beide haben so ihre Anschauungen mehr aus der Schule des Lebens geschöpft als aus den Büchern und diese nur dazu benutzt, jene zu erweitern, zu bestätigen und — zu widerlegen. Man athmet daher in den Werken beider dieselbe Luft; man fühlt jeden Augenblick, daß man sich hier nicht auf ausgetretenem Gleise befindet, sondern neue Bahnen betritt; der Gesichtskreis wird erweitert, leuchtet auch keine freundliche Sonne darüber und ist der Himmel getrübt, ja tief umwölkt. Doch ich gerathe in Jean Paul's Schilderung des Schopenhauer'schen Werks hinein und will, um nicht des Plagiats bezichtigt zu werden, lieber jene „Meisterskizze", wie Gwinner mit Recht sie bezeichnet, anführen: „Schopenhauer's «Welt als Vorstellung und Wille» (sic), ein genial philosophisches, kühnes, vielseitiges Werk, voll Scharfsinn und Tiefsinn, aber mit einer oft trost- und bodenlosen Tiefe, vergleichbar dem melancholischen See in Norwegen, auf dem man in seiner finstern Ringmauer von steilen Felsen nie die Sonne, sondern — in der Tiefe nur den gestirnten Taghimmel erblickt." Trifft dieses Bild nicht gleichfalls genau den Charakter des Buckle'schen Werks, in welchem uns mit wissenschaftlicher Strenge die unerbittlichen Gesetze aufgedeckt werden, nach denen wir handeln, und denen wir nicht entrinnen können, es sei denn durch Selbstmord, welcher selbst wieder einem strengen Gesetze unterliegt? Aber in noch zwei andern Eigenschaften sind die Werke beider sich ähnlich, wovon die eine in den eben angeführten letzten Worten Jean Paul's angedeutet ist, nämlich in der Klarheit und — füge ich hinzu — der Wahrheit. Wie der Einzelne im Leben nicht gern die Wahrheit hört, so wenden sich die Menschen im allgemeinen auch gar zu gern von solchen Werken ab, welche sie aussprechen, und stets wieder denen zu, die sie übertünchen, bemänteln und unter gleisnerischer Hülle ihren Augen entziehen. Der Mensch kann sie eben nicht ertragen und nimmt deshalb immer wieder die bekannte Stellung des Straußes an und verbirgt seinen Kopf in den Sand, um — nicht zu sehen. Daher sucht man sich der Lehren beider, Schopenhauer's und Buckle's, zu erwehren; man bekämpft sie, sucht sie beiseitezudrängen, wirft sie zur Thür hinaus, gerade wie es der armen „Frau Wahrheit" in Marggraff's schöner Ballade erging — allein was hilft's? Die Wahrheit bleibt dennoch stehen. Damit soll nicht gesagt sein, daß alles, was die beiden gelehrt haben, wahr sei, oder daß sie in allen Fällen die ganze Wahrheit lehren; jedenfalls aber sind mehr Wahrheitskörner in ihren Schriften enthalten als in den meisten andern Werken der Philosophen und philosophischen Historiker.

Ich wurde noch besonders durch so manche in den hier mitgetheilten Briefen Buckle's ausgesprochenen, mit Schopenhauer genau übereinstimmenden Ansichten auf diese Parallele geführt, wenngleich sie durch beider Lebenslauf und Werke schon nahe genug lag. Zu meinem Bedauern sehe ich eben, daß ich mir nur eine einzige Stelle angestrichen habe. Sie lautet: „Wird man durch Feindseligkeit nicht vernichtet, so gedeiht man durch sie" (Brief an Frau Bowyear, September 1861). Ebenso schrieb mir Schopenhauer: „Ein Angriff, der seinen Mann nicht niederwirft, stärkt ihn." Außerdem denke man an beider Cölibat, an ihre Lebensweise, welche hier in der Huth'schen Biographie natürlich ausführlicher beschrieben ist als in der von mir übersetzten Skizze und in den in Zeitschriften früher erschienenen Schilderungen, an seine Sparsamkeit, die er jedoch nicht aus Geiz, sondern zu dem Zwecke übte, um sich wie Schopenhauer seine Unabhängigkeit behufs der Muße zu seinen Studien zu erhalten, und zur fortwährenden Vermehrung seiner Bibliothek (sie bestand zu einer Zeit aus 22000 Bänden), endlich an die vierzehn Jahre, während deren er in aller Stille an seinem großen Werke arbeitete, oder vielmehr sich darauf vorbereitete, wie Schopenhauer auf das seinige, namentlich in Dresden, und man wird noch viele andere Aehnlichkeiten zwischen den beiden großen Denkern finden. Unähnlich waren sie sich nur darin, daß Buckle an seiner Mutter die beste, innigste Freundin und Förderin seines Werks hatte, wie er ihr auch den ersten Band desselben widmete, und sie mit gleicher Innigkeit und Wärme liebte; daß er durch sie eine hohe Meinung von den geistigen Fähigkeiten des Weibes hatte; daß er Kinder liebte, wovon wir bei Schopenhauer nichts wissen, und — kein Misanthrop war. Daß er ein ausgezeichneter Schachspieler war, sei nur nebenher mit erwähnt, da ich nicht die Absicht habe, seine Biographie hier nachzuschreiben. Nur das sei noch berichtet, daß er die beiden Söhne seines Freundes und Wirthes Henry Huth, von denen der eine, der Verfasser des vorliegenden Buchs, damals vierzehn, der jüngere erst elf Jahre alt war, als Begleiter auf seine

Reise nach Aegypten mitnahm, von wo er nicht wieder zurückkehren sollte. Er widmete sich ihnen und ihrer Erziehung mit der größten Sorgfalt und vertrat an ihnen Vater- und Mutterstelle. Noch in seinen letzten Stunden lächelte er milde, so oft die beiden Kinder das Zimmer betraten, und murmelte, nachdem er sie zu sich herangewinkt hatte, um sie zu küssen: „Arme Kinder!" Am nächsten Morgen verschlimmerte sich die Krankheit, die ihn zu Boden geworfen, da wo er Genesung gesucht hatte, und um 10$^{1}/_{4}$ Uhr vormittags hauchte er seinen Geist aus: am 29. Mai 1862, im noch nicht vollendeten einundvierzigsten Jahre seines Lebens.

Am Schlusse der Biographie vertheidigt der Verfasser seinen Helden gegen die von einer Seite erhobene Beschuldigung, Buckle sei blos ein Plagiator von Comte gewesen, und weist die Nichtigkeit dieses Vorwurfs nach. Das Buch liest sich sehr angenehm, und der Uebersetzer hat keinen geringen Antheil an diesem Verdienste, da er diesmal recht gewandt und fließend ins „geliebte Deutsch" übertragen hat.

David Asher.

Georg Büchner.

Georg Büchner's sämmtliche Werke und handschriftlicher Nachlaß. Erste kritische Gesammtausgabe. Eingeleitet und herausgegeben von Karl Emil Franzos. Mit Porträt des Dichters und Ansicht des züricher Grabsteins. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1879. 8. 8 M.

In Willkomm's „Jahrbüchern für Drama, Dramaturgie und Theater" (I, 5, 6) beginnt eine Besprechung von Büchner's hochinteressantem, doch durchaus nicht bühnenfähigem Drama „Danton's Tod", das 1835 bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. unter dem schiefen, nicht vom Autor gebilligten Nebentitel: „Dramatische Bilder aus Frankreichs Schreckensherrschaft", erschienen war, mit dem kühnen Satze: „Georg Büchner, der Dichter, und Georg Danton, sein Held, haben ein ziemlich ähnliches Schicksal gehabt, schon darin ähnlich, daß sie jetzt beide todt sind." Auch in der Literatur ist Büchner lange Zeit hindurch fast todt gewesen, und seines titanisch-wilden Genius Wirken und Schaffen lag wie eine Mumie wohleingewickelt unter dem Glasdeckel eines Museums in den Literaturgeschichten zur oberflächlichen Schau aus. Denn so richtig und wichtig auch die Aussprüche der namhaften Literaturhistoriker über diesen merkwürdigen Jüngling waren, konnten sie doch nicht die sorgfältige Lektüre von seinen Werken ersetzen, welche nur in einer unvollständigen, 1850 erschienenen Ausgabe vorhanden und schwer zugänglich geworden waren. Da ist nun die erste kritische Gesammtausgabe der sämmtlichen Werke und des handschriftlichen Nachlasses mit doppelter Freude zu begrüßen. Karl Emil Franzos hat dieselbe herausgegeben und mit einer trefflichen Biographie, die freilich nur bis zum Erscheinen von „Danton's Tod" von ihm selbst herrührt, eingeleitet.

Franzos führt uns in Büchner's Aelternhaus zu Goddelau, einem Dorfe bei Darmstadt, in welchem der Vater als Districtsvogt wohnte. Hier ward Georg Büchner am 17. October 1813 als „einer der letzten und jüngsten Unterthanen, die dem Rheinbunde zugewachsen", geboren. Seine Mutter, Karoline Büchner, geborene Reuß, war eine edle Frau, von ebenso glühender Liebe für Deutschland und deutsches Volksthum beseelt, wie ihr Gatte von Verehrung für den Weltbezwinger Napoleon. Trotz dieser scharfen Gegensätze war die Ehe eine glückliche, „auch von materiellem Gedeihen begleitet"; denn in Georg's drittem oder viertem Lebensjahre wurde der Vater mit erhöhtem Range und Gehalt nach Darmstadt versetzt. Bis zu seinem zehnten Jahre wurde Georg von seiner Mutter unterrichtet, die eine herrliche Frau gewesen sein muß, während der Vater, wie er uns aus dieser Schilderung entgegentritt, nicht gerade einen angenehmen und freundlichen Eindruck macht. Im Herbst 1823 bezog Georg das Gymnasium zu Darmstadt und besuchte dasselbe in vollständigem Cursus bis zum Herbst 1831. Er war „ein guter Schüler, der Location nach einer der ersten", doch nach übereinstimmendem Ausspruch seiner Coätanen mehr von Ehrgeiz als von wirklichem Schulfleiß getrieben. Entschieden trat eine Vorliebe für die exacten Wissenschaften hervor, die freilich damals noch weniger Pflege als heute auf den Gymnasien fanden. Von dichterischer Begabung zeigte sich bei Büchner zu jener Zeit noch keine Spur: „Die deutschen Aufsätze, die er bis in sein sechzehntes Jahr hinein lieferte, waren überaus schwach und unbedeutend." Auch ein paar Gedichte, die er nach damaliger Mode bei festlichen Gelegenheiten an die Aeltern richtete, sind sehr schwach und zeigen durchaus nichts Originales.

Ein mächtiger Umschwung in seinem ganzen Wesen trat in seinem siebzehnten Jahre ein; „jene bange Schwüle, welche der Julirevolution voranging", reifte seinen Sinn, und am Feuer des politischen Enthusiasmus entflammte sich auch seine Begeisterung für andere ideale Ziele. Er besann sich auf sich selbst, und in ungemein kurzer Zeit reifte der Knabe zum Jüngling, der sich mit höchstem und reinstem Ernst in die größten Fragen vertiefte und in mächtigem Freiheitsdrange begierig nach Vernichtung alles Zwanges im politischen und religiösen Leben strebte. Damals begann er auch, sich ernstlich mit den Werken der großen Dichter zu beschäftigen; Shakspeare, Homer, Goethe und die „Volkspoesie" studirte er mit Eifer, während er sich mit dem Rhetorischen in Schiller's Schriften nicht befreunden konnte. Er selbst jedoch hat von seinem sechzehnten bis zum zweiundzwanzigsten Jahre nichts gedichtet. Im

September 1831 verließ er das Gymnasium und ging nach Straßburg, um dort auf des Vaters Wunsch in der medicinischen Facultät seine Studien zu beginnen, deren Hauptgegenstände Zoologie und Anatomie sein sollten. Zwei Jahre blieb er dort:

Es sind dies die glücklichsten, heitersten Jahre seines Lebens gewesen, dabei von bestimmendstem Einfluß auf sein späteres Geschick. Hier gewann er volle Klarheit über seine wissenschaftliche Eignung, hier erhielt sein politischer Enthusiasmus den Schliff und die Schärfe einer bestimmten Parteimeinung, hier erlebte sein Herz den Frühling seiner ersten und einzigen Liebe.

Franzos gibt nun eine sehr gute und anschauliche Schilderung von dem geistigen Leben, das sich dort um den jungen Studenten wob und kräftig auf ihn wirkte. Der kernig deutschen Art, die sich in vielen Kreisen trotz der französischen Herrschaft noch unverdorben erhalten hatte, wandte er sich mit treuem Herzen zu; so fand er sich bald heimisch in der Familie des protestantischen Pfarrers Jaeglé, bei der er in Wohnung und Kost getreten war. Die Tochter des Hauses, Minna, ein liebliches, kluges Mädchen, ward später seine Braut.

Sein Verkehrskreis außer dem Hause war ausgezeichnet durch die Freundschaft von Baum, Bödel, Follenius und namentlich der Brüder Stöber, auf welche alle der geniale Jüngling einen eigenen Zauber ausübte. In seinen Studien war er sehr fleißig; er beschäftigte sich neben den Fachstudien mit modernen Sprachen, besonders dem Italienischen und Französischen. Auch mit der deutschen Literatur hielt er sich vertraut und nahm Antheil an den poetischen Bestrebungen seiner Freunde Stöber, wenn er auch, wie er später an Gutzkow schrieb, „kein Verehrer der Manier à la Schwab und Uhland und der Partei war, die immer rückwärts ins Mittelalter greift, weil sie in der Gegenwart keinen Platz ausfüllen kann“.

Sein schon auf der Schule entflammter Eifer für eine freiheitliche Umgestaltung der politischen Verhältnisse fand in Straßburg reichste Nahrung, und es ist kein Wunder, daß er in dieser Gegend, wo „unter allen Provinzen zuerst die Tricolore entfaltet worden war“, zum radicalen Republikaner wurde.

So überspannt und unreif er war, ging er doch scharf auf sein Ziel los, indem er die Mitwirkung der großen Masse als das Wichtigste ansah und die „große Magenfrage“ in den Vordergrund gestellt sehen wollte. Und mit welch unheimlicher Beredsamkeit spricht er über diese später in seinen agitatorischen Schriften, unheimlich und gefährlich. Der früher oft ausgesprochenen Meinung, er sei persönlich am frankfurter Attentat vom 3. April 1833 betheiligt gewesen, hält der Herausgeber einen Brief entgegen, den Georg am 5. April an seine Aeltern schrieb und in dem er zwar Sympathie mit den Urhebern jenes Putsches, doch zugleich seinen festen Entschluß ausspricht, sich an keiner revolutionären Bewegung zu betheiligen, da solche „im gegenwärtigen Zeitpunkt“ doch nur erfolglos sein könne.

Im Juli 1833 verließ er Straßburg, um nach den gesetzlichen Bestimmungen Hessens seine Studien an der Landesuniversität Gießen fortzusetzen. Der Abschied von Straßburg, wo er Braut und Freunde zurückgelassen hatte, war für ihn verhängnißvoll; denn in Gießen verbitterte sich sein Gemüth und riß ihn in den bisher vermiedenen Strudel. Zu seiner tiefen Verstimmung mag der erste Grund wol in dem Zwange gelegen haben, den sein Vater hinsichtlich seines Studienplans auf ihn ausübte. Georg wollte sich jetzt ganz auf die Naturwissenschaften werfen, während der Vater ihn zum medicinischen Brotstudium zwang. Das war sein Unglück; denn „so ward ihm das Studium, das ihn in Straßburg mit Eifer, Freude und Zuversicht erfüllt, in Gießen zur Qual und zum Ekel“. Dazu kam der Ton, der unter den Studenten in Gießen herrschte; Büchner's ganze Natur sträubte sich dagegen, am Kneipleben des deutschen Bruder Studio theilzunehmen, und verhielt sich gegen alles Commentwesen, alle studentische Exclusivität so ablehnend, daß er sich nicht einmal der gießener Burschenschaft anschloß. So mußte er in seinem Groll und seinem Verkennen der Eigenthümlichkeit deutschen Universitätswesens in Einsamkeit verbittern und vergrillen, und so sehen wir ihn plötzlich im Winter von 1833 auf 1834 thätig in die politischen Wirren eingreifen, was er in Straßburg noch verschworen hatte.

Der Herausgeber widmet dieser wichtigen Periode im Leben Büchner's einen sehr eingehenden Bericht, der für die Geschichte jener Tage, und zwar nicht nur für die hessische, höchst interessant ist. Für uns genügt hier zu wissen, daß Büchner, als die hessische Regierung am 2. November 1833 die Kammern auflöste und die Reaction übergewaltig auf das Land drückte, dem Schuldirector Friedrich Ludwig Weidig zu Butzbach bei Gießen näher trat und sich der Partei desselben, die einst „das Centrum alles Unheils, die Bundesversammlung in Frankfurt“, hatte sprengen wollen, zuwandte.

Was ihn dazu veranlassen konnte, sich gerade damals der ganz aussichtslosen Sache der Revolution anzuschließen, ist bei ihm wol nur aus seinem eigenen verzweifelten Gemüthszustande zu erklären; nur darum konnte er mit solchem Fiebereifer zur scharfen Feder des Pamphletisten greifen und jedem Geheimbunde beitreten. Zwei wichtige Ereignisse sind hier noch zu erwähnen: auf Veranlassung seiner Braut verlobte er sich unter Zustimmung der Aeltern jetzt öffentlich mit ihr; bald darauf befiel ihn, den die Aufregungen des letzten Jahres sehr mitgenommen hatten, eine schwere Krankheit, eine Gehirnentzündung, die er jedoch mit der Kraft der Jugend überwand. Frisch und energisch nahm er nun seine Bestrebungen auf politischem Gebiete, von denen er nicht lassen konnte noch mochte, wieder auf. Wie er mit einem „curiosen und abenteuerlichen Gesellen“, August Becker, einem sogenannten Studenten der Theologie, zusammenkam, was er mit ihm und Weidig plante, wie er sich dann von letzterm, der sich aus der Stiftung geheimer Bünde nichts Segensreiches versprach,

der überhaupt, wie Franzos sehr richtig hervorhebt, als „Mann der christlich-germanischen Schwärmerei" im Grunde den schärfsten Gegensatz zu dem „atheistischen Naturforscher", dem „von modernen Ideen durchtränkten Jüngling" bildete, immer mehr abwandte und im März 1834 in Gießen eine Gesellschaft gründete, die sich aus Studenten und Bürgern rekrutirte, ist hier nicht des Genauern zu verfolgen. Auch der Gang der folgenden Ereignisse sei hier nur skizzenhaft angegeben. Büchner mahnte seine Genossen in Erkennung der „Magenfrage" an die materiellen Interessen und „predigte den Bund der politischen mit der socialen Revolution". Während Weidig jene anstrebte, ging Büchner auf diese los mit seiner gefährlichen Flugschrift, dem „Hessischen Landboten". Er schrieb dieselbe im April 1834, und im Juli 1834 erschien sie als Flugblatt; sie wird hier im vierten, quellenmäßig festgestellten Abdruck mitgetheilt. Ihre Sprache ist schon ganz von der wilden Kraft des Geistes erfüllt, welcher im „Danton" seinen betäubenden Donner rollen läßt. Weidig ließ das Erscheinen des „Hessischen Landboten" (welcher Titel übrigens von ihm, nicht von Büchner selbst herrührte) nur ungern zu und gab nicht eher seine „heftigen Proteste" auf, als bis Büchner alle Aenderungen Weidig's anzunehmen versprach. So wurde nach der von Franzos angeführten Angabe Becker's z. B. „die Vornehmen" statt „die Reichen" gesetzt und dem Manuscript Büchner's, das „eigentlich eine schwärmerische Predigt gegen den Mammon" gewesen sei, durch solche und weitere Aenderungen Weidig's ein noch gehässigerer Charakter aufgedrückt.

Gleich nach Erscheinen des Pamphlets sprachen sich Professor Jordan in Marburg, Dr. Hundeshagen und namentlich die von Weidig beeinflußten Bürger Butzbachs heftig gegen diese „allzu scharfe, ja ekelhafte" Schrift aus, und es war kein Wunder, daß sich die hessische Polizei eifrig dahinter machte, dies Pamphlet und seine Beförderer zu unterdrücken. Wie Büchner der Verhaftung entging, während sein Freund Minnigerode, der die Schrift hatte verbreiten sollen, im Kerker wahnsinnig und todkrank wurde, daß er ihr entgehen mochte, ist zum Verwundern.

Ende August kehrte er nach Darmstadt zu den Aeltern zurück und blieb dort unter höchst peinlichen Verhältnissen bis Ende Februar 1835. Peinlich mußten diese Verhältnisse schon dadurch sein, daß der Medicinalrath Büchner als loyaler Staatsdiener mit herbem Groll, als Vater mit schwerer Sorge auf die Bestrebungen des Sohnes sah.

Georg, der damals seinen „Danton" plante und schrieb, war so gedrückt und ängstigte sich so vor des Vaters Groll, daß er die Werke über die Französische Revolution, z. B. Mirabeau's „Briefe an seine Wähler", wenn er solche im Laboratorium studirte, unter einem großen Atlas der Anatomie versteckte, damit ihn der Vater nicht ertappe. Das Knabenhaft-Unreife in ihm kann wol nicht schärfer und trauriger charakterisirt werden als durch diesen vom Herausgeber erzählten Zug. Dabei behielt er immer noch Fühlung mit „der Partei" und führte den Vorsitz in der darmstädter Gesellschaft der Menschenrechte, die in einem verfallenen Häuschen insgeheim ihr Wesen trieb und in einem Kornspeicher Säbel- und Bajonnetfechten übte.

Unter solchen Verhältnissen schrieb er am „Danton" selbst „am Secirtische des Laboratoriums und während jener Stunden, wo Dr. Büchner nicht zu Hause war; anatomische Tafeln, mit welchen er das Manuscript bedecken konnte, lagen stets aufgeschlagen auf dem Tische. Außerdem hielt (sein Bruder) Wilhelm Wache und meldete rechtzeitig die Heimkehr des Vaters".

Da erhielt er wiederholt gerichtliche Vorladungen; einige seiner Freunde, mit denen er noch kurz vorher berathen hatte, wurden verhaftet; hastig vollendete er die Reinschrift seines Dramas und schickte sie an Gutzkow nach Frankfurt; eine erneute Vorladung vor Gericht ließ ihn die ganze Gefahr seiner Lage erkennen. So floh er, vielleicht mit seiner Mutter Wissen, aus dem älterlichen Hause über die französische Grenze (1835). Nun wollte er auf eigenen Füßen stehen und schrieb den Aeltern: „Ich stehe jetzt ganz allein, aber gerade das steigert meine Kräfte."

Der Vater wandte sich schweigend von ihm ab. Gutzkow aber erkannte die außerordentliche dichterische Begabung des flüchtigen Jünglings und nahm sich seiner in schönster Weise an. Er suchte den „Danton" druckfähig zu machen, aber der Verleger Sauerländer, „obwol einer der muthigsten und freisinnigsten Verleger Deutschlands", nahm trotzdem noch Anstand und vertraute das Werk Eduard Duller zur weitern Bearbeitung für die Drucklegung an. So erschien dasselbe Anfang Juli 1835 im Buchhandel, nach Gutzkow's Worten „als ein nothdürftiger Rest des Werks, die Ruine einer Verwüstung". Duller gab dem „Danton" noch den oben erwähnten geschmacklosen Nebentitel.

So weit hat K. E. Franzos die Biographie Büchner's selbst geführt; was erübrigt, ist aus der Biographie herübergenommen, die der Ausgabe von „Büchner's Werken" 1850 beigegeben war.

Während nun sein „Danton" von Gutzkow in die Literatur eingeführt wurde, lebte Büchner in Straßburg, wo er sich wieder seinen Studien zuwandte und neben den streng wissenschaftlichen Arbeiten, namentlich in der vergleichenden Anatomie, auf Veranlassung Sauerländer's Victor Hugo's „Tudor" und „Lucrezia Borgia" mit glänzendem Geschick übersetzte. Seine eifrigen Studien, die er meistens bis Mitternacht fortsetzte, „führten ihn zur Entdeckung einer früher nicht gekannten Verbindung unter den Kopfnerven des Fisches". Er machte sich im Winter 1835—36 daran, hierüber eine Abhandlung zu schreiben, und beendigte dieselbe im März 1836. Im Sommer desselben Jahres schrieb er sein Lustspiel „Leonce und Lena", um damit den von der Cotta'schen Buchhandlung ausgesetzten Preis für das beste Lustspiel zu erringen; er versäumte jedoch den festgesetzten Termin

und erhielt es uneröffnet zurück. Um dieselbe Zeit schrieb er seinen „Wozzeck", der leider Fragment geblieben ist, und erhielt von Zürich, wohin er jene Abhandlung geschickt hatte, neben dem Doctordiplom der philosophischen Facultät die Aufforderung zu einer Probevorlesung in Zürich, um, wenn diese gefiele, das Recht des Docirens zu erhalten. Er ging dorthin, und unter der aufmunternden Anerkennung, die seine wissenschaftlichen Arbeiten daselbst fanden, lebte er neu auf; aber am 2. Februar 1837 erkrankte er, und trotz der liebevollsten Pflege, die ihm seine Braut und seine Freunde widmeten, starb er am 19. Februar im Alter von $23^1/_2$ Jahren.

Um ihn trauerten alle, welche aus den ersten, wilden Sprüngen dieses jungen Genius dessen hohe Kraft erkannten; dem Dichter des „Danton" wurden prächtige Grablieder gesungen, und die Studenten Zürichs haben ihm unter der deutschen Linde bei Zürich ein Denkmal gewidmet, das die Verse Herwegh's zeigt:

Ein unvollendet Lied sinkt er ins Grab,
Der Verse schönsten nimmt er mit hinab!

Doch ein besseres und dauernderes Denkmal hat ihm Franzos mit dieser Gesammtausgabe geweiht, deren größtes Verdienst nicht die etwas weitschweifige Biographie, nicht die philologisch-strenge Feststellung der Lesarten, sondern die Reconstruction des „Wozzeck" ist.

Ueber Büchner's Drama „Danton's Tod" wird sich auch jetzt, wo das Werk in authentischer Form vorliegt, nichts Wichtigeres sagen lassen, als was schon beim Erscheinen desselben als „Ruine einer Verwüstung" besonnene Kritiker darüber sagten. Es ist höchst interessant, es zeugt von tiefstem Ernst im Blicke des rückwärts gewandten Propheten, als welcher der Dichter hier angesehen werden darf, und es schildert mit einer fast unheimlichen Gewalt alle Schrecklichkeiten der gewaltigsten, fürchterlichsten aller Revolutionen; aber da man überall auf die schärfste Ecke der Tendenz gestoßen wird, schreckt das ästhetische Gefühl, das bei einer Dichtung wie bei jedem andern Kunstwerk doch stets die erste und wichtigste Stimme hat, zurück, und wenn sich nun gar das Werk als Drama der Kritik aussetzen muß, so kann diese trotz der Gewalt Büchner'scher Diction und Gestaltungskraft doch nicht umhin, den Kopf verneinend zu schütteln. Denn für die Bühne ist dies Drama bei seinen Sprüngen und dann wieder langen Pausen in der Handlung unmöglich und wird sich auch von keinem Bearbeiter für dieselbe retten lassen. Wie schade um so manche vortreffliche Scene darin, vor allem die Scene zwischen Danton und Robespierre, in der sich ihre Wege auf immer scheiden; wie schade um so manches geistreiche und um so manches innige Wort, das nun fast in den Wind gesprochen ist! Aber ein Drama, das nicht mit stetem Hinblick auf die Forderungen der Bühne geschrieben ist, wird in den meisten Fällen ein todtgeborenes Kind sein.

Aber auch wo Büchner die Bühne selbst im Auge hatte (und das hatte er doch wol, wenn er mit seinem Lustspiel um den von der Cotta'schen Buchhandlung ausgesetzten Preis ringen wollte), selbst also in „Leonce und Lena", fehlt der richtige Druck, durch den alles zusammengeht und sich zu einem Gesammtbilde gestaltet. Außerdem sind die Situationen gesucht, die meisten Charaktere blasirt, und die Witze oft kahl und frostig, wenn sie nicht gar, wie in der Traurede des Hofpredigers, einfach gemein sind.

Das Wichtigste und Beste, was uns Büchner hinterlassen hat und für dessen Herstellung die Literatur dem Herausgeber zu größtem Danke verpflichtet ist, das ist das Trauerspiel-Fragment „Wozzeck". Freilich ist es nur ein Fragment, das Franzos mit der größten Mühe durch chemische Mittel aus dem unleserlichen Manuscript reconstruirt und lesbar gemacht hat; freilich ist das Ganze noch roh, zerfahren und zerflattert, aber abgesehen von einigen schrullenhaften, ja verrückten Scenen, bietet es wahrhaft Ergreifendes und unvergeßlich Schönes.

Die Geschichte ist, wenn man die erwähnten Verdrehtheiten und Sonderbarkeiten beiseiteschiebt, sehr einfach und dadurch so ergreifend. Franz Wozzeck, ein Mann von dreißig Jahren, dient als gemeiner Soldat weiter (der freundliche Leser erinnere sich, daß das Fragment 1836 geschrieben ist), um seine Löhnung und seinen kärglichen Nebenverdienst als Raseur u. s. w. seinem Mädchen zu geben, damit diese sich und seinen unehelichen Sohn davon knapp, doch redlich erhalte. Aber Marie ist noch jung und schön; der Hunger und der Neid auf die Glücklichen thun gar so weh; sie rennt dem stattlichen Tambourmajor in die Arme und verräth den getreuen, braven Wozzeck. Als dieser es erfährt, brütet er Rache und ersticht Marie auf einem Spaziergange im Walde. Er selbst sucht in der Schenke sein Gewissen zu betäuben, und als das Blut an seinen Kleidern Verdacht erweckt, treibt es ihn an die Stelle des Mordes. Er will das Messer holen, mit dem er die That vollbracht hat; er schleudert es in den Teich und läuft dann im ausbrechenden Wahnsinn selbst in diesen hinein. Eine einfache, grausige Mordgeschichte, aber mit eminenter Kraft psychologischer Wahrheit vorgetragen und im Kämpfen der Charaktere gegen den aufsteigenden Entschluß zu Treubruch oder Mord, in der furchtbaren Qual der Gewissensangst nach vollbrachter, vom Geschick fast aufgezwungener Missethat wahrhaft tragisch. Es sei hier die kleine Scene der Marie nach dem Treubruch eingeschoben:

Mariens Stube.

Marie (allein, blättert in der Bibel). „Und ist kein Betrug in seinem Munde erfunden worden."... Herrgott, Herrgott! Sieh mich nicht an! (Blättert weiter.) „Aber die Pharisäer brachten ein Weib zu ihm, so im Ehebruch lebte, und stellten sie vor ihn." (Liest murmelnd weiter, dann mit gehobener Stimme): „Jesus aber sprach: So verdamme ich dich auch nicht, geh' hin und sündige hinfort nicht mehr." (Schlägt die Hände zusammen.) Herrgott! Herrgott! — ich kann nicht — Herrgott! gib mir nur so viel, daß ich beten kann. (Das Kind drängt sich an sie.) Der Bub gibt mir einen Stich ins Herz. Fort! Das brüst sich in der Sonne! Nein komm, komm her! (Beginnt zu erzählen.) Es war einmal ein König. Der Herr König hatt' eine goldene Kron und eine Frau Königin und ein klein Büblein. Und was

aßen sie alle? Sie aßen alle Leberwurst.... Der Franz ist nit gekommen, gestern nit, heute nit.... Mir wird heiß, heiß! (Reißt das Fenster auf.) Wie steht es geschrieben von der Magdalena — wie steht es geschrieben? „Und kniete hin zu seinen Füßen und weinte und küßte seine Füße und netzte sie mit Thränen und salbte sie mit Salben."...(Schlägt sich auf die Brust.) Heiland! ich möchte dir die Füße salben — Heiland, du hast dich ihrer erbarmt, erbarme dich auch meiner!...

Das ist die Sprache der höchsten Poesie, die Sprache der Natur.

Psychologisch interessant ist auch das Novellen-Fragment „Lenz", welches die Genesis des Wahnsinns in diesem unglücklichen Universitätsfreunde Goethe's schildert.

Beigegeben sind dann noch Proben aus den „Uebersetzungen", die erste Scene der zweiten Handlung aus „Maria Tudor", und die erste Scene der dritten Handlung aus „Lucrezia Borgia"; „Der Hessische Landbote", jene oben des Oefteren erwähnte tolle Flugschrift, einiges aus den anatomischen und philosophischen Schriften Büchner's, eine Auswahl aus seinen Briefen und ein Anhang, der am Schluß einen interessanten Artikel über die Familie Büchner bringt; doch würde es zu weit führen, wenn dies bunte Allerlei hier noch des Genauern besprochen werden sollte. Wer sich aber für Büchner's äußeres und inneres Leben interessirt, wird viel Wissenswerthes darin finden. Wir nehmen hier Abschied von dem Buche, das uns das Leben und Wirken Georg Büchner's zum ersten mal vollständig und übersichtlich bietet. Auch sein Porträt und eine schöne Abbildung seines Grab- und Denksteins unter der deutschen Linde bei Zürich sind dem stattlichen Bande beigegeben.

Reinhard Mosen.

Gneisenau's Biographie.

Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neidhardt von Gneisenau. Von G. H. Pertz. Vierter Band: 1814. 1815. Fünfter Band: Schluß. Von Hans Delbrück. Berlin, G. Reimer. 1880—81. Gr. 8. 20 M.

Volle elf Jahre sind verflossen, seitdem die von G. H. Pertz unternommene große Biographie Gneisenau's mit dem Erscheinen des dritten Bandes (1869) in einen fast hoffnungslos erscheinenden Stillstand gerathen war. Es lag eben in der Art, welche den um unsere historische Wissenschaft so hochverdienten Pertz in spätern Jahren kennzeichnete, daß er eine einmal begonnene Arbeit nicht aus der Hand gab, auch wenn er sich selbst sagen mußte, er werde bei seinem hohen Alter und seiner zunehmenden Kränklichkeit nicht im Stande sein, dieselbe zu Ende zu führen oder auch nur noch ernstlich zu fördern. Lieber ließ er sie zum Nachtheil der Wissenschaft und zum Kummer der Jünger derselben in seinem Pult aussichtslos liegen, ehe er sich entschloß, die von ihm gesammelten Materialien und deren Bearbeitung jüngern und rüstigern Kräften zu übergeben. Es ist bekannt, wie sehr unter diesem Zuge des vortrefflichen Mannes namentlich das große nationale Unternehmen der Sammlung der Quellen für die deutsche Geschichte des Mittelalters eine Reihe von Jahren gelitten hat. Auf den gleichen Anlaß ist auch die elfjährige Unterbrechung zurückzuführen, welche in der Fortführung und Vollendung der großen Gneisenau-Biographie eingetreten ist. Erst durch den Tod Pertz' wurden die in dessen Händen befindlichen Materialien frei. Im Auftrage der gräflich Gneisenau'schen Familie und auf Wunsch des Verlegers übernahm ein jüngerer Historiker, Hans Delbrück, der Erzieher des inzwischen so früh verstorbenen Prinzen Waldemar von Preußen, die Bearbeitung der von Pertz gesammelten Materialien; doch erwies sich bald eine Vervollständigung derselben als dringend nothwendig. Alles das erklärt den langen Zeitraum, welcher zwischen dem Erscheinen des noch von Pertz veröffentlichten dritten Bandes und dem des Schlußbandes der Gneisenau-Biographie verflossen ist. Um so willkommener aber ist dieser: denn nun endlich sind wir im Stande, das Bild des genialen Feldherrn abzuschließen und in alle Einzelheiten hinein auszuführen.

Es war natürlich, daß derjenige, der die Vollendung der unvollendet hinterlassenen Arbeit übernahm, sich dabei an die von Pertz gewählte Anlage des Ganzen band und die Form seiner Darstellung der seines Vorgängers insoweit anpaßte, als unerlaßlich war, um die äußere und die innere Einheit der Arbeit möglichst zu wahren. Daher treffen die Ausstellungen, welche gegen die drei von Pertz vollendeten Bände des großen Werks erhoben werden mußten, auch die Fortsetzung und den Schluß, obgleich diese von anderer Hand herrühren. Streng genommen kann man nämlich das Werk gar nicht als eine Biographie Gneisenau's bezeichnen: es ist mehr ein Urkundenbuch zu einer künftigen Biographie desselben als eine Sammlung von Briefen und Denkschriften Gneisenau's, welche chronologisch geordnet und durch eine sehr knapp und dürftig ausgefallene biographische Erzählung rein äußerlich zusammengehalten werden. Das, was Pertz und was Delbrück zu den von ihnen mitgetheilten Gneisenau'schen Papieren hinzugethan haben, ist wenig und erreicht nirgends auch nur annähernd den Reichthum und die Energie der Darstellung, welche uns aus jeder Zeile, die aus Gneisenau's Feder geflossen, mit zündender Gewalt entgegensprühen. Zu bedauern ist dies vor allem deshalb, weil ein Buch, das nicht eine künstlerisch ausgeführte Biographie, sondern nur eine Sammlung von Materialien — freilich kostbaren Materialien — darbietet, immer nur einen beschränkten Leserkreis finden wird, volleuds wenn es fünf starke Bände umfaßt: und doch hätte gerade die lichte Heldengestalt dieses großen Schlachtendenkers, dieses glühenden Patrioten und schneidigen Poli-

tikers, dieses uneigennützigen, reinen und liebenswürdigen Menschen vor vielen andern verdient, dem deutschen Volke in anschaulicher Unmittelbarkeit vor Augen gestellt zu werden, damit Tausende sich in ihrer Betrachtung erheben und mit verwandten Gesinnungen erfüllen möchten!

Dem zeitlichen Umfange nach ist der Inhalt der vorliegenden zwei Bände sehr ungleich: der vierte behandelt die Jahre 1814 und 1815, der fünfte die letzten funfzehn Jahre von Gneisenau's Leben. Die Anordnung des Stoffs durch Delbrück weicht von der bei Pertz beobachteten insofern vortheilhaft ab, als hier erst die Ereignisse eines größern Zeitraums in zusammenhängender Erzählung berichtet werden und dann die auf denselben Zeitraum bezüglichen Briefe an und von Gneisenau und sonstigen Materialienmittheilungen folgen. Der eigentlich geschichtliche oder biographische Theil ist so weniger zerrissen, und die werthvollen Stücke aus Gneisenau's ausgebreiteter Correspondenz gewinnen an Verständlichkeit und Interesse. In dieser Weise bietet uns der vierte Band eine um Gneisenau als Mittelpunkt gruppirte Geschichte erst des Feldzugs von 1814, dann des kurzen friedlichen Zwischenspiels 1814—15 und endlich des Feldzugs von 1815, die glänzendsten und größten Tage aus Gneisenau's Leben, wo es demselben bei Ligny und bei Belle-Alliance endlich einmal vergönnt war, den Krieg im großen Stil nach seinen Grundsätzen, in seiner Weise zu führen, ohne Rücksicht nehmen zu müssen auf fürstliches Dreinreden und diplomatische Velleitäten. Herrlich sind die Briefe Gneisenau's aus jenen unvergeßlichen großen Tagen: in jeder Zeile athmen sie Kühnheit, Zuversicht, Entschlossenheit und das glückselige Gefühl höchster Befriedigung, welches den großen Feldherrn erfüllen mußte, als es ihm vergönnt war, gleichsam als ein von Gott auserwähltes Werkzeug den Mann, in dem er die Verkörperung des bösen Princips haßte und an dessen Bekämpfung er sein Leben gesetzt hatte, von der kaum wiedergewonnenen Höhe niederzuschmettern in den Abgrund, sodaß er für alle Zeit unschädlich wurde. Um so leidenschaftlicher ist sein Unwille über die Erbärmlichkeit des zweiten Pariser Friedens und über den schnöden Undank, mit dem Preußen von den eifersüchtigen Großmächten gelohnt wurde.

Ein ganz anderes Bild bietet uns der letzte Theil von „Gneisenau's Leben". Für einen Mann wie Gneisenau war der Friede überhaupt nichts; ganz unerträglich aber mußte einem solchen der Friede sein, wie er sich unter dem wachsenden Einfluß der Reaction auch für ihn gestaltete. Er war erst kurze Zeit als Generalgouverneur der Rheinlande, dann nach einer Zeit der Ruhe auf dem Ehrenposten eines Gouverneurs von Berlin thätig; daneben wurde er als Mitglied des Staatsraths in die wichtigen politischen Discussionen jener Zeit gezogen, um bald zu der Erkenntniß zu kommen, daß er da mit einigen wenigen gleichgesinnten Freunden vergeblich gegen die erstarkende Reaction ankämpfte. Er selbst wurde der Gegenstand der Verdächtigung, niedriger Spionage und gemeiner Denunciation, und dem gleichen Schicksal entgingen auch seine nächsten Bekannten nicht. Außerordentlich unerquicklich ist das Bild der preußischen Zustände, welches uns aus seinem Briefwechsel in den zwanziger Jahren entgegentritt, und wir können dem Herausgeber Delbrück nicht beistimmen, wenn er den Versuch macht, die bittern Urtheile, welche Gneisenau und sein Freundeskreis über Personen und Zustände jener Zeit fällten, als unberechtigt oder doch als zu hart und durch eine gewisse persönliche Verstimmung beeinflußt darzustellen, ja sogar auszuführen, daß in dem Preußen jener Tage alles aufs beste bestellt gewesen und eben damals der Grund gelegt worden sei zu der künftigen Größe Preußens.

Um so anziehender, ja unwiderstehlich fesselnd tritt uns in den Briefen aus dieser Zeit der Mensch Gneisenau entgegen. Wie rührend und dabei so klar und verständig ist die Sorge für seine Kinder, die ihm während seines unsteten Kriegerlebens fast fremd geworden waren: man lese die herrlichen Briefe an und über seine Tochter Agnes während der Zeit, da Scharnhorst's Sohn Wilhelm, damals Major, nicht ganz nach Gneisenau's Wunsch, um dieselbe warb, und dann wieder die rührenden Berichte über den frühzeitigen Tod der glücklichen jungen Frau und Mutter, oder den kostbaren Briefwechsel mit dem von Clausewitz'schen Ehepaar, aus welchem uns die wahrhaft ideale Freundschaft, welche diese Menschen miteinander verband, lebendigst entgegentritt — und man wird von dem erquickenden und erhebenden Gefühl durchdrungen werden, daß man es hier mit einem edeln und guten, einem trotz aller Großthaten unendlich bescheidenen und tief dankbaren Manne zu thun hat. Wie schön spricht Gneisenau das selbst einmal aus in dem Schreiben, womit er am 10. November 1829 seinem Freunde Gröben für die ihm zu seinem siebzigsten Geburtstage dargebrachten Glückwünsche dankt:

> Daß ich je meinen siebzigsten Geburtstag feiern würde, hatte ich nimmer gedacht. Wenn ich mein langes Leben überschaue und die Wohlthaten überzähle, die mir unverdient von Gott geworden, und welche treue Freunde er mir hat zugewendet, so ist mein Herz mit Dank erfüllt gegen denjenigen, von dem mir alles dieses geworden. Mein ganzes Leben erscheint mir als ein Wunder. Wie ich als mutterloser, von meinem Vater, der auf Abenteuer in der Welt herumirrte, nicht unterstützter Knabe barfuß in die Schule ging, nachher von meinen Großältern aus dieser Dürftigkeit befreit wurde, aber von Jesuiten und Franciscanermönchen nur einen geistig dürftigen und abergläubischen Unterricht erhielt, dagegen von einem ehemaligen protestantischen Prediger Bücher besserer Art erhielt, die das Bedürfniß besserer Lektüre in mir erregten; wie ich späterhin mein kleines großväterliches Erbe verschwendete und in die peinlichsten Verlegenheiten gerieth; wie ich mich aus allen Verirrungen glücklich retten konnte, oder vielmehr durch höhere Hand gerettet wurde: dies alles muß mir als ein Wunder erscheinen. Wie der König mich unter so vielen andern, die höher standen als ich, gerade mich zum Befehl in Koblenz ernannte, mich fortwährend erhob, mir in unsern Feldzügen durch seine Aufträge Beweise eines hohen Vertrauens gab, alles das begreife ich nicht. Meinem Erstaunen darüber kommt nur meine Dankbarkeit gleich.

Bekanntlich ist es Gneisenau am Abend seines Lebens noch einmal vergönnt gewesen, in die ihm allein völlig zusagende ernstliche militärische Action einzutreten. Als infolge der Ereignisse des Jahres 1830, welche Gneisenau als Gegner Frankreichs wie Belgiens fanden, und infolge des polnischen Aufstandes die preußische Armee theilweise mobilisirt und zur eventuellen Unterstützung Rußlands an der polnischen Grenze aufgestellt wurde, erhielt Gneisenau am 6. März 1831 das Obercommando. Mit Staunen sahen seine Gehülfen die wahrhaft jugendliche Energie, Umsicht und Schnelligkeit des greisen Feldherrn, der, so sehr er sonst wol über die Gebrechen des Alters geklagt hatte, wie wiedergeboren erschien durch die Lust, am Abend seines Lebens noch einmal ein ganz selbständiges Commando zu führen, womöglich erst die polnische Rebellion niederwerfen zu helfen, dann nach dem Rhein zu eilen und sich in dem eine Zeit lang drohenden Kriege mit Frankreich neue Lorbern zu gewinnen. Die Erfüllung dieser Hoffnung war ihm nicht beschieden. Noch am 9. August 1831 schrieb er seiner Gattin, er würde, wenn ihm gestattet wäre, die Art seines Todes zu wählen, nächst einer Kanonenkugel oder einem sanften Schlagfluß die Cholera wählen — die eben damals von Rußland her ihren Einzug in Deutschland hielt und namentlich in dem von Gneisenau befehligten Heere manches Opfer forderte. In der Nacht vom 22. zum 23. August verfiel er dieser Krankheit; schon am 23. August war er eine Leiche.

Nicht ohne Ergriffenheit, aber auch nicht ohne ein Gefühl der Erbauung nimmt man Abschied von diesem reinen, den edelsten Gütern nachstrebenden Soldatenleben, das in seiner ganzen Herrlichkeit und seinem ganzen Reichthum zu erkennen erst uns Nachlebenden vergönnt gewesen ist. Aber gerade im Hinblick auf die Lichtgestalt, als welche uns Gneisenau in einer an großen und edeln Männern wahrlich nicht armen Zeit erscheint, möchten wir den Wunsch aussprechen, daß auf Grund der Pertz-Delbrück'schen Biographie, welche einen größern Leserkreis kaum finden dürfte, eine für das große Publikum lesbare Darstellung von dem Leben und Wesen des einzigen Mannes von sachkundiger Hand und mit Geschmack ausgearbeitet werde: wir können uns denken, daß eine solche ein Volksbuch im besten Sinne des Worts werden und eine Verbreitung finden und ähnlichen Nutzen stiften würde wie Droysen's classisches „Leben York's".

Hans Prutz.

Ueber Rußland und russische Zustände.

1. Berlin und St.-Petersburg. Preußische Beiträge zur Geschichte der russisch-deutschen Beziehungen. Zweite Auflage. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1880. 8. 6 M.
2. Iwan Turgénjew. Vortrag von J. J. Honegger. Basel, Schweighauser. 1880. Gr. 8. 80 Pf.

Die vorstehend genannte Schrift „Berlin und St.-Petersburg" (Nr. 1) hat ein gewisses Aufsehen gemacht und darum in kurzer Zeit zwei Auflagen erlebt. Es ist aber eine bekannte Thatsache, daß nicht alle Bücher, welche einen großen Leserkreis und einen schnellen Absatz finden, einen bedeutenden innern Werth besitzen. In gewisser Beziehung trifft dies auch bei dem in Rede stehenden Buche zu. Dasselbe ist durchweg polemisch und tendenziös gehalten; sein historischer Werth ist sehr zweifelhafter Natur. Auf den ersten Anblick macht es den Eindruck, als ob es von höhern, wohlunterrichteten Kreisen in Berlin inspirirt worden wäre. Bei einer genauern Betrachtung kommt man indeß zu einem ganz andern Schlusse. Der anonyme Verfasser, in welchem man leicht den Autor von „Jungrussisch und Altlivländisch" erkennt, hat seine Schrift als „Preußische Beiträge zur Geschichte der russisch-deutschen Beziehungen" bezeichnet, und damit der preußische Charakter der Arbeit noch schärfer hervortreten soll, sind die Vorbemerkungen zu beiden Auflagen von Berlin datirt. Der Verfasser, ein gewandter Publicist und bekannt durch eine ganze Anzahl interessanter Bücher über deutsch-russische Verhältnisse und Zustände, hat aber weder seinen dauernden Aufenthalt in Berlin, noch ist er ein geborener Preuße und tief eingeweiht in die preußische Staatskunst. Er mag immerhin gewisse Beziehungen zu einigen preußischen Politikern haben, aber dieser Umstand gibt ihm nicht das Recht, sich als Preuße zu geriren und durch die Bezeichnung seines Buchs als „Preußische Beiträge" bei dem arglosen Publikum den Schein zu erwecken, als sei er durch seine Geburt, seine Kenntnisse und seine Verbindungen besonders dazu legitimirt, Preußens Verhältnisse zu Rußland klar und gründlich darzulegen. Der baltisch-deutsch-russische Autor hätte besser gethan, seine Ansichten mit offenem Visir auszusprechen und die interessanten Mittheilungen, welche ihm offenbar von russischer Seite her zugegangen sind, in möglichst objectiver Weise zu verwerthen, statt in einseitiger und dabei nicht selten oberflächlicher Manier Rußland den Krieg zu erklären und Preußen, insonderheit das preußische Königshaus, herabzusetzen. Was uns persönlich anlangt, so fühlen wir nicht die geringste Sympathie für Rußland und begrüßen die jüngste Schwenkung, welche Fürst Bismarck der deutsch-russischen Politik gegeben hat, als heilsam für Deutschland mit Freuden; aber man soll große politische Verhältnisse auch von einem höhern Standpunkte und mit unbefangenem Blicke beurtheilen und sie nicht auf das Prokrustesbett einer beschränkten, wenn auch ehrlichen Parteimeinung legen. Trotz alledem hat die Arbeit des Anonymus manche verdienstliche Seiten; gewisse Partien des Buchs sind mit großem Fleiße und mit unleugbarer Sachkenntniß zusammengestellt und tragen entschieden zur bessern Erkenntniß

des specifischen Russenthums bei; aber diese Verdienste vermögen doch nicht den oben ausgesprochenen Tadel als unberechtigt erscheinen zu lassen. Das Unternehmen des Autors, unter der Maske eines preußischen Patrioten die preußisch-russischen Freundschaftsbeziehungen historisch zu beleuchten, wird in einer etwas derben Art durch Heinrich von Treitschke im letzten Maiheft der „Preußischen Jahrbücher" durch folgende altpreußische Erzählung illustrirt: „In dem Rheinfeldzuge von 1793 schimpfte einmal ein preußischer Grenadier weidlich auf König Friedrich Wilhelm II.; als aber ein österreichischer Kamerad mit einstimmte, da gab ihm jener eine Ohrfeige und sprach: So was darf ich sagen, nicht du; denn ich bin ein Preuße." Ob diese Erzählung ganz hierher paßt und auf den anonymen Autor mit Recht Anwendung findet, lassen wir dahingestellt sein.

Das Buch zerfällt in drei Hauptabschnitte, von denen der erste „Zu Zeiten des Kaisers Nikolaus", der zweite „Der polnische Aufstand von 1863" und der dritte „Das neue Deutschland und das neue Rußland" betitelt ist. Der beigefügte Anhang enthält zweierlei: das Memorial des Kaisers Nikolaus über die preußischen Angelegenheiten von 1848 in französischem Text, und eine Beschreibung der warschauer Zustände in den Jahren 1863 und 1864.

Der erste Abschnitt schildert die Zeiten, „in denen es an der Spree keine bessere Empfehlung als diejenige russischer, keine schlechtere als diejenige deutscher Gesinnung gab, und in welcher Männer, die auf den Namen preußischer Patrioten Anspruch erhoben und die in gewissem Sinne preußische Patrioten waren, die russische Livree öffentlich trugen". Was über die russische Gesinnung Louis Schneider's gesagt wird, ist leider vollständig wahr; im übrigen enthält das Kapitel wenig oder gar nichts Neues. Die zwar nüchterne, aber doch in hohem Grade selbständige preußisch-deutsche Politik Friedrich Wilhelm's III. wird nicht genügend anerkannt, mit Recht dagegen die klägliche Rolle verurtheilt, welche Preußen unter Friedrich Wilhelm IV. Rußland gegenüber spielte. Dieser geistvolle, aber wenig energische Fürst war in keiner Weise in politischen Fragen der selbstbewußten, festen Haltung des Kaisers Nikolaus gewachsen. Die traurigen Tage von Warschau und Olmütz vermag natürlich auch Heinrich von Treitschke nicht zu beschönigen. Daß übrigens der russische Selbstherrscher, der sich für den geborenen Vertheidiger und Beschützer des Legitimitätsprincips in Europa hielt, in der That daran dachte, mit seiner Kriegsmacht die freisinnigen Bewegungen in Preußen im Jahre 1848 niederschlagen zu helfen, geht nicht nur aus dem vom Verfasser mitgetheilten Memorial des Kaisers Nikolaus hervor, sondern wird auch durch andere Umstände bestätigt. Interessant ist in dieser Beziehung der nachstehende, vom Autor der Wahrheit gemäß erzählte Vorfall:

Im Herbst des Jahres 1848 wohnte der commandirende General des ersten Armeecorps, der spätere Feldmarschall Graf Dohna, in allerhöchstem Auftrage den russischen Manövern bei, welche unweit der preußischen Grenze unter der persönlichen Leitung des Kaisers Nikolaus abgehalten wurden. Bei Gelegenheit einer unter vier Augen geführten Unterredung im kaiserlichen Zelte sprach der Graf seine Bewunderung über die Tüchtigkeit der ihm vorgeführten Truppen aus, um sodann durch die plötzliche Frage des Kaisers: „Ihnen gefallen meine Truppen? Nun wohl — diese Truppen sind zu Ihrer Verfügung, wenn Sie an der Spitze derselben gegen das meuterische Berlin marschiren wollen!" überrascht zu werden. Der Graf gab die einzige, für einen Edelmann und Offizier mögliche Antwort — die Antwort, „daß ein preußischer General nie anders als auf Befehl seines Königs marschire". Nikolaus kam auf seinen Vorschlag nicht wieder zurück und gab, indem er beim Abschied seine mit Dohna geführten Gespräche in des Grafen W. Adlerberg Gegenwart recapitulirte, ohne der Sache Erwähnung zu thun, zu verstehen, daß er auf Schweigen rechne.

Die Richtigkeit dieser Erzählung wird durch die als Manuscript gedruckten Denkwürdigkeiten des Grafen Dohna und durch Leopold von Ranke in dessen Biographie Friedrich Wilhelm's IV. bestätigt.

Der zweite Abschnitt, welcher den polnischen Aufstand von 1863 behandelt, sucht darzuthun, daß die Ideen „einer in panslawistischer Absicht zu schließenden polnisch-russischen Conföderation" ungescheut in der nächsten Umgebung des russischen Kaiserthrons ihr Wesen treiben durften, daß durch Preußen Rußland große Dienste in der Unterdrückung jenes Aufstandes geleistet wurden, daß aber diese fast durchweg höchst uneigennützigen Dienste bei der übergroßen Mehrheit des russischen Volks keinerlei Anerkennung fanden. Beachtenswerth ist, worauf der Verfasser am Schlusse dieses Kapitels aufmerksam macht, daß bei der im October 1879 abgehaltenen Feier des funfzigjährigen Jubiläums des polnischen Schriftstellers Kraszewski panslawistische Demonstrationen in deutschfeindlichem Sinne stattfanden, und daß diese Demonstrationen an der Newa mit begeistertem Beifall aufgenommen wurden.

Im dritten und letzten Abschnitt seines Buchs führt der Autor mit seltener Belesenheit in der russischen Tagesliteratur den allerdings kaum noch nöthigen Beweis, daß in der modernen russischen Gesellschaft die antideutschen Stimmungen entschieden vorherrschen, und daß diese feindseligen Gefühle gegen uns nach dem berliner Friedensvertrage noch gewachsen sind. Mit Recht begrüßt der Verfasser das durch den Fürsten Bismarck angebahnte freundschaftliche Verhältniß zwischen dem Deutschen Reiche und dem österreichisch-ungarischen Kaiserstaate als ein erfreuliches Ereigniß. Es ist gewiß zu wünschen, daß dieses Verhältniß von Dauer sei, sowol im Interesse Oesterreichs als Deutschlands; es kann und wird aber nur von wirklicher Dauer sein, wenn in dem polyglotten Donaureiche selbst das deutsche Element maßgebend ist und bleibt.

Alles in allem genommen hat die vorliegende Schrift nur das Verdienst, den längst anerkannten Antagonismus zwischen Deutschthum und Slawenthum wieder einmal scharf hervorgehoben zu haben. Daß dabei ein besonderer Haß gegen Rußland zu Tage tritt, ist erklärlich und ver-

zeihlich; nur war es, wie gesagt, ganz unnöthig, daß sich dieser Haß, um wirksam zu sein, in ein specifisch preußisches Gewand hüllte.

Die kleine Schrift von J. J. Honegger: „Iwan Turgénjew" (Nr. 2), ist ein besonderer Abdruck aus dem fünften Bande der von einer Anzahl schweizerischer Professoren herausgegebenen „Oeffentlichen Vorträge". Der Name des Verfassers hat auf dem Gebiete der modernen Literatur- und Culturgeschichte einen guten Klang, und sein unlängst erschienenes Buch „Russische Literatur und Cultur" darf als ein werthvoller Beitrag zur Kenntniß der Literatur- und Culturgeschichte von Rußland angesehen werden. Wie nun Honegger sich in seinen größern Werken als ein zuverlässiger und geistvoller Forscher in literarhistorischen Dingen bewährt hat, so entrollt er uns auch in der vorliegenden kleinen Abhandlung mit Sachkenntniß und psychologischem Scharfblick in scharfen, kräftigen Zügen ein treffliches Charakterbild eines der größten russischen Sittenzeichner.

Iwan Turgénjew begann, wie der Verfasser nachweist, seine literarische Laufbahn als erbitterter Gegner des Instituts der russischen Leibeigenschaft, und obwol dieselbe jetzt nicht mehr rechtlich existirt, so klingt der früher mit Leidenschaft geführte Kampf gegen dieses Institut doch immer noch in einzelnen der jüngsten Schriften Turgénjew's scharf und deutlich nach. In dem Bann der Schopenhauer'schen Philosophie stehend, legt der russische Novellist und Sittenmaler die Wunden seines Vaterlandes bloß, aber er heilt sie nicht. Honegger sagt:

> Er führt die unglücklichen Streiter nicht zur Resignation, noch weniger zur durchgekämpften innern Ruhe, auf der andern Seite auch nicht gern zum Selbstmorde. Aber er läßt sie als unvollendete und unbefriedigte Geschöpfe (créatures brisées) stehen. Das sind die Typen jener 1840er Generation, die unter dem eisernen Zaren Nikolaus zur Selbstauflösung bestimmt war; sie stellen die ganz unnütz in beredten und verzettelten Anstrengungen sich abarbeitende Kraft dar, das traurige Product einer traurigen Gesellschaft.

Ueber den Lebenslauf Turgénjew's genügen hier folgende wenigen Worte: Iwan Sergjewitsch Turgénjew ist am 9. November 1818 zu Orel in Mittelrußland geboren und gut westländisch gebildet; er war im Ministerium des Innern, daneben auch journalistisch thätig und früh poetisch geweckt. Beim Tode des großen russischen Humoristen Gogol, im Jahre 1852, traf ihn nach Willkürbefehl kurze Haft und Verbannung, weil er in einem Essay es gewagt hatte, den genialen Verstorbenen einen großen Mann zu nennen, während man in Regierungskreisen darauf ausging, in den Augen der russischen Nation das Andenken an den gefeierten Dichter herabzusetzen. Nach 1855 hat Turgénjew fast immer im Auslande gelebt, in Italien, in Frankreich und in Deutschland. Fast alljährlich ging er auf einige Monate in die Heimat, um die Fühlung mit ihr nicht zu verlieren. So hat er jüngst gethan und ist dort, zum Verdruß der regierenden Kreise, ungemein gefeiert worden. Hinsichtlich seines äußern Lebenslaufs ist Turgénjew einer der seltenen glücklichen unter den russischen Autoren, einer der wenigen, die nicht zu frühem und gewaltsamem Untergange bestimmt waren; denn es liegt, wie Honegger ausführlich nachweist, ein fatalistisches Geschick auf den großen russischen Autoren. „Die russische Literatur ist eine Liste von Märtyrern oder ein Register von Sträflingen."

Der Verfasser geht einige der bedeutendsten der Turgénjew'schen Schriften genauer durch und hebt die darin enthaltene Charakteristik und intensive Seelenzeichnung, welche bald überraschend, nicht selten bewältigend, bald ernst, bald humoristisch oder beißend ironisch ist, gebührend hervor. Wenn wir nicht irren, verdanken die russischen Nihilisten Turgénjew ihren Parteinamen; in einer ganzen Reihe seiner Compositionen finden wir Zeichnungen des Nihilismus, den der klare Kopf des Dichters in seiner vollen maßlosen Hohlheit und Verderbtheit begreift und darlegt. Honegger schließt seine Arbeit mit der folgenden allgemeinen Abstraction:

> Turgénjew und gleicherweise die andern Häupter russischer Literatur sind mächtig und einflußreich geworden durch die eigenthümliche, uns fast fremdartig anschauende Verknüpfung zweier ganz verschiedenen Grundzüge: des angeborenen russischen Wesens mit dem anerzogenen westländischen. Turgénjew steht voran unter den großen Meistern, welche die volle abendländische Cultur in sich aufgenommen und innerlich verarbeitet haben. Das ist das ganze Räthsel seiner Größe. Und daraus ergibt sich eine zwingende Folgerung für alle russische Fortschrittsbewegung. Von den widersprechendsten Factoren bewegt und zerrissen, hin- und hergewürfelt und aufgewühlt — von der absolutistischen Despotie und dem nihilistischen Revolutionsgeist, ohne Halt und Ruhe, hat Rußland nur zwei Wege vor sich. Will es gemäß den panslawistischen und slawophilen Träumereien und Phantastereien — denn etwas anderes sind sie nicht! — die westländische Bildung von sich abstoßen, so wird es nach mongolisch-chinesischer Weise stehen bleiben, eine vom modernen Culturleben abgelöste Insel. Und da das im Zeitalter der Eisenbahnen und Telegraphen denn doch nimmermehr angeht, so ist es in allen Fragen des Fortschritts an die abendländische Civilisation gewiesen, und wie die Dinge heute liegen, am allerstärksten an die deutsche. Wohl oder übel, gern oder ungern, in Frieden oder in Feindschaft, ob es wolle oder sich widerstrebend bäume — der deutschen Cultur und ihren Lebensprincipien muß auch jener halbasiatische Koloß sich beugen!

So Honegger. Ob seine halb culturhistorische, halb politische Schlußbemerkung richtig ist, wird erst die Folge lehren. Der Beachtung werth ist jedenfalls die Thatsache, daß nicht nur in dem halb asiatischen Rußland, sondern auch in dem republikanischen Nordamerika dem deutschen Elemente eine hohe Bildungsaufgabe gestellt zu sein scheint.

Rudolf Doehn.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Aus den letzten Veröffentlichungen der Tauchnitz'schen Sammlung erwähnen wir „Lost in the Post and other Tales" von Johnny Ludlow (Mrs. Henry Wood), kleine Erzählungen, die wir ihren größern Werken vorziehen; ferner „A Village Commune" von Ouida, worin die bekannte Verfasserin die italienischen Dorfzustände des heutigen Tages in schrecken- und mitleiderregender Weise schildert, doch wol nicht ohne Uebertreibung, trotzdem sie im Anhange so manche Belege aus dem wirklichen Leben zur Bestätigung ihrer erdichteten Fälle anführt. Das Buch wäre zu einem Textbuch für die Socialisten in ganz Europa vortrefflich geeignet und dürfte leicht in alle Sprachen unsers Erdtheils übersetzt werden, erlangten jene Kenntniß von dem Inhalt. Daß die Verfasserin auch in diesem ganz ausgesprochenen Tendenzroman wieder viel Geschick hat, wird nur der gegen sie Eingenommene leugnen können; allein ihre jedenfalls menschenfreundliche und anerkennenswerthe Denunciation des geeinigten Italiens leidet an einem Fehler — there is a flaw in the indictment — wie man sich in der englischen Rechtssprache ausdrückt: sie sagt uns, die Wahl der Vorgesetzten läge in den Händen der Bauern; nun wenn jene ihre Gewalt so arg misbrauchen, wie Ouida es schildert, und so schonungslos gegen die armen Menschen verfahren, daß man glaubt über Rußland, nicht über das schöne und seit lange civilisirte Italien zu lesen, so ist es ja ihre, der Bauern eigene Schuld, wenn sie nicht besser wählen. Aber freilich — lassen sich Wahlen manipuliren!

„A Confidential Agent" von James Payn ist, was die Handlung betrifft, im Stil von Wilkie Collins gehalten, sehr spannend und gewandt geschrieben. Endlich sei „Flitters, Tatters and the Counsellor" von May Laffan, welches außer dieser genannten Erzählung noch zwei andere: „Game Hen" und „Baubie Clark" enthält, als sehr gelungene Schilderungen verlassener Menschen aus den Straßen Dublins erwähnt und empfohlen.

Auch Band 161 der Asher'schen Sammlung: „Adam and Eve" von Mrs. Parr gehört der bessern Gattung von Romanen an. Er ist psychologisch fein ausgearbeitet, namentlich ist Eva's Freundin und Cousine, die zwar ungebildete, aber reizend natürliche und herzensgute Joan, eine Perle liebevoller und gründlicher Charakteristik, und sind auch die Schilderungen der landschaftlichen Scenerie sehr gelungen zu nennen.

— Aus der neuern italienischen Literatur liegt uns ein kleines, recht zierliches Bändchen „Versi" von Giulio Bisa vor (Milano, Frutelli Damolard), welches außer mancher reizenden Originaldichtung auch einige vorzügliche Uebersetzungen aus dem Englischen und Deutschen enthält, unter den letztern der „Erlkönig", „Der erste Verlust", „An die Sorge" von Goethe und „Die Lektion" und „Lorelei" von Heine. So gelungen aber auch z. B. die Uebertragung vom „Erlkönig" ist, so scheint doch die Sprache des Südens solchen dem nordischen Nebel entsprungenen Dichtungen nicht so recht angemessen. Möglich aber, daß dies nur subjectives Gefühl des Ausländers ist, dem die fremde Sprache, namentlich der Poesie, nicht den Eindruck macht wie dem geborenen Italiener.

— „Le Manuscrit de M. Larsonnier" von H. Cochin ist zwar ein Buch sonderbaren Inhalts: das Tagebuch eines Professors nämlich, der in seinem vorgerückten Alter bei seiner Kränklichkeit und infolge von Unglücksfällen an der Monomanie leidet, es gehe die Zeit für ihn zurück, anstatt vorwärts, und bringe so alle Ereignisse seines Lebens wieder mit sich. Die Form jedoch dieser autobiographischen Betrachtungen ist im reinsten akademischen Stil gehalten, und zeichnet sich das Buch dadurch ganz besonders vor so manchen andern französischen Werken des heutigen Tags aus.

— Von Alphonse Karr haben wir abermals zwei neue Schriften zu verzeichnen. Die erstere: „A l'encre verte", ist politischen Inhalts, und zwar namentlich gegen Gambetta gerichtet. Sie bekundet wiederum die Meisterschaft des Verfassers in der Handhabung der Sprache. Die zweite: „Les cailloux blancs du Petit Poucet", ist theils politischen Inhalts und aus der Zeit der Präsidentschaft Thiers', soweit man aus den Daten schließen kann, theils den Malern Delacroix und Gros gewidmet und in Karr's bester Manier.

— Von besonderm Interesse ist „Prosper Mérimée: Lettres à M. Panizzi, 1850—70", veröffentlicht von L. Fagan in zwei Bänden. Der Biograph des verstorbenen Oberbibliothekars des Britischen Museums, dessen Werk wir bereits früher in d. Bl. angezeigt haben, vervollständigt es hier durch die Herausgabe dieser hochinteressanten Briefe des berühmten französischen Schriftstellers. Obschon er bekanntlich ein Anhänger Napoleon's III. war, so durchzieht seine Briefe an Panizzi, die man als halbofficiell anzusehen hat, weil er vom Kaiser angewiesen war, durch den einflußreichen italienischen Oberbibliothekar auf das englische Ministerium zu Gunsten der Plane Napoleon's zu wirken, dennoch eine recht deutliche Ahnung von der Unsicherheit der damaligen französischen Zustände und Herrlichkeit und der herannahenden Katastrophe, die so viel Unheil für die Nation im Gefolge haben sollte.

— „Les vacances du lundi" von Theophile Gautier enthält einen Wiederabdruck kurzer Reisebeschreibungen dieses musterhaften Stilisten, dessen Schriften so vortheilhaft von manchen neuern französischen Schriftstellern abstechen.

— Unter den neuesten Romanen dürfte wol „Noirs et rouges" von Cherbuliez der bedeutendste sein. Wie im Titel angedeutet, befaßt er sich zum größten Theil mit der auch in Frankreich brennenden Tagesfrage: die Klerikalen versus die Antiklerikalen. „Contes pour les femmes" von T. de Banville sind vortrefflich geschrieben und mit Humor gewürzt. Außer diesen erwähnen wir noch die unter dem Titel „Césette" ursprünglich im „Temps" veröffentlichte und nun als Buch erschienene vorzügliche Studie südfranzösischen Bauernlebens von Emile Pouvillon und „Le marinier" von Jules de Glouvet, dessen „Le forestier" unlängst so viel Aufmerksamkeit auf sich zog. Diesmal schildert der Verfasser die Schifferbevölkerung der Loire, doch soll das neue Werk seinem Vorgänger etwas nachstehen, wiewol es nicht ohne großes Verdienst sein soll.

— Ein seltsames und grauenerregendes Buch ist „Les Charniers" von M. Lemonniers. Es ist unter dem unmittelbaren Eindruck der Misgeschicke von 1870 geschrieben und schildert die Greuel der Schlachtfelder und verwüsteten Dörfer mit großem Geschick.

— Zu derselben Gattung gehört „La vie en Sibérie: Aventures de Trois Fugitifs" von Victor Tissot und Constant Améro. Die hier gegebenen Schilderungen der Behandlung der Sträflinge und der Gefahren, deren sie auf ihrer Flucht ausgesetzt sind, sind zwar haarsträubend, leiden aber an allzu großer Uebertreibung, um die erzielte Wirkung hervorzubringen.

Theater und Musik.

Sporadisch nur tauchen auf den deutschen Repertoiren neue Trauerspiele auf, und obschon die Blätter von ihrem Erfolg berichten und auch mit Recht davon berichten können, so ist doch

rasch wieder ihre Spur verloren. Es liegt dies an der ganzen Geschmacksrichtung der Zeit und dem immer mehr sich verflachenden Niveau unserer Bühnen.

Aus Hamburg berichtet man von einem Nerodrama von Karl Weiser, das dort am Stadttheater in Scene gegangen ist und großen Beifall gefunden hat. Das Stück ist ein Culturgemälde der Cäsarenzeit und stellt den Untergang des in bacchantische Sinnenlust versunkenen Heidenthums dem Triumph der neuen Religion der Liebe gegenüber. Nero wird erst durch die Verhältnisse, durch seine Umgebung allmählich zum Tyrannen gemacht und verfällt in den Cäsarenwahnsinn. Die Intriguen der Agrippina bringen ihn dahin, daß er seine Gemahlin Octavia verstößt und zuletzt durch die Präfecten der Prätorianer erdrosseln läßt. Durch seinen Lieblingssklaven Tyggelin, der ihn über die schwarzen Plane der Agrippina aufklärt, läßt er die Mutter tödten, mit dem Gift, das sie dem Sohne bestimmt hat. Diese Todesscene der Agrippina ist eine Glanzscene von großer dramatischer Wirkung. Das Stück ist reich an Handlung, wenn auch hin und wieder die rhetorischen Ergüsse überwiegen. In d. Bl. werden wir noch mit eingehender Kritik auf das auch im Buchhandel erschienene Werk zurückkommen. Nero ist ein Lieblingsheld der neuen Dramatik; wir brauchen blos an Gutzkow's, Wilbrandt's und Costa's Nero-Dramen zu erinnern.

Ein anderes historisches Drama, in dessen Mittelpunkt ebenfalls ein dämonischer Charakter steht, ist „Katharina von Medicis" von G. Conrad (Prinz Georg von Preußen), ein Stück, das am berliner Ostendtheater in Scene ging. Wir bewegen uns hier auf dem geschichtlichen Boden, den schon Albert Lindner in seinem besten Drama „Die Bluthochzeit" betreten hat: durch die Fülle der Begebenheiten, welche das Trauerspiel uns vorführt, werden wir vielfach an das Vorbild der Shakspeare'schen Historien erinnert. Die dramatische Technik und die Bühnenwirkung leiden darunter; aber es geht ein Zug schwunghafter und edler Gesinnung durch das Stück; namentlich ist der Admiral Coligny der begeisterte Vertreter des echten Protestantenthums, das gegen die Ausschreitungen der Kirche protestirt.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 9. Februar (28. Januar) 1881 starb zu Petersburg der beliebte russische Novellist F. M. Dostojewskij im achtundfunfzigsten Lebensjahre. Sein erstes literarisches Auftreten fällt in die vierziger Jahre und bewegte sich in den freisinnigen Ideen des Kritikers Belinskij. Als Kaiser Nikolaus über diese Ideen nach Ausbruch der Revolution 1848 in Westeuropa erschrak, begann er sie in Rußland gewaltsam zu unterdrücken. Dostojewskij ward mit andern 1849 zum Tode verurtheilt, aber dann zu zehnjähriger Verbannung nach Sibirien begnadigt. Der Regierungsantritt Alexander's II. brachte ihm Amnestie. Die Schrecken des Exils beschrieb er in den „Memoiren aus dem Todtenhause" (1858, auch deutsch übersetzt) mit erschütternder Wahrheit, aber ohne Haß und Erbitterung. Seine zahlreichen Romane und Novellen: „Die armen Leute" (1846), „Die Armen und Elenden" (1861) im Genre Victor Hugo's, „Verbrechen und Strafe" (1868) u. s. w., zuletzt „Die Brüder Karamazow" (1880) sind dem russischen gesellschaftlichen Leben entnommen, wenn auch manchmal in zu krankhaften Charakteren, und zeichnen sich durch feine psychologische Analyse aus. Zum letzten male öffentlich trat Dostojewskij im vorigen Sommer bei der Puschkin-Feier zu Moskau auf mit einer Rede, die das Ereigniß des Tags war, aber ihres slawophilen Inhalts halber auch Angriffe fand.

Bibliographie.

Das Arbeiter-Pensionsbuch. Die leichteste Lösung der Frage der Invaliditäts- und Altersversorgung unserer Arbeiter ohne Belastung des Staates oder der Arbeiter. Von A. 2te Aufl. Magdeburg, Friese u. Fuhrmann. Qu. gr. 8. 1 M.

Beste, W., Ueber den Geist der romantischen Dichterschule. Ein Vortrag. Braunschweig, Grüneberg. 8. 60 Pf.

Bogovic, E., Zur bosnischen Frage. Agram, Hartman. 1880. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Brück, H., Die geheimen Gesellschaften in Spanien und ihre Stellung zu Kirche und Staat von ihrem Eindringen in das Königreich bis zum Tode Ferdinand's VII. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Camesina Ritter von San Vittore, A., Urkundliche Beiträge zur Geschichte Wiens im XVI. Jahrhundert. Mit einem Stadtplane. Herausgegeben vom Gemeinderathe der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien. Wien, Hölder. Imp.-4. 8 M.

Camoens, L. de, Sämmtliche Gedichte. Zum ersten Male deutsch von W. Storck. 3ter Bd.: Buch der Elegieen, Sestinen, Oden und Octaven. Nebst einer Beilage: Camoens in Deutschland. Paderborn, F. Schöningh. 8. 6 M.

Dronke, Beiträge zu einer Seelenlehre vom ethnographischen Standpunkte aus. Trier, Lintz. Gr. 8. 1 M.

Duncker, A., Landgraf Wilhelm IV. von Hessen, genannt der Weise, und die Begründung der Bibliothek zu Kassel im Jahre 1580. Kassel, Fischer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Ebers, G., Eine Frage. Idyll, zu einem Gemälde seines Freundes Alma Tadema erzählt. Stuttgart, Hallberger. 8. 3 M. 50 Pf.

Eisenbahn-Unterhaltungen. Nr. 127: Wirre Fäden. Roman von C. Lionheart. — Nr. 128: Zweiter Frühling. Ein Roman von Schmidt-Weißenfels. Berlin, Behrend. 1880. 8. à 1 M.

Fechner von Steinwand, Deutsche Klänge aus Oesterreich. Wien, Rosner. 12. 3 M. 60 Pf.

Findel, J. G., Des Reichskanzlers Wohlfahrts-Politik und die Demokratie. Leipzig, Findel. Gr. 8. 60 Pf.

Frei, H., Aus Lessings Studentenjahren. Historisch-novellistische Skizze. Zürich, Trüb. Gr. 8. 60 Pf.

Hammer, A. T., Juda und die deutsche Gesellschaft. Eines freisinnigen Mannes Gedanken über die Judenfrage. Berlin, Mrose. Gr. 8. 1 M.

Hildebrandt, F. W., Der Traum und seine Verwerthung fürs Leben. Eine psychologische Studie. Leipzig, Gebr. Senf. Gr. 8. 50 Pf.

Hoell, R., Was ist Spiritismus oder Spiritualismus? Aufruf aus wohlwollender, uneigennütziger und wahrheitsgetreuer Feder, an die gesammte Menschheit, zu deren Aufklärung und Förderung ihres geistigen und leiblichen Wohles. Leipzig, Mutze. 8. 20 Pf.

Jacobj, F. W., Gold und Silber im Landes- und Weltverkehre. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M.

Kessel, G. v., Geschichte des königlich preußischen 1. Garde-Regiments zu Fuß. 1857—1871, unter Fortsetzung der Personalnotizen bis zum Jahre 1880. Im Auftrage des Regiments verfaßt. Mit dem Porträt Sr. Majestät des Kaisers und Königs. Berlin, Mittler u. Sohn. Lex.-8. 10 M. 50 Pf.

Lexis, W., Erörterungen über die Währungsfrage. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M.

Olinda, K., Hamburg und seine Leute. Skizzen und Erzählungen aus dem Hamburger Leben. 1stes bis 7tes Heft. Pinneberg, Beig. 12. à 20 Pf.

Posse, O., Die Markgrafen von Meissen und das Haus Wettin bis zu Konrad dem Grossen. Mit 4 Stammtafeln und 8 Karten. Leipzig, Giesecke u. Devrient. Gr. 8. 9 M.

Raßmann, E., Nachrichten von dem Leben und den Schriften Münsterländischer Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts. Neue Folge. Münster, Coppenrath. Gr. 8. 4 M.

Rhamon, S., Völkerrecht und Völkerfriede. Leipzig, Findel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Rohr, C. v., Blüchers Antheil an den Befreiungskriegen. Ein Vortrag. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 60 Pf.

Schröder, G., Der Schipka-Paß im Jahre 1877. Seine Befestigung und die Kämpfe um denselben. Dazu Operationskarte und Situationsskizze. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Spengel, A., Nekrolog auf Dr. Leonhard von Spengel, Professor der klassischen Philologie an der Universität in München. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Talleyrand's Briefwechsel mit König Ludwig XVIII. während des Wiener Congresses. Nach den im Archiv des Ministeriums des Auswärtigen zu Paris aufbewahrten Handschriften herausgegeben von G. Pallain. Autorisirte deutsche Ausgabe besorgt von P. Bailleu. Leipzig, Brockhaus. (Paris, E. Plon u. Comp.) 1881. 8. 8 M.

Tomaschek, W., Ethnologische Forschungen über Ost-Europa und Nord-Asien. I. — A. u. d. T.: Die Goten in Taurien. Wien, Hölder. Gr. 8. 2 M.

Trumpp, E., Die Religion der Sikhs. Nach den Quellen dargestellt. Leipzig, O. Schulze. 8. 3 M.

Ugény, E. v., Russland und England. Aeussere und innere Gegensätze. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 6 M.

Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 6te Serie. 1ster Bd.: Der Abend zu Hause. Betrachtendes Verweilen bei Wissenschaft und Leben von H. Lorm. Berlin, A. Hofmann. Gr. 8. 6 M.

Die Vorgeschichte der Ethnologie. Deutschlands Denkfreunden gewidmet für eine Mussestunde. Von A. Bastian. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 M.

Weisheit und Witz in altdeutschen Reimen und Sprüchen. Gesammelt vom Herausgeber von „Altdeutscher Witz und Verstand". Berlin, Enslin. 8. 2 M. 50 Pf.

Wernich, A., Die Medizin der Gegenwart in ihrer Stellung zu den Naturwissenschaften und zur Logik. Ein Beitrag zu den Zeitfragen unserer Wissenschaft. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 26. Mai 1881.

Literarische Unterhaltungen.

Ueber Anonymität.

Vor einiger Zeit ist in einem achtbaren Blatte*) von achtbarer Seite**) für Ausschluß jeder Anonymität in der literarischen Kritik plaidirt und dem Verlangen nach Namensnennung auch bei kleinern kritischen Artikeln Ausdruck gegeben worden. Daß dieses Verlangen in der deutschen Literaturwelt praktisch irgendwelche wesentliche Wirkungen äußern und durchgreifende Veränderungen hervorbringen könnte, glauben wir nicht, da schon die ganze äußerliche Oekonomie und das rein technische Arrangement vieler Journale und Zeitungen es ziemlich unmöglich macht, diesem Verlangen nachzukommen. Wir glauben aber, daß sich auch vom rein theoretischen Standpunkt aus sehr viel gegen die Durchführung dieses Vorschlags sagen läßt, und daß dieselbe möglicherweise mehr Schatten- als Lichtseiten im Gefolge haben würde. Bekanntlich hat bereits vor circa funfzig Jahren bei Besprechung der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" Ludwig Börne für das Gegentheil, d. h. für durchgängige Anonymität in der Kritik, in seiner bekannten geistvollen Weise das Wort ergriffen, und ohne auf diesen Aufsatz jetzt im Speciellen zurückkommen zu wollen, glauben wir doch, daß das darin verfochtene Princip auch für die Gegenwart noch ein durchaus richtiges ist.

Was den Nutzen durchgängiger Namensnennung angeht, so soll derselbe nach der jüngst wieder geltend gemachten Anschauung im wesentlichen darin bestehen, daß dem anonymen Gekläff boshafter kleiner Schreier ein Ende gemacht oder daß wenigstens, wenn sie ihren Namen nennen müssen, eine nachträgliche Züchtigung derselben ermöglicht wird. Hiergegen hätten wir zunächst zu erinnern, daß gerade diese Schreier gewöhnlich nicht anonym auftreten. Sie sind meist stolz darauf, „den Muth ihrer Meinung zu haben", sie thun sich auf den rücksichtslosen Angriff, bei dem sie anständigen Leuten wie Kettenhunde an die Beine fahren, in der Regel unendlich viel zugute, ja es gehört in Deutschland zu den gerade von seiten der Anfänger am allermeisten angewandten Manövern und Praktiken, nicht durch positive Leistungen, sondern durch einen kecken Angriff auf einen Hochstehenden ihrem Namen und ihrer Person auf rasche und bequeme Weise ein Relief zu geben, und deshalb wird man unter derartigen Artikeln die Namensnennung wol nur selten vermissen. Selbst wenn aber ein derartiger Schimpf- und Schmähartikel im concreten Falle anonym erscheint, so bedünkt uns, daß es weniger darauf ankommt, wer ihn geschrieben hat, als in welchem Blatte er steht. Denn was hat ein Autor davon, wenn er, in irgendeinem Winkelblatte von Posemuckel heruntergemacht, durch die Namensunterschrift erfährt, daß sein Gegner Meyer oder Schulze heißt? Er wird sich weder mit einem solchen Blatte noch mit einem solchen Gegner auf eine Polemik einlassen wollen. Wenn hingegen in einem großen und allgemein gekannten Blatte ein für einen Autor ungünstiger Artikel erscheint, so wird das zunächst kein boshafter Schimpf- und Schmähartikel, sondern ein Aufsatz sein, der aus wohlmotivirten kritischen Gründen eine abweichende Ansicht geltend macht, und eine solche wird der Autor zu respectiren haben, auch wo sie ohne Namensunterschrift zu Tage tritt. Denn in dem Charakter des Blattes und in der Gewissenhaftigkeit der stets bekannten Redaction, welche beide die Mitarbeiterschaft Unwürdiger und nicht Competenter ausschließen, hat er eine sichere Garantie, daß er es mit einem anständigen Gegner zu thun hat.

*) „Dichterhalle".
**) Gerhard von Amyntor.

Warum aber nun nicht — wird man einwenden — gerade in einem solchen Falle seine abweichende Ansicht mit seinem guten Namen vertreten und, wenn dieser Klang hat, derselben dadurch Gewicht verleihen? Wir erwidern: in vielen Fällen geschieht ja diesem Verlangen Genüge, indem der Autor sich wirklich nennt oder (bei großen Blättern) unter einer stehenden Chiffre bekannt ist. Und wer sich in dieser Weise selber nennen will, der mag dies nach wie vor ruhig thun. Denn wir streiten ja nicht, wie Börne, für absolute Anonymität, sondern nur gegen den Zwang, in allen Fällen seinen Namen nennen zu müssen. Und warum sind wir gegen diesen Zwang? Weil infolge desselben eine große Reihe bedeutsamer Artikel nie zu Tage treten und manches gute Wort zur rechten Zeit ungesprochen bleiben würde. Es ist nachweisbar, daß nicht wenige geradezu epochemachende kritische Aufsätze zuerst anonym erschienen sind, Aufsätze, deren Autoren sich voraussichtlich nie zur Publication derselben entschlossen hätten, wenn man volle Namensnennung von ihnen verlangt hätte.

Für Verschweigung des Namens können die respectabelsten Gründe vorliegen. Diese können zunächst zu suchen sein in den persönlichen Verhältnissen des Referenten, speciell in seiner Lebensstellung, welche es ihm im einzelnen Falle ganz unmöglich machen kann, mit vollem Namen hervorzutreten. Es gilt dies namentlich von solchen, die nicht Schriftsteller von Beruf sind, und wenn letztern von der betreffenden Seite vorgeschlagen worden ist, daß sie sich ein Pseudonym wählen möchten, so ist dieses doch immer wieder nicht der wirkliche Name und wird zudem sehr leicht und sehr bald durchsichtig.

Ein weiterer respectabler Grund, seinen Namen nicht zu nennen, kann für einen Autor darin liegen, daß er die etwa sich entspinnende Debatte durchaus auf sachlichem Gebiete zu halten und nicht sofort aufs persönliche Gebiet hinübergespielt zu sehen wünscht.*) Dieser letztere Grund tritt um so mehr in Geltung, je fragwürdiger und mittelmäßiger der kritisch zu behandelnde, resp. zu tadelnde Autor etwa ist. Schon Horaz hat von dem genus irritabile vatum gesprochen (und mit den vates, d. h. den Dichtern und allen schönwissenschaftlichen Schriftstellern, haben wir es doch hier in erster Linie zu thun), und während die wahrhaft bedeutenden Talente sich selbst nie Genüge thun und von ewigen Scrupeln über den Werth ihrer Schriften geplagt sind, ist der windigste Poetaster von seinen eigenen Leistungen gewöhnlich immens entzückt und kann auch nicht den geringsten, wenngleich noch so berechtigten Tadel ertragen. Er fragt nie: hat der Tadler recht und bin ich selbst im Unrecht? sondern stets: wer hat das geschrieben und wie kann ich mich an ihm rächen? Und da nun der deutsche Dichter — nach dem bekannten Worte eines Ausländers — stets zusammenfällt mit dem ausgebildeten Kritiker, und da der letztere somit in der Regel auch selbstschöpferische Werke herausgegeben hat, so läuft er täglich und stündlich Gefahr, dieselben von dem Ingrimm eines etwas unsanft angefaßten Dichterlings in den Koth gezerrt zu sehen. Und da ferner auf belletristischem Gebiete doch im ganzen mehr schlechte oder wenigstens mittelmäßige als absolut lobenswerthe Bücher geschrieben werden, so würden sich gerade die anständigsten und einsichtigsten Leute in vielen Fällen weigern, ein stehendes Literaturreferat an irgendeinem Blatte zu übernehmen, falls sie unbedingt immer ihren Namen zu nennen hätten, weil sie sich infolge der nothwendigen Mehrzahl tadelnder Kritiken in der Regel vor den faulen Aepfeln nicht mehr retten könnten, die ihnen von seiten der Getadelten an den Kopf fliegen würden. In diesem Falle ist es nichts weniger als Feigheit, sondern lediglich ein Act der Selbsterhaltung und Nothwehr, seinen Namen nicht zu nennen, um sich die Ausübung eines von den ehrenhaftesten Grundsätzen geleiteten Richteramtes nicht für die Dauer unmöglich oder wenigstens im höchsten Grade odiös zu machen. Aber nicht blos der Tadel, auch das Lob mit ganz offenem Visir hat unter Umständen sein Bedenkliches. Denn der Neid braucht nur die bei seinem angeborenen Spürsinn oft nicht schwere Entdeckung zu machen, daß irgendeine, wenn auch noch so entfernte persönliche Beziehung oder Berührung zwischen dem Lobenden und Gelobten stattfindet oder stattgefunden hat, so ist er auch sofort mit dem billigen Vorwurf der Kameraderie bei der Hand. Als ob ein Kamerad oder selbst ein guter Freund, der dies vielleicht gerade auf Grund der poetischen Leistungen jemandes geworden ist, nicht auch ganz gerecht, unparteiisch und unbefangen sein könnte und als ob sein Lob immer verdächtig sein müßte. Der Neid und die Alltagsanschauung aber sind der gegentheiligen Ansicht, und wenn man einen Schriftsteller, den man zufällig — wenn auch nur brieflich — kennt, wegen eines neuen bedeutenden Werks zu loben Beruf und Veranlassung hat, so thut man eben um des zu Lobenden willen unter Umständen sehr gut, es nicht mit vollem Namen zu thun.

Und so kann es noch mancherlei andere rationelle oder Gefühlsgründe von sehr ehrenwerther Art geben, welche die Anonymität als berechtigt erscheinen lassen. Die Hauptsache, wie für jeden Menschen, so auch für den Kritiker ist: ein gutes Gewissen haben. Hat er dies und ist er sich bewußt, sine ira et studio zu urtheilen, so mag er, wenn er sonst dazu Gründe hat, seinen Namen ruhig verschweigen. Dem Kritisirten wie auch dem lesenden Publikum ist, wie schon oben gesagt, in dem Charakter der Redaction und des ganzen Blattes genügende Garantie für anständige Verfasserschaft geboten, und wenn beispielsweise ein großes und in literarischen Dingen eminent gewissenhaftes Blatt wie die „Kölnische Zeitung" ihre Besprechungen nie mit Namensunterschrift des Referenten bringt, so wird es darum noch keinem vernünftigen und sachverständigen Menschen eingefallen sein, die betref-

*) „Der Name thut nichts zur Sache", heißt es immer im Leben, warum nicht auch in der Literatur?

fenden Urtheile des Blattes blos aus diesem Grunde zu verdächtigen. Irren kann freilich auch der respectabelste Referent des respectabelsten Blattes. Unfehlbarkeit gibt es nirgends in der Welt, also auch nicht in der Literatur, und von niemand kann man mehr verlangen, als daß er nach bestem Wissen urtheilt. Irrthum und Einseitigkeit des Urtheils aber bekommen dadurch keinen andern Charakter und werden dadurch nicht aus der Welt geschafft, daß sie mit einer Namensunterschrift versehen sind. Sie fordern höchstens die Widerlegung heraus, und diese kann man bieten, ja vielleicht um so sachgemäßer bieten, auch wenn kein Name unter der Kritik steht. Sollte sich aber eine Kritik über das Gebiet des Irrthums hinaus in das Gebiet des persönlich Injuriösen versteigen, so steht ja so wie so fest, daß jede Redaction die Verpflichtung hat, den betreffenden Referenten zum Zweck persönlicher Belangung auf kundgegebenes Begehren zu nennen. Es ist das aber ein Fall und ein Vorkommniß, welches wir bei Blättern von anständiger Haltung gar nicht vorauszusetzen haben, und Blätter von anständiger Haltung haben wir wesentlich allein bei unserer ganzen vorstehenden Betrachtung vor Augen gehabt.*)

*) Die Redaction d. Bl. hat zwar die Namensnennung der Mitarbeiter zur Regel gemacht, vergönnt aber auch gern das Wort einem Vertreter des entgegengesetzten Princips, der consequenterweise auch diese Unterhaltung nicht mit seinem Namen unterzeichnet. D. Red.

Ein literarisch-diplomatisches Duell.

1. Erinnerungen aus meinem Leben. Von Richard Freiherrn von Friesen. Zwei Bände. Dresden, Baensch. 1880. Gr. 8. 15 M.
2. Erinnerungen zu Erinnerungen. Von Ferdinand Graf Beust. Leipzig, Wöller. 1881. Gr. 8. 1 M. 15 Pf.

Die vorstehend genannten beiden Schriften haben nicht verfehlt, in weitern Kreisen die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, einestheils weil die Verfasser hervorragende politische Persönlichkeiten sind, anderntheils weil beide Arbeiten wichtige politische Ereignisse aus der neuern und neuesten Zeit behandeln, und zwar in einer Weise, daß das lesende Publikum das nicht gerade gewöhnliche Schauspiel eines literarisch-diplomatischen Duells genießt. Es mag in Zweifel gezogen werden, welcher von den beiden schriftstellernden Staatsmännern als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen ist, so viel aber scheint sicher zu sein, daß beide nicht ohne Wunden davongekommen sind.

Was das Werk des Freiherrn Richard von Friesen „Erinnerungen aus meinem Leben" (Nr. 1) anbetrifft, so enthält der erste Band desselben außer einem kurzen Vorwort drei Abschnitte, von denen der erste „Jugend und Vorbereitung", der zweite „Mein erstes Ministerium" und der dritte „Zwischenzeit zwischen meinen beiden Ministerien" (vom 4. October 1852 bis 31. December 1858) überschrieben ist. In dem Vorworte finden wir vornehmlich die Gründe angegeben, welche den Verfasser bestimmten, seine „Erinnerungen" niederzuschreiben und zu veröffentlichen. Seine öffentliche Thätigkeit fiel in eine Zeit, die nicht nur für die Geschichte Sachsens, sondern für die von ganz Deutschland und darüber hinaus von der höchsten Wichtigkeit war; denn während dieser Zeit wurde nicht allein die innere Verfassung, das Staatsleben Sachsens wesentlich erschüttert und nach mannichfachen Veränderungen neu begründet, es trat auch in Bezug auf das gesammte Deutschland eine tief eingreifende, großartige Umwälzung ein, die schließlich zur Gründung des neuen Deutschen Reichs führte. Nicht mit Unrecht bemerkt Herr von Friesen, daß es für den Zeitgenossen unmöglich sei, die Geschichte seiner Zeit ganz objectiv zu schreiben, zumal wenn er selbst an dem Kampfe, der seine Zeit bewegte, in größern oder kleinern Kreisen thätig mitgewirkt hat; aber ebenso wünschenswerth sei auch:

daß Männer, die in der Lage gewesen sind, die wahren Motive und Zwecke, auch nur eines oder des andern der streitenden Theile, aus eigener Mitwirkung kennen und würdigen zu lernen, das, was sie davon wissen, auch bekannt machen, nicht um durch Beschuldigungen und Angriffe gegen Andersdenkende frühere Streitigkeiten in gehässiger Weise zu erneuern, sondern um in Bezug auf Thatsachen und Bestrebungen, die sie genau kennen, weil sie selbst dabei mitgewirkt haben, die Wahrheit zu constatiren und durch die öffentliche Aussprache derselben ungerechte Angriffe und falsche Beschuldigungen zu entkräften.

Solche der Wahrheit getreue historische Darstellungen können, namentlich wenn sie von verschiedenen Standpunkten aus in die Oeffentlichkeit gelangen, dem künftigen Geschichtschreiber seine Arbeit sehr erleichtern. Herr von Friesen erklärt außerdem, daß er sich gewissenhaft bemüht habe, die Personen und Ereignisse der von ihm geschilderten Zeit so darzustellen, wie er sie zu jener Zeit thatsächlich aufgefaßt habe, und sich dabei so weit als irgend möglich jeder eigentlichen Polemik, jedes Angriffs auf andere zu enthalten. Irrthümer in seiner Beurtheilung anderer und der Motive ihrer Handlungen und Entschlüsse hält er jedoch für möglich; deshalb hat er, wie er ausdrücklich betont, seine Schrift zu einer Zeit erscheinen lassen, wo „eine Widerlegung, eine Rechtfertigung der irrthümlich Beschuldigten noch möglich ist". Ob dies bei allen von Herrn von Friesen getadelten und scharf beurtheilten Persönlichkeiten noch möglich sei, erscheint uns doch zweifelhaft, da manche dieser Persönlichkeiten, z. B. die frühern Minister Oberländer, Braun, Weinlig und Behr, nicht mehr unter den Lebenden weilen. Braun wird als „ein durchaus ehrenwerther, braver und rechtschaffener, aber nach Geist

und Kenntnissen ziemlich unbedeutender Mann von schwachem und schwankendem Charakter" geschildert; ganz ähnlich Oberländer, der aber als „in allgemeiner und politischer Bildung sowie an Kenntnissen noch sehr viel hinter Braun zurückstehend" bezeichnet wird; auch Weinlig, Behr und manche andere kommen sehr schlecht weg.

Recht anziehend sind die Schilderungen, welche der Verfasser über seine Jugendzeit, seinen Aufenthalt in Freiberg und seine Studien in Göttingen und Leipzig gibt; nicht minder interessant und lebhaft ist die Revolutionszeit von 1848 dargestellt, wenn auch hier, wie bereits angedeutet, die Urtheile über einzelne Persönlichkeiten uns als zu scharf und nicht ganz berechtigt erscheinen. Bei der Besprechung des Maiaufstandes im Jahre 1849 bezeichnet der Autor den Zustand der damaligen Regierung von Sachsen als einen sehr beklagenswerthen und unwürdigen; den Minister von Beust fand er „sehr aufgeregt, unruhig und zerstreut", den Minister von Rabenhorst dagegen „ruhig und gefaßt". Herr von Friesen griff nun selbst energisch in die Regierungsgeschäfte ein; er setzte sich, wie er selbst sagt, „über alle formellen Bedenken hinweg und erließ drei volle Tage hintereinander zahlreiche Anordnungen und Instructionen an die Behörden des Landes im Namen und unter dem Siegel des Ministeriums des Innern". Er war, nach seinem eigenen Ausdruck, „der einzige, wenn auch sehr untergeordnete Beamte des Ministeriums des Innern, welcher auf seinem Platze war". Am 7. Mai 1849 wurde er jedoch zum Minister des Innern ernannt und erhielt zugleich interimistisch die Leitung des Finanzministeriums.

Von hohem Interesse ist, was die „Erinnerungen" über die intendirte Auflösung des Zollvereins und die Rolle, welche Herr von Beust dabei spielte, mittheilen. Die Verhandlungen über den Zollverein führten denn auch zum Ausscheiden des Herrn von Friesen aus dem Ministerium, und zwar am 3. October 1852. Nach einer längern Reise durch Italien trat Herr von Friesen im Jahre 1853 die Stelle eines Kreisdirectors (Präsidenten der Provinzialregierung) in Zwickau an, die er bis Ende des Jahres 1858 bekleidete, um mit dem 1. Januar 1859 das Finanzministerium zu übernehmen. Herr von Beust hatte neben dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten auch das des Innern übernommen, und „hier vor allen Dingen dafür gesorgt, daß die von Friesen entworfenen Reformpläne, insbesondere die neue Organisation der Verwaltungsbehörden und die Trennung der Justiz von der Verwaltung, definitiv beseitigt wurden". Was die Zollvereinsfrage anlangt, so war König Johann, der nach dem plötzlichen Tode des Königs Friedrich August den sächsischen Thron bestiegen hatte, kein Gegner des Zollvereins, auch hatte Herr von Beust inzwischen die Nothwendigkeit der Erhaltung desselben eingesehen.

Der zweite Band der Friesen'schen „Erinnerungen" besteht aus vier Abschnitten, von denen der erste das zweite Ministerium Friesen's schildert, namentlich dessen Thätigkeit im Finanzwesen und in den Angelegenheiten des Zollvereins bis zum Schlusse des Jahres 1865. Der zweite Abschnitt behandelt die schleswig-holsteinische Angelegenheit bis zum Ausbruch des Kriegs 1866. Beachtenswerth ist, was der Verfasser über den Eindruck verschiedener Reden sagt, die Herr von Beust um diese Zeit hielt; so heißt es z. B.:

Gerade damals hatten verschiedene Aeußerungen von ihm (Beust), sein Verhalten gegenüber einer schleswig-holsteinischen Deputation in Dresden und vor allem sein persönliches Auftreten auf dem Schützenfeste in Leipzig (1864) und auf dem dresdener Sängerfeste (22. bis 26. Juli 1865) nicht nur in Wien, sondern bei allen deutschen Regierungen eine lebhafte Mißstimmung gegen ihn erregt und seinen Einfluß auf andere deutsche Regierungen wesentlich geschwächt.

Was den preußisch-österreichischen Krieg von 1866 betrifft, so ist Herr von Friesen bemüht, darzuthun, daß Sachsen nicht nur nichts dazu beigetragen habe, diesen Krieg herbeizuführen, sondern „nach dem Maße seiner Kräfte auch gar nicht im Stande war, etwas dazu beizutragen". Sein Urtheil über den bairischen Minister von der Pfordten ist nicht das günstigste; weiterhin läßt sich der Autor treffend also vernehmen:

Wer in einer solchen Zeit des Zusammenbruchs alles Bestehenden aus der allgemeinen Verwirrung auf Kosten anderer etwas für sich gewinnen will, muß entweder der geistig Bedeutendste oder der Mächtigste unter allen Betheiligten sein. Bei Herrn von der Pfordten war keins von beiden der Fall; dadurch erklärt sich sowol die Möglichkeit der Entstehung seiner Pläne wie die Nothwendigkeit ihres Mislingens. Ob der Krieg in Böhmen einen andern Ausgang genommen haben würde, wenn auch nur die 35000 Baiern nach Böhmen gezogen und dort vereint mit den Sachsen in einer Stärke von etwa 60000 Mann eine entsprechende preußische Macht von dem Hauptangriffe auf die Oesterreicher abgezogen hätten, das zu untersuchen führt jetzt zu nichts und gehört namentlich nicht hierher. Für mich gibt aber das Jahr 1866, wenn ich in unbefangener Weise die Zustände und das ganze politische Verhalten in Berlin auf der einen, in Wien, München und Frankfurt auf der andern Seite erwäge, einen neuen Beweis dafür, daß, wenn in dem Leben der Völker die historische Nothwendigkeit eintritt, alte unbrauchbar gewordene Formen und Einrichtungen zu beseitigen und durch neue zu ersetzen, dann auch schon dafür gesorgt ist, daß dem Sturme, der heranbraust, um das Alte zu zerstören und Platz für Neues zu schaffen, nicht nur durch den morschen und in sich zerfallenden Zustand jener alten Formen und Einrichtungen selbst, sondern auch durch die Verblendung und die Selbsttäuschung der Beschützer und Vertheidiger derselben und ihre daraus hervorgehenden verkehrten und ungeschickten Maßregeln seine Arbeit erleichtert wird.

Der dritte Abschnitt des zweiten Bandes behandelt die Ereignisse vom Ausbruch des Kriegs von 1866 bis zum Beginn der Friedensverhandlungen, und der vierte und letzte Abschnitt enthält eine ausführliche, hochinteressante Darstellung der Friedensverhandlungen selbst in Berlin.

Das Verhalten des Herrn von Beust wird wiederholt einer scharfen und wol nicht ganz ungerechten Kritik unterzogen. So heißt es z. B., daß Beust sich nach der Niederlage der Oesterreicher „in die neue Lage gar nicht zu-

recht finden konnte und in auffallender Selbsttäuschung nach allen Seiten kleinliche Auswege und Mittelchen suchte", während der König Johann schon ganz objectiv den Verhältnissen gegenüberstand. Bei den Friedensverhandlungen zwischen Preußen und Sachsen schadete Herr von Beust offenbar durch seine vielen Besuche in München, Stuttgart und Darmstadt dem von Sachsen und seinem Könige heiß herbeigesehnten Frieden gar sehr. Herr von Savigny, der in erster Linie mit Friesen wegen des Friedens unterhandelte, erklärte letzterm geradezu: „Sie glauben gar nicht, was dieser Mann (Beust) Ihnen schadet! Warum kann er aber auch nicht einmal ein paar Wochen ruhig sein und still sitzen." Mit warmer Anerkennung spricht der Verfasser von König Wilhelm von Preußen und der wohlwollenden Weise, mit der dieser Fürst am 22. October 1866 die sächsischen Friedenscommissare, den Grafen Hohenthal, den Generalmajor von Fabrice und den Autor selbst, in einer besondern Audienz empfing, nachdem die Friedensverhandlungen endlich zum Abschluß gelangt waren. König Wilhelm bemerkte bei dieser Gelegenheit unter anderm:

> Er habe vor dem Kriege dem Könige von Sachsen ein Bündniß angeboten, dies sei aber nicht angenommen worden; jetzt, nach dem Kriege und nach einem so durchschlagenden Erfolge desselben, müsse er natürlich andere Garantien von Sachsen verlangen, als früher nöthig gewesen wären. Indessen das Vergangene sei vorüber! Jetzt gelte es, ein neues Verhältniß zu begründen, und in dieser Beziehung habe er die beste Hoffnung. Er kenne und schätze den König Johann schon seit langer Zeit; derselbe habe sich ihm persönlich stets als ein lieber und guter Freund gezeigt. Davon habe er oft Beweise erhalten; namentlich werde er die edle und wahrhaft königliche Weise, in welcher der König Johann zur Zeit des frankfurter Fürstentags sich bemüht habe, zu vermitteln und ihm den Beitritt möglich zu machen, nie vergessen und stets in dankbarem Andenken behalten. Nur im Jahre 1866 habe derselbe sein Verhalten geändert, sei aber dabei wol unglücklichen Rathschlägen gefolgt. Dadurch sei der Krieg unvermeidlich geworden; indessen, er wiederhole, das sei vorüber, und er hoffe, die Verhältnisse würden sich bald wieder ganz gut gestalten.

Das Buch schließt mit dem Hinweis darauf, daß nach dem Frieden von 1866 die gegenseitige Stellung der Regierungen von Preußen und Sachsen sehr bald den Charakter eines ehrlichen Zusammengehens, eines einhelligen Zusammenwirkens für gemeinsame Zwecke angenommen und sich in dem glorreichen Kriege von 1870 und 1871 glänzend bewährt habe.

Die durch die Friesen'schen „Erinnerungen" veranlaßte Broschüre des Grafen Ferdinand Beust, betitelt „Erinnerungen zu Erinnerungen" (Nr. 2), beginnt mit einigen allgemeinen Betrachtungen, in denen der Verfasser zunächst zugesteht, daß der Inhalt des Friesen'schen Buchs für ihn (den Grafen Beust) „kein besonders angenehmer" sei. Alsdann gibt er seinem frühern Collegen das Zeugniß, daß er „ein ausgezeichneter Minister des Innern sowol als der Finanzen" gewesen sei und „seinen Untergebenen ein leuchtendes Vorbild von Arbeitskraft und Arbeitslust war". Andererseits vermag er sich aber nicht recht zu erklären, warum Herr von Friesen es für nöthig erachtete, „sich nicht mit der Hervorhebung seiner eigenen, allgemein anerkannten Verdienste zu begnügen, sondern Angriffe gegen andere, die seine langjährigen Collegen waren, damit zu verbinden". Diese von dem Grafen Beust vergeblich gesuchte Erklärung scheint uns indeß sehr nahe zu liegen. Herr von Friesen wollte durch seine „Erinnerungen" der künftigen Geschichtschreibung wesentlich vorarbeiten, und da ist es denn sehr erklärlich, daß er die Handlungen von Personen, die bei der Entwickelung der Dinge in Sachsen und Deutschland während des in Rede stehenden Zeitraums eine hervorragende Rolle spielten, einer Kritik, und zuweilen, wo es ihm sachlich geboten erschien, einer eingehenden und scharfen Kritik unterzog. Daß Herr von Beust hierbei nicht immer hohes Lob und warme Anerkennung erhielt, mag ihm persönlich allerdings nicht besonders angenehm sein; aber der unparteiische Geschichtschreiber und Vaterlandsfreund wird sich in diesem Falle doch mehr auf die Seite des Herrn von Friesen als auf die des Grafen Beust stellen, wenn man auch der etwas maliciösen Bemerkung des letztern beistimmt, daß es „eine Politik oder eine Aera Friesen" niemals gegeben habe. Auch der folgende Satz, den Graf Beust an Herrn von Friesen richtet, hat eine gewisse Berechtigung:

> Ein guter Freund, welcher das Manuscript (der „Erinnerungen") vor dem Druck eingesehen hätte, würde dem Verfasser vielleicht zur Beherzigung empfohlen haben, daß ein wenig Selbstkritik das Salz ist, welches das Eigenlob schmackhaft macht, während der beigemischte Tadel anderer dem Pfeffer gleicht, welcher den Gaumen reizt, aber trocken läßt.

Selbstverständlich ist es uns nicht möglich, alle die einzelnen „Berichtigungen", welche Beust dem Friesen'schen Werke angedeihen läßt, näher zu beleuchten oder auch nur einzeln aufzuführen. Manche dieser Correcturen scheinen begründet zu sein, andere weniger; so ist es namentlich Herrn von Beust nicht gelungen, seine Politik in der Zollvereinsfrage genügend zu rechtfertigen; dieselbe erscheint uns nach wie vor mindestens als eine zweideutige. Ob die von Herrn von Friesen beliebte Methode einer ziemlich rückhaltlosen Erwähnung und freien Ausbeutung von Privatgesprächen überall zu billigen ist, lassen wir dahingestellt sein, doch dürfte diese Weise, Memoiren zu schreiben, kaum, wie es seitens des Herrn von Beust geschieht, als „ein Vertrauensbruch" bezeichnet werden können. Wenn aber nicht alles trügt, so hat Graf Beust in einzelnen Fällen dem Freiherrn von Friesen chronologische Irrthümer nachgewiesen, die jedoch nicht immer von wesentlicher Bedeutung sind. Dies gilt vorzugsweise von der Amtsentlassung des Herrn von Beust im August 1866, deren Darstellung durch Herrn von Friesen nach Beust's eigenen Worten die hauptsächlichste Veranlassung zur Publication seiner „Erinnerungen zu Erinnerungen" war.

In dem Friesen'schen Werke kommt nämlich eine Stelle

vor, wonach Beust nur zögernd und ungern auf seinen sächsischen Ministerposten verzichtete; der betreffende Passus lautet:

Dieses Schwanken Beust's dauerte auch während meines ganzen Aufenthalts in Wien fort; erst am letzten Tage, nachdem ich deshalb eine längere eingehende Unterredung mit Sr. Majestät dem König gehabt und dieser infolge derselben Beust gegenüber auch seine Ueberzeugung dahin ausgesprochen hatte, daß dessen Abgang im Interesse des Landes nothwendig sei, entschloß sich Beust, sich dem Entlassungsgesuche der übrigen Minister anzuschließen. Sein Entlassungsgesuch erhielt auch sofort die Genehmigung des Königs, wogegen derselbe die Gesuche von Falkenstein, Dr. Schneider und mir ablehnte, weil bei uns die für die Entlassung Beust's sprechenden Motive nicht maßgebend seien. Als Beust in meinem Beisein dem Könige versprach, noch an demselben Tage sein Entlassungsgesuch einzureichen, bat er denselben zugleich, ihm bei der Gewährung desselben noch eine schriftliche Anerkennung seiner bisherigen Leistungen und ein Zeichen davon zu geben, daß er ihn nicht in Ungnade entlasse, was ihm der König auch sofort versprach.

Diese Geschichtserzählung Friesen's sucht nun Beust in seiner Schrift zu seinen Gunsten zu berichtigen, was ihm auch bis zu einem gewissen Grade gelingt.

Eine unparteiische Kritik kann in dem Friesen'schen Buche nur einen werthvollen Beitrag zur Zeitgeschichte erblicken, zugleich aber muß sie auch zugestehen, daß die Beust'sche Entgegnung, deren Form über allen Tadel erhaben ist, einige gegründete Berichtigungen enthält, die sich jedoch mehr auf persönliche als sachliche Umstände beziehen.

Rudolf Doehn.

Julius Mosen.

II.*)

Julius Mosen's sämmtliche Werke. Neue vermehrte und durch eine Biographie des Dichters von dem Sohne desselben bereicherte Auflage. Sechs Bände. Mit Mosen's Porträt. Leipzig, Friedrich. 1880. 8. 12 M.

Mosen's Dramen, denen wir noch eine würdigende Betrachtung zu widmen haben, füllen einen Theil des zweiten und den ganzen dritten Band seiner sämmtlichen Werke; außer dem wenig umfangreichen Fragment „Cromwell" sind acht vollendete und abgeschlossene dramatische Dichtungen in die vorliegende Ausgabe aufgenommen worden. Eins dieser Stücke, das Jugendwerk „Wendelin und Helene", ist eine Familientragödie auf historischem Hintergrunde; die demselben zu Grunde liegenden Voraussetzungen sind ziemlich unerquicklicher Art, die dramatischen Schwächen müssen jedem sofort in die Augen fallen, Mosen selbst hat für das Stück die Nachsicht des Lesers erbeten, und wir können somit über dasselbe kurz hinweggehen. Die übrigbleibenden sieben Stücke sind sämmtlich historische Tragödien; wir werden dieselben nach den Principien und Ideen zu beurtheilen haben, welche Mosen selbst für sein dramatisches Dichten in dem Aufsatz „Ueber die Tragödie" aufgestellt hat. Im Gegensatz zu Goethe und Schiller, welche, wie Mosen sagt, „ihre tragischen Helden von der Weltgeschichte losgebunden und zu Trägern ihrer individuellen idealen Gedanken gemacht haben", erscheint es ihm selbst als die erste und hauptsächlichste Aufgabe des Tragödiendichters, „diejenigen Momente der Geschichte zu ergreifen, wo der ewig lebende Gedanke der Menschheit potenzirt zur That hervorspringt. Wo sich dieser Gedanke durch die gegebenen Conflicte zur That drängt, muß von selbst ein solcher tragischer Moment in der Geschichte entstehen". Es ist das eine Anschauung vom Tragischen, welche in neuester Zeit auch Hans Herrig's dramatischen Dichtungen zu Grunde liegt und welche zusammentrifft mit dem in Georg Büchner's „Danton" ausgesprochenen Worte: „Wir sind nur die Schwerter, mit denen Geister fechten." Natürlich wird es einer derartigen Dichtweise vor allem um die Hervorhebung der großen historischen Gesichtspunkte und deren Aufeinanderplatzen zu thun sein; hingegen wird die Gefahr nahe liegen, die Handlung als solche und die individuelle Charakteristik der auftretenden Persönlichkeiten als erst in zweiter Linie in Betracht kommend anzusehen, wie denn auch die gewöhnliche Auffassung von Verschuldung (welche hier eigentlich der Weltgeist und nicht die einzelne Person auf sich zu nehmen hat) und dadurch nothwendig werdender Sühne auf diesem Standpunkte ganz von selbst in Wegfall kommen muß.

Die ebenangeführten Vorzüge dieser Richtung einerseits wie ihre mehr bedenklichen Consequenzen andererseits bilden denn in der That die Signatur der Mosen'schen Dramatik. Um von diesen Consequenzen zuerst zu reden, so behält die Handlung vielfach etwas Dünnes; es fehlt die eigentlich reiche und kräftige Ausgestaltung (womit natürlich keineswegs ein Ueberwuchern des Stoffs gemeint ist), und was die Charaktere angeht, so sind sie nur selten scharf umrissene, fest gezeichnete und markante Erscheinungen, vielmehr haben dieselben etwas Schablonenhaftes, und wenn man auf Handlung und Charakteristik das Hauptgewicht legt, so können die von Mosen gewählten Stoffe nicht als erschöpft gelten, wie ja auch die meisten derselben noch nach ihm verschiedentlich wieder aufs neue bearbeitet worden sind. Ob und inwieweit Mosen, wenn er gewollt hätte, auch nach seiten der Handlung und Charakteristik die ganze specifische Wirkungsweise des Dramatikers hätte bewähren können, das dürfen wir hier ununtersucht lassen. Es genügt, die in Rede stehenden Schwächen als eine fast selbstverständliche Folge seiner Anschauung vom Tragischen

*) S. I in Nr. 5 d. Bl. f. 1881.

hinzustellen, und der Vorwurf des Nichtbesserkönnens soll hierin durchaus nicht ohne weiteres eingeschlossen sein. Hingegen kommen auch die Vorzüge der besagten Richtung und Anschauung in Mosen's Stücken auf das erfreulichste zur Geltung. Schon die Stoffe an sich imponiren immer durch ihre Großheit, da ja Mosen durch die kleinen Evolutionen und sozusagen Putsche des Weltgeistes nicht gereizt wird. Er zeigt uns das historische Leben immer an bedeutsamen Wendepunkten, bei interessanten Uebergängen; die umfassenden Gesichtspunkte und Ideen ergeben sich damit von selbst, und er weiß dieselben durch den Mund seiner Helden mit schöner Rhetorik und echt dichterischem Schwunge überall auf das eindrucksvollste zur Geltung zu bringen. Seine Stücke sind also auf alle Fälle gleichsam dramatische Geschichtsfresken von edler Haltung und mit einem unverkennbaren Zuge nach dem Bedeutenden; es pulsirt in denselben überall echtes Dichterblut und warmes Leben; sie sind nirgends langweilig, und ich habe die ganze Reihe der Stücke aufs neue wieder mit dem größten Vergnügen durchgelesen. Es wäre aber unrecht, hiernach anzunehmen, daß Mosen's Tragödien lediglich Lesestücke seien. Ein Stück wie „Heinrich der Finkler" fällt allerdings durchaus unter den Begriff der Historie und dürfte für die Bühne weder berechnet noch geeignet sein. Die andern Stücke dagegen sind für die Bühne gedacht und wegen ihrer prägnanten Haltung auch für sie passend; die meisten derselben sind in Dresden oder Oldenburg früher auf die Bühne gekommen, und mögen sie auch von andern Stücken an specifisch dramatischer Wirkung übertroffen werden, so dürften sie doch wegen ihrer anderweiten poetischen Vorzüge eines erfreulichen Eindrucks auf ein fein empfindendes Publikum nirgends verlustig gehen, und es wäre eine Pflicht der Theaterdirectionen gegen ein so schönes Talent und eine so edle Natur wie Mosen, hin und wieder eins dieser Stücke aus der Theaterbibliothek hervorzuholen und vor das Lampenlicht zu bringen. Daß in einer Zeit, wo namhafte Dramatiker ernster Richtung nach Einreichung eines Stücks oft lange Monate vergeblich auf Antwort warten müssen, während die Directionen den Schwank- und Possenfabrikanten nachlaufen, daß in einer solchen Zeit, sage ich, hierzu wenig Aussicht vorhanden ist, versteht sich ziemlich von selbst, und Mosen's Dramen werden fortan wol dazu verurtheilt sein, lediglich als Lese- und Buchdramen empfängliche Leser zu erbauen.

Hiermit wäre unsere Uebersicht über Mosen's epische, lyrische und dramatische Schöpfungen beendet. Was die sechs Bände sonst noch enthalten, wie z. B. dramaturgische Betrachtungen und längere Ausführungen über Gemälde der dresdener Galerie, das kann hier füglich mit Stillschweigen übergangen werden. Daß auch diese Aufsätze sehr feinsinnig und inhaltsvoll sind, braucht kaum ausdrücklich hervorgehoben zu werden; für die Schätzung Mosen's als eines der Nationalliteratur angehörenden Dichters sind sie jedoch irrelevant.

Die vom Sohne hinzugefügte Biographie ist natürlich unbedingt zuverlässig und in jedem Sinne dankbar entgegenzunehmen. Doch bietet sie eigentlich nicht viel, was nicht schon sonst bekannt gewesen wäre, und nach meiner Anschauung hätte sie etwas ausführlicher sein können.*)

Albert Moeser.

*) Der Herausgeber ist leider, wie er uns mittheilt, verhindert gewesen, bei der neuen, in sehr rascher Folge der Lieferungen erscheinenden Auflage die vollständige Correctur zu lesen, was erst von S. 85 des sechsten Bandes an möglich war; doch konnten die Druckfehler der neuen Auflage, wie unser geehrter Referent im ersten Artikel meint, nicht auf falscher Lesung des Manuscripts beruhen, da dem Drucker die vom Dichter selbst besorgte Gesammtausgabe von 1853 vorgelegen hat. D. Red.

Der Schlußband der Biographie des Prinzen Albert.

Das Leben des Prinzen Albert, Prinz-Gemahls der Königin von England, von Theodore Martin. Mit Genehmigung Ihrer Majestät der Königin Victoria übersetzt von Emil Lehmann. Fünfter Band. Gotha, F. A. Perthes. 1881. Gr. 8. 11 M.

Genau ein Jahr nach Vollendung des fünften und letzten Bandes der englischen Ausgabe vom „Leben des Prinzen Albert" hat endlich die deutsche Uebersetzung davon das Licht der Welt erblickt. Erwägt man, daß die Vollendung jenes fünften Bandes nicht abgewartet zu werden brauchte, um mit der Uebersetzung zu beginnen, so findet der Umstand nicht genügende Erklärung, daß ein in England längst vollendetes Werk nun erst in Deutschland eingeführt wird. Die Schwierigkeiten der Uebertragung können diese Verzögerung nicht verschuldet haben; denn Theodore Martin's Schreibweise ist einfach und klar, wenn er auch durch seine Sucht zu interpoliren oft weitschweifig wird. Wir haben sie wol nur darin zu suchen, daß Correctur wie Revision in erlauchten Händen ruhten, was bekanntlich eben kein Förderungsmittel ist. So kommt das deutsche Werk in mancher Hinsicht etwas spät, und es wird die Folge davon sein, daß viele, welchen das Leben und Wirken des Prinzen Albert in staatlicher wie in Familienbeziehung am Herzen liegt, das Werk im Englischen bereits gelesen haben. Dann auch gleicht Emil Lehmann's Uebersetzung, wie ja überhaupt fast jede Uebertragung, den heutigen Erzeugnissen der Photographie: sei die Aehnlichkeit noch so groß, es fehlt ihnen, von einer gewissen unvermeidlichen Gezwungenheit der Haltung ganz abgesehen, die Farbenfrische des Originals.

Während der sechs Jahre, in welchen Theodore Martin das „Leben des Prinzen Albert" schrieb, gewöhnten sich viele Leser an seinen Stil, und nicht wenige empfanden ein schadenfrohes Vergnügen an der bis ins Einzelne gehenden Schilderung trivialer Vorgänge am Hofe der Königin sowol wie der wichtigsten Staatsereignisse, wobei Trieb-

federn und Einflüsse zur Darstellung kamen, über welche bis dahin die Biographen eines königlichen Hauses vorsichtig zu schweigen pflegten. Mit dem Tode des Prinz-Gemahls schließen diese Enthüllungen, und es ist kaum Aussicht vorhanden, daß das spätere Leben der Königin Victoria und ihrer Familie sich in seinem Privatcharakter jemals wieder so offen darstellen werde — daher bedauerten die meisten, mehr als Martin selbst, daß sein Werk mit diesem Bande zu Ende war.

Ein Schriftsteller, der im Auftrage und unter den Augen einer Königin von England über deren Gemahl schreibt, noch dazu über einen Mann wie den Prinzen Albert, den so hohe Eigenschaften schmückten, muß entschuldigt werden, wenn er sich zuweilen in huldigender Weise ergeht, vorausgesetzt, das erlaubte Maß werde nicht überschritten. Das letztere wurde jedoch Theodore Martin vielfach zum Vorwurf gemacht, weshalb er es in seiner Ansprache an die Königin Victoria zu Beginn des fünften Bandes für angezeigt hält, sich dagegen zu verwahren. Er sagt:

> Die Welt ist mit Recht ungehalten, wenn ein Biograph nur Lobpreisungen gibt. Wenn die Handlungen und Gedanken eines Mannes nicht von selbst seinen Werth hinlänglich begründen, so liegt die Schuld entweder an seinem Biographen oder an dem Manne selbst. Bei dem Prinz-Gemahl vereinigte sich alles, was von ihm gesagt werden konnte, dazu, die Erzählung zu einer „Chronik von Thaten glänzend und gerecht" zu machen, und wenn ich zu zeiten unbewußt überflüssige Worte des Lobes hinzugefügt habe, so kann ich zu meiner Entschuldigung nur auf die Schwierigkeit hinweisen, da zu schweigen, wo der Geschichtschreiber Gelegenheit hatte, einen Charakter von vielen und höchst verschiedenartigen Seiten her so genau zu erforschen, wie es mir in Bezug auf den Charakter des Prinzen oblag, und wo er bei jedem Schritt neue Veranlassung fand, seine Reinheit, Selbstlosigkeit, Consequenz und edle Selbstbeherrschung zu bewundern.

Nur die Vorgänge zweier Jahre, 1860 und 1861, bilden den Inhalt des letzten Bandes, und diese betreffen hauptsächlich Englands Beziehungen zur auswärtigen Politik und sein Mitwirken an derselben. Da greift plötzlich die Hand des Schicksals in das Lebensrad des Prinz-Gemahls, und mit der schmerzlichen Erzählung von seiner Krankheit und seinem Tode schließt das Werk wie eine Tragödie ab.

Es wäre überflüssig, an dieser Stelle die während jenes Zeitabschnitts in die Annalen der Geschichte eingetragenen politischen Ereignisse zu recapituliren oder auch nur die Theilnahme des Prinz-Gemahls an denselben eingehender zu behandeln: dies hätte nur für diejenigen Interesse, welche sich mit hoher Politik befassen. Für uns steht der Prinz als deutscher Mann höher als alle Fragen über Handelsverträge, Annexion Savoyens und Nizzas, Parlamentsdebatten, Freiwilligenrevuen u. s. w.; und obgleich eine Schilderung der kriegerischen Vorgänge des Jahres 1861 in Italien, wo Garibaldi in Neapel einzog und Gaëta schließlich capitulirte, sowie in Amerika, wo die ersten Zuckungen des Bürgerkriegs den freiheitlichen Boden erschütterten, anziehend genug wäre, so sehen wir doch gern davon ab, um uns ganz dem Hauptobject des Werks widmen zu können.

> Gott im Herzen, vorwärts schauend,
> Stets sich opfernd, auf ihn bauend,
> Aufwärts strebend,
> Mit sich hebend
> Geist und Wissen seiner Zeit,
> Diente er der Ewigkeit.

So lauten die Verse Ihrer königlichen Hoheit der Kronprinzessin von Preußen, welche unter der Aufschrift „Zum Andenken" diesem fünften Bande der deutschen Uebersetzung voranstehen, und Besseres hat wol noch nie eine Tochter über ihren Vater ausgesprochen. Prinz Albert verdiente nicht nur eine solche Aufschrift auf dem Monument, das er sich selbst durch seine Tugenden gesetzt; er hatte auch das seltene Glück, in seinem Wirken und Schaffen, seinem Denken und Fühlen Anerkennung zu finden, und das nicht allein innerhalb des Kreises seiner Familie, sondern in der ganzen gebildeten Welt.

Wie in einem Spiegel reflectiren dies die Worte des Barons Stockmar, des „leidenden Einsiedlers in Koburg", der in einem Schreiben vom 17. Januar 1860 — er starb am 9. Juli 1863 im Alter von 76 Jahren — nach einigen auf Napoleon III. und seine Politik in Italien bezüglichen Bemerkungen unter anderm Folgendes äußert:

> Mein langes Leben gibt mir hinreichend Zeit, mich von der Wahrheit der Anschauung überzeugt zu halten, daß der Einzelne die ihm gewordene Lebensaufgabe nur dann richtig, würdig und also glücklich lösen können werde, wenn er sich unausgesetzt einer redlichen und ernstlichen Gesinnung befleißigt. Kann er das nicht, so verfällt er, ohne es zu wollen, der Frivolität und mit ihr der Nichtswürdigkeit.

Gegen Ende des Jahres 1860 erhielt der Prinz aus Berlin von seiner Tochter, der Kronprinzessin von Preußen, eine von ihr verfaßte Denkschrift über ein Ministerverantwortlichkeitsgesetz, dessen Zweck dahin ging, die in hohen Kreisen am preußischen Hofe genährten Besorgnisse hinsichtlich der Zweckmäßigkeit einer in Aussicht genommenen Maßregel dieser Art zu beseitigen. Diese Arbeit würde selbst einem erfahrenen Staatsmann Ehre gemacht haben, und die Argumente der Denkschrift waren so erschöpfend, daß dem Prinzen nur wenig zu berühren übrig blieb; in seiner überströmenden Freude darüber machte er der Verfasserin jedoch sehr charakteristische Bemerkungen, von denen einige hier folgen mögen:

> Die Idee, daß die Verantwortlichkeit der Räthe die Würde des Monarchen kränkt, ist ganz irrig. Hier haben wir kein Verantwortlichkeitsgesetz, weil wir überhaupt keine geschriebene Constitution haben, aber die Verantwortlichkeit fließt als logische Nothwendigkeit aus der Würde der Krone und des Monarchen. „The king can do no wrong" heißt der Rechtssatz, und daraus folgt, daß jemand für seine Schritte verantwortlich sei, wenn diese dem Gesetze oder der Wohlfahrt des Landes zuwider sind. Die Minister sind nicht hier als Minister, d. h. als Beamte, verantwortlich (als solche sind sie es der Krone), sondern dem Parlament und Volke oder Lande als „Räthe der Krone". Irgendjemand kann die Krone berathen, und wer sie nur beräth,

ist für den Rath, den er gegeben, dem Lande verantwortlich. Die sogenannte accountability der Minister dem Parlament gegenüber erwächst nicht aus dem Princip ihrer Verantwortlichkeit, sondern aus der praktischen Nothwendigkeit, dem Parlament seine Zustimmung zur Legislation und seine Steuerbewilligung zu erhalten und (um diese sich sichern zu können) das Vertrauen desselben sich zu erwerben. Die Minister werden praktisch zur Verantwortung gezogen, über die Art und Weise, wie sie die Gesetze, die sie mit dem Parlament zusammen gemacht, gehandhabt, wie sie die Gelder, die zu gewissen Zwecken votirt wurden, verwendet haben; sie müssen Auskunft geben, sich rechtfertigen, überzeugen, und die Antwort: wir haben als gehorsame Diener dem Herrn gehorcht, wird nicht acceptirt. Haben sie nach Ueberzeugung gehandelt oder nicht? ist die Frage „wenn nicht, so seid ihr schlechte Diener der Krone, die das rathen, das thun, was ihr für nachtheilig oder unrecht hattet, um euch gute Pfründen und die Gunst des Herrn zu erhalten" — und das Parlament entzieht ihnen nothwendig sein Vertrauen. Hierin liegt auch die von den Monarchen so sehr gefürchtete Macht der Minister. Sie können sagen: wir wollen dies und das nicht thun, was der Herr wünscht, weil wir es nicht verantworten können. Warum sollte sich aber der Herr hiervor fürchten? Dies bietet ihm ja die größte Sicherheit; ein wahrhaft treuer Diener sollte nichts thun, was er nicht verantworten kann, auch wenn es der Herr wünscht! Diese praktische Verantwortlichkeit sichert dem Monarchen das höchste Gut, independente Diener statt Wohldiener, nöthigt den Minister zur Freiheit der Seele dem Monarchen gegenüber, adelt seinen Rath und macht ihn sicher und patriotisch, während der des Wohldieners und gehorsamen Executors der höchsten Wünsche und Befehle den Monarchen in den Abgrund führen kann und oft geführt hat.... Was das Selbstregieren des absoluten Monarchen anbetrifft, so ist dies eine reine Illusion. Nirgends zeigt die Geschichte so vollkommene Minister- und Günstlingsregierungen als in den absoluten Monarchien, weil nirgends der Minister ein so sicheres Spiel hat. Eine Hofcabale ist das einzige, das er zu fürchten hat, und gegen diese weiß er die nöthigen Mittel zu ergreifen. Die Geschichte ist so voll von Beispielen, daß ich mich schämen würde, deren anzuführen. Selbst in den letzten Jahrzehnten haben wir Fälle erlebt, wo die persönliche Discreditirung des Monarchen fast die Erhaltung der Monarchie nicht als Regierungsform, sondern als Staat unmöglich machte. Wenn das wie bei dem Könige von Neapel stattfindet, so sagen nun die Vertheidiger: „Er war schlecht umgeben, schlecht berathen, wußte nicht, wie es mit dem Lande stand." Wozu aber dann das Selbstregieren, wenn man selbst nichts weiß und nichts erfährt? Der Monarch sollte sich nicht um Detail bekümmern und den großen Ueberblick behalten, die Principien niederlegen, nach denen gehandelt werden soll. Das kann er, ja muß er bei verantwortlichen Ministern, die genöthigt sind, seine Sanction zu dem System einzuholen, das sie befolgen und dem Parlament gegenüber vertheidigen wollen. Das kann der selbstregierende absolute Monarch nicht, weil er im Detail erstickt, den Wald vor Bäumen nicht sieht und keine Veranlassung hat, mit seinen Ministern über Principien und Systeme zu pactiren, die beiden Theilen nur als eine große Last und unnöthige Beeinträchtigung erscheinen können.

Als ein Studium und eine Darlegung des scharfen und umfassenden Interesses des Prinzen an allem, was um ihn her vorging, und seines eifrigen Bestrebens, alles so ausgeführt zu sehen, wie es nach seiner Ansicht ausgeführt werden sollte, ist Theodore Martin's Werk höchst lehrreich. Als der Prinz-Regent Wilhelm von Preußen, der Schwiegervater seiner Tochter, den preußischen Königsthron bestieg, war er ebenso besorgt, ihn über seine neuerlangten Pflichten zu belehren, als er seine Tochter über die Ausübung ihrer wiederkehrenden Mutterpflichten belehrte. Nichts war ihm in auswärtigen Angelegenheiten fremd, und in den häuslichen, ob es die ganze englische Nation oder nur seine eigene Familie betraf, blieb ihm nichts unbekannt, nahm er an allem den lebhaftesten Antheil. Daher auch darf es nicht verwundern, wenn er, der noch in der Blüte der Mannesjahre stand, seine Lebenskraft so frühzeitig erschöpfte.

Schon während des ganzen Verlaufs der in dem vorliegenden Bande aufgezeichneten Ereignisse war des Prinzen Gesundheit eine schwächliche, und obgleich er vorschriftsmäßig auf die Jagd ging und andere körperliche Uebungen vornahm, um sich für die zahlreichen und widersprechenden Pflichten, zu deren Erfüllung er sich berufen fühlte, soweit er es vermochte, zu kräftigen, so scheint es doch, als habe sich bei ihm die Rücksichtnahme auf seine Gesundheit stets nicht weiter erstreckt, als es das vorliegende Geschäft oder die ihn erwartende Arbeit gebieterisch forderte. Zu Beginn des überaus pathetischen letzten Kapitels des Werks sagt der Verfasser Folgendes:

Es war charakteristisch für den Prinz-Gemahl, daß er dem Tode mit einem Gleichmuth entgegensah, der bei Männern seines Alters keineswegs gewöhnlich ist. Das rührte nicht von Gleichgültigkeit oder Lebensüberdruß her. Er genoß das Leben, war glücklich und heiter in seiner Arbeit, in seinem Familienkreise, in der liebenden Fürsorge für andere und in der süßen Erwiderung der Liebe, welche sie ihm eintrug. Aber er hatte nichts von dem starken Verlangen nach Leben und hohem Alter, welches diejenigen empfinden, die davor zurückschrecken, über „die warmen Schranken des heitern Tags" hinauszublicken in eine unbekannte und ungewisse Zukunft. Er hatte nicht den Wunsch, zu sterben; aber es lag ihm nichts daran, zu leben. Nicht lange vor seiner verhängnißvollen Krankheit sagte er zur Königin: „Ich hänge nicht am Leben. Du thust es, aber ich lege keinen Werth darauf. Wenn ich wüßte, daß für alle meine Lieben gut gesorgt ist, wäre ich ganz bereit, morgen zu sterben." Und weiter sagte er: „Ich bin überzeugt, daß ich, wenn ich eine schwere Krankheit bekäme, mich sofort ergeben und nicht mit dem Leben ringen würde. Ich besitze kein zähes Leben." Das sagte er ohne eine Spur von Traurigkeit; er war bereit, zu leben, wenn es Gottes Wille wäre; er war aber ebenso bereit, dahinzugehen, wenn der göttliche Wille es anders bestimmt haben sollte. Nach seiner Ansicht war der Tod nur die Pforte zu einem fernern Leben, in welchem er unter glücklichern Bedingungen auf eine Fortdauer alles Besten in ihm und in denen, die er liebte, hoffen dürfe, frei von den Schwächen und ungetrübt durch die Miserfolge, die Misverständnisse, die Sündhaftigkeit und die Bekümmernisse des irdischen Lebens. „Diese Stimmung", schreibt die Königin in einem Mémoire von 1862, „diese schöne heitere Stimmung war es, welche ihn immer glücklich, immer zufrieden machte, obgleich er so tief und lebhaft empfand, wenn andere Unrecht thaten, und wenn die Menschen ihre Pflicht nicht erfüllten. Diese Fähigkeit, an allem Interesse zu nehmen, für alles ein aufmerksames Auge zu haben, war es, welche ihn der Ewigkeit mit so schönen Empfindungen entgegensehen ließ. Er war bereit zu leben, bereit zu sterben, nicht, wie er zu sagen pflegte, um glücklicher zu sein, sondern weil er ganz bereit war, davonzugehen.

Er that das, was recht war, nicht um der Belohnung in einem andern Leben willen, sondern, wie er immer sagte, weil es recht ist."

Diese Lebensanschauung verließ ihn bis zum letzten Augenblick nicht, und er wirkte fort in seiner freiwillig auferlegten übergroßen Thätigkeit, die für ihn tödlich werden sollte, ohne daß seine Umgebung und die ihm am nächsten standen es früher gewahr wurden, als bis die Hülfe zu spät kam. Die unmittelbare Veranlassung des Fiebers, welchem er erlag, ist niemals wirklich festgestellt worden; aber man hat die Entstehung desselben mit einiger Genauigkeit bis zum 22. November zurückverfolgt, an welchem Tage er in Sandhurst bei „entsetzlichem Regen" die im Bau begriffene Generalstabsschule und Militärakademie inspicirte. Schon am 10. November hatte sich bei ihm Schlaflosigkeit eingestellt, die ihn schwach und müde machte; trotzdem ging er noch am 23. November für einige Stunden mit dem Fürsten Ernst Leiningen auf die Jagd, und am 25. November schrieb er, nachdem er tags vorher mit demselben und der königlichen Familie das Mausoleum der Herzogin von Kent in Frogmore besucht hatte, in sein Tagebuch: „Bin recht elend, und Schmerzen in Rücken und Beinen plagen mich sehr." So verzehrte ihn ein schleichendes Fieber mit schlaflosen Nächten und Tagen, wo er nur wenig genießen konnte und jede Bewegung ihm schmerzhaft war, wenigstens drei Wochen lang, bevor seine Familie oder die Aerzte einige Besorgniß um ihn hegten. Dabei vollzog er, so gut er konnte, alle seine übernommenen Geschäfte, und noch vierzehn Tage vor seinem Tode entwarf er ein Memorandum über die Trent-Angelegenheit, welche nach dem Ausspruch Lord Palmerston's „zur befriedigenden Lösung dieser Streitfrage wesentlich beitrug". Es war dies am 30. November 1861.

Dieses Memorandum, von des Prinzen eigener Hand in englischer Sprache niedergeschrieben und von der Hand der Königin hier und da corrigirt, ist dem Werke als Facsimile beigegeben; dasselbe hat insofern einen besondern Werth, als es die letzte politische Denkschrift von ihm ist und an Wichtigkeit ihrer Ergebnisse keiner seiner vielen Denkschriften nachsteht.

Am 2. December besuchte ihn Lord Palmerston; von den Symptomen des Unwohlseins des Prinzen beunruhigt, sprach der Lord den Wunsch aus, es möge noch ein anderer Arzt hinzugerufen werden; allein sein Rath wurde erst am 9. December befolgt, und selbst dann nicht in dem Grade, wie er es gewünscht hatte. „Es ist dies eine Angelegenheit von der höchsten nationalen Wichtigkeit", schrieb er am 10. December, „und alle Rücksichten auf persönliche Gefühle und Empfindlichkeiten müssen hinter dem öffentlichen Interesse zurückstehen." Aber es geschah nichts Entschiedenes darin, denn „die Aerzte glaubten, daß alles soweit befriedigend sei". Und schon am 14. December vor Mitternacht erklangen die Glocken, welche verkündeten, daß diese große Seele entflohen war nach der verschleierten Welt, die er so oft ersehnt, und wo es Ruhe gibt für den Müden — „zu den Geistern der vollkommenen Gerechten".

Die uns vorliegende deutsche Ausgabe des fünften Bandes enthält außer einigen geist- und gemüthvollen Schlußbemerkungen von Theodore Martin und einem kurzen Anhange auch ein ausführliches Inhaltsverzeichniß für das ganze Werk; aber sie entbehrt die im Originalbande enthaltenen drei künstlerisch ausgeführten Bildnisse: des Prinz-Gemahls in seinem letzten Lebensjahre, der Prinzeß Royal vom Jahre 1856, und der Prinzeß Alice vom Jahre 1860.

Trotz dieser Ausstellungen verdient die von einem namhaften deutschen Schriftsteller übertragene Biographie des Prinzen Albert als das Lebensbild eines wahrhaft edeln Fürsten in hohem Maße die Theilnahme des Publikums.

Ferdinand Moesch.

Culturgeschichtliches.

1. Illustrirte Culturgeschichte. Für Leser aller Stände. Von Karl Faulmann. Mit 14 Tafeln in Farbendruck, mehreren Facsimilebeilagen und circa 300 in den Text gedruckten Illustrationen. Sechste bis zwanzigste Lieferung. Wien, Hartleben. 1881. Gr. 8. Jede Lieferung 60 Pf.

Nachdem wir in Nr. 12 d. Bl. f. 1881 die fünf ersten Lieferungen obigen Werks besprochen haben, welche den allgemeinen Theil desselben enthalten, treten wir, nach nunmehriger Vollendung der zwanzigsten und letzten Lieferung, dem besondern Theile näher, welcher die Culturgeschichte der einzelnen Länder umfaßt. Unter den verschiedenen Gesichtspunkten, nach welchen die Culturgeschichte angeordnet werden kann, hat Faulmann für die Darstellung ihrer einzelnen Entwickelungsphasen den geographischen gewählt. Wir können diese Wahl für keine glückliche halten. Sie ist allerdings nicht zu umgehen, solange und soweit die Culturgeschichte Länder und Völker behandelt, die für sich abgeschlossen sind und keinen Verkehr miteinander pflegen. Sobald aber die Völker aufeinander einzuwirken und einander Momente der Cultur mitzutheilen beginnen, ist jene Methode ohne mannichfache Verwirrung nicht anzuwenden, indem sie den Schriftsteller öfter dazu nöthigt, Thatsachen, welche die Folgen anderer Thatsachen sind, vor den letztern zu erzählen, und indem sie außerdem wichtige Ver-

hältnisse, welche zwischen Völkern verschiedener Culturkreise angeknüpft wurden, nur in zerrissener oder wenigstens unzusammenhängender Weise darzustellen gestattet. Faulmann gruppirt seinen Stoff genau nach Erdtheilen und beginnt mit Amerika; warum? sagt er nicht —, wahrscheinlich weil in diesem Erdtheil die Culturstaaten eine geringere Höhe der Leistungen erstiegen haben als in den Theilen der sogenannten Alten Welt. Wir müssen bei diesem Uebergange zu den culturgeschichtlichen Details zugestehen, daß Faulmann unserer früher ausgesprochenen Erwartung, im besondern Theil einen Fortschritt von unnützem Wortkram zu fruchtbaren und lichten Darstellungen zu finden, in vieler Hinsicht gerecht ward; die etymologischen Schrullen des allgemeinen Theils nehmen wirklich ab, und die Darstellung nähert sich in der That mehr und mehr dem Verständniß von „Lesern aller Stände". Einen empfindlichen Rückschritt haben wir dagegen hinsichtlich der in den Text gedruckten Illustrationen zu rügen; dieselben werden von Bogen zu Bogen undeutlicher und genügen zuletzt in keiner Hinsicht den Ansprüchen, welche die moderne Welt an illustrirte Werke und besonders an ein mit so schönen Farbendrucktafeln versehenes und typographisch so trefflich ausgestattetes Buch zu erheben berechtigt ist.

Faulmann bespricht in der von Amerika handelnden Abtheilung zuerst die Naturvölker dieses Erdtheils, die Jäger- und Fischervölker, und geht dann zu den Mexicanern und Peruanern über. Ist es auch sehr gewagt und führt schlechterdings zu keinem Ziele, Bilder dieser Völker mit solchen Aegyptens zusammenzustellen, so bilden doch diese Darstellungen im ganzen einen wohlthätigen Contrast gegenüber den unklaren Phantasien des allgemeinen Theils. Die Knotenschrift der Peruaner, Quipus, als eine Umkehrung des Namens der ältesten chinesischen Zeichen Pakwa zu bezeichnen, dürfte doch, ohne Nachweisung des Ursprungs dieser Worte, mindestens sehr bedenklich sein. Führt aber Faulmann sein geographisches System so weit, die europäischen Einwanderungen in Amerika, welche doch eine Kenntniß der europäischen Culturgeschichte zur unausweichlichen Voraussetzung haben, gleich nach den einheimischen Völkern zu behandeln, so verstößt er stark gegen das genetische Princip, ohne welches die Culturgeschichte keinen Werth hat, d. h. gegen das Princip, alle Erscheinungen aus ihren Ursachen zu entwickeln. Noch mehr muß es stutzen machen, daß der Verfasser, wenn er diesen Gegenstand einmal behandelt, die Schicksale der europäischen Colonien in Amerika mit wenigen Worten abfertigt und dagegen sich ausführlich über einen an sich so unwesentlichen und selbstverständlichen Punkt verbreitet, wie es die Verderbniß der deutschen Sprache in Amerika ist, die er durch eine eine ganze Seite einnehmende Zeitungsannonce illustrirt.

Von dem modernen Amerika werden wir nun geradewegs nach dem alten Nillande hinübergeworfen; denn jetzt kommt Afrika an die Reihe. Faulmann leitet die Culturgeschichte Aegyptens (des einzigen Landes übrigens, das er vom „dunkeln Erdtheil" behandelt) mit einer Abhandlung über die vier Rassen ein, welche die ägyptischen Denkmäler abbilden; er läßt sich jedoch durch die bloße Hautfarbe, welche der neuesten ethnologischen Forschung zufolge ein ganz unzuverlässiges und schwankendes Kennzeichen der Völkerverwandtschaft bildet, zu allzu weitgehenden Folgerungen verleiten. Auf die Culturgeschichte Aegyptens, die uns keinen Anlaß zu besondern Bemerkungen bietet, folgt China, den Reigen der Völker Asiens eröffnend, dann Japan, hierauf Indien. Hier scheint uns Faulmann das Verhältniß zwischen den eingewanderten und siegreichen Ariern und den dravidischen Urbewohnern ziemlich zu verwirren. Die Cerebrallaute der indischen Sprachen, welche den übrigen Ariern fehlen, sind ihm ein Beweis, daß die Arier schon vor Abfassung der Vedas mit den Dravidas vermischt waren. Auch nimmt Faulmann zweierlei Urbewohner Indiens an, nämlich außer den Dravidas auch die Malaien. Er sucht ferner bei dem dravidischen Volke der Todas den Ursprung des Brahmanenthums und damit auch der Vedas: und warum? weil die letztern „fast nur vom Rindvieh handeln"! Wenn das „folgern" heißt, so kann eben schlechterdings alles gefolgert werden und ist nichts zu beweisen mehr unmöglich! Faulmann legt ferner viel Gewicht darauf, Krischna und Wischnu für „schwarze Götter" zu erklären, obschon die Bilder, die sein Werk von ihnen bringt, alle weiß sind; er sucht aus der Aehnlichkeit des saugenden Krischna mit dem Jesuskinde die schwarze Farbe des letztern und seiner Mutter an manchen Wallfahrtsorten Europas herzuleiten; er hält es für eine Thatsache, daß Krischna schon den Griechen als indischer Gott bekannt gewesen, führt jedoch keine Belegstelle dafür an. Er leitet dann geradezu Krischna aus — Babylonien (!) ab und erklärt den Manu für „jedenfalls" identisch mit den chinesischen Min (!), den Turkmenen (!), Germanen (!?) u. s. w., alles und noch mehreres ohne Quellennachweise. Die christlich-apokalyptische Idee vom „tausendjährigen Reiche" nennt er eine germanische! Levirathsehe (sic) S. 330 und Phryxos S. 331 werden hoffentlich Druckfehler sein. Siwa soll, weil unbärtig, ein Weib sein! (Und Apollo, Balder, Johannes?) Und so nimmt die Verwirrung bei Indien kein Ende. Dagegen vermissen wir jede Erwähnung des unsterblichen Dichters Kalidasa und der übrigen Meisterwerke indischer Poesie! Es folgen dann Babylonien und Assyrien, merkwürdigerweise getrennt und in gläubiger Anlehnung an Lenormant's überschwengliche Phantasien. Wir übergehen das sich nun anreihende Persien, bei dessen Schilderung er sich lediglich an Thatsachen hält, das er indeß für die geringe Bedeutung dieses Landes in der Culturgeschichte viel zu breit behandelt hat. Als eine ganz unverantwortliche Verirrung müssen wir es bezeichnen, daß sodann Arabien mit Mohammed und dem ganzen Khalifenreich, ja sogar mit dessen angeblicher Fortsetzung durch die Türken vorgenommen wird, bevor mit einem Worte des Juden- und

Christenthums gedacht ist, die doch des Islam schlechterdings unentbehrliche Grundlagen sind. Damit ist das genetische Princip geradezu auf den Kopf gestellt und zwar ohne allen Grund; denn Faulmann hätte an seinem System gar nichts zu ändern gebraucht, wenn er die Araber nach den Juden (wie er schon die alten Hebräer ganz unrichtig nennt) in Behandlung genommen hätte. Bei den letztern vertuscht Faulmann sorgfältig den oft wiederholten Abfall vom Mosaismus zum Götzendienst (Baal, Moloch und Astarte) bis auf Jerobeam's Sterndienst, der aber mehr ein Jahvedienst war, und sucht auch eine ältere Entstehung der biblischen Bücher, als jetzt meistens angenommen wird, zu constatiren. Bei der Besprechung der „Phönikier" (richtig ist nur: Phöniker) erfahren wir, die Khetiter, mit welchen ägyptische Pharaonen und später die Hebräer kämpften, seien „offenbar" nicht von semitischem Stamme gewesen; „eher" seien sie den Griechen verwandt, und es wäre „nicht unwahrscheinlich", daß die deutschen Katten und die Gothen Theile jenes Volks waren! Es ist wirklich erstaunlich, welche großen Resultate Faulmann mit den einfachen Worten „jedenfalls", „offenbar" und „nicht unwahrscheinlich" erreicht. Die „Leser aller Stände" aber werden sich sicherlich sehr freuen, nun doch einmal zu erfahren, wer denn eigentlich die Khetiter waren, was sie gewiß schon längst zu wissen verlangte!

Endlich kommen wir zu Europa. In einer von den Ureinwohnern dieses Erdtheils handelnden Einleitung erfahren wir, daß „die Nachkommen der Kelten in England noch jetzt Priester, Druiden genannt, besitzen". Ob Faulmann damit den der Freimaurerei ähnlichen Geheimbund der Druiden oder die walisischen Barden meint, ist uns unklar: beide aber sind keine Priester! Nach der nämlichen Theorie wären die Normannen und die Etrusker Zeitgenossen gewesen, was bisher jedenfalls noch niemand gewußt hat. Auf den Unterschied der Zeiten zwischen Dingen, die ihm ähnlich scheinen, nimmt Faulmann überhaupt keine Rücksicht. Nun treten die Griechen auf, leider wieder in einer Flut von Hypothesen, welche nur die Köpfe zu verwirren geeignet ist, statt sie mit dem ewig Schönen und Herrlichen von Hellas bekannt zu machen und dafür zu begeistern. Freilich, wenn sich Faulmann auf den alten seligen Creuzer beruft, der in den Antiquariaten sanft schlummert und von seinen Phantasien ausruht, dann wird vieles begreiflich, womit er die „Leser aller Stände" unterhalten zu sollen glaubt. Die nordischen Germanen sollen die zwölf Asen den Griechengöttern nachgebildet haben (während wol beide aus einer gemeinsamen arischen Quelle schöpften) und hätten diesen dafür — die Orakel geschenkt, welche Ausflüsse der „nordischen Sudkunst" sein sollen! Der Name „Pelasger", erfahren wir, besteht aus dem Gotte Bel und dem nordischen askr (Mann), „Pelops" aus Bel und ops (Sonnenauge). Tyndareus sei der alte Name von Babylon (wo steht das?) und identisch mit dem ägyptischen Denderah. Abgebildete nackte Schmiede (denen es eben einfach beim Feuer zu heiß ist, um Kleider zu tragen) werden mit Noah, Cham und allem Möglichen in Verbindung gebracht. Hellen hängt mit der nordischen Hel zusammen, Doros mit Thor u. s. w.! Warum Faulmann die griechischen Namen in lateinischer Weise auf -us enden läßt, statt auf -os, ist uns unerfindlich, da er doch sonst oft griechische Schreibweise anwendet (k statt c). Im übrigen ist die griechische Culturgeschichte recht anziehend geschrieben, wenn auch, wie die übrigen Theile des Buchs, nicht nach einem durchdachten Plan; ebenso die darauf folgende der Römer, hinsichtlich deren es aber Faulmann nicht bekannt zu sein scheint, daß die ganze Königsgeschichte schon seit Niebuhr als Mythe nachgewiesen ist.

Die römische Geschichte bei Faulmann zeichnet sich indessen durch die Vermeidung von mytho- und etymologischen Thorheiten vortheilhaft aus. Auf sie folgt die Cultur des christlichen Europa, welche sehr summarisch abgehandelt wird, aber das Ganze in großen Zügen recht lebendig vorführt. Und dies könnte von dem ganzen Buche gesagt werden, wenn jene fatalen Liebhabereien des Verfassers, die ihrer ganzen Art und Weise nach das Publikum kalt lassen und die Gelehrten in Harnisch bringen, gebildeten Unbefangenen aber ein mitleidiges Lächeln oder unwilliges Kopfschütteln ablocken müssen, die vielfach verdienstliche Arbeit nicht beeinträchtigten. Dieselbe ist überdies in sehr ungleichartiger Weise ausgeführt. Dem Orient sind etwa 300, dem classischen Alterthum aber nur etwa 70, dem Mittelalter nicht viel über 50, und der neuern Zeit vollends nur etwa 30 Seiten gewidmet! Es fehlt dem Ganzen, und das ist eine Hauptsache, am genetischen Zusammenhange; es ist eine Sammlung von culturgeschichtlichen, mytho- und etymologischen Aufsätzen über einzelne Länder und Völker, die voneinander völlig unabhängig sind. Die den gesammten Fortschritt des Menschengeistes gleich einem rothen Faden durchziehende Kette von Ursachen und Wirkungen ist nirgends sichtbar; man findet keine Vergleichung zwischen verschiedenen Perioden der Cultur, zwischen den Leistungen verschiedener Völker, sondern nur zwischen ihren Götter- und Heroennamen, zwischen unwesentlichen Abbildungen, Schriftzeichen, Gebräuchen u. s. w. Hätte Faulmann dieses Fehlende an die Stelle der überflüssigen etymologischen Schrullen gesetzt und das Ganze genetisch verbunden, auch gleichmäßig behandelt, so hätte er ein sehr schönes Werk liefern können. Aber auch in illustrativer Beziehung ist dasselbe nicht, was es sein sollte und könnte. Die prächtigen Farbendrucke und die oft schauderhaften Textbilder (man sehe z. B. den entsetzlichen Zeustempel von Olympia) sind zu arge Contraste, und zu einem illustrirten Werke gehört, namentlich wenn man an die Bilder Folgerungen knüpfen will, nothwendig Rechenschaft über deren Herkunft; sonst verliert alles Beweisen oder Beweisenwollen seine Kraft. Was wir hier getadelt haben, geschieht einzig um der Sache willen und ist sine ira et studio geschrieben; so wünschen wir es auch allseitig aufgefaßt zu sehen.

2. Opfersteine Deutschlands. Eine geologisch-ethnographische Untersuchung von H. Gruner. Mit eingedruckten Holzschnitten und vier Steintafeln. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1880. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Im Fichtelgebirge wird der Wanderer auf in Stein ausgehöhlte Gebilde aufmerksam, die man ihrer Form entsprechend Felsentische oder Felsenbecken nennen könnte und die vielfach für heidnische Opferaltäre und Schüsseln zum Auffangen des vergossenen Blutes gehalten werden. Der Verfasser untersucht diesen Umstand in der vorliegenden kleinen Schrift gründlich und kommt zu dem Ergebniß, daß jene Steingebilde durchweg Werke der Natur und nicht der Cultur, daß jene Höhlungen einfach vom Wasser bewirkt sind. Auf diese einleuchtende Weise dürften sich auch leicht anderswo abenteuerliche „Druidensteine" und andere angebliche Alterthümer in Naturproducte auflösen lassen.

3. Deutsche Handwerker-Bibliothek von Schmidt-Weißenfels. Erstes bis sechstes Bändchen (Zwölf Schneider. Zwölf Schuhmacher. Zwölf Buchdrucker. Zwölf Bäcker. Zwölf Metzger. Zwölf Goldarbeiter.) Stuttgart, Abenheim. 1880. 8. à 50 Pf.

Die sehr hübsch ausgestatteten Büchlein enthalten jedes zwölf populäre Biographien von Männern aller Zeitalter und aller civilisirten Nationen, welche einem der oben genannten Handwerke angehörten, wenn sie sich auch theilweise von demselben lossagten und durch ihre Schicksale irgendeine Bedeutung erlangt haben. Wir finden unter denselben nicht nur solche, die in ihrem Handwerke selbst sich auszeichneten, sondern auch einerseits berüchtigte Verbrecher, andererseits große Künstler, Dichter, Gelehrte, Staatsmänner, Kriegsleute und andere Berühmtheiten. Die Bändchen sind für Gewerbsgenossen eine höchst anziehende Lektüre.

Otto Henne-Am Rhyn.

Ein nationales Prachtwerk.

Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland. Von R. Graf Stillfried d'Alcántara und Bernhard Kugler. Illustrirt von den ersten Künstlern Deutschlands. Erste Lieferung. München, Bruckmann. 1881. Folio. 2 M.

Um durch die Erkenntniß ihrer Vergangenheit ein neues Einigungsband der Hohenzollern mit dem deutschen Volke zu knüpfen, haben der königlich preußische Oberceremonienmeister, weithin bekannt als gründlicher Erforscher der hohenzollernschen Geschichte, und der als würtembergischer Historiker ausgezeichnete Professor Kugler sich zu einem Werke vereinigt, welches eine illustrirte Geschichte der Hohenzollern und ihrer Stellung im und zum deutschen Vaterlande, ein nationales Ehrenbuch bilden soll. Und um das geschriebene Wort noch lebendiger zu machen, sind die hervorragendsten Künstler von der Verlagshandlung gewonnen worden, um durch Voll- und Textbilder die merkwürdigsten Ereignisse und Persönlichkeiten der reichen Geschichte des glorwürdigen Hauses der Nation zu veranschaulichen. Das Buch ist mit aller Meisterschaft der Druckerkunst ausgestattet und soll bis Weihnachten in 25 Lieferungen zu je 2 Mark vollendet sein. Die in der ersten Lieferung gegebenen Vollbilder von H. Kaulbach, G. Bleibtreu, J. Schrader und H. Kretzschmer wie die 19 Textbilder sind vorzüglich gelungen.

Je mehr die Darstellung sich der Neuzeit nähert und unsere Tage berührt, um so breiter und ausführlicher soll sie sich ergehen; die ältere Geschichte der Dynastie wird nur ganz übersichtlich dargelegt, wie dies bei dem Hinblick auf weite nationale Kreise völlig gerechtfertigt ist. Durch die vorliegende Lieferung zieht sich ein belebender Hauch vaterländischer Begeisterung und inniger Bewunderung des erhabenen Geschlechts, dem unser greiser Kaiserheld entsproß und das den Weg vom Felsen Hohenzollern bis zum Baltischen Meere fand. Nur dürfte etwas zu sehr betont sein, daß die bedeutendern Fürsten des Hauses in Nürnberg wie in Berlin stets die besten, umsichtigsten und weisesten Rathgeber der deutschen Kaiser gewesen seien, die zu eigenem Schaden nicht genügend ihre Rathschläge befolgten, und daß ihre Politik hauptsächlich das Interesse des gesammten Reichs habe fördern wollen; gewiß lag ihnen wie allen Reichsfürsten zuerst der Gedanke an die Hausmacht nahe. Die große Ehrsucht des ersten Kurfürsten von Brandenburg aus dem Zollernhause, Friedrich I., ist der Ansicht der beiden Historiker gemäß ziemlich milde behandelt, auch wird nicht erwähnt, daß er (1438) nach der Kaiserkrone strebte. Nicht übergehen möchte ich einige Angaben, die den bisher gültigen Quellen widersprechen, voraussichtlich aber neuen Forschungen zu verdanken sind. Als Stammvater der fränkischen burggräflichen Linie in Nürnberg gilt überall Konrad I., er stirbt 1230 und ihm folgt sein Sohn Konrad II. (gest. 1260 oder 1261). In vorliegendem Werke erscheint aber nur Konrad I., der erst 1261 stirbt; als sein Sohn wird entgegen der Erwähnung eines Konrad III. (gest. 1314) neben Friedrich III. nur letzterer genannt. Während Schwabach gewöhnlich als von Friedrich III. unter König Adolf erkaufter Besitz genannt wird, soll es erst unter Friedrich V. erworben worden sein, dessen 1397 erfolgte Abdankung zu Gunsten seiner Söhne unberührt bleibt. Auch glaubte ich, Friedrich der Schöne von Oesterreich sei bei Mühldorf 1322 von einem Lehnsmanne Friedrich's IV. von Zollern, nicht aber von ihm selbst gefangen worden, wie es der Text und Bleibtreu's Künstlerhand darstellen. Die Schilderung der Charaktere ist sehr anmuthend, ebenso die kurze und markige Betrachtung der Reichslage in den verschiedenen Jahrhunderten, durch die wir eilenden Fußes wanderten. Wir wünschen dem verdienstvollen Werke den Einzug in die Häuser des deutschen Volks, zu dem es sich festlich geschmückt hat.

Arthur Kleinschmidt.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Die deutsche Literatur und das deutsche Theater haben einen tiefschmerzlichen Verlust zu beklagen. Franz Dingelstedt ist am 15. Mai in Wien gestorben, einer der begabtesten Dichter und genialsten Köpfe der neuern Literatur. Geboren am 30. Juni 1814 zu Halsdorf, hatte er 1831—34 in Marburg Theologie und Philologie studirt; er hatte dann eine Anstellung am Gymnasium zu Kassel erhalten und wurde wegen liberaler Gedichte zur Strafe nach Fulda versetzt. Hier veröffentlichte er im Jahre 1841 seine „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters", wodurch er genöthigt wurde, seinen Abschied zu nehmen. Es war die Epoche der politischen Lyrik: Herwegh zog wie ein Triumphator durch Deutschland. Dingelstedt dichtete nicht im Herwegh'schen Stil; er war kein politischer Dogmatiker, verherrlichte nicht die Republik, ließ nicht den Ruf zu den Waffen ertönen, sondern er war nur der Anwalt einer liberalen Gesinnung, wie Anastasius Grün, und ließ dann gelegentlich der Satire und Ironie freien Spielraum im heinisirenden Stil. Nachdem er seine philologische Carrière aufgegeben hatte, hielt er sich eine Zeit lang, journalistisch thätig, in Augsburg und Wien auf, vermählte sich hier mit der berühmten Kammersängerin Jenny Lutzer, wurde dann in Stuttgart Hofrath und Bibliothekar und im Jahre 1850 als Intendant nach München berufen. In diese seine erste literarische Epoche fallen außer den Nachtwächterliedern die „Gedichte" (1845) und „Nacht und Morgen" (1851). Erstere enthalten einige Sonettenkränze von großer Schönheit, vor allem aber das Intermezzo „Ein Roman", eine Dichtung von leidenschaftlicher Glut, theilweise exotischem Colorit, von ausnehmend melodischen Versen, dazwischen die Färbung jungdeutscher Weltmüdigkeit und Blasirtheit: es ist einer der originellsten und lange nicht genug gekannten neuern Gedichtcyklen. Die Sammlung „Nacht und Morgen" trug zu sehr das Gepräge nachrevolutionärer Ernüchterung. Gleichzeitig hatte sich Dingelstedt als Novellist einen Namen gemacht. Seine erste größere Novelle „Unter der Erde" (2 Bde.) erschien 1840. Darauf folgten „Heptameron" (2 Bde., 1841), „Sieben friedliche Erzählungen" (2 Bde., 1844), das „Novellenbuch" (1856) und die werthvollste Nachblüte dieser novellistischen Production: „Die Amazone" (2 Bde., 1868), die zwölf Jahre später erschien. Alle diese Novellen haben Eleganz der Darstellung, besonders in der Schilderung des Salonlebens; bisweilen ist die Erfindung gewagt und paradox; doch das lebhafte und geistreiche Colorit, die seine Satire in der Darstellung fashionabler Zustände der Künstlerwelt, der Diplomatie, der Haute-Finance verleihen vielen dieser Erzählungen, besonders der „Amazone", hervorragenden Werth.

Seitdem Dingelstedt in München Intendant geworden war, ruhte der Schwerpunkt seines Wirkens auf seinen Bühnenleitungen; die Geschichte derselben wäre ein wichtiger Beitrag zur deutschen Theatergeschichte. Zu seiner Berufung nach München hatte sein einziges Drama: „Das Haus des Barneveldt", den ersten Anlaß gegeben: leider ist der erste Act des Stücks bei weitem der wirksamste, in den spätern überragt zu sehr das Genrebildliche. Die Mustervorstellungen des Jahres 1854, die er am münchener Hoftheater arrangirte und die ein Ensemble von lauter Kunstkräften ersten Ranges boten, stehen in ihrer Art einzig da. Im Jahre 1857 übernahm Dingelstedt die Intendanz in Weimar, wo er 1864 zur Säcularfeier Shakspeare's den ganzen Cyklus der Historien des großen Dichters in Scene gehen ließ, in einer geschmackvollen Einrichtung, welche auch dichterische Einlagen nicht verschmähte; auch am wiener Burgtheater bewährten sich später diese Shakspeare-Dingelstedt'schen Historien in vorzüglicher, glänzender Inscenirung. Am 1. October 1867 übernahm Dingelstedt die Direction der wiener Hofoper, 1870 diejenige des wiener Burgtheaters. Als Bühnenleiter zeigte er Gewandtheit und Takt und pflegte besonders die stimmungsvolle Poesie der Bühne selbst. Außer Shakspeare's Historien hat er auch mehrere Stücke von Molière und Beaumarchais für das deutsche Theater eingerichtet. Vom Könige von Baiern wurde er in den erblichen Adelstand, vom Kaiser von Oesterreich in den Freiherrnstand erhoben. Die erste Gesammtausgabe seiner Werke erschien in zwölf Bänden 1877. Der Herausgeber dieser Zeitschrift knüpfte an dieselbe einen eingehenden Essay über den genialen Autor in „Unsere Zeit" (1878, I, 721 fg.).

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Rivista Europea" vom 1. December 1880 empfiehlt ihren Lesern das „Künstlerleben" von Ferdinand Hiller aufs wärmste.

Ueber „Memphis in Leipzig" von H. Steinhausen sagt sie: „Unterdessen sollte das Publikum dem Verfasser dafür Dank wissen, daß er mit dieser geistvollen Schrift zwar etwas streng, aber mit vollem Rechte die Erzeugnisse der nach der Mode des Tags zugeschnittenen Unterhaltungsliteratur bekämpft."

„Novellen" von G. Glogau werden sehr gerühmt: „Die österreichische Schriftstellerin zeichnet sich vor vielen ihrer Mitbewerberinnen durch scharfes philosophisches Denken und feine Dialektik aus, während sie zugleich weibliches Gefühl und einen Scharfsinn entfaltet, welche diesen Novellen einen besondern Reiz verleihen. Das Phantastische und Abenteuerliche übrigens haben wenig Antheil daran."

Von Spielhagen's „Quisisana" heißt es: „Die Schönheit dieses Romans besteht nicht in der Verwickelung der Handlung, sondern in der feinen Atmosphäre des deutschen Lebens, in dem durchaus modernen und lebhaften Geiste und in dem treuen Gemälde der Gesellschaft, welche der Verfasser zu schildern unternommen hat."

— Ueber die „Weltgeschichte" von Leopold von Ranke sagt die „Saturday Review", Nr. 1316: „Das Unternehmen des greisen Ranke, im Alter von 80 Jahren eine Weltgeschichte zu beginnen, muß selbst diejenigen in Erstaunen setzen, welche die wunderbare Schwungkraft seines Geistes am besten kennen. . . . Bei einem nähern Hinblick indessen vermindert sich die scheinbare Schwierigkeit der Aufgabe einigermaßen. Ranke's Werk ist streng genommen nicht sowol eine Weltgeschichte, als vielmehr eine Abhandlung über Weltgeschichte, die sich zur eigentlichen Geschichte etwa so verhält, wie Voltaire's glänzende Einleitung zu seinem «Age de Louis XIV» zu den ernstern Werken, die ihm den Stoff dazu lieferten. Dessenungeachtet ist die Behandlung durchaus objectiv: der Verfasser erreicht nämlich sein Ziel, dem Leser seine eigenen Ansichten über die geschichtliche Entwickelung der Menschheit beizubringen, nicht durch seine Auseinandersetzungen, sondern durch die geschickte Auswahl und passende Gruppirung der Thatsachen. So ist das Buch das künstlerischste, das Ranke je verfaßt hat, und zeigt ihn in einem gänzlich neuen Lichte. Seine frühern Werke sind mit Hülfe von Archiven mühsam ausgearbeitet worden und verdanken ihren Werth der peinlich gewissenhaften Auslegung dieser Schriftstücke. Im vorliegenden ist nun zwar die Gabe des Historikers, ein überwältigendes Material zu beherrschen, von neuem erwiesen; doch strebt er darin nicht nach Selbständigkeit der Forschung. Er nimmt die

Ereignisse, wie er sie findet, ordnet sie in ihrer Reihenfolge und weist jeder Gruppe derselben ihren richtigen Platz in der Geschichte der Menschheit an.... Das Wissen gutunterrichteter Leser wird hierdurch um wenig oder nichts vermehrt; dem Neuling bietet das Werk keinen genügenden Ersatz für die gewöhnlichen Geschichtsbücher; es zeigt aber, wie dies Werke von enger gesteckten Grenzen nicht können, den gegenseitigen Zusammenhang und die Zusammengehörigkeit der Geschichten aller civilisirten Völker."

Rühmliche Erwähnung finden in derselben Nummer des englischen Blattes, außer andern streng wissenschaftlichen Werken, Karl Fulda's „Chamisso und seine Zeit" und August Reißmann's „Johann Sebastian Bach, sein Leben und seine Werke".

Von „Goethe's Faust, erster und zweiter Theil, erklärt von Oswald Marbach", heißt es, der Commentar zeige Gedanken und Gelehrsamkeit, leide aber an dem gewöhnlichen Fehler tiefer Kritik, nämlich abwechselnd überflüssig und dunkel zu sein. Auch Schröer's Commentar zum ersten Theil derselben Dichtung wird ähnlich beurtheilt.

Ueber G. Ebers' „Der Kaiser" sagt das Blatt: „Die Schilderungen lassen des Verfassers gewohnte Meisterschaft erblicken, doch mache der vorherrschende Mangel an Handlung und Leidenschaft diesen Roman zu den am wenigsten allgemein anziehenden seiner Dichtungen."

Von G. Freytag's „Aus einer kleinen Stadt" heißt es: es falle dieser letzte Band noch sichtlicher von den frühern ab als der obengenannte von Ebers. Er sei durchaus uninteressant und scheine den innern Beweis an sich zu tragen, daß er mit Schwierigkeit und Widerstreben verfaßt sei, blos aus der vermeinten Nothwendigkeit, das Prosa-Epos „Die Ahnen" bis auf fast unsere eigene Zeit fortzuführen.

Günstiger als die beiden vorhergehenden Dichterwerke sind Paul Heyse's „Frau von F. und römische Novellen" besprochen. Namentlich wird die Novelle „Die talentvolle Mutter" hervorgehoben und als die beste darunter gerühmt.

— Ebenso wie die „Saturday Review" verurtheilt das „Athenaeum" G. Freytag's letzten Roman. Es sagt (Nr. 2778): „Der Augenblick ist nicht glücklich gewählt, um eine Lobrede auf die überlegene Aufklärung, Bildung und den Fortschritt des deutschen Vaterlandes zu veröffentlichen. Der Verfasser hat das vielleicht selbst einigermaßen empfunden, denn der Ton seines letzten Bandes ist etwas herabgestimmt. Er enthält auch weniger von dem lautstimmigen Schwulst, welcher die frühern Bände kennzeichnete. Mit einem Worte, der neue Band der «Ahnen» ist schwerfällig und langweilig und mit so wenig Kunst geschrieben, daß man darin unmöglich den Schriftsteller wieder zu erkennen vermag, der zuweilen solche heitere und humoristische Scenen, wie sie in «Soll und Haben» und «Die verlorene Handschrift» vorkommen, geschrieben hat. Freytag's Begabung hat mit der Vergrößerung Deutschlands nicht Schritt gehalten oder hat es vielmehr in umgekehrtem Verhältniß.... Der Band enthält viel Ballast und wenig Handlung, und der Kunstgriff, mittels dessen er mit den vorhergehenden verbunden wird, ist ungeschickt. In einer Hinsicht jedoch ist das Buch lesbarer als dessen Vorgänger: Freytag hat hier endlich die schwerfällige alterthümliche Sprache fallen lassen, die er bei einer frühern Periode der Geschichte anwenden zu müssen geglaubt hat."

Bibliographie.

Berblinger, W., Gerhard der Große von Holstein und seine Residenz Rendsburg. Mit einem autographischen Abdruck der Schenkungsurkunde vom 6. December 1339. Rendsburg, Ehlers. 4. 2 M.

Botkin, M., Alexander Andrejewitsch Iwanoff. 1806—1858. Biographische Skizze. Berlin, Asher u. Comp. 1880. Fol. 10 M.

Brockhaus, H. E., Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken nach Briefen und andern Aufzeichnungen geschildert. 3ter Thl. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 M.

Caron, A., Die Berechnung der Beiträge bei der obligatorischen Arbeiterversicherung. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 1 M.

Collection Spemann. Deutsche Hand- und Hausbibliothek. Jahrg. 1881. 1ster Bd.: Phosphorus Hollunder. Zu Füßen des Monarchen von Louise von François. Stuttgart, Spemann. 8. 1 M.

Dittmann, A. v., Die Weltgeschichte, eine zusammenhängende Erzählung in 12 Büchern. 1ter Bd.: Die neue Geschichte. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 6 M.

Engel, G., Das mathematische Harmonium. Ein Hülfsmittel zur Veranschaulichung der reinen Ton-Verhältnisse. Berlin, Habel. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Fischer, J. G., Der glückliche Knecht. Ein Idyll in 9 Gesängen. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 2 M.

Freimuth, W., Streitfragen. Zeitgemäße sociale und literarische Betrachtungen in zwanglosen Heften. 1tes Heft: Natur und Kultur. Minden, Köhler. Gr. 8. 1 M.

Das Garde-Füsilier-Regiment von seinem Ursprung bis zur Gegenwart. Eine kurze Darstellung von dessen Geschichte zur Erinnerung für alle Garde-Füsiliere. Berlin, H. J. Meidinger. Gr. 8. 1 M.

Geschichte des 3. Westfälischen Infanterie-Regiments Nr. 16. Bearbeitet von Offizieren des Regiments. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 9 M.

Herbst, W., Goethe in Wetzlar. 1772. Vier Monate aus des Dichters Jugendleben. Mit den Bildnissen von Kestner und Lotte Buff. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 5 M.

Herrmann, B., Der Kampf um Erfurt 1636—1638. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Hohnstein, O., Heinrich der Löwe. Sein Leben, seine Thaten und seine Verdienste um Braunschweig. Ein vaterländisches Gedenkbuch. Braunschweig, Wreden. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Gesammelt auf Veranstaltung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich unter Beihülfe aus allen Kreisen des Schweizervolkes. Herausgegeben mit Unterstützung des Bundes und der Kantone. 1stes Heft. Bearbeitet von F. Staub und L. Tobler. Frauenfeld, Huber. 4. 2 M.

Körner, F., Geschichte des deutschen Volkes in seinen staats- und kulturgeschichtlichen Thaten und Schöpfungen. 1stes Heft. Berlin, Issleib. Gr. 8. 50 Pf.

Kotzebue, W. v., August von Kotzebue. Urtheile der Zeitgenossen und der Gegenwart. Dresden, Baensch. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Landsberg, J., Volksthümliche Philosophie. Vorlesungen zur Belehrung und Unterhaltung. 2te Vorlesung: Der Urgeist. Berlin, Issleib. Gr. 8. 50 Pf.

Laube, H., Louison. Novelle. Braunschweig, Westermann. 8. 5 M.

Leibnizens und Huygen's Briefwechsel mit Papin, nebst der Biographie Papin's und einigen zugehörigen Briefen und Actenstücken. Bearbeitet und auf Kosten der königlich preussischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von E. Gerland. Berlin, Dümmler. Lex.-8. 13 M. 50 Pf.

Lindemann, R., Herder und die Realschule unserer Zeit. Löbau, Oliva. 4. 1 M. 25 Pf.

Manassewitsch, B., Russicismen. Russische Redensarten und Sprichwörter mit gegenüberstehender deutscher Uebersetzung. Leipzig, Gerhard. 5. 1 M.

Meissner, F., Studien über die französische Revolution. Basel, Schneider. 4. 1 M. 60 Pf.

Mohl, M., Ueber die deutschen Reichs- und Staats-Defizite und das einzige geeignete Mittel zur Abhülfe. Mit besonderer Nachweisung aus Württemberg. Stuttgart, Grüninger. Gr. 8. 75 Pf.

Mönch, H. H., Feierabendklänge aus dem Tagebuche eines Lehrers. Trier, Groppe. 12. 2 M.

Müller, O., Schatten auf Höhen. Roman. 2 Bde. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 5 M.

Müller, W., Politische Geschichte der Gegenwart. XIV. Das Jahr 1880. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1880 und einem alphabetischen Verzeichnisse der hervorragenden Personen. Berlin, Springer. Gr. 8. 4 M.

Neuwirth, J., Der Kampf um die Währung. Jena, Fischer. Gr. 8. 2 M.

Palmé, H., Marietta Tonelli. Berlin, Burmester u. Stempell. Gr. 8. 4 M.

Peard, F. M., Cartouche. Autorisirte Uebersetzung von E. Remy. Berlin, C. Duncker. 8. 5 M.

Romon, G., Aus dem Strome des Lebens. Geschichten und Gedichte. Thun, Christen. Gr. 8. 1 M. 35 Pf.

Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Abhandlungen wissenschaftlichen Inhalts in zwangloser Folge. Nr. 3: Jean Paul und seine Anschauung von Welt und Leben. Ein Vortrag von O. Sievers. Dessau, Barth. Gr. 8. 50 Pf.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgeber: P. Graf Waldersee. Nr. 26. 27: Josefine Lang. (Lebensskizze.) Von H. A. Köstlin. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 2 M.

Die Schöpfungsgeschichte der „Gräfin Lea". Ein deutscher Fastnachtsschwank von S. Lindauer. Berlin, Lorenz. 8. 50 Pf.

Schröder, H., As't de Gard giwt. Plattdütsche Dichter vor Lütt un Grot. Güstrow, Opitz u. Comp. 1880. 8. 2 M.

Sell, K., Rafael und Dürer als religiöse Maler. Vortrag. Darmstadt, Würtz. Gr. 8. 80 Pf.

Steuerwald, W., Lyrisches im Shakspere. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 3 M.

Stichlberger, M., Zwischen Inn und Eisch. Tiroler Novellen. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 2 M.

Ueber causalmechanische Entstehung der Organismen. Von Pilgermann. Stuttgart, Metzler. 8. 1 M. 50 Pf.

Zellfelder, T., Groß ist die Diana der Epheser! Dramatisches Gemälde aus der Apostelzeit. Nürnberg, Löhe. 8. 40 Pf.

Zwölf Worte eines Vaters an seinen Sohn über Zufall und Materialismus von Jacob. Düsseldorf, Lafaire. 16. 20 Pf.

Anzeigen.

Zur Calderonfeier (25. Mai)

erscheint in der Unterzeichneten und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Baumgartner, A., S. J., Calderon.

Festspiel zum 25. Mai 1881.

Mit einer Einleitung über Calderons Leben und Werke. Mit dem Bildniß Calderons in Lichtdruck. Zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe. 12. (LII u. 68 S.) 1 M. 60 Pf.

Freiburg (Baden). **Herder'sche Verlagshandlung.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Nordpolarreisen Adolf Erik Nordenskjöld's

1858 bis 1879.

Aus dem Englischen.

Mit 44 Holzschnitten und 4 lithographirten Karten.

8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Die epochemachenden Erfolge, welche durch die letzte schwedische Nordpolarexpedition erzielt wurden, haben auch bei uns die Blicke aller Gebildeten auf Nordenskjöld, den verdienstvollen Leiter dieses großen Unternehmens, gelenkt. Vorliegende deutsche Bearbeitung des vor kurzem in England erschienenen Werks, das sämmtliche Polarreisen Nordenskjöld's darstellt und ein autobiographisches Lebensbild des Gefeierten vorausschickt, wird daher gewiß hochwillkommen sein, zumal sie auch die ersten zusammenhängenden Berichte über die letzte Expedition enthält und reichlich mit Abbildungen und Karten ausgestattet ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das System der erworbenen Rechte.

Eine Versöhnung des positiven Rechts und der Rechtsphilosophie

von

Ferdinand Lassalle.

Zweite Auflage, herausgegeben von

Lothar Bucher.

Zwei Theile. 8. Geh. 15 M. Geb. 18 M.

Lassalle's Hauptwerk „Das System der erworbenen Rechte" hat bei seinem ersten Erscheinen in juristischen, philosophischen, politischen und administrativen Kreisen Aufsehen erregt und liegt jetzt in zweiter Auflage vor. Dieselbe ist von dem Wirkl. Geh. Legationsrath Lothar Bucher in Berlin, welchem Lassalle das literarische Eigenthum seiner Schriften vermachte, herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet, in welchem derselbe unter anderm sagt, selbstverständlich finde das Werk Eingang in die Bibliothek der Gelehrten, aber auch keinem Praktiker mit wissenschaftlichem Sinne werde es mehr fremd und entbehrlich sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig und E. Plon & Comp. in Paris.

Soeben erschien:

Talleyrand's Briefwechsel mit König Ludwig XVIII.

während des Wiener Congresses.

Nach den im Archiv des Ministeriums des Auswärtigen zu Paris aufbewahrten Handschriften herausgegeben von

G. Pallain.

Autorisirte deutsche Ausgabe besorgt von **Paul Bailleu.**

8. Geh. 8 M. Geb. in Halbleder 10 M.

Zum ersten male werden hier die Briefe veröffentlicht, in welchen der Abgesandte Frankreichs beim Wiener Congreß, Fürst Talleyrand, über den Gang der Verhandlungen sowie über die am Congreß betheiligten Persönlichkeiten seinem König direct Bericht erstattete. Sie sind eine äußerst werthvolle Quelle geschichtlicher Kunde und insbesondere für Deutschland von der größten Wichtigkeit. Die deutsche Ausgabe hat durch das orientirende Vorwort und die sachkundigen Anmerkungen des Bearbeiters noch erhöhten Werth erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Premiers éléments de Littérature française

comprenant la composition et la poétique.

Par

Louis Grangier.

Seconde édition, revue et augmentée.

In-8. Geh. 1 M. 60 Pf.

Ein Leitfaden zur Einführung in das Wesen und die Eigenthümlichkeiten der französischen Literatur, der seine Brauchbarkeit für Schulen wie zum Selbstunterricht hinlänglich bewährt hat und hier in zweiter, verbesserter, durch eine Reihe von Musterstücken in Poesie und Prosa vermehrter Auflage vorliegt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

FAUST.

A TRAGEDY

By JOHANN WOLFGANG VON GOETHE.

TWO PARTS.

TRANSLATED, IN THE ORIGINAL METRES, BY

BAYARD TAYLOR.

The First Part. Second edition. Geh. 3 M. Geb. 4 M.
The Second Part. Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Bayard Taylor's englische Uebersetzung des „Faust" ist die einzige, welche sich streng an die Versmaasse des Originals anschliesst und mit den Gedanken auch die Form der Dichtung in möglichster Treue wiedergibt. Der Erste Theil liegt bereits in zweiter Auflage vor.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 6.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 22. — 2. Juni 1881.

Der funfzigste Jahrgang des „Historischen Taschenbuch".

Historisches Taschenbuch. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von W. H. Riehl. Fünfte Folge. Zehnter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1880. 8. 6 M.

Das „Historische Taschenbuch" begeht mit dem vorliegenden Jahrgange sein goldenes Jubiläum. Eine so lange Lebensdauer ist ohne Zweifel der beste Beweis für die Gesundheit des Unternehmens wie für das Geschick seiner bisherigen Leiter. Wir ersehen deshalb mit Bedauern aus dem Vorwort, daß der gegenwärtige Herausgeber, Professor Riehl in München, sich infolge gehäufter Arbeiten entschlossen hat, „von der ihm lieb gewordenen Aufgabe zurückzutreten". Hoffentlich wird es an einem geeigneten Nachfolger nicht fehlen. Was aber den letzten unter seiner Aegide erschienenen Band betrifft, so schließt sich derselbe bei dem mannichfaltigen und durchweg interessanten Inhalt der acht in ihm vereinigten Artikel den frühern würdig an.

In dem ersten Aufsatze: „Isaak Casaubon", entwirft Fridolin Hoffmann, gestützt auf ältere und neuere Biographen und mit Benutzung der Briefe und Tagebücher des Mannes, in gewandter Darstellung ein anziehendes Lebensbild dieses berühmten Gelehrten, in welchem übrigens weniger der große Philologe und seine Schriften, die nur gelegentlich und theilweise zur Sprache kommen, als der Mensch und seine Schicksale hervortreten und nicht sowol der verdienstvolle Förderer humanistischer Studien als der kenntnißreiche Theologe und treue Bekenner seines protestantischen Glaubens geschildert wird. Isaak Casaubon, geboren 1559 zu Genf, wohin sein Vater, ein hugenottischer Prediger, vor den drohenden Scheiterhaufen seiner französischen Heimat geflohen war, erhielt schon im dreiundzwanzigsten Lebensjahre den Lehrstuhl des Griechischen an der Akademie dieser Stadt. In der Hoffnung, seine bedrängte materielle Lage zu verbessern — er hatte inzwischen eine Tochter des bekannten Philologen und Buchdruckers H. Stephanus geheirathet, aus welcher Ehe im Laufe der Zeit achtzehn Kinder entsprossen —, und um mehr Muße und Hülfsmittel für seine literarischen Arbeiten zu gewinnen, folgte er 1596 einem Rufe an die protestantische Universität von Montpellier. Er sah sich indeß in seinen Erwartungen getäuscht. Die Verhältnisse lagen in Montpellier nicht günstiger als in Genf; diese evangelischen Akademien befanden sich, wie das der Verfasser in seinen an interessantem Detail reichen Ausführungen genauer nachweist, namentlich in materieller Beziehung, in einer höchst precären Lage. Es war daher für Casaubon sehr erwünscht, daß ihm König Heinrich IV., dem er bei einem Besuch in der Hauptstadt persönlich bekannt geworden, die Aufforderung zugehen ließ, nach Paris zu kommen, um demnächst den Lehrstuhl der classischen Literatur an der Universität zu übernehmen (1599). Er folgte der Einladung, erfuhr aber bald, daß das Versprechen an eine Bedingung geknüpft sei, die er nicht erfüllen konnte, an den Uebertritt zur alten Kirche:

> Die Abtrünnigen wieder zu gewinnen, war damals der Sport der katholischen Adelskreise, und ein Mann von so aufrichtiger Religiosität und so hervorragender Gelehrsamkeit wie Casaubon erschien wol einer Treibjagd werth; auch war diese nicht aussichtslos: wußte man doch, daß er auf Grund seiner tiefen Kenntnisse des patristischen Alterthums sich mit einzelnen Auffassungen der schweizer Reformatoren im Widerspruch fühlte. Die Damen vom Hofe, Jesuiten und Diplomaten arbeiteten sich bei den Bekehrungen gegenseitig in die Hände, und so gelang mancherlei.

Die Bekehrung des seinem Glauben treu ergebenen Genfers gelang indeß nicht. Die Folge war, daß ihm die in Aussicht gestellte Professur versagt blieb. Er mußte sich mit der Pension, die ihm Heinrich IV. gleich anfangs ausgesetzt hatte, und mit der Stelle eines Custos der königlichen Bibliothek begnügen. Unter diesen Umständen konnte ihn der Aufenthalt in Paris um so weniger befriedigen, als

ihm die Ausführung von kirchenhistorischen Arbeiten, die ihm vorzugsweise am Herzen lagen, unmöglich gemacht wurde. Dennoch hielt er aus, so lange sein königlicher Beschützer lebte. Nach dessen gewaltsamem Tode aber (1610) siedelte er nach London über, wo ihn Jakob I. sehr freundlich empfing und in die Zahl seiner Pensionäre aufnahm. Nun hatte er zwar volle Freiheit, seine religiösen und wissenschaftlichen Ueberzeugungen zur Geltung zu bringen; doch ließ seine Lage immer noch viel zu wünschen. Es fehlte vor wie nach nicht nur an Geld, sondern auch an der ersehnten Muße. Sein Umgang in dem fremden Lande, dessen Sprache er nicht verstand, war sehr beschränkt. Er hatte wenige Freunde, aber zahlreiche Feinde: seine Kritik des Baronius brachte die Jesuiten und ihren Anhang gegen ihn auf; die strengen Calvinisten verfolgten in ihm den unduldsamen Vorkämpfer der bischöflichen Hochkirche. Uebrigens starb er schon vier Jahre nach seiner Ankunft in England (im Juli 1614).

Ein zweiter Artikel: „Der Reichstag von Augsburg (1530)" von Henri Tollin, beschäftigt sich vorzugsweise mit der nicht eben glänzenden Rolle, welche die Freunde und Anhänger Zwingli's auf dieser denkwürdigen Reichsversammlung gespielt haben. Den Stoff zu ihm lieferte, neben den von Schirrmacher 1876 veröffentlichten Acten und Briefen, besonders das „Corpus Baumianum", eine handschriftliche Sammlung von straßburger Urkunden zur Reformationsgeschichte. Der Verfasser hat dieses „überreiche" Material zu einer interessanten Skizze verarbeitet, die, abgesehen vom Inhalt, auch durch seine bekannte originelle, freilich auch etwas barocke und nicht immer leicht verständliche Darstellungs- und Ausdrucksweise einen eigenthümlichen Reiz erhält. Vorab schildert er das bunte Treiben in der prächtigen Reichsstadt wie folgt:

Am Hofe gab es Tag für Tag „Gejagden mit dem Frauenzimmer", nicht selten bei diesem oder jenem Fürsten einen „fast ehrlichen Tanz" und Nachtgelage mit „tapferm deutschen Pokuliren". Für das Volk auf dem Fronhofe Sanct-Johannisfeuer, auf dem Weinmarkte große Gerüste mit Schaustellungen, auch Possenspiel aus alten Historien, unter anderm wie man einen lebendig geschunden und ihm die Haut abgezogen. Dazwischen die unendlichen kirchlichen Machtausstellungen, jene Processionen, wo stolze Fürsten die Kerzen tragen, stolzere Bischöfe und Aebte stundenlang mit Cardinälen um den Vortritt zanken. Auf der Stechbahn Festturniere, wo die Grafen und Ritter gepanzert einander vom Pferde rennen, sodaß der Fallende in seiner Rüstung prasselnd zusammenkracht und unter dem großen Jubel der Zuschauer schweigend erstickt. Auf der Straße Volksauflauf mit obligatem Schwertertanz und Knüppelschlag bald aus keiner Ursache, bald weil der eine Fürst ankommt und der andere abzieht, bald weil die spanischen Granden zu Ehren ihres heiligen Franciscus in dieser oder jener gewaltsam erbrochenen protestantischen Kirche ihre Messe feiern. Und mitten durch die Haufen tummeln, prachtvoll glitzernd, des Kaisers Trabanten auf ihren wilden, reich geschmückten Pferden Straße auf, Straße ab. Dazwischen in ruhiger Würde trabt, von Reisigen geleitet, die fast unabsehbar lange Kette kostbarer Fugger'scher Säumer. Und, den Trompeter voran, von der andern Seite schreit der kaiserliche Herold, das Gewirr des Markts übertönend, seine Befehle aus.

Indem sich der Verfasser dann zu den Geschäften des Reichstags wendet, hebt er zunächst hervor, daß es dem Kaiser vor allem um politische Zwecke, um schnelle Hülfe gegen die Türken, um die allseitige Anerkennung seiner neuen peinlichen Halsgerichtsordnung u. s. w. zu thun und die Herstellung der Glaubenseinheit für ihn nur ein Mittel zur Erreichung jener Zwecke gewesen sei. Persönlich ohne Verständniß und Interesse für die schwebenden religiösen Fragen, habe er in den Protestanten lediglich Rebellen gesehen, deren trotziger Eigenwille gebrochen werden müsse, und sich bemüht, sie voneinander zu trennen, um so mit den einzelnen leichter fertig zu werden. Dabei sei ihm denn die Parteiung unter den Bekennern des neuen Glaubens, ihr gegenseitiges Mistrauen und ihre matte, zaghafte Haltung sehr zu statten gekommen. Der Verfasser berichtet ausführlich über die wiederholten Versuche, welche von den anwesenden Vertretern der Zwingli'schen Richtung, von Bucer und Capito, gemacht wurden, um sich mit Melanchthon ins Einvernehmen zu setzen. Die Lutheraner wiesen jede Gemeinschaft mit „den Buben, welche das Sakrament mit Füßen treten und Christus gar hinausthun wollen", von sich und waren gern erbötig, ihre eigene Anerkennung mit der Preisgebung der „rechten hohen Erzteufel", wie Luther die Schweizer nannte, zu erkaufen. Kein Wunder, daß bei diesem so feindseligen Verhältniß der verschiedenen Parteien sie alle gleich wenig oder nichts erreichten.

In die Zeit der Reformation gehört auch der vierte, sehr gut geschriebene Essay von Heinrich Welzhöfer: „Die Anfänge Wilhelm's von Oranien", die hier bis zu dem Zeitpunkt herabreichen, in welchem Wilhelm vor der Ankunft Alba's die Niederlande verläßt. Der Verfasser hält dafür, daß weder die enthusiastischen Bewunderer noch die gehässigen Verkleinerer des Oraniers im Rechte sind, die Wahrheit vielmehr in der Mitte liege. Diese richtige Mitte sucht er denn auch in seiner Abhandlung zu gewinnen und einzuhalten. Ihm zufolge war der Prinz keineswegs „das Prototyp eines uneigennützigen Vorkämpfers der politischen und religiösen Freiheit", als welchen seine Verehrer ihn preisen; wenn er für dieselbe eintrat, so hatten persönliche und Standesinteressen daran wesentlichen Antheil. Andererseits ist er auch nicht, wie von den Gegnern behauptet wird, der Verräther gewesen, der, lediglich von selbstsüchtigen Motiven geleitet, von Anfang an das Vertrauen des Fürsten, in dessen Diensten er stand, damit vergalt, daß er im geheimen gegen ihn und seine Autorität conspirirte. Im Gegentheil war er geraume Zeit ein ergebener Anhänger des Hauses Habsburg, dem er ohne Zweifel auch treu geblieben sein würde, wenn König Philipp es besser verstanden hätte, getreue Diener zu gewinnen und festzuhalten. Erst später, als die absolutistische und intolerante Politik dieses Fürsten im Lande eine stetig wachsende Unzufriedenheit hervorrief, welche dem einheimischen hohen Adel gefährlich werden mochte, trat er seinem Regiment entgegen. Es war aber zunächst eine ebenso

gemäßigte wie offene und ehrliche Opposition, zu welcher er sich um so mehr berechtigt glaubte, da er sich, wenngleich im Dienste der Krone stehend, ihr gegenüber doch vor allem als Vasallen im mittelalterlichen Sinne fühlte und deshalb keineswegs zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet hielt. Illoyal, wenigstens nach unserer heutigen Auffassung, wurde seine Haltung erst dann, als er, obgleich von der Fruchtlosigkeit seiner Bestrebungen überzeugt, in seiner amtlichen Stellung verharrte und trotz derselben den nun hervortretenden revolutionären Elementen seine geheime Unterstützung lieh. Denn an dem Compromiß des niedern Adels, der jetzt mit hitzigem Eifer in die Action eintrat, hatte er, so sehr er dies auch in der Folge in Abrede gestellt hat, hervorragenden Antheil. Doch weit mehr mäßigend und zurückhaltend suchte er auf den Feuereifer dieser kühnen- und im Sturm vorgehenden Männer einzuwirken, als daß er zum offenen Aufstande, der ihm selbst gefährlich werden konnte, geschürt hätte. Nach seinem Plane sollte das Compromiß nur als Schreckmittel gegen die Regierung dienen, um dieselbe zum Eingehen auf die von ihm und vom ganzen Lande geforderten Concessionen zu bestimmen.

Von zwei weitern Aufsätzen, die ihren Inhalt der Geschichte im engern Sinne entnehmen, erwähnen wir zunächst „Peter's des Großen Briefwechsel mit Katharina" von A. Brückner. Die höchst interessante Correspondenz, in welche der Verfasser uns hier, freilich auf einem etwas weiten Umwege, einführt, bildet den ersten Theil der Sammlung „Briefe russischer Herrscher und anderer Personen der zarischen Familie, herausgegeben von der Commission für die Edition von Staatspapieren und Verträgen", und ist bereits 1861 zu Moskau veröffentlicht worden. Sie enthält im ganzen 223 Briefe, unter ihnen 162, die Peter an seine Gemahlin, 11 andere, die er gemeinsam an sie und ihre Freundin Kirillowna Tolstoi, endlich 50, welche Katharina an ihn gerichtet hat. Die Briefe Peter's, meist ganz kurz, umfassen den Zeitraum 1707—24, diejenigen Katharina's, fast alle weit länger und ausführlicher, fallen in die Jahre 1713—24. Die einen wie die andern wurden somit zum weitaus größten Theil während des Nordischen Kriegs geschrieben, aus welchem denn auch manche Vorgänge in ihnen zur Sprache kommen. Der Verfasser hat deshalb wol nicht unrecht, wenn er meint und zu zeigen sucht, daß sie in gewissem Sinne als eine Quelle zur Geschichte dieses Kriegs angesehen werden können. Von größerm Interesse ist indeß, was er aus ihnen zur Charakteristik der beiden Correspondenten und ihrer gegenseitigen Beziehungen mittheilt. Peter zeigt sich hier von einer Seite, die anderswo selten oder nie an ihm hervortritt; es überrascht, in dem rohen, halbwilden Barbaren einem liebevollen Gatten und Vater zu begegnen, der für die Seinigen eine warme Zuneigung empfindet, stets um ihr Wohlbefinden besorgt und bemüht ist, sie durch mannichfache, von zarter Rücksicht zeugende Aufmerksamkeiten erfreut und in harmloser, gemüthlicher Weise mit ihnen verkehrt. Was Katharina angeht, so erscheint sie als die würdige Genossin ihres Mannes, an dessen Sorgen und Mühen sie theilnimmt, dessen Gedanken und Interessen sie versteht und sich aneignet. Sie ist die geistesverwandte Freundin und Mitarbeiterin Peter's „im Gegensatz zu den frühern Zarinnen, welche, fern vom Geräusch der Welt, in der Stille der Frauengemächer, ohne Bildung und Erfahrung, als die ersten Sklavinnen eher wie als die Ehefrauen der russischen Herrscher dahinvegetirten".

Ganz zeitgemäß ist der Beitrag von A. Forstenheim: „Ein neues Fürstenthum in alter Zeit." Gemeint ist das durch den Berliner Frieden neu gegründete Fürstenthum Bulgarien, in welchem das alte gleichnamige Zarenreich nach einem fast fünfhundertjährigen Todesschlafe, allerdings in erheblich engern Grenzen, wiedererstanden ist. Der Verfasser erzählt die Geschichte dieses ältern Reichs, welches, um die Mitte des 5. Jahrhunderts entstanden, bis zum Jahre 1014 fortbesteht, um diese Zeit von den Oströmern unterworfen wird, dann aber 1186 seine Unabhängigkeit wiedergewinnt und eine zweite Periode der Blüte erlebt, bis es 1393 in die Gewalt der Türken fällt, in gedrängter, nicht selten poetisch angehauchter Darstellung, die einzelne Personen und Ereignisse von größerer Bedeutung gebührend hervortreten läßt. Voraus geht eine Erörterung des Ursprungs der gegenwärtigen Bewohner Bulgariens, die bekanntlich ein Mischvolk mit slawischer Sprache und Sitte bilden. Man nimmt gewöhnlich der Ueberlieferung gemäß an, daß die Bulgaren nach der Besitznahme ihrer spätern Heimat schon sehr bald die Eigenthümlichkeiten ihres Stammes abgelegt, ihre eigene Sprache vergessen und sich die der unterworfenen Slawen angeeignet haben. Der Verfasser aber hält einen solchen Hergang für undenkbar. Er hebt hervor, daß „zwischen den Nationen orientalischer Herkunft, wie Magyaren, Kumanen u. s. w., und den Slawen aller Schattirungen ein unversöhnlicher Rassenhaß lodert, der bis zum heutigen Tage ein Aufgehen derselben ineinander ganz unmöglich macht". Auch behauptet er, daß „immer und überall der Sieger dem Ueberwundenen das Gepräge seines Geistes und seine Sprache aufzwang". Es muß daher seiner Ansicht nach zur Erklärung der in Rede stehenden Thatsache „ein Zustand vorausgesetzt werden, in welchem die zwei von Natur einander widerstrebenden Völkerschaften durch äußern gemeinsamen Druck von einer dritten gebietenden Macht zur Verschmelzung gezwungen wurden". Diese Macht findet er in den Avaren, welche im 6. Jahrhundert Bulgaren und Slawen gleichmäßig beherrschten und „einer grausam berechnenden, despotischen Staatskunst folgend, wahrscheinlich um das Nationalgefühl zu schwächen, die unterworfenen Rassen mit Gewalt zu kreuzen suchten". Die Bildung des slawobulgarischen Mischvolks wäre somit nicht nach, sondern vor dem Einzuge in seine spätern Wohnsitze erfolgt: eine Hypothese, zu deren Begründung uns die beigebrachten Beweise doch nicht auszureichen scheinen und die wir deshalb nicht als glaubwürdig ansehen können.

In „Gustav Wappers" bietet uns Hermann Billung das anziehende, mit liebevollem Verständniß gezeichnete Bild eines bedeutenden, an Leistungen und Erfolgen reichen Künstlerlebens. Wappers, geboren 1803 in Antwerpen, gestorben zu Paris im Jahre 1874, ist oder war das Haupt der neuern belgischen Malerschule, die vornehmlich von ihm, „dem warmherzigen Patrioten, welcher zuerst auf die Nothwendigkeit einer nationalen belgischen Kunst zur würdigen Ergänzung der politischen Unabhängigkeit seines Landes hinwies", begründet und in ihrer raschen, glänzenden Entwickelung durch seine eigenen bahnbrechenden Schöpfungen wie durch seine Thätigkeit als Director der antwerpener Akademie wesentlich gefördert wurde. Der Verfasser schildert den Lebens- und Bildungsgang des genialen Künstlers recht eingehend. Wir vermissen nur eine genauere Darlegung der Vorgänge und Verhältnisse, durch welche der bis dahin hochgefeierte, mit Ehren und Auszeichnungen überhäufte Mann, tief gekränkt und verstimmt, bewogen wurde, Stellung und Heimat aufzugeben und in freiwilliger Verbannung nach Paris überzusiedeln. Was in Bezug hierauf über die unablässigen Kämpfe und Wühlereien im Innern des akademischen Lehrkörpers, über die täglich wachsende religiöse und politische Zwietracht und die Intriguen der feindlichen Nebenbuhler kurz bemerkt wird, gibt uns keine genügende Aufklärung. Neben und mit der Person des Meisters kommen dann auch seine zahlreichen Werke, namentlich die Historienbilder und Porträts, mehr oder weniger ausführlich zur Sprache. Schade, daß der kundige Verfasser der Besprechung des Einzelnen nicht eine zusammenfassende Charakteristik der künstlerischen Eigenthümlichkeit seines Helden hinzugefügt hat.

Die gehaltvolle Abhandlung von Adolf Stern: „Der Dichter der «Insel Felsenburg»", enthält mehr, als die Ueberschrift verspricht. Sie beschäftigt sich nicht nur mit dem Verfasser des genannten Romans, sondern auch und zwar recht eingehend mit diesem selbst. Die „Insel Felsenburg", eine der zahlreichen Nachbildungen des Defoe'schen „Robinson", erschien in den Jahren 1731—43. Sie fesselte gleich anfangs das Interesse der deutschen Lesewelt in höchstem Grade, spannte dasselbe, da sie in zeitlich weit auseinanderliegenden Fortsetzungen veröffentlicht wurde, aufs äußerste und befriedigte es auch nach ihrer Vollendung viele Jahre hindurch. Es liegt nahe, nach dem Grunde dieser großen Beliebtheit und zähen Lebenskraft zu fragen. Der Verfasser findet ihn, abgesehen von dem poetischen Gehalt der Dichtung, welcher selbst Männer wie Tieck, Achim von Arnim und Adam Oehlenschläger vermochte, sie neu zu bearbeiten, darin, daß sie der Stimmung und einem innern Bedürfniß weiter Volkskreise entsprach. Er sagt unter anderm:

> Die größte Bedeutung unsers Romans beruht darauf, daß der Verfasser das tief Unbefriedigende, Bedrohliche, Unwahre der Zustände, in welchen er lebt, mit vollem Bewußtsein erkannt und geschildert hat, und daß er andererseits mit einer rührenden Treuherzigkeit und einer fast kindlichen Hingabe an seine bescheidene Erfindung ein irdisches Paradies für möglich hielt und nach seiner Weise ausmalte.

Sehr auffallend aber ist, daß der Autor eines so populären Buchs seinen Zeitgenossen persönlich fremd und in literarischen Kreisen ganz unbekannt bleiben konnte. Erst im Jahre 1812 wurde sein Name und Wohnort — Johann Gottlieb Schnabel in Stolberg am Harz — im gothaischen „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen" genannt. Der Verfasser hat sich nun bemüht, diese dürftige Notiz zu ergänzen, und wenigstens so viel festgestellt, daß der Dichter zur Zeit der Veröffentlichung seines Romans in der genannten Residenz des gräflichen Hauses Stolberg unter dem Titel Hofagent als Herausgeber einer politisch-literarischen Wochenzeitung in kümmerlichen Verhältnissen gelebt hat. Ueber sein früheres und späteres Leben vermochte auch er nicht mehr beizubringen, als sich durch scharfsinnige Combination ermitteln ließ.

Schließlich gedenken wir noch kurz des gedankenreichen Beitrags, welchen der Herausgeber W. H. Riehl geliefert hat. Derselbe trägt die Aufschrift: „Zur innern Geschichte des Socialismus", und zerfällt in zwei Abschnitte. In dem ersten wird ausgeführt, daß „der Socialismus in den idealen Sphären der Wissenschaft begann, um im langsamsten Vorschreiten ins Volksbewußtsein herabzusteigen, daß er erstaunlich lange Zeit theoretisch, literarisch, poetisch, also eine gefahrlose Utopie blieb, bis bestimmte Prämissen im Volksleben eintraten, welche die ungelehrten Volksschichten empfänglich machten, jene Theorien halbverstanden, misverstanden aufzunehmen und mit Leidenschaft deren Umsetzung in die Praxis zu versuchen". Der zweite Abschnitt bestimmt und erläutert dann an der Hand der Geschichte die historischen Vorbedingungen, unter welchen der theoretische wie der praktische Socialismus allein zur Blüte kommen kann. Es sind die folgenden: 1) große wirthschaftliche Krisen und Katastrophen, deren Grund und Nothwendigkeit die Betroffenen nicht verstehen; 2) eine sociale Neugestaltung, die sich noch in ihrem ersten, gärenden Stadium befindet; 3) Erschütterung des öffentlichen Rechtsbewußtseins und des Glaubens an den Fortbestand der staatlichen Einrichtungen; 4) Erschütterung des religiösen Glaubens; 5) eine starke Concentration, ja Uebermacht der staatlichen Gewalt.

Ferdinand Brockerhoff.

Neue Dramen.

1. Raven Barnekow. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig, Hirzel. 1880. 8. 2 M.
2. Behram. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Oberleitner. Wien, Hölder. 1881. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
3. Konradin. Drama von Hans Herrig. Berlin, F. Luckhardt. 1881. 12. 2 M.

Heinrich Kruse bringt seit der „Gräfin" alljährlich sein Drama auf den literarischen Markt — leider nur auf den literarischen, nicht auch auf den des Theaters. Ist dies in einer Hinsicht zu beklagen, da diese Misachtung des Autors seitens der Bühnenvorstände auf eine Geringschätzung des ernsten Dramas überhaupt, sofern es nicht sensationelle Nebenwirkungen verfolgt oder erreicht, hinausläuft, so ist es doch andererseits wieder begreiflich. Wenigstens sein neuestes Werk „Raven Barnekow" (Nr. 1) hat kein Theaterblut. So hat es vielleicht höhere Vorzüge? Es ist dramatisch? Es besitzt poetische Qualitäten, die alle andern Mängel vergessen lassen? Ja und Nein. Eine große Fähigkeit zur Herausarbeitung starker Contraste verräth „Raven Barnekow", wie seine neun ihm vorangegangenen dramatischen Geschwister. Die Charakteristik zeigt wieder ein mannhaftes Gesicht: es sind die Kruse'schen Helden, allezeit bereit dreinzuschlagen, vierschrötige Gestalten, aber doch Männer, vor denen man den Hut ziehen muß. Kruse ist nicht der Mann der Phrase. Wie seine Geschöpfe, so geht auch er mit seinen künstlerischen Absichten gerade aufs Ziel, und was er mit diesen seinen Mitteln bislang geleistet, das ist wiederholt und jedenfalls nicht zu wenig gewürdigt. Wären diese unleugbaren Vorzüge aber nur auch ausreichend, um einen wahrhaft poetischen Eindruck zu erzielen! Wenn man jedem Dichter seine eigene Muse geben und nach der Heinrich Kruse's Umschau halten wollte — ich fürchte, sie würde verzweifelt stiernackig aussehen und die Arme in die Seite stemmen. Frisia non cantat — und die Kruse'sche Muse singt auch nicht. Sie führt, wie die Gräfin Theda, eine heldenhafte, entschlossene Sprache; aber ihre Lippe fließt nicht über von zaubervollen Weisen, die Sinn und Herz bestricken, und kein prophetischer Sang strömt wie willenlos von ihnen aus. Man staunt sie an, man zollt ihr Achtung, aber man verehrt und liebt sie nicht: sie trifft den sympathischen Nerv des Hörers und Zuschauers nicht. Jedes Werk ist aber für die Bühne verloren, in dem das Publikum nicht im Bann des Helden liegt und, so wie er ist, mit all seinen Fehlern für ihn Partei ergreift. Diese bezwingende Gewalt übte weder die vortreffliche „Gräfin", noch thun es die beiden Helden der neuesten Schöpfung des fleißigen Dichters, Otto Voge und Raven Barnekow.

Das Stück spielt in der Mitte des 15. Jahrhunderts in Stralsund und der Umgegend. Herzog Barnim von Pommern ist gestorben, Herzog Wartislav an seine Stelle getreten. Sofort entspinnt sich zwischen ihm und Stralsunds ältestem Bürgermeister Otto Voge Streit. Dessen erster Punkt betrifft die Vermählung der pommerschen Prinzessin Katharina, Voge's Pflegebefohlenen, mit dem mecklenburger Herzog Ulrich und die von dem verstorbenen Barnim dafür ausgesetzte Aussteuer von 20000 Goldgulden, die Wartislav zu zahlen sich weigert. Als er gar mit dem Gedanken umgeht, die Braut in seine Verwahrung zu bringen, kommt Voge ihm schleunigst zuvor: schon mit dem Schluß des ersten Acts ist Katharina auf und davon zu ihrem Verlobten, und der Herzog hat das Nachsehen. Der zweite und für die Folge wichtige Streitpunkt betrifft das Verhältniß der Stadt und ihrer Privilegien zur pommerschen Krone. Im Grunde ist es nur eine Frage der Macht und des guten Willens. Wartislav fordert Stralsund zur Heerfolge in dem Kriege auf, der zwischen ihm und dem Herzog von Mecklenburg wegen Katharina's Morgengabe ausgebrochen ist. Rath und Bürgerschaft sind in der Mehrzahl zwar nicht geradezu freudig bereit, der Forderung nachzukommen, doch auch nicht willens, sie abzuschlagen; Wartislav's Rath, der Landvogt Raven Barnekow, hat sogar eine Partei der Städter für den Anschlag, Stralsund bei Nacht den Herzoglichen in die Hände zu spielen, zu gewinnen gewußt, und schon scheint der Plan gelingen zu sollen, als Voge, der von dem Verrath Kunde erlangt, mit seinem Anhang den Feind und seine Verbündeten in die Flucht treibt. Es kommt zum Waffenstillstand und durch Barnekow in Ribnitz zum Friedensschluß. Zur Zeit dieser Verhandlungen, während deren selbstverständlich und nach ausdrücklicher Vereinbarung die Waffen ruhen sollten, hat aber Herzog Wartislav auf irgendein unbestimmtes Gerücht hin den Kampf gegen Mecklenburg aufs neue eröffnet, „aus Misverständniß", wie er selbst sagt, und sich dabei zum zweiten male in die Flucht schlagen lassen. Dies Misverständniß soll aber für den unschuldigen Unterhändler die übelsten Folgen haben. Von seinem Fürsten in den Sund geschickt, um die Bürger darüber aufzuklären, wird Raven von Otto Voge auf dem Landtage trotz des Protestes aller Stände auf offenbaren Verrath hin, weil — ein neues Misverständniß des thörichten Herzogs! — dieser mit Roß und Mann vor Stralsunds Thoren steht, festgenommen, dem Gericht überantwortet und gerädert. Daß dieser unglaubliche Misgriff des Herzogs, dem es inzwischen in den Sinn gekommen war, das „Misverständniß" selbst aufzuklären, seinem treuen Rath das Leben kosten könne, hat dessen fürstliche Einsicht außer Acht gelassen. Als er die Schreckensnachricht hört, ist er ganz außer sich und verheert zur Strafe Otto Voge's Güter. Ein noch gefährlicherer Feind ersteht gegen diesen in der eigenen Stadt. Die Anhänger des Herzogs wollen ihn ausliefern; schon ist er verloren — da bringt der Mecklenburger mit seiner jungen Frau Succurs, und es gelingt dem hartnäckigen Mann zu flüchten. Damit wäre

das Drama im Grunde zu Ende. Aber es kommt noch ein fünfter Act, eine Art Epilog, ein Urtheil der Geschichte. Wartislav ist todt, sein Sohn Erich Regent geworden. Schon im Begriffe, Barnekow's Geschlecht an Stralsund zu rächen, besinnt er sich eines andern, erwägt pro und contra wie ein gerechter Richter und — läßt es beim alten. Otto Voge, der als ein alternder Mann aus seinem Elend zurückkehrt, trifft mit dem Zug zusammen, der Barnekow's Leiche im Gepränge nach Greifswald überführt. Noch glaubt man an eine tragische Wendung. Aber Herzogin Katharina vermag den Pflegevater mit Schmeichelworten dazu, in der Heimat, in der Stadt seiner Herrschaft und seiner Triumphe zu bleiben — und der Vorhang fällt.

In den meisten Fällen gibt für den Werth oder Unwerth eines Kunstwerks weniger der Stoff als seine Behandlung den Maßstab an die Hand. In diesem Falle spricht aber die Mittheilung des Stoffs schon deutlich genug. Krieg, Mord und Brand, ein brutaler Act der Criminaljustiz — alles aus Misverständniß, und kein genialer Hauch, der wie in Otto Ludwig's „Erbförster" das Peinliche einer solchen Motivirung vergessen machte. Zwar ist die Landtagsscene von großer dramatischer, fast unheimlicher Kraft — aber gerade hier ist Held Otto Voge (nach dem das Drama richtiger genannt wäre) mit seinen unnatürlich glänzenden Augen mehr Bestie als Mensch. Die Landstände charakterisiren ihn selber:

Ihr geht umher
Gleich einem wilden Thier in seinem Käfig,
Wie die Hyäne, deren Borsten starren,
Indeß sie lustentbrannt nach Leichen giert.

Eine ganz zutreffende Bezeichnung! Aber wer wird sich für einen solchen Menschen erwärmen? Man erschrickt vor ihm, und anstatt an seine Seite zu treten und Glück und Unglück mit ihm zu theilen, weicht man geängstigt von ihm zurück. Viel anmuthender wirkt der in zweiter Reihe stehende feine und doch gemüthvolle Politiker Barnekow, frisch und kernig die holde Katharina und Voge's heldenmüthiges Weib Elsbeth; aber alle übrigen: Pommerns Herzog und sein Sohn, der herzoglich gesinnte Rathsherr Mathias Darne, der Volksredner Vansen-Buntmacher, sind ohne sonderliches Interesse. Manche vortreffliche dramatische Einzelheit erfreut und packt den Leser, aber zu rechtem Behagen läßt es die unsympathische Gestalt des Helden nicht kommen. Wäre das, dann müßte die Scene mit Barnekow's gewaltsamer Verurtheilung hinreißend wirken. Wie glücklich ist an und für sich der Gedanke, daß dem leidenschaftlich erregten Voge die Fällung des Richterspruchs zu lange auf sich warten läßt und er mitten in der bewegten, dann zum Tode erschrockenen Versammlung ungeduldig, stumm auf- und abgeht!

Landstände.
Und wär' er schuldig,
So lasset Gnade doch für Recht ergehn.
Erbarmt Euch!

Otto Voge.
Ich erbarme mich der Stadt!
Noch ist sie nicht errettet, aber gleich.
Wo bleiben denn die Richter? Noch kein Urtheil?
Der Feind ist draußen, und der Feind ist drinnen,
Am Rand des Abgrunds steht schon unsre Stadt —
Was ficht die rechtsgelehrten Herrn das an?
Sie leiern alle ihre Formeln ab,
Und fehlte wo ein Tüttel auf dem I,
So wär's ein ewiges Versehen.
(Horchend.) Noch nicht?
Ein kleinlich Volk sind diese Rechtserfahrnen
Und in den Weltgeschäften nicht zu brauchen.
„Gerechtigkeit geschehe", sagen sie,
„Wenn auch die Welt vergehe!" Narretei!
Das ist nicht mehr Gerechtigkeit, wobei
Die Welt vergehen muß. Lauf einer hin:
Sie möchten mit dem Urtheil fertig werden.
(Ein Rathsherr geht.)
Wird Protokoll beim jüngsten Tag geführt,
So kommt die Welt gar nicht zum Untergang!
(Er geht stumm auf und ab.)
Da, endlich!
(Die Richter kommen zurück mit Raven Barnekow.)
Richter, kündet euern Spruch!

Es soll einem auf jeden Fall Achtung gebietenden Dichter wie Kruse kein Unrecht zugefügt werden, wenn die Tragödie „Behram" von Karl Oberleitner (Nr. 2) mit seiner neuesten Arbeit in einem Athem genannt wird. Doch einen verwandten Zug tragen beide Dramen: die poesielose Sachlichkeit der Sprache. Wenn aber bei Kruse die Diction seiner kräftigen Art zu charakterisiren wenigstens überwiegend entspricht, so ist bei Karl Oberleitner alles ausnahmslos geradlinige Correctheit und Nüchternheit. Weder Erfindung noch dramatischer Aufbau verrathen eine Spur von Talent. Wie gern würde man einem wilden genialen Uebergriff in die ästhetischen Gesetze begegnen, wäre nur diese ertödtende Langeweile nicht! In der Mitte der Handlung steht der oberste Feldherr des gegen Ende des 6. Jahrhunderts regierenden persischen Königs Hormisdas IV., Behram Cobin. Es ist das alte und immer neue tragische Problem der Herrscherseele, der der Herrscherplatz versagt blieb. Behram unternimmt es mit Glück, den von ihm beherrschten König mit dem Kronprinzen zu entzweien, um selbst im Trüben zu fischen und sich den goldenen Reif aufs Haupt zu setzen. Seine Pläne scheitern. Von aller Welt, auch von der eigenen Tochter, des Prinzen Braut, die seinem unersättlichen Ehrgeiz zum Opfer fallen sollte, verlassen, stirbt er unter den Händen eines entschlossenen Alten, seines Schwiegervaters Menon. Also ein im Kerne glücklicher Stoff und orientalische Scenerie. Aber alles bleibt wüst und leer, nicht einmal das Trugbild einer Oase inmitten der riesigen Sandflächen dieser Dichtung. Man höre, wie Behram im Monolog den größten Entschluß seines Lebens im Worte faßt:

Mein Glaube an den treuen Sinn des Königs
Schwand längst dahin. Er heuchelt mir nur Freundschaft
Und lauert auf den günst'gen Augenblick,

Den lästigen Beschützer zu entfernen.
Er will mein Schwert in andre Hände legen.
Zerfallen muß das alte große Reich,
Wenn ich es nicht mit meinem Heer beschütze.
Kein fremder Fürst soll Persien zertrümmern. —
Ich setze mir die Krone auf das Haupt.
Wer kann daran mich hindern, hat die Macht,
Den Diamantenreif mir zu entreißen?
Wol niemand! Nicht der Adel — nicht das Volk!
Die stolzen Edeln sind entzweit, nicht fähig,
Das Schwert, das siegreich ihre Ahnen schwangen,
Zur eigenen Vertheidigung zu führen.
Der fleiß'ge Bürger, schwankend im Gehorsam,
Da sich kein mächt'ger Herrscher für sein Wohl
Begeistert, wird sich in mein Schwert nicht stürzen,
Wenn ich es ziehe, um sein Eigenthum,
Sein Weib und Kind und um ihn selbst zu schützen.
Nur Einer könnte mir den Reif entwinden:
Der einz'ge Erbe dieses Thrones! — Khosrav? —
Wenn für die Freiheit er zur Waffe griffe,
Dann könnte sich das Volk für ihn erklären
Und sich bewaffnen, seiner Fahne folgen.
Doch Khosvar ist kein Schwärmer — ist kein Held!

In dieser Weise redet Oberleitner im ganzen Stück. Gewiß läßt sich gegen die gediegene Deutlichkeit einer solchen Ausdrucksweise nichts einwenden — aber ist denn das noch Poesie? Hier findet sich nun leider der dem „Behram" mit Kruse's „Raven Barnekow" gemeinsame Berührungspunkt. Auch ihm bleibt es im Grunde versagt, das Begriffliche zu sinnlicher Anschauung zu entfalten und damit das kalte Wort zu beleben. Im Orangenkern träumt verborgen der grünende Baum, schwer von goldenen Früchten. Das greifbar Anzuschauende in ihm weckt neue Vorstellungen: italienischen Himmel, den Golf von Neapel, Abendstimmung und Mandolinenklänge. So gewiß wir aber den Pedanten verlachen werden, der uns mit der Darreichung des Orangenkerns für den Baum, seine Früchte und alle ihn umgebende Poesie mit dem trockenen Hinweis, daß er ja alles in nuce enthalte, abspeisen will: so gewiß dürfen wir den Dichter ablehnen, dessen Sprache das Begriffliche und schlechthin Sachliche über das Anschaubare und Sinnliche setzt. Vielleicht nennt man eine solche Diction schlicht und kernhaft. Verfolgt sie aber nicht besondere Zwecke der Charakteristik, so ist sie eben nicht poetisch. Denn die Poesie will nicht den Kern, sondern seine Entfaltung zu Blüte und Frucht.

In diesem Sinne, und nicht allein in diesem, steht Hans Herrig's „Konradin" (Nr. 3) weit über Oberleitner's „Behram" und Kruse's „Barnekow". Herrig, ein Dichter, dem sich, wie er es verdiente, eine allgemeinere Beachtung noch immer nicht zugewandt, setzt seiner jüngsten Dichtung einen Satz aus der Vorrede zu einem seiner ältern Dramen, „Alexander", als Motto voran: „Die Poesie ist nicht dazu da, das Theater zu bedienen, vielmehr soll das Theater die Poesie sich aneignen, sich zu ihr erheben." Das ist gewiß richtig, und Herrig hat ein volles Recht, sich zu beklagen, daß seinen Werken diese Erhebung bisher hartnäckig versagt blieb. Ganz ohne Schuld ist übrigens auch er nicht. Seine Entfernung von dem, was sich als dramatische und theatralische Regel festgesetzt hat, war oft Willkür und Eigensinn; bewies er aber schon mit seinem letzten Drama: „Der Kurprinz", wie gut er auch diesen Forderungen Rechnung zu tragen versteht, so bekundet auch der „Konradin" die trefflichste Technik im Bunde mit dem echtesten poetischen Können. Der allbekannte Stoff birgt viel Gefahren, und der junge Hohenstaufe, der das große Geschlecht zu Grabe trug, kann niemals ein tragischer Held im landläufigen Sinne werden. Desto ergreifender hat Herrig das Aufleuchten der patriotischen und Stammesidee in dem weicherzogenen Jüngling und seine Manneswerdung unter dem über ihn hereinbrechenden Verhängniß zu verkörpern verstanden. Wie in ihm die uralte Sehnsucht des Nordens nach dem Süden, so schwelgt in den originellen Gestalten eines alten Dichters und seiner Tochter Violanta das Verlangen der dunkeln Augen und schwarzen Haare nach dem blondlockigen, lichthellen Germanenthum in schwärmerischen Phantasien. Einfach und sprunglos vollzieht sich die Haupthandlung: Konradin's Abberufung aus Deutschland, seine Ankunft bei Tagliacozzo, die Gefangennahme, die Urtheilsfällung. Ein außerordentlich poetischer Einfall ist es, die italischen Scenen durch ein kurzes Intermezzo auf dem Schlosse Görtz unterbrechen zu lassen: Konradin's Braut sieht bei mondheller Nacht jagende Wolken; „ein lauer Abendwind wogt durch die Fenster" — sie hört im ahnungsvollen Geist den Sturm pfeifen, den Donner rollen und den unglücklichen Fürstensohn, geschlagen, flüchtig, seine Seufzer in die Nacht schicken. Wie sie ihre Klagen mit dem lauten Ruf: „Du wilder Sturm, hab' Mitleid, tobe weiter!" endet, verwandelt sich die Scene wieder; das Meer braust, ein furchtbares Wetter hat sich entladen, und der flüchtende Konradin jammert: „Hab' Mitleid, tobe weiter, wilder Sturm." Hier und da wird der Dichter mehr Lyriker als Dramatiker, ab und an stört auch eine bei Herrig nicht seltene absichtsvolle prosaische Wendung, ein misglückter ungelenker Vers. Der überwiegende Eindruck des dramatischen Baues, der Charakteristik, der Sprache ist aber ein durchweg poetischer. Der geschichtliche Vorgang hat sich unter den Händen des Autors dichterisch verklärt, und nicht der leiseste Schatten von nationaler Tendenzelei stört die reine Antheilnahme des Lesers — hoffentlich kann man bald sagen: des Zuschauers. Denn daß das Drama auch glänzender Theaterwirkungen sicher ist, beweist die Scene, in welcher die italienische Gesandtschaft dem jungen Konrad die Staufenkrone bringt, schon zur Genüge. Galvano Lancia hat ihm Manfred's Tod gemeldet und sich entfernt, um seine Begleiter zu rufen. Den anfangs erschreckten Sohn findet die Mutter, wie er sich mit jeder Minute mit dem Gedanken an seine Sendung vertrauter macht.

Elisabeth.

Nun, Konrad?

Konrad.

Meine Mutter!

Elisabeth.

Bliebst du noch?
Wer war der Fremde, der dich aufgehalten?
Was hast du? Deine Wangen glühen. Sprich!

Konrad.

Auch du sahst Kaiser Friedrich, Mutter?

Elisabeth.

Oft.

Konrad.

Bin ich ihm ähnlich? Ist mein Aug' wie seines?

Elisabeth.

Wie Aare von der Berge Höhn, so schauten
Hinunter auf die Menschen seine Augen.

Konrad.

Und ich?

Elisabeth.

Was hast du? Wie blickst du mich an?

Konrad.

Und ich?

Elisabeth.

Die echten Staufenaugen sind's,
Die Friedrich's selbst, von neuem aufgethan.

Konrad.

Manfred ist todt!

Elisabeth.

Manfred —

Konrad.

Er fiel im Kampfe.
Galvano Lancia mit noch andern kam,
Die treu sind unserm Haus, die sich erinnern,
Daß noch ein Staufe lebt.

Elisabeth.

O meines lieben Knaben lockig Haupt,
Hat es auf dich das Schicksal abgesehn?
Mein Kind, mein Sohn, mein Einz'ges — o mein Konrad!
Wie deine Schläfe pochen!

Konrad.

Mutter, Mutter!
Ich sticke!

Elisabeth.

Bin ich's? Mutter! Nicht, ich bin's?
(Galvano Lancia, Guido von Acerra und italienische Ritter kommen.)

Lancia.

Mein König!

Elisabeth.

Zurück, sag' ich, von meinem Sohn zurück!

Lancia.

Gegrüßt sei, herrliche Elisabeth,
Einst Kaiser Konrad's heißgeliebte Frau!

Elisabeth.

Grüß mich und geh dann. Habe nicht Gemeinschaft
Mit diesem Knaben, der mein eigen ist!

Konrad (sich langsam aus ihren Armen windend).

Sie also sind's, die mit dir ausgezogen?

Lancia.

Und Manfred's ganze Erbschaft bringen sie:
Die Krone, die zuletzt sein Haupt geschmückt.

Konrad.

Laßt sie mich schaun.

Lancia.

Graf von Acerra, kommt!

Acerra.

Nimm hin Neapels Krone, Hohenstaufe.

Elisabeth.

Sie ringelt sich wie eine goldne Schlange.

Konrad.

Sagt an, was würd' es heißen —
Setzt' ich sie auf?

Lancia.

Es hieße: Karl von Anjou,
Besitz nehm' ich von dem, was du geraubt,
Gib mir mein Königreich zurück!

Elisabeth.

Es hieße:
Ihr Blitze, die ihr durch das Dunkel stürzt,
Hier gleißt ein Schmuck, daß ihr ihn treffen könnt.

Acerra.

Es hieße: treues Volk, schau deinen Herrn
Und zücke fürs ererbte Recht dein Schwert.

Elisabeth.

Ja, blinde Waffe, zücke nun, o Schwert,
Hast je nach Recht du, blödes Ding, gefragt?

Lancia.

O sag's uns, daß du Friedrich's Enkel bist;
Sei denn ein Staufe!

Elisabeth.

Hab' am Fluche theil,
Am Haß des Schicksals, das dem Staufen folgt!

Acerra.

An Lieb' und Treu, die nimmer von ihm läßt.

Lancia.

Hab' theil am Ruhm, der ewig ihn umstrahlt!

Konrad.

Wie leicht ich sie in meinen Händen trage —
Nur ein Gedanke —
Machtvoller Talisman,
Wilde Magie strömt von dir auf mich ein!
Ein Liebeszauber steckt in dir, du Arge!
Von deinem Schimmer kehr' ich nicht mein Auge,
Mein Herz will sich von deinem Glanz nicht wenden!
Mir ist's, als müßtest du, auf meinem Haupt,
Umwandeln mich — als würd' ich alt und grau!
War es denn eine Lust nicht, jung zu sein?
Die löscht' ich aus mit einem einz'gen Griff?
(Maria tritt aus dem Thore.)

Elisabeth.

Blick' um dich, Konrad! — Mädchen, komm herbei,
Weck' ihn aus seinem Traum. O, liebes Mädchen,
Wenn du ihn lieb hast, thu's!

Maria.

Aus einem Traum?

Elisabeth.

Merkst du noch nicht den Zauber?

Maria.

Was geschah?

Konrad

(der auf nichts achtet, setzt sich mit einem plötzlichen Entschlusse die Krone auf).

Ha, Karl von Anjou, feiger Kronenräuber,
Nun sieh, ob du sie mir vom Haupte nimmst.
Noch steh' ich fest. Des Unheils Blitze dräu'n;
Die ihr mir treu wart, bleibt es nur fortan,
Dann weiß das Schwert auch, wen es treffen muß.
Mit Haß bezahlt wird jeder Ruhm auf Erden,
Steig' auf mich nieder, Glanz des Staufennamens.

Die Italiener.

Heil, Heil Neapels Herrscher, König Konrad!

Mit einem rührenden Abschied des neuerwählten Königs von der Geliebten und der Mutter endet die schöne Scene bedeutend, wie sie begonnen.

Heinrich Bulthaupt.

Neuere philosophische Literatur.

1. Die Welt als Wahrnehmung und Begriff. Eine Erkenntnißtheorie von Johannes Rehmke. Berlin, G. Reimer. 1880. Gr. 8. 5 M.

Erkenntnißtheorie und kein Ende, so möchte man fast angesichts des ganzen gegenwärtigen Zustandes unserer philosophischen Literatur ausrufen! Das Wort Erkenntnißtheorie selbst ist erst seit nicht allzu geraumer Zeit in den allgemeinen Gebrauch der Philosophie übergegangen, und es ist jetzt bereits zu dem herrschenden Mode- und Schlagwort in derselben geworden. Die ersten Vorgänger in dem, was jetzt wesentlich Erkenntnißtheorie genannt wird, sind die Engländer gewesen. Zur Zeit der in Deutschland herrschenden sogenannten Identitätsphilosophie oder des logischen Idealismus der Lehren von Schelling und Hegel aber wurde diese ganze erkenntnißtheoretische Frage einfach niedergeschlagen oder todtgeschwiegen. Es verstand sich von selbst, daß das innere Erkennen dem äußern Sein adäquat war, oder daß dieses letztere sich in jenem erstern inhaltlich eingeschlossen finden mußte. Man ist aber seitdem wieder vorsichtiger geworden. Die neuere englische Philosophie hat auch wieder in Deutschland Anhänger und Nachklang gefunden. Wie das Subject als solches dazu komme, die Welt zu erkennen, oder wie sich sein inneres Leben und Vorstellen zu den äußern Sachen verhalte: dieses ist im allgemeinen dasjenige, was als Inhalt und Ziel der gegenwärtigen Erkenntnißtheorie angesehen werden darf. Man könnte alles dieses auch wol die Subjectivitätsphilosophie nennen. Es mag das an sich ganz gut sein, aber wozu soll denn zuletzt alle Untersuchung über das Erkennen, wenn nicht am Ende wiederum einmal etwas Bestimmtes und Wirkliches in der Welt hiermit von uns erkannt werden kann? Man sehnt sich wahrhaftig zurück nach einem frischen, freien, fröhlichen Erkennen der Welt und ihrer Erscheinungen, was ja doch immer der eigentliche und letzte Zweck aller echten Bestrebungen der Philosophie sein muß. Daß das Subject oder der Mensch selbst für uns und unsere ganze Auffassung der Welt das Höhere und Entscheidendere sei gegenüber der Natur oder der äußern Objectivität, ist ein schon von Sokrates, Kant und andern großen Denkern festgestellter Satz. Aber das Subject ist eben da, um dasjenige zu erkennen, was außer ihm liegt, und alle Gesundheit seines Erkennens beruht überall auf einer innigen Berührung mit dem wirklichen Inhalte der Welt. Es ist jetzt gleichsam eine ungesunde Stubenluft in der Philosophie, indem man vor allem ängstlichen Forschen nach dem Princip des Erkennens nicht zum offenen und unbefangenen Erkennen der Sachen selbst gelangt. So werthvoll an sich der empiristische Subjectivismus der Engländer für die allgemeine Entwickelung der neuern Philosophie gewesen sein mag: für sich allein ist diese ganze Richtung immer ein zu einseitiger, nüchterner und unfruchtbarer Ausdruck des ganzen Princips und der Aufgaben der Philosophie. Wir haben es auch in dem gegenwärtigen Falle nicht mit einer eigentlich neuen Theorie des Erkennens zu thun, wenngleich der Verfasser in dem Ausdrucke des Monismus eine allerdings nicht vollkommen verständliche Bezeichnung des von ihm eingenommenen Standpunkts festzustellen versucht. Wir können in seinem Werke immer eine fleißige und eingehende Erörterung vieler hierhin einschlagender Fragen und Gesichtspunkte erblicken. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es sich bei philosophischen Streitfragen häufig um nichts handelt als um ein Wort und um die demselben mehr oder weniger willkürlich zugeschriebene Bedeutung. So ist das berühmte Kant'sche „Ding an sich" nichts als ein Wort, welches nur die Bedeutung oder den Werth eines handfesten Ausdrucks für dasjenige hat, was möglicherweise hinter der uns zugekehrten Welt der Erscheinungen steht. Man glaubt in einem solchen Wort oder eingebildeten Begriffsschema gleichsam immer eine Art von Realität zu besitzen, welche man näher zu erkennen oder in ihrer Eigenschaft und Begrenzung festzustellen sich bestrebt. Auch das jetzige berühmte „Unbewußte" ist von gleichartiger Natur. Ein derartiges Wort hat oft geradezu etwas Berauschendes oder die Phantasie mit irgendeinem unklaren und mystischen Vorstellungsinhalt Erfüllendes an sich. Man darf überhaupt nie vergessen, daß es bei allem philosophischen Denken doch zunächst immer nur Worte sind, in denen man sich bewegt und denen nicht ohne weiteres eine ganz bestimmte und unzweifelhafte Realität zugeschrieben werden darf. Alle Unvollkommenheit und alle Misver-

ständnisse im Denken der Philosophie rühren wesentlich immer von diesem unklaren und schwankenden Gebrauch der Worte her.

Auch hier haben wir es wesentlich nur mit kritischen Untersuchungen und Bearbeitungen allgemeiner Begriffe, wie Wahrnehmung, Empfindung, Begriff u. s. w., zu thun. Ein jeder versteht darunter doch mehr oder weniger etwas anderes, und es ist alles dieses zuletzt nichts anderes als das Ringen oder die Auseinandersetzung der einen philosophischen Schulsprache und Terminologie mit der andern. Das ist auch der Grund des Unerquicklichen und eigentlich Resultatlosen aller derartigen Untersuchungen. Ein jeder Philosoph strebt immer nur danach, den Inhalt der Dinge in das von ihm festgestellte System von Begriffen und Auffassungsformen einzuführen. Der Verfasser nennt sein Buch eine Erkenntnißtheorie, während es eigentlich doch nur eine kritische Bearbeitung der sich auf das Erkennen beziehenden Worte oder Begriffe ist. Wir sind hier in der Philosophie ungleich ungünstiger daran als in andern Wissenschaften, wie etwa in der Mathematik, wo über die Bedeutung oder den sachlichen Inhalt der Begriffe Dreieck, Quadrat u. s. w. niemals ein Zweifel oder Streit entstehen wird. Die Erscheinungen des Erkennens bleiben als solche ja immer dieselben, aber sie können durch Begriffe überall anders geordnet, gegliedert und eingetheilt werden. Wir können uns daher auch nicht zu der Ansicht bekennen, daß der Verfasser in seiner „Welt als Wahrnehmung und Begriff" etwas sachlich Neues festgestellt oder aufgehellt habe. Zu einer richtigen Kritik der Begriffe würden wir allerdings immer ein Verdienst sehen müssen, wenn dieselbe eine streng objective und einen bestimmten Kreis von Begriffen systematisch erschöpfende wäre. Bei aller Anerkennung des Strebens des Verfassers nach Klarheit und Bestimmtheit des Denkens glauben wir nicht, daß dieses Ziel wirklich von ihm erreicht worden sei. Immerhin aber ist sein Buch ein nicht unwürdiges Denkmal zur Erinnerung an das vor 100 Jahren erfolgte Erscheinen der Kant'schen „Kritik der reinen Vernunft".

2. Das Wesen des Denkens nach Platon. Von Karl Uphues. Landsberg a. W., Schönrock. 1881. Gr. 8. 3 M.

Das Wesen des Denkens ist nach der Ansicht des Verfassers identisch und untrennbar gebunden an die Form der Sprache. Es ist dieses eine Auffassung, zu der sich auch der Unterzeichnete in seinen sprachwissenschaftlichen Schriften: „Philosophische Grammatik" (1858), „Die Sprachwissenschaft nach ihrem Zusammenhang mit Logik, menschlicher Geistesbildung und Philosophie" (1875), unter anderm bekannt hat. Von einem sogenannten Denken der Seele an sich kann nur im Sinne einer unentwickelten Anlage oder Möglichkeit gesprochen werden, während alle actuelle Gliederung und Gestalt des Denkens durchaus eins ist mit den Formen und Bedingungen der Sprache. Wir stimmen auch darin mit dem Verfasser überein, daß die gegebene Gestalt der Sprache durchaus entscheidend ist für die Art und die Bewegung unsers innern Denkens und nicht, wie es oberflächlich betrachtet den Anschein haben kann, umgekehrt. Der Verfasser will namentlich einer gedankenmäßigen Bearbeitung der Sprache, im Gegensatz zu der neuern historisch-naturwissenschaftlichen Auffassung derselben und weiter der ganzen Einseitigkeit des Standpunkts der Naturwissenschaft überhaupt, die Bahn zu brechen versuchen. Auch dieses ist an sich ganz unsere Ansicht oder unser Programm von der weitern Aufgabe der Sprachwissenschaft. Weniger aber sind wir in der Lage, den nähern Durchführungen dieser an sich richtigen Gedanken des Verfassers beipflichten zu können. Derselbe sieht im Substantiv und Verbum mit Recht die beiden wichtigsten Theile oder Kategorien im Organismus der Sprache und wirft die Frage auf nach dem „realen Gegenstück", d. h. nach der objectivsachlichen Berechtigung oder Basis dieses Unterschieds: „Das bewußte Ich und die vorstellbare Natur sind das reale Gegenstück von Verbum und Substantiv." Hiermit soll gesagt sein, daß im Substantiv an sich überall eine äußere Sache oder gleichsam etwas Dingliches in der Natur enthalten sei und von uns gedacht werde, während das Verbum durch das sich mit ihm verbindende persönliche Pronomen als der Vertreter des Subjects oder des bewußten Ich in der Rede erscheine. Dieses kann nicht das doppelte sogenannte reale Gegenstück beider Theile der Sprache sein. Als etwas Persönliches wird auch der Substantivbegriff gedacht durch die sich mit ihm verbindende Bezeichnungsangabe eines bestimmten Geschlechts. Der Verbalbegriff aber hat als solcher auch immer einen objectiven oder äußerlich realen Inhalt an irgendeiner zeitlichen Bewegung oder sonstigen Erscheinung, die aus einem Substantiv oder realen Dinge entspringt. Die Dinge in der Welt als solche und die an ihnen hervortretenden Phänomene des Lebens oder der Bewegung, die räumlich feststehenden Subsistenzen und die zeitlich vorübergehenden Inhärenzen: das sind an sich die beiden realen Kategorien oder Abtheilungsunterschiede dieser doppelten Wortklasse der Sprache. Jeder dingliche Begriff aber oder jedes Substantiv wird in der Sprache durch den Hinzutritt des Geschlechtscharakters sogleich zu einer menschlichen (männlichen oder weiblichen) Person; denn das Neutrum ist an sich überall nur eine spätere ergänzende und aushelfende Nebenkategorie; jedes Zeitwort oder jede verbale Inhärenz aber, die von einem Substantiv ausgesagt wird, empfängt im Personalpronomen (er, sie, es u. s. w.) einen allgemeinen persönlichen Vertreter des vorausgegangenen einzelnen oder bestimmten Substantivs. Der Verbalbegriff vereinigt insofern beide allgemeine Kategorien, die des Subjects und des Prädicats, zugleich in sich und bildet hierdurch überhaupt den Mittelpunkt und Haupttheil der Sprache. Die ganze Ordnung der Sprache beruht darauf, den sachlichen Inhalt der Begriffe persönlich zu decken, oder ihn durch Geschlechtscharakter und Personalpronomen mit den wirklichen Personen der Rede in eine unmittel-

bare Verbindung zu bringen. Es erscheint ferner als durchaus ungehörig, allgemeine Begriffsgegensätze, wie Materialismus und Spiritualismus, in diese Sprachkategorien einmischen zu wollen. Dasselbe gilt auch von der Erklärung des intransitiven und des transitiven Satzes durch die Principien der Identität und der Causalität. Ebenso wird die einseitige Verehrung und übertriebene Werthschätzung der Ansichten Plato's von der Sprache nicht gebilligt werden können. Der Verfasser schiebt mit seiner lebhaften Phantasie Plato manches unter, was diesem gewiß noch nicht klar und deutlich gewesen ist, wie namentlich, gegenüber von Deuschle u. a., die bestimmte Erkenntniß des Verbums als syntaktischen Prädicats. Plato tappte über alle diese Dinge noch sehr im Dunkeln, und es tritt erst mit Aristoteles eine bestimmte und klare Unterscheidung der grammatischen Kategorien hervor. Wir sind am gegenwärtigen Orte nicht im Stande, dem Verfasser weiter durch die Reihe seiner einzelnen Abhandlungen, welche in grundlegende und in ergänzende zerfallen, zu folgen, können aber im allgemeinen in der Anwendung metaphysischer Auffassungen und Begriffe kein geeignetes Verfahren zu einer geordneten wissenschaftlichen und gedankenmäßigen Erkenntniß der Sprache erblicken.

3. Recht und Unrecht. Eine Erörterung der Principien. Von A. Spir. Leipzig, Findel. 1879. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Schwieriger noch als die Probleme der Sprachphilosophie sind zur Zeit wol diejenigen der Philosophie des Rechts, auf welche sich die vorliegende Schrift bezieht. Wir haben auf beiden Gebieten eine historische Richtung oder Schule, die sich im Besitze der alleinigen Weisheitsformel zur Erledigung aller hierher gehörigen Fragen zu befinden vermeint. Auch diese Schrift ist gegen die Einseitigkeit des blos historischen Standpunkts in der Auffassung des Rechts gerichtet und strebt so wie die vorige in Bezug auf die Sprache höhere und reinere ideale Gesichtspunkte für dieselbe zu gewinnen. Sprache und Recht aber sind an sich gleichmäßig etwas historisch Entstandenes. Es fragt sich, ob beides überall noch in einer andern als der rein historischen Weise aufgefaßt und erkannt werden könne.

Bei der Rechtsphilosophie aber handelt es sich überall noch um andere, wesentlich praktische Interessen, Ziele und Aufgaben als bei derjenigen der Sprache. Die Sprache ist für uns in ihrer geistigen Ordnung etwas Gegebenes oder Vorhandenes, während das Recht, wie es scheint, erst noch im Streben oder in der Annäherung an seine wahre ideale Vollkommenheit begriffen ist. Es wird wenigstens jederzeit gefragt werden dürfen, ob das bestehende, wirkliche oder empirische Recht mit der durch die Vernunft geforderten reinen oder idealen Norm desselben einstimmig sei oder nicht. Das Streben nach dieser Einstimmigkeit ist jedenfalls auch ein wichtiger, wenngleich nicht der einzig entscheidende Factor in der historischen Entwickelung des Rechtsinstituts gewesen. Auch der strengste historische Empiriker muß doch zugeben, daß es an sich wenigstens ideale Normen des Rechts gebe, wenn auch über deren Feststellung und Anwendung Streit entstehen mag. Es war eine schon im Alterthum aufgeworfene Frage, ob der Inhalt der beiden Begriffe Recht und Unrecht ein blos conventioneller, schwankender und willkürlich festgestellter, oder ein natürlich gegebener, an sich feststehender und unwandelbarer sei. Unmittelbar genommen ist oder gilt als Recht dasjenige, was der Staat als solches feststellt oder vorschreibt. Die historische Schule kommt über den bloßen Wechsel des Inhalts im Rechtsbegriffe nicht hinaus. Wesentlich aber kann das Recht doch immer nur dazu da sein, die an sich schon bestehenden Werthe oder natürlichen realen Berechtigungen im Leben zu schützen, anzuerkennen und gegeneinander zu begrenzen. Das Recht soll an sich den Streit oder Conflict der Mächte im Leben, wie er im Naturzustande stattfindet, aufheben und verhüten. Dieses kann nur dadurch geschehen, daß es sich in seinen positiven Bestimmungen möglichst genau an den natürlichen Werth aller dieser Mächte anschließt, sonst ist die Gesellschaft überall mit der Gefahr der Auflösung oder des Rückfalls in den Naturzustand bedroht. Je reicher aber das Leben an mannichfaltigen, sich kreuzenden Interessen und Bestrebungen der einzelnen Elemente und Mächte desselben wird, um so schwieriger und complicirter wird auch die ganze Aufgabe und die Frage nach der idealen Vollkommenheit des Rechts werden. Es hat aber nicht blos der Jurist von Fach, sondern auch die Gesellschaft überhaupt ein Interesse an der weitern Vervollkommnung des Rechts; jener ist wesentlich nur dazu da, das bestehende Recht zu handhaben und zu wahren, während auf dem Boden des socialen Lebens die weitern Aufgaben und Probleme für dasselbe erwachsen.

Daß auch unsere Zeit von solchen Gefahren bedroht ist, kann nicht geleugnet werden. Es handelt sich aber nicht etwa blos um die Auffindung irgendeiner allgemeinen idealen Norm für die Verbesserung und Vervollkommnung des rechtlichen und socialen Lebens, sondern es muß dieselbe auch die Eigenschaft eines praktisch möglichen und erreichbaren Ziels für das letztere an sich tragen. Jeder rechtsphilosophische Idealist ist immer in Gefahr, sich irgendein sociales Utopien zu construiren und die nothwendigen Bedingungen für die Verwirklichung seines eingebildeten Begriffsschemas zu ignoriren. Dieser Vorwurf kann auch dem Verfasser der vorliegenden Schrift nicht erspart werden. Es gibt z. B. kein Mittel, um den Krieg wirklich abzuschaffen, wenn nicht von selbst einmal die natürlichen Ursachen und Bedingungen desselben im Leben aufhören. Auch sieht unser Verfasser wie jeder andere Idealist mit Unrecht das Wirkliche oft geradezu als abnorm an, weil es nicht ohne weiteres einer bestimmten höchsten Norm zu entsprechen scheint, sowie sich überhaupt sein Denken in zu einseitigen und scharf gespannten Begriffsgegensätzen bewegt. Die Ordnung der Gesellschaft verlangt überall eine gewisse Beschränkung des Egoismus

und der persönlichen Freiheit; andererseits aber müssen auch die Triebfedern des Egoismus und der besondern Individualität einen freien Spielraum haben, um die für das Bestehen der Gesellschaft nothwendigen und heilsamen Werthe zu erschaffen. Man kann also nicht das individuelle Streben und die Norm oder das Interesse des Allgemeinen einander so schroff gegenüberstellen, als es hier geschieht. Es mag sein, daß die Hand des Staats oder der Gesellschaft späterhin in gewisse Kreise des Privatlebens in einer noch schärfern und mehr organisatorischen Weise eingreifen wird als bisher. Ob aber die der Gesellschaft durch den Egoismus der einzelnen drohenden Gefahren durch Beschränkung des Erbrechts und ähnliche an Communismus streifende Mittel beseitigt werden können, ist wol höchst fraglich. Das führt zuletzt zu einem antiken Staatsdespotismus, der den allgemeinen Grundanschauungen und Voraussetzungen des neuern Lebens widerspricht. Mit bloßer abstracter Begriffsdialektik aber werden die rechtlichen und socialen Probleme der Gegenwart nicht gelöst. Das wahre Ideal kann überall nur aus den wirklichen und concreten Bedingungen des Lebens heraus abzuleiten und festzustellen versucht werden.

4. Das Princip des Weltganzen und der Polarismus. Von D. E. Mielke. Mit Abbildungen. Berlin, Grieben. 1880. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Es ist kein neuer Gedanke, die Polarität zum allgemeinen Grundprincipe der Gliederung alles Wirklichen zu erheben. Das lag schon im Geiste Schelling's und seiner Schule. Der Verfasser gehört, wie es scheint, in die Kategorie der jungen Dilettanten, die mit einer bestimmten Lehrformel einfach alles erklären und aufhellen zu können meinen. Die Sprache des Verfassers kann ebenso wenig schön wie sein Denken klar und verständlich genannt werden. Zur Charakteristik des Standpunktes diene der Satz der Vorrede:

> Die Mechanik der Himmelskörper, wie solche bisher gangbar gelehrt wurde, ebenso die von Kant und Pezholdt herrührende Hypothese der Entstehung des Planetensystems erscheinen so ungenügend und einbeinig, daß der überall nur unbeholfen den Himmelskörpern angebundene dualistische Motor, bestehend aus Centrifugal- und Centripetalkraft, in vielen gelehrten Köpfen Besorgniß erregte, die Planeten namentlich würden infolge gänzlicher Abkühlung an zu großer Dichte und Bahnverkürzung zu Grunde gehen können.

Der Verfasser hat sich in der Durchführung seines dualistischen Princips offenbar Mühe gegeben; nicht blos in der Natur, sondern auch im menschlichen Wollen, Denken u. s. w. wird dasselbe nachzuweisen versucht. Die unbestreitbare Originalität seiner Auffassungen aber kann schwerlich entschädigen für das vielfach Gesuchte, Unwahre und Erkünstelte in seinen Bestrebungen der Ableitung und Erklärung des Wirklichen.

5. Populäre Darstellung von Immanuel Kant's „Kritik der reinen Vernunft". Zu ihrem hundertjährigen Jubiläum verfaßt von Albrecht Krause. Lahr, Schauenburg. 1881. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Auch dieses ist eine Jubelschrift zur Feier des hundertjährigen Erscheinens des entschieden wichtigsten und bedeutungsvollsten Werks in der Geschichte der neuern philosophischen Literatur. Es darf unbedenklich ausgesprochen werden, daß kein philosophisches Werk in der ganzen neuern Zeitgeschichte seit dem Mittelalter an durchgreifendem und epochemachendem Erfolg mit diesem in Vergleichung gestellt werden dürfe. Die Kant'sche „Kritik der reinen Vernunft" bezeichnet den Beginn eines vollkommen neuen und entschieden höhern Abschnitts in der ganzen Geschichte der neuern Philosophie, der auch als ein in ganz besonderm und specifischem Sinne dem deutschen Nationalleben angehörender angesehen werden muß. Dieses Werk ist durchaus diejenige Grundlage, auf welcher unser ganzes jetziges philosophisches Denken beruht. Es ist dasselbe insofern zugleich eine Denksäule, welche einen der wichtigsten Wendepunkte auf dem Wege unserer nationalen Lebensentwickelung bezeichnet. Warum sollen philosophische Denker wie Kant oder Fichte dem Herzen der Nation nicht ebenso theuer und dem allgemeinen oder öffentlichen Verständniß nicht ebenso nahe gerückt sein als classische Dichter wie Schiller oder Goethe? Wir haben jenen an geistigem Bildungsstoff und an allgemeiner Veredlung des nationalen Denkens, Empfindens und Wollens gerade ebenso viel zu verdanken als diesen. Namentlich Kant und Fichte sind auch sittliche Heroen im Leben der Nation gewesen, deren Lehren und Gedanken als bewegende Mächte mit im Hintergrunde der gewaltigen Zeit der Befreiungskriege gestanden haben. So vielfach und unmittelbar allerdings wie das Werk eines Dichters wird dasjenige eines Philosophen niemals von den Gebildeten der Nation in sich aufgenommen, verstanden und gewürdigt werden können. Deswegen mag der Gedanke einer Popularisirung desselben vielleicht als naheliegend, natürlich und berechtigt erscheinen, und hier wol um so mehr, als alles, was nach Kant gefolgt ist, ja zur zeit mehr oder weniger bankrott geworden zu sein scheint und die „Kritik der reinen Vernunft" gleichsam eine Art von Bibel für uns ist, ein Hafen, in welchem das Schiff unserer Philosophie in der einzig sichern und allgemein anerkannten Weise verankert liegt. Auch geben wir gern zu, daß sich der Verfasser der von ihm gestellten Aufgabe mit Fleiß, Hingebung und Verständniß unterzogen hat, indem er die Kant'sche Schulsprache möglichst in gemeinverständliches Deutsch zu übertragen und ein sich an den Standpunkt und die Voraussetzungen des natürlichen Menschenverstandes anschließendes Résumé der Kant'schen Gedanken zu geben versucht hat.

Nichtsdestoweniger müssen wir den ganzen Gedanken einer solchen Popularisirung als einen eigentlich unmöglichen, ziellosen und im Princip verfehlten betrachten. Man suche sich doch klar zu werden darüber, was die Nation im allgemeinen oder doch die Gebildeten derselben wirklich an einem solchen Werke hat und welches ihre Stellung zu ihm sei. Ein Werk wie die „Kritik der reinen Vernunft" ist überall nur eine streng gelehrte und specifisch

wissenschaftliche Leistung oder eine nur den Fachgenossen wahrhaft zugängliche und verständliche Welt von Gedanken. Dasselbe hat blos mittelbar durch die Kreise der Wissenschaft in das weitere Leben eingegriffen und uns hierdurch auf einen andern und höhern Standpunkt des Denkens oder der Weltbetrachtung gestellt als vorher. Es hat allerdings auch der Gebildete überhaupt immer ein Interesse und ein Verlangen danach, zu wissen, worin denn eigentlich der Kern und die wahrhafte Bedeutung eines solchen Werks bestehe. Die darin behandelten Fragen aber sind solche, die überall mit der ganzen frühern Geschichte der Philosophie genau zusammenhängen und die für sich allein genommen in ihrem ganzen Werth und in ihrer weiterreichenden Bedeutung nie wahrhaft gewürdigt und verstanden werden können. Es ist überhaupt für den Dilettanten nichts gefährlicher und verwirrender, als sich mit einem einzigen philosophischen System allein bekannt zu machen, da der Werth eines solchen Systems doch immer nur in seiner Einordnung in die ganze Reihe oder Entwickelungsfolge der philosophischen Gedanken in der Geschichte besteht. Nicht der unmittelbare Inhalt, sondern die ganze Zeitstellung und die Wirkungen eines philosophischen Systems sind das wahrhaft Entscheidende, Wichtige und Wissenswürdige an demselben. Es ist auch die Frage nach dem an sich Wahren in einem philosophischen System immer eine ganz andere als die nach seiner historischen Wichtigkeit oder Bedeutung. Auf Kant einfach zurückfallen und in seiner Lehre ohne weiteres eine auch noch für uns gültige Wahrheit erblicken zu wollen, ist durchaus eine Unmöglichkeit. Man muß sich darüber klar werden, daß in jedem großen philosophischen System ein bestimmter Kern des an sich Wahren und bleibend Berechtigten enthalten ist, der aber zugleich in einer gewissen Schale des Vergänglichen und durch die Zeitverhältnisse Beschränkten eingeschlossen liegt. Der Unterzeichnete hat in seiner „Geschichte der Philosophie in pragmatischer Behandlung“ (1867) diesen entscheidenden Kern in den Grundgedanken der philosophischen Systeme nach ihrer historischen Reihenfolge darzustellen versucht.

Wahrhaft popularisirt kann ein System wie das Kant'sche nur insofern werden, als die historische Wichtigkeit und Bedeutsamkeit seiner Lehren, sowol nach ihren Voraussetzungen als nach ihren Consequenzen, in Gestalt eines sich um das persönliche Denken eines Mannes gruppirenden und von diesem bestimmten Zeitbildes in einer allgemein faßlichen und leicht verständlichen Sprache dargelegt wird. Wir bestreiten nicht, daß der Verfasser auch nach dieser Richtung hin anzuerkennende Versuche macht und bezeichnende Winke gibt. Als die geeignetste Form einer solchen Popularisirung möchten wir eine wissenschaftliche Biographie, etwa annähernd in dem Stile wie Heym's Werk „Hegel und seine Zeit“, empfehlen. Das Streben des Verfassers nach Popularität geht sogar oft etwas weit und erscheint insofern selbst als gesucht. Wenn wir auch nicht annehmen oder zugeben können, daß das Ziel einer eigentlichen Popularisirung der Lehre Kant's hiermit erreicht worden sei, so kann doch dem Streben des Verfassers, zu einer gewissen weitern Klärung der Auffassungen über Kant beizutragen, die gebührende dankbare Anerkennung nicht versagt werden. Konrad Hermann.

Vermischte Schriften.

1. Die Bevölkerungsfrage in ihrer Beziehung zu den socialen Nothständen der Gegenwart. Von Otto Zacharias. Dritte vermehrte Auflage. Hirschberg, Heilig. 1880. Gr. 8. 60 Pf.

Es sind sehr viele richtige Bemerkungen in dieser kleinen Broschüre enthalten. Anknüpfend daran, daß man in unserer Zeit alles von der Staatshülfe erwarte, aber doch unmöglich der Staat alle socialen Uebelstände mit seinen Mitteln heben könne, weist der Verfasser nach, daß der Uebervölkerung, besonders in gewissen Gegenden, vorgebeugt werden müsse. Als wirksames Gegenmittel empfiehlt er, daß das allzu frühe Heirathen und die ungezügelte Kinderzeugung in den untern Schichten der Gesellschaft eingeschränkt werde. Daß dies ein Mittel und gewiß nicht das schlechteste sei, um dem Elend des Proletariats und theilweise auch des Bürgerstandes vorzubeugen, ist gewiß zuzugeben. Vom Standpunkte der strengsten christlichen Moral aus ließe sich die Forderung des Verfassers gleichfalls aufstellen, aber freilich mit geringer Aussicht auf Erfolg. Zacharias führt nicht aus, auf welchem Wege sein Programm durchzuführen sei. Daß in den höhern Ständen die spätern Heirathen und die geringere Kinderzahl nicht auf größerer Enthaltsamkeit beruhen, weiß jeder einigermaßen in die Verhältnisse Eingeweihte; ebenso ist offenbar, daß sich solche berechtigte Wünsche vom Staate nicht erzwingen lassen. Leider hängen gerade die untern Stände furchtbar zäh an gewissen leidigen Gewohnheiten; insbesondere erheben sie sich in Bezug auf Eheschließung und geschlechtliches Leben selten auf einen höhern Standpunkt. Durch bloße Belehrung aber ist hier gar nichts zu erreichen, abgesehen davon, daß die Art gerade dieser Belehrung sehr schwer zu treffen sein dürfte. Darum glauben wir, daß der berechtigte Wunsch des Verfassers leider nur ein frommer Wunsch bleiben wird. Es ist sehr richtig, daß nicht jeder, welcher nothdürftig das physische Zeugungsvermögen besitzt, ein sittliches Recht hat, beliebig viel Kinder in die Welt zu setzen, ohne sie zu ihrem und des Gemeinwesens Heil erziehen zu können. Was gehört aber für ein Grad von sittlicher Bildung dazu, damit der Einzelne sich dies stets gegenwärtig hält! Und so vermögen wir kaum abzusehen, woher die Hülfe kommen soll.

2. Christenthum, Katholicismus und Cultur. Studie von Raffaele Mariano. Aus dem Italienischen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Die italienische Literatur auch der neuesten Zeit ist besser, reichhaltiger und in einzelnen Erscheinungen genialer, als man im Auslande gewöhnlich weiß. Die wissenschaftliche und publicistische Prosa der Italiener weist in ihren bedeutendern Erscheinungen oft eine Gediegenheit auf, von welcher wir lernen könnten. Sie sind oft trefflich geschrieben, stechen durch tiefe Gründlichkeit und ebenso klare wie ungesucht geistreiche Darstellung hervor. Es gilt dies im vollsten Maße von dem vorliegenden Buche, welches wir geradezu staunend gelesen haben. Dieses Werk ist ein beredtes Zeugniß jenes großartigen Geistes, welcher einst in Dante gelebt hat. Während man bei Hunderten und Tausenden von Schriften den Inhalt auf wenige Seiten zusammendrängen kann, mag man hier hingreifen, wohin man will: man wird stets die überzeugendste Probe finden, daß eine eminente Gelehrsamkeit hier verarbeitet ist zu einer harmonischen, großartig freien, sittlich-religiösen Weltanschauung. Wir wissen nicht, sollen wir mehr die Tiefe des Denkens oder die Bescheidenheit eines wahrhaft edeln Charakters bewundern, wie sie sich fast auf jeder Seite dieses Werks spiegelt. Der Verfasser lebt von seinem Vermögen, nur dem Dienste der Wissenschaft ergeben, in Rom; sein Werk ist in vortreffliches Deutsch übersetzt von seiner Frau, einer kurländischen Deutschen. Es ist eingeführt in den deutschen Buchhandel durch den geistvollen Nestor unserer Kirchenhistoriker, Karl Hase in Jena, welcher auf seinen alljährlichen Romfahrten den im besten Mannesalter stehenden Verfasser dort kennen gelernt hat. Es ist uns ganz unmöglich, aus dem Buche irgendeine Partie als besonders werthvoll und lesenswerth herauszugreifen; sie sind alle gleich bedeutend. Wir müssen uns begnügen, das Werk auf das wärmste zu empfehlen und unser Urtheil zusammenzufassen in das Wort: es ist eines Reformators würdig. Die Studien Mariano's sind abgetheilt in sieben Kapitel. Dieselben handeln nach einer geistvollen Einleitung: von der Religion und dem Naturalismus; von Christenthum, Cultur und Socialismus; vom Katholicismus in der modernen Cultur; von Religion und Staat; vom Katholicismus und Italien; von Deutschland und dem Christenthum; von Minghetti und Curci.

3. Jugenderinnerungen von Ernst Rietschel. Separatabdruck aus der Biographie Rietschel's von Andreas Oppermann. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 1 M. 60 Pf.

In sehr ansprechender Ausstattung werden uns hier die von Rietschel selbst niedergeschriebenen „Jugenderinnerungen" des großen Künstlers geboten, welcher, seinem Lehrer Rauch mindestens ebenbürtig, dem deutschen Volke die Lessing-Statue in Braunschweig, das Goethe- und Schiller-Standbild in Weimar, das Luther-Denkmal in Worms, die Pietà in der Friedenskirche zu Potsdam u. s. w. geschenkt hat. Es hat selten Künstler gegeben, welche als Menschen so hoch standen wie Rietschel, so furchtbar bitter mit der Noth des Lebens kämpfen mußten wie er. Des Meisters „Jugenderinnerungen" sind ein sprechender Beweis dafür, wie unerschütterlicher Fleiß, Demuth und Ehrenhaftigkeit zuletzt auch die größten Hindernisse überwinden. Nicht blos für Künstler, sondern für die strebenden Glieder eines jeden deutschen Hauses ist dieses Büchlein dringend zu empfehlen, denn es muß wirken mit der zwingenden Gewalt der Naturwahrheit, mit der zündenden Kraft, welche von dem Bilde eines der edelsten Menschen ausgeht.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Daß der große königsberger Philosoph Kant in jüngster Zeit wieder Mode geworden ist, beweisen nicht nur die volksthümlichen Ausgaben seiner Hauptwerke in der Reclam'schen „Universal-Bibliothek", sondern auch die zahlreichen, mehr oder weniger kritischen Ausgaben seiner Werke. In dem Jubiläumsjahre steht natürlich die Kant-Literatur in Blüte. Die Ausgabe von Immanuel Kant's „Kritik der reinen Vernunft", welche J. H. von Kirchmann herausgegeben, erläutert und mit einer Lebensbeschreibung versehen hat (Leipzig, Koschny), liegt in fünfter Auflage vor.

— Die Verlagsbuchhandlung des „Deutschen Familienblattes", J. H. Schorer in Berlin, hat im Auftrage der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger ein „Selbstschriftenalbum des Deutschen Reichs" unter dem Titel „Aus Sturm und Noth" herausgegeben, welches durch Autographen des Kaisers und der Kaiserin eröffnet wird, diejenigen deutscher Fürsten und Fürstinnen, Prinzen und Prinzessinnen fehlen nicht. Unter den Künstlern, welche Zeichnungen, unter den Dichtern und Schriftstellern, die Verse und Sentenzen beigesteuert haben, fehlt kaum einer der Namen, welche der Kunst und Literatur zur Zierde gereichen. So ist die Sammlung, abgesehen von dem guten Zweck der Herausgabe, zugleich ein Album, welches finniger Anschauung und Betrachtung willkommenen Genuß gewährt; denn auch in der Skizze, in Vers und Wort, so kleinen Raum sie einnehmen mögen, verleugnet sich die Eigenart des Talents und Charakters nicht; es heißt auch hier: ex ungue leonem.

— Das reich illustrirte Prachtwerk „Nordland-Fahrten" (Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn) hat mit der kürzlich erschienenen siebenten Lieferung den ersten Band seiner malerischen Wanderungen beendet. Von Norwegens grandioser Naturscenerie ausgehend, führt derselbe den Leser von da nach Schweden, wo in Stockholm länger verweilt und dem Volkscharakter besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird, setzt dann übers Meer zu den Gestaden der britischen Inseln, schildert Irland mit seinen landschaftlichen Reizen und läßt endlich mannichfaltige Bilder aus der Natur wie aus der Geschichte, Sage und Dichtung des romantischen Schottland an unserm innern und äußern Auge vorüberziehen. In die Abfassung dieses Bandes theilten sich Hans Hoffmann, Francis Broemel, Richard Oberländer; 110 große, meist ganzseitige Illustrationen, nach künstlerischen Originalaufnahmen vorzüglich in Holzschnitt ausgeführt, begleiten den ge-

biegenen Text. Die zwei folgenden Bände sollen in gleicher Weise England und Wales durchwandern und auf der Heimfahrt auch den interessanten Kanalinseln einen Besuch abstatten.

— In einer kleinen bei Wagner in Bregenz erschienenen Broschüre plaidirt Oswald Stein für „Erbauung von österreichisch-deutschen Alpenbahnen und eines Bodenseetrajects Bregenz-Friedrichshafen-Constanz“. Der Aufsatz ist sehr geschickt geschrieben und mag allen für jene Frage Interessirten empfohlen sein.

— Im dritten Heft des fünften Bandes der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens“ bespricht Rudolf Buddensieg „Die assyrischen Ausgrabungen und das Alte Testament“. Aus der mit vollständiger Beherrschung des Materials und nüchterner Kritik geschriebenen Abhandlung entnehmen wir, daß der uralte assyrische Schöpfungsbericht zu dem viel später fixirten hebräischen Berichte in auffällige Parallele tritt. Die beiderseitigen Schöpfungsideen aber sind auf eine Urtradition zurückzuführen, welche sich in reinster Gestalt bei Moses findet. Dem höchsten babylonischen Alterthume gehören die Izdubar-Legenden an, die Denkmäler einer weitverbreiteten babylonischen Volkssage. Die urkundliche Urgeschichte Israels und die babylonischen Traditionen stimmen nicht nur im allgemeinen, sondern auch bis auf die speciellsten Einzelheiten überein (große Flut, Weltschöpfung durch göttlichen Willen, Urchaos der Wasser, Schöpfung des Sternenhimmels, Sündenfall der Menschheit, Thurmbau u. s. w.); beide Sagengebiete bezeugen den gemeinsamen Ursitz der Menschheit.

— Der hamburger Hauptpastor zu Sanct-Nicolai, Karl Hirsche, veröffentlicht eine kunstkritische Zeitstudie: „Das projectirte Lessing-Denkmal auf dem hamburger Gänsemarkt“ (Hamburg, Hoffmann u. Campe). Sehr ausführlich und mit schlagenden Gründen bekämpft der Verfasser die Idee Schaper's, Lessing sitzend darzustellen, und verlangt, daß die Bedeutung des großen Dichters durch ein monumentales Standbild zu erhebender Anschauung gebracht werde. Es ist traurig, daß so viel Worte verschwendet werden mußten, um einer selbstverständlichen Auffassung zur Geltung zu verhelfen. Die Broschüre ist auch insofern werthvoll, als sie auf die Denkmalswuth und die Nachtheile der Concurrenzausschreibungen unserer Zeit grelle Schlaglichter wirft.

— Den „Versuch eines politischen Idealcodex im Bruchstücke“ glaubt Max Wellner veröffentlichen zu müssen (Prag, Gregr u. Dattel). Er hat große Erkenntniß und viel guten Willen dazu mitgebracht. Ob aber dem Lande der politischen Experimente mit einer Abstraction, einer Schablone, wie sie hier geboten wird, gedient sei, lassen wir dahingestellt. Unbegreiflich ist uns, wie ein Deutscher die Magyaren immer in erster Linie marschiren lassen kann.

— Einen Aufsatz „Die Sixtinische Madonna in ihrer sittlichen Wirkung“, welchen vor 18 Jahren H. E. Heucking bei Schmitzdorff in Petersburg herausgegeben, hat eine zu Halle a. S. lebende Dame, S. P., in der Metzler'schen Buchhandlung zu Stuttgart erscheinen lassen. Die verehrte Gönnerin will damit eine an dem Verfasser begangene Schuld sühnen, ahnt aber leider nicht, daß sie damit eine neue gegen den Buchhandel auf sich geladen. Sie hat dem Buche viele genußreiche Stunden zu verdanken, was aber mag sie sich bei zahllosen Stellen wie die folgenden gedacht haben: „Der Beschauung der Sixtinischen Madonna hingegeben, sind wir in Bezug auf die von uns zu unternehmende näher bewußt werdenbliche Deutungsaufgabe selbigens, seinen einzelbegründungslichen Bestandtheilen nach, zu gleicher Zeit eigentlich schon zu Anfange und am Ende unserer Aufgabe.“ . . . „Schönheit und Häßlichkeit sind nur zufällige Attribute des Fleisches, und bilden sich nach selbständigen Gesetzen der organischen Krystallisation.“ . . . „An dem Christkinde sehen wir, daß der Wille eine entschiedene Herrschaft über die willkürlichen Muskeln führt.“ . . . „Dieses Kind entwickelt schon an der Brust der Mutter die Selbständigkeit eines Charakters.“ . . . „Das emporgerichtete flatternde Haar sollte das geistige Zueilen des Gotteskindes zu seinem Object ausdrücken.“ . . . „Das vorgetriebene Auge sieht dräuend in die Zukunft hinaus.“

— In einem Separatabdruck aus den Berichten der philologisch-historischen Klasse der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig (Sitzung vom 14. November 1879) hat der Archivar Theodor Distel die im königlich sächsischen Hauptstaatsarchive befindlichen „Leibniz-Correspondenzen“ herausgegeben. In der Hauptsache sind es einundzwanzig eigenhändige Schreiben von Leibniz an vier hervorragende Persönlichkeiten aus den Jahren 1703—15 und einige bezügliche Antworten, welche in Betracht kommen. Formell sind die Briefe größtentheils nachlässig im Stil, fürstlichen Persönlichkeiten gegenüber im devoten Schwulst der damaligen Zeit geschrieben, materiell ohne alle Bedeutung für die Geschichte der Philosophie. Das Interessanteste aus diesem Briefwechsel ist die Thatsache, daß Leibniz „die weißen Maulbeerbäume in Teutschland einführen sucht, von deren Laub die Seydenwürm in Menge zu speisen sind“.

Bibliographie.

Andrejanoff, V. v., Julian der Abtrünnige. Gesänge. Riga, Helms. 12. 1 M. 50 Pf.

— — Dem Zar-Befreier! Ein Requiem. Riga, Helms. 16. 80 Pf.

Cassel, P., Die Antisemiten und die evangelische Kirche. Sendschreiben an einen evangelischen Geistlichen. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 75 Pf.

Darwin, C., Das Bewegungsvermögen der Pflanzen, mit Unterstützung von F. Darwin. Aus dem Englischen übersetzt von J. V. Carus. Mit 196 Holzschnitten. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 10 M.

Diefenbach, L., Der Zögling der Ursulinerinnen. Novelle. Darmstadt, Brill. 8. 3 M.

Döllen, N. E., Perpetuum mobile oder Welt, Erde und Mensch. Entwurf einer kosmologischen Stabilitäts-Theorie. Riga, Kymmel. Gr. 8. 2 M.

Edler, K. E., Baldine. Novelle. Wien, Seidel u. Sohn. 8. 1 M. 60 Pf.

Ermisch, H., Studien zur Geschichte der sächsisch-böhmischen Beziehungen in den Jahren 1464 bis 1471. Mit urkundlichen Beilagen. Dresden, Baensch. Gr. 8. 3 M.

Eye, A. v., Beatrice Cenci. Trauerspiel. Berlin, F. Luckhardt. 8. 2 M.

— — Johanna Gray. Trauerspiel. Berlin, F. Luckhardt. 8. 2 M.

Grünhagen, C., Geschichte des ersten schlesischen Krieges, nach archivalischen Quellen dargestellt. 1ster Bd.: Bis zum Abkommen von Klein-Schnellendorf. Mit einem Plane der Umgegend von Mollwitz. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 10 M.

Jensen, W., Aus stiller Zeit. Novellen. Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Münchenberg, A., Kaleidoskop III. Theil. Miscellanea. Königsberg, Hartung. 8. 5 M.

Pfleiderer, E., Kantischer Kriticismus und englische Philosophie. Eine Beleuchtung des deutsch-englischen Neu-Empirismus der Gegenwart als Beitrag zum Centenarium der Kritik der reinen Vernunft. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Pfundheller, J., Der Blumenkaiser. Oesterreichisches Zeit- und Culturbild. Mit Holzschnitt-Bildern nach Original-Zeichnungen von Th. Breitwieser. Wien, Manz. Gr. 8. 6 M.

Pollhommer, J., Neue Gedichte. Wien, Manz. 12. 3 M.

Raabe, W., Das Horn von Wanza. Eine Erzählung. Braunschweig, Westermann. 8. 5 M.

Spieß, E., Erhard Weigel, weiland Professor der Mathematik und Astronomie zu Jena, der Lehrer von Leibnitz und Pufendorf. Ein Lebensbild aus der Universitäts- und Gelehrtengeschichte des 17. Jahrhunderts, gleichzeitig ein Beitrag zur Geschichte der Erfindungen, sowie zur Geschichte der Pädagogik. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen gezeichnet. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 2 M.

Sternfeld, R., Das Verhältniss des Arelats zu Kaiser und Reich vom Tode Friedrichs I. bis zum Interregnum. Ein Beitrag zur Geschichte Kaiser Friedrichs II. Berlin, Hertz. Gr. 8. 3 M.

Strobl, M. R., Der Kölner Kirchenstreit und die preußische Kirchenpolitik in der Beleuchtung eines „modernen“ Historikers. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. Gr. 8. 50 Pf.

Werner, K., Kant in Italien. Wien, Gerold's Sohn. Imp.-4. 4 M.

Winterfeld, A. v., Neue humoristische Soldatengeschichten. 1ster u. 2ter Bd. Jena, Costenoble. 12. à 1 M.

Witt, N. M., Unsere Zustände. Berlin, Simion. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Wolf's, F. A., Briefe an Johann Gurlitt. Herausgegeben von R. Hoche. Hamburg, Nolte. 4. 1 M.

Anzeigen.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lessing's Nathan der Weise.

Historisch und philosophisch erläutert

von

Dr. Julius Fürst.

8. Preis eleg. brosch. 1 M.

„Nathan der Weise", eins der herrlichsten Werke unserer Literatur, wird hier auf seinen geistigen Ursprung zurückgeführt, den Deismus, welcher die Idee der Humanität und deren Anwendung mit Nachdruck aufstellte. Die Geschichte der Entstehung, Entwickelung und Verbreitung des Deismus wird kurz und anschaulich dargestellt, die Hauptcharaktere der Dichtung klar entwickelt. Es kann nicht fehlen, daß der milde, humane und patriotische Geist des Schriftchens allseitig erläuternd und erhebend wirke.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Polarlicht.

Von

Hermann Fritz.

Mit 2 Abbildungen, 1 Karte und 4 Tafeln.

8. Geh. 6 M. Geh. 7 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 49. Band.)

Im vorliegenden Werke hat der Verfasser, Professor am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich, klar und fasslich dargestellt, was über das Wesen, die Eigenschaften und die Entstehungsursachen des Polar- oder Nordlichts sowie über die periodische Wiederkehr dieser zum Theil noch räthselhaften Erscheinung und ihren Zusammenhang mit andern kosmischen und tellurischen Erscheinungen bisjetzt erforscht worden ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Ureigenthum.

Von

Emile de Laveleye.

Autorisirte deutsche Ausgabe,

herausgegeben und vervollständigt

von

Dr. Karl Bücher.

8. Geh. 10 M.

Das epochemachende Laveleye'sche Werk „De la propriété et de ses formes primitives" ist in dieser deutschen Ausgabe von dem Bearbeiter derselben unter Mitwirkung des Verfassers zu einer umfassenden Geschichte der primitiven Grundeigenthumsformen erweitert worden. Namentlich hat Dr. Bücher mehrere für Deutschland wichtige Abschnitte, wie den über die Allmenden, ganz neu hinzugefügt. Für die Beurtheilung unserer heutigen agrarischen, wirthschaftlichen und socialpolitischen Fragen sind dadurch eine Menge neuer Gesichtspunkte gewonnen, welche dem Werke ein weit über die unmittelbaren Fachkreise hinausreichendes Interesse verleihen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Friedrich Arnold Brockhaus.

Sein Leben und Wirken

nach Briefen und andern Aufzeichnungen geschildert

von seinem Enkel

Heinrich Eduard Brockhaus.

Drei Theile.

8. Geh. 10 M. Geb. 13 M.

Mit dem soeben erschienenen dritten Theile liegt dieses Werk vollständig vor. Dasselbe bietet in der Biographie des Geschilderten zugleich mannichfache Beiträge zur deutschen Literar- und Zeitgeschichte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Torquato Tasso

und

Italienisches Leben im 16. Jahrhundert.

Von

Pier Leopold Cecchi.

Aus dem Italienischen übersetzt von

H. Freiherrn von Lebzeltern.

Autorisirte Ausgabe.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 20 Pf.

Das Werk über Tasso und seine Zeit von Professor Cecchi zu Palermo ist in Italien mit lebhaftestem Beifall aufgenommen worden, und wird sicher auch in Deutschland, durch die vorliegende Uebersetzung zugänglich gemacht, bei allen Literaturfreunden Beachtung finden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Biblische Erzählungen für die israelitische Jugend.

Bearbeitet von Dr. **Jakob Auerbach.**

Erstes Bändchen. Mit einer Karte von Palästina. Vierte Auflage. Cart. 1 M.

Zweites Bändchen. Mit einer Zeittafel. Zweite Auflage. Cart. 1 M. 50 Pf.

Auerbach's „Biblische Erzählungen" sind bereits vielfach in israelitischen Schulen eingeführt, eignen sich aber wegen der ansprechenden Form, die ihnen der Bearbeiter gegeben, besonders auch zur Lektüre im häuslichen Kreise. Sie stehen, wie der „Pädagogische Jahresbericht" hervorhebt, weit über dem Niveau der gebräuchlichen Bearbeitungen der biblischen Geschichte, und auch der christliche Lehrer wird sie mit gutem Erfolge benutzen können. Vom ersten Bändchen ist bereits eine vierte Auflage nöthig geworden, vom zweiten eine zweite Auflage.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Kleine Schul- und Hausbibel. Geschichten und erbauliche Lesestücke aus den heiligen Schriften der Israeliten. Nebst einer Auswahl der Apokryphen und der Spruchweisheit der nachbiblischen Zeit. In zwei Abtheilungen. Erste Abtheilung, sechste Auflage. Zweite Abtheilung, vierte Auflage. Jede Abtheilung geh. 2 M., geb. 2 M. 50 Pf. Beide Abtheilungen in einen Band gebunden 5 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 23. —— 9. Juni 1881.

Literarische Unterhaltungen.

Die Säcularfeste der Dichter.

Gewiß gehört es zu den schönsten Zügen einer Nation, wenn sie Pietät hat gegen ihre großen Männer, und ihrer geistigen Entwickelung kann es nur förderlich sein, wenn sie nie den Faden verliert, der die Vergangenheit mit der Gegenwart verknüpft; auch die Verherrlichung hervorragender Männer durch Monumente und Gedenktafeln jeder Art gehört einem berechtigten Cultus des Genies und Talents an, und so sehr dieser Cultus in Deutschland neuerdings in Schwung gekommen ist, so stehen die Deutschen doch hierin noch immer gegen andere Völker zurück; wir haben weder ein Santa-Croce wie die Italiener, noch eine Westminsterabtei wie die Engländer, und sind noch weit davon entfernt, unsere Promenaden mit kleinen Assemblées von steinernen Unsterblichen zu schmücken, wie dies z. B. in Padua der Fall ist.

Dennoch ist dort für solchen Cultus eine nicht zu übersehende Grenze, wo die Todtenfeste das gute Recht der Lebenden zu verdunkeln drohen. Wir sind immer ein literarhistorisches Volk; unser Lesepublikum findet ein besonderes Behagen daran, die Blätter der Literaturgeschichten umzuwenden, sich mit der Porträtgalerie der Poeten, von denen sie berichten, vertraut zu machen: ein Behagen, welches größer ist als dasjenige, das ihm der unmittelbare Genuß der poetischen Schöpfungen gewährt, sodaß die Poesie ihm gleichsam nur aus zweiter Hand credenzt wird. Eine poetische Rolle, die noch nicht im literaturgeschichtlichen Futteral steckt, hat bei weitem geringern Anspruch auf Beachtung.

Neuerdings ist nun der Cultus der literaturgeschichtlichen Daten Mode geworden: die Geburts- und Sterbetage der großen und minder großen Dichter werden sorgfältig im literarischen Kalender notirt, und wenn die Wiederkehr derselben nach funfzig oder hundert Jahren eintritt, so findet eine Jubiläumsfeier statt, die bei großen Dichtern wie bei Schiller mit Recht eine nationale Bedeutung in Anspruch nehmen darf, bei andern in kleinern literarischen Kreisen und Vereinen festlich begangen wird, vor allem aber den Literaturmarkt, in erster Linie die Revuen, Journale und Feuilletons mit Werken, Broschüren, Essays, Porträts, Charakterköpfen überschwemmt. Jeder Säculartag öffnet einer literarhistorischen Ueberflutung die Schleußen: man würde gegen diese unbedingte Hingebung an die Vergangenheit, gegen diese Opferungen auf den Altären des nationalen Ruhms gewiß nicht die geringsten Einwendungen machen dürfen, wenn nicht das Recht der Gegenwart dabei gefährdet und unserer Epoche allzu sehr der Stempel des Epigonenthums aufgedrückt würde. Es wird schon dem heranwachsenden Geschlecht die Neigung anerzogen, die Literatur bis zu einer gewissen Zeitgrenze als etwas Abgeschlossenes zu betrachten, das zu studiren und zu feiern des Schweißes der Edeln werth ist, während alles, was später kommt, gleichsam im Tohuwabohu der durcheinanderschwirrenden Meinungen des Tageslärms verhallt. Hierzu kommt, daß die Notiz, das Datum in all seiner Trockenheit doch immer eine Bedeutung für das todte Wissen gewinnt, eine Sache der literaturgeschichtlichen Gelehrsamkeit ist, welche viele besitzen und mit welcher viele zu kokettiren lieben. So werden aber selbst Poeten, die bei Lebzeiten, als kometarische Existenzen misachtet, außerhalb der wissenschaftlichen Sphäre umherschweiften, jetzt als würdige Objecte der gelehrten Forschung betrachtet. Ein Geburtstag und ein Geburtsjahr, ein Todestag und ein Todesjahr: das sind doch solide Zahlen, und die solide Zahl flößt Respect

ein: selbst dem Hexen-Einmaleins lauschen ja andächtig die Meerkater, die um den Brei herumstehen.

Wir meinen, daß das Uebermaß gelehrter Vermittelung in Bezug auf dichterische Schöpfungen zu sehr den unmittelbaren Genuß derselben in den Schatten drängt, und daß die Säcularfeste nur die Commentare vermehren, ohne in gleicher Weise die Dichtungen der Gefeierten dem Publikum in die Hände zu spielen. Wir haben vor kurzem eine Lessing-Feier gehabt; sie ist nicht blos in Braunschweig, sondern auch in vielen andern deutschen Städten würdig begangen worden: ein Schriftsteller von Lessing's nationaler Bedeutung verdient ein Säcularfest. Hierzu kommt, daß Lessing vorzugsweise als Dramatiker den weitesten Kreisen zugänglich ist; eine Dichterfeier auf der Bühne hat aber vor allen blos literarischen Glossirungen den Vorzug, daß sie die Schöpfungen des Poeten selbst wieder vor einem andächtigen Publikum ins Leben ruft. Auch trug die Lessing-Feier diesmal einen tendenziösen Charakter: in der Zeit der neuauftauchenden Judenverfolgungen wollte man einen Hohenpriester der Toleranz feiern, um so mehr, als ihn auch einige namhafte Gelehrte von seinem Triumphwagen herunterzerren wollten. Ob die Verherrlichung Lessing's immer das rechte Maß gehalten hat, oder vielmehr ob sie stets das rechte Licht von der rechten Seite auf den gefeierten Mann fallen ließ, ist freilich eine andere Frage; wir meinen, daß er als scharfer Kritiker über sich selbst als Dichter das richtigste Urtheil gefällt hat.

Der Lessing-Feier voraus ging die Säcularfeier Chamisso's: sie knüpfte an den Geburtstag des Dichters an. Der nächste Candidat ist Freiherr von Eichendorff (geb. 1783), dann folgt Ludwig Uhland (geb. 1787), dann Friedrich Rückert (geb. 1789), und so kann es der literarhistorischen Huldigung auf lange Zeit hinaus nicht an Stoff fehlen, um so weniger, als der Cyklus der Geburtstage der auf die Classiker folgenden Dichtergeneration durch die Todestage der großen Dichter selbst wieder unterbrochen wird, sodaß sich die eine Serie in die andere verschlingt.

Eine gesunde, auch nachhaltige Würdigung literarischen Verdienstes gereicht jeder Nation zur Ehre; doch in Deutschland haben wir eine literarhistorische Hyperproduction, und die frische schöpferische Kraft, die in der Nation lebendig ist, muß sich gegen ein überwucherndes Alexandrinerthum zur Wehr setzen, das eben aus diesen rothen Festtagen eines Säcularkalenders in bedenklicher Weise immer von neuem Nahrung ziehen und so doch mit der Zeit den Boden aussaugen könnte, welcher den neuen Schöpfungen jugendfrischer Talente Kraft und Saft zuführen sollte. Ohne Frage gehen über dieser rückwärts gewandten Begeisterung die Dichter der Gegenwart mancher verdienten Huldigung verlustig: wir sprechen nicht einmal von denen, deren Schöpfungen in aller Stille, nur von engern Gemeinden anerkannt, an die Zukunft appelliren; wir sprechen von den Lieblingen des Tags und der Mode, von den vielgekauften, vielgelesenen Autoren; wie selten werden auch sie persönlich durch entgegenkommende Huldigungen erfreut, wie müssen sie meist ihren Ruhm nur in Gestalt von Zeitungslob und glänzenden Honorarraten einkassiren.

Doch die Deutschen sind ebenso zu Hause in der Literatur der andern Völker: sie sind eben ein internationales Literaturvolk. Die Säcularfeier Shakspeare's hat die Dingelstedt'sche Einrichtung der Shakspeare-Historien zuerst auf die Bühne gebracht und das Shakspeare-Jahrbuch ins Leben gerufen, das seitdem eine lange Serie von Jahrgängen aufzuweisen hat und von dem Ameisenfleiß der deutschen Gelehrsamkeit und ihrer einen Dichter gleichsam mit Haut und Haar überspinnenden, seinen ganzen Lebenssaft aus allen Poren einsaugenden Aneignungsfähigkeit deutscher Forschung ein Zeugniß gibt, das selbst alle Notes und Queries der im Detailkram pedantischen Söhne John Bull's beschämt. Die Camoëns-Feier ist im ganzen ohne zu viel Staub in der literarischen Arena aufzuwühlen vorübergegangen. Wichtiger natürlich ist die Calderon-Feier; denn dieser große Dichter hat namhafte deutsche Dichter und Denker zu angelegentlich beschäftigt, als daß sein Jubelfest in Deutschland spurlos vorübergehen konnte. Da auch eine deutsche Jubelhymne von dem Festcomité in Aussicht genommen wurde, so war die deutsche Poesie bei dieser Feier in ganz directe Mitleidenschaft gezogen. Es stimmten auch viele Dichter ihre Leier; den Preis erhielt Edmund Dorer, der sich bereits durch geschmackvolle Aneignungen aus dem Spanischen einen Namen gemacht hat. Als Curiosität erwähnen wir indeß, daß zu den deutschen Preisrichtern Berthold Auerbach und Paul Lindau gehörten. Nicht als ob wir die ästhetische Bildung dieser Herren und das Gewicht ihres Urtheils irgendwie in Frage ziehen wollten: aber wir trauen ihnen nicht hinreichende Sympathie für den allerchristlichsten Dichter zu; wir meinen, daß in ein solches Preiscomité Graf Adolf von Schack in München hätte in erster Linie aufgenommen werden müssen.

Die Säculartage der Dichter ersten Ranges mögen in den Festkalender der Nationen mit Recht aufgenommen werden; den andern möge an solchen Tagen ein besonderes Gedenken nicht versagt sein. Den Deutschen aber muß man immer zurufen, daß sie den Heiligen ihres Literaturkalenders nicht eine allzu große legendarische Thätigkeit zuwenden mögen; denn sonst könnte die schöpferische Kraft zu solchen Werken versiechen, die eine künftige Kanonisation in Aussicht stellen.

Rudolf von Gottschall.

Gedichte.

1. Novellen und Gedichte von K. G. Ritter von Leitner. Wien, Hartleben. 1880. 8. 2 M. 70 Pf.

Ein Blumenstrauß aus der Hand eines Achtzigjährigen! Karl Gottfried Ritter von Leitner, im Jahre 1800 zu Gratz geboren, veröffentlichte seine erste Gedichtsammlung 1825; 55 Jahre liegen zwischen jenen ersten Versuchen und dem uns heute gebotenen Werke; in der Zwischenzeit erschienen dramatische Productionen und 1870 unter dem Titel „Herbstblumen“ ein zweiter Band Lieder.

Es spricht gleicherweise für den Menschen wie für den Dichter, daß eine so lange, so wandelbare Zeit an der Liebe der Steiermärker und sonstigen Deutsch-Oesterreicher zu dem liebenswürdigen Sänger nichts zu wandeln vermochte.

Kaiser und Volk haben anerkennend und auszeichnend schon seines siebzigsten Geburtstags gedacht, und der achtzigste ist nicht minder unter allseitiger Theilnahme festlich begangen worden.

Die uns heute vorliegenden „Novellen“ — so der „Asternkranz“ mit dem Motto:

> Wenn die Veilchen verblüht,
> Wenn die Rosen verglüht,
> Nur warten! nur warten!
> Oft blümen noch Astern den Garten —

„Das Hausaltärchen“, „Die Gedächtnißtafel auf dem Traunstein“ u. s. w. — sind von zarter Empfindung eingegeben. Von nicht geringer Gestaltungskraft zeugt die Erzählung „Der stumme Reiter“, die einen erschütternden Eindruck macht und ein Nachtbild des Lebens in markigen, eigenartigen Pinselstrichen — ohne jede moderne Effecthascherei — vor uns entfaltet.

Ueber einzelne der uns im ganzen sehr sympathisch berührenden Gedichte möchten wir dasselbe Urtheil fällen, das Rudolf von Gottschall über die 1870 erschienenen, schon oben erwähnten „Herbstblumen“ des Verfassers ausspricht. Er sagt, nachdem er „die einfache, kernhafte Sangesweise“ hervorgehoben, „es fehle diesen Liedern der melodische, einschmeichelnde Reiz“. Im Einzelfalle gilt dieser Tadel allerdings auch für die von uns zu besprechende Sammlung.

Die den Erzherzog Karl feiernde historische Scene, „Die Heerschau bei Aspern“, ist von warmem Patriotismus dictirt. Die letzten Verse:

> Du brachst zuerst des Gewaltigen Glück,
> Der Ruhm, o Karl, bleibt dein —

fassen das nie genug zu würdigende Verdienst des österreichischen fürstlichen Helden in prägnanter Weise zusammen.

Wahrhaft deutschen Sinn und dabei rückhaltslose treue Liebe zu Oesterreich und dem Kaiserhause der Habsburger athmet das schöne Lied „Der deutsche Oesterreicher 1870“.

Nachdem der Dichter — hier als poëta vates — unsern Waffen gegen Frankreich den Sieg und danach einen ruhmvollen, „den deutschen Wappenstein wieder auf den Vogesen aufpflanzenden“ Frieden erfleht hat, schließt er mit den folgenden, Gott sei Dank auch heute zur Wahrheit gewordenen edeln Worten:

> Will's Gott, steht an den Marken
> Euch Oestreich dann zur Seit',
> Den Arm, den wieder starken,
> Zu Schutz und Trutz bereit.
>
> Dann wollen fest wir, Rücken
> Gestemmt an Rücken, stehn
> Und einer Welt von Tücken
> Furchtlos ins Auge sehn.

Am wenigsten gefallen hat uns, offen gestanden, das Schlußlied „Bei der Feier meines siebzigsten Geburtstags“.

Einen wohlthuenden Eindruck hinterlassen nachstehende, wenn auch am Schluß in formaler Hinsicht nicht ganz tadellose Verse, mit denen wir von dem Sänger für heute Abschied nehmen wollen:

Das Menschenherz.

> Am Menschen ist auf Erden
> Das Herz das schwächste Theil,
> Kann leicht geschädigt werden,
> Wird schwer dann wieder heil;
> Zwar seine tiefsten Wunden
> Verharschen allgemach,
> Allein es kommen Stunden,
> Da bluten doch sie nach.
>
> Sie schmerzen, wenn sich ändert
> Der Wetterstand und, dicht
> Von Sturmgewölk umrändert,
> Sich ringsum trübt die Sicht;
> Zumal wenn rauhe Kühle
> Den Wärmemesser drückt,
> Wo jüngst noch Hochgefühle
> Der Freundschaft uns beglückt.
>
> Und überfällt im Leben
> Ein neues Leid uns jäh,
> So meldet bald daneben
> Sich auch das alte Weh.
> Zur Pflege wär' itzt nöthig
> Uns eine Hand, die zart;
> Da liegt wol, die erbötig
> Zur treusten — schon verscharrt.

2. Waldblumen. Dichtungen von Franz Alfred Muth. Zweite reich vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Foesser. 1880. Gr. 16. 3 M.

Der uns bereits durch den Liederstrauß „Heideröslein“, seine „Novellen und Wanderbilder“, sowie das Werk über Oberammergau bekannte Autor bietet hier die zweite vermehrte Auflage seiner unter dem Titel „Waldblumen“ schon im Jahre 1872 erschienenen Dichtungen. In einem längern Vorworte charakterisirt sich der Dichter selbst als Romantiker und begründet diese Selbstbeurtheilung noch durch die Reproduction einer Kritik in der „Augsburger Postzeitung“.

Am Schlusse der Vorrede verwahrt er sich gegen den etwaigen Verdacht, „Tendenzpoesie“ zu treiben, und spricht sein Bedauern darüber aus, „daß Dichter wie Hoffmann von Fallersleben und gar Emanuel Geibel in ihren alten Tagen hämische, ja gallenbittere Tendenzdichter würden“. Wenn wir zugeben, daß die in den Jahren 1840—44 und noch 1867 erschienenen, auch uns durchaus nicht sympathischen politischen Gedichte des Erstgenannten tendenziöse sein wollen und sind, so müssen wir unsere größte Verwunderung darüber aussprechen, auch über Emanuel Geibel's Schöpfungen dies Urtheil gefällt zu sehen. Der Beweis, daß dieser hervorragende Lyriker, dieser warmherzige, echt deutsche Patriot jemals, sei es in seinen jungen oder in seinen alten Tagen, ein hämischer oder gallenbitterer „Tendenzdichter“ gewesen sei, dürfte schwer zu erbringen sein. Wir möchten F. A. Muth rathen, sich mit der Geibel'schen Dichtweise genauer bekannt zu machen, ehe er ein so abfälliges Urtheil über einen Liebling unsers Volks ausspricht. Daß wir Hoffmann übrigens Lieder wie „Deutschland, Deutschland über alles“ und „Treue Liebe bis zum Grabe schwör' ich dir mit Herz und Hand“ u. s. w. verdanken, sei nur beiläufig erwähnt.

Wenn wir mit dem Verfasser uns hierüber auseinanderzusetzen hatten, so sind wir andererseits gern bereit, ihm über seine eigenen Dichtungen unsere aufrichtige Anerkennung auszusprechen. Sein Sinn ist ein frischer, edler und dabei von christlicher Lebensanschauung wohlthuend getragener. Die Form weist manche Vorzüge, aber auch öfters die allzu großen oder sagen wir romantischen Licenzen auf, welche Eichendorff's Lieder kennzeichnen. Der Eigenart dieses Sängers können wir dergleichen Verstöße nachsehen — bei seinen Jüngern sind sie zu rügen. Ist von Eichendorff's volksthümlicher Lyrik mit Recht zu sagen, daß sie melodiös sei, manches Lied von ihm fast ohne Composition sangbar scheine, so dürfen wir einem Theil der Gedichte Muth's ebenfalls naturwüchsigen, musikalischen Wohllaut nachrühmen.

In den „Naturstimmen“ begegnen wir vielem Ansprechenden; so „Frühlingsregen“:

Ein warmer Frühlingsregen
Gefallen ist zur Nacht,
Mit weißem Blütensegen
Ist jeder Baum erwacht.

Die warmen Thränen fließen —
Laß sie nur fließen, Kind!
Der Frühling wird dich grüßen,
Wenn sie geflossen sind.

Oder:

Wildröslein.

Röslein, blühend an laubiger Halde,
Mild umhauchet vom Sommerwind,
Dich wol grüßet der Schlag vom Walde,
Lieblich erblühetes Dornenkind!

Ich dich brechen? Nein, wonnig glühe,
Rosigroth aus dem dunkeln Laub.
Ich dich brechen? Nein, duftig blühe,
Ach, zu bald nur des Windes Raub!

Röslein, blühend im tiefen Herzen,
Selige Liebe, dich bricht kein Wind;
Blühe, glühe aus Erdenschmerzen,
Lieblich knospendes Dornenkind!

Die Naturbeseelung unsers Dichters hat, wie die Eichendorff's, etwas Wohlthuendes. Wenn er harmlos in den Spiegel der äußern Erscheinungswelt hineinblickt, so lacht ihm das Abbild seines eigenen Innern fröhlich entgegen. Für disharmonische Klagelaute der Schöpfung hat er kein Ohr; Dichter und Natur rufen sich vielmehr wechselseitig zu: Friede sei mit dir!

Auch die „Herzensklänge und Lebensstimmen“ enthalten, trotz oft allzu großer Weichheit der in ihnen angeschlagenen Töne und nicht gerade hervorragender Originalität der Intuition, manches, was uns freundlich anmuthet. So das Gedicht:

Eiche, o strebe hoch hinaus,
Dehnet euch weich, ihr Moose,
Schlag', Nachtigall, im grünen Haus,
Blüh' duftig nur, o Rose!

Wer du auch bist, o sei es recht,
Dem Herrn zum Preis und Willen;
Ob du nun Herr, ob du nun Knecht,
Die Pflicht such' zu erfüllen.

Die Biene klein, der Aar voll Macht,
Jedes hat seine Stelle,
Zusammen fügt es sich voll Pracht;
Das Meer ist Well' an Welle!

Wenn im dritten Buch: „Gottesminne“, selbstverständlich die confessionelle Stellung des Dichters — Muth ist Katholik — mehr als bisher in den Vordergrund tritt, so enthalten doch gerade diese Lieder viel Tiefempfundenes und geben einen freien Einblick in das fromme und innige Gemüthsleben des Sängers. Gedichte wie „Sehnsucht“, „Osternacht“, „Osterklang in allen Thalen“, „Christi Himmelfahrtstag“ erinnern an Gerok. Hiermit spenden wir ihnen ein hohes, aber nicht unverdientes Lob.

In dem Liede „Christi Himmelfahrtstag“ heißt es unter anderm:

Schau' auf vom Oelberg der Verklärung,
Der Oelberg ist's ja auch vom Leid:
Dem einzig wird des Heils Gewährung,
Der treu gerungen in der Zeit.
Erst kam das Kreuz und dann die Krone,
Die nun vom Haupt des Siegers blinkt.
Willst du nur Rosen, da zum Hohne
Der Dornenkranz sein Haupt umschlingt?

Den Legenden Muth's ziehen wir die Balladen bei weitem vor. In dem Romanzencyklus „König Trojan“ (sechstes Buch: „Sage und Geschichte“) begegnen wir wahrer Poesie. Die Wechselgesänge Trojan's und des Pagen sind von großer Schönheit; so Trojan's Minnelied: „Du bist die stille Sommernacht“ — und:

Horch, wie der Schlag der Nachtigall
Tönt aus dem Busch, dem dunkeln;
Schau', wie am Himmel die Sterne all'
Wie der Liebsten Augen funkeln.

Und habe ich nur die wonnige Nacht —
Ein Thor, der weiter strebet!
Ich gönne dir des Tages Pracht,
Ich habe geliebt und gelebet.

Und die Antwort des Pagen:

Und wird die Sehnsucht dir gestillt,
Die dunkel in der Seele quillt,
Die Sehnsucht, die aus tausend Bronnen
Nur Sehnsucht schlürft und bittre Wonnen?
Die Sehnsucht ist des Herzens Kern,
Die Sehnsucht ist des Lebens Stern,
Doch Sehnsucht ist's nach Ewigkeit,
Nach voller Wonne ohne Leid;
Was ewig nicht das Herz kann stillen,
Kann auch auf Erden es nicht füllen;
Was selig macht in Ewigkeit,
Macht selig auch in dieser Zeit.
Wer nur des Mondes Licht mag lieben,
Der muß im Sonnenglanz verstieben.

Auch die Ballade „Volker's Schwanenlied" — obwol gegen „Volker's Nachtgesang" von Geibel zurückstehend — ist wirkungsvoll. Der „Tod des Drusus", „Walther's von der Vogelweide Begräbniß" sind ebenfalls besonders erwähnenswerth. Den Schluß des umfangreichen Bandes bilden Schwänke und Sprüche.

Wenn der Dichter bei der Auswahl die Beschränkung, von der es heißt, daß sie erst den Meister zeige, in ausgedehnterm Maße hätte walten lassen, so würde die duftige Gabe, die wir ihm verdanken, ein noch freudigeres Willkommen bei uns finden. Immerhin haben wir alle Ursache, die uns in zweiter Auflage dargebotenen Dichtungen von Franz Alfred Muth mit herzlichem Danke hinzunehmen.

3. Dichtungen von Robert Schellwien. Magdeburg, Faber. 1880. 8. 3 M. 50 Pf.

In ansprechender Ausstattung liegt uns hier ein ziemlich umfangreicher Band von dichterischen Productionen verschiedener Gattung vor. Eine längere Ballade: „Hans Heiling", eröffnet nach einer kurzen „Widmung" den Reigen. Dann folgen „Lieder", „Epigramme" und endlich die Tragödie „Der entfesselte Prometheus".

Die zahlreichen Lieder zeichnen sich durch anerkennenswerthe Formgewandtheit aus und sind oft von wohlthuender Gefühlswärme. So z. B.:

Ruhelos.

An allen Gütern reich seh' ich dein Leben,
An Geistesgaben und an äußerm Glück:
Warum kann alles das nicht Ruhe geben,
Warum beklagst du immer dein Geschick? —
Ach, alles, was du preist, füllt nicht ein Herz.
Ich bin allein — du fragst noch, was mir fehle?
Weit in der Ferne weilt, das ist mein Schmerz,
Die mich versteht, die liebe Menschenseele.

Auch „Auf dem Meere", „Nächtliche Dampfschifffahrt" und „Befreiung" möchten wir hervorheben. Nicht minder sind die Uebersetzungen aus dem Englischen — so des Longfellow'schen „Endymion" — zum Theil recht gelungen. Die eine satirische Färbung tragenden, unsere Zeitgebrechen geiselnden Gedichte treffen öfters den Nagel auf den Kopf; so ist z. B. die Schilderung des „Redetigers" eine recht ergötzliche, während wir andern uns dargebotenen Liedern dieser Kategorie fremder gegenüberstehen.

Ueber das in der Tragödie „Der entfesselte Prometheus" angestrebte Ziel sagt der Dichter selbst, nachdem er sich dagegen verwahrt hat, daß seine Dichtung in die Lücke treten solle, welche der Verlust des gleichnamigen Trauerspiels des Aeschylus verursacht habe:

Kein höheres Ziel aber kann die Poesie sich stecken, als eine vergangene Gestaltung des Geistes nicht nur wieder zu beleben, wie sie war, sondern zugleich mit dem Gehalte einer vorgeschrittenen Entwickelungsstufe zu erfüllen, sodaß sie mehr noch, als in der eigenen Zeit ihr möglich war, in ihrer Wahrheit sich darstellt.

Die alte Prometheus-Sage klingt auch in Schellwien's Tragödie versöhnend aus. Der durch Herakles von seinem Peiniger, dem Adler, befreite Uranos-Enkel, der trotzige Uebermensch, unterwirft sich, von Themis und ihren Töchtern Irene, Dike und Eunomia belehrt und bekehrt, dem allwaltenden Göttervater.

Der große Skeptiker, der einst in seiner Ueberhebung an der Allwissenheit des Olympiers zweifelte, lernt plötzlich die sokratisch-christliche Wahrheit, daß er nichts weiß, sein Wissen mindestens Stückwerk sei, beschämt erkennen. Nach den Worten der drei Schwestern:

Ruhmvoll hast du, Prometheus, gestritten,
Standhaft in unendlichem Schmerz,
Unsagbares hast du gelitten,
Tapferes Herz,
Aber das Größte nun auch vollbringend,
Selbst das starke Herz dir bezwingend,
Siegender Held,
Zögere länger nicht, uns zu berathen,
Weigere nicht beglückende Thaten,
Grollend der Welt.
Herrliche Zukunft mit hehren Schritten
Nahet, nun laß,
Laß vor unsern, der Schwestern, Bitten
Schmelzen den Haß! —

ruft der überwundene Titanide aus:

Es ist vollbracht. Vernehmet denn: ich will,
Ich will, vergessend alles, gehn mit Zeus.

Für den noch immer am Kaukasus Festgeschmiedeten jedenfalls ein löblicher Entschluß; denn er gibt ihm, nachdem er selbst durch einen freien Willensact seine geistigen Fesseln gesprengt hat, auch die leibliche Freiheit wieder. Der versöhnte Zeus erscheint, zerbricht die von Vulkan geschmiedeten Bande und überträgt ihm — vielleicht etwas voreilig — eine neue große Mission zum eigenen, wie zum Heile der Menschheit, indem er ihm zuruft:

Prometheus, ich vernahm dein Wort, Heil bringt
Es dir und mir, durch uns den Sterblichen.
. . . .
Schicksalbestimmt war dieses Leiden dir,
Und auch ein Gott vermocht' es nicht zu wenden.
Beherrschung der Natur gabst du den Menschen,
Doch Selbstbeherrschung lehrtest du sie nicht;
Du mußtest weichen und in Fesseln stehn,
Damit sie deiner Unterweisung Früchte,

Die guten wie die bösen, selbst erzielten
Durch eignes Thun, und nicht gelenkt von dir.
. . . .
Du hast das Werk begonnen an dir selbst,
Durch Selbstbezwingung bist du frei geworden;
Menschwerdend wirst du nun die Menschen lehren,
Nicht andres nur, sich selber zu beherrschen
Und, frei durch Maß, das Gute und das Schöne
Zum edeln Ziel des Lebens sich zu wählen.
Dir ist dies Thun, wie früheres, urbestimmt,
Dein Mittleramt allein kann es vollbringen.
. . . .
Erhebe dich, des Wirkens Zeit ist da!
Ich löse deine Fesseln: du bist frei!

Daß auch wir in der Selbstbezwingung die wahre Freiheit sehen, braucht nicht erst erwähnt zu werden, und von diesem Gesichtspunkte aus berührt uns die Apostrophe des Zeus nicht unsympathisch. Warum aber die praktischen Resultate dieser durch Selbstbezwingung errungenen Freiheit, wie es später die Jünglinge prophetisch verkünden, darin bestehen müssen, daß „Könige stürzen und Paläste fallen", ist uns unerfindlich.

Der Autor selbst sagt, daß er in seiner Dichtung versucht habe, den Gedanken der freien geschichtlichen Entwickelung zu verwenden. Wir müssen daher das Recht für den Leser in Anspruch nehmen, die Prophezeiung der bewußten Jünglinge als für alle Zeiten, also auch die nach-Prometheischen, gemeint zu betrachten und sie infolge dessen für ein bedenkliches Zukunftsprogramm zu erklären. Für die jetzige Jugend, deren Augen offen sind für die Lehren der Vergangenheit und die sich den ewigen Gesetzen wahrer Ethik wieder mehr zuzuwenden beginnt, ist der Standpunkt jener Epheben ein nahezu überwundener.

Um gerecht zu sein, wollen wir indeß nicht verschweigen, daß der Verfasser in dem Epigramm „Republikaner" im Gegensatze zu den mehrerwähnten jungen Propheten sagt:

Glaubt uns, im Herzen sind wir die besten Republikaner,
Nur vor der Republik gnädig behüte uns Gott.

Die Frage scheint also noch keine brennende zu sein. Jedenfalls ist der Sinn des Dichters ein ernster und sein Talent beachtenswerth.

Konrad von Prittwitz-Gaffron.

Geschichtliche Schriften.

1. Marksteine in der Geschichte der Völker, 1492—1880. Gymnasial- und öffentliche Vorträge von Ch. F. Maurer. Leipzig, Kummer. 1881. Gr. 8. 12 M.
2. Zeitgenössische Berichte zur Geschichte Rußlands. Herausgegeben von Ernst Herrmann. Band 2: Peter der Große und der Zarewitsch Alexei. Vornehmlich nach und aus der gesandtschaftlichen Correspondenz Friedrich Christian Weber's herausgegeben von Ernst Herrmann. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1880. Gr. 8. 6 M. 40 Pf.
3. Encyklopädie der neuern Geschichte. In Verbindung mit namhaften deutschen und außerdeutschen Historikern herausgegeben von Wilhelm Herbst. Erste und zweite Lieferung. Gotha, F. A. Perthes. 1880. Gr. 8. 2 M.
4. Entstehungsgeschichte und Charakteristik des Methodismus. Von William Edward Hartpole Lecky. Aus dem Englischen von Ferdinand Löwe. Leipzig, C. F. Winter. 1880. Gr. 8. 2 M.
5. Albertino Mussato. Ein Beitrag zur italienischen Geschichte des 14. Jahrhunderts von J. Wychgram. Leipzig, Veit u. Comp. 1880. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
6. Historische Bilder von J. Pervanoglu. Band 1: Andronik Comnenus. Leipzig, Friedrich. 1879. 8. 2 M. 50 Pf.
7. Richard von Cornwallis und sein Verhältniß zur Krönungsstadt Aachen. Ein Beitrag zur deutschen Kaisergeschichte. Urkundlich und quellengemäß dargestellt von Arnim di Miranda. Mit Benutzung von bisher nicht veröffentlichten Documenten. Bonn, Georgi. 1880. Gr. 8. 2 M. 70 Pf.
8. Deutsche Volksschriften, Band 6 und 7: Die Habsburger und die Hohenzollern in ihrer deutschen Reichspolitik. Von Franz Heyer. Breslau, Köbner. 1879. 12. 1 M.
9. Zur Geschichte der Hohenzollern. Eine historische Studie von Mathias Warnatz. Koburg, Sendelbach. 1880. 8. 1 M.

In markigen, farbenreichen und geschickt ausgeführten Bildern gibt uns Ch. F. Maurer (Nr. 1) die Quintessenz der neuern Geschichte. Das sehr umfassende Werk ist für weitere Kreise berechnet und soll historische Kenntniß in denselben verbreiten, patriotische Begeisterung entflammen und allen Nationen gerecht werden. Indem es Nebensächliches übergeht, das besonders Wichtige und Hervorragende hingegen ausführlich und gründlich behandelt, verdient es sich in vollstem Maße seinen Titel: „Marksteine in der Geschichte der Völker". Oesterreich findet, im Gegensatze zu andern Darstellungen seiner neuern Geschichte, stets eine warme und gerechte Würdigung auch nach dem Jahre 1866, da der Kaiserstaat aus Deutschland scheiden mußte. Die ganze Haltung des Werks ist vorzüglich. Bei Beginn der einzelnen Abschnitte finden sich jedesmal einige der epochemachenden Arbeiten darüber angegeben, und in den Text sind ganze Seiten daraus verwebt. Nach einem übersichtlichen anregenden Gange durch die Geschichte des Mittelalters tritt der Leser an Maximilian I. heran und begleitet von 1492—1880 den Gang der Weltereignisse. Die Darstellung der Charaktere, welche entscheidend in die Speichen des Geschicks eingriffen, ist würdig und echt historisch; bisweilen dürfte aber dies und jenes mehr beleuchtet sein; so vermisse ich bei der Darstellung der Elisabethanischen Zeit eine nähere Charakteristik Lord Burleigh's, dem doch Elisabeth gewiß den weitaus größten Theil ihres Ruhms zu verdanken hat, des Schöpfers des neuen protestantischen England und Großbritanniens; auch bei Oliver Cromwell könnte der so interessante und so verschiedene Auffassungen hervorrufende Charakter mehr in den Vordergrund treten. Die gewaltigen Gebiete der humanistischen Bewegung, der Reformation und Gegenreformation, das Auftreten des

Jesuitenordens, der Abfall der Niederlande von Spanien, die ganze spanische Geschichte, die Entdeckung Amerikas mit ihren Folgen werden ebenso eingehend und unparteiisch geschildert wie die Tage der Tudors, Stuarts und Hannover in England, die an Interesse überreiche französische Geschichte, das Zeitalter eines Ludwig XIV., Peter's des Großen und Friedrich's des Einzigen; die Türkenkriege umrahmen die erhabenen Gestalten eines Karl XII., eines Peter, einer Katharina II., die uns bei Polens Untergang von neuem entgegentritt. Die preußische und österreichische Geschichte, geschmückt durch Gestalten wie der Große Kurfürst, Karl V., Friedrich Wilhelm I. und III., Friedrich II., Maria Theresia, Joseph II., Prinz Eugen von Savoyen, bildet den Uebergang zu den zwei großen Umwälzungen des vorigen Jahrhunderts, der Losreißung der nordamerikanischen Colonien von England und der dadurch wesentlich beeinflußten Französischen Revolution. Auf den Trümmern der letztern erhebt sich die eherne Gestalt des Zwingherrn einer Welt, Napoleon's, dessen Wirken bis zu seinem Sturze durch die glorreichen Freiheitskriege der wieder erwachenden Völker geschildert wird. Die europäische Geschichte seit der Restauration der Bourbons beschließt das gediegene Werk; in ihr vollzogen sich in erster Linie die Wiedererstehung eines deutschen Kaiserthums, das freilich weit entfernt ist, ein „römisches deutscher Nation" sein zu wollen, und die Einigung Italiens, die aus der Pentarchie der Großmächte eine Hexarchie machte; diese Thatsachen werden beherrscht von zwei glänzenden Gestirnen der Einigung, Cavour und Bismarck. Vor ihnen erblich jener Stern, zu dem lange Zeit bebend und hoffend die Menschheit emporschaute, der Stern Napoleon's III. Der orientalische Krieg unserer Tage bildet den letzten der „Marksteine".

Der gründlichste Kenner russischer Geschichte in Deutschland, Professor Ernst Herrmann in Marburg, bietet uns (Nr. 2) einen neuen werthvollen Beitrag zur Charakteristik Peter's des Großen, des Vaters des neuen Rußland, seines unglücklichen Sohnes Alexei Petrowitsch und der unter Peter und seinen nächsten Nachfolgern am meisten hervorragenden Personen. Derselbe beruht zum größten Theil auf den Correspondenzen des in Rußland accreditirten hannoverischen Geschäftsträgers Friedrich Christian Weber, eines der besten Forscher in russischer Geschichte während des 18. Jahrhunderts; hierzu kommen verschiedene Correspondenzen an Weber, deren Zuverlässigkeit außer Frage steht, und einige erläuternde Beiträge aus Ustrialow, Ssolowjew und dem marburger Staatsarchiv, besonders wichtig für die 1716—18 dauernden Sonderfriedensverhandlungen Peter's mit Karl XII. von Schweden, bei denen Hessen-Kassel zeitweilig den Vermittler spielte, sodann für die Hoffnungen, welche die Jakobiten in Großbritannien auf Peter und Karl setzten, für die Geschichte des Zarewitsch und die innern Wirren in Rußland. Ein Bericht des sächsischen Envoyé von Loß an den mächtigen Generalfeldmarschall Grafen Flemming über den russischen Hof im Jahre 1715 und anonyme Relationen aus Rußland über die Verstoßung und Haft des Zarewitsch vollenden das düstere Bild. Wir erblicken einen wahren Augiasstall, zu dessen Reinigung eben nur der eiserne Besen eines so rücksichtslosen Reformators wie Peter I. tauglich sein konnte; wir sehen, wie die innern Zustände des Reichs im Argen lagen und an welchen Klippen stets Peter's geniale Reformen zu scheitern drohten; wir begreifen seinen Abscheu vor einem Sohne, in dem er seinen gefährlichsten Feind sehen mußte, und trotz aller zarischen Brutalität bewundern wir sein Streben nach europäischer Civilisation. Herrmann hat sich mit diesem Buche ein abermaliges Verdienst um Rußland und unsere Kenntniß von Peter's Leben erworben.

Wilhelm Herbst, allgemein bekannt als Literarhistoriker und Pädagog, hat im Verein mit bedeutenden Gelehrten des In- und Auslandes das verdienstvolle Werk „Encyklopädie der neuern Geschichte" (Nr. 3) ins Leben gerufen. Da es bisher gänzlich an einem praktischen und durchweg zuverlässigen Nachschlagebuch über neuere Geschichte fehlte, da man sich nirgends ohne lange Zeiteinbuße und doch mit voller Sicherheit über die Erlebnisse der Culturvölker der Welt in den letzten drei Jahrhunderten orientiren konnte, so war das hier vorliegende Unternehmen längst der Wunsch aller Gebildeten; alle, die sich für Geschichte und Politik interessiren, finden in der „Encyklopädie der neuern Geschichte", die sich weit über Compendien und Conversationslexika erhebt, einen untrüglichen und bei aller Gründlichkeit bündigen Rathgeber. Das Werk ist auf zwanzig Lieferungen zu 1 M. berechnet und darum leicht anzuschaffen. Die vorzüglichsten Historiker sind Mitarbeiter. Den ersten Lieferungen geht eine spannende und durchsichtige Besprechung des Gangs der neuern Geschichte aus Herbst's Feder voraus, lichtvoll wie seine sämmtlichen Arbeiten. Die Anordnung des Stoffs ist alphabetisch. Von den bisher erschienenen Artikeln des echt nationalen Werks verdienen ganz besondere rühmliche Erwähnung die über türkische Geschichte von Gustav Hertzberg, über deutsche, französische, englische, russische und die Geschichte verschiedener anderer Länder von Arthur Kleinschmidt, über russische von Ernst Herrmann, über französische von Karl Hillebrand, über päpstliche von Benrath, über schwedische von Emil Hildebrand, über Geschichte der Reformation von Wagenmann, über Oesterreich-Ungarn von Franz Xaver Krones und J. H. Schwicker, über die Niederlande von Theodor Wenzelburger.

Wichtiger noch als die glänzenden Siege des Ministeriums Pitt's des Vaters und somit die bedeutsamste Episode Georg's II. scheint William Edward Hartpole Lecky (Nr. 4) die religiöse Revolution des Methodismus zu sein. Der gefeierte Autor entwickelt die Ursachen der Entstehung desselben und seine ganze Entwickelung in mustergültiger Form und zeigt eine erstaunliche Belesenheit über alles, was sein interessantes Thema anlangt. Die Indifferenz in Sachen von Glauben und Religion war mit dem Skepticismus um die Wette gewachsen; die sonst so streng gehaltene Sonntagsfeier wurde vernachlässigt, die Universi-

täten gingen dem Verfall entgegen; andererseits brach aber auch mancher Aberglaube, manches überlebte Vorurtheil, den Boden verlierend, in sich zusammen, Wahrheitsliebe und lebendige Dialektik zeichnete die bessern unter den Theologen aus. Von hohem Einfluß auf die Wiederbelebung des religiösen Lebens war der 1761 verstorbene William Law, dessen überall gelesenes Buch „Serious Call" ein Weckruf für den Methodismus geworden ist. Dafür, daß die methodistische Bewegung rein religiöser Natur war und nicht aus Ehrgeiz der Führer entsprang, bürgt das Leben ihrer edelsten Lenker John und Charles Wesley und George Whitefield. Zuerst in enger Verbindung mit den Mährischen Brüdern, dann seit 1740 wegen Uebertreibungen derselben von ihnen gelöst und selbständig, ohne aber der Kirche von England irgendetwas anhaben zu wollen, erstrebten die Methodisten eine Kirche in der Kirche, ein Centrum strengerer Zucht und energischerer Propaganda, als man in den großen Religionsgemeinschaften antraf, und forderten eine völlige Wiedergeburt des Menschen; natürlich wurden sie dadurch ein Dorn im Auge der amtirenden Geistlichkeit. Im Gegensatz zu deren Predigten, die stets abgelesen wurden, redeten sie aus dem Stegreif; im Gegensatz zum Decorum und zur Ordnung, auf welche die englische Kirche den höchsten Werth legte, predigten sie auf freiem Felde, im Angesicht des Himmels, vor den zusammengeströmten Massen, und ihr lebendiges Wort wurde mächtig über den todten Buchstaben der Geistlichen der Staatskirche; ihre Macht lag in ihrer leidenschaftlichen Rhetorik, wofür Lecky zahlreiche Beispiele anführt. Wäre die Organisation der englischen Kirche freier und dehnbarer gewesen, so hätte die methodistische Bewegung gar kein Schisma herbeizuführen brauchen, da sie jener absolut nicht feindlich war, während sie von ihr die herbsten Verfolgungen erleiden mußte. Wahrhaft glänzend ist die Charakteristik Whitefield's und der Gebrüder Wesley, ihres Wirkens, Lebens und Leidens von Lecky's Meisterhand. Seit Whitefield für die calvinistische Lehre von der Verdammniß und der Gnadenwahl eintrat, schied sich Wesley's Bahn von der seinigen; Wesley's Anhang wurde bei weitem der mächtigere. Der Methodisten warteten die schwersten Prüfungen, denn Pöbelhaufen mishandelten die Prediger in scheußlichster Art. Dennoch gelang es diesen, sich zahlreiche Anhänger zu gewinnen; ihres Auditoriums bemächtigte sich eine beispiellose Exaltation, eine erdrückende Seelenangst, die viele sogar dem Wahnsinn zuführte. Neben unleugbaren Vorzügen und guten Wirkungen traten gar manche üble Erscheinungen auf; der Wunderglaube, die Neigung, übernatürliche Gewalten eingreifen zu sehen, die Furcht vor Hexen, vor einem sichtbaren Gotte und einem sichtbaren Satan griff um sich, moralische Verirrungen stellten sich unter den Frommen selbst ein, und wilde Fehden zerrissen das Band unter den Methodisten, zumal seit nach Whitefield's Tod (1770) Wesley dessen Anhänger unter der Gräfin Huntingdon bekämpfte. Die methodistische Bewegung war wesentlich volksthümlich, wirkte weniger eingreifend unter den höhern und gebildetern Klassen, rang sich nur allmählich bei ihnen durch und galt dann als Modesache der vornehmen Leute, ohne ein rechtes Herzenseigenthum zu werden. Mit den Jahren wurde die „evangelische Partei" eine sehr bedeutsame Abtheilung der Kirche von England. John Wesley organisirte als vollkommener Meister die methodistische Lehre, und für einige Zeit gestaltete der Einfluß der Bewegung auch den Geist der Staatskirche um; dann erst löste sich der Methodismus von ihr ab, als sie die Anhänger desselben zu den Dissenters zu zählen begann. Dem durch den Methodismus geweckten Geiste religiöser Wiedergeburt schreibt es Lecky zu, daß England im großen Ganzen vor der Ansteckung durch die antichristlichen Tendenzen, welche die Französische Revolution begleiteten, bewahrt blieb, und daß die Gefahren gemildert wurden, welche das enorme Wachsthum der Manufacturindustrie und Manufacturbevölkerung im Gefolge hatte. Der Methodismus ist ausschließlich die Religion der mittlern und untern Klassen; an höherer Intelligenz wird er immer unfruchtbarer. In Amerika gedieh er zur höchsten Blüte, was, wie die massenhafte Negerbekehrung, das Verdienst Whitefield's ist. Nach langen Kämpfen errang die neue Lehre die volle Herrschaft im Fürstenthum Wales, wo sie bis zur überspannten Sekte der Jumpers (Springer) ausartete; während sie in Schottland im ganzen keine große Wirksamkeit erlangte, kam sie in Irland zu sehr bedeutender Geltung. Gegenwärtig zählt der Methodismus an 12 Millionen Bekenner.

J. Wychgram gibt eine gründliche Biographie Albertino Mussato's (Nr. 5), der einige ungedruckte Urkunden aus dem Museo Civico seiner Vaterstadt Padua beigefügt sind. Mussato erscheint uns ebenso groß als Diplomat und Staatsmann wie als Historiker und Dichter, dabei als ein begabter Feldherr. Er ist neben Petrarca einer der größten Vorläufer der literarischen Renaissance, in der Politik ein Gesinnungsgenosse Dante's, hegt ein tiefes, idealistisch gefärbtes Interesse an den ihm untrennbar scheinenden universellen Beziehungen und Tendenzen von Kaiserthum und Papstthum, während er rastlos alle Bestrebungen nach Errichtung einer Tyrannis in Padua bekämpft, und fällt schließlich dem Streben für eine freie Republik und den Intriguen der Familie Carrara zum Opfer. Auch als Redner hervorleuchtend, war Mussato einer jener Italiener des Mittelalters, deren großartige Vielseitigkeit Bewunderung erzwingt, und er wird hierin vom Autor völlig gewürdigt. Er war ein Mann voll Selbstbewußtsein, stolz auf sein Ich und seine Fähigkeiten wohl kennend.

Ganz anders muthet uns die Schrift des Griechen J. Pervanoglu (Nr. 6) über den byzantinischen Kaiser Andronikos Comnenos, ein berüchtigtes Scheusal, an. Bei jedem Schritt fürchten wir in dem Blut auszugleiten, welches sich von dem Thron über Volk und Land ergießt. Der Charakter des heuchlerischen Kaisers ist verzeichnet, und mir däucht, bei einem so hartgesottenen Sünder könne von „Gefühlen, die edlern Naturen eigen sind", nicht die Rede sein. Die Sprache des Autors ist über die maßen

blühend, viel Phantasterei läuft mit unter, seine Bilder und Vergleiche sind unverständlich und äußerst gewagt, z. B. „die augenlosen, zähnefletschenden Gespenster“, die „durch den lippenlosen Mund ihre weißen Zähne zeigen“. Stil und Satzbildung sind gleich mangelhaft, vielfach finden sich zwecklose Wiederholungen. Ueberall verräth sich Mangel an Beherrschung des Stoffs und der Sprache.

Von Bedeutung für das Verhältniß des deutschen Königs Richard von Cornwallis zur Krönungsstadt Aachen ist die kleine Abhandlung Arnim di Miranda's (Nr. 7), in der manches bisher unbekannte Document benutzt wurde. Gewiß war Richard einer der für Aachen am besten gesinnten Könige. Für die Localgeschichte sind die Bemerkungen des Autors zur Geschichte des alten Rathhauses und zu den von Richard geschenkten Krönungsinsignien von Belang; die Bemerkungen über die Siebenzahl der Kurfürsten bei den Kaiserwahlen sind der Beachtung werth.

Als populär-wissenschaftliche Unterhaltung für das deutsche Volk empfiehlt sich Franz Heyer's Schrift „Die Habsburger und die Hohenzollern“ (Nr. 8) durch wohlthuende, behagliche Wärme und frische Schilderung. Der Stil freilich hat manche Härte. Gewiß sind die Verdienste der Hohenzollern um Deutschland erhaben und unvergeßlich, aber auch mancher Habsburger hat Großes in und für Deutschland gethan und erstrebt; der Autor hingegen überhebt augenscheinlich die Verdienste des Zollernhauses und der preußischen Politik auf Unkosten der Habsburger und Oesterreichs. Sehr milde behandelt er dunkle Partien der preußischen Geschichte, wie die erbärmliche Rolle, die Graf Haugwitz als Vermittler bei Napoleon 1805 spielte, und findet selbst den Baseler Frieden von 1795 preiswürdig, der doch für einen Staat wie das durch Friedrich's des Großen Leben geweihte Preußen eine Schande war. Mancher Charakter ist nicht genügend gewürdigt, so der Vater des großen Königs, und doch war Friedrich Wilhelm I. ein administratives Genie, ohne dessen Leistungen die Thaten des Alten Fritz nicht geschehen konnten; auch scheint mir der Charakter Friedrich Wilhelm's II. mit den Worten: „Er galt allgemein als gleich ausgezeichnet durch imponirende Gestalt, Ebenmaß der Glieder und Schönheit des Gesichts“, nicht hinlänglich bezeichnet zu sein, da dies doch Nebendinge sind gegenüber geistigen, sittlichen und staatsmännischen Fähigkeiten. Sonderbar berührte mich der Ausdruck „Monarch“ für Fürsten im alten Reiche; ein Monarch von Sachsen oder Hessen existirte ebenso wenig wie einer von Wied-Runkel oder Salm-Kyrburg; man könnte nur etwa diejenigen Reichsfürsten Monarchen nennen, die neben ihrer Lehnskrone ein auswärtiges Königthum besaßen; dort, aber nicht im Reiche, waren sie Monarchen. Bismarck war kein Freiherr, sondern nur ein Adelicher. Der bairische Kurfürst, dessen Tod 1777 den bairischen Erbfolgekrieg entzündete, hieß nicht Max Emanuel, sondern Maximilian III. Joseph; Maximilian II. Maria Emanuel starb schon 1726.

Mathias Warnatz gibt (Nr. 9) in kurzem Abriß die Hauptmomente in der Geschichte der fränkischen und schwäbischen Hohenzollern. Die Schrift ist trotz mangelhafter stilistischer Einkleidung recht brauchbar. Hier und da begegneten uns jedoch falsche Zahlenangaben, z. B. bei den Burggrafen Friedrich IV. und V. von Nürnberg und bei dem Erlöschen des fürstlichen Hauses Hohenzollern-Hechingen, welches um ein Decennium zu früh angesetzt ist.

Zur Geschichte der Medicin.

Seitdem geglaubt wird, das Wesen der Wissenschaft bestehe in Ermittelung bloßer Thatsachen und das System der Wissenschaft sei lediglich ein Magazin derselben, vernachlässigt man die Anwendung des philosophischen Geistes in der Naturkunde und der Geschichte der Medicin und hält das Studium dieser letztern für durchaus überflüssig.

Die neuen Apparate, deren die Naturforschung sich bedient, und die Lärm machenden Erscheinungen, welche durch Experimente erzeugt werden, haben in Verbindung mit jener Selbstüberschätzung, die bei praktischer Thätigkeit so leicht sich entwickelt, wenn die Philosophie in den Hintergrund geschoben oder ganz über Bord geworfen wird, die Sinne der Forscher derart eingenommen und ein solches Maß von Hochmuth erweckt, daß Natur- und Heilkundige nur sich allein etwas zutrauten, nur die Gegenwart für bedeutungsvoll hielten und auf die Vergangenheit mit Geringschätzung herabsahen. Sie vermochten in ihrer großartigen Verblendung nicht zu begreifen, daß alle Thatsachen bedeutungslos sind ohne den Einfluß des philosophischen Geistes, und daß die Wurzeln des Gegenwärtigen in der Vergangenheit liegen.

Wer so manche von den Thatsachen, die als gestern oder heute erst entdeckt ausposaunt werden, des Genauern studirt und dabei sich bemüht, deren Wurzeln zu suchen, bemerkt ohne Schwierigkeit, daß letztere bis in das griechische, ägyptische, indische Alterthum hinein verfolgt werden können, daß die Mauren in Spanien und die Mönche in den Klöstern der Christenheit schon damit bekannt waren. Nur der Name ist ein anderer, das Wesen ist überall das gleiche.

Hätten jene hochmüthigen, philosophisch ungebildeten Experimentatoren, die in ihren Arbeitsschürzen und Laboratorien nicht selten an die Meister und Gesellen des Schlächter- und Gerberhandwerks erinnern, mit der Geschichte ihrer eigenen Wissenschaft und Kunst sich beschäf-

tigt, es wäre ihr Dünkel nicht so üppig in das Kraut geschossen; sie hätten das Bewußtsein bekommen von einem Organismus der Wissenschaft und hätten diesen jederzeit erfaßt als untrennbar verknüpft und nothwendig verwachsen mit dem großen Baume der Cultur, der aus dem Boden der Menschheit emporwächst und in seiner ganzen Entwickelung derjenigen unsers Geschlechts entspricht.

Dadurch wäre der atomistischen Zersplitterung in der Wissenschaft vorgebeugt und jener Thurmbau von Babel verhindert worden, der als nackter Materialismus so lange die Kluft bildete zwischen Weltweisheit und Wissenschaft, und so viel dazu beitrug, daß das Leben der Völker der religiösen Grundlage beraubt und auf die sandige Fläche des Nihilismus gestellt wurde.

Mit dem Gehirn, mit der Seele zugleich haben Kunst, Wissenschaft und Erkenntniß sich entwickelt; jede Einzelheit, die gestern oder heute gefunden wurde, wurzelt tief; sie kann nur richtig und als Theil des großen Ganzen erfaßt werden, wenn man ihre Entwickelung mit den Handhaben und Werkzeugen der Geschichte verfolgt. Ohne dieses Verfahren bleibt das Factum ein Schilfrohr im Winde, ein Chamäleon, eine Bruchstück des Bruchstücks, todt, bedeutungslos. Kennen wir die Vergangenheit und die Gegenwart, so haben wir in dieser Kenntniß den Leitfaden, an welchem wir in das Reich der Zukunft wandern, die Laterne, welche den dunkeln Pfad der Forschung uns erhellt und es uns möglich macht, jene hohe Warte zu erklimmen, von deren Söller aus wir alles überblicken können, zu dessen Wahrnehmung die Organisation unsers Wesens uns befähigt.

In keiner Facultät wird heutzutage so wenig Werth auf das historische Wissen bezüglich des eigenen Fachs gelegt als in der medicinischen. Und doch hat kein Fach eine so große und mannichfaltige Geschichte als die Medicin, keins eine so alte und mit dem gesammten leiblichen und geistigen, sittlichen und gesellschaftlichen Leben verwachsene Geschichte. Daß die praktischen Aerzte nicht viel um das Vergangene der heilenden Kunst und Wissenschaft sich bekümmern, wundert mich nicht: dieselben erübrigen meistens nicht so viel Zeit, um nur zu sich selbst zu kommen und mit Ruhe zu essen, sie sind auf den Erwerb angewiesen und vom Staate den Handwerkern gleich geachtet. Stellte der Staat eine genügende Zahl von Aerzten fest und auskömmlich an, so behielte der einzelne Praktiker so viel Zeit und Lust, um die Geschichte seines Fachs zu eigenem Nutzen und zum Nutzen für die Menschheit zu studiren, wie andererseits mit dem Nonplusultra alles Unentbehrlichen und Segenbringenden, mit der Gesundheitspflege, sich zu beschäftigen, die gegenwärtig noch den meisten Aerzten ein gänzlich unbekanntes Land ist, zum größten Schaden für die Medicin und das Volk.

Daß die Professoren der Medicin sich so wenig um die Geschichte der Heilkunde und um die Hygieine als Ganzes bekümmern, hierüber auch nur ein Wort zu verlieren, halte ich aus dem Grunde für überflüssig, weil darüber der beste medicinische Geschichtsforscher des gegenwärtigen Deutschland in den folgenden zwei Werken in der vortrefflichsten Art mit den überzeugendsten, nicht genug zu beherzigenden Worten sich ausgesprochen hat.

1. Geschichte der deutschen Medicin. Die medicinischen Classiker Deutschlands. Von Heinrich Rohlfs. Zwei Abtheilungen. Stuttgart, Enke. 1875—80. Lex.-8. 28 M.
2. Deutsches Archiv für Geschichte der Medicin und medicinischen Geographie. Unter Mitwirkung von Albert, Arnd, Avé-Lallemant u. a. Redigirt und herausgegeben von Heinrich Rohlfs und Gerhard Rohlfs. Erster bis dritter Band. Leipzig, Hirschfeld. 1878—80. Gr. 8. Jeder Band 12 M.

Wenn jemals ein Autor Anspruch darauf erheben durfte, die Geschichte der Medicin in gründlicher und vielseitiger Art aufgefaßt, die Geschichte der Aerzte wohl verstanden und den Begriff des Classischen deutlich gemacht und festgestellt zu haben, so ist es Heinrich Rohlfs. Ich betrachte denselben darum als einen der am meisten berufenen Geschichtsforscher der Medicin, weil er nicht nur durch das größte Maß umfassender Gelehrsamkeit auf mehr als einem Gebiet sich auszeichnet, sondern auch eine heutzutage nur ausnahmsweise vorkommende Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe besitzt und ein vorzüglicher Kritiker ist. Und soll ich noch eines Punktes gedenken, den Rohlfs vor den allermeisten Genossen seines engern Fachs in Deutschland voraushat, so sage ich: er gehört nicht zu den gelehrten Philistern und glaubt nicht, sein Feld ausschließlich gepachtet zu haben. Daß dieser freie Geist außerordentlich viel Gutes stiftet, ist für die Geschichte der Medicin und die wahre Entwickelung der Heilkunst ebenso bedeutungsvoll und erfreulich, wie es den deutschen Universitäten zum Tadel gereicht, eine solche seltene Kraft noch nicht zum Lehramt berufen zu haben.

Rohlfs' „Geschichte der deutschen Medicin" beschäftigt sich in den ersten Bänden mit den medicinischen Classikern Deutschlands, beginnt aber mit einer vortrefflichen allgemeinen Charakteristik der Classiker überhaupt. Von dieser Abhandlung, welche zwei Druckbogen füllt, sollte eine Separatausgabe, durch Zusätze und Noten vermehrt, herausgegeben werden. Aber wenn ich auch fast alles, was diese Einleitung ausspricht, gern unterschreibe, so doch nicht die Gesammtheit der Bemerkungen, welche auf Frankreich und die Franzosen sich beziehen und die darin gipfeln, daß die französische Nation in Entartung und Verfall begriffen sei. Ich bin gerade der entgegengesetzten Ansicht und freue mich außerordentlich, daß Rohlfs selbst in seinen neuesten Arbeiten die Leistungen der Franzosen immer mehr und mehr anerkennt und die Entartung dieses vortrefflichen Volks immer weniger bestimmt behauptet. Von diesem Punkte abgesehen, ist die allgemeine Charakteristik der Classiker wahrhaft classisch und verdient, von allen Medicinern und Nichtmedicinern auf das eifrigste studirt zu werden.

Der eigentliche Text der beiden ersten Bände ist einer vortrefflichen, lehr- und anwendungsreichen, vielseitigen und kritischen Darlegung des Lebenslaufs und der Wirksamkeit

folgender Männer gewidmet: Werlhof, Zimmermann, Wichmann, Hensler, Stieglitz, Marx, Heim, Lentini, Vogel, Johann Peter Frank, Kurt Sprengel, Roederer, Boër, Wigand, Naegele.

Diese umfassenden und doch kurz gehaltenen, biographischen Skizzen haben nicht nur außerordentliche Bedeutung für jeden Arzt und Geschichtsforscher, sondern müssen, weil sie hervorragende Menschen auch nach Herz und Gemüth schildern, auf jeden Gebildeten den günstigsten Eindruck machen.

Seit dreißig Jahren gab es in Deutschland keine Zeitschrift mehr, welche der Geschichte der Medicin ausschließlich gewidmet war. Nirgends fanden historisch-medicinische Untersuchungen einen sichern Hafen und geschützten Ausgangspunkt. Da gelang es denn dem unermüdlichen Heinrich Rohlfs, unter den größten Opfern ein solches Organ zu schaffen und bei kräftigem, bei blühendem Leben zu erhalten. Und es gelang ihm auch deshalb, weil er die Kunst versteht, dem behandelten Gegenstande ein über den Kreis der Fachgelehrten hinausgehendes Interesse zu verleihen. Wenn ich das „Deutsche Archiv für Geschichte der Medicin" demnach nicht nur den Berufsgenossen der Heilkunst dringend empfehle, sondern auch allen Geschichtsforschern, Staatsmännern und höher Gebildeten, so geschieht dies theils wegen des fachlichen und allgemein culturgeschichtlichen Werthes der einzelnen Aufsätze, theils weil sehr viele derselben unmittelbar in das tägliche Leben eingreifen, das innerste Wesen der Staats- und Regierungskunst, der Wohlfahrts- und Sicherheitspflege angehen. Die besten Artikel sind die von Heinrich Rohlfs selbst.

In derselben segensreichen Richtung wie Rohlfs geht ein Schüler des vortrefflichen Geschichtsforschers der Medicin, ein wackerer Nachfolger desselben, Johann Hermann Baas, der bereits durch mehrere gediegene Arbeiten sich sehr vortheilhaft bekannt machte. Von ihm erschien eine ebenso anziehende wie gelungene Schrift:

3. William Harvey, der Entdecker des Blutkreislaufs und dessen anatomisch-experimentelle Studie über die Herz- und Blutbewegung bei den Thieren. Culturhistorisch-medicinische Abhandlung zur Feier des dreihundertjährigen Gedenktags der Geburt Harvey's (1. April 1578) von Johann Hermann Baas. Mit Harvey's Bildniß, Facsimile und den Abbildungen des Originals in Lithographie. Stuttgart, Enke. Gr. 8. 5 M. 20 Pf.

Baas, der talentvolle, fleißige und gewandte Historiker, verstand es, durch gewissenhaft genaue Uebersetzung von Harvey's Schrift über dessen Entdeckung des Blutumlaufs und vortreffliche Commentirung derselben, durch gelungene Darstellung des Lebens und Wirkens dieses großen britischen Arztes und durch Auseinandersetzung der unermeßlichen Wirkungen, welche die Kenntniß der Thatsache des Blutkreislaufs auf Wissenschaft und Kunst der Medicin übte, die Aufmerksamkeit der Mitlebenden auf ein Object zu lenken, dessen Ganzes und dessen Einzelheiten nicht nur jedem Arzte, sondern auch jedem höhergebildeten Nichtarzte geläufig sein sollten. Der Ton des Buchs ist ein angemessener und ermöglicht es dem Nichtfachmanne, erfolgreich mit der Lektüre sich zu beschäftigen.

Hiermit hat Baas ein nicht kleines Verdienst sich erworben, denn die Schrift Harvey's über den Kreislauf des Blutes und die Geschichte der Entdeckung dieses letztern war nicht einmal allen denen, welche professionell mit der Historie der Medicin sich beschäftigen, geläufig, ja in mehr als einem Stücke ziemlich dunkel. Die Förderer der besondern Naturlehre des Menschen, welche man Physiologen nennt, und manche andere -logen kannten Harvey's Werk nur vom Hörensagen, und die allergelehrtesten derselben (so selten wie Haifische in der Ostsee!) wußten über den Gegenstand höchstens etwas von dem, was in Kurt Sprengel's „Pragmatischer Geschichte der Arzneikunde" darüber steht.

Naturforscher und Aerzte gehen heutzutage nur in Bibliotheken, um die letzten Jahrgänge der neuesten Zeitschriften oder irgendein neues Buch dort zu suchen, welches anzuschaffen ihnen aus diesem oder jenem Grunde nicht beliebt. Höchst ausnahmsweise kommt es vor, ja ein Ereigniß kann es genannt werden, wenn einer von den Experimentatoren den Bibliothekar fragt, ob das medicinische Geschichtswerk eines gewissen Sprengel, Isensee, Haeser, in der Bibliothek vorhanden.

Die treffliche Arbeit von Baas erspart diesen den lästigen Schritt zur Bibliothek und legt ihnen das Gesuchte nicht blos in die Hand, sondern auch in den Mund; aber glücklicherweise applicirt es denselben eine nicht geringe Portion Schnupftabacks von Schneeberg, dessen Wirkung zuweilen eine ganz gesundheitsgemäße sein soll.

Nachdem der Autor in der Einleitung über die unermeßliche Tragweite der von Harvey gemachten Entdeckung in der reinen und angewandten Wissenschaft gesprochen, wendet er sich zu interessanten Auseinandersetzungen culturgeschichtlicher Art über die Richtung des Denkens und die Forschungsmethode auf dem Gebiete der Heilkunde im 17. und 19. Jahrhundert, wobei er Auszüge aus dem „Novum organum" des Baco von Verulam gibt. Bei dieser Gelegenheit darf ich nicht unterlassen, zu bemerken, daß für einen aufstrebenden und so befähigten Geist wie Baas Bechtheim in Rheinhessen nicht der passende Aufenthaltsort ist. Der Autor müßte entschieden, schon um den Apparat einer größern Bibliothek immer sofort zur Hand zu haben, an einer der Universitäten des nördlichen Deutschland leben. Es befinden sich an jeder dieser Hochschulen mehrere erleuchtete Köpfe, mit denen der freie Mann gut zu verkehren im Stande ist; da fände denn Baas auch jene directen und indirecten Anstöße, welche so wesentlich zu Klärung allgemeiner Auffassungen und Gedankengänge beitragen. Ich spreche dies aus, weil ich wünsche, daß Baas nicht in dem Berufe eines Landarztes zu ewigem Kampf auf Leben und Tod um die Wissenschaft gezwungen sei, sondern daß seine volle Kraft erhalten werde und der Wissenschaft zu gute

komme. Mögen doch minder befähigte, minder aufstrebende, minder auserlesene Naturen auf dem Lande als Aerzte wirken!

Die Lebensgeschichte Harvey's wird trefflich und genau skizzirt. Sodann folgt eine getreue Uebersetzung des Buchs von Harvey über den Kreislauf des Blutes, nach der Originalausgabe vom Jahre 1628. Dieser Theil der Arbeit war gewiß der schwierigste, weil Baas mit dem Sinne es genau nahm und zugleich den Ausdruck des Originals respectirte; darum gereicht auch das ganze Unternehmen dem Autor ebenso zum Ruhme, wie es den Dank der Nachstrebenden ihm sichert.

Die Arbeiten von Rohlfs und Baas sind von einem guten Geiste durchdrungen, von einem Geiste, welcher dem der Zunft- und Zopfgelehrten gerade entgegengesetzt und dazu berufen ist, bessernd, reinigend, umgestaltend auf dem Gebiete der medicinischen Gelehrsamkeit zu wirken, auf dem ganzen Boden medicinischer Forschung und Thätigkeit. Bestrebungen solcher Art stellen das feste Band wieder her, welches die Medicin mit der allgemeinen Culturgeschichte und mit dem Humanismus verbindet, welches alle einzelnen Organe des großen Organismus der Heilkunde und Heilkunst zusammenhält und deren fruchtbringende Action ermöglicht.

Solcher Thätigkeit verschließen sich viele den Ton angebende Kreise der Universitäten Deutschlands und insbesondere der medicinischen Facultäten. Und dies ist höchst bedauerlich, höchst nachtheilig für die gesunde Entwickelung und vielseitige Gestaltung der Medicin als Wissenschaft und als Kunst. Hoffen wir, daß es in Zukunft besser werde, und wünschen wir, daß das Volk der Pionniere künftig nicht mehr zu Leiden und Elend ohne Grenzen werde verurtheilt sein von dem Hochmuth derer, die den alten Zopf vertheidigen.

Eduard Reich.

Religiöse Schriften.

1. Grundlinien der sittlichen Weltordnung. Ein Wegweiser zum höchsten Gute für Laien und Theologen. Von Bernhard Lohmann. Wiesbaden, Niedner. 1880. Gr. 8. 5 M.
2. C. P. Tiele's Compendium der Religionsgeschichte. Ein Handbuch zur Orientirung und zum Selbststudium, übersetzt und herausgegeben von F. W. T. Weber. Potsdam, Schleiermacher. 1880. 12. 3 M. 60 Pf.
3. Die evangelische Kirche im neuen deutschen Reiche von O. Aurbach. Berlin, Schleiermacher. 1880. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.
4. Das Selbstcommuniciren des evangelischen Geistlichen aus Geschichte, heiliger Schrift und Bedürfniß gerechtfertigt von Eugen Baumann. Berlin, Schleiermacher. 1880. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Mit dem „höchsten Gut", zu dem das Buch: „Grundlinien der sittlichen Weltordnung" von Bernhard Lohmann (Nr. 1) ein Wegweiser sein möchte, ist dasjenige gemeint, was die Theologen das Reich Gottes nennen. Ein Gut nennt es der Verfasser, weil Güter erworben werden müssen. Er will damit sagen, daß das Reich Gottes oder die vollendete Schöpfung nicht zu Stande kommt ohne die Mitwirkung der Menschen; es ist weder eine überkommene Erbschaft noch eine künftige Schenkung: es ist das Product der sittlichen Arbeit der gesammten Menschheit; seine Vollendung oder Verleiblichung aber findet dieses Gut erst in einer zukünftigen Welt. Von seinem Ursprung anhebend, zeigt nun der Verfasser in einer geistvollen Wanderung durch die Menschengeschichte, wie der Gedanke des höchsten Gutes jedem Menschenherzen eingeboren sei, wie es von den Griechen gesucht, im Alten Testament verkündigt wurde, mit dem Christenthum aber seinen Anbruch feierte; die einzelnen Organismen der sittlichen Weltordnung in Staat, Familie, Gesellschaft und Kirche lassen seine Gestalt und Entwickelung immer deutlicher erkennen. Es ist ein schöner theologischer Gedanke, der hier seine Darstellung findet; der Gang des Menschengeschlechts geht, wenn man es so ausdrücken will, vom Paradies zum Paradiese. Auf vielen Wissensgebieten wohlbewandert, beleuchtet der Verfasser im Vorübergehen auch schwierige Zeitfragen, z. B. das Verhältniß von Staat und Kirche. Die Form seiner Darstellung ist ästhetisch gewählt, der Ausdruck versagt ihm nie, die Diction, im Inhalt gedankenvoll, ist von Empfindung belebt; dem epischen Gang durch die Gebiete der Ethik fehlt es nicht an lyrischen Episoden, so z. B. in jener Stelle, wo er das Glück der Heimat und die Stätte der eigenen Kindheit feiert.

Ein wissenschaftlich wie praktisch sehr brauchbares Buch tritt uns in C. P. Tiele's „Compendium der Religionsgeschichte" (Nr. 2) entgegen. Das Studium der Religionsgeschichte wirkt für den Anfänger nicht selten verwirrend; er findet eine Fülle von Religionen vor sich, die unter sich wenig Zusammenhang zu haben scheinen. Das vorliegende Werk, aus dem Holländischen übersetzt (eine englische Uebersetzung ist bereits 1877 erschienen), gruppirt die außerchristlichen Religionen nach leitenden Gesichtspunkten, die zugleich die Entwickelung der religiösen Idee erkennen lassen. Die Forschung darin ist eine so gründliche, die Betrachtung eine so rein geschichtlich-objective und von aller speculativen Tendenz freie, daß auch derjenige, der nicht mit dem Herausgeber den dogmatischen Standpunkt des Verfassers in Bezug auf das Christenthum theilen kann, den Resultaten ohne Bedenken vertrauen darf. Die Absicht, von welcher der Herausgeber bei der Uebersetzung sich leiten ließ, ging dahin, in erster Linie den Studirenden eine wissenschaft-

liche und zugleich kurzgefaßte Anleitung zum Studium der Religionsgeschichte zu bieten, dann aber auch den Missionszöglingen einen Einblick in ihr künftiges Arbeitsfeld zu gewähren. Von großem Werthe für das Selbststudium sind die ausführlichen Literaturangaben, die es einem jeden ermöglichen, sich auf das genaueste über solche Einzelheiten zu orientiren, welche sich dem Betrachtungskreis eines Compendiums entziehen. Was den Gegenstand aber selbst betrifft, so darf man mit Max Müller sagen: „Von all den großen Vortheilen, die uns das Studium fremder Religionen gewährt, ist der größeste gewiß der, daß wir unsere eigene nur um so mehr würdigen lernen."

Aus der Weltweite der Religionsgeschichte führt uns die Schrift: „Die evangelische Kirche im neuen deutschen Reiche", von O. Aurbach (Nr. 3) in die engern Grenzen heimischer Verhältnisse. Sie verdankt ihre Entstehung den Verhandlungen der ersten ordentlichen Generalsynode in Preußen, die im Herbst des Jahres 1879 in Berlin tagte. Der Verfasser begrüßt dieses Ereigniß als eine neue Epoche in der Entwickelung der evangelischen Kirche und möchte durch seine Studie dazu beitragen, das Ziel klar zu stellen, nach dem die Entwickelung sich zu bewegen habe. Das durch den französischen Krieg von 1870 geeinte Deutsche Reich scheint ihm nun auch eine geeinte evangelische deutsche Kirche zu fordern, und zwar denkt er dieselbe durch eben die Factoren zu erreichen, durch welche die Einigung des Deutschen Reiches gelang. Der große Krieg gegen Frankreich war ihm zugleich ein Kampf des germanischen Protestantismus gegen den romanischen Katholicismus, in dem der erstere einen so entscheidenden Sieg über den letztern davontrug, weil er das schon mit der Reformation gegebene Princip der freien Persönlichkeit in immer reicherm Maße zur Geltung gebracht hatte. Dieser tiefste Zug unserer Zeit und unsers Volks, nämlich das Hervortreten und Geltendmachen der Persönlichkeit, treffe mit dem Princip der evangelischen Kirche in einer Weise zusammen, daß aus der Vermählung beider Geistesmächte eine einheitliche deutsch-evangelische Kirche hervorwachsen müsse. Sein Buch sei, wie der Verfasser im Vorwort versichert, von keinem formulirten Parteistandpunkt aus geschrieben; Protestantenvereinler und Orthodoxe würden in gleicher Weise ihre Rechnung dabei finden; er wolle auch nicht vermitteln, sondern einfach die Consequenzen aus den Principien ziehen, keiner Partei zu Liebe oder zu Leide. Wenn er dann im Verlauf seiner Darlegungen zur Erreichung des angegebenen Zwecks fordert, daß an die Stelle der „reinen Lehre", deren Losung von den Reformatoren des 16. Jahrhunderts ausgegeben worden, jetzt die Devise „gemeinsames Handeln" zu treten habe, so hat er damit gewiß ein ebenso einfaches als vortreffliches Mittel genannt. Sicher würde die Einheit der evangelischen Kirche am schnellsten erreicht werden, wenn die Glieder der verschiedenen Kirchengemeinschaften in dem Ernst eines thätigen Christenthums und in praktischer Theilnahme an allen Angelegenheiten der Kirche die trennenden Lehrunterschiede vergessen oder doch in den Hintergrund stellen könnten; ob aber zu einer Zeit, wo die Doctrin die Geister noch stark beherrscht, der wohlgemeinte Vorschlag überall bereitwillige Anerkennung finden werde, das ist eine andere Frage. Gleichwol hat der Verfasser, der sich selber als einen einfachen praktischen Landgeistlichen bezeichnet, in frischer Darstellung und eingehender Behandlung eine Arbeit geliefert, die seinem Kopf und Herzen gleichviel Ehre macht.

Gleichfalls eine Frucht der preußischen Generalsynode, beschäftigt sich die letzte der verzeichneten Schriften: „Das Selbstcommuniciren des evangelischen Geistlichen", von Eugen Baumann (Nr. 4), mit einem Nothstand der Kirche, der weniger die Laien als den Geistlichen trifft. Dem Missionar, der als Pionnier des Evangeliums in einer vorgeschobenen Stellung lebt, ist es gestattet, sich selbst das Abendmahl zu reichen, wenn ein inneres Bedürfniß den Genuß desselben fordert. Das Gleiche gilt von den Pastoren der Diaspora; aber auch in gesicherten Kirchenverhältnissen kann derselbe Nothfall z. B. bei dem Landgeistlichen eintreten, der in einem entfernten Landbezirk wohnt. Da fragt es sich, ob das, was im außergewöhnlichen Falle dem Missionar gestattet ist, als allgemeine Berechtigung nicht auch da einzuführen sei, wo weder Nothstand noch Nothfall vorhanden. In den verschiedenen Landeskirchen und Kirchengemeinschaften hatte hierin eine sehr verschiedene Praxis platzgegriffen. Während in der lutherischen würtembergischen Kirche, in den Brüdergemeinden, in der Episkopalkirche Englands u. a. das Selbstcommuniciren des Geistlichen gebräuchlich ist, war es in Preußen für einzelne Gebiete der Landeskirche verboten. Ein Antrag, der in der Generalsynode gestellt wurde, forderte die Aufhebung des Verbots. Die vorliegende Schrift lehnt sich an den erwähnten Antrag an, und sie hat das Verdienst, in den Grenzen einer Monographie das bezügliche Material vollständig zusammengestellt und die geforderte Einrichtung aus der Geschichte, der Heiligen Schrift und dem Bedürfniß gerechtfertigt zu haben. Inzwischen ward in Preußen die Angelegenheit dahin erledigt, daß infolge der gepflogenen Verhandlungen dem evangelischen Geistlichen die Selbstcommunion unter gewissen Einschränkungen gestattet ist.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Im Verlage von Albert Goldschmidt in Berlin erscheint eine „Classische Novellen-Bibliothek" aus der Literaturperiode von 1750—1850. Es liegen uns die sechs Bändchen der ersten Serie vor; sie enthalten: Tromlitz: „Die Vierhundert von Pforzheim"; van der Velde: „Das Liebhabertheater"; Franz von Gaudy: „Schülerliebe", „Der Deutsche in Trastevere"; Blumenhagen: „Schloß Leuenrode"; Ernst von Houwald: „Die Schlacht bei Malplaquet", „Die Todtenhand"; E. T. A. Hoffmann: „Signor Formica". Der Prospect nennt noch eine große Zahl von Autoren, die in der Bibliothek Berücksichtigung finden sollen. Der Ausdruck „classisch" ist allerdings cum grano salis zu verstehen; denn die Tromlitz, Blumenhagen, Laun, Vulpius, Langbein u. s. f. sind nicht in die Zahl der Classiker aufgenommen worden. Es handelt sich daher nur um ältere Autoren, die in früherer Zeit einmal Mode waren und von denen manche Schriften auch dem Lesepublikum der Gegenwart noch Unterhaltung und Genuß bieten können.

— Max Schneidewin hat „Lichtstrahlen aus E. von Hartmann's sämmtlichen Werken" herausgegeben (Berlin, C. Duncker). Die Sammlung hat eine geistvolle Einleitung, gibt eine Biographie des Philosophen, eine kurze Charakteristik seiner Werke und spricht sich über die Eigenart des Autors und die Berechtigung einer Sammlung von Lichtstrahlen in folgender Weise aus: „Mir persönlich aufgedrängt hat sich oft die Beobachtung, daß Hartmann's Stil — wol nicht ohne innern Zusammenhang mit seiner ehemaligen Wahl des Berufs — etwas Strategisches hat. Nicht allein daß ihm Metaphern aus dem Kriegswesen sehr geläufig sind, sondern es beruht das in Folgendem: er recognoscirt das Object, dessen geistige Bewältigung mit einer Entscheidung des Urtheils das jedesmalige Ziel ist, mit scharfem Blick, übersieht die Streitermassen der verschiedenen möglichen Auffassungen, ordnet sie in gegliederte Colonnen, eröffnet das Geplänkel, nimmt dann den Ernstkampf der Hauptmassen auf, bis zuletzt die Sache «zu den Triariern kommt», — bis zuletzt die überwältigende Entscheidung durch die siegeskräftigsten Argumente herbeigeführt wird. «Lichtstrahlen» von E. von Hartmann's Werken zusammenzustellen, hat deshalb seine besondere Schwierigkeit; die geschlossene, zusammenhängende, argumentirende Darstellung, nicht geistreiche, mit packender Gewalt dem guten Glauben hingeworfene Aphorismen sind seine Stärke. Nichtsdestoweniger wird hoffentlich die folgende Sammlung durch ihren innern Werth das Unternehmen rechtfertigen, die bereits bestehenden und gern gelesenen ähnlichen durch diese aus einem neuen Classiker zu vermehren. Die so gesammelten einzelnen Stellen erfüllen den Leser freilich meist nicht mit einer in sich abgeschlossenen Befriedigung, sondern regen kräftig an, drängen mächtig, den gesammten Zusammenhang, aus dem sie entnommen sind, und überhaupt den Schriftsteller, der so etwas sagt, kennen zu lernen. Wie einmal die Bücher «ihre Schicksale haben», so haben die E. von Hartmann's ihr ganz besonderes Schicksal gehabt: sein erstes Hauptwerk ist im Anfange verschlungen, oder wenigstens durchnascht von einem ungeordnet großen Leserkreise, auch Nichtberufenen, und nachmals haben seine sogar noch reifern Schriften bei weitem nicht dasjenige ernste Studium der Gebildetsten der Nation gefunden, welches sie verdienen, welches billigerweise dem vielleicht ersten Prosaiker hohen Stils, welchen unsere Tage aufzuweisen haben, zuzuwenden ist. Das ist ein «Atopon», eine Ungehörigkeit des Zufalls, ein unvernünftiges Schwanken der öffentlichen Laune; ein gründliches Studium der Schriften eines so hervorragenden Zeitgenossen ist eine Ehrenpflicht der wirklich Gebildeten unserer Zeit; und ein solches Studium zu befördern, möge auch diese Sammlung von «Lichtstrahlen» aus seinen Werken beitragen!"

— Konrad von Prittwitz-Gaffron, der vor kurzem eine geschmackvolle und schwunghafte Charakteristik Geibel's veröffentlicht hat, läßt jetzt einen „Vortrag über Joseph Freiherrn von Eichendorff" erscheinen (Reichenbach, Hoefer), den er zu Reichenbach in Schlesien gehalten hat. Der Vortrag ist von warmer Empfindung für den Dichter beseelt, aber keineswegs unkritisch. „Wir lassen", sagt Konrad von Prittwitz, ein Schüler Platen's, „wo uns ein Mangel der Reinheit der Form, des Reims, des Metrums, eine bewußte oder unbewußte Negirung der Gesetze des Rhythmus entgegentritt, nicht gern mit uns pactiren und stellen in dieser Beziehung an den Dichter hohe Anforderungen. Auch mit Eichendorff hätten wir wegen dergleichen Verstößen zu rechten — aber der melodiöse Fall seiner fast ohne Composition sangbaren Verse schließt uns halb widerwillig den Mund. Er ist, wie er ist — und wir möchten ihn nicht anders haben." Auch seine allzu parteiische Verherrlichung der mittelalterlichen, kirchlichen und politischen Institutionen, die tendenziöse Misachtung der Classicität, wie sie den Romantikern eigen war, bleibt nicht unerwähnt. Doch wird hervorgehoben, daß sie bei Eichendorff stets maßvoll auftritt. Der Vortrag, der auch ein kurzes Lebensbild des Dichters gibt und einige ausgewählte charakteristische Gedichte mittheilt, ist lebendig und anregend.

— Karl Peters entwirft eine Skizze über „Arthur Schopenhauer als Philosoph und Schriftsteller" (Berlin, Hentze). Er verlangt, daß man die realistischen und ästhetischen Elemente der Schopenhauer'schen Philosophie bewahre als probehaltig, dagegen den Pessimismus fallen lasse. Die Grundgedanken des frankfurter Philosophen werden so kurz wie möglich vorgeführt, und schließlich wird Schopenhauer über E. von Hartmann gestellt.

— „Ueber die Entwickelung der Erkenntniß" redet der Professor Karl von Voit in München beim Antritt des Rectorats daselbst (23. November 1878) überaus klar, maßvoll, warm, wirklich auf der Höhe der Wissenschaft stehend. Es liegt in der Natur der Sache, daß er bei so beschränktem Raum nur Resultate, nicht Untersuchungen bieten konnte; trotzdem behandelt er sein Thema als ein Meister der Wissenschaft, und wir wünschen deshalb seinen Worten den Zugang zu einem zahlreichen Leserkreis.

— „Erkenne dich selbst! Beiträge zu einer einheitlichen Welt- und Lebensanschauung" von Hermann Opitz (Leipzig, Mutze). Auf 93 Octavseiten werden Aussprüche hervorragender Denker und Schriftsteller über 48 Themen gegeben. Diese Sätze sind nicht ohne Geschick gewählt, als momentane Erfrischung können sie einem anspruchslosen Leser recht wohl dienen.

— „Ueber die moralischen und praktischen Elemente der Thierschutzbestrebung" (Wien, Hölder) gibt Ferdinand Laban eine eingehende, fast von allzu großem sittlichen Pathos erfüllte Abhandlung. Im Wesentlichen zerlegt er seinen Stoff in folgende drei Theile: 1) „Weshalb sind die Menschen im allgemeinen so herzlos gegen die Thiere?" 2) „Haben die Thiere einen begründeten Anspruch auf Gerechtigkeit?" 3) „Wie ist der Thierquälerei unter den heutigen Verhältnissen Einhalt zu thun?" Er fordert die Gründung von Vereinen, die Einwirkung auf die Kinder durch die Schule und polizeiliche Schutzmaßregeln. Alle die, welche sich für das angegebene Thema interessiren, werden das Laban'sche Schriftchen mit Befriedigung lesen.

— In der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff, behandelt Max Schasler in den Heften 332 und 333

„Das Reich der Ironie in culturgeschichtlicher und ästhetischer Beziehung". Der Verfasser will nur das Gebiet der „objectiven Ironie" zum Gegenstand seiner Betrachtung machen, redet von einer Ironie des Schicksals und der Geschichte, worunter er den Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit versteht, construirt die Geschichte nach der Hegel'schen Methode, bespricht die Ironie bei Sokrates und den Humor des Mittelalters und erörtert sodann die ästhetische Bedeutung der Ironie. Er weist Erscheinungen der Ironie in allen Künsten nach und erklärt endlich die humoristische Weltanschauung für die höchste und sittlich wie ästhetisch berechtigtste Form der Ironie.

— Als Antrittsrede zur Eröffnung seiner Vorlesungen über Physiologie an der Sapienza in Rom, gehalten am 11. Januar 1879, gibt Jakob Moleschott eine Betrachtung über „Die Einheit der Wissenschaft aus dem Gesichtspunkte der Lehre vom Leben". Die Ausführung bleibt weit hinter dem volltönenden Titel zurück. Was nützt es, eine Reihe von hervorragenden Naturforschern aufzuführen und kurz anzudeuten, was sie geleistet haben? Wer mag es sich gefallen lassen, daß alle Wissenschaft auf die Physiologie reducirt wird? Nicht einen einzigen auch nur entfernt originalen Gedanken bringt Moleschott, und von der Nothwendigkeit, diese Rede drucken zu lassen, hat er uns auch nicht eine Secunde lang zu überzeugen vermocht.

— Einen sehr kleinen „Beitrag zur Charakterisirung der Philosophie K. F. E. Trahndorff's" gibt Joseph von Billewicz in Riga. Der genannte Philosoph habe auf psychologischem Wege demonstrirt, daß wir gar nichts von Gott wissen würden, wenn nicht ursprünglich Gott selbst sich als Object des Bewußtseins dem Menschen gegeben hätte. Der Mensch sei ein vernünftiges Wesen durch das Gottesbewußtsein, nicht ein von Gott Wissender durch die Vernunft.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 26. Mai starb in Königsberg Konstantin Rößler, der unter dem Namen Julius Mühlfeld sich als Romanschriftsteller bekannt gemacht hatte. Er war schon seit längerer Zeit leidend. Auch als Publicist war er thätig gewesen und hatte mehrere Jahre die „Mitteldeutsche Zeitung" in Leipzig und später die „Königsberger Zeitung" redigirt. Seine Romane sind theils socialen, theils zeithistorischen Inhalts; sie enthalten gutgezeichnete Charakterbilder und werden vom Pathos einer tüchtigen Gesinnung getragen. Sehr lebendig ist der Roman „Aus dem tollen Jahr" (1873); wir erwähnen noch: „Freie Bahnen" (3 Bde., 1869), „Im Bann der Schuld" (3 Bde., 1870), „Ehre" (4 Bde., 1861), „Unterm Verhängniß" (2 Bde., 1864), „1866" (1868).

— Am 21. April starb in Leipzig der Dichter Müller von der Werra, der sich durch seine besonders für den Männergesang geschaffenen Lieder in weitesten Kreisen eingebürgert hat, auch Commersbücher und ähnliche Sammelwerke herausgab. Er war Correspondent der „Neuyorker Staatszeitung", der er allwöchentlich über die Vorgänge im deutschen Culturleben und die neuesten literarischen Erzeugnisse Bericht erstattete. Müller war am 11. November 1823 zu Ummerstadt im Herzogthum Hildburghausen geboren, hatte sich einige Zeit in der Schweiz aufgehalten und lebte seit langen Jahren in Leipzig. Die umfangreichste Sammlung seiner Gedichte erschien 1866 unter dem Titel „Das Buch der Lieder".

Bibliographie.

Böhlingk, A., König Konrad. Ein historisches Trauerspiel. Jena, E. Frommann. 8. 1 M. 20 Pf.

— — Franz von Sickingen. Ein historisches Trauerspiel. Jena, E. Frommann. 8. 1 M. 20 Pf.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von P. Haffner. 2ter Bd. 6tes Heft: Der Todtentanz. Studie von W. Bäumker. Frankfurt a. M., Foesser. Gr. 8. 40 Pf.

Fabre, F., Felice. Ländliches Drama. Nach der „Hospitalière" übersetzt und für die deutsche Bühne eingerichtet von A. v. Gilsa. Kassel, Kay. 8. 2 M.

Der nächste Feldzug. Antwortschreiben an Herrn L. Seguin. Berlin, Baensch. Gr. 8. 1 M.

Freimann, H., Johannes. Eine poetische Erzählung aus dem deutsch-französischen Kriege 1870—71. Kassel, Freyschmidt. 8. 1 M.

Frommann, E., Aufsätze zur Geschichte des Buchhandels im 16. Jahrhundert. 1tes Heft: Italien. Jena, E. Frommann. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Gampe, T., Wandersprüche. Ein Büchlein für alles fahrende Volk. Dresden, Bleyl u. Kaemmerer. 16. 1 M.

Geffcken, F. H., Zur Geschichte des orientalischen Krieges 1853—1856. Berlin, Paetel. Gr. 8. 9 M.

Geschichte der Communalstände von Neuvorpommern und Rügen. Mit einem Rückblick auf die ständische Verfassung und Verwaltung der frühern Jahrhunderte. (Von R. Baier.) Stralsund, Meincke. 4. 3 M.

Glaser, A., Moderne Gegensätze. Roman. Leipzig, Friedrich. 8. 4 M.

Hagen, E. v., Kritische Betrachtung der wichtigsten Grundlehren des Christenthums. Hannover, Schüßler. Gr. 8. 4 M.

Hahn, R. E., Im Park zu Rodenstein. Roman. 2 Bde. Dresden, Pierson. 8. 8 M.

Hauschild, G. R., Die rationelle Psychologie und Erkenntnisstheorie Tertullian's. Leipzig, Zangenberg u. Himly. 1880. 4. 1 M. 50 Pf.

Heinzelmann, R., Dramatische Werke. 2ter Thl.: Studentenstreiche am 1. April. Posse. Berlin, Lassar. 8. 1 M. 50 Pf.

Holländer, A., Strassburg im Schmalkaldischen Kriege. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 2 M.

Jellinek, A., Der jüdische Stamm in nichtjüdischen Sprichwörtern. 1ste Serie. Wien, D. Löwy. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Klose, M., Die Hohenzollern. Ein Volkslied. Warmbrunn. 12. 30 Pf.

Knecht, F. J., Die Lösung der Schulfrage und der Canisiusverein. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 80 Pf.

Lang, P., Auf schwäbischem Boden. Vier Erzählungen. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 2 M. 50 Pf.

Lindenberg, P., Aus der Zeit — für die Zeit. Bunte Skizzen aus dem Leben bekannter und unbekannter Tagesgrößen. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 1 M. 20 Pf.

Historische Meisterwerke der Griechen und Römer in vorzüglichen deutschen Übertragungen, übersetzt und herausgegeben von W. Drecke, E. Firmenich, Lorenz, B. Pfannschmidt u. A. 1stes Hft. Leipzig, Kempe. 8. 30 Pf.

Nicolai, W. G., Der Diamanten-Herzog oder Jesuitenränke und Frauenliebe. Illustrirter Original-Roman aus der Zeit des französischen wie mexikanischen Kaiserreichs. 1stes Heft. Leipzig, Fischer. Gr. 8. 10 M.

Pohlmann, W., Beiträge zur Umgestaltung des höheren Schulwesens. 1stes Heft: Zur Umgestaltung des Gymnasiallehrplans. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 80 Pf.

Prittwitz-Gaffron, E. v., Joseph Freiherr von Eichendorff. Vortrag. Reichenbach i. Schl., Hoefer. Gr. 8. 1 M.

Rabenau, v., Das I. Bataillon königlich preußischen 1. Hanseatischen Infanterie-Regiments Nr. 75 im Kriege gegen Frankreich 1870/71. Feldzugserinnerungen. Bremen, Schünemann. 8. 1 M. 20 Pf.

Reichenbach, M. v., Die Eichhofs. Roman. Berlin, Janke. 8. 4 M.

Kloter, F., Wanderungen durch Afrika. Vortrag. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und F. Pfaff. 3ter Bd. 9tes u. 10tes Heft: Dante. Von M. Rieger. Heidelberg, C. Winter. 8. 1 M.

Schönaich-Carolath, Prinz Emil zu, Thauwasser. Stuttgart, Göschen. 16. 3 M. 20 Pf.

Schricker, A., Eduard von Moeller, Oberpräsident von Elsaß-Lothringen. Ein Lebensbild. Kassel, Kay. Gr. 8. 1 M.

Steen, A., Der Halbmond und das Kreuz. Frei nach dem Englischen. Bevorwortet von W. Better. Bremen. 8. 2 M. 50 Pf.

Steub, L., Gesammelte Novellen. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 5 M.

Tesch, P., Ursprung und Entwicklung der Sprache. Vortrag. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 60 Pf.

Toischer, W., Lotte Schiller. Vortrag. Wien, Braumüller. Gr. 8. 60 Pf.

Von Nicolaus I. zu Alexander III. St. Petersburger Beiträge zur neuesten russischen Geschichte. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 8 M.

Wieninger, A., Selbsthilfe gegen die fortschreitende Verjudung und Verarmung unseres Volkes. Wien, Ficht. Gr. 8. 1 M.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Kluckhohn, A. Lammers, J. B. Meyer und P. Schmidt herausgegeben von F. von Holtzendorff. 150stes u. 151stes Heft: Der Arbeiter-Versicherungszwang, seine Voraussetzungen und seine Folgen. Von L. Brentano. Berlin, Habel. Gr. 8. 2 M.

Zippel, L., Friedrich Wilhelm Wendler. Eine Gedächtnißrede. Greiz, Teich. Gr. 8. 25 Pf.

Zöller, H., Rund um die Erde. Niederländisch-Indien. Die Südsee. Australien. Hinter-Indien. Sitten- und Culturschilderungen aus den hervorragendsten Colonialländern nach ihrem heutigen Standpunkt. 2 Bde. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 10 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 24. — 16. Juni 1881.

Zur Geschichte des deutschen Buchhandels.

Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken nach Briefen und andern Aufzeichnungen geschildert von seinem Enkel Heinrich Eduard Brockhaus. Dritter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 4 M.

Mit dem vorliegenden Bande ist die Biographie eines der hervorragendsten deutschen Buchhändler zum Abschluß gekommen: die beiden ersten Bände des Werks haben wir bereits in Nr. 20 d. Bl. f. 1872 und Nr. 17 f. 1876 eingehend besprochen. Der Schlußband, der das Lebensbild des rastlos strebenden Mannes und seiner tüchtigen, die allgemeine Bildung fördernden Wirksamkeit vollendet, umfaßt nur die Jahre 1820—23, in denen sich, so rege auch seine Verlagsthätigkeit blieb, doch den großen Unternehmungen derselben keine neue angeschlossen hat. Aber diese Jahre sind in anderer Hinsicht von großem Interesse; sie zeigen uns den rüstigen Verleger auf der Bresche im unausgesetzten Kampf mit jenen Gespenstern der Restaurationsepoche, die jetzt glücklicherweise der Schattenwelt angehören, der Censur und der „Recensur", sowie mit dem Nachdruck, der damals nur von der öffentlichen Meinung verurtheilt, aber zum Theil noch von den Gesetzen geschützt war. Die Darstellung dieser Kämpfe ist sehr lehrreich für uns und auch tröstlich in vieler Hinsicht; denn wenn wir auch nicht darüber Loblieder anstimmen wollen, wie wir es jetzt „so herrlich weit gebracht", so ist doch gegen die Anarchie der damaligen Zustände in Deutschland in der jetzigen Lage des Buchhandels und der Production, sowie in der Freiheit der Gedanken- und Meinungsäußerungen ein gewaltiger Fortschritt unverkennbar.

Die Kämpfe von Friedrich Arnold Brockhaus gegen den Nachdruck fallen hauptsächlich in die Jahre 1816—20. Sein „Conversations-Lexikon" war ein viel zu erfolgreiches Unternehmen, als daß es nicht dem Nachdruck eine willkommene Beute gewesen wäre. Die mit unsern heutigen wie überhaupt mit allen Rechtsanschauungen unverträgliche Naivetät der damaligen Rechtsverhältnisse betreffs des Nachdrucks geht aus dem ersten Abschnitt dieses Bandes: „Kämpfe gegen den Nachdruck", mit überraschender Deutlichkeit hervor.

Die Firma A. F. Macklot in Stuttgart, deren Besitzer Karl Erhard hieß, hatte den Nachdruck des „Conversations-Lexikon" unternommen; die Ankündigung desselben erfolgte im Mai 1816.

In naivster Weise war darin das Brockhaus'sche „Conversations-Lexikon" außerordentlich gelobt: über den Werth desselben sei in ganz Deutschland nur eine Stimme; es bewähre sich in ihm, was deutscher Geist und deutscher Fleiß bei großen literarischen Unternehmungen zu leisten vermöchten; das durch den vereinten Fleiß vieler ausgezeichneter deutscher Gelehrter hervorgebrachte Werk mache eine ganze Bibliothek entbehrlich u. s. w. Daß durch den beabsichtigten Nachdruck gerade dieser „Fleiß deutscher Gelehrter" und die „große literarische Unternehmung" eines deutschen Buchhändlers misbraucht und empfindlich geschädigt werden sollte, war freilich nirgends gesagt und entschuldigt; es hieß darüber blos: um das so vortreffliche Werk besonders in dem südlichen Deutschland weiter zu verbreiten und durch Verringerung des Preises seinen Besitz auch unbemitteltern Lesern zu erleichtern, habe sich die Firma A. F. Macklot in Stuttgart „mit Allerhöchster Genehmigung" entschlossen, eine „neue Ausgabe" davon zu veranstalten. Die „Allerhöchste Genehmigung" war keine Unwahrheit, wie man wol hätte glauben können, denn auf dem Titel des Nachdrucks prangt die Bemerkung: „Mit Königl. Würtembergischer allergnädigster Genehmigung". In Würtemberg wie in mehrern deutschen Ländern war ja der Nachdruck selbst der deutschen Geisteserzeugnisse, wenn sie nicht in dem eigenen kleinen Territorium gedruckt waren, damals nicht nur erlaubt, sondern wurde sogar hohen Orts aus volkswirthschaftlichen Gründen begünstigt; fanden sich doch sogar deutsche Juristen, welche die Theorie des heiligen Crispin in Bezug auf den Nachdruck offen vertheidigten.

Brockhaus suchte nun zunächst für seine Originalausgabe den gleichen Schutz der würtembergischen Regierung zu erhalten, welcher dem Nachdruck zutheil geworden war.

Doch wurde dieser Schutz blos der vierten Auflage gewährt; die dritte konnte nach wie vor nachgedruckt werden; ja Brockhaus hatte der Regierung versprechen müssen, die noch nicht erschienenen Bände der dritten Auflage wirklich auszugeben und Macklot den Nachdruck derselben zu gestatten, ja sogar den von ihm früher in Aussicht gestellten Supplementband wirklich erscheinen zu lassen. Unter diesen Umständen hielt es Brockhaus für das Beste, mit Macklot einen Vertrag abzuschließen folgenden Inhalts:

Brockhaus gestattete die ungestörte Vollendung des Macklot'schen Nachdrucks in dessen bisheriger Stärke (4000 Exemplare) unter Benutzung seiner vierten Originalauflage und verpflichtete sich, jene Nachdrucksausgabe „in keiner Weise weiter herabzuwürdigen", ja dieselbe in einer ihrem vierten Bande vorzudruckenden Anzeige für eine von nun an mit seiner Bewilligung erscheinende zu erklären. Macklot (wie wir Karl Erhard der Kürze wegen öfter bezeichnen) dagegen versprach, nach Vollendung und Verkauf seiner Nachdrucksausgabe auf keinerlei Weise und unter keinem Vorwande einen neuen Druck oder Auszug aus derselben zu unternehmen, zu begünstigen oder, wenn bei einem Andern erschienen, zu verkaufen oder zu verbreiten, verzichtete auf weitere Anzeigen zur besondern Empfehlung seines Nachdrucks unter Zurücksetzung der Originalausgabe und verpflichtete sich außerdem, an Brockhaus 1500 Gulden Rheinisch als Schadenersatz und Mithonorar zu zahlen.

Dieser Vertrag führte indeß nur zu gegenseitigen Recriminationen und Processen, die noch durch Sprüche der Juristenfacultäten illustrirt wurden. Mit welcher Ausdauer Brockhaus sich gegen Macklot und einen zweiten würtembergischen Nachdruck wehrte, bei dem insgeheim wiederum diese Firma ihre Hand im Spiele hatte, möge man in dem Werke selbst nachlesen. Von allgemeinem Interesse ist besonders das Flugblatt, in welchem Brockhaus dem Nachdruck überhaupt den Fehdebrief hinwarf, mit einer Vehemenz und Schlagfertigkeit des Ausdrucks, durch welche er als ein Hauptvorkämpfer einer Reform der Gesetzgebung auf diesem Gebiete sich bewährte; er suchte dieselbe auch beim Bundestage durch Einsendung des Flugblattes an alle Bundestagsgesandten anzuregen. In welcher geharnischten Sprache das Flugblatt abgefaßt war, mag folgende Stelle beweisen:

Nein, liebes Publikum, so lange der Deutsche noch nicht auf dem Kopfe geht und mit den Füßen denkt, wird dir kein Mensch — und wäre dieser selbst ein königl. würtembergischer Geheimer- oder ein Regierungsrath — einreden, daß Verlagsrecht kein Recht, Buchhandel kein Handel sei. Wenn du dagegen alles das bedenkst, was seit Luther und Frobenius, 300 Jahre lang, verständige und rechtliche Leute, und darunter Männer wie Kant, Fichte, Pütter, Runde, Campe, Becker, Jean Paul u. a., gegen den Nachdruck gesagt haben, so wirst du wol begreifen, daß der Büchernachdruck nichts weiter sei als ein Polyp im Herzen des edelsten Eigenthumsrechts, das je eine Nation in Anspruch nehmen kann, im Herzen der Literatur. Zwar wird Herr Regierungsrath Krause für Herz lieber Magen setzen, weil er sich nun einmal des Magens des Herrn Macklot (in seinem Wirrknäuel von sophistischer Vertheidigung des Büchernachdrucks, Stuttgart, bei Macklot, 1817. 8.) ärztlich, oder — wie ein Advocatus Diaboli angenommen hat; allein lassen wir das. Der gesunde Umlauf des Blutes und des Nahrungssaftes wird allemal gestört, der Polyp sitze im Herzen oder im Magen. Das Lustigste bei der Sache ist nur das, daß ein Regierungsrath sich des Polypen annimmt und in dem von ihm dem Magen des Herrn Macklot verschriebenen Recept — der Titel seiner Schrift deutet auf Wermuthessenz — den Regierungen (eigentlich den Financiers) zuletzt wol gar einreden will: der rechtmäßige Verlag sei der Polyp (hohe Bücherpreise), der Nachdruckerraub hingegen die gesunde Blutwelle oder die rechte Pankreas der Literatur! Du wirst also einsehen, liebes Publikum, daß Gesetze, die den Nachdruck erlauben, nichts anderes bezielen, als Verleger und Schriftsteller — die nun einmal auch einen Magen haben, wie der Nachdrucker, nur keinen Straußenmagen, wie dieser — zu nöthigen, an ihrer eigenen Tafel zu fasten, an der sie Herrn Macklot u. Comp. bewirthen. Das wäre ja ärger, als es in der Fabel der Fuchs mit dem Storche, und der Storch mit dem Fuchse macht! Setzt der gutmüthige Verleger eine flache Schüssel mit guter Würzbrühe hin: flugs kommt ein hungriger Nachdrucker als Fuchs, und jener wird gesetzlich in einen Storch verwandelt, der dem ungebetenen schmausenden Gaste zusieht; oder setzt ein anderes mal ein kluger Verleger eine langhalsige (privilegirte) Flasche mit feinen Ragouts hin, flugs kommt Herr Macklot als Storch, und jener ist — der geprellte Fuchs, und das — von Rechts wegen! Bleiben ihm doch seine Krebse, davon mag er verspeisen, wie viel er Lust und Belieben hat; denn Summum jus summa injuria!

Diese Stilprobe zeigt zugleich, daß Brockhaus die Unerschrockenheit seiner Gesinnung mit einem oft drastischen Humor zur Geltung brachte, der an die Excurse Jean Paul's gegen den Nachdruck erinnert.

Freilich, die Zeitverhältnisse erlaubten nicht immer ein so durchgreifendes Auftreten, und gegenüber der preußischen Regierung mußte Brockhaus öfter in mehr diplomatischer Weise hin und her laviren, obgleich er gelegentlich auch ein kräftiges Wörtlein sprach. Diese „Kämpfe" sind in einem umfassenden Abschnitt von fünf Kapiteln besprochen und gewinnen für die Leser d. Bl. dadurch noch ein besonderes Interesse, daß unser Blatt selbst, welches damals noch den Titel „Literarisches Conversationsblatt" führte, mit in den Sündenfall des Brockhaus'schen Verlags verstrickt war. Am 4. August 1820 war das „Literarische Wochenblatt" vom Fürsten Hardenberg für Preußen verboten, allerdings im November unter dem neuen Titel: „Literarisches Conversationsblatt", wieder zugelassen worden. Doch als solches wurde es mit von der Recensur betroffen, welche über den Brockhaus'schen Verlag in Berlin verhängt wurde.

Brockhaus war keine persona grata bei der preußischen Regierung als Verleger der Massenbach'schen „Memoiren" und der „Handzeichnungen aus dem Kreise des höhern politischen und gesellschaftlichen Lebens", worin ein Abschnitt das frühere Leben des Fürsten Hardenberg behandelte. Die in seinem Verlage erschienene Uebersetzung des Werks von de Pradt: „De la révolution actuelle de l'Espagne et de ses suites", gab nun den Anlaß, daß die Feindlichkeit der Regierung in thatsächlichen Maßregeln zum Ausbruch kam. Die Schrift de Pradt's wurde mit Beschlag belegt, da sie, wie der preußische Gesandte in Dresden, von Jordan, dem sächsischen Cabinetsminister Grafen von Einsiedel schrieb, „ganz eigentlich gegen die

bestehende politische Ordnung gerichtet ist, ja den Meineid und die Empörungen der Völker und Armeen ohne Scheu predigt". Derselbe gab in einem andern Schreiben an den Minister ein vollständiges Sündenregister des Brockhaus'schen Verlags:

Letzterer hat seit Einführung der neuen Preßgesetze nicht aufgehört, den Bestimmungen derselben zu widerstreben, und von diesen Bemühungen durch das wieder herausgegebene, mit Noten versehene, ältere Schreiben des Fr. Gentz an Se. Majestät den König von Preußen, durch die Vorrede zum fünften Band des „Hermes", die neue Gestalt des „Literarischen Wochenblattes", die von ihm besorgten Nachdrucke und Uebersetzungen der de Pradt'schen gefährlichen Schriften u. m. dgl. unleugbar Beweise gegeben; — ganz besonders aber zeigt sich dieses Streben aufs neueste in einzelnen Artikeln, welche er als Anhang zum letzten Bande der fünften Auflage seines „Conversations-Lexikons" und zugleich in den Supplementbänden zu den ältern Ausgaben jenes Werks herausgegeben hat, und in dem 19. Hefte der von ihm redigirten und verlegten Zeitschrift „Zeitgenossen". Unter jenen sind außer den Artikeln: „Radical-Reformer" und „Sand" besonders die beiden: „Spanien" und „Demagogische Umtriebe" von höchst verwerflichem Inhalt und gefährlicher Richtung. Namentlich enthält der letztgenannte Artikel eine freche Verspottung nicht blos der damals genommenen Maßregeln, sondern auch der Karlsbader und Frankfurter Beschlüsse überhaupt. In dem genannten Hefte der „Zeitgenossen" aber steht eine Biographie des Görres, in deren Schlusse die schlechteste Gesinnung sich zeigt; zugleich offenbart sich in den Brockhausenschen Verlagsartikeln das unverhohlenste Bestreben, die preußische Regierung bei jeder Gelegenheit zu verunglimpfen, ja zu schmähen.

Das sächsische Ministerium theilte indeß durchaus nicht den Reactionseifer des preußischen, sondern unterwarf in einem eingehenden Vortrage an den König die Angelegenheit einer unparteiischen, echt staatsmännischen Erwägung und übernahm in vieler Hinsicht die Vertheidigung von Brockhaus. Dieser war inzwischen in Berlin gewesen und hatte von Herrn von Kamptz und Herrn von Schuckmann die Zusage erhalten, daß man der Fortsetzung des „Literarischen Wochenblattes" unter einem neuen Titel freie Circulation lassen werde:

Was meine Bemühungen sehr erleichterte, war, daß sowol Kamptz als Schuckmann das „Literarische Wochenblatt" von Anfang an genau kannten und mir beide offen gestanden, sie hielten es in seiner Art für das einzige Blatt in ganz Deutschland, dessen Aufhören sie als einen großen Verlust betrachten würden; dann kam mir die große Mäßigung zu gute, die ich wegen des Verbots beobachtet und daß ich darüber keinen Skandal in den öffentlichen Blättern oder im Blatte selbst erhoben hatte.

Doch er täuschte sich, wenn er sich sanguinischen Erwartungen betreffs einer größern Rücksichtnahme seitens der preußischen Regierung hingab. Bald erhielt er die Nachricht, sein ganzer Verlag sei in Preußen verboten worden — wie das in der That später Campe erging und wie es Heine verspottete in den witzigen Versen:

Es blüht der Lenz, es platzen die Schoten,
Wir athmen frei in der freien Natur.
Und wird uns der ganze Verlag verboten,
Verschwindet am Ende von selbst die Censur.

Doch bald erfuhr er, daß es sich nur um eine Recensur der von ihm verlegten Werke handle, und daß der Debit derjenigen, deren Inhalt unbedenklich befunden würde, gestattet werden solle. Den Anlaß zu dieser Maßregel gab merkwürdigerweise eine Lobschrift auf den König Friedrich Wilhelm III. von Professor Benzenberg, der schon früher durch eine ähnliche Schrift über den Staatskanzler Hardenberg Verwirrung in den maßgebenden Kreisen angerichtet hatte. Das Obercensurcollegium hatte sie verboten, der Kanzler dies Verbot wieder aufgehoben. Die Biographie des Königs selbst war wohlmeinend, in vieler Hinsicht schönfärbend: doch merkte man die günstige Vormeinung des Autors für das Repräsentativsystem heraus. Dies war indeß nicht der Anlaß zum Verbot derselben, sondern der Umstand, daß die Schrift gleich andern Neuigkeiten von einer berliner Sortimentsbuchhandlung in den dortigen Zeitungen angekündigt worden war. Darüber war der König ungehalten: „der König und sein Leben ausgeboten wie Heringe und Neunaugen und mitten unter solchen Objecten", wie Raumer an Brockhaus schreibt. Der Minister von Schuckmann wurde übel angelassen wegen schlechter Handhabung der Censur, wegen Mangel an Aufsicht u. s. w. bei Gelegenheit des „dummen Zeugs", das Benzenberg habe drucken lassen. Darauf verhängte Schuckmann die Recensur über den Brockhaus'schen Verlag.

Jetzt begann ein Sturmlaufen gegen diese Nachcensur, welches für die Ausdauer von Brockhaus und für seine Unermüdlichkeit das beste Zeugniß ausstellt. An Friedrich von Raumer, an Schöll, an den Staatskanzler wandte er sich, um die Aufhebung einer Maßregel zu bewirken, die ihm vor allen als eine lästige Plackerei erschien. Am meisten wurde wol das „Literarische Conversationsblatt" als ein periodisches Unternehmen davon betroffen, und gerade für dieses geht deshalb der Verleger am eifrigsten ins Zeug; er schreibt an Raumer:

Was mein „Literarisches Conversations-Blatt" betrifft, so habe ich Einsicht und Urtheil genug, um zu erkennen, — und ich sage es auch frei heraus, ohne zu glauben, deshalb unbescheiden zu sein —, daß es in seiner Art das erste Blatt nicht blos in Deutschland, sondern in Europa ist, und daß jede Regierung, die das Blatt verbietet, sich beschimpfen muß. Ihr Vorwurf, daß es nicht beide Theile höre, ist unwahr. Ich nehme jede anständig ausgedrückte Opposition gegen dasselbe im Blatte selbst auf. Sie selbst haben die Erfahrung gemacht. Selbst aber eine Opposition zu organisiren, wäre eine Lächerlichkeit und Charakterlosigkeit, deren ich nicht fähig bin. Wie wenig einseitig und parteiisch ich bin, davon liefert unter anderm Beweis der Aufsatz über Arndt in der Beilage Nr. 106, den ich Ihnen hier beilege. Auch habe ich nie versprochen, den Geist des Blattes zu ändern. Ich habe sogar dem Minister von Schuckmann und Herrn von Kamptz selbst gesagt, ich könne ihn nicht ändern, weil ich nicht wisse, was ich ändern solle; denn man hat mir keinen andern Tadel über dasselbe ausgesprochen, als daß ich eine Stelle aus der „Correspondance inédite" aufgenommen hatte, ein Vorwurf, der, um den Stab über ein Institut dieser Art zu brechen, ungereimt ist. Auch haben die Herren von Schuckmann, von Kamptz, ich sage auch Sie, mir die Versicherung ihres Beifalls über das Ganze des Instituts im reichsten Maße ertheilt.

Aehnlich spricht er sich in einer eingehenden Vorstellung an den Fürsten Hardenberg über das Blatt aus; er vertheidigt besonders die pariser Correspondenzen desselben, die als zu liberal vorzugsweise beanstandet wurden. Doch weder diese Vorstellung noch eine Eingabe an den König vermochte die Maßregel rückgängig zu machen; es gelang nur, für die Handhabung der Recensur alle erschwerenden Bestimmungen zu beseitigen und einen möglichst raschen und leichten Geschäftsgang einzuführen. Die Verweigerung des Postdebits für das „Literarische Conversationsblatt" war dem Verleger besonders lästig, doch wurde diese Maßregel bald zurückgenommen; auch die Recensur des Blattes unterblieb factisch längere Zeit und wurde erst am 17. Juli 1823 aufs neue eingeführt.

Die Verhandlungen zwischen Brockhaus und der preußischen Regierung in allen ihren Stadien zu verfolgen, die verschiedenen Hülfsmittel und Remeduren, durch die er mit Hülfe einiger berliner und anderer Buchhändler die Klippe der Recensur zu umschiffen suchte, näher zu beleuchten, ist hier nicht der Ort: das vorliegende Werk gibt aus den archivarischen Quellen durch Mittheilung der Correspondenz hierüber den eingehendsten Aufschluß. Einmal war sogar eine Spaltung in den Regierungskreisen die Folge dieser Verhandlungen. Fürst Hardenberg hatte am 9. Mai 1822 die Recensur suspendirt; Brockhaus hatte sich in einem Schreiben an den Staatskanzler erfolgreich gegen eine Denunciation in der „Allgemeinen Zeitung" gewehrt, indem er den Verfasser derselben, Dr. Klindworth, durch thatsächliche Mittheilungen um jeden Credit brachte. Doch der Minister von Schuckmann wußte es durchzusetzen, daß durch königliche Cabinetsordre diese Aufhebung der Recensur gleich darauf wieder rückgängig gemacht wurde. Ein humoristisch-satirisches Buch: „Taschenbuch ohne Titel", gab den äußern, wenn auch nur vorgeschobenen Anlaß dazu. Eine lange, energische Selbstvertheidigung von Brockhaus, die er dem Staatskanzler einsendete, sowie eine Eingabe an den König konnte nichts an der Sachlage ändern. Interessant ist ein Schreiben Schuckmann's vom 28. September 1822, in welchem besonders auf die Andeutung in jener Eingabe geantwortet wird, als könne Dr. Klindworth die Hand bei der Wiedereinführung der Recensur im Spiele haben. Der Ton dieses Schreibens ist sehr energisch; jene Andeutung und die Drohung mit der Publicität wird als „absichtliche Unwahrheit" bezeichnet, als „Phantom eingebildeter Wichtigkeit" und als „zu verächtlich, um eines Bescheides gewürdigt zu werden"! Sollte nun solche Unwahrheit durch den Druck veröffentlicht werden, so droht der Minister mit dem Verbot aller Brockhaus'schen Verlagsartikel ohne jede Ausnahme, dagegen solle der Nachdruck derselben unter diesseitiger Censur gestattet werden! Dieser Zusatz ist sehr charakteristisch für die damaligen Zustände.

Aufgehoben wurde die Recensur für den Brockhaus'schen Verlag erst kurz nach Brockhaus' Tode und zwar am 17. December 1823, diejenige für das „Conversationsblatt", die zunächst noch fortbestehen sollte, sogar erst anderthalb Jahre später. Am Schlusse dieses Abschnitts sagt der Verfasser der Biographie über seinen Großvater:

> Niemand wird ihm das Zeugniß versagen, daß er sich in diesen Kämpfen mannhaft und energisch benahm und, wenn er auch nicht als Sieger aus denselben hervorging, doch mit Aufbietung seiner ganzen geistigen Kraft unerschrocken für das eintrat, was er als sein gutes Recht betrachtete.

In Wien, unter dem Régime von Metternich und Gentz, stand Brockhaus noch mehr in Miscredit als in Berlin: man confiscirte und verbot dort mehrere seiner Verlagswerke, darunter das Taschenbuch „Urania" wegen einer aus dem Französischen übersetzten Novelle und den neunten und zehnten Band des „Conversations-Lexikon"; doch machte man Ausnahmen zu Gunsten einiger hochgestellten oder verläßlichen Personen. Die österreichische Censur hatte vier Urtheilsformeln für gedruckte Werke: Admittitur, Transeat, Erga schedam conceditur, Damnatur:

> Admittitur ertheilt der Censor jener Schrift, welche öffentlich verkauft und auch in den Zeitungen angekündigt werden darf; Transeat Schriften, welche nicht ganz zum allgemeinen Umlauf, aber auch nicht zu einer strengern Beschränkung geeignet sind; sie können zwar öffentlich verkauft und in die Kataloge aufgenommen, aber nicht in den Zeitungen angekündigt werden. Erga schedam erhalten Werke, in welchen die Anstößigkeiten das Gute und Gemeinnützige überwiegen und welche ohne Gefahr nur Geschichtsmännern und den Wissenschaften geweihten Menschen gegen Reserve von der Polizeihofstelle bewilligt werden können. Damnatur ist als der höchste Grad des Verbots nur jenen Schriften vorbehalten, welche den Staat, die Religion oder die Sittlichkeit untergraben; die Erlaubniß, solche Schriften zu lesen, ertheilt ebenfalls die Polizeihofstelle und sie wird vierteljährlich Sr. Majestät ein Verzeichniß der Personen, welchen der Art Bücher und Schriften zugestanden wurden, vorlegen.

Gegenüber diesen geschmackvollen Varianten mußte die preußische, sich auf ein einfaches Verbot beschränkende Censur sehr dürftig und einseitig erscheinen.

Wie in Preußen, so machte auch in Oesterreich Brockhaus aus seinen Gesinnungen, die zur Zeit der Karlsbader Beschlüsse schon an und für sich bedenklich genug erscheinen mußten, kein Hehl. In einem Schreiben an den Polizeiminister Grafen Sedlnitzky gibt er zwar zu, daß er in seinem Verkehr stets zuerst auf die innere Tüchtigkeit der Werke sehe, die ihm angeboten werden, und auf den Rang, den die Verfasser in der Literatur einnehmen, die politische Farbe ihrer Meinungen sei ihm gleichgültig; gleichwol hat er den Muth, ein persönliches Glaubensbekenntniß abzulegen, das wenig geeignet war, sein Anliegen zu unterstützen:

> Um hier ein Wort von meinem persönlichen Liberalismus zu sagen, so gestehe ich, der entschiedenste Feind aller und jeder Willkür und alles Despotismus zu sein. Ich habe diesem meinem Hasse unter der Napoleon'schen Epoche mein Eigenthum geopfert (indem ich deshalb Holland, wo ich bis zu seiner Occupation dieses Landes domicilirt war, verließ), wie ich mein Leben dafür hingegeben hätte. Diese meine Gesinnung erwarb mir im October 1813 auch den ehrenvollen Auftrag vom Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg, ein Journal über die damaligen Begebenheiten herauszugeben, und unter dem Kanonendonner von Liebertwolkwitz wurden die ersten Nummern der „Deutschen Blätter"

gedruckt. Aber mein Liberalismus hat in der Idee keinen andern Zweck, als die Herrschaft guter und der bestmöglichsten Gesetze zu wünschen und, soweit mein Einfluß reicht, im rechtlichen Wege dies zu befördern. Ich habe nie zu einer geheimen Verbindung gehört, bin auch nie zu einer eingeladen worden, weshalb ich auch an keine glaube —; mein Leben ist das einfachste, indem ich außer meinen Geschäften nur für meine Familie existire. Demungeachtet leugne ich in der Offenheit meines Charakters nicht, in einzelnen Momenten tief von der politischen Lage Deutschlands ergriffen gewesen zu sein und in diesen Momenten mehr gethan zu haben, als sich vielleicht dem Buchstaben nach rechtfertigen ließ oder noch läßt. Sowie ich bis zum Jahre 1813 und wieder 1815 der glühendste Feind der Napoleon'schen Herrschaft war, so ergriff mich 1819 die preußische Denunciation Deutschlands in Beziehung auf die angeblichen demagogischen Umtriebe, an die ich so wenig damals glaubte, wie ich ihnen noch jetzt in dem Sinne der preußischen Denunciation keinen Glauben schenken kann; mich ergriff die Reaction, die ich in den Karlsbader Beschlüssen wahrzunehmen glaubte, und die mir die Ehre des deutschen Volks und der deutschen Regierungen anzugreifen schienen; in dieser Ansicht wurde ich bei meiner Durchreise durch Frankfurt in jenem Zeitpunkt von hohen diplomatischen Personen sogar bestärkt.

Dieser Freimuth gereicht dem tapfern Buchhändler zur Ehre, der nirgends durch schweifwedelnde Unterwürfigkeit seine Zwecke zu erreichen suchte. Die Ausdrücke, mit denen man Brockhaus dafür kennzeichnete, sind fast ganz dieselben, wie sie in vormärzlicher Zeit im Schwange waren. Er ward von Sedlnitzky ein „in politischer Beziehung übel berüchtigter Buchhändler" genannt, welcher der Partei dienen wolle, die alle bestehenden Ordnungen aufzulösen suche. Herr von Jordan nennt ihn „den zur Verbreitung alles Revolutionären jederzeit fertigen Buchhändler", spricht von verwerflichem Inhalt und gefährlicher Richtung einzelner Artikel, von schlechtester Gesinnung u. a.

Wenn diese Abschnitte die politische Restaurationsepoche illustriren, so ist der Abschnitt, welcher die „Streitigkeiten mit Müllner" behandelt, ein wichtiger Beitrag zur Literaturgeschichte. Der Advocat von Weißenfels erscheint darin in einem Lichte, welches das spätere Urtheil Platen's über ihn vollkommen rechtfertigt: ein rabbulistischer Juris-praktikus, der nur im persönlichsten Interesse die Presse zu beherrschen sucht und gleichzeitig seine genaue Kenntniß des Gerichtswesens zu Gunsten seiner persönlichen Klagen und Processe ausbeutet. Mit Brockhaus anfangs befreundet, wandte er auf einmal das schwere Geschütz seiner Polemik gegen ihn, als in der Zeitschrift „Hermes" sein „König Yngurd" eine tadelnde Beurtheilung erfahren hatte. Diese ungünstige Kritik gab den Anlaß zu fünfjährigen Streitigkeiten in den Blättern, zu geharnischten Broschüren, zu Injurienprocessen in Sachsen und Preußen; sie verbitterte dem unternehmenden Verlagsbuchhändler seine letzten Lebensjahre, ja sie beschleunigte durch den fortwährenden innerlich aufreibenden Aerger seinen Tod.

Wenn man die Stellung, welche dem weißenfelser Poeten von der Literaturgeschichte jetzt eingeräumt wird, in Betracht zieht, so muß man sich wundern, daß er damals eine Art von literarischer Großmacht war. Und doch — er war vor allem ein Modepoet und hatte glänzende buchhändlerische Erfolge. Darüber gibt das vorliegende Werk sehr interessante als verbürgt bezeichnete Notizen, welche überdies beweisen, daß die Lage der Dramatiker dem Publikum und den Buchhändlern gegenüber sich wesentlich verschlechtert hat:

Bei Göschen erschienen: 1815 „Die Schuld", erste Auflage 2000 Exemplare (Honorar 200 Thlr.), zweite Auflage 2000 Exemplare (Honorar 70 Friedrichd'or), dritte Auflage 2500 Exemplare (Honorar 100 Friedrichd'or), 1817 „Almanach für Privatbühnen", „König Yngurd", erste Auflage 4000 Exemplare (Honorar 1200 Thlr.), zweite Auflage 4000 Exemplare (Honorar 1200 Thlr.); bei Cotta: 1820 „Die Albaneserin", 10000 Exemplare (Honorar 3000 Thlr.), 1821 „Die Schuld", vierte Auflage (Honorar 100 Friedrichd'or), 1824—26 „Vermischte Schriften", 2 Bände; bei Vieweg: 1829 „Dramatische Werke", 7 Bändchen (Honorar für 5 Jahre 4000 Conv.-Gulden).

Ein Drama, das in einer Auflage von 10000 Exemplaren im Buchhandel erscheint, würde heute für ein Weltwunder gelten und eine derartige Notiz allgemein als eine gut ausgewachsene Seeschlange betrachtet werden! Man las also damals Dramen: das ist heutzutage eine Ausnahme; selbst die beliebtesten Bühnendramen der namhaftesten Autoren bleiben in ihrem Absatz weit hinter jener Ziffer zurück. Zugleich ist diese Notiz sehr lehrreich für alle diejenigen, welche in buchhändlerischen Erfolgen auch noch heutigentags die sichere Bürgschaft dauernden Nachruhms sehen. Müllner ist schon jetzt eine verschollene Größe: so ergeht es den Modepoeten und Tagesberühmtheiten.

Die Keule seiner Polemik schwang der weißenfelser Advocat zunächst gegen den Professor Clodius, in welchem er den Kritiker seines „Yngurd" zu treffen glaubte; als eine Erklärung im „Hermes" ihm bewies, daß er sich falsch adressirt hatte, wandte er sich gegen den Redacteur Krug und überhäufte diesen mit Schmähungen. Gegenüber der Grobheit in dieser Literaturfehde muß man einräumen, daß die literarische Polemik heutzutage mit Glacéhandschuhen geführt wird. Der Verleger Brockhaus, der bei Beginn des Streits in Paris war, wurde nach seiner Rückkehr mit hereingezogen, indem er sich seines Blattes und seines Redacteurs annahm. Müllner's Erwiderungen, brieflich und literarisch, wurden immer pöbelhafter. Brockhaus gab dann zwei Hefte „Müllneriana" heraus und lieferte zu dem Artikel „Müllner" im „Conversations-Lexikon" einen pikanten Nachtrag. Dies fachte den Streit zu erneuten Flammen an. Müllner antwortete in einem Pamphlet: „Die Macht des «Conversations-Lexikon» und ihr Gegengewicht", und empfahl sogar den Macklot'schen Nachdruck. Krug verspottete Müllner in einer Schrift: „Apollo der Leukopeträer" (1820). Alle Welt fürchtete sich vor dem weißenfelser Piraten; er beherrschte viele Blätter, auch die „Hallesche Literaturzeitung", redigirte das Cotta'sche „Morgenblatt" und brachte seine Invectiven auch in der „Leipziger Zeitung" an. Doch versagte ihm Cotta schließlich die Zustimmung zum Abdruck seiner Schimpfartikel, und auch die Censoren der „Leipziger Zeitung" erklärten sich gegen ver-

sönliche Klopffechtereien. Auch des „Literarischen Wochenblattes" in Weimar hatte sich Müllner bemächtigt; es war das der Grund, daß Brockhaus unser Blatt ankaufte, um Müllner diese Waffe zu entziehen.

Dem Kampf in der Presse zur Seite gingen die Injurienprocesse hüben und drüben. Müllner wußte von den Unterschieden in der sächsischen und preußischen Gesetzgebung Nutzen zu ziehen. Erstere bestrafte die Injurien noch mit persönlicher Abbitte, und eine solche mußte Brockhaus vor dem leipziger Gericht leisten. Die genaue Schilderung der Gerichtshändel ist auch für Juristen von Interesse.

Der Abschnitt „Letzte Lebensjahre" schildert Brockhaus' äußeres und inneres Leben in den Jahren 1819—23; die Verhandlungen wegen eines Concurrenzunternehmens, das von befreundeter Firma ausging, des Pierer'schen „Universal-Lexikon", nehmen in diesem Abschnitt einen breiten Raum ein. Am 20. August 1823 starb der wackere Buchhändler, einer der tapfersten Vorkämpfer für die Freiheit der Presse und des geistigen Verkehrs.

Das mit diesem dritten Bande vollendete Werk von Eduard Brockhaus muß als ein sehr wichtiger Beitrag zur Geschichte nicht nur des deutschen Buchhandels, sondern auch der deutschen politischen und geistigen Zustände in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts erscheinen. Obschon dem Enkel von der Pietät gegen den Begründer der Firma in die Feder dictirt, ist es doch frei von jeder Schönfärberei, schlicht und maßvoll gehalten und mit einer auf briefliche und archivarische Quellen sich stützenden Objectivität abgefaßt.

Rudolf von Gottschall.

Aus dem republikanischen Paris.

Phönix Paris! Wer sähe es nicht gleichsam verkörpert, in der Wirklichkeit vor sich, jenes Fabelwesen des Alterthums, das aus der eigenen Asche zu neuem Leben, in noch glänzenderer Erscheinung, als bevor es in Flammen unterging, emporwächst — wenn er Paris vor sich sieht, Paris von 1881, und sich in Gedanken nochmals ausmalt das Paris von 1871! Zehn Jahre genügten, um aus den Ruinen der einstigen Hauptstadt des Empire abermals die „Stadt der Städte" zu machen, die sie war und die — man darf es ohne kleinlichen Neid zugestehen — sie immer sein wird. Frankreich ist eben das „wahre Milliardenland", wie ein Autor, von dessen bezüglichem Werke wir sofort näher sprechen, es mit Hinblick auf die famose Tissot'sche „Reise ins Milliardenland" genannt hat.

Von jeher hat Paris in unserer deutschen touristischen und feuilletonistischen Literatur eine gewaltige Rolle gespielt, und so auch heute noch. Mit dem zweiten Kaiserreich ist wol das napoleonische Paris, doch nicht Paris selbst den Augen der staunenden Welt entschwunden, und wie unsere gewandtesten Publicisten früher ihre Studien über das Paris du second empire uns nicht vorenthielten, so finden dieselben oder ihnen nachgeartete Federn den gleichen reichen Stoff zu Schilderungen und Betrachtungen aller Art in dem Paris de la troisième république.

Als ein rechter Proteus unter den modernen Städten war und ist Paris immer neu, und das jetzt besonders interessante und wichtige Neue an ihm hat in Worten sehr präcis derselbe Autor wiedergegeben, dessen wir oben schon gedenken konnten. Bei einer Umschau auf unserm Büchertisch kamen uns sogleich nicht weniger als vier Novitäten der Literatur über die Circe Paris, das Babel an der Seine, vor Augen, und wenn wir zwei derselben hier auch nur mit einer kürzern Erwähnung zu erledigen im Stande sein werden, so möchten die beiden andern uns wol etwas länger beschäftigen. Lassen wir die letztern also den Anfang machen:

1. Paris unter der dritten Republik. Neue Bilder aus dem wahren Milliardenlande von Max Nordau. Leipzig, Schlicke. 1880. Gr. 8. 6 M.

Max Nordau, der dem unfreiwilligen Spaßmacher Tissot jene Phrase vom „pays des milliardes" zurückgab — sein bezügliches Buch erschien vor etwa dritthalb Jahren —, ist in den uns jetzt vorliegenden neuen Bildern aus dem wahren Milliardenlande auch derjenige, der die oben angeführte Betrachtung anstellt. Wir lesen nämlich im Vorwort:

> Es gibt wenige Schauspiele von solcher Großartigkeit wie das einer ursprünglich feudalen alten Gesellschaft, die im Begriff ist, sich zu demokratisiren. An der französischen Nation vollzieht sich augenblicklich dieser weltgeschichtliche Proceß sichtbarer und mächtiger als in irgendeinem Moment seit 1789. Sie ist daran, sich dem Buchstaben des Gleichheitsprincips gemäß von Grund auf neu zu gestalten, und jede Phase dieses Processes ist würdig, auch dem ernstesten Geiste lebhaftes Interesse einzuflößen.

Wenn dies gewiß historisch objectiv ist, so kommt freilich in der Folge viel Subjectivität in Nordau's Raisonnement, zu welcher wir hier keine Stellung nehmen wollen. Nordau ist Republikaner. Aus der Seele, den Phantasien eines solchen heraus sagt er von sich (in dritter Person):

> Er verfolgt den Umgestaltungsvorgang der französischen Gesellschaft mit der wärmsten Theilnahme, weil er darin einen großen menschheitlichen Zug spürt, weil er in den heutigen Zuständen Frankreichs ein Bild der nähern oder entferntern Zukunft aller übrigen Culturvölker ahnt, und weil er die Ueberzeugung hat, daß die Ideen, die hier allmählich zum Durchbruch gelangen, bestimmt sind, über kurz oder lang die Welt zu beherrschen.

Wenn der Verfasser in seinem früher erschienenen Buche die mitunter erfreulichen materiellen Seiten des pariser Lebens dargestellt hat, so bemüht er sich nun, das ungleich

anziehendere Bild des geistigen Lebens im heutigen Paris zu malen. Er will die Rückwirkung nachweisen, welche die republikanisch-demokratischen Ideen während einer nunmehr zehnjährigen legalen Herrschaft auf die geistige Verfassung der Franzosen und auf die verschiedenartigen Manifestationen ihres Nationalgenies, also auf ihre Literatur, ihre Kunst, ihr sociales Leben — soweit dasselbe in Paris der unmittelbaren Beobachtung des Verfassers zugänglich war — und auf ihre politischen Ideale geübt haben. Von seinem schon gekennzeichneten Parteistandpunkte aus kann der Verfasser nicht anders als mit einiger Voreingenommenheit urtheilen und erzählen, auch wenn er sich ausdrücklich gegen eine solche verwahrt. Doch merkt ein denkender Leser sehr leicht, wo die lebendige und treue Färbung des Buchs mehr oder minder zu sogenannter Schönfärberei wird. Das Gemälde des republikanischen Paris, welches Nordau entwirft, setzt sich aus den Charakterköpfen bestimmter Personen und den Schilderungen der allgemeinen Zustände und Erscheinungen zusammen. Die Personen, die er als die Typen der Zeit vorführt, sind: Grévy, Gambetta, V. Hugo, Zola und Daudet. Als Signatur der allgemeinen gesellschaftlichen Zustände des heutigen Paris dient die oben citirte Aeußerung des Verfassers, die dann noch eine nähere thatsächliche Deutung erhält: das Weltausstellungsjahr 1878 bewirkte eine Art Versöhnung zwischen der Republik und den Monarchisten, dem legitimistischen oder napoleonischen Adel. Die bisher die neuen „Emigranten" gewesen waren, kehrten zu jenem glänzenden Schauspiel und Völkerfest nach Paris zurück, öffneten wieder ihre prächtigen Hotels und wetteiferten mit den Männern der neuen Ordnung, die liebenswürdigen Wirthe der aus allen Erdtheilen herbeiströmenden Fremden zu machen.

Der Vertheidiger und Lobredner, ja Bewunderer der Republik kann dennoch nicht umhin, einen Mangel zu constatiren: la République manque de femmes. Die amnestirte Commune zwar hat ihre Luise Michel, die Petroleuse — aber die Republik hat keine Priesterinnen, keine Grazien. Woraus dann weiter folgt: wo der Einfluß und Nimbus der Frauen fehlt, da gedeiht auch nicht die eigenartige Blume der modernen Gesellschaft, die ohne die Sonne der Frauengunst verdorren muß, der Salon. Hier möge Nordau selbst der gewiß verlaßliche Gewährsmann sein:

Gambetta ist unverheirathet und kann darum nur officielle Diners und Soiréen für Herren oder vertrauliche kleine Junggesellenpartien geben, von denen die Frauen noch entschiedener ausgeschlossen sind als von jenen. Victor Hugo hat auch keine Hausfrau, was freilich enthusiastische Damen nicht hindert, zu ihm zu gehen; allein der Ton, der bei ihm herrscht, ist zu sehr der gottesdienstlicher Verehrung, als daß der leichte Fluß des Gesprächs und die Vertraulichkeit zwischen Hausherrn und Gästen aufkommen könnten, die die erste Voraussetzung eines richtigen Salons bilden, und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß man bei Victor Hugo nicht in einen Salon, sondern in einen Tempel tritt. Emil de Girardin hat die Traditionen des französischen Salons wie kein anderer lebender Franzose; allein seit dem Tode seiner genialen Frau empfängt er nicht regelmäßig, öffnet sein Haus nur noch den Intimen und verzichtet darauf, ein gesellschaftlicher Mittelpunkt und Krystallisationskern zu sein, um nur durch seine Feder auf seine Landsleute zu wirken. Thiers war ein leidenschaftlicher Freund der Conversation; er war reich und hatte eine Hausfrau; dennoch hielt er weder während seiner Präsidentschaft noch nachher einen Salon, angeblich weil die wohlbekannte Oekonomie seiner Gemahlin sich den mit gesellschaftlicher Gastfreundlichkeit immerhin verbundenen Ausgaben widersetzte. Grévy öffnet die Festsäle des Elysée auch nur bei officiellen Anlässen; dann drängen sich zweitausend Personen in den glänzenden Hallen und um die reich besetzten Buffets, die Unbekannten, ohne sich finden und miteinander plaudern zu können, alle von der Hitze und dem Gedränge leidend und froh, wieder wegzukommen; außer diesen officiellen Empfängen aber macht der Präsident keinerlei gesellschaftliche Anstrengungen, und er führt in seinem Palast im ganzen ein sehr stilles, sehr zurückgezogenes Leben, ganz so wie früher in der Rue Saint-Arnaud (heute Rue Volney), wo er nur wenige alte Freunde und Verwandte zu empfangen pflegte. Seit der Gründung der dritten Republik hat es in Paris eigentlich nur zwei wirklich republikanische Salons gegeben, und von diesen ist der eine nach kurzer Blüte verödet und der andere im Begriff, seine politische Bedeutung zu verlieren. Der erste war der Salon der Fürstin Trubetzkoi. Große Dame, Besitzerin eines ihrem Range entsprechenden Vermögens, reich an Beziehungen, die die ganze pariser Gesellschaft umfaßten, dabei eine Freundin der Literatur und schönen Künste, eine gebildete Linguistin und geistreiche Conversationskünstlerin, war die interessante Russin prädestinirt, die Königin eines Salons zu sein. Sie hatte überdies zu ihren andern Eigenschaften auch einen lebhaften Geschmack für politische Intrigue, die sie ein wenig als Sport betrieb, und eine Sympathie für die Republik und ihre Stützen, die in der socialen Schicht, der die Fürstin Trubetzkoi angehört, nicht häufig ist. Dies alles machte, daß ihr Hotel in den Champs Elysées der Sammelplatz aller republikanischen Notabilitäten wurde, welche hier zum ersten mal mit Elementen in Berührung kamen, denen sie bis dahin fremd geblieben waren. In den Salons der Fürstin sah man oft Thiers und Gambetta, die hier einander näher traten; die Botschafter der fremden Mächte verkehrten hier mit den Abgeordneten von der Linken; durchreisende ausländische Fürstlichkeiten und Aristokraten lernten hier die Menschen von Zukunft und Vergangenheit, die glänzenden Namen jeden Berufs kennen.

Schade nur, daß dieser vielverheißende gesellschaftliche Verkehr sein frühes Ende fand: es kamen Indiscretionen vor, sei es mit oder ohne Verschulden der Dame vom Hause. Besonders die Männer der Politik zogen sich infolge dessen zurück, und daß, wer den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen braucht, erfuhr auch die Fürstin. Nordau erzählt weiter:

Dazu kam, daß Sardou in seiner „Dora" den Trubetzkoi'schen Salon öffentlich carikirte, man kann direct sagen, an den Pranger stellte, was wieder einen wichtigen Theil der Gäste aus dem verleumdeten Hause vertrieb. Und da um diese Zeit die Fürstin auch in ihrem Familienleben allerlei Kümmernisse erfuhr, so schloß sie eines Tags ihren Salon und verließ Paris, in welchem sie von 1873 bis etwa 1877 eine erste Rolle gespielt hatte. Der zweite republikanische Salon, der die Erbschaft des Trubetzkoi'schen Hauses antrat und dessen Thüren noch heute gastlich offen stehen; ist der der Madame Adam, besser bekannt unter ihrem Mädchennamen Juliette Lamber, den sie mit reizenden Romanen und Reisebeschreibungen unsterblich gemacht hat. Obwol bereits Großmutter, ist Frau Adam noch immer eine prächtige Erscheinung mit leuchtenden, großen Schwarzaugen, wunderschönen schwarzen Haaren, einer jugendlichen Büste und

einem schelmischen, ewig beweglichen, ausdrucksvollen Gesichtchen, dem man höchstens dreißig Jahre geben würde. Mit ihren körperlichen Vorzügen verbindet Frau Adam eine bezaubernde Anmuth, eine Lebhaftigkeit, eine herzgewinnende Liebenswürdigkeit, die sie zu einer durchaus exceptionellen weiblichen Erscheinung machen. Diese merkwürdige Frau ist aber nicht blos schön, anmuthig und trotz ihrer Jahre, die man nicht ignoriren kann, unwahrscheinlich jung, sie ist auch von einer so sprudelnden Heiterkeit, einem so paradoxalen Witz und einer so blendenden Meisterschaft in der Plauderei, daß sie den berühmtesten Salonvirtuosen des 18. Jahrhunderts zahlreiche Points vorgeben könnte. Eine solche Individualität mußte Freunde erwerben, wohin sie immer kam. Alle Welt drängte sich um sie und war glücklich, ihre geniale Gegenwart in ihren Salons zu genießen. Gambetta verplauderte ganze Abende mit ihr, Victor Hugo küßte ihr die Hand, die Minister schmückten ihre officiellen Empfänge mit ihrer Anwesenheit. Man begann sie als Macht im Staate anzuerkennen. Streber schlichen sich bei ihr ein in der Hoffnung, durch ihre Protection Carrière zu machen. Die Indiscretion der Journalistik heftete ihr forschendes Auge auf diesen Salon, in welchem die Ueberlieferungen französischen Geistes und französischer Heiterkeit so glücklich cultivirt wurden; ungeschickte Schmeichler nannten Madame Adam die Tallien der dritten Republik. Das verscheuchte die hervorragendsten Politiker aus ihrem Hause, in das zu viel vom grellen Lichte der Oeffentlichkeit fiel. Die geistigen Häupter der dritten Republik sind in diesem Punkte sehr kitzelig: sie wollen nicht, daß man diese für ein Directorium halte, und vermeiden ängstlich jeden Anschein der Beeinflussung durch schöne Frauen. Diesem catonischen Skrupel verdankt es Frau Adam, daß sich die politischen Elemente aus ihrem Salon zurückzogen und nur die literarischen und künstlerischen zurückblieben, welche die „Nouvelle Revue", deren Directrice Frau Adam ist, um sie gruppirt. Und so kann man heute sagen, daß es in Paris keinen einzigen republikanischen Salon im historischen Sinne des Worts gibt und daß die reactionären Spötter recht zu haben scheinen, wenn sie triumphirend immer und immer wiederholen: „La République manque de femmes."

So weit Nordau. Wir können hier nur noch kurz erwähnen, daß derselbe um den Kern seines Buchs, der eben eine Schilderung des „republikanischen Paris" ist, noch verschiedene andere Kapitel unterhaltenden, novellistischen oder anekdotischen Inhalts krystallisirt. Wir nennen als besonders ansprechend: „Straßen-Industrien"; „Müßiggang in Paris"; „Mein Freund, der Musiker."

Wir gehen nun zu einem andern Autor über:

2. Pariser Leben. Bilder und Skizzen von Ludwig Kalisch. Mainz, von Zabern. 1880. 8. 5 M.

Kalisch verfolgt keine ausgesprochene politische und sociale Tendenz, er ist mehr nur ein amusanter Plauderer, der aber ebendeshalb — wie es in dem geflügelten Worte heißt — nicht verstimmt, weil man nicht die Absicht merkt. Kalisch ist auch der Aeltere; sein Ruf als pariser Correspondent und Feuilletonist ist seit Jahren ein festbegründeter und großer. So konnte er auch zurückgehen auf Berühmtheiten noch aus der Zeit Ludwig Philipp's, auf Béranger, Heine, Börne, Paul de Kock u. a. Die Skizzen sind sämmtlich schon zerstreut erschienen und hier nur gesammelt. Sie haben früher bereits das verdiente Glück gemacht, wovon der Verfasser z. B. Folgendes zu erzählen weiß:

Ich will hier nicht jede einzelne Skizze mit einem Empfehlungsschreiben an das Publikum versehen. Es sei mir jedoch gestattet zu bemerken, daß dem nun heimgegangenen Jakob Offenbach bei seiner Ankunft in Amerika mein ihm gewidmeter biographischer Abriß von seiner dort lebenden Schwester in englischer Uebersetzung, und zwar in einem der verbreitetsten amerikanischen Blätter, als Willkommgruß dargereicht wurde. Ich füge noch hinzu, daß Offenbach mir zu wiederholten malen seine Verwunderung über meine genaue Kenntniß seines Lebensganges ausdrückte. Diese genaue Kenntniß verdankte ich seinem Bruder, der ihm einige Tage später ins Grab folgte. Habe ich doch lange Zeit die kostbare Reliquie der Offenbach'schen Familie, den Theaterzettel, bewahrt, welcher die Operette seines Vaters: „Der Schreiner in der Werkstatt", anzeigte. So hat auch der Artikel über Madame Strauß das Verdienst, zum ersten mal dem Publikum in wahrer Gestalt die Frau vorzuführen, die unserm vortrefflichen Börne bis zu seinem Tode in aufopferungsvoller Freundschaft zur Seite stand, und ohne deren Ermunterung er vielleicht nicht die Schriftstellerfeder ergriffen hätte. Ich will auch ein Wort sagen über den Artikel „Der Wunderglaube in Paris". Demselben wurde eine Ehre zutheil, deren sich wahrscheinlich keiner der Millionen erschienener Artikel des In- und Auslandes zu rühmen vermag. Er wurde nämlich in dem hebräischen, in Odessa erscheinenden Blatte „Hammeliz" vorzüglich übersetzt und mit erklärenden Noten veröffentlicht. Meine Studie über den pariser Spiritismus und Somnambulismus ward also auch in der Sprache verbreitet, in welcher der große Prophet Moses zu den Kindern Israel geredet.

Was jene „vorfebruarlichen" pariser Größen anlangt, so wollen wir bei Börne einen kurzen Halt machen und zwar bei dem Kapitel, welches Kalisch der Freundin des Genannten, der Frau Strauß, gewidmet hat. Zunächst: wie ist Börne Schriftsteller geworden? Unser Autor erzählt:

Ich hatte gehört, daß sie es gewesen, die ihren Freund veranlaßt hatte, die Schriftstellerfeder zu ergreifen, und ich fragte sie, ob dem wirklich so sei? „Das ist wahr", erwiderte sie. „Börne hatte die Gewohnheit, mir bei seinen Besuchen von seiner Lektüre zu berichten; er war indessen mit derselben selten zufrieden. Die damalige Tagesliteratur war auch in der That nicht geeignet, seinen Geist zu befriedigen oder ihm eine besondere Achtung vor der Gesinnungstüchtigkeit der Schriftsteller einzuflößen. »Da habe ich wieder recht dummes Zeug gelesen«, sagte er gewöhnlich, und indem er die Schrift nannte, schüttete er eine solch beißende satirische Lauge über dieselbe und ließ dabei so viel Witzfunken sprühen, daß ich nicht müde ward, ihm zuzuhören. Eines Tags nun — es war im Jahre 1817 — als er wieder seinen Unwillen über ein soeben erschienenes Buch in humoristischer Weise ausdrückte, diesmal aber noch geistvoller, noch witziger sprach, sagte ich ihm: »Männer von Talent und Ueberzeugung sollten der Talent- und Charakterlosigkeit nicht allein das Wort gönnen. Das Publikum liest eben das, was man ihm bietet, und es würde gewiß eine bessere Lektüre wählen, wenn begabte Männer ihm eine solche böten. Sie sollten schreiben.« »Das will ich auch thun«, antwortete er, und bald darauf erschien seine »Wage«, die so viel Aufsehen erregte und seinen Namen so schnell berühmt machte. Mich überraschte der glänzende Erfolg dieser Zeitschrift durchaus nicht; ich war vielmehr fest überzeugt, daß ein Mann, der so geistvoll sprach, auch geistvoll schreiben und sich bald einen weiten Leserkreis erwerben würde." „Börne's Unterhaltung", fuhr sie fort, „war ebenso reich an witzigen, humoristischen Wendungen wie seine Schriften. Er sprach ebenso geistvoll wie er schrieb, aber er entfaltete seinen

Geist im Gespräch nur vor denen, für die er ein besonderes Interesse hatte."

Kalisch hatte Frau Strauß 1849 in Auteuil bei Paris kennen gelernt, wohin sie sich nach dem Tode des Freundes zurückgezogen. Als die Familie Strauß von Frankfurt a. M. nach Paris übersiedelte, theilte Börne mit derselben die Wohnung. Er war schon sehr leidend und bedurfte der sorgfältigsten Pflege, die ihm natürlich auch zutheil wurde. Das stimmt ganz zu dem Bilde, welches Kalisch von Frau Strauß selber entwirft:

Unbegrenztes Wohlwollen war der Hauptzug ihres Charakters und bekundete sich in allem, was sie sprach. Man weiß, wie sehr Heine in seinem Buche über Börne sie mishandelte, wie grausam er ein reines, edles Verhältniß in den Schmuz zu treten und die Lacher auf seine Seite zu ziehen suchte. Nun, man hat oft von Heine bei Frau Strauß gesprochen, niemals aber habe ich von ihr ein hartes Wort gegen ihn äußern hören. Sie sprach im Gegentheil immer voll Bewunderung von seinem Talent und erzählte gern von seinem ersten Besuch bei ihr in Frankfurt, als er, mit Börne innig befreundet, ihr ein Exemplar seines „Buchs der Lieder" überreichte. Einmal, da man auf Heine's Schrift gegen Börne zu sprechen kam, sagte sie lächelnd, sie begreife nicht, warum Heine ihr ein blatternarbiges Gesicht angedichtet; ob denn ein Weib blos durch ein blatternarbiges Gesicht das Zwerchfell der Männer erschüttern könne? Sie wenigstens finde gar nichts Komisches daran, ein armes Wesen durch die Spuren einer fürchterlichen Krankheit entstellt zu sehen. Frau Strauß war nicht blatternarbig und hatte auch nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem Zerrbilde, das Heine als ihr Porträt gegeben. Sie war, als ich sie kennen lernte, eine etwas untersetzte Matrone mit sanften, schwermüthigen Gesichtszügen, die sich nur selten belebten. Ihre Stimme hatte etwas Sympathisches. Man hörte gern zu, wenn sie sprach, und war überzeugt, daß ihr die Worte aus dem Herzen kamen. Frau Strauß war nicht nur sehr wohlwollend, sie war auch sehr wohlthätig. Die Reaction von 1849 hatte unzählige Deutsche ins Exil getrieben. Viele von ihnen kamen nach Paris und befanden sich in der traurigsten Lage. Die edle Frau half, wo sie helfen konnte, ohne es an die große Glocke zu hängen, ohne jemals der Opfer, die sie gebracht, auch nur mit einer Silbe zu erwähnen. Die Unglücklichen, denen sie das schwere Los zu erleichtern suchte, erfuhren nicht, woher ihnen die Wohlthat kam. Frau Strauß ließ ihre Spenden den Hülfsbedürftigen durch vermittelnde Personen zufließen, auf deren Verschwiegenheit und Zartgefühl sie rechnen konnte, und erst nach ihrem Tode hat man erfahren, wie freigebig sie gewesen. Im Juli 1850 ging ich nach England. Ich verabschiedete mich von ihr mit der Ahnung, sie nicht wieder zu sehen. Die siegreiche Reaction versenkte sie in düstere Schwermuth, die mit jedem Tage bedenklicher wurde. Sie fürchtete beständig, von den Häschern des Despotismus überwacht zu sein, und als die Nachricht von dem Staatsstreich zu ihr gelangte, hüllte sich ihr Geist in ewige Nacht. Noch mehrere Jahre siechte sie hin, bis endlich ein milder Tod ihr Auge schloß. Das größere Publikum kennt die Freundin Börne's kaum dem Namen nach; sie verdient es aber gewiß, zu Deutschlands edelsten Frauen gezählt zu werden.

Das Paris der Gegenwart spiegelt sich bei Kalisch in Bildern von Gattungsrepräsentanten, von Typen ganzer Species, nicht — wie bei Nordau vorwiegend — in Porträts bestimmter einzelner Individuen ab. Wir lernen die „Tyrannen von Paris", die auch die herrschende Republik nicht besiegen konnte, nämlich die Hausmeister, die concierges, kennen; ferner die „kleinen Rentiers", die Parvenus, das Künstlervölkchen sammt den männlichen und weiblichen Modellen, neben diesen „Bohémiens" auch die wirklichen Zigeuner, deren in Paris zur Winterszeit wol funfzig Familien in einer eigenen „Colonie" wohnen, sodann noch die Bouquinisten auf den Quais und endlich — ohne Vergleich — sogar die Thiere in Paris. Was insonderheit die Bouquinisten, diese ganz eigenthümlichen Kleinkrämer und Trödler des (hier in eminentem Sinne internationalen) Büchermarkts, anlangt, so glauben wir, es werde gerade unsern Lesern angenehm sein, zu erfahren, was von diesen seltsamen „Literatoren" Kalisch berichtet:

Jeder Stadttheil in Paris hat seine eigene Physiognomie, sein eigenthümliches Gepräge. Dies fällt selbst dem Fremden auf, der die Weltstadt zum ersten mal sieht. Wer aber Paris genau kennt, der weiß recht gut, daß auch die Bewohner der verschiedenen Stadttheile ihre Eigenthümlichkeiten haben, die sie mehr oder minder voneinander unterscheiden. So ist nicht nur die pariser Bevölkerung am rechten Ufer der Seine von der des linken verschieden, sondern die Boulevards selbst, obgleich sie von der Madelaine bis zum Bastillenplatz nur eine einzige ununterbrochene Straße bilden, zeichnen sich durch gewisse Schattirungen aus, die man alle tausend Schritte, sowol an den Gebäuden wie an den Manieren der Bewohner wahrnimmt. Wie verschieden ist z. B. der Stadttheil, der sich rechts vom Faubourg Poissonière nach der Porte St.-Martin hinzieht, von demjenigen, der sich links bis zum Quartier Breda erstreckt! Hier nähert man sich immer mehr dem Mittelpunkt der Künstlerwerkstätten und der nichtsthuenden Halbwelt, dort der thätigen, nimmer rastenden Geschäftswelt. Das elegante und gewerbtreibende Paris hat man nur auf dem rechten Seineufer; hier sucht man das Vergnügen und den Luxus, oder schafft aufs emsigste, um den Luxus und die Vergnügungssucht zu befriedigen; auf dem linken sprudelt still und geräuschlos der Quell der Wissenschaft. Dort sind die Theater, die Concert- und Tanzsäle, die üppigen Restaurants, die prachtvollen Magazine; hier die Bibliotheken und die Hörsäle. Wenn man die Boulevards verläßt, die geräuschvolle Rue Richelieu durchschreitet, dann den prachtvollen Hof des Louvre zurücklegt und über den Pont des Arts geht, so befindet man sich auf dem Quai de L'Ecole, dicht vor der Façade des Instituts. Dies Gebäude enthält nicht weniger als zwei große Bibliotheken, die Bibliothek des Instituts und die Bibliothek Mazarin; aber auf den Straßen selbst und unter freiem Himmel sieht man, so weit das Auge reicht, eine lange Reihe von Bücherkasten, in welchen abgenutzte, halbverschlissene Bücher ihre Käufer erwarten. Diese Bücherkästen liegen auf den Rampen der Quaibrüstungen und ziehen sich vom Quai d'Orsay bis über den Quai St.-Michel hinaus. Jeder Kasten enthält ungefähr 80 Bände, und man hat berechnet, daß die Antiquare oder, wie man sie hier nennt, Bouquinisten täglich 12—1500 Bände, ungefähr für 1000 Frs., verkaufen, daß sie also jedes Jahr etwa für 100000 Frs. Waare absetzen. Jeder dieser Kasten ist in mehrere Fächer getheilt, von denen über jedem der Preis für die in demselben befindlichen Bände angegeben ist; dieser Preis beginnt mit 3 Sous per Band, erreicht selten die Höhe von 3 Frs., und übersteigt diese Höhe fast niemals. Was sich für eine Gesellschaft in den Drei-Sous-Fächern befindet, kann man sich leicht denken; es sind meistens zerknitterte, zerrissene und mit allerlei Federzeichnungen besudelte Schulbücher, Cornelius Nepos, Julius Cäsar, Eutropius, mit Menschen- und Hunde- und Affengesichtern und besonders mit den Caricaturen der Lehrer illustrirt. Indessen habe

ich doch einst bei einem dieser Bouquinisten aus dem Drei-Sous-Fach ein Buch herausgezogen, das vor ungefähr sieben Lustren die deutsche Tagespresse, die deutsche Jurisprudenz und die deutschen Gefängnißwärter beschäftigte und dem jungen Verfasser schnell einen Namen machte, nämlich „Wally, die Zweiflerin", von Karl Gutzkow. ... Es kann dem Bouquinisten widerfahren, daß er unter einem Wust alter Bücher, die er für einige Francs gekauft, Werke findet, die er für mehrere hundert Francs wieder losschlägt. Viele dieser Bouquinisten sind indessen sehr arm, und es ist unbegreiflich, wie sie ihr Leben zu fristen im Stande sind, da ihr ganzer Büchervorrath kaum 10 Frcs. werth ist. Sie gehören eben zu der großen Anzahl derjenigen Pariser, die am Ende des Jahres selbst nicht begreifen, durch welche Mittel sie sich seit dem Anfange des Jahres haben durchschlagen können. Ihre Existenz ist jedenfalls eine sehr traurige.

Kürzer können und müssen wir uns über die folgenden zwei Erscheinungen fassen:

3. Französische Charakterköpfe. Zweite Serie. Studien nach der Natur von M. G. Conrad. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Französische Skizzen und Bilder. Von L. Herwarth von Bittenfeld. Berlin, Levit. 1881.

Beide Titel sprechen also von Frankreich, nicht speciell von Paris — indessen Paris ist ja Frankreich, wir können das nur wiederholen. Nehmen wir gleich das erstere Buch: es dürfte ebenso gut „Pariser Charakterköpfe" heißen. Der in dieser besondern Domäne unserer Literatur und Journalistik längst, wie Kalisch, hochgeschätzte, geistreiche Verfasser zeichnet hier die Porträts von V. Hugo, Flaubert, Crémieux, Naquet, Floquet, Lockroy, Barodet, Vaucerbeil, Delibas, Lecoq, Duvernoy und Sarah Bernhardt. Gewiß sind alle Verehrer und Freunde der Conrad'schen Auffassungs- und Darstellungsweise ihm dankbar, daß er der ersten Serie seiner „Charakterköpfe" diese zweite folgen ließ, welche nicht ausschließlich Helden der Feder und des Wortes, sondern auch interessante Figuren aus andern geistigen Waffengattungen der streitbaren französischen Republik berücksichtigt. Das kurze Vorwort schließt mit einem jovialen Wunsche: „Ich hoffe", heißt es da, „mit dieser bunten Reihe von allerlei Größen aus der Literatur, der Politik und den schönen Künsten einigen Millionen Lesern viel Vergnügen und Belehrung zu bieten", worauf der Verfasser sich „in geziemender Bescheidenheit" empfiehlt.

Die Herwarth'schen Skizzen, aus der Feder eines hochgebildeten preußischen Offiziers, erschienen zuerst in „Daheim" und in der „Vossischen Zeitung". Sie gehören durchaus nicht, wie man vielleicht denken möchte, in die Kategorie der Lagercorrespondenzen und vermehren auch nicht die militärischen Schriften über die gewaltigen Kämpfe von 1870/71. Der Verfasser hat Culturbilder gezeichnet, in denen Freund und Feind sich abspiegeln, Beobachtungen über Land und Leute ihren Platz fanden. Die hellen Schlaglichter, welche der Krieg zuweilen auf das menschliche Herz wirft, gewährten ihm psychologische Einblicke, die er für seine lebensvolle Zeichnung sorgsam verwerthete, und da wo es sich darum handelte, den französischen Nationalcharakter zu schildern, versäumte er nicht, seine Meinungen an der Hand der Geschichte zu begründen. Der Inhalt des Büchleins kann auch jetzt noch, nachdem seit seiner Abfassung zehn Jahre vergingen, jeden Leser fesseln.

Neue Novellen und Romane.

1. Lebensführungen. Novellen von Victor von Strauß. Zwei Bände. Heidelberg, C. Winter. 1881. Gr. 8. 8 M.

Die in die Novellen eingestreuten Betrachtungen und Bemerkungen bekunden die Bildung und Lebenserfahrung des Erzählers. Sein Hang zur Reflexion überwiegt die Phantasiethätigkeit; er leistet in der Darstellung mehr als in der Erfindung, zumal in den Novellen des ersten Bandes; da fußt die Handlung manchmal auf unwahrscheinlichen Voraussetzungen und Vorgängen. Viel glücklicher in der Wahl des Stoffs sind die Novellen des zweiten Bandes; die Charaktere werden tiefer erfaßt, eine originellere Handlung gestaltet sich logisch, und die sichere Urtheilskraft des Autors gewinnt den Leser. Besonders den beiden letzten Novellen: „Geschichte eines Knaben" und „Das weiße Kind", gebührt volles Lob. In der Novelle „Die Ehe" reden und handeln die Eheleute, deren Zerwürfniß und Versöhnung wir miterleben, zuweilen gegen die Natur ihres Geschlechts, weil der Dichter dem Gatten zu viele weibliche Eigenschaften, der Gattin eine zu männliche Denkart beilegt. Diese Anomalie geht so weit, daß die Frau, welche mit der Erfüllung ihrer heiligsten Pflichten es sich selbst äußerst bequem macht, ihren Mann in einem Tone abkanzelt, den sich etwa eine übelgelaunte Gouvernante gegen einen unmündigen Knaben erlaubt. Von einer Vergnügungsreise zurückkommend, bemerkt diese strenge Gebieterin des Hauses, daß ihr Eheherr seine Berufsgeschäfte über dilettantenhafte poetische Versuche vernachlässigt habe, und ihr Willkomm lautet:

> Das also ist deine Liebe! Das sind deine Versprechungen! Mit diesen Tändeleien vergeudest du die Zeit und die Kraft, die du gelobt hast deinem Vaterlande, deinem Amte, deiner eigenen Würde zu weihen.

Diese und ähnliche Stellen wirken unabsichtlich komisch. Dieselbe Frau, welche ihren Mann, den der Autor wiederholt „geistig bedeutend" nennt, auf so energische Weise bemuttern will, verliebt sich schwärmerisch in einen Maler. Dieser aber schätzt den Gatten der in ihrer Ehe unbefriedigten und sich ihm an den Hals werfenden Frau zu hoch, um sein Lebensglück zu zerstören, und ermahnt die verirrte Gattin, ihren am Altar geleisteten Schwüren treu zu bleiben. Reuig kehrt sie nun zu dem Gatten zurück, der froh ist, sie wieder die Seine zu nennen; hier

wird die psychologische Motivirung schief und verkehrt, denn das eingebildete Weib, das den Mann leiten und bevormunden möchte, bedürfte offenbar einer sorgfältigen Ueberwachung und strengen Erziehung von Seite ihres Gatten.

2. Die Macht der Verhältnisse. Roman von Erich Norden. Freiburg i. Br., Kiepert. 1881. 8. 2 M.

Eine lange Vorgeschichte erzählt uns die unglückliche Liebe Elisabeth Werner's, einer armen, aber geistig und körperlich reizenden Dame, zu einem Grafen, der mit ihrer besten Freundin verlobt ist. Elisabeth muß entsagen! Noch trauert sie über den Tod des Grafen und ihrer Freundin, als sich Herr von Siegen, ein Weiberverächter und Pessimist, ihr huldigend nähert. Anfangs weicht sie ihm aus; sobald sie aber erfährt, daß der Treubruch seiner Jugendgeliebten Betty von Wallroden, jetzigen verwitweten Baronin Grumpach, ihn so verbitterte, fühlt sie sich zu ihm hingezogen. Der Gram hatte den damals mittellosen jungen Mann über das Weltmeer getrieben; jetzt, als Millionär zurückgekehrt, haßt er die einst geliebte Betty, welche alles aufbietet, ihn in ihre Netze zurückzulocken. Um sie recht tief zu demüthigen und zu verwunden, läßt er ihr eine Weile die Hoffnung auf seine Hand und verheirathet sich dann plötzlich mit Elisabeth Werner. Bald erkennt die so Bevorzugte, aus welch niedrigem Grunde Herr von Siegen sie zu seiner Gattin erhob. Im Stolz ihrer beleidigten Ehre gewinnt sie die Kraft, dem geliebten Manne eisige Kälte zu zeigen; hierdurch gelangt Herr von Siegen zur Selbsterkenntniß; seine Weiberverachtung erweist sich gegenüber dem herrlichen Charakter Elisabeth's als ungerecht und unhaltbar, und seine Ehrfurcht vor seiner Frau geht nach und nach in leidenschaftliche Liebe über; er erwirbt ihre Vergebung, und die Ehe aus Rache wird eine glückliche. Dieser gute Ausgang, den Herr von Siegen gewiß nicht verdiente, ist für ihn und Elisabeth wol sehr erfreulich, den Leser läßt er ziemlich gleichgültig. Eine Frau, die im Schmerz gekränkter Eitelkeit oder aus Haß gegen einen kaltsinnigen Geliebten sich ohne Neigung mit dem Nächstbesten verheirathet, mag man vielleicht bemitleiden; ein Mann, der aus solchem Motiv sich vermählt, verliert jeden Anspruch auf Sympathie.

3. Novellen von M. A. Enders. Magdeburg, Faber. 1881. 8. 4 M. 80 Pf.

Die etwas überladene Handlung der Novellen würde für große Romane ausreichen; sie verläuft meist mit geringen Variationen nach einer Schablone; die Spannung wird nicht durch die innern Erlebnisse der Helden hervorgerufen, sondern durch geheimnißvolle Vorgänge, die der Vergangenheit angehören, und allzu häufig wird der ziemlich verbrauchte Kunstgriff angewendet, Personen, die für todt gelten, wieder erscheinen zu lassen. Da überdies die Exposition oder hier die Aufklärung des Räthselhaften etwas schwerfällig behandelt ist, so gewinnt die Darstellung, trotz der Glätte und Gewandtheit der Sprache, kein warmes Colorit.

In der ersten Novelle: „Trautenheim", beauftragt der sein baldiges Ende fühlende Baron Riebach — dessen Schwester Veronika durch ihre Ehe mit einem Bürgerlichen sich von dem stolzen Bruder lossagte — seinen Freund Baron Rohden in England nach der Verschollenen zu suchen. Rohden kommt mit den amtlichen Todtenscheinen Veronika's und ihres Töchterchens zurück und wird nun von dem sterbenden Riebach zum Universalerben eingesetzt. Der Neffe und Erbe dieses Rohden, Baron Erich, entdeckt, daß sein verstorbener Onkel die Todtenscheine gefälscht hat, und zeigt sich bereit, das Vermögen an Veronika zurückzuerstatten; diese weigert sich, es anzunehmen. Die Heirath Erich's mit Veronika's Tochter löst den Conflict.

In der Novelle „Die Thurmschwalbe" wächst Lora, die Tochter einer Baronesse Steinach und eines bürgerlichen Försters, ohne ihre vornehme Abstammung zu ahnen, als Pflegekind eines Thürmers auf und verlobt sich mit Rudolf, dem Sohne des Küsters. Nach Beendigung seiner Studien geht Rudolf nach Griechenland, um sich an der Ausgrabung antiker Kunstschätze zu betheiligen. Der Zufall führt Lora, in ihrer Stellung als Gouvernante des Töchterchens der Frau von Eiseneck, einer geborenen Steinach, in das Schloß ihrer Ahnen, wo die bigote Freifrau von Götz durch Intriguen aller Art danach strebt, das Steinach'sche Vermögen einem frommen Stifte zuzuwenden. Diese Erbschleicherin wußte dem verstorbenen alten Baron Steinach glauben zu machen, seine Enkelin Lora sei todt. Der letzte Steinach, der junge Baron Erich, ist unheilbar lungenkrank; die Umtriebe der Frau von Götz scheinen von Erfolg gekrönt. Da entdeckt Erich die Herkunft Lora's und verhilft ihr zu ihrem Vermögen; Lora aber kann sich der günstigen Wendung ihres Schicksals nicht freuen, weil die Zeitungen den Tod ihres geliebten Rudolf, gelegentlich eines Erdrutsches bei den Ausgrabungen, melden. Die Trauerkunde erweist sich jedoch als falsch; Rudolf erscheint lebend und wird Lora's Gatte.

In der Erzählung „Steevenbord" — der besten des Buchs, weil die Natur- und Stimmungsbilder wärmer empfunden und ausgeführt sind — wird Tina, ein junges, hübsches Fischermädchen, das Weib des schon ziemlich bejahrten Claas Bernik. Obwol sie ihren braven Mann achtet, wäre ihm Tina doch nie zum Altare gefolgt, läge nicht ihr Jugendgespiele, ihr heißgeliebter Roderik Steeven, todt im Grunde des Meeres. Doch Roderik befand sich gar nicht auf dem Schiffe, das in der Nähe der Nordsee-Insel, dem Wohnsitz Tina's, scheiterte — er taucht plötzlich in voller Lebenskraft auf, hat Tina seine Liebe und Treue bewahrt und muß sie nun als das Weib eines andern finden. Der arme Claas Bernik sieht deutlich, was im Herzen Tina's vorgeht; er fühlt, daß er gänzlich überflüssig ist, und sucht in stürmischer Nacht den Tod in den Wellen. Doch die Liebenden denken zu groß, um sich über Claas' Leiche hinweg zu vereinen. Roderik nimmt

wieder Dienste auf einem Schiff; die verlassene Tina wandert zur Zeit der Ebbe über das Watt nach einem halbversunkenen kleinen Eiland, auf welchem sie geboren wurde und als Kind mit Roderik die schönsten Stunden ihres Lebens genoß. Die rückkehrende Flut begräbt die Unglückliche.

Die letzte Novelle: „Das Drachenhaus", steht an Werth bedeutend unter den übrigen. Der in Westindien reich gewordene John Brixen kann sich nicht mehr in die Verhältnisse seines kleinen Heimatstädtchens einleben. Nachdem er mit grausamer Härte seiner Tochter Agnes die Einwilligung zu der Heirath mit dem Seilerssohn und Violinvirtuosen Georg Lehnhardt versagt, siedelt er wieder nach St.-Domingo über, vermählt sich dort mit einem verworfenen Weibe, das ihn bestiehlt und Angela mishandelt. Auf dem Sterbebette bereut John Brixen die Lieblosigkeit gegen seine Tochter, und nach dem Tode des Vaters reist Angela mit der todt geglaubten, jetzt wieder lebend erscheinenden einstigen Haushälterin Sabine nach Europa zurück und wird die glückliche Gattin des nunmehr wohlbestallten und berühmten Musikdirectors Georg Lehnhardt.

4. Zur Weihnachtszeit. Märchen und Geschichten für große Kinder von Julius Weil. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 2 M.

Manche dieser Skizzen sind im Verhältniß zu dem Inhalt zu breit, manche zu abgerissen; bei dreien: „Der Chopinspieler", „Die Patti", „Die Meininger", wiederholt sich ein und dieselbe Pointe; jedoch die meisten, darunter besonders „Prinz Clamor", „Diana", „Der Talisman", erfreuen durch die Harmonie zwischen Stoff und Form. In der Erzählung „Der Ton" weht poetischer, märchenhafter Duft. Im ganzen machen die Plaudereien, mehr oder minder lose an das Weihnachtsfest anknüpfend, einen liebenswürdigen Eindruck, und der Feuilletonstil paßt recht gut zu den schalkhaften Arabesken des Witzes und Humors, hinter welchem ein tiefes Gemüth und ein edler Sinn hervorblicken.

5. Antinous. Historischer Roman aus der römischen Kaiserzeit von George Taylor. Mit dem Bildniß des Antinous. Leipzig, Hirzel. 1880. 8. 6 M.

Die Geschichte überliefert uns von Kaiser Hadrian (76—138) in Kürze Folgendes: Hadrian kämpfte an Trajan's Seite mit Auszeichnung in Dacien, wirkte segensreich als Statthalter in Pannonien und Syrien, bereiste als Regent alle Provinzen des Weltreichs, verpflanzte griechische und ägyptische Cultur nach Rom und erwarb sich durch manche überflüssige, aber auch durch viele dem öffentlichen Wohle dienende Bauten den Beinamen „Wohlthäter" und „Wiederhersteller". Ohne religiöse Vorurtheile, behandelte er die Christen mit Milde. Sein ruheloser Sinn, sein eitler Ehrgeiz, sein argwöhnisches Gemüth rissen ihn zur Grausamkeit, zu Verbrechen hin. Daß er mit blutiger Strenge alle an der Verschwörung gegen sein Leben betheiligten vornehmen Römer hinrichten ließ, mag eher zu entschuldigen sein als die Falschheit, womit er hinterher behauptete, die Urtheile seien ohne seinen Willen vollstreckt worden. Hadrian schreckte vor keinem Mittel zurück, sich die Herrschaft zu sichern. Während er mit großem Geschick und Erfolg um die Volksgunst buhlte, ließ er seinen Schwager Servianus und dessen Enkel Lucius und mehrere Verwandte ermorden.

Der vorliegende Roman schildert uns nicht diesen Hadrian, der ungeachtet vieler Schattenseiten doch kein unbedeutender Mensch war, sondern den durch Krankheit gebrochenen, durch Sinnengenuß und widernatürliche Ausschweifung erschöpften Greis, welcher im Wahnsinn der Selbstanbetung sich göttliche Ehren erzeigen läßt. Völlig blasirt, will er das werthlos gewordene, ja verhaßte Dasein fliehen, aber der in Verzweiflung versuchte Selbstmord mislingt; erst nach langen, qualvollen Leiden befreit ihn der Tod von dem verfehlten Leben.

Ebenso sorgfältig ausgeführt, durch die psychologische Wahrheit und die Plastik der Darstellung ausgezeichnet, tritt uns die Gestalt des Titelhelden, Antinous, des Lieblingsknaben Hadrian's, entgegen. Die Seelenkämpfe des schönen bithynischen Jünglings, der das Unwürdige seiner Stellung als kaiserlicher Geliebter schwer empfindet, sind glaubhaft enthüllt. Nach Wahrheit, nach einem Ideale dürstend, sucht der Knabe, dessen ursprünglich gesunde frische Natur an der verdorbenen des Kaisers zu Grunde geht, nach Rettung; er verirrt sich in die ägyptischen Mysterien, wird ein Spielball der Priester, die ihm in einem Orakel vorlügen, Hadrian's Leben würde verlängert, wenn einer seiner Freunde für ihn freiwillig den Opfertod sterbe. Antinous ergreift diesen Ausweg, mit dem Anschein der Ehre aus der Welt zu gehen, und ertränkt sich im Nil.

Ohne den hier unpassenden Maßstab der modernen Moral anzulegen, ohne Prüderie, darf doch nicht verschwiegen werden: die Anatomie der Psyche des Antinous, so treffliche Eigenschaften sie ans Licht fördert, kann das Gefühl des Abscheus, das uns der traurige Beruf des kaiserlichen Geliebten einflößt, nicht beseitigen. Ebenso wenig wie Hadrian vermag Antinous die Rolle eines Romanhelden auszufüllen. Weit mehr als in den am Kaiserhofe sich abspielenden Vorgängen wird der Verfasser im Aufbau und in der Lösung der in der Familie des Staatssecretärs und kaiserlichen Günstlings Phlegon sich abwickelnden, oft hochdramatischen Scenen den Gesetzen des Romans gerecht. Hier entstehen alle Ereignisse consequent aus den gegebenen Charakteren und den Verhältnissen der Zeit und Gesellschaft. Aber auch hier macht sich der Mangel einer bedeutenden, achtungswerthen Persönlichkeit geltend, die, im Brennpunkte der Handlung stehend, den Leser zu leidenschaftlicher menschlicher Theilnahme zwänge.

Phlegon, der griechische Freigelassene, der die schöne Ennia, die Tochter der häßlichen Gräcina aus dem alten Aristokratengeschlecht der Plautier, heirathet, überläßt, da ihn seine Geschäfte am Kaiserhofe von Rom fern halten, der Schwiegermutter die Erziehung seiner Kinder. Mit

äußerst klarer Anschaulichkeit liefert der Verfasser in ausführlicher Detailmalerei im Porträt der Gräcina eine Charakterstudie von ungewöhnlichem Kunstwerthe. Wie die eigensinnige, misgestaltete Greisin dazu kommt, eifrige Christin zu werden, wie sie den alten Familienbesitz, die Villa ad pinum verwahrlost, eigennützige Nachbarn und betrügerische Sklaven schalten und walten läßt und, den Sinn der christlichen Barmherzigkeit misverstehend, ihr Eigenthum thöricht verschwendet: das alles ist mit meisterhaft sicherm Griffel gezeichnet. Vergebens sucht der heimgekehrte Phlegon die Schwiegermutter zur Raison zu bringen: sie weigert sich, seine Autorität anzuerkennen. Um seinen Kindern das in Frage stehende Erbe zu erhalten, entschließt sich Phlegon, nachdem alle andern Mittel nichts fruchteten, zum Aeußersten und denuncirt Gräcina als Christin. Soldaten erscheinen in der Villa, um die Greisin zu verhaften. Nun bekennen sich Phlegon's Gattin, seine Söhne und Töchter zum Christenthum und werden mit Gräcina ins Gefängniß abgeführt. Phlegon's Söhne sollen im Circus mit Löwen und Tigern kämpfen, doch der Kaiser mildert für sie und ihre Mutter den Spruch in Verbannung. Einsam sitzt der in Ungnade gefallene Phlegon auf der Villa; er lernt seine begangenen Fehler einsehen und wird schließlich Christ, nachdem der Kaiser sich mit ihm versöhnt hat.

Der Verfasser dieser, trotz der gemachten Ausstellungen, von ungewöhnlicher Begabung zeugenden Arbeit besitzt eine wohlthuende Objectivität, dabei einen großen Scharfblick für die verborgensten Regungen der Menschenseele. Seine kritische Sonde bringt die wahren Motive des menschlichen Thuns an die Oberfläche; man sieht seinen Personen ins innerste Herz. Vielleicht ist diese Zergliederung für poetische Zwecke sogar zu weitgehend, — für den vorliegenden Roman, soweit es sich um den culturhistorischen Theil desselben handelt, wird sie ein Vorzug. Ohne den Vertretern des Christenthums zu schmeicheln, ohne Tendenz oder Voreingenommenheit, beweist der Verfasser nicht durch Worte, sondern durch die Handlung, wie mit Naturnothwendigkeit die christliche Lehre über die hinfällig gewordene heidnische Weltanschauung siegen mußte.

6. Artemisia. Historische Novelle aus der römischen Kaiserzeit von A. von Adolphi. Kempten, Kösel. 1881. 8. 2 M. 50 Pf.

Aus dieser christlichen Erbauungsschrift kann sich die lesende Jugend nebenbei mühelos einige Kenntniß römischer Sitte und Lebensweise aneignen. Die Ueberlegenheit des Christenthums über die griechisch-römischen und ägyptischen Culte geht nicht aus dem Buche hervor, sondern dient ihm als fertige Grundlage. Den Christen wird die schimmernde Märtyrerkrone um das Haupt gewunden; gegen ihre Lichtgestalten erscheinen die Römer mit wenigen Ausnahmen als schwarze Bösewichter. Die Darstellung strebt nach Großartigkeit, nach starken drastischen Effecten; der pathetische Stil übernimmt sich manchmal im Ton und wird dann gespreizt oder sehr trivial. Die Vestalin Camilla sagt: „Ich habe Didymus die Ehe versprochen und nun, nachdem ich Christin bin, meine Bedingung ewiger Jungfrauschaft hinzugesetzt.“ Didymus antwortet hierauf: „O gütige Fügung Gottes, es war auch mein Vorsatz, solch ein Leben der Vollkommenheit zu führen.“ An einer andern Stelle äußert sich der römische Kaiser Aurelian: „Wenn ich die Vestalin Camilla sehe, so kommt mir meine Frau, die ich bisher für schön hielt, wie eine Nachteule vor; wahrlich gegen die (gegen die Nachteule?) ist Aphrodite verschwenderisch gewesen; aus ihrer einzigen Schönheit ließen sich zehn andere machen.“ Eine Römerin, die ihren Mann im Schlafe erstochen hat, wird wahnsinnig. Ihre Sklavin läßt sich wie folgt vernehmen: „Sie ist wahnsinnig geworden, der Spaß ist ihr schlecht bekommen.“

Friedrich Karl Schubert.

Aus der Schweiz.

1. Das alte Zürich. Historisch und antiquarisch dargestellt von Salomon Vögelin. Zweite durchaus umgearbeitete und vermehrte Auflage. Erste bis sechste Lieferung. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1878—80. Gr. 8. Jede Lieferung 1 M. 50 Pf.

Das vorliegende Werk erschien vor nun 50 Jahren in erster Auflage; die zweite ist von dem gleichnamigen Enkel des Verfassers (Professor der Kunstgeschichte in Zürich) herausgegeben. Es liefert ein Bild der Stadt Zürich im Jahre 1504 im Gewande einer Erzählung. Die neue Auflage ist auf zwei Bände berechnet, deren erster vorzugsweise die Gebäude, der zweite die Sitten und Gebräuche schildert. Die Illustrationen, theils Tonbilder, theils Holzschnitte, sind recht gelungen und anschaulich. Der Text aber bleibt leider weit hinter den Anforderungen der Zeit zurück, denn er muß in seiner sprachlichen Form als durchaus verfehlt bezeichnet werden. Der Verfasser der ersten Auflage, in einer Zeit lebend, welche in sprachgeschichtlicher Beziehung noch in den Kinderschuhen stak, glaubte, er bediene sich der Sprache und des Stils der Zeit, welcher seine Darstellung gilt. Dies war jedoch ein schwerer Irrthum, und es ist nicht genug zu beklagen, daß der Herausgeber der neuen Auflage denselben nicht beseitigte. Die Sprache des Werks gehört nämlich ungefähr der Mitte des 18. Jahrhunderts an und ist nur mit einzelnen Ausdrücken aus früherer Zeit vermengt. Den Forderungen, welche die Wissenschaft auch an ein populäres Buch stellen darf, wäre nur entweder mit Anwendung der wirklichen und ganz genauen Sprache des Jahres 1504, oder dann, wenn man dies nicht wollte oder konnte, mit dem jetzigen Deutsch

ein Genüge gethan worden. Was aber hat die Sprache des 18. Jahrhunderts mit einer im 19. erschienenen Schilderung des 16. zu schaffen?

2. Dr. Titus Tobler, der Palästinafahrer. Ein appenzellisches Lebensbild. Nach handschriftlichen Quellen bearbeitet von Heinrich Jakob Heim. Zürich, Schultheß. 1879. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Wir sehen ihn noch vor uns, den stämmigen Mann mit dem grauen wallenden Haar und Vollbart, den treuherzigen Augen und dem schlichten Wesen. Jetzt ist in ihm eine originelle und geniale Kraftnatur dahingegangen. Titus Tobler, 1806 in Stein (Appenzell-Außerrhoden) geboren, studirte Medicin in Zürich, Wien, Würzburg und Paris, prakticirte seit 1827 in seiner Heimat und betheiligte sich seit 1830 an den politischen Kämpfen derselben. Auch wirkte er als Schriftsteller für das Volk, namentlich auch im Gebiete des heimischen Dialektes. Sein „Appenzellischer Sprachschatz" (1837) war ein Riesenwerk zehnjährigen Fleißes. Im Jahre 1835 unternahm er seine erste Reise nach Palästina; ihr folgte, nachdem er seit 1840 als Badearzt in Horn am Bodensee sich niedergelassen, um dem appenzellischen Aemterzwang zu entgehen, 1845 die zweite, als deren Frucht ein Buch über Bethlehem, eins über Golgatha, eins über die Siloahquelle und den Oelberg und die Denkblätter aus Jerusalem und die Topographie von Jerusalem erschienen. Die dritte Reise ins Gelobte Land machte er 1857; 1859 reiste er nach Algier, 1861 nach London, 1862 nach Italien und Spanien. Nach Herausgabe einer weitern Reihe tiefgelehrter Palästina-Schriften machte er 1865 die vierte und letzte Reise nach seinem Lieblingsziele und veröffentlichte nach derselben noch mehrere bezügliche Arbeiten. Er trug namentlich dazu bei, daß der Charfreitag in der evangelischen Schweiz als hoher Feiertag erklärt wurde. Seinen Wohnsitz verlegte er 1871 nach München, wo er am 21. Januar 1877 starb. Er war ein warmer Freund Deutschlands. Verheirathet war er nie. Die Ausführung seiner Lebensbeschreibung ist klar und umfassend, in bündigster Weise und edler Sprache.

3. Sänger aus Helvetiens Gauen. Album deutsch-französischer Dichtungen der Gegenwart. Aus Originalbeiträgen zusammengestellt und herausgegeben von Ernst Heller. Bern, Wyß. 1880. Lex.-8. 16 M.

Ein reich ausgestattetes Prachtwerk! Der Herausgeber erkennt unumwunden an, daß die deutsche Schweiz der Sprache nach zur deutschen Literatur gehört, von welcher sie sich nicht losreißen darf, in welcher sie aber einen Rang einnehmen solle, der einem so poesiereichen Lande gebühre. Leider fehlen in dem Buche einige der hervorragendsten Dichter der deutschen Schweiz und leider — infolge ihrer eigenen Unfreundlichkeit dem Herausgeber gegenüber, der mit großer Mühe und redlichem Streben eine Sammlung geschaffen hat, die zwar, wie eine jede solche, manches weniger Bedeutende, aber auch eine hübsche Zahl von Perlen der Dichtkunst umfaßt. Einer Beurtheilung der im Buche enthaltenen Gedichte wollen wir uns nicht unterziehen; es wäre dies für 149 poetische Gaben von 49 Dichtern auf 279 Quartseiten eine ausgedehnte Arbeit, die auch keinen Zweck hat, da die einzelnen Mitarbeiter nicht beabsichtigten, sich zu verewigen, sondern aus zugleich patriotischem und kunstbegeistertem Sinne ein Werk zu unterstützen, das die Leistungen einer bestimmten Gruppe von Musenjüngern in einem harmonischen Bilde vereinigen wollte. Wir erwähnen nur, daß die Sammlung in geschmackvoller Mannichfaltigkeit lyrische und lyrisch-epische Dichtungen und zuletzt noch eine tragische Oper, „Dido" von August Corrodi, umfaßt und daß sich unter den lyrischen Gedichten neben hochdeutschen auch mehrere in verschiedenen Schweizerdialekten befinden, zu denen der Anhang eine Art Glossar bringt. Das schöne Buch verdient die Aufmunterung nicht nur von seiten der deutschen Schweizer, sondern auch aller Freunde und Gönner des Gesanges.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Bilder aus dem Leben in England" von Ludwig Freiherrn von Ompteda sagt die „Saturday Review", Nr. 1321 d. J., es scheine Hauptzweck des Verfassers beim Besuche Englands gewesen zu sein, die Parks und Gärten zu studiren.... „Er hat jedoch seine Forschungen auf den Charakter und die Sitten des Volks ausgedehnt, er zeigt dabei so viel Kenntniß der starken Seiten des erstern, wie die nationale Eitelkeit nur verlangen kann, und ist vielleicht zu nachsichtig gegen unsere Schwächen.... Er bemüht sich mit viel Freundlichkeit und richtigem Verstande, geläufige deutsche Vorurtheile gegen England zu beseitigen, und man darf hoffen, daß sein Buch dazu beitragen werde, das gegenseitige gute Einvernehmen zwischen den zwei Ländern zu befestigen, welches thörichte Personen in beiden zu stören sich bemüht haben."

„‚Schiller's Leben' von H. Düntzer", heißt es ebendaselbst, „ist ein überaus nützliches und in der That von nun an unentbehrliches Buch, mit keinem Anspruch auf literarisches Verdienst außer dem einer einsichtsvollen und geschickten Compilation. Selten sind die höhern Functionen des Berufs des Biographen so durchweg ignorirt und ist die Aufmerksamkeit des Compilators entschlossener der Kunst, die Schere und den Kleister zu benutzen, ohne Mangel an Zusammenhang, gewidmet worden. Ein solcher Erfolg war nur für einen Mann erreichbar, der mit jedem Zoll des Bodens gründlich vertraut ist. Seine vollkommene Beherrschung des Materials hat Düntzer in den Stand gesetzt, die enorme Masse Schiller-Literatur, welche das verflossene halbe Jahrhundert hervorgebracht, zu einer klaren und zusammenhängenden Erzählung zu verschmelzen. Sie enthält einen Bericht über fast jeden Tag des Lebens seines Helden und ist daher unschätzbar zum Nachschlagen, wenngleich zu trocken und zu sehr mit Kleinigkeiten überladen, um den größern Leserkreis anzuziehen."

Auch der zweite Band von Adolf Ebert's „Allgemeiner

Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande" ist, wie früher der erste, in der gedachten Nummer des Blattes rühmlichst erwähnt.

Ueber „Gedichte Walther's von der Vogelweide. Nachgedichtet von A. Schroeter" sagt die „Review": es sei eine verdienstliche Arbeit, und man könne dem Uebersetzer keinen Vorwurf daraus machen, daß es ihm nicht gelungen sei, die nicht mittheilbare Lebendigkeit des Urtextes zu reproduciren; dennoch müsse eine solche Leistung, wie vorzüglich sie auch sein möge, stets den Anstrich eines réchauffé haben.

Ferner heißt es daselbst: „J. L. Klein starb, als seine riesige «Geschichte des Dramas» erst halb vollendet war, und der Umfang selbst dieser Hälfte macht sie außer als Nachschlagebuch unbrauchbar. Es ist fraglich, ob sein Nachfolger Robert Prölß in seiner «Geschichte des neuern Dramas» nicht in den entgegengesetzten Fehler verfallen sei, und ob sein vorliegender Band, so umfangreich er auch schon ist, zu der vollständigen Geschichte des Nationaldramas Spaniens und Italiens nebst einem Rückblick auf das mittelalterliche Mirakelspiel ausreichen werde. Schon die Idee einer allgemeinen Geschichte der Bühne schließt ein Dilemma in sich: ist der Maßstab, nach dem sie unternommen wird, ein ausreichender, so ist das Werk unerträglich bändereich; wird ein beschränkterer Plan adoptirt, so steht die Ausführung derjenigen von Büchern, die einen besondern Zweig behandeln, nach. So kann z. B. Prölß' Geschichte des spanischen Dramas, obschon sehr gut, nicht mit der von Schack's verglichen werden. Dessenungeachtet hat er allen Erfolg erreicht, der bei seinem Plane zu erreichen war."

„Es ist merkwürdig, daß zwei Romandichter gleichzeitig sich an dem heikeln Thema von Hadrian und Antinous versucht haben. Die Behandlung des Gegenstandes ist in George Taylor's «Antinous, historischer Roman aus der römischen Kaiserzeit» weniger zurückhaltend als in «Der Kaiser» von G. Ebers, und vielleicht ist die Wirkung deshalb entschiedener antik als in diesem, trotz Ebers' Fülle und Genauigkeit des alterthümlichen Detail. Dennoch darf «Antinous» keinen Augenblick zu den skandalösen Romanen gezählt werden; seine Tendenz ist vielmehr im ganzen eher erbaulich.... Als Roman ist das Buch über den Durchschnitt erhaben, voller Leben und Mannichfaltigkeit, ein geschickter und ehrenvoller, wenngleich deutlich nachgeahmter Versuch im Stil von «The Last Days of Pompeii». Seine Hauptschwäche ist das unzulängliche Porträt Hadrian's; doch hat selbst Sir Walter Scott keinen bessern Erfolg gehabt, als er es versuchte, außerordentliche Vielseitigkeit in der Person Buckingham's zu schildern."

— Aus Nr. 1325 der „Saturday Review" heben wir die Anzeigen dreier Bücher hervor: des von A. Petzholdt herausgegebenen „Aus dem Nachlasse des Königs Johann von Sachsen", der „Neuen Judengeschichten" von Sacher-Masoch und der „Shakspeare-Literatur in Deutschland" von L. Unflad.

Von ersterm Werke sagt das Blatt: „Der verstorbene König Johann von Sachsen hat sich durch seine Uebertragung Dante's einen ehrenvollen Ruf unter schriftstellernden Herrschern erworben. Dieser «Nachlaß» liefert ein ferneres Zeugniß für seine Liebenswürdigkeit und Bildung, ohne jedoch etwas ans Licht zu bringen, das ohne das Prestige des hohen Ranges besondere Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte."

Von Sacher-Masoch's „Judengeschichten" heißt es, sie bildeten einen Gegensatz zu den meisten seiner frühern Werke, außer daß sie ebenso lebendig und in hervorragender Weise lesbar sind. Sie seien in keiner Hinsicht sensationell, berührten keine sittlichen Probleme und unterlägen durchaus nicht der Beschuldigung der Lüsternheit.

Das Urtheil über die Unflad'sche Leistung ist, mit dem von uns in d. Bl. ausgesprochenen übereinstimmend, wie man nur erwarten konnte, ein ungünstiges.

— Die „Rivista Europea" vom 16. Januar d. J. schließt ihre Besprechung der „Geschichte der Kreuzzüge" von B. Kugler mit folgenden Worten: „Es ist ein gutes und interessantes Werk, besonders weil darin alles vereinigt ist, was man über den Gegenstand weiß. Die Specialisten werden zwar nichts Neues daraus erfahren; es wird aber denen als Führer dienen, welche mit Hülfe der Autoren, die Kugler Sorge getragen hat genau zu citiren, gründlichere Studien zu machen wünschen."

Das Februarheft desselben Blattes sagt über „Das Werkzeug und seine Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte der Menschheit" von Ludwig Noiré: es sei ohne Zweifel von großem literarischen (letterario) Werth; überdies sei der Verfasser bereits als vortrefflicher Stilist sowie als Schriftsteller von klarem und nicht gewöhnlichem Geiste bekannt; gewiß werde dieses Buch nicht minder geschätzt werden als seine frühern Schriften, unter denen das über den Ursprung der Sprache das bemerkenswertheste sei.

Ueber „Tannhäuser" von Julius Wolff heißt es ebendaselbst: „Der Inhalt des Bandes ist sehr mannichfaltig; die anmuthige Dichtung bewegt sich in einer fortwährenden Abwechselung der Abenteuer mit historischen und literarischen Schilderungen. Der Dichter, der wirklich zur Zeit der Hohenstaufen gelebt zu haben scheint, versetzt den Leser in so überraschender Weise in jene, daß er selbst darin zu leben glaubt und dieselben Empfindungen an sich erfährt. Im allgemeinen waltet der Ernst vor, ohne jedoch die heitersten Episoden auszuschließen.... Die Hauptfiguren Tannhäuser, Parcival und Irmgard sind mit viel Gewandtheit gezeichnet. Auch durchzieht die Dichtung eine feine Lyrik.... Zum größten Theile belebt die Phantasie des Dichters diesen kostbaren Schatz von Harmonie. Davon erwähnen wir: das Lied Tannhäuser's vor den Mönchen im Kloster, das Schlummerlied des Zwergkönigs Laurin, die Nibelungenstrophen in dem Wettkampf der Sänger und die Schlußverse, in denen der moderne Dichter von seinen Lesern sich verabschiedet. Wir verheißen diesem von Leidenschaft und Phantasie erfüllten Werke eine ebenso warme Aufnahme und Bewunderung im Auslande, wie es in seinem Vaterlande erlangt hat."

Als meisterhaft ausgeführtes Idyll wird in demselben Hefte „Grete Minde" von Theodor Fontane bezeichnet.

Bibliographie.

Anders, J. Freih. v., Beiträge zur Lehre vom literarischen und artistischen Urheberrechte. Eine civilistische Studie mit besonderer Beziehung auf das deutsche und österreichische Recht. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 6 M. 40 Pf.

Bahnsen, J., Aphorismen zur Sprachphilosophie. Vom Standpunkt der Willensmetaphysik. Berlin, Grieben. Gr. 8. 1 M.

Kärntner Lieder. Klagenfurt, Leon sen. 16. 2 M.

Kaufmann, L., Albrecht Dürer. Köln, Bachem. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Lichtstrahlen aus E. von Hartmann's sämmtlichen Werken. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von M. Schneidewin. Berlin, C. Duncker. 8. 3 M.

Loeffler, E. v., Geschichte der Festung Ulm. Ulm, Wohler. Gr. 8. 8 M.

May, K., Heimkehr. Schauspiel. München, Th. Ackermann. 8. 1 M. 60 Pf.

— — Das Stammschloß. Schauspiel. München, Th. Ackermann. 8. 1 M.

Meding, O. (Gregor Samarow), Memoiren zur Zeitgeschichte. 2te Abtheilung: Das Jahr 1866. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. 7ter Bd. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Rodenberg, J., Belgien und die Belgier. Studien und Erlebnisse während der Unabhängigkeitsfeier im Sommer 1880. Berlin, Paetel. Gr. 8. 9 M.

Rosegger, P. K., Tannenharz und Fichtennadeln. Ein Geschichtenbuch in steirischer Mundart. 2te sehr verm. u. verb. Aufl. Mit einem Anhang von Erklärungen und Wörter-Verzeichniß. Graz, Leykam-Josefsthal. 8. 4 M. 40 Pf.

Schwicker, J. H., Die ungarischen Gymnasien. Geschichte, System, Statistik. Nach amtlichen Quellen dargestellt. Budapest, Kilian. Lex.-8. 3 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Im Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Baumbach, R., Sommermärchen. Kl. 8. 18 Bogen. Mit Bild des Verfassers in Lichtdruck. 5 M. 40 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Friedrich Arnold Brockhaus.

Sein Leben und Wirken

nach Briefen und andern Aufzeichnungen geschildert von seinem Enkel

Heinrich Eduard Brockhaus.

Drei Theile.

8. Geh. 10 M. Geb. 13 M.

Mit dem soeben erschienenen dritten Theile liegt dieses Werk vollständig vor. Dasselbe bietet in der Biographie des Geschilderten zugleich mannichfache Beiträge zur deutschen Literar- und Zeitgeschichte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ein verschlossenes Land.

Reisen nach Corea.

Von

Ernst Oppert.

Deutsche Originalausgabe.

Mit 38 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Karten.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Durch das vorliegende, gleichzeitig in englischer Sprache erschienene Werk werden über die ostasiatische Halbinsel Corea, dieses in strengster Abgeschlossenheit verharrende Land, zum ersten mal eingehende Nachrichten veröffentlicht. Dreimalige Reisen dorthin haben den Verfasser in den Stand gesetzt, eine Darstellung der Geographie und Geschichte, der Productions- und Handelsverhältnisse des Königreichs Corea sowie der Sprache und Sitten seiner Bewohner zu geben, welche unsere geographische Kenntniss vielfach bereichert und zugleich ein eigenthümliches politisches Interesse darbietet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig und E. Plon & Comp. in Paris.

Soeben erschien:

Talleyrand's Briefwechsel mit König Ludwig XVIII.

während des Wiener Congresses.

Nach den im Archiv des Ministeriums des Auswärtigen zu Paris aufbewahrten Handschriften herausgegeben von

G. Pallain.

Autorisirte deutsche Ausgabe besorgt von **Paul Bailleu.**

8. Geh. 8 M. Geb. in Halbleder 10 M.

Zum ersten male werden hier die Briefe veröffentlicht, in welchen der Abgesandte Frankreichs beim Wiener Congreß, Fürst Talleyrand, über den Gang der Verhandlungen sowie über die am Congreß betheiligten Persönlichkeiten seinem König direct Bericht erstattete. Sie sind eine äußerst werthvolle Quelle geschichtlicher Kunde und insbesondere für Deutschland von der größten Wichtigkeit. Die deutsche Ausgabe hat durch das orientirende Vorwort und die sachkundigen Anmerkungen des Bearbeiters noch erhöhten Werth erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der Finanzwissenschaft

für Staats- und Selbstverwaltung.

Mit Vergleichung der Literatur und der Finanzgesetzgebung von England, Frankreich, Deutschland, Oesterreich, Rußland und Italien.

Von

Lorenz von Stein.

Vierte, neubearbeitete Auflage.

Zwei Bände. 8. Geh. 18 M. Geb. 21 M.

Für die vorliegende vierte Auflage hat der Verfasser dem rühmlichst bekannten Werke wieder eine gründliche Umarbeitung und vielfache Erweiterungen zutheil werden lassen. So wird unter andern das Finanzrecht, speciell das Steuerrecht als ein selbständiger Theil des verfassungsmäßigen Verwaltungsrechts hier zuerst in die Finanzwissenschaft aufgenommen, dem Finanzwesen der verschiedenen europäischen Staaten dasjenige des Königreichs Italien hinzugefügt, und das Papiergeldwesen von ganz neuen, bahnbrechenden Gesichtspunkten aus dargestellt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wilhelm von Humboldt.

Lichtstrahlen aus seinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forster und F. A. Wolf.

Mit einer Biographie Humboldt's.

Von **Elisa Maier.**

Sechste Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Arthur Schopenhauer.

Lichtstrahlen aus seinen Werken.

Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's.

Von **Julius Frauenstädt.**

Vierte Auflage. 8. Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Von diesen beiden Sammlungen der schönsten und interessantesten Stellen aus W. von Humboldt's und Schopenhauer's Schriften, jede mit einer biographischen Einleitung versehen, sind abermals neue Auflagen, von der ersten bereits die sechste, von der zweiten die vierte Auflage, nöthig geworden: ein Beweis der allgemeinen und dauernden Beliebtheit, deren dieselben mit Recht sich erfreuen.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von F. A. Brockhaus in Leipzig, 1881 Nr. 3.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 25. 23. Juni 1881.

Literarische Unterhaltungen.

Sittlichkeit und Sinnlichkeit im Roman.

Vor kurzem ging durch die Zeitungen die Nachricht, daß eine Stelle in Spielhagen's neuestem Roman „Angela" vom Staatsanwalt beanstandet und die Nummer des „Berliner Tageblatt", in welchem sie zum Abdruck gekommen, confiscirt worden sei. Uns ist der Inhalt der Stelle, welche Anstoß erregte, nicht näher bekannt: wir erfahren nur, daß es sich um einen Verstoß gegen die Sittlichkeitsparagraphen des Reichsstrafgesetzbuchs handle. Im ganzen gehört ein derartiges Einschreiten gegenüber den Schriften namhafter Autoren in Deutschland zu den Seltenheiten: wir besinnen uns nur noch auf Gutzkow's „Wally", welche wegen einer ähnlichen Anklage vor Gericht gezogen worden, allerdings zugleich wegen einiger gegen den kirchlichen Glauben sich richtender allzu kühner Ausdrücke, und um derentwillen der Dichter eine längere Strafhaft in Manheim absitzen mußte. Jene Nudität in der „Wally" ist uns stets sehr harmlos erschienen gegenüber vielen hundert Schilderungen in den Romanen berühmter und unberühmter deutscher Autoren, von den Franzosen nicht einmal zu sprechen. Und was unsere Classiker betrifft, so würden die meisten Werke Wieland's und sehr viele Bände von Goethe's Schriften — wir erinnern nur an die „Briefe aus der Schweiz" — dem Strafgericht verfallen.

Es sind dies Fälle, welche sich blos juristisch, ohne Anlegung ästhetischer Maßstäbe nicht beurtheilen lassen. Der Roman hat zu allen Zeiten vorzugsweise geschlechtliche Verhältnisse in den Vordergrund gestellt, und unter den verschiedenen Varietäten der Liebe, die er schildert, ist die platonische nur eine und zwar mehr die Ausnahme als die Regel. Max und Thekla sind im Drama möglich, aber kaum im Roman; denn hier haftet zu viel Erdreich an den Wurzeln der Handlung, als daß sich ihr Wipfel nur im reinen Aether wiegen könnte; er nimmt zu viel von der Breite der Existenz in sich auf, als daß die Gestalten auf jener schmalen Höhe wandern könnten, auf der die Lyrik und das Drama sie zu halten vermag.

Freilich, es gibt Autoren, in deren Werken „die schöne Zeit der jungen Liebe" ewig grünt und die auch Romane für den Familientisch schreiben; sie sind geboren für die editio castigata; sie rechnen auf das große und größte Publikum aller Kreise, auch auf die Töchter und Confirmandinnen, denen sie ein willkommenes Christgeschenk bieten; sie meiden nicht nur die Censur des Staats, sondern auch die Acht der Familie, das Verbot, das die Väter über unzulässige Unterhaltungslektüre verhängen. Es ist selbstverständlich, daß Familienblätter, die für die Lektüre am häuslichen Herd bestimmt sind, eine solche Haltung bewahren. Die „Gartenlaube" beobachtete in Bezug hierauf die größte Strenge; Ernst Keil war ein unerbittlicher Tugendwächter, und es begegnete ihm sehr selten, daß ihm eine Stelle durchschlüpfte, welche für höhere Töchter und die Abiturientinnen derartiger Schulen nicht ganz geeignet war. Auch seine Nachfolger in der Redaction wie alle Herausgeber ähnlicher Blätter sind hierin auf möglichst strenge Hausordnung angewiesen. Von namhaften Schriftstellern erwähnen wir Walter Scott, der darin ein Puritaner war, Gustav Freytag und Georg Ebers, welche ihren ausnehmend großen buchhändlerischen Erfolg auch der anerkannten Unverfänglichkeit ihrer Schilderungen verdanken. Es ist nur eine flüchtige Laune des erstern Dichters und stets sans conséquence, wenn einmal ein sinnliches Streiflicht auf seine Helden und Heldinnen fällt, wie wenn Hildegard mit dem Wappenmantel ihren Joseph einzufangen sucht. Bei Dichtern von

reicherer Phantasie, selbst bei dem edeln und reinen Jean Paul, fehlt es nicht an Dithyramben der Sinnlichkeit und an Situationen voll leidenschaftlicher Glut: wir erinnern nur an die Grottenscene im „Titan", in welcher Linda sich Roquairol hingibt, im Wahn, es sei Albano.

In der That meinen wir, daß die Familiencontrole, wenn sie auch für die Romanlektüre fortbestehen mag, für die Romandichtung nicht den Ausschlag geben darf. Der Roman soll uns ganze, volle Menschen schildern, das Leben nach allen seinen Beziehungen: es wäre eine thörichte Prüderie, gerade sein eigentliches Thema, die Liebe, auf die einzige Variante der schwärmerisch unsinnlichen beschränken zu wollen, welche sich für die romanhafte Darstellung als besonders steril erweisen muß; denn der Roman drängt nach Anschaulichkeit, und das Weben der selbstgenügsamen Empfindung kann in ihm nie ausschließlich den Ton angeben. Soll der Dichter hinter dem Maler und Bildhauer zurückstehen und es ihm versagt sein, das Colorit und die Plastik schöner Formen zu schildern? Soll er niemals dem innigen Verschmelzen der Seelen und Leiber einen Dithyrambus weihen können, wie ihn selbst Schleiermacher in seinen „Briefen über Schlegel's Lucinde" angestimmt hat? Ja, es zeigen die Muster aller Zeiten, daß die Erfindung des Romans ganz verarmen würde, wenn sie sich nur auf dem Gebiete hausbackener Moral bewegen dürfte, wenn die Schranke des Familienglücks am häuslichen Herde auch ihre Schranke wäre, wenn für ihn die Ehen unantastbar bleiben müßten und alle außerehelichen Verhältnisse eine nicht zu schildernde Freibeuterei der Leidenschaft. Nein, gerade die romanhaften Verwickelungen der Descendenz, wie sie auch die ersten Romane des griechischen Renaissancezeitalters liebten, die von Tatius Diogenes und den andern, ganz nach dem Vorbild der attischen Komödie, haben bis zur Gegenwart hin das Hauptferment der Spannung in der Romanliteratur gebildet; wo bliebe Boccaccio, der größte Novellist Italiens, mit allen seinen Nachfolgern, wenn nicht das verbotene Liebesabenteuer, der Ehebruch in den verschiedensten Beleuchtungen von der feinkomischen bis zur hochtragischen, in der Novelle wie in Romanen berechtigt wäre? Und auf welchen Scheiterhaufen müßte man Goethe's „Wilhelm Meister" mit seinen Mariannen und Philinen und seine „Wahlverwandtschaften" werfen, wenn das unerlaubte Verhältniß und die eheliche Untreue aus den Schilderungen des Romans verbannt werden sollte? Und ob diese Schilderungen selbst mehr oder weniger farbenreich und glühend sind: das ist ebenfalls kein Unterschied, welcher die moralische Würdigung herausfordert; das liegt nur in der verschiedenartigen Begabung der Autoren, in ihrer Darstellungsweise, die leidenschaftlich bewegt oder discret und apathisch, plastisch anschaulich oder gestaltlos verschwimmend ist, und es ist ohne Frage ein ästhetischer Vorzug, was am leichtesten als sittlicher Makel der Familiencensur anstößig erscheinen konnte. Eine Feuerversicherung gegen poetische Brandstiftung kann die Romandichtung nicht gewähren: derartige Schilder fehlen oft den dichterischen Palästen und finden sich angebracht an den Hütten des banausischen Handwerks, wo der Unterhaltungsstoff für die reifere Jugend geschmiedet wird.

Allerdings gibt es indeß eine Unsittlichkeit, welche auch aus dem Roman verbannt sein muß: hier hat die Aesthetik des Häßlichen ihre feinen Grenzlinien zu ziehen. Es gibt einen Cancan der pandemischen Muse, welche mit ihren Fußspitzen auch den Staub und Schmuz dem Publikum ins Gesicht schleudert: das Gemeine, das Priapeische muß aus dem Roman verbannt sein. Die cynische Zote ist eine unter Umständen zulässige Dissonanz; wir finden sie bei Shakspeare oft genug und ebenso in Goethe's „Faust"; es ist gleichsam der Funken, den der Teufelsfuß stiebt; aber die cynische Schilderung, die sich in das körperliche Detail des geschlechtlichen Lebens verliert, ist unbedingt verwerflich. Hier hört auch das Recht des Humors auf. In seinen „Braunen Märchen" hat Freiherr von Sternberg oft genug hiergegen gesündigt.

Dann ist ein Roman zu verwerfen, dem die Erregung der Sinnlichkeit einziger Zweck ist, mag dieser Zweck nun eingestanden sein oder nicht. Emile Zola spielt sich als Physiologe der Gesellschaft auf, als Vorkämpfer des mit dem Secirmesser ausgerüsteten Naturalismus; er gibt vor, die Corruption der Gesellschaft zu geiseln. Gleichwol ist sein Roman „Nana" von Hause aus nur auf den Skandal berechnet, der ihm ja auch einen so großen Erfolg gesichert hat. Lebenswahrheit à tout prix als höchstes Gesetz der Kunst, je crasser, desto künstlerischer: das ist ein unhaltbares Princip, das zur nothwendigen Folge die ausgiebige Schilderung des Gemeinen und unästhetisch Häßlichen hat. Die Nudität, splitter- und fasernackt, nicht mit den Augen eines Tizian, sondern mit denen eines Vivisectors betrachtet und so geschildert, daß sie das beifällige Kopfnicken eines Satyrs erregen muß, hat jeden ästhetischen Zauber verloren. Sie steht im Mittelpunkte des Zola'schen Romans; doch das ist noch nicht das Schlimmste, das ist das liebevolle Verweilen beim Schmuze, der aus allen Winkeln des Lebens und der Bühne zusammengefegt wird; es ist die Vorliebe für das Anwidernde und die detaillirte Schilderung desselben; es ist die Gemeinheit der Gesinnung, die sich durch den ganzen Roman hinzieht; es sind die Liebesscenen Nana's mit Knaben und Greisen, die in so unerquicklicher Breite dargestellt werden.

Gerade Zola's „Nana" bietet uns auch Beispiele für einen andern Verstoß, den der Roman gegen sein Sittlichkeitsgesetz, das ästhetische nämlich, begehen kann; wir meinen die problematischen, die unnatürlichen Geschlechtsverhältnisse, die nicht nur Zola gelegentlich, sondern auch Belot in seinem Roman: „Mademoiselle Giraud, ma femme", geschildert hat. Hier würde man vergeblich irgendeine anstößige Scene suchen; es ist alles feinste Filigranarbeit; und doch ist das Grundverhältniß, über welches so durchsichtige Schleier geworfen werden, höchst anstößig und verletzend. Der Romandichter hat ja

das Recht, auch die Verirrungen der Leidenschaft zu schildern; aber wo sie gegen die Natur gehen, werden sie widerwärtig. Ueberhaupt ist alles Anomale nur für Feinschmecker, für deren haut-goût der Romandichter nicht seine Werke schafft. Das Widerwärtige ist unsittlich, weil es unästhetisch ist. Die weibliche Prostitution, das Lieblingsthema der neuern französischen Romane, und auch auf dem Theater heimisch, wie „Die Cameliendame" beweist, streift oft an die Grenze, wo die Grazien reißaus nehmen; besonders muß die Vereinigung von Liederlichkeit und Schwindsucht, von Bordell und Spital Ekel erregen. Weit schlimmer aber ist die Darstellung einer Anomalie auf diesem Gebiete, der männlichen Prostitution, wie sie ein deutscher Romanschriftsteller, Emerentius Scävola, in seiner Novelle „Adolar der Weiberverächter" gewagt hat; der blinde Held ist eine Zeit lang in den Händen eines Agenten, der mit ihm Geschäfte macht, wie mit andern, indem er ihn vornehmen Frauen zuführt.

Niemand hat das Recht, aus dem Roman gesunde Sinnlichkeit, wilde Leidenschaft, die rückhaltlose Schilderung der Frauenschönheit zu verbannen; wohl aber ist die ausschließliche Speculation auf sinnliche Erregung, die Schilderung des Gemeinen, Widerwärtigen, Priapeischen und die Raffinirtheit, welche durch das Unnatürliche reizen und kitzeln will, als unästhetisch zu verwerfen.

Rudolf von Gottschall.

Zur geschichtlichen und publicistischen Literatur.

1. Funfzig Jahre. Se. Majestät der Kaiser Wilhelm und Ihre Majestät die Kaiserin Augusta in ihrer funfzigjährigen Ehe. Eine Festschrift zum 11. Juni 1879 von Otto von Seemen. Berlin, Militaria. Gr. 8. 1 M.
2. Das Leben des Staatsraths Kunth. Von Friedrich und Paul Goldschmidt. Mit dem Bildniß Kunth's. Berlin, Springer. 1881. 8. 5 M.
3. Ludwig Kossuth. Meine Schriften aus der Emigration. Erster Band: Die Periode des 1859er italienischen Kriegs. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zweite Lieferung. Preßburg, Stampfel. 1880. Gr. 8. 80 Pf.
4. Illustrirte Weltgeschichte für das Volk. Begründet von O. von Corvin und F. W. Held. Prachtausgabe. Zweite bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage. Mit zahlreichen Textabbildungen, Tontafeln u. s. w. Lief. 1—52. Leipzig, Spamer. 1879—80. Gr. 8. Jede Lieferung 50 Pf.
5. Deutschlands Culturgeschichte. In ihren Grundzügen für Schule und Haus von Hermann Hoffmeister. Berlin, H. W. Müller. 1880. 8. 3 M.
6. Lichtstrahlen aus Fr. von Hellwald's Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung. Augsburg, Lampart u. Comp. 1881. 8. 2 M.
7. Die Staatsbürgerin. Von Mathilde Reichardt-Stromberg. Leipzig, O. Wigand. 1880. 8. 1 M.
8. Die Zukunft der prager Universität von Max Breitenstein. Wien, Verlag der Alma Mater. 1879. Gr. 8. 80 Pf.
9. Adel und Demokratie. Ein Beitrag zur Geschichte des Feudalismus. Von Richard Rubel. Erster Band. Berlin, Münchhoff. 1880. Gr. 8. 9 M.
10. Meyer's Deutsches Jahrbuch für die politische Geschichte und die Culturfortschritte der Gegenwart. 1879—80. Mit 16 Abbildungen und Plänen. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1880. 8. 6 M.
11. Zum kirchlichen Frieden. Eine wissenschaftliche Behandlung der gegenwärtigen kirchlichen Streitfragen. Von Chr. Ed. Baumstark. Straßburg, Schultz u. Comp. 1880. Gr. 8. 2 M.
12. Die Reden des Abgeordneten von Bismarck-Schönhausen in den Parlamenten 1847—51. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Th. Riedel. Berlin, C. Heymann. 1881. Gr. 8. 3 M.

Die „Biographischen Blätter aus deutscher Geschichte", die, von G. von Glasenapp herausgegeben, sich zum Zweck setzten, von denjenigen Männern, welche für die Größe des Vaterlandes gearbeitet und ihre Nation auf einen höhern sittlichen Standpunkt gehoben haben, eine Lebensskizze in volksthümlicher Darstellung zu bringen, haben zur Feier der goldenen Hochzeit des deutschen Kaiserpaares ihr erstes Heft dem Publikum übergeben. Otto von Seemen (Nr. 1) hat es unternommen, das Leben des Prinzen Wilhelm von Preußen (des jetzigen Kaisers) und der Prinzessin Augusta von Weimar in elf Bogen zu beschreiben. Das Buch ist anziehend und mit Wärme geschrieben und gibt ein treffliches Bild von den beiden Persönlichkeiten, welche durch die Ereignisse der zwei letzten Jahrzehnte in den Vordergrund der europäischen Geschichte getreten sind. Der Verfasser will von Kaiser Wilhelm keine vollständige Biographie geben; er behandelt daher die zwei großen Kriege, in welchen der Kaiser das Obercommando übernommen hat, so knapp als möglich; weit mehr ist es ihm darum zu thun, die politische und Charakterentwickelung des Kaisers richtig zu beleuchten und durch interessante Belege sein Urtheil festzustellen. Nur bei der Darstellung des 18. und 19. März 1848 hätten wir gewünscht, daß er zur Charakteristik seines Helden speciell hervorgehoben hätte, wie der Prinz die Ehre der Armee für befleckt hielt, weil sie angesichts der Barrikadenmänner den Rückzug antrat, daher er sich dem Rückzugsbefehl widersetzte. Anknüpfend an die Märztage, spricht der Verfasser von den Besuchen, welche der Prinz 1848 und 1851 in England machte, und von den guten Folgen derselben für seine fernere politische Stellung im Vaterlande. Der Prinz gewann hier eine entschiedene Hinneigung für die constitutionelle Staatsform und fing an, mit dem in Berlin seit dem Tage von Olmütz herrschenden System sehr unzufrieden zu werden. Galt er früher als Vertreter des monarchischen Princips und der Ordnung, als ein Feind der Revolution, so erschien er jetzt bei seiner constitutionellen Gesinnung, in welcher er in seiner Gemahlin eine lebhafte Unterstützung fand, und bei

seinem Festhalten an den gegebenen Versprechungen als ein Hemmniß für die Reaction. Die Gegensätze, welche zwischen den beiden königlichen Brüdern Friedrich Wilhelm IV. und dem Prinzen Wilhelm hinsichtlich ihres Charakters bestanden, beurtheilt der Verfasser im ganzen richtig. Wenn er von ersterm sagt, daß der von dem besten Willen und dem edelsten Streben beseelte Fürst auf dem Gebiete der Kirche und des Staatslebens statt lohnender Erfolge Enttäuschungen und Kämpfe erlebt habe, die ihn zu dem unglücklichsten Monarchen auf dem Hohenzollernthron machten, und als Grund hierfür anführt, daß die Ideen des Königs nicht auf dem Boden der Zeit und innerhalb des praktisch Möglichen blieben, vielmehr, von geistreichem, romantischem Hauch getragen, der Zeit vorauseilten, so wäre, was die letzten Worte betrifft, eher zu sagen gewesen, daß die Ideen des Königs großentheils einen sehr mittelalterlichen Beigeschmack hatten und mit dem Geist der Neuzeit sich schlechterdings nicht mehr vereinbaren ließen.

Richtiger charakterisirt der Verfasser den zum Prinz-Regenten ernannten Bruder, wenn er von ihm sagt, selten sei ein Fürst zum Thron berufen worden, der in gleichem Maße wie jener unmittelbar in dem praktischen Leben durch unermüdliches Arbeiten und schwere Erfahrungen für seinen Herrscherberuf vorbereitet gewesen, der in gleichem Maße zu einer völlig klaren und sichern Lebensanschauung und Lebensrichtung gekommen war und dem genau gesteckten Ziel mit unerschütterlicher Festigkeit zustrebte, der in seinem unbegrenzten Pflichtgefühl durch eine gesunde, starke Körperconstitution, durch ein ruhiges Wesen und eine fast unerschöpflich scheinende Arbeitskraft unterstützt wird. Als Beweis für die Richtigkeit dieser Beurtheilung führt der Verfasser jene Ansprache an, welche der Prinz-Regent in der ersten Sitzung des neuen Ministeriums am 8. November 1858 an dieses richtete, und welche in klarer, bestimmter Weise die Grundzüge für sein ganzes späteres Regierungssystem enthielt.

Zugleich schildert der Verfasser die Thätigkeit der Kaiserin Augusta, welche, mit Bildung reich ausgestattet, für Kunst und Wissenschaft sich interessirt und ganz besonders auf dem Felde der Wohlthätigkeit ihre Lorbern sucht. Wie sie nach dem Kriege von 1866 die Weiterentwickelung der humanitären Bestrebungen unter dem Rothen Kreuz mit frischer Schaffungskraft in Angriff nahm und dabei nicht nur die Organisation für die Hülfsthätigkeit im Frieden, sondern auch die Vorbereitung für den Fall eines Kriegs als maßgebenden Gesichtspunkt ins Auge faßte; wie sie den Vaterländischen Frauenverein stiftete, die Vereinigung der sämmtlichen unter dem Rothen Kreuz thätigen deutschen Landesvereine zu einem Verbande unter dem gemeinsamen Centralcomité zu Berlin förderte und viele andere höchst zweckmäßige und wohlthätige Einrichtungen traf, überall sich an die Spitze stellend, wo für die Thätigkeit der Frauen sich eine Pforte öffnete: das alles hat der Verfasser im einzelnen genau dargestellt. Gern lesen wir in der Schrift wieder jene Telegramme und Briefe „An die Königin Augusta" aus den Jahren 1870 und 1871 und die verschiedenen Ansprachen, welche Kaiser Wilhelm in dem Unglücksjahr 1878 bei seiner Heimkehr nach Berlin an die glückwünschenden Deputationen hielt. Wir finden, daß er auch hier wieder, wie immer, in schlichter Sprache und mit wenigen Worten das Richtige zu treffen weiß.

Das Buch über „Das Leben des Staatsraths Kunth" von Friedrich und Paul Goldschmidt (Nr. 2) gehört gleichfalls zur preußischen Geschichte. Es bringt wol vielen Lesern etwas Neues, da nicht anzunehmen ist, daß von der Wirksamkeit, ja auch nur von der Existenz Kunth's die gesammte gebildete Welt unserer Tage Notiz genommen hat. Dies erklärt sich hauptsächlich daraus, daß er weniger mit der Politik als mit dem Gewerbe- und Handelswesen und mit den hierfür zweckmäßigen Einrichtungen sich beschäftigt hat, daher er mehr den Gewerbetreibenden, Fabrikanten und Realschulmännern als dem Geschichtschreiber bekannt wurde. Seine beiden Enkel haben es unternommen, ein Lebensbild von dem trefflichen Manne zu entwerfen, von der Ansicht ausgehend, daß nicht allein die leitenden Staatsmänner, die in großen Epochen an der Spitze der Völker stehen und die Entwickelung derselben oft auf lange Zeit bestimmen, Anspruch auf den Dank und die Erinnerung der Nachwelt haben, sondern daß auch unter ihren Mitstreitern und Genossen viele sind, die, zum Theil in bescheidener Stellung, bedeutenden Einfluß ausgeübt und Antheil an den Erfolgen gehabt haben. Ein solcher Mann war unstreitig Kunth. Durch finanzielle Verhältnisse gehindert, seine juristischen Studien zu beendigen und das Staatsexamen zu machen, trat Kunth, der im Jahre 1757 geboren war, als Erzieher der beiden Brüder Humboldt im Jahre 1777 in deren älterliches Haus ein, wo er sich aber bald mehr mit den wirthschaftlichen Geschäften dieser Familie als mit seinem Lehramt beschäftigte, und wurde 1789 als Assessor bei dem Manufactur- und Handelscollegium angestellt. Dies war entscheidend für sein ganzes Leben; denn während seiner vierzigjährigen amtlichen Laufbahn, von Stufe zu Stufe emporsteigend, blieb er bei der Verwaltung der Fabrik- und Handelssachen. In dieser Stellung suchte er zuerst die Nachtheile des damaligen Prohibitivsystems zu mildern, die Industrie anderer Länder, besonders Frankreichs und Englands, in Preußen einzuführen, verfiel aber nicht in die doctrinäre Ansicht, daß das Freihandelssystem für alle Phasen der gewerblichen Entwickelung eines Landes das vortheilhafteste sei und ohne alle Vermittelung plötzlich und vollständig in einem Lande eingeführt werden müsse. Im Jahre 1815 zum General-Handelscommissarius ernannt, übte er auf die Entwickelung des Handels und der Gewerbe, auf die Zollgesetzgebung und auf die Einrichtung des gewerblichen Bildungswesens großen Einfluß aus. Er war von da an fortwährend auf Reisen, trat in die engsten Beziehungen zu den Gewerbtreibenden und Fabrikanten, lernte die Hindernisse, die ihrem Emporkommen

entgegenstanden, kennen, und überzeugte sich bald, daß eine gänzliche Umgestaltung des preußischen Zollsystems das Ziel der Gesetzgebung sein müsse, und daß die Gewerbetreibenden mit dem Auslande nicht concurriren könnten, wenn nicht speciell für dieselben niedere und höhere Unterrichtsanstalten (Real- und Gewerbeschulen) gegründet würden. In seinen Berichten an die Regierung und an die Magistrate der großen Städte war er beständig für diese Ziele thätig. In einer Zeit, wo die einzelnen Provinzen durch Binnenzölle voneinander geschieden waren und viele Gewerbetreibende nicht einmal schreiben konnten, war die Thätigkeit des erfahrenen und kenntnißreichen, verständigen und unermüdlichen Mannes ein Segen für das Land. Die neue Zollordnung vom 26. Mai 1818 und die Errichtung technischer Schulen in Preußen war zu großem Theil den Bemühungen Kunth's zu danken. Hatte er auch mit den ausführenden Behörden, welche mit seinen Vorschlägen nicht immer einverstanden waren, fortwährende Kämpfe, so sah er doch andererseits in den Kreisen der Fabrikanten und Gewerbetreibenden und in dem Aufblühen der neugegründeten Gewerbeschulen manch herrlichen Erfolg. Im Jahre 1825 in den Staatsrath berufen, war er bis an sein Ende, welches 1829 erfolgte, rastlos thätig in seinem Berufe. Mit den bedeutenden Männern, mit welchen er in Verkehr getreten war, mit den Humboldt, mit Stein u. a., blieb er sein ganzes Leben hindurch in Verbindung, von ihnen wegen seines Charakters geschätzt und wegen seiner vielseitigen Kenntnisse aufgesucht und befragt. Die Verfasser haben viele seiner Briefe an Stein in den Text eingeschaltet und in einem Anhang viele von ihm abgefaßte Berichte wörtlich mitgetheilt, aus welchen sich für den Leser in noch höherm Grade die Bedeutung des Mannes ergibt.

Die erste Lieferung der Kossuth'schen „Schriften aus der Emigration" (Nr. 3) ist in Nr. 40 d. Bl. f. 1880 besprochen worden. Die vorliegende zweite Lieferung bespricht diejenigen Ereignisse von 1854—59, welche wir als die Vorbereitungen zum italienischen Kriege bezeichnen können. Der Verfasser führt zunächst an, daß die Westmächte für den Fall, daß Oesterreich mit ihnen gegen Rußland zu Felde ziehe, sich bereit erklärten, dessen italienischen Besitz zu garantiren und gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Als Oesterreich mit Ausreden und Einwänden antwortete, wandten sie sich an die turiner Regierung. Diese wollte anfangs nur unter ziemlich hohen Bedingungen in die Allianz eintreten, ließ aber, als die Westmächte aus Rücksicht für Oesterreich dieselben nicht annahmen, alle Bedingungen fallen und unterschrieb den Allianzvertrag vom 25. Januar 1855, in dem sie sich verpflichtete, mit einem 15000 Mann starken Heere auf eigene Kosten an dem Kriege theilzunehmen, und die Integrität des sardinischen Staats sich garantiren ließ. Cavour ging von dem Gedanken aus, daß Piemont bald, obschon keine solche Bedingung festgesetzt sei, wenn seine Truppen an der Seite der französischen und englischen Heere kämpften, seinen Platz im europäischen Concert einnehmen werde. Der Erfolg gab ihm recht. Napoleon setzte es durch, daß auf dem Pariser Congreß die sardinischen Bevollmächtigten direct und persönlich an allen Berathungen theilnehmen durften, in denen die particularistischen Interessen Sardiniens berührt wurden. Der Verfasser gibt uns einen Ueberblick über den Verlauf der Sitzung vom 8. April 1856, in welcher die italienische Frage besprochen wurde und Cavour, von Clarendon unterstützt, die Sache Italiens gegen Buol-Schauenstein und Hübner aufs entschiedenste vertheidigte, und erzählt, Napoleon habe nach dieser Sitzung zu Cavour gesagt: „Ich ahne, der Friede wird nicht von Dauer sein", und Graf Hatzfeld habe letzterm erklärt, Preußens politisches Verhältniß zu Oesterreich sei identisch mit dem Piemonts, und beide hätten gemeinsamen Grund, sich über Oesterreich zu beklagen.

Die Abmachungen von Plombières, bei denen nach des Verfassers Angabe für die savoyische Dynastie die Bildung eines oberitalienischen Königreichs mit 12 Millionen Einwohnern und für Frankreich die Abtretung Savoyens als Compensation für die Waffenhülfe festgesetzt war, wurden durch den Allianzvertrag vom Januar ergänzt, der in einigen Bestimmungen über den von Plombières hinausging, in andern nachtheiliger war. Es wurde in demselben dem Königreich Sardinien nicht blos die Lombardei und Venedig, sondern auch Modena, Parma, die Romagna und die Legationen zugesprochen, die weltliche Macht des Papstes zwar aufrecht erhalten, aber auf Rom und die römische Provinz beschränkt und Mittelitalien als ein selbständiger Staat (unter dem Prinzen Jérôme Napoleon) organisirt. Die englische Diplomatie entwickelte an den großen und kleinen Höfen eine fieberhafte Thätigkeit, um den Ausbruch des Kriegs zu verhindern. Die Antwort des Grafen Buol, von welchem verlangt wurde, Oesterreich solle auf die bewaffnete Intervention in Italien verzichten und Reformen einführen, ist charakteristisch: „Frankreich spielt sich auf die Rolle eines Protectors der Nationen hinaus; wir sind und bleiben die Protectoren des dynastischen Rechts." Interessant ist auch das Gespräch des Marchese Villamarina mit dem Grafen Walewsky, welcher letztere den Ansprüchen Piemonts nicht günstig war, und der Brief Cavour's vom 9. Februar 1858 an Villamarina. Letzterer drohte dem französischen Minister, welcher Sardinien den Kampf allein bestehen lassen wollte, mit Entfesselung der Revolution: „Wir werden ohne Rücksicht auf irgendjemand Europa an allen vier Ecken in Brand stecken", und Cavour ermunterte seinen Bevollmächtigten, sich durch keine Drohungen einschüchtern zu lassen: „Sollten Sie alle Hoffnung verlieren, so werden Sie nach Hause kommen, um Ihre Oberstenuniform anzuziehen, auf daß sie im Gefolge Ihres Königs die Würde und die Ehre des Vaterlandes wahren können." Diese diplomatischen Actenstücke und Aeußerungen bilden eine schätzbare Ergänzung des bereits bekannten Materials, und gerade hierin finden wir die Bedeutung der Kossuth'schen Schrift. Der Uebersetzung

wäre zu wünschen, daß sie sich nicht undeutscher Wendungen bediente, wie: „Er brachte die Sache über directen Auftrag des Kaisers Napoleon zur Sprache“, und: „Ueber Aufforderung seines Präsidenten willigte der Congreß darein, daß u. s. w.“

An eine „Weltgeschichte für das Volk“ und vollends an eine „illustrirte“ treten wir immer mit einigem Bedenken. Nachdem wir die vorliegende, begründet von O. von Corvin und F. W. Held (Nr. 4), gelesen haben, finden wir diese Bedenken nicht gemindert. Wir erkennen vollkommen an, daß das Buch anziehend geschrieben, daß das große Material wohlgeordnet und gruppirt aufgebaut ist, daß die Culturgeschichte so ziemlich alles enthält, was man zu wissen braucht, hätten aber gewünscht, daß mit Rücksicht auf „das Volk“ mit mehr Auswahl zu Werke gegangen wäre, daß manche Partien, wie die Entwickelung des Islam, welche mehr als zwei Lieferungen in Anspruch nimmt, weit kürzer gefaßt worden wären und daß bei der politischen Geschichte des Mittelalters die Resultate der neuern Forschungen mehr Aufmerksamkeit und Berücksichtigung gefunden hätten. Die Art und Weise, wie der Verfasser die Geburt Christi darstellt, können wir nicht billigen. Während Georg Weber in seiner anerkannt trefflichen „Weltgeschichte“ die Entstehung des Christenthums im engen Anschluß an die neutestamentliche Erzählung darstellt, auf diese Weise dem religiösen Bedürfniß seiner Leser gerecht wird und denen, welche eine negative Auffassung vorziehen, es überläßt, bei irgendeinem modernen Häretiker sich Rath zu holen, hält der Verfasser, von der Ansicht ausgehend, „daß der Geschichtschreiber als solcher keiner positiven Religion anhängen dürfe“, es für seine Pflicht, „nicht zu verschweigen, in welchem Lichte die Gegner der biblischen Offenbarung und des Glaubens an die Gottheit das Erscheinen und das Auftreten Jesu Christi darstellen und geheimnißvolle Vorgänge zu erklären suchen“. Die biblische Geschichte Jesu führt er gar nicht an, setzt sie als bekannt voraus und theilt mit aller Weitläufigkeit und mit sichtbarem Behagen die Erzählung der Essäer mit, worin ein junger Essäer, Namens Euphanias, eine wichtige Rolle spielt und Jesus seiner göttlichen Würde vollständig entkleidet wird. Der Verfasser, welcher dieser essäischen Erzählung gegen sechs Seiten widmet, fordert seine Leser selbst auf, die Glaubwürdigkeit derselben zu prüfen. Wie aber das Volk, für welches ja diese „Weltgeschichte“ geschrieben ist, im Stande sein soll, zu prüfen, ob die biblische oder die essäische Darstellung mehr Glaubwürdigkeit verdient, ist völlig unklar. Einer solchen Aufgabe sind kaum wissenschaftliche Männer gewachsen, geschweige das Volk. Der Verfasser hätte besser daran gethan, bei der Darstellung des Lebens des Apostels Paulus selbst etwas kritischer zu verfahren und nicht von einem zweiten Aufenthalt in Rom, von einer Bekehrung des Obermundschenken des Kaisers Nero, ja von der Bekehrung einer bevorzugten Geliebten des Kaisers in einer Weise zu sprechen, daß jeder Leser diese Traditionen als baare Münze annehmen muß. Auch sonst fehlt es nicht an Ungenauigkeiten. Daß die von Chlodwig gewonnene Alemannenschlacht gerade bei „Zülpig“ stattfand, wird schon längst sehr bezweifelt. Papst Gregor VII. war nicht der Sohn eines Zimmermanns, sondern eines Landmanns in Toscana. Daß eine nachmalige Entführung des Kaisers Heinrich IV. (im Jahre 1063) und zwar durch den Erzbischof Adalbert von Bremen stattgefunden habe, davon weiß die Geschichte nichts; vielmehr zog Anno selbst seinen Collegen von Bremen zur Theilnahme an der vormundschaftlichen Regierung, um die königliche Partei für sich zu gewinnen. Auch wurde der Sachsenherzog Magnus nicht vor, sondern nach Heinrich's Flucht von der Harzburg aus der Gefangenschaft befreit. Bei Angabe der Bestimmungen des Vertrags von Tribur (oder Oppenheim) vermissen wir die Erwähnung des projectirten Fürstentags zu Augsburg, bei welchem Gregor sein entscheidendes Urtheil aussprechen sollte. Daß Heinrich ohne alle Begleitung nach Canossa kam, ist nicht richtig. Bis zur Burg begleiteten ihn seine Schwiegermutter, sein Schwager Amadeus, der Markgraf Azzo von Este und einige andere Herren, und nicht allein stand er in der Winterkälte vor dem Burgthor, sondern mehrere andere Gebannte, Bischöfe und Räthe des Kaisers, waren in seiner Gesellschaft. So ganz „ohne Bedenken“, wie der Verfasser sagt, gab Kaiser Heinrich V. nicht seine Zustimmung zu dem Vorschlage des Papstes Paschalis II. hinsichtlich des Investiturstreits. Vielmehr machte er den Vorbehalt, daß seine Zustimmung nur dann gültig sei, wenn alle Fürsten und Bischöfe des Reichs den Vertrag anerkennen würden. Damit zeigte der Kaiser, daß er seine Leute besser kannte als der Papst. Auch einige demokratische Seufzer, welche eher in die von dem äußersten Flügel der Liberalen gelesenen Blätter passen als in eine Weltgeschichte, sind uns bei der Lektüre aufgefallen. Z. B.: „Es brach über die (römische) Republik die Last der stehenden Heere herein, die von den Bürgern besoldet werden und häufig nur den Privatinteressen der Monarchen zu dienen haben, bisweilen sogar gegen die besoldenden Bürger“ u. s. w.

Diese Schatten neben manchen Lichtseiten des Buchs werden in den Augen und in dem Urtheil des Volks gemildert werden durch die schöne Ausstattung, durch die vielen Illustrationen, welche historische Scenen veranschaulichen und culturelle Einrichtungen verdeutlichen. Die Verlagsbuchhandlung hat alles gethan, um dem Buche einen empfehlenden Begleitschein mit auf den Weg zu geben.

In einem engern Rahmen als Corvin's „Weltgeschichte“ bewegt sich „Deutschlands Culturgeschichte“ von Hermann Hoffmeister (Nr. 5). Derselbe faßt die gesammte Entwickelung der deutschen Cultur unter die fünf Rubriken: „Urcultur“, „Religion“, „Kunst“, „Wissenschaft“, „Sociales Leben“, zusammen. In der ersten beschreibt er die deutsche Vorgeschichte oder Prähistorie, welche mit der Prähistorie anderer Länder fast zusammenfällt, daher sie auch als allgemeine Vorgeschichte bezeichnet werden kann. Auch in

dem zweiten Abschnitt finden wir zuerst eine Darstellung der Entwickelung des Religionswesens überhaupt, darauf eine Beschreibung der deutschen Götter und Halbgötter. Bei dem Herantreten des Christenthums an die germanische Welt werden sowol diejenigen Momente angeführt, welche ein Hinderniß für die Annahme desselben waren, als auch die zwischen Christenthum und altgermanischem Glauben bestehenden Anknüpfungspunkte. Die Entwickelung der katholischen Lehre wird von der Unterwerfung des deutschen Klerus unter Rom bis zu der Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas und der Maigesetzgebung fortgeführt. Als die zwei größten Thaten Luther's bezeichnet er seine Bibelübersetzung, welche die deutsche Sprache ganz umgestaltete, und seine theoretische und praktische Verneinung der von Gregor VII. gleichsam zum hierarchischen Hauptpanier der katholischen Kirche erhobenen Ehelosigkeit der Priester. In der Rubrik „Kunst" verweilt der Verfasser am längsten bei den verschiedenen Baustilen, erwähnt auch die übrigen Künste und beschreibt die mannichfachen Trachten. Bei dem Abschnitt „Wissenschaft" spricht er zuerst von dem Klosterschulwesen, dann von den Dom- und Stiftsschulen des 11. bis 14. Jahrhunderts und zuletzt von den Universitäten und deren Einfluß auf das ganze wissenschaftliche Leben der Nation. Die Darstellung des „Socialen Lebens" ist, wenn auch nicht die weitläufigste, doch die reichste. Hier wird die altgermanische Ehe besprochen, das Verhältniß des Einzelnen zur Gemeinde und zum ganzen Volksstamm, das von den Franken ausgehende Lehnswesen, die Gründung des Feudalstaats, das Ritterthum, die Städte mit ihrem Handel und ihrer Industrie, die das ganze Mittelalter umgestaltenden großen Erfindungen, der Einfluß des französischen, mitunter auch des spanischen und italienischen Wesens auf die deutsche Cultur, das Aufkommen des Constitutionalismus. Allein gerade bei diesem Abschnitt tritt am meisten die Folge eines durch die vier ersten Rubriken sich hindurchziehenden Misgriffs des Verfassers hervor: er zeigt sich in der Weise deutscher Gelehrter als ein Freund langer, weitausholender Einleitungen, welche ihm, schon aus räumlichen Gründen, nicht erlauben, den Erscheinungen der Neuzeit die nämliche Aufmerksamkeit wie denen des Mittelalters oder vollends der Prähistorie zu schenken. Auf den letzten zwei Seiten wird zwar die Socialdemokratie angeführt, aber das wenige, was über sie gesagt wird, ist für das Verständniß desjenigen Lesers, der nicht schon alles weiß, sondern erst lernen will, nicht genügend. Die nämliche Ausstellung ist auch bei den andern Rubriken zu machen. Im übrigen liest sich das Buch recht gut, ist verständlich geschrieben und gibt uns manche sehr anschauliche Culturbilder.

Nicht eine Culturgeschichte, sondern „Lichtstrahlen aus Fr. von Hellwald's Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung" (Nr. 6) bringt uns ein ungenannter Verfasser. In einer Blumenlese, welche nach ihrem Inhalt in verschiedene Abtheilungen zusammengestellt ist, werden uns Hellwald'sche Urtheile über Natur und Naturforschung, über den Menschen und die menschliche Gesellschaft, über Wissenschaft und Kunst, über Idealismus und Religion und über Cultur mitgetheilt. Wir begegnen hier manchen treffenden Urtheilen neben andern, welche der sichern Grundlage entbehren. Zu den letztern rechnen wir: „Das Volk hat stets die Regierung, die es verdient"; dann die Vergleichung des Katholicismus mit dem Protestantismus und dessen zwei „widerwärtigen Auswüchsen, Pietismus und Muckerthum"; das Urtheil über den Kaiser Joseph II., daß ihn das eigene Volk gar nicht verstand, noch gar nicht von der Priesterherrschaft befreit sein wollte, wobei sehr viel darauf ankommt, was man unter Volk versteht. Andererseits finden wir trefflich, was über den Militarismus gesagt ist: daß „die stehenden Heere den physiologischen Werth des Menschen erhöhen". Auch der Jesuitismus ist trefflich charakterisirt. Das kleine Buch ist voll geistreicher Reflexionen über die verschiedensten Momente der Culturgeschichte.

Mathilde Reichardt-Stromberg, die Verfasserin der „Staatsbürgerin" (Nr. 7), behandelt ein wesentliches Stück der modernen Culturgeschichte. Sie spricht von der Stellung der Frauen, von dem Ultramontanismus und der Socialdemokratie. In der Einleitung bezeichnet sie als Ursache der drei Krankheitserscheinungen des modernen Staats (Ueberschuß an ledigen Frauen, Ultramontanismus, Socialdemokratie) das Nichtvorhandensein einer Staatsbürgerin neben dem Bürger. Daraus glaubt man schließen zu dürfen, die Verfasserin sei eine Verfechterin der Frauenemancipation. Dies ist nicht der Fall; sie hat vielmehr in einer andern Schrift: „Frauenrecht und Frauenpflicht", gegen die Emancipation polemisirt. Sie eifert sehr dagegen, daß aus den Frauen Männer gemacht und jene ganz aus ihrer eigensten Sphäre gerissen werden sollen, und will in dieser Schrift nach einem Wege suchen, der den Frauen zu ihrem Recht verhilft, ohne ihrer Natur entgegenzustreben. Was der Staat bisher zur Lösung der Frauenfrage gethan hat, sofern er den obligatorischen Handarbeitunterricht in den öffentlichen Mädchenschulen einführte, hält sie für besser als nichts, aber für viel zu wenig, wie überhaupt der Staat seine weiblichen Angehörigen von jeher stiefmütterlich behandelt habe. Ausgehend von dem Satze, daß die Schule die Aufgabe habe, dem Mädchen nicht blos wissenschaftliche Kenntnisse beizubringen, sondern dasselbe auf seinen zukünftigen Beruf als Hausfrau und Mutter praktisch vorzubereiten, verlangt sie vom Staat, daß er, wie er zur Heranbildung von Gelehrten, Künstlern, Beamten, Offizieren besondere Lehranstalten hat, so auch solche Schulen und Hochschulen einrichte, in welchen seine Hausfrauen, seine Mütter, seine Erzieherinnen, mit einem Worte seine Staatsbürgerinnen, wie der Staat sie wünschen muß, ihre Bildung vollenden können. Bei der Besprechung der Organisation dieser für Ausbildung der Staatsbürgerinnen bestimmten Schule stellt sie den Satz auf, daß dieselbe obligatorisch und mindestens bis zum zwölften Lebensjahre der Schülerinnen für alle Stände

gemeinsam sein müsse, da durch die Spaltung in Volksschule und höhere Töchterschule weit mehr als durch Armuth und Noth der Klassenhaß hervorgerufen werde. Nach dem Plane der Verfasserin sollen vom fünften bis achten Lebensjahre beide Geschlechter, Knaben und Mädchen, gemeinschaftlichen Unterricht genießen, und zwar nur von Lehrern; vom achten Jahre sollten die Mädchen, getrennt von den Knaben, sechs Stunden täglich die Schule besuchen, und von da an müsse auch gleich die künftige Bestimmung des Mädchens beim Unterricht ins Auge gefaßt, daher die Handarbeit zu einem Hauptgegenstand des Unterrichts gemacht werden. Hier würden die Lehrerinnen eintreten, und zwar nicht in untergeordneter Stellung an der Schule stehen, sondern einen hervorragenden Platz an derselben einnehmen. Diese Schule müßte unentgeltlich sein. Nach Entlassung aus derselben sollten die Mädchen noch zwei weitere Jahre in ebenfalls obligatorischen, aber bezahlten Schulen unterrichtet werden, welche sich in den größern Städten nach dem Bedürfniß der verschiedenen Stände in höhere und niedere gliedern könnten. Dabei müßte der Grundsatz aufgestellt werden, daß jedes Mädchen, welches mit vierzehn oder funfzehn Jahren diese Schule verläßt, in keinem einer Hausfrau und Mutter nützlichen Wissen und Können ganz unerfahren und ungeübt sein dürfe. Daran würden sich nichtobligatorische weibliche Real- und Hochschulen reihen, in welchen einerseits den Töchtern der wohlhabenden Stände Gelegenheit geboten würde, sich eine vielseitige hohe und umfassende, aber echt weibliche Bildung anzueignen, andererseits den Töchtern der unbegüterten Mittelstände es nach Möglichkeit erleichtert würde, sich für einen Broterwerbszweig, der ihre Existenz außer der Ehe sichern könnte, vorzubereiten und tüchtig zu machen. Für solche tüchtig geschulte ledige Frauen müßte der Staat die entsprechenden Beschäftigungen, Anstellungen und Aemter reserviren und nöthigenfalls ins Leben rufen; zugleich aber auch hätte er dahin zu wirken, daß die Zahl solcher ledigen Frauen in Zukunft stetig sich vermindere. Dies solle dadurch ermöglicht werden, daß der Staat, welcher durch eine hohe Erbschaftssteuer, durch strenge Maßregeln gegen das Ueberhandnehmen des Vermögens der Todten Hand und durch Einführung von nur indirecten Steuern viel zur Verminderung der Armuth thun könnte, den Gemeinden die Verpflichtung auferlegte, jeder Mutter für jedes Kind, von dessen Geburt bis zu seinem funfzehnten Jahre etwa, ein jährliches Kost-, Pflege- und Erziehungsgeld zu zahlen. Die hierfür nöthigen Gelder würden dadurch aufgebracht, daß jeder Staatsbürger ohne Ausnahme von seinem fünfundzwanzigsten bis zu seinem fünfundfunfzigsten Jahre jährlich diesen Beitrag für die Unterhaltung eines Kindes als Steuer, vielleicht unter dem Namen Manns- oder Kindersteuer, zu bezahlen hätte. Bei einer solchen Einrichtung würde jede Frau sich als Staatsbürgerin fühlen, an den für sie sorgenden Staat sich mit Begeisterung anschließen, der auf ihr lastenden Priesterherrschaft sich gern entziehen; die socialdemokratischen Ideen fänden dann keinen Boden mehr beim Volke, und die Hagestolzen, welche für die Kinder ihrer Mitbürger eine Kindersteuer zahlen müßten, würden beim Anblick der für Ehe und Familie so trefflich ausgebildeten ledigen Frauen sich weit eher zum Heirathen entschließen.

Die Verfasserin hat unstreitig eine wunde Stelle unsers socialen Lebens berührt; sie hat genau da angesetzt, wo geholfen werden soll; fraglich ist nur, ob auch die Mittel, welche sie zur Abhülfe vorschlägt, als praktisch und als durchführbar sich erweisen. Es ist zu bezweifeln, daß Mädchen von zwölf bis vierzehn oder funfzehn Jahren körperlich schon so gekräftigt sind, daß sie neben dem Unterricht in den wissenschaftlichen Fächern und in verschiedenen Handarbeiten noch kochen, waschen, bügeln u. s. w. lernen können. Wenigstens sind uns Fälle bekannt, in denen eine so vielseitige, theilweise härtere Arbeit der Gesundheit der Mädchen entschieden geschadet hat. Der originelle Vorschlag, eine Kindersteuer einzuführen, möchte schwer durchzuführen sein; denn diese läge thatsächlich fast ausschließlich auf den bemittelten Ständen; von den ärmern würden sehr viele keine Steuer zahlen, sondern dem Gelde, welches sie verdienen, eine andere Verwendung geben; auch möchte der allzu starken Zunahme der Bevölkerung, und zwar besonders in den untern Ständen, dadurch ein bedeutender und nicht wünschenswerther Vorschub geleistet werden. Ob es nicht besser wäre, jedem Hagestolzen, von einem bestimmten Lebensjahre und von einer bestimmten Höhe des Einkommens an, eine und zwar nicht geringe Steuer aufzulegen, deren Ertrag zur Unterstützung unbemittelter lediger Frauen zu verwenden wäre?

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue Dichtungen und Erzählungen.

1. Im Bann der Venus. Eine Liebesmär von Hermann Eduard Jahn. Rostock, Mayer. 1880. 8. 2 M. 50 Pf.

Wenn ein Kind über Makart's Malkasten käme und damit zwei bis drei Bogen feinen Papiers bemalte, wenn es über eine Sammlung bunt durcheinander gewürfelter, architektonischer Glieder eines Gebäudes geriethe und damit einen kindischen Bau aufführte, so könnten diese Versuche nicht anders ausfallen als vorliegende „Liebesmär". Fünffüßige Jamben, von beliebiger Länge und Kürze, sind das Gewand, in das sich H. E. Jahn nicht gescheut hat, die tiefsinnige Tanhäusermär zu kleiden, die soeben Wolff, Lipiner, Grisebach und früher Heinrich Heine neu bearbeiteten; was immer Philosophen und Germanisten, Kunstrichter und Geschichtsforscher an diesen vier Dich-

tungen auszusetzen hatten, die tadellose, blendende Form konnten sie nicht wegleugnen. Man urtheile aber aus nachfolgenden, dem Jahn'schen Gedicht wörtlich entnommenen Stellen, ob ich gegen dasselbe streng und ungerecht bin:

Dort aus dem Bett der See steigt träg die Nacht,
Die reichen Glieder feucht von Wollustschauern....
Das leere Nest,
In dem der Winter einsam frierend hauste,
Füllt sich mit kleinen schreinden Schnäbeln.
Stolz wirft das Schloß die weißen Marmorglieder
Zum Himmel auf. Ein breiter Blumengürtel
Umrankt sein Haupt, das in den Wolken ankert!

Nun kommt Frau Venus und klagt, daß sie schwach geworden:

Der bleiche Mann (Tanhäuser) dort sieht das alles nicht.
Vor seinem Blick da öffnen sich die Gräber.

Er träumt vom Heimathäuschen, „das von Riesenbergen bewacht wurde":

Das, Mann, ist deine Mutter! Weißt du, Mann,
Was das bedeutet? Seinem Auge,
Entringt sich eine Thräne...
Und versteckt sich geschwind in seines Bartes Wald.

Tanhäuser singt, wenn er nicht träumt, und träumt, wenn er nicht singt. Er träumt nur von Venus:

Und gläubig bricht vor ihr er seine Knie!
Da zuckt ein Strahl genügter Eitelkeit durch ihre Züge!
Doch ist er taub für ihre Kupplerworte,
Die sich zu Tugenddienern heucheln!

Sie sagt aber:

Jehovah selbst, der Herr der Heeresscharen,
Soll dich mir nicht entreißen. Könnt' ich
Dich ganz besitzen, ganz allein, daß niemand
Als ich dich seh', dich fühlt, dich hört, nur ich!

Er:

Heut ist es Sonntag draußen in der Welt,
Dort hinter jenen Mauern, die im Himmel
Die Wurzeln schlagen,
Da gehen die geputzten Menschen
Zum Dome hin, das schwarz gebundne Buch
Im Arme, um Jehovah's Wort zu hören.
(Ein Donnerschlag.)
Der Garten welkt, es schollert um mich her.
(Tanhäuser entflieht.)
Seines Busens Blüten
Sind längst verdorrt und machten Unkraut Platz.
Da langt er nach der treuen Leier
Sie, seine Mutter und Geliebte, sie,
Sein einz'ger Freund!

Er singt:

Was ist das Glück?
Ein Schatten, dem das Leben stets gebricht,
Den dennoch du erjagest flügg. (?)

Er singt ein sehr mattes und nennt es ein fürchterliches Lied. „Er schweigt entsetzt!" Er träumt wieder, nennt die Schlange des Paradieses einen Pfaffen. Dann:

Das ist der Tod! Er kann es kaum noch denken!
Dann ist er da!

Nun träumt er einen Fiebertraum:

Ruht' ich in eines üpp'gen Weibes Arm
Und ihre Zähne preßten lüstern sich
In meine Wangen, ihre Silberbusen
Umbrandeten gleich Wogen meine Brust...
Und in den Ohren trommelt unser Blut.
Es flüstert dann aus längst verwesten Kiefern....
Die Eule Ekel schreckt jach empor.

Hierauf heißt es:

Fast alles Elend
In dieser Welt, fast alle Sünden
Entsprangen einer kleinen Weiberschürze.
Wie viele machte sie schon elend,
Wie manche wird sie noch!

Der neue Gesang hebt an:

Als er erwachte, lag er nicht mehr dort
Am Wegesrand!

Blondhilda Behrend, genannt Armentrost, hat den Fiebernden aufgelesen und in trüben Nächten gepflegt. Auf S. 29 singt sie ihm ein hübsches Lied: „Dort ruht die See im düstern Nachtgewand." Dann läßt sie wieder „Bäche sich flutgeätzt heben"! (?) Nach einer Zeit will er

Hinaus, im frischen Lebensstrom
Die Wunde seines Herzens waschen.

Er schüttelt dem alten Grafen die biedere Hand zum Abschied. Er kann aber nicht fort:

Und Well' auf Well'
Zerrannen!
Zwei Geister herrschen in des Busens Reich: (Goethe?)
Der eine will zur Lust mich höhnend peitschen
In die Polypenarme hin der Venus,
Der andre will die Tugend mir entriegeln,
Um dort zu büßen in zerknirschter Reue.

Armentrost fragt geistreich:

Sie wollen fort — schon morgen — fort für immer? —

aber sie heirathen sich. Zwar fragt er sich:

Was soll ich leben,
Ein ew'ger Fremdling in der Tugend Reich,
Ich passe nicht für es! Mein Reich ist Wollust!

Armentrost erzählt ihm, daß die Rosen ihren Ursprung aus der Dornenkrone Jesu herleiten. Wie steht es aber mit den Rosen des Alten Testaments? Dem Röslein von Saron? Der Rose des Hohen Liedes? „Sie kosten lang noch, bis daß sie aufsprang. Was soll mir Reue", fährt er düster fort, „sie hört (!) den Weibern nur!"

Auf S. 41 tritt ihm der Erlöser als schönes Weib entgegen. Nun habe ich schon vier „blonde Lockenkatarakte gezählt".

Die Trauung ist vorüber; Präsens und Perfectum in einem Satze — das ist bei Jahn die Regel:

Der Ministrant löscht aus sein Weihrauchfäßchen
Und stellt es hin zu anderem Gerümpel; (!)
Der feiste Pfaffe auch hängt sein Ornat
Zu seiner Köchin Schürze in den Schrank
Und saß, vergnügt die Hände reibend, da
Am harrenden Tisch und musterte die Reihen....
Da trat ein gelbes tiefgebücktes Weib
Am Bettelstab des Elends in den Saal.

Sie singt ein Lied, wird Frau Venus und zieht Tanhäuser von der Neuvermählten fort. Naturschilderung:

Die Bäume nicken kokettirend mit den Wipfeln,
Der Abend bringt Schlaf — doch nicht dem Menschenherz!!
Die müden Knie raffen
Den Leib empor und schleppen ihn von hinnen!

Tanhäuser ist in Rom. Er singt:

Du blinder Pfaffe, der die Hände
Konntst heben gegen ihren Leib,
Der lachen konntst bei ihrem Ende.

Oder:

Dann sah ich durch die ros'gen Wangen
Den gelben Todtenschädel schon,
Zu dem gar bald sie sind vergangen!

„Es lacht der Sturm, daß die Erde knackt", erscheint als ein ebenso neues als geschmackvolles Bild. S. 56 heißt ein völlig abgeschlossener Satz:

Die Nacht über alles sich reckt,
Es deckt!
Einst werden unbeacht wir sinken
In ew'ge Nacht des Grabesschlunds.
Der weißen Säulen Klippen
Sie recken sich, den Himmel von Marmor
Zu tragen!...
Die Luft ist eisig, die die Wände athmen.

Nun drängt sich die Menge
Zu dem Papst,
Der betend huft am Altarsteine kniet.

Tanhäuser:

Ich war sieben Jahre lang im Venusberg. *)
„Im Venusberg!?" schreit Urban gellend auf —
Und bricht dann los: „Du bist verflucht auf ewig!
Verflucht zur Höllenqual! Eh' soll der Stab,
Den ich hier trage, grünen, eh' der Himmel
Dein Schuldenconto streicht!"...
Er aber schwankte blaß wie eine Leiche,
Die ekelnd ausgespien der schwarze Sarg,
Hinaus....

Er sagt:

Und kein Gewand gibt's, wär' es auch von Gold,
Das diese Blöße kann verstecken!

Armentrost, die verlassene Ehegattin, bekam ein Nervenfieber, ist wie geistestodt:

Und einst kam dann ein Morgen, da sie länger
Wie sonst auf ihrem Zimmer blieb.

Das heißt, Armentrost verschwindet — sie geht auch nach Rom.

Just einen Tag nach der Begebenheit,
Die ich im vorigen Gesang berichtet.

Sie fleht um Vergebung für Tanhäuser:

Für jenen Menschen, der sieben lange Jahre **)
Im Venusberg geschwelgt!...

Der Papst verneint, der Stab grünt! —
Rüstig wandert sie
Durch alle Länder!...
Die Schuhe fressen Kiesel,
Sie acht' es nicht!

Indessen, sie sinkt, hat eine Vision und sieht Tanhäuser und Venus in blendendem Aufzuge:

Eng Leib an Leib gepreßt, so trabt das Paar!

*) Fünffüßiger Jambus. **) Fünffüßiger Jambus.

Erde und Hölle speien sich Wesen zu und wieder zu... Die Erde donnert, hui, huhu, huhu —

Da schwingt sich von der Leiche Armentrost's
Hell jubelnd eine flücht'ge Lerche auf
Und taucht, dem Blick entschwindend, in den Aether!

Diese drei besten Verse bilden den Schluß.

Ich sehe in Hermann Eduard Jahn einen gärenden Most, der sich absurd und toll geberdet. Dieser Sturm- und Drangmost kann einmal einen geklärten und reinen Wein geben; der Wirth aber, der Gärmost für Rheinwein verzapft, verfällt strengem Urtheil. Neue und alte Dichter mögen das Sagengewand des Tanhäuser wenden und drehen wie sie wollen, Tanhäuser bleibt uns das Symbol, der ewige Jude des sinnlichen Liebesgenusses. Als solcher scheint er uns aus seinem Charakter zu fallen, wenn er überhaupt eine Ehe eingeht; hat er sich aber einmal fesseln lassen, so wird er nicht vor der Hochzeitsnacht von seiner geliebten Blondhilde Behrend Armentrost in die Arme des ihm schon sattsam bekannten „gelben, tiefgebückten Weibes", alias Frau Venus, eilen. Tanhäuser, der an allen Blüten nippt, der unbeweibte Don Juan, der ewige Jude der Liebe, ist der Verzeihung vielleicht noch werth — aber Tanhäuser, der Gatte, der gar keinen plausibeln Grund hat, Blondhilde zu verlassen, ist der Fürbitte seiner Frau beim Papst und des grünenden dürren Stabes nicht würdig. Will man gar von einer Moral — und die begehre ich nicht absolut vom Kunstwerk — sprechen, wo steckt sie? Brich die Ehe, vernachlässige deine jungfräuliche Brautfrau, lauf der alten wollüstigen Minne nach — der Stab grünt doch!

Jahn kann keinerlei Absicht und Gehässigkeit darin sehen, wenn mein Urtheil den Stab über ihn bricht. Begegne ich ihm nächstes Jahr und er hält mir eine Dichtung von der Formvollendung Julius Wolff's, vom Wohlklang und der Gedankentiefe Siegfried Lipiner's entgegen — wenn sie auch etwas von Griesebach'scher Sinnlichkeit, ja gar von Heine'schem Sarkasmus besäße —, so wollte ich der erste sein, der seinen Ruhm verkündet. Heute vermisse ich bei ihm Composition, Form und Plastik, Charakteristik, vor allem guten Geschmack, ein Ingrediens, das auch die schalste Suppe genießbar machen kann!

Von der Formlosigkeit zur Formvollendung ist nur ein Schritt — wenn wir uns nämlich mit folgendem Buche beschäftigen:

2. Stille Geschichten von Karl Emil Franzos. Dresden, Minden. 1881. 12. 5 M. 50 Pf.

Franzos ist neben Ebers einer der wenigen neuern Autoren, die sich innerhalb des letzten Jahrzehnts einen durchaus verdienten Ruf erworben. Die vorliegenden Erzählungen haben sich in „Nord und Süd", in der „Neuen Freien Presse", in der in Oesterreich sehr beliebten „Heimat" einen treuen Freundeskreis zu verschaffen gewußt, und auch in vorliegender, eleganter Ausstattung werden sie denselben nur erweitern. Franzos ist zunächst brillanter Stilist und sodann ein gemüthstiefer und warmer

Seelenschilderer. Es kommt ihm, wie in seinen Bildern „Aus Halbasien", in seinen „Juden von Barnow", weniger auf die heute so beliebten spannenden und großen Vorgänge, die aufregende Begebenheit, als auf die Ergründung und Bloßlegung des Innenlebens an, und man muß ihm hierin willig und neidlos die Meisterschaft zuerkennen. Von den sechs vorliegenden, Johannes Scherr gewidmeten Skizzen würde uns die „Locke der heiligen Agathe" am besten gefallen, wäre nicht der „Hiob von Unterach" eine Novelle, in der sich Naturschilderung und einfach-rührend-menschlicher Vorgang künstlerisch ablösen. Das Büchlein wird gewiß Freunde in großer Zahl finden.

Ich komme nun zu einer Serie von Bänden, denen ich nur als Gesammtheit das Wort reden kann, während ich die einzelnen Autoren um Absolution bitten muß, wenn ich nicht allzu peinlich auf ihre separaten Leistungen eingehe. Karl Reißner in Leipzig heißt der unternehmende Verleger, der ähnlich wie Ph. Reclam („Universal-Bibliothek") und Otto Lenz („Salon-Bibliothek") eine Reihe gleichmäßig ausgestatteter Bände liefern will, welche dem deutschen Mittelstande eine Anzahl verdienstvoller moderner Schriftsteller vorführen sollen, deren Werke den Grundstock einer Hausbibliothek zu bilden hätten. Diese Bände kosten 1 M. 50 Pf., elegant gebunden 2 M. Der berliner Allgemeine Verein für deutsche Literatur hat bereits eine stattliche Truppe solcher gleichmäßig ausgerüsteter Geistessoldaten geliefert. Karl Reißner richtet sich an ein weniger gut situirtes Publikum. Unterstützt die deutsche Lesewelt seinen Versuch, d. h. kauft sie die Bücher, die sie bisher aus den Bibliotheken bezogen oder untereinander herumgeborgt, so wird die Verlagshandlung bald im Stande sein, größern, auch den größten Anforderungen zu entsprechen. Bisjetzt erschienen folgende Werke (Nr. 3—9):

3. Französische Charakterköpfe. Studien nach der Natur. Von M. G. Conrad. Leipzig, Reißner. 1880. 8. 1 M. 50 Pf.

Conrad ist ein origineller Autor, ein ehrlicher Charakter, dem Lobhudelei, Schönthun mit den Franzosen auf Kosten seines geliebten Deutschland gänzlich fremd ist. Die Schriftsteller, Musiker, Librettisten, Politiker, die er uns in engstem Rahmen vorführt, stehen alsbald als fertiges Bild vor uns. Er schminkt nicht und schmückt nicht; er hat sich eine eigene, kernige Sprache geschaffen, der kein Wort zu schwer fällt. Sein langer Aufenthalt in der französischen Hauptstadt verbürgt uns die Wahrheit und Treue seiner Mittheilungen. Besonders launig ist sein Aufsatz über die berühmte Sarah Bernhardt.

4. Frau Musica. Vier Erzählungen von Ernst Pasqué. Leipzig, Reißner. 1880. 8. 1 M. 50 Pf.

Geschickte, findige Librettisten würden hier Stoffe zu Operetten entdecken. Die Sprache ist gewählt, die Novellen sind spannend und belehrend zugleich.

5. Rauschen. Ein Strand-Idyll von Ernst Wichert. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

Rauschen ist ein samländisches Seebad, dessen Scenerie der beliebte Lustspieldichter — der sich soeben auch mit einem dreibändigen Roman: „Heinrich von Plauen", auf das große historische Gebiet eines Freytag, Ebers, Gutzkow u. a. gewagt — mit poetischem Feingefühl sinnig um ein interessantes psychologisches Problem gewoben. Eine Tochter will der Mutter die zweite Heirath verwehren — kann sie aber auf ihrem Verbot bestehen, wenn sie selbst Liebe fühlt?

6. Doctor Sackauer. Neue Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei. Von Karl Braun-Wiesbaden. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

7. Culturgeschichtliche Novellen von Karl Braun-Wiesbaden. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

Biographische Notizen, Erzählungen aus einer erlebnißreichen Laufbahn, die den Eindruck des Wahren, Natürlichen und Ungekünstelten machen, theilweise auch vielen Lesern schon aus der Zeitschrift „Nord und Süd" bekannt sind.

8. Der Weg zum Herzen. Erzählung von Robert Byr. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

Sehr flott erzählt. Eine verheirathete Dame findet erst nach langen, innern und äußern Kämpfen den Weg zum Herzen ihres verkannten, edelmüthigen Gatten.

9. Im Hörselberge. Novelle von Gerhard von Amyntor. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

Diese Novelle kann nicht mit gutem Gewissen deutschen Jungfrauen als Weihnachtsgeschenk geboten werden. Der Autor glaubt, „die Novelle werde einigen afterkritischen Staub aufwirbeln", und er setzt seinem Bande eine auch von E. Grisebach citirte Stelle aus Schopenhauer voran, nach welcher der Dichter eigentlich sagen, schreiben und denken dürfte, was ihm durch den Kopf fährt. Gerhard von Amyntor durfte vor allen Dingen das Dichter-Priestergewand nicht ausziehen, will er allerlei lüsterne Scenen — ohne innere, künstlerische Nöthigung — wagen. Sein Held wird kaum eine deutsche Frau veranlassen, sich hinter einer spanischen Wand in seinem Beisein zu entkleiden, sich dann ins Bett zu legen und mit ihm weiter zu plaudern, comme si rien n'était. Und warum? Um den unschuldigen Gesellen von deutschem Assessor in Feuer zu setzen!

In prächtigen Ottave rime à la Ernst Eckstein besungen, in einem südlichen, farbenglühenden Klima lebend, hätte uns Frau Mathilde vielleicht zu bezaubern vermocht, das Bild der deutschen Frau scheint uns mislungen.

Soweit ist bisjetzt die Reißner'sche Sammlung gediehen, der wir nur freundliche Aufnahme seitens des apathischen germanischen Lesepublikums wünschen können.

Zuletzt sei noch ein Band Gedichte erwähnt, damit der Schlußaccord dem Anfange harmonievoll entspreche:

10. Lieder und Gedichte von Wilhelm Ludwig Rosenberg. Frankfurt a. M., Morgenstern u. Comp.

Wir sehen hier einen Geist, der Schönes und Edles will, noch in schwerem Kampf mit der Form, dem Aus-

druck. Rosenberg hat ein Herz, das mit dem Volke, den Kämpfern für Recht und Freiheit schlägt und sich empört gegen Despotismus und Finsterniß. So sind ihm die Gedichte „Der Held von Bristol" und „Der erste Priester" gelungen. Es seien hier einige mitgetheilt, die den Leser besser als jede kritische Beleuchtung in den Stand setzen, selbst zu urtheilen:

Befriedigter Wunsch.

Was dich erschreckt hier:
Ist das Endliche,
Was unbegreifbar dir:
Das Unendliche.

Die Seele sehnt sich:
Nach dem Unendlichen,
Der Pulsschlag rastlos
Nur: nach dem Endlichen.

So quälst du so lang' dich,
Bis daß das Endliche
Zerstäubt in Atome
Dich ins Unendliche.

Vernunft und Wahnsinn.

Auf Eins folgt Zwei,
Auf Zwei die Drei,
Und so folgt eine Zahl der andern,
Läßt du die Eins verbindend wandern.
Begreifst du, Menschencreatur,
Darin die Satzung der Natur,
Daß nichts von Eins auf Drei kann kommen,
Das nicht den Weg bei Zwei genommen?
Daß nichts im Weltall sich gestaltet,
Das progressiv sich nicht entfaltet
Nach diesem Spruch, so alt wie neu:
Auf Eins die Zwei, und Eins und Zwei
Die geben Drei?

Einem Dichterling.

Die größte Kunst siehst du darin,
Zu Worten gut ein Wort zu reimen,
Gleich denen, die mit Handwerkssinn
Verstehen Holz auf Holz zu leimen.

O Thor! Der wahre Künstler ist
Verlegen nicht an (?) tausend Reimen,
Gedanke, Bild und Schönheit ist
Ihm erstes, und das letzte: Leimen.

Alfred Friedmann.

Aufgabe und Methode der Culturgeschichte.

Die Culturgeschichtschreibung, ihre Entwickelung und ihr Problem. Von Friedrich Jodl. Halle, Pfeffer. 1878. Gr. 8. 2 M.

„Culturgeschichte" ist die Losung der historischen Wissenschaft unserer Zeit geworden. Unsere Zeit strebt nach Demokratisirung auf allen Gebieten, nach Nutzbarmachung der Früchte alles Seins und Werdens für immer größere Kreise, daher auch nach Popularisirung und Verallgemeinerung des wissenschaftlichen Schaffens und Wirkens. An die Stelle der Geschichte von Fürsten und Dynastien, von Kriegen um Macht und Gewalt und von Friedensschlüssen, durch welche der Besitz der Erde vertheilt wird, von Thronwechseln und Revolutionen, bei denen es sich wieder um den Besitz von Macht und Gewalt handelt u. s. w., tritt die Geschichte der Völker und ihres Gesammtlebens auf materiellem und geistigem Gebiete und endlich die der ganzen Menschheit, welche die Völker zusammenfaßt und unter einem höhern Gesichtspunkte betrachtet. Was wir jetzt Culturgeschichte nennen, ist nicht ein Gegensatz zur politischen Geschichte, mit der zusammen sie etwa die eigentliche Weltgeschichte ausmacht, wie früher wol geglaubt wurde und noch jetzt angenommen wird; es ist jetzt vielmehr ein größeres Thema geworden als nur eine Zusammenfassung der Entwickelung auf allen Culturgebieten, es ist eine Geschichte der Menschheit, welchen Titel man der Culturgeschichte früher gab, den man aber wieder fallen ließ. Die politische Geschichte ist lediglich die ausführlichere und selbständige Darstellung eines Zweigs der jetzt sogenannten Culturgeschichte, eine Ausführung der Entwickelung der Staatsidee, wie es die Kunst-, Literatur-, Rechts-, Religionsgeschichte, die Geschichte der Wissenschaften, Gewerbe, Erfindungen u. s. w. mit Bezug auf die Thätigkeiten sind, deren Namen sie tragen. Durch welche Ereignisse die Staaten gebildet, vergrößert, verkleinert und zerstört werden, ist ebenso sehr eine Specialisirung der allgemeinen großen Züge, in welchen die wahre Culturgeschichte das Werden und die Wandelungen des Staats, als eines Gebildes des Menschengeistes, zu zeichnen hat, wie es die geschichtliche Aufzählung der einzelnen bedeutenden Dichter, Gelehrten, Künstler, Entdecker, Erfinder u. s. w. in Bezug auf die der Culturgeschichte angehörende allgemeine Darstellung des künstlerischen, wissenschaftlichen, gewerblichen und andern Forschens und Schaffens ist. Die Culturgeschichte ist ein mächtiger Stamm, dessen einzelne Zweige die Staaten-, Kunst-, Literatur-, Religions- und andere Geschichten sind. Ihr Name ist nicht etwa zu eng, wie man glauben könnte; denn Cultur (von colere, hegen, pflegen, üben) umfaßt alles vom Menschen, wie natura alles ohne dessen Betheiligung ins Dasein Gerufene; Cultur umfaßt also die „sämmtlichen Werke" des Menschen.

Der Verfasser des angezeigten kleinen Buchs erblickt den Anfang einer „erweiterten Tendenz der Geschichtsforschung", den Anfang der Versuche, „die Ergebnisse der Einzelforschung zu verallgemeinern und einheitlich zusammenzufassen, die Quintessenz des zeitweiligen Gesammtwissens auf geschichtlichem Gebiete in übersichtlicher Form

zur Darstellung zu bringen", in Voltaire's „Essai sur l'histoire générale et sur les moeurs et l'esprit des nations" (1756), dem ersten Muster einer culturgeschichtlichen Behandlung. Die spätern Versuche, die Schilderung der Zustände und des geistigen Lebens mit der Geschichtserzählung zu verbinden, lassen sich, sagt der Verfasser, „in zwei allerdings nicht ganz scharf gegeneinander abzugrenzende Gruppen theilen oder wenigstens unter zwei verschiedenen Gesichtspunkten betrachten, je nachdem bei ihnen das philosophisch-speculative oder das culturhistorisch schildernde Moment mehr in den Vordergrund tritt". Von einer nähern Besprechung der Werke ersterer Art sieht der Verfasser ab; er weist nur darauf hin, wie Herder diesen Zweig zuerst bearbeitete — allerdings nicht ohne in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" zwischen den beiden erwähnten Gesichtspunkten zu schwanken, wie auch die Unvollkommenheit des ihm zu Gebote stehenden Materials die Ausführung seines Plans verkümmerte —, wie sodann Görres und Schlegel weitere Versuche machten, die aber in der überwuchernden Phantasie der Romantik sich verloren, wie Hegel am eingehendsten unter allen deutschen Philosophen die Philosophie der Geschichte pflegte, indem er die Gabe besaß, „die wesentlichen Eigenthümlichkeiten eines Volks oder einer Periode in eine begreifliche Formel zu fassen", dies Abstracte dann doch wieder in festen markigen Umrissen und lebendigen Farben zu einer Art sinnlicher Anschaulichkeit zu bringen, worauf noch die geschichtsphilosophischen Arbeiten von Lotze (1864) und Hermann (1870) einer kurzen Betrachtung unterzogen werden. Für unsere Zeit, welche in entschiedenster Weise das Concrete bevorzugt und deren Geschmack an Abstractionen zusehends abnimmt, dürfte die Philosophie der Geschichte gleich der Naturphilosophie bald zu den überwundenen Standpunkten gehören.

Zu den Arbeiten übergehend, welche die menschliche Cultur vom Standpunkte der Thatsächlichkeit darstellen, will sich Jodl darauf beschränken, „die frühern Stadien der allgemeinen Culturgeschichtschreibung nur in flüchtigsten Umrissen anzudeuten, um Raum zu gewinnen für die eingehendere Erörterung der neuern Entwickelung und für die kritische Zergliederung derjenigen Bestrebungen, an welche die Aufgaben und Forderungen der Gegenwart unmittelbar anzuknüpfen sind". Als den in dieser Beziehung maßgebenden Abschnitt betrachtet er das Ende des vierten Jahrzehnts in unserm Jahrhundert; er zieht in den Kreis seiner Betrachtungen aus der Zeit vor diesem Abschnitt nur ein Werk und zwar dasjenige eines Verfassers, der in dem spätern Zeitraume wieder auftritt. Als das erste Unternehmen der Zusammenfassung der Resultate geschichtlicher Forschung sieht Jodl die „Europäische Sittengeschichte von Wilhelm Wachsmuth" an (1831—39). Dieses Werk und Klemm's ethnographisch geordnete „Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit" (1843—52) bilden nach Jodl die beiden Gegenpole, zwischen denen sich nachher die Behandlung der Culturgeschichte bewegte. Näher dem jetzt vorherrschenden Begriffe der Culturgeschichte steht Wachsmuth's zweites Werk: „Allgemeine Culturgeschichte" (1850—52).

Es kann nicht Zweck dieser Zeilen sein, die Urtheile Jodl's über alle von ihm berücksichtigten Culturhistoriker anzuführen, da wir uns nur mit seinem eigenen Standpunkte zu beschäftigen haben. Dieser letztere erschließt sich uns in dem zweiten Abschnitte seiner Schrift, in welchem er untersucht, wie sich die Culturgeschichtschreibung gestalten müsse, um ihre Aufgabe im System der Wissenschaft gehörig zu erfüllen. Der Verfasser unterscheidet drei Arten der geschichtlichen Auffassung: erzählende Universalgeschichte, schildernde Culturgeschichte und reflectirende Geschichtsphilosophie. Bei der ersten überwiegt das Interesse am Geschehenen, bei der zweiten das am Zuständlichen; die dritte kommt nicht weiter in Betracht. Die zweite Behandlungsweise, um die es sich hier handelt, soll, meint Jodl, auf die Erreichung höherer künstlerischer Absichten von vorn herein verzichten, dafür aber auf möglichste Vollständigkeit des Stofflichen bedacht sein. Es geschieht dies erstens durch geschickte Eintheilung des Gebiets der Cultur, und zweitens durch möglichst vollständige und kritische Literaturangaben. In specielle Discussionen soll der Verfasser nicht eintreten, auch jedes Heranziehen der Quellen principiell unterlassen. Die letztere Forderung ist unklar. Sind die Quellen leicht zugänglich, so sehen wir nicht ein, warum sie nicht herangezogen werden sollen, wenn auch die Abfassung eines größern culturgeschichtlichen Werks rein nach den Quellen unmöglich ist, indem sie, wie Jodl richtig sagt, die Grenzen jeder menschenmöglichen Arbeitskraft um das Hundertfache übersteigen würde. Was aber die Literaturangaben betrifft, so können wir Jodl nicht beistimmen, daß der Culturhistoriker mehr als jeder andere Forscher verpflichtet sei, vollständige Quellenverzeichnisse anzufertigen, namentlich da niemand alle Quellen selbst kennen lernen kann, was wieder die Kraft jedes einzelnen übersteigt, und demgemäß auch niemand zuzumuthen ist, daß er Quellen citire, deren Zuverlässigkeit ihm zweifelhaft ist.

Als wesentliche Aufgabe der Culturgeschichtschreibung bezeichnet Jodl eine wissenschaftliche Erkenntniß des Wesens der Cultur als einer mit dem Dasein der Menschheit unzertrennlich verknüpften Erscheinung, ihrer Formen und Typen, der Gesetze und Factoren ihrer Entwickelung. Es ist dabei nothwendig, sowol der fortschreitenden Bewegung der Cultur im ganzen und großen zu folgen, als auch die einzelnen Elemente in ihrem Wesen, in ihrem Werden und ihren Wechselverhältnissen zu studiren. Die Summe der an eine vollkommene Culturgeschichte zu stellenden Anforderungen zählt Jodl besonders auf; die Quintessenz davon ist, daß die einzelnen Culturvölker und Culturepochen sowol, als die einzelnen Gebiete der Cultur unter sich zu vergleichen und ihre gegenseitigen Wechselwirkungen aufzuzeigen sind. Eine Arbeit, welche diese Forderungen erfüllt, ist noch nicht vorhanden und dürfte

so bald nicht gelingen, da es in vieler Hinsicht noch an Vorarbeiten fehlt.

Jodl versucht es nun zum Schlusse, ein Schema künftiger Culturgeschichtschreibung zu entwerfen. Er verfolgt dabei die Tendenz, an Stelle der bisher vorherrschenden chronologischen und ethnographischen Eintheilung des Stoffs der Culturgeschichte eine systematische Anordnung der einzelnen Culturgebiete zur vorwiegenden Geltung zu bringen. Er ordnet diese Culturgebiete in vier Gruppen, nämlich 1) die den Kampf des Menschen mit der Natur, 2) die das Streben des Menschen nach Organisation des Zusammenlebens mit seinesgleichen, 3) die den Verkehr und die Kämpfe der organischen Menschengruppen unter sich und 4) die das Streben nach dem Ideal betreffenden Verhältnisse. Wir halten die dritte Abtheilung für überflüssig. Sie enthält nach Jodl den Krieg, den Handel, die Wanderungen und Colonien und das Völkerrecht. Den Handel aber reiht Jodl selbst schon seiner ersten Abtheilung ein; in diese gehören denn auch die theils schon den Urzuständen der Menschheit angehörenden Wanderungen und die aus ihnen hervorgehenden Colonien. Krieg und Völkerrecht aber lassen sich, namentlich da es auch innere Kriege gibt und das Völkerrecht sich aus dem Staatsrecht entwickelt, leicht der zweiten Abtheilung, der socialen und politischen Organisation anschließen; denn zwischen nationalen und internationalen Beziehungen ist keine scharfe Grenze zu ziehen, da letztere nur eine Erweiterung der erstern sind und mit ihnen auf derselben Grundlage ruhen.

Es bleiben somit drei Hauptgebiete der Cultur: das materielle, das sociale und das ideale, welche bisher schon als solche unterschieden werden. Als neu ist dagegen bei Jodl anzuerkennen das Streben, die Wechselwirkungen zwischen den verschiedenen Culturgebieten aufzusuchen, z. B. bei der Religion ihr Verhältniß zum Kampfe mit der Natur, zur Familie, zu den Ständen, zum Staate, zur Erziehung, zum Krieg, zum Völkerrecht u. s. w. Seine Forderung der Berücksichtigung dieser Verhältnisse ist sehr anregend und kann zu den schönsten Untersuchungen und Darstellungen Anstoß geben.

Jodl anerkennt schließlich die Berechtigung der Frage, ob und inwieweit in seine systematische Gliederung des Inhalts der Cultur chronologische und ethnographische Scheidelinien eingeführt werden sollen, oder vielmehr: ob das angegebene Schema auf die gesammte Culturgeschichte als ein einheitliches Ganzes anzuwenden sei, oder ob man erst in die herkömmliche Eintheilung der Culturgeschichte nach Perioden und Völkern jenes Schema einfügen solle. Jodl will dies von individuellen Bedürfnissen und Neigungen abhängig machen. Wir möchten die aufgeworfene Frage präciser dahin beantworten, daß bei einer kurzgefaßten Bearbeitung der Culturgeschichte es sich empfehlen würde, ein die einzelnen Culturgebiete enthaltendes Schema gleich auf die ganze Culturgeschichte anzuwenden, bei einer ausführlichen (mehrbändigen) Culturgeschichte aber ein solches Schema bei jedem Culturvolk, und wo, wie im Mittelalter und in der Neuzeit, mehrere Culturvölker zusammenwirken, bei jeder Gruppe von solchen wiederholt durchzuarbeiten. Eine kurze Culturgeschichte würde z. B. mit einer Uebersicht der alten Culturvölker und der neuern Völkersysteme nach ihren sprechenden Merkmalen beginnen und dann die verschiedenen Culturgebiete, geordnet nach dem aufsteigenden Werthe derselben, also etwa von der Nahrung bis zur Philosophie, je von der ältesten bis auf die neueste Culturstufe durchnehmen. Eine ausführliche Culturgeschichte dagegen würde, gewissermaßen umgekehrt, zuerst die einzelnen Culturgebiete nach ihren hauptsächlichen Erscheinungen schildern, und sodann an die Bearbeitung der einzelnen Culturvölker und Völkergruppen gehen und jede dieser Einheiten wieder von den einfachsten materiellen bis zu den höchsten geistigen Thätigkeiten verfolgen.

Jedenfalls hat sich Jodl, so viel sich gegen seine Bearbeitung einzelner Culturhistoriker einwenden lassen mag, durch seine Winke zu künftiger rationellerer Bearbeitung der Culturgeschichte ein wirkliches Verdienst erworben.

Otto Henne-Am Rhyn.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 2. Juni d. J. starb in Paris Emil Littré, einer der namhaftesten Gelehrten, der mit Renan und Taine zusammen das Kleeblatt der wissenschaftlichen Freigeister des modernen Frankreich bildete. Er war hochbejahrt, hatte das achtzigste Jahr erreicht; am 1. Februar 1801 war er in Paris geboren; er hat Medicin, historische und philosophische Wissenschaften studirt und in allen diesen Fächern Werke veröffentlicht. Außerdem war er Publicist und von 1831—51 als Mitarbeiter und Redacteur des „National" thätig. An dem politischen Leben hat er sich nur zweimal betheiligt: nach der Februarrevolution war er Municipalrath von Paris, ein Amt, das er bald niederlegte, als die bonapartistische Partei in den Vordergrund trat, und im Jahre 1871 war er Mitglied der Nationalversammlung, in welcher er sich zur republikanischen Linken hielt; im Jahre 1875 wurde er Senator und gehörte hier ebenfalls der republikanischen Minorität an. Mitglied der Académie Française wurde er im December 1871. In den politischen Versammlungen war er ein Stummer und hat nie das Wort ergriffen, nicht einmal als ihn der Bischof Dupanloup in einer fulminanten Philippika herunterkanzelte.

Als Mediciner war Littré eifriger Mitarbeiter und Redacteur fachwissenschaftlicher Blätter; auch gab er die Werke des Hippokrates heraus und veröffentlichte eine interessante Schrift „La Médecine et les Médecins". Auf dem Gebiete der Philosophie war er ein eifriger Schüler des Positivismus und hat eine Zahl von Schriften über den Gründer desselben, Jules Comte, den er in einem Werk mit Stuart Mill parallelisirte, und über das System der positiven Philosophie selbst herausgegeben. Für uns Deutsche ist es besonders von Interesse, daß er „Das Leben Jesu" von David Strauß ins Französische übersetzt hat (4 Bde.,

1839—40; 2. Aufl. 1855); seitdem wurde er in Frankreich und auch in Deutschland stets mit Ernest Renan zusammen genannt.

Das Hauptwerk seines Lebens ist das große „Dictionnaire de la langue française" (1863—72), an welchem er seit 1841 mit seiner Frau und Tochter in Gemeinschaft arbeitete. Ueber seinen unermüdlichen Ameisenfleiß berichtete er selbst Näheres in seinen „Études et Glanures" (1880). Sein Manuscript umfaßte 415636 Blätter. Wäre das Ganze auf Eine Spalte gedruckt, so hätte dieselbe eine Länge von 37525 Metern, ungefähr fünf Meilen. Ein guter Fußgänger würde den Weg von A bis Z erst in sieben bis acht Stunden zurücklegen können. In der Regel arbeitete der Philosoph bis 3 Uhr in der Nacht an seinem Werke, legte dann die Feder fort, die er schon 9 Uhr vormittags wieder ergriff. „Meine Nachtwachen", schreibt er selbst, „boten mir indeß manche Entschädigung. Eine Nachtigall hatte in der kleinen Lindenallee, die meinen Garten durchschneidet, ihre Wohnung aufgeschlagen und erfüllte das Schweigen der Nacht mit ihrer krystallenen Stimme. O Virgil, Mann der Georgiken, diese sangreichen Töne mit einem Trauerlied, einem miserabile carmen vergleichen!" Hachette, der Verleger des „Dictionnaire", hatte ihm für seine Arbeit jährlich 2400 Frs. zur Verfügung gestellt, die er mit seiner Frau und Tochter theilte.

Außer dem „Leben Jesu" von Strauß hat Littré übrigens auch des Plinius „Naturgeschichte" und Dante's „Inferno" ins Französische übersetzt.

Ueber die Persönlichkeit dieses ausgezeichneten Gelehrten berichtet H. Wittmann in einem interessanten Feuilleton der „Neuen Freien Presse": „Wir erinnern uns noch, wie wir vor langen Jahren Littré zum ersten mal gegenüberstanden. Es war bei einem seiner Freunde, einem sehr reichen Manne, der trotz seiner Millionen ein Republikaner war und trotz seines republikanischen Sinnes im Faubourg St.-Germain sein Palais hatte. Die Frau des Hauses war eine Weltdame feinsten Schlags, ihr Salon ein Prachtrahmen für eine seltsam zusammengesetzte Gesellschaft. Neben den schönsten Toiletten sah man Fräcke zweifelhaften Schnitts, neben weltmännischer Ueberlegenheit kleinstädtische Schüchternheit und linkisches Wesen, neben dem Paris des Glanzes und Genusses das gelehrte Paris. Indeß, die Gegensätze vermittelten sich leidlich. Nur das Männchen dort am Kamin, dem alles so ehrfurchtsvoll begegnete, wollte schlechterdings nicht in das Bild passen. Klein und eckig und so entsetzlich mager, daß Frack und Hose um dünne Stecken zu schlottern schienen, hatte es eigentlich gar keinen Leib, sondern nur einen Kopf, einen großen, merkwürdigen, ausdrucksvollen, wunderbar häßlichen Kopf, der aus einem mächtigen Vatermörder aufragte. Das schlecht gepflegte, bereits ergrauende Haar fiel ihm in langen, eigenwilligen Strähnen auf die Schultern; das Gesicht war gelb wie hundertjähriges Schweineleder; zwei graue Augen glänzten hinter einer ungeheuern Hornbrille; die Unterlippe hing tief am Munde herab, und das Ganze war so zerrunzelt, daß man an den Furchen und Falten die vielen Bücher, die der Gelehrte geschrieben, hätte abzählen können. Die Häßlichkeit hatte jedoch ihren eigenen Reiz; ein träumerischer Ernst lag auf ihr, vielsagend, vielbedeutend, und der Mann hatte nicht nöthig, den Mund zu öffnen, um zu beweisen, daß er zum Salz der Erde gehörte. Der Deutsche aber dachte unwillkürlich: »Brille, Vatermörder, gelbes Pergament ... ei, das ist ja ein deutscher Professor!«"

Bibliographie.

Bach, O., Elfriede. Roman aus der vollen Gegenwart. Berlin, Le Coutre. 8. 5 M.

Bolzer, F., Geharnischte Sonette gegen Papst und Pfaffenthum. Chemnitz, Friese. 12. 1 M.

Baumann, F. L., Geschichte des Allgäus von den ältesten Zeiten bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts. 1stes Hft. Kempten, Kösel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Baumgartner, A., S. J., Calderon. Festspiel. Mit einer Einleitung über Calderons Leben und Werke. Mit dem Bildniß Calderons in Lichtdruck. Freiburg i. Br., Herder. 8. 1 M. 60 Pf.

Beisler, K. R., Eine Rheinfahrt. Ueber Mainz nach Düsseldorf. Wiesbaden, Riedner. 12. 2 M.

Berghaus, A., Max Maria Freiherr von Weber. Ein Lebensbild. Berlin, Polytechnische Buchhandlung. Gr. 8. 60 Pf.

Bergmann, J., Kleine Leute. Gedichte. Prag, Kytka. 12. 80 Pf.

Betrachtungen über unser classisches Schulwesen. Leipzig, Abel. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Böcker, C., Burggraf Friedrich. Schauspiel. Nebst einem Nachwort und zwei Prologen. Frankfurt a. M., Koenitzer. 8. 2 M.

Bernthel, F., André Chénier als Dichter und Politiker. Döbeln, Schmidt. 4. 2 M. 50 Pf.

Cappilleri, W., Thauperlen. Gedichte. Bruck a. d. Mur. 12. 3 M. 60 Pf.

Creizenach, W., Die Bühnengeschichte des Goethe'schen Faust. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Dove, A., Die Forsters und die Humboldts. Zwei Paar bunter Lebensläufe, zur allgemeinen deutschen Biographie beigetragen. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M.

Duboc, J., Der Optimismus als Weltanschauung und seine religiös-ethische Bedeutung für die Gegenwart. Bonn, Strauß. Gr. 8. 7 M.

Elben, K., Zur Lehre von der Waarenfälschung hauptsächlich in geschichtlicher Hinsicht. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 2 M.

Geiler's von Kaisersberg ausgewählte Schriften, nebst einer Abhandlung über Geilers Leben und echte Schriften von P. de Lorenzi. 1ster Bd. Trier, Groppe. 8. 5 M.

Geißler, F. C. A., Gebirgs-Poesien. Eigenes und Gesammeltes. Oschatz, Oldecop's Erben. 12. 1 M. 50 Pf.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, Alexander Brückner, Felix Dahn ꝛc. herausgegeben von W. Oncken. 32ste Abth.: Geschichte des römischen Kaiserreichs. Von G. F. Hertzberg. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 3 M.

Gitschmann, W., Die Pädagogik des John Locke. Historisch und psychologisch beleuchtet. Köthen, Schettler. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Hänisch, v., August von Goeben, königlich preußischer General der Infanterie und kommandirender General des VIII. Armeekorps. Eine Lebensskizze. Mit dem Bildniß des Generals von Goeben. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Heiberg, H., Plaudereien mit der Herzogin von Seeland. Hamburg, Grädener. 8. 3 M. 60 Pf.

Heppe, H., Geschichte des Pietismus und der Mystik in der reformirten Kirche, namentlich der Niederlande. Leiden, Brill. 1879. Gr. 8. 9 M.

Hugo, V., Ruy Blas. Trauerspiel. Metrisch übersetzt von H. v. Löhner. Leipzig, Mutze. 8. 1 M.

Jellinek, A., Im Vaterhause Lord Beaconsfield's. Wien, Hermann u. Altmann. Gr. 8. 1 M.

Murad Efendi, Dramatische Werke. 3 Bde. Leipzig, T. O. Weigel. 8. 15 M.

Nathan, J., Kant's logische Ansichten und Leistungen. Abhandlung. Jena. 1879. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Neudecker, G., Das Grundproblem der Erkenntnisstheorie. Eine philosophische Studie. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Niedner, F., Das deutsche Turnier im XII. und XIII. Jahrhundert. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 M.

Skandinavisches Novellenbuch. Uebersetzungen aus dem Norwegischen, Schwedischen und Dänischen von W. Lange. Berlin, Auerbach. 8. 3 M. 60 Pf.

Oekonomides, P. A., An Victor Hugo, den achtzigjährigen Jubilar. Eine poetische Gratulation. Wien, Gerold's Sohn. 8. 1 M. 20 Pf.

Polen und die Grossmächte. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 3 M.

Prölß, R., Geschichte des neueren Dramas. 2ter Bd. 1ste Hälfte: Das neuere Drama in Frankreich. Leipzig, Schlicke. Lex.-8. 13 M. 50 Pf.

Die Publicistik der Gegenwart. Die Pressverhältnisse im Königreich Preussen. Würzburg, Woerl. 12. 5 M.

Ringhoffer, C., Die Flugschriften-Literatur zu Beginn des spanischen Erbfolgekriegs. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Samosch, S., Pietro Aretino und italienische Charakterköpfe. Berlin, Behr. 8. 3 M.

Schlossar, A., Deutsche Volkslieder aus Steiermark. Zugleich Beiträge zur Kenntniß der Mundart und der Volkspoesie auf bairisch-österreichischem Sprachgebiete, mit Einleitung, Anmerkungen und ausgewählten Melodien herausgegeben. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 10 M.

Schrotzenberger, R., Francofurtensia. Aufzeichnungen zur Geschichte von Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Diesterweg. Gr. 8. 1 M.

Schultze, G. M., Das Quadrat der Bildung. Mathematisch-philosophische Erwägungen. Mit einer lithographirten Tafel. Berlin, Grieben. Gr. 8. 3 M.

Sigwart, C., Kleine Schriften. 1ste u. 2te Reihe. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. à 4 M. 50 Pf.

Spir und die Bedeutung seiner Philosophie für die Gegenwart. Vortrag. (Von J. G. Findel.) Leipzig, Findel. Gr. 8. 40 Pf.

Steinthal, H., Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft. Zusätze zur 1. Auflage. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 50 Pf.

Wichodil, A., Fräulein Doctor. Eine Novelle. Klagenfurt, Bertschinger u. Heyn. 8. 2 M. 40 Pf.

Wolzogen, H. v., Unsere Zeit und unsere Kunst. Zwei Bücher im Anschlusse an ein Buch. Leipzig, Gebr. Senf. Gr. 8. 3 M. 75 Pf.

Zaddach, G., Adolph Eduard Grube. Gedächtnissrede. Königsberg. Gr. 8. 60 Pf.

Anzeigen.

Soeben erschien in meinem Verlage:

Commentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft.

Herausgegeben von **Dr. H. Vaihinger.**

Erster Band. Erste Hälfte. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Die zweite Hälfte dieses Bandes gelangt im October d. J. zur Ausgabe. Das ganze Werk wird vier Bände von je circa 25 Bogen umfassen.

Stuttgart, Juni 1881. **W. Spemann.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Geologische

Uebersichtskarte des Königreichs Sachsen

und angrenzender Landstriche.

Nach **Naumann** und **Cotta.**

Separatausgabe aus

Henry Lange's Atlas von Sachsen.

Revidirt 1881. Preis 1 M.

Diese Karte bezeichnet mittels 24 Farben die verschiedene geologische Beschaffenheit des Bodens und empfiehlt sich sowol zum Gebrauch beim Unterricht wie zur Orientirung für Touristen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Krebs.

Eine Einleitung in das Studium der Zoologie.

Von

T. H. Huxley.

Mit 82 Abbildungen. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek 48. Band.)

Nicht blos eine Naturgeschichte des Krebses will der berühmte englische Gelehrte mit dem vorliegenden Werke liefern, sondern er erörtert in demselben auch weittragende allgemeine Aufgaben der Zoologie wie der biologischen Wissenschaft überhaupt, sodass es mit Recht als „eine Einleitung in das Studium der Zoologie“ bezeichnet ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Das Jahr 1866.

Memoiren zur Zeitgeschichte. Zweite Abtheilung.

Von

Oskar Meding. (Gregor Samarow.)

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Unter dem Titel „Das Jahr 1866“ veröffentlicht der frühere Regierungsrath und Vertraute des Königs Georg V., Oskar Meding, als Romanschriftsteller bekannt unter dem Pseudonym Gregor Samarow, die zweite Abtheilung seiner „Memoiren zur Zeitgeschichte“, deren erste Abtheilung: „Vor dem Sturm“, die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf sich gezogen hat. Der vorliegende Band, in welchem der Verfasser die für Deutschlands Neugestaltung so wichtigen Ereignisse des Jahres 1866 auf Grund zahlreicher bisher ungedruckter Documente und zum großen Theil als Augenzeuge darstellt, wird sicher das allgemeine Interesse in noch weit höherm Grade erregen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Shakespeare's Dramatische Werke.

Uebersetzt von

Friedrich Bodenstedt, Nicolaus Delius, Otto Gildemeister, Georg Herwegh, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt.

Mit Einleitungen und Anmerkungen.

Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt.

Vierte Auflage.

9 Bände. 8. Geh. 19 M. Gebunden in 9 Bände 27 M.

Die Vorzüge der von Bodenstedt im Verein mit den namhaftesten Vertretern der poetischen Uebersetzungskunst herausgegebenen Uebertragung von Shakespeare's dramatischen Werken finden immer allgemeinere Anerkennung, wie das Erscheinen der vorliegenden vierten Auflage bezeugt. Jedes Drama ist von einer literargeschichtlichen Einleitung und erklärenden Anmerkungen begleitet, und die Schlußlieferung enthält einen „Rückblick auf Shakespeare's Leben und Schaffen“ vom Herausgeber. Ein **Prospect** über die Ausgabe ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

VOCABULAIRE TECHNIQUE
FRANÇAIS-ALLEMAND.

Technisches Vocabular

für Technische Lehranstalten, sowie zum Selbststudium für Techniker, Studirende und Industrielle.

Von

F. J. WERSHOVEN.

8. Geh. 1 M. 80 Pf. Cart. 2 M.

TECHNICAL VOCABULARY
ENGLISH AND GERMAN.

Technisches Vocabular

für Technische Lehranstalten, sowie zum Selbststudium für Techniker, Studirende und Industrielle.

Von

F. J. WERSHOVEN.

8. Geh. 2 M. 50 Pf. Cart. 2 M. 70 Pf.

Zwei höchst praktische Hülfs- und Nachschlagebücher, in welchen für alle Gegenstände der Physik, Chemie, Mechanik, des Maschinen-, Eisenbahn- und Ingenieurwesens die gebräuchlichen technischen Ausdrücke in deutscher, französischer und englischer Sprache leicht auffindbar zusammengestellt sind, die mithin ein nothwendiges Supplement bilden zu jedem deutsch-französischen und deutsch-englischen Wörterbuche.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 26. 30. Juni 1881.

Hygieine als Wissenschaft und Volkspanacee.

Bei den Indiern, Aegyptern, Griechen finden wir die Gesundheitslehre und Gesundheitspflege bereits in hoher Blüte. Mit dem Rückschreiten der Cultur des Geistes und der Sitten geht auch die Hygieine rückwärts. Ein aus der Barbarei zu wirklicher Civilisation sich emporarbeitendes Volk gelangt stets zur Hygieine, sowie die Nebel der Geistesnacht, der Vorurtheile und des dicksten Aberglaubens schwinden. Das Maß von physischer und moralischer Hygieine gehört zu den bedeutendsten Werthmessern der physischen und moralischen Gesittung; je weniger Hygieine, desto weniger von wahrer Gesittung in einem bürgerlichen Gemeinwesen.

Was ist Hygieine? Etwa eine modificirte physiologische Chemie? O nein, Hygieine ist Philosophie, Wissenschaft und Kunst des normalen Lebens, Tugend in ihrer Ausübung, eine Schwester der aller Theologie fremden, der wahren Religion in ihrem eigentlichsten Wesen. Was die Experimentatoren und Zunftleute der Gegenwart Hygieine nennen, ist nur der Bruchtheil eines kleinen Bruchtheils der Gesundheitspflege als Wissenschaft, nicht die ganze Wissenschaft, nicht die Kunst, nicht die Philosophie des normalen Lebens, sondern einseitig und nach Einseitigkeit strebend.

Von dieser geist- und herzlosen fragmentarischen Gesundheitslehre der Physiologen und Chemiker können nur einzelne Thatsachen, einzelne Bausteine genommen werden, die häufig genug ohne Zweifel höchst werthvoll sind, aber unter keiner Bedingung es vermögen, das große Ganze zu repräsentiren, für den Organismus der bürgerlichen Gemeinschaft die wahre Panacee zu sein, das große Hülfsmittel der allgemeinen Gesundheit, Tugend und Glückseligkeit.

Aber dessenungeachtet ist die mit den Hülfsmitteln der exacten Wissenschaften unternommene Forschung für die Gesundheitslehre und Gesundheitspflege äußerst wichtig, und dieselbe nicht anerkennen, hieße beschränkt sein und ohne Verständniß für Fortschritt und Erkenntniß, für Nutzen und Anwendung. Nur möge niemand es unterlassen, über die Grenzen zu blicken, welche von den specifischen Naturforschern und Statistikern auf dem Grunde der Hygieine gezogen werden, und die Resultate des Fleißes derselben mit den Sätzen der Lebenserfahrung, der Geschichte, der politisch-moralischen Wissenschaften und der Krankheitslehre zu combiniren. Auf diese Weise erst wird es möglich, die wahre Bedeutung der Hygieine zu erfassen und den Umfang der letztern richtig zu bestimmen.

Selten nur begegnet man einer correcten Auffassung der Hygieine. Die modernen Professoren der Medicin sehen nur den Theil des Bodens als das Gebiet der Hygieine an, dessen Schollen durch die heutigen Hülfsmittel der exacten Forschung zu bearbeiten sind. Die modernen Praktiker von der formellen Fertigkeit und dem Schlendrian sehen in der Gesundheitslehre eigentlich gar nichts und in der Gesundheitspflege blos ein Sammelsurium diätetischer Recepte, deren energische Anwendung den Milchstrom und Honigfluß der pharmaceutisch-therapeutischen Recepte spärlicher fließen macht. Die vornehmen und gemeinen Plebejer glauben, die Hygieine als eine Art von gerathener oder misrathener Naturheilkunst betrachten zu sollen, deren Vorschriften fast ausschließlich um die Achse des Magens sich drehen und nebenbei um Vermeidung des Kaltwerdens der Füße, um Verhütung von rheumatischen Schmerzen, Frostbeulen und Sommersprossen.

Wie selten ist Verständniß aller höhern und selbst aller gewöhnlichen Beziehungen der Gesundheitslehre und Gesundheitspflege anzutreffen! Wie klein ist die Zahl der

Gelehrten, wie verschwindend die der Gebildeten, welche etwas von dem Verhältniß der Hygieine zu Staat, Gesellschaft, Erziehung und Religion ahnen! Wie viel der körperlichen und seelischen, der privaten und gesellschaftlichen Hygieine Zuwiderlaufendes begegnet uns in der als der eigentliche Rahm alles Guten gepriesenen Gesetzgebung, Unterrichts- und Erziehungspflege und gebildeten Lebensweise! Ueberall Sünden oder wenigstens arge Verstöße gegen die einfachsten Grundsätze der Gesundheitspflege.

Die Schriften über Gesundheitspflege hatten bisher einen wenig beträchtlichen Wirkungskreis, vermochten der Hygieine nur ein geringes Maß von Anerkennung gerade bei den am meisten in Betracht kommenden Klassen der Gesellschaft zu erobern. Dies ist zu kleinerm Theile die Schuld der Schriften, zum größern Theile die Schuld der Gesellschaft, das heißt, ihrer weit mehr eingebildeten als wirklichen Interessen, die fast ausschließlich der Hygieine zuwiderlaufen.

Es sind mir in den letzten Monaten mehrere Beiträge zur Hygieine als Wissenschaft und Volkspanacee in die Hände gekommen, über die kurz zu berichten ich im Interesse der Wissenschaft und der Wohlfahrtspflege mich verpflichtet halte. Zunächst verdient die größte Aufmerksamkeit die Schrift:

1. Constitution und constitutionelles Kranksein des Menschen. Von Friedrich Wilhelm Beneke. Mit 12 chromolithographirten Tafeln. Marburg, Elwert. 1881. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Beneke hat durch eine Reihe vorzüglicher und zu nicht geringem Theile auch classischer Arbeiten, die nicht dem engern Gebiete der Hygieine angehören, zahlreiche Grundlagen der solidesten Art für die Hygieine als Wissenschaft und Kunst geschaffen. Dieser Arzt und Naturforscher hatte vor einer Reihe von Jahren den glücklichen Gedanken, die Ergebnisse der Messungen und Wägungen des ganzen Körpers und seiner einzelnen Organe zu Bestimmung und Erkenntniß der individuellen Besonderheiten im gesunden und kranken Zustande anzuwenden. Demgemäß machte er sich daran, bei menschlichen Leichnamen aller Art die sämmtlichen Organe zu messen und zu wägen, die Länge und den Umfang des Körpers aufzuzeichnen, und alle die so erhaltenen Zahlen mit dem Lebensalter und andern persönlichen Verhältnissen zu vergleichen. Das Endresultat dieser Bemühungen war unter anderm die Feststellung des Begriffs und die Erkenntniß der Schwankungen der Leibesconstitution im gesunden und kranken Zustande: ein Moment, welches ohne Frage einen der wichtigsten Ausgangspunkte bildet für die wissenschaftliche und praktische Hygieine.

Es sei gestattet, mehrere Einzelheiten, zu denen die Forschungen Beneke's führten, hier ganz kurz wiederzugeben:

Die Körperlänge des Menschen nimmt von der Geburt bis zum vollendeten Wachsthum beim männlichen Geschlecht um das 3,5-fache, beim weiblichen Geschlecht um das 3,2-fache zu, das Körpergewicht bei dem männlichen Geschlecht um das 20- bis 21-fache, beim weiblichen um das 18,4-fache.... Es finden von Jahr zu Jahr Wandlungen in den relativen Größenverhältnissen der einzelnen Organe sowol, als in der letztern Verhältniß zu dem Gewicht des ganzen Körpers statt, und darin liegen zweifellos die Bedingungen für die verschiedenen physiologischen Lebenserscheinungen verschiedener Altersperioden sowol, als für die sogenannte Altersdisposition zu verschiedenen Erkrankungen.... Das Kind wird mit einem beziehungsweise zur Körperlänge längern Darmkanal, besonders Dünndarm, geboren, als beim Erwachsenen anzutreffen, und dieses Verhältniß dauert bis in die Zeit der Pubertät hinein.... Der Dünndarm des Kindes vermag relativ mehr Inhalt zu fassen als der Dünndarm des Erwachsenen.... Die Leber ist beim neugeborenen Kinde beträchtlich voluminöser als beide Lungen zusammengenommen; dies dauert bis in die Periode der Pubertät hinein. Erst gegen das neunzehnte Lebensjahr hin erreichen Leber und Lungen gleiche Volumina, und im spätern Leben sind die gesunden Lungen zusammengenommen beim männlichen Geschlecht zweifellos größer als die gesunde Leber. Die Lungen der Frauen sind kleiner als die der Männer, auch relativ zur Körperlänge u. s. f.

Diese Proportionen weisen auf das regere Bildungsleben im Organismus des jugendlichen Menschen hin und deuten der Hygieine die Punkte an, auf welche dieselbe ihr Augenmerk in jeder Altersperiode und Leibesverfassung des Menschen zu richten hat.

Aus allen Untersuchungen Beneke's geht hervor, daß die Constitution des Menschen genau mit den Proportionen der innern Organe zusammenhängt und in ihren Einzelheiten mit dem Lebensalter und andern Verhältnissen schwankt, und daß den Abweichungen der Constitution vom normalen Zustande auch Abweichungen in den Maß- und Gewichtsverhältnissen der innern Organe und des ganzen Körpers zu Grunde liegen:

Die relativen Größenverhältnisse der anatomischen Apparate bilden den Grund und Boden der Constitution; der Gesammteffect der Arbeit der so oder so zusammengesetzten Maschine hängt aber ab von diesen relativen Größenverhältnissen der anatomischen Apparate einerseits, und von dem Nahrungsmaterial, welches denselben dargeboten wird, andererseits.

Es ist sehr zu wünschen, daß Beneke mit Hülfe eines größern anatomischen Materials, als ihm sein Lehrstuhl an der kleinen Universität Marburg bietet, seine segensreichen, vorzüglichen und der Hygieine im höchsten Grade nützlichen Untersuchungen fortsetze.

Hygieine als Theil der Forschung und als Kunst bedarf auch der Thätigkeit im Laboratorium, bedarf manueller Fertigkeiten im Umgang mit Vorrichtungen zu Beobachtungen und Versuchen. Hierzu wurde bisher noch keine rechte Anleitung durch besondere Bücher gegeben; die Technik mußte mühsam im Laboratorium erlernt werden auf Grund des Suchens und Findens allerhand verborgener Quellen auf allerhand erhellten und nichterhellten Erdschollen.

Das ist nunmehr leichter. Wir verdanken einem Hygieiniker der Pettenkofer'schen Schule ganz vorzügliche Anleitungen zur hygieinischen Technik:

2. Lehrbuch der hygienischen Untersuchungsmethoden. Eine Anleitung zur Anstellung hygienischer Untersuchungen und zur Begutachtung hygienischer Fragen für Aerzte und Chemiker, Sanitäts- und Verwaltungsbeamte, sowie Studirende. Von C. Flügge. Mit 88 Abbildungen im Text, 17 Tabellen und 4 lithographirten Tafeln. Leipzig, Veit u. Comp. 1881. Gr. 8. 16 M.

Ein unentbehrliches und höchst dankenswerthes Unternehmen, enthält dieses Werk von Flügge die Gesammtheit dessen, was zu hygieinischen Untersuchungen gehört: Anleitung zur Untersuchung der atmosphärischen Luft (Temperatur, Luftdruck, Richtung und Stärke des Windes, Feuchtigkeit, Niederschläge, Ozon, chemische und mikroskopische Analyse der Luft), des Erdbodens (mechanische, physikalische, chemische Analyse, Bodenluft, Bodenwasser), des Wassers, der Nahrungs- und Genußmittel, der Kleidung, der Wohnung (Bauangelegenheiten, Feuchtigkeit der Wände, Ventilation, Beheizung, Beleuchtung, Abfallstoffe, Wasserversorgung), der Einflüsse von Beruf und Beschäftigung, der Beziehungen seuchenartiger Krankheiten, und zu statistischen Untersuchungen. Eine große Zahl von Tabellen und Abbildungen, sowie ein höchst vollständiger Apparat der Literatur tragen wesentlich dazu bei, das Buch zu der ersten und besten, completesten und brauchbarsten Leistung auf seinem Gebiete zu machen. Dasselbe wird von nun an der unentbehrliche Rathgeber jedes mit der Technik der Hygieine Beschäftigten sein, und jeder wird dem Verfasser zu dem größten Danke verpflichtet bleiben für die vortreffliche Anleitung, für die Mühe und Sorgfalt, womit alle Einzelheiten erwogen und ausgearbeitet wurden.

Nur in einem Punkte, der allerdings mit dem eigentlichen Gegenstande nichts zu thun hat, täuscht sich der Verfasser: wenn er die Hygieine „eine so junge Wissenschaft" nennt. Der Hygieine Alter zählt nach Jahrtausenden! Hat Flügge sich niemals mit der Geschichte der Medicin, der Cultur, der Wohlfahrtspflege beschäftigt? Oder glaubt er im Ernste, die Hygieine sei in Pettenkofer's Laboratorium zur Welt gekommen? Möchten doch die experimentirenden Hygieiniker sich ihrer gefährlichen Einseitigkeit entschlagen!

Ein anderes treffliches Werk desselben Autors ist:

3. Beiträge zur Hygiene. Von C. Flügge. Mit zwei Holzschnitten im Text und fünf Tafeln. Leipzig, Veit u. Comp. 1879. Gr. 8. 5 M.

Diese Schrift beschäftigt sich mit Studien über Wohnung, Erdboden, Verunreinigung des Bodens und über die Kost in öffentlichen Anstalten. Die Ergebnisse der vom Verfasser angestellten Untersuchungen sind höchst belangreich. In erster Reihe beziehen sie sich auf das Klima der Wohnungen, ein Moment, welches für Gesundheits- und Krankheitslehre, für das tägliche Leben von der größten Bedeutung ist. Flügge zeigt, wie die beengten Wohnungen der armen und arbeitenden Klassen in der heißen Jahreszeit als Schädlichkeiten hohen Ranges sich verhalten, indem sie des Nachts die während der Tageszeit von den Wänden aufgenommene Wärme nach dem Wohn- und Schlafraume hin ausstrahlen und so die zu gesundem Bestehen nothwendige Wärmeabgabe des Organismus hemmen; außerdem bildet die beträchtliche Anhäufung von Athmungsproducten und andern gas- und dampfförmigen Ausscheidungen der Menschen in dem engen Raume ein Hemmniß der bezeichneten Art, und diese Momente tragen wesentlich bei zur Entwickelung vieler und gefährlicher Krankheiten bei den Bewohnern enger Räume, vorzüglich während der heißesten Periode des Sommers, und setzen für die meisten Fälle die Leistungsfähigkeit des Organismus herab.

Daß aus dem Walten solcher Verhältnisse nicht allein physische, sondern auch moralische Störungen sich entwickeln müssen, ist jedem begreiflich, der mit den Wechselwirkungen der Physik und Moral nur einigermaßen sich bekannt machte.

Flügge weist mit Nachdruck darauf hin, daß zwischen den die Wärmeausstrahlung hindernden engen und sonst ungünstigen Wohnungen der Armen und Arbeitenden einerseits und der großen Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahre andererseits der innigste Zusammenhang besteht.

Von hoher praktischer Bedeutung sind die Ergebnisse der Forschungen von Flügge über die Verunreinigung des Bodens der Städte und über die Nahrungspflege in öffentlichen Anstalten. Zunächst freut es mich, den Verfasser mit den Waffen strenger Kritik vorgehen und Ueberlieferungen abwehren zu sehen.

Verdauliches Eiweiß und Fett sind für Flügge die Bestandtheile der Nahrungsmittel, welche bei Bestimmung des Werthes den Ausschlag geben, des physiologischen Werthes ebenso wie des ökonomischen. (Man möge die andern Bestandtheile nur ja nicht unterschätzen!) Nach den Berechnungen Karl Voit's erhält man für 100 Pfennige:

Nahrung			und darin verdauliches Eiweiß	
1000	Gramm	Ochsenfleisch	212	Gramm
1000	„	Eier	137	„
10000	„	Milch	380	„
1613	„	Käse	666	„
4545	„	Erbsen	614	„
3847	„	Bohnen	565	„
2778	„	Mehl	244	„
4545	„	Roggenbrot	255	„
2778	„	Weißbrot	208	„
2778	„	Reis	155	„
20000	„	Kartoffeln	280	„
20000	„	Rüben	180	„
1786	„	Nudeln	162	„
3333	„	Graupen	267	„

Für mich geht hieraus deutlich hervor, daß nicht Fleisch, sondern Hülsen- und Mehlfrüchte sowie Käse allen Anforderungen bestens entsprechen und als Volksnahrungsmittel zu empfehlen sind. Ist Flügge anderer Meinung, so irrt er. Sein abfälliges Urtheil über den ausschließlichen Nahrungsgebrauch der Vegetabilien gründet sich auf falsche Berechnungen und vorgefaßte Meinungen, nicht auf eigene Prüfung. Hiervon abgesehen, sind die Auseinandersetzungen Flügge's durchaus belangreich.

Bei keiner andern Wissenschaft und Kunst kommt es so auf allgemeine Verbreitung, auf Popularisirung an wie bei der Hygieine; denn die Wohlfahrt der Völker ist hiervon in sehr beträchtlichem Maße abhängig. Ein ganz außerordentliches Verdienst hat sich in diesem Punkte ein Gelehrter erworben, dem die Wissenschaft mehrere vortreffliche Arbeiten verdankt, ein Arzt, der, wenn er den aus augenblicklichen leidenschaftlichen Impulsen entspringenden allzu großen Eifer überwunden und für die Dauer den Standpunkt harmonischer Ruhe eingenommen haben wird, den Namen eines Wohlthäters der Menschheit erwerben dürfte. Ich meine den Verfasser von:

4. Aerztliche Sprechstunden. Gesundheitslehre für Jedermann. Von Paul Niemeyer. Jena, Costenoble. 1877—80. 8. In Heften zu 50 Pf.

Es ist dies eins der besten populär-hygieinischen periodischen Werke, die jemals im Lande Germanien erschienen sind. Dieses Buch, oder vielmehr diese Zeitschrift, konnte und durfte von keinem andern herausgegeben werden als von Niemeyer; denn keiner hätte es vermocht, in einer solchen Weise zu allen in den Kreis der Bildung gerechneten Menschen zu sprechen, mit so genauem Verständniß des Zeitgeistes, der starken und schwachen Seiten des Publikums, wie eben der genannte Arzt.

Auch für den Fachmann bieten die „Aerztlichen Sprechstunden" mancherlei Anziehendes, und selbst die experimentirenden Hygieiniker dürften aus deren oft ergötzlicher Lektüre Nutzen ziehen; denn es kann doch kein Forscher, der sieben Stunden schläft, die übrigen siebzehn Stunden im Laboratorium zubringen; er muß jedenfalls auch etwas lesen und sich erheitern. Da möge er denn das Niemeyer'sche Buch zur Hand nehmen und daraus lernen, daß die Grenzen der Hygieine nicht mit Luft, Wasser, Erdboden, Nahrung, Kleidung, Wohnung und Desinfection abgeschlossen sind —, wenn er gerade nicht aufgelegt ist, dies anderwärts zu studiren, in gelehrter Weise.

Niemeyer hat den sogenannten Plauderton angenommen. Das Plaudern ist heutzutage allgemein beliebt. Die Gebildeten der Gegenwart hassen und fliehen alles, was Denken fordert; darum verlangen die Buchhändler von den Autoren, welche für die polirten Zweihänder schreiben sollen oder wollen, Plauderei, Plauderton. Dergleichen ist aber nicht jedes Autors Sache; denn nicht jeder bleibt von der schlimmen Wirkung frei, welche das Plaudern auf die Wissenschaft ausübt. Niemeyer ist in diesem Punkte eine glückliche Natur; denn diese Volksschreiberei beeinträchtigt sein wissenschaftliches Leben und Streben nicht im Geringsten, ja scheint dasselbe noch zu fördern.

Ueber die Nothwendigkeit, Gesundheitspflege und vorbauende Medicin zu popularisiren, kann kein Zweifel obwalten, und der gelindeste Zweifel, der irgendwo noch besteht, wird durch die Lektüre der Niemeyer'schen „Sprechstunden" vollkommen beseitigt. Jeder Menschenfreund muß dem Autor für diese seine popularisirende Thätigkeit im höchsten Grade dankbar sein, weil dieselbe in der That eine heilbringende ist. Nur die Stock- und Zunftgelehrten hegen diese Ansicht nicht, wie die Schicksale des Verfassers und mancher von seinen Vorgängern lehren. Niemeyer hat nicht verfehlt, hierüber in den „Sprechstunden" sich zu verbreiten.

In hohem Grade darf der Autor das Verdienst in Anspruch nehmen, schädliche Ueberlieferungen sowie veraltete Vorurtheile, betreffend Gesundheit und Gesundheitspflege, Krankheit und Heilkunst, im großen Publikum zu bekämpfen und der Gesundheitspflege die ihr gebührende Achtung und Herrschaft in der Volksmedicin zu sichern. Aus diesem Grunde ist die größte Verbreitung der „Sprechstunden" dringlichst zu wünschen; dieselben werden überall als wahre Volkspanacee sich bewähren und ohne Zweifel hundertmal mehr nützen als die Schriften von Bock, welche trotz ihrer Grobheit und Schärfe doch manche Vorurtheile conservirten, manche neu einimpften.

Die „Sprechstunden" belehren und unterhalten zugleich. Auf den Leib des deutschen Michels exact zugeschnitten, können sie als der beste Pionier volksthümlicher Gesundheitspflege in Deutschland gelten. Was mich an diesem Werke besonders freut, ist, daß dasselbe nicht in Art der nichtssagenden, süßlichen, oberflächlichen Zeitungsschreibereien vorgeht, sondern in moderner Form bessere und höhere Ziele verfolgt und ungeschminkt die Wahrheit sagt.

Niemeyer greift überall in das Leben hinein und macht überall Propaganda für die ganze Gesundheitspflege, wo nur irgend die Gelegenheit sich bietet. Wegen dieser fruchtbaren Vielseitigkeit sind die „Sprechstunden" allen, die nur etwas Sinn für private und öffentliche Wohlfahrt haben, geradezu unentbehrlich. Namentlich wäre zu wünschen, daß das Werk seine Freunde und Verehrer fände unter den Erziehern, Predigern, Staatsmännern, Aerzten, und in allen Familienbibliotheken einen Ehrenplatz einnähme.

Familienbibliotheken! In Deutschland sind dergleichen Einrichtungen allerdings etwas höchst Seltenes, weil der Deutsche Bücher immer noch als Luxusartikel betrachtet und selbe im günstigsten Falle leiht. Also sagen wir Leihbibliotheken! In keiner Leihbibliothek des armen deutschen Volks sollten die „Sprechstunden" Niemeyer's fehlen. Andererseits sollte dasselbe den Gegenstand von Weihnachts- und Hochzeitsgaben ausmachen; denn unter diesem Titel kauft der Deutsche doch zuweilen noch Bücher, besonders wenn sie handgreiflichen Nutzen bringen.

Schließlich hebe ich noch ein Verdienst der „Sprechstunden" hervor, welches nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Es ist dies die Bekämpfung der Thorheiten und gesundheitsschädlichen Misbräuche, welche in das Leben der gebildeten Gesellschaft sich einschlichen und daselbst zu einer tyrannischen Macht wurden. Hiergegen mit den Kampfmitteln der Vernunft, Humanität, Wissenschaft und Heilkunst aufzutreten, ist im höchsten Grade geboten und verdienstlich; denn alles, was in der obern Gesellschaft

geschieht, geschieht auch bei dem Abklatsch derselben in der niedern, und alles, was heute dort bekämpft wird, muß morgen auch hier bekämpft werden.

In systematischer Weise tritt ein anderer Arzt vor das Publikum, mit einem Buche, welches mit Ernst und Fleiß gelesen und treu beherzigt zu werden verdient:

5. Lehrbuch der Pflege des menschlichen Körpers in gesunden und kranken Tagen. Ein Wegweiser zur Erreichung eines rüstigen Alters unter Vermeidung aller Krankheiten. Für Gebildete aller Stände von Joseph Lauterer. Freiburg i. Br., Herder. 1879. 8. 3 M. 60 Pf.

Der Verfasser dieses Werks stützt sich theils auf eigene Erfahrung, theils auf das Studium der besten Arbeiten auf dem Gebiete der Hygieine und verwandter Wissenschaften, und behandelt die Gesundheitslehre und Gesundheitspflege in ihrem ganzen Umfang und völlig populär. Auch der moralischen und socialen Hygieine ist genügend Aufmerksamkeit geschenkt, und dadurch unterscheidet das Buch von Joseph Lauterer sich vortheilhaft von Werken ähnlicher Art.

Wenn der Autor, der sein Buch mit Geist, Muth, Kraft, Ueberzeugung, Witz und Satire schrieb, mit weniger Offenheit aufgetreten wäre, so hätte er weniger Halben und Süßlichen auf die Fußzehen getreten, hätte aber auch weit weniger genützt. Für einen Hygieiniker, der größere und edlere Ziele verfolgt als Ermittelung des Fettverbrauchs und der Normen der Ventilation, gehört Offenheit, und ebenso Vielseitigkeit zu den Haupttugenden. Verbinden sich dieselben mit Frische, gesunder Darstellung und guter Kritik, so machen sie das Werk eines solchen Autors zu einem vortrefflichen, originellen und gemeinnützigen.

Ich möchte den Verfasser des „Lehrbuch" bitten, seine Ansichten in Betreff der Wollenkleidung und des Vegetarianismus zu modificiren. Uebrigens wünsche ich seinem Werke den größten Kreis von Lesern und Freunden. Wenn der verstorbene Bock mehr in der Art unsers Autors geschrieben hätte, hätte er den Deutschen weit mehr genützt. Lauterer und Niemeyer sind Volksgesundheitslehrer, wie sie sein sollen.

Der Seelenriecher und Professor der Thiermedicin Jäger zu Stuttgart hat ein merkwürdiges Buch von Stapel gelassen:

6. Die Normalkleidung als Gesundheitsschutz. Von Gustav Jäger. Gesammelte Aufsätze aus dem „Neuen deutschen Familienblatt". Stuttgart, Kohlhammer. 1880. 8. 1 M. 80 Pf.

Ich bin der auf zahlreiche Versuche an mir selbst und Beobachtungen an andern gestützten Ansicht, daß unmittelbar auf der Haut nicht Wolle zu tragen sei, sondern Leinwand, und zwar reine, gröbere Leinwand. Jäger behauptet und empfiehlt das Gegentheil. Dessenungeachtet empfehle ich das Jäger'sche Buch der Beachtung von seiten der Aerzte und der Gebildeten, weil dasselbe mancherlei Gutes und Treffliches enthält. Auf Seite 177 des Buchs ist Jäger in der von ihm erfundenen Normaluniform abgebildet.

Von dem großen hygieinischen Nationalheiligen Skandinaviens erschienen kürzlich in deutscher Uebersetzung die gesammelten Abhandlungen:

7. Hygieinische Abhandlungen. Beiträge zur praktischen Gesundheitspflege von E. Hornemann. Autorisirte deutsche Uebersetzung von Eugen Liebich. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1881. Gr. 8. 8 M.

Dieses Buch ist gut übersetzt, ja für den, welchem Deutsch und Dänisch gleich geläufig und gleich angenehm sind, in deutscher Uebersetzung besser zu lesen als im dänischen Original. Hornemann verpflichtet sich den Hygieiniker und jeden Gebildeten sehr zum Dank; wenn seine Darstellung auch eine umständliche, weitschweifige, ja zuweilen recht langweilige ist, so enthält sein Buch doch viele Goldkörner und verdient darum einen Platz in jeder öffentlichen und privaten Bibliothek. Was Hornemann zu Gunsten der eisernen Oefen sagt, billige ich nicht; ich betrachte vielmehr diese Oefen geradezu als ein Verhängniß der nördlichen Länder.

Eine Schrift, deren Lektüre auf das wärmste empfohlen werden muß und das in keinem Hause fehlen sollte, ist:

8. Fünf Bücher vom wahren Menschenthume. Ein Hausfreund von E. Baltzer. Leipzig, Eigendorf. 1880. Gr. 8. 3 M.

Dasselbe ist die trefflichste Gesundheits-, Tugend- und Glückseligkeitslehre, die jemals für das Volk überhaupt, für die Familie insbesondere geschrieben wurde: eine wahre Volkspanacee!

Eduard Reich.

Neue deutsche Dramen und Lustspiele.

Obgleich die Mehrzahl der deutschen dramatischen Dichter der Gegenwart den Stein des Sisyphus wälzen, so finden sich dennoch immer wieder neue, die sich der fruchtlosen Arbeit unterziehen. Sie bringen ihr Bestes dar, und manche werthvolle echte Perle rollt verloren in den Sand und wird zertreten und vergessen.

Wir folgen diesmal dem üblichen Bühnengebrauch, indem wir die mehr oder weniger ernsten Werke vorausschicken.

Eine zwar wohlgemeinte, aber doch nur dilettantische Arbeit von ziemlich bedeutendem Umfange wollen wir an die Spitze des bunten Zuges stellen:

1. Napoleon. Dramatisches Gedicht in Vorspiel und fünf Acten. Von Otto Harnack. Dorpat, Karow. 1879. 8. 3 M. 60 Pf.

Es ist ein gewagtes Unternehmen, das thatenreiche Leben des ersten Napoleon dramatisch verwerthen zu wollen, trotzdem es selbst eine wunderbare großartige Tragödie bildet. Der gewaltige überreiche Stoff ist nur episch zu bewältigen, denn ein langer Dramencyklus würde denselben nicht erschöpfen; auch gehört ein Dichtertalent ersten Ranges dazu, uns den Mann, der mit ehernem Fußtritt Europa durchschritt und die Völker aus langem Schlaf aufrüttelte, in dem engen Bühnenrahmen verkörpert vorzuführen, um uns in dem flüchtigen Zeitraum einiger Stunden eine Ahnung seiner Größe aufdämmern zu lassen. Grabbe hat dies in seinen „Hundert Tagen" annähernd erreicht; sein Napoleon besitzt die lapidare Schlagkraft, die energische Willensstärke, die seine Großthaten möglich erscheinen läßt. Harnack's Napoleon ist ein docirender Schulmeister, philosophisch aufgeschminkt, der sich in nüchternen, langathmigen und oft sogar unbeholfenen Reden ergeht. Diesem dramatischen Gedicht fehlt in erster Reihe Poesie, obgleich Napoleon stellenweise in wohlgereimten Versen und General York sogar in Terzinen spricht. Die Unbeholfenheit der Diction erstreckt sich auch auf die dramatische Composition, der die straffe Concentration der Handlung gänzlich mangelt. So spielt beispielsweise die erste Hälfte des Vorspiels in den Tuilerien vor der Scheidung Napoleon's von Josephinen, während die zweite Hälfte schon auf dem Feste spielt, das Fürst Schwarzenberg zu Ehren der Kaiserin Marie Luise gab und das für die Familie des Festgebers einen so tragischen Ausgang nahm. Dergleichen seltsame Ueberraschungen mehr bietet dies dramatische Gedicht, in welchem sich auch einzelne festausgeprägte historische Charakterbilder eine sie bis zur Unkenntlichkeit entstellende Retouche haben gefallen lassen müssen. Dazu kommt eine solche Fülle bedeutender historischer Persönlichkeiten, daß selbst für größere Bühnen eine Aufführung kaum zu ermöglichen sein würde, ganz abgesehen von der geradezu ermüdenden Breite des ganzen Werks, das allerdings auch gelungene Einzelheiten enthält. Wir können nur den guten Willen und die Ausdauer des Verfassers lobend anerkennen, der es wahrlich weder an Fleiß noch Mühe hat fehlen lassen.

Ein Erstlingswerk in jeder Beziehung erscheint uns:

2. Hermannfried, der letzte König der Thüringer. Eine Tragödie in fünf Acten von Reinhold Bleichrodt. Berlin, Haack. 1879. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Ein aus dunkler Vorzeit hervorgeholtes interesseloses Stück aus der Geschichte Thüringens voll Blut und Greuel. Die Composition verräth eine noch sehr unsichere Hand, ist unklar und verworren, und auch die Sprache ringt noch mit dem Ausdruck. Hermannfried, ein ehrgeiziger, selbst vor dem Brudermorde nicht zurückbebender Wütherich, ist eine verunglückte Macbeth-Copie, die eine freilich nur sehr entfernte Schattenrißähnlichkeit mit ihrem stolzen Vorbilde hat. Auch Amalberga möchte sich gern als eine zweite Lady Macbeth aufspielen, aber sie bleibt noch weiter hinter ihrem Vorbilde zurück als ihr Gemahl hinter dem seinen. Sie spornt zwar Hermannfried zur Verübung aller seiner Greuelthaten an, um die ungetheilte Königswürde Thüringens zu erringen, doch ist in beider Thun keine Spur jener Größe zu entdecken, die auch das Verbrechen in poetischem Lichte zeigt, und Amalberga verschwindet mit ihrem Kinde im Augenblick der Gefahr, ohne daß uns ein Blick in beider Zukunft eröffnet wird. Das ganze Trauerspiel trieft von Blut, und doch leuchten uns daraus Spuren von Talent entgegen, die der Pflege würdig sind. Den weltbedeutenden Bretern wird es zwar fremd bleiben und kaum gelegentlich einmal irgendeinen Theil des deutschen Publikums mit Entsetzen erfüllen, aber als Versuchsstudie wollen wir es immerhin gelten lassen und nur dem Verfasser rathen: alle derartigen unreifen Versuche in einem Geheimfache zur Nachreife aufzubewahren.

Ein gänzlich verunglücktes Machwerk ist:

3. Verlorene Jugendliebe. Trauerspiel in vier Acten von Ernst Rethwisch. Bremen, Kühtmann u. Comp.

Verlorene Jugendliebe! Das hat etwas Anlockendes für schwärmerische Jünglinge und sentimentale Jungfrauen; aber verschwommene und unklare Jugendempfindungen überspanntester Art zu einem Trauerspiel aufzubauschen, um damit die Theilnahme des Publikums wachzurufen, ist unerlaubt. In diesem Trauerspiel ist eine seltsame Logik und die begriffslose Phrase vorherrschend; von einer Charakterzeichnung oder gar Charaktervertiefung kaum die Rede. Daß jemand irgendwelches Interesse an dem, was in diesem Trauerspiel geschieht, nehmen könnte, glauben wir kaum, ebenso wenig, daß eine Bühne den Versuch der Aufführung wagen würde. Die Kritik kann darüber nur den Mantel des Schweigens breiten.

Eine neue, doch keineswegs originelle Variation des stolzen schönen Themas, welches unser herrliches deutsches Nationalepos schon manchem geliefert, der die Harfe der Dichtkunst zu meistern glaubte, ist:

4. Die Nibelunge. Dramencyklus von Irmin von Beihel-Müller. Erster Theil: Brünhilt, Schauspiel in fünf Aufzügen. Pfungstadt, Götz.

Wie viele haben schon versucht, die Nibelungen dramatisch zu bewältigen, und wie wenigen ist es damit auch nur annähernd geglückt. Es gehört dazu dichterische Schöpferkraft, Begeisterung und Schwung der Phantasie, und gerade diese Eigenschaften suchen wir bei dieser „Brünhilt" vergebens. Ein kleines Talent mit viel gutem Willen vereint ist alles, was wir finden, kein bescheidener Anlauf zur Größe, keine wenn auch regellose Kühnheit des Ausdrucks. Die Diction fließt zwar ziemlich glatt, aber springt an keiner Stelle über das Maß der Gewöhnlichkeit hinaus, und weder der Sturm der Leidenschaft wühlt darin, noch spiegelt sich die Sonne der Schönheit in ihrer Woge;

auch die Composition ist unsicher und verräth keine bühnenkundige Hand, wenn auch die Scenerie stellenweise reich ist. Das Ganze macht den Eindruck eines guten Operntextes und hätte als solcher auch seine Berechtigung. Wir erlauben uns deshalb, librettobedürftige Componisten darauf hinzuweisen.

Ein zwar mit Meisterschaft ausgeführtes, aber blutiges, erschütterndes Drama bietet uns:

5. Luigia Sanfelice. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß. Leipzig, Mutze. 1880. 8. 1 M.

Die hochtragische Geschichte der unglücklichen Luigia Sanfelice, wie sie uns Coletta in der „Geschichte des Königreichs Neapel" in seiner schlichten lapidaren Schreibweise erzählt, ist wol angethan, die Phantasie eines Dichters zu erregen und ihn zur That anzufeuern; aber zum Drama ist der Stoff nicht geeignet, wie sehr er dies auch scheinen mag. Der Zustand der Schwangerschaft, in welchen die Heldin des Trauerspiels im Verlauf der Handlung tritt, und der ihr tragisches Geschick nur momentan verzögert, ist für die Bühne vom ästhetischen Gesichtspunkt aus verwerflich. Dadurch wird bei dem Publikum nicht Mitleid erregt. Der Dichter hat die Erzählung aus dem Rahmen der Geschichte mit kundiger Hand gelöst, jedenfalls um den großen, schwerfälligen historischen Apparat zu vermeiden. Er führt uns keine der leitenden Persönlichkeiten jener blutigen, entsetzensvollen Periode vor Augen, obgleich doch die Königsfamilie von Neapel in das Schicksal der armen Luigia Sanfelice thatsächlich eingriff. Das Drama hat als solches dadurch nicht verloren, sondern die Handlung ist nur einheitlicher und einfacher geworden; auch ist das, was darin geschieht, trotzdem so treu historisch, als ob es ein Ausschnitt aus Coletta wäre, aber die grausenhaften Effecte sind zu sehr gehäuft. Die dramatische Composition ist dabei vortrefflich, die Handlung schreitet fest zusammengeschlossen rasch vorwärts; aber sie wird von keinem milden, freundlichen, erquickenden Lichtstrahl erhellt, sondern eine grelle Beleuchtung zuckt blitzartig darüber hin, betäubend und den Athem verhaltend. Inmitten der düstern Handlung steht die Gestalt der Luigia Sanfelice, von allem Glanz und Zauber der Poesie umflossen, in ihrer jungfräulichen Unschuldreine wie eine blendende Lichtgestalt da; doch gerade das vertieft nur die Schatten umher, und es würden geradezu eiserne Nerven dazu gehören, dies Trauerspiel bis zum Ende anzuschauen, dessen Schlußscene das Aeußerste bietet, was Effect zu leisten vermag. Die Charakterzeichnung ist durchweg eine wohlgelungene, frisch und wahr, das ganze Trauerspiel von Poesie durchdrungen; dennoch müssen wir den Fleiß und die Mühe bedauern, die der Dichter darauf verwendet hat, der zu Besserm und Edlerm berufen ist, als die Abwege zu beschreiten, welche von den Effectdramendichtern Frankreichs in so verlockender Weise eröffnet worden sind.

Beruf und Talent für das Drama bekundet:

6. Maria von Schottland. Schauspiel in fünf Acten von Fritz Dannemann. Bremen, Hollmann. 1880. Gr. 16. 2 M.

Das ist nicht der erste Versuch, aus dem reichbewegten Leben der schönen unglücklichen Königin von Schottland Kapital für die Bühne schlagen zu wollen, aber das tragische Schicksal derselben wirft seine dunkeln Schatten schon auf die Zeit ihrer Herrschaft als Königin und verschleiert uns die Freude des Genusses auch an harmlos scheinendern Episoden ihres Lebens. Selbst Björnstjerne Bjornson's meisterhaftes und hochpoetisches Drama gleichen Titels vermag sich aus diesem Grunde die Anerkennung nicht zu erringen, die es wol verdient, und Dannemann's Schauspiel vermag mit dem Björnson's keinen Vergleich auszuhalten. Die Motive sind zu sehr gehäuft und nicht klar verarbeitet; die Chatelard-Episode konnte füglich wegbleiben, da sie Maria Stuart nur sittlich belastet. Die Diction ist zwar nicht undramatisch, aber stellenweise noch zu ungelenk, und die Composition des Ganzen verwirrt und unklar. Die allzu gehäufte Handlung erdrückt das eigentliche Drama, das fast nur aus lose aneinanderhängenden Episoden besteht, denen ein Kern und Mittelpunkt fehlt, der die sprungweise Handlung zusammenfaßte. Das Schauspiel bietet eben nur Scenen aus dem Leben der Maria Stuart, und fast jede dieser Scenen führt uns einen neuen Helden vor. Jedoch besitzt der Verfasser ein unleugbar schönes Talent, und bei sorgfältiger Pflege desselben und scharfer Selbstkritik vermag er ohne Zweifel der deutschen Bühne Gutes zu bieten.

7. Enttäuschungen. Schauspiel in vier Acten von Julius Werther. Stuttgart, Werther. 1880. 8. 3 M.

Warum der Dichter sein Werk Schauspiel genannt hat, dürfte fraglich sein, da es ein Schauspiel im eigentlichen Sinne des Worts nicht ist. Allerdings springt es aus dem flotten Lustspielton im Verlauf des dritten Acts momentan in einen etwas ernstern Ton über, aber eben nur momentan; auch die Motive deuten nur auf das Lustspiel hin, während der zweite Act sogar Elemente enthält, welche die Posse streifen. Alle Personen dieses Schauspiels, etwa mit Ausnahme des Fräuleins von Rankweil, kranken an Charakterlosigkeit, auch Herr von Kirchberg ist nur ein Phrasenheld und fällt am Schluß kläglich ab. Der Idealismus hat sich bei dem Dichter durchaus nicht zu bedanken für die Zeichnung seines Vertreters, so wenig wie der Liberalismus und die Presse. Die Handlung des Schauspiels ist lebhaft bewegt; es ist modern und pessimistisch angehaucht, aber von jener Modernität, der Herz und Seele fehlt; unserm deutschen modernen Gesellschaftsleben mangelt es durchaus nicht an einer Fülle tragischer Motive zu Schau- und Trauerspielen. Die Diction ist elegant und witzig, die rasch fortschreitende Handlung erlahmt nur am Schluß und wird monoton und gedehnt. Immerhin mag das Schauspiel als Bereicherung für die Bühne zu verzeichnen sein, da es doch Geist in schöner Form enthält und gut inscenirt auch Wirkung erzielen muß.

Eine Komödie im besten Sinne des Worts ist:

8. Ein lustig Spiel vom Gott Humor oder die zum Frohsinn bekehrten Pedanten. Ein Schwank im Stil des Hans Sachs von Johannes Proelß. Erfurt, Bartholomäus. 1880. Gr. 8. 75 Pf.

Frische Naivetät, aus dem Herzen quellender Humor, Lust und Witz vereinigen sich in diesem hochpoetisch ausgeführten Schwanke, an dem man einzig bedauert, daß er so schnell zu Ende geht. Das kleine geistsprühende und anregende Werkchen ist ein ganz vortrefflicher Lückenbüßer für die Bühne und ebensowol als Vorspiel wie als Nachspiel zu verwenden.

Ein inhaltloses Machwerk dagegen ist:

9. Der überzählige Rittmeister. Lustspiel in einem Act von Eduard Thun. Berlin, Lassar. 1880. 8. 2 M.

Dieses Lustspiel ist zwar nicht ohne Spuren von Talent, und auch sein Dialog ist nicht ungewandt, ja stellenweise sogar geistreich schimmernd, aber sonst mangelt ihm das meiste, was die gewählte Bezeichnung Lustspiel rechtfertigte. Was der überzählige Rittmeister eigentlich will und soll, ist wol dem Verfasser selbst nicht recht klar gewesen. Jedenfalls bildet er eine gänzlich überflüssige Figur dieses Lustspiels, das wol nur als Versuchsarbeit zu betrachten ist.

Ein ebenso interessantes als seinem Inhalte nach originelles Werk finden wir in:

10. Die Erbtheilung. Lustspiel in einem Act von Iwan Turgenjew. Autorisirte Bühnenbearbeitung von J. G. Salomon. Berlin, Lassar. 1880. 8. 2 M.

Das kleine Stück enthält eine Anzahl höchst origineller Charaktere, naturfrisch und naturwahr, ist witzig und pointenreich, besitzt dabei den Reiz der Neuheit, vermeidet in dem raschen Fortgange seiner Handlung die breite Heerstraße der gewöhnlichen Mache mit ihren gesuchten Situationseffecten und ist zweifellos auf der Bühne sehr wirkungsvoll.

Zwar geistreich, aber ein wenig leer erscheint:

11. Hänschen. Lustspiel in einem Act von Julius Riffert. Berlin, Lassar. 1881. 8. 2 M.

Wir haben dasselbe Motiv schon interessanter verarbeitet gefunden als in diesem „Hänschen“, dem es an witzigen Pointen, an komischen Figuren und vor allen Dingen an Handlung fehlt. Der Dialog ist zwar fließend, aber er allein vermag dem Lustspiel nicht dramatisches Leben und Bühnenwirksamkeit zu verleihen. Jedoch besitzt der Verfasser offenbar Talent für das leichtere dramatische Genre, poetische Schöpferkraft für das Lustspiel, um der Bühne in Zukunft Besseres zu bieten, als dies „Hänschen“ ist, das immerhin noch mit Stolz sich unter die Fahne stellen kann, die jetzt auf der deutschen Bühne siegreich flattert.

12. Uns' ole Modersprak. Schwank in drei Acten von Johann Meyer. Hamburg, J. F. Richter. 1880. 8. 1 M.

Dialektkomödien haben allerdings nur einen eng eingegrenzten Wirkungskreis, ihr ästhetischer Werth ist sehr fraglich und schließlich hängt ihre Wirkung auf das Publikum von dem mehr oder weniger virtuosen Sprachtalent der Darsteller ab; aber da ein Schwank überhaupt keine Bildungsansprüche erhebt, sondern nur einen flüchtigen Moment erheitern will, so wird es auch diesem Schwank nicht an Gönnern und Freunden mangeln, die sich an seiner harmlosen Art und Weise ergötzen.

Ein feinfühliger Autor von bewährtem Ruf ist der Verfasser der folgenden Sammlung:

13. Lustspiele (Neue Folge). Von Gisbert Freiherr von Vincke. Freiburg i. Br., Wagner. 1881. Gr. 8. 3 M.

Diese Neue Folge enthält folgende Lustspiele: „Die erste Prüfung“ (ein Act), „Wer sucht der findet — nicht“ (vier Acte), „Von Mund zu Mund“ (ein Act), „Die Lästerschule“ (fünf Acte). Geistvoll erfunden und sauber und sorgfältig ausgeführt, mit ebenso elegantem als witzigem Dialog ausgestattet, sind nur die Motive zu „Wer sucht der findet — nicht“ nicht gerade neu und originell, und viele Wortspiele zu gesucht und deshalb wirkungslos. Doch erheben sich sämmtliche Lustspiele weit über das geistige Niveau derjenigen, welche die deutsche Bühne momentan beherrschen, deren flimmerndes Nichts mit Gold aufgewogen wird. Ganz besonders ist die Bearbeitung der „Lästerschule“, ein vortreffliches Lustspiel nach Form und Inhalt, sehr wohl berechtigt, eine gute Bereicherung unsers Bühnenrepertoires zu bilden.

Ende gut, alles gut. Eine hochpoetische kleine Arbeit ist:

14. Festspiel zur Eröffnung des neuen Theaters in Frankfurt a. M. Von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., Jordan. 1880. 8. 50 Pf.

Wilhelm Jordan gegenüber legen wir die kritische Feder bei Seite und nehmen dankend hin, was uns ein wahrhafter deutscher Dichter bietet. Wir können unsern Besprechungen keinen bessern Abschluß geben, als ihn die Verse bieten, die Jordan die Muse zur Germania sprechen läßt und die ebenso wahr als schön sind:

Doch fragst du mich, was dies Jahrzehnt vermocht mir zu erfüllen,
So muß ich schweigend und beschämt mein Angesicht verhüllen.
Ach, völlig in Vergessenheit in dieser Zeit der Thaten
Ist meines Amtes höchste Kunst und edelste gerathen:
Wie Seelenkampf und Leidenschaft Entschluß und That gebären
Zu zeigen und zum Weltgesetz das Schicksal zu verklären.

Karl Nissel.

Zur geschichtlichen und publicistischen Literatur.

(Beschluß aus Nr. 25.)

1. Funfzig Jahre. Se. Majestät der Kaiser Wilhelm und Ihre Majestät die Kaiserin Augusta in ihrer funfzigjährigen Ehe. Eine Festschrift zum 11. Juni 1879 von Otto von Seemen. Berlin, Militaria. Gr. 8. 1 M.
2. Das Leben des Staatsraths Kunth. Von Friedrich und Paul Goldschmidt. Mit dem Bildniß Kunth's. Berlin, Springer. 1881. 8. 5 M.
3. Ludwig Kossuth. Meine Schriften aus der Emigration. Erster Band: Die Periode des 1859er italienischen Kriegs. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zweite Lieferung. Preßburg, Stampfel. 1880. Gr. 8. 80 Pf.
4. Illustrirte Weltgeschichte für das Volk. Begründet von O. von Corvin und F. W. Held. Prachtausgabe. Zweite bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage. Mit zahlreichen Textabbildungen, Tontafeln u. s. w. Lief. 1—52. Leipzig, Spamer. 1879—80. Gr. 8. Jede Lieferung 50 Pf.
5. Deutschlands Culturgeschichte. In ihren Grundzügen für Schule und Haus von Hermann Hoffmeister. Berlin, H. W. Müller. 1880. 8. 3 M.
6. Lichtstrahlen aus Fr. von Hellwald's Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung. Augsburg, Lampart u. Comp. 1881. 8. 2 M.
7. Die Staatsbürgerin. Von Mathilde Reichardt-Stromberg. Leipzig, O. Wigand. 1880. 8. 1 M.
8. Die Zukunft der prager Universität von Max Breitenstein. Wien, Verlag der Alma Mater. 1879. Gr. 8. 80 Pf.
9. Adel und Demokratie. Ein Beitrag zur Geschichte des Feudalismus. Von Richard Rudel. Erster Band. Berlin, Münchhoff. 1880. Gr. 8. 9 M.
10. Meyer's Deutsches Jahrbuch für die politische Geschichte und die Culturfortschritte der Gegenwart. 1879—80. Mit 16 Abbildungen und Plänen. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1880. 8. 6 M.
11. Zum kirchlichen Frieden. Eine wissenschaftliche Behandlung der gegenwärtigen kirchlichen Streitfragen. Von Chr. Ed. Baumstark. Straßburg, Schultz u. Comp. 1880. Gr. 8. 2 M.
12. Die Reden des Abgeordneten von Bismarck-Schönhausen in den Parlamenten 1847—51. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Th. Riedel. Berlin, C. Heymann. 1881. Gr. 8. 3 M.

In dem österreichischen Nationalitätenstreit nimmt die Frage der prager Universität eine wichtige Stelle ein. Max Breitenstein sagt in seiner Schrift „Die Zukunft der prager Universität" (Nr. 8), zwei Gesichtspunkte seien in dieser Frage entscheidend: einerseits handle es sich darum, daß die prager Universität ihrer Aufgabe als Stätte der Wissenschaft und als Berufsbildungsanstalt vollkommen genüge, andererseits habe man zu fragen, wie weit den einmal entstandenen und nicht mehr zu beseitigenden Ansprüchen der Czechen entsprochen werden solle, damit diese Universität endlich aufhöre, den Zankapfel zwischen den beiden Nationen Böhmens zu bilden. Die erste Frage sei eine mehr sachliche, die zweite eine nationale. Jene wird dahin beantwortet, daß, wenn die Universität ihren deutschen Charakter verlöre, sie auch ihren Zusammenhang mit der deutschen Cultur verlieren und zur Mittelmäßigkeit herabsinken würde. Thatsache ist, daß diese älteste deutsche Hochschule volle fünf Jahrhunderte hindurch eben als deutsche Lehrstätte ihre Aufgabe ruhmvoll erfüllt hat; daß vor dem Jahre 1849 keine einzige czechische Vorlesung gehalten wurde; daß jetzt an der theologischen, juristischen und philosophischen Facultät zusammen funfzig Vorlesungen in czechischer Sprache gehalten werden. Als deutsch-sprachliche Hochschule stand Prag bisher mit den Universitäten Deutschlands in engen Beziehungen; die Freizügigkeit der Professoren und der Studenten, die größtmögliche Benutzung der eigenen und der auswärtigen Bibliotheken und Anstalten waren nicht hoch genug anzuschlagende Vortheile. Ein wichtiger Umstand ist, daß der prager deutschen Universität eine großartige gediegene Bibliothek zur Verfügung steht, während für eine czechische eine solche erst ins Leben gerufen werden müßte. Die Forderungen der Czechen sind freilich nur die Consequenz der den andern Nationalitäten in Oesterreich-Ungarn gewährten Vorrechte. Es ist ja nur daran zu erinnern, daß in Galizien drei polnische Hochschulen sind, keine einzige deutsche. Der Verfasser meint, den czechischen Forderungen könnte auf dreifache Weise Genüge gethan werden: entweder durch Vermehrung der gegenwärtigen czechischen Lehrkanzeln unter gleichzeitiger Feststellung eines Maximums ihrer Anzahl, oder durch Theilung des Professoren-Collegiums in ein deutsches und ein czechisches, während die Universität noch immer ein Ganzes bildete, oder durch Errichtung einer selbständigen czechischen Universität. Nachdem er die Nachtheile und Vortheile dieser drei Möglichkeiten besprochen hat, erklärt er es für die einzige und beste Lösung dieser so schwierigen Frage, wenn man das Universitätsstatut in dem Sinne änderte, daß die Zahl der Lehrkanzeln der ordentlichen und außerordentlichen Professoren mit deutscher und derjenigen mit czechischer Vortragssprache ein für allemal festgestellt würde. Bei dieser Lösung hätten die Czechen keinen Grund mehr zum Mistrauen und zu Klagen über Vergewaltigung, und die Deutschen hätten nicht mehr zu fürchten, daß die Professoren mit czechischer Vortragssprache sich allzu sehr vermehren, was bei einem Ministerium Hohenwart oder ähnlichen Eventualitäten in hohem Grade zu besorgen wäre.

Richard Rudel, der Verfasser der Schrift: „Adel und Demokratie" (Nr. 9), gibt in dem ersten Bande einen Ueberblick über die deutsche Geschichte des Mittelalters, wobei er sich zum Zweck setzt, bei den verschiedenen Phasen dieser Geschichtsperiode im einzelnen nachzuweisen, durch welche Mittel und in welchem Grade der Adel das Uebergewicht hatte, die Demokratie aber meist vollständig unterdrückt war oder nur in einzelnen Oasen ihre Principien zur

Geltung bringen konnte. Zurückweisend bis in jenes graue Alterthum, in welchem die Arier Centralasien bewohnten, geht er dann zu den Germanen über, deren Gefolgswesen, sobald die Völkerschaften feste Wohnsitze hatten, das Verhältniß der Vasallität annahm, aus dem und mit dem das Lehnswesen sich bildete. Aus der Periode staatlicher Neubildung, welche der zerstörenden Thätigkeit der Völkerwanderung folgte, gingen die Gesellschaftsklassen in veränderter Gestalt hervor. Das Feudalsystem bemächtigte sich des Staats und der ganzen Gesellschaft, erlangte im Frankenreiche seine erste Ausbildung und verbreitete sich von da über Burgundien, Alemannien, Ostfranken und Sachsen. Nur wer zur Feudalaristokratie gehörte, war voller Staatsbürger; der Grundsatz: Gleiches Recht für alle! hörte auf; der Masse des Volks, welche in immer größere Abhängigkeit, Armuth und Unwissenheit versank, wurde ihr ursprüngliches Recht genommen. Um die Herrschaft im Staate kämpfte mit der Feudalaristokratie der Klerus; in dem Interesse beider lag es, das deutsche Kaiserthum nicht zu einer Erbmonarchie sich gestalten zu lassen und dasselbe möglichst abhängig von sich zu machen. Adel und Klerus beherrschten das ganze Mittelalter; das Volk befreite sich in der Reformation zuerst vom geistigen Druck und unternahm dann den Kampf um staatsbürgerliche Rechte, wobei die Städte vorangingen und einen Stützpunkt bildeten. Der Verfasser findet, daß der Feudalismus auch jetzt noch im Deutschen Reiche viele Macht besitze, und belegt seine Behauptung mit den Verfassungszuständen in Mecklenburg und mit der Besetzung fast aller höhern Aemter im Civil und Militär mit Männern aus den bevorrechteten Ständen. Sein Ziel ist der Parlamentarismus, die Souveränetät des Volkswillens, unter welchen jede Regierung sich beugen müsse. Sei dieses Ziel erreicht, sei Krieg und Frieden abhängig von der Abstimmung der Volksvertretung, dann, glaubt er, würden Kriege seltener werden. Diesen Satz finden wir durch die Kriege der Französischen Revolution und durch die Eroberungen, welche England in fernen Welttheilen macht, durchaus nicht bestätigt. Nachdem der Verfasser an der vierzehnhundertjährigen deutschen Geschichte die Nachtheile und traurigen Resultate des Feudalregiments aufgedeckt hat, wirft er die Frage auf, ob nicht angesichts dieser Thatsachen die Erkenntniß sich Bahn brechen werde, daß die von dem Feudalismus überkommenen Institutionen vor allem gefahrdrohend seien, und daß der Staat nur durch Zugeständnisse an die berechtigten Forderungen der Neuzeit seine segenspendende Mission erfüllen könne. Wir sind der Meinung, das deutsche Volk im ganzen und großen kann sich im Jahre 1881 über Feudalismus und Feudalregiment nicht beklagen, es müßte denn, wovor uns ein gütiges Geschick behüten möge, die demokratische Republik erstreben. Aber auch eine solche ist keine Panacee; blicken wir nach Frankreich, so müssen wir uns fragen, ob nicht der Madame Louise Michel in Paris der „Dauphin von Frankreich" als ein ebenso gewichtiges wie verabscheuungswürdiges Stück Feudalismus vorkomme.

Das von dem Bibliographischen Institut herausgegebene „Deutsche Jahrbuch für die politische Geschichte und die Culturfortschritte der Gegenwart" (Nr. 10), an welchem vierundfunfzig namhafte Fachgelehrte gearbeitet haben, macht uns in einem Bande von 62 Bogen mit allem bekannt, was in dem Jahre 1879 und in den zwei ersten Monaten des folgenden Jahres in den verschiedensten Zweigen des Staatslebens als interessante Erscheinung hervorgetreten ist. Wir finden in dem Buche zuerst eine politische Umschau, welche sich über sämmtliche Staaten Europas und über die andern Erdtheile erstreckt, sodann längere Aufsätze über Staatsfinanzen und Heerwesen, Erdkunde und Forschungsreisen, Literatur, bildende Künste, Kunstindustrie, Alterthumskunde und Ausgrabungen, Theater und Musik, Unterrichtswesen, Rechtspflege, Volkswirthschaft, Handel und Verkehr, Land- und Forstwirthschaft, Heilkunde und Gesundheitspflege, Naturwissenschaften. Abbildungen und Pläne zu manchen Artikeln erleichtern das Verständniß. Der politische Theil des Buchs ist in wünschenswerther Kürze abgefaßt, theilt mehr die Resultate als die Genesis der Ereignisse mit und behandelt, wie billig, nur die deutsche Geschichte etwas weitläufiger. Auffallend war uns in dieser die Behauptung, daß anläßlich der Zoll- und Steuerverhandlungen des Reichstags vom Jahre 1879 Bismarck mit den Nationalliberalen entschieden gebrochen habe. Von einem solchen Bruch ist uns nichts bekannt. Daß Bismarck den Antrag Frankenstein, nicht den Antrag Bennigsen angenommen hat, kann man nicht für einen Bruch mit Bennigsen und dessen Partei ausgeben, und zwar um so weniger, da ja ein namhafter Bruchtheil der nationalliberalen Partei schließlich gleichfalls für den Frankenstein'schen Antrag stimmte. Mit dem nämlichen Recht hätte schon bei mehrern Gelegenheiten gesagt werden können, daß die Nationalliberalen mit Bismarck gebrochen haben. Daß Bismarck, um seinen neuen Verbündeten, den Deutschconservativen und Ultramontanen, ein Zugeständniß zu machen, dem Unterrichtsminister Falk zugemuthet habe, eine Revision der Schulverfassung und der Schulgesetzgebung vorzunehmen, ist offenbar ein berliner Märchen. Der Rücktritt Falk's war, nach seinem eigenen Ausspruch, die Folge der mit Rom angeknüpften Verhandlungen, sofern Falk, als der im Culturkampf bestgehaßte Mann, welcher jahrelang siegreich den Krieg geführt hatte, zur Anknüpfung und Führung der Friedensverhandlungen nicht taugte.

Die von Chr. Ed. Baumstark herausgegebene Schrift „Zum kirchlichen Frieden" (Nr. 11) hat, zumal unter seinen katholischen Glaubensgenossen, großes Aufsehen gemacht. Weil er den Gregorianischen Satz, daß unser Planet sammt allen Fürsten und Völkern bis zum Ende der Dinge sich um den päpstlichen Stuhl zu drehen habe, nicht unterschreibt, wird er von den Klerikalen als ein Abtrünniger angesehen. Der Verfasser gibt zuerst einen historischen Ueberblick und erörtert dann den Begriff des Staats. Der Associationstrieb und das moralische Bewußtsein, sagt

er, sind die geistigen Mächte, auf welchen der Staat beruht jenem verdankt er seine Entstehung als Culturstaat, diesem als Rechtsstaat; so lange er an dem Princip festhält, beides, Rechts- und Culturstaat, zu sein, und dasselbe zu entwickeln strebt, so lange besteht er als solcher, nicht weil er die Gewalt hat, sondern vermöge innern Rechts. Der große Differenzpunkt zwischen der katholischen Kirche und dem Staat bestand nun bekanntlich darin, daß die Frage, ob das Verhältniß der Kirche zum Staate durch freie Vereinbarung beider zu regeln sei, oder ob der Staat allein darüber zu bestimmen habe, in verschiedener Weise beantwortet wurde. Wer die erste der beiden Fragen bejaht, erklärt ebendamit die Kirche für eine dem Staat gleichgeordnete Macht und verlangt demgemäß, daß beide durch Concordate über ihr gegenseitiges Verhältniß sich einigen sollen. Diese Ansicht hält der Verfasser für eine dem Wesen des Staats vollständig widersprechende; denn da dieser als Rechtsstaat die höchste Gewalt, die Souveränetät hat, so kann er nicht eine zweite Souveränetät in sich aufnehmen und neben sich dulden; zwei Souveränetäten in einem und demselben Staat heben sich gegenseitig auf. Vielmehr hat der Staat als Rechtsstaat sämmtliche Verhältnisse ohne Ausnahme, also auch die kirchlichen, von sich aus zu ordnen, hat also auch zu bestimmen, welche rechtliche Stellung die Kirchen in seinem Territorium einzunehmen haben. Der Abschluß von Concordaten steht im Widerspruch einestheils mit dem Princip des Rechtsstaats, anderntheils mit den Oberhoheitsansprüchen der katholischen Kirche. Letztere hat, wenn sie auch zuweilen so klug ist, nicht öffentlich davon zu sprechen, die hierokratische Tendenz, welche sie im Mittelalter mit Glück verfolgte, im Princip noch nie aufgegeben. Die von Bonifacius VIII. erlassene und von dem fünften Lateranconcil im Jahre 1516 bestätigte Bulle, worin dem Papst als Stellvertreter Christi die volle Herrschaft über die Fürsten und Könige zugesprochen wurde, ist noch nie förmlich außer Kraft gesetzt worden, und eine Note des Cardinals Antonelli an die kaiserliche Regierung in Frankreich vom Jahre 1870 spricht unverhüllt von der Unterordnung der bürgerlichen Gewalt unter die kirchliche. Daß die katholische Kirche die Autorität und Herrschaft, welche sie im Mittelalter besessen, je wieder erlange, hält der Verfasser für unmöglich; daß sie ohne weltliche Herrschaft nicht existiren könne, für unrichtig: daher er sich dahin ausspricht, sie müsse sich darauf beschränken, das zu sein, was sie ihrem Wesen nach sein solle, eine rein religiöse Anstalt. So gut die römische Curie mit einer Staatsregierung ein Concordat abschließt, das ja, um gültig zu sein, von den Volksvertretern als den gesetzgebenden Factoren erst genehmigt werden muß, ebenso gut kann sie auch, mit Aufgebung der Concordate, ihre Ansprüche auf dem von der Staatsordnung festgestellten Wege zur Geltung bringen. In beiden Fällen verletzt sie das hierokratische Princip, das übrigens kein Glaubensartikel ist. Diejenige Lösung der kirchlich-politischen Frage, welche in Deutschland „Trennung von Kirche und Staat" heißt, in Italien „freie Kirche im freien Staat" genannt wurde, verwirft der Verfasser, da sie weder im Interesse des Staats noch der Kirche ist, jenes nicht, weil der Staat als Rechtsstaat die Religion, mit welcher die Sittlichkeit des Volks im engsten Zusammenhange steht, zu pflegen hat, dieses nicht, weil die Kirche, wenn sie vom Staat völlig losgelöst wäre, nicht mehr als Volkskirche bestehen könnte.

Aus diesen Erörterungen ergibt sich für den Verfasser hinsichtlich der großen Streitfrage, welche Stellung der Staat der Kirche gegenüber einzunehmen habe, der Schluß, daß das Verhältniß weder das der Unterordnung des Staats unter die Kirche, noch das der Gleichordnung beider sein kann, sondern daß der Souveränetät des Staats nur der Modus entspreche, nach welchem in seiner Hand die oberste Leitung der Kirche liegt. Damit ist freilich nicht gesagt, daß er über Glauben und Ueberzeugung zu herrschen habe; vielmehr hat er als Rechtsstaat die religiöse Freiheit des Individuums, die eins der ersten natürlichen Menschenrechte ist, zu schützen. Diese dem Staat zugewiesene Stellung präcisirt der Verfasser näher dahin, daß der Staat der Kirche die Rechte einer öffentlichen Corporation zuzuerkennen und ihr als solcher seinen Schutz zu verleihen hat; daß er die Kirche durch Bestreitung der kirchlichen Bedürfnisse, wo jene keine ausreichenden Fonds und Stiftungen besitzt, zu erhalten hat; daß der Staat, welchem es nicht gleichgültig sein kann, was für kirchliche Lehren und Gebräuche eingeführt und was für Männer mit den kirchlichen Aemtern betraut werden, das Recht hat, mit dem Vorbehalt der Genehmigung von allen kirchlichen Gesetzen, Verordnungen, synodalen Verhandlungen Einsicht zu nehmen, den Nachweis der nothwendigen wissenschaftlichen Bildung von den Geistlichen zu fordern und das Bestätigungsrecht bei der Besetzung kirchlicher Stellen sich vorzubehalten; daß aber diese oberste Kirchenregierung nicht durch die Staatsbehörden, sondern durch eigene kirchliche Organe, wie sie in der Heiligen Schrift und in der Geschichte begründet sind, gehandhabt werden solle, sodaß die oberste Kirchenleitung des Staats nur in den Händen der obersten Staatsgewalt, also in Monarchien in den Händen des Fürsten, zu ruhen hätte. Staat und Kirche wären somit in der obersten Staatsgewalt geeinigt und gingen von hier aus ihre selbständigen Wege. Diese Leitung und dieser Schutz des Staats erstreckt sich auf jede Landeskirche, sei es protestantische oder katholische; er hat die von ihm als Landeskirche aufgenommene und anerkannte Kirche nach ihren Grundsätzen zu behandeln und nur dem entgegenzutreten, was dem Staat selbst als Rechts- und Culturstaat entgegensteht, also jeder Beeinträchtigung der Glaubens- und Gewissensfreiheit und jedem Eingriff in die ihm gebührenden Herrschaftsrechte. Zum Schluß berührt der Verfasser auch die Stellung der badischen Regierung zu der bekannten Examenfrage.

Th. Riedel, der Herausgeber der „Bismarck-Reden" aus den Jahren 1847—51 (Nr. 12), hat recht, wenn er

sagt, daß, wer den Charakter und die Politik des Fürsten Bismarck verstehen wolle, sich mit den Reden des Abgeordneten von Bismarck-Schönhausen vertraut machen müsse. Alle Reden und Aeußerungen Bismarck's, auch unbedeutendere Bemerkungen, sind hier nach den stenographischen Berichten wortgetreu wiedergegeben, das Verständniß der Reden ist durch Einleitungen und Anmerkungen erleichtert, die Persönlichkeiten, auf welche sich die einzelnen Aeußerungen beziehen, sind namhaft gemacht, die Reden chronologisch geordnet, und durch ein Namens- und Sachregister ist der Leser in den Stand gesetzt, bemerkenswerthe Aussprüche leichter aufzufinden. Ein Inhaltsverzeichniß, wie es Ludwig Hahn in seinem „Fürst Bismarck" hat, haben wir übrigens ungern vermißt. Durchaus nothwendig ist die Lektüre dieser Reden für den, welcher sich fragt, wie es denn komme, daß die Fortschrittspartei von 1862 den Ministerpräsidenten Bismarck mit solchem Mistrauen und solcher Feindschaft empfing, daß sie in der vierjährigen Conflictszeit ihm die schlimmsten Absichten unterschob, daß er auch heute noch nach den glanzvollsten Thaten von den Heißspornen dieser Partei mit systematischem Haß verfolgt wird, sodaß in ihren Preßorganen sogar der Ruf ertönen konnte: „Fort mit Bismarck!"

In diesen Reden zeigt sich Bismarck, welcher damals in seinem kräftigsten Mannesalter (zwischen dreißig und vierzig Jahren) stand, als ein Mann, welcher, von Begeisterung für sein preußisches Vaterland und sein preußisches Königshaus durchglüht, von sittlichem Ernst und christlichem Glauben erfüllt, von einem klaren, kühl berechnenden Verstande geleitet, die verschiedensten politischen, socialen und materiellen Interessen mit Sachkenntniß und mit weitem, voraussehendem Blick beherrscht, in anziehender, oft hinreißender Form bespricht und mit schneidiger Ironie die Behauptungen seiner Gegner widerlegt. Und nicht blos die Demokraten jener Zeit, auch die Doctrinäre, welche das Jahr 1848 verpfuschen halfen und auch heute noch die Erfolge von 1866 und 1871 in ein freiheitliches Chaos umzuwandeln im Stande wären, hatte der Abgeordnete Bismarck zu bekämpfen. „Mittelalterliche Tendenzen", „antediluvianische Anschauungen" werden ihm aus diesen Kreisen angedichtet, worauf er ihnen nachweist, daß ein Staat, der nach ihren Grundsätzen regiert werde, unmöglich bestehen könnte, daß durch ihre Politik Preußen und Deutschland zu Grunde gehen müßten. Schon damals zeigte sich Bismarck als einen Meister in der Politik, dem niemand Stand zu halten vermochte, gegen den die Gegner, welche voll von Illusionen und idealen Anschauungen waren, nicht aufkommen konnten. Nehmen wir dazu noch die unvergleichliche Unerschrockenheit und Tapferkeit, mit welcher er seinen entrüsteten Gegnern gegenübertritt, um ihr Murren und Rufen sich nicht kümmernd, und bei Erwähnung der Märztage von 1848 mit „Rebellen" um sich wirft, so haben wir eine genügende Erklärung dafür, daß Bismarck von 1847—81 von der demokratischen Partei mit entschiedenem Haß verfolgt wurde.

In manchen dieser Reden scheint Bismarck bereits nicht als Abgeordneter, sondern als Minister zu sprechen; so in der großen Frage vom 3. December 1850, als es sich darum handelte, ob die Kammer in ihrer Adresse den Olmützer Vertrag gutheißen oder sich dafür entscheiden solle, gegen Oesterreich und Rußland, das lauernde Frankreich im Hintergrund, das Schwert zu ziehen, und in der Debatte über den Militäretat am 11. März 1851, wo er denen, welche sich keine solche Discussion ohne Anträge auf bedeutende Abstriche denken konnten, die Frage entgegenhielt, ob eine Versammlung, bestehend aus Civil- und Justizbeamten, aus Landräthen, Bürgermeistern und Universitätslehrern, im Stande sei, ein competentes Urtheil zu fällen über die beste Organisation von Landwehrcadres, über Geschützgießereien und über das Bohren von Geschützröhren, über Festungsbauten und über die Haltbarkeit Torgaus mit oder ohne Zinna, ob sie alles das mit mehr Sachkenntniß zu beurtheilen vermöge als das Kriegsministerium. Zugleich rechnet er mit einer Sicherheit und Genauigkeit, wie wir dies im Reichstage von Moltke gewohnt sind, der Kammer vor, wie viel Oesterreich, Frankreich, England für das Militärwesen ausgebe und wie wenig Preußen. Die beständigen Berufungen auf England, welche eine Zeit lang so sehr in der Mode waren, bezeichnete er als „unser Unglück" und entgegnete darauf, daß, wenn man den Deutschen englische Gottesfurcht und englische Achtung vor dem Gesetz, die gesammte englische Verfassung, aber auch die gesammten Verhältnisse des englischen Grundbesitzes, englischen Reichthum und englischen Gemeinsinn, besonders aber ein englisches Unterhaus, kurz und gut, alles, was wir nicht haben, gebe, dann auch er sagen werde, der Staat könne nach englischer Weise regiert werden. In andern Reden finden wir, daß der Abgeordnete Bismarck sich gerade so ausspricht wie der nachherige Minister: die Stellung, welche Preußen in der „Union" einnehmen soll, kritisirt er in der nämlichen Weise wie die Stellung Preußens im Deutschen Bunde, wo das Stimmengewicht der Mittel- und Kleinstaaten in keinem Verhältniß zu ihrer realen Macht stand; die Diäten der Kammer erscheinen ihm als ein Uebel. Andererseits spricht er sich gegen die directen Wahlen mit allgemeinem Stimmrecht und gegen die obligatorische Civilehe in einer Weise aus, daß man nicht hätte glauben sollen, er werde, freilich unter ganz andern Verhältnissen, zur Einführung beider später Gesetzentwürfe unterzeichnen. Daß er in seiner Rede vom 15. Juni 1847 den Juden „alle Rechte gönnte, nur nicht das, in einem christlichen Staate ein obrigkeitliches Amt zu bekleiden", ist gerade für unsere Zeit, in welcher die Bewegung gegen und für die Semiten so große Dimensionen angenommen hat, nicht wenig interessant.

Der Verfasser schließt sein Buch mit jener bekannten Aeußerung Bismarck's vom 8. April 1851: „Seien Sie versichert, wir werden den Namen des Junkerthums noch zu Ehren und Ansehen bringen." Mit diesem propheti-

schen Ausspruch beendigte Bismarck seine Abgeordnetenthätigkeit; wenige Tage darauf, im Mai 1851, ging er als Geheimer Legationsrath und erster Secretär der Bundestagsgesandtschaft nach Frankfurt, um volle elf Jahre lang an den preußischen Landtagsverhandlungen nicht mehr persönlich theilzunehmen.

Lieder aus dem Norden.

Gedichte von Andreas Ascharin. Riga, Deubner. 8. 2 M.

Unser Dichter will keine großen Ansprüche erheben, er sagt:

Nicht seht ihr Wunderblumen sprießen
In märchenhafter Farbenpracht;
Sucht dort sie, wo mit heißen Küssen
Ein ew'ger Frühling ihnen lacht.

Des Nordens Sonne hat geleuchtet
Ob meines Sanges grünem Sproß,
Des Nordens Wolke ihn befeuchtet,
Bis Blüt' auf Blüte sich erschloß.

Also Lieder aus dem Norden und zwar dem russischen. „Von der Censur erlaubt", steht ja auf der Rückseite des Titelblattes. Wir können also von vornherein annehmen, daß die Gedichte zu den wohlumfriedeten gehören, zumal in den russischen Ostseeprovinzen, an die wenigstens die Ueberschrift „Erinnerung an Dorpat" erinnert. Das über die alma mater Gesagte paßt jedoch auf alle almae matres. Ein Philosophengang ist auch da. Die Philosophen können sich da manches ausdenken, was sie auf dem Katheder nicht sagen dürfen. Jetzt aber — blos Liebchen bildet das Auditorium, wogegen die Censur nichts zu erinnern haben wird, zumal wenn Liebchen verliebt aussieht. Sie interpellirt in ähnlicher Weise wie vordem Gretchen mit den Worten: „Glaubst du an Unsterblichkeit?" Keine Frage!

An Unsterblichkeit zu glauben,
Bringt unzweifelhaft Gewinn,
Keinem will den Trost ich rauben,
Da ich selbst unsterblich bin.

Deine Augen geben Kunde
Von der Liebe Himmelreich,
Und ein Kuß von deinem Munde
Machet mich den Göttern gleich.

Wir finden fünfundachtzig meist kleinere Gedichte von verschiedener Güte, darunter auch Handwerksburschenlieder. Hier gleich eins:

Wir Handwerksburschen sein
Ein lustiges Blut!
Zum Städtel geht's nein
Mit abgezognem Hut,
Wie herrlich mund't der Wein
Für Fechterbatzen gut!
Wir Handwerksburschen sein
Ein lustiges Blut.

Ei, braunes Mädel du
Mit rothem Mohnenkranz,
Bind' fester dir die Schuh',
Juchhe, juchhe zum Tanz!
Mus'kanten fallet drein
Mit Geigen und Getut' —
Wir Handwerksburschen sein
Ein lustiges Blut!

Und geht's zum Kehraus dann,
Ihr Lumpen, laßt's Gezank!
Der eine greif' zur Kann',
Der andre nach der Bank.
Der Herr von Ziegenhain,
Wie flink der springen thut!
Wir Handwerksburschen sein
Ein lustiges Blut!

Das ist so übel nicht. Dagegen wird uns ein alter Küster blos vorgeführt, den man frühmorgens todt und — lehnend an dem Sarge seiner Frau findet. Daß es ein Küster war, ist uns sehr gleichgültig. Auf das Wie des Mannes kam es an. In ähnlicher geistig beziehungsloser Weise geht ein Schiff, also für uns blos ein Holzkasten, unter. Die „Amazone" sprengt in wildem Jagen dahin, Reiter und Wagen weit hinter sich lassend, sodaß ihr die blonden Locken feucht ums glühende Angesicht wehen. Warum? Sie will Amor's Pfeile entrinnen, der jedoch, wie es am Schluß heißt, schneller sein wird. Das ist aber kein Schluß.

„Ein armer bleicher Schächer" im alten Rom entreißt sich den Kriegern, die ihn zum Richtplatz führen wollen, und fällt vor einer Vestalin nieder, die ihn rettet, indem sie ihn liebreich aufhebt. Das ist wieder die ganze Geschichte, die sich farblos, weil ohne charakteristische Merkmale und ohne Vorgänge, welche Spannung vermitteln, in ein paar Versen abschließt. Der Dichter will zwar den Schächer genau kennen. Seltsamerweise aber „verschwamm dieser dem wachen (!) Sinn", sodaß denn die Vestalin allein und objectlos übrigblieb. Auch stelzenhaft rhetorische, die Natur überschreitende Ausmalerei: „Du bäumst dich, o Herz, wie das wilde Roß der Steppe; vergebens beißest du in die Zügel; nicht schüttelst du freudig wie einst die Mähnen im stolzen Bewußtsein der Freiheit." Als wenn das Herz ein haariges oder, ins Metaphorische übersetzt, ein widerhaariges Ding wäre. Aber die Censur machte doch keinen Strich; ohne Zweifel hielt sie die ganze Geschichte blos für einen poetischen Strich.

Was Besseres betrifft, da findet sich ein ziemlich langes Gedicht in Terzinen: „Der Eremit", und der hübsche Gedanke: nicht Buße und Gebet befreit von der Sündenlast, sondern die gute That, in welcher der zwar gute, aber doch immer noch schwankende Vorsatz erst wahrhaft Dauer und Festigkeit gewinnt. Und merkwürdig: diese nicht eben leicht zu

handhabenden Terzinen zeichnen sich vor andern Gedichten durch reinere Form aus. Es ist, als ob der Verfasser in einen Prunksalon träte, wo er sich zusammennehmen müsse, um nicht auszugleiten, d. h. nicht zu viele falsche Reime zu machen. Denn ohne drei kommen wir doch auch hier nicht ab. Wir heben noch folgende Gedichte hervor: „Des Verbannten Klage", „Klage", „Unvergleichlich", „Die Alraunen", „Entschuldigung", „Märzveilchen", „Der Winter", „Eisesblümchen", „Auf dem Anstand", „Mutterglück", die sich durch andere vermehren lassen. Stehe hier „Mutterglück":

Wie schreitet einher mit freudigem Sinn
Die junge, die blühende Schnitterin!
Wie beugt sie mit liebendem Blick sich zurück!
Ihr auf der Schulter ruht ja das Glück.

Des Kindes Jauchzen voll heller Lust
Beweget mit süßem Klang ihr die Brust.
Verschwunden ist Schwäche und Müdigkeit,
Es strahlt das Antlitz voll seliger Freud'.

Der müde, häufig strauchelnde Fuß
Im lustigen Takte sich regen muß.
Die Hand, die kaum noch die Sichel hielt,
Zum Jubel des Kindes tändelt und spielt.

Und horch! sie erhebt die Stimme und singt,
Aus rauher Kehle das Lied erklingt.
Hell jauchzet das Kind und jubelt darein —
Wann hörte ich süßere Melodein?

O eile der nahen Heimat zu,
Du stolze, du glückliche Mutter du!
Ich webe ums Haupt dir den Strahlenschein
Und segne dich mild im Herzen mein.

Schade daß das Gedicht in den beiden letzten Zeilen so matt ausklingt. Besser wäre vielleicht:

O eile der nahen Heimat zu,
Du stolze, du glückliche Mutter du! —
Ich aber ging und ersann dies Gedicht,
Das ein Kränzlein für dich und dein Kindlein flicht.

Rudolf Eulemann.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Der Verfasser mehrerer bedeutender Artikel über Rußland in der „Revue des deux mondes", A. Leroy-Beaulieu, hat sie nun in beträchtlich erweiterter Gestalt in dem Werk „L'empire des Tsars et les Russes", wovon zunächst der erste Band erschien, veröffentlicht. Es dürfte dies eins der erschöpfendsten und zuverlässigsten Werke über das Zarenreich werden, da der Verfasser eine seltene und im Lande erlangte Kenntniß der dortigen Zustände besitzt, wie allseitig anerkannt ist.

— Von Th. Jung's „Bonaparte et son temps" ist eben der dritte Theil erschienen, womit das Werk beendet ist. Es behandelt namentlich die Jugend des ersten Napoleon und gibt einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der erloschenen Dynastie. Im Vorwort und Schlußkapitel spricht sich der bittere Haß des Republikaners gegen dieselbe aus.

— Ein für die Gegner der Frauenemancipation interessanter Beitrag zur Frauenfrage ist „La question des femmes" von E. Legouvé, der den Frauen zwar nicht das logische, wol aber das praktische Recht abspricht, mit zu wählen und als Vertreterinnen in den Kammern zu sitzen, und sie in die Spitäler und Wohlthätigkeitsanstalten als ihren eigentlichen Wirkungskreis verweist.

— Wie nicht anders zu erwarten, enthält „Poètes et artistes de l'Italie" von E. Montégut höchst werthvolle Essays, namentlich den über Boccaccio. Die übrigen beschäftigen sich hauptsächlich mit italienischer Kunst.

— Eine neue Bearbeitung einer wichtigen Epoche der Geschichte nicht blos Spaniens und eines immerhin bedeutenden, wenngleich finstern und tyrannischen, viel Unheil stiftenden Herrschers bietet die „Histoire de Philippe II" von H. F. Forneron in zwei Bänden. Der Verfasser hat dazu natürlich das neue Material verwerthet, welches seit Prescott's Tod in Spanien und andern Ländern, besonders in Belgien entdeckt worden ist, und so die Geschichte mit einem gediegenen Werke bereichert.

— Der bekannte V. Tissot hat vereint mit C. Améro auch seinen Beitrag zur Schilderung russischer Zustände in „La vie en Sibérie: aventures de trois fugitifs" geliefert. Das londoner „Athenaeum" indessen schließt seine Besprechung des Buchs mit den auch für das literarische Treiben, wie man es nennen kann, in England bezeichnenden Worten: „Die ganze Geschichte ist so albern, daß sie wahrscheinlich übersetzt werden wird."

Hingegen rühmt dasselbe Blatt, wenn auch mit Einschränkung in Bezug auf die Form, den neuesten Roman von M. Cherbuliez: „Noire et Rouge".

— Ein zwar unvollständiges, doch sehr beachtenswerthes Werk ist Gustave Flaubert's „Bouvard et Pécuchet", das nach dem ebengenannten Blatte Aehnlichkeit mit Voltaire's „Candide" einerseits und mit des Verfassers eigenem „unvergleichlichen" „Tentation de St.-Antoine" andererseits hat. Die zwei Helden sind, was wir Spießbürger nennen würden, die über ihre Sphäre hinaus wollen und allerlei Experimente durchmachen, bis sie endlich enttäuscht wieder zu ihrem Stande zurückkehren. Die Schilderung ihrer Wandlungen ist äußerst cynisch und düster. Doch ist es nach dem Urtheile des genannten Blattes ein höchst eigenartiges Buch, das viel Treffendes, Treffliches und eine nützliche Lehre enthält.

— Trotz dem voluminösen Werke von Carlyle hat es ein englischer Schriftsteller, und zwar ein Mitglied der berühmten Verlagshandlung Longman unternommen, die Geschichte des Siebenjährigen Kriegs nochmals zu behandeln, und jetzt ist das Werk unter dem Titel: „Epochs of Modern History. Frederick the Great and the Seven Years' War, by F. W. Longman", erschienen. Das „Athenaeum" äußert sich sehr lobend über diese Leistung und sagt unter anderm, sie biete eine günstige Würdigung des Charakters Friedrich's des Großen, und die Ansicht des Verfassers scheine in der Hauptsache zutreffend zu sein.

— Während wir bisjetzt noch keine Biographie der im vorigen December verstorbenen George Eliot (Mrs. Croß) besitzen, sind bereits zwei über Carlyle erschienen und zwar: „Thomas Carlyle: the Man and his Books" von W. Howie Wylie, und „Thomas Carlyle" von Henry J. Nicoll.

— Geistvolle Betrachtungen über das Leben, in der Art wie Siegmund Schott's „Ansichten vom Leben", wiewol mit etwas trüberm Anstrich, enthält ein Band Essays, den Robert Louis Stevenson unter dem Titel „Virginibus Puerisque; and other Papers" veröffentlicht hat.

— A. Stevens hat es sich zur Aufgabe gestellt, durch sein Buch „Madame de Staël; a Study of her Life and Times;

the First Revolution and the First Empire" den Cultus „der größten Frau in der Literatur" neu zu beleben und zu verbreiten. Sicherlich hat er als ein wahrer und warmer Verehrer keine Mühe gescheut und es sich ernstlich angelegen sein lassen, das Leben der berühmten Frau bis ins kleinste Detail hinein zu erforschen und an den Tag zu fördern, und, treu seiner Eigenschaft als Verehrer und Anbeter, ist sein Buch eine Lobrede vom Beginn bis zum Ende.

— Eine sehr interessante Sammlung einer besondern Gattung der Dichtung hat der rühmlich bekannte Literarhistoriker E. W. Gosse in seinen „English Odes" veranstaltet. Natürlich hat er nur den besten Oden, welche die englische Literatur von Spenser bis Swinburne hervorgebracht hat, einen Platz darin eingeräumt, und diese Art Zusammenstellung kann man, als die beste Uebersicht gewährend, nur empfehlen.

— Ein werthvoller Beitrag zur englischen Geschichte und Literaturgeschichte sind „English Studies; or Essays in English History and Literature" von dem verstorbenen J. S. Brewer, mit einem einleitenden Memoir von Henry Wace edirt. Es ist dies eine Sammlung von bisher in verschiedenen Zeitschriften zerstreut gewesener Essays, unter denen z. B. der über Shakspeare vom „Athenaeum" besonders rühmend hervorgehoben wird. Der Verfasser habe darin alles vor ihm über den Dichter Geschriebene verwerthet und doch dem Ganzen das Gepräge seines eigenen feinfühlenden kritischen Geistes gegeben.

— Aus Chicago, von wo sonst ganz andere Waare herüberkommt, liegt uns ein kleines, in jeder Hinsicht recht eigenartiges anonymes Büchlein vor. Die Ausstattung ist nämlich von einer Eleganz, wie sie selbst in England nie vorkommt, da die Blätter durchweg — es sind deren 97 — nur auf einer Seite bedruckt sind; Papier und Typen sind entsprechend elegant, sodaß es dem Auge wohlthuend ist, darin zu lesen. Aber auch der Geist wird durch den Inhalt angeregt und befriedigt. Unter dem Titel „The Students' Dream" und dem auf der folgenden Seite näher angegebenen „A Horoscope of Mental Growth, containing a metaphysical Discovery" wird hier ein mit neuern deutschen Studien sich nahe berührender Versuch gemacht, auf Kant und Spencer fußend, die „Bewegung" als Princip einer neuen Weltanschauung aufzustellen und die Wissenschaft mit der Religion und den volksthümlichen Ansichten in Uebereinstimmung zu bringen. Freilich haben vor der neu-Kant'schen Schule des heutigen Tags schon Trendelenburg und Lazarus Geiger ihre Weltanschauung auf dasselbe Princip gestellt; allein wer hätte je etwas ganz Neues vorgebracht? Jedenfalls ist das Schriftchen sehr lesenswerth, und dürfte von dem Verfasser, der tüchtige Studien gemacht zu haben scheint und dem es Ernst um die Sache ist, später eine umfangreichere Leistung zu erwarten sein.

— Als Versuch, die Geschichte durch Begründung derselben auf die Naturgesetze zur strengen Wissenschaft zu erheben, worin Buckle vorangegangen ist, kündigt sich das neue Werk Gabriele Rosa's, des Verfassers der 1873 in zweiter Auflage erschienenen „Storia generale delle storie", unter dem Titel „Storia Naturale della civiltà" an. Statt einer Philosophie der Geschichte also, die sich in bloßen Speculationen ergeht, wird uns hier eine Naturgeschichte des Staats geboten, welche die Gesetzmäßigkeit des Verlaufs der Völkergeschichte alter und neuer Zeit, freilich nur in den dürftigsten Umrissen, nachzuweisen versucht.

Einen ähnlichen Zweck verfolgt die sehr gelehrte, früher als Vorwort zum siebenten Bande der „Biblioteca dell' Economista" veröffentlichte Abhandlung: „L'Animale e l'Uomo. Fondamenti dottrinali e melodici della moderna sociologia nelle sue relazioni con le scienze biologiche, economiche et statistiche" von Professor Gerolamo Boccardo (Turin 1881).

— Abermals liegt uns eine reizende Gedichtsammlung und zwar bereits in dritter Auflage unter dem Titel „Ricordanze versi" von Mario Rapisardi vor. Mit Ausnahme der einen dramatischen Phantasie „Francesca da Rimini" enthält der schön ausgestattete Band nur lyrische, sinnige und geistreiche Dichtungen, aus denen wir besonders das „Ad una madre" überschriebene hervorheben möchten.

Berichtigung.

Nr. 23 d. Bl. enthält eine sehr dankenswerthe Recension meines Werkchens über Harvey, worin sich aber leider zwei Irrthümer befinden, die ich der etwa daraus zu ziehenden Folgerungen wegen nicht unberichtigt lassen kann. Ich bemerke in dieser Beziehung, daß ich 1) nicht die Ehre habe, ein „Schüler" von H. Rohlfs und 2) ebenso wenig die, noch Landarzt zu sein. Letzteres halte ich zwar für mindestens ebenso ehrenvoll, weil schwieriger, als Stadt- u. dgl. Arzt zu sein, insofern dort der ganze Arzt und Mann eintreten muß, hier dagegen unter den Collegen immer einer sich findet, der nöthigenfalls leicht die eigenen Lücken ausfüllen kann. Es gibt Gott sei Dank in Deutschland sehr tüchtige Landärzte, wenn sie auch nie den „Ruhm" erlangen, wie etwa ein Professor oder ein glücklicher Stadtarzt.

Worms, 20. Juni 1881.

Dr. J. Hermann Baas.

Bibliographie.

Ambros, A. W., Geschichte der Musik. Mit zahlreichen Notenbeispielen und -Beilagen. Notenbeilagen zum dritten Bande, meist nach den hinterlassenen Vorlagen des Verfassers zusammengestellt, redigirt und mit Nachträgen versehen von O. Kade. 1ste Lfg. (Des ganzen Werkes 31ste Lfg.) Leipzig, Leuckart. Gr. 8. 1 M.

Beaulieu-Marconnay, K. Freih. v., Aus beiden Sphären. Englische Dichtungen des XIX. Jahrhunderts, übertragen. Leipzig, Friedrich. 12. 3 M.

Buchner, W., Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. 1ste Lfg. Lahr, Schauenburg. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Cnetius, P., Der Weg zum Frieden. Denkschrift über die social-conservativen Bestrebungen. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Dorer, E., Die Calderon-Literatur in Deutschland. Bibliographische Uebersicht. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

— — Goethe und Calderon. Gedenkblätter zur Calderonfeier. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M. 20 Pf.

Egle, L., Aus'm Zollerländle. Gedichte und Volksthümliches in schwäbischer Mundart. Sigmaringen, Tappen. 12. 2 M.

Fastenrath, J., Calderon de la Barca. Festgabe. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M. 50 Pf.

Götzinger, E., Reallexikon der deutschen Alterthümer. Ein Hand- und Nachschlagebuch für Studirende und Laien. 1ste Lfg. Leipzig, Urban. Gr. 8. 1 M.

Hegemann, A., Was ist Charakter und wie kann er durch die Erziehung gebildet werden. Dorpat, Krüger. Gr. 8. 75 Pf.

Korlowitsch, W., Zar Alexander II. als Mensch und Herrscher. Nach eigenen Beobachtungen und Erfahrungen. Dresden, v. Grumbkow. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Mantegazza, P., Physiologie des Genusses. Autorisirte Uebersetzung. Nach der 9. Auflage aus dem Italienischen. 1ste u. 2te Lfg. Oberhausen, Spaarmann. Gr. 8. à 50 Pf.

Pecelß, J., Emancipirte Novellen. Leipzig, Reißner. 8. 2 M. 50 Pf.

Schmitz-Dumont, O., Die Einheit der Naturkräfte und die Deutung ihrer gemeinsamen Formel. Mit 5 Figuren-Tafeln. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 4 M.

Schwarz, K., Ebbe und Fluth, deren Ursache experimentell nachgewiesen. Mit 1 Figuren-Tafel. München, Kellerer. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Schweichel, R., Die Falkner von St. Vigil. Roman aus der Zeit der bairischen Herrschaft in Tirol. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 15 M.

Schweedieger, O., König Johann, eine Lebensskizze für unsere Zeit. Vortrag. Dresden, Burdach. Gr. 8. 45 Pf.

Spielhagen, F., Skizzen, Geschichten und Gedichte. Leipzig, Staackmann. 8. 3 M. 50 Pf.

Stinde, J., Das Rauchen. Seine Nachtheile und deren Vermeidung. Eine naturwissenschaftlich-diätetische Skizze. Berlin, Stahr. 8. 50 Pf.

Sutermeister, O., Welt und Geist. Alte und neue Tagebuchblätter in Spruchdichtungen. Bern, Dalp. 12. 2 M. 50 Pf.

Vischer, F. T., Altes und Neues. 2tes Heft. Stuttgart, Bonz u. Comp. Gr. 8. 5 M.

Voß, R., Die Patricierin. Trauerspiel. Frankfurt a. M., Koenitzer. 8. 2 M.

Wäckerle, H., Nägelastrauß. Neue Gedichte in schwäbischer Mundart. Augsburg, Lampart u. Comp. 16. 1 M. 20 Pf.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 7.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1881.

Zweiter Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1881.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1881.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 27. — 1. Juli 1881.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Literarische Unterhaltungen.

Der ästhetische Rang des Dramas.

Gegen das Dogma unserer modernen Aesthetik: „Die dramatische Poesie, ist die vollendetste Blüte alles poetischen Schaffens", wendet sich Ernst Eckstein in den geistvollen Studienblättern und Skizzen, die unter dem Titel „Glück und Erkenntniß" (Leipzig, Eckstein) erschienen sind und eine Auswahl kritischer Studien von Interesse, besonders über den Begriff des Trivialen, aus dem Atelier der Erzählungskunst, über die unsterbliche Seite neben einigen phantasmagorischen Novellen bieten, von denen die eine, „Glück und Erkenntniß", eine Zukunftsnovelle aus dem Jahre 2000, die andere, die „Eintagsfliegen", im Stil der Amadeus Hoffmann'schen Romantik gehalten ist. Wir haben volle Sympathie mit den Studien unsers geschätzten Mitarbeiters, weil sie sich stets mit Entschiedenheit gegen den blinden Autoritätsglauben wenden und manche ästhetische Begriffe auf neuer Grundlage festzustellen suchen, überhaupt gegen das Herkömmliche, Pedantische, gegen den gelehrten Zopf einen frischen und fröhlichen Krieg führen. Wenn dabei manche feststehende ästhetische Dogmen in die Pfanne gehauen werden, so wird uns dies weiter keinen Schmerzensschrei entlocken; gleichwol können wir gegen die „Aphorismen über das Drama" einige Einwendungen nicht unterdrücken.

Eckstein meint, daß zur Begründung jener die dramatische Dichtung in erste Linie stellenden These in der Regel zwei Momente angerufen würden, ein innerliches und ein äußerliches. Einmal nämlich behauptet man, das Drama bringe das menschliche Sein am überzeugendsten zur Gestaltung, und zweitens will man beobachtet haben, daß die dramatische Poesie überall unter sämmtlichen Kunstgattungen zuletzt auftritt. Eckstein gibt zu, daß eine dramatische Vorstellung unmittelbarer und umfassender wirke als ein lyrisches Gedicht oder ein Epos; doch meint er diese Wirkung besonders auf das Conto der Schauspielkunst setzen zu müssen, wie überhaupt die größere Lebendigkeit des Effects nicht Hand in Hand gehe mit der Steigerung des eigentlichen Kunstwerthes. Verglichen mit dem Epos, lasse das Drama der Phantasie nur wenig Spielraum. Es liefere der sinnlichen Anschauung fast das gleiche Material wie die Wirklichkeit, und verhalte sich zu der Epik und Lyrik wie die bunte Wachsfigur zu der Plastik und der Malerei.

Omne simile claudicat ... dies gilt gewiß von dem letzten Vergleich. Einmal besteht die dramatische Dichtung auch unabhängig von der theatralischen Aufführung; dann aber läßt sich doch wol nicht die lebendige Bewegung der dramatischen Handlung auf der Bühne, bei welcher die doppelte Künstlerschaft des Dichters und Darstellers zusammenwirkt, mit der Regungslosigkeit eines Wachsfigurencabinets vergleichen. Auch das aufgeführte Stück, von dem gelesenen ganz abgesehen, läßt der Einbildungskraft noch den freiesten Spielraum: welche Fülle von Gedanken und Bildern, neben der sichtbar vor uns sich abspielenden Handlung, führt das dichterische Wort an uns vorüber, wie wird unsere Phantasie zu neuen Bilderreihen dadurch erregt, wie wird unser ästhetisches Gefühl dadurch befriedigt! Die Sprache des Affects und der Leidenschaft ergreift uns zündend von der Bühne herab; nicht die todte Anschauung wie einem lebenden Bilde oder gar einer Wachsfigur gegenüber, sondern unser

ganzes Wesen wird mächtig dadurch ergriffen, und in der That ist das lebendige Dichterwort auf der Bühne fähig, eine größere Begeisterung wach zu rufen, als irgendein blos geschriebenes oder gelesenes.

Daß die dramatische Poesie das menschliche Sein deshalb am überzeugendsten zur Gestaltung bringe, wollen wir nicht behaupten; das Epos und seine moderne Form, der Roman, haben jedenfalls mehr Darstellungsmittel für alle ins Breite gehenden Motivirungen, für alle psychologischen Uebergänge, welche sich erst allmählich, erst in einem längern Zeitraum vollführen können; sie gönnen mehr Muße für die dichterische Retouche. Das Epos und der Roman sind gleichsam für die Darstellung der chronischen Seelenzustände geschaffen; das Drama aber mehr für die acuten Krisen.

Der zweite Grund, warum, wie Eckstein glaubt, die dramatische Dichtung vor der epischen bevorzugt wird, daß nämlich diese überall von allen Kunstgattungen zuletzt auftrete, wird von dem Autor selbst als principiell gleichgültig und thatsächlich unbegründet zurückgewiesen. Es ist dies bei den einzelnen Nationen verschieden gewesen, und bei denen, die jetzt noch unter dem himmlischen Tage wandeln, kann überhaupt von einem letzten Auftreten dieser oder jener Dichtgattung noch nicht die Rede sein: in der Regel werden sich beide gleichzeitig entwickeln, beide nebeneinander auftreten. Wir legen überhaupt auf diesen Grund geringes Gewicht; der geistreiche Feuilletonist hat sich damit eine leicht zu entwaffnende Gegnerschaft gegenübergestellt. Der Grund, warum viele Aesthetiker dem Drama die erste Stellung einräumen, ist ein wesentlich anderer: das Drama hat die größte Geschlossenheit der Kunstform; seine künstlerische Architektur muß strenger gegliedert und fester gestützt sein als diejenige irgendeiner andern Dichtgattung, und indem es für seine höchsten Arten auch den höchsten dichterischen Ausdruck verlangt, also den weihevollen Schwung der Lyrik zur Beseelung seines kunstreichen Gefüges nicht entbehren kann, ebenso wenig wie selbst die epische Erzählung: so kann ihm eine beherrschende Stellung auf dem Gebiete der Dichtkunst nicht wol abgesprochen werden. Ohne Frage kann sich der Epiker und besonders der Romandichter dort mit größtem Behagen noch ergehen, wo den Dramatiker die Strenge der Kunstform an möglichste Prägnanz der Darstellung mahnt; auf keinem andern Gebiete ist das ästhetische Gesetz der Steigerung so unerläßlich wie im Drama; auf keinem gilt es, die Proportionen der einzelnen Theile in ihrem Verhältniß zueinander und zum Ganzen so genau abzumessen. Der Epiker kann, was ihm in Bezug auf die schöne Verhältnißmäßigkeit des Ganzen fehlt, durch geistvolles und glänzendes Detail ersetzen; bei dem Dramatiker rächt sich ein solcher Mangel unfehlbar durch das Erlahmen der Wirkung. Das Drama ist unerbittlicher in seinen Anforderungen, verlangt größern Kunstverstand in der Ausführung, ist ein subtilerer Organismus, der keine Art von Hypertrophie verträgt. Und indem es uns große innere Kämpfe und Entschlüsse, Leidenschaften und Thaten in unmittelbarer Gegenwart vorführt, so gewinnt es dadurch an einer Wirkung, welche das Epos nicht erreichen kann. Wir besuchen daher lieber das Shakspeare'sche „Wachsfigurencabinet" als das „Aquarium" moderner französischer Romandichtung, wo alles, „zu scheußlichen Klumpen geballt", durcheinanderwimmelt.

Wenn wir so für den hohen Rang des Dramas plaidiren, sind wir doch weit entfernt, die Rangunterschiede der Gattung zu Gunsten der Dichter geltend zu machen, welche sie gepflegt haben. Es ist besser, im Kleinen groß, als im Großen klein zu sein, und bedenklich ist es, auf die Poesie den Spruch anzuwenden: „In magnis voluisse sat est." Sehr treffend sagt Eckstein hierüber: „Im concreten Falle handelt es sich niemals darum, welches Genre auf einer höhern Stufe steht, sondern darum, welche einzelne Leistung dem Ideal am nächsten kommt. Hätte unser Altmeister Goethe nie etwas anderes geschrieben als das Lied „An den Mond", er wäre doch ein größerer Künstler, als alle französischen Dramatiker von Corneille bis auf die Victorien Sardou und Dumas. Die beiden Engelsköpfe zu Füßen der Sixtinischen Madonna athmen in ihrer ergreifenden Einfachheit mehr classische Vollendung als die kolossale Figurenfülle im Paradies Tintoretto's."

Eine andere treffende Bemerkung Eckstein's möchten wir hier noch anführen: er nimmt für die höhere Tragödie den Vers in Anspruch. „Der Hörer soll vor den weltbedeutenden Bretern nicht das Gefühl haben, als erblicke er nur einen Ausschnitt seiner eigenen realen Existenz. Die Illusion hat vielmehr ihre Grenzen: es gilt, das Fingirte immer noch von dem Thatsächlichen durch eine entscheidende Linie zu trennen, und diese Linie ist für das Trauerspiel naturgemäß durch die rhythmische Gliederung der Sprache gezeichnet. Ich will in demselben Augenblick, da ich die naturwahre Nachbildung des Seins bewundere, das lebendige Gefühl haben, daß es eben nur eine Nachbildung ist. Wenn ich ein niederländisches Gemälde, das ein gebratenes Huhn darstellt, wirklich für ein gebratenes Huhn halte, so hört der Kunstgenuß auf: es erwacht höchstens der animalische Trieb der Eßlust. Aus diesem Gesichtspunkte verräth es denn auch den traurigsten Ungeschmack, wenn ein Schauspieler in der Absicht, naturwahr zu spielen, die Versarchitektonik muthwillig zerstört."

Dieser Muthwille gilt in der Laube'schen Schule für tiefsinnige dramaturgische Weisheit; der Racker „Vers" muß möglichst ruinirt werden. Wir glauben, daß auch für das feinere Lustspiel der Vers der dramatischen Diction wiedergewonnen werden müßte; er würde ihr unfehlbar eine in glücklichen Pointen sich äußernde Prägnanz verleihen.

Rudolf von Gottschall.

Neueste Romane.

1. Die beiden Russinnen. Roman von Johannes van Dewall. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1881. 8. 8 M.
2. Nadina. Roman von Johannes van Dewall. Drei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1881. 8. 10 M.
3. Sesam. Roman von Robert Byr. Drei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1881. 8. 10 M.
4. Seraphine. Eine Erzählung von U. Z. v. M. Zwei Bände in drei Abtheilungen. Leipzig, Böhme. 1881. 8. 10 M.

Vier ziemlich groß angelegte Gesellschaftsromane aus dem unmittelbaren Leben der Gegenwart.

Wir sind gewohnt, an J. van Dewall große Ansprüche zu stellen, weil er schon große befriedigt hat. Gehen wir aber mit den nicht geringen Erwartungen an „Die beiden Russinnen" (Nr. 1), so finden wir uns getäuscht. Es ist eine leichte Satire auf einen Gegenstand, welcher allerdings die allerärgste Geiselung verdient, aber doch nicht werth ist, daß wir uns durch zwei Bände von ziemlicher Stärke mit ihm abquälen. Das Uebel ist eben unsterblich und deckt eine der gemeinsten Seiten in der Menschennatur auf, nämlich die jedenfalls schon von der alten Mutter Eva oder gar von der Schlange anererbte Neigung zur Klatschsucht und zum Durchhecheln, zum zwecklosen Heruntermachen des unschuldigen Nebenmenschen, zumal wenn dieser Nebenmensch nicht aus dem gleichen, sondern aus etwas feinerm Teige geschaffen ist als die ihn umgebende ordinäre Mittelmäßigkeit; dann gerade geht es bis zur förmlichen Bosheit und Verfolgungswuth. Und nicht immer endet es im Leben so gut wie hier, daß sich nämlich diese Elendigkeit und Bosheit selber in die Finger beißt; im Gegentheil, sie bleibt in neunzig von hundert Fällen Sieger und behauptet wenigstens für den Augenblick das Terrain. Also gut, eine Aristophanische Satire auf das eingefleischte Grundübel und die liebenswürdigen Repräsentanten desselben, eine Satire, wie sie auf beide so derb noch nicht dagewesen, wir würden sie mit hohen Freuden begrüßen — aber nicht einen Roman, der uns durch zwei Bände mit den doch immer gleichen und monotonen Kundgebungen jener menschlichen Erbkrankheit behelligt, uns durch alle die Misèren hindurchschleppt. Hätte Dewall seinen Gegenstand zu einer mittelgroßen Novelle verarbeitet, er könnte Eindruck und die rechte Wirkung machen; so aber geht der Eindruck verloren, er verzettelt sich, und wir werden des Dinges müde und überdrüssig. Auch scheint mir die ganze Materie weit besser auf die Bühne zu passen als in den Roman; würde sich ein Meister daran machen, so könnte er daraus ein ganz gelungenes Lustspiel schaffen, das dann in der allerausgeprägtesten Weise den Charakter des Intriguenstücks trüge.

Die Geschichte ist diese. In ein mittelgroßes deutsches Bad haben sich zu stiller Erholung zwei vornehme Russinnen zurückgezogen; sie trennen sich aber theils wegen Unkenntniß des Deutschen und theils wegen unsympathisch zudringlicher Berührungen, die sich schon in den ersten Tagen an sie machen, von der übrigen Badegesellschaft und leben einsam auf einer gemietheten Villa. Nun macht sich der ganze Janhagel der müßigen und höchst ordinären Badewelt über die unschuldigen Frauen her, sie verlästernd und gar roh beleidigend, bis die Ankunft des Landesfürsten, der die Frauen kennt und hochhält, die unsaubere Atmosphäre reinigt und die Bande mit Schrecken auseinanderjagt. Die ganze erbärmliche Clique, Männlein und Fräulein, Backfische und abgestandene Exemplare des Altjungferngeschlechts, Herren von ... und Ritter von der Elle, besorgte Mütter und speculative Heirathscandidaten: kurz all das Gerümpel ist allerdings, was unleugbar ein Verdienst ist, in seinem natürlichsten Wesen gründlich erfaßt und persiflirt sich selber gründlich; es ist uns, als lebten wir all die kleinen Skandalscenen und Intriguen unmittelbar mit durch, und auf die verschiedenen Exemplare, die leibhaftig vor uns her wandeln, können wir mit den Fingern zeigen. Aber die Gemeinheit ist zu eintönig; es wird uns zu viel; das Spiel langweilt uns. Dieser Badearzt, besser Curpfuscher, Dr. Schwarz, der Mentor all der schönen Seelen, welcher die ganze Schlechtigkeit einfach deshalb eingefädelt hat, weil die beiden fremden Damen sich nicht von seiner tölpischen Hand behandeln lassen, ist ein Musterexemplar; sein Töchterchen aber auch, das mit einem sogenannten Baron, welcher dann nach verschiedenem Anpumpen unter Hinterlassung etlicher unquittirten Rechnungen verduftet, in paradiesischer Unschuld betroffen wird. Das Gericht, das den alten Sünder, die heillose Kröte, in der eigenen Person und derjenigen des Töchterleins trifft, ist kostbar; wir begrüßen dieses Ende mit Freuden, doch hat uns der Autor zu lange darauf warten lassen. Von psychischem Werth ist übrigens nur der Abschluß nach anderer Richtung, in nicht ganz gewöhnlicher Fassung. Unter den ausnahmsweisen noblern Figuren, welche sofort die Partie der verfolgten fremden Damen genommen und sich zu ihren Schützern aufgeworfen haben, stehen obenan und spielen so ziemlich die Hauptrolle in der Geschichte zwei alte vertraute Freunde, ein Stadtrichter und ein Assessor von Berlin, zwei sehr verschiedene Charaktere: der zweite fest entschlossen und überlegen sarkastisch, ein entschiedener Welt- und Menschenkenner; der erste von schwankender und lenksamer Gemüthsart, wohlgesinnt und tüchtig, aber nicht abgeschlossen und nicht durchgreifend. Nun spitzt sich das Interesse dahin zu: beide verlieben sich in die eine der beiden Russinnen, ein ganz besonders feines Wesen (die andere, eine anonym reisende Prinzessin, ist verheirathet), und beide leben so ein wenig in der Ueberzeugung, Gegenliebe finden zu können. Das ist nothwendig wenigstens im einen Falle Wahn; im Herzensgrunde hat sich die zarte Dame, wol gerade infolge des Charakterunterschiedes, dem Assessor ergeben, und beide werden denn auch ein glückliches Paar. Niemand ist über diesen Aus-

gang, der ihn wie der Blitz trifft, betroffener als der Stadtrichter; er klagt den Freund an, will die trügliche Welt fliehen, Misanthrop werden, fühlt sich recht elend und trostlos. Da fügt es der Zufall oder die stille Leitung der überwachenden Freunde, daß ihm eine der besten und liebenswürdigsten Damen aus der Badebekanntschaft, die ihn früher schon zu lieben begann, wieder zugeführt wird, und die Sache macht sich ganz gut — das zweite glückliche Paar und die alte Freundschaft. Ein Ausgang dieser Art ist allerdings nicht so ganz gewöhnlich und hat in Dewall's Darstellung seinen psychischen Werth.

Bedeutend mehr Gehalt hat der Roman „Nadina" (Nr. 2), weil er mehr in die Tiefe geht. Da ist wirklich wieder ein Stück jener eindringlich tiefen Seelenkenntniß, über die unser Autor verfügt, entwickelt in zwei gleich interessanten Lebensgeschichten, die genau ineinander überspielen. In beiden der gleiche Kampf, nur mit einer vom ersten Moment an diametral entgegengesetzten Anfangsstellung und demnach ganz verändertem Abschluß. Der Roman gibt die vollständige, namentlich die innere Lebensgeschichte von zwei bedeutend angelegten Männern, Onkel und Neffe, die in Wien, Odessa und Warschau mitten im großen Weltleben stehen, gewaltig vom Strom erfaßt und verschlagen werden. Der Onkel, eine durch nichts zu beugende Eisennatur, rettet sich nach einer Laufbahn voller Leidenschaften und Irrfahrten noch glücklich in den Hafen eines stillen Familienlebens; der Neffe, gleichen Geistes, doch ohne jene großen Irrungen, geht an der einzigen, überwältigenden Jugendliebe zu einem unseligen Weibe unter. Das Geistesproblem, von dem der Dichter bei seinen zwei Hauptpersonen ausgeht, ist also geradezu das entgegengesetzte: der durch Schönheit, Glück und Hofgunst eine Zeit lang geblendete, dann nach pikanten Abenteuern von der Welt fallen gelassene und auf neuem Boden in bewundernswerther Energie wieder eine neue bedeutsame Stellung sich erringende Oheim ist der vollendete Weltmann, der alle Leidenschaften durchgekostet, alles verhängnißvolle Treiben, so besonders auch das Hazardspiel, mitgemacht; nur eins hat er bei alledem nicht empfunden, die wahre Liebe. Da tritt ihm, der Fürstinnen verschmäht, in einer einfachen Hauptmannstochter die vollendet anmuthvolle Weiblichkeit entgegen, und das faßt ihn. Zwar braucht es noch Jahre, erfordert es in dem verwöhnten Lebemann einen vollständigen Läuterungsproceß, bis die zwei, in deren Herzen die Liebe zugleich gezündet, wirklich zum Lebensbunde sich finden; aber sie finden sich, der Weltmensch wird durch ein kindliches Frauengemüth besiegt und gebändigt und nun erst in Wahrheit glücklich. Beim Neffen gestaltet sich das Problem umgekehrt. Eine kindliche, aber energische und feurige Jugendseele, wird er durch eine mit verführerischer Grazie überreich gesegnete Sirene der Gesellschaft, eine junge russisch-polnische Schöne, welche von der Mutter her die schlimmsten Triebe ererbt und schon im Backfischalter ausgebildet hat, derart gefangen, daß er später auch als hellsehender und energischer Mann den Stachel nicht mehr aus dem Herzen reißen kann. In der militärischen Carrière stehend, fällt er jung im Kriege, bis zu dem letzten Augenblick noch im Testament nur an Nadinen denkend, die unwürdig Verlorene, die unterdeß in den großen Weltstädten als Maitresse und Favoritin von Hand in Hand gegangen. Es ist erschütternd dieses vergebliche Ankämpfen der Vernunft gegen eine Leidenschaft, die in jeder Fiber zuckt, in jeder Ader rollt; und erschütternd der Ausgang, dessen sich der Unglückliche mit fatalistischer Klarheit bewußt ist. Beide Charaktere sind hoch interessant: der ältere durchs Weltglück gründlich verzogen, hart und schroff zugeschnitten, aber von eiserner Willensstärke, es verschmähend, durch die Hand einer schönen und reichen Fürstin, die ihm aber keine Neigung einflößt, wieder zu Prunk und Macht zu kommen, und jetzt der Mann der eigenen Arbeit. Es ist wenigstens wieder einmal ein Mann, keine der verwaschenen Tagesfiguren; bei seinem großen Schatten ist in ihm immer etwas Außergewöhnliches, Imponirendes. Wie denn der aus wohlbegründeter Dankespflicht gegen die verstorbenen Aeltern, nicht aus Liebe von ihm auferzogene Neffe gerade wegen der starren Aehnlichkeit des Charakters sich mit dem kurz angebundenen, herrisch finstern Erzieher reibt bis zum schroffen Bruch; es ist Rasse in der Art. Und obgleich jener in seinen Fundamentalzügen von Anfang an abgeschlossen, gestählt erscheint, versteht der Autor doch meisterhaft, ihn vor unsern Augen eine Reihe bedeutsamer Entwickelungen durchlaufen zu lassen, vor- und rückwärts, immer wieder neue Seiten seines Wesens herauszukehren, herauswachsen zu machen. Liegt er ja in einem Augenblick der Schwäche in den Fesseln derselben Buhlerin, die den Neffen geistig ruinirt, was zwischen den zweien zu großem Skandal führt. Nadina, die bestrickend Bethörende, entfaltet sich als eine diabolische Natur, ein Dämon mit den Flügeln des Engels. Kurz, es zeigt sich hier für die sämmtlichen Hauptcharaktere die richtige Meisterart, lebendige Entwickelung und Gestaltung, und wir erkennen J. van Dewall wieder.

Wenden wir uns zu **Robert Byr**. Der unermüdliche und unerschöpfliche Autor, den wir als guten alten Bekannten begrüßen, hat neben dem Roman „Sesam" (Nr. 3) in diesem Jahre auch noch eine kleinere Erzählung oder Novelle herausgegeben unter dem Titel: „Der Weg zum Herzen." Wir führen sie deshalb an, weil der seelische Conflict, also der Kernpunkt, der die zwei Werke trägt und charakterisirt, in beiden eine auffallende Uebereinstimmung zeigt. Auch ist uns gleich noch ungezwungen eine zweite Parallele zur Hand. Ein Autor, der uns früher nicht zu Gesicht kam, E. Juncker, hat in einer seelenvoll durchgeführten Novelle: „Die Frau des berühmten Mannes", genau den gleichen seelischen Widerstreit zum Object gewählt und meisterhaft durchgeführt. In den drei Werken handelt es sich einfach um den schweren Seelenproceß, wie zwei Herzen, die nun einmal zusammengehören und im innersten Grunde nach ihrer Wesenheit wirklich zueinander passen könnten und sollten, aus Misverständniß,

von vornherein falsch angelegter Lebenshaltung oder sonstwie in den Conflicten des Lebens auseinandergerissen bleiben, sich nicht finden können und schwer leiden, bis der Augenblick der Erlösung kommt, der die unerträglich gespannte Situation zum Heile führt. Es endet in allen drei Werken glücklich; denn wir haben wahrhaft edle Geister vor uns, die sich nach überwundenem Widerstreit begegnen müssen, um sich dann für das Leben anzugehören, glücklich zu sein und glücklich zu machen.

Ein Wort über die Frage selbst und ihre sociale Bedeutung: sie ist hochwichtig. Wer das Familienleben bei hoch und niedrig hat beobachten können; der weiß, wie viele unglückliche Ehen es gibt, die man doch zum Glück bestimmt glauben sollte; der weiß, welch eine fast fatalistische Rolle in den vielfachen Berührungen des Lebens, der Familie das einfache Wort „Misverständniß" spielt. Ja, es sind Misverständnisse, Irrungen, das Sich-nicht-finden-können, aber von jener tiefen psychischen Wucht, die zwei Menschenherzen aufreiben und zwei Leben zerstören kann. Der Conflict ist im Grunde ganz realistisch und hat seine Analogien in den Tageserfahrungen aller Kreise, der höchsten wie der niedrigsten. Die thatsächliche Entwickelung ist hier diese. Ein junger deutscher Professor, der mit seinen wissenschaftlichen Planen hoch hinaus will, eine geistvolle und imposante Persönlichkeit, heirathet eine ebenso hochsinnige deutsche Prinzessin, und beide lieben sich feurig, ohne sich doch über den fatalen Standesunterschied hinauszufinden. Erst soll der in den Augen der fürstlichen Familie als unberechtigter Eindringling Betrachtete und Behandelte, um die hohe Verwandtschaft nicht zu degradiren, jeder Art von Berufsstellung entsagen, womit bereits die Lebensadern seines Strebens und Wirkens unterbunden sind. Als dann die Gemahlin, höher denkend, sich über dieses Vorurtheil erhebt und ihm nach einer altberühmten Universitätsstadt folgt, wo die Familie ein prächtiges Landhaus ankauft und bewohnt, da will es sich wieder nicht recht finden. Die Fürstin ist ein disparates Element in diesen doch immer beschränkt denkenden Kreisen; etwas durch eigene Schuld, aber mehr noch durch die Kleinlichkeit der Lebensauffassung in ihrer Umgebung, wird sie und ihr Haus, der Gemahl mit, in Bälde fast ganz isolirt und verhaßt. Dazu kommt, daß sie trotz hochbeglückter Augenblicke auch dem Gemahl gegenüber doch nicht den rechten Ton findet; auch sie leidet, fast unbewußt, an der Vorstellung, heruntergestiegen zu sein, und will die Kluft dadurch überbrücken, daß der Gemahl sobald als möglich eine wissenschaftliche Berühmtheit werde; wie sie die Erste nach Geburt und Lebensstellung, so soll er der Erste in der gelehrten Welt sein. Deshalb spornt sie ihn, der ohnehin von einem physikalisch-chemischen Problem, das er lösen möchte, schon aufs höchste in Anspruch genommen, schon überreizt ist, statt abzulenken und zu mildern, zu übermäßiger, oft mitternächtlicher Arbeit, welche das Nervensystem krankhaft stört. Als dann Streitigkeiten und Reibereien mit Collegen, geschürter Studentenkrawall, öffentliche Beleidigungen bis zur gemeinen Infamie hinzutreten, da hat der Mann alles ruhige Bewußtsein verloren. In einer Nacht arbeitet er an seinem Problem in dem chemischen Laboratorium, das im Landhaus prächtig erbaut worden ist; halb schlaftrunken und halb fiebernd greift er in einer Phiole fehl und sinkt schlagartig getroffen in der vergifteten Atmosphäre nieder. Die Gattin aber, auch beunruhigt, keinen Schlaf findend, hat mit gewacht und entdeckt bei zeiten den gefährlichen Zustand des Unglücklichen. Ein treuer Freund, der ihm immer geblieben, rettet ihn durch Gegengift, und nun ist die Krisis überstanden, das Wort gefunden — „Sesam". Sie sieht, was auch sie gefehlt, fast unwillkürlich gefehlt; er hat den Triumph, die Aufgabe, die ihm beinahe das Leben gekostet, gelöst und sich dafür anerkannt zu sehen. Die Hauptsache aber ist, daß erst jetzt die Gatten, die beiden nobeln Herzen, den rechten Zusammenhalt, das richtige Geistesband gefunden haben; sie sind auf der Höhe des Glücks, als ihnen ein Sohn geboren wird. Um die zwei Hauptpersonen gruppirt sich ein reicher Kreis: die hohe fürstliche Verwandtschaft und Diplomatie lächerlichen oder erbärmlichen Stils, die in ihrem rathlosen Haß gar bis zum Versuch des banditenmäßigen Mordes greift; das Professorenthum, dessen Eitelkeit, Neid, Klatschsucht und Charakterlosigkeit im Leben so groß und abgeschmackt sind als nur sonst in irgendeinem Kreise oder einer Clique; das studentische Treiben in seinem jugendlichen Muth und Uebermuth; das still bürgerliche Familienglück schönsten Stils, repräsentirt in dem Freunde des Professors und dessen braver Frau. Kurz, die Bühne erweitert sich zum vollen Gesellschaftsgemälde.

F. J. Honegger.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Aus dem Osten.

1. Japan, nach Reisen und Studien im Auftrag der königl. preußischen Regierung dargestellt von J. J. Rein. Erster Band: Natur und Volk des Mikadoreichs. Mit 5 Lichtdruckbildern, 12 Holzschnitten, 3 lithographirten Tafeln und 2 Karten. Leipzig, Engelmann. 1881. Gr. 8. 20 M.

Der Verfasser, gegenwärtig Professor der Erdkunde an der marburger Universität, ist wie kein anderer in der Lage, uns das merkwürdige „Inselreich des Sonnenaufgangs" — denn das ist die Bedeutung des von uns nach dem Vorgange der Chinesen in Japan verballhornten Namens „Nippon" — gründlich darzustellen. Sein fast zweijähriger Aufenthalt in dem Lande, welches er auf seine ihm eigenthümlichsten Industriezweige im Auftrag des preußischen Handelsministeriums fleißig in der Zeit be-

reiste, verbunden mit scharfem Beobachtungsblick und sehr umfassenden naturwissenschaftlichen Kenntnissen, leistet an sich schon Gewähr für die Tüchtigkeit dieses eine sehr fühlbar gewesene Lücke unserer Länderkunde ausfüllenden Werks. Und man mag dasselbe aufschlagen wo man will: überall wird die gehegte Erwartung vollauf erfüllt, überall tritt einem wohlthuend die Einhaltung des Mottos „Wahr und klar" entgegen.

Während der Folgeband der Darstellung von Japans Handel und Industrie bestimmt ist, schildert uns der vorliegende Land und Volk des Mikadoreichs, und zwar nicht nur in schlicht veranschaulichenden Worten, sondern auch mittels vorzüglicher Bilder, unter denen namentlich die ausgezeichneten Lichtdrucke stereoskopisch plastisch wirken. Unter der Breite der Mittelmeerlande gelegen, steht dieser nächst dem britischen dichtest bewohnte und culturgeschichtlich merkwürdigste Inselstaat der gleichmäßigen Wärme, glücklicherweise aber auch der drückenden Sommerdürre jener Breitengenossen fern. Kalt zieht die Luft vom eisigen nordostasiatischen Festland zur Winterzeit herüber, zuweilen selbst Nagasaki (so südlich wie Madeira) in Schnee hüllend; tropisch warmfeucht strömt dafür im sommerlichen Monsun aus dem größten der Oceane die Luft von Südost und Süd. Darum ruht keineswegs in ewig holdem Frühlingslächeln immergrün die Flur. Der Fudschi-Jama, d. h. Fudschi-Berg, den wir bisher ungenau Fusijama nannten, blickt uns an einem Wintertag ganz anders an als der Vesuv über die Glückliche Campagna her:

Im Westen von Jokohama erblickt man wie einen riesigen umgekehrten Fächer den majestätischen Fudschi-no-jama, dessen Gipfel pfirsichblütroth erglänzt, wenn die ersten Morgenstrahlen ihn treffen, oder rein weiß wie ein mächtiger Zuckerhut, wenn am klaren Wintertage die Sonne höher steigt. So sehr er auch absticht gegen das Dunkel der mit Nadelholz bestandenen nähern Hügel, so ist doch das ganze Landschaftsbild rings um uns her ein durchaus winterliches. Graubraun und dürrer als bei uns sieht der Rasen aus, entblättert stehen die Obstbäume da, und die Pfützen im kahlen Reisfelde, der Tummelplatz wilder Enten, Gänse und Becassinen, bedecken sich nachts nicht selten mit einer Eiskruste, die allerdings in der Regel den warmen Strahlen einer hochstehenden Mittagssonne nicht zu widerstehen vermag.

Wenn auch für einen Deutschen nicht streng, hält der japanische Winter doch in den mittlern Theilen des langgestreckten Reichs ziemlich sechs Monate an, erst im April weicht er dem Sommer.

Anfang Mai, wenn die Felder mit Sommerfrüchten bestellt werden und aus dem neubelaubten Gebüsch der flötende Gesang der Unguisu ertönt, ist der volle Sommer da, und nun beginnt unter einer kräftigen Insolation, gepaart mit reichen, häufigen Regengüssen, die Vegetation jene Mannichfaltigkeit und Fülle zu entwickeln, die an die Tropen erinnert und im Mittelmeergebiet nirgends zu finden ist. Diesen warmen, befruchtenden Sommerregen verdankt Japan sein reiches Pflanzenkleid und die Möglichkeit, auf demselben Felde zweimal im Jahre ernten zu können.

Das pflanzenreiche Heimatland der Camellien hat darin eine bemerkenswerthe Verwandtschaft mit dem Süden Europas, daß es noch eine nördlichste Palmen- und Affenart beherbergt, ja beide sogar zu der nämlichen Gattung gehören, wie die bekannte fächerblätterige Zwergpalme der Mittelmeergestade und der Affe von Gibraltar und Marokko. Und wie in Spanien, wo noch so manches Gebirge vom braunen Bären beunruhigt wird, lebt auch in Japan auf den höhern Gebirgen der zwei Meter hohe schwarze Bär freundnachbarlich zusammen mit dem Saru, dem rothwangigen Affen, der im Spätherbst mitunter dem japanischen Landmann im Abernten seiner Hirse und seiner Hülsenfrüchte zuvorkommt, und den uns der Verfasser bis an jenen Sund nachweist, durch welchen Nippon im äußersten Norden von Jeso getrennt wird, einer erst in der Neuzeit dem Mikadoreich unterworfenen Insel von schon viel mehr nordisch rauhem Klima.

Die bärtigen Ainos von Jeso und besonders die Japaner werden uns in einem ethnographischen Kapitel eingehend geschildert. Gerade hier befriedigt die weise Zurückhaltung des Verfassers von enthusiastischer Ueberschätzung und pessimistischer Schwarzmalerei darum so sehr, weil uns nur zu häufig das in seiner raschen Anschmiegung an unsere Cultur geradezu einzig dastehende Nipponvolk nach jenen beiden extremen Auffassungen vorgeführt worden ist.

Das japanische Volk zeigt viele löbliche Eigenschaften, welche uns sympathisch berühren und bei andern Orientalen wenig oder gar nicht entgegentreten. Wie der Anblick der schönen Natur den Ankömmling im Reiche Nippon erfreut, so wird er auch durch die Reinlichkeit seiner Bewohner, durch ihr freundliches, humanes Wesen, dem Würde und Selbstbewußtsein nicht fehlen, durch ihre Intelligenz und Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur und die Vortheile der abendländischen Civilisation angenehm überrascht und für sie eingenommen, etwa wie ein Gast, dem sein Wirth einen freundlichen Empfang bereitet. Die Japaner sind gefällig, passen sich gern an und ahmen leicht nach; sie sind neugierig, aber wenig mittheilsam. Wer länger mit ihnen verkehrt, lernt neben den erwähnten und einigen andern lobenswerthen Eigenschaften, zu denen wir vor allem auch blinde Ergebenheit und Liebe der Kinder gegen ihre Aeltern und eine warme Vaterlandsliebe rechnen müssen, freilich auch manche andere kennen, durch welche sich dieselben nicht besonders empfehlen. Zu einem Anstandsgefühl, welches in vielen Stücken das der meisten Europäer weit übertrifft, gesellt sich eine sorglose Bloßstellung der Person, und vieles, was wir geradezu unkeusch nennen. Der allgemein verbreitete Geschmack an Blumen, landschaftlichen Schönheiten und Gegenständen der graphischen und bildenden Künste ist gepaart mit grober Sinnlichkeit, deren verderbliche Folgen auch dem Nichtarzte vielfach vor Augen treten. Neben warmer Vaterlandsliebe und einem eigenthümlichen Rechtssinn bemerken wir eine große Geneigtheit, die schlechteste Aufführung zu übersehen, und in der Beamtenwelt viel Bestechlichkeit und Nepotismus. Dem lebhaften Verlangen nach Kenntnissen und der Raschheit in ihrer Erwerbung steht Mangel an Ausdauer gegenüber, und an Geschick, dieselben zu verwerthen, soweit es sich nicht um blinde Nachahmung handelt. Zur Oberflächlichkeit und Zusammenhangslosigkeit des Wissens gesellt sich nicht selten eine unergründliche Verschlagenheit.

Maßvoll lautet auch das Urtheil unsers Autors über das geschlechtliche Leben dieses in sorglosem Frohsinn, aber ebenso in sinnlicher Ausgelassenheit an die Hellenen des

Alterthums gemahnenden Volks. Er betont mit Fug und Recht, daß das Zusammenbaden beider Geschlechter, da es nie zu Unziemlichkeiten misbraucht werde, gewiß nicht gestattet, über Alt-Japans Sittlichkeit den Stab zu brechen; vielmehr sollten wir uns getroffen fühlen, daß erst die Berührung mit europäischer Lüsternheit diesem vordem unschuldigen Gebaren ein Feigenblatt vermittelte in Gestalt einer (freilich nur $1\frac{1}{2}$ Meter hohen) Scheidewand zwischen Männer- und Frauenbad. Vernehmen wir aber, daß die größern japanischen Städte aus gewissen Privilegirungen einen großen Theil ihrer Einnahme ziehen, daß es ganze Joschiwaras (d. h. Freudenfelder) in Großstädten wie Tokio oder Kioto gibt; daß es, ehe die europäischen Ideen über Familienehre jüngst Eingang fanden, nicht unerhört war, wenn ein Japaner seine eigene Tochter auf einige Jahre an ein Joschiwara verkaufte, um die Mittel zu einem ehrbaren Begräbniß seines Vaters zu gewinnen, ja daß noch heute die Straße zu einem der heiligsten Tempel in der Reichshauptstadt durch ein Joschiwara führt: so fühlt man sich recht im Orient, es tauchen einem Bilder Herodot's aus Aegypten und von dem babylonischen Mylitta-Cultus in der Erinnerung auf!

2. Deutsche Pilgerreisen nach dem Heiligen Lande. Herausgegeben und erläutert von Reinhold Röhricht und Heinrich Meißner. Berlin, Weidmann. 1880. Gr. 8. 20 M.

Dieses hochverdienstliche Werk führt uns nach dem im engern Sinne sogenannten Orient; denn in diesem Begriff hat sich der ursprüngliche Sinn des Ostens ganz verwischt; Orient ist uns der gewohnheitsmäßige Ausdruck für einen fast nur vom Winterregen erfrischten, steppen- und wüstenreichen Landraum, in welchem der an diese Klimabedingung angepaßte Islam seit etwa tausend Jahren seine Hauptstätte gefunden hat. Unbefangen rechnen wir selbst Länder wie Marokko, uns im fernen Südwest gelegen, zum Orient, weil uns eben dieses Wort längst zum Inbegriff eines culturgeschichtlich umgrenzten Gebiets geworden ist.

Mit außerordentlich dankenswerthem Fleiß haben die beiden Herausgeber, zwei berliner Gymnasiallehrer, sich der Mühe unterzogen, Reiseberichte solcher Wallfahrer nach Palästina aus dem Staub der Archive und Bibliotheken hervorzuziehen und großentheils im Urtext hier zu veröffentlichen, welche nach dem endgültigen Scheitern der Kreuzzüge (mit dem Fall von Akka im Jahre 1291) doch trotz aller Gefahren den deutschen Wanderstab zur Hand nahmen, um für das eigene Seelenheil, mitunter auch im Procuristenstil für Abwaschung der Sünden anderer, die bequem daheim blieben, die heiligen Orte des Gelobten Landes aufzusuchen.

Aus der gründlich in diese Reihe von Pilgerfahrten (vom 14. bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts) einführenden Einleitung über den gemeinsamen Charakter der seltsamen Wallzüge sei eine Probe hier auszuheben verstattet.

Hatte man die tiroler Alpen mühsam durchritten, Reit- und Saumroß dann an einen welschen Händler verkauft, um in Venedig das Orientschiff zu besteigen, hatte man dann auch die langwierige Seefahrt durch die Adria und das östliche Mittelmeer glücklich überwunden, ohne den Seeräubern in die Hände gefallen zu sein, so landete man regelmäßig in Jaffa und trat dann — den Zehrpfennig wohlweislich unter die mitgenommenen Würste, Schinken und Speckseiten verborgen, da diese unreine Waare den Moslim nicht lockte — zunächst den Weg gen Jerusalem an. Den meist vierzehntägigen Aufenthalt in der Heiligen Stadt kaufte man gründlich aus mit dem Besuch aller der Punkte, die von der Tradition irgendwie in Beziehung zur Geschichte des Heilandes gebracht worden waren. Den Glanzpunkt bildete natürlich die Procession zur Kirche des Heiligen Grabes. Nur zweimal im Jahre war dort der Eintritt frei, sonst mußte man ihn mit 5—9 Dukaten bezahlen.

An die Schritte der Pilger hefteten sich Krämer und Kaufleute, drangen mit ihnen, freilich gegen einen höhern Eintrittspreis, hinein und stellten kostbare Stoffe und Gewebe, Ketten, Ringe, Rosenkränze, Kreuze und Reliquien von heiligen Stätten, Bänder und Zeugstreifen von der Länge des Heiligen Grabes, später sogar Grünzeug, Getreide und Eßwaaren zum Verkauf. So füllte sich der Tempel des Herrn, der einst die Tische der Wechsler und Krämer umgestürzt und sie in heiligem Zorn hinausgepeitscht hatte, mit dem Tumult eines geschäftigen Jahrmarkts; während die einen feilschten und handelten, schliefen die andern oder hockten zusammen, indem sie aus ihrem Ranzen kräftig aßen und tranken, über Politik und Processe sich erzählten oder prahlten und zankten. Das Gotteshaus ward eine Stätte des Unflats und des Gestanks, zuweilen sogar zu einem Bordell herabgewürdigt, da nach einem alten Aberglauben in der Kirche erzeugte Kinder Glückskinder seien. Nicht minder tadelnswerth war die Unsitte, von den heiligen Stätten in der Kirche Stücke abzuschlagen; die Edelleute beschrieben die Wände, schlugen Nägel ein und hängten ihre Wappen daran, um ihrem Namen eine gewisse Unsterblichkeit zu sichern. Die Priester selbst gingen allen diesen Unordnungen durch ihr Beispiel voran; denn sie schlugen und rauften sich um die Alba, und sobald einer die Messe gelesen hatte, stürzten fünf oder sechs auf ihn ein unter gegenseitigen Schmähreden, da einer dem andern die Ehre, in der Grabeskirche eine Messe celebrirt zu haben, nicht gönnen mochte. Der feierlichste Act in der Heiligen Grabeskirche war der Ritterschlag zum Ritter des Heiligen Grabes, um dessenwillen allein oft viele, namentlich Niederländer, die gefährliche Fahrt nach Jerusalem unternahmen, und dessen Zeichen selbst Protestanten später annahmen. Die Ceremonie ward gewöhnlich in der Nacht vollzogen; der Guardian schlug einen aus der Zahl der Pilger zum Ritter, und dieser gab einem dritten, dieser wieder einem vierten und so fort durch den Schlag die neue Ritterwürde. Die Pilger besuchten natürlich auch die Jerusalem umliegenden Ortschaften, am liebsten den Jordan, dessen Bad nach alter Pilgertradition wie die Palme von Jericho den Schluß der Pilgerfahrt bilden sollte. Der Besuch des Jordan ward jedoch den Pilgern gewöhnlich ausgeredet, weil der Patron, der doch zu persönlicher Führung des Zugs verpflichtet war, oft durch umherschwärmende Beduinen geschatzt wurde; weshalb nicht wenige Pilger, ohne den Jordan gesehen zu haben, von Jerusalem heimkehrten. Da der Fluß sehr reißend ist und in seinem Grunde viel Baumwurzeln und Gestrüpp hat, so war das Hinüberschwimmen an das andere Ufer streng untersagt,

auch kam es vor, daß Pilger, die zu sehr erhitzt, nüchtern oder zu lange gebadet, krank wurden oder starben. Daher wurden sie durch Trommelschlag von den Begleitungsmannschaften daran gemahnt, zu rechter Zeit das Wasser zu verlassen, widrigenfalls sie durch Peitschenhiebe herausgetrieben wurden. An das Wasser des Jordans knüpfte sich allerlei Aberglaube. Es galt Edelleuten als unumgänglich nothwendig für die Taufe ihrer Kinder, es ward als unverderblich von den Pilgern geschöpft und aufbewahrt trotz des Verbotes der Päpste, welche dem Aberglauben damit entgegenwirken wollten, und trotz des Widerstrebens der Schiffsleute, Jordanwasser im Schiffe zu dulden. Wer darin gebadet, hatte vollkommenen Erlaß der Sünden, und es war alte Pilgersitte, in einem Hemde, das später das Sterbekleid sein sollte, im Jordan zu baden. Man taufte sich gegenseitig im Jordan, um einen andern Namen führen zu können, sowie auch Glöcklein, so weit sie hörbar sind, Schutz vor bösen Geistern und Blitzgefahr gewähren sollten.

Amerika war seit vier Jahren entdeckt, da ergriff nach so vielen Tausenden deutscher Landsleute auch den ehrsamen breslauer Stadtbürger Peter Rindfleisch, einer reichen Kaufmannsfamilie Sohn, der Drang zur heiligen Fahrt, die Sehnsucht nach dem Ritterschlag am Grabe des Herrn. Er schaut hübsch aufmerksam die Küsten sich an, vor denen ihn das Segelschiff von Venedig her vorbeiführt, und schreibt nach guter Pilgrimsitte das Geschaute und Erlebte ins mitgenommene Büchlein, das uns nun hier in gutem Druck mit so manchem andern treuherzigen Bericht zugänglich wird. Wie er auf der Fahrt von Ragusa „in Grecken", d. h. nach Griechenland (auf Korfu zu) begriffen ist, schreibt er unter anderm an einem Junitage nieder:

Item wir sind diese nacht gefaren 100 meilen und den Sambstag darnach 500 meilen und am Sambstag auff die Nacht haben wir den wind verlohren und ist gantz stille worden und han gantz nicht fort kommen können. Item wir kammen an ein gebirge, das ließen wir liegen auff die lincke handt, das heißt man Albania und liegt 100 meilen von Corfun. Item diese leutte auff dem Berg Albania, das ist ein Volck vor sich selbst und haben ein berg inne, der ist 100 meilen lang und ist ein hohes durres gebirge. Item vor diesem gebirge haben die Venediger große macht gehabt, noch haben sie es nicht können betzwingen mit keiner macht, so streithafftig seind sie und kann niemand zue ihnen kohmen für großen Steinen und engen wegen, die sie im gebirge haben. Item der Türcke ist mit gantzer macht an sie gezogen, noch hat er ihnen nichts können anhaben. Item aber sie haben umb sich große Landt, das auch Albania wirdt genendt, die gehoren dem Turcken zu, auch etzliche gehören den Venedigern zu, denen müssen sie tribut geben.

Von diesem auch unserer Kenntniß so lange fast verschlossen gewesenen Lande mit den großen Steinen und den engen Bergpfaden in seinen rauhen Felsen, namentlich seinem „Volk vor sich selbst" berichtet das Neueste und Beste nachstehend benanntes Werk:

3. Oberalbanien und seine Liga. Ethnographisch-politisch-historisch geschildert von S. Gopčević. Mit 5 Beilagen, Stammtafeln enthaltend. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1881. Gr. 8. 11 M. 20 Pf.

Spiridion Gopčević, ein geborener Montenegriner und bereits vortheilhaft bekannt durch seine geschichtlichen, namentlich kriegsgeschichtlichen Werke, die vorzugsweise Montenegro zum Gegenstand haben, wurde im Mai 1880 als Berichterstatter der „Wiener Allgemeinen Zeitung" nach Albanien entsendet, unmittelbar nach dem Eintreffen der Nachricht von der Erhebung der Albanesen gegen die Pforte, der Gründung der albanesischen Freiheitsliga.

Er beschreibt uns zuerst in frischem Reporterstil, dem man aber durchweg gründliche Sachkenntniß und scharfes Beobachtungstalent anmerkt, seine Fahrt von Triest nach Durazzo, dem einst so berühmten Dyrrhachion, jetzt zu einem Schmuzdorf in verfallener Stadtmauer herabgesunken und Durres genannt; sodann aber seinen weiten Ritt von dort über Tirana nach Schkodra (von uns zumeist nach dem Vorgang der Italiener fälschlich wie Stambuls Nachbarstadt Skutari genannt). Hier in Schkodra trat er nun behufs Erfüllung seiner Aufträge mit der Liga in Beziehung, und was er uns nach bester Information von deren Treiben erzählt, ist von mehr als tagesgeschichtlichem Werth. Es offenbart uns das alte Elend der geographisch freilich sehr erklärbaren Zwieträchtigkeit der Bergvölker, in welche sich die albanesische Nation cantonal seit alters zerklüftet; es verräth uns außerdem das verrottete Intriguenspiel der türkischen Regierung. Sie nämlich hatte durch ihren Statthalter in Schkodra gleich nach dem Berliner Congreß im Sommer 1878 diese Liga insgeheim zusammengebracht, um der Abtretung der paar Landstreifen Albaniens an Montenegro den „nationalen Widerstand" der Albanesen entgegenzusetzen und doch den europäischen Mächten gegenüber das unschuldige „non possumus" spielen zu können. Als sich dann der Spieß gegen sie selbst kehrte, da legte man sich auf die Bestechung der Ligahäupter, die natürlich das Geld gern nahmen, aber für die ligistischen Zwecke. Das südlichere Mittelalbanien (hinter Durazzo) verhielt sich von Anfang an ablehnend gegen die Agitationssendlinge der Liga; die nordalbanischen Bergstämme, die katholischen Malissoren und Mirediten so gut wie die mohammedanischen Dibra, fingen zwar Feuer, ja die letztern erklärten sich energisch dahin, nur unter der Bedingung der Liga angehören zu wollen, wenn man nicht eher die Waffen ruhen ließe, als bis der letzte türkische Soldat und Beamte aus dem Lande gejagt worden (und in mehr als den paar städtischen Garnisonen besteht ja eigentlich die Osmanenherrschaft über das noch heute größtentheils weglose Felsenlabyrinth Albanien überhaupt nicht), jedoch es kam nicht zu einmüthigem Handeln. Nur zwangsweise und mager gingen die Contributionen ein; die ligistische Armee brachte es auf 8000 Mann; bald verlief sich dieser Haufen bis zu 3000, gelangweilt durch unthätiges Lagerleben; schließlich trat der Hauptliga in Schkodra und der mit ihr nicht recht harmonirenden Nebenliga in Prisren gar noch eine dritte im Süden zur Seite, die vielleicht noch heute fortvegetirt, da sie ihre Spitze viel mehr gegen die griechischen Annexionsgelüste richtet. Der vor Jahresfrist bei uns so sicher erwartete Freiheitskampf der tapfern Skanderbeg-Nation ist noch nicht aufgelodert; indessen je sicherer auf diesem westlichen Vorposten die Stunden des türkischen Halbmondes gezählt

sind, je mehr schon gegenwärtig Albanien eine ähnlich unklare politische Stellung einnimmt, wie sie uns oben der wackere Peter Rindsleisch naiv umschrieb, ja eigentlich schon jetzt ein zusammenhangloses Haufwerk freiheitsstolzer Clans bildet, welches einer neuen Organisation entgegenreift: um so mehr fesselt uns, was der Verfasser im zweiten Theil seines Buchs über das Wesen und Leben des merkwürdigen neuillyrischen Volks berichtet.

Gopčević erklärt sich zwar entschieden gegen die Annahme, daß wir in den Albanesen oder, wie sie sich selbst nennen, in den Schkipetaren Nachkommen, natürlich im Mittelalter stark mit den hereinbrechenden Slawen gemischte Nachkommen der alten Illyrier vor uns haben. Aber in dieser Hinsicht steht uns die eben hierauf führende gründliche Beweisführung des gelehrten österreichischen Consuls von Hahn doch höher als Gopčević's wenig lichtvolle Behauptung, daß die Schkipetaren von den „Pelasgern" abzuleiten seien. Noch mehr überrascht gleich danach (im Eingang der recht gut geschriebenen National- und Stammesgeschichte der Albanesen am Schluß des Ganzen) die geradezu exorbitante Angabe, daß „niemals eine albanesische Einwanderung in Griechenland stattgefunden", sondern das Vorkommen massenhafter Albanesen im heutigen Hellas mit noch treu bewahrter Sprache auf — vorgeschichtlicher, nämlich vorhellenischer Ansiedelung beruhe! Als wenn nicht die Annalen der Balkanhalbinsel voll wären von ganz unzweifelhaft zuverlässigen Ueberlieferungen bezüglich albanesischer Zuwanderungen in Zeiten der Slawen- und Türkeninvasion nach dem griechischen Süden wie nach Unteritalien und Sicilien, und als ob Athen, um 1830 noch fast ein albanesisches Dorf, deshalb im Alterthum als pelasgisch-albanesisch, Solon und Themistokles eigentlich als verkappte Schkipetaren zu denken wären!

Begleiten wir lieber den Verfasser ein wenig auf seinen Kreuz- und Querzügen durch das Albanien der frischen Gegenwart. Da zieht sich z. B. aus grüner, dörferreicher Ebene das Städtchen Dibra hinan auf einen Bergrücken, ein echtes Türkenstädtchen, schmuck anzuschauen mit seinen überragenden Moscheen, seinen gartenumfangenen Villen:

Fast alle türkischen Städte sind nach der Schablone gebaut: den Vordergrund der meist sehr malerischen Außenansicht bilden die sich vor fast allen Thoren weit hinziehenden Leichenäcker mit unzähligen aufrechtstehenden, meist unbehauenen Grabsteinen. Jene mit einem Turban versehenen deuten auf einen männlichen Beerdigten hin. Dann folgt die grünumbuschte, je nach dem Standpunkt breitere oder schmälere Häuserlinie, nur von Moscheenkuppeln, Minarets und Cypressen überragt. In der Regel lehnt sich die Stadt an den Fuß einer Anhöhe, die mit einer Festung gekrönt ist, zu welcher die Häusermasse pyramidenartig ansteigt. In schreiendem Gegensatze zu diesem lieblichen Bilde stehen in der Regel die Stadteingänge, denn sie sind fast immer die am meisten verwahrlosten Theile. Die Bazarstraße durchschneidet meist die Mitte der Stadt und ist also zugleich auch die Hauptstraße. Sie wird von ebenerdigen Breterbuden gebildet, in welchen Kaufleute und Handwerker tagsüber ihre Geschäfte treiben, welche sie bei Sonnenuntergang verschließen, um in ihre vom Bazar abliegenden Wohnungen zurückzukehren. Bei dieser scharfen Trennung des Berufs vom Familienleben kann natürlich der Geschäftsmann niemals in dem Grade mit seinem Beruf verwachsen sein wie bei uns. Die Straßen, in denen die Wohnhäuser liegen, sind, namentlich in den innern Vierteln, sehr eng und krumm. An den beiden Häuserreihen laufen Trottoirs für Fußgänger, die Mitte enthält ein Rinnsal, das zugleich den Saumthieren reservirt ist. Der untere Stock derjenigen Häuser, welche nicht im Hofe, sondern hart an der Straße liegen, ist fensterlos, sodaß die unbeworfenen Hausmauern nur durch die Hausthore unterbrochen werden. Der obere Stock springt über den untern gewöhnlich vor. Erst seine Mauern sind mit Kalkanwurf versehen, seine Fenster aber in der Regel durch Holzgitter verschlossen.

Recht erwünscht sind vor allem die Sittenbilder aus dem äußersten Norden Albaniens, dem Felsenland der bisher so wenig gekannten Malissoren, was eigentlich überhaupt nur „Bergstämme" bedeutet.

Die Hütten der Malissoren sind ungemein ärmlich und bescheiden. Alle haben nur Erdgeschoß und sind aus Stein, Holz oder Stroh construirt. Im Innern starrt alles vor Schmuz. Ich habe es nie länger als fünf Minuten darinnen ausgehalten und zog es stets vor, im Freien zu schlafen, wie dies auch die Malissoren selbst im Sommer thun. Im Winter wickeln sie sich in eine Wolldecke und legen sich auf dem mit einem Teppich bedeckten Boden nieder. Einrichtungsstücke gibt es nur sehr wenige. Weder Tisch noch Stuhl, höchstens eine Kiste. Ein Stein vertritt den Herd. Blos zu Flüssigkeiten benutzt man Blech- oder Holzlöffel. Die Männer sind im allgemeinen starke wohlgewachsene Gestalten, stehen aber den Montenegrinern in körperlicher Entwickelung doch bedeutend nach. Ich sah auch keine besonders großen Leute unter ihnen. Die Frauen sind klein und untersetzt wie in Montenegro, da sie gleich den Montenegrinerinnen von früher Jugend auf arbeiten müssen.

Eine ganze Mustersammlung alterthümlich bewahrter Sittenzüge tritt uns in diesen lebendigen und naturgetreuen Schilderungen entgegen: das fast noch in althebräischer Schroffheit geltende Recht des Schwagers auf die Hand der Witwe seines Bruders, das furchtbare, oft ganze Stämme vernichtende Getriebe der Blutrache, das Heilighalten des Gastrechts, die blutige Ahndung der ehelichen Untreue sowol am Verführer als an der Verführten, die Betheiligung der Frau am Kriegszug, um im Nothfall die Gefallenen mit deren eigenen Waffen zu ersetzen. Wir schließen mit der Anführung noch eines das Eheleben betreffenden, recht an die Urzeit und außereuropäische Gesittungskreise sogenannter Naturvölker erinnernden Zugs:

Wenn der Mann verreist, darf er von seiner Frau keinen Abschied nehmen. Sie darf ebenso wenig seiner Abreise beiwohnen, noch sich bei seiner Rückkehr sehen lassen. Wie lang auch seine Reise sei, sie darf niemals Nachrichten von ihm verlangen, noch ihn um das Reiseziel fragen, noch um die Dauer seiner Abwesenheit. Der Mann kommt und verschwindet, ohne daß die Frau es merken lassen darf, daß sie hierdurch berührt wird. Bekanntlich ist das Weib im Orient die Sklavin des Mannes. In Albanien ist jedoch seine Lage bedeutend besser als in den übrigen Theilen der Türkei oder in Montenegro. Aeußerlich affectiren zwar die Albanesen große Gleichgültigkeit gegen das weibliche Geschlecht und besonders gegen ihre eigenen Weiber, aber in Wirklichkeit — entre eux — behandeln sie ihre Gattinnen liebevoll und hören nicht selten auf ihren Rath.

Alfred Kirchhoff.

Zur Gesundheitslehre.

Die Kinderernährung im Säuglingsalter von Philipp Biedert. Stuttgart, Enke. 1880. Gr. 8. 8 M.

Ein „exacter" Mediciner von heute würde als Vorzüge dieses Buchs bezeichnen: 1) daß man daraus lernen könne, wie wichtig das Fett und das Eiweiß auch für die Kinderernährung sei, was zwar selbstverständlich ist, aber doch mit allen klinischen und naturwissenschaftlichen Hülfsmitteln erst nachgewiesen werden müsse, damit man es auch wissenschaftlich verstehe; 2) daß man die Milch nur abgekocht in den Handel bringen sollte, damit sie nicht so rasch sauer und z. B. durch Pilze gefährlich werde; 3) daß über den Einfluß des Kuhfutters auf die Kuhmilch in ihrer Eigenschaft als Kindermilch noch nicht genügende exacte Untersuchungen vorlägen u. s. w. Das entspricht dem Geiste der exacten Medicin, der denn doch nicht mehr so leicht, wie man sieht, zu fassen ist wie zu Goethe's Zeiten. Der „Geist" der Medicin manifestirt sich auch so, daß einer zwischen 500 und 1000 Einspritzungen von den verschiedensten chemisch rein dargestellten Giftarten unter die Haut macht, genau aufschreibt, was dabei Menschen und Thieren passirt; das kann zwar im Grunde nach kurzer Instruction auch ein intelligenter Hausknecht, aber er kann keine dicken Bücher darüber schreiben und nicht Professor werden. Ein zweiter entdeckt eine neue Art zu gurgeln, so zwar, daß jedesmal auch noch etwas Flüssigkeit dabei in die Nase kommt, wahrt sich auf alle Weise die Priorität und würde sich die Entdeckung gar patentiren lassen, wenn das Reichspatentamt Gurgelmethoden schützen könnte.

Ein anderer sticht mehrern hundert Kaninchen mit spitzen Pfriemen durch den Schädel, so lange, bis er eine Stelle des Gehirns getroffen hat, durch deren Verletzung das arme Thier gezwungen ist, bis zu seinem Ende sich um die eigene Achse oder um seinen Kopf zu drehen, was man Achsen- und Reitbahnbewegung nennt, womit man aber weiter nichts anzufangen weiß. Ein vierter erfindet ein sehr complicirtes Instrument, mittels dessen man das Pulsfühlen „exact" ausführt, das aber in der Praxis, für die man die Finger seit alters bis heute besitzt und verwerthet, weiter nichts zu bedeuten hat, als daß man ohne dasselbe die höchste Stufe der Exactheit nicht erreichen kann. Ein großer Mediciner kann auch solchen „Forschungen" etwas, wenn auch vielleicht nur etwas Negatives abgewinnen; aber die Gefahr für gewöhnliche Menschenkinder liegt darin, daß sie Hauptsächliches übersehen, wenn es seitab von solchen breiten Wegen liegt.

Der Verfasser unsers Buchs ist dieser Gefahr glücklich entronnen. Er forscht zwar auch medicinisch so gut wie andere; aber er betrachtet sein Thema doch auch von anderer Seite, und zwar von einer solchen, die den Kernpunkt der Frage enthält. Weil er das thut, muß er sich an das große Ganze wenden, nicht allein an die exacten Mediciner. Sein Buch soll deshalb populär sein, aber nicht in dem landläufigen, sondern in einem höhern Sinne. Er will

eine vollständige Zusammenfassung alles dessen geben, was Wissenswerthes in diesem Gegenstande bisjetzt hervorgebracht wurde, alle Momente des Lebens, die für diese Frage, für ihre Beurtheilung und Entwickelung von Bedeutung sind. Diese letztern führten mit Nothwendigkeit zu Standpunkten, die einen Einblick in den innern Mechanismus der menschlichen Gesellschaft zu einem Ausblick in die Entwickelung unsers Geschlechts gestalteten. Was dabei sich über den Zusammenhang unserer Frage mit den mannichfachsten und kräftigsten Triebfedern der gesellschaftlichen Entwickelung aufdeckte, wies zugleich auf die Nothwendigkeit hin, sie unter möglichst breiter Mitwirkung aller Glieder der menschlichen Gesellschaft zu lösen. Darum ist versucht worden, nicht blos die Theile, welche sich mit den materiellen Leistungen beschäftigen, die von jedermann bei der Kinderernährung zu üben sind, in den letzten drei Abschnitten klar und verständlich auseinanderzusetzen, sondern auch die natürlichen und gesellschaftlichen Bedingungen derselben, die in den beiden ersten Kapiteln behandelt sind und zum lückenlosen Verständniß vielleicht eine allgemeine naturwissenschaftliche Vorbildung und hier und da einige Uebung im philosophischen Denken erfordern, doch so darzulegen, daß sie von jedem offenen Kopfe im großen und ganzen erfaßt werden können.

Wir wollen hier gerade die allgemeine Seite des Buchs hervorheben und dazu vorzugsweise das erste Kapitel benutzen, dessen zweites Motto lautet:

Es ist Pflicht der öffentlichen Gesundheitspflege, Völker und Regierungen auf den engen Zusammenhang zwischen Pauperismus und Sterblichkeit im allgemeinen wie der Kindersterblichkeit im besondern hinzuweisen.

Eine Beobachtung führt der Verfasser als Beispiel dafür an; sie ist es zugleich für die Art, wie derselbe den Dingen auf den Grund geht. Ein Kind, dessen älteres Schwesterchen von einem viel schwerern Leiden genesen war, unterlag.

Der Unterschied war: zum ersten mal hatte die arme Frau außer dem kranken nur noch ein gesundes Kind. Jetzt hatte sie außer dem kleinen noch ein krankes und ein drittes, das noch nicht lief. Das Kind starb, aber sie konnte nicht anders. Ich bin überzeugt, wäre das erste gestorben, das zweite wäre gerettet worden. Diese Erfahrung hat einen tiefen Eindruck bei mir hinterlassen. ... Es gibt nichts in der Welt, an dem die Bedingungen, die des Menschen Leben beherrschen, besser studirt werden können, als die zarte Kindheit. ... Pater Camper sah vor 100 Jahren schon den Factor, der heute noch im Vordergrund steht: die ökonomischen Verhältnisse. Seitdem hat man nur beweisende Zahlen dafür gebracht, nichts daran geändert.

In Berlin starben im Alter von 0—5 Jahren in fürstlichen und gräflichen Familien 57 pro mille, bei Proletarierfamilien 357 pro mille. Das Postulat von Malthus war bereits eine solche Statistik.

Wenn Plutarch sagte: Die Aussetzungen und Kindermorde sind als Wohlthaten für die geopferten Kinder zu betrachten, die sonst dem Elend und dem Siechthum verfallen wären, so hat erst zwei

Jahrtausende nach ihm sich das Verhängniß, das die Alten schon klar erkannt hatten als den Bringer des Elends, den scharfen Augen des modernen Denkers dargestellt; erst der britische Prediger und Armenpfleger Malthus hat es wieder bestimmt denuncirt als das Bestreben der Volksmenge, sich über das Maß der vorhandenen Nahrungsmittel zu vermehren. Er hätte vielleicht klüger gethan, um sicher alle Einzelfälle zu treffen, „Lebensmittel" statt „Nahrungsmittel" zu setzen; es wäre, auch wo die nächste Betrachtung Fehler der Wohnung, der Luft und insbesondere fehlerhafte Art der Pflege und Ernährung als Grund des Untergangs speciell der Kinder zeigt, die directe Anwendung seines viel misverstandenen Gesetzes möglich gewesen.

Alle ärztliche Kunst scheitert nur allzu oft an diesem Gesetze. Jeder Arzt hat gewiß die Erfahrung gemacht, daß es oft besser gewesen wäre und hülfreicher, wenn er seinen Patienten ein gefülltes Portemonnaie statt eines gefüllten Medicinglases hätte verschreiben können.

Was hat man nicht alles schon als Ursache der ungeheuerlichen Kindersterblichkeit namhaft gemacht! Tieflage des Orts: der Verfasser weist nach, daß auch in sogenannten Höhenlagen diese Sterblichkeit nicht abnimmt; städtisches Zusammenwohnen: es zeigt sich, daß die Dinge auf dem Lande nicht anders sich gestalten; die Rasse: als in den letzten Jahren die Vermögenslage auch der durch Fleiß, Genügsamkeit, Sparsamkeit und Nüchternheit sich auszeichnenden und deshalb im ganzen wohlhabendern Juden zurückging, wuchs auch bei ihnen die Kindersterblichkeit; Confession: Katholiken und Protestanten sind in dieser Beziehung gleich; eheliche oder uneheliche Geburten machen nur einen scheinbaren Unterschied: die Lage der Mütter und damit der Kinder ist verschieden, dort in der Regel besser als bei außerehelicher Mutterschaft, wozu die Gesetzgebung noch ihrerseits mithilft, indem sie bei letzterer die Vaterschaftsklage verboten hat und die unehelichen Kinder der Engelmacherei anheimfallen läßt. Referent erlebte ein schlagendes Exempel: eine Gefallene hatte fünf Kinder außer der Ehe, und alle starben in kurzer Zeit in Kosthäusern am langsamen Verhungern oder Verfütterung; als ihr Liebhaber sie aber später zur Frau nahm und beide nun zusammen ihren Verdienst auf die Ernährung ihrer folgenden Kinder verwandten, blieben alle am Leben: der Arzt brauchte keine Mixturen mehr zu ordiniren; die reichlichern Geldmittel wirkten besser als diese. Der Verfasser sagt deshalb mit Recht:

> Die Lebensdauer und die Lebenstüchtigkeit der Kinder werden bestimmt durch das Verhältniß der für sie disponibeln Lebensmittel zur Zahl derer, die sich darein theilen sollen.

Und er sieht das einzig vorhaltende Mittel zur Abhülfe der großen Kindersterblichkeit darin:

> Erzeugung und Vertheilung der Mittel zum Lebensunterhalt und die Vermehrung der Einwohner in ein logisches Verhältniß zu bringen.

Das wird aber schwerlich je möglich sein, da ja vor allem beim Erzeugen der Kinder die Logik nicht mitredet, obwol Platon und andere griechische Philosophen so etwas schon verlangten: da sich die Liebe nicht meistern ließ, mußten sie Abortus und Aussetzung empfehlen, die im Alterthum auch erlaubt, aber bei uns zum Verbrechen gestempelt sind.

Es ist ein trauriges Geständniß, daß die ärztliche Kunst mit all ihrer Menschenliebe und der Wissenschaft zur Seite immer an dem Geldmangel scheitern muß. Der Verfasser betont das auch in seinem Rückblick:

> Wir haben für eine sichere Erhaltung der Kinder, also für Verminderung der Kindersterblichkeit „alle Hoffnung zurücklassen" müssen.... Jedoch nimmer — meint er — kann ein Fortschritt in der Erkenntniß ohne auch allgemeine Folgen bleiben. Je besser erkannt und somit je einfacher die Ernährungsgrundsätze werden, um so allgemeiner bekannt müssen sie nach und nach, um so deutlicher muß es aber auch werden, daß es nicht ein geheimes, ungreifbares Etwas ist, das die Kinder tödtet. Man wird dann allmählich dazu kommen, Stellung gegenüber dieser Macht zu nehmen, die wir ihre finstern Spuren nicht blos durch unsere ersten Allgemeinbetrachtungen, sondern auch durch alle folgenden Theile dieser Untersuchung ziehen sahen. Man wird offenern Auges für unsere frühere Beweisführung werden, daß jene Gewalt übermächtig über die Kinder hinaus auf unsere ganze physische und wirthschaftliche Existenz einwirkt. Man wird, sobald man ihrer bewußt wird, oder gar sich selbst von ihr mit bedroht sieht, sobald man etwas Bestimmtes gegenüber hat, das man bekämpfen kann, nicht mehr so gleichgültig dagegen, so unempfindlich gegen das Elend anderer sein, als da man noch einer unbegriffenen Schickung gegenüberstand. Dann kann auch der Stumpfsinn nicht länger unangefochten bleiben, mit dem jetzt der schlecht situirte Theil der Menschen seine Kinder zu Grunde gehen läßt, selbst wo es handgreiflich ist, daß das nicht so zu sein brauchte, wenn jene „interessirt wären an der Erhaltung ihrer Kinder" (Bertillon). Man hat sich noch kaum je Rechenschaft darüber gegeben, wie viele feinere sittliche Instincte bei diesen Leuten zerstört sein müssen, bis sie ruhig, ja mit einem Gefühl der Erleichterung von einer Last — wer das Leben gesehen hat, sah auch dies — ihr Kind hinschwinden lassen. Man überlegt deshalb auch kaum, zu wie viel Besserm sie damit sonst noch unbrauchbar geworden!

Der Autor faßt, wie wir sehen, sein Thema auch von der socialen und ethischen Seite an, was man heute in „exacten" Kreisen mit einem medicinischen Werke kaum verträglich finden wird, da man in der „Epoche der Specialitäten" — in der jeder halbwegs leidlich organisirte Kopf, wenn er sich auf ein kleinstes Gebiet „wirft", immer etwas voranbringen und mit Hülfe der Clique, der er sich angeschlossen, sogar als berühmter Gelehrter und Forscher berufen werden kann — alle wirkliche oder auch nur sogenannte Speculation ausschließt. Derselbe gehört zu einem Theil, mit seiner einen Seele, zu den von der exacten Naturforschung belächelten Ideologen, wie F. von Bärenbach sagt, die abseits von der grünen Weide der empirischen oder exacten Forschung auf der dürren Heide der vermeintlichen Wissenschaft Philosophie heutzutage noch sich mit unfruchtbaren Speculationen abmühen. Daneben forscht er freilich mit seiner andern Seele — ein Exacter machte ihm sein Zweiseelenleben zum großen Vorwurf — auch blos medicinisch, und zwar in den Kapiteln über „Nahrungsorgane und Nahrungsmittel der Kinder", „Das

Stillen durch Mütter und Ammen", „Die künstliche Ernährung", „Die Störungen der Ernährung". Uns gefällt die erste Seele fast wohl, ja selbst besser als die zweite, die zwar auch mit geistigem Aufwande arbeitet, aber mit geringerm Kapital auskommt als die erste. Das Buch ist für Laien und Aerzte bestimmt, aber der Verfasser hält von jenen mehr, als landläufig ist, und bietet ihnen deshalb wirklich Tüchtiges.

Neue Dichtungen.

1. Dreizehnlinden. Von F. W. Weber. Siebente Auflage. Paderborn, F. Schöningh. 1880. Gr. 16. 5 M.
2. Neue Gedichte von W. R. von Ratzenhofer. Wien, Rosner. 1879. 8. 3 M.
3. Gedichte von Wilhelm Tappert. Berlin, Damköhler. 1879. Gr. 16. 2 M.
4. Im Abendstrahl. Dichtung und Betrachtung von Theodor Graf von Heusenstamm (Theodor Stamm). Leipzig, O. Wigand. 1880. Gr. 8. 4 M.
5. Liebenstein. Ein romantisches Lied vom Thüringer Walde. Von Max Robiling. Kassel, Bacmeister. 1879. 8. 3 M.

F. W. Weber und sein prächtiges Büchlein „Dreizehnlinden" (Nr. 1) sind uns nicht mehr fremd. Auf dem Titelblatt des letztern lesen wir, daß die Dichtung bereits sieben Auflagen erlebt hat, was bei einem deutschen Buche schon an und für sich eine Seltenheit ist, bei Gedichten geradezu als ein Ereigniß gelten kann. Und zwar in diesem Falle als ein ganz besonders erfreuliches Ereigniß, weil das liebenswürdige Buch diesen Erfolg wirklich verdient. Daß die Dichtung von großer Formengewandtheit zeugt, will für sich allein nicht viel sagen; aber wir haben hier zugleich ein frisches, gesundes Erfassen des Stoffs, der durch das subjective Ergreifen und Behandeln von seiten des Poeten sich individualisirt und nicht nach der Schablone schmeckt — und das will allerdings viel, sehr viel heute sagen, wo es uns immer schwerer wird, in dem dichten Gewühl mehr oder weniger unberufener Dichter einzelne Gruppen mit ausgeprägten Physiognomien oder gar hier und da einen zu erblicken, der über die große Menge merklich hinausragt. Und das letztere ist hier der Fall. Hier kann die Kritik wirklich einmal wieder mit strengerm Maße messen; sie wird nur weniges zu leicht finden, das meiste dagegen als vollwichtig gelten lassen müssen. Ja, die kleinen Ausstellungen, die wir an dem freundlichen Büchlein machen könnten, sind kaum der Rede werth und würden hier nur als kleinliches Kritteln erscheinen. Schon in der Wahl des Stoffs beweist der Dichter eine glückliche Hand. Dreizehnlinden ist ein an der Weser gelegenes Benedictinerkloster, und zwar ist, wie aus der Handlung hervorgeht, ohne Zweifel Korvei gemeint. Die Handlung spielt theils in des Osnig waldigen Gründen, im alten Nethegau, theils auf dem Habichtshofe, wo der heidnische Sachse Elmar, aus dem alten Geschlecht der Falke, haust. Zwei feindliche Mächte stehen miteinander im Kampfe: Sachsen und Franken, der altdeutsche Götterglaube und das Evangelium. Im Hintergrunde erscheint der unter dem großen Frankenkönige Karl und dem Sachsen Wittekind geführte langjährige Kampf; vordeutend wird auf die Wahl des Sachsenherzogs Heinrich zum deutschen König und auf Heinrich des Löwen siegreichen Kampf gegen Rom hingewiesen. Aus diesem weltgeschichtlichen Kampfe gehen die Conflicte hervor, in welche die beiden Liebenden, Elmar und Hildegunde, gestellt werden. Die Erzählung schreitet rasch, ohne alle überflüssigen Hemmungen fort; hin und wieder sind einige frische Lieder eingestreut, die sich durchaus zwanglos in den epischen Rahmen einfügen, sodaß sie nicht etwa ein abgesondertes Anhängsel bilden, wie das neuerdings bei unsern epischen Dichtungen gang und gäbe geworden ist. Und gerade in diesen lyrischen Kapiteln spricht sich die Eigenart des Dichters am schärfsten aus. Hier ist nicht das ewige Einerlei von Lenz, Liebe und Wein; hier in diesen Liedern spiegeln sich die gewaltigen Conflicte wider, welche die Handlung der Dichtung bewegen: die Gegensätze zwischen Christenthum und Heidenthum, das Suchen und Sehnen nach einem religiösen Ideal, die Mystik — der Begriff in seiner eigentlichen Bedeutung —, welche im symbolisch Empfundenen den Ausdruck sucht für jene Wahrheit, die nicht mehr logisch begreifbar ist. Eins dieser Lieder mag hier eine Stelle finden, um für den Ton des Ganzen als Beispiel zu dienen:

Wissen heißt die Welt verstehen;
Wissen lehrt verrauschter Zeiten
Und der Stunde, die da flattert,
Wunderliche Zeichen deuten.

Und da sich die neuen Tage
Aus dem Schutt der alten bauen,
Kann ein ungetrübtes Auge
Rückwärts blickend vorwärts schauen.

Denn so lange Haß und Liebe,
Furcht und Gier auf Erden schalten,
Werden sich der Menschheit Lose
Aehnlich oder gleich gestalten.

Menschen sind die Menschenkinder
Aller Zeiten, aller Zonen,
Ob sie unter Birkenbüschen,
Ob sie unter Palmen wohnen;

Ob sie vor dem Christengotte,
Ob vor Wodan sie sich bücken,
Ob sie sich in Lumpen bergen,
Oder sich mit Purpur schmücken....

Wilhelm von Ratzenhofer, von dem mir heute ein Bändchen „Neue Gedichte" (Nr. 2) vorliegt, hat bereits

früher „Gedichte" (1871) und ein Epos „Eusebia" (1873) veröffentlicht, die mir nicht bekannt geworden sind. Vielleicht darf man einen Schluß auf dieselben ziehen aus einem Distichon, das der Dichter einem seiner frühern Kritiker widmet:

Versificirte Prosa nennst du meine Gedichte:
Freund, ich nehm' es als Lob; denn ich verbannte den Schwulst.

Das letztere ist ja an und für sich ganz erfreulich und findet auch durch die „Neuen Gedichte" vollste Bestätigung — aber immerhin erscheint mir dieses Lob allein etwas zweifelhaft und doch gar zu negativer Natur. Es ist ganz richtig: den Vorwurf des Schwulstes wird niemand gegen die Gedichte erheben können; dieselben tragen vielmehr durchweg ein schlichtes, einfaches Gepräge und verschmähen vornehm allen rhetorischen Pomp; aber es fehlt ihnen auch jede Anregung, jede Erhebung, alle fruchtbaren Gedanken, und dafür würden wir, meine ich, gern etwas mehr Schwung und Prunk mit in den Kauf nehmen. Das ganze Büchlein macht einen herzlich nüchternen Eindruck. Es spricht aus ihm ein gebildeter, vornehmer Geist; der Reim zeigt fast überall leidliche Reinheit — es ist, mit einem Worte, ganz anständige Dilettantenpoesie, wie sie alljährlich dutzendweise auf den Markt gebracht wird und über welche absolut nichts zu sagen ist. Man kann weder loben noch tadeln; man liest Seite um Seite mit derselben Gelassenheit und derselben Gleichgültigkeit und wird nirgends weder gepackt und erhoben, noch auch verdrießlich und hat, wenn man das Buch zuklappt, höchstens die Empfindung, daß es fast leichter sein dürfte, selber solche Lyrik zu schreiben als über sie zu schreiben. Es kennen auch noch andere Leute ihren Goethe, ihren Uhland und Heine, und es kommt doch bei derartigen Poesien nur darauf an, die Lyrik dieser hübsch im Kopfe zu haben und dann allerlei Reminiscenzen in leidlichen Versen aufs Papier zu bringen. Uhland singt in seinem Frühlingsliede:

Nun, armes Herze, sei nicht bang,
Nun muß sich alles, alles wenden —

daraus macht Herr von Ratzenhofer ein aus drei Strophen bestehendes Gedicht:

Glockenklang und Vogelsang
Künden jubelnd laut den Morgen:
Herz, was schlägst du noch so bang,
Laß, o laß die trüben Sorgen!

Und schließt mit einer Variante:

Alles athmet Frühlingslust,
Freude blüht auf allen Wegen,
Oeffne nur die öde Brust:
Freude kommt dir gleich entgegen!

Das Lied ist formell tadellos. Gegen Reime wie Sang — bang, Morgen und Sorgen läßt sich nicht der geringste Vorwurf erheben, es ist auch gar kein Schwulst in dem Gedicht — beileibe nicht! — man fragt sich nur: wozu solche Trivialitäten drucken lassen?

Aber ich will der Sammlung nicht Unrecht thun. Sie ist noch bei weitem die schlechteste nicht, und man fühlt sich fast versucht sie zu loben, wenn man den blühenden Unsinn liest, den Wilhelm Tappert unter dem Titel „Gedichte" (Nr. 3) hat drucken lassen. Es wäre leichte Mühe, diese an Geschmacklosigkeit kaum zu überbietenden Schreibereien mit einigen wohlfeilen Witzen abzuthun, wenn nicht schließlich doch der Humor in die Brüche ginge und der Aerger die Oberhand gewönne. Es würde vollauf genügen, ein oder zwei Strophen aus dem sehr luxuriös ausgestatteten Buche abzudrucken und sich dadurch jede Kritik zu ersparen. Aber ich glaube, daß es ganz heilsam und wol auch die Pflicht des Referenten ist, gerade über dergleichen Dinge nicht zu schnell hinwegzugehen, vielmehr in einem solchen Falle mit vollstem Ernste seines Hüteramtes zu walten und unerschrocken das Kind beim rechten Namen zu nennen. Sehr erfreulich ist das Geschäft wahrhaftig nicht; aber wenn sich mit der denkbar größten Talentlosigkeit zugleich ein solches Selbstgefühl paart, wie das hier der Fall ist, dann kann man sich der häßlichen Aufgabe leider nicht entziehen. Ja, stolz lieb' ich Herrn Tappert!

Und ob auch die Krittler schreien
Und wehren mit rauher Hand:
Ich weiß, diese Melodeien
Sie wandern von Land zu Land —

so versichert er uns selbstbewußt. Dieses herrliche Bewußtsein seiner Unsterblichkeit steht dem „Dichter" ganz prächtig! Ist das Naivetät? Dann wäre kein Wort darüber zu verlieren, vielmehr zu wünschen, daß Tappert diese schätzenswerthe, heute leider immer seltener werdende Tugend noch recht lange erhalten bleiben möge. Aber leider macht das Buch einen durchaus selbstbewußten Eindruck, und da hat schließlich auch die langmüthigste Toleranz ein Ende und man ist verpflichtet, dem „Dichter" den Rath zu geben, um Gottes willen das Dichten so bald als möglich an den Nagel zu hängen und sich einer ersprießlichern Arbeit zu widmen. Ich finde auf den 130 Seiten nicht einen Vers, der auch nur einen Funken Talent verriethe, nirgends auch nur die kleinste Spur der Fertigkeit, die man heute so ziemlich bei jedem gebildeten Dilettanten voraussetzen kann; es ist alles platte Trivialität, die sehr breitspurig auftritt. Nur einmal entdeckte ich eine Spur aufrichtiger Selbsterkenntniß. Auf S. 105 heißt es, und die Mittheilung dieser schönen Stelle kann ich mir unmöglich versagen:

Grübelnd heg' ich tiefen Groll:
Ernstes will mir nicht gelingen,
Der Humor läßt sich nicht zwingen —
Es ist wirklich jammervoll!

Tappert hat recht: es ist wirklich jammervoll. Aber trotz dieser löblichen Einsicht 130 Seiten „Gedichte"? Um uns zu beweisen, daß ihm „Ernstes nicht gelingt" und sein Humor geradezu jammervoll ist, hätte er uns mindestens 129 Seiten ersparen können.

Nach diesem schmerzhaften Genuß ist es ein wohlthuendes Gefühl, einem Dichter zu begegnen, der wirklich

etwas zu sagen hat und dasselbe in origineller Form zu sagen weiß, wenn auch diese Form nicht gerade immer volle Anerkennung finden kann. In Graf Theodor von Heusenstamm's gesammelten Gedichten „Im Abendstrahl" (Nr. 4) steckt doch wenigstens Talent, und das kann uns mit manchem verzeichneten Bilde, mit mancher Weitschweifigkeit und mit mancher Härte der Form wohl versöhnen. Es bleibt freilich nach der Lektüre ein zwiespältiger Eindruck zurück: überall große Anläufe, aber ein Mangel an gestaltender Kraft, stimmungsvolle Lieder, die uns fesseln, bis plötzlich irgendeine sprachliche Geschmacklosigkeit den Eindruck wieder zu zerstören droht; kurzum ein Widerspruch zwischen Wollen und Können, der uns zu keinem reinen und vollen Genusse kommen läßt. Die mangelnde Beherrschung der Sprache, das Suchen und Tasten nach klarem und präcisem Ausdruck hat zur Folge, daß manche der Gedichte im ersten Augenblick vollkommen unverständlich bleiben; der Leser muß rathen, was der Dichter eigentlich gemeint hat, und das ist ein schwerwiegender Fehler, der nur durch einiges ganz Gelungene wieder wett gemacht wird. Recht Hübsches findet sich in den Epigrammen; aber auch hier muß man erst die Spreu von dem Weizen sondern, denn das Bündel Sinnsprüche ist viel zu groß und könnte ohne Schaden für das Buch auf etwa ein Drittel reducirt werden. Einem Spruche, wie dem folgenden:

> Das leidige Muß
> Macht vielen Verdruß;
> Doch die lästige Wahl
> Bringt oft ärgere Qual —

wird selbst der nachsichtigste Kritiker weder nach Form noch Inhalt Originalität nachrühmen können, und von dergleichen Gemeinplätzen ließen sich leicht einige Dutzend aufzählen. Aber in einer ganzen Reihe der Sprüche tritt uns, wie gesagt, ein selbständiger, origineller Geist entgegen, begegnen wir manchem treffenden, geistvollen Einfall. Nur hätte auch hier die Form viel sorgfältiger gefeilt werden müssen, da bei den knappen Zwei- oder Vierzeilen jede derartige Nachlässigkeit doppelt scharf in die Augen springt. Man ist ja heute im allgemeinen, und zwar mit vollem Rechte, gegen die „Spruchweisheit", die sich auf dem heutigen Büchermarkte ganz auffällig breit macht, sehr mistrauisch geworden. Manchen Leuten sind Sentenzen wohlfeil wie Brombeeren, und jeder flüchtige Einfall, jede noch so augenfällige Halbwahrheit erscheint ihnen gut genug, zu einem Sinnspruch verwerthet zu werden.

> Dilettant heißt der curiose Mann,
> Der findet sein Vergnügen dran,
> Etwas zu machen, was er nicht kann. ...

Es ist schade, daß auch hier das Dilettantenhafte überwiegt, und daß man sich die paar guten Gedanken aus einem ziemlichen Wust überflüssiger Nichtigkeiten mühsam heraussuchen muß.

Leider kann auch das Urtheil über die letzte der mir heute vorliegenden Dichtungen nicht viel erfreulicher lauten. Ueber die etwas seltsame Vorrede, die Max Nobiling seinem Epos „Liebenstein" (Nr. 5) vorausgeschickt hat, will ich mit dem Verfasser nicht rechten. Das sind persönliche Ansichten über Takt und Geschmack, über die sich nicht gut streiten läßt. Aber die ganze etwas sonderbare Liebesgeschichte ist so mit Geschmacklosigkeiten verquickt, daß man das Buch schwerlich ohne eine recht ernsthafte Verstimmung aus der Hand legen wird. Der Dichter besitzt große Formgewandtheit, das soll gern anerkannt werden, aber ihm fehlt vor allem das feine Gefühl, das gleichsam instinctiv vor der Berührung mit dem Trivialen zurückschreckt. Das ganze Buch ist eben auch nichts Besseres als eine gutgemeinte Dilettantenarbeit; es fehlt jede Kraft der Charakteristik, jede Individualisirung des Stoffs, jeder echte poetische Schwung und Hauch. Nicht alles ist so unglücklich wie der erste, später noch einmal wiederkehrende Vers: „Liebenstein! Welch' schöner Name" — es sind sogar manche recht hübsche Episoden in dem Gedicht, aber der Gesammteindruck bleibt doch ein sehr unerquicklicher. Man sieht übrigens auch hier wieder, wie sehr unsere landläufige Liebestradition der Auffrischung bedarf. Zwitschert man uns immer und immer wieder dasselbe alte Lied vor, so wird die Sache nachgerade herzlich langweilig.

Waldemar Kawerau.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Den Augiasstall der deutschen Presse auszuräumen, hat sich ein Hercules gefunden, der dafür ganz neue Mittel in Vorschlag bringt. Das ist Inhalt und Tendenz „einer nicht gehaltenen Reichstagsrede", welche den Titel führt: „Wie können die Schäden unserer periodischen Presse dauernd geheilt werden? Vorschläge zur gründlichen Besserung unserer Zeitungen" (Barmen, Klein). Man wird zunächst, da diese Vorschläge sich gegen die ungezügelte Preßfreiheit richten, welche „die gesunden Grundlagen unsers Volks unterhöhlt", an Mittel denken wie die Wiedereinführung der Censur; doch dagegen protestirt der Verfasser; auch die Zeitungssteuer empfiehlt er nicht, da sie nur die mit geringem Kapital begründeten Zeitungen schwer treffe; nein, er ist im Besitz einer ganzen Panacee, „um den Giftschwamm der Presse, der Pfosten und Pfeiler unsers socialen Lebens wuchernd durchfrißt und faul macht", gründlich zu vertilgen; er bereichert das Preßgesetz mit ganz neuen, bereits formulirten Paragraphen, welche wie die gekneteten Brote blos in den Backofen geschoben zu werden brauchen. Einmal sollen die Zeitungen nicht der Geldspeculation dienen: die Abonnenten deckten in der Regel die Kosten, den Gewinn aber würfen die Inserate ab. Dieser Gewinn soll den Zeitungsunternehmern entzogen werden; es soll neben den Zeitungen besondere Anzeigeblätter geben, welche alle Inserate bringen; dann aber soll das Recht, eine Zeitung oder Zeitschrift besitzen, herausgeben oder redigiren zu dürfen, vom Ergebniß einer Prüfung abhängig gemacht werden,

die vom Minister der Unterrichtsangelegenheiten anzuordnen ist. Prüfungsgegenstände sind Geographie, Geschichte, deutsche Literaturgeschichte, Logik, Geschichte des Judenthums (!) und der christlichen Kirche u. dgl.; außerdem sollen die Zeitungsschreiber wie Aerzte und Advocaten vereidet werden, und zwar sollen sie eidlich betheuern, nur das in das Blatt aufzunehmen und in demselben vertreten zu wollen, von dessen Wahrheit und thatsächlicher Richtigkeit sie überzeugt sind, und ferner, in ihren Veröffentlichungen die Gesetze des Anstandes wie der Ehre allezeit zu beobachten. Bei Uebertretungen dieses Gelöbnisses tritt ein Preßschwurgericht in Action, das aus neun Personen besteht, zu dem alle akademisch gebildeten und wohlexaminirten Männer und alle außer Dienst oder zur Disposition stehenden Offiziere berechtigt und verpflichtet sind. Die Gesetzgebung des Autors erstreckt sich auch auf die von dem Preßschwurgericht zu verhängenden Strafen. Daß derselbe sich einer unfruchtbaren Negation unserer Preßzustände befleißigt und mit leeren Händen kommt, kann man ihm nicht nachsagen; die Presse wird durch ihn so gut regulirt, wie dies nur bei irgendeinem häufig die Ufer überschwemmenden Stromlauf möglich ist. Noch fehlt freilich die Bestimmung, daß die Redacteure Uniformen tragen müssen und zwar je nach der Censurnummer bei dem bestandenen Culturexamen, Epaulette mit oder ohne Stern, mit Troddeln und Raupen.

— Von den „Gesammelten Romanen, Novellen und Dramen" von A. E. Brachvogel, herausgegeben von Max Ring (Jena, Costenoble), liegt die neunzehnte bis neunundzwanzigste Lieferung vor. Der Roman „Benoni", einer der phantasievollsten dieses Autors, ist nun zum Abschluß gekommen.

— Die „Deutsche Hand- und Haus-Bibliothek" Collection Spemann, welche eine gute und wohlfeile Unterhaltungslektüre fördern will, bringt in ihren ersten Bändchen „Phosphorus Hollunder" und „Zu Füßen des Monarchen" von Luise von François, Immermann's „Oberhof" und „Die Hallig" von J. C. Biernatzki (Stuttgart, Spemann).

— Für Schachfreunde hat der überaus fleißige A. von der Linde unter dem Titel „Das erste Jahrtausend der Schachliteratur (850—1880)" eine erschöpfende Bibliographie veröffentlicht, in welcher auch alle schöngeistigen Werke und Dichtungen nicht fehlen, in denen des königlichen Spiels gedacht ist.

Aus der Schriftstellerwelt.

In Frankfurt a. M. starb am 23. Juni Matthias Jakob Schleiden im Alter von 77 Jahren. Obschon er sich als Naturforscher Ruf erworben, muß doch auch die Nationalliteratur und die Blätter, welche zum Ressort derselben gehören, sich eines Autors erinnern, der nicht nur zwei Sammlungen „Gedichte" unter dem Pseudonym Ernst herausgegeben hat (1858 und 1873), sondern der auch unter den Vertretern einer geschmackvollen, populären Darstellung der Naturwissenschaften einen hervorragenden Rang einnimmt und einer der ersten war, der auf diesem Gebiete die Bahn gebrochen hat. Sein Werk „Die Pflanze und ihr Leben" (6. Aufl., 1864) und seine „Studien, populäre Vorträge" (2. Aufl., 1857) gehören ohne Frage zu den besten derartigen Schriften. Sein Hauptwerk sind die „Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik" (2 Bde., 1842—43), die reich sind an originellen Anschauungen, besonders auf dem Gebiete der Pflanzenphysiologie. Schleiden war 1804 zu Hamburg geboren, studirte 1824—27 Jurisprudenz, seit 1833 Medicin, wurde 1839 außerordentlicher Professor in Jena, 1863 Professor der Pflanzenchemie und Anthropologie in Dorpat; später wohnte er in Dresden und Wiesbaden.

Bibliographie.

Auer, L., 75 Räthsel. Gesammelt und poetisch aufgelöst. Oehringen, Holthoff. 12. 75 Pf.

Die Auswanderung der Salzburger und Zillerthaler. Klagenfurt, Bertschinger u. Heyn. 8. 10 Pf.

Beegel, J., Der Himmel und seine Wunder. Eine archäologische Studie nach alten jüdischen Mythografien. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Bernays, J., Phokion und seine neueren Beurtheiler. Ein Beitrag zur Geschichte der griechischen Philosophie und Politik. Berlin, Hertz. Gr. 8. 4 M.

Bloch's, E., Volks-Theater. Nr. 51: Der Zugvogel. Schwank von G. v. Moser und F. v. Schönthan. Berlin, Lassar. Gr. 8. 3 M.

Briefe über die gegenwärtige Lage Rußlands. 11. (23.) April 1879 — 6. (18.) April 1880. Aus dem Russischen übersetzt. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M. 50 Pf.

Bugge, S., Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensagen. Vom Verfasser autorisirte und durchgesehene Uebersetzung von O. Brenner. 1ste Reihe. 1stes Heft. München, Kaiser. Gr. 8. 2 M.

Chavanne, J., Afrika im Lichte unserer Tage. Bodengestalt und geologischer Bau (mit einer hypsometrischen Karte von Afrika). Wien, Hartleben. 8. 3 M.

Christ, W. v., Gedächtnißrede auf Leonhard von Spengel. München, Franz. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von K. Goedeke und J. Tittmann. 1ster Bd.: Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 M. 50 Pf.

Eiselen, F., Goethe's Pädagogik. Vortrag. Frankfurt a. M., Diesterweg. Gr. 8. 50 Pf.

Erdmann, Der Tod im Recht. Ein Vortrag. Dorpat, Karow. Gr. 8. 60 Pf.

Militairische Essays. 1. Untersuchungen über den Werth der Cavallerie in den Kriegen der Neuzeit. Von K. B. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 50 Pf.

Ewald, P., Der Einfluss der stoisch-ciceronianischen Moral auf die Darstellung der Ethik bei Ambrosius. Leipzig, Bredt. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Hamm, W. Ritter v., Gesammelte kleine Schriften. Nach dessen Tode herausgegeben von L. Přibyl. 2 Bde. Mit dem Porträt des Verfassers. Wien, Hartleben. Gr. 8. 10 M.

Heidenheimer, H., Petrus Martyr Anglerius und sein Opus epistolarum. Ein Beitrag zur Quellenkunde des Zeitalters der Renaissance und der Reformation. Berlin, Seehagen. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Heigel, K. T., Die Wittelsbacher in Schweden. Festrede. München, Franz. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Heldt, E., Ewige Liebe. Novelle in Versen. Stuttgart, Gundert. 16. 2 M.

Hermann, E., Weitere Mittheilungen über Shakespeares literarische Kämpfe. 2ter Bd.: Die polemischen Beziehungen der Lustigen Weiber von Windsor. Erlangen, Deichert. 8. 4 M.

Herrig, H., Drei Operndichtungen. Berlin, F. Luckhardt. 8. 4 M.

Hofmann-Wellenhof, P. v., Michael Denis. Ein Beitrag zur deutsch-österreichischen Literaturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 6 M. 40 Pf.

Homeyer, E. F. v., Ornithologische Briefe. Blätter der Erinnerung an seine Freunde. Berlin, Grieben. Gr. 8. 6 M.

Jung, J., Die romanischen Landschaften des römischen Reiches. Studien über die inneren Entwicklungen in der Kaiserzeit. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 12 M.

Keyserling, Gräfin M., Die Sturmhexe. Roman. Stuttgart, Hallberger. 8. 5 M.

Klein, W., Rothenburg ob der Tauber. Ein Kleinod aus deutscher Vergangenheit. Mit 10 Illustrationen und einem historischen Plane. Rothenburg o. T., Klein. 8. 2 M. 50 Pf.

Kleinschmidt, A., Augsburg, Nürnberg und ihre Handelsfürsten im 15. und 16. Jahrhundert. Kassel, Kay. Gr. 8. 3 M.

Klutschak, H. v., Als Eskimo unter den Eskimos. Eine Schilderung der Erlebnisse der Schwatka'schen Franklin-Aufsuchungs-Expedition in den Jahren 1878—80. Mit 3 Karten, 12 Vollbildern und zahlreichen in den Text gedruckten Illustrationen nach den Skizzen des Verfassers. Wien, Hartleben. Gr. 8. 6 M.

Koeber, R., Schopenhauer's Erlösungslehre. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 1 M.

Kolbe, W., Heidnische Altertümer in Oberhessen. I. Marburgs Rosengarten und die Frühlingsfeier. II. Der lange Stein und das Wuotansbild an der Kirche zu Langenstein. Zwei Vorträge. Marburg, Elwert. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Landsteiner, K., Trautheim. Roman. Würzburg, Woerl. 12. 3 M. 50 Pf.

Madvig, J. N., Die Verfassung und Verwaltung des römischen Staates. 1ster Bd. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 12 M.

Oldenberg, F., Johann Hinrich Wichern, Doctor der Theologie, † 7. April 1881. Ein Nachruf, den Freunden des Entschlafenen gewidmet. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 8. 60 Pf.

Reich, E., Arbeit und Lebensnoth, aus dem Gesichtspunkte der Gesundheitspflege und des Humanismus betrachtet. Berlin, Hempel. Gr. 8. 8 M.

Reichenau, W. v., Die monistische Philosophie von Spinoza bis auf unsere Tage. Gekrönte Preisschrift. Köln, Mayer. Gr. 8. 7 M.

Ritter, G., Albumblätter und Gedichte aus dem poetischen Nachlasse. Hamburg, Leißing. 8. 4 M.

Schebek, E., Die Lösung der Wallensteinfrage. Berlin, Th. Hofmann. Lex.-8. 12 M.

Schopenhauer, A., Die beiden Grundprobleme der Ethik, behandelt in zwei akademischen Preisschriften. 3te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 M. 50 Pf.

Spielberg, O., Mein Bilderbuch. München, Bassermann. 8. 1 M. 50 Pf.

Kleines Theater. Nr. 77: Noth bricht Eisen. Lustspiel von J. Beck. Paderborn, Kleine. 8. 60 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 28. 14. Juli 1881.

Bühnen- und Buchdramen.

1. Rama. Dramatisches Poem in fünf Acten von Arnold Beer. Leipzig, Brockhaus. 1879. 8. 2 M. 40 Pf.
2. Oenone. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Joseph Victor Widmann. Zürich, Schmidt. 1880. 16. 2 M.
3. Antigonos. Trauerspiel in drei Aufzügen von Friederike Kempner. Berlin, Hermann. 1880. 8. 2 M.
4. Belisar. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von August Westphal. Berlin, Kamlah. 1880. 8. 1 M. 20 Pf.
5. Johann von Schwaben. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Moritz Blanckarts. Aarau, Sauerländer. 1880. 12. 1 M.
6. Agnes Bernauer. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hermann Eduard Jahn. Rostock, Meyer. 1881. 8. 2 M.
7. Das Testament eines Dichters. Drei Dramen: Torquemada. Falkland. Jan de Witt. Von F. Schießl. Regensburg, Wunderling. 1880. Gr. 8. 3 M.
8. Die Hunyaden. Ein historisches Trauerspiel von Otto von Corvin. Zweite umgearbeitete Auflage. Leipzig, Thiel. 1880. 8. 2 M.
9. Der Knappe von Schwaz. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Christian Schneller. Innsbruck, Wagner. 1880. 16. 1 M. 60 Pf.
10. König Erich. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hermann E. Jahn. Bremen, Kühtmann. 1880. Gr. 16. 2 M.
11. Ein deutscher Brutus. Drama in fünf Aufzügen von Paul Wendt. Stettin, Dannenberg. 1880. Gr. 8. 2 M.
12. Cromwell. Drama in fünf Aufzügen von H. Josefowitz. Berlin, Stuhr. 1880. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.
13. Drei Küsse. Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Karl Schubert. Leipzig, Mutze. 1880. 8. 2 M.
14. Danton. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Max Bewer. Hamburg, Kriebel. 1880. Gr. 8. 3 M.
15. Inko, der Huronenhäuptling. Dramatisches Gedicht in fünf Acten von Alfred Börckel. Mainz, Diemer. 1880. 8. 1 M. 20 Pf.

Ueber Begrenztheit des Stoffgebiets der dramatischen Production kann die Kritik heutzutage nicht klagen: die vorliegende Sammlung führt uns aus der indischen Götterwelt über Troja nach Palästina, von da nach Konstantinopel und Persien, geht freilich über das ganze Mittelalter schweigend hinweg, um nur den Ausgang desselben in Deutschland zu streifen, und folgt der neuern Zeit durch Ungarn, Tirol, England, Schweden, Deutschland, Frankreich bis über den Ocean. Wenn ich dennoch versuchen will, den Gegensatz von Bühnen- und Buchdramen durchzuführen, so kann das natürlich nur so geschehen, daß ich die innern rein dramatischen Vorzüge der verschiedenen Stücke unbekümmert um die größere oder geringere Entlegenheit des Stoffs zum Kriterium ihrer Aufführbarkeit mache. Was aber nach dem Maßstabe der Kritik aufführbar ist, das hat deshalb noch nicht Hoffnung, aufgeführt zu werden, das ist nach der Meinung der Directionen oft sogar unaufführbar. Denn diese interessirt nicht das Wie der Kunst, sondern das Was, der Stoff; und wenn dieser entlegen ist und nicht Hoffnung hat, beim Publikum Interesse zu erwecken, so hat das Stück keine Aussicht, zur Darstellung zu gelangen. Wenn unsere jungen Autoren das nicht so oft vergäßen, so würden sie sich viele Mühe sparen.

Arnold Beer, der Verfasser des Dramas „Rama" (Nr. 1), hat aus dem indischen Heldenepos geschöpft und die Liebesgeschichte Rama's und Sita's zum Vorwurf gewählt. Schon der indische Dramatiker Bhavabhuti hat in seinem Schauspiel „Mahavira Rama Cheritra" denselben Stoff behandelt, und jüngst erst kam mir ein Drama „Sita" unter die Augen. Der König Dasaratha muß seinen Sohn Rama infolge eines seiner Gemahlin geleisteten Schwurs in die Waldwildniß verbannen, wohin ihm seine Geliebte Sita folgt. Sie wird ihm jedoch von dem Riesen Rawan geraubt und erst nach langen Kämpfen, dank der hülfreichen Thätigkeit Hanuman's, wieder zurückerobert, worauf Rama mit seiner Sita den väterlichen Thron besteigt. Arnold Beer, der jüngstverstorbene talentvolle Verfasser, hat diesen Stoff mit einer

Idee von großer Tiefe durchgearbeitet. Bei ihm handelt sich alles darum, ob Rama mit dem ihm von Indra geschenkten Pfeil den Rawan erschießt, weil diese That ihn der Erde entrücken und unter die Götter versetzen würde; er hat nicht die Kraft, diese That zu vollführen, weil sie ihn von seiner geliebten Sita trennen würde. Diese aber, sobald sie die Sachlage erfährt, geht in ihrer aufopferungsfähigen Liebe so weit, ihn zu dem verhängnißvollen Schusse zu zwingen — gleichsam eine umgekehrte Elsa aus dem „Lohengrin“ entsagt sie dem Besitz des theuern Mannes, um seine Glorie nicht zu verzögern. Das ist gewiß eine großartige und tief ergreifende Idee; schon um ihretwillen allein verdient das Drama Beachtung. Auch zeichnet das Werk sich aus durch markige Charakteristik und theils kühn poetische, theils anmuthvolle Diction. Man höre das Wechselgespräch zwischen Rama und Sita, als jener die Waldwildniß aufsuchen und sie ihn begleiten will:

Rama.

Du, fromm im Frauensaal herangeblüht,
Du in den Wald! Du weißt nicht, was der Wald ist.

Sita.

Ich weiß, daß er von frischen Quellen sprudelt,
Von Honig duftet und von Vögeln rauscht.

Rama.

Schauervoll ist er, öde, menschenleer,
Umstarrt von Felsen, mit verwirrtem Gras
Und Dorngestrüpp und hartem Kies bedeckt;
Tiger und Jaguar durchsausen ihn
Mit kreischendem Gebrüll, —
Aus jedem seiner Büsche ringelt sich,
Bereit den Tod zu sä'n, ein Schlangenkopf;
Von Krokodilen wimmeln seine Flüsse,
Von Kröten seine Seen, Fliegen und
Skorpione machen seine Luft zu Gift,
Selbst seine Blätter, seine Blüten hauchen
Verderben aus. Du, Sita, in den Wald!
Du zu den grimmen Danawas, den Asurs,
Den riesigen! Du, du dahin, wo nichts
Als Schreck und Graus!

Sita.

Im Herzen der Natur
Nur Schreck und Graus? O Rama, nicht nur Tiger
Und Elefanten birgt der Wald,
Das Reh auch wohnt darin, das sanfte, muntre,
Die Antilope mit dem schwarzen Fell,
Die heil'ge, und der stolze Edelhirsch.
Neben der Schlange und dem Krokodil
Streckt dort am Uferschilf der schlanke Kranich
Den Hals empor, sonnt sich das Wasserhuhn,
Rasseln Eidechsen aus dem Steingeröll.
Und sehn kaum läßt der Teich die Kröte, die
In seinem Grund sich bläht, denn goldne Fische
Springen daraus empor, und Lotos deckt
In allen Farben schillernd (?) seine Fläche.
Hoch oben aber in der Luft — o Theurer,
Sprich nicht von Mücken und Skorpionen mehr!
Die Luft des Walds ist voll von bunten Käfern,
Von Schmetterlingen, Tauben, Nachtigallen;
Und Indra schüttelt ihr von seinem Aether
Die besten Tropfen seines Thaus herab.

Man muß gestehen, hier ist echtes Colorit. Leider ist aber die Diction auch oft schwerfällig und unverständlich, cyklopisch, möchte ich sagen. Ich habe z. B. die folgende Stelle nicht einmal syntaktisch ergründen können. Rama spricht von Indra:

Denn ehren muß er, was aus einem Hauch
Von seinem Hauch entstand: aus meiner Kraft,
Der Enge meines Blicks vom All zu nehmen,
Was mir das All erhellt: mein eignes All!
Vertraun denn in mein Recht!

Dergleichen Stellen finden sich manche. Der Dichter ist offenbar geistig noch nicht ganz zur Ruhe gekommen; um so schmerzlicher berührt es, daß er so früh zur ewigen Ruhe hat eingehen müssen. Auf Aufführbarkeit verzichtet ein Stück, in welchem Affen redend eingeführt werden, von vornherein.

„Oenone“ von Joseph Victor Widmann (Nr. 2) ist jene von Paris verlassene Geliebte, die im Besitz einer wunderthätigen Salbe ist und dennoch, als er durch Philoktet's Pfeilschuß verwundet sie aufsucht, ihn aus Eifersucht sterben läßt. Der Verfasser hat das richtige Bedürfniß empfunden, Oenone und Philoktet in dramatischen Zusammenhang zueinander zu bringen, aber es ist ihm das nicht ohne Künstlichkeit gelungen. Philoktet liebt Oenone und verspricht ihr, wenn sie die Seine werden will, den Paris mit seinem Pfeil zu verwunden, ohne ihn tödlich zu treffen. Auf diesen Pfeilschuß wartet bekanntlich das Griechenvolk, um nach der Weissagung Troja erobern zu können. Nun geräth Philoktet in den Conflict, ob er seiner Liebe oder seiner Rache gegen die ihm verhaßten Griechen Genüge leisten soll. Trotz der Schmähreden seines Freundes Thersites siegt die Liebe, und nun wird der ungetreue Mann zur Oenone empor auf den Ida getragen. Die ganze Scene ist hochpoetisch und von durchgeistigtem Stil. Der Gegensatz zwischen Oenone und Helena ist wunderbar schön herausgearbeitet:

Paris.

Heilung begehr' ich.

Oenone.

Für die Buhlerin,
Die dir den Sinn bezaubert hat, zu leben?
O! sind denn alle Schätze stiller Liebe,
Hingebender Entsagung, treuer Pflege,
Selbstüberwindender Geduld, die heimlich
Im reinen Busen eines Weibes ruhn,
Für euch, ihr Männer, nichts vor einem Lächeln
Auf glattem Antlitz?
. . . .

Paris.

Schön ist das Dasein, doch wenn du die Sonne
Vom Himmel reißest, ihre Glut zu löschen
Im tiefen Meer — dann ist das Leben kalt.
Ha, welche Glut wallt mir im Herzen auf!
Das sind die Küsse Helena's. Heiß! heiß!
O was weißt du, wie sie das Leben schmückt!
Wie lehr' ich's dich? Sieh! Als ich kam nach Sparta —
Und einst zugegen war, da einem Kinde
Von wenig Jahren auf den kleinen Mund

Sie einen Kuß der Mutter heftete,
Da hätt' ich, von des Kindes Lippen nur
Den frischen Kuß zu pflücken, jedes Kleinod,
Den Königspurpur willig hingegeben. —
Und — ha! — seither! wie oft an meinen Lippen —
Wie oft an meinem Busen! — Komme, Tod! —
Das ist — vielleicht — noch unerhört der Welt,
Daß sich entzückt ein Sterbender — um Schönheit.
Das konnte wirken — Helena allein.
Das ist der Ruhm — nichts sind die andern Weiber!

Der Gegensatz zwischen den beiden Frauen steigert sich im letzten Act an Paris' Leiche zur höchsten Höhe. Jede von ihnen glaubt ein Recht zu haben auf ihn, aber zuletzt siegt Oenone:

Hier, Helena, du aphrodisisch Weib,
Du Weib der Liebe, lern' in deinem Leben
Zum ersten male wahre Liebe selbst!

Sie ersticht sich und beweist der Helena so ihre Liebe über den Tod hinaus. In tiefstem Schauer steht Helena da:

Wär' es möglich?
Gibt's eine Liebe, die den Tod besiegt?...
Dann, Helena, dann freilich wärest du
Die Schönste länger nicht; dann wären eitel
Wie Rosenblätter vor dem dunkeln Lorber,
Der unvergänglich, unverwelklich blüht,
Die Wunder meines Leibes.

Diese Scenen können sich getrost dem Höchsten anreihen, was die dramatische Literatur besitzt. Um so mehr zu beklagen ist die Schwäche des dritten Acts, welcher den Kampf zwischen Paris und Philoktet bringt. Es ist ja wahr: rein vom Stoff aus betrachtet ist dieser Zweikampf der Höhepunkt. Bei der tief innerlichen Behandlung indessen, die Widmann dem Stoff hat angedeihen lassen, ist uns der Zweikampf sehr gleichgültig, weil wir von vornherein wissen, daß Paris verwundet zu Oenone gebracht werden wird. Das Reich der innern Begebnisse hält uns mit seinem Zauberkreis so umschlossen, daß das äußere Geschehen uns kalt läßt. Ein kurzer Bericht über den Ausfall des Kampfes würde genügen. Zudem lassen sich diese griechischen Helden so nebenbei dramatisch nicht recht verwerthen, und der gut gezeichnete Schwätzer Thersites, eine vortreffliche, aber ziemlich überflüssige „Rolle", muß die Kosten der Unterhaltung fast ganz allein tragen. Das Drama Widmann's enthält aber so viel Schönes, daß eine Aufführung gewagt werden sollte. Zwei geniale Darstellerinnen der Oenone und Helena, und das Stück müßte durchschlagen.

Friederike Kempner, die Verfasserin des „Antigonos" (Nr. 3), hat leider bisjetzt noch keine Ahnung von dem, was dramatisch, geschweige von dem, was tragisch ist. Irrthum und Intrigue sind die ärgsten Feinde jedes großen erschütternden Schicksals. Und in diesem Stück läßt der argwöhnische König Aristobul seinem Bruder Antigonos verbieten, in Waffen vor ihm zu erscheinen, eine Botschaft, deren Gegentheil ihm auf Anstiften der bösartigen Alexandra hinterbracht wird. Natürlich wird er, sowie er im Palast bewaffnet erscheint, auf Befehl des Königs niedergestoßen, und dieser, über das fatale Misverständniß aufgeklärt, entleibt zuerst seine Gattin, die Alexandra, und dann sich selbst. Sehr merkwürdig ist die Composition des Dramas: man wartet im zweiten Act beständig darauf, daß Antigonos in Waffen erscheine, und schließlich fällt der Vorhang, ohne daß er gekommen, sodaß der zweite Act sich als vollkommen überflüssig herausstellt. Die Diction bringt des Köstlichen und Erheiternden vielerlei:

Marie.
Dein wesenlos Geschwätz ermüdet mich!
Mach's kürzer, wenn du etwas Wesentliches weißt.

Helene.
Das Wesentlichste ist der Haß.

Marie.
Die Liebe, sollte
Ich meinen, sei noch wesentlicher.

Helene.
Die Liebe ist ideal — unthätig — nur der Haß ist praktisch,
Er handelt, während Liebe fühlt.

Der Leser wird nun schon merken, daß das Talent der Verfasserin durchaus unwesentlich ist. Nur der Schluß ist zu schön, um verschwiegen werden zu können:

Aristobul.
Ich dachte einmal drüber nach, was übler sei,
Ob Bruder- oder Gattenmord —
Ich habe beides heut' vollbracht —
Die That ist übermenschlich groß — ich höre auf
Ein Mensch zu sein!
(Zu Helenen.)
Ihr Griechen werdet Beifall klatschen.

Wir Deutsche klatschen keinen.

Das erschütternde Schicksal „Belisar's" (Nr. 4), der, von dunkler Herkunft, zum höchsten Gipfel der Macht emporgehoben wird, um schließlich im tiefsten Elend, wie die Sage berichtet, als blinder Bettler zu enden, ist gewiß ein Vorwurf zu einer großen Tragödie. Der Verfasser des vorliegenden Dramas, August Westphal, hat begriffen, daß ein solcher kühn strebender Emporkömmling mit seiner Vergangenheit brechen muß, um die hohen Ziele, denen er zusteuert, zu erreichen. Er läßt ihn deshalb sein treues Weib und seine Tochter Irene, die ihn an diese seine unwillkommene Vergangenheit erinnern, verlassen, vergessen und verleugnen, um die Nichte Justinian's, die Antonina, ehelichen zu können. Diese dramatischen Factoren, gehörig zueinander ins Spiel gebracht, würden vollauf genügen, ein packendes Seelengemälde zu Stande zu bringen. Aber Westphal hat gedacht, ohne eine recht künstlich balancirende Verwickelung ginge es in einem rechten Drama nicht ab; und so muß denn die listige Antonina, um ihren ungeliebten Gemahl zu verderben, einen an sie gerichteten Brief desselben dadurch zu seinem Untergange benutzen, daß sie verschiedene Wörter in dem Schriftstück auskratzt und den Sinn in das Gegentheil verkehrt. Ich setze die beiden Fassungen nebeneinander, um die Künstlichkeit einleuchtend zu machen; zuerst die wirkliche Fassung:

Mit falschen Mienen haben sie (die Empörer) getäuscht
Und täuschen noch. Ich trat sie in den Staub,
Der Sieg ist unser. — Wie ich's dir voraus
Gesagt, bedrohte deinen Oheim Mörderhand.
Ich ward sein Hort, sein Heil! — Den edlen Kaiser,
Ich überwachte ihn. — O, meine Veste,
Das Glück des Belisar hat die Vandalen
Geködert: ihre Krone boten sie
Mir schmeichelnd an; ich wies sie lächelnd ab.
Zu hohem Stand erhob uns längst das Glück,
Mehr braucht es ferner nicht. Kein Thron sei mein.

Nun die Verdrehung:

Mit falschen Mienen haben wir getäuscht
Und täuschen noch. Ich trete sie in Staub,
Der Sieg wird unser. — Wie ich's dir voraus
Gesagt, bedrohte deinen Oheim Mörderhand.
Ich ward sein Hort, zum Schein! Den falschen Kaiser,
Ich übertölpelt' ihn. — O, meine Veste,
Das Gold des Belisar hat die Vandalen
Geködert: ihre Krone boten sie
Mir schmeichelnd an; ich wies sie listig ab.
Zu hohem Stand erhob uns längst das Glück,
Mehr braucht es ferner noch. Ein Thron sei mein!

Bei solchen Kunststücken hört die Kunst auf, besonders wenn das Kunststück unnöthig und überflüssig ist. Man begreift nicht, warum Antonina nicht einen völlig neuen Brief unterschiebt, da offenbar die Unechtheit eines mit zwei verschiedenen Händen geschriebenen Briefs viel leichter entdeckt werden kann als die eines untergeschobenen. Das Erstaunen Belisar's, wie man ihm diese Fratze seines eigenen Briefs präsentirt, ist freilich wirksam, aber man wundert sich doch, daß er den Trug nicht durchschaut. Bis zur Verwandlung des ersten Acts läßt sich das Drama recht kräftig und wirksam an; sodann macht aber der Dichter von der immerhin etwas precären Erlaubniß, die Scene zu verändern, einen über jedes Maß hinausgehenden Gebrauch, und die kalte und sehr gezwungene Intrigue thut ein Uebriges, um das Stück bühnenunmöglich zu machen. Dennoch finden sich manche schöne und großartige Züge vor, besonders die Begegnungen mit dem Vandalenkönig Gelimer, der Belisar seinen schließlichen Sturz voraussagt und ihn zuletzt als Bettler wieder antrifft.

In dem Drama von Moritz Blanckarts: „Johann von Schwaben" (Nr. 5), wird die Unzufriedenheit des jungen ehrgeizigen Fürsten, dem von seinem Ohm, dem deutschen Kaiser, sein Erbe unter nichtigen Vorwänden vorenthalten wird, bis zur Wuth gesteigert durch den offenbaren Hohn, mit dem ihm der letztere bei seinem abermaligen Ansuchen entgegentritt. So ist es dem Verfasser wol gelungen, für seinen Helden Sympathie zu erwecken; dafür hat er aber den Kaiser zu einem Thoren und Unbesonnenen gemacht. Einer der Mitverschworenen nämlich, Rudolf von Wart, wird von seinem Weibe veranlaßt, das Vorhaben einem Priester zu beichten, und dieser befiehlt ihm, den verbrecherischen Plan dem Kaiser zu enthüllen. Der wortbrüchige Mitverschworene offenbart denn auch diesem die ganze Geschichte; aber Albrecht, obwol er doch wahrlich wissen sollte, wie arg er Johann gereizt, lacht ihn einfach aus und ladet die Verschworenen zu Gaste. Welch eine unglückliche Rolle dieser Rudolf von Wart in dem Drama spielt, läßt sich aus dem Gesagten abnehmen. Der vierte Act bringt den Mord des Kaisers nach der bekannten Schiller'schen Darstellung, wobei die Bettlerin, in deren Schose der Kaiser das Leben aushaucht, eine gute Wirkung macht; der fünfte Act die Rache der Kaiserin-Witwe und den Eintritt des ruhelos umherirrenden Johann in ein Kloster. Es spricht sich, trotz der etwas ermüdenden Scenen zwischen Wart und Gertrud, ein anmuthendes Talent in dem Stück aus, aber das Ganze hat keine scharfe Physiognomie.

Von Törring bis auf Hebbel und Otto Ludwig ist die „Agnes Bernauer" (Nr. 6), der Engel von Augsburg, eine Lieblingsgestalt der modernen Dramatik gewesen, und wer wollte leugnen, daß hier der Conflict der Stände sich in ergreifender Weise veranschaulichen läßt. Das ist aber alles schon geschehen, und ich kann nicht finden, daß Hermann Eduard Jahn neue Gesichtspunkte geltend gemacht hat; man müßte es denn für einen Vorzug halten, daß der alte Bernauer seine Tochter, obwol Albrecht sie bereits als seine Gemahlin erklärt hat, vor versammeltem Volke beschimpft und verflucht:

Nimm meinen Fluch, du ungerathnes Kind!
Nein, nicht mein Kind, das eigne Blut empört
Sich gegen seinen Körper nicht — fahr' hin,
Du Wechselbalg, das seiner Mutter Schos
Im Grab das Schild von Dirnenhäusern anklebt (!) —
. . . . Frau Herzogin,
Jetzt muß wol gar der Vater hündisch sich
Vor seiner Tochter krümmen, Speichel leckend —
Doch eh' ich's thu,
Soll man dies alte ehrliche Gesicht
Zu einem Pranger machen, dran man schlug
Weitlesertich den eignen braven Namen,
Soll man dies graue schlichte Lockenhaar
Zur Beute dem gemeinen Pöbel geben!
Frau Herzogin geruhn mich zu entlassen!?
Komm, Michel, haben nichts hier mehr zu thun.

Dieser Ton wird in den Otto Ludwig'schen Fragmenten allerdings auch leise angeschlagen, aber ein Fluch des Baders über die Heirath seiner Tochter mit dem Herzog geht doch zu weit. Jahn hat auch nicht gut gethan, dem alten Herzog eine Dosis von Sentimentalität mit auf den Weg zu geben: dadurch verliert die Gestalt an Hoheit und Bedeutung. Die angegebene Probe möge den Stil des Dichters veranschaulichen. Bei viel Phantasie und Bildkraft findet sich doch noch ebenso viel Unreife und Uebertriebenheit. Wenn der Dichter einmal einen guten Gedanken hat, so kann man sicher sein, daß er ihn zu Tode hetzt. Oft stoßen wir auf tiefsinnige Aussprüche, auf weite philosophische Perspectiven, oft aber auch geht der Tiefsinn in die Burleske über. Jahn muß sich vor allen Dingen von Shakspeare frei machen; dann wird er nicht mehr in Versuchung gerathen, so außer Rand und Band gerathene Stücke zu schreiben wie diesen „Erich XIV." (Nr. 10), in welchem ein unzweifelhaftes Talent an seinen Auswüchsen

zu Grunde geht. Folgende Proben mögen mein herbes Urtheil rechtfertigen:

Der Mond lag an der Lüfte keuschem Busen,
Im sel'gen Rausch umklammernd ihren Leib. —

Du schlägst der Augen Buch mir zu?
Es stehn darauf wol häßlich nächt'ge Worte,
Die jene da hineingeschrieben hat
Mit ihrer Zunge schneidig spitzem Griffel. —

Gesetzt von Katharina, seinem Weibe,
Die Floh auf Floh ins zage Ohr gesetzt. —

Wahrlich nie
War günstiger der Augenblick, die That
Aus dürrem Arm des grauen Nichts zu wecken. —

Da schleicht auf welkem Zeh
Mir die Erinnrung an das nasse Lager. —

Bald wird das Kind zur Welt gebracht, das noch
Krebsroth die Arme nach der Krone streckt. —

Die Hand, die noch vom Brodem dumpfer Betten,
Vom buhlerischen Druck der Dirne dampft. —

Horch, die Hecken raunen
Es sich geschäftig in die grünen Ohren.

Wenn die Kritik durch solche Stellen in Verzweiflung gebracht wird, so gibt es gleich darauf wieder andere, die von der dichterischen Kraft des Autors Zeugniß ablegen. Was für ihn einnimmt, das ist der Umstand, daß er alles tief und wahr zu fühlen versucht; aber freilich ist ihm die rechte Stellung des Dramatikers zu seinen Gestalten auch nicht annähernd offenbar geworden. Jahn wühlt sich mit einer fast krampfartigen Anstrengung in die Empfindungen seiner Geschöpfe hinein, aber so kommt niemals ein Drama zu Stande. Der Dichter wahre sich seine Besonnenheit, er verhalte sich seinen Geschöpfen gegenüber objectiv, beinahe ironisch; er gehe nicht unter in ihnen, sondern behalte sich das Recht seiner Transscendenz vor. Bisjetzt ist es schwer, dem Dichter Jahn ein Prognostikon zu stellen. Das ist gewiß: ohne starke Selbstbeschränkung der Phantasie wird nichts aus ihm werden.

Einer ganz andern Erscheinung stehen wir gegenüber, wenn wir uns mit dem „Testament eines Dichters" (Nr. 7) beschäftigen. Hier ist es die schwere gewissenhafte Gedankenarbeit, verbunden mit sorgsamen historischen Studien, welche zu jener Schwerfälligkeit des poetischen Stils führt, die nicht genug Gefühls- und Gedankenmaterial in ein und demselben Satze verarbeiten kann. Dadurch kommt meist etwas Charaktervolles, oft aber auch etwas Unschönes zu Stande. Bei J. Schießl führt der Strom der dramatischen Diction ganze Felsblöcke mit sich — das ließe man sich gefallen, wenn nur die Flut nicht unrein und trübe würde. Nun wird aber noch die Lektüre durch eine Interpunktion, die direct dem Hirn eines Wahnsinnigen entsprungen zu sein scheint, zu einer wahren Tortur. Ich begreife nicht, wie es zugehen konnte, daß hinter jeden beliebigen Satz ein Fragezeichen zu stehen kam. Man lese folgende Stelle:

Dies ist kein Mönch wie andre? S' ist dee Einz'ge
Der Gil unheimlich schreckt, vielleicht weil Gil
Von ihm Unheimlich-Finstres weiß? Still! Plaudrer?
Daß ihr ihm trotztet, wird er nie vergessen?

Wir erhalten in Schießl's drei Dramen eine Art von politischem Glaubensbekenntniß. Die erste: „Torquemada", hat sich den Greuelhelden der spanischen Inquisition zum Mittelpunkt gewählt, und es ist dem Dichter gelungen, ein grandios-dämonisches Charakterbild des frommen Wütherichs zu schaffen, der nur durch seine sehr romanhafte Vorgeschichte etwas von der Höhe des weltgeschichtlichen Piedestals herabgerückt wird. Im Gegensatz zu ihm tritt der deutsche Bergmann Fridank auf, der Geistescultur und Vernunft verficht und sich schließlich zu unserm Erstaunen als Luther's Vater entpuppt. Der Schluß ist von einer großartigen Phantastik. Torquemada liegt im Sarge. Mendoza will der Bitte der Königin Isabella um Freigabe Fridank's nur dann willfahren, wenn ein Wunder geschieht, wenn der Todte selber sein Werk verdammt. Da fällt der Sargdeckel ab. Torquemada, leichenähnlich, den Todtenschleier von sich breitend, erhebt sich im Sarge:

Nicht Heil — ruft Weh, weil ich zum Weh erwache.
Ein Richter wollt' ich sein für Gottes Sache —
Des Ew'gen einzig ist Gericht und Rache!

Die stolze Kraft sie wollte dort noch schäumen,
Des Alters Herzenshärtigkeit sich bäumen;
Doch schrecklich ist der Todten erstes Träumen.

Auflebt' ich in des Grabes Finsternissen
Lebendig eingesargt. Da barst zerrissen
Dee Schleier, der geblendet mein Gewissen!

Die meine Seele schlangengleich umwanden,
Machtgier und starrer Formenzaubee schwanden,
Sie fielen ab gleich irdischen Gewanden.

O Würgeangst, im Sarge lebend wohnen!
Da währt die Frist des Augenwinks Aeonen,
Selbst richtet sich der Geist in Visionen:

Mich traf ein Blick, der Sonnen jäh zersplittert,
Vor dem die Erde wie ein Kleid verwittert,
Der Heil'ge selbst und Reine bang erzittert.

Und ich? Erkannt' ich jetzt, daß selbstbetrogen
Ich Kind und Brüder stieß in Feuerwogen —
Ein Frevler, Reinheit euch und mir gelogen?

Kommst du jetzt, Tod, zum selbstgerechten Thoren?
Ich stand vor Gott schon — wär' ich nie geboren!
Gerichtet! Durch mich selbst verdammt — verloren!

(Er sinkt zurück und stirbt.)

Um dieser Scene willen muß man dem Dichter manche Ungeschicklichkeit und Schwerfälligkeit verzeihen. Das ganze zweite Trauerspiel, „Falkland" betitelt, kann ich für nichts anderes als einen Fehlgriff halten. Der Autor hat in dem Helden eine Gestalt schaffen wollen, die zwischen Fürst und Volk vermittelt; aber er bedachte nicht, daß in einer so wildbewegten Zeit, wie die Karl Stuart's I. war, nur die Parteikämpfer Helden sind, indem sie eine neue Zeit heraufbeschwören, daß hingegen die Vermittler mit aller Kunst sich nicht zu Helden auffstutzen lassen, sondern immer einen schwächlichen und überflüssigen Eindruck machen. So ist denn an diesem Stück nur das lebendige, farbensatte

Zeitgemälde zu loben, besonders die scharfumrissenen Gestalten des Puritaners Old Red, des Will u. a. Das ebenmäßigste der drei Dramen ist wol der „Jan de Witt". Hier hat der Dichter dem Stoffe gemäß die Aristokratie der de Witts mit dem Fürstenhause des Oraniers und dem Volke in wirkungsvollen Contrast gebracht. Zu beklagen bleibt nur, daß Wilhelm am Tode de Witt's schuldig erscheint, indem er die Verbindung mit den radicalen Volkselementen nicht von der Hand weist. Das Beste, was Schießl in den drei Dramen geschaffen, ist wol der erste Act dieses „Jan de Witt". Die Schwerfälligkeit und Gedrungenheit der Diction, die dennoch des Vorzugs der Kürze ermangelt, läßt leider befürchten, daß diese Stücke nicht auf die Bühne kommen werden; es sind nichtsdestoweniger unter allen hier zur Besprechung gelangenden Dramen die weitaus charaktervollsten.

Wilhelm Henzen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Das preußische Generalstabswerk.

Der Deutsch-Französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. Zweiter Theil. Geschichte des Krieges gegen die Republik. Achtzehntes Heft. Die Ereignisse auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze bis Mitte Januar 1871 und vor Paris vom Beginn des Jahres 1871 bis zum Waffenstillstande. Mit 9 Karten, Plänen und Skizzen im Text. Berlin, Mittler u. Sohn. 1880. Gr. 8. 10 M.

Das vorliegende achtzehnte Heft des großen militärischen Werks beginnt mit der Einleitung der Belagerung von Belfort. General von Tresckow I. hatte diese Festung Anfang November, wenn auch mit unzulänglichen Kräften, eingeschlossen, sich aber bald überzeugt, daß weder Einschließung noch Beschießung die Uebergabe derselben herbeiführen würde, und erstattete Meldung hierüber an die oberste Heeresleitung; diese ertheilte die Genehmigung zur förmlichen Belagerung und überwies dazu die erforderlichen Angriffsmittel.

Inzwischen machte der umsichtige und energische Commandant, Ingenieuroberst Denfert-Rochereau, die an sich starke Festung durch vorgeschobene provisorische Werke, namentlich durch die Anlage solcher auf den für die Behauptung des Platzes wichtigen Kuppen Hautes- und Basses-Perches widerstandsfähiger, suchte auch durch die Befestigung geeigneter Oertlichkeiten im Vorterrain die Einschließung zu erschweren, ordnete den innern Dienst sorgfältig an und trug für Blendungen, Schutzräume, Beleuchtung des Terrains, Löschanstalten u. dgl. Sorge; für die active Vertheidigung befahl er die Ausnutzung der größten Schußweiten der Artillerie und tägliche Unternehmungen ins Vorterrain.

General von Tresckow entschied sich, da die zunächst verfügbaren Angriffsmittel nicht ausreichten, um gegen die Forts auf den Perches vorzugehen und nach deren Wegnahme das Belfort beherrschende Schloß zu bezwingen, für eine vorbereitende Beschießung, welche nach Wegnahme der westlich gelegenen Dörfer und Vollendung von sieben Batterien am 3. December ihren Anfang nahm. Trotzdem der Felsboden und dann der eintretende Frost den Batteriebau erschwerte, gelang es doch allmählich, auf der Südwestseite sowie im Süden der Festung die Zahl der Batterien, welche schon für den förmlichen Angriff bestimmt waren, zu vermehren, nachdem die Vorposten sich dauernd am Nordrande der Wälder Bosmont und Grand-Bois den Perches gegenüber festgesetzt hatten und ein zahlreicheres Belagerungsmaterial und -personal eingetroffen war. Es wurden nicht allein die häufigen Ausfälle kräftig zurückgewiesen, sondern es erlangten auch die in drei Batteriegruppen von Westen nach Süden der Festung aufgestellten 50 Geschütze endlich am 9. Januar über die Artillerie des Vertheidigers eine unzweifelhafte Ueberlegenheit. Dieser Vortheil wurde sofort benutzt, um das vom Feinde noch besetzte, südlich von Belfort gelegene Dorf Danjoutin in nächtlichem Sturme zu nehmen, wodurch die Einschließungslinie wesentlich verkürzt und das Vorgehen gegen die Front der Perches ermöglicht wurde. Gewiß hätten die mittlerweile bedeutend vermehrten Streitkräfte des Generals von Tresckow zu einer energischen Fortführung der Angriffsarbeiten genügt, und wäre man berechtigt gewesen, auf einen baldigen Erfolg rechnen zu können, hätte nicht mehr als die Hälfte der Truppen zum Schutze der Belagerung gegen Westen und gegen den obern Doubs aufgestellt werden müssen, als die Nachrichten über das Vorgehen des Feindes von Besançon her zu Ende December sich mehrten.

Den wirksamsten Schutz erhielt die Belagerung durch den inzwischen erfolgten Anmarsch des 14. Armeecorps. Dieses haben wir im funfzehnten Hefte verlassen, als in den letzten Tagen des December General von Werder, veranlaßt durch die Anzeichen von dem Auftreten erheblicher Kräfte des Gegners und durch die Mittheilungen über den Anmarsch größerer Truppenmassen desselben, die 4. Reservedivision, die combinirte Brigade Goltz und die badische Felddivision bis auf die 3. Brigade, bei Vesoul vereinigt hatte und letzterer am 31. December den Befehl ertheilte, sich von Gray aus Vesoul zu nähern. Die Darstellung beginnt mit einem Bericht über die Maßnahmen des Generals von Werder nach seinem Eintreffen in letzterm Orte. Infolge neuer Nachrichten vom schnellen Vordringen bedeutender feindlicher Streitmassen südlich von Doubs ordnete er am 2. Januar eine sofortige Unterstützung des Generals von Tresckow an, und wenn auch gegen diesen vom Feinde nichts Ernstliches unternommen

wurde, so veranlaßten ihn doch die Nachrichten von Militärtransporten auf der Eisenbahn von Lyon nach Besançon und die Meldung von dem Herannahen eines feindlichen Armeecorps von dorther, seine Truppen am 3. Januar noch enger südöstlich von Vesoul, näher an Belfort, zu concentriren. Nachdem am 4. keinerlei Bewegungen des Feindes zu bemerken gewesen waren, stießen am 5. die zur Aufklärung vorgehenden Abtheilungen des 14. Corps südlich und westlich Vesoul sowol als auch auf beiden Ufern des Ognon auf starke feindliche Truppen und nahmen ihnen etwa 500 Gefangene ab, deren Aussagen, übereinstimmend mit anderweitigen Nachrichten, bestätigten, daß das 18., 20. und wahrscheinlich auch das 24. französische Corps sich im Anmarsch auf Vesoul befänden; auch wurden die Truppen, mit welchen man es zu thun gehabt hatte, in bestimmter Weise als zur 1. Loirearmee gehörend bezeichnet. Ueber den Verbleib derselben waren bisher die Angaben sehr widersprechend gewesen; war auch dem großen Hauptquartier die Nachricht von ihrem Transport mittels der Eisenbahn nach Châlon-sur-Saône zugegangen, und demzufolge sowol Verstärkungen für General von Tresckow bei Belfort als auch das Vorgehen des Generals von Zastrow bis zur Saône angeordnet worden, so wurde doch andererseits der Abmarsch des Generals Bourbaki nach Osten durch die in der Sologne streifende Cavalerie keineswegs bestätigt, und das angriffsweise Vorgehen der Franzosen am Loir ließ als wichtigste und wahrscheinlichste Operation des Gegners das gemeinsame Operiren beider Loire-Armeen zur Rettung von Paris vermuthen. Daher wurde das Vorrücken des 2. Corps in der Richtung auf Montargis beschlossen, und General von Zastrow erhielt Befehl, nach Auxerre zurückzukehren und mit jenem gemeinsam die Einschließung der Hauptstadt zu decken; dem General von Werder wurde sogar Auftrag gegeben, obgleich demselben bedeutende Streitkräfte gegenüberstanden und am 3. Januar über die Anwesenheit der Armee Bourbaki's nichts Gewisses bekannt war, mit allen Kräften zur Offensive vorzugehen. Auf die telegraphische Meldung des Generals von Werder über die Gefechte bei Vesoul am 5., welche keinen Zweifel über den Verbleib Bourbaki's übrigließen, befahl das große Hauptquartier nun telegraphisch dem 2. und 7. Corps, sich in der Gegend von Nuits-sur-Armançon bis Châtillon-sur-Seine zu versammeln, sowie daß alle Truppen auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze die „Südarmee" unter Befehl des Generals von Manteuffel bilden sollten. Einstweilen konnten sich die heranrückenden bedeutenden Verstärkungen dem Feinde im Saônebecken noch nicht unmittelbar fühlbar machen. General von Werder blieb somit vorderhand auf seine eigenen Kräfte beschränkt. Diese versammelte er am 6. Januar bei Vesoul in einer ausgewählten Stellung, in welcher er mittelbar zugleich die Belagerung von Belfort deckte; denn der Feind konnte sie bei seinem Vormarsche, namentlich wenn dies nördlich des Ognon geschah, nicht unbeachtet lassen. Da überdies die zahlreiche, mangelhaft ausgerüstete feindliche Armee besonders bei der herrschenden Winterkälte sich nur langsam werde bewegen können, so rechnete General von Werder darauf, obwol ihm jetzt drei feindliche Corps gegenüberstanden, falls sie ostwärts abmarschirten, immer noch rechtzeitig eine die Belagerung von Belfort unmittelbar deckende Stellung einnehmen zu können. Ein Angriff des Feindes erfolgte indeß nicht, aber am 8. ließen die angestellten Recognoscirungen eine Vorschiebung der französischen Streitkräfte gegen Osten vermuthen, sodaß General von Werder sofort Anordnungen traf, um der Bewegung des Gegners zu folgen, wobei dieser durch einen Vorstoß in der Richtung auf Villersexel zum Stehen gebracht werden konnte; auch wurde eine schleunige Unterstützung des Generals von Tresckow ins Auge gefaßt.

Inzwischen richteten die Franzosen ihre Bewegung noch immer gegen das 14. Corps. Bourbaki hatte Mitte December sein Vorgehen gegen Paris aufgegeben und war auf die Vorschläge der Regierung eingegangen, die sich vom Auftreten der 1. Loire-Armee im Osten die entscheidendsten Erfolge versprach und nicht zweifelte, daß Dijon mit leichter Mühe zu nehmen sei, die Belagerung von Belfort ohne Kampf deutscherseits aufgegeben werden müsse, die Unterbrechung der rückwärtigen Verbindungen der in Frankreich stehenden Heere sicher sei und das Erscheinen einer Armee von 110000 Mann die festen Plätze im Norden befreien würde; man nahm zunächst ein Zusammenwirken mit der Armee des Generals Faidherbe in Aussicht. Für die dem General Bourbaki gestellte umfassende und weitaussehende Aufgabe waren zunächst das 18., 20. und ein Theil des 15. Corps, dazu das in Lyon gebildete 24. Corps und die Division Cremer bestimmt, während die linke Flanke dieser neuen „Ostarmee" durch die Vogesenarmee unter Garibaldi gesichert werden sollte. Infolge von Verzögerungen beim Eisenbahntransport stand diese Armee erst mit Anfang des neuen Jahres zwischen Besançon und Dijon bereit; das auf Antrag Bourbaki's zugetheilte ganze 15. Corps begann seine Einschiffung in Bourges und Nevers erst am 4. Januar und brauchte zu seinem Transport den Doubs aufwärts 14 Tage. Es wurde beschlossen, mit den vorhandenen drei Corps gegen Vesoul, wo, wie man wußte, General von Werder mit der Masse seiner Streitkräfte stand, vorzugehen, und am 5. sollte der Aufmarsch mit nach Norden gerichteter Front, das 18. Corps westlich, in der Mitte das 20., auf dem rechten Flügel das 24., stattfinden, in der Absicht, das Corps des Generals von Werder durch Umfassung seines linken Flügels gänzlich von Belfort abzudrängen. Da nach den kleinen Gefechten des 5. Januar die Nachricht von der Besetzung Villersexels durch die Deutschen einging, entschloß sich General Bourbaki, weiter rechts auszuholen, und trat den am 8. vom Gegner beobachteten Marsch nach Osten an, sodaß das 18. Corps Montbozon am rechten Ognonufer, das 20. und 24. am linken Ufer Rougemont, beziehungsweise Cuse erreichten, während das 15. seine Ausschiffung bei Clerval

am Doubs begann. Am 9. Januar sollten die beiden letzten Corps an die Straße Villersexel-Arcey (Straße nach Montbéliard-Belfort) heranrücken, das 18. gegen Villersexel vorgehen. Da General von Werder bei seinem Marsch am 9. Januar der Avantgarde der 4. Reservedivision den Auftrag gegeben hatte, gegen Villersexel vorzustoßen, führte dies zu dem Treffen, in dem der Ort genommen und die herangezogenen Verstärkungen sich gegen mehr als zwei feindliche Corps am Ognon behaupteten. Nach Aufgabe des Orts um Mitternacht versammelte General von Werder am 10. Januar sein Corps bei Allevans nördlich Villersexel, trat, als der Feind nicht angriff, seinen Marsch in nordöstlicher Richtung an und erreichte am 11. die Linie der Lisaine, sodaß er nunmehr zwischen dem belagerten Belfort und dem feindlichen Heere stand. Der General selbst eilte seinem Corps voraus, recognoscirte und entschied sich für die Besetzung der Lisainelinie, in der bereits im voraus vom General von Tresckow das Gefechtsfeld durch Anlage von Batterien und Besetzung derselben mit Belagerungsgeschütz aufs günstigste vorbereitet war. Am 12. und 13. Januar rückten die vierte Reservedivision theils nach Montbéliard und Sachaux, theils nach Héricourt, nördlich anschließend General von der Goltz nach Chavey und Luze, zwei badische Brigaden nach Frahier auf dem rechten Flügel, eine Brigade nebst Artillerie als Reserve. Die Zeit, welche die Unthätigkeit des Feindes gewährte, wurde dazu angewandt, die Widerstandsfähigkeit der Stellung zu erhöhen, die glatten Wege passirbar zu machen und Telegraphen- und Relaislinien herzustellen. Nachdem von dem rechten Flügel die beiden badischen Brigaden bis auf zwei Bataillone zurückgezogen und als Reserven aufgestellt waren, erwartete General von Werder die weitern Schritte des Gegners, mit der Bestimmung, daß im Falle des Durchbrechens der Stellung an der Lisaine der Rückzug nicht weiter als bis hinter die Savoureuse, den nächsten Abschnitt dahinter, stattzufinden habe.

General Bourbaki ließ den 11. und 12. Januar verstreichen — in der festen Meinung, General von Werder werde ihn angreifen —, ohne den Flankenmarsch desselben zu stören; erst am 13. Januar setzte er seine Armee in Bewegung und ließ dieselbe eine Rechtsschwenkung machen, welche ihre bisher nach Norden gerichtete Front nach Osten kehrte. Infolge dessen fanden am 13. Januar Vorpostengefechte an der Lisaine statt; an der Allaine-Front, welche die Belagerung gegen Süden deckte, griffen Truppen aus Besançon ohne Erfolg an. Am 14. Januar stand der Feind in unmittelbarer Nähe vor der ganzen Front des 14. Corps; zum allgemeinen Angriff, den er auf dem rechten Flügel mit dem 15. Corps, daneben gegen Norden mit dem 24. und 20. Corps als Centrum, und auf dem linken Flügel mit dem 18. Corps und der Division Cremer führen wollte, konnte General Bourbaki nicht schreiten, weil die letztern beiden Heerestheile ihre Marschziele nicht erreicht hatten.

General von Werder brachte am 14. Januar den Ernst der Lage telegraphisch in Versailles zur Sprache; den bestimmten Befehl, die Schlacht an der Lisaine anzunehmen, erhielt er von dort aber am 15. Januar erst dann, als er dieser Weisung bereits aus eigener Entschließung entsprochen hatte.

Am 15. Januar, dem ersten der drei Schlachttage, wurden die Angriffe der Franzosen mit überlegenen Massen auf der ganzen Linie siegreich abgeschlagen, nachdem die Vortruppen sich auf die Hauptstellung zurückgezogen hatten; es erfolgte nun die freiwillige Räumung Montbéliards, dessen Schloß indeß besetzt blieb, während die eingedrungenen Feinde hervorzubrechen nicht unternahmen. Am 16. Januar fanden auf dem linken Flügel und im Centrum misglückende Angriffe der Franzosen statt, welche hauptsächlich durch Artilleriefeuer zurückgewiesen wurden, während im übrigen sich das Gefecht theilweise nur auf leichtes Geplänkel beschränkte; dagegen mußte auf dem rechten Flügel zwei feindlichen Divisionen der Besitz von Chenebier und Frahier überlassen werden, über welche hinaus dieselben aber nicht folgten. Um hier das Gefecht ungesäumt wiederherzustellen, befahl General von Werder dem General von Keller, mit den verfügbaren Kräften sofort gegen den Feind aufzubrechen und die verlorenen beiden Ortschaften wiederzunehmen. Dieser Auftrag führte am 17. Januar in früher Morgenstunde zu dem lebhaftesten Gefechte der drei Schlachttage; es gelang zwar trotz der erhaltenen Verstärkungen nicht, den Feind aus seiner starken Stellung in Chenebier zu vertreiben, aber er wurde doch verhindert, gegen Belfort vorzudringen. Hiermit war die Gefahr für den rechten Flügel beseitigt; auf den andern Theilen der Stellung schien die auftretende feindliche Artillerie den Angriff einleiten zu wollen, sie konnte aber gegen die deutsche nicht aufkommen und die Vorstöße der Infanterie wurden zurückgewiesen. General von Werder gewann im Laufe des 17. Januar aus den Maßregeln des Gegners die Ansicht, daß es diesem nur noch um einen gesicherten Rückzug zu thun sei; in Wirklichkeit hatte auch General Bourbaki bei der geringen Aussicht, mit den ermüdeten, hungernden und frierenden Soldaten noch einen Durchbruch der deutschen Linien erzwingen zu können, und infolge der bedrohlichen Nachrichten über den Anmarsch des Generals von Manteuffel sich zum Zurückgehen entschlossen. Die Verluste der Franzosen betrugen an Todten und Verwundeten gegen 8000 Mann, die der Deutschen 60 Offiziere, 1580 Mann; 45000 Mann mit 146 Geschützen hatten der dreifach überlegenen französischen Ostarmee gegenübergestanden.

Am 18. Januar stand der Feind zwar vor der ganzen Front, zog aber nachmittags von Chenebier ab, während er südlich davon noch mit Artillerie und Schützenschwärmen auftrat und selbst an Laufgräben und Verschanzungen arbeitete; General von Werder schloß aber aus den verschiedenen Meldungen sehr richtig, daß in den nächsten Tagen der Rückzug fortgesetzt werden würde, und ließ alle Maßregeln eintreten, die für den Erfolg der Belagerung

von Belfort nöthig erschienen; sodann war er darauf bedacht, den Feind nicht aus dem Auge zu verlieren, und ordnete am 19. Januar nach Versammlung der badischen Division auf dem rechten Flügel an, daß von dieser wie von den Generalen von der Goltz und von Schmeling Avantgarden vorgetrieben würden, mit der Weisung, Fühlung am Feinde zu gewinnen, ihn zu beunruhigen und ihm Gefangene abzunehmen, da seine Kräfte zu einer unmittelbaren Verfolgung der erheblich zahlreichern Armee nicht ausreichten.

Der letzte Abschnitt führt uns vor Paris. Dort hatten gegen das Ende des Jahres 1870 die Vertheidiger den Versuch gemacht, der Einschließung gleichsam mit der Contreapproche zu begegnen, indem sie ausgedehnte Laufgräben in verschiedenen Richtungen vorführten und zahlreiche Batterien mit Festungsgeschütz armirten; erst nachdem die Stellung der Franzosen auf dem Mont Avron drohend geworden, hatte man die Belagerungsartillerie in Wirksamkeit gebracht und diesen niedergekämpft. Demnächst wurden die verfügbaren Geschütze dazu verwandt, ein erneutes Festsetzen der Franzosen auf dem Mont Avron zu verhindern, sowie einerseits das Marnethal, andererseits die Ebene von Bondy und die gegen Le Bourget gerichteten Angriffsarbeiten zu beschießen.

War auch das ergänzte 1. bairische Corps auf dem rechten Seine-Ufer zur Verstärkung der Einschließung eingerückt, so hatte doch im Süden von Paris die fortificatorische Offensive des Belagerten sich so bedrohlich gestaltet und die Einschließungstruppen standen den feindlichen Werken so nahe, daß die beständige Gefahr selbst der Hauptstellungen, von den schweren Geschossen erreicht zu werden, dazu nöthigte, dem Gegner mit der gleichen Waffe zu begegnen.

Am 3. Januar wurden die schon seit längerer Zeit fertig gestellten 17 Batterien der Südfront sowie die des Nebenangriffs vom 6. Corps armirt, ferner Feldbatterien dieses und des 2. bairischen Corps aufgestellt, sodaß am 4. Januar morgens 98 Geschütze des Hauptangriffs schußfertig standen, denen im ganzen etwa 680 feindliche Geschütze entgegentreten konnten.

Am 5. Januar morgens begann die Beschießung mit günstigem Erfolge; denn wenn auch das entfernte und schwächer bekämpfte Fort Montrouge nicht zum Schweigen gebracht wurde, so stellte doch Fort d'Issy schon nachmittags die Action fast gänzlich ein, Fort Vanvres und die Zwischenbatterien antworteten nur unregelmäßig. Mehr und mehr trat später die artilleristische Ueberlegenheit der deutschen Batterien zu Tage, sodaß, wenn auch die Stadtumwallung nicht niedergekämpft werden konnte, doch die Einschließungstruppen vom Feuer des Feindes befreit wurden; inzwischen beschoß auch ein Theil der 15-Centimeter-Geschütze trotz des lebhaften Feuers vom Hauptwall die Stadt täglich mit 3—400 Granaten. Das Näherrücken des Angreifers veranlaßte die Franzosen zu Ausfällen, die ohne Erfolg blieben.

Auch im Osten des Platzes hatten die deutschen Belagerungsgeschütze über die viel zahlreichere Artillerie des Gegners völlig die Oberhand gewonnen; auf der Nordseite waren häufige Ausfälle versucht worden, welche zur langen Bereithaltung der Reserven nöthigten, daher wurde der artilleristische Angriff auch gegen die Nordfront von Paris, gegen St.-Denis zur Ausführung gebracht.

Inzwischen hatten sich die Zustände der französischen Hauptstadt durch den Mangel an Lebensmitteln, durch die Kälte und viele Entbehrungen sehr verschlimmert. Dazu gesellte sich die Gefährdung durch die deutsche Artillerie und die, freilich wenig berechtigte Hoffnung auf nahen Entsatz. Mit Rücksicht auf die in Frankreich so maßgebende öffentliche Meinung wurde auch unter den Mitgliedern der Regierung einem erneuten Massenausfall das Wort geredet und am 15. Januar ein solcher gegen die deutschen Linien bei Montretout, Garches und Buzanval wirklich beschlossen, wo sich große Truppenmassen versammeln konnten, ohne dem Feuer der deutschen Artillerie ausgesetzt zu sein. Nachdem am denkwürdigen 18. Januar in Versailles die Einheit der deutschen Nation unter Kaiser Wilhelm feierlich verkündet worden, führte am 19. Januar morgens General Trochu 90000 Mann in drei Colonnen gegen die Aufstellung des 5. Corps vor. Der Angriff erfolgte indeß wegen der Reibungen beim Anmarsch, die das Eintreffen der Truppen auf den Sammelpunkten wesentlich verspäteten, nicht gleichzeitig, sondern zuerst mit der linken Flügelcolonne, während die beiden andern Colonnen noch nicht entwickelt waren; er wurde vor der eigentlichen Vertheidigungslinie des 5. Corps von diesem, ohne Verwendung der bereit gehaltenen Reserven des 2. bairischen Corps und der Garde-Landwehr, jedoch unter Mitwirkung von vier Batterien des 4. Corps und einiger Batterien der Garde-Landwehr, zum Stehen gebracht und scheiterte dann auf der ganzen Front nach einem Verlust von 189 Offizieren und 3881 Mann. Das 5. Corps büßte bei der Behauptung seiner Gefechtsstellung 40 Offiziere und 570 Mann ein. Am 21. Januar morgens wurde im Norden das Feuer aus den Batterien gegen die Stellungen bei St.-Denis und während der Nacht gegen dieses selbst eröffnet, zwei Tage darauf die Artillerie des Platzes überwältigt und nach Vorschiebung der Batterien die Einleitung des förmlichen Angriffs ermöglicht. Wie nach sechstägiger Beschießung die auf 80 Geschütze verstärkte Artillerie des Angriffs eine sehr bedeutende Wirkung gegen die Forts La Briche und Double Couronne ausübte, so waren auch auf der Südfront die Forts durch die Angriffsbatterien schwer beschädigt worden, und auch sie hätten einem förmlichen Angriff nur noch geringen Widerstand entgegensetzen können. Wenn auch die Stadt-Enceinte bis zu Ende thätig blieb, näherte sich doch die artilleristische Vertheidigung der Erschöpfung; auch kam es nicht mehr zu offensiven Unternehmungen; schon am 20. Januar erklärte General Trochu jeden fernern Befreiungsversuch für aussichtslos; dazu schwand nach Gambetta's Depesche über den Miserfolg bei Le Mans die

Hoffnung auf Entsatz von außen, und die Untersuchung der Vorräthe an Lebensmitteln ergab, daß diese nur noch bis zum 24. Januar reichten. So konnte man in Paris nicht umhin, einzusehen, daß kein anderer Ausweg als die Capitulation übrigblieb. Am 23. Januar erschien Jules Favre in Versailles, um darüber zu unterhandeln, am 26. Januar nachts 12 Uhr wurden die Feindseligkeiten eingestellt, und am 28. Januar gelangte ein Waffenstillstand von 21 Tagen zur Annahme, wobei jedoch die Departements Doubs, Jura und Côte d'Or sowie Belfort ausgeschlossen blieben. Die gesammte Besatzungsarmee von Paris wurde kriegsgefangen, aber einstweilen nicht abgeführt. Die Linientruppen, Mobilgarden und Marinesoldaten, mit Ausnahme von 12000 Mann zur Aufrechthaltung der Ordnung, lieferten sogleich ihre Waffen ab. Am 29. Januar fand die Besetzung sämmtlicher Forts und von St.-Denis durch deutsche Truppen statt. Die französische Armee lieferte 602 Feldgeschütze, 177000 Gewehre, 1200 Munitionswagen ab; das erbeutete Festungsmaterial bestand in 1362 Defensionsgeschützen, 1680 Laffeten, 860 Protzen; an Munition wurden $3^1/_2$ Millionen Chassepotpatronen, 7600 Centner Pulver, 200000 Granaten für gezogene Geschütze und an 100000 Bomben für Mörser vorgefunden.

Nach hundertzweiunddreißigtägiger Einschließung wurde nun ein Theil der Streitkräfte verfügbar, um im freien Felde das Ende des Kriegs zu erkämpfen.

Diesem Heft sind außer einer Uebersichtskarte vortreffliche Pläne der Schlachten und Gefechte wie der Belagerung von Belfort und zahlreiche Skizzen beigefügt, welche die Stellungen des 14. Corps und der französischen Ostarmee vom 8. bis zum 14. Januar abends verdeutlichen.

Neueste Romane.

(Beschluß aus Nr. 27.)

1. Die beiden Russinnen. Roman von Johannes van Dewall. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1881. 8. 8 M.
2. Nadina. Roman von Johannes van Dewall. Drei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1881. 8. 10 M.
3. Sesam. Roman von Robert Byr. Drei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1881. 8. 10 M.
4. Seraphine. Eine Erzählung von U. Z. v. M. Zwei Bände in drei Abtheilungen. Leipzig, Böhme. 1881. 8. 10 M.

„Seraphine" (Nr. 4). Eine Erzählung von einem unbekannten Verfasser, und täuscht uns nicht alles, so haben wir in diesem eine Kraft ersten Ranges zu begrüßen. Wir wissen nicht, was den Autor dazu bestimmte, anonym zu bleiben; denn das Vorsetzen der Anfangsbuchstaben eines Namens, den herauszufinden sonst gar keine Anhaltpunkte geboten sind, kommt der vollständigen Anonymität gleich. Wir haben keine Befugniß, nach den Gründen zu suchen oder mit dem Autor zu rechten; steht er ja durch sein Verborgenbleiben nur dem Ruhm des eigenen Namens im Wege; denn auf seinem Felde gehört er gewiß der glänzendsten Gesellschaft an: „Nennt man die besten Namen. ..."

Ein tief greifender Beobachter des Menschen- und Seelenlebens und ein glänzender Zeichner desselben. Der Inhalt der zwei Bände ist außergewöhnlich reich, ein geradezu staunenswerthes Material verarbeitet — das vollständigste moderne Gesellschaftsbild deutschen Lebens auf dem gewaltigen Hintergrunde des Deutsch-Französischen Kriegs. Die nach den verschiedensten Richtungen hin sich erstreckende Handlung ist groß, bedeutsam; die sehr verwickelte Composition consequent, fest und sicher; die Sprache ungekünstelt, natürlich, gemessen und schön. Die Zeichnung der Charaktere, die den Kernpunkt der gesammten Darstellung ausmacht, gibt den Boden des realen Lebens nicht auf und ist doch von einem idealen Hauch getragen. Wenn auch einzelne Personen etwas bizarr erscheinen, im ganzen haben sie vollkommene psychische Wahrheit in sich, heben sich klar und ungemein anziehend ab; und mit gespanntem Interesse verfolgen wir ihre Entwickelung und ihr Schicksal. Ueber dem ganzen Gebilde liegt ein Zug des Vornehmen und Gediegenen, und ich stehe nicht an zu constatiren, daß diese Schöpfung zu den vorzüglichsten zählt, die mir seit Jahren vor die Augen gekommen; es ist Gehalt, ist Kern darin, etwas solid Architektonisches.

Will der Leser dieses sehr gedrängten Referats eine klarstellende Idee von der bewegten Welt gewinnen, in deren Kreisen er verkehrt, und von dem, was in ihr geschieht, so überblicke er zunächst dies summarische Tableau.

Es sind drei Mittel- und Ausgangspunkte der ungemein reichen und verwickelten Handlung, und Folgendes ist die Stellung der Hauptpersonen zu ihnen:

1) Das Landhaus des alten Obersten von Sternheim, in welchem sich als Adoptivkinder die drei Geschwister befinden: Malthus, Offizier im Werther'schen Regiment, wird Gemahl der Gräfin von Rhede; Seraphine, die ausgesprochene Hauptgestalt, lange halb gelähmt, wird schließlich Gattin des Barons St.-Alban; Stella, wird Gattin ihres Jugendfreundes Leon.

2) Das städtische Haus des gleichfalls zum Obersten aufgerückten Herrn von Werther, der Sternheim's energische Tochter Julia, „die Mutter des Regiments", geheirathet. Die Kinder aus dieser Ehe sind: Leon, erst zerfahrener Dilettant in Literatur und Kunst, hernach tüchtiger Krieger; und Leona, eine Zeit lang von ihrer Bestimmung abgeirrte Weltdame und unglückliche Gemahlin eines Herrn von Lettow, der im Deutsch-Französischen Kriege fällt, dann die

geläuterte und glückliche Gattin des ausgezeichneten Rittmeisters von Adlerstein, dem im Grunde trotz alles Miskennens und Sträubens von jeher ihr Herz gehörte.

3) Das finster einsame Waldschloß Tannhausen, dessen dermalige interessante Insassen die beiden Verwandten sind: der ältere Baron von St.-Alban, der, vermöge eines mit Seraphine's Geschick aufs engste verflochtenen Verhängnisses zum finstern ruhelosen Wanderer oder Pilger geworden, erst spät eine lohnende Lebensbestimmung findet, mit ihr die Sühne und das Glück; und die junge Gräfin Sibylle von Rhede, ein in der weltabgeschiedenen Einsamkeit aufgewachsenes, unschuldig naives und reines Naturkind, das erst für das Leben in der Welt und Gesellschaft zugeschliffen werden muß, wozu sie übrigens alle Körper- und Geistesanlagen hat.

Noch drei andere Personen greifen gewichtig in den Gang der Handlung ein: der obengenannte Rittmeister des Werther'schen Regiments, Herr von Adlerstein, ein Prachtmensch, Helfer, Berather und Wohlthäter aller; die reiche, glänzende, mit ganz außerordentlichen Geistesgaben und Körpervorzügen ausgestattete und doch nicht glückliche Gräfin Ellas — ein psychisches Räthsel ersten Ranges: heute verführerische Weltdame, morgen Diakonissin und büßende Betschwester; erst mit allen Männern spielend und kalt bleibend, faßt sie auf einmal Feuer für jenen herrlichen Rittmeister; zum ersten mal liebend und zum ersten mal abgewiesen, da ihm immer Leona's Bild vorschwebt, geht sie ins Kloster, dem Frieden nachjagend, den ihr die Welt nicht gegeben; drittens die auf Vertrautheit mit einem schändenden Familiengeheimniß pochende, der sinnlos geizigen alten Mutter St.-Alban's gegenüber fast als Herrin auftretende Haushälterin auf Tannhausen, eine Französin Mademoiselle Therese, die auf die Hand des sonderbaren Barons speculirt, zu dem Zweck selbst nicht vor dem Verbrechen des Mordes zurückscheut und schließlich durch ihre tolle Leidenschaft in Wahnsinn gestürzt wird.

Wir haben sonach zehn Hauptpersonen vor uns.

Hierzu kommt, um den Rahmen noch weiter zu spannen, daß wir durch ein Familienmemorial summarisch mit der herzbewegenden Geschichte der Aeltern jener drei interessanten Geschwister bekannt gemacht werden.

Nehmen wir endlich hinzu, daß wir aus der Ferne ein Stück der riesigen Kriegsgeschichte hereinragen sehen, daß ferner einige hochromantische Scenen — raffinirter Mordversuch, Schloßbrand u. a. m. — mitspielen: da muß uns wol klar werden, daß überwältigend viel Handlung in den zwei Bänden knapp zusammengedrängt ist.

So viel zur resumirenden Uebersicht; der Rahmen ist voll bis zur straffen Spannung.

Die Geschichte hebt an mit einer unfreiwilligen Begegnung zwischen Malthus und den ein wenig als verzauberte Gestalten geltenden neuen Herrschaften auf Tannhausen. Das gibt dem Autor Anlaß nicht blos zur Vorführung der drei Geschwister, sondern auch zu einer kurzen Geschichte der Aeltern, und diese schon ist eigenartig und bedeutsam. Der Vater, aus einer verarmten Seitenlinie der Edlen von der Tanne stammend, denen von jeher die reichen Besitzungen zu Tannhausen gehörten, ist von dem letzten, etwas wunderlichen und kinderlosen Freiherrn daselbst adoptirt und vollständig so erzogen und gehalten worden, als sei er Sohn und Erbe des Hauses, was er auch meint. Er lernt wenig anderes als ritterliche Uebungen, wird Husar, glücklich verheirathet, und lebt als unabhängiger Herr auf dem alten Schlosse. Da stirbt der alte Freiherr ohne Testament, und nun treten die gräflich Rhede'sche und die freiherrlich St.-Alban'sche Familie als die berechtigten Erben auf, und der bisherige Herr ist ein Bettler, dazu an keine Arbeit gewöhnt. Nach langen Kämpfen mit sich und seinem Stolze nimmt er die Stelle des Försters bei einer nahen herrschaftlichen Familie an und lernt mit Noth sich bescheiden. Da kommt über ihn das schwerste Unglück: er verliert bei der Geburt des dritten Kindes die ausgezeichnete Gattin, den Schutzengel des Hauses; nach dem Tode des Vaters aber finden die Kleinen ein Asyl in der befreundeten Familie Sternheim.

Das ist die Vorgeschichte, und so stehen die Dinge in dem Augenblick, da unsere eigentliche Erzählung anhebt: die von der Tanne'schen Kinder sind groß gewachsen; das Entscheidende liegt in dem solchermaßen gestalteten Verhältniß des Hauses Sternheim zu Schloß Tannhausen. Aber da tritt noch ein hochbedeutender Umstand hinzu, an welchem Schürzung und Lösung des Knotens zum stärksten Theil, an welchem die Hauptpartie der ganzen Entwickelung hängt. Seraphine, ein wunderbar fein organisirtes Wesen, hat als Kind im Försterhaus von der verhängnißvollen Wendung des Familienschicksals gehört und sich in den Kopf gesetzt, sie, die Kleine, wolle nach dem ihr unbekannten Tannhausen pilgern und von den jetzigen Herren des Gutes erbitten, daß sie es ihren Aeltern wieder zurückgeben. Richtig, der kindliche Einfall wird zur That. Nach einem ihre Kraft aufreibenden Tagesmarsch kommt sie auf die Brücke vor dem Schloß, halb zerfetzt, einem Bettelkind ähnlich, und wird von dem wilden Knaben St.-Alban in den Bach hinuntergestoßen; mit Mühe gerettet, bleibt sie von da an krank und halb gelähmt. Das ist nun der nagende Wurm in dem aufwachsenden ernsten Jüngling und Mann, der finstere Schatten, der sein ganzes Leben verdunkelt. Er pilgert ruhelos in der Welt herum, findet an nichts Freude und auch keine Lebensbestimmung. Ein wenig hellt sich sein Gemüth auf, als er einen Vermittler gefunden, der im Verborgenen den Geschwistern manche Wohlthat erweisen kann; fast hat er vor, ihnen das reiche Tannhausen zurückzugeben, er weiß nur nicht wie. Zu diesem Zweck fängt er an zu bauen und zu wirthschaften, nachdem er Jahrzehnte lang alles vernachlässigt hat und verfallen ließ. Aber den rechten Frieden findet er erst, als das Schicksal ihn mit Seraphine in freundliche, immer intimer werdende Beziehung gebracht und er es endlich nach schwerem Ringen ihr ab-

gewonnen, daß sie seine Gattin werden will; dabei wird sie fast wie durch ein Wunder, nämlich durch eine gewaltsame Gemüthserschütterung, auf Einen Schlag vollständig geheilt und nun auch selber wahrhaft glücklich.

Verfolgen wir den Gang des Romans nach seinen andern Richtungen. Das Nächste, was sich vordrängt, ist die Geschichte von Leon und Stella, den Unzertrennlichen: jener zwar in verschiedener Hinsicht talentbegabt, aber zerfahren und willenlos, verbittert und verbissen, einer großen Schulung und Läuterung bedürftig, die sich auch an ihm vollzieht; sie dagegen ein feines und hingebendes Weib, das mitfühlt, duldet und hofft, bis endlich über den in Selbstverzärtelung verwöhnten Mann der rechte Segen kommt. Aus der Jugendfreundschaft der beiden wird unerwartet Liebe, und sie verloben und verheirathen sich, obgleich nicht Seraphine allein, die feinstfühlende, sondern beide Familien ihre Bedenken haben und nicht an eine glückliche Ehe glauben können. Im Anfang leben sie unter bescheidenen Verhältnissen, da der junge Mann gezwungen ist, für die Familienexistenz seine Talente einzusetzen und auszunutzen, was ihn wieder verstimmt und verdrossen macht; dann kommen sie auf einmal zu Pracht und Reichthum, aber das frommt noch weniger, da unterdeß eine andere Prüfung über sie hereingebrochen ist. Leon, der sich als junger Künstler fühlt und gerirt, ist widerstandslos in den Bann der dämonischen Reize jener Gräfin Ellas verfallen, die einen Augenblick mit dem Richtigen spielt und ihn dann furchtbar enttäuscht heimschickt. Damit ist all seine Kraft und all sein Wille gebrochen; er siecht an der unheilbaren Krankheit des moralischen Selbstaufgebens, bis ihn das Schicksal herausreißt. Der 1870er Krieg bricht los, und auf einmal kommt es wie eine Offenbarung über ihn, daß hier sein Platz sei, eine wirkliche Bestimmung, die er zunächst nur mit dem Gedanken ergreift, als Mann sterben zu wollen. Er wirft sich mitten in den wildesten Kampf, begeht eine kecke That nach der andern, wird belobt, ausgezeichnet, decorirt; aber was mehr werth ist als alles — er ist ein Mann geworden. Als der zuvor blondlockige und etwas gezierte Junge als gebräunter Husar in die Arme seiner erstaunten Gattin zurückkehrt, die stille wartend immer die gleiche geblieben, da ist der Friede in die Herzen und das Glück in die glänzende Wohnung eingekehrt, und die Ehe, jetzt erst auf sicherm Grunde stehend, fängt gewissermaßen von vorn und besser an. Die hochbedeutsame Wandlung dieses Charakters ist eine der psychologischen Hauptaufgaben der Erzählung und eine der bestgelösten.

Eine ähnliche Geisteswandlung, und das ist die zweitbedeutende, geht mit Leon's Schwester vor. Sie ist als Kind unter den Augen des ruhig ernsten, aber tief fühlenden und hochgebildeten Rittmeisters von Adlerstein aufgewachsen, und hat sich bereits mit ihm, dem alles Bessere in ihr angehört, halb und halb verlobt, als falsche Pensionserziehung sie für eine Zeit gegen ihr besseres Wissen und Gewissen zur leichtfertigen Weltdame umwandelt. Sich selbst und den ruhig zurückhaltenden Offizier miskennend, wirft sie sich einem unedel denkenden Reichen in die Arme, sucht sich eine Zeit lang in den Tollheiten des fashionabeln Treibens zu zerstreuen und zu vergessen, bis der Geist einer reinern Jugend wieder in ihr einkehrt und damit die totale Umkehr. Nun zerfällt sie vollends mit ihrem ganz in gemeiner Oberflächlichkeit aufgehenden Herrn Gemahl, mit dem freilich von jeher nichts anderes als die Convenienz sie zusammengehalten hat; sie erfährt gar von dem rohen Burschen Mishandlung, duldet aber still und wird in sich reifer und reiner. Als der Mann, wenigstens ein tapferer Krieger, umkommt und sie nach alter Sitte die Witwentrauer überstanden, da greift in seiner eigenen sinn- und kraftvollen Weise der Rittmeister ein, wohl bewußt, daß erst jetzt die rechte Leona, die im Grunde des Herzens immer die Seine war, zum vollen Leben erwacht sei; und er gewinnt sie zur glücklichen und beglückenden Gattin. Also die zweite tiefgreifende Seelenentwickelung! Die Darstellung, auf welchem höchst eigenartigen und geistvoll durchdachten Wege der Rittmeister die immer noch gegen ihr tiefstes Gefühl sich Sträubende endlich zur vollen Erklärung ihrer Liebe bringt, hat etwas tief gemüthreich Ansprechendes; so handelt nur der Mann von großen Mitteln und hervorragenden Geistesgaben.

Ungemein interessant, schicksals- und wechselreich, und dabei auch wieder einige hochwichtige Geistes- und Seelenphasen bergend, ist das Leben auf dem düstern Schloß Tannhausen. Wir sahen schon, welch ein reiches und schweres Geistesleben der Baron von St.-Alban durchkämpfte, und welche Gestaltung oder Entfaltung bis zum richtigen, gesunden Abschluß. Aber auch die andern Personen! Vom Kinde, das, fast wie in einer einsam verzauberten Welt, in einer halbwilden Waldgefangenschaft lebt, entwickelt sich die Gräfin Rhede ganz organisch durch allerlei vermittelnde Stufen der Welterziehung und des allmählich ihren Horizont erweiternden Gesellschaftslebens, ohne den Duft der unberührt reinen Natur zu verlieren, bis zu jener Reife, die sie zur würdigen und tüchtigen Gattin des als Husarenoffizier ausgezeichneten und als Mensch braven Malthus macht. Aber alle Personen, die mit dem romantisch geheimnißvollen Waldidyll und seinen übrigen interessanten Charakteren näher verflochten sind, tragen etwas Befremdendes, fast Mysteriöses, etwas Weltverlorenes an sich, gleich dem düstern alten Castell selbst mit seinen zum Theil vermauerten Räumen, in denen man sich verirren und verhungern könnte, wie das wirklich der neugierig spähenden jungen Gräfin fast einmal begegnet war. Seltsame Dinge geschehen in dem unheimlichen Waldschloß; führen wir nur zwei Thatsachen an. Die im abscheulichsten Geiz verknöcherte alte Baronin zündet schließlich, als die Reichthümer der Gräfin Rhede in fremde Hand kommen, im halben Wahnsinn ihr Gemach an; ein großer Theil des alten morschen Schloßgebäudes verbrennt, die Alte mit. Als die Haushälterin Therese in der jungen

Gräfin eine Rivalin um die Hand des Barons vermuthet, riegelt sie die in den abgelegenen unbewohnten und moderigen Gemächern Umherstöbernde mit der teuflischen Absicht ein, daß sie verhungern solle; und als später eben dieselbe in Seraphinen die nun gefährlichere Nebenbuhlerin erkennt, ist sie kurzweg entschlossen, sie gewaltsam umzubringen: Seraphine sitzt einmal beim Besuch allein im Schloßgarten nahe dem Teiche, da stürzt jene mit gezücktem Dolch auf sie los; aber zu rechter Zeit kommt der Baron dazu, und das Resultat ist das umgekehrte, das denkbar glücklichste. Der furchtbare Schreck des Augenblicks hat auf Seraphinens Nerven wie eine gewaltige galvanische Batterie gewirkt; sie macht in der Erregung den Versuch aufzuspringen, und es gelingt. Von dem Augenblick an ist ihre Lähmung gewichen, statt des Todes Gesundheit gewonnen.

Nun im besondern einen Blick auf die Gestaltung der zwei eigenartigsten Charaktere, in welcher vollends der Kern des Werks liegt. An der Spitze steht natürlich die Titelfigur. Diese duldende und tröstende und segnende Kranke mit dem vergeistigten Ausdruck und dem so schön passenden Namen Seraphine, den ihre Umgebung gern schmeichelnd zum Engelnamen Seraph abkürzt, ist eine der allerfeinsten Gestalten, die ich seit langem aus der Feder eines Seelenzeichners hervorgehen sah, von absolut idealer Schönheit. Sie, zu der sie alle in Seelenängsten und Geistesnöthen, in Anliegen und Kämpfen des Lebens wallfahrten, um von ihr mit feinstem Takte Rath und Trost, Hülfe und Erbauung zu erhalten, ist wie nach Naturbedingung der erleuchtete und mitfühlende Tröster aller. Sie denkt am allerwenigsten an sich, vergißt die eigenen Gebrechen, erzittert aber wie eine aufs zarteste organisirte Sensitive unter jedem Leid oder jeder Verirrung der im Leben ihr nahestehenden Personen. Sie hat in der That etwas an sich, was an die Vorstellung von Engeln erinnert — eine Seele von durchsichtiger Klarheit und dazu vergeistigte Schönheit; über dem ganzen gebrechlich zarten Wesen liegt es wie Duft.

Mit Theilnahme aber blicken wir auf die andere Gestalt, die Gräfin Ellas, die dämonische; sie ist eine Sphinx, ein Chamäleon, das in tausend Farben schillert, ein Räthsel; ob überhaupt eine Möglichkeit, muß ich unentschieden lassen. Entzückend, bezaubernd, sinnverwirrend schön; sie wird in einigen Positionen gezeichnet, die bei alle dem feinst ätherischen Hauche, der über ihnen schwebt, etwas Bestrickendes haben. Auch an dieser Gestalt ist lauter Duft und Farbe, aber mit einem Beisatze des Diabolischen; das Herz steht uns still, wenn wir der stolzen Fee in die meerartig schillernden Augen blicken. Wenn irgendwo das spitze Wort eines geistreich bittern Schalks unter unsern Schriftstellern zutrifft: „Genau bei Weibern kann man nicht wissen, wo der Engel aufhört und der Teufel anfängt", so paßt es auf die Gräfin Ellas. Ueberaus reich, unabhängig und geistvoll, spielt sie mit dem Leben Ball und knechtet alle Männer, die sich ihr nahen, um sich vor ihr in die Knie zu werfen. Heute Betschwester und Diakonissin, die Hospitäler und Armenwohnungen besuchend, die sie selber begründet und leitet, tollt sie morgen in recht zweifelhaften Situationen und Häusern die Nächte durch. Wir glauben ihr übrigens, was in stillen reflectirenden Augenblicken bei ihr zum Ausdrucke kommt, daß sie den Seelenfrieden sucht und nicht findet. Für einen Geist dieser Art ist es ganz natürlich, daß sie im Kloster endet, als endlich in ihr die allmächtige Liebe und gerade zu dem Manne ausbricht, der allein sie unbeachtet läßt. Wir schwanken dieser Erscheinung gegenüber fortwährend zwischen Bewunderung, Bangen und Verwünschung. In etwas werden wir an die Lorelei erinnert, und in etwas an eine noch nicht lange verstorbene vornehme deutsche Schriftstellerin.

Nun eine kleine Stilprobe zum Schluß. Ich wähle den Moment, da die räthselhafte Gräfin in die Geschichte eintritt. Man führt eben in der Gesellschaft lebende Bilder vor, und natürlich fällt der glänzenden Erscheinung die erste Rolle zu. Es heißt:

> Man blickte in ein mit orientalischen Divans möblirtes Gemach. Den Hintergrund bildete ein hohes, mehrbogiges Fenster, durch das man in die sandige Ebene sah. Einzelne Palmen und eine ferne, weißblinkende Stadt schienen in Duft zu verschwinden. Nach momentaner Stille trat, begleitet von sechs verschiedenen Sklavinnen, eine ebenfalls fein verschleierte schlanke, hohe Gestalt auf die Bühne. Sie war in orientalischer Phantasietracht, reich mit goldenen Ketten und Spangen geschmückt. Eine Art Kaftan aus dunkelrother Seide, über welchen der durchsichtige Schleier fiel, umschloß den sylphidenhaft feinen geschmeidigen Oberkörper. Unter den Falten der tiefblauen türkischen Pantalons erschienen zwei Füßchen in glänzenden Saffianstiefeln, so zierlich, so schmal, daß man meinte, sie berührten nicht den Boden, als die Verschleierte heranschwebte und einen Augenblick mit gesenktem Haupt und über der Brust gekreuzten Armen, demüthig und anmuthig grüßend, vor der Gesellschaft stehen blieb. Wahrlich, eine zauberhafte, fremdländische Erscheinung! Man empfing den Eindruck, daß dieselbe sich nicht maskirt habe, sondern in dem ihr natürlichen Elemente sei, so orientalisch weich und schmiegsam war jede Bewegung, so heimisch schien sie in Sitte und Haltung zu sein.

J. J. Honegger.

Kleine Geschichten.

1. Junges Blut. Geschichten von Balduin Groller. Leipzig, Wartig's Verlag. 1880. 8. 5 M.

Die Ueberfülle von Novellen, mit denen der Büchermarkt überschwemmt ist, macht mistrauisch. Die uns vorliegenden Novellen können wir indessen aufs beste empfehlen. Wohl ist es noch kein Meister, der uns für die Gebilde seiner Phantasie hinzureißen versteht, es sind zumeist nicht besonders interessante Figuren, deren Bekannt-

schaft wir machen; allein die Geschichten, die uns Groller erzählt, sind von einem so anspruchslosen, wohlthuenden Humor durchdrungen, daß sie nothwendig ein behagliches Gefühl hervorrufen müssen. Es sind fast ausschließlich seelensgute Menschen, mit denen uns der Verfasser bekannt macht; die weniger guten, Lothar von Aichen und der Ministerpräsident Graf Planer, sind wol etwas schablonenhaft gezeichnet. Wer einige Stunden angenehm verbringen will, nehme getrost Groller's Geschichten zur Hand; wenn er nicht zu anspruchsvoll ist, wird er sein Ziel erreichen. Auf eine nachhaltigere Wirkung sind die Erzählungen nicht berechnet.

Am besten hat uns die dritte Novelle „Ueber und unter dem Striche"' zugesagt; das Journalistenleben ist hier mit einer fast meisterhaften Anschaulichkeit und Lebendigkeit geschildert. Dr. Friedrich August Lebernist Voigt, der ebenso gelehrte und herzensgute als ängstliche Ersatzredacteur der „Controle", ist eine Prachtfigur, welche wol verdiente in ein Lustspiel aufgenommen zu werden. Es gehört eine nicht gewöhnliche Begabung dazu, um diese Figur zu schaffen; sie gibt uns die Bürgschaft, daß Groller noch Tüchtiges leisten mag, und wir hoffen, ihm in Zukunft häufiger zu begegnen.

2. Des Feldschers Erzählungen von Z. Topelius. Aus dem Schwedischen. Erster Cyklus: Gustav Adolf und der Dreißigjährige Krieg. Autorisirte Uebersetzung. Leipzig, Wartig's Verlag. 1880. 8. 3 M.

Offen gesagt, hat uns das Buch arg getäuscht; nachdem der Verfasser in einem Vorwort die Person und das Leben eines Feldschers aus dem vorigen Jahrhunderte dargestellt, welcher wol geeignet ist, unsere vollsten Sympathien zu gewinnen, läßt er denselben eine Geschichte aus dem Dreißigjährigen Kriege erzählen, die wir ihm gern erlassen hätten. Es ist ein landläufiger Dutzendroman, der einer Uebersetzung um so weniger werth war, als man sich wahrlich nicht über den Mangel an dieser Art Romanen beklagen kann. Weder der ritterliche König Gustav Adolf, den fast ein Glorienschein umgibt, noch der schurkische Jesuit, dem ein Giftmord ein Kinderspiel ist und der allen Ernstes daran denkt, in der guten Stadt Würzburg ein Autodafé zu veranstalten, noch die schwärmerische Bischofsnichte, Fräulein Regina von Emmeritz, „die Südländerin", welche den schwedischen König zu bekehren hofft, vermögen uns besonders zu erwärmen.

Der Handlung fehlt es wol nicht an Spannung, der Verfasser verfügt auch über einen gewissen Humor; allein wer glaubt heutzutage noch an die wunderthätige Kraft eines eisernen Ringes, wer an Bauermädchen, die des Königs Liebe gewinnen, wer an Bauern, die ihre Söhne zu Königen erhoben wissen wollen und ihnen fluchen, daß sie den Adelstitel angenommen haben. Wer hieran glaubt, der mag es allenfalls versuchen, des Feldschers Erzählungen anzuhören; wir wollen niemand dazu rathen. Die Uebersetzung glauben wir als eine gelungene bezeichnen zu können, insoweit ein Urtheil hierüber ohne Vergleichung mit dem Original thunlich erscheint.

Heinrich Latscher.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

In dritter Auflage liegt die Schrift Arthur Schopenhauer's: „Die beiden Grundprobleme der Ethik", behandelt in zwei akademischen Preisschriften, vor (Leipzig, F. A. Brockhaus). Diese beiden Abhandlungen, von denen die erste am 26. Januar 1839 von der Königlich Norwegischen Societät der Wissenschaften zu Trontheim gekrönt ward, ergänzen sich gegenseitig, wie Schopenhauer selbst sagt, zu einem System der Grundwahrheiten der Ethik.

— Von Ludwig von Rönne's „Staatsrecht der preußischen Monarchie", vierte vermehrte und verbesserte Auflage (Leipzig, F. A. Brockhaus), sind die ersten fünf Lieferungen erschienen, womit der erste Band abschließt. Derselbe beschäftigt sich mit der neuen Verfassung Preußens, der Volksvertretung, der gesetzgebenden Gewalt und ist daher für ein großes Publikum von besonderm Interesse, indem der Autor ein höchst reichhaltiges neues Material liefert.

Theater und Musik.

Eine Specialität unserer für volksthümliche Dialekte sich lebhaft interessirenden Zeit ist das oberbairische Volksschauspiel, welches durch die Mitglieder des münchener Gärtnerplatztheaters in Berlin und Leipzig eingeführt wurde. Nachdem Fritz Reuter's „Onkel Bräsig" und „Hanne Nüte" in mehrfachen Bearbeitungen auf die Bühne gekommen sind und theatralische Reuter-Virtuosen wie Junkermann und Schelper für die Propaganda dieser plattdeutschen Stücke wirken, nimmt das Oberbairische das gleiche Recht für sich in Anspruch, wie es ja der österreichische Dialekt schon seit langer Zeit besitzt. Freilich herrschte bisher auf der Bühne der Dialekt mehr in Episoden von humoristischer Färbung oder in kurzathmigen Einactern, während er jetzt beginnt, für große, den Abend füllende Dramen das ausschließliche Colorit herzugeben. Wir können dieser Caprice des Zeitgeschmacks keine Dauer voraussagen; es sind dies Ueberwucherungen des geraden Wuchses unserer Literatur, die nur in der nationalen Schriftsprache feste Wurzeln schlagen kann. Das oberbairische Volksstück, in tüchtiger Darstellung, mit der unerlaßlichen decorativen Ausstattung, welche die Vorgänge mit einem Panorama der Alpenwelt umrahmt, hat durch die Naivetät und Quellfrische der Sprache und der Volkssitten auf der Bühne auch bei anders redenden Menschen Glück gemacht, obschon die erste Folge des Dialekts auf der Bühne eine Erschwerung des Verständnisses ist. Es wurden bei diesem Ensemblegastspiel — ebenfalls einer, seit dem Vorgang der Meininger zur signatura temporis gehörigen Erscheinung — vorzugsweise zwei Stücke zur Aufführung gebracht: „Der Hergottschnitzer von Oberammergau" und „Der Proceßhansl", beide Stücke von Ganghofer, dem eigentlichen Poeten, verfaßt in Gemeinschaft mit Neuert, dem kundigen Regisseur, der ihnen die bühnengerechte Fassung gab. In beiden Stücken fehlt es nicht an

Genrebildern: das Leben auf der Alm, das oberbairische Wirthshausleben, der Kegelschub, an dem sich die Mädchen tapfer betheiligen, die Sitzung der Dorfobrigkeit, der „Wasservogel" und ähnliche locale Gebräuche beleben die Bühne; die eigentliche Handlung aber ist nicht ohne Spannung und Sinn für Effect durchgeführt. Der Niedergang einer Lavine, wenn er auch hinter den Coulissen stattfindet, ist jedenfalls ein auf der Bühne noch nicht vorgeführtes und auch von Schiller in seinem „Tell" verschmähtes Effectstück aus der Alpenwelt. Die eigentlichen Rührscenen aber sind auf einem Grunde aufgebaut, welcher bei der neuhochdeutschen Dramatik für allzu unsicher gelten würde. Doch ein Volksstück darf sich schon etwas erlauben, und ein Dialekt ist, wenn auch nicht eine Schürze, doch ein Schleier für manches, was sonst anstößig erscheinen würde: wir meinen die Verwickelungen der Descendenz, die Geheimnisse der natürlichen Söhne und natürlichen Töchter, die in beiden Stücken die Grundlage der Verwickelung bilden und sich in Rührscenen vor unsern Augen enthüllen. Ein leiser incestnöser Duft schwebt besonders über einigen Scenen des „Proceßhansl", doch verzieht er sich wieder rasch in der frischen Bergluft. Der Proceßhansl selbst ist ein gutgezeichnetes Charakterbild. Der zweite und dritte Act des Stücks sind sehr effectvoll und einige quellfrische Liebesscenen heimeln uns freundlich an.

„Der Herrgottschnitzer von Ammergau" erinnert uns an die Herrgottspieler in dem oberbairischen Thal, und da fällt uns die Mittheilung ein, daß diese Truppe sich jetzt an die „Philippine Welser" von Redwitz wagen und dies Stück zur Darstellung bringen will. Wir hatten dabei ein unbehagliches Gefühl; die Cultur, die alle Welt beleckt, hat durch den ungeheuern Fremdenzuzug die künstlerische Naivetät dieser bairischen Bergbewohner offenbar mit der bleichen Farbe der Reflexion angekränkelt, und das Feuilleton hat sich auch in diese stillen Thäler verirrt. Das Passionsspiel, eine That des stillen Glaubens und der naiven Einfalt, wird auf einmal abgelöst von dem ganz profanen Ensemblegastspiel. Jetzt spielt man ein Stück von Redwitz, bald wird man auch andere neue Stücke spielen; man wird dann von dem Sommertheater im Oberammergau sprechen; die stillen Hirten werden sich in gefeierte Künstler verwandeln; der Theateragent wird diese Alpenweide abgrasen und die ganze Gesellschaft ihr Kreuz auf den Rücken nehmen und ihr Passionsschauspiel auf den weltlichen Bühnen spazieren führen. Das ist die Folge der Fremdenführer, der Theaterfeuilletons, der touristischen Broschüren: der Oberammergau ist Mode geworden, und die Mode ruinirt alles, was sie annectirt.

— Ein älteres Stück von Adolf Wilbrandt „Frieden im Krieg", dessen Titel einen Pendant bildet zu dem jetzt so beliebten Moser'schen Lustspiel „Krieg im Frieden", kam am leipziger Stadttheater zur Aufführung, ohne indeß, trotz einiger bühnenwirksamer Scenen, einen tiefern Eindruck zu machen. Das Charakterbild Blücher's ist in vielversprechender Weise angelegt; doch verwandelt sich der schneidige Feldmarschall immer mehr in einen polternden Alten und gutmüthigen Eheprocurator, der über eine schwere Insubordination die Augen zudrückt und einen Bund preußischer Offiziere mit französischen Mädchen, von denen das eine die damaligen Francs-Tireurs gegen deutsche Truppen gehetzt hat, gleichsam einsegnet. Der Dichter hat in jeder Hinsicht ernsten Conflicten zu sehr die Spitze abgebrochen, um überhaupt den Frieden im Krieg möglich zu machen.

— Die Oper „Das Käthchen von Heilbronn" von Karl Reinthaler in Bremen, dem Componisten der „Bismarck-Hymne", hat den von der frankfurter Intendanz ausgesetzten Preis erhalten.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 1. Juli starb in Berlin Professor Rudolf Hermann Lotze, einer der Denker, welche, von der Herbart'schen Schule ausgehend, die Verknüpfung der Philosophie mit den exacten Wissenschaften auf Grundlage der letztern und nicht mit der genialen Intuition der Naturphilosophie, sondern im Gegensatz zu der Schelling'schen Schule anstrebten und welche durch eine geschmackvolle Darstellungsweise das Vorurtheil zu widerlegen suchten, als müsse die Philosophie mit unverständlichen Kunstausdrücken und unmöglichen Constructionen den profanen Blicken ihre Offenbarungen verschleiern. Das Princip, dessen Durchführung in der innern und äußern Welt sein System anstrebte, war das des causalen Mechanismus. Sein Hauptwerk, welches sich auch am meisten durch die Vorzüge seiner Darstellungsweise auszeichnet, ist der „Mikrokosmus" (3 Bde., 1856—64; 3. Aufl. 1876); außerdem erwähnen wir seine „Metaphysik" (1841), seine „Logik" (1843, neue Auflage 1874) und einige Schriften zur Aesthetik, die bekanntlich der Herbart'schen Schule mit der Ethik zusammenfällt, namentlich seine treffliche „Geschichte der Aesthetik in Deutschland" (1868). Lotze war 1817 in Bautzen geboren, studirte seit 1834 in Leipzig Philosophie und Medicin, promovirte in beiden Facultäten, habilitirte sich 1839 als Docent in Leipzig, wurde 1844 nach Göttingen als ordentlicher Professor der Philosophie berufen und war dort bis zum Herbst 1880 thätig. Da folgte er einem Ruf nach Berlin, wo ihn jetzt der Tod ereilte.

Bibliographie.

Die Schweizer Alpen. Wanderskizzen und Stimmungsbilder aus helvetischem Lande. Würzburg, Woerl. 12. 4 M. 50 Pf.

Bergbesteigung in Graubündten. Ein Bild aus den Schweizer Alpen. Vortrag, gehalten in S. und B. v. R. P. aus Basel. Reichenbach i. Schl., Hoefer. 8. 30 Pf.

Cassel, P., Der Judengott und Richard Wagner. Eine Antwort an die Bayreuther Blätter. Zum 28. Mai 1881. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 75 Pf.

Dietrich, E., Die landschaftlichen und geschichtlichen Merkwürdigkeiten der Güldenen Aue, besonders der hochgräflichen Residenz Roßla und der dazu gehörigen Orte. Nach einer alten Chronik von J. C. Krenaldt, abgeschlossen im Jahre 1740, und unter Berücksichtigung der Gegenwart gezeichnet. Roßla. 1879. 8. 1 M.

Eßig, H., Reise-Erinnerungen, mit besonderer Rücksicht des St. Gebhardsberges bei Bregenz am Bodensee. Stuttgart, Ulrich. 12. 50 Pf.

Fischer, L. B., Donauwellen. 3 Novellen. Aschersleben, Schlegel. 8. 6 M.

Guebeier, A., Lustspiele. (Die Rivalen. — Eine Wolke. — Der Pessimist.) Hamburg, Kriebel. 8. 3 M.

Hamel, R., Epigrammatisches Lustgärtlein. Bismarck-Epigramme und andere. Rostock, Meyer. 8. 75 Pf.

Heman, C. F., Die Erscheinung der Dinge in der Wahrnehmung. Eine analytische Untersuchung. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 3 M.

Isenburg-Birstein, C. Fürst zu, Was rettet die Gesellschaft? Ein Wort über die sociale Gefahr der Gegenwart. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 75 Pf.

Lufft, A., Der Feldzug am Mittelrhein von Mitte August bis Ende December 1793. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 3 M.

Märkel, P., Platos Ideal-Staat. Dargestellt und mit besonderer Rücksicht auf die moderne Zeit beurteilt. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 M.

Die Orientreise des Kronprinzen Rudolf. 1ste Lfg. Wien, Bondy. Gr. 8. 30 Pf.

Putz, W., Chronik von Goisern. Herausgegeben und commentirt von F. Krauß. Wien, Braumüller. 8. 1 M.

Rauscher, E., Neue Gedichte. Innsbruck, Wagner. 12. 3 M.

Rechnungsbuch der Froben & Episcopius, Buchdrucker und Buchhändler zu Basel 1557—1564. Herausgegeben durch R. Wackernagel. Basel, Schwabe. Lex.-8. 10 M.

Reichlin-Meldegg, H. Freih. v., Geschichte der Familie Reichlin von Meldegg. Ergänzt und herausgegeben von H. Freih. v. Reichlin-Meldegg. Für die Familie als Manuscript in Druck gegeben. Regensburg, Wunderling. Gr. 8. 6 M.

Stein, L., Bileam. Eine semitische Stimme. Frankfurt a. M., Mahlau u. Waldschmidt. 8. 40 Pf.

Stökl, H., Meinen Sie mich? Launige Fragen, launig beantwortet. München, Bassermann. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Thudichum, G., Traube und Wein in der Kulturgeschichte. Tübingen, Laupp. 8. 1 M. 50 Pf.

Universal-Bibliothek. Nr. 1463: Der geheime Secretär. Lustspiel von E. Wichert. — Nr. 1468: Die Teufelsfelsen. Schwank von O. Blumenthal. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. à 20 Pf.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Herausgegeben von F. von Holtzendorff. 152stes Heft: Nihilismus, Pessimismus und Weltschmerz von S. Gätschenberger. Berlin, Habel. Gr. 8. 75 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 29. —— 21. Juli 1881.

Literarische Unterhaltungen.

Die Delicatesse in der Kunst.

Obschon Emile Zola und seine Schule, zu der natürlich alle brüsken Jünger des Neufranzosenthums und des Hyperrealismus in Deutschland gehören, in Frankreich eine Popularität errungen hat, die sich nach der Zahl der Auflagen seiner „Nana" am besten messen läßt, und auch schon bei uns dies monströse Meisterwerk des Naturalismus in Uebersetzungen erscheint, welche den Kampf mit der Staatsanwaltschaft aufnehmen: so bleibt doch in dem Lande Lamartine's und Victor Hugo's die Reaction gegen solche Ueberstürzungen einer einseitigen und bedenklichen Mode nicht aus, und die Aesthetiker der angesehensten französischen Zeitschrift halten es für geboten, energisch auf die Abwege hinzuweisen, auf welche die naturalistische Kunst und Literatur zu gerathen droht.

So veröffentlicht im zweiten Juniheft der „Revue des deux mondes" ein Mitglied des Instituts, Martha, einen Artikel: „La délicatesse dans l'art", welchen er als einen Beitrag zur ästhetischen Psychologie bezeichnet, der aber im wesentlichen ein Protest ist gegen die Ausschreitungen der jüngern Generation in der Malerei, in der dramatischen und Romandichtung.

Doch nicht blos gegen die Extravaganzen des Realismus wendet er sich; er wendet sich gegen diesen selbst, sobald derselbe das Copiren der Lebenswirklichkeit für den letzten Zweck der Kunst erklärt. Nach der romantischen Schule folgte in Frankreich die realistische; man stellte Scenen des alltäglichen Lebens dar, beschrieb alles was wir vor Augen haben. „Denn", fährt Martha fort, „infolge eines neuen Fortschritts dachte man, wenn die Realität die wahre Domäne der Kunst sei, so sei es billig, auch die niedrigsten Gegenstände und Existenzen nicht zu vergessen, die einen Antheil an solcher Ehre verdienten. Wenn man nicht immer decent war, so war man wenigstens sehr logisch. Denn wenn es wahr ist, daß in der Kunst eine Sache blos dadurch von Interesse ist, daß sie existirt, so gibt es keinen Grund, irgendetwas von ihr auszuschließen: ein wirklich existirender Troßbube wird mehr Antheil einflößen, als ein Held, der nur in der Phantasie des Autors lebt. Man kommt dahin, nichts mehr zu wollen als die wirklichen sichtbaren Dinge, die man alle Tage um sich sehen kann. Der Roman gefiel sich darin, die realen Dinge zu malen, als wäre die Welt eben erst entdeckt worden, die Züge von Personen, als ob man zum ersten male Gesichter sähe, unsere Kleider und Möbel als unbekannte Curiositäten, und man wußte das alles, wie man einräumen muß, mit einem außerordentlichen Talent und mit überraschender Lebenswahrheit zu schildern."

Gegenüber diesem Realismus, von dem auch ein großer Theil der deutschen Kritik inficirt ist, stabilirt Martha wie einen rocher de bronce die maßgebenden Grundsätze der Aesthetik: „die Kunst lebt nicht allein von den realen Dingen, und wenn sie genöthigt ist, sie zu zeigen, so verbindet sie dieselben; sie gestaltet sie um, belebt sie und läßt Gedanken und Gefühle aus ihnen hervorgehen. Gegenstände, die nur um ihrer selbst willen geschildert sind, die in uns keine Ideen erwecken, keine Gefühle wachrufen, können weder den Geist noch die Seele fesseln".

Das ist die ästhetische Grundlage, auf welcher Martha seine Betrachtungen aufbaut, die sich ebenso auf die Malerei wie auf die Literatur erstrecken und im Grunde Variationen sind auf die Worte unsers Dichters, die er als Motto hätte seiner Abhandlung voranstellen können: „Was er weise verschweigt, zeigt uns den Meister der Kunst."

In Deutschland ist diese ästhetische Regel oft misverstanden worden: man hat damit der Knappheit und Nüchternheit mancher Darstellungen ein künstlerisches Relief zu

geben gesucht; die Phantasiearmuth hat sich damit drapirt und aus dem Mangel eine Tugend gemacht, und im Drama hat man den epigrammatischen Stil, die Lakonismen des Ausdrucks, hinter denen sich oft nur die Unfähigkeit zu hinreißendem Erguß der Empfindung und Leidenschaft versteckt, damit gerechtfertigt. Gewiß, die Prägnanz des Ausdrucks ist ein großer stilistischer Vorzug; doch einmal muß sie an der rechten Stelle sich zeigen, und dann darf man nicht mit der Prägnanz eine Art von vornehmer Discretion verwechseln, die eben schweigt, weil sie nichts zu sagen weiß. Martha macht mit Recht auf das Symbolische aufmerksam, das aller Kunst zu Grunde liegt, auf die Bedeutung des Bildes in der Poesie, des Schlagwortes in der Literatur, eines Funkens, der auch das erhellt, was man nicht sagt; aber mehr kommt es ihm darauf an, die Delicatesse in der Behandlung verfänglicher Fragen hervorzuheben, und wir machen an seiner Hand einen Gang durch das literarische Pantheon der Jahrhunderte, und an den Beispielen eines Sophokles, Dante, Molière weist er uns diese Delicatesse nach. Im „König Oedipus", jener abstoßenden Fabel, wo Oedipus durch ein unentrinnbares Verhängniß der Mörder seines Vaters und der Gatte seiner Mutter geworden ist, besteht die Handlung aus einer langen Untersuchung, welche das Licht allmählich hereinbrechen läßt, in welcher Personen auftreten wie Zeugen vor Gericht, aus deren Aussagen allmählich die schreckliche Wahrheit hervorgeht. Oedipus und Jokaste stellen selbst diese Untersuchungen an, welche für sie so verhängnißvoll werden. Aber in dem Augenblick, wo Jokaste und mit ihr das Publikum argwöhnt, daß sie die Frau ihres Sohnes ist, verschwindet sie, um nie wieder aufzutreten; der Poet entzieht dies moralische Ungeheuer des Incestes unsern Blicken.

Von Sophokles führt uns Martha zu Lamartine und Silvio Pellico; doch diese Literaturbilder sollen nur die vornehme Einleitung bilden zu einem Protest gegen den „brutalen Stil", offenbar den Stil Zola's und seiner Schule, auf den er nicht näher eingehen will, um ihn nicht selbst mit Brutalität definiren zu müssen, der aber das Verdienst habe, endlich dem Publikum die Augen geöffnet zu haben über gewisse nothwendige Schranken der Darstellung; denn wie man in der Wissenschaft Beweise führen kann mit Hülfe des Absurden, so in der Kunst mit Hülfe der Schamlosigkeit. Sehr treffend ist indeß das Bild, welches Martha von dem jüngsten Stand der französischen Modeliteratur entwirft, welche zu ungewöhnlichen Darstellungsmitteln ihre Zuflucht nimmt: „Seit es eine Literatur gibt, haben die Männer von Genie nicht ohne Anstrengung die Kunst gesucht, die Geister nicht zu beleidigen. Sie haben unaufhörlich unerwartete Wendungen ersonnen, um ihren Gedanken, ihren Gefühlen die schönste und unschuldigste Form zu geben; sie haben nach moralischer, oratorischer, theatralischer Wohlanständigkeit gestrebt, nicht wie nach lästigen Regeln, sondern wie nach geistigen Genüssen. Sie haben mit der Zeit selbst ihre Sprache verfeinert, damit sie sich allen ihren Skrupeln besser anbequeme, indem sie von der Ansicht ausgingen, daß die Literatur vor allem «human» sein müsse. Die Völker fühlten alle den hohen Werth dieser Delicatesse und genossen den Ruhm derselben; die Athener waren stolz auf ihre attischen Reserven, die Römer auf ihre Urbanität, die Franzosen auf ihre Feinheit, und für sie bestand die Kunst wesentlich darin, nicht roh und brüsk die Gedanken auszudrücken. Andere Schriftsteller, welche den ersten folgten, sammelten in Abhandlungen alle diese Feinheiten, aus Furcht, daß sie verloren gingen oder nicht hinlänglich bemerkt würden. Ist dies nicht die Civilisation in ihrer Blüte, nicht zugleich die Ehre und das Glück des menschlichen Geistes? Wenn nun aber eines Tags irgendwo eine Literatur entstände, die keins dieser durch Jahrhunderte geheiligten Bedenken kennt, die nichts zu verschweigen, nichts abzuschwächen verstände, die sich über alle überlieferten Gebote der Ehrbarkeit hinwegsetzte, welche sich ein Spiel daraus machte, aus Uebermuth und Unbesonnenheit diesen schönen Luxus und diese zerbrechlichen Schätze der Anmuth zu zertrümmern, und wenn, um das Unglück vollständig zu machen, diese Literatur das Talent in den Dienst solcher Verwüstungen und solcher literarischen oder moralischen Zerstörung nähme: wäre es eine zu weit gehende Bezeichnung, wenn man in diesem Bestreben einen glänzenden Rückfall in die Roheit erblickte?" Brüsk, brutal, roh: das ist Zola und seine Schule; die nüchternsten und widerlichsten Detailbeschreibungen herrschen in ihr vor. Martha charakterisirt diese Richtung, welcher nach seiner Ansicht das Publikum schon müde zu werden anfängt, ohne ihre Meister zu nennen; doch der Pfeil, den er abdrückt, ist nur für Zola und Genossen bestimmt: sonst würde der Aesthetiker wol noch das Recht des Humors gewahrt haben, der seit den Ergüssen des ungezogenen Lieblings der Camönen alles zu sagen pflegt, was er auf dem Herzen hat, und auch alles sagen darf; denn er adelt alles durch das freie Spiel des Geistes, der geflügelt über dem niedern Stoff schwebt. Doch von Humor ist bei Zola und den Seinen keine Rede; sie sind ernst und trocken bis zur Verzweiflung und begraben, um mit Mephisto zu reden, in jedem Quark ihre Nase.

In Deutschland hat der nackte Materialismus in so crasser Form bisher keinen Boden gefunden; es gibt nur eine große Zahl sonderbarer Schwärmer, die ihm theoretisch huldigen. Dagegen ist der von Martha verworfene Realismus, offen oder versteckt, noch immer Mode: auf die Dorfgeschichten folgen die archäologischen Romane; auch sie gefallen sich in der weitschweifigsten Schilderung der äußern Dinge, wie sie sind oder vielmehr waren; wer weiß, ob wir nicht ohne die Furcht vor Staatsanwälten auch schon unsere deutschen Zolas hätten.

Rudolf von Gottschall.

Bühnen- und Buchdramen.

(Beschluß aus Nr. 28.)

1. Rama. Dramatisches Poem in fünf Acten von Arnold Beer. Leipzig, Brockhaus. 1879. 8. 2 M. 40 Pf.
2. Oenone. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Joseph Victor Widmann. Zürich, Schmidt. 1880. 16. 2 M.
3. Antigonos. Trauerspiel in drei Aufzügen von Friederike Kempner. Berlin, Hermann. 1880. 8. 2 M.
4. Belisar. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von August Westphal. Berlin, Kamlah. 1880. 8. 1 M. 20 Pf.
5. Johann von Schwaben. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Moritz Blanckarts. Aarau, Sauerländer. 1880. 12. 1 M.
6. Agnes Bernauer. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hermann Eduard Jahn. Rostock, Meyer. 1881. 8. 2 M.
7. Das Testament eines Dichters. Drei Dramen: Torquemada. Falkland. Jan de Witt. Von J. Schießl. Regensburg, Wunderling. 1880. Gr. 8. 3 M.
8. Die Hunyaden. Ein historisches Trauerspiel von Otto von Corvin. Zweite umgearbeitete Auflage. Leipzig, Thiel. 1880. 8. 2 M.
9. Der Knappe von Schwaz. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Christian Schneller. Innsbruck, Wagner. 1880. 16. 1 M. 60 Pf.
10. König Erich. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hermann E. Jahn. Bremen, Kühtmann. 1880. Gr. 16. 2 M.
11. Ein deutscher Brutus. Drama in fünf Aufzügen von Paul Wendt. Stettin, Tannenberg. 1880. Gr. 8. 2 M.
12. Cromwell. Drama in fünf Aufzügen von H. Josefowitz. Berlin, Stuhr. 1880. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.
13. Drei Küsse. Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Karl Schubert. Leipzig, Mutze. 1880. 8. 2 M.
14. Danton. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Max Bewer. Hamburg, Kriebel. 1880. Gr. 8. 3 M.
15. Inko, der Huronenhäuptling. Dramatisches Gedicht in fünf Acten von Alfred Bördel. Mainz, Diemer. 1880. 8. 1 M. 20 Pf.

Eine außerordentlich lebendige Handlung zeichnet das Drama „Die Hunyaden" von Otto von Corvin (Nr. 8) aus; zu bedauern bleibt nur, daß einer Aufführung der häufige Wechsel der Scenen — man hat deren zwanzig — im Wege steht. Das unglückliche Schicksal Ladislaus Corvin's bildet den Angelpunkt des Stücks. Er liebt dieselbe Anna von Ronnow, die auch des Königs Ladislaus Posthumus sinnliche Leidenschaft entflammt hat; überdies wird er von seinem ärgsten Feinde, dem Grafen Ulrich von Cilley, der ein fingirtes Attentat auf den König in Scene setzt, des Hochverraths verdächtigt und, nachdem er den Grafen im Zweikampf erstochen, ins Gefängniß geworfen und zum Tode verurtheilt. Anna vermag ihn zu retten, indem sie sich selbst der wüthenden Leidenschaft des Königs zum Opfer bringt. Sie thut es, aber nun stirbt ihr Geliebter doch. Denn die Feinde Corvin's wissen es durch das Gaukelspiel einer Geistererscheinung Cilley's dahin zu bringen, daß der König das Todesurtheil unterschreibt. Anna von Ronnow verzweifelt nicht, ohne vorher an dem Elenden, dem sie das Opfer ihrer Ehre vergebens gebracht hat, Rache zu nehmen, indem sie ihm einen Dolch in die Brust stößt. An der Leiche Corvin's ersticht sie sich selbst. Wie man sieht, leidet das Drama an tiefgehenden tragischen Erregungen keinen Mangel; nur ist es dem Dichter nicht überall gelungen, für seine Charaktere das richtige Interesse zu erwecken. König Ladislaus, dieser Jammerfürst, wird durch keinen einzigen Zug geadelt; seine Schwäche und Leichtgläubigkeit lassen ihn so verächtlich erscheinen, daß seine Liebesglut keine Wirkung macht. Um so lichter hebt sich die hochherzige Anna von ihrer Umgebung ab. Die Sprache in dem Drama ist feurig und stets charakteristisch für den Stand des Redenden — ein nicht zu unterschätzender Vorzug. Die Schilderung entfesselter Leidenschaft gelingt dem Dichter am besten:

> Wo sie nur bleibt? Mich zehrt dies Feuer auf;
> Ihr Bild verfolgt im Wachen mich und Traum.
> Die Phantasie zeigt üpp'ge Bilder mir.
> In wilder Fieberglut erbebt mein Herz,
> Und schmerzhaft zieht die Sehnsucht es zusammen.
> Verlangend breiten sich die Arme aus,
> Umarmen wie im Traum die leere Luft.
> Mich flieht der Schlaf, seit ich zuerst sie sah,
> Seitdem ihr Kuß auf meiner Lippe brannte.
> Schließt endlich sich das überwachte Auge,
> Dann peitschen wilde Träume mir das Blut,
> Und krampfhaft hab' die Kissen ich umschlungen,
> Wenn wieder ich erwach' zu neuer Qual.
> Es bringt mein Blut mich um, kommt sie nicht bald.
> An ihrem Herzen werd' ich Ruhe finden,
> Dort werd' ich endlich löschen Glut mit Glut.
> Von ihren runden Armen fest umschlungen,
> Die weiße Brust fest an mein Herz gedrückt —
> Dann mag die Welt vergehn — mich kümmert's nicht.

In die Localgeschichte Tirols führt uns „Der Knappe von Schwaz" von Christian Schneller (Nr. 9). Das Stück spielt zu der Zeit, als die Reformation in das jetzt so ultramontane Land Eingang fand. Die Bauern thun sich zusammen und wenden sich an die Bergknappen von Schwaz, ob sie mit ihnen gemeinsame Sache machen wollen. Ihre Bemühungen sind allerdings von keinem Erfolg begleitet, aber die Knappen lassen aus eigenem Antriebe eine Anzahl von Beschwerden an den Erzherzog gelangen und bitten um Abstellung verschiedener Misstände. Diese wird ihnen versprochen, wenn sie den Knappen Gerhard, den Helden des Stücks, der aus Eifersucht den Bergrichter Hugo von Stahlkron erschlagen, ausliefern. Um des Friedens willen überredet Gerhard seine Leute, sich nach Schwaz zurückzuziehen, begibt sich dann aber sonderbarerweise selbst auf die Flucht, anstatt sich mannhaft dem Gericht zu stellen; inzwischen ist seine Geliebte Blanca, die er aufsuchen will, beim Uebergange über einen Steg verunglückt, und Gerhard gibt sich selber den Tod, indem er die Wand eines Stollens durchschlägt und in den durchtosenden Wassern zu

Grunde geht. Das historische Colorit ist in dem Stück nicht übel getroffen, der vierte Act enthält eine interessante Situation; aber manche Naivetäten der Composition verrathen, daß sich der Autor auf dramatischem Gebiete noch nicht zu Hause weiß, so der ziemlich alberne, humoristisch sein sollende Landsknecht Rummel und die farblose Blanca, deren plötzlicher Untergang durch nichts motivirt ist. Ueberhaupt begreift man gar nicht, warum das Stück tragisch werden muß. Immerhin darf dem Verfasser ein hübsches anspruchsloses Talent zugesprochen werden, das bei eifriger Cultur vielleicht noch lebensfähige Früchte zeitigen dürfte.

In eigenthümlicher Weise ist das Brutus-Motiv in dem Drama von Paul Wendt: „Ein deutscher Brutus" (Nr. 11), behandelt. Die Tendenz, die sich in dem vorangestellten Motto ausspricht, läßt sich in der Arbeit selbst nicht verkennen. Die betreffenden Zeilen heißen:

> Warum an Hellas, an das alte Rom,
> Warum ans Ausland ewigen Tribut,
> Da die Geschichte unsers Vaterlands
> So manche ungehobnen Schätze birgt? —
> Laßt uns versuchen wahrhaft deutsch zu sein
> Zur eignen Ehre und zu Deutschlands Ruhm.

Der Verfasser ist gewiß auf dem richtigen Wege, und seine kernige, tüchtige Art, die an Heinrich von Kleist gemahnt, ist geeignet, echt deutsche Herzen zu rühren und zu erschüttern. Der Held des Dramas ist der Bürgermeister von Stargard, Joachim Apelmann, der um das Jahr 1576 regierte. Sein Sohn Konrad ist, durch schlechte Gesellschaft verführt, von der Bahn des Rechten gewichen und, nachdem ihn zweimal sein Leichtsinn aus der Stadt getrieben, nachdem er zum dritten mal seine diebische Hand nach seinem Vater anvertrautem Gut ausgestreckt hat, als Landsknecht in den Türkenkrieg gezogen. Der Verfasser gibt also, so scheint es, den jungen Mann von vornherein auf; aber es scheint nur so. Konrad ist allerdings verwildert, aber die aufopfernde Liebe eines von ihm verführten und verlassenen Mädchens bringt ihn zum Selbstbewußtsein und gibt ihm die Kraft, mit freiem Entschlusse zu sühnen, was er verbrochen. Als Rädelsführer in einem Bierkrawall hat er nämlich den Gastwirth erschlagen; gefangen gesetzt; aber durch seine Susanne befreit, eilt er zu seiner Mutter, entreißt ihr mit Gewalt die Schlüssel zum Geldschrank, wird aber am abermaligen Diebstahl durch ihren Fluch verhindert. Nichtsdestoweniger fällt der Verdacht, die Kasse beraubt zu haben, auf ihn; ja, am Schlusse des Acts müssen wir ihn, wenn auch ungerechterweise, sogar auch für einen Mordbrenner halten. Hier ist der Dichter gewiß zu weit gegangen; die Scene mit der Mutter kann selbst bei discretester Darstellung nur brutal wirken. Und wozu diese Anhäufung von Schlechtigkeiten des jungen Mannes, da er ja schon vor Beginn des Stücks zum Diebe geworden ist. Der Verfasser hätte vielleicht besser gethan, uns mit der Genesis von Konrad's Gesunkenheit genauer bekannt zu machen, wir würden ihm dann vieles leichter verzeihen. Von Beginn des vierten Acts verklärt sich dann freilich Konrad's Gestalt durch die Liebe Susannens in der ergreifendsten Weise, und mit ihm zugleich wächst die in furchtbar tragischem Kampfe erbebende Natur Apelmann's. Es ist überraschend und tief erschütternd zugleich, wenn der alte Mann, der seinen Sohn zum Tode verurtheilen muß und doch nicht aufhört Vater zu sein, zu ihm sagt:

> Wir sind allein; hier werf' ich hin mein Schwert
> Und bin ganz wehrlos nun und ohne Waffen.
> Nimm auf dein Schwert und sieh hier diese Brust,
> Geschwellt von Trauer und von Herzeleid.
> Ein Stoß hinein, dein Leben ist gerettet
> Und meine Wunden schmerzen dann nicht mehr,
> Die so unkindlich du mir zugefügt.
> — — — — — — — — — — —
> Stoß zu, sag' ich! Du trafst so oft mein Herz:
> So gib ihm noch den allerletzten Stoß
> Und sei bedankt für alle Ewigkeit.

Von größter tragischer Herbigkeit ist auch der Schluß. Erich, der Bräutigam seiner Tochter, hat beim Herzog Gnade für Konrad erwirkt, falls Apelmann sich bereit erklärt, ihm den Stadtforst von Bruchhausen, den Stolz der Stargarder, zu verkaufen. Apelmann entgegnet:

> Wenn Ihr den Herzog seht, so sagt ihm dies:
> Viel tausend Wälder war mein Sohn mir werth,
> Doch noch viel theurer war mir Recht und Pflicht,
> Sie treu zu üben gab den Sohn ich hin,
> Und ihn errettete kein Wald der Welt,
> Wenn auch mein Herz dabei in Stücke ging,
> Wie dies Papier, das ich in Stücke reiße.

Aus dem Drama spricht ein kräftiges, aller Phrasenhaftigkeit abholdes Talent, reich an tiefgehender Empfindung. Trotz mancher Bedenken dürfte eine Aufführung (wie sie bereits in Stettin von statten ging) zu wagen sein.

Von allen mir vorliegenden Dramen hält sich am genauesten an die Geschichte das Drama „Cromwell" von H. Josefowitz (Nr. 12). Bei Beginn des Stücks ist Karl I. bereits in den Händen Cromwell's; aber noch schreckt dieser vor dem Aeußersten zurück und tritt mit ihm in Unterhandlungen über die Befestigung des monarchischen Staats und seine Stellung in ihm. Aber schon ist die republikanische Bewegung in unberechenbarem Steigen begriffen. Mitglieder des Langen Parlaments verlangen den Abbruch der Unterhandlungen und energische Maßregeln gegen den gefangenen König, die „gottseligen" Independenten sind nahe daran zu revoltiren, und als Lord Jermyn es wagt, als Abgesandter Karl's I. dem allmächtigen Feldherrn zweideutige Vertragsbestimmungen zu präsentiren, die nur von den Pflichten, nicht von den Rechten Cromwell's handeln, beschließt dieser den Aufbruch des inzwischen zu offener Meuterei übergegangenen Heeres nach London, und somit den Tod Karl's I. Seine Hinrichtung wirft im zweiten Act ihren grausigen Reflex auf die Bühne. Karl Stuart II. wird geschlagen und flieht; Cromwell beschließt, das seinen Anordnungen widerspenstige Parlament aufzulösen. Die Auflösung selbst erfolgt in der bekannten drastischen Weise im dritten Acte,

ebenso die Einsetzung des Parlaments der „Gottseligen". Aber die Herrlichkeit der letztern dauert nur so lange, als sie sich blindlings dem Willen des Gewaltigen fügen. Sie begeben sich nach der abermaligen Auflösung zu Karl nach Paris, um seine Rückkehr zu veranlassen. Inzwischen ist Cromwell zum Lord-Protector ernannt, führt ein strenges Regiment, geräth aber dabei mit seinem Schwiegersohn in Conflict, der sich dieser Wendung zur Alleinherrschaft widersetzt, und muß gewahren wie seine zarte Tochter Francis unter dem Eindruck der Hinrichtung Karl's I. allmählich hinsiecht. Die furchtbaren Verschwörungen gegen sein Leben, der Wahnsinn seiner Tochter und die Ankunft Karl's II. auf englischem Boden untergraben vollends die Ruhe des großen, nun zum Tyrannen gewordenen Mannes, und mit dem Ausblick auf die Restauration der Stuarts schließt das Stück. Das Drama zeichnet sich aus durch lebendige Verarbeitung mannichfacher historischer Details, durch genaue Charakterisirung der Zeit und trefflich individualisirte Diction. Vielleicht ist der Autor in der Caricatur der Gottseligen etwas zu weit gegangen; die Constituirung des Parlaments derselben geht bis an das Possenhafte, und der Act würde besser schließen in dem Augenblick, wo sie auf Cromwell's Geheiß erscheinen und dieser ihnen entgegenruft: „Seid mir gegrüßt im Namen des Herrn!" Was ich in dem Stücke vermisse, das ist eine deutliche Herausarbeitung des tragischen Kerns. Dieser scheint mir darin zu bestehen, daß Cromwell infolge der Hinrichtung Karl's I. einerseits die ihm angebotene Königskrone nicht annehmen kann, andererseits doch einsieht, daß er sie annehmen muß, wenn er sein Regiment festigen will. Aber über diesen Punkt ist Josefowitz merkwürdigerweise als über etwas ganz Unwesentliches hinweggegangen, obgleich er das Streben Cromwell's nach der Königskrone im ersten Act durchblicken läßt. Ferner begreift man nicht recht die Entrüstung Fleetwood's über seines Schwiegervaters Regierungshandlungen, da uns Cromwell im Drama nirgends als „Bluthund", als welcher er doch von diesem bezeichnet wird, entgegengetreten ist. Die Andeutungen seines Geheimschreibers Thurloe genügen hier nicht. Das Stück ist in einer manchmal etwas aufgeregten Prosa geschrieben und nicht ohne eine gewisse Gesprächigkeit. Sollte eine Aufführung, der principiell durchaus nichts im Wege steht, vorbereitet werden, so dürfte der Rothstift des Regisseurs stark zu arbeiten haben.

In die Zeit des beginnenden spanischen Erbfolgekriegs führt uns das vaterländische Schauspiel von Friedrich Karl Schubert: „Drei Küsse" (Nr. 13). Der Titel hätte vielleicht bezeichnender gewählt werden können. Denn die drei Küsse, welche der Student Meindl der von ihm geliebten Mathilde von Olford gibt, nehmen im Verlaufe der Handlung keine so entscheidende Stellung ein. Den Verlauf der sehr weitschichtigen und an Peripetien reichen Handlung im einzelnen zu verfolgen, muß ich mir versagen. Der erste Act gibt durch den Mund von münchener Spießbürgern und Studenten eine lebendige historische Exposition. Auf einem Maskenfeste lernt Georg Meindl seine Mathilde kennen, gleichzeitig Georg Sebastian Plinganser die Nichte des Gastwirths Jäger, Katharina mit Namen. Jener verlangt im Scherz drei Küsse von dem adelichen Mädchen, besteht schließlich im Ernst darauf, wird aber durch die Dazwischenkunft Olford's und der Kurfürstin Therese zurückgewiesen, die Mathilde zu ihrer Hofdame ernennt. Im zweiten Acte befinden wir uns beim Kurfürsten Max Emanuel in seiner belgischen Residenz Brüssel; hier erfolgt der Tod des präsumtiven spanischen Thronerben Joseph; nun Verhandlungen mit Oesterreich und Frankreich und der Anschluß Baierns an dieses. Meindl findet im Dienste Prielmayr's seine Mathilde wieder und erregt durch eine feurige Rede die Aufmerksamkeit des Kurfürsten. Die folgenden beiden Acte bringen den Krieg mit Oesterreich, in welchem sich Meindl und Plinganser an die Spitze der Volksbewaffnung stellen. Meindl harrt tapfer für seinen geschlagenen und vertriebenen Kurfürsten aus, Plinganser aber verräth zuletzt die Sache des Volks, da er sie völlig verloren sieht. Im letzten Act kehrt Kurfürst Max Emanuel zu seinem getreuen Volke zurück; Meindl erhält Mathilde zum Weibe; Plinganser aber, der sich des höchsten Lohns nicht werth gemacht hat, nicht Katharina, sondern diese muß sich dazu verstehen, auf des Kurfürsten Wunsch den Freiherrn von Paumgarten zu heirathen, den sie nicht liebt und der uns gar nicht interessirt.

Das Stück hat eine specifisch Wittelsbach'sche Tendenz. Meindl, der Held des Stücks, ist extremer Particularist; Plinganser, der national denkt, wird zum Verräther an der bairischen Sache. Man lese das folgende Gespräch:

Meindl.

Wer für Deutschland schwärmt, ist ein Thor. Was ist Deutschland? Ein Schatten, ein Begriff. (Kleist: „Ich weiß, Aristan, diese Denkart kenn' ich!")

Plinganser.

Schlugen unsere Herzen nicht höher, da wir die Geschichte der Hohenstaufen lasen, und gelobten wir nicht, als wir uns Freundschaft schwuren, für Deutschlands Größe zu wirken?

Meindl.

Das waren Knabenträume. Sollten wir unser Vaterland, unser Baiern, dem Phantom Deutschland opfern? Wir fassen danach greifend in die leere Luft. Unsere nächste Pflicht ist, gute Baiern zu sein.

Mag der Verfasser darin recht haben, daß auch den Besten der damaligen Zeit bei der allgemein bekannten Reichsmisère nichts übrigblieb, als für ihr engeres Vaterland zu wirken, wenn sie erfolgreich wirken wollten: diese traurigen Zustände, die den Anschluß Baierns an Frankreich und den Krieg mit dem Kaiser zur Folge hatten, können uns wol die Schamröthe ins Antlitz treiben und unsere Stirn mit Unmuth umwölken; aber dramatisch verwerthbar sind sie heutzutage nicht mehr, so wenig ich das Talent des Verfassers ableugnen möchte.

In dem Trauerspiel „Danton" von Max Bewer

(Nr. 14) spricht sich ein feuriges, nach Großem ringendes Talent aus, das sich nur noch etwas aus einer gewissen Phrasenhaftigkeit herauszuarbeiten hat, um werthvolle Früchte zu zeitigen. Es geht ein glutvolles Leben durch dieses Drama, was man auch auszusetzen haben mag an der Composition desselben. Die Empfindungslyrik zwischen Danton und Adrienne drängt sich allerdings viel zu breit in den zweiten und dritten Act hinein: dieses Mädchen redet beständig von ihrer aufopfernden Liebe, beweist indessen dieselbe durch nichts. Danton, der Mann der Septembermorde, in wirksamen Gegensatz gestellt zu dem feigen, schlauen, verstandeskalten Robespierre, den er in sittlicher und geistiger Beziehung überragt, läßt doch zu sehr den Zug jenes wilden Cynismus vermissen, der diese Jesuiten des Atheismus, denen jedes Mittel recht war, um zu ihren politischen Zielen zu kommen, und gewiß auch den Mann der Septembermorde charakterisirt hat. Danton krankt in diesem Drama ein wenig an dem herkömmlichen Theateridealismus. Bewer hat ihn aufgefaßt als den Bahnbrecher der Freiheit, der aber die Sisyphusarbeit des auf Freiheit basirten Staatsaufbaues von sich weist und sich zu idyllischem Glücke aufs Land zurückzieht, um wiederzukehren, wenn das alle Schranken von Recht und Gesetz zertrümmernde Volk seiner starken Hand bedürfen sollte. Diese Gelegenheit läßt nicht auf sich warten, da Robespierre nur durch die Guillotine und den Schrecken zu herrschen vermag, so schlau er sich auch hinter Saint-Just versteckt. Nun entbrennt der Kampf zwischen den beiden Matadoren der Revolution, in welchem schließlich Danton als Märtyrer für eine neue Zeit nach seiner eigenen Voraussage untergeht, nicht ohne Robespierre's ähnliches Ende zu prophezeien. Genial ist eine „Prophetin der Revolution" geschildert, die der Verfasser typisch nur als „das Weib" einführt und die am Tage der Hinrichtung Danton's auf der Treppe der Guillotine sitzt, träumt und Branntwein trinkt. Sie fragt, in Schwermuth versunken, einen Sansculotten, was der Tod sei.

Sansculotte.

Der Tod, Mutter Babin? Ich las einmal, er wäre das Nichts, und das gefällt mir gar so schlecht nicht.

Das Weib.

Was ist denn das Nichts?

Sansculotte.

Das Nichts? Ja, das ist etwas, was man sich gar nicht denken kann!

Das Weib.

Gibt es denn so etwas?

Sansculotte.

Habt Ihr schon einmal das Meer gesehen?

Das Weib.

Das Meer? Nein!

Sansculotte.

Nun so denkt es Euch jetzt — denkt Euch Wasser — immer Wasser — immer, immer Wasser! Könnt Ihr das?

Das Weib.

Ich sehe noch ein Stück Land in der Ferne — es geht nicht!

Ueber den Ocean führt uns „Inko, der Huronenhäuptling" von Alfred Bördel (Nr. 15). Das Stück behandelt die Liebe der Tochter des Farmers Thomson, Ligie mit Namen, zu dem Indianer Inko und ihre schließliche Verheirathung nach dem Uebertritt des letztern zum Christenthum. Ein Doctor Frank, Naturforscher und Arzt auf Fort William, vertritt einem Missionar gegenüber die moderne Weltanschauung, wird aber von diesem durch die Erzählung eines Beispiels von seltener Gläubigkeit einer kinderlos gewordenen Mutter ad absurdum geführt; jedenfalls eine etwas bequeme Art, eine Weltanschauung zu widerlegen. Das Stück nimmt sich aus wie eine dramatische Erzählung nach Cooper's „Lederstrumpf". Edelmüthige Wilde und schurkische Weiße halten einander das Gleichgewicht. Die Handlung bewegt sich durch mancherlei Abenteuerlichkeiten hindurch, die Sprache ist leidlich, das Ganze als Drama recht gut gemeint, aber unwahrscheinlich, so gut wie unmöglich.

Von den besprochenen Dramen wären sonach als aufführbar zu bezeichnen: „Oenone" von Widmann, „Ein deutscher Brutus" von Wendt und „Cromwell" von Josefowitz (mit starken Strichen). Eine weitgehende Bearbeitung, besonders des schwerfälligen Stils, dürfte vielleicht auch den „Torquemada" oder den „Jan de Witt" Schießl's bühnenmöglich machen. Doch wäre für den Erfolg in keiner Weise zu bürgen. Das Resultat unsers Ueberblicks ist also freilich kein sehr hoffnungsvolles, aber auch nicht durchaus trostlos.

Wilhelm Henzen.

Geschichtliche Werke.

1. Die geschichtliche Entwickelung des deutschen Nationalbewußtseins. Von Julius Tietz. Hannover, Hahn. 1880. Gr. 8. 2 M.
2. Aus drei Jahrhunderten. Vorträge aus der neuern deutschen Geschichte von Karl Theodor Heigel. Wien, Braumüller. 1881. Gr. 8. 6 M.
3. Aus dem Nachlasse des Grafen Prokesch-Osten, k. k. österreichischem Botschafter und Feldzeugmeister. Briefwechsel mit Herrn von Gentz und Fürsten Metternich. Zwei Bände. Wien, Gerold's Sohn. 1881. 8. 16 M.

Das kleine Buch von Julius Tietz, Director der Stadttöchterschule I zu Hannover (Nr. 1), reproducirt in kurzen kräftigen Zügen die Hauptepochen unserer nationalen Entwickelung und gibt ein klares schmuckloses Bild der Geschichte des deutschen Nationalbewußtseins, von dem Gedanken ausgehend, daß das Nationalbewußtsein für ein Volk das sein müsse, was dem Einzelmenschen das Ehrgefühl ist. Es lag zwar Karl dem Großen fern, bei der

Gestaltung seines Reichs dem nationaldeutschen Gedanken Geltung verschaffen zu wollen; trotzdem aber leistete er der Ausbildung deutscher Nationalität unvergleichliche Dienste; jetzt erst begann sich unter den Deutschen das Bewußtsein ihres nationalen Zusammenhangs zu regen, und ihre Sprache brachte dies Bewußtsein zum vollsten Ausdruck. Jedoch erst, als sich das karolingische Reich wieder geschieden, entfaltete sich das deutsche Nationalbewußtsein ungehemmt; nationale Tendenzen lagen in den Verträgen von Verdun und Mersen, und letzterer war die Geburtsstunde der deutschen Nationalität: von nun an vereinigte Ein Staat die Lande deutscher Zunge, die deutschen Stämme bildeten ein staatliches Ganzes. Späterhin erlahmte die Reichsgewalt wieder, die Reichseinheit schwankte, aber die Kirche trat für letztere stützend ein, und von Mainz aus wurde dem nationalen Sinne reges Leben zugeführt. Auch dem national fundirten Reiche Heinrich's des Finklers war klares Nationalbewußtsein eigen, und Otto der Große bändigte die mächtige Herzogsgewalt durch seine Autorität; sein erneuertes Kaiserthum war weit mehr deutsch veranlagt als das des großen Karl, während es freilich auch vom nationaldeutschen Gedanken auf kosmopolitische Ideen ablenkte und in seinen Zielen die Weltherrschaft anstrebte. Dies Kaiserthum mußte, um groß und mächtig zu bleiben, seinen conservativen Charakter wahren; machte es Eroberungen in andern Landen, wie unter Otto II. und III., so überschritt es seine Aufgabe und erlitt Niederlagen. Das Verfahren eines Heinrich II., Konrad II. und Heinrich III. gegen die Kirche forderte die furchtbare Macht der Hierarchie gegen das Kaiserthum heraus, und unter Gregor VII. trat die Fülle der kirchlichen Allgewalt dem Gedanken der Staatsallmacht entgegen: unser Kaiser ging nach Canossa. Nachdem sich unter Barbarossa die Stellung des Kaiserthums, gegen das die Fürsten immer glücklicher operirten, nochmals gehoben hatte, löste sich unter Friedrich II., dem Sicilien näher lag als Deutschland, der Reichszusammenhang merklich; allmählich hörte das einheitliche Leben auf, und die Ideen deutsch-nationalen Charakters, welche Männer wie den Kurfürsten Berthold von Mainz unter Maximilian I. beseelten, kamen nicht zur Geltung. Und doch war ein Nationalgefühl in unserm Volke vorhanden, hierfür bürgen die Städtebünde, die Hansa u. s. w.; ein nationaler Geist durchwehte den Bürgerstand, nicht aber die selbstsüchtige fürstliche Politik; national war der Anstrich unserer Literatur, unserer Kunst. Diese Richtung erlebte ihren schönsten Triumph im Auftreten des echt nationalen Luther; ein Hutten führte den Kampf mit Rom wie einen nationalen Krieg, und er wie Sebastian Brant, Erasmus, Wimpheling, Hippler u. a. eiferten gegen das Eindringen des römischen Rechts in unsere Nation.

Die deutsch-nationale Partei, der Hutten angehörte, hatte ihre Hoffnungen auf Karl V. gesetzt, aber der Mann, der als fanatischer Spanier unsere Reformation nicht verstand, ließ die Partei fallen, und das Fürstenthum, welches von ihr zu Gunsten kaiserlicher Vollgewalt hatte geschwächt werden sollen, hob kecker als je sein vielköpfiges Haupt. Das nationale Leben in Deutschland brach zusammen, indessen die Fürsten frevlerische Bündnisse mit der Fremde schlossen. Durch den trostlosen Dreißigjährigen Krieg zerbröckelte das deutsche Nationalbewußtsein, der französische Ton wurde nach dem Friedensschlusse bei uns maßgebend; nicht allein die Höfe, auch Literatur und Kunst und die Nation dazu wurden die Affen des Auslandes, selbst die Sprache verlor ihren deutschen Charakter, ihre Größe. Wie ein Prediger in der Wüste rang allein Leibniz nach nationalen Zielen. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts aber sprach der bessere Bürgerstand in den „Moralischen Wochenschriften“ wieder im nationalen Geiste gegen die Fremdherrschaft und Entartung; Gottsched's dauerndes und untilgbares Verdienst ist es, daß er eine deutsche Nationalliteratur erstrebte und eine nationale Sprache einführen wollte. Nationalpoesie tönte wieder aus den Versen der Halleschen Dichterschule, und der Ruhm Friedrich's des Großen wurde als deutscher Ruhm begrüßt. Ganz eminent wirkten für die Förderung nationalen Lebens und Denkens Klopstock, Lessing, Goethe, Herder, Schiller, Uhland, Rückert und unsere andern Dichterfürsten; auch Karl Moser und Justus Möser trugen sehr bedeutend dazu bei.

Die habsburgischen Kaiser ließen fast immer das Wohl des deutschen Reichs zurücktreten hinter dem ihres Hauses, unter ihnen konnte sich Deutschland nicht national entwickeln. Der brandenburgisch-preußische Staat hingegen wurde der Krystallisationspunkt für ein einiges deutsches Vaterland mit regem Nationalbewußtsein von ihm aus konnte Deutschland neu aufgebaut werden, und Gott begnadete ihn mit einer Reihe hervorragender Fürsten. Es hat mich sehr angenehm berührt, bei Tietz richtig hervorgehoben zu finden, daß auch bei dem Großen Kurfürsten der Vortheil Brandenburgs weit den Gedanken an das Beste Deutschlands überwog; in vielen Fragen war derselbe erst in zweiter Linie Deutscher, und es ist eitel Entstellung, wenn man im Gegensatz zu der undeutschen Politik Habsburgs diejenige der Hohenzollern seit Jahrhunderten echt und einzig national nennt. Ich kann aber mit Tietz nicht übereinstimmen, wenn er die von Friedrich dem Großen erhobenen Ansprüche seiner Dynastie an schlesische Gebiete als „mindestens zweifelhaft“ bezeichnet; sicherlich waren sie vollberechtigt. Im übrigen ist der Autor gegen Friedrich durchweg gerecht; er rühmt ihn als den wesentlichen Förderer des sich neu belebenden Nationalbewußtseins in Deutschland; durch Friedrich's Ruhm fühlten sich die Deutschen zuerst als Nation, darum war er überall im Reiche populär, wie ja bekanntlich sein Bild auch in den Städten und Bauernhöfen seiner Feinde hing; er weckte wieder im Bürgerstande selbständiges Fühlen, deutsche Gesinnung, er gewährte jedermann gleichen Rechtsschutz, und sein großartiges Pflichtgefühl fand allseitiges Echo in der Nation.

Trotzdem waren bald nach seinem Tode die Zustände in Deutschland so zerfressen, daß es Napoleon I. ein Leichtes

wurde, unser Vaterland zu knechten. Die undeutsche Gesinnung von Fürsten und Völkern, in Literatur und Kunst damaliger Tage ist sehr kurz vom Autor abgethan, hätte aber als Warnung und als Gegenbild zu der Zeit unserer Erlösung recht wirksam geschildert zu werden verdient. Der Neubelebung deutschen Nationalbewußtseins diente am glänzendsten Stein mit seinen treuen Mitarbeitern am Neubau Preußens; ihn unterstützten Fichte, Schleiermacher, Arndt, der Tugendbund, die Romantische Schule mit ihrer Verherrlichung deutscher Vergangenheit. Unsere Nation fand sich wieder; Oesterreich und in erster Linie Preußen warfen in unvergleichlichen Kämpfen das Napoleonische Joch von Germaniens Rücken. Tietz hat es verstanden, in den ergreifendsten Tönen das Wiedererwachen unsers Volksgewissens und Nationalgefühls zu schildern. Leider trat an die Stelle aller schönen und stolzen Hoffnungen auf ein großes Vaterland der unglückselige Deutsche Bund, der sie sämmtlich zerpflückte; seit den Karlsbader Beschlüssen wurde jede Regung nationalen Aufschwungs systematisch unterdrückt und bestraft. Erst als der Zollverein seine Lebenskraft erprobt hatte, dämmerte eine bessere Zeit auf; anstatt auf Oesterreich concentrirte das Nationalbewußtsein alle Hoffnungen auf Preußen. Pfizer wurde der beredte Dolmetsch dieser Anschauung. Die Regierungen ließen es sich angelegen sein, die nationale Bewegung rasch zu hemmen, entbanden aber dadurch ihnen viel gefährlicher werdende radicale Tendenzen. Echt national war gewiß die Begeisterung des deutschen Volks, als Frankreich 1840 die Hand nach dem linken Rheinufer ausstreckte; auf Friedrich Wilhelm IV. schauten alle Nationalgesinnten voll sehnsüchtiger Hoffnung. Wie rege nationales Bewußtsein war, zeigte sich in der schleswig-holsteinischen Frage und, vom Südwesten ausgehend, 1848. Erlahmend wirkte das Auftreten Friedrich Wilhelm's in den Stürmen des letztern Jahres, und alle nationalen Hoffnungen schienen begraben, als 1851 der Deutsche Bund erneuert wurde und unsere Fürsten, bange vor preußischen Gelüsten nach Deutschlands Einigung, sich immer enger um Oesterreich scharten. Freilich stand inmitten dieser Constellation mächtig und gebietend der Deutsche Zollverein, der außer Oesterreich fast ganz Deutschland (nicht, wie Tietz sagt, letzteres völlig) umfaßte und der Vorbote unserer politischen Einigung gewesen ist; die wesentlichsten Dienste wurden dem Aufleben des neuen Nationalbewußtseins geleistet durch Bennigsen's Nationalverein. König Wilhelm I. und Bismarck betraten mehr und mehr deutsche Bahnen, und das anfänglich gegen Bismarck äußerst mistrauische Nationalbewußtsein wurde allmählich sein treuester Alliirter. Unbekümmert um den aus nationalen Gefühlen entspringenden Unwillen des deutschen Volks über die Haltung Oesterreichs und Preußens gegenüber dem Herzog von Augustenburg bahnte Bismarck den Weg, welcher Schleswig-Holstein ins Deutsche Reich führte, er wirkte eminent für die Entwickelung unsers Nationalbewußtseins. Das Jahr 1866 brachte die Krisis der deutschen Frage; der Dualismus, an dem wir krankten, verschwand von der Bühne, und die von Oesterreich nachgesuchte Mediation Napoleon's III. wurde mit der Ausscheidung Oesterreichs aus Deutschland gleichsam bestraft. Letztere, auf die Bismarck längst hingearbeitet, erschien gerechtfertigt und im Interesse Deutschlands liegend. Der Norddeutsche Bund war ein weiterer Schritt zu unserer nationalen Einigung; ihr Vorredner in Süddeutschland war vor allen der Großherzog Friedrich von Baden. Der Krieg von 1870 endlich führte zum innigen Bündniß von Nord und Süd; die Tage von 1813 wiederholten sich, das Nationalbewußtsein wurde die Mitgift aller Guten. Auf der Leiche des Gegners erhob sich ein neues Kaiserthum, aber kein römisches, sondern ein deutsches, kein kosmopolitisches, sondern ein nationales.

In elf Vorträgen hat es Karl Theodor Heigel (Nr. 2) verstanden, unsere Aufmerksamkeit bei interessanten Themen aus drei Jahrhunderten zu fesseln, und damit neue Beweise für seine Darstellungsgabe wie für seinen historischen Blick und sein gediegenes Wissen geliefert. Wir begreifen, daß Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege vielleicht die traurigste Epoche unserer Geschichte bildete; nach den Greueln des Kriegs sah man im Frieden das höchste Gut und achtete der Opfer selbst an Ehre nicht, die der Frieden kostete; die nationale Ehre trat zurück vor der Genugthuung, Leben und Sicherheit wieder genießen zu dürfen. Unsere Nationalität schien begraben; der Staatsorganismus war in vollster Zerrüttung, der materielle Bankrott allgemein, der Volksgeist gänzlich verwildert. Die Schilderung Heigel's stimmt völlig mit der, welche Tietz von dieser Zeit entwarf; auch er beklagt die Herrschaft, welche fremde Mode allüberall bei uns, besonders auch in Literatur und Kunst gewann, und zeigt, wie nur Schütz damals die kirchliche Tonkunst pflegte und der Riese Leibniz den deutschen Geist zu retten trachtete; wir sehen, daß das geistige Leben sich allmählich wieder regt, aber nur auf protestantischem, nicht auf katholischem Boden, wie denn Spener und Thomasius Gegner Roms waren, und daß die Wiedererhebung Deutschlands aus dem Volke hervorging. Prinz Eugen von Savoyen, dem größten österreichischen Feldherrn aller Zeiten, dem eminenten Staatsmanne, dem Freunde von Leibniz, einem ganzen Deutschen, war es allein zu danken, daß Frankreich die erstrebte Weltmonarchie nicht erlangte und die Türken nicht die Herren Europas wurden; und welch ein edler, unsträflicher Charakter war dieser Ritter ohne Furcht, dem tausendmal die verhaßte Intrigue in den Weg trat, dieser uneigennützige Diener seiner Kaiser!

Der Vortrag über Maria Theresia und Marie Antoinette führt uns in die innigen Beziehungen der sorgsam rathenden, um ihr Kind bangenden Mutter und der sie innig verehrenden, aber leichtlebigen und unerfahrenen Tochter ein. Maria Theresia tritt uns ebenso erhaben wie schlicht und bieder entgegen, und während sie für ein enges österreichisch-französisches Bündniß zumal des verhaßten Preußen wegen schwärmt, läßt sie durch den Gesandten Grafen Mercy

d'Argenteau immerfort Warnungen an die Tochter gelangen. Mutter und Tochter waren Kinder des ancien régime und Gegnerinnen der neuen Zeit, die sie nicht verstanden. Marie Antoinette vergaß nie ihre Pflicht, bisweilen aber ihre Stellung; ihr grandioser Todesmuth, ihre Seelenhoheit tilgen alle Fehler in Politik und Leben.

Mit „Gluck in Paris" entwirft Heigel ein anmuthiges und farbenreiches Bild des großartigen Meisters und jener Periode, da in der tonangebenden Metropole aller Künste der berühmte Streit zwischen Gluck und den französischen Tondichtern Lully und Rameau tobte, jene musikalische Revolution, aus der Gluck als unbestrittener Triumphator hervorging. Unser Autor benutzte hierzu die ungedruckten Memoiren des Gluck eng befreundeten und 1774 mit ihm in Paris lebenden kurbairischen Galeriedirectors von Mannlich.

Kaiser Joseph II. wird am besten aus seiner Correspondenz mit Mutter und Geschwistern erkannt; er war eine reichbegabte, tiefe und vielseitige Natur, aber eigenwillig, leicht in seinem Stolze verletzt und in seinem Wirken und Streben meist unglücklich; sehr oft widersprachen seine Ansichten denen der großen Mutter; denn im schroffen Gegensatze zu ihr sah er Oesterreichs Heil in der Lösung des Bandes zwischen Staat und Kirche, in einem neuen Regierungssysteme für die neue Zeit. Joseph wollte ein jugendlich starkes Oesterreich schaffen, hielt gar wenig vom abgelebten römischen Kaiserthum, und nach Heigel lag seinen bairischen Eroberungsplänen wesentlich auch der Gedanke nahe, in Baiern rein deutsche Gaue seinem vielsprachigen Reiche einzuverleiben und seine Culturbestrebungen auf stärkere germanische Grundlagen zu stellen; freilich kann Heigel sein Verfahren als Oberhaupt des Deutschen Reichs in der bairischen Frage nicht entschuldigen. Voll Feuereifer ging Joseph gegen die hierarchischen Gelüste der Kirche vor, suchte den Staat davon zu entbinden, und trotzte selbst dem Papste, als dieser das Unerhörte unternahm und in Wien erschien. Aber er versäumte es, die Bewegung für eine deutsche Nationalkirche zu unterstützen, dadurch seinen kirchlichen Neuerungen die gesundeste Nahrung zu reichen und Rom zu demüthigen. Er machte die deutsche Sprache in allen seinen Staaten zur Amts- und Geschäftssprache, that aber nichts zur Förderung der deutschen Literatur und verwies diese so nach Weimar; damals hätte Wien die geistige Hauptstadt deutscher Zunge werden können. Noch vom Sterbelager aus mußte der stolze Mann seine größten und hochherzigsten Schöpfungen widerrufen, und er starb auf Ruinen.

Auch der Humorist Anton Bucher kämpfte, obgleich ein römischer Priester, eifrig und unbeirrt gegen das Eingreifen des römischen Elements in das deutsche Kirchenwesen, als unter Maximilian III. Joseph wieder Licht in das seit lange stagnirende geistige Leben des Baiernvolks drang; ein ganzer Mann, dem schlagende Kritik und schärfste Satire eigen waren, stritt Bucher mit dem Jesuitismus in Baiern in Wort und Schrift, und eine derbe und wahre Malerei wirkte mächtig, weil sie dem Leben seiner Heimat abgelauscht war.

Ueber die „Jakobiner in München", vaterlandsverrätherische Clubisten, bringt Heigel Neues aus den oben genannten Memoiren Mannlich's, widerlegt aber die Anklage, daß Utzschneider unter ihnen, ja ihr Führer gewesen sei. Schwärmer für eine süddeutsche Republik gab es genug, und nicht nur in Baiern, wofür Heigel viel Beweise bringt, sondern auch im ganzen Süden; seit 1796 finden wir solche Träume in Baden, wie ich zur Evidenz aus ungedruckten, besonders niederländischen Quellen in meinem „Karl Friedrich von Baden" (Heidelberg 1878) dargethan habe; als unausführbare Träume verflogen sie bald wieder.

Unter Hinweis auf die 1876 erschienene Festschrift Kluckhohn's „Königin Luise" gibt Heigel eine kurze Würdigung der unsterblichen hohen Dulderin, der glühenden Patriotin, der Freundin Stein's.

Obgleich viele an ihrer Wahrhaftigkeit zweifelten, wurden bisher die „Memoiren des Ritters von Lang" als maßgebend für die Beurtheilung der Periode, da sich das neue Baiern bildete, angesehen und wegen der Geißelung einer Kleinstaaterei, die nicht nur in Oettingen, sondern so vielfältig blühte, gern gelesen. Heigel will durchaus nicht die Nachtseiten jener Zustände mit bengalischer Beleuchtung verschönern, sondern nur hervorheben, daß es neben ihnen auch Lichtpunkte gab, Lang aber als unedler Charakter voll Menschenhaß, ohne allen Hang zum Idealen und Wahrhaftigen, ohne Patriotismus, diese verschwieg und als historische Quelle keinen Glauben verdient; in dem verrotteten Baiern wirkten gerade damals unermüdlich, freilich auch oft rücksichtslos und schroff bureaukratisch, die Regeneratoren Montgelas und König Maximilian I. Joseph.

Höchst anziehend ist die Schilderung des berühmten Criminalisten und Vaters des bairischen Criminalgesetzbuchs Paul Anselm von Feuerbach, des mit philosophischem Blicke an das Recht herantretenden Kämpfers für Recht und Licht. Er war eine eminent selbstbewußte, sehr erregbare und im Grunde unglückliche Natur, die nie ein eigentliches Vaterland fand, immer auf eine andere Stätte ihre Hoffnungen und Wünsche richtete. Weit mehr als der Lehrberuf, in dem er unaufhörlich mit den Collegen Streit hatte, behagte ihm das 1808 beginnende Leben im praktischen Staatsdienste. Aus dem eifrigen Rheinbundspolitiker, der den Bund Baierns mit Napoleon für das Richtigste ansah und über deutsch-nationale Ideen die Nase rümpfte, trotzdem aber von Aretin als Tugendbündler denuncirt wurde, ward, als Deutschland sich zum Befreiungskampfe anschickte, der begeistertste Vorredner der nationalen Sache, und während Montgelas ganz unberührt von patriotischen Gefühlen blieb, rief Feuerbach in zündenden Schriften Baiern und Deutschland zur Befreiung von der Fremdherrschaft auf. Kaum war sie abgeschüttelt, so beschuldigten ihn die Absolutisten heimlicher gegen Baiern

abzielender Einverständnisse mit Preußen; dies war zwar eine Lüge, aber Feuerbach setzte die größten Hoffnungen auf den Hohenzollernstaat, bis er, persönlich verletzt, in bitterste Gegnerschaft zu ihm trat und für eine Trias, Baiern an der Spitze eines Fürstenbundes, als Wall deutscher Freiheit gegen Oesterreich und Preußen das große Wort ergriff. Machte ihn das Concordat Baierns von 1817 so bestürzt, daß er den Protestantismus schon als vernichtet ansah, so berauschte ihn förmlich die Ertheilung der Verfassung von 1818. Diese Inconsequenz seiner politischen Haltung darf aber das Urtheil über seine großartige juristische Bedeutung nicht trüben.

In „Ludwig I., König von Baiern, und Thorwaldsen" gibt uns schließlich der Autor ein reizendes Bild der 1808 angeknüpften und 1818 in Rom persönlich befestigten Beziehungen des kunstsinnigen Königs aus dem Süden zu dem gewaltigen Nordlandsrecken, dem nach Ludwig's competentem Urtheile größten modernen Bildhauer; welch grenzenlose Verehrung beseelte den König vor Thorwaldsen, und wie tief schmerzte es ihn, daß dieser sich nicht dazu verstand, in München zu leben! Wahrlich, Ludwig war nicht nur Mäcen, sondern wirklicher Freund großer Meister, und mit Genugthuung darf der Baier Heigel es aussprechen, Ludwig habe mehr Künstler um sich versammelt als je ein Kaiser oder Papst. Wie unversöhnlich wurden trotzdem seine Kunstschöpfungen angefeindet als unnütz, als willkürlich seinem Volke octroyirt, wie oft hieß es, das Mädchen aus der Fremde werde das Klima Münchens nicht ertragen können! Was aber — so fragen wir — wäre München ohne Ludwig's Kunstschöpfungen?

Der letzte Vertreter der Metternich'schen Schule, wie ihn sein Sohn nennt, Anton Graf Prokesch-Osten (Nr. 3), stand im regsten Briefwechsel mit Friedrich von Gentz, der rechten Hand Metternich's, und mit diesem selbst. Er erwies sich früh als diplomatisches Talent von seltener Tiefe und Gewandtheit, wurde als ungemein brauchbar in Wien erkannt und erfreute sich bei den Lenkern der Geschäfte eines Ansehens, welches weit über seinen Rang hinausging. In den Jahren 1824—30 hielt er sich im Auftrage der kaiserlichen Regierung im Orient auf, bald auf der Flotte, bald auf dem Lande thätig, seit 1827 als Generalstabsoffizier bei der Escadre des Admirals Dandalo und bald darauf als Generalstabschef, als welcher er eine Reihe ehrenvoller und glücklicher Thaten gegen die übermächtigen Seeräuber des Griechischen Archipels infecenirte und 1829 einen rühmlichen Vertrag mit dem Pascha von St.-Jean d'Acre schloß. Seit 18. September 1826 führte er über griechische und orientalische Verhältnisse eine höchst interessante und lichtvolle Correspondenz mit seinen Lehrern in der Staatskunst, Gentz und dem Staatskanzler. Er betrachtete den Vicekönig von Aegypten, Mehemed-Ali, mit besonderer Vorliebe und meinte, dieser allein, nicht aber die Land- und Seemacht des Sultans, könnte gegen die Griechen etwas ausrichten, in denen er ein entartetes Volk „ohne Vaterlandsliebe, ohne Muth, ohne irgendeine Tugend" sah. Er griff erfolgreich in den Verlauf der ägyptischen Frage ein; seine Verhandlungen waren meisterhaft, obgleich er den diplomatischen Stand der Dinge nur unvollkommen kannte und alles aus seinem eigenen Scharfsinne schöpfen mußte. Sein höchstes Streben war die diplomatische Carrière. Als Mitarbeiter am „Spectateur oriental", dann am „Courier de Smyrne", gab er Gentz und Metternich stets neuen Anlaß, seinen Scharfblick und sein Talent zu bewundern; neben seinen diplomatischen Geschäften fand er noch Zeit, sich mit Poesie wie mit ägyptischen und andern Alterthümern eingehend zu beschäftigen, darüber zu schriftstellern, genug er entfaltete einen ungewöhnlichen, vielseitigen Fleiß.

Prokesch war gleich Gentz ein schroffer Widersacher der londoner Triple-Allianz von 1827, sprach verachtend von ihrem Vater, dem genialen Canning, und fand als starrer Legitimist ihre Unterstützung der griechischen Revolution unnatürlich; immer wieder nennt er sie unselig und die „Pandoren-Büchse, die der Teufel der Unordnung, der unter dem Namen Liberalismus sich überall einführt, unserer Leichtfertigkeit und Eitelkeit zum Geschenk gemacht hat". Neben Canning verkennt er auch völlig dessen hochbedeutenden Neffen, den Gesandten Stratford Canning; sein Urtheil ist übrigens kein consequentes, denn anfänglich spricht er vom französischen Admiral de Rigny abfällig, später äußerst anerkennend. Prokesch, Metternich, Gentz sahen mit Schrecken auf Rußlands Uebermacht in Europa und waren darum schon entschlossen, die Türkei zu halten. Ihre Sympathien waren für letztere, und Gentz billigte völlig den Gedankengang Prokesch's darüber, wie die Türken ihre Operationen gegen Rußland einrichten müßten. Beide irrten, indem sie den Krieg von 1828 den vorletzten gegen die europäische Türkei nannten und ihm ein ruhmloses Prognostikon stellten; sie fürchteten, Rußland würde die griechischen Unterthanen Oesterreichs aufwühlen; sie erkannten sehr richtig, daß Konstantinopel in russischen Händen die russische Herrschaft im Mittelmeere zur Folge haben würde, und die Türkei erschien ihnen darum als der Schützling Europas. Ueberall spricht sich ihr wilder Russenhaß aus; Gentz hofft 1829 cynisch auf „die gebenedeite Pest" als Alliirte gegen die Russen. Welch andere Leitung Diebitsch ihnen gab als Wittgenstein, sprach Prokesch schon frühe mit voller Ueberzeugung aus. Sehr bezeichnend ist seine Bemerkung über Preußen, die so recht Metternich's Unterricht kennzeichnet. „Ich habe immer einen unwillkürlichen Schauer vor dieser Macht, die zu jung ist, um bedächtig zu sein, und zu viel besitzt, um nicht mehr zu wollen." Von Frankreich glaubten beide, es sei durch England dupirt und in die griechische Frage hineingedrängt; die Expedition unter Maison, welche die Aegypter unter Ibrahim Pascha zum Abzuge aus Morea zwang, erschien ihnen absurd, das Ministerium La Ferronays als „das elendeste, das je die Sonne beschien", und Prokesch sah in den Franzosen „eine alt gewordene Kokette, die zuletzt einen Dorfjungen herausputzt". Sehr glücklich

schildert er den unbedeutenden, eiteln Grafen Kapodistrias, in dem er Oesterreichs Todfeind erkannte. Um ihm und Rußland, dessen Dienstmann er war, Griechenland zu entziehen, erschien Prokesch als einziges Mittel die Unabhängigkeitserklärung Griechenlands; als Regierungsform wollte er nur die absolute, keinesfalls die constitutionelle gelten lassen. Sehr treffend sagt Prokesch:

Ein abhängiges Griechenland wird ein Nest der Piraterie und Geisel des europäischen Handels der Levante, eine Matrosenpflanzung für die Russen, eine offene Wunde für die Pforte und eine Nahrung des Brandes, der auf so vielen Punkten Europas glimmt. Ein unabhängiges wird dem europäischen Handel und insonders dem unsern Absatzquellen öffnen, der russischen Marine im Schwarzen Meere das, was sie am meisten braucht, entziehen, der Pforte eine Stütze sein und fürs allgemeine eine Eroberung, welche die Legitimität im Gebiete des Liberalismus macht.

Im Gegensatze zu Prokesch hielt Gentz den Gedanken, einen deutschen Fürsten zum griechischen König zu wählen, für baren Unsinn und Griechenland einzig zur Republik geeignet.

Nach Beendigung des russisch-türkischen Kriegs wurde Prokesch, der als erleuchtetster Kenner der griechischen Angelegenheiten galt, 1830 von Metternich nach Wien berufen. Hier trat er in persönlichen Verkehr mit Gentz. Rasch verband beide die innigste und tiefste Freundschaft; beständig rühmt Prokesch die Herzensgüte und Seelengröße von Gentz neben seinen seltenen Geistesfähigkeiten; daß der größte Publicist unsers Jahrhunderts der eitelste Don Juan und von maßloser Selbstüberhebung besessen war, verschweigt er. Prokesch regte wiederholt den Gedanken an, den ihm hochinteressanten Herzog von Reichstadt auf den griechischen Thron zu erheben, drang aber nicht durch. Wie schwer in der Geschichte das Prophezeien ist, beweist die Aeußerung Prokesch's kurz vor der Julirevolution: das französische Volk wolle keine Revolution, Karl X. könne darum das Aeußerste wagen. Als Metternich's Anhänger sah er mit Entsetzen das Treiben der badischen Liberalen, die ihm als Entfesseler grausigen Verderbens erschienen; ihnen, besonders Rotteck und seinem Stiefvater Schneller, gegenüber verfocht er leidenschaftlich „die gute Sache", Gentz und Metternich; er war „als Oesterreicher unter den Deutschen fast so fremd und angefeindet als einst unter den Griechen". Er und Gentz fürchteten 1830—31 das Hereinbrechen einer wahren Sündflut. Im Jahre 1831 ging Prokesch als diplomatischer Commissar, als Mittelsmann zwischen dem Kaiser und dem Papste nach Italien, wo Oesterreich und Frankreich unter beständigen Reibereien diplomatisch und militärisch für Gregor XVI. intervenirten. Die Zustände des Kirchenstaats lagen offen vor dem Auge des geistvollen Diplomaten. „Die Aehnlichkeit der päpstlichen Verwaltung mit der türkischen springt in die Augen. Pascha und Legat stehen auf derselben Stufe der Macht, handeln beide nach einer und derselben Weise.... Niederträchtiger regiert als dieses Land ist wol keins in Europa." Im Februar 1832 kam Prokesch bei der erneuerten österreichisch-französischen Intervention wieder als Commissar nach Italien. Der Tod von Gentz im Juni 1832 war ein schwerer Schlag für das warme Herz Prokesch's.

Erst jetzt beginnt eigentlich sein directer Briefwechsel mit dem Staatskanzler Fürsten Metternich, der bis zum Tode des letztern währte; aus vielfachen naheliegenden Rücksichten hat sein Sohn die Correspondenz der Jahre 1832—55 weniger vollständig und seit 1848 von Prokesch's Briefen nur sehr spärliche Proben mitgetheilt. Prokesch stellt Metternich außerordentlich hoch und ist in offenkundigem Widerspruche mit der allgemeinen Ansicht, sein System sei das der Stagnation gewesen, und er habe es an Pflichtgefühl fehlen lassen; sein Herz macht ihn zum beredten Anwalte des Freundes. Im Jahre 1833 wurde er nach Aegypten geschickt, wo Mehemed-Ali den Schild erhoben; wiederum erfolgreich thätig, blieb er bei Metternich stets von hohem Einflusse auf die österreichischen Beziehungen zu Aegypten und auf dessen Anschauung der ägyptischen Lage; freilich betrachtete er anfangs Mehemed's Bestrebungen ganz anders als der Staatskanzler und nahm erst nach Jahren die richtigere Ansicht desselben an. Er war für Mehemed und sah des Sultans Feindseligkeit gegen ihn als das Verderben der ohnmächtigen Pforte an, die Rußland damals rettete, worauf Frankreich zwischen ihr und Aegypten intervenirte. „Das türkische Reich", sagt Prokesch, „hat keine Lebenskraft mehr; dessen Auflösung hat bereits begonnen. Als Oesterreichs Aufgabe aber gilt es, dasselbe gegen Mehemed und die Westmächte zu halten." Metternich erklärte, Konstantinopel dürfe, falls es ja zum Ende der Türkei kommen solle, nur griechisch werden, und alles solle griechisch sein, so weit die griechische Sprache herrsche; er wünschte aber die Erhaltung der Türkei, damit nicht ihre Provinzen an Rußland, England oder Frankreich fielen; er glaubte nie an eine Machtstellung Aegyptens, nannte Prokesch in diesem Punkte einen Träumer und erklärte sich energisch gegen alles Romantische und alle Poesie in der Geschichte. Er sagt, ihm haben die Haare zu Berge gestanden,

als die ganz miserable Genlis den historischen Roman zur Mode brachte. Ein historischer Roman ist mir ein Greuel, während ich der Geschichte und dem Roman alle Gerechtigkeit zu leisten vermag. Bliebe der historische Roman ein bloßes literarisches Product, so würde ich mir weniger aus selbem machen, als dies der Fall ist, wenn er in das thatsächliche Staaten- und bürgerliche Leben überfließt. Dann kommen Monstra zum Vorschein wie da waren und sind: die unendliche Vervollkommnung des Menschengeschlechts; Monarchie entourée d'institutions républicaines; die Menschenrechte; die nach Frankreich übertragene, in England nie bestanden habende pondération des pouvoirs, à la Montesquieu; die Freiheit der Presse als ein Mittel, der Wahrheit den Weg zur Oeffentlichkeit und den Regierungen zur Erkenntniß zu bahnen; endlich das Vorbild Mehmed-Ali's als Régénérateur de l'Empire Ottoman! Mit solchem Quark hat mich niemals jemand eingeschläfert, denn er wirkt auf meine Geistes- und Gemüthsnerven wie eine Feder unter der Nase, also wie ein unleidlicher Kitzel. Dies ist sonach eine Temperamentssache, und ich danke Gott, daß er mir dieses Temperament verlieh. Mit dessen Beihülfe habe ich mich auf einer und derselben Linie, mitten durch alle Verhältnisse der Zeiten, im vollen

Verlaufe von 32 Jahren, ohne einen Moment halt zu machen, fortbewegt.

Mit hoher Genugthuung sagt der selbstgefällige Fürst, der Europa gewissermaßen regiert hat, 1841: „Berlin und Wien sind eins."

Seit December 1834 war Prokesch Gesandter in Athen. Er besaß wenig Vertrauen zu der Regentschaft für den jungen König Otto, besonders zum Grafen Armansperg, hatte aber große Achtung vor den Fähigkeiten und dem Charakter des Königs und seiner edeln, heldenhaften Gemahlin, während Metternich Otto für absolut regierungsunfähig hielt. Der große Einfluß Englands in Athen beängstigte Prokesch, zumal er Gefahren aus eventueller Befolgung der constitutionellen Rathschläge erwachsen sah. Metternich sprach sehr misachtend von den Griechen, deren keiner ihm Garantie für moralischen Charakter bot; er verdammte entschieden ihr Vorhaben, Kreta zu insurgiren und einzuverleiben:

> Das griechische Königreich ist revolutionären Ursprungs; durch die Gewalt der Umstände hat es die Taufe der Legitimität erhalten; es liegt sonach im Interesse des Königs und jedes aufgeklärten Griechen, sich vorzugsweise an die Taufe statt an die Geburt zu halten.... Auf dem Wege der Beförderung von Insurrectionen erobern wollen, ist Gift statt den Degen brauchen. Nun liegt es aber in der Natur der Dinge, daß der König von Griechenland nicht Gift gegen andere anwenden kann, ohne sich selbst zu vergiften. Er straft seine Taufe Lügen und stellt sich auf das Princip, welches nicht ihn, sondern das Land ins selbständige Leben rief.

Prokesch, der in Athen die heftigsten Kämpfe bald mit dem englischen, bald mit dem französischen, bald mit dem russischen Einflusse bestand, wurde in der Septemberrevolution von 1843 der Hort des Königspaares; seiner Ansicht nach hatte Baierns Einwirkung auf Otto am meisten zum Unheile beigetragen; auch traute er Rußland und Frankreich nicht. Otto blieb nichts übrig, als die Insurrection anzuerkennen, die neue Verfassung zu beschwören, die ihm und seiner klugen Gemahlin alsbald als nutzlos erschien, und England neuen Einfluß zu gestatten. Prokesch hielt den Thron für morsch, freute sich herzlich, als das Cabinet Kolettis bessere Tage brachte, und sah mit Unwillen, wie Lord Lyons Kolettis entgegenarbeitete und den Thron geradezu unterminiren wollte. Das Königspaar zeichnete Prokesch sehr aus, und er stand in engen Beziehungen zum preußischen Gesandten von Werther. Bei der Musurus-Affaire übernahm er hauptsächlich die Mediation. 1849 verließ er Athen.

Metternich hatte in den Märzstürmen 1848 das Feld räumen müssen, fuhr aber fort, über brennende Zeitfragen mit Prokesch zu correspondiren, da ja beide für „die alte Ordnung" und gegen die neue waren. Metternich hielt sich nach wie vor für den unfehlbaren Staatsmann par excellence; gegen alle Angriffe setzt er dreist die Behauptung: „Freund des Lichts, war ich stets ein Gegner der Brandlegung.... Ich bin ein geborener Feind der Nacht und Freund des Lichts." Ja der Stabilitätspolitiker sagt, auf Frankreich deutend: „Das Stehenbleiben ist dort, wie nirgendswo, möglich." Metternich wie Prokesch erschien der Gang der preußischen Politik als ein schiefer und gefährlicher; sie meinten, Deutschland müsse bei dem Bunde bleiben, undenkbar sei eine preußische Zukunft für Deutschland. Prokesch war jetzt Gesandter in Berlin. Metternich meinte, in Preußen sei nichts Deutsches zu finden; das Wort Deutschland diene dort nur als Aushängeschild für preußische Zwecke; die wahrhaft deutschen Interessen sah er einzig durch Oesterreich vertreten und zwar ohne jegliche Selbstsucht. Blinder konnte man wol die Dinge nicht betrachten oder betrachten wollen.

> Oesterreich hat, um befriedigt zu sein, von Deutschland nichts als die innere Ruhe in Anspruch zu nehmen, während Preußen dem Triebe nach Verdickung unterliegt und demselben nur auf Unkosten deutscher Gebiete Genüge zu leisten vermag.

Nach Metternich kann Deutschland nie ein Bundesstaat werden, es muß Staatenbund bleiben. Sehr unzufrieden ist er natürlich mit Radowitz und seinem Einfluß auf Friedrich Wilhelm IV., und Bunsen scheint ihm in Berlin deplacirt und praktisch nicht verwendbar. In dem Briefwechsel wird die preußische Politik unbarmherzig verdammt, ihr vorgeworfen, sie habe nie der Devise „Suum cuique" nachgelebt, und ihr, die als Utilitätspolitik bezeichnet wird, die österreichische als Rechtspolitik entgegengestellt; die der gothaer Schule wird als jammervollste und eine im Solde Gagern's zu selbstsüchtigen Planen benutzte Richtung charakterisirt. Metternich ist keck genug, von sich zu äußern: „Ich behaupte, in den deutschen Fragen der Deutscheste gewesen zu sein, wie ich von jeher der Griechischeste in den hellenischen und der Türkischeste in den ottomanischen war." Seiner Ansicht nach „kein Deutschland ohne Oesterreich". Sehr anerkennend spricht Prokesch, lange in Brüssel lebend, vom König Leopold I., von der belgischen Verfassung aber ebenso wegwerfend wie von der französischen und englischen Politik. Im April 1850 sagt er von Frankreich: „Die Lage dieses großen Landes drückt dem modernen Constitutionalismus die Krone auf. Diese Krone hat vieles mit einer Schellenkappe gemein.... Das große Land kann nicht sterben und es weiß nicht zu leben."

Prokesch-Osten, seit Januar 1853 Bundespräsidialgesandter in Frankfurt, sprach sich 1854 ebenso einseitig wie unbillig über die Haltung der badischen Regierung gegenüber dem Erzbischofe von Freiburg aus. Er blieb ganz unter Metternich's Einfluß, der in Wien sich nach wie vor geltend machte. Auf seine Anregung kam der hochverdiente Mann 1855 als Internuntius nach Konstantinopel, wo er am meisten an seinem Platze war.

Die in jeder Hinsicht interessante Correspondenz ist ein äußerst werthvoller Beitrag zur Geschichte der kaiserlichen Diplomatie und ihrer Vertreter. Arthur Kleinschmidt.

Pulszky's Memoiren.

Meine Zeit, mein Leben. Von Franz Pulszky. Autorisirte Ausgabe. Preßburg, Stampfel. 1880. Gr. 8. 7 M.

Eben jetzt, wo die Haltung der ungarischen Regierung und der Städteverwaltungen der ungarischen Monarchie gegenüber allem, was deutsch heißt und dadurch eben die Intelligenz, den Gewerbfleiß und den Handel in seinen höhern Sphären repräsentirt, die Aufmerksamkeit im ungewöhnlichen Maße auf sich lenkt, ist es von Interesse, ein Werk zu lesen und zu studiren wie Franz Pulszky's „Meine Zeit, mein Leben". Franz Pulszky ist nach Geburt und Charakter ein Ungar; als solcher vertritt er seine Nation im Denken, Fühlen und in der Ausdrucksweise.

Es gibt kaum wieder zwei Nationen, die sich darin so sehr gleichen wie die Ungarn und unsere Nachbarn jenseit des Rheins: der Nationalcharakter der einen ist identisch mit dem der andern. Ein unaufhörliches Schwanken zwischen liberalen Ideen und Terrorismus: bald ein begeisterter Aufschwung ritterlicher oder religiöser Gefühle, bald ein Hinabsinken in den Pfuhl der Immoralität und des Atheismus; heute eine Aufopferungsfähigkeit für Freiheit und Vaterland, die unsere Bewunderung erregen müßte, wenn ihr nicht morgen äußerste Lethargie und sklavische Beugung unter das Joch eines Despoten folgte. Jedem Drucke nachgebend, suchen sie die Ursachen ihres Verfalls nur nach außen, erblicken sie überall Verrath, wenn ihre Schwäche sie ins Unglück stürzte. Sie sind überschwenglich eingenommen für ihre Institutionen, ihre geistige Richtung und Anschauungsweise, und ihr Zorn kennt kein Maß, ihre Sprache wird plebejisch und selbst ihre Wissenschaft zur Parteisache, sobald eine andere Nation ihnen scheinbar hindernd in den Weg tritt.

So zeigt sich uns bis zu einem gewissen Maße auch Franz Pulszky in dem vorliegenden Werke. Nach ihm ruhen alle Sünden der ungarischen Nation einzig und allein auf den Schultern des Kaisers Franz I. Es ist ja richtig, daß die Regierung dieses Kaisers keine glorreiche war; die Geschichte hat längst darüber ihr Urtheil gesprochen. Seine staatsmännischen Eigenschaften waren unbedeutend; voll Mistrauen und Eifersucht trieb ihn das Bewußtsein seiner fürstlichen Stellung bis zur Tyrannei; der Gang der Französischen Revolution, die sein eigenes Haus so schwer traf, indem sie seinen Oheim und seine Tante mit sich hinabriß und ihn als Deutschen Kaiser direct bedrohte, erfüllte ihn mit solchem Entsetzen, daß er den freiheitlichen Ideen und der sie verbreitenden Wissenschaft unversöhnliche Rache schwor, wodurch er sich zu Maßregeln und Handlungen fortreißen ließ, die den finstern Zeiten des Mittelalters Ehre gemacht hätten. Allein er besaß einen achtenswerthen Privatcharakter; er war ein treuer Gatte und von reinem Lebenswandel; er war sparsam und verachtete den äußern Prunt; in seiner Kleidung und Haushaltung herrschte Einfachheit; er war human und für jeden seiner Unterthanen leicht zugänglich; trockenen Geistes, war er ein Feind der Schwärmerei und Ueberschwenglichkeit; er war mit einem Worte das Muster eines ehrbaren Spießbürgers, welcher nie eine Dummheit begeht, Ritterlichkeit nicht kennt, Theorien und Wissenschaften verachtet, sich um Kunst nicht kümmert und in Ruhe leben und sterben will.

Es sind dies Franz Pulszky's eigene Worte. Er wendet dann auf Kaiser Franz I. den Wahrspruch des Königs Matthias von Ungarn an: „Der Geist des Herrschers verherrlicht oder verdunkelt sein Reich", und führt als Beleg dafür, daß die Persönlichkeit des Monarchen, wenn seine Herrschaft von langer Dauer ist, auf seine Nation (sic!) einen großen Einfluß ausübe, die sittenlosen Zustände der englischen Gesellschaft unter Georg IV. an, und weist dagegen auf die achtunggebietende Sittenreinheit derselben Gesellschaft unter Königin Victoria hin.

Ist schon an und für sich der Vergleich zwischen einem absoluten österreichischen Kaiser, wie Franz I. war, und den constitutionellen Regenten Großbritanniens mangelhaft, so wird derselbe geradezu unverständlich und unlogisch hinsichtlich der moralischen Zustände in England unter Georg IV. und Königin Victoria, und der Zustände in Ungarn unter Kaiser Franz I. mit dem „untadelhaften Privatcharakter". Zugleich aber und im Widerspruche mit sich selbst citirt Franz Pulszky den ungarischen Dichter Berzsenyi, welcher zürnend darüber klagt, daß während der ersten 25 Jahre der Regierung des Kaisers Franz die Ungarn zu „häßlichen Sybaritenpuppen" geworden seien. Und doch der obige Vergleich!

Dies ist jedoch nicht das Einzige, was Pulszky's Werk charakterisirt; es kommt dazu die bis ins Kleinlichste gehende Schilderung seiner Familie, seiner Empfindungen, Hoffnungen und Erfolge von den ersten Knabenjahren an bis zur vollen Reife des Mannes. Das Werk hat nur Werth in retrospectiver Beziehung und kann, so wie es vor uns liegt, nicht auf authentischen Belegen beruhen, es müßte denn sein, Pulszky hätte von Kindesbeinen an alle Details aus seinem Leben mit minutiösester Genauigkeit niedergeschrieben, was doch kaum anzunehmen ist. Die Berichte über sein Jugendleben sind demnach Fiction und tragen die Merkmale der Denkweise des spätern Mannes an sich.

Hierzu kommt, daß Franz Pulszky, der noch dazu einer lutherischen Familie angehörte, im katholischen Ungarn unmöglich von früher Jugend auf so tief in das politische Getriebe seines unruhigen Vaterlandes und in das Geistesleben seiner Zeitgenossen eingeweiht sein konnte, als er es uns im vorliegenden Werke erzählt. Es ist unmöglich, sagen wir, daß er, wie er uns berichtet, alle Fäden der Intriguen, alle offenen oder verborgenen Leiter der Conspirationen, alle Männer von Bedeutung, die in die Geschicke Ungarns eingriffen oder eine bemerkenswerthe Stellung in Kunst und Wissenschaft einnahmen, persönlich kennen lernte, wenn ihm auch manches darunter näher

bekannt sein konnte. Autobiographien sind stets mehr oder minder Fictionsgebilde; die Autobiographie Pulszky's ist es noch mehr als jede andere. Tout comme chez nous, könnte der Franzose sagen.

Franz Pulszky's Werk umfaßt außer der Einleitung zehn Zeitabschnitte aus der Geschichte Ungarns und, wie der Titel es besagt, aus seinem damit innigst verwebten Leben. Diese Abschnitte, von 1814—47 reichend, schließen mit der Voraussicht des unvermeidlichen Kampfes, dem Ungarn entgegenging und aus dem es auch siegreich hervorgegangen wäre ohne die Hülfe Rußlands, welches das „athemlosende" Oesterreich, wie sich damals ein bekanntes Journal äußerte, vor einer schweren Katastrophe rettete. Die Schilderung dieser ganzen Periode aus Ungarns Geschichte wird unter dem gewandten und geistreichen Griffel Pulszky's anziehend und lehrreich, doch enthält sie nichts, was dem Geschichtsforscher unbekannt wäre; außerdem finden sich darin nothwendigerweise nicht wenige Reminiscenzen aus Pulszky's frühern Werken. Auch die Berichte aus seinem Leben in jener Zeit sind durch keine neuen oder wichtigen Angaben bereichert, wenn auch Einzelnes vertieft und, wie es die Absicht des Autors war, mit den politischen und socialen Vorgängen in Contact gesetzt ist. Die autorisirte Ausgabe ist in der Uebersetzung elegant, der Stil ist rein, die Diction scharf und zuweilen schneidend.

Ferdinand Moesch.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die Weltliteratur hat bis vor kurzem in Deutschland nur wenig Bearbeiter gefunden. Den Preis unter ihnen hat Johannes Scherr davongetragen, dessen „Allgemeine Geschichte der Literatur" (Stuttgart, Conradi) jetzt in sechster Auflage erscheint. Alle vorliegenden Lieferungen beweisen, daß der Autor sich Mühe gegeben hat, sein Werk in jeder Hinsicht zu vervollkommnen und zu vervollständigen.

Gegenwärtig erscheint auch eine „Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen in volksthümlicher Darstellung" von Otto von Leixner, mit mehr als 300 Text-Illustrationen und zahlreichen Tonbildern u. s. w. (Leipzig, Spamer). Es ist dies ein Pendant zur deutschen Literaturgeschichte desselben Verfassers, aber die erste illustrirte Universalgeschichte der Literatur, während die „Literaturgeschichte" von König, die einen so großen buchhändlerischen Erfolg hat, jenem mit Bildern versehenen deutschen Literaturwerk von Hause aus Concurrenz machte. In dem Prospect des neuen, auf zwei Bände berechneten Unternehmens heißt es: „Die Absicht des Verfassers geht dahin, in vorliegendem Werke für alle gebildeten Kreise der deutschen Lesewelt ein Hand- und Lesebuch herzustellen, welches das geistige Schaffen aller hervorragenden Völker, die auf den Entwickelungsgang des menschlichen Geistes eingewirkt haben, nach der hier in Betracht kommenden Richtung umfassen soll. Es sind deshalb die ältern orientalischen Literaturen, soweit dieselben auf Bedeutung Anspruch erheben können, wie die der Aegypter, Inder, Hebräer, Araber, Perser und Chinesen, und dann auch das Schriftthum der Griechen und Römer in den Kreis der Betrachtung gezogen worden. Das Hauptgewicht hat der Verfasser auf die neuern Literaturen der germanischen, romanischen und slawischen Völkergruppen gelegt, vor allem also auf die Darstellung der englischen, spanischen, französischen und italienischen Literatur. Wie in seiner Darstellung der deutschen Literatur, hat sich der Verfasser auch hier bemüht, nicht nur trockene Namen aufzuzählen, sondern im Spiegel des Schriftthums die Culturentwickelung der Völker zu zeigen. Gewissenhaft sind hier überall, wo es unmöglich war, die Ergebnisse selbständiger Forschungen zu geben, die besten Quellen zu Rathe gezogen, bei den Proben aus den verschiedenen Literaturen sind die besten zugänglichen Uebersetzungen benutzt worden. Um jedoch dem Handbuche noch einen besondern Werth zu verleihen, hat der Autor in seiner Darstellung jene Werke und Dichter hervorragend behandelt, welche auf die deutsche Literatur von Einfluß geworden sind; bei denselben wird dann auch besonders darauf hingewiesen werden, wann und von wem sie in unser heimisches Schriftthum eingeführt worden sind und in welcher Art sie darauf eingewirkt haben. Ein gewissenhaft gearbeitetes Register und ein Verzeichniß der Quellen sowie ausgezeichneter Ausgaben soll die Brauchbarkeit des Werks erhöhen." In der Einleitung erwähnt der Verfasser, ihm hätten nicht überall so viele Quellen zur Verfügung gestanden, daß ein lebendiges Bild möglich gewesen wäre; so sei z. B. der Ueberblick über die Literatur Chinas selbst den Gelehrten erschwert. „Andererseits", fährt er fort, „ist die Arbeit bei mehrern Literaturen, wie bei der englischen, spanischen oder französischen, durch die unendliche Fülle des Stoffs erschwert. So dürfte mancher Leser, welcher eine derselben genauer kennt, einzelnes vermissen; dennoch mußte für den Verfasser überall der gleiche Standpunkt maßgebend sein, nur dasjenige hervorzuheben, was einerseits das zu betrachtende Schriftthum kennzeichnet, andererseits auf die fremden Literaturen, besonders auf die deutsche, bestimmend eingewirkt hat. In Bezug auf die Proben war es nothwendig, weniger Beschränkung walten zu lassen und kleinere Dichtungen, wo es sich mit dem Zwecke des Werks verträgt, vollständig mitzutheilen; besonders dort erschien es mir unvermeidlich, wo auch die Uebersetzungen schwerer zugänglich sind. Es kann von jedem Deutschen gefordert werden, daß er die Hauptwerke seines heimischen Schriftthums, welche der neuern Zeit angehören, kenne; das ist bei entlegenern Literaturen nicht der Fall; hier muß darum zu der geschichtlichen Darstellung die lebendige Poesie selbst treten, wenn der Leser ungefähr ein Bild von der eigenartigen Phantasie fremder Völker gewinnen soll. Was die Auswahl unter den Uebersetzungen betrifft, so hat der Verfasser zumeist jene gewählt, welche nach dem Urtheil der Fachmänner den originellen Eindruck treuer wiedergeben, auch wenn sie nicht immer unsern geläuterten Anschauungen vom Wohlklang ganz entsprechen. Das war sogar nothwendig, wenn die schönere Uebertragung, wie etwa jene des chinesischen Liederbuchs «Schi-king» durch Rückert, durch mancherlei Zusätze und Umstellungen das Urwerk zu sehr verändert hat; nur wo die echte Prägung erhalten blieb, so weit das bei Uebertragungen der Fall sein kann, wurde der schönen, unserer Empfindung gemäßen Form der Vorzug gegeben, wie bei den meisterhaften Uebersetzungen antiker Dichtungen, welche wir Emanuel Geibel verdanken."

Johannes Scherr und auch Otto von Leixner gehören aber einer Literaturgeschichtschreibung an, welche von katholischer Seite als ketzerisch bezeichnet wird. Da es eine specifisch katholische Literatur gibt und auch deutsche Literaturgeschichten von diesem Standpunkte aus, so ist es wol begreiflich, daß das Bedürfniß einer „Allgemeinen Literaturgeschichte vom christlichen

Standpunkte aus“ oder vielmehr vom katholischen Standpunkte empfunden wurde, ein Bedürfniß, welchem Peter Norrenberg mit einem unter dem obigen Titel erscheinenden Werke abzuhelfen sucht (2 Bde., Münster, Russell). Dem Prospect zufolge soll damit der Nothlage des katholischen Sortimenters abgeholfen werden; denn dieser konnte bisher demjenigen, welcher sich über die Dichtung des Auslandes und über die deutsche im Zusammenhange mit jener zu orientiren wünschte, nur Werke kirchenfeindlicher Autoren vorlegen. Der Verfasser freilich nimmt einen höhern Schwung über den Kopf des katholischen Sortimenters hinweg; er sagt in der Einleitung: „Es gibt wol kaum eine Wissenschaft, welche man in dem Maße als eine gute Gelegenheit, dem Haß gegen die christliche Offenbarung freien Lauf zu lassen, benutzt hat, als die Literaturgeschichte, und sie, wie die Culturgeschichte überhaupt, ist zu einer furchtbaren Waffe in den Händen der Gegner des Christenthums herangewachsen. Bald ist es der Geist seichtester Aufklärung, der, hinschweifend über die weiten Gefilde der Poesie, die Naphthadämpfe, die aus ihren finstern Abgründen hervorquellen, in Flammen setzt und durch dieses unlautere Feuer das reine Licht der göttlichen Wahrheit zu verdunkeln sucht; bald sind es systematischer geschulte Geister, welche die erratischen Blöcke der Dichtung, die chaotisch durcheinanderliegen, sammeln und sie nach kühnem Plane zu einem Babel aufschichten, welches die Thürme des himmlischen Jerusalem überragen soll.“ Weiterhin heißt es: „Die Kirche ist das Schiff, welches den Strom hinauffährt; an sich vorbei sieht sie trübe Wogen und verführerisch glitzernde Wellen schießen, aber diese Fluten verlieren sich im Weltmeere, und nur sie selbst, den Hort wahrer Poesie bergend, erreicht, wenn auch manchmal auf ihrer Fahrt aufgehalten, die Höhen des Parnaß.“ Das bergaufwärts fahrende Schiff der Kirche wird wol erst die vollständige Sündflut abwarten müssen, wenn es auf dem Parnaß sitzen bleiben will, wie Noah's Arche auf dem Ararat. Doch in vielen dieser Werke ist die Zeche besser als das Wirthshausschild, und so finden wir auch in den ersten Lieferungen dieser „Literaturgeschichte“ besonders bei Besprechung der indischen Poesie manche ästhetisch feine Bemerkung.

Ausländische Literatur.

Das Heine'sche Werk über Börne ist von Thomas Selby Egan unter dem Titel „Ludwig Börne, Recollections of a Revolutionist“ (London, Newman u. Comp.) ins Englische übersetzt worden. Die Uebersetzung ist keine wörtliche, sondern sie enthält wesentliche Kürzungen. Es mag einigermaßen befremden, die Schrift Heine's, deren Einseitigkeit und Gehässigkeit in Deutschland wol allgemein anerkannt wurde und seinerzeit Gutzkow zu einer Gegenschrift veranlaßte, jetzt ohne weitern Commentar ins Englische übersetzt zu sehen. Auch will der Uebersetzer keineswegs einen Beitrag zur Charakteristik Börne's, sondern nur einen solchen zur Charakteristik Heine's geben; Börne ist nur das Object, nur das Opfer, es handelt sich nur um ein Experiment in corpore vili. Der Verfasser sagt in der Vorrede: „Um für das Buch Theilnahme zu erwecken, ist es nicht nöthig, irgendetwas mehr von Börne zu wissen, als man aus dem Buche selbst erfährt. Der Name, die politischen Ereignisse, und die Schriften, welche ihn bekannt machten, mögen in Deutschland so gut wie vergessen sein; aber diese Streiflichter, die auf den Mann selbst und seine Zeit fallen, werden immer ein ergötzliches Beispiel bleiben für die Methode Heine's, solche Gegenstände zu behandeln, für seinen Humor und seinen Stil.“ Wir glauben nicht, daß die Kenntniß deutscher Literatur in England durch so einseitige Veröffentlichungen bereichert wird. Derselbe Autor, Thomas Selby Egan, hat übrigens auch Heine's „Atta Troll“ ins Englische übersetzt und auch eine in gänzlich anderm Stil gehaltene Dichtung: Schiller's „Don Carlos“.

— In einer sehr wohlfeilen Taschenausgabe erscheint in Zürich (bei Rudolphi u. Kleine) eine „English Library“, welche Dramen, Dichtungen, Skizzen, Novellen von mäßigem Umfang veröffentlicht. Das erste Bändchen enthält Mark Twain: „Sketches“, das zweite Scott: „The Lay of the last Minstrel“, das dritte das Lustspiel von Oliver Goldsmith: „She stoops to conquer“, das vierte das Trauerspiel Marlowe's: „Doctor Faustus“. Nach dem Prospect sind zunächst noch Dramen von Ben Jonson, Massinger, Rowe, Sheridan und Dichtungen von Byron, Moore, Scott, Shelley u. a. zu erwarten.

Bibliographie.

Dirhenbacher, J. A., Die interessante Oase im Oberland oder das Valserthal im Kanton Graubünden in der Schweiz. Waldsee, Liebel. 16. 1 M.

Dresden vor hundert Jahren. Eine Chronik aus dem Jahre 1780. (Von E. Tittmann.) Dresden, Tittmann. 8. 1 M. 50 Pf.

Fris, H., Elsterperlen. Ein Lebenslauf. Allen großen und kleinen, glänzenden und einfachen Elsterperlen erzählt. Leipzig. 8. 2 M. 40 Pf.

Fischer, J., Was der Mirakelbarn plaudert. Moderne Märchen. Breslau, Max u. Comp. 8. 2 M. 40 Pf.

Hart, J., Don Juan Tenorio. Eine Tragödie. Rostock, Meyer. 8. 2 M.

Herder's ausgewählte Werke. Herausgegeben und eingeleitet von A. Stern. 3 Bde. Leipzig, Ph. Reclam jun. 12. 4 M. 50 Pf.

Hillern, Hermine v., Jugendträume. Stuttgart, Krabbe. 12. 2 M. 40 Pf.

Hoefer, E., In der letzten Stunde und andere Erzählungen. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 10 M.

Hötzelin, L., Das Nibelungenlied in seiner ursprünglichen Form. Nach einer alten Runenschrift ins Neuhochdeutsche übertragen und mit einem gelehrten Vorwort versehen. Leipzig, Ehrlich. 12. 50 Pf.

Huyssen, G., Christi Leiden im deutschen Volksschauspiel, namentlich im Oberammergauer Passionsspiel. Barmen, Klein. 8. 2 M. 80 Pf.

Jókai, M., Pater Peter. Roman. Mit einem Nachwort von A. Silberstein. Budapest, Révai. 8. 3 M.

Jordan, W. K., Das Gebet des Herrn. Eine Pfingstgabe. Gumbinnen, Sterzel. 8. 30 Pf.

La Mara, Sommerglück. Leipzig, Knapp. 8. 2 M. 60 Pf.

Lang, G., Hausschwalben. Gedichte, der Jugend und ihren Freunden gewidmet. Mit 2 Holzschnitten nach Zeichnungen von A. Hendschel. Wiesbaden, Nicol. Gr. 8. 4 M.

Langbehn, J., Flügelgestalten der ältesten griechischen Kunst. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Lemcke, H., Die älteren Stettiner Straßennamen, gesammelt und erklärt. Stettin, Saunier. Gr. 8. 2 M.

Lippert, J., Die Religionen der europäischen Culturvölker, der Litauer, Slaven, Germanen, Griechen und Römer, in ihrem geschichtlichen Ursprunge. Berlin, Th. Hofmann. Gr. 8. 8 M.

Littrow, H. v., Carl Weyprecht, der österreichische Nordpolfahrer. Erinnerungen und Briefe, gesammelt und zusammengestellt. Mit dem Porträt von Carl Weyprecht und Abbildung des „Tegethoff“. Wien, Hartleben. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Müller, J. G., Aus dem Herder'schen Hause. Aufzeichnungen. (1780—82.) Herausgegeben von J. Baechtold. Berlin, Weidmann. 8. 2 M. 50 Pf.

Natzmer, Freih. T. G. v., Memoiren. Mit specieller Erlaubniß des Besitzers herausgegeben, bearbeitet und mit Erläuterungen versehen von Eufemia Gräfin Ballestrem. Berlin, Grieben. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Othmar, K., Alexei, Zarewitsch von Rußland. Historisches Trauerspiel. Leipzig, Mutze. 8. 1 M.

Pinto's, S., Wanderung quer durch Afrika vom Atlantischen zum Indischen Ocean durch bisher größtentheils gänzlich unbekannte Länder, die Entdeckung der großen Nebenflüsse des Zambesi, nach des Reisenden eigenen Schilderungen frei übersetzt von H. von Wobeser. Mit 24 Tonbildern, über 100 Holzschnitte im Text, 1 großen und 13 kleinen Karten. 2 Bde. Leipzig, Hirt u. Sohn. Gr. 8. 27 M.

Priem, J., Dem Andenken des Nürnberger Volksdichters Konrad Grübel am Tage der Enthüllung des Grübelbrunnens, den 3. Juni 1881, gewidmet. Nürnberg, Heerdegen-Barbeck. Gr. 8. 75 Pf.

Reinkens, J. H., Melchior von Diepenbrock. Ein Zeit- und Lebensbild. Mit dem Porträt Diepenbrock's. Leipzig, Fernau. Gr. 8. 8 M.

Rollett, H., Die Goethe-Bildnisse, biographisch-kunstgeschichtlich dargestellt. 1ste Lfg. Mit 2 Radierungen und 15 Holzschnitten. Wien, Braumüller. Imp.-4. 8 M.

Rüetschi, R., Geschichte und Kritik der kirchlichen Lehre von der ursprünglichen Vollkommenheit und vom Sündenfall. Eine von der Haager Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion gekrönte Preisschrift. Leiden, Brill. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Salzbrunn, Alice, Mosaik. Erzählungen und Gedenkblätter. Aus dem Englischen übertragen. Frankfurt a. M., Foesser. 8. 1 M. 80 Pf.

Spielhagen, F., Drei Erzählungen. (Die Dorfkokette. Breite Schultern. Der Vergnügungscommissar.) Leipzig, Staackmann. 8. 1 M.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die beiden Grundprobleme der Ethik,

behandelt in zwei akademischen Preisschriften

von

Arthur Schopenhauer.

Dritte Auflage.

8. Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 5 M. 50 Pf.

I. **Ueber die Freiheit des menschlichen Willens,** gekrönt von der Königl. Norwegischen Societät der Wissenschaften, zu Drontheim, am 26. Januar 1839.
II. **Ueber das Fundament der Moral,** nicht gekrönt von der Königl. Dänischen Societät der Wissenschaften, zu Kopenhagen, den 30. Januar 1840.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Liederbuch aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Von

Karl Goedeke und Julius Tittmann.

Zweite Auflage. 8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

Eine in zweiter Auflage erschienene reichhaltige Sammlung deutscher Lieder aus dem Zeitalter der Reformation, umfassend Volks- und Gesellschaftslieder, Geistliche Lieder, Historische Lieder, Meisterlieder mit Worterklärungen, Quellennachweisen und literargeschichtlichen Einleitungen versehen. Sie bildet zugleich den ersten Band der von K. Goedeke und J. Tittmann herausgegebenen „Dichter des sechzehnten Jahrhunderts“, wovon bisjetzt 15 Bände vorliegen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Friedrich Arnold Brockhaus.

Sein Leben und Wirken

nach Briefen und andern Aufzeichnungen geschildert

von seinem Enkel

Heinrich Eduard Brockhaus.

Drei Theile.

8. Geh. 10 M. Geb. 13 M.

Mit dem kürzlich erschienenen dritten Theile liegt dieses Werk vollständig vor. Dasselbe bietet in der Biographie des Geschilderten zugleich mannichfache Beiträge zur deutschen Literar- und Zeitgeschichte.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Atlas der Architektur.

Von

Dr. **August Essenwein,**

Erstem Director des Germanischen Museums in Nürnberg.

53 Tafeln in Stahlstich nebst erläuterndem Texte.

Erste Lieferung.

Quer-Folio. 1 M. 50 Pf.

Dieses Werk — ein zweiter Abdruck der Separat-Ausgabe aus dem „Bilder-Atlas“ — bringt auf 53 Stahlstichtafeln die hervorragendsten Kunstbauten aller Zeiten und Nationen nach den verschiedenen Baustilen geordnet zur Anschauung und enthält in dem beigegebenen Text eine kurzgefaßte Geschichte und Theorie der Architektur sowie Erläuterungen zu den einzelnen dargestellten Gebäuden. Um durch allmählichen Bezug die Anschaffung zu erleichtern, erscheint der neue Abdruck in 10 Lieferungen zum Preise von 1 M. 50 Pf. für die Lieferung. Monatlich werden 2 Lieferungen ausgegeben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

DURCH DEN DUNKELN WELTTHEIL

oder

Die Quellen des Nils, Reisen um die grossen Seen des aequatorialen Afrika und den Livingstone-Fluss abwärts nach dem Atlantischen Ocean

von

HENRY M. STANLEY.

Zweite Auflage.

Zwei Bände. Mit Karten und Abbildungen.

8. Geh. 32 M. 50 Pf. Geb. 37 M.

Stanley's Beschreibung seiner kühnen, weltberühmten Entdeckungsreise mitten durch den afrikanischen Continent hat wie in England und Amerika so auch in Deutschland den ausserordentlichsten Erfolg gehabt. Binnen kurzer Zeit wurde die erste Auflage vergriffen, und das Werk liegt nun in zweiter Auflage vor, die im Text wie in den Karten vielfach verbessert worden ist.

In demselben Verlage erschien:

Stanley, Henry M. Wie ich Livingstone fand. Reisen, Abenteuer und Entdeckungen in Central-Afrika. Zwei Bände. Mit Abbildungen in Holzschnitt und 1 Karte. 8. Geh. 20 M. Geb. 22 M. 50 Pf.

Dieses erste Reisewerk Stanley's erregte gleichfalls das Interesse der ganzen gebildeten Welt und steht mit dem obigen als dessen Vorläufer im engsten Zusammenhang.

Schriften von **Theodor Benfey** (gest. zu Göttingen 26. Juni 1881) aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Vollständige Grammatik der Sanskritsprache. Zum Gebrauch für Vorlesungen und zum Selbststudium. 8. Geh. 8 M.

Kurze Sanskrit-Grammatik zum Gebrauch für Anfänger. 8. Geh. 9 M.

Ueber das Verhältniss der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm. 8. Geh. 6 M.

Die persischen Keilinschriften mit Uebersetzung und Glossar. 8. Geh. 3 M. 50 Pf.

Pantschatantra: Fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen. Aus dem Sanskrit übersetzt mit Einleitung und Anmerkungen. Zwei Theile. 8. Geh. 24 M.

Kalilag und Damnag. Alte syrische Uebersetzung des indischen Fürstenspiegels. Text und deutsche Uebersetzung von G. Bickell. Mit einer Einleitung von Theodor Benfey. 8. Geh. 24 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 30. — 28. Juli 1881.

Heinrich Rückert.

Heinrich Rückert in seinem Leben und Wirken, dargestellt von Amélie Sohr. Weimar, Böhlau. 1880. Gr. 8. 5 M.

Wenn in d. Bl. von Heinrich Rückert die Rede ist, dann gilt es immer zugleich, eine erneute Pflicht der Pietät zu erfüllen, denn Heinrich Rückert war ein hervorragender Mitarbeiter der „Blätter für literarische Unterhaltung"; ihre Spalten verzeichnen manch schöne geistige That dieses Streiters für Wahrheit und für Aufklärung, der weniger durch gewaltige Kraft imponirte, als durch Milde seiner Auffassung und Gründlichkeit seines Forschens belehrend anzog. Heinrich Rückert war seit dem Jahre 1862 Mitarbeiter d. Bl. und ist ihnen treu geblieben über seinen Tod hinaus; noch in seinem Nachlaß fand man kritische Arbeiten, die für sie bestimmt waren.

Es ist seinerzeit den Manen Heinrich Rückert's auch an dieser Stätte seines Wirkens der gebührende Ehrenkranz geflochten worden. Wir haben nicht die Absicht, jenem reichen Schmuck noch einige Blüten mehr hinzuzufügen; unsere Betrachtungen gelten heute einer Biographie des Verstorbenen, die Freundeshand uns darbietet. Aber weil wir erkannt, daß hier besonders dem Menschen Rückert in ansprechendster, geradezu erquicklicher Weise genug gethan wird, und infolge dessen die Absicht haben, jener Seite des trefflichen Buchs unsere eingehendere Aufmerksamkeit zu schenken, so mögen diese Zeilen zugleich als ein Kenotaph für den verdienstvollen Mitarbeiter d. Bl. gelten.

Amélie Sohr, die Freundin des Dahingeschiedenen und seines ganzen Hauses, sagt in der Vorrede zu dem genannten Buche, daß es zunächst „für sein Kind, seine Geschwister und seine Freunde" geschrieben sei; dann aber auch „für die gebildete Gesammtheit des deutschen Volks; denn Heinrich Rückert war dieses deutschen Volks der Besten Einer"! Und sie sagt das mit Fug und Recht; Heinrich Rückert's ganzes Leben ist in seiner Anspruchslosigkeit und Pflichttreue, in seiner Bescheidenheit und seinem rastlosen Fleiß, in der Innigkeit seines Familiensinnes und seines Vaterlandsgefühls ein Idealbild deutschen Wesens. Und wie sein Leben sich nach außen gestaltete, auch das ist urdeutsch, und was er geschaffen, und was er gewirkt, dem Deutschthum galt's und Deutschen kam es meist zugute!

Um so uns Heinrich Rückert kennen zu lehren, hat Amélie Sohr einen sehr richtigen Weg eingeschlagen. Verhältnißmäßig selten nimmt sie selbst das Wort, aus Briefen an die Seinigen, an die Freunde, an die Collegen, mit denen er zusammengewirkt, an die Behörden, denen er untergestellt, an die Verleger, mit denen er in geschäftlichen Beziehungen gestanden: so stellt sich uns sein Wesen und sein Leben zusammen in Deutlichkeit und schlichter Wahrheit, wie es der beredteste Biograph unserm Verständniß nicht näher bringen könnte. Freilich mag die Mühe, die der Verfasserin auf diese Weise entstanden, sehr groß gewesen sein. Aus einer Fülle von Material, das ihr zur Verfügung gestellt war, hatte sie das meist Charakteristische auszuwählen; hier sollte wirklich „le style" für „den Menschen" selbst ein Zeugniß ablegen, und daß ihr das so vortrefflich gelungen, ist ihr Verdienst. Sehr richtig hat sie erkannt, daß zur Charakteristik Rückert's nicht nur die Briefe gehören, die er geschrieben, sondern auch jene, die er empfangen, und gleichzeitig wie ein herrlicher Schmuck des Buchs nehmen sich die zahlreichen, hier wiedergegebenen Briefe Friedrich Rückert's aus, die dieser an seinen Sohn geschrieben. Ergreift übrigens Amélie Sohr selbst das Wort, so geschieht es in klarer und markiger Weise; durchgängig spinnt sie die verbindenden Fäden zwischen dem obenbezeichneten Material, der geschickten Stickerin vergleichbar, die in geschmackvoller Applicationsarbeit, Blumen und Arabesken auf einem Untergrunde ordnend, ein wohlgelungenes Ganzes herstellt.

Heinrich Rückert ohne sein Heim, ohne den Einfluß seines originell-bedeutenden Vaters, ohne die Fürsorge seiner liebevollen Mutter ist nicht denkbar — in das Aelternhaus führt uns demgemäß Amélie Sohr zunächst. Hier wurde Heinrich Rückert als erstes Kind am 14. Februar 1823 geboren; den schwächlichen Körper pflegte, in steter Aengstlichkeit, die Mutter, dem Geiste des Kindes brachte der Vater thatkräftige, vielleicht sogar ein wenig überreizende Anregung, und so geschah es, daß Heinrich schon im Jahre 1840 ein Bürger der Universität Erlangen wurde, wo er zunächst, später dann in Bonn, und zuletzt in Berlin Geschichte und Sprachen studirte. Seine Großmutter hatte einst, als Friedrich Rückert eine neue Auszeichnung geworden, ihm geschrieben: „Ihr seht daraus, Kinder, wie sehr euer Vater geehrt und geschätzt wird; bestrebt euch, dieses Vaters würdig zu sein; eine doppelte Schande ist es für Kinder großer Männer, wenn sie dem Vater nicht nachstreben." Diese Worte wurden zu einer Losung für Heinrich Rückert's Leben, der er treu geblieben bis zu seinem allzu frühen Tode, und nimmer, bis das Mutterherz still geworden, hat die sorgende Zärtlichkeit für ihn aufgehört, wie sie aus einem Briefe der Mutter, einem Glückwunschschreiben zu seiner Promotion (1844) so rührend hervorleuchtet:

In mir kämpft es, lieber guter Heinrich, hochgeehrter Herr Doctor, ob ich nach dieser Ueberschrift Dich mit Du oder dem respectvollen Sie anzureden habe. Da Du aber doch eher mein Sohn als Doctor warst, so wähle ich das erstere und versichere Dich, daß die Nachricht Deines glücklich überstandenen Examens meinen Augen Freudenthränen entlockt hat, die nach dem vielen Schweren, was ich erlebt, ihnen recht wohlgethan haben. Der Vater wollte Dir selbst schreiben; da er aber wieder tief und unausgesetzt in seiner Poesie steckt, sodaß wir ihn wenig sehen, und er sogar nur selten den geliebten Garten begeht, zwar sehr heiter ist, aber von der unablässigen Arbeit mir übel aussehend vorkommt, läßt er nur Dir durch mich, bis er's mündlich kann, seine große Freude über Dein glücklich bestandenes Werk einstweilen melden. Wie es ihn freute, sah ich, da er's mit leuchtenden Augen seinem alten Wangenheim mittheilte, der sich herzlich freute. Segne Dich Gott, guter Heinrich, zu Deinem fernern Beruf und gebe Dir Kraft an Seele und Leib — ach der Leib — könnte ich Dir nur einen kräftigern erbitten!

So war sein Verhältniß zu den Aeltern.

Im Jahre 1845 kam er als Privatdocent nach der Universität Jena. In eifrigstem Mühen, sich eine materielle Existenz zu schaffen, in rastlosem Forschen und Arbeiten verging die Zeit. Heinrich Rückert ist bis wenige Jahre vor seinem Tode über die knappsten materiellen Verhältnisse niemals hinausgekommen; sein Gelehrtenstern aber ging schon im Jahre 1848 mit den „Annalen deutscher Geschichte" am literarischen Himmel auf. Das geschah also in demselben Jahre, in dem die deutsche Geschichte eine neue Phase begann. Rückert war Augenzeuge des 18. März in Berlin und weilte dann an der Seite Christian von Stockmar's, jenes bekannten genialen Politikers, der den ersten Plan zur Reconstruction Deutschlands als einheitliches Reich unter einem Kaiser entworfen während des ersten Tagens der Nationalversammlung in Frankfurt a. M.: zwei Momente, die er mit lebhafter Antheilnahme erfaßt, die einen dauernden Einfluß auf seinen politischen Standpunkt und seine national-historischen Anschauungen gewonnen; bevor er aber nach Frankfurt sich begab, sollte sein persönliches Schicksal sich entscheidend wenden. Im Hause des Professors Fortlage hatte er dessen Nichte Marie Stein, eine edle, echt deutsche Frauenerscheinung, kennen gelernt, und ohne daß er selbst es gewußt, war die Liebe in sein Herz gezogen. Da — doch lassen wir Heinrich Rückert selbst berichten:

Es war an einem dieser wunderbaren Frühsommertage des Jahres 1848, Sonntag den 9. Mai, wo ich Fortlage's Lebewohl sagte und über Mittag dort blieb. In der späten Nachmittagsstunde wandelte ich mit Marie Stein noch einmal durch den Garten, wo schon die Rosen zu blühen begannen. Die Unterhaltung wurde scherzend geführt, womit ich vergeblich eine mir unerklärliche Bewegung bei dem Gedanken niederkämpfte, daß nun alle die freundlichen und gemüthlichen Momente unsers Verkehrs für lange, vielleicht für immer vorüber wären; denn nach meinen damaligen Plänen und Bestrebungen, nach meinen Ansichten von dem Gange der Weltereignisse meinte ich, sei es das letzte mal, daß ich ihr im Leben begegne. Die Abendschatten mahnten zum Heimweg: da gab ein Wort das andere, und das letzte war das entscheidende, was meinem ganzen Leben den Inhalt gab, ja es überhaupt erst zu einem wirklichen Leben gemacht hat. Ohne irgendwelche üblichen Formen des Verlöbnisses betrachteten wir uns von dieser Stunde an als Verlobte. Nur Fortlage's, die Aelternstelle an Marie vertraten, die mir herzliche Liebe und unbegrenztes Vertrauen schenkten, wurden Mitwisser unsers Geheimnisses. Erst nach meiner Rückkehr von Frankfurt, die ich jetzt mit einem mal als ein Selbstverständliches betrachtete, sollten die hergebrachten Formen gesellschaftlicher Ordnung erfüllt werden.

Marie Stein war die passende Gattin für Heinrich Rückert und ist es zu seinem stets belebenden Trost und seinem oft eingestandenen Glück geblieben bis zu ihrem Lebensende.

Schon Ende Juni kehrte Rückert nach Jena zurück zu seinen Arbeiten, zu seiner Braut, mit der ihn ein immer beglückenderes Liebesleben verbindet. Eine Zeit lang schütteln ihn politische Fieberschauer, hervorgerufen durch die rasch aufeinander folgenden politischen Ereignisse, hin und her; man kann diese Zeit Rückert's Sturm- und Drangperiode nennen. Bald aber sammelte er sich wieder in ruhiger Reflexion; der objective Blick des Historikers, der Forschersinn des Germanisten machten sich wieder geltend, und seine Arbeiten aus damaliger Zeit lassen nur durch einen gewissen leidenschaftlich angehauchten Enthusiasmus, der sonst Rückert's mildem Wesen fern lag, erkennen, in welcher Epoche sie entstanden.

Am 2. September 1850 führte er endlich seine geliebte Marie als Gattin an den eigenen Herd. Ein glückliches Stillleben bescheidenen Stils begann:

Es geht alles seinen ruhigen, regelmäßigen Gang; am Morgen kommt die Aufwärterin, mit der ich alles in Ordnung bringe; wir frühstücken, dann arbeitet ein jedes in seiner Stube, ich koche selbst (verstand sie es doch, wie Heinrich Rückert scher-

zend schreibt; das Sprichwort: „Mit dem Herzen kochen“, wahr zu machen). Punkt 12 Uhr wird gegessen; dann sitze ich mit meiner Näherin in meines Mannes Stube. Kommt der Abend, da gehen wir beide ins Freie, oder die Freunde besuchen uns zum Thee.

So schreibt Marie Rückert an eine Freundin; alles war schön und gut und harmonisch; nur die materielle Situation blieb ungesichert, und so folgte Rückert freudig einem Rufe als außerordentlicher Professor der altdeutschen Sprache und Literaturgeschichte an die Universität von Breslau mit — 400 Thlr. Gehalt!

Schwer trennt sich der deutsche Professor von seinem traulich hergerichteten Nestchen in Jena. Marie schreibt an seine Aeltern nach Neuseß darüber:

Heinrich's Berufung nach Breslau ist ja natürlich als ein großes Glück zu betrachten, und das thue ich auch, obgleich mein Inneres doch schmerzlich bewegt ist, daß ich mich losreißen soll von allem, was ich hier Geliebtes gefunden, womit mein Herz so eng verwachsen war. Sieben Jahre bin ich hier glücklich gewesen, da ist es wol begreiflich, daß es mir etwas schwer erscheint, mit einem mal alles lassen und ein ganz neues Leben beginnen zu müssen in einem fremden Lande unter fremden Menschen. Ich bin aber ruhig, sehe mit festem klaren Blick der Entscheidung entgegen. Wo ich mit meinem Heinrich sein kann, kann ich auch glücklich sein; du weißt, daß meine Heimat sein Herz ist, und so nehme ich meine Heimat mit in die Fremde und fürchte mich nicht vor ihr!

Hoffnungsvoll greifen die Bescheidenen zum Wanderstabe und ziehen am 3. Mai 1852 in Breslau ein.

Hiermit sind Heinrich Rückert's Wanderjahre vorüber — sein breslauer Amt bekleidete er, bis ihm auf einem breslauer Kirchhof die letzte Ruhestätte ward. Die Breslauer aber mögen wissen, daß wol das Geistreichste und Lebendigste, was je über den Charakter ihrer Stadt geschrieben worden, aus seiner Feder (abgedruckt im stuttgarter „Morgenblatt für gebildete Leser“ 1865) stammt.

In Breslau erwarben Rückert's bald wieder, er in seinem Wirken an der Universität, sie im Walten zu Hause, eine für sie wohlthuende, allseitige Beliebtheit. Gerade so schlicht wie in Jena war der Hausstand begründet worden, allein nur nothdürftig, und obgleich Rückert unermüdlich literarisch thätig war, deckten ihn die Einnahmen. Als historisches Factum sei hier bemerkt, wie sich ein preußischer Professor unter dem Minister von Raumer bis zum Minister Falk gestanden. Trotz wiederholter Eingaben Rückert's, denen ärztliche Atteste über seinen schlechten Gesundheitszustand und wärmste Empfehlungen des Curators der Universität Breslau beilagen, bezog er von 1852—59 ein Gehalt von 400 Thlrn., während der Präsident von Schlesien, Curator der Universität, bescheinigt, daß „außer dem Gehalt von 400 Thlrn. dem Rückert in den zwei Semestern von 1857—58 nur 9 Thlr. Honorar, laut Quästurbescheinigung, zugeflossen seien“. Am 1. Juli 1859 erhielt er dann endlich eine Gehaltszulage von 200 Thlrn., im Jahre 1867 eine abermalige Aufbesserung von 200 Thlrn. und in demselben Jahre auch die Ernennung zum ordentlichen Professor der deutschen Philologie. Sein materieller Erwerb in Breslau, durch seine Lehrthätigkeit, betrug im Lauf von 23 Jahren in Summa (gestundete Collegia eingerechnet) 5141 Mark.

Wohl war dem jungen Paar aber in Breslau dennoch! „Summa Summarum: es gefällt uns beiden auch in der so fruchtbaren, wenn auch einfachen Gegend; die Stadt aber als architektonische Masse interessirt mich bei jedem Schritt“, schreibt Rückert an Dr. Rößler nach Jena. Getrübt wurde diese beschauliche, schaffensfrendige und an Geschaffenem reiche Zeit erst durch die Todeskrankheit der Mutter. Heinrich und Marie eilten zu der Sterbenden, die am 27. Juni 1857 dahinschied. Rückert schrieb über ihren Tod an seinen Oheim:

Ihr süßer und sanfter, wahrhaft seliger Tod ist das Einzige, was uns jetzt einen schwachen Trost gibt. Bis sie einschlief, hat sie ihr ganzes, volles Bewußtsein behalten und wie sonst noch um das Kleinste sich gekümmert. Sie ist so von uns fortgegangen, wie sie immer war, unsere einzige, treueste, beste Mutter, und keine Umdüsterung ihres Wesens durch die Krankheit liegt zwischen uns und ihr.

„Am allerschwersten ist mir's des Vaters wegen, es ängstet mich ordentlich, wenn ich ihn so außer Fassung sehe: er sagt immer, was er nur anfangen solle, wenn ich nicht mehr da sei; — aber ihr Kinder werdet wol für ihn sorgen und ihn pflegen.“ So hatte die vortreffliche Frau zu Marie Rückert schon sterbend gesprochen, und wirklich in opferwilligster, treuester Hut der Kinder war der immer noch überaus rüstige Vater geblieben.

Als die Collegia wieder begannen, kehrte Rückert mit seiner Gattin nach Breslau zurück. Im Jahre 1862 wurde ihnen endlich das Glück, ein Kind in den Armen zu wiegen, das aber nach wenigen Monaten schon wieder starb.

Sei's zum Tode, sei's zum Leben,
Nur kein solch' Dazwischenschweben,
Wo die Hoffnung zweifelnd quält,
Wünsche bang am Herzen kleben.
Nicht warum dich traf der Schlag;
Eh' er traf, macht er dich beben;
Denn in's nicht zu Aendernde
Ziemt ein ruhiges Ergeben;
Und was erst dich niederschlug,
Dient zuletzt, dich zu erheben!

Das waren die Trostesworte des Vaters, die er bei der Todesnachricht dem Sohne aus der Ferne zuruft.

Und wieder vergingen Jahre, die nun aber schon häufig getrübt waren durch Rückert's eigene Kränklichkeit. Den 12. Juli 1865 wurde ihm abermals ein Töchterchen geboren, doch nicht leuchteten ihm voll die Sonnenstrahlen dieses neuen Vaterglücks: eine tückische Krankheit hatte Friedrich Rückert befallen, das Glückwunschschreiben zu der Geburt dieses Enkeltöchterchens war zugleich sein letzter Brief an den Sohn.

Am 30. Januar 1866 starb Friedrich Rückert, seinen ganzen, viel umfassenden Nachlaß sollte auf seinen Wunsch Heinrich ordnen: das gab dann eine letzte, große, schwere und heilige Arbeit!

Rückert's Leben in den nächsten Jahren vertiefte sich immer mehr in die stille Welt des Hauses; Frau und Kind, und die Arbeit, und die Freunde — das war deren Inhalt. Doch immer deutlicher meldete sich der Todtenwurm, der dieses Leben zerstören sollte; die Erregungen des Jahres 1870 und der darauf folgenden Jahre, eine Zeit, die Rückert's ganze Seele erfüllte, zehrten nachhaltig an der ohnehin schon gesunkenen Lebenskraft. Verschiedene schlesische Badeorte waren ohne dauernden Erfolg aufgesucht worden — da entschloß er sich auf Anrathen seines Arztes, die schweizer Curorte Weißbad und Davos aufzusuchen. Und in Weißbad traf ihn der härteste Schlag seines Lebens — am 12. Juni 1874 starb ganz plötzlich sein treues Weib Marie.

Ein Brief an Amélie Sohr gibt erschütternde Kunde von dem Schmerz Rückert's:

Wer das armselige Ding sucht, was man Trost nennt, der mag sich in diesem Falle an gar vieles klammern. Ich bin noch zu egoistisch dazu, ich fühle zu sehr und nicht erst jetzt, sondern seit Jahren weiß ich es und habe es mir und ihr immer gesagt, daß ohne sie für mich nicht einmal eine physische Existenz denkbar ist. Wer irgendetwas Werth auf mein Dasein legt, der möge bedenken, daß es mir nur durch Marie erhalten worden ist. Es ist ein sehr nüchternes Rechenexempel und sein Facit furchtbar deutlich: diese Pflege ohnegleichen, diese einzige Mischung aller der Eigenschaften, die zur Erhaltung meiner so tief geschädigten, so schwankenden Existenz die absoluten und alleinigen sein konnten, hat mich mindestens 16—17 Jahre seit 1857, wo ich verloren hätte sein müssen, nicht blos erhalten, sondern auch mir die Möglichkeit einer wenigstens theilweisen Wiederherstellung meiner Kräfte gegeben.... Das Wort „Dankbarkeit" wäre und war für mich, wie ich Gott sei Dank auch bei ihrem Leben wußte, ein jämmerliches, philiströs nüchternes, lügenhaftes: ich habe in ihr gelebt und durch sie gelebt wie das Kind durch die Mutter; aber ich habe es gewußt und gezittert, daß es je enden könnte: das Kind weiß es nicht und ist glücklich.

So schreibt er am 18. Juni 1874.

Nur etwas länger als ein Jahr überlebte Heinrich Rückert die traute Lebensgefährtin; es war ein Jahr des Siechthums, aber ununterbrochener geistiger Arbeit. Am 8. September 1875 sagte er zu Amélie Sohr: „Es geht mit mir zu Ende, ich erwarte ruhig, wie Gott es mit mir will. Ich habe für alles gesorgt, für die Lebenden wie für die Todte, die da draußen nicht vergessen werden darf."

Und als drei Tage später die Sonne im Zenith stand, da schaute sie schon in Rückert's friedlich-bleiches todtes Angesicht!

Es wäre uns eine Freude, hätten wir durch unsere Betrachtungen über das treffliche Buch und durch unsere Auszüge aus demselben die Aufmerksamkeit recht vieler auf die warm zu empfehlende Arbeit Amélie Sohr's gelenkt. Heinrich Rückert war ja nicht allein ein verdienstvoller deutscher Denker, sondern auch der Sohn eines unserer besten deutschen Dichter, und viel von dessen Geiste hat in ihm fortgelebt! Wir wollen das Gedenken an ihn beschließen mit der Charakteristik, die einer der Competentesten, Karl Weinhold in Breslau, über Heinrich Rückert veröffentlichte:

„Hoch aufgeschossen gleich dem Vater, aber nicht von dessen markigem Bau, etwas vorgeneigt den geistvollen Kopf, der die Züge des Leidens trug, von langem schlichten Haar umrahmt, blickte Heinrich Rückert im Gespräch immer vor sich nieder. Wie ein lebhafter Bach quollen die Worte aus seinem Munde, nicht schön gesagt und sauber gewählt, sondern eigenthümlich mit starken Accenten und kräftigen Lichtern. Er wußte sich über alles ausführlich zu verbreiten; denn er besaß ein weites Wissen und ein wunderbares Gedächtniß. Seine Ansichten gestaltete er in seiner Abgeschlossenheit eigenthümlich aus den im Vaterhause empfangenen Keimen. Getragen waren sie von dem sittlichsten Pathos, im politischen von der höchsten Liebe zum Vaterlande. Sein banges Fürchten und Hoffen löste sich 1866 in freudige Gewißheit auf, deren Triumph er 1870 mit frommem, jubelndem Dank feierte.

„In wissenschaftlichen Dingen suchte er stets die Grundidee zu fassen, welche er dann in mannichfacher Beleuchtung aus dem ihm eigenen Standpunkte darstellte. Charakteristiken der Zeitströmungen und der bewegenden Menschen gelangen ihm glücklich. Er construirte und combinirte wol hier und da zu viel und nicht immer richtig. Aber seine ganze Behandlung sprach an durch Wärme und Wahrhaftigkeit, durch die treue Schlichtheit und Ehrlichkeit des Mannes."

Albert Weigert.

Aus Nähe und Ferne.

Wenn die kritische Revue über eine Gruppe von Reisewerken und verwandten Erzeugnissen, zu der wir uns jetzt die Begleitung und Gesellschaft der Leser d. Bl. erbitten, selbst sozusagen eine „Gesellschaftsreise", freilich nicht in Wirklichkeit, sondern auf dem Papier, darstellt, so dürfen wir wenigstens für uns in Anspruch nehmen, daß dieselbe die wünschenswerthe Abwechselung in der Vielheit, wie in der contrastirenden Entfernung der einzelnen Reiseziele und Stationen besitzt. Wir haben im Geiste uns nach Italien und Griechenland, Belgien und Savoyen, Rußland und der Schweiz, Baiern und Schlesien, Kleinasien und Japan, doch auch — warum in die Ferne schweifen? — nach Wien und nach Berlin zu versetzen. Und zwar erscheint gerade Berlin hier von einer Seite, die sicher zu den am mindesten bekannten, in der Literatur bisher am seltensten geschilderten der jungen Kaiserstadt gehört. Treten wir denn die Fahrt an!

1. Mediterranea. Lebens- und Landschaftsbilder von den Küsten des Mittelmeers. Von Rudolf Kleinpaul. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 6 M.

Den ältern deutschen Italienreisenden — wir meinen jene Generation, zu deren Häuptern wol Adolf Stahr

und Ferdinand Gregorovius zu zählen sind — ist in den letzten Jahren ein Nachwuchs erblüht, von dem wir bereits, wenn nicht ebenso hochbedeutsame, so doch jedenfalls auch sehr werthvolle literarische Früchte empfingen. Wir nennen z. B. Woldemar Kaden, Stieler, Wernick, und als denjenigen, der uns hier näher beschäftigt, Rudolf Kleinpaul. In dem Verlag von F. A. Brockhaus ließ dieser Autor früher schon ein Buch: „Roma Capitale“, erscheinen, und entrollte darin Bilder aus der Hauptstadt Italiens und aus der Campagna, in denen sich Gegenwart und Vergangenheit, Natur und Geschichte des Landes und Volkes anmuthig vermischten. Seine neue Sammlung farbenfrischer und malerisch anschaulicher Schilderungen betitelt sich wie angegeben „Mediterranea“, d. h. hier nicht „Mittelländisches“, sondern „Mittelmeerisches“. Heißt doch Il Mediterraneo, auch ohne das Wort „mare“, in der italienischen Sprache jenes Meer, welches von den glücklichsten Ländern der Erde umsäumt, zwischen Europa, Asien und Afrika mitten inne liegt. Man kennt den hochfliegenden Traum der Italianissimi: „Il Mediterraneo sarà un tempo un lago italiano.“ Da dies eben, wie die Offenbach'sche „schöne Helena“ singt, „doch nur ein Traum ist“, so mußte Kleinpaul's Werk zwei Ländern gewidmet bleiben, Italien und Griechenland.

Der Verfasser beginnt mit einem Gleichniß, indem er von seinem Buche sagt:

Es fährt gleich einer Jacht zwischen der italienischen und griechischen, der griechischen und großgriechischen Küste hin und her, den Leser einladend, die Vergnügungsfahrt mitzumachen. Wie Seeleute, die auf ihren weiten Reisen die Länder nur von außen zu sehen bekommen, und von deren Innerm wenig erfahren, so lernen wir nur die Hafenstädte kennen: weit vom Meere, bei den schwer athmenden Landratten, können wir es nicht lange aushalten, es überkommt uns Heimweh nach dem gewohnten Elemente; und nur wo wir sozusagen mit einem Fuß im Wasser stehen, oder wo wir doch, wie in Athen, das Meer sammt unsern Schiffen allaugenblicklich mit den Augen erreichen können, ist's uns wohl. Warum sollte ich da nicht meine Skizzen nach dem geliebten launischen, unergründlichen, dämonischen Wesen nennen, in dessen stetem Anschauen, an dessen Brust sie entworfen worden sind? Dem Mittelmeer eigenthümlich ist die Fischerei der edeln oder rothen Koralle, die namentlich an den Balearischen Inseln, an den Küsten der Provence, am südlichen Gestade von Sicilien und an der afrikanischen Küste von Bona und Barka betrieben wird. Wer, der auch nur kurze Zeit in Neapel gewesen ist, kennt nicht „le due Torri“, die beiden Schwesterstädte Torre del Greco und Torre dell' Annunziata, Stationen auf dem Wege nach Pompeji? Beide sind sehr reich, in der einen wie in der andern fehlen die Millionäre nicht: und auch das Volk erfreut sich meist einer gewissen Wohlhabenheit. Sie danken dies der Arbeit, dem Muthe, der Geduld; denn die Quellen dieses Wohlstandes sind die Korallen und die Maccaroni: die eine Hälfte der Bewohner treibt, Sommer und Winter weiß bestäubt, Mehlhandel und Nudelfabrikation; die andere Hälfte geht Korallen fischen. Die Korallenfischer, Palombari, verlassen ihre Heimat Ende März und kommen Ende September oder Anfang October wieder: sechs Monate von allen Jahren, die ihnen Gott geschenkt, verbringen sie auf einer Nußschale, an Felsenriffen hangend, „tief unter dem Schall der menschlichen Rede, bei den Ungeheuern der traurigen Oede“, um mittels großer Schleppnetze die Edelkoralle vom Boden des Meeres loszureißen. . . . Wie diese Fischer ihre Korallenäste, so habe ich von den Küsten des Mittelmeeres meine Skizzen losgerissen; wie man in Neapel die rohen Korallen schleift und formt, so habe ich in meinem Vaterlande, bei den „mittelländischen“ Deutschen, die heimgebrachten Entwürfe gefeilt und sorgfältiger ausgeführt; wie man endlich dort die Korallen zu Ketten, Halsbändern, ganzen „Finimenti“ zusammenreiht, so habe ich hier aus den einzelnen Bildern ein Buch zu machen gesucht, das gleichfalls nah und fern Liebhaber finden möge.

Der Nebentitel sagt nicht zu viel; wir erhalten „Lebensbilder“ sowol als „Landschaftsbilder“, in bunter Abwechselung, und für sich selbst eines ebenfalls bunter als das andere.

In drei Abtheilungen ordnet der Verfasser seinen reichen Stoff. Die erste führt die Ueberschrift „Neapel“ und besteht aus sieben Kapiteln, aus deren Zahl wir drei besonders hervorheben möchten: „Während Sorrent schläft“, „Am Rande der Hölle“ (brauchen wir erst zu sagen, welche Hölle gemeint ist?) und „Neapolitaner Weihnachtsbräuche“. Aus letzterm führen wir hier die Stelle an, wo es sich um die fromme Gewohnheit jener Stadt handelt, nicht nur in Kirchen, auch in den Familien wirklich darzustellen, was die heilige Ueberlieferung von Christi Geburt berichtet. Kleinpaul schildert das also:

Treten wir in irgendeinen neapolitanischen Palast ein und vergegenwärtigen wir uns diese Ceremonie. Das Haus ist heute festlich geschmückt; es gleicht einer Orangerie und einem Wintergarten. Die glänzende weiße Marmortreppe hinan drängt sich Zweig an Zweig, ein südlicher Blumenflor untermischt mit Cedrelbäumen in schimmeenden Aeschen; Epheuranken und üppige Lianen klettern die Wände hinauf und bilden an der Decke sich begegnend ein immergrünes Gewölbe. Die Vorzimmer sind auf das reichste drapirt. In dem langen hellen Salon fand sich bereits eine ansehnliche Gesellschaft ein, meist Verwandte des Hauses, die an diesem Abend dem Brauch gemäß zusammenkommen. Darunter ist eine größere Anzahl Knaben und Mädchen, von der sinnigen Mutter auf das festlichste gekleidet. Ihre Augen leuchten erwartungsvoll; sie drängen sich um ihre Aeltern, fragen nach der Zeit und zählen die Minuten. Schlaf scheinen sie heute nicht zu kennen. Bei lebhafter Unterhaltung verstreicht der Abend rasch, bis die Glocken der Stadt die Mitternachtsstunde verkündigen. Da erhebt sich der Hausherr in mildem Ernst, in thatenreicher Stille den Kindern bedeutsam winkend. Diese springen wie elektrisirt auf und flüstern: Al presepe, al presepe (zur Krippe, zur Krippe)! Alle Anwesenden stehen auf und folgen paarweise. Die Procession bewegt sich durch eine Reihe prachtvoll decorirter, blumenduftender Zimmer zur linken Seite des Salons, bis sie in ein kleines Cabinet gelangt. Hier blendet heller Lichterglanz die Augen. An die hundert Kerzen werfen ihren Schein auf die kostbare Perle, die in der Mitte des Zimmers auf einem Tische gebettet ist. In einem wunderschönen, mit weißen Spitzen ausgelegten Körbchen ruht unter dichtem Rosenhag das strahlende Christkindchen. Mit frommer Verehrung nimmt es die Mutter der Kinder heraus und legt es ihrem Kleinsten auf die Aermchen. Bediente reichen einem jeden von uns Kerzen, und als alle damit versehen sind, geht der Zug rückwärts in den Salon, von da in die Vorzimmer, die Treppe hinab in den Hof, dann wieder hinauf in den Salon und von hier in den andern Flügel

des Palastes zur Rechten, bis in das Allerheiligste — nach Bethlehem. Dort, in einem geräumigen Zimmer wölbt sich eine geräumige Grotte, den gebenedeiten Stall darstellend. Im dunklen Hintergrunde erkennt man die Krippe, aus welcher Ochs und Esel Heu raufen. Weiter vorn, im zweiten Plane kniet links anmuthsvoll die heilige Jungfrau in prächtigem rosaseidenen Kleide und himmelblauem über Schultern und Hüfte herabwallenden Schleier, eine leuchtende Strahlenkrone um das Haupt. Der Kleine legt ihr in die ausgebreiteten Arme das neugeborene Knäblein, auf welches sie nun mit innigem Mutterglück und in brünstiger Verehrung gleich einer Rafael'schen Madonna niederblickt. Zur Rechten steht auf seinen Stab gestützt der heilige Joseph in andächtiger Haltung. Fromme Freude und Adoptivvaterglück scheinen die sonst ernsten Züge zu erheitern und die kahle faltenreiche Stirn zu glätten.

Die zweite Abtheilung: „Griechenland", hat neun Kapitel; hier haben uns — wir geben das nur als subjectiven Geschmack — am meisten gefesselt: „Athener Straßenrufe", „Wer kauft Delphi?" und „Die olympischen Spiele des heutigen Athen." Der Verfasser hörte davon zuerst auf dem Schiffe sprechen, das zu Pfingsten von Korfu nach dem Piräus fuhr, und der Schelm fragt: „Olympische Spiele! Ich dachte, sie sollten erst von den Deutschen wieder ausgegraben werden, und dazu seien Ernst Curtius und Adler von Berlin nach Griechenland geschickt worden. Und gar olympische Spiele in Athen! Was sollte denn das bedeuten?" Nun, was es bedeuten soll, mag der Leser dem ungemein hübsch erzählten Kapitel selber entnehmen.

Endlich die dritte Abtheilung: „Die Riviera." Eins der ihr eingeordneten fünf Kapitel: „Die drei G von Genua", beginnt mit einer amusanten Betrachtung:

Die charakteristischen Eigenthümlichkeiten eines Gegenstandes durch mehrere gleich anlautende Worte zu bezeichnen, ist eine alte Spielerei. Z. B. sagten die Franzosen von der David'schen Malerschule, sie bestehe aus vier G: Girodet, Guérin, Gérard und Gros. Besonders häufig wird sie in Italien angewendet, um die Bewohnerschaft einer Stadt oder Provinz damit kurz und treffend zu charakterisiren; so hieß es in Florenz zur Zeit der Regentschaft, vier L haben das Vaterland zu Grunde gerichtet: das Lotto, der Luxus, die Lussuria (Wollust) und die Lothringer; so heißt es von Rom, man brauche daselbst drei P: Pane (Brot), Panni (Kleider), Pazienza (Geduld), solle aber vier F meiden: Fame (Hunger), Freddo (Erkältung), Frutta (Obst), Femine (Frauen), und müsse drei T zu verwerthen wissen: Tempo (Zeit), Testa (Kopf), Testoni (Geld) (Testone war der von dem aufgeprägten Kopf entlehnte Name einer toscanischen und spanischen Münze im Werth von 3 Paoli oder 1,68 Lire). Der König beider Sicilien, Ferdinand I., erachtete drei Dinge für nothwendig, um Neapel zu regieren: Festa, Farina, Forca (Feste, Maccaroni, Galgen), und gegenwärtig klagen die Neapolitaner, es seien an die Stelle dieser drei F drei P getreten, nicht etwa die des savoyer Königshauses: Pauper, Probus, Pertinax, nein, die kategorischen Imperative: Pagate, Parlate, Piangete (zahlt was ihr sollt, schwatzt was ihr wollt, weint, greint und grollt).

Es fiel dem Verfasser nun einmal ein, für Neapels Schwesterstadt und Rivalin, Genua, ebenfalls drei Buchstaben aufzusuchen, die wie ein Mene Tekel die Geheimchiffren ihres Geschicks enthielten; er fand heraus, daß Genua in guter alter Zeit von drei G regiert und im Zaume gehalten ward, die sich später in drei C verwandelten. Die erstern waren der heilige Georg, der Gral und die Galere; die zweiten heißen: Graf Cavour, der Caffaro und die weltentdeckende Carabela.

2. In den Niederlanden. Reiseerinnerungen von Heinrich Hansjakob. Zwei Theile. Heidelberg, Weiß. 1881. 8. 7 M. 20 Pf.

Der Verfasser ist katholischer Pfarrer in Hagnau am Bodensee, ein Bäckerssohn aus Haslach im Kinzigthal, und als Mitglied der badischen Kammer ragt er unter seinen Glaubens- und Standesgenossen durch Freisinnigkeit hervor. Er schriftstellert nebenbei mit Liebe und mit Erfolg. Das Buch „Aus meiner Jugendzeit" bietet sehr ansprechende Erinnerungen; „In der Residenz" sammelt speciell die Erinnerungen des badischen Landtagsabgeordneten, und auch schon zwei Bände Reiseerinnerungen liegen von ihm vor: „In Frankreich" und „In Italien". Ihnen schließt sich obiges Werk würdig an. Und zum Freunde macht sich dem Leser der Verfasser gleich von vornherein durch seine Bescheidenheit; gar treuherzig, doch vielleicht immerhin mit einiger Schalkhaftigkeit, meint er: „Diese Reiseerinnerungen wollen nicht mehr gelten als die schlichte Erzählung eines Bauersmannes, der in der Stadt gewesen ist, dort in ein «Panorama» geschaut und, heimgekehrt, erzählt, was er gesehen und gedacht hat." Die Fahrt ging über Metz und Luxemburg ins belgische Land hinein und es ward nun in folgenden Städten halt gemacht: Lüttich, Mastricht, Löwen, Brüssel, Mecheln, Gent, Brügge, Ostende, Blankenberghe und Antwerpen. Mit wie günstigen Augen Belgien, und zumal seine Hauptstadt, hier betrachtet worden ist, mag z. B. die originelle Bemerkung zeigen: „Wenn ich von dem koburger Prinzen Leopold, der als erster König Belgiens bekannt ist, nichts wüßte, als daß er, auch von den Griechen zum Könige erwählt, das classische Athen ausschlug, aber, wenn auch nach einigem Bedenken, nach dem schönen Brüssel griff, so würde ich Leopold I. für einen sehr gescheiten und praktischen Menschen allein schon um dessentwillen halten." Dennoch steht in dem Urtheil Hansjakob's noch höher als das „schöne Brüssel" die Scheldestadt Antwerpen — jenes zwar die Hauptstadt des Landes und die Residenz des Königs der Belgier, dieses aber unter allen Städten seines Reichs die wahre „Königin"! Man lese des Verfassers anziehende Schilderung:

Um 6 Uhr war ich eines Sonntags in Antwerpen und fuhr über den Victoriaplatz und die Avenue des Arts meinem kleinen Hotel du Commerce zu. „Das ist die Königin von Belgien", rief ich mir zu, noch ehe ich das Gasthaus erreicht, so edel und majestätisch präsentirte sich die Stadt schon nach den ersten Minuten, in denen ich ihr ins Gesicht gesehen, und die Menschen schauten alle so brabantisch lustig in den Sonntagabend hinein und ließen ihren Geschäftsgeist begraben liegen in den geschlossenen Läden und Comptoirs. Wir steigen am Hauptgeschäftslocal, an der Börse, ab, denn da liegt unsere Herberge. Aber er ist todt heute der Tempel Mammons wie eine Kapelle um Mitternacht, und wir selbst beschleunigen unsere Schritte, da wir durch

seine gothischen Hallen den Durchgang suchen nach dem Place de Meir, um hier wieder ins volle Menschenleben zu treten. Alles, was in großen Städten an Sonntagen lebt und schwebt, zog an den palastartigen, modernen Gebäuden des Meirplatzes und der an ihn sich anschließenden breiten Straße auf und ab. Dazwischen rollten die Tramways, dicht besetzt, hin und her. Ich machte mich etwas abseits von diesem Strom und kam auf den Place verte, den ehemaligen Kirchhof des Doms, welch letzterer den ganzen Platz hoch überragt. Kinder, die einzigen Menschen auf der Stätte, spielen unter dem Standbild. Es ist kein Maler so allgemein in seinen Gesichtszügen bekannt wie Rubens, dessen Kopf jeder wieder erkennt, wenn er ihn nur einmal gesehen. Was aber sehr viel dazu beträgt, das ist des Künstlers großer Hut, der auch auf dem Monument als eine Art Wahrzeichen zu seinen Füßen liegt. Mir war es eine Genugthuung, einen Kameraden meines Huts bei einem so großen Mann zu finden; aber ich konnte es nicht begreifen, daß die Antwerpener mich wegen des Huts so spöttisch anstaunten, da doch von ihrem berühmtesten Bürger ein ähnlicher einst getragen wurde. Ich weiß nicht mehr, welcher Gelehrte einmal gesagt hat, am Hut, den ein Mann trage, könne man sehen, was sein Kopf werth sei. Wenn das richtig wäre, dürfte es sehr gewagt erscheinen, Strohhüte zu tragen. Um 8 Uhr des andern Tags, als eben das Glockenspiel die Stunde zu singen anhub, stand ich auf der Zinne des nördlichen Thurms der Kathedrale und schaute voll Verwunderung nicht auf die Stadt, sondern auf die Schelde. Einen solch gewaltigen Strom, so förmlich übersäet mit Fahrzeugen, habe ich noch nie zu Gesicht bekommen! Der erste Blick auf ihn sagt uns, daß er der Gründer aller Herrlichkeit von Antwerpen sei. In mächtigem Bogen naht er der an seinem rechten Ufer gelegenen Stadt und fließt feierlich langsam an ihr hin, als wäre er seiner hohen Bedeutung für dieselbe sich wohl bewußt. Er durchzieht eine riesige Ebene; an seinen Ufern weiden weithin sichtbar zahlreiche Heerden; einige Forts beherrschen Stadt und Fluß, stören aber das friedliche Bild nicht im geringsten. Noch zwanzig Stunden von ihrer Mündung in die Nordsee entfernt, bringt die Schelde doch die Wirkungen von Ebbe und Flut bis in die Stadt hinein und hat bei 600 Meter Breite zur Ebbezeit 10 Meter Flußtiefe. Kein Wunder deshalb, wenn sie die gigantischen Ostindienfahrer bis vor die Waarendepots an den Quais trägt. Welch immensen Verkehr und damit welch unermeßliche Reichthümer hat dieser Strom nicht schon nach Antwerpen gebracht!

Kein Zweifel, daß Antwerpen, wie früher als Kunststadt, jetzt als Hafen- und Handelsstadt seine Weltbedeutung hat. Das Bild des Hafens von Antwerpen selbst, wie es in lebensvollen Zügen und frischen Farben der Verfasser entrollt, möge noch hier verzeichnet stehen:

Ich habe schon manchen Seehafen und manch großen Handelsplatz gesehen, aber in Antwerpen begegnete mir ein so erdrückendes Schiffs- und Verkehrsleben, daß ich dastand wie vom Himmel gefallen. Ein ganzer Urwald von Schiffsmasten starrte vor mir in die Lüfte. Unzählbare Mengen von Segel- und Dampfschiffen lagen in den Häfen, so gedrängt und dicht nebeneinander, daß man sich wundern mußte, wie dieser Knäuel von Schiffen sich wieder lösen könnte. Tausende von Menschen sind beschäftigt, die Schiffe zu belasten oder gar zu entleeren. Ganze Berge von Schiffsgütern aller Art und aller Länder harren der Ladung, die von einer verwirrenden Masse von Wagen besorgt wird. Eine Reihe von Riesengebäuden an den Häfen hin dienen als Zoll- und Lagerhäuser. Großartige Schienen und Bahnhofsanlagen kommen bis an die Bassins, um das, was diese Tausende von Schiffen über das Meer hergebracht haben, über die Erde hin zu zerstreuen. Garküchen, Matrosenkneipen, Restaurants, Agenturen, Consulate aller überseeischen Länder nehmen die Quais von der Stadtseite her ein. In der Mitte zwischen den zwei innersten und belebtesten Bassins erhebt sich, alt und ehrwürdig, das Hansahaus, von den drei Hansestädten 1568 für ihren Consul gebaut. Es kann aber trotz seines Alters nicht leicht einen größern Verkehr vor sich gesehen haben als heute. Nachdem ich Antwerpens Hafenleben geschaut, glaube ich, daß Leopold's I. Worte über die Zukunft dieser Stadt bereits erfüllt sind. Als dieser König 1856 den Grundstein legte zu neuen Bassins, sprach er: „Antwerpen muß durch seine Lage und die Sicherheit seines Hafens die erste Stelle unter den Handelsplätzen der Erde erringen." Ueber 6000 Schiffe laufen jährlich in Antwerpen ein und meist Schiffe von bedeutender Größe. Ich sah Segelschiffe, an deren Leib die Matrosen von Land aus auf 28 Leitersprossen hinaufsteigen mußten, um auf das Verdeck zu kommen.

Wir denken, diese Auszüge werden genügen, um unsern Lesern darzuthun, wie in der Auffassung, der Gesinnung und der Darstellung unsers katholischen Geistlichen eine sehr anmuthende, sehr verständige und gemüthvolle Weltlichkeit, das Naturell des badischen Landeskindes, das sich nicht verleugnen kann, vorwaltet. Es sei uns gestattet, uns über noch einige andere Bücher kürzer zu fassen.

3. Prairiefahrten. Reiseskizzen aus den nordamerikanischen Prairien. Von Ernst von Hesse-Wartegg. Mit 40 Abbildungen und Original-Illustrationen von Leo von Elliot u. a. Leipzig, G. Weigel. 1878. 8. 3 M.

Die hier (nicht zum ersten mal, denn „Ueber Land und Meer" brachte sie früher schon) an die Oeffentlichkeit gelangenden Bilder aus dem Prairieleben Amerikas wurden auf einer im Ausstellungsjahre 1876 unternommenen Reise über den amerikanischen Continent und nach den Felsengebirgen niedergeschrieben. Der Mangel eines zeitgenössischen Reisewerks über diesen in Europa noch wenig bekannten und übel beleumundeten Theil der Neuen Welt veranlaßte den Verfasser obiger Skizzen zu deren nochmaliger Zusammenstellung in Buchform. „Sie sind", so versichert Hesse-Wartegg, „aus dem Leben gegriffen, aus Thatsachen geschöpft. Mögen sie zur Kenntniß jener Länderstrecken zwischen dem Mississippi und Rio-Grande, die berufen sind, einstens die Kornkammer der Welt zu werden, das Ihrige beitragen." Man kennt und schätzt den Verfasser als Amerikakundigen seit Erscheinen seines großen Werks: „Nordamerika. Seine Städte und Naturwunder, sein Land und seine Leute"; man kann sagen, daß er auch in der vorliegenden kleinern Arbeit sich als sichern Geleits- und zuverlässigen Gewährsmann bewiesen hat.

4. Aus Kleinasien. Skizzen aus der Gegenwart und Vergangenheit. Von Hermann Roskoschny. Leipzig, Verlag des Hausfreundes. 1879. 16. 1 M.

5. Briefe aus der Abtei. Von F. A. Rifel. Paris, Sandoz u. Fischbacher.

Das sind nicht sowol Reisebücher, Reisebeschreibungen, sondern journalistische Reisefrüchte, Feuilletons von einer Reise, resp. aus einem sommerlichen Einsiedlerleben. Roskoschny, der Kleinasienreisende, sammelte seine Feuilletons

„unter Gräbern" (d. h. unter den Ruinen des Alterthums) und „unter den Lebenden". Es sind im ganzen nur sechs, vier zu jener, zwei zu dieser Rubrik gehörig: „Pambuk-Kalé", „Ein Todtenhain", „Wanderungen durch Lycien", „Die Stadt der Diana", „Im Café Turc", „Asiatische Proletarier." Risek, der sommerliche Einsiedler, hatte sich eine beschauliche und erbauliche Einsamkeit im schönen savoyischen Lande geschaffen, in Talloires, dem alten Kloster und Schlosse Menthon, von wo er an eine Freundin, die in der großen Welt lebend gedacht wird, belehrend unterhaltende und stimmungsvolle Schilderungen sendet — aus Vergangenheit und Gegenwart, ebenso wie der in einem gewissen distinguirten Wesen ihm verwandte Roskoschny, aus dessen Feuilletons wir „Die Stadt der Diana" (d. h. natürlich Ephesos) als besonders gelungen hervorheben möchten.

6. Reisebilder aus Berlin. Von Wilhelm Glock. Heidelberg, C. Winter. 1881. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Dieser eigenartige Schilderer der deutschen Reichshauptstadt ist Stadtvicar in Baden-Baden, also ein Berufsgenosse und wol auch ein Landsmann von Hansjakob. Charakteristisch ist hierbei, wie sich weder der Katholik Hansjakob, noch der Protestant Glock, indem beide sich auf schriftstellerisches Gebiet begeben, verleugnen können. Der Katholicismus weiß zu leben — das ist eine alte historische Wahrheit. So wird der Geistliche auf der Reise zum praktischen, behäbigen und alles Erlaubte genießenden Weltmann, wogegen der evangelische Theolog auch die Weltstadt nur vom geistlichen Standpunkte aus gewahrt. Nun, in Berlin ist er ja in der Stadt des Königs, in dessen Staaten jeder nach seiner Façon selig werden kann. Und wer wollte wahre Frömmigkeit, selbst wenn sie wohlmeinend über das Ziel hinausschießt, nicht von ihrer menschlich schönen Seite aus hoch ehren? Freilich, für diesen absonderlich exclusiven Berlin-Reisenden gibt es kein höfisches, aristokratisches und militärisches, kein politisches und communales, kein mercantiles und industrielles, kein wissenschaftliches und künstlerisches, kein geselliges, sich vergnügendes, leben- und lebenlassendes Berlin, sondern nur allein das confessionelle, strenggläubige und kirchliche, das Berlin der protestantischen ecclesia militans, das Berlin der Hengstenberge, Büchsel und Hegel (natürlich sprechen wir hier vom Sohne seines großen Vaters). Interessant auf alle Fälle und lehrreich sind diese „Reisebilder"; manch ein Berliner wird erst durch diesen Fremden aus Baden-Baden an jene berliner Stätten geführt werden, wo die moderne lutherische Orthodoxie die Herrschaft hat und Propaganda für sich macht. Was die einzelnen Bilder darstellen? Nun, man höre: die Stadtmission, die Sonntagsschule (d. h. die nachmittägigen Kinder-Gottesdienste), die Stadtherberge (d. h. das evangelische Vereinshaus), die Jünglings- und Jungfrauenvereine, endlich den berliner Sonntag, d. h. im Sinne des Autors: das Schattenbild des Sonntags, wie er ist, und das Lichtbild des Sonntags, wie er sein sollte — mit andern Worten deutsche Sonntagsentheiligung und englische Sonntagsheiligung, wobei wir uns allerdings nicht erwehren können, an ein satirisches Wort A. von Humboldt's zu erinnern: „O, den englischen Sonntag wollten wir uns schon gefallen lassen, wenn wir nur auch die englischen Wochentage dazu bekämen."

7. Aeltern, habt Acht! Bilder aus dem Familienleben der höhern Stände. Von E. von Ugény. Leipzig, Friedrich. 1880. 8. 5 M.

Die religiös-pädagogische Tendenz fehlt den Reisebildern des badischen Stadtvicars so wenig, wie diesen Bildern aus dem Familienleben der höhern Stände; das schafft eine gewisse Verwandtschaft zwischen beiden Büchern, während, was speciell letzteres anlangt, dasselbe sich seinerseits auch dadurch in die ganze hier besprochene Gruppe einfügt, als das Local der verschiedenen Bilder ein verschiedenen Ländern entnommenes ist. So wird E. von Ugény gleichfalls sozusagen zum Reisenden, der uns von Nizza, Wien, Schlesien, Rußland und Vevey erzählt. Auf eine durchaus verständige und gutgemeinte Einleitung, die über Erziehung, namentlich von Mädchen, Theoretisches sowol als Praktisches enthält, folgt ein Excurs über das Buch der Frau von Racowitza: „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle". Das Nachtstück dieser Memoiren wird als die nothwendige Folge der Verhältnisse und Zustände erklärt, unter denen Helene von Dönniges aufwuchs, und zum Beweise, daß derartige Familienverhältnisse leider gar nicht so selten sind, wie man gern annehmen möchte, entrollt E. von Ugény aus dem eigenen „erfahrungsreichen" Leben eine Anzahl anderer Bilder, die als Seitenstücke zu dem von der Obengenannten entworfenen Gemälde dienen können. Sie sind, wie uns versichert wird, genau nach der Natur gezeichnet, und der Verfasser äußert sich sogar sehr zuversichtlich: „Sollten sich die betreffenden Personen erkennen, so kann ich ihnen nur zurufen: «If the cap suits you, put it on.»"

8. Der Schutzgeist von Oberammergau. Cultur- und Lebensbild von Maximilian Schmidt. München, Franz. 1880. 8. 4 M.

Als Andenken an ein Reiseziel, das Mekka so vieler Pilger des Jahres 1880, findet dies Buch wol auch sein bescheidenes Plätzchen in unserer Gruppe. Es vermehrt nicht die Literatur über die berühmten Passionsspiele, sondern ist eine volksthümliche Erzählung, die als zeitgemäß, das Schlagwort Oberammergau im Schilde führend, wohlweislich im vorigen Sommer geschrieben ward und damals auch schon im Feuilleton der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" erschien. Der patriotische Inhalt und Ton des Ganzen stempelt es zu einem empfehlenswerthen Familienbuche.

9. Midzuho-gusa. Segenbringende Reisähren. Nationalroman und Schilderungen aus Japan. Von F. A. Junker von Langegg. Drei Bände. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880. 8. 18 M. 50 Pf.

Der Verfasser, weiland Director der medicinischen Schule in Kiyoto, wie wir im Titel angegeben finden, hat also

wol die Veröffentlichung seiner gediegenen und an wissenschaftlichen Resultaten reichen Arbeit nicht mehr erlebt; das Vorwort datirte er noch von Leipzig, März 1880. Demzufolge war seine Aufgabe eine Schilderung des alten Japan, des Japan vor der umgestaltenden Umwälzung des Jahres 1868, welche dieses Land dem Verkehre mit fremden Nationen eröffnete, wodurch aber auch viele seiner Eigenthümlichkeiten bereits in den Hintergrund gedrängt zu werden begannen. Ueber den Namen, den er dem Werke gab, äußert sich der Verfasser:

Ich wählte ihn in Nachahmung ähnlicher von japanischen Schriftstellern mit Vorliebe gebrauchten Buchnamen, da derselbe in seiner Doppelauslegung zugleich stofflich bezeichnend ist, und so auch „Schilderungen aus Japan" bedeutet. Das Land der segenbringenden Reisähren: Midzuho-no-kuni, ist nämlich einer der ältesten classischen Namen des alten Japan, welcher bereits in dem ältesten religiösen Werke, den „Kojiki", der Bibel der Shintoisten, und vielfach in Gedichten gebraucht wird. Kusa ist sowol die Benennung für „Gras" als für „Schriften gemischten Inhalts".

Den ersten Band füllt eine Uebertragung des berühmtesten japanesischen Nationalromans „Chiushin-gura" („Vasallentreue"), in welchem das Volk in allen seinen Lebensverhältnissen für uns anschaulich gezeichnet ist, neben einer geschichtlichen Einleitung fördern culturhistorische Erläuterungen das Verständniß. In den beiden folgenden Bänden wird die Landschaft, die Sprache, die alte Naturreligion, der Buddhismus mit seinen zahlreichen Sekten, die Herrscherdynastie, die Shogune und Regierungsform und vieles andere geschildert; die wichtigsten geschichtlichen Episoden, eine Skizze über Christenbekehrungen und Verfolgungen, literarische Excurse und mannichfache Bilder des Volkslebens reihen sich an. In seiner Totalität stellt das Werk ein Erzeugniß echt deutschen gelehrten Fleißes dar, welchem die warme Anerkennung aller Fachmänner und gebildeten Laien gebührt. Sie ist ihm auch in reichlichem Maße schon geworden, und zu bedauern bleibt nur, daß der Autor selbst nicht mehr Zeuge dessen sein kann.

Neue Erzählungen.

1. Ausgewählte Werke von J. J. Kraszewski. Vierter bis achter Band. Wien, Hartleben. 1881. 8. 14 M.
2. Die Somosierra. Roman aus dem spanischen Bühnenleben von Robert Waldmüller (E. Duboc). Stuttgart, Levy u. Müller. 1881. 8. 4 M. 50 Pf.
3. Georg Dipold. Roman aus der Zeit des Bauernkriegs. Gotha, F. A. Perthes. 1881. 8. 4 M.
4. Aus alter Fehde. Erzählung von Bernhard Frey. Berlin, Goldschmidt. 1880. 8. 3 M. 50 Pf.
5. Zwölf Jahre als Diakonissin. Von Adelheid Bandau. Berlin, Hempel. 1881. Gr. 8. 4 M.

Der Roman „Die Sphinx", welcher den vierten bis sechsten Band der „Ausgewählten Werke" J. J. Kraszewski's (Nr. 1) einnimmt und von E. V. Szrajber trefflich ins Deutsche übersetzt ist, gehört zu jenen Meisterwerken der Erzählungskunst, die lediglich dem reinen Schaffensdrange des Autors entsprungen zu sein scheinen und den modischen Interessen des Lesepublikums gar keine Concessionen machen. Wäre dieser Roman im vorigen Jahrhundert, welcher die langen Titel liebt, erschienen, so hätte der Autor das erste Blatt seines Buchs vielleicht folgendermaßen beschrieben: „Leiden und Freuden eines armen polnischen Bauernjungen, der die Kunst des großen Meisters Rafael erlernte, in seinem Heimatlande viel Drangsal erlebte, sich in ein hübsches junges Mädchen verliebt, nach Italien geht, dort wiederum ein verliebtes Abenteuer erfährt, welches ihm fast das Leben kostet, endlich aber zurückkehrte in das polnische Land, einer bösen Zauberin verfällt, sich verheirathet und in große Geistes- und Leibesnoth geräth, bis er in ein Kloster geht und mit Gottes und der Heiligen Segen die sanfte Ruhe des guten Gewissens wiederfindet. Auch finden sich in dieser Erzählung gar viele merkwürdige Historien aus dem polnischen Lande zu der Zeit, wo König Stanislaus August III. von den Russen und Preußen bedrängt wurde, aber in eitel Freude und Wollust lebte." In diesem Titel ist der Hauptinhalt des Romans skizzirt. Es finden sich in demselben keine auf die Spannung der Leser berechneten künstlich geschürzten Verwickelungen, keine sorgsam ausgeklügelten Effecte, keine schwer zu lösenden Probleme, keine Geheimnißkrämerei, keine exotischen Charaktere, keine Zufälligkeiten — vielmehr verläuft die Handlung, d. h. der Lebenslauf des Helden, glatt und einfach, und wenn wir trotzdem an demselben ein lebhaftes und seelenergreifendes Interesse nehmen, so geschieht dies einzig und allein durch die Kunst des Erzählers, welcher unmittelbar aus der geistigen Anschauung schafft, wie ein Landschaftsmaler etwa, der die Natur porträtirt und mit unmerklichen Strichen zu idealisiren versteht. In der modernen Romanliteratur ist diese Art des intuitiven Schaffens zurückgedrängt; statt ihrer macht sich die Speculation des nach Effecten haschenden Verstandes und der ausschweifenden Phantasie breit, wie die tonangebenden Werke der Franzosen beweisen, welche sich sammt ihren Nachahmern immer mehr die dramatische Hast angewöhnen und die epische Ruhe im Roman perhorresciren. Kraszewski gehört noch der ältern Schule an oder vielmehr jener kleinen Gruppe von Schriftstellern, die bewußt oder unbewußt Romane schaffen, wie sie Epen in gebundener Form dichten würden. Weit ausholend, dem Anfange der Dinge ebenso große Aufmerksamkeit schenkend wie dem Verlauf der actuellen Handlung und dem Ende derselben, sind die Künstler, die nicht mit dem Pinsel, sondern mit der Feder malen und auf die große Leinwand Gemälde werfen, welche erst nach ihrer Vollendung, d. h.

nachdem der Leser die Lektüre beendet hat, die volle Bewunderung hervorrufen sowol durch die Großartigkeit der Composition als auch die sorgfältige Ausführung der Details. Um dem Leser jegliche Gelegenheit zu nehmen, Nebeninteressen zu folgen, hat Kraszewski seinen Roman mit dem Ende begonnen. Wir lernen den Maler Hans Rugpiutis als Mönch kennen und erfahren erst späterhin seine freudigen und traurigen Erlebnisse, die ihn zur Resignation auf alle weltlichen Freuden geführt haben; auch errathen wir sehr bald aus dem warnenden Munde eines Lehrmeisters des jungen Malers, daß dieser durch die Liebe zum Weibe unfähig wird, sich der Kunst ganz und voll hinzugeben. So ist der Leser von vornherein vor sensationellen Ueberraschungen, deren Vorbereitungen das secundäre Gefühl der Neugierde erwecken könnten, gesichert, und kann sich mit vollkommener Ruhe und Behaglichkeit in das Anschauen des buntfarbigen Gemäldes vertiefen. Freilich nicht jeder Romanschriftsteller darf sich in dieser Weise aller Vortheile der äußerlichen Spannung begeben: nur derjenige, welcher wie Kraszewski sich der Macht seines Worts, der geheimnißvollen Kraft seiner Darstellung bewußt ist, wird Erfolge ernten. Er schildert die Wirklichkeit, wie sie war oder ist; er skizzirt in die große Scenerie die kleinen Menschen hinein, und zu unserm Erstaunen beginnen sie zu leben, als ob wir sie mit leiblichen Augen sähen. In den Schilderungen gewinnt alles, auch das scheinbar Unbedeutendste Bedeutung; denn es vervollständigt das Bild, welches uns vorschwebt, nicht nur, sondern ist durchaus nothwendig zur Charakteristik: mit einem Wort, die Charaktere und Scenerien werden sofort lebendig vor uns, und alles, was mit ihnen zusammenhängt, entspricht an Bedeutung dem Grade unsers Interesses an jenen. Die Handlung, welche in so vielen modernen Romanen durch seltsame Verwickelungen und barocke Sprünge zu fesseln sucht, tritt zurück hinter der Charakteristik der Scenerien und Personen, welche in breiter Behaglichkeit und mit sicherm Bewußtsein ausgesponnen ist. In der Manier seines Erzählens erinnert Kraszewski an die besten Meister der deutschen und englischen Literatur, an Goethe, Thackeray, Dickens, hier wie dort die imponirende Ruhe und Sicherheit des Könnens, welches dem Genie das Bewußtsein verleiht, gerade das richtige Wort für den richtigen Begriff zu finden. Kraszewski verdient es auch, außerhalb seiner Heimat, in welcher er als Meister bereits Ruhm genießt, gelesen und gewürdigt zu werden. In der trefflichen Uebersetzung eignet sich gerade der Roman „Die Sphinx" am besten dazu, den Ruhm des polnischen Dichters in deutschen Landen zu befürworten.

Noch einige Worte über den exotisch klingenden Titel. Unter der „Sphinx" ist das liebende Weib verstanden. Lebhaft erinnert dieser Vergleich an das geistvolle, epigrammatische Gedicht Heine's:

> Die Gestalt der wahren Sphinx weicht nicht ab von der des Weibes;
> Faselei ist jener Zusatz des betatzten Löwenleibes.
> Todesdunkel ist das Räthsel dieser wahren Sphinx, es hatte
> Kein so schweres zu errathen Frau Jokasten's Sohn und Gatte.
> Doch zum Glücke kennt sein eignes Räthsel nicht das Frauenzimmer:
> Spräch' es aus das Losungswort, fiele diese Welt in Trümmer!

Es gibt Männer und gottlob in erdrückender Majorität, welche neben der Sphinx ruhig fortleben und das Räthselrathen andern überlassen; es gibt aber auch Männer, die an den Versuchen zu Grunde gehen, und von diesen gehören die meisten wiederum den Kunstjüngern an, die Welt und Ewigkeit mit ihren dunkeln Geheimnissen umspannen möchten und ohnmächtig die Hände sinken lassen müssen gegenüber den liebeglühenden Blicken eines Weibes, welches ihnen den Himmel verspricht und sie nach kurzem Rausch in der nackten prosaischen Wirklichkeit auferwachen läßt. Auf dem sterilen Boden der letztern wachsen keine Zauberblumen der Kunst. „Hüte dich vor dem Weibe", sagt Bratani, der Lehrmeister, zu seinem jungen Zögling, „du mußt der Kunst allein gehören, wenn du ihr überhaupt gehören willst." Die Sphinx erscheint dem Helden unsers Romans in drei Gestalten, zuerst als blauäugiges unschuldiges Bürgermädchen, welches sein Herz gefangen nimmt. Er reißt sich jedoch los und geht nach Italien. Hier verliebt sich eine geistvolle, exentrische junge Engländerin in ihn, und weil sie seine Gegenliebe nicht erringen kann, gibt sie sich selbst den Tod. Entsetzt flieht Hans in seine Heimat. Eine hochstehende Gönnerin bezaubert ihn mit räthselhaften Augen, sodaß er Glauben und Lust am Leben verliert. Da flüchtet er in die Arme seiner ersten Geliebten und heirathet. Damit ist das Schicksal des armen Malers besiegelt. Die Liebe einer Sterblichen ist nicht tief und andauernd genug, um einen vollgültigen Ersatz für die geopferte Gunst der Göttlichen zu bieten. Das ungefähr ist die Moral, welche Kraszewski nebenbei seinem geistvollen Roman untergeschoben hat. Gewiß, eine Allgemeingültigkeit wird diese Behauptung nicht beanspruchen können, und dennoch trifft sie in den allermeisten Fällen zu, und wer Augen hat zu sehen, wird es häufig im täglichen Leben beobachten können, daß gerade diejenigen, welche sich mit äußerster Entsagung die Gunst der Unsterblichen erstritten zu haben scheinen, in einem verhängnißvollen Augenblick sich in die Arme eines beliebigen jungen Mädchens stürzen und fortan niemals wieder den Weg zum olympischen Paradies finden. Und das sind meistens gute brave edeldenkende Menschen, wie Hans Rugpiutis, welcher als vollendet geschilderter Typus gelten kann. In dieser Weise hat Kraszewski doch recht, wenn er jene apodiktische Behauptung aufstellt. Wäre der Held seines Romans ein Goethe, ein Michel Angelo gewesen, so hätte er sein Thema variiren und vielleicht gar dem Egoismus in der Liebe ein Loblied singen müssen; aber fraglich wäre es auch geblieben, ob er dann in allen Beziehungen ein wahres und treues Bild der Sphinx gegeben hätte. An einzelnen Kolossen der Männerwelt prallen die Geschosse der Sphinx ab, ohne zu verwunden, aber wie viele solcher

Kolosse gibt es denn? Deshalb bleibt die Moral des Kraszewski'schen Romans ebenso wahr wie beherzigenswerth.

Des polnischen Meisters Erzählungskunst bewährt sich auch in den beiden kleinen Erzählungen: „Wie Herr Paul freite" und „Wie Herr Paul heirathete", übersetzt von Malvina Laudesberger, welche den achten Band seiner „Ausgewählten Werke" bilden. Sie behandeln Episoden aus dem Leben eines ältlichen Hagestolzen, dessen Herz in der Zuneigung zu einem Findelkinde zu neuem Leben erwacht. Die Sehnsucht nach einem eigenen Hausstande läßt die Liebe zu einem jungen Mädchen zur Reife gedeihen, von welcher er jedoch einen Korb erhält. In der zweiten Erzählung gewinnt er die Neigung einer Gutsnachbarin und wird schließlich glücklicher Gatte. Diese einfachen Hergänge sind mit ebendemselben genialen Geschick wie in der „Sphinx" dargestellt und auch in diesen Erzählungen ist besonders die psychologische Feinheit der Schilderungen, soweit sie die Seelenzustände des Junggesellen betreffen, zu bewundern.

Der siebente Band der Kraszewski'schen Werke enthält zwei dramatische Werke, deren Besprechung in den Rahmen dieses Artikels kaum hineinpaßt. „Der dritte Mai" ist ein historisches Drama aus der polnischen Geschichte und behandelt die Einsetzung der demokratischen Constitution und die Aufhebung der Leibeigenschaft im Jahre 1791. Die Tendenz ist eine durchaus patriotische, und deshalb ist das Stück bei den Polen auch mit großer Begeisterung aufgenommen worden. Deutsche Leser wird vieles fremdartig berühren. Das Vordrängen der subjectiven Begeisterung schadet dem Drama als Kunstwerk, welches auch häufig die unbedingt nothwendige concise Ausdrucksweise vermissen läßt. An poetischen Schönheiten der Sprache ist das Drama reich und überall schimmert das großartige Dichtertalent des Autors durch. Dasselbe läßt sich von dem kleinen einactigen Lustspiel „Stahl und Stein" sagen. Die Handlung ist sehr dürftig; für diesen Mangel entschädigt aber die packende Charakteristik der Personen und der geistvolle Dialog. Als Lesedramen interessiren beide Stücke; ob sie von großer Bühnenwirksamkeit sind, mag dahingestellt bleiben. Auch diese Dichtungen sind vorzüglich übersetzt worden, und zwar von dem wiener Schauspieler J. Meixner.

„Die Somosierra", der neueste Roman Robert Waldmüller's (Eduard Duboc) (Nr. 2), versetzt uns nach Madrid zur Zeit der Regierung Ferdinand's VII. Die Titelheldin ist die Tochter eines Franzosen und einer Elsässerin, welche in Begleitung ihres Vaters, der bei der französischen Gesandtschaft einen untergeordneten Posten einnimmt, nach Spanien reist und daselbst einen jungen Bearner kennen lernt, den ein unwiderstehlicher Drang zur Bühne treibt. Sie selbst wird von der nämlichen Leidenschaft ergriffen, und nach einigen Kämpfen erregt ihr Talent die Aufmerksamkeit von Fachleuten, welche ein erstes Auftreten ermöglichen. Der Erfolg ist ein grandioser und einige Jahre hindurch wird die Deutsch-Französin als bedeutendste spanische Schauspielerin in Madrid gefeiert. Dann trifft sie nach kurzer Ehe wieder mit ihrem frühern Freunde, dem Bearner, zusammen, welcher sie aus Eifersucht verlassen hatte, heirathet denselben und zieht sich ins Privatleben zurück. Das ist ungefähr der Kern der Geschichte, welcher wahre Begebenheiten zu Grunde liegen sollen. Nach einer Seite hin ist dem Verfasser das Ausspinnen der Handlung sehr geglückt; mit Geschick sind Episoden aus dem spanischen Hof- und Theaterleben eingeflochten, welche zwar fremdartig berühren, aber doch bei dem gebildeten Leser ethnologisches Interesse erwecken. Weniger gelungen ist der Roman der Schauspielerin. Sie selbst erscheint nicht lebensvoll genug; in ihrer Individualität dominiren Harmlosigkeit und Gutmüthigkeit, die ihr die Sympathie der Lesern sichern, zugleich aber auch das Gepräge der Willensschwäche und Unbedeutendheit verleihen. Aus den Kabalen und Intriguen ihrer Feinde und Feindinnen taucht sie wie ein reiner Engel empor, der viel Unangenehmes erduldet, niemals aber aus eigener Kraft gehandelt hat. Die Conflicte sind nicht interessant genug und gewinnen in der halbmemoirenhaften Form der Darstellung nicht an Bedeutung. Da der Charakter der Heldin, um welche sich die Erzählung dreht, ein tieferes Interesse nicht erregt, so verfallen auch die übrigen zum Theil sehr trefflich ausgeführten Charakterschilderungen solcher Theilnahmlosigkeit. Im übrigen wird man manche Vorzüge der Waldmüller'schen Erzählungsweise auch in der „Somosierra" wiederfinden, eine edle einfache Sprache, decenten Humor und ein in geistvollen Bemerkungen sich äußerndes Denken. Aber der Bethätigung dieser vortrefflichen Eigenschaften ist in diesem Roman kein allzu großer Spielraum gelassen, weil der Verfasser seine Phantasie nicht frei walten lassen wollte oder konnte. Außerdem wird ein guter Fonds von Kenntnissen aus der politischen und culturellen Geschichte Spaniens vorausgesetzt, ohne welche die völlige Würdigung mancher Schilderungen nicht möglich ist. Trotzdem bin ich weit davon entfernt, die „Somosierra" unter die Dutzendromane zu zählen, welche mehr guten Willen als wirkliches Können verrathen. Im Gegentheil, Waldmüller zeigt in diesem Roman, daß er auch aus einem sterilen Stoff noch Kapital zu schlagen versteht; aber dieses Kapital besteht aus lauter kleinen Münzen, aus geistreichen Aphorismen, blitzartig auftauchenden Streiflichtern auf die Cultur Spaniens, reizenden Landschaftsschilderungen, humoristischen Einfällen u. s. w. Es ist kein Zweifel, daß die „Somosierra" ein äußerst interessanter Roman geworden wäre, wenn die Heldin selbst ein wenig interessanter wäre, und wenn man in ihrer Selbstbiographie etwas von dem Geist, dem Talent und der Anmuth durchschimmern sähe, die sie als Schauspielerin besessen haben soll.

Das epische Gemälde aus der Zeit des schwäbischen Bauernkriegs (1524—25) „Georg Dipold" (Nr. 3) zeigt von keinem großartigen Erzählertalent des ungenannten Verfassers. Hauptsächlich in der Charakteristik der handelnden Personen macht sich kein origineller Zug geltend; es sind gute, liebe Personen, die inmitten des Aufruhrs

und der allgemeinen Unruhe für Wahrheit und Recht kämpfen und dulden; denn weder in Florian Geyer noch in Georg Dipold, den edelmüthigen Vorkämpfern für allgemeines Menschenrecht, welches von dem Adel unterdrückt wurde, lernen wir charakteristische Gestalten jener Zeit kennen. Sie sind gar zu edelmüthig, viel zu abgeschliffen in Denkart und Lebensweise, um der historischen Anschauung entsprechen zu können. Ihre Gespräche und Handlungen lassen vermuthen, daß sie vorahnend und vorgreifend von den Früchten der modernen Cultur gegessen haben. Dagegen sind wieder die wüsten Raubritter allzu derb gezeichnet. Lieblich sind die beiden Frauengestalten, das Ritterfräulein Marthe von Trotha, die spätere Braut Geyer's, und die fahrende Sängerin Praxedes, welche in heißer Liebe zu dem Helden der Erzählung entbrennt und zum Schluß dessen glückliche Gattin wird. Einzelne Schilderungen sind recht gut gelungen, so die Wanderung der Bauernscharen, die Volksversammlungen in den kleinen schwäbischen Städten, die Erstürmung eines Nonnenklosters u. a. m. Der Gang der nicht sehr verwickelten Handlung ist dagegen recht schleppend und wird häufig durch langathmige Episoden und weitläufige Gespräche aufgehalten. Alles in allem genommen weist das Gemälde zwar einige interessante Partien auf, ist aber doch im ganzen zu skizzenhaft gehalten; Licht und Schatten in der Individualisirung der Personen heben sich allzu scharf voneinander ab.

Eine spannende Erzählung ganz im modernen Stil, welcher geschickt ausgesonnene originelle Situationen und Charaktere verlangt, ist der Roman „Aus alter Fehde" von Bernhard Frey (Nr. 4). Verwickelte Familienverhältnisse bilden die Grundlage der Erzählung; sympathische Personen beleben dieselbe und echt moderne egoistische Genußmenschen sorgen für pikante Dissonanzen, welche jedoch zum Schluß in glückliche Harmonien aufgelöst werden. Der Verfasser hat nicht nur auf den Effect hingearbeitet, er hat sich auch redliche Mühe gegeben, Menschen zu schildern, wie sie wirklich sind, und ist ihm dies gelungen. Freundlich anmuthend ist das Freundschaftsverhältniß zwischen zwei Nebenbuhlern in der Liebe zu einem reizenden Backfisch geschildert, realistisch wahr der Charakter eines alten Roué, der mit seiner Maitresse die letzten Besitzthümer durchbringt, dabei aber den trägen leichtsinnigen Indifferentismus bewahrt, welcher ihm in bessern Tagen den Lebensgenuß erleichterte. Nicht ohne geistige Anregung und das befriedigende Gefühl, sich gut unterhalten zu haben, wird der Leser den Roman aus der Hand legen.

Zum Schluß sei hier mit wenigen Worten noch einer Schrift erwähnt, welche zwar nicht der belletristischen Literatur zuzuzählen ist, dennoch aber dem gebildeten und denkenden Leser mehr Unterhaltung und Anregung gewähren wird als der spannendste Roman. Es sind dies die gesammelten Erinnerungen einer frühern Diakonissin von Kaiserswerth, Adelheid Bandau, die ihrem Werke den Titel „Zwölf Jahre als Diakonissin" (Nr. 5) gegeben hat. Einer unbefangenern Darstellung der Licht- und Schattenseiten des großen Krankenpflegerinneninstituts, welches in unserm protestantischen Deutschland und weit über die Grenzen desselben hinaus eine so tiefgreifende Bedeutung erlangt hat, ist mir noch nicht vor Augen gekommen. Bekanntlich wird diese Anstalt mit ihren zahlreichen Filialen in orthodox-gläubigem Sinne geleitet und dies hat in weiten Kreisen ihrer unbefangenen Würdigung Eintrag gethan. Wer das vorliegende Buch liest, wird ebenso wie die Verfasserin zu der Ansicht gelangen, daß die fromme Tendenz zwar in einzelnen Fällen hemmend auf die Ausübung edler Nächstenliebe einwirkt, im großen und ganzen aber als nothwendige Grundlage der reichgegliederten Organisation angesehen werden muß. Wenngleich die Verfasserin nach zwölf Jahren aus innerm Ueberdruß und infolge mancher trüben Erfahrungen ihren Beruf als Diakonissin aufgab, so steht sie doch nicht an, die segensreiche Wirksamkeit der Diakonissinnen ihren Lesern warm ans Herz zu legen. Was die Schreibweise der Verfasserin betrifft, so verräth sie in keiner Zeile Unbeholfenheit der Form oder Weitschweifigkeit der Gedanken; sie erzählt kurz und natürlich, anschaulich und bisweilen recht humoristisch, was sie selbst erlebt hat als Probeschwester und Lehrschwester in Deutschland, Rumänien und Italien. Eine unabsehbare Reihe nach dem Leben gezeichneter Porträts bildet den Hauptinhalt des Buchs. Da lernen wir wahrhaft Frommgläubige, Heuchler und Indifferente in allen Varietäten kennen und jeder Charakter wird ohne Vorurtheil vom humanen Standpunkt aus beleuchtet. Das Buch verdient die weiteste Verbreitung in deutschen Leserkreisen.

Oskar Riecke.

Religiöse Literatur.

1. Die Grenzen der Religionsfreiheit und die Wissenschaftslehre der heutigen Naturforschung. Von Gustav Friedrich. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 1880. 8. 1 M.

In knapper Darstellung will der Verfasser von der „Wissenschaftslehre der heutigen Naturforschung" aus die Frage nach der Begrenzung der Religionsfreiheit beantworten. Zu diesem Zwecke unterzieht er die Ansichten Froschammer's, Trächsel's, Friedberg's, Gneist's und speciell von Kirchmann's einer kritischen Betrachtung. Wissenschaft existirt für den Verfasser nur in den experimentellen Naturwissenschaften, schon in geringerm Grade in den beschreibenden, in den sogenannten Geisteswissenschaften (Recht, Politik, Kunst, Religionsgeschichte) aber nur so weit, als sie naturwissenschaftliche Bestandtheile in sich bergen. Die

Geisteswissenschaften können es wol zu mehr oder minder schwankenden Regeln bringen, die experimentellen Wissenschaften allein zur Klarheit von Naturgesetzen. Vollblut-Doctrinarismus schafft Fanatiker, welche sich wol gar ihrer „idealen" Richtung rühmen. Alle sogenannten Weltanschauungen und mit ihnen alle Metaphysik sind hinfällig. Es ist daher die Ansicht jenes großen Geistes zu billigen, der da meinte, als Aesthetiker sei er Polytheist, als Naturforscher Pantheist; ein Gott für seine sittliche Persönlichkeit werde auch nicht fehlen. Die nach dieser Einleitung folgende Schilderung der römischen Kirche darf als eine im ganzen gelungene anerkannt werden. Die Maigesetze bezeichnet der Verfasser als unzureichend; vom Christenthum will er nur den sogenannten symbolischen Kern übrig behalten: Religion bestehe in einem Verhalten und Verhältniß (aber wessen und zu wem?). Die praktischen Staatsmänner können zu dem gewaltigen Anlauf und dem kläglichen Ende des hier Gegebenen nur sagen: parturiunt montes nascitur ridiculus mus. Wir haben die Grundzüge dieser Broschüre nur darum wörtlich abgeschrieben, um an einem schlagenden Beispiele zu zeigen, wie die unselige Halbbildung unserer Tage mit einem wahren Fluche behaftet ist. Man gibt sich den Anschein, als könne man de omnibus rebus et quibusdam aliis reden, und orakelt vom Throne der sogenannten Wissenschaft herunter unverdaute Redensarten, bei deren Durchlesen es wol dem Schüler wie ein Mühlrad im Kopfe herumgeht, die aber niemand imponiren, welcher jemals ernstlich über die einschlagenden Fragen nachgedacht hat. Von einer klaren Antwort auf das gestellte Thema ist nirgends etwas zu finden: das aber war die Hauptsache. Reflectiren und Materialien sammeln ist leicht, einen Knoten praktisch lösen aber schwer.

2. Die Kunst und ihre Formen. Aus dem Nachlasse von Joseph Ritter von Führich. Würzburg, Wörl. 1880. Gr. 8. 1 M. 30 Pf.

Der Grundgedanke vorliegender Broschüre lautet: Die Form in der Kunst ist nur Erscheinung eines Inhalts, der Inhalt Ideal, das Ideal aber fest gegründet in Gottestreue, und wiederum die Gottestreue nur gesichert in der Kirche. Ein Element des Glaubens liegt aller Poesie zu Grunde, alle wirkliche Geschichte ist mit Kunst und Poesie innigst verwandt. Die Kunst veredelt den Menschen, weil sie didaktisch ist. In der mystischen Kunstform wird die Geschichte und ihr Verlauf wie die Natur zum Symbol einer höhern Entwickelungsstufe. Die mystische Kunstform kehrt mit ihrem tiefsten Wesen zur Allgemeinheit des reinen Kunstbegriffs zurück. Das religiöse Leben ist unendlich kunstverwandt, die Kirche ist das große lichtvolle Geheimniß der Geschichte. Der universalste Ausdruck mystischer Kunst ist die katholische Liturgie und das Opfer ist das größte und bedeutendste Moment der Geschichte. Der Altar ist weltgeschichtlich das größte, allgemeinste und gemeinsamste aller menschlichen Monumente; die Kirche lehrt und übt alle Formen der Kunst in ihrer reinsten Allgemeinheit.

Es ist bekannt, wie das sogenannte Nazarenerthum in der bildenden Kunst am reinsten ausgeprägt wurde von Overbeck und Führich. Die obengenannte Schrift enthält die Theorie jener katholischen Maler, welche daran scheiterten, daß sie fortwährend Christenthum und römische Kirche als identisch setzten. Neben Berechtigtem findet sich viel Einseitiges und Schwächliches. Die blos kirchliche Gesinnung macht noch nicht den echten Künstler. Wenn man in der katholischen Liturgie das höchste Kunstwerk des heiligen Geistes sehen kann, wie Führich dies thut, dann verfällt man nothwendig in ein Symbolisiren und Allegorisiren, welches die Malerei zu einer Kirchenlehre in Farben macht und damit die hehre Kunst ihrer Selbständigkeit entkleidet.

3. Die Religion des Gewissens als Zukunftsideal. Von Alexander Wernicke. Berlin, C. Duncker. 1880. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Diese kleine, elegant ausgestattete Schrift versucht, einen richtigen Grundgedanken zu behandeln. Es ist der, daß das psychologische Urdatum des religiösen Menschen stets das Gewissen sein wird, vorausgesetzt, daß dasselbe überhaupt noch als selbständige Geistesfunction anerkannt wird. Der Verfasser meint nun, daß sich eine abstracte Universalreligion herstellen lasse, welche, aller sonstigen positiven Elemente entkleidet, lediglich auf die Anerkennung des Gewissens reducirt sei. Das wäre wieder einmal jener nebelhafte träumerische Idealismus, wie er so leicht den Deutschen überschleicht. Mag die Gemeinschaft aller Völker der Erde in Zukunft noch so groß werden: niemals wird sich eine gemeinsame Sprache, Gesetzgebung und dergleichen, überhaupt eine Universalmenschheit herstellen lassen, in welcher alle berechtigten nationalen Unterschiede und Institutionen vernichtet wären. Ebenso wenig können die einzelnen Religionen lediglich auf das Gewissen als subjective Instanz eingeschränkt werden; denn es müßte immer eine objective, von allen anerkannte Macht vorhanden sein, welche genau und bindend formulirte, was Inhalt und Forderung des Gewissens sei. Abgesehen von diesem unerfüllbaren Postulat behandelt der Verfasser sein Thema in einer Weise, daß man den Liberalismus bedauern muß, welcher sich solchen Vertretern ausgeliefert sieht. Das Schriftchen bringt eine große Menge von Gemeinplätzen, Wiederholungen und auffallenden Unklarheiten. Der Verfasser citirt immer wieder Aussprüche Friedrich Wilhelm's III., und hat keine Ahnung davon, daß der religiöse Standpunkt des letztern von dem seinigen himmelweit verschieden ist. Kant, Schopenhauer und Feuerbach haben für ihn dieselbe Autorität; das einzig Brauchbare in seinem Buche sind einige Auszüge aus Kant. Der Leser wolle es sich gefallen lassen, wenn wir ihn mit einigen Proben der Wernicke'schen Schreibweise behelligen. Seite 1 redet der Verfasser von „Zeitepochen", wo die Masse des

Volks unter der Botmäßigkeit allgemein anerkannter Ideen steht, und geht sofort über zu einer nicht blos unwissenschaftlichen, sondern auch höchst anmaßenden Schilderung der Person und der Lehre Christi. Nach Wernicke besteht die Lehre Christi nur „in der Verkündigung, daß das erträumte Königreich der Juden nicht mehr lange auf sich warten lassen werde". Christus hat eigentlich „nur der Lehre Johannes des Täufers eine Zeitbestimmung hinzugefügt". Wernicke weiß nicht, „wie man in Christi Lehre irgendetwas für unsere Zeit Passendes finden wolle" u. s. w.

Vielleicht finden sich solche, denen als Ersatz die Wernicke'sche Philosophie genügt. Dieselbe redet ganz ernsthaft von „Willensäußerungen eines Säuglings"; sie findet, „daß es für die Menschheit nur in unendlicher Zeitferne seine constante Form der Moral geben könne" (wie bequem für alle gewissenlosen Subjecte!); „vermöge seiner Naturanlage könne der Mensch nie anders als egoistisch handeln und deshalb seien seine Handlungen weder als gut noch als böse zu bezeichnen". Gleichwol führt „der Weg der Moral des rohen Egoismus zur Moral der Liebe nur durch die Utilitätsmoral". „Die Verbrechen der Einzelnen kommen durch atavistische Regungen in der Menschheit zu Stande, sei es, daß hier und da die Erziehung gefehlt hat, sei es, daß hier und da Rück- und Hemmbildungen des Gehirns eingetreten sind." Dann kommt Christus wieder etwas besser weg, um unmittelbar darauf das Verdammungsurtheil über sich ergehen zu lassen, daß seine Lehre für unsere Zeit durchaus nicht mehr passe, ja geradezu dem Gemeinwesen gefährlich sei. Und was ist nun des Pudels Kern? Was ist das eigentliche Ziel dieser oberflächlichen Rederei? Mit gewaltigem Pathos bricht der Verfasser eine Lanze für das Judenthum, „dessen Bundesgenossenschaft wir nicht leichtsinnig verscherzen dürfen, weil es uns nun einmal bestimmt (sic!) ist, in Zukunft mit den Hebräern zusammenzuarbeiten und zu kämpfen!" Sapienti sat!

Gustav Portig.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

In der „Revue des deux mondes" vom 1. Mai d. J. widmet Alfred Fouillée der „Ethik" Schopenhauer's, von der bekanntlich eine Uebersetzung ins Französische und zwar „Les Fondemens de la morale" von A. Burdeau und „Essai sur le libre arbitre" von Salomon Reinach erschienen ist, sowie der „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" von Eduard von Hartmann einen längern Artikel unter der Ueberschrift „La Morale Contemporaine en Allemagne" und spricht ein abfälliges Urtheil über die Lehren des Meisters und seines Jüngers aus. Die Besprechung ist sehr eingehend und berücksichtigt auch andere deutsche Ethiker, von Kant bis Lange, dem Verfasser der „Geschichte des Materialismus". Der Verfasser des Artikels erklärt sich indessen mit keinem ganz einverstanden, findet namentlich die Schlußfolgerungen bei Schopenhauer und Hartmann nicht in Uebereinstimmung mit ihren Prämissen, verwirft besonders des letztern Lehren als nicht folgerichtig und stichhaltig und schließt mit folgenden Worten: „Um das, was die verschiedenen sittlichen Lehren Wahres enthalten, in Uebereinstimmung zu bringen, würden wir, wenn nicht als Imperativ, so doch als Persuasiv, gern eine Lehre vorschlagen, die uns mit den positiven Resultaten der Wissenschaft und den Betrachtungen der Metaphysik mehr in Einklang zu stehen scheint: Zwinge dich, die gegebene Welt, gemäß ihrer eigenen Gesetze, durch das Ideal, das du dir schaffst und welches selbst der erste Factor seiner künftigen Verwirklichung sein kann, umzugestalten. Auf diesem moralischen Grundsatz und diesen metaphysischen Inductionen könnte man, unsers Erachtens, gegenüber der deutschen Philosophie «der Verzweiflung», in Gemäßheit mit dem eigensten Geiste unserer Nation, was wir eine Philosophie der Hoffnung nennen würden, zu errichten versuchen."

— Die „Nuova Rivista Internazionale", Nr. 11 von 1881, spricht sich in sehr anerkennender Weise über die „Blätter für literarische Unterhaltung" aus.

Von Büchern sind darin besprochen: Paul Schönfeld, „Andrea Sansovino und seine Schule", wobei Hettner's Urtheil über das Werk angeführt und unterschrieben wird; Moritz Cantor's „Vorlesungen über Geschichte der Mathematik"; Karl Hillebrand's „Aus dem Jahrhundert der Revolution"; endlich George Taylor's „Antinous, historischer Roman aus der römischen Kaiserzeit". Die Besprechung des vorletzten Buchs schließt mit einer warmen Empfehlung desselben und einem herzlichen Danke für die neue Gabe des Autors und für die glücklichen Stunden, welche dieser wichtige Band dem Verfasser der Besprechung verschafft habe. In Bezug auf den letztgenannten Roman glaubt der Recensent, G. Taylor müsse ein Pseudonym sein, da ihm der Name bisher noch nirgends in der deutschen Literatur begegnet sei. Gleichwol könne der Verfasser kein Neuling sein, da seine Schöpfung den Meister bekunde. Sie sei mindestens würdig, denen eines Ebers an die Seite gestellt zu werden. „Während er ihm in der Kenntniß der historischen Grundlage, auf welcher das poetische Gebäude sich erhebt", heißt es, „in der Einbildungskraft, in der Pracht der Bilder und Schilderungen und in der Meisterschaft der Diction nicht nachsteht, hat Taylor's Buch noch den Vortheil vor denen Ebers', daß seine Welt uns weniger fern liegt und weniger fremd ist und daher geeigneter, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln."

In Nr. 12 derselben Zeitschrift sind unter anderm besprochen: „Eudämonismus und Egoismus" von Edmund Pfleiderer, ein Werk, das ein „unnützes Schriftchen" genannt wird, weil der positive Theil gänzlich verfehlt sei; Emil Werunsky's „Geschichte Kaiser Karl's IV. und seiner Zeit", welche neben großem Lobe scharfen Tadel wegen Weitschweifigkeit des Ausdrucks erfährt; G. F. Kolb's „Abriß der Culturgeschichte der Menschheit", der mit Recht abfällig besprochen wird; Rudolf Kleinpaul's „Kreuziget ihn! Welsche Reiseabenteuer", das als ein wunderliches Buch beurtheilt wird.

— Aus den Besprechungen in der „Rivista Europea", zweiter Band, erstes Heft, heben wir die des „Papst Adrian VI. 1522—23" von Konstantin Ritter von Höfler hervor.

Im zweiten Hefte desselben Bandes sind besprochen: „Die Krisis des Christenthums in der modernen Theologie" von E. von Hartmann, „Die Religion des Gewissens als Zukunftsideal" von A. Wernicke und „Auf der Warte" von H. S.

Im dritten Hefte wird dem Werke Georg Voigt's „Die Wiederbelebung des classischen Alterthums“ große Anerkennung gewidmet. Hingegen wird G. Ebers' „Eine Frage“ nur mit Einschränkung gelobt. Auch findet sich darin eine günstige Anzeige über „Die monistische Philosophie“ von L. A. Rosenthal.

Im vierten Hefte sind zwei Werke von L. B. Hellenbach und zwar „Aus dem Tagebuche eines Philosophen“ und „Die Vorurtheile der Menschheit“ besprochen. Bei ersterm beschränkt sich die Besprechung mehr auf Inhaltsangabe; von letzterm heißt es: „Trotz einiger Schwächen und Unsicherheiten verdient das Buch doch die Aufmerksamkeit des Publikums um so mehr, als es eine ernste Kritik unserer jetzigen Lage bietet.

„Zwei Individualisten der Schopenhauer'schen Schule“ von O. Plumacher und „Geschichte und Princip des Pessimismus“ von Eduard von Hartmann sind die nächsten zwei philosophischen Schriften, welche in dem gedachten Hefte der „Rivista“ zur Anzeige kommen. Von letzterm sagt sie: „Im Auslande wie in Deutschland bedarf ein Buch keiner besondern Empfehlung, welches den Namen eines so bekannten Autors trägt wie Hartmann. Dieser Name allein würde genügen, die Aufmerksamkeit aller gebildeten Leser darauf zu lenken, da alle wissen, daß Hartmann der bekannteste, tiefste und bedeutendste neuere Philosoph ist.“

Auf Freiherr von Friesen's „Erinnerungen aus meinem Leben“ wird daselbst ebenfalls als auf ein wichtiges Buch hingewiesen.

Von Robert Prölß' „Geschichte des neuern Dramas“ heißt es, der Verfasser zeige sich durchweg vom Bewußtsein der Bedeutung seiner Aufgabe geleitet, doch scheine es, er erzähle zuweilen etwas zu oberflächlich; das Interesse des Lesers wachse indessen mit der Lektüre und der Stil sei klar, fließend und schön. Für eine italienische Revue scheint uns indessen die Besprechung zu wenig eingehend, wenn es bei der Erwähnung des spanischen Dramas heißt, Prölß stütze sich dabei hauptsächlich auf die schöne Arbeit Schack's, und der Recensent dann blos hinzufügt: „Der zweite Theil des Bandes enthält das alte und neue italienische Drama.“ Gerade hier hätte man doch von einer angesehenen italienischen Revue ein Urtheil erwartet und mit Interesse gelesen.

Bibliographie.

Allies, T. W., Eine Entscheidung für das Leben. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen. Mit einem Vorwort von A. Bellesheim. Köln, Bachem. 8. 4 M.

Amyntor, G. v., Ein Priester. Historie in 6 Gesängen. Breslau, Trewendt. 12. 3 M.

Baumbach, R., Sommermärchen. Leipzig, Liebeskind. 12. 3 M. 40 Pf.

Bernard, E., Die Nihilisten. Roman aus den jüngsten Tagen. 1stes u. 2tes Heft. Dresden, C. G. Lohse. Gr. 8. à 25 Pf.

Berliner Blau. Kleine Beiträge zu großstädtischer Tagesgeschichte von Münchhausen junior. Hagen, Risel. 8. 3 M.

Claassen, J., Gotthold Ephraim Lessings Leben und ausgewählte Werke im Lichte der christlichen Wahrheit. 1. Das Leben. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 3 M.

Cleß, A., Das Ideal der Menschheit. Nach C. C. F. Krause's Schrift „Das Urbild der Menschheit“. Stuttgart, Krabbe. 8. 2 M.

Coppée, F., Kleine Geschichten aus Frankreich. Nach Dichtungen ins Deutsche übertragen von R. Waldmüller (E. Duboc). Stuttgart, Levy u. Müller. 16. 2 M. 50 Pf.

Doering, T., Jerusalem. Ein Beitrag zur Frage über das Verhältniss des Christenthums zur Freimaurerei. Kattowitz, Siwinna. Gr. 8. 1 M.

Dücker, F. H. Freih. v., Die Eisperiode in Europa. Drift- und Gletschertheorie als neue geologische Streitsätze behandelt. Minden, Bruns. Gr. 8. 80 Pf.

Egloffstein, Lilla Gräfin von und zu, geb. Gräfin von Bosswitz, Ada. Novelle. Magdeburg, Heinrichshofen. 8. 2 M.

Eisenbahn-Unterhaltungen. Nr. 133: Zerbrochene Kronen. Historische Erzählung von A. Glaser. Berlin, Behrend. 8. 50 Pf.

Fichte, H., Widerstreitende Elemente. Poetische Erzählung. Dresden, Burdach. 16. 1 M. 50 Pf.

Filhés, Bertha, Schloß Isenstein. Roman. 2 Thle. in 1 Bde. Breslau, Trewendt. 8. 6 M.

Flommberg, G., Ricordo. Eindrücke einer Reise im nördlichen Italien in Gedichten. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 2 M.

Gollwitz, Calesta v., Aus Palast und Hütte. Novellen. Leipzig, Schulze u. Comp. 8. 4 M.

Jaeger, O. H., Die Gymnastik der Hellenen. Neue Bearbeitung mit 6 Tafeln Bilder. Stuttgart, Heitz. Gr. 8. 8 M.

Katscher, L., Bilder aus dem chinesischen Leben. Mit besonderer Rücksicht auf Sitten und Gebräuche. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 6 M.

Kleischte, H., Charakterzüge aus dem Leben Arthur Schopenhauers. Vortrag. Zeitz, Huch. Gr. 8. 30 Pf.

Herr Eduard Lasker mit Setzerschollen. Von Peter Simplex, Schriftsetzer. Leipzig, O. Schulze. Gr. 8. 35 Pf.

Martens, W., Die römische Frage unter Pippin und Karl dem Grossen. Eine geschichtliche Monographie. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 6 M.

Oettingen, A. v., Ueber akuten und chronischen Selbstmord. Ein Zeitbild. Dorpat, Karow. Gr. 8. 2 M.

Ouida, Motten. Roman. Frei nach dem Englischen. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Pfeffer, W., Pflanzenphysiologie. Ein Handbuch des Stoffwechsels und Kraftwechsels in der Pflanze. 1ster Bd.: Stoffwechsel. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 8 M.

Brümer, K., Westfälische Volksweisheit. Plattdeutsche Sprichwörter, Redensarten, Volkslieder und Reime. Barmen, Moellenhoff. 8. 1 M.

Rommel, E., Georg Stephenson. Kulturhistorisches Schauspiel. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 8. 1 M.

Samarow, G., Kaiserin Elisabeth. Roman. 6 Bde. Stuttgart, Hallberger. 8. 24 M.

Scholz, E., Erinnerungen an meine italienische Reise im August 1880. Als Reisebriefe für die Zeitung „Gebirgsbote“ geschrieben. Hoberschwerdt, Franke. 8. 50 Pf.

Siegfried, F., Walpurgisnacht. Ein Lustspiel. Leipzig, Grunow. 8. 3 M.

Sintenis, F., Ueber Gustav Freytag. Ein Vortrag. Dorpat, Karow. Gr. 8. 80 Pf.

Sommersprossen oder Gesichtspunkte von ? Leipzig, Barth. 12. 2 M. 30 Pf.

Stengel, C., Theopisto, oder die Kirche am Libanon. Novelle aus der Zeit der morgenländischen Christenverfolgung (302—314). Mit einem Stahlstich. Regensburg, Manz. 8. 3 M.

Stein, L. v., Die drei Fragen des Grundbesitzes und seiner Zukunft. (Die irische, die continentale und die transatlantische Frage.) Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 5 M.

Steinbart, Q., Unsere Abiturienten. (Fortsetzung.) Ein neuer Beitrag zur Klärung der Realschulfrage. Berlin, H. W. Müller. Gr. 8. 30 Pf.

Stillfried-Ratenic, E. Freih. v., Thomas de Mahy, Marquis de Favras und seine Gemahlin. Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Revolution aus den Jahren 1789 und 1790. Von deren Enkel. Mit dem Bildnisse des Marquis de Favras. Wien, Braumüller. Gr. 8. 4 M.

Stöpel, F., Die freie Gesellschaft. Versuch einer Schlichtung des Streites zwischen Individualismus und Socialismus. Chemnitz, Schmeitzner. Gr. 8. 6 M. 60 Pf.

Thiele, R., Eva Lessing. Ein Lebensbild. I. Mit einem Bilde von Eva Lessing. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Thürheim, A. Graf, Christoph Martin Freiherr von Degenfeld, General der Venezianer, General-Gouverneur von Dalmazien und Albanien und dessen Söhne (1600—1733). Ein Beitrag zur Geschichte des 17. Jahrhunderts. Nach Original-Documenten und Correspondenzen des gräflich Degenfeld'schen Familien-Archivs. Mit dem Bildnisse des Freiherrn Christoph Martin von Degenfeld. Wien, Braumüller. Gr. 8. 6 M.

Tiling, W., Von dem Rechte und dem Werthe der Gymnasialbildung. Eine pädagogische Studie. Riga, Stieda. 8. 1 M. 40 Pf.

Uschner, K. R. W., Vorstadt-Idyll. Hamburg, J. F. Richter. 8. 1 M. 50 Pf.

Utiešenović, O., Lebensgeschichte des Cardinals Georg Utiešenović genannt Martinusius. Mit Benützung der Acten des k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staats-Archivs von 1528—1553. Uebersetzung des von der südslavischen Akademie der Wissenschaften und Künste herausgegebenen kroatischen Originales. Mit dem Bildnisse und Familien-Wappen des Cardinals und einer Skizze der Ruinen seines Ahnenschlosses. Wien, Braumüller. Gr. 8. 6 M.

Vogt, W., Ueber die Kirchenmusik J. S. Bach's. Ein Vortrag. Königsberg, Meyer u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Voigt, G., Friedrich Rückerts Gedankenlyrik nach ihrem philosophischen Inhalte dargestellt. Annaberg, Graser. 8. 1 M. 80 Pf.

Walcker, K., Die Arbeiterfrage mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Gewerkvereine (Hirsch-Duncker). Eisenach, Bacmeister. Gr. 8. 3 M.

Waldfried, B., Bertha und Rudhart. Idylle. Annaberg, Graser. 12. 1 M. 20 Pf.

Was ist der Nihilismus? Eine sachgemässe Darlegung seines Wesens und seiner Entwickelung von einem Eingeweihten. Leipzig, Reissner. Gr. 8. 2 M.

Weber, H., Ueber Causalität in den Naturwissenschaften. Rede. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 60 Pf.

Ein Winter in Griechenland 1879—1880. Leipzig, Teubner. 8. 2 M.

Wolrad, E., Gedichte aus Arco. Arco, Emmert. 16. 1 M.

Wolzogen, Karoline v., Schillers Schwägerin. Agnes von Lilien. Roman in 2 Bdn. Neu herausgegeben und mit einem Vorworte versehen von L. Salomon. 2 Bde. Stuttgart, Levy u. Müller. 8. 4 M. 50 Pf.

Ziegler, F. v., Die politische Reformbewegung in Siebenbürgen zur Zeit Josef's II. Wien, Braumüller. Gr. 8. 12 M.

Zöhrer, F., Ob der Enns. Natur-, Reise- und Lebensbilder aus Ober-Oesterreich diesseits und jenseits der Donau. Gera, Amthor. 8. 2 M. 25 Pf.

Zola, E., Ein Blättlein Liebe. (Une page d'amour.) Roman in 5 Abtheilungen. Deutsch von F. Wohlfahrt. 2 Bde. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 4 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Briefe über die gegenwärtige Lage Rußlands.

Aus dem Russischen übersetzt.

8. Geh. 2 M. 80 Pf.

In dieser von zwei hochstehenden Persönlichkeiten in Rußland verfaßten Schrift werden mit großem Freimuth und auf Grund eingehendster Kenntniß der Verhältnisse die Schäden bloßgelegt, an denen das russische Staatswesen krankt, und daran Vorschläge geknüpft, welche in ihrer Gesammtheit auf eine vollständige Umwandlung des bisherigen Regierungssystems abzielen. Die Briefe haben dem Kaiser Alexander II. im Manuscript vorgelegen; ihre Veröffentlichung, die ursprünglich nicht beabsichtigt war, erfolgt in Hinblick auf die gegenwärtige Lage Rußlands.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

COMMENTAIRE

SUR

LES ÉLÉMENTS DU DROIT INTERNATIONAL

ET SUR

L'HISTOIRE DES PROGRÈS DU DROIT DES GENS

DE HENRY WHEATON.

PAR

WILLIAM BEACH LAWRENCE.

TOME QUATRIÈME.

In-8. Geh. 7 M. 50 Pf. Geb. 9 M.

Dieser neue Band des Lawerence'schen Commentars zu den zwei berühmten völkerrechtlichen Werken des amerikanischen Staatsmanns Wheaton führt den Specialtitel: „Études sur la Juridiction consulaire en pays chrétiens et en pays non chrétiens et sur l'Extradition", und ist zu obigem Preise auch einzeln verkäuflich. Band I—III kosten zusammen geh. 18 M., geb. 22 M. 50 Pf.

Die beiden Werke Henry Wheaton's erschienen in demselben Verlage unter folgenden Titeln:

Éléments du droit international. Cinquième édition. 2 volumes. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M.

Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'a nos jours. Quatrième édition. 2 volumes. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleiner italienischer Briefsteller

zum Studium für Deutsche.

Mit Worterklärungen und Anmerkungen

herausgegeben von

Johann Lardelli.

8. Geh. 1 M.

Mit diesen 100 ausgewählten Briefen aus der Privat- und Handelscorrespondenz, zum Theil den besten Schriftstellern entnommen, bietet der Herausgeber ein treffliches Hülfsmittel zur Bildung im italienischen Briefstil.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen

von

Johann Fischart,

genannt **Menzer.**

Herausgegeben von Karl Goedeke.

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

(Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts, 15. Bd.)

Die vorzüglichsten poetischen Stücke des großen deutschen Satirikers und Sprachkünstlers Fischart: „Das glückhafft Schiff von Zürich", „Flöhhatz, Weibertratz", „Das Lob der Mucken" und eine Anzahl kleinerer Gedichte werden hier in einer neuen, billigen, mit biographischer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehenen Ausgabe dargeboten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lyrische Gedichte

von

Andreas Gryphius.

Herausgegeben von **Julius Tittmann.**

8. Geh. 3 M. 50 Pf. Geb. 4 M. 50 Pf.

(Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, 14. Band.)

Andreas Gryphius' lyrische Gedichte (Sonette — Gesänge und Lieder — Epigramme) zeichnen sich nicht minder als seine so hoch gewürdigten dramatischen Dichtungen durch wahre Empfindung vor denen seiner Zeitgenossen aus und verdienen in vollem Maße die zeitgemäße Erneuerung, die ihnen hier zutheil geworden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

The Scientific English Reader.

Englisches

Naturwissenschaftlich-technisches Lesebuch.

Von

Dr. F. J. Wershoven.

3 Theile. Mit 30 Illustrationen.

8. Geh. 5 M. 50 Pf.

Jeder Theil ist auch einzeln zu haben.

I. Physik, Chemie, Chemische Technologie. 2 M. — II. Maschinentechnik und Mechanische Technologie. 1 M. 50 Pf. — III. Bau-Ingenieurwesen. 2 M.

Den polytechnischen Lehranstalten sowie zum Selbststudium für praktische Techniker und Industrielle wird hier eine höchst instructive Sammlung von Musteraufsätzen aus englischen Werken und Fachzeitschriften geboten, die, vom Herausgeber mit sprachlichen und sachlichen Erläuterungen versehen, den Zweck hat, deutsche Leser mit der naturwissenschaftlich-technischen Sprache und Literatur Englands vertraut zu machen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger,** Nr. 8.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 31. — 4. August 1881.

Literarische Unterhaltungen.

Ueber Zusammenstellung lyrischer Gedichtsammlungen.

Wenn jemand einen Gedichtband von etwa zwanzig Bogen herausgibt, so wird das Hauptkriterium für den Werth der Sammlung in letzter Instanz immer darin zu suchen sein, ob jedes einzelne der darin aufgenommenen etwa zweihundert Gedichte gut ist. Nichtsdestoweniger wird nicht zu leugnen sein, daß der Gesammteindruck eines solchen Bandes nicht unwesentlich erhöht oder erniedrigt werden kann, je nachdem die Gedichte gut oder weniger gut oder gar nicht geordnet sind. Denn wenngleich jedes einzelne Gedicht ursprünglich unabhängig von den andern und ohne Rücksicht auf dieselben entstanden ist, so sollte doch nicht verkannt werden, daß ein Gedichtband nicht lediglich eine beliebige Masse willkürlich zusammengewürfelter (wenn auch, einzeln betrachtet, gelungener) Gedichte zu enthalten hat, sondern daß er auch in seiner Gesammtheit einen gleichsam symphonischen Eindruck machen soll und daß dazu eine gut berechnete Architektonik ein nicht unwesentliches Erforderniß ist. Viele Dichter sind sich dieses Erfordernisses auch durchaus bewußt und kennen ebenso die nicht geringen Schwierigkeiten, welche ein derartiger architektonischer Aufbau nicht selten mit sich führt. Ich kannte und kenne einen Poeten (er ist einer der namhaftesten unter den jetzt lebenden), welcher das Material zu einem umfänglichen Gedichtbande längst beisammen hatte, aber längere Zeit sich Morgen für Morgen mit der Anordnung desselben plagte, die getroffene Disposition zu wiederholten Malen wieder umwarf und sich im Arrangement des Gesammtbildes nie Genüge thun konnte. Eine besonders glückliche Hand und das feinste Geschick sowie den durchgebildetsten Kunstverstand verräth, wie in allen lyrischen Dingen, so auch in der endgültigen Anordnung eines Gedichtbandes, der erste der lebenden deutschen Lyriker, Geibel, welcher speciell aus diesem Grunde schon früher von Hans Hopfen belobt worden ist und welchen die nachfolgenden Poeten auch in dieser Hinsicht studiren und sich zum Muster nehmen könnten. Es wäre gewiß nicht uninteressant, einmal den unausgesprochenen, aber für Feinfühlende doch am Ende erkennbaren Gedankengängen nachzugehen, von welchen ein solcher Meister bei Anordnung seiner verschiedenen Sammlungen geleitet worden ist. Und verlockend wäre es, auch die sonstige deutsche Lyrik nach der in Rede stehenden Richtung einmal Revue passiren zu lassen und einen prüfenden Blick in das Atelier der namhaftern deutschen Lyriker zu thun. Das würde uns indeß hier zu weit führen, und wir wollen uns diesmal darauf beschränken, die Hauptgesichtspunkte anzudeuten, die bei der Anordnung einer Gedichtsammlung überhaupt maßgebend sein müssen, indem wir hoffen, die Nothwendigkeit einer architektonischen Anordnung hierdurch im einzelnen einleuchtender zu machen und die Poeten in Zukunft zu veranlassen, auf diesen Punkt etwas mehr Aufmerksamkeit zu verwenden, was bisher — aufrichtig gesagt — nicht immer von allen geschehen ist.

Vorausgeschickt muß allerdings werden, daß bei der Anordnung eines Gedichtbandes nicht nach den strengen Gesetzen der Logik verfahren werden kann; gewisse Irrationalitäten werden immer unvermeidlich sein; die unendliche Freiheit der dichterischen Subjectivität wird sich nicht durch die spanischen Stiefel irgendwelcher Vorschriften einengen lassen können, und es wird lediglich darauf ankommen, die verschiedenen Richtungen aufzuweisen, nach welchen hin sich jene Freiheit wird bethätigen können.

Um nun zum Speciellern überzugehen, so enthält fast jeder lyrische Band auch Stücke von nicht rein lyrischer

Art; namentlich ist es gebräuchlich geworden, auch die episch-lyrischen Mischgattungen der Ballade und Romanze zu integrirenden Theilen lyrischer Sammlungen zu machen, und in diesem Falle sollte es sich stets von selbst verstehen, daß dieselben eine besondere Abtheilung für sich bilden und nicht mit der anderweiten Lyrik untermischt erscheinen. Eine Ausnahme dürfte dies höchstens erleiden, wenn die Zahl der Balladen- und romanzenartigen Gedichte im einzelnen Bande zu gering ist, um eine besondere Abtheilung zu bilden, weshalb z. B. selbst Geibel dieselben andern Abtheilungen einordnet, wogegen die zahlreichen Romanzen und Balladen des Grafen Schack ohne sichtbaren Grund und mit Beeinträchtigung der Wirkung in den drei Büchern seines Gedichtbandes zerstreut erscheinen. Und was hier von Balladen und Romanzen zunächst historischen Genres ausgesprochen ist, das sollte überhaupt von allen objectiv gehaltenen Gedichten, so beispielsweise auch von allen Bildern und Gestalten aus dem modernen Leben gelten, d. h. auch diese sollten stets zu einer besondern Abtheilung vereinigt sein.

Wie steht es nun aber hiernach mit der im eigentlichsten Sinne subjectiven Lyrik, in welcher der Dichter ganz und gar in eigener Person spricht? Zunächst wird der Dichter darüber mit sich ins Reine zu kommen haben, was er überhaupt aufnehmen will, und weil jeder Band auf eine gewisse Tonart gestimmt sein soll, so wird es unter Umständen nöthig sein, manche an sich durchaus gute Gedichte auszuschließen, blos weil sie sich zu jener Tonart disharmonisch verhalten, wie es aus ganz dem nämlichen Grunde für einen Dichter, der überhaupt eine Entwickelung durchmacht, bedenklich sein kann, Gedichte aus späterer Zeit in fernere Auflagen einer frühern Sammlung aufzunehmen, wenn und sofern die Tonart dieser frühern Sammlung ihm inzwischen fremd geworden ist. Ein Irrthum wäre es allerdings, wenn man glauben wollte, daß wir den von einer Gedichtsammlung zu verlangenden harmonischen Eindruck schon durch bloße Widersprüche gestört oder aufgehoben fänden. Widersprüche im Thatsächlichen dürfen allerdings nicht vorkommen, und wenn sich uns ein Dichter z. B. in einem Athem und an derselben Stelle als glücklich Liebenden und zugleich als einsam Trauernden vorstellen wollte, so könnten wir nur den Eindruck empfangen, daß eine dieser Situationen erlogen wäre, es sei denn, daß etwa durch die Jahreszahl der Entstehung auf ganz verschiedene Zeiten hingewiesen wäre. Widersprüche in der Stimmung hingegen, ja selbst in demjenigen, was man die Weltanschauung eines Dichters nennt, sind in der Lyrik ganz und gar nicht ausgeschlossen. Der Dichter darf heute traurig und morgen heiter, heute Pessimist und morgen Optimist sein; denn er ist ja ganz und gar Stimmungsmensch, der auf keine einheitliche Anschauung und Gefühlsweise verpflichtet ist; die Stimmungen sind eben ewig wechselnde, und gerade durch den Zusammenklang möglichst mannichfaltiger und sich ergänzender und ausgleichender Stimmungen entsteht jene von einer lyrischen Sammlung zu verlangende Harmonie, die hingegen durch eine Discrepanz der Tonart (z. B. wenn jemand im selben Bande im Geiste der Minnesänger und etwa Lord Byron's dichten wollte) nothwendig ausgeschlossen werden würde. Also Einheit der Stimmungen ist in demselben Bande nicht nothwendig, wohl aber Einheit der Tonart, und der letztern Nothwendigkeit können, wie gesagt, mancherlei Dichtungen bei der Anordnung zum Opfer fallen müssen.

Nach welchem Princip soll nun aber die endgültig vereinigte Gedichtmasse geordnet werden? Ein solches Princip wäre zunächst die Zeit der Entstehung, also die rein chronologische Reihenfolge, und dieses Princip ist — ausgesprochen oder unausgesprochen — für manche Dichter bei Anordnung ihrer lyrischen Producte maßgebend gewesen. Wir gestehen aber frei, daß wir dieses Princip durchaus nicht für ein glückliches halten und dasselbe nicht zur Richtschnur empfehlen können; denn an Stelle innerer Nothwendigkeit setzt es äußere Zufälligkeit, und seine consequente Durchführung wird oft das Fremdartigste und am wenigsten Verwandte (was sich ja der Productionszeit nach ganz wohl sehr nahe stehen kann) in einer so wenig befriedigenden Weise zusammenrücken, daß der künstlerische Eindruck stark beeinträchtigt und nur derjenige eines bunten Ragout erzeugt wird. Ein innerer Faden muß die Gedichte auf alle Fälle zusammenhalten, und es muß unter Umständen möglich sein, einen solchen zu finden und festzuhalten, auch ohne die Gedichte noch in besondere Unterabtheilungen zu bringen, indem man lediglich aus gewissen poetischen Allgemeinbegriffen, wie etwa „Freundschaft", „Liebe", „Natur" u. s. w., jenen Faden zusammensetzt und an ihn die Gedichte gleichsam wie zu einer Perlenschnur aufreiht und durch geschicktes Ueberleiten der Stimmungen einen harmonischen Eindruck zu erzeugen sucht. In dieser Beziehung und nach dieser Anordnung ist z. B. das von Bodenstedt im Grote'schen Verlage herausgegebene illustrirte Dichteralbum ein vollendetes Meisterstück. Doch läßt sich ein derartiges Meisterstück eher bei einer Anthologie, wo man die unbeschränkte Auswahl der Gedichte hat, als bei einer eigenen Sammlung fertig bringen. Wenigstens habe ich mich nicht überzeugen können, daß z. B. bei Mörike's Gedichten und den ersten Auflagen von Hamerling's „Sinnen und Minnen", die jede Unterabtheilung verschmähen, ein solches Meisterstück der Anordnung fertig gebracht ist. Vielmehr ist der Eindruck eines bunten Durcheinander ein fast unabweisbarer, und Hamerling hat deshalb in den spätern Auflagen mit Recht eine anderweite Disposition getroffen. Eine solche kann nun aber ausgehen entweder von der Form oder vom Inhalte, und dies sind ja denn auch die Gesichtspunkte, welche für die meisten Dichter maßgebend sind.

Ob im einzelnen Falle besser die Form oder der Inhalt das ausschlaggebende Princip zu sein hat, das wird vor allem von der Richtung des Dichters abhängen. Ist er ein specieller Formkünstler, d. h. legt er Gewicht dar-

auf, durch Reichthum und Durchbildung der Formen zu excelliren, gehört er also beispielsweise der Platen'schen Schule an, so wird sich die Eintheilung nach dem formalen Principe für ihn empfehlen, und von diesem Standpunkte aus wäre z. B. dem jüngsten talentvollen Plateniden, Paul Schönfeld (dessen Gedichte erst vor kurzem in d. Bl. gebührend gelobt sind), mit gutem Grunde zu rathen, etwaigen weitern Auflagen eine andere Eintheilung zu geben. Bei der Eintheilung nach dem Formalprincip bleibt es übrigens immer ein recht fataler Uebelstand, daß sich für die nicht andern Formen (als Sonett, Ode, Distichon u. s. w.) angehörigen Gedichte gewöhnlich nur der Titel „Vermischte Gedichte" findet. Derselbe ist ein speciell unglücklicher, weil der Beigeschmack des bunt durcheinander Geschüttelten von ihm unzertrennlich ist, und derjenige würde sich ein Verdienst erwerben, welcher für die betreffende Kategorie von Gedichten einmal einen andern Namen erfände. Nicht das formale Princip, sondern lediglich den Inhalt hätten hingegen diejenigen Dichter als Richtschnur zu nehmen, bei denen der Hauptnachdruck vor allem auf dem letztern ruht und die den für die Poesie unentbehrlichen Zauber der Form mehr durch feinfühlige Handhabung schlichter Reimpaare als durch Cultivirung der mannichfachen Strophenbildungen der Kunstlyrik zu erreichen suchen. Es würde das also namentlich von allen gelten, die z. B. in den Fußstapfen der schwäbischen Schule wandeln. Gegen eine Vermischung des formalen und des inhaltlichen Princips (sodaß z. B. jemand die eine Abtheilung „Aus der Heimat", die andere „Sonette" betitelt) würden wir uns erklären müssen, weil diese Eintheilung gegen jede, auch die dichterische Logik verstößt und ein eigentliches principium divisionis vermissen läßt. Selbstverständlich ist weiterhin, daß auch innerhalb der einzelnen Abtheilungen (mögen sie nun nach dem inhaltlichen oder formalen Principe geordnet sein) die einzelnen Gedichte nicht willkürlich zusammengewürfelt, sondern an einen unsichtbaren, den Uebergang der Stimmungen vermittelnden Gedankenfaden aufgereiht sein müssen und daß auch die Aufeinanderfolge der einzelnen Abtheilungen unter sich eine wohl erwogene und richtig berechnete sein muß. Denn man muß doch immer von der Grundanschauung ausgehen, daß ein Leser, wie ihn der Dichter sich wünscht, das Buch — wenigstens zum ersten male — in der natürlichen Reihenfolge von vorn bis hinten durchliest, und daß der wünschenswerthe Gesammteindruck nur dann erzielt werden kann, wenn jedes folgende Gedicht und jede folgende Abtheilung durch die vorhergehenden genügend vorbereitet ist.

Daß für eine fertige Sammlung auch der Titel Bedeutung hat, ist bekannt genug. Die Dichter selbst freilich würden es wol meist vorziehen, blos „Gedichte", erster, zweiter, dritter u. s. w. Band, zu schreiben. Die Verleger aber verlangen des Unterschieds wegen meist einen significanten Titel, und dann heißt es suchen, oft lange suchen, ehe man findet. Denn die Zahl der etwa passenden Titel ist doch nur beschränkt und die guten sind schon verbraucht. Das Allerfatalste aber ist, wenn ein Dichter sich über die passende Anordnung einer Sammlung vielleicht jahrelang den Kopf zerbrochen hat, endlich damit zu Stande gekommen ist und dann vom Verleger vernimmt, daß der Band für ihn zu dick sei und daß er nur so und so viel Bogen brauchen könne, sodaß eine Reduction nothwendig werde. Dann heißt es: das organisch Verbundene wieder zerreißen und anderweit ordnen. Und wem es passirt ist, der weiß davon zu singen und zu sagen.

Albert Moeser.

Humor in Prosa.

1. Das Buch der Katzen von Gustav Michel. Mit 26 Illustrationen. Weimar, Weißbach. 8. 6 M.
2. Der Floh, das ist des weiblichen Geschlechts schwarzer Spiritus familiaris, von literarischer und naturwissenschaftlicher Seite beleuchtet durch W. A. L. Philopsyllus. Weimar, Huschke. 8. 2 M. 25 Pf.
3. Neue Garnisongeschichten. Soldatenhumor. Von A. von Winterfeld. Siebenter Band. Jena, Costenoble. 8. 1 M.
4. Drillinge. Humoristische Erzählungen von Bernhard Stavenow. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 3 M.
5. Aus allen Kreisen. Humoresken von Bernhard Stavenow. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 2 M.

Ein anderer Katzen-Rafael ist erstanden, der zum Unterschied von dem berühmten unglücklichen Gottfried Mind jene vielgehaßte und mindestens ebenso vielgeliebte Thiergattung nicht mit dem Griffel, sondern mit der Feder porträtirt, ein literarischer Katzen-Rafael, um nicht zu sagen ein Katzen-Humboldt — denn das wäre vielleicht ein wenig zu viel gesagt!

Doch ernsthaft gesprochen: es dürfte unter den Feuilletonisten keinen zweiten Katzenkenner geben wie Gustav Michel, und unter den katzenfreundlichen (ich bitte, das Wort im besten Sinne zu verstehen!) Natur- und Culturforschern wiederum keinen andern, der seinen Stoff mit so feuilletonistischer Gewandtheit und Grazie zu behandeln verstände wie eben der Obengenannte in seinem originellen „Buch der Katzen" (Nr. 1).

Charakteristisch genug hat der Autor für seine Darstellung die Form der „Briefe an eine Dame" gewählt; denn es bleibt nun einmal unbestritten ein Vorrecht des Katzengeschlechts, dem schönen unter den Menschengeschlechtern näher zu stehen als dem starken, und sicher hat sich G. Michel mit diesem seinem Werk tief in die Herzen

eines reichen Kreises zartfühlender Leserinnen hineingeschrieben; womit jedoch keineswegs gesagt sein soll, daß das Buch nicht auch für Männer von Interesse wäre, sogar für Katzenhassende. Denn diesen letztern gegenüber macht Michel das Zauberflötenwort zu seinem Motto:

Zur Liebe kann ich dich nicht zwingen,
Doch geb' ich dir die Freiheit nicht —

d. h. er erzählt ihnen aus der Lebens- und Entwickelungsgeschichte der Katze in spannender Art so viel Unterhaltendes und Belehrendes, so viel Eigenartiges und Drolliges, daß er sie dadurch bis zur letzten Seite seines Werks an dasselbe zu fesseln weiß.

Ich darf das schon mit so apodiktischer Sicherheit aussprechen, da ich mich selbst bezüglich des Michel'schen Lieblingsthiers auf dem äußersten Flügel der Opposition befinde.

Es würde zu weit führen, wollte ich all der Mittel gedenken, durch die der Autor „zu den Quellen steigt", aus denen er die Begeisterung für seine Murrs und Miezchens schöpft. Herodot und Plinius, Plutarch und Diodor, Ovid und Pindar werden für sie in die Schranken gerufen; Gustav Freytag und Victor Scheffel, Heinrich Heine und Ludwig Uhland müssen Zeugniß ablegen, und durch Grimm's „Rechtsalterthümer" wie durch Champfleury's „Histoire de la caricature", durch Simrock's „Deutsche Mythologie" wie durch Wander's „Deutsches Sprichwörter-Lexikon", durch Roß' „Book of cats" wie durch Horst's „Dämonomagie" folgt Michel den Spuren des „heiligen Thiers".

Feinfühlig begründet und liebevoll beurtheilt er das bekannte intime Verhältniß zwischen Katzen und Angehörigen des „undankbaren Alters" weiblicher Linie. Er nimmt dabei den Engländer Huxley zum Vorbild, welcher den Vorzügen von alten Jungfern und Katzen speciell für Großbritannien sogar eine nationale Bedeutung beilegt in dem Ausspruch:

Wir Engländer halten die alten Jungfern in allen Ehren, denn nur ihnen allein verdankt England seinen kräftigen Menschenschlag. Der Engländer zieht seine Kraft aus dem tüchtigen Fleisch, dem vortrefflichen Rindfleisch. Dies gedeiht zumeist durch den rothen Klee — der rothe Klee aber bedarf zur Samenbereitung des Besuchs der Hummeln; leider wird den Hummeln von den Feldmäusen nach dem Leben getrachtet. Wer aber vertilgt die Feldmäuse? Die Katze. Und wer züchtet die Katze am besten, sodaß sie zu Tausenden sich fortpflanzt? Die alten Jungfern. Und auf diese Weise verdankt England den alten Jungfern seinen kräftigen Menschenschlag!

Nachdem unser Katzen-Michel die „Katze in der Weltgeschichte" aufs eingehendste abgehandelt, ihre Bedeutung und Stellung bei Aegyptern und Indern, bei Arabern und Persern, bei Germanen und Hunnen klargelegt und dabei manch lustiges Katzenhistörchen erzählt, manch schwungvolles Katergedicht eingeflochten hat, geht er zur kätzischen Psychologie und Physiologie über, und hier zeigt sich die feine Beobachtungsgabe des Autors wie seine umfassende Belesenheit in der einschlägigen Literatur in glänzendstem Lichte. Einige Citate mögen den Beweis liefern:

Die Art und Weise, wie Katzen die Kunst verstehen, den seltsamen Mechanismus ihres Pelzwerks nach ihrem Gefallen zu verwenden, ist eine höchst interessante. Herrscht draußen eine Luft, vor der sie sich schützen wollen, so liegen die Haare glatt und fest auf der Haut; sagt dagegen die Witterung ihnen zu, so gehen sie sozusagen vor Wohlbehagen auf; ihre Haare dehnen sich aus und stehen fast struppig, doch wohlgeordnet, auf der Haut. Dies gibt der Luft freien Durchzug, was ihnen besonders wohl zu thun scheint. Und diese Anordnungen lassen auf positive Kenntniß der Wetterveränderungen schließen, die mir manchmal zuverlässiger erschienen sind als die unsichern und zweideutigen Orakel unserer menschlichen Wetterpropheten.

Ein beachtenswerther Avis für Professor Klinckerfues in Göttingen!

Die Japanesen sagen: die Nase ihrer Katze sei für gewöhnlich kalt, nur beim Anzuge eines Sturms erwärme sie sich. Es ist dies eine merkwürdige Erscheinung, welche ich bei unserer Hauskatze noch nicht wahrgenommen habe; die Nase derselben ist vielmehr eher warm als kalt zu nennen. Ueberhaupt liebt die Katze die Wärme, liegt gern am Ofen zu Füßen ihrer schönen Herrin, am liebsten wol in deren Armen, und deshalb könnte man sie beneiden, namentlich wenn die Herrin etwa tausend Wochen zählen sollte. Aber auch die Sonnenwärme sucht die Katze. Gern lehnt sie sich, auf hohen Dachgiebeln liegend, an die Feuermauer, sonnt sich, scheint zu schlummern, und doch beobachtet sie heimlich mit blinzelndem Auge den Flug der schwebenden Schwalben, den Sprung des hüpfenden Sperlings, der ihr nicht selten zum Opfer fällt. Dieser Hang zum Vogelfang mag manchen Leuten recht unangenehm sein, das begreife ich: aber ist es nicht sehr verzeihlich, wenn die Katze beim Gesange der Nachtigall auch einmal Lust bekommt, sie zu essen? Muß ihr doch die treffliche Sängerin der Haine ganz besonders delicat vorkommen. Warum soll sie sich mit dem Gesange, mit der unbegreiflich süßen Harmonie zufrieden stellen, wenn doch Menschen z. B. so viele Lerchen verzehren, als sie haben können?!

Kann man mit feinerer Dialektik den einem Wesen nun einmal angeborenen Naturtrieb vertheidigen oder doch beschönigen? Es ist, mit Frau Hedwig Dohm zu reden, der reine „Jesuitismus in der Naturgeschichte", den Gustav Michel hier treibt; trotzdem ist der Seitenhieb gegen den gastrosophischen Vandalismus: das Verspeisen von Singvögeln bei uns Vernunftbegabten (die Italiener genießen bekanntlich in dieser Beziehung den Vorzug, das Abscheulichste zu leisten), trefflich gezielt und sitzt wie einer!

Mit ebenso viel Grazie als tiefem Verständniß wird auch das im Seelenleben der Katze zu besonders hervorragender Rolle bestimmte Kapitel der Liebe behandelt. Der Autor sagt in einer kurzen allgemeinen Einleitung:

Die Liebe, diese einzige wahre Leidenschaft, der wir auch unser Leben danken, hat auch im Thierreich ihren Thron aufgeschlagen, und vom kleinsten Insekt bis zum Elefanten — vom Menschen ganz zu geschweigen — ist alles ihr tributpflichtig. Die Liebe des Thiers ist nicht immer Trieb, Instinkt, sie sieht vielmehr oft auf Schönheit, Liebenswürdigkeit und Anmuth, unterscheidet sich aber von der des Menschen, weil ihr die Vernunft fehlt. Die Thiere reflectiren nicht über die Liebe; sie lieben wie sie essen und trinken; aber trotzdem hat jedes Thier ein Ideal von Schönheit in sich, und je feinere Erziehung ein Thier bekommt, desto feiner drückt sich seine Neigung aus. Die Thiere werden bei ihren Neigungen füreinander durch etwas dem Aehnliches geleitet, als das in seinen letzten Gründen undefinirbare

Etwas, welches des Menschen Wahl bestimmt.... Unter den weiblichen Katzen gibt es auch Spröde und Kokette, sodaß dem Herzen des Katerjünglings dieselben Schmerzen und Qualen bevorstehen, wie sie der Mensch in süßer Jugendzeit durchzumachen hat.

Weshalb der Autor an dieser Stelle die Berufung auf das Zeugniß eines so competenten Beurtheilers wie der Hoffmann'sche „Kater Murr" verschmäht, ist mir unerfindlich!

Ob die höchst charakteristischen und künstlerisch durchgeführten Illustrationen ihre Existenz ebenfalls dem Autor verdanken oder ob sie dem Griffel unsers trefflichen Thiermalers Gustav Mützel (dem Illustrator von Brehm's „Thierleben") entstammen, vermag ich nicht zu entscheiden: das Monogramm G. M. läßt einen Gustav ahnen, löst aber die Zweifel zwischen einem Michel und einem Mützel nicht. Wie dem indessen auch sei, die Bilder sind des Textes würdig, sie gereichen dem originellen Werk zur Zierde, das für die Katze geschrieben — und doch in Wahrheit „nicht für die Katze"!

Von dem frauenfreundlichen Hausraubthier zum frauenfeindlichen, scheint es, ist nur ein Schritt, oder besser: ein Sprung; das Buch, welches mir unmittelbar nach Michel's Katzenwerk in die Hände fällt, ist das Flohwerk eines wahrscheinlichen Pseudonymus W. A. L. Philopsyllus (Nr. 2); derselbe hat es der niederländischen entomologischen Gesellschaft gewidmet, als deren correspondirendes Mitglied er sich zeichnet.

In der Tendenz stimmen beide Schriften so ziemlich überein, wobei allerdings bemerkt werden muß, daß der Autor der letztgenannten sich doch nicht in so directer Weise zum Flohpanegyriker aufwirft, wie Gustav Michel zu dem der Katzen, sondern es dem Meister Springer selbst überläßt, sein eigenes Lob zu singen, wodurch denn allerdings diesem Flohliede eine etwas phantastische Tonfärbung gegeben wird.

Die Art des Bekanntwerdens zwischen Floh und Autor, oder richtiger zwischen Erzähler und Herausgeber, ist originell genug.

Dieser hat jenen nächtlicherweile gefangen und — nach einem, wie sich später herausstellt, nicht von Erfolg gekrönten Ertränkungsattentat — in eine Glasflasche gesperrt zwecks mikroskopischer Experimente. In der nächstfolgenden Nacht nun erklingt aus dieser Phiole ein „unnennbar feiner und doch wunder-herzergreifender Ton".

Nach einem längern Gespräch lüftet der Herausgeber den Kork des Fläschchens und gemächlich spaziert sein jung erworbener Freund heraus. Jetzt unterhält er sich mit ihm über seine tägliche Nahrung.

Wie oft ist nicht der Floh von Menschen beneidet worden:

Ganz andere Leute wie du hätten für Verwirklichung dieses Wunsches wer weiß wie viel gegeben; ruft doch ein Joseph Scaliger aus: „O du glücklicher Floh, du Kleinster der Kleinen, du kannst, wann du willst, meines Mädchens Lippen küssen, mir ist das versagt; zwar, ach, am Wollen liegt es nicht." Aehnlich dachten, von andern zu schweigen, Giacomo Lavagna und Alois Blumauer. Unser Leben ist aber auch so schön! Nun ja, 80 Procent von uns werden vielleicht gefangen und finden ihr heißes oder feuchtes Grab am Nachtlicht oder sonst wo, aber auch wir sind, wie Prinz Heinz zum fetten Sir John sagt, Gott einen Tod schuldig, und er ereilt uns, was immerhin ein Trost bleibt, meist mittels schöner Hände! Und die andern 20 Procent, leben sie nicht herrlich und in Freuden? Es ist, als hätten wir Siegfried's Tarnkappe oder den Däumling der Rolandsknappen! Ueberall sind wir dabei, ungesehen und ungehört.

Eine tüchtige Portion Cynismus steckt dem schwarzen Springer im Leibe; aber er hat auch seine Studien gemacht und ist namentlich zu einem Grade der Selbsterkenntniß durchgedrungen, um den ihn mancher vernunftbegabte Zweifüßler beneiden dürfte.

Seine Belesenheit in Bezug auf alles flohhaft Interessante ist höchst bedeutend; er weiß mit Sicherheit und Geschmack aus alten und neuen, fremdsprachlichen und heimischen Dichtern manch gewichtiges Wort in Poesie und Prosa, seine Familie betreffend, zu citiren.

„Damenpensionate und höhere Töchterschulen" wünscht indeß der Herausgeber des Flohwerks von seinem Leserkreise ausgeschlossen zu sehen; nun, in dieser Beziehung darf sich ihm der wohlbekannte Autor, welcher den dritten Gang unsers heutigen literarischen Menu lieferte, wenigstens betreffs eines Theils seiner schriftstellerischen Production immerhin anschließen: auch A. von Winterfeld, der treffliche Militärhumorist, schlägt namentlich in seinen „Neuen Garnisongeschichten" (Nr. 3) mitunter einen Ton an, dessen Eindringen in jene „friedlich stillen Thäler" wol kaum die Billigung der Leiterinnen solcher Bildungsinstitute finden dürfte. Indessen hat der Autor gerade in dem vorliegenden siebenten Bande seiner lustigen soldatischen Skizzen jenem Ton doch einen bedeutenden Dämpfer aufgesetzt: ein Umstand, der den Werth der drei Schwänke, aus denen sich das Büchlein zusammensetzt, in meinen Augen keineswegs vermindert.

„Wie mein Freund Dummbart sein Examen machte", „Die preußischen Farben" und „Ein rasender Roland" betiteln sich die einzelnen Theile des humoristischen Erzählungs-Kleeblattes, und es bedarf kaum der Erwähnung, daß alle drei dem echten altpreußischen Soldatenstile (sit venia verbo!) entsprossen sind.

Winterfeld ist ein „Charakteristiker für Militär", der seinesgleichen sucht, und wenn trotzdem viele seiner Typen — namentlich derselben Charge angehörige — eine bedeutende Familienähnlichkeit untereinander bekunden, so ist der Grund dafür wol zweifellos in der den Wehrstand beherrschenden Uniformität zu suchen.

Vollkommene Originalität aber und eine außerordentliche Vielseitigkeit entwickelt Winterfeld in Bezug auf die Schaffung drastischer Situationen; stets neue und stets lustige Verwickelungen weiß er zu erfinnen, weiß seinen einjährigen oder dreijährigen Helden, resp. den Chargirten vom ältesten General der Cavalerie bis hinab zum jüngsten Lieutenant bei der Linie stets andere und drollige Verlegenheiten zu bereiten.

Als die belustigendste der obengenannten drei Garnisonhistörchen wollte mir die erste, das „Examen Freund Dummbart's", erscheinen, trotz ihrer selbst das soldatengeschichtliche Maß fast überschreitenden Unwahrscheinlichkeiten. Die darin vorgeführte praktische Ausrechnung des altbekannten Exempels der regula de tri von den Hunde- und Hasensprüngen ist in der That zwerchfellerschütternd.

Auf einem ganz ergötzlichen Verwechselungsscherz beruht der „Rasende Roland", wogegen das Mittelstück der unlogischen Trilogie: „Die preußischen Farben", zur Lektüre kaum irgendwo anders hingehört als an den Ort seiner Handlung — in die Küche nämlich.

Ein Humorist der jüngern, resp. jüngsten Schule endlich hat die beiden letzten Nummern (4 und 5) zum Contingent der mir heute zur Besprechung vorliegenden Werke gestellt: Bernhard Stavenow, dessen Name im Gebiet der zeitgenössischen heitern Literatur ebenfalls bereits zu den bekanntern und genanntern gehört.

Ich selbst habe schon früher Gelegenheit gehabt, mich an anderer Stelle über einzelne von Stavenow's lustigen Gaben, die derselbe theils in der früher von ihm selbst herausgegebenen Zeitschrift „Flitzbogen", theils in andern humoristischen Journalen von Ruf veröffentlicht, in anerkennender Weise auszusprechen. Bedingt darf ich dies auch über die beiden Publicationen in Buchform: „Aus allen Kreisen" und „Drillinge" thun — bedingt allerdings nur; denn dem mancherlei Guten, ja Trefflichen, was uns des Autors heitere Muse in den genannten Sammlungen bietet, findet sich leider auch etliche Spreu beigemischt, die um so unangenehmer auffällt, als ein Blick auf die gediegenern Theile des Inhalts deutlich zeigt, daß nur ein hoher Grad von Flüchtigkeit oder Gleichgültigkeit bei der Auswahl ein solches Conglomerat habe entstehen lassen können.

So ist es mir durchaus unerfindlich, daß neben einer in Anlage und Charakteristik so bevorzugten Humoreske, wie es „Die Liebe einer Tänzerin" („Aus allen Kreisen") ist, das unreife und abgeschmackte Product „Frau Krüger" eine Stelle finden konnte, für dessen Abdruck sich entschieden selbst der selige „Beobachter an der Spree" bedankt haben würde; so wird es jeden Leser von Geschmack in Erstaunen setzen, die von feiner psychologischer Beobachtung zeugende Novellette „Durch die Zeitung" („Drillinge") mit dem Schmarren — ich finde in der That keinen parlamentarischern Ausdruck dafür — „Im Verdacht", der, wie es scheint, gar eine Episode aus des Verfassers eigenem Leben behandelt, in einem und demselben Buche vereinigt zu finden. In diesem „Verdacht", der notabene in einem „guten", sogar freiherrlichen Hause spielt, werden Trivialitäten wie die folgenden laut:

> Die Baronin machte ein Gesicht wie ein Lohgerber, dem die Felle fortgeschwommen sind ... Ich glaube, ich stand da wie ein begossener Pudel ... „Hurrjeh!" dachte ich, indem ich, von einem gewaltigen moralischen Katzenjammer befallen u. s. w., der mich ... so erschreckte, daß mir die Beine zitterten wie ein Lämmerschwanz.

Soll das Humor sein?! Daß es Stavenow selbst unmöglich dafür halten kann, hat er durch zahlreiche graziösere Wendungen und geistvolle Vergleiche in andern Schriften genugsam bewiesen. Wie schon oben bemerkt, glaube ich von unserm Autor, daß Flüchtigkeit „die Falle seiner Tugend" ist, und als Beweis dafür könnte ich aus drei verschiedenen Humoresken je ein Zwiegespräch citiren, deren jedem ganz dieselbe, überdies nicht einmal sehr originelle Verwechselung zu Grunde liegt.

Gegen solche Flüchtigkeitsfehler aber hilft nur strengste Selbstkritik, und mit ihrer Hülfe, glaube ich, wird der talentvolle Autor einst auch die bevorzugte Stufe in unserer humoristischen Literatur erreichen, zu der seine Begabung ihn berechtigt.

Richard Schmidt-Cabanis.

Die Gedankenwelt Friedrich Rückert's.

Friedrich Rückert's Gedankenlyrik nach ihrem philosophischen Inhalte dargestellt von Georg Voigt. Annaberg, Graser. 1881. 8. 1 M. 80 Pf.

Diese interessante Schrift will beurtheilt sein nach ihrem eigenthümlichen Gesichtspunkte und dem Zweck, welchen sie verfolgt. Ihr Gesichtspunkt ist nicht der ästhetische, sondern der philosophische; ihr Zweck, Rückert als philosophischen Denker dem allgemeinen Verständnisse näher zu rücken. Welcher Platz ihm als Dichter in unserer Literatur gebühre, darüber herrschen verschiedene Ansichten: daß in seiner Lyrik ein philosophischer Gedankenreichthum verborgen liege, daran hat noch niemand gezweifelt. Aber derselbe will gehoben sein. Wenn er sich bei oberflächlicher Bekanntschaft in lauter zerstreute Fragmente zufälliger geistreicher Einfälle zu zersplittern scheint, so lehrt ein tiefer eindringendes Studium, daß dieser oberflächliche Eindruck eine Täuschung in sich schließt.

Nun können aber die wenigsten Leser von Rückert'schen Gedichten, und am wenigsten die Jugend, für deren Belehrung Rückert so sehr geeignet ist, die Lust, die Muße und die Fähigkeit besitzen, durch das bunte Blätterwerk in den zusammenhaltenden Stamm und die ernährenden Wurzeln dieses Wunderbaums durch angespanntes Nachdenken einzudringen. Sollte es daher hierbei immer sein Bewenden haben, so ginge dennoch die eigentliche Tiefe der Sache und ihr wahrhafter Kern der Oeffentlichkeit so gut wie verloren. Der Verfasser schreibt über diesen Punkt:

> Wie viele Häuser in Deutschland werden es sein, in welchem seine hier in Rede stehenden Werke als wahre Erbauungsbücher für Denkende, die sie doch sein wollen und wirklich auch sind,

betrachtet und gehalten werden? Da sonach unleugbar die oben näher bezeichnete Seite der dichterischen Thätigkeit Rückert's bisjetzt noch nicht gebührend anerkannt und gewürdigt worden ist, und da dies wol hauptsächlich daher stammt, daß es bei der überaus großen Zahl seiner hierher gehörigen Productionen für die meisten Leser schwer ist, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden und sich ein klares Bild seiner Dichterpersönlichkeit zu machen, so soll es Zweck der nachfolgenden Abhandlung sein, einmal den Standpunkt zu bezeichnen, von welchem aus der so reiche Inhalt der Rückert'schen Gedankenlyrik überblickt werden kann; dann aber soll zugleich auch dieser Gedankeninhalt, so weit er als ein philosophischer bezeichnet werden muß, vorgeführt werden.

Es ist daher sicher kein unnützer, vielmehr ein möglicherweise sehr fruchtbringender und folgenreicher Versuch, welcher hier gemacht wird, durch ein allseitiges Eindringen in den Rückert'schen Gedankenreichthum den Beweis zu führen, daß derselbe nicht aus vielen, sondern immer nur aus einer und derselben Wurzel wächst, indem er sich überall von demselben Grundgedanken eines religiösen Humanismus beseelt zeigt, welchen der Dichter selten abstract ausspricht, gewöhnlich in Erfahrungsthatsachen aus Natur und Leben wie in anmuthigen Sinnbildern abspiegelt.

Es läßt sich aus diesem einen Grundgedanken recht wohl ein gegliedertes philosophisch-religiöses System entwickeln, und dieses eben hat der Verfasser mit Glück und Geschick versucht. Er theilt ein solches nach des Dichters eigener Andeutung in die drei Grundkapitel: „Gott", „Gemüth" und „Welt". Weitere Unterabtheilungen sind unnöthig, weil die einzelnen Themata mannichfaltig ineinanderspielen, und es genügt diese Grundeintheilung vollkommen, um eine klare Uebersicht über diesen ganzen Ideenkreis zu vermitteln. Der Verfasser ist in Nachweisung aller Belegstellen an der Hand der frankfurter Gesammtausgabe von Rückert's Werken mit scrupulöser Sorgfalt verfahren, sodaß der nach näherer Auskunft begierige Leser bei jedem im Zusammenhange des Systems vorkommenden Gedanken sich stets aufs pünktlichste auf die Originalstellen verwiesen sieht, in denen derselbe vorkommt.

Man darf das religions-philosophische System unsers Dichters als eine Gefühlsphilosophie bezeichnen. Das unmittelbare religiöse Lebensgefühl ist sich in der Regel seiner Sache überaus gewiß, weit mehr als der bloße speculative Verstand; aber es weiß zwischen dem, was daran Wahrheit und was bloßes Symbol ist, selten mit Sicherheit zu unterscheiden. Sein großer Vortheil ist, daß es nicht leicht in radicale Irrthümer verfällt, was dem bloßen Verstande viel leichter begegnet. Weil nun die poetische Ausdrucksweise mit dem unmittelbaren Gefühl nicht nur das Eindringliche der Vorstellungen und Bilder, sondern auch ihre Vieldeutigkeit theilt, so gibt es für diese Art von Religionsphilosophie keine passendere Form, als die poetische, wie die folgende Uebersicht bezeugen mag.

Was zuerst die „Gottheit" betrifft, so stammt der unerschütterliche Glaube an sie aus einer Gemüthsoffenbarung, welche erlebt sein will. Dieselbe läßt sich auch zwar wol von seiten des Gedankens, des Willens, der Phantasie näher erfassen und verdeutlichen, jedoch nur immer auf unvollkommene und einseitige Art. Der Dichter geht in diesem Sinne an den Systemen Spinoza's, Leibniz', Wolf's, Jacobi's, Kant's, Fichte's, Schelling's und Hegel's vorüber, in jedem derselben einen einseitigen, eben daher aber auch möglichen Zweifeln unterworfenen Versuch zur Erfassung des letzten Grundes von Gemüth und Welt anerkennend. Am Ende gewinnen wir aber doch nur Denkformeln, um Undenkbares hineinzubannen, was dadurch oft mehr unsicher als sicher gemacht wird:

Dir geht die Wissenschaft vorbei auf dunkeln Bahnen,
Und um dein Urlicht schwebt der Andacht sel'ges Ahnen.

Sie erscheinen daher dem gläubigen Gemüth stets mehr oder weniger entbehrlich:

Es thut nicht noth, daß du Sternwarten erst erbauest,
Wenn du im Seelengrund den ganzen Himmel schauest.

Seine vollkommene und unerschütterliche Zuversicht gewinnt vielmehr der Glaube nur durch innere Erfahrung:

In solchem Augenblick, wo wie mit heil'gem Rauschen
Der Strom der Schöpfung geht durch deines Herzens Lauschen,
Wo du nicht du mehr bist, und nichts mehr ist, als du
Und Gott, in dem du bist, dem du dich athmest zu:
In solchem Augenblick, wer ihn, eh' er entschwunden,
Empfinden konnte, der hat Ewigkeit empfunden;
Und so, wer Ewigkeit empfunden hat einmal,
Hält ewig fest sie, wie der Demant seinen Strahl.

In solchen Augenblicken wird immer der Wunsch rege, mit Gott vereinigt zu sein, in ihm wie Blumen zu verhauchen, wie Tropfen zu versprühen; dieses jedoch nicht zur Vernichtung, vielmehr zur Erweiterung und Erhöhung des eigenen Wesens:

Du möchtest an der Kerz' ein Schmetterling verglimmen,
Ein Tröpfchen möchtest du im Ocean verschwimmen:
Abstreifen möchtest du die Mängel nur allein
Der Endlichkeit, doch drum ein Nichts im All nicht sein.

Derselbe Gedanke in folgender Wendung:

Du bist kein Tropfe, der im Ocean verschwimmt;
Du fühlest dich als Geist auf ewig selbst bestimmt.
Vom höchsten Geiste fühlst du dich nicht zur Verschwimmung
Im höchsten Geist bestimmt, sondern zur Selbstbestimmung.

In dieser Emporhebung meiner selbst erscheint mir mein eigenes Selbstbewußtsein als ein selbständig integrirender Theil des Urbewußtseins, in welchem alle diesseitige Disharmonie der Geister sich in eine ewige Harmonie auflöst, an welcher auch zuletzt alle kämpfenden Elemente in der Welt ihren Antheil bekommen:

Denn die Versöhnung ist dem Streit schon eingewoben,
Da ich die Welt und mich in Gott weiß aufgehoben:
Nicht aufgehoben, wie sich Ja und Nein aufhebt,
Emporgehoben, wie zur Sonn' ein Adler schwebt.
Im Gottbewußtsein geht nicht mein Bewußtsein aus;
Eingeht es wie ein Kind in seines Vaters Haus.

Ein besonderes Gewicht legt der Verfasser unserer Schrift auf Rückert's Verhältniß zum Christenthum als einer geoffenbarten Religion. Der Weg der Offenbarung

ist dem Dichter darum ein so vertrauter, weil er nach seiner Ueberzeugung der einzig sichere Weg ist, auf welchem jeder Einzelne zur lebendigen Anerkennung der göttlichen Dinge gelangt. Freilich nur dann, wenn die Offenbarung als inneres Erlebniß in ihm selbst vorgeht; denn wir können nicht zum Himmel von selber kommen, sondern der Himmel muß zu uns kommen, wie Sonnenlicht und Wolkenströme zu den Knospen. Dieses gilt ebenso von jedem einzelnen Menschen als von ganzen Völkern und der ganzen Menschheit. Dieselbe wäre von Anbeginn hülflos gewesen, wenn nicht von religiöser Lebenserfahrung entzündete Seelen, von Zeit zu Zeit zur Nachfolge reizend, den übrigen vorangegangen wären, wie dieses besonders nachweisbar ist in Zeiten, wo die Religiosität in den großen Massen ins Sinken gekommen war. Dann ging jedesmal im stärksten Contrast ein höheres Sonnenlicht den Geistern auf, und die dankbaren Nachfolger schauten in ihrem ersten Vorgänger das göttliche Wesen als in menschlicher Gestalt herniedergestiegen an:

Und wenn das Unheil sich unheilbar Menschen zeigt,
In menschlicher Gestalt er selbst herniedersteigt.
So mehr als einmal schon ist er herabgestiegen,
Und jetzo denkt er, wo er will geboren liegen.

Der Dichter gibt dem Christenthum insoweit vor allen andern gegenwärtigen Glaubensformen den Vorzug, als es wirklich das reine Menschenthum verkündigt, und als in Christus das Humane im Sinne des Menschlichen und Menschheitlichen in ursprünglicher Reinheit sich darstellt. Denn in Buddha erscheint des Höchsten Bild zu weiblich, in Allah zu männlich; das Christenthum, von beiden unterschieden, beut sowol Frieden als Freiheit. Es zielt fest auf sein höchstes Ziel, auf Weltausgleichung, hielt aber bisjetzt das Wort, das es der Welt gab, noch nicht ganz. Als die Lehre, welche rein menschliche Duldung, Liebe und Anerkennung enthält und die Einigung mit Gott bringt, ist es der Baum des Lebens, welcher schon jetzt die halbe Welt überschattet; einst wird es das mit der ganzen thun. Aller Zwietracht Glimmen soll durch das Christenthum ausgelöscht werden.

Daß vor dem jetzt geglaubten Christenthum Glaubensformen desselben bestanden haben, in denen das reine Licht noch im Flor verhüllt war, ist die allgemeine Annahme der heutigen Christen; daß aber auch das nun enthüllte Licht noch des Zuwachses fähig sei, pflegen sie nicht anzunehmen. Von diesem Glauben will aber der Dichter durchaus nicht lassen, ohne jedoch zu erwarten, daß der von ihm gewünschte Neubau die Fundamente des alten Gebäudes gänzlich zerstören werde:

Man reißt das Haus nicht ein, das Väter uns gebaut,
Doch richtet man sich's ein, wie man's am liebsten schaut.
Und räumt man nicht hinweg ehrwürd'ge Ahnenbilder,
Durch Deutung macht man sie und durch Umgebung milder.
Des Glaubens Bilder sind unendlich umzudeuten;
Das macht so brauchbar sie bei so verschiednen Leuten.

Was zweitens das menschliche „Gemüth" betrifft, so steht dasselbe mit der Gottheit in einer dreifachen Verbindung: von seiten seiner Gefühle, seiner Gedanken und seiner Willensentschlüsse.

In jedem Herzen lebt das Gefühl, daß es ein Jenseits gibt, welches ins Diesseits reicht, und daß wir ihm entsprungen sind. Diesem innern Sinn mußt du glauben wie deinem äußern. Was damit einstimmt, nennst du Offenbarung; aber wo du nicht offen bist, wird dir nichts offenbart, und außen siehst du nichts, was dir nicht innen ist.

Nur in unserm Inwendigsten wohnt das wahrhaft Eine. Im Aeußern wohnt das Dunkel, das Irdische und die Zerstreuung in allerlei Tand. Wir sollen uns aber nicht abziehen von der Welt, sondern immer von ihr aus zum Himmel steigen. Wie wir den Athem aussenden und einziehen, so sollen wir wechselsweise uns der Welt hingeben und von ihr abziehen.

Alle Seelen sind um Gott als ihrem Mittelpunkt in ewiger Bewegung, und von jeder geht eine Linie, der umgekehrte Strahl, welcher zuerst aus der Gottheit hervorgegangen ist, nach dem Mittelpunkte zurück, in welchem sich alle Seelen in Liebe vereinigt finden:

Und welche Seele nicht zur andern Liebe spürt,
Der fehlt die Linie, die an die Gottheit rührt.

Daraus entspringt das Gelübde:

Mag meine Seele, die sich wie mit Flammendochten
Mit lichter Harmonie des Weltalls hat durchflochten,
Mag meine Seele, rein durchtönt vom Schöpfungswort,
Mit ihm vereinigt sein in Andacht fort und fort.

Von der speculativen Kraft des menschlichen Denkens hat der Dichter, obgleich er sie nicht für allvermögend hält, doch eine sehr hohe Meinung, weil er das menschliche Denken für eine unmittelbare Theilnahme am göttlichen Denken hält, sodaß es Gott selbst ist, welcher in uns denkt:

Gott denkt sich selbst und ist; du denkst dich selbst und bist,
Bist ewig, wie Gott selbst, weil er dein Denken ist.

Weil nun Gott es ist, der in mir denkt, so denke ich ihn in diesem Denken so, wie er sich selber denkt:

Das Unbedingte hat sich selbst hervorgebracht,
Bedingter Geist, in dir, indem du's hast gedacht.

Dieses ist nicht so zu verstehen, als bekomme der Urgeist erst im Menschengeiste seine Verwirklichung. Das Verhältniß ist das umgekehrte, weil der Strom seine ganze Wirklichkeit allein aus dem Quell entlehnt, welcher dieselbe aus sich selbst besitzt und mittheilt:

Wer sagt, daß sich der Quell in seinem Strom verliert,
Da ewig er vielmehr aus sich den Strom gebiert?

Derselbe Gedanke wird umständlicher so erläutert:

Gott ist das große Ich, das selbst sich seiend denkt,
Sein Selbst in jeglichen Gedanken so versenkt,
Daß der Gedanke, der geworden äußerlich,
Nur wieder zu sich kommt, wenn er sagt: Ich bin Ich.

In diesem Sinne ist der Erkennende und der Erkannte dasselbe; Denken und Sein sind identisch. Schöpferisch ist

aber allein das Denken Gottes. Der Mensch denkt nach, was Gott vorgedacht hat.

Neben Fühlen und Denken ist die dritte Kraft im Gemüth das Wollen. Gott äußert sich als Gesetz in uns, welches vom Bösen abmahnt und zum Guten antreibt. Den Zustand der Freiheit erringen wir dann, wenn wir das Göttliche ganz in uns wirken lassen. Dann gibt es bei uns kein Leiden mehr, sondern nur Thun. Ohne Pflichtgefühl ist der Mensch ein windbewegtes Rohr:

Du mußt das Gute thun, du mußt das Wahre sprechen.
Warum? damit mußt du dir nicht den Kopf zerbrechen.
Es ist kein andrer Rath; wenn du nicht willst, du mußt.
O Heil dir, wenn du es aus innrer Freude thust!

Rechte Freude blüht uns nur im Thun, so lange wir Kraft haben, vorwärts zu streben. Darum darf man nicht bei jeder Handlung die Wirkung bemerken wollen, sondern muß immer weiter schaffen:

Wie der Citronenbaum zu neuer Blüte greift,
Ohn' abzuwarten, bis die Frucht die alte reift.

Wer so im Schmerz ist, dem schwindet bei fröhlichem Thun Tag auf Tag hin, und das ist zugleich die beste Vorbereitung für eine höhere Daseinsstufe, daß der Seele Thätigkeiten immer gesteigert werden. — Der Weise muß sich vom Bösen fernhalten, wie man alle Tage seine Glieder neu wäscht. — Jede gute That befreit, während jede böse bestrickt. — Das Thun des Guten ist leicht; schwer nur ist es, das Böse zu meiden. — Nicht verderben kann die Welt ein reines Herz, sondern sie selbst will durch dasselbe Reinheit erwerben. — Wie der Lotos auf dem Pfuhle schwimmt und trüben Schlamm in himmelblaue Blüten umwandelt, so bleibt der Reine rein auch an unreiner Stätte. — Das beste Menschenherz leidet lieber selbst alle Schnitte, als daß es andere verwundete. — Menschenglück zu fördern, dazu ist nur ein Opfer zu groß, der Seele Frieden. — Wenn du andern gegenüber deine Milde lassen willst, so bedenke, daß auch Gott dir gegenüber die seinige ablegen könnte. — Wenn Geben seliger, denn Nehmen ist, so gib dir doch die Seligkeit. — Das Gute liebt die Stille; verbirg es, wie man das Böse verbirgt.

Wol gibt es zwischen Recht und Unrecht scharfe Grenzen,
Doch deinen Scharfsinn laß nicht in der Schärfe glänzen.

Was endlich die „Welt" betrifft, so wird auch dieses Thema unmittelbar auf die Gottheit bezogen. Denn aus Geist ist alles geworden. Geist ist der Grund, aus dem hervor und in den zurück die Welt kreist:

Umringt von einer Welt verkörperter Gedanken,
Empfindest schrankenlos du dich in Körperschranken.

Die Körperwelt ist aus einer Lichtwelt gesunken und will in sie zurück. Die Natur, stets hoffend, daß man sie des Bannes entbinde, ist ein verzaubertes Reich. Schon jetzt geht in der Körperwelt der große Entwickelungsproceß, welcher alles mehr und mehr zu Licht machen soll, vor sich. Von dem großen Urlichte jenseit unserer Welt gehen unaufhörlich Liebesblicke, Strahlen aus, an deren Glut die Weltkörper sich mehr und mehr verklären, bis endlich alles sonnenhaft geworden ist. So ist der Himmel gleichsam eine große Wiese, auf der die Sonnen knospen und erblühen. Hunderttausend Jahre sind dabei wie ein Frühlingstag.

Was in der moralischen Welt die Liebe ist, das ist in der physischen das Licht: wie das Licht als ein Mittler vom Schöpfer ausgeht, alle Wesen mit Glanz und Lust erfüllend, als ein Bote, der sich in alles verwandeln kann, so waltet die Liebe in der moralischen Welt.

Der Geist ist hier in der Fremde; die Natur ist seine Amme, die ihm Ammenmärchen von seines Vaters Hause erzählt. Diese Amme nährt den Geist so lange, bis er fühlt, daß er von ihr nicht abstammt. Dann entschwingt er sich ihr und geht in Gebiete, wohin sie nicht mehr folgen kann. Denn die Natur ist ein Gewordenes, Fertiges, Vollkommenes, er aber ein Werdender, ein Kind, das die Kraft in sich fühlt, über die Natur hinauszuwachsen.

Der Naturtrieb bringt sich die Werkzeuge, welche er gebraucht, selbst hervor, und auch der Geist baut sich sein Haus von innen heraus. Er hat dabei die Bestimmung, seinen hervorgebrachten Leib zu verklären und mitzunehmen zu den höhern Sphären:

Weil ohne Leib sich dort zurecht nicht würde finden,
Noch ihre Seligkeit die Seele ganz empfinden.

Einst, wenn die grobe Körperhülle fällt, wird dieser geistige Leib hervortreten und wir werden uns dort in ihm schauen. Hieran knüpft der Dichter außerdem noch den Wunsch nach einer einstigen Wiedergeburt in nachkommenden Geschlechtern, mit einer Anspielung entweder auf Seelenwanderung oder auf Atavismus: den Wunsch, auch den gröbern Körper einst vom Staube zurückzufordern und ihn, den er wie ein Gewand im Grabe abgelegt habe, wieder anzuziehen, wenn er ausgeschlafen habe:

Es wird das alte Kleid, und doch ein neues sein,
Die Mutter in der Nacht wusch es dem Kinde rein.

Im Paradieseszustande, wo Lieder und ewige Schönheit unverschleiert herrschten, war der Mensch Herrscher der Natur, und zwar so lange, als in ihm das Göttliche allein waltete. Nach seinem Falle empörte sich sein Reich gegen ihn. Mit Hülfe der Vernunft schwang er sich zwar wieder halb auf den Thron, aber auch nur halb:

Erst wenn er menschlich rein sich göttlich umgewandt,
Wird er als Herrscher sein mit Freuden anerkannt.

So ist die Menschheit nun in ihrem männlichen Alter mit der Natur im Kampfe. Sie wird aber mit Besiegung der Natur in ihr Greisenalter treten, wo sie aufs neue des Friedens Kind werden wird.

Des Thieres Sein ist Kampf, des Menschen Geist ist Frieden;
Sind wir erst Menschen ganz, so ist der Kampf geschieden.

Im Menschengeschlecht kommt Gott selbst zur Erscheinung und alles, was derselbe im Einzelmenschen thut, ist für das Ganze unverloren, und äußert stets eine vorwärts treibende Kraft:

Wer nach mir streitet, ahnt nicht, daß ich vor ihm stritt,
Wer nach mir leidet, fühlt nicht, was ich vor ihm litt.
Wie seines Lebens Strauch erschüttert mancher Hauch,
Ist doch ihm unbewußt darunter meiner auch.

Alle Völker und Zeiten sind vom Geiste des Herrn durchhaucht, durchleuchtet und durchdrungen; überall findet sich der Liebe Morgenroth.

Das hier Skizzirte ist das Gerippe dieses geistvollen poetischen Gedankenbaues. Wer dasselbe von lebendigem Fleische umkleidet sehen will, muß die Schrift selbst zur Hand nehmen. Aber auch diese erweckt beim lernbegierigen Leser zuletzt doch ebenfalls den Wunsch nach Vervollständigung, den Wunsch, den Dichter selbst sein philosophisches System im logischen Zusammenhange mit eigenen Worten vortragen zu hören, welches ja auch ursprünglich sein eigener, nur unausgeführt gebliebener Gedanke gewesen sein soll.

Mit gehörigem Geschick ausgeführt könnte eine solche vollständige systematische Zusammenordnung der werthvollsten Aussprüche des Dichters zu einem anmuthigen religionsphilosophischen Lesebuch für höhere Bildungsanstalten werden, und ein solcher oder ähnlicher praktischer Gedanke hat, wenn wir nicht irren, den Verfasser von vornherein zu seiner mühevollen Arbeit angetrieben. Wir möchten in dieser Beziehung das hier Gesagte gern der weitern Erwägung praktischer Schulmänner und Pädagogen empfohlen haben.

Karl Fortlage.

Aus den afrikanischen und amerikanischen Tropen.

1. Madagascar. Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel, Sprache, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner. Von James Sibree. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit einem Titelbilde und zwei Karten. Leipzig, Brockhaus. 1881. Gr. 8. 8 M.

Ein Journalist aus dem Innern Madagascars: das ist uns eine ganz neue Figur. Ein solcher hat in der That dieses, hier in guter Uebersetzung aus dem Englischen uns dargebotene Werk verfaßt. Der Leser erräth sogleich also, daß es keine malagassische Braunhaut ist, welche in der Capitale Madagascars das seit reichlich vier Jahren erscheinende „Antanánarivo Annual" begründet und längere Zeit redigirt, während seines Aufenthalts auf dieser einzigen großen Insel Afrikas aber auch trefflichen Stoff gesammelt hat für eine Landes- und Volkskunde des ebenso merkwürdigen wie wenig bekannten Madagascar. Auf dieser Stoffsammlung beruht das vorliegende Buch, welches uns ein erstes mal — und dabei doch in allgemein verständlicher Darstellungsform — das insulare Wunderland, den Mondtrabanten der dunkeln Continentalmacht Afrika, allseitig vorführt.

Zwar nicht die dritte Insel der Erde ist Madagascar hinsichtlich seiner Größe, wie der Verfasser behauptet (dabei ist gewiß wieder gewohnheitsmäßig Grönland übersehen), doch aber die vierte; dabei ein classisches Beispiel der Abhängigkeit auch tropischer Lebensfülle von der Vertheilung der Niederschläge: der Nordosten ist die Wind- und Regenseite, folglich auch nur diese Seite des Landes reich an Waldung, während uns im viel trockenern Westen die Kolossalform des bis 20 Fuß Dicke erreichenden Baobab begegnet, wie derselbe ja auch auf dem afrikanischen Festland die nur zeitweise benetzten Striche bewohnt, indem er die Periode der Dürre in vollster Blattlosigkeit durchdauert. Die reizendsten Waldscenerien schaut man auf der mehrtägigen Wanderung von der Ostküste her nach der centralen Hauptstadt:

Wenn auch unmittelbar neben diesen kunstlosen Pfaden, die wir da wandeln, den einzigen Straßen im Lande, nur wenige Bäume von beträchtlicher Höhe stehen geblieben sind, so empfängt man doch hier schon einen überwältigenden Eindruck von der Ueppigkeit der Vegetation. Es findet ein lebhafter Kampf um Licht und Luft statt: jeder Baum strebt danach, seinen Nachbar zu überragen und über die Masse der Mitbewerber hinaus in die obere Region zu gelangen. In diesem Gedränge von pflanzlichem Leben kommen zahlreiche Palmen vor, deren Federkronen oft die andern Bäume weit überragen. Eine große Mannichfaltigkeit von schöngemaserten und dauerhaften Hölzern kommt in den Wäldern von Madagascar vor; sie sind als Bauholz und feines Tischlerholz gut zu verwerthen und werden auch schon in nicht unbeträchtlicher Menge zur Anfertigung des Hausraths und der Parquetfußböden für die in der Hauptstadt und deren Umgebung gelegenen Häuser der Vornehmen gebraucht. In den südöstlichen Wäldern zeigen viele der Bäume einen ungeheuern Umfang, den sie den zahlreichen Luftwurzeln verdanken, die den Stamm ringsum schützen und die dem Wachsthum des Baums gemäß emporzusteigen scheinen, um seiner zunehmenden Höhe die nöthige Festigkeit zu geben. Die Höhlungen zwischen diesen Stützen bilden eine Anzahl kleiner Kammern, in denen mehrere Menschen Platz finden. So dicht stehen aber die Bäume, daß man an vielen Stellen nur schwer mit einem Palanquin zwischen ihnen hindurchkommt und daß selbst zur Mittagszeit eine tiefe Dämmerung im Walde herrscht.

Von Madagascars Fauna wollen wir uns die beiden merkwürdigsten Züge schildern lassen: die in ihr mehr als irgendwo sonst vertretene Welt der seltsamen Halbaffen oder Lemuren von der Größe einer Ratte bis zu der eines größern Hundes und die offenbar durch den Menschen erst in neuerer Zeit ausgerotteten riesigen Laufvögel, die ja ursprünglich in allen der Südhälfte der Erde angehörigen Festland- und größern Inselräumen angetroffen wurden:

Wenn man von der Küste nach dem innern Hochlande reist, wird man häufig das laute klagende Geschrei der Lemuren oder Makis hören, von dem der Wald manchmal minutenlang widerhallt, und das, zum ersten mal gehört, den erschreckendsten Eindruck macht. Im ersten Augenblick dachte ich, es müßten irgendwo in der Nähe Menschen in großer Noth sich befinden; nachdem ich aber die Ursache dieser Töne entdeckt hatte, gewährte es mir immer ein eigenartiges Vergnügen, dem langgezogenen melancholischen Geschrei zu lauschen, das bei den kleinen Thieren wol eher ein Ausdruck des Wohlbehagens an ihrem Waldleben ist

als irgendein Zeichen des Schmerzes oder der Furcht. Die Lemuren haben die ganze Beweglichkeit der Affen, nicht aber deren komisches, halbmenschliches Aussehen; ihr Kopf gleicht mehr dem eines Hundes oder eines Fuchses mit spitzer Schnauze und großen ausdrucksvollen Augen; das Fell ist dick und weich, der Schwanz oft lang und buschig.... Von dem gigantischen straußenartigen Vogel Aepyornis sind erst innerhalb der letzten dreißig Jahre einige Eier im südlichen Theil der Insel aufgefunden worden. Dieselben haben den Rauminhalt von 6 oder 7 Straußeneiern oder von 148 Hühnereiern. Vor ungefähr zehn Jahren entdeckte Grandidier mehrere Bein- und Wirbelknochen des Vogels, die deutlich erkennen lassen, daß der Aepyornis ungefähr von der Größe eines Straußes, in den Beinen und Füßen aber stärker und massiver als dieser gewesen ist. Der längste Durchmesser des Eies beträgt 30,5 Centimeter, der kürzeste 23,5 Centimeter.

Den größern Theil des Buchs nimmt die Beschreibung der Bewohner ein, sowol der dunkelfarbigen Sakalaven an der ganzen Westseite und auch der Nordostküste, welche der südafrikanischen Negerrasse angehören, als auch der lichtbraunen Hovas malaiischer Verwandtschaft und anderer, noch nicht genauer genealogisch bestimmbarer Stämme. Der regelmäßig zur heißesten Jahreszeit wehende Nordost war von jeher das verknüpfende Band zwischen Madagascar und dem südlichen Asien. Von einer Menge Spuren arabischer Anfahrten aus gewiß schon sehr früher Zeit berichtet der Verfasser: gilt doch sogar der ehrwürdige arabische Gruß „salâm" (Segen) noch heute auf der Insel. Daß aber sogar aus der entlegenen Ferne des Sunda-Archipels Madagascar Volk erhalten hat, verrieth zuerst die Sprachforschung. In der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts vollführten diese Hova-Malaien in blutigen Kriegen die Bewältigung der übrigen Mitbewohner und beherrschen seitdem von der fruchtreichen, hoch über den miasmatischen Niederungen gelegenen centralen Hochfläche Imérinas aus das ausgedehnte Land als die eigentlichen „Malagassy".

Vollständiger, als es jemals vorher geleistet worden, erhalten wir mit Bevorzugung des herrschenden Hovavolks hier Cultur- und Sittengemälde aller madagassischen Völker. Wir belauschen ihr häusliches Leben und mustern ihre reich gegliederte Gesellschaftsordnung, ihre friedlichen Gewerbe, die eben in moderner Abgrenzung zu bestimmten Handwerksprofessionen begriffen sind (während Spinnen und Weben wie bei uns noch lange gemeinsame Arbeit des weiblichen Geschlechts geblieben); endlich ihre staatlichen und kriegerischen Einrichtungen, ihre religiösen Anschauungen und Satzungen. Der Umschwung der Verhältnisse des nunmehr befriedeten Landes wird uns schon durch die Lage der Ortschaften deutlich: die ältern Hovaorte liegen grabenumzogen mit ihren steildachigen, in hohe Giebelhörner auslaufenden Häusern auf frei ausschauenden Höhen, von ulmenartigen Bäumen umschattet, jetzt vielfach verlassen; die neuen Siedelungen, darunter die etwa Stettin an Einwohnerzahl gleichkommende Hauptstadt Antanánarivo, in der Ebene. Alle Hovahäuser, erfahren wir, sind genauere Anweiser der Himmelsgegenden als die Nadel im Compaß; denn sie bilden lauter Rechtecke mit der Front gen Westen. Wenn um 9 Uhr morgens die Sonne, madagassisch „des Tages Auge", über den Dachbalken guckt, nennt man hiernach die Stunde; dem analog die Mittagsstunde „das über die Firste kommen", die Zeit um 1 Uhr „das Hereinschauen des Tags" (wenn die Sonne durch die offene Hausthür zu lugen beginnt), 2 Uhr „am Reismörser", 3 Uhr „am Kalbpfosten", 4½ Uhr „berührt", weil da nacheinander die in allen Häusern gleiche Stelle jenes Mörsers, dann des Balkens, an welchem nachts das Kalb angebunden wird, endlich die Ostwand der Hütte durch den sich neigenden Strahl berührt wird. So diente das Haus als Uhr.

Bedeutungsvoll scheinen die Segnungen des als Staatsreligion durch die jetzt regierende Hovakönigin anerkannten Christenthums; es wirkte auf Ausrottung mannichfachen Wahnglaubens, Milderung der Kriegsbarbarei, vor allem auf die Weihe des Ehelebens, das seit alters trotz bemerkenswerther Innigkeit des Familiensinns an den Gebrechen der Vielweiberei und arger Ausschweifung litt. Sehr gehoben ist dadurch das Los der fleißigen „Spinnerinnen", d. h. der Mädchen und Frauen, von deren Hände Fleiß die „Lambas", die malerischen, oft scharlachroth gefärbten Seidentogas stammen, in denen das nicht selten schön gewachsene Volk einhergeht. Dankbar müssen wir aber daneben dem Verfasser um so mehr dafür sein, daß er uns aus dem Wust madagassischen Aberglaubens so manches Ueberbleibsel treu und ausführlich schildert, was uns oft allgemein menschliche Wahnideen in überraschend neuer Form vergegenwärtigt. So z. B. die wunderbare Sitte, anmuthige Personennamen zu meiden, wobei sich die Besorgniß vor dem Neid der bösen Mitmenschen bis zu der erniedrigenden Taufe „Misthaufen" mehr consequent als duftig verstiegen hat. Doch wer wüßte nicht, wie arg die Scheu vor dem „bösen Blick", vor dem Schönfinden des eigenen Kindes von seiten Fremder (in deren süßen Worten man verhüllten Neid wittert) noch im aufgeklärten Europa umgeht! Kann man doch in der auf- und abwallenden Menschenschar der glänzenden Toledostraße im lebensfrohen Neapel noch alle Tage das wie besessene Vorstoßen der rechten Hand (mit ausgerecktem kleinen und Zeigefinger) beobachten, welches blos dazu dienen soll, den bösen Blick abzuwenden.

2. Streifzüge in den Urwäldern von Mexico und Centralamerika. Von Felix L. Oswald. Mit 76 Abbildungen in Holzschnitt. Leipzig, Brockhaus. 1881. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Ein weit in der Welt herumgekommener, klar beobachtender und anschaulich schildernder Mediciner führt uns in diesem, von zahlreichen hübschen Holzschnittbildern illustrirten Buche in die Tropenlande des sich zur Landenge allmählich zusammenschnürenden Nordamerika. Sein Herz hängt an der Herrlichkeit der freien, dem Menschen noch nicht Knechtsdienst leistenden Natur, vor allem an der Wälderpracht der noch nicht von schonungsloser Axt berührten jungfräulich paradiesischen Lande, in denen er auf achtjähriger Wanderung Genesung von den Leiden suchte und wol auch fand, in welche sein ärztlicher Beruf an der

fieberbrauenden Küste von Veracruz ihn verstrickt hatte. Nicht in die Städte und die dumpfen spanischen Klöster des weiland neuspanischen Königreichs und der General-Capitania von Guatemala ladet er uns ein; in Gottes freie Natur, in die heiligen Hallen ewigen Tropengrüns sollen wir ihm folgen.

Es geht aus dem fernsten Nordwesten Mexicos, den noch selten eines Touristen Fuß betritt, gen Südosten, jedoch im Zickzack, daß wir uns bald laben an den stolzesten Fernsichten von Sierrenkämmen oder riesenhaften Vulkankegeln aus, bald im Urwalddickicht fast verlieren, bald wieder auf der Küstenfahrt die blauen Berge von hoher See her mustern.

Eines Morgens früh verfolgen wir im Osten der mexicanischen Seeregion von Jalisco auf granitischer Höhe einen Saumpfad zwischen moosbewachsenen Felsblöcken; die Gipfel um uns her glänzen schon im Morgensonnenschein weithin durch die unvergleichlich klare Luft, die Mexico eigen. Noch aber deckt dichter Nebel die Tiefe im Westen, zu der wir von kanzelartigen Vorsprüngen fast lothrecht hinabschauen:

„Wir hätten jetzt die schönste Aussicht auf den See, wenn sich der verwünschte Nebel drücken wollte", bemerkte unser Führer; „aber ich denke, wir werden bald den Südwind spüren, wenn die Sonne ein bischen höher steigt." Wir sahen den Morgenwind in den Baumkronen der untern Berghalden, ehe er unser Plateau erreichte, und als wir das nächste mal an den westlichen Abhang traten, waren die Wolken wirklich schon in Bewegung und boten eine Fernsicht auf die blauen Wälder der gegenüberliegenden Höhen und selbst einen glänzenden, obgleich nur momentanen Durchblick auf den großen See in der Tiefe. Aber als wir uns dem Westthal zum dritten mal näherten, brachte unser Vorreiter sein Pferd unwillkürlich zum Stehen und unsere Fuhrleute stiegen einer nach dem andern ab und traten an den Abhang heran. Der Schleier hatte sich gehoben. Der Fluß zu unsern Füßen (der sich unfern der Stadt Mexico entspinnende Lerma) war so breit und ebenso blau wie die Donau bei Regensburg, aber seine Ufer waren nicht grasreiche Bergterrassen, sondern thurmartige Felswände und Alpenzüge, die sich schroff bis an die Grenze des ewigen Schnees erhoben. Wo sich das Thal aber allmählich erweitert, wird der Fluß zu einem See, dessen Ufer dem Zickzack der Vorberge folgen, und weit im Westen, wo sich die beiden Gebirgszüge im rechten Winkel und auf immer trennen, dehnt sich der See zu einem Binnenmeere aus mit unabsehbaren Wasserflächen und Inseln, deren Umrisse sich in der Ferne mit den blauen Wellenlinien des Horizonts vermischen. Zu unsern Füßen war der Fluß durch einen Wald von Balsamtannen verdeckt, in dessen Wipfeln eine Colonie schwarzer Reiher nistete, und über den offenen See strichen Schwärme von Wasservögeln, die in größerer Entfernung scheinbar langsam wie Streifen silberweißer Wolken dahinzogen. Man sagt oft, daß die Welt im allgemeinen nichts von ihren größten Männern weiß, aber es ist weit gewisser, daß der Menschheit im allgemeinen die schönsten Regionen dieser Welt unbekannt bleiben. Ich bin fast gewiß, daß es in Amerika und selbst in Westeuropa Städte von 20000 Einwohnern gibt, wo nie ein Mensch in seinem Leben auch nur den Namen des Lago Chapála gehört hat, während die meisten deutschen Dorfschullehrer über das Todte Meer jede gewünschte Auskunft geben könnten. In mancher europäischen Hochschule würde ein Collegium der gesammten Facultät nicht ohne Landkarte entscheiden können, ob der Feensee des Rio Lerma in Mexico oder auf den Philippinischen Inseln zu suchen wäre. Und dennoch ist dieser schöne Lacus incognitus zehnmal größer als alle Seen des nördlichen Italien zusammengenommen.

Solchen hübschen Naturbildern pflegt der Verfasser seine Charakterphysiognomien aus der Gesellschaft der durchwanderten Länder beizufügen, die noch besser als Worte veranschaulichen. Gelangweilt wird der Leser auf keiner Seite, aber er muß Zeit haben; denn reichlich neun Zehntel des Buchs ist dramatisirte Unterhaltung mit Reisegefährten, Führern oder sonstigen Leuten, welchen der Reisende begegnet. Diese Gespräche dienen dem Verfasser in ähnlicher Weise zur lebendigen Beleuchtung seiner Gemälde wie den Historikern des classischen Alterthums die der Erzählung eingeflochtenen Reden ihrer Helden, haben aber dabei den entschiedenen Vorzug vor letztern, daß sie nicht blos erdacht sind.

Auch auf das Volksleben fällt in dieser abwechselungsreichen Folge von Augenblicksphotographien mitunter ein blitzartiges Streiflicht. So unterhalten wir uns einmal im Tabascostaat der mexicanischen Union am Südrande des großen Golfs von Mexico mit einem Franciscaner-Padre über den dort recht mangelhaften Erfolg der Mission unter den braunen Eingeborenen. Der Franciscaner sagt:

An Versuchen hat es nicht gefehlt, aber die Bestien wollen keine Vernunft annehmen, und mit Gewalt ist erst recht nichts auszurichten. Für einen Weißen ist es unmöglich, solchen Nomaden auf allen ihren Streifzügen zu folgen, und die gelegentlichen Proselyten werden in der Wildniß bald wieder zu Heiden. Pintos werden sie genannt, weil sie sich gern wie Barbierschilder bemalen, und einer unserer Missionare bekehrte oben am Rio Chiatlan ein ganzes Dorf und glaubte die Bewohner von allen Thorheiten curirt zu haben; als er sie aber nach ein paar Jahren wieder besuchte, erwischte er sie bei einem heidnischen Götzenfest, und einer der ehemaligen Kirchenvorsteher tanzte in einem dicken Anstrich von Safran und Copalfirniß.

Da fällt unser Blick auf so einen wenigstens leidlich behost abgebildeten Pintoindianer, der eben eine 3 Meter lange dicke Schlange an einen Baumstamm geknüpft hat und sie, das Tranchirmesser zwischen den Zähnen, nun in aller Gemüthsruhe abhäutet. Dazu erhalten wir eine nützliche Vorlesung über den bei uns weitverbreiteten Aberglauben, daß die Tropenbewohner alle Vegetarianer seien:

Die Pintos hätten im Interesse ihrer zeitlichen Wohlfahrt die landwirthschaftlichen Lectionen der Missionare nicht so schnell vergessen sollen. Die Missionsfelder sind jetzt mit Unkraut überwuchert und die Abzugsgräben mit Schlamm und Treibholz verschwemmt. Die Wigwame des obern Sumasinta-Flußthals ziehen hier und da ein paar Acker Maniocwurzeln oder Bananen; die Pintos im Delta aber halten sich fast ausschließlich an Fleischnahrung. Wir trafen ein paar junge Burschen, die im Palmsumpf eine fette Wasserschlange erlegt hatten — zu einem Sonntagsragout. Boafleisch ist ölig, in dünnen Scheiben halbdurchsichtig und hat eine Art Moschusgeruch, ist aber vielleicht nicht verdaulicher als unsere Schweinsbraten und Aalpasteten. Liebig demonstrirt mit meisterhafter Logik, daß sich die Hindus aller Fleischnahrung enthalten müssen, daß sie nur durch Pflanzenkost Krankheiten und physische Entartung vermeiden können; aber in

einem noch heißern Klima verschlingen die Senegambier und südamerikanischen Sumpfindianer alles, was ihnen von Fleisch in den Weg kommt, und, physisch wenigstens, ohne sichtlichen Nachtheil.

Ein enthusiastischer Verehrer der Waldes, predigt der Verfasser gern und oft über sein Lieblingsthema, daß die Welt durch das fortgesetzte Niederhauen der Wälder zur Wüste werden müsse; gewiß aber ist der Spender befruchtender Regen wesentlich der ewige Ocean, und Länder wie Persien sind nicht, wie der Verfasser meint, durch den Menschen ihres Wälderkleides beraubt worden, sondern ihrer geographischen Lage und Gebirgsumgürtung halber von jeher so waldlos gewesen wie der „far West" in Nordamerika. Doch wir verzeihen die kleine Grille dem guten Unterhalter und fühlen ihm das innige Naturgefühl nach, mit dem er uns manch schönes Stück der Neuen Welt und so am Schluß den Abschied vom Tropenlande, die Einschiffung an der innersten Bucht des Hondurasgolfs schildert:

Noch einen letzten Blick nach dem Binnenlande und den luftigen Höhen der Sierra de San-Tomas, wo eben die Sonne von Mexico die Wachtfeuer anzündet, die noch wie Gold glänzen werden, wenn die Nacht alle Thäler des Tieflandes deckt. In welchem andern Lande der Erde kann man ein solches Abendroth sehen oder solche Lichter und Schatten, wie sie hier aus einer Entfernung von 20 Stunden jede Felsenklippe zurückwirft — oder die dunkelgrünen Höhen der Küstengebirge, wo sich die Tannen so klar gegen den Himmel abzeichnen, daß man auf das Flüstern des Seewindes in ihren Zweigen lauschen möchte. Doch wir müssen uns trennen. „Adios á Mexico, Adios!" und als Antwort strahlt das Abendroth von den Bergen: die Sonne des Südens schickt uns ihren Abschiedsgruß.

Alfred Kirchhoff.

Gedichte.

1. Auf rother Erde. Gedichte von Ludwig Hinterding. Dortmund, Dreist. 1881. 12. 1 M. 25 Pf.

Ob ein gut Gedicht es war,
Das ist eben daran kenntlich,
Daran, daß es in sich wahr,
Tief und doch zugleich verständlich.
Schöne Form und schöne Wendung
Zieren freilich das Gedicht,
Doch das Zeichen der Vollendung
Liegt in Form und Wendung nicht.
Nur das Ganze wirkt gewaltig,
Wenn der Inhalt auch gestaltig (!).

In diesem „Spruche" gibt der Dichter des Büchleins „Auf rother Erde" sein ästhetisches Glaubensbekenntniß, gegen welches wir nichts einzuwenden haben. Leider vermissen wir aber in dem Büchlein die Bethätigung dieses Glaubensbekenntnisses; mit der Form findet sich der Verfasser noch leidlich ab, wenn er auch auf besondere Schönheit der Wendungen verzichtet, aber der Inhalt ist nichts weniger als „gestaltig", ob man nun unter diesem etwas absonderlichen Worte Reichthum an hohen originellen Gedanken oder plastische Anschaulichkeit verstehen will. Die Sammlung gehört in die große Kategorie des Mittelmäßigen, das sich in unsern Tagen so breit macht. Wir finden darin manches höchst Prosaische wie „Metamorphose", „Unbewußt", „Auch ein Weib"; Plattes wie „Stille Sehnsucht", zum Theil Unverständliches wie „Das schlafende Kind", und sehr viel „Heine", d. h. Nachahmungen des ungezogenen Lieblings der Musen („Du warst so jung", „Du böses Kind", „Die alte Frau", „Das jüngste Gericht").

Einige der Gedichte kann man als verhältnißmäßig gelungen bezeichnen, obwol sie auch nur wenig über das Niveau des Gewöhnlichen sich erheben; so: „Die Nacht", „Einst und jetzt", „Auf todtenstiller Heide", „Im Abendwind", „Wanderlied", „Auf dem Friedhof", „Im Walde". Vom Lenz ist bis zum Ueberdruß oft die Rede, selbst im Herbste entdeckt der Autor: „Auch nicht ein einz'ger Ton, der an den Lenz mich mahnt". Dem kölner Dom wird das tiefsinnige Epigramm gewidmet:

Ewig bleibst du, gewaltiger Dom, ein lebendiges Zeugniß,
Was zu vollbringen die Kunst Großes und Schönes vermag.

Auch stilistische Einzelheiten, unpassende Metaphern u. s. w. wären zu tadeln. So: „Der Strom fährt empor vom Wintertraum"; die Erde „reibt verschlafen sich das Angesicht"; „Das Lauten thut (!) Schön-Else"; „Höher wölbt sich das Mieder" (!). Wenn wir auch nicht so streng sind wie der Richter im „Jüngsten Gerichte", welcher zu dem Poeten sagt: „Ins Feuer mit dir ... für all deine schlechten Gedichte", so meinen wir doch, daß es gut gewesen wäre, wenn ein Theil der Gedichte vor dem Druck ins Feuer gewandert wäre.

2. Joseph II. Poetische Festgabe des deutsch-österreichischen Lesevereins der wiener Hochschulen. Wien, Konegen. 1880. Gr. 8. 2 M.

Den Herausgebern vorliegender Festschrift, zu deren Entstehung die Kaiser-Joseph-Feier Anlaß gab, ist es gelungen, eine stattliche Anzahl von Dichtern heranzuziehen. Im ganzen sind 44 Autoren vertreten, von welchen 30 Originalbeiträge beisteuerten. Außerdem wurden die auf Kaiser Joseph bezüglichen Gedichte von Denis, Herder, Klopstock, Grillparzer, Anastasius Grün u. a. aufgenommen. Was die Originalbeiträge betrifft, so darf man eben nicht außer Acht lassen, daß es sich um Gelegenheitsgedichte handelt, an welche den Maßstab strenger Kritik anzulegen nicht Gepflogenheit ist. Ein Theil der Gedichte behandelt Anekdoten aus dem Leben des großen Kaisers; der bei weitem größere feiert im allgemeinen den Charakter, insbesondere die Humanität Joseph's II. Als die besten möchten wir bezeichnen die Beiträge von Robert Byr, Cajetan Cerri, Adolf Fischhof, Klaus Groth („Dütsche Art"), Hieronymus Lorm und Johannes Nordmann.

3. Julian der Abtrünnige. Gesänge von Victor von Andrejanoff. Riga, Helms. 1881. 12. 1 M. 50 Pf.

Der Autor versucht in einer Reihe von Gesängen die Erscheinung Julian's des Apostaten, „der für die schönen Ideale ringt", poetisch zu verherrlichen. Die Gestalt Julian's ist allerdings sehr geeignet, den Mittelpunkt eines Epos zu bilden, welches den letzten Kampf zwischen der antiken und der christlichen Weltanschauung schildern müßte. Ein so hohes Ziel hat sich der Autor vorliegender Gesänge jedoch nicht gestellt, vielleicht in der richtigen Erkenntniß, daß seine dichterische Kraft nicht ausreicht, eine derartige Aufgabe zu bewältigen.

Der erste Gesang: „Liebe", schildert, wie Julian eine christliche Jungfrau, Clementia, aus Räuberhand errettet, um ihre Liebe wirbt, aber, obwol er Gegenliebe findet, von ihr abgewiesen wird, weil er nicht den „Heidenwahn abthun" will. Der zweite Gesang behandelt den Tod des Constantius und die Thronbesteigung Julian's; der dritte enthält drei Hymnen, welche Julian's Weltanschauung uns vorführen sollen. Im vierten Gesange erscheint wieder Clementia:

Noch einmal liebend dich zu warnen,
Eh' ganz die Sünden dich umgarnen.

Der letzte Gesang: „Die Perserschlacht", schildert Julian's Tod. Das Christenthum kommt ziemlich schlecht weg, einige besonders scharfe Stellen (in dem uns vorliegenden Exemplare handschriftlich eingetragen) hat die russische Censur gestrichen. Einzelne Stellen sind von poetischer Schönheit, voll Anschaulichkeit und Kraft; insbesondere die drei Hymnen verdienen Beachtung; aber daneben findet sich sehr viel Triviales und Prosaisches, auch stören Mängel der Form.

4. Der Sang vom Aerger. Von August Corrodi. Zürich, Trüb. 1881. 12. 1 M. 50 Pf.

„Beschleichet Aerger dich, soll dieses Buch entärgern dich!" steht auf dem Titelblatte. Der Autor will zeigen, wie das ganze Leben des Menschen von der Wiege bis zum Grabe eine Kette von Aergernissen ist, und er thut dies stellenweise mit Humor — er wird auch manchmal satirisch —, im ganzen aber hält er das auf dem Titelblatte gegebene Versprechen nicht. Das Gelungenste ist die erste Rhapsodie, welche die Geburt behandelt und manche Uebelstände geiselt. Der Sang ist in vierfüßigen Trochäen abgefaßt, welches Versmaß der Autor recht glücklich behandelt.

5. Rumänische Dichtungen. Deutsch von Carmen Sylva (Königin Elisabeth von Rumänien). Herausgegeben und mit weitern Beiträgen versehen von Mite Kremnitz. Leipzig, Friedrich. 1881. 12. 4 M.

Wenn das Buch bezweckte, dem deutschen Publikum Interesse für die rumänische Literatur einzuflößen, so dürfte dieser Zweck sicher erreicht werden. Allerdings trägt nicht wenig dazu der Umstand bei, daß die Uebertragung in einer Weise ausgeführt ist, welche von einer hohen poetischen Begabung zeugt. Wir müssen es uns hier versagen, näher auf die Stellung und Bedeutung der rumänischen Literatur und ihren derzeitigen Stand einzugehen; nur so viel sei erwähnt, daß — wie auch aus dieser Anthologie hervorgeht — deutscher Einfluß unverkennbar ist. Derselbe reicht aber nicht so weit, um den nationalen Charakter der rumänischen Kunstpoesie in den Hintergrund zu drängen; im Gegentheil tritt derselbe ziemlich stark hervor, wie auch tiefes patriotisches Gefühl aus den meisten Liedern spricht.

In dieser Sammlung sind sechs Dichter vertreten: Vasilie Alecsandri (mit 27 Gedichten), Eminescu (20), Negruzzi (5), Bolintineanu (3), Scherbanescu (2), Torceanu (1). Obwol Alecsandri in seiner Heimat als der bedeutendste Lyriker gilt, wird doch den Deutschen die Poesie Eminescu's mehr ansprechen; bei ersterm tritt der fremdartige nationale Charakterzug mehr hervor; letzterer wird vielfach von einer weltschmerzlichen Stimmung beeinflußt und eine pessimistische Weltanschauung spricht aus vielen Gedichten. Die von den vier andern mitgetheilten Proben gestatten kein endgültiges Urtheil über ihre Bedeutung; das Mitgetheilte zeugt freilich von schönem Talent. Einzelne Gedichte sind so reich an Schönheiten, daß jede Literatur stolz auf ihren Besitz sein dürfte.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Der vierzehnte Jahrgang der „Politischen Geschichte der Gegenwart" von Wilhelm Müller (Berlin, Springer) ist vor kurzem erschienen, und zwar ebenso umsichtig und praktisch ausgearbeitet wie die frühern Bände dieses werthvollen geschichtlichen Nachschlagebuchs. Wie recht und billig, sind die deutschen Angelegenheiten mit besonderer Sorgfalt und Ausführlichkeit behandelt worden. Wir finden namentlich die Verhandlungen des Deutschen Reichstags über das Militär- und Socialistengesetz, über die Milderung der kirchenpolitischen Gesetze übersichtlich aufgeführt; auch die Feier der Vollendung des kölner Doms ist als eine Feier der Vollendung deutscher Einheit zur Darstellung gebracht. Was Oesterreich-Ungarn anbetrifft, so ist vorzugsweise der gehässige Kampf geschildert, den dort Slawen und Magyaren gegen das Deutschthum eröffnet haben und dem das Ministerium Taaffe Vorschub leistet. Hieran schließt sich eine vortreffliche Uebersicht über die beachtenswerthesten Ereignisse während des Jahres 1880 in Frankreich, England (Cabinetswechsel), Rußland (nihilistische Bewegungen), Belgien (Culturkampf), nordamerikanische Union (Präsidentenwahl) u. s. w. Unter einer besondern Rubrik sind interessante und werthvolle Reminiscenzen und Enthüllungen zu der Geschichte früherer Jahre zusammengestellt. Bequem zum Nachschlagen sind endlich die kurze Chronik und das Personenverzeichniß.

— Unter dem Titel: „Die kleine Welt" (Berlin, Paetel) bietet Rudolf Lindau drei Erzählungen: „Die kleine Welt", „Ein verkehrtes Leben", „Der Seher", welche zwar nicht durch farbenreiche Behandlung fesseln, aber durch ungesuchte Originali-

tät der Erfindung, Schärfe der Charakteristik und achtungswerthe sittliche Tendenz fesseln. Es berührt uns wohlthuend, daß der Verfasser nicht durch gehäufte Reflexionen über alles Mögliche, durch überflüssige Schilderungen und übermäßige psychologische Detailmalerei uns langweilt und den Faden der Erzählung immer wieder unterbricht. Er versteht es im Gegentheil sehr gut, in knapper Form doch anschaulich zu malen, die Entwickelung der Handlung am rechten Orte zu retardiren oder zu beschleunigen. So gibt er schließlich etwas Eigenartiges, ohne pikant und aufregend werden zu wollen; jedes fabrikmäßige Schreiben verschmähend, zeichnet er sorgfältig abgerundete Bilder, welche der Phantasie des Lesers immer noch genug Spielraum lassen, und fesselt uns durch die ansprechende Schärfe der Charakteristik ebenso wie durch die Noblesse der Gesinnung.

— M. Paul, den Verfasser der „Neuen Sphinx" und des „Silvula logogriphorum", hat ein glücklicher Gedanke bei seiner jüngsten Veröffentlichung einer neuen Räthselsammlung unter dem Titel „Thüringer Räthsel und Charaden" (Weimar, Böhlau) geleitet. Das höchst elegant ausgestattete Büchlein wird den zahlreichen Besuchern des herrlichen Thüringer Waldes ein angenehmer Begleiter auf ihrer Tour sein und bei der Rückkehr ihnen zur Erinnerung an das Gesehene und Genossene dienen. Die sinnige Art seiner Räthsel ist bekannt, auch die hübsche metrische Form, in die er sie zu kleiden versteht. Diesmal hat er den Werth des Buchs noch dadurch erhöht, daß er den Lösungen eine Anzahl von historisch-topographischen, literarischen und biographischen Erläuterungen hinzugefügt hat, die, wie er im Vorworte sagt, „dem Gedächtnisse der Leser zu Hülfe kommen und die Bedeutung der zum Gegenstand der Aufgabe gewählten Persönlichkeiten oder Ortschaften noch anschaulicher hervorheben sollen".

Bibliographie.

Andree, R., Zur Volkskunde der Juden. Mit einer Karte über die Verbreitung der Juden in Mitteleuropa. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 5 M.

Arndts, Maria v., Il Pelio. Eine Malernovelle. Paderborn, Schöningh. 8. 1 M. 50 Pf.

Aus allen Zonen. Internationale Anthologie in Etui-Blättern. Leipzig, Lenz. 64. 75 Pf.

Bernhard, L., Ueber die Idyllenpoesie mit näherer Beziehung auf Theokrit und metrische Uebersetzung einiger Dichtungen desselben. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M.

Bing, J., Die Leibesübungen des Mittelalters. Gütersloh, Bertelsmann. 1880. 8. 2 M. 40 Pf.

Böhm-Bawerk, E. v., Rechte und Verhältnisse vom Standpunkte der volkswirthschaftlichen Güterlehre. Kritische Studie. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Bone, C., Anleitung zum Lesen, Ergänzen und Datiren römischer Inschriften mit besonderer Berücksichtigung der Kaiserzeit und der Rheinlande. Mit einer lithographirten Tafel. Teter, Lintz. 8. 1 M. 50 Pf.

Born, G. F., Caterina Cornaro. Cyperns schönste Königin, das unglückliche Opferlamm venetianischer Inquisition. Historisch-romantische Geschichte. 1stes bis 6tes Heft. Berlin, Grosse. Gr. 8. à 15 Pf.

Busch, W., Der Fuchs. Die Drachen. Zwei lustige Sachen. München, Bassermann. Gr. 8. 2 M.

Cherbuliez, V., Der Verlobte des Fräulein von Saint-Maur. Autorisirte Uebersetzung von G. Arndo. Berlin, Grosser. Gr. 8. 3 M.

Criminal-Bibliothek. Begründet von J. D. H. Temme. 1ster u. 2ter Bd. Mit Illustrationen. Leipzig, Bergmann. 8. à 75 Pf.

Dittrich, F., Regesten und Briefe des Cardinals Gasparo Contarini (1483—1542). Braunsberg, Huye. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Ebrard, A., Reise in die Sevennen im Jahre 1877. Mit 4 Landschaftsbildern. Gütersloh, Bertelsmann. 1880. 8. 1 M. 50 Pf.

Ephren, A., Vier Zeitfragen in neuer Behandlung. Breslau, Hepner. Lex.-8. 2 M.

Fetschle, H., Im Rock des Königs. Erinnerungen und Geschichten aus dem Soldatenleben. Hamburg, Nalte. 8. 2 M.

Frantz, C., Die sociale Steuerreform als die conditio sine qua non, wenn der socialen Revolution vorgebeugt werden soll. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 3 M.

Freitag, O., Der Sperlingskrug. Novelle. Berlin, Goldschmidt. 8. 50 Pf.

Gaebrler, A., Des Namens Ehre. Drama. Hamburg, Kriebel. 8. 1 M. 50 Pf.

Ganghofer, L., und H. Neuert, Der Prozeßhans'l. Volksschauspiel. Augsburg, Schmid. 8. 1 M.

Goebel, K., Ueber den Platonischen Parmenides. Gütersloh, Bertelsmann. 1880. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Grotefend, H., Christian Egenolff, der erste ständige Buchdrucker zu Frankfurt a. M. und seine Vorläufer. Gedenkblatt an die 350jährige Jubelfeier der Einführung der Buchdruckerei in Frankfurt. Mit 2 Tafeln. Frankfurt a. M., Völcker. Gr. 4. 2 M. 40 Pf.

Eine Groteske. Kassel. Hoch 4. 4 M.

Die Grundlehren der wahren Naturreligion nach Darwin und Haeckel. Moderne Dogmen für Kirche und Haus. Berlin, Staud. 8. 1 M.

Günthert, J. E. v., Barbablonta. Eine Rhapsodie. Dem deutschen Volk gewidmet zur Erinnerung an sein Heer von 1870. Stuttgart, Krabbe. 8. 4 M.

Hasenclever, Sophie, geb. v. Schadow, Rheinische Lieder. Berlin, Mittler u. Sohn. 16. 3 M.

Henk, L. v., Die Kriegführung zur See in ihren wichtigsten Epochen. Berlin, Janke. Gr. 8. 6 M.

Henzen, W., Bettina de Mont. Ein modernes Schauspiel. Berlin, F. Luckhardt. 8. 1 M. 50 Pf.

Hermann, E., Ein Drama aus dem Leben. Erzählung. Berlin, Goldschmidt. 8. 50 Pf.

Hermann, G., Die Tochter des Verdammten oder das Geheimniß des Eckenstehers. Roman, nach dem Französischen bearbeitet. 1ste bis 24ste Lfg. Berlin, Lichtordt. Gr. 8. à 10 Pf.

John, H. E., Ich denke Dein! Ein Buch Lyrik. Rostock, Meyer. 12. 2 M.

Jireček, Hermenegild, Geographische Dichter-Bilder. Gesammelt und herausgegeben. Wien, Hölzel. 8. 2 M. 40 Pf.

Kielland, A. L., Arbeiter. Roman. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von C. v. Sarauw. Berlin, Auerbach. 8. 3 M. 60 Pf.

Kindermann, E., Feldblumenstrauß. Humoristisch-plattdeutsche Gedichte, mit 6 Illustrationen. Lubeck, Schmersahl. 8. 2 M. 50 Pf.

Klee, G. L., König Rother. Ein deutsches Heldengedicht, nach der mittelalterlichen Ueberlieferung neu bearbeitet. Gütersloh, Bertelsmann. 1880. 16. 1 M. 50 Pf.

König, E. A., Verlassen! Roman. 3 Bde. Berlin, Goldschmidt. 8. 7 M. 50 Pf.

Lang, Helene, Vom Herzen zum Herzen. Gedichte. Berlin, Steinitz. 16. 1 M. 50 Pf.

Lehmann, E., Die Götterdämmerung in der nordischen Mythologie. Königsberg, Bon. Gr. 8. 80 Pf.

Die Lehrschwesternfrage. Eine Studie zur Tagesgeschichte. An der Hand einer Eingabe an die schweizerische Bundesversammlung. Basel, Schwabe. Gr. 8. 80 Pf.

Lenzen, Maria, geb. di Sebregondi, Vor einem halben Jahrhundert. Gesammelte Novellen. 4te Folge. Köln, Bachem. 8. 4 M.

— — Unter Sommerlaub und Winterschnee. Gesammelte Novellen. 5te Folge. Köln, Bachem. 8. 4 M.

Leoker, B., Irlands Leiden und Kämpfe. Mit Berücksichtigung der irischen Landfrage. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 2 M.

Lochnis, H., Die europäischen Kolonien. Beiträge zur Kritik der deutschen Kolonialprojekte. Bonn, Strauß. Gr. 8. 3 M.

Mochonek, J., Gedichte. Wien, Rosner. 12. 4 M.

Meyer, C., Geschichte des Landes Posen. Posen, Jolowicz. Gr. 8. 12 M.

Niborn, R., Sage und Sein. Vaterländisches Schauspiel. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Osenbrüggen, E., Wanderstudien aus der Schweiz. Fortgeführt von E. Buß. 6ter Bd. Basel, Schwabe. 8. 3 M. 20 Pf.

Pabst, C. R., Vorlesungen über G. E. Lessing's Nathan. Aus den hinterlassenen Papieren desselben herausgegeben von F. Edinger. Bern, Haller. Gr. 8. 4 M.

Palm, A., Briefe aus der Bretterwelt. Ernstes und Heiteres aus der Geschichte des Stuttgarter Hoftheaters. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 3 M.

Pfeil, L. Graf v., Kometische Strömungen auf der Erdoberfläche. 2te, mit 6 Zusätzen vermehrte Ausgabe. Mit 5 Karten. Berlin, Hempel. Gr. 8. 6 M.

Pökel, W., Philologisches Schriftsteller-Lexikon. 1ste Lfg. Leipzig, A. Krüger. Gr. 8. 1 M.

Polko, Elise, Blumen und Lieder. Eine musikalische Blumensprache. Erfurt, Bartholomäus. 16. 1 M.

Reinow, M., Idealisten. Roman. Berlin, Bahlen. 8. 6 M.

Rümelin, G., Reden und Aufsätze. Neue Folge. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 8 M.

Schneider, H., Ignoramus. Ein Blick auf die Statistik der Zukunft. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 60 Pf.

Schulthess, H., Europäischer Geschichtskalender. 21ster Jahrg. 1880. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 10 M.

Streckfuß, A., Eine dunkle Vergangenheit. 2 Bde. Berlin, Goldschmidt. 8. 1 M.

Vaihinger, H., Commentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft. Zum 100jährigen Jubiläum derselben bearbeitet. 1ster Bd. 1ste Hälfte. Stuttgart, Spemann. Lex.-8. 4 M. 50 Pf.

Vornbühler, T. v., Buchenheim. Ein Roman. Stuttgart, Krabbe. 8. 4 M.

Waitz, G., Ueber eine alte Genealogie der Welfen. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 80 Pf.

Weyermüller, F., Harfe und Schwert. Hinterlassene Gedichte. Gesammelt von seiner Tochter M. F. W. Gotha, Schloeßmann. 8. 4 M. 80 Pf.

Widmann, J. V., Rector Müslins italiänische Reise. Zürich, Schmidt. 8. 3 M.

Winterfeld, A. v., Lustige Geschichten. 1ster u. 2ter Bd. Leipzig, Eckstein. 8. à 1 M.

Wiskowatow, P. v., Geschichte der russischen Literatur in gedrängter Uebersicht. Ein Leitfaden, nebst bibliographischen Notizen mit besonderer Berücksichtigung der neueren Literatur. Dorpat, Karow. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Madagascar.

Geographie, Naturgeschichte, Ethnographie der Insel,
Sprache, Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner.

Von

James Sibree.

Mit einem Titelbilde und zwei Karten.

8. Geh. 8 M. Geb. 9 M. 50 Pf.

Die afrikanische Insel Madagascar, eine der größten Inseln der Erde, bietet sowol wegen des räthselhaften Ursprungs ihrer Bewohner als wegen des ganz ausnahmsweisen Charakters ihrer Thier- und Pflanzenwelt den Ethnologen und Naturkundigen ein besonders interessantes Forschungsgebiet. Durch vorliegende Schilderung dieses merkwürdigen Insellandes, welche die neuesten Ergebnisse der Forschung in gewandter, fesselnder Form zur Darstellung bringt, wird die wissenschaftliche wie die populäre Reiseliteratur um einen sehr willkommenen Beitrag bereichert.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Endymion.

Von

Earl of Beaconsfield.

(Benjamin D'Israeli.)

Aus dem Englischen von Professor Dr. C. Böttger.

Drei Theile. 8. Geh. 18 M. Geb. 21 M.

Nachdem der berühmte Staatsmann und Schriftsteller jetzt aus dem Leben geschieden ist, gewinnt das letzte Werk seiner Feder, der vor kurzem erst vollendete geistvolle Roman „Endymion“ noch besondern Werth; das ganze Wesen des Verfassers als Politiker wie als Novellist prägt sich darin mit so charakteristischer Entschiedenheit aus wie in keiner seiner frühern Schriften.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Christusbild der Apostel

und der nachapostolischen Zeit.

Aus den Quellen dargestellt von

Dr. **Daniel Schenkel.**

8. Geh. 7 M. 50 Pf. Geb. 9 M.

Als eine nothwendige Ergänzung und Weiterführung seines bekannten Werks „Das Charakterbild Jesu“ veröffentlicht der Verfasser die vorliegende Darstellung des Christusbildes, wie es sich während und nach der apostolischen Zeit allmählich verschieden ausgestaltete, bis die kirchliche Dogmenbildung es in feste Formen goß. Gleich allen frühern Werken Schenkel's zeichnet sich dieses neueste durch eine Klarheit der Schreibweise aus, welche seine Untersuchungen auch für das gebildete Laienpublikum verständlich und anziehend macht.

In demselben Verlage erschien:

Schenkel, Daniel. Die Grundlehren des Christenthums aus dem Bewußtsein des Glaubens im Zusammenhange dargestellt. 8. Geh. 9 M. Geb. 10 M. 50 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Streifzüge in den Urwäldern

von Mexico und Central-Amerika.

Von

Felix L. Oswald.

Mit 76 Abbildungen in Holzschnitt.

8. Geh. 7 M. 50 Pf. Geb. 9 M.

Der Verfasser, längere Zeit Director eines Militärhospitals in Veracruz, schildert in dem vorliegenden höchst interessanten und reich illustrirten Werke seine Erlebnisse in der Alpen- und Waldregion des südlichen Mexico, seine Streifereien durch die dichten Wälder, die noch nie von einer Axt berührt worden, seine Beobachtungen der wunderbaren Fauna und Flora dieser tropischen Hochlande, endlich seinen Verkehr mit den Eingeborenen und seine Besuche in den zerstreuten Farmen und Ansiedelungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring (**Wilibald Alexis**).

Fortgeführt von Dr. **A. Vollert.**

Neue Serie. Funfzehnter Band. 8. Geh. 5 Mark.

Inhalt des Bandes:

Die Geheimpolizei in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Vier Criminalprocesse zur Charakterisirung des Strafverfahrens, der Culturzustände, der Sitten und Gebräuche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Eine Tödtung aus Liebe. (Hessen.) 1878—79. — Der Raubmord auf dem Hohenbogen. (Baiern.) 1877. — Die Mordnacht in der Springolsmühle zu Vogelsberg. (Großherzogthum Sachsen.) — Proceß Fadda. (Mord. — Rom.) 1878—79. — Marguerite Jonjean. (Mord. — Petersburg.) 1878.

Sämmtliche Criminalfälle, die in dem vorliegenden neuen Bande dieses beliebten Werks mit gewohnter Sachkunde dargestellt sind, gehören der neuesten Zeit an, und jeder einzelne derselben bietet eigenthümlich fesselnde juristische wie psychologische Momente.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Magnetismus

mit seinen mystischen Verirrungen.

Culturhistorischer Beitrag zur Geschichte des deutschen Gaunerthums.

Von

F. Ch. Benedict Avé-Lallemant.

8. Geh. 4 M.

Eine quellenmäßige Geschichte des sogenannten thierischen Magnetismus oder Hypnotismus und der im Namen desselben verübten Täuschungen und Schwindeleien von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, dargestellt von dem Verfasser des berühmten Werks „Das deutsche Gaunerthum in seiner socialpolitischen, literarischen und linguistischen Ausbildung“ (4 Bde. Preis 30 M.).

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 32. 11. August 1881.

Metternich's Memoiren.

Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Herausgegeben von dem Sohne des Staatskanzlers, Fürsten Richard Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von Alfred von Klinkowström. Autorisirte deutsche Originalausgabe. Dritter und vierter Band. — A. u. d. T.: Friedens-Aera. 1816—1848. Erster und zweiter Band. Wien, Braumüller. 1881. Gr. 8. 24 M.

Der Kriegslärm war verklungen, auch die Arbeit des Wiener Congresses beendet; der gewaltigen Zeit der Napoleonischen Kämpfe folgte die Pygmäen-Aera der Reaction. Wenn aber die beiden ersten Bände der Memoiren die Riesengröße des Vorwurfs für sich hatten, so behandeln die beiden folgenden dafür eine Periode, die der Großkophta des Conservatismus absolut beherrschte und über die der Historiker außerdem jeden authentischen Beitrag an Material dankbar hinnehmen muß, da die Weltgeschichte nach einer Epoche voll lärmender Oeffentlichkeit sich nunmehr in der geheimnißvollen Stille der Cabinete und am grünen Tisch diplomatischer Conferenzen abspielte. Ganz besonders gilt das von den drei Lustren, welche diese beiden Bände umfassen und in denen das εὐφημεῖν χρή nach jeder Richtung hin die Losung bildete — von 1815 bis 1829, d. h. vom Schluß des Wiener Congresses bis zum Frieden von Adrianopel, oder bis an den Vorabend der Julirevolution, die denn doch wieder ein häßliches Loch in das System des Fürsten riß. Aeußerlich wie innerlich, zeitlich wie dem Causalnexus nach zerfallen auch diese drei Lustren in ebenso viele Abschnitte von ziemlich gleicher Länge.

Im ersten Lustrum hat er noch viel Mühe und Aerger, um der Contrerevolution nach den vorangegangenen Aufregungen zum Siege zu verhelfen. Hardenberg in Preußen, der Großherzog von Weimar und die süddeutschen Staaten, namentlich Würtemberg, widerstreben, bis ihn am 23. März 1819 Sand's Frevelthat zum obersten Gesetzgeber in Deutschland macht. „Wohin gar die Verrücktheit Kaiser Alexander's noch führen kann", sagte er einmal, „ist vollends schwer zu begreifen. In Italien wirbt er die Jakobiner und in Europa die Sekten an; heute, wo er das Protectorat der Bibelgesellschaften angenommen, haben die Menschenrechte den Bibellesern Platz gemacht." Aber Kotzebue's Ermordung, die Revolutionen auf der Pyrenäischen und Apenninischen Halbinsel stimmten auch den Zaren um: was der Aachener Congreß 1818 begonnen, das vollendete 1820 der Troppauer Congreß, und 1822 von dem Congreß zu Verona konnte Metternich gar schon nach Hause schreiben: „Meine Beziehungen zum Kaiser von Rußland sind die intimsten, was sie eben für die Ruhe der Welt sein müssen; er glaubt an mich gerade wie mein Kaiser es thut, und die Geschäfte gewinnen dabei, was sie bei keiner andern Combination gewinnen könnten." Also: von 1815—20 Ringen Metternich's um seine Führerschaft als Sarastro der deutschen und europäischen Reaction; von 1820—25 die Gewalt des Kanzlers im Zenith, nachdem Alexander auch Kapodistria hat in Ungnade fallen und sich bewegen lassen, sogar die griechische Insurrection als eine Rebellion preiszugeben. Da jubelt Metternich, noch ehe er nach Verona geht, laut auf „über den vollständigen Sieg, den vielleicht je ein Cabinet über ein anderes davongetragen" ... „wir sind heute von einer schwer zu berechnenden Stärke". Auch Kaiser Franz meint: „Der Sieg, den Sie hier davongetragen, ist vielleicht der schwerste und schönste Ihres Ministeriums, wofür ich Ihnen nicht genug danken kann." Und nochmals triumphirt der Kanzler: „Solange die Politik in einer erleuchteten Form geführt wird, hat sich wol niemals ein Cabinet so schwer compromittirt als das russische. Das große Werk Peter's des Großen und aller seiner Nachfolger hat das heutige russische Cabinet mit Einem Schlage vernichtet. Alles ist hier auf einer neuen Basis, und das, was Rußland an moralischer

Kraft verliert, gewinnt die Pforte. Wir haben ihr Dienste geleistet, die sie nie uns genug lohnen kann, und unser wie der englische Einfluß werden sich erhalten." Aber dieser Glanz endete mit dem Tode Alexander's im December 1825, mit Nikolaus' Thronbesteigung und mit dessen Befehdung der Türkei. Trübselig mußte Metternich gestehen, daß die große conservative Allianz „sich doch eigentlich nur bis zum Verscheiden Alexander's als wirklich bestehende Thatsache behauptet" habe, und 1829 gelegentlich des Friedensschlusses von Adrianopel das melancholische Bekenntniß hinzufügen: „Die Complication im Orient wurde durch die natürlichen Fortschritte der russischen Macht und die ungeheuern Misgriffe der mit ihr verbundenen Höfe herbeigeführt. Rußland aber würde sich nie so leicht in ein schwer zu begrenzendes Unternehmen eingelassen haben, wenn es mehr Rücksicht auf Oesterreich nehmen zu müssen geglaubt hätte." Welch eine Threnodie zu dem Päan von 1822!

So bildet denn das Lustrum von 1825—29 für Metternich's Herrlichkeit schon die erste Stufe des Niedergangs. Ungefähr dem entsprechend sind denn auch diese beiden Bände in drei Bücher eingetheilt, das vierte bis sechste des ganzen Werks; Buch 4 umfaßt „Die Regelung der innern Organisation des Reichs"; Buch 5 „Das Lustrum der Congresse"; Buch 6 „Die orientalischen Wirren".

Schon in seinem Vortrage vom 27. October 1817 an den Kaiser Franz über die Organisation der Centralverwaltung findet Metternich in der Wahrung des föderativen Charakters, den der Monarchie ihre Zusammensetzung aufdrückt, das beste Mittel, Oesterreich vor allen constitutionellen Experimenten zu bewahren. Den eigentlichen Kern seiner Anschauung trifft der Satz: „Der fehlgeschlagene Versuch und besonders der ganze Rücktritt aus demselben des Kaisers Joseph erschwert die Sache dergestalt, daß ich nach Pflicht und Gewissen ein vollkommenes, durch einen Gewaltstreich auszuführendes Fusionssystem der einzelnen Bestandtheile der Monarchie als eine leere und um so gewagtere Hypothese betrachte, als ein ähnliches Unternehmen nothwendig die Idee einer Centralrepräsentation der Nation (so widersinnig dieselbe an und für sich unter den gegebenen Verhältnissen auch immer sein möchte) zur Sprache bringen würde." Ganz wie funfzig und sechzig Jahre später Belcredi, Hohenwart und Taaffe, betrachtete also auch Metternich den Reichthum Oesterreichs an „interessanten Nationalitäten" als die beste Abwehr alles liberalen oder gar parlamentarischen Unwesens. Im wesentlichen in Uebereinstimmung mit den Vorschlägen des Kanzlers wurde denn auch ein Ministerium des Innern ins Leben gerufen, dem vier Hofkanzleien für die Länder der böhmischen Krone, für Lombardo-Venetien, für Galizien und für Oesterreich-Illyrien unterstanden, um ohne jede constitutionelle Zuthat die nothwendige Centralisation und Decentralisation miteinander zu vereinen. Ungarn und dessen Nebenländer ließ Metternich vorläufig ganz aus dem Spiel, weil dort „mit Zeit und Gelegenheit, mit kalter Uebersicht und unbefangener Ruhe dem großen Werk einer möglichen Civilisation des Landes — denn hiervon könne vorläufig erst die Rede sein — mit der gemessensten Folge vorgearbeitet werden müsse". Diese Nothwendigkeit klar zu erkennen, sei Metternich keineswegs dadurch behindert, daß er sich 1811 gegen die Beseitigung der ungarischen Verfassung im Wege eines Gewaltstreichs ausgesprochen, die damals den Sturz der Monarchie hätte bewirken müssen, oder doch jede Kraftäußerung derselben im Jahre 1813 unmöglich gemacht haben würde. Allein auch in der Beschränkung auf die Erblande ist doch der Metternich von 1817 immer noch ein anderer als jener der Congreß-Aera. Mit der Creirung eines Ministeriums des Innern sind seine Reservegedanken keineswegs abgeschlossen: er will auch die Provinzialstände reorganisiren und aus diesen Körperschaften eine Centralrepräsentanz Oesterreichs, einen Reichsrath schaffen. In einem Aufsatz aus weit späterer, aus der Ferdinandeischen Zeit — das genaue Datum war nicht zu ermitteln — sagte der Fürst hierüber:

> In den Theilen bestanden ständische Repräsentationen, im Centrum mußte sonach auch eine geschaffen werden. Damals (1817) war, ungeachtet der von einer solchen Aufgabe unzertrennlichen Schwierigkeiten, die Sache im Vergleich mit der heutigen Lage der Dinge eine leichter zu begrenzende. Ich trug sonach neben einer Revision der ständischen Verhältnisse auf die Bildung eines Reichsraths an, welcher im Centrum, aus vom Kaiser zu ernennenden Beisitzern bestehend, durch Abgeordnete der ständischen Körper zu vervollständigen sei. Der Competenz dieses neu zu schaffenden Centralpunktes sollte die Prüfung des Budgets und jener Gesetze unterliegen, welche auf das Allgemeine passen. Kaiser Franz sah die Wichtigkeit der Sache ein, verschob aber deren Prüfung von Jahr zu Jahr, als er nach seiner Genesung von der schweren Krankheit, die er im Jahre 1827 bestanden hatte, nun seinen festen Entschluß eröffnete, meinen Antrag in Ueberlegung nehmen zu lassen. Am Ende des Jahres 1834 erklärte mir der Kaiser, daß er sich Vorwürfe mache, meinem Antrage keine Folge gegeben zu haben; daß aber vor Ende des Jahres 1835 der Ausspruch gefällt sein müsse; zwei Monate später war er nicht mehr.

Der Herausgeber erklärt, der betreffende Vortrag sei unauffindbar gewesen, was nach einer achtzehnjährigen dilatorischen Behandlung nicht zu verwundern sei. So cavalièrement ist die Sache aber doch nicht abzuthun; denn es bleibt immer die Frage unbeantwortet, wie es denn zugegangen, daß das famose Actenstück auch nicht seine Auferstehung in jenen dreizehn Jahren gefeiert, in denen nach Franz' I. Tode Metternich zusammen mit dem Erzherzog Ludwig und dem Grafen Kolowrat statt des Kaisers Ferdinand regierte? Die Frage ist keine müßige, da Metternich schon ein Jahr später vom Aachener Congreß aus am 14. November 1818 an den preußischen Minister Fürsten Wittgenstein ein vertrauliches Schreiben richtete, in dem es unter anderm wörtlich hieß:

> Nach meiner innigsten Ueberzeugung sollte der König nie weiter gehen als bis zur Errichtung von Provinzialständen in einer sehr genau zu erwägenden und zu bestimmenden Form. Wenn sich in meiner beiliegenden Ausarbeitung die Idee einer

aus den ständischen Körpern gezogenen Centraldeputation entwickelt findet, so ist dies geschehen, weil sich eine ähnliche Idee bereits in der königlichen Proclamation, die zur Kenntniß des Publikums gelangt ist, ausgesprochen findet (es ist das kalischer Manifest gemeint), und weil diese Modalität noch die einzige und letztmögliche ist. Außer ihr ist alles die reine Revolution. Führt diese beschränktere Idee nicht auch zur Revolution? Diese Frage erwäge der König tief, bevor er sie entscheidet.

Und nun gar erst acht Monate später, als im März 1819 die Ermordung Kotzebue's dazwischengekommen war! Am 29. Juli 1819 sagte Metternich zu Friedrich Wilhelm III. in Teplitz:

Die ganze Sache beschränkt sich auf Einen Satz. Sind Ew. Majestät entschlossen, keine Volksvertretung in Ihrem Staate einzuführen, der sich weniger als irgendein anderer dazu eignet, so ist die Möglichkeit der Hülfe vorhanden; außer derselben besteht keine andere. Sie können Ihr Versprechen im Sinne derselben lösen: hätten Sie sogar das Gegentheil versprochen, so paßt die heutige Stunde nicht mehr zu der verflossenen.

Kaiser Franz aber sagte noch viel knapper zu Metternich's Bericht über diese seine Audienz bei Friedrich Wilhelm III.:

Das Beste wäre, daß jene Staaten, die noch keine ständischen Verfassungen haben, mit Ertheilung derselben zögern und gegenwärtig nichts davon reden sollen, um die ohnehin schwierigen Menschen nicht wieder in Bewegung zu setzen, da sie schwerlich mit einer ständischen Verfassung, wie sie in Ihrem Vortrage gemeint ist, zufrieden sein werden; die Theilnahme an der Gesetzgebung einzuräumen, finde ich bedenklich; ebenso die in Preußen angetragene Versammlung von Abgeordneten der verschiedenen Provinzialstände.

Mag danach der Leser selbst ermessen, wie sehr dem Kanzler die Errichtung einer Centralrepräsentation am Herzen gelegen haben mag oder wieweit die Erledigung der Sache gefördert worden wäre, wenn Kaiser Franz wirklich noch zehn Monate länger „bis Ende des Jahres 1835" gelebt hätte.

Wie ungemein groß übrigens selbst bei dem bedeutendsten der constitutionellen süddeutschen Staaten die Bereitwilligkeit war, in das Lied einzustimmen, das ihnen von Wien her vorgesungen ward, zeigt der Bericht Gentz' über eine Mission, mit der er nach München geschickt war, um der dortigen Regierung den Standpunkt auseinanderzusetzen, welchen Metternich der Revolution Neapels gegenüber einnehme. Gentz schreibt dem Fürsten aus Salzburg vom 1. August 1820, König Max habe die österreichische Declaration „mit unverhohlenem Bravo aufgenommen" und weiter geäußert: „Die Standhaftigkeit Sr. Majestät des Kaisers, seine Gleichförmigkeit in guten und bösen Tagen sei ihm längst bekannt; und wie der Kaiser über solche Skandale, wie die Revolution in Neapel denke, das könne er (der König) sich leicht vorstellen — wir müßten alle Gott danken, daß wir einen solchen Vormann wie den Kaiser noch in Deutschland hätten." Er (der König) sei aber so wenig ein Freund von Constitutionen als der Kaiser; und wenn der ... Wiener Congreß von 1815 ihm nicht sein ganzes Spiel verdorben hätte, so würde er sich gewiß nie auch nur so weit eingelassen haben. Indessen sei er gottlob mit einem blauen Auge davongekommen, und nun solle ihn auch der T..... keinen Schritt weiter führen. Der König that dann „unter anderm an Gentz die sonderbare Frage, ob er nicht glaube, daß der Kronprinz von Neapel unmittelbaren Antheil an der Verschwörung gehabt habe"? Gentz versicherte, nicht das Mindeste davon gehört zu haben, worauf der König sehr bedeutsam erwiderte: „Ich glaube es ganz sicher, und das schon darum, weil mein Herr Sohn (der spätere König Ludwig), der, wie Sie wissen, auch die liberalen Grundsätze liebt, mir gar zu viel Gutes von ihm gesagt hat." Der Minister Graf Rechberg erklärte später „mit Thränen im Auge" dem Abgesandten Metternich's:

Ich fange damit an, mich selbst zu executiren; funfzehn Jahre habe ich, von alten Vorurtheilen besessen, Oesterreich als Feind gegenübergestanden; ich klage mich an, aber ich entschuldige mich auch — meine Ansicht war der Reflex von der, welche allgemein in meinem Vaterlande herrschte.... Es ist eins der unsterblichen Verdienste des Fürsten Metternich, daß er nicht nur Baiern, sondern Deutschland überhaupt den wahren Charakter der österreichischen Politik zuerst verständlich gemacht hat. Jetzt noch in Oesterreich etwas anderes als eine wohlthätige und schützende Macht erblicken, hieße gegen alle Vernunft und gegen unser klarstes Interesse kämpfen. Nur mit Oesterreich kann Baiern hinfort stehen oder fallen. Wir, wenigstens alles, was rechtlich unter uns denkt, wir erkennen das mit lebendigem Gefühl; wir wünschen es mit hundert Stimmen auszusprechen zu können. Inwiefern andere deutsche Höfe diese Gefühle mit uns theilen, kann ich nicht bestimmen; aber die Erkenntniß theilen sie alle; und selbst Würtemberg kann sich nicht verbergen, daß es ohne Oesterreich nicht lange bestehen würde.

Diese Hingebung der bairischen Regierung an den wiener Hof war um so charakteristischer, als erst vier Jahre zuvor der Münchener Tractat über die definitive Abtretung des Innviertels an Oesterreich nicht ohne diplomatische Drohungen, ja selbst nicht ohne einiges Säbelgerassel zu Stande gekommen war. Dessenungeachtet entsprach selbst im Jahre 1866 noch die Haltung Baierns und Süddeutschlands überhaupt durchaus der hier gegebenen Directive. Der Ausgang der Gentz'schen Mission nach München aber war für Metternich um so erfreulicher, als er während der ganzen Dauer der wiener Ministerialconferenzen — vom October 1819 bis zum Mai 1820 — nicht ohne Sorge gelebt, wie er den Widerstand der bairischen und würtembergischen Stände bewältigen werde.

„Die Redactionen werden der Ratification der Höfe vorbehalten bleiben müssen", schrieb der Kanzler noch Ende Januar 1820; „möglich, ja wahrscheinlich, daß bei der Gelegenheit Baiern und Würtemberg noch werden Seitensprünge machen wollen; aber es wird ihnen nichts übrigbleiben, als beizutreten." Er tröstete deshalb auch den Grafen Rechberg:

Ich habe Sorge getragen, die Interpretation des Art. 13 (über die Verleihung landständischer Verfassungen) zu beschleunigen; denn ich habe die Nothwendigkeit erkannt, bei euch wie in Würtemberg die einzige Opposition zu beseitigen, die auf einer scheinbar gerechten Grundlage hätte fußen können. Euere Verfassung ist ohne Zweifel die wenigst schlechte unter denen,

die Süddeutschland verliehen sind; während meiner Meinung nach die würtembergische nicht marschiren kann. So schlimm steht es bei euch nicht: wenn ihr die euere behaltet, ist es kein positives Unglück, und ihr könnt noch viel daran in die Richte bringen, wenn ihr ein kräftiges Reglement (réglement vigoureux) macht. Ich habe dabei ganz besonders eine der schwersten Verwickelungen im Auge, welche die modernen Constitutionsformen darbieten: die Oeffentlichkeit der Sitzungen und die stenographischen Protokolle. Ich behaupte, kein monarchischer Staat, der weniger als zehn bis zwölf Millionen Seelen zählt, kann dabei bestehen. In den eng begrenzten Staaten sitzen die Leute zu nahe beisammen; die Beleidigungen sind zu stechend und werden durch keine andern Einflüsse verwischt, weil die Ziele des Ehrgeizes gar zu kleinlich sind. Ich gestehe, soweit es sich um den Ehrgeiz handelt, würde ich es bei weitem vorziehen, die Rolle des liberalen Deputirten Liebenstein, als die des Ministers Berstett in Karlsruhe zu spielen.

Der famose Artikel 13 der Bundesacte wurde denn auch durch Artikel 57 der Wiener Schlußacte von 1820 dahin erklärt, daß der Bund aus „souveränen Fürsten" bestehen und demgemäß „die gesammte Staatsgewalt in dem Oberhaupte des Staats vereinigt bleiben" müsse. Artikel 59 fügte dann noch hinzu: „Die Geschäftsordnung habe dafür zu sorgen, daß die gesetzlichen Grenzen der freien Aeußerung weder bei den landständischen Verhandlungen selbst, noch bei deren Bekanntmachung durch den Druck auf eine die Ruhe des einzelnen Bundesstaats oder des gesammten Deutschlands gefährdende Weise überschritten werden." Der Bundesbeschluß vom April 1836 verschärfte diese Mundsperre gar noch dahin, daß „Nachrichten und Berichte über Verhandlungen deutscher Ständeversammlungen nur aus öffentlichen Blättern und aus den zur Oeffentlichkeit bestimmten Acten des betreffenden Bundesstaats in die Zeitungen und periodischen Schriften der andern Bundesstaaten aufgenommen werden dürften". Mit Baiern ging denn auch alles ganz glatt von statten: „Lassen Sie einige Narren schreien und genießen Sie Ihres Triumphs in Frieden", schrieb Metternich an den Grafen Rechberg. Anders war es mit Würtemberg. „Der stuttgarter Hof", berichtete Metternich am 31. März 1820 dem Kaiser Franz, „will die wiener Berathungen nicht zu einem festen, abgeschlossenen Werk gedeihen lassen, sondern dieselben als bloße Vorarbeiten zur Vervollständigung auf dem Bundestage ansehen." Neben dem souveränen Selbstbewußtsein, das den König den beiden deutschen Großmächten gegenüber beseelte, war hierbei auch eine gute Dosis Komödiantenthums im Spiel. Denn, wie Metternich weiter berichtet, hatte schon auf den Karlsbader Conferenzen (August 1819) der würtembergische Bevollmächtigte beinahe alle seine Anträge mit dem Beisatz geendet, „daß sie jedoch von den übrigen Bundesgliedern gefaßt und seinem königlichen Herrn imponirt werden müßten". Zu dem Zweck habe auch der würtembergische Gesandte in Wien, Graf Mandelslohe, von militärischen Demonstrationen, von Zusammenziehung österreichischer Truppen in Tirol und preußischer am Niederrhein gesprochen. So habe der König sich im verflossenen September benommen, als der Bundestag die Karlsbader Beschlüsse über Einführung der Censur, Einsetzung der mainzer Untersuchungscommission, Ueberwachung der Universitäten bestätigte; so bei dem Besuch seines Schwagers, des Zaren, in Warschau; so seit seiner Rückkehr nach Stuttgart: „Es steht außer allem Zweifel, daß der König von Würtemberg planmäßig handelt; er hat einen Versuch gemacht, der ihm aber nicht gelingen soll — hierzu genügt die Festigkeit Ew. kaiserlichen Majestät und der vortreffliche Geist, der die sämmtlichen übrigen Regierungen und deren Abgeordnete beseelt." An seinen Vertrauten, Neumann, bei der kaiserlichen Gesandtschaft in London, schreibt daher auch der Kanzler triumphirend: man werde endlich begreifen, daß „der Bund eine Einheit (unie) und der Bundestag nicht seine Herrin (souveraine) sei; daß gewisse Verschiedenheiten zwischen dem monarchischen Deutschen Bunde und der republikanischen schweizer Eidgenossenschaft bestehen; daß der Canton Basel keine Aehnlichkeit mit Baiern oder Preußen darbietet, und daß sogar die Rolle des dirigirenden Landammanns nicht diejenige des Kaisers von Oesterreich ist". Dem würtembergischen Minister Winzingerode zeigte der Kanzler am 21. März kurz und bündig an, daß „sich keiner der Bevollmächtigten zu einer nochmaligen Berathung über dieses Werk auf dem Bundestage herbeilassen werde" — und schloß ein zweites Schreiben von gleichem Datum an denselben mit der pathetischen Mahnung:

Sie sagen mir, ich solle gefälligst nicht vergessen, daß Sie bei sich zu Lande eine Verfassung und verantwortliche Minister haben. Ich sehe in dem Hinweise auf die Constitution und Ministerverantwortlichkeit nichts, was auf die vorliegende Frage Bezug hätte. Die Verfassungen befinden sich im Rahmen des Bundes, nicht außerhalb desselben, nicht darüber. Die Verantwortlichkeit der Minister kümmert den Bund nicht. Sie sind verantwortlich für die Verwendung Ihrer Staatsgelder und für die Acte Ihrer Verwaltung. Wenn Sie zugeben, daß der Bund unter dieser Verantwortlichkeit in seinem Lebensprincip leiden kann, so müssen Sie wenigstens eben diesem Bunde das Recht einräumen, die Minister zu ernennen. Fragen Sie doch bei Ihren sogenannten Volksfreunden an, ob sie mein Axiom nicht gerecht finden: sie werden bereit sein, Ihnen im bejahenden Sinne zu antworten. Aber was wird aus der Souveränetät Ihres Königs werden, wenn sie sich auflöst (va se foudre) in dem Deutschland der Jahn und Arndt?

Diese Predigt wirkte ... für diesmal; am 14. Mai 1820 langte die Zustimmung Würtembergs zur wiener Schlußacte an, die nunmehr am 8. Juni durch den frankfurter Bundestag zum Gesetz für Deutschland erhoben werden konnte. Gleich am 14. Mai berichtete Metternich aus Wien dem in Prag weilenden Kaiser:

Mit dem hier zu Ende gediehenen Werke ist das Größte geschehen, was heute geschehen konnte. Zur Stunde sehe ich bereits die Folgen, welche die Correctheit unsers Ganges täglich mehr entwickeln wird. Die sämmtlichen Minister bereiten sich zur Abreise; und es ist nicht Einer, der heute nicht von mir wirkliche Instructionen über den künftigen, von seinem Hofe einzuhaltenden Gang sowol in administrativer als politischer Hinsicht verlangte. Ein Wort, von Oesterreich gesprochen, wird in ganz Deutschland unverbrüchliches Gesetz sein. Nun erst werden die karlsbader Maßregeln (die der Bundestag am 20. September

1819 zum Gesetz erhoben) in ihr wahres Leben treten und alle diejenigen, welche zur Ruhe in Deutschland erforderlich sind, sich ganz natürlich anschließen.

Am 17. Mai erwidert Kaiser Franz aus Prag: „Dient zur angenehmen Wissenschaft und erwarte ich Sie mit wahrem Vergnügen.“ Als dann nun noch infolge des Troppauer und Laibacher Congresses Ende 1820 und Anfang 1821 die Niederwerfung der Revolutionen in Neapel und Piemont fast spielend gelang, konnte Metternich im Spätherbst 1821 von seiner Reise in Nord- und Westdeutschland schreiben:

Ich genieße die Langeweile wie die Monarchen in Anbetracht der Höfe, die mich feiern, und die eines Wahrsagers, weil jedermann mich um Rath fragt. Seitdem ich so glücklich war, die Carbonari vertilgen zu lassen, glaubt man, ich brauchte nur zu erscheinen, um alles umzubringen, was dem einen oder dem andern im Wege ist. Jegliche Regierung ist heutzutage krank, und alles aus eigener Schuld: seit meinen deutschen Conferenzen sehen Sie mich als den obersten Gesetzgeber Deutschlands an und seit 1821 als den Vertilger der Revolutionäre; jeder bittet mich, ihm die seinigen umzubringen, oder ihm wenigstens mein Recept mitzutheilen.

Walter Rogge.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Italienische Renaissance.

Wie der gläubige Orientale nach Mekka blickt, wo seine Vergangenheit ruht und seine Zukunft erstehen soll, so sieht der moderne Bildungsmensch nach Italien und seinen zwei Jahrhunderten der Renaissance. In diesem goldenen Zeitalter findet er alle Elemente seines geistigen Lebens und Bedürfens: die naive Hingabe an ideale Vorstellungen und die unerbittliche Kälte des Forschers, die Begeisterung für die antike Welt und das Verständniß für die moderne, reale, auf andern Grundlagen sich erhebende. In der Beobachtung des Kampfes dieser entgegengesetzten Strömungen, im Verfolg ihrer theilweisen Ausgleichung und Versöhnung wird sich das Kind unsers Jahrhunderts erst recht seiner eigenen Ziele bewußt und in die richtige Mitte zwischen der unfruchtbaren bedingungslosen Anbetung des Alterthums und dem zerfressenden Materialismus der Gegenwart geschoben. Man kann daher getrost behaupten, daß das Studium keiner Geschichtsepoche für die Bildung des Charakters so hohen praktischen Werth besitze wie das der italienischen Renaissance. Es ist also nicht zu verwundern, wenn sich von Jahr zu Jahr die Adepten mehren, und der Pfad, welchen für Deutschland Rumohr, dann J. Burckhardt und G. Voigt angebahnt, heute bereits zur breiten Heerstraße geworden ist, auf welcher zahlreiche Gelehrte und Halbgelehrte ihre Hippogryphen tummeln. Die Schreibseligkeit auf diesem Gebiete braucht uns keine Angst einzuflößen. Das Werthlose wird schon am Tage seines Erscheinens in den wohlverdienten Ruhestand treten, das Gehaltvolle den Platz behaupten und als treibender Keim weiter wirken. Der Kritik erwächst nur die Pflicht, solche Bestrebungen nachdrücklichst zu unterstützen.

Das Jahr 1879 brachte uns zwei sehr dankenswerthe Beiträge zur Kenntniß der Renaissance Italiens. Der eine ist Hubert Janitschek's Büchlein: „Die Gesellschaft der Renaissance in Italien und die Kunst“, zweifellos die inhaltreichste und bedeutendste Leistung seit Burckhardt's großem Werke; der zweite hat einen berühmten Literarhistoriker zum Autor. Von dem Buche des letztern wollen wir heute sprechen.

1. Italienische Studien. Zur Geschichte der Renaissance. Von Hermann Hettner. Mit 7 Tafeln in Holzschnitt. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1879. 8. 9 M.

„Wie die Literaturgeschichte, so ist auch die Kunstgeschichte wesentlich Geschichte der Ideen und ihrer künstlerischen Formen“, meint der Verfasser, und führt uns in einer Anzahl äußerlich nicht zusammenhängender Abhandlungen Meister und Werke italienischen Ursprungs vor, in welchen die Zeitideen am deutlichsten und schärfsten hervortreten.

„Zur Streitfrage über Niccolo Pisano“ heißt der erste Aufsatz. Nachdem Hettner die Hinfälligkeit von Crowe's und Cavalcaselle's Ansicht über die Herkunft Niccolo's und seines Stils aus Süditalien nachgewiesen, wobei er sich auf Dobbert's treffende Ausführungen über denselben Gegenstand („Niccolo Pisano und sein Stil, 1873“) stützt, hebt er die Einwirkungen der auf altem etruskischen Boden gewiß noch zahlreich erhaltenen etruskischen Sculpturen auf den Meister hervor und führt aus, wie diese localen Einflüsse sich schon in den Werken einiger Vorgänger Pisano's bemerkbar machen. In dankenswerther Weise hat der Verfasser die Beweisführung, in der sonst kein neues Moment auftaucht, durch einen kurzen Excurs bereichert, welcher die typische Ausgestaltung der Kanzel in Anlage und Decoration und deren Verschiedenheit in Toscana einerseits, in Unteritalien andererseits schildert.

Die zweite Studie: „Der Ursprung der Renaissance“, beschäftigt sich am Anfange naturgemäß mit Petrarca und Boccaccio und deren Verdiensten. In der Parallele, welche der Autor hier zwischen den beiden großen Italienern und den Stürmern und Drängern des 18. Jahrhunderts zieht, weiß derselbe in der That manche verwandte Merkmale und Motive aufzudecken; doch scheint er uns diese Parallele etwas zu consequent durchzuführen. Hettner spricht mit Begeisterung von Boccaccio's „Filostrato“ und seinen übrigen Dichtungen und hebt mit Recht hervor, daß die epischen Arbeiten dieses Dichters einen ausgesprochenen lyrischen Zug haben. Der alte Chronist, dem die nackte Begebenheit alles gilt, ist also todt, und Boccaccio in

gewissem Sinne auch hierin der Ahnherr der modernen Erzählung, die alles Stoffliche subjectiv verarbeitet und dasselbe mit Tropfen vom eigenen Herzblut versetzt. Die „Fiammetta“ nennt Hettner ganz und gar ein Kind modernster Empfindsamkeit, deren Ursprung wir meist in Sterne und Rousseau und Goethe suchen! Die beiden letzten Kapitel dieses Abschnitts: „Die Monumentalität der Kunst“ und „Der Kampf um Formensprache und Technik“ ergänzen das vorhergehende, indem sie das langsame Losringen auch der bildenden Künste von der mittelalterlichen Tradition vorführen. Daß mit der Erweiterung des künstlerischen Stoffgebiets auch die Darstellungsmittel wachsen, die Technik sich vervollkommnen muß, ist nur eine natürliche Folge.

Auf ein sehr interessantes Gebiet begibt sich Hettner in den nachfolgenden Studien, welche den Gesammttitel „Die Dominicaner in der Kunstgeschichte des 14. und 15. Jahrhunderts“ tragen. Der Verfasser geht hier von der Anschauung aus, daß die Kunst der Dominicaner, aus deren Orden so viele Maler hervorgegangen, ihrem Gedankeninhalte und Geiste nach eine specifische Ordenskunst sei und als solche sich von dem Gesammtbilde der christlichen Kunst abhebe. Nicht die naiv-poetischen Aeußerungen der Legende, sondern die Lehrsätze der Kirche werden in den Dominicanerwerken verklärt und dargestellt; in ihnen zeigt sich eine dogmatische Tendenz und als deren Träger der Gründer dieses Ordens, der heilige Thomas von Aquino und dessen Philosophie. Diese Eigenart weist das Buch nun an den Altarbildern Traini's und Orcagna's, an dem Freskencyklus der spanischen Kapelle in St.-Maria Novella zu Florenz, selbst an Fiesole, der doch ganz erfüllt war von poesievoller Innerlichkeit und keineswegs nüchterne Programmmalerei getrieben hatte, und schließlich an den Fresken des Campo Santo zu Pisa nach. Mit den letztern, oder vielmehr mit einem davon, dem berühmten „Triumph des Todes“, beschäftigt sich diese Studie am eingehendsten. Die vielfach ventilirte Frage nach dem Autor dieses Fresco wird nur flüchtig gestreift und blos der Deutung der großen Composition alle Aufmerksamkeit zugewendet. Da ist nun vor allem zu erwähnen, daß Hettner in der Auslegung der großen, an Musik und Gespräch sich ergötzenden Gruppe von Männern und Frauen in einem blühenden Garten (auf der rechten Seite des Bildes) insofern von der jetzt allgemein angenommenen Ansicht abweicht, als er darin nicht eine Darstellung der genießenden Weltlust erblickt, sondern die Darstellung der Ueberwindung aller bösen Anfechtungen, des friedlichen Lebens in Gott und des ruhseligen Erwartens der letzten Stunde. Diese Deutung ist nicht nur für das eine Bild, sondern für eine Reihe von Dominicanerbildern von Wichtigkeit, und was der Verfasser zur Bekräftigung seiner Ansicht vorbringt, ist im allgemeinen überzeugend und beweiskräftig. Nur ein Einwurf taucht auf: wenn die Gruppe wirklich das vorstellt, was Hettner in ihr sucht, wie kommt es, daß in einer Composition von so geschlossenem Inhalt, von so knapper Folgerichtigkeit ein und derselbe Gedanke zweimal durchgeführt ist? Denn das beschauliche, gottgefällige Leben, die vita contemplativa im Gegensatz zur vita activa, wird eben durch die Mönche auf dem Berge (linke Seite des Bildes) in einer Weise repräsentirt, die diesen Zweck viel klarer und anschaulicher ausspricht, als die besprochene Gruppe gegenüber. Eine Unterscheidung ließe sich da schwerlich heraustüfteln, es sei denn, daß der geistliche und der weltliche Stand diese Zweitheilung bedingten, was mir jedoch nicht einleuchten will.

Da auch Savonarola Dominicaner war, so widmet ihm der Verfasser einige wenige Schlußseiten, die jedoch den Charakter dieses geschichtlichen Helden nicht erschöpfen. Allerdings beabsichtigte Hettner das nicht, sondern er wollte blos den Kunstgeist des Mönchs beleuchten und ausführen, daß dieser keineswegs der Vandale und Bilderstürmer gewesen, als welcher er im Gedächtniß der Nachwelt lebt. Der Autor hat hiermit nur eine Beurtheilung unterstützt, welche sich in jüngster Zeit immer mehr festsetzt. Janitschek hat in seinem schon erwähnten Büchlein diese veränderte Anschauung nachdrücklichst betont und in wenigen Worten die Motive und Ziele des großen Kämpfers treffend charakterisirt, und Gustave Gruyer hat dieser neuesten „Rettung“ gar einen eigenen Band gewidmet („Les illustrations des écrits de Jérôme Savonarola“, Paris 1879), in welchem er alle Predigten und Reden Girolamo's analysirt und das Resultat als unzweifelhaft hinstellt. Hettner leitet jedoch den starren Fanatismus dieses Charakters vornehmlich aus dessen Dominicanerthum ab, worin er uns zu weit zu gehen scheint. Die Kutte war hier sicherlich etwas Zufälliges, und nicht aus dem Rahmen einer bestimmten Ordensdisciplin, sondern aus den Strebungen und Gegensätzen dieser bewegten Zeit allein kann sein Verhalten erklärt werden.

In dem nachfolgenden Abschnitt: „Religiöse Wandlungen der Hochrenaissance“, gipfelt das interessante Werk. Keine Institution war durch das Erwachen der neuen Zeit so bedroht wie das päpstliche Christenthum. Die Phasen der Revolution, welche die antike Philosophie und die Kenntniß antiken Lebens in den Geistern hervorrief, werden knapp und klar vor dem Auge des Lesers entrollt, ebenso die Anstrengungen, welche später im Vatican gemacht wurden, um die Menschheit an die Krippe des dogmatischen Katholicismus wieder zurückzuführen. Manch geistvolles und treffendes Wort fällt in diesen Auseinandersetzungen, die wenig Unbekanntes bringen, und die man dennoch mit außerordentlichem Vergnügen liest. Von hohem Interesse ist die Darlegung, wie das lateranische Concil (1512—17) nicht nur für die politische und Kirchengeschichte, sondern auch für die Kunstgeschichte der entscheidende Wendepunkt gewesen, und wie von da an die reactionären Tendenzen in allen Emanationen der Kunst und Wissenschaft durchschlagen. Speciell in den Werken Rafael's und Michel Angelo's markire dieses Ereigniß den Umschwung deutlich.

Während in den vor dem Concil entstandenen Deckengemälden der Sixtina noch der hochfliegende, vom Platonismus durchtränkte Geist freier Renaissancebildung dem Künstler den Pinsel führte, waltet in dem um drei Jahrzehnte spätern Jüngsten Gericht bereits der Hauch inquisitorischer Unduldsamkeit und kirchlichen Eifers. Die Zahl der Verdammten überwiegt hier weitaus die Zahl der Begnadigten und durch das ganze Werk leuchtet nirgends ein Strahl der Versöhnung. Bei Rafael macht sich diese Sinnesänderung noch plötzlicher geltend. Im Jahre 1512 prangen bereits seine Fresken in der Stanza della Segnatura: die Schule von Athen, die Disputa, der Parnaß u. s. w. Hier hat noch das Griechenthum den Stoff umgebildet und die Darstellung beeinflußt. Aber schon in den während der Concilszeit ausgeführten Fresken der übrigen Stanzen herrscht der Geist exclusiver Kirchlichkeit, und dasselbe gilt von den Tafelbildern des Meisters. Während bisher seine Madonnen auf Erden athmeten und lebten und idyllische Andachtsbilder waren, sieht Rafael von nun an die Gottesmutter nur noch in verzückten Visionen als unnahbare Himmelskönigin, wie in der Madonna von Foligno und der Sixtinischen Madonna. Die naive Gottergebenheit der frühern Tage erhebt sich hier zur exstatischen Anschauung der Göttlichkeit. Der Raum verbietet leider, mehr aus dieser glänzenden Beweisführung, die durchweg Stich hält, wiederzugeben. Nur eins sei noch erwähnt. Hettner glaubt auch in den Schöpfungen anderer, zum Vatican in nicht so nahen Beziehungen stehender Künstler dieselbe unerwartete Vertiefung des religiösen Gefühls zu bemerken und beruft sich dabei auf die Gemälde Correggio's und Tizian's. Hierin sieht der Verfasser entschieden mehr als er sollte; besonders bei Tizian müssen wir Protest erheben. Es ist wahr, zu derselben Zeit, als Rafael anfing Visionsbilder zu malen, schuf auch Tizian sein erstes dieser Art, die Himmelfahrt Mariä. Aber war er darum wirklich frömmer geworden wie Rafael? Nein, die Himmelfahrt entstand einfach, weil sie bestellt war, und nicht als Ausfluß des religiösen Enthusiasmus. Tizian war zeitlebens der nüchterne Patricier geblieben, der gerade Frömmigkeit genug besaß, um sich mit seinem Gewissen abzufinden und Aufträge zu Heiligenbildern zu erhalten. Wie wenig ihn die Wandlungen im Schose der Kirche berührten, beweist die Liebe, mit der er in derselben Periode — im Gegensatz zu Rafael — mythologische Sujets ausführte, und der Nachdruck, den er darin dem weltlich-erotischen Element lieh. Ist ja Bacchus und Ariadne fast gleichzeitig mit der Himmelfahrt, und verlassen ja noch ein halbes Jahrhundert später Werke wie Diana und Actäon, die Entlarvung der Kallisto, die Unterweisung Cupido's und die zauberisch schöne Venus von Pardo des Louvre das Atelier des hochbetagten Tizian.

Auf die Dauer konnte sich freilich niemand dem Zuge der Zeit widersetzen. Die Gegenreformation trat ihr barbarisches Regiment an und löschte alle Leuchten, die der Humanismus angezündet hatte. Hettner widmet dieser Epoche das fesselnde Schlußkapitel des Buchs: „Die Spätrenaissance.“ Die Hochrenaissance, die doch so reich war an großen künstlerischen Impulsen, hatte kein eigentliches Drama, weil das Wesen aller dramatischen Handlung, welche auf der Voraussetzung der Unumstößlichkeit der sittlichen Weltordnung beruht, dieser Zeit fehlte. „Tragödie ist nur möglich in Völkern und Zeitaltern, welche Gewissen haben. Deshalb hatten die Römer keine Tragödie. Und deshalb hatte auch das Zeitalter Cesare Borgia's und Macchiavelli's keine Tragödie.“ Diese Begründung ist tiefer und wahrer als jene Burckhardt's, der mit einigen nichtssagenden Beschönigungen über diesen Mangel hinwegeilt. Die sittliche Verderbtheit des Rinascimento hat auch nach Hettner dessen eigenen Niedergang herbeigeführt. In der wiederbelebten Antike war den Menschen der Quell zur geistigen Befreiung erschlossen worden; die großen Geister des Griechenthums hatten ihnen die Mittel an die Hand gegeben, sich ganz loszuringen von der dogmatisch-hierarchischen Weltanschauung des Mittelalters. Aber man scheute vor dem Denken zurück; man verkroch sich feig vor der Unerbittlichkeit der Logik; man zog die letzten Consequenzen nicht und zwängte statt dessen die Gedankenwelt Plato's in das Prokrustesbett der kirchlichen Ueberlieferung; man suchte zu vermitteln und belog damit sich und andere. Wie jede Halbheit, rächte sich auch diese furchtbar. Die ganze herrliche Cultur der zwei vergangenen Jahrhunderte brach zusammen, und auf deren Trümmern thronte triumphirend der Papismus und dessen lichtscheue Emissare. Auf der Nation lagerte dumpfer Bigotismus; in der Architektur erstanden die nüchternen Vitruviane, in Plastik und Malerei herrschten die Manieristen; in der Literatur endlich, in der wissenschaftlichen sowol als der poetischen, mußte Italien seine Führerrolle an den Norden abgeben, wo bald das alles überstrahlende Gestirn Shakspeare's sich erheben soll. Nur einen großen Dichter hat Italien in jenen Tagen noch gezeitigt: Torquato Tasso. Aber in dem tragischen Schicksal Tasso's drückt sich das tragische Schicksal seines Vaterlandes, in der Zersetzung seines Wesens die Zersetzung des italienischen Geisteslebens ergreifend aus. In seinem Schaffen der Jünger Boccaccio's und Ariost's, in seinem Denken der Zögling der Jesuitenschule von Neapel, geräth er in furchtbaren Zwiespalt mit sich selbst und verfällt schließlich in unheilbaren religiösen Wahnsinn.

Dies in ganz allgemeinen Umrissen der Inhalt des jüngsten Buchs Hettner's. Der Verfasser meint, daß es, „obgleich in der Form einzelner Abhandlungen auftretend, doch ein abgeschlossenes Ganzes“ bilde. Diese Abgeschlossenheit liegt jedoch mehr im chronologischen Zusammenschluß der einzelnen Abtheilungen als in der Erschöpfung des Stoffs. Wir können unser Bedauern nicht unterdrücken, daß der Verfasser uns kein ausgeführtes Bild jener Zeit gegeben, sondern nur Crayonskizzen zu einigen Hauptpartien desselben. Ein Gelehrter und Schriftsteller vom Range Hettner's, scheint uns, wenn er das Material beisammen hat, ein solches Werk gewissermaßen schuldig zu

sein; denn welchen zeitgenössischen Culturhistoriker könnten wir mit höhern Erwartungen zur Hand nehmen! Damit sei keineswegs gesagt, diese Erwartungen wären diesmal getäuscht worden. Im Gegentheil! Alle Vorzüge, die wir an den Büchern Hettner's kennen, finden wir auch hier vereinigt: die Pracht und Ruhe der Darstellung, die Reinheit und den Glanz der Sprache, den vornehmen, klaren Aufbau und den umfassenden, geschmackvollen Geist, der mit jedem Wort anregt, mit jeder Zeile fesselt und mit jedem Satz fördert. Um so mehr wäre es eben zu wünschen, daß der Verfasser einmal diese seltenen Gaben im Dienste einer systematischen Darstellung der italienischen Renaissance nütze.

2. Die Cultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch von Jakob Burckhardt. Dritte Auflage, besorgt von Ludwig Geiger. Zwei Bände. Leipzig, Seemann. Gr. 8. 9 M.

Dieses berühmte Werk liegt bereits in der dritten Auflage vor. Wir kommen spät mit deren Anzeige, aber wir sind jeder Entschuldigung enthoben, denn das Buch bedarf wahrlich keiner Empfehlung mehr. Seine Vorzüge sind allgemein bekannt. Weniger bekannt dürfte der Anlaß seines Entstehens und seine Leidensgeschichte sein. Burckhardt faßte noch als junger Gelehrter den Plan, die ganze Kunst der italienischen Renaissance in umfassendster Weise darzustellen und dieser Arbeit eine Einleitung vorauszuschicken, in der die culturgeschichtlichen Bedingungen, aus denen die Kunst des Quatro- und Cinquecento zu solcher Herrlichkeit erblühte, geschildert werden sollten. Diese „Einleitung" ist nun unser Buch. Das erklärt auch, daß die bildenden Künste in demselben gar keine Berücksichtigung fanden; die Behandlung derselben hätte eben als Hauptaufgabe erst folgen sollen. Daß dies unterblieben, verschuldet der schweizerische Verleger, bei dem die erste Auflage erschien. Dieser hatte das — überdies auf schlechtem Papier fehlerhaft gedruckte — Werk in der That so gut „verlegt", daß es in keinem Buchladen zu finden war und das deutsche Publikum mehr als ein Jahrzehnt keine Ahnung von dem reichen Geschenk, das ihm der baseler Professor gemacht hatte, besaß. Der Verfasser, dem das Bewußtsein nicht fehlte, ein hochbedeutsames Werk geschaffen zu haben, wurde durch dieses Resultat so entmuthigt, daß er jeden Gedanken an eine Fortsetzung aufgab. Dem frühverstorbenen dresdener Kunsthistoriker von Zahn verdanken wir die Entdeckung des verschollenen Buchs, das ihm ein Zufall in die Hände gespielt hatte. Später hat Burckhardt allerdings die theilweise Ausführung seines Plans wieder aufgenommen und in seiner „Geschichte der italienischen Renaissance" ein unübertreffliches Entwickelungsbild der Architektur dieser Epoche gegeben; außerdem veröffentlichte er das Material zu seinem Werke, eine Frucht vieler Reisen auf der classischen Halbinsel, in dem dreibändigen „Cicerone", der wol keinem gebildeten Italienfahrer fremd ist.

Was die neue von Ludwig Geiger besorgte Auflage betrifft, so wurde bis auf einige vom Herausgeber in der Vorrede angezeigte Einschaltungen an dem Text fast gar nichts verändert. Nur in den jedem Abschnitt folgenden Noten wurden die neuern Ergebnisse der Forschung eingehend berücksichtigt und auf frisch erschlossene Quellen hingewiesen. Doch diese wichtige Zuthat berührt nur den Fachgelehrten. Das große Publikum wird diesen alten werthen Bekannten, wol in handlicherer Form, doch sonst ganz unverändert vorfinden.

Siegmund Feldmann.

Romane und Novellen.

Wir eröffnen die Rundschau über die auf unserm Büchertisch des kritischen Urtheils harrenden Novitäten mit der Besprechung eines Romans, der sowol nach Quantität (derselbe umfaßt drei stattliche Bände) als nach Qualität diesen Vorzug verdient, um so mehr als der Name der Verfasserin sich seit langem die Achtung der Kritik wie die volle Theilnahme der gebildeten Leserwelt erworben; wir beziehen uns hier auf:

1. Zünftig. Roman von Ludovika Hesekiel. Drei Bände. Berlin, Janke. 1881. 8. 10 M.

Die Verfasserin offenbart sich in vorliegendem Roman als die „märkische" Dichterin par excellence; bietet sie uns doch ein hochinteressantes Cultur- und Zeitbild der altbrandenburgischen Geschichte von mehr als gewöhnlicher Bedeutung. Kurfürst Johann Georg I. (1571—98), der sparsame und treusorgende Vater seines Volks, sieht sich in den Kampf der Religionsparteien hineingerissen; Reformirte, Lutheraner und Katholiken bekämpfen sich in heißen Fehden, während das Junkerthum der Bürgerschaft feindselig gegenübersteht, die ihrerseits die Unzünftigen (die Bader, Barbiere, Zöllner, Pfeifer u. s. w.) nicht nur als rechtlos, sondern auch als ehrlos betrachtet und demgemäß blutig verfolgt. Der geheimnißvolle „Bund der Brüder von der Kelle", aus reinen und unreinen Elementen gemischt, treibt sein Wesen in der alten kurfürstlichen Residenz zu Kölln-Berlin, draußen im Havellande, auf öder Heide und auf den stolzen Adelssitzen. Die hervorragendsten Führer in diesem Streit sind der Müllerssohn Matthias Dobbrun (eine reichbegabte faustische Natur, die an ihrem Uebermaß zu Grunde geht) und der hochgebildete Dr. Edelmann (eigentlich Junker von Priort), der sich und alle, die mit ihm verbunden sind (darunter an erster Stelle der Kurfürst selbst), zum wahren Glück zu führen vermag. Seiner Mäßigung verdankt er seinen Einfluß auf den Landesherrn wie auf dessen Umgebung, verdankt er die Wieder-

einsetzung in die Güter und Würden seiner Ahnen; er erlebt es, wie die geschmähten Stände zünftig werden, wie Gelehrte und Junker einander versöhnlich die Hand reichen, wie Katholiken, Reformirte und Lutheraner beieinander wohnen, ohne daß das Dogma die Uebung des wahren Christenthums hindert; nur der antisemitische Zug der Zeit ist nicht zu bannen, bis spätere Geschlechter auch hier die Spreu von dem Weizen sondern lernten. Durch „Kampf zum Sieg", durch „Stille sein und Hoffen" sind die Helden und Heldinnen des vorliegenden Romans zu jenem Menschenglück gelangt, das in der Duldsamkeit gegen Andersgläubige, in der Liebe zu den Unterdrückten, in der Treue gegen die höchste Pflicht seinen Ausdruck findet. Leider müssen wir uns hier auf diese unvollkommene Wiedergabe der fesselnden Handlung und der treffend gezeichneten Charaktere beschränken. In Bezug auf die letztern erinnern wir hier nur, abgesehen von den obengenannten Hauptpersonen, an die Junker von Bornim und von Falkenrehde, ebenso an die beiden Edelfräulein Flavia und Liebwart, an die Familie Dobbrun in der Vogelmühle, an den Meister Reinicke und dessen Tochter Sabina, den treuen Narren Karwendel, den Ritter Frank von Glinden, der eine Ader vom Falstaff hat, und dessen Tochter, die muntere „Häsin", die alte Brigitte in der verrufenen Schenke zum Blauen Rade, die Familie des Henkers, die im Wahnsinn endende unglückliche Erdmuthe u. s. w.

Um den Verdiensten der Verfasserin nach allen Seiten gerecht zu werden, fügen wir noch die Bemerkung hinzu, daß auch die Schilderung einzelner hervorragender Momente der Handlung, der Situationen wie der Scenerie, volles Lob verdient, sei es in Bezug auf Lieblichkeit und Poesie, in Empfindung und Naturmalerei (wir machen hier besonders auf das stimmungsvolle Bild der Begegnung und Verlobung Ludolf's und Flavia's auf der Heide, auf die Beschreibung eines Sonntagabends in Falkenrehde aufmerksam), sei es hinsichtlich der düstern Charakteristik von Land und Leuten, von Schicksal und Gewalt. Ergreifend ist z. B. das Kapitel „Unter Todten"; ferner „Der Kampf auf der Heide"; charakteristisch und voll der interessantesten Detailmalerei, die Schilderung von Flavia's Abschied von ihrem Heim und der Uebertragung ihres Lehns an ihren Vetter in dem Kapitel „Im Sonnenlicht", das zugleich die Versöhnung aller Conflicte enthält. Das hier Gesagte wird genügen, den Roman „Zünftig" als ein nicht zu übersehendes Product der modernen Romanliteratur zu kennzeichnen, dem selbst die stellenweise Breite in Stil und Darstellung, ein Zuviel des Guten, als in der Natur des behandelten Stoffs begründet, nicht zum Vorwurf gemacht werden soll.

Weniger umfangreich, aber ebenfalls von größerm Werth als die gewöhnliche Waare auf dem Büchermarkt, sind zwei Bände „Erzählungen", die eine gesunde und schöne Begabung, besonders für die Wiedergabe des Volksthümlichen verrathen, nämlich:

2. Erzählungen von Karoline Deutsch. Zwei Bände. Hamburg, O. Meißner. 1880. 8. 6 M.

Von den in zwei Bänden zusammengefaßten drei Erzählungen haben uns die beiden „Ilonka" und „Die Tochter des Hirten" als charakteristische Volksgeschichten am meisten angesprochen; in beiden ist ein Dorf in Ungarn der Schauplatz; Land und Leute, hier Fischer und Bauern, werden wahr und fesselnd geschildert. Wir haben es mit echten Dorfgeschichten zu thun, die uns Sitten und Gebräuche, den Charakter der Menschen schildern, wie sie wirklich sind, derb, fest, trotzig, wild, aber treu und hingebend, entschlossen, nie von Sentimentalität und Ziererei angekränkelt. So ist Juran in den ersten der drei Geschichten: „Ilonka", ein Edelmann im Bauernkleid; schwerfällig im Denken und Reden, besitzt er ein Herz treu wie Gold; der Kraft seiner stattlichen Gestalt ist die seines Gemüths angemessen. Ihm ebenbürtig ist seine Braut Ilonka, so wenig ihr anfänglicher Wankelmuth, ihr Leichtsinn und ihre Eitelkeit jene Wandlung zum heroischen und sittlichen Charakter, als welcher sie aus Leiden und Trübsal hervorgeht, vermuthen lassen, während ihre Nebenbuhlerin, die wilde Marie, als Verbrecherin enden muß, da sie nicht gelernt hat, ihre Leidenschaften zu zügeln. Allen Hauptpersonen der in ihrer schlichten Gewalt oft tief ergreifenden Erzählung, ebenso den hervorragenden Charakteren der dritten Geschichte: „Die Tochter des Hirten", die in ihrer Weise ebenso wirkungsvoll ist wie die erstgenannte dieser Dorfnovellen, sind eigenartige, echt nationale Züge aufgeprägt; den Schilderungen ist ein anziehendes locales Colorit eigen und wir machen den Leser z. B. auf die hübsche Beschreibung des Tanzes in der Schenke, der Gebräuche bei Verspruch (Verlobung) und Hochzeit, sowie der Besuche und Gesänge der jungen Burschen vor dem Hause einer gefeierten Dorfschönen aufmerksam.

Zwischen diese volksthümlichen kernhaften Naturmenschen, die uns die erste und dritte Erzählung vorführt, tritt auch das moderne Culturelement, insofern als die zweite der hier besprochenen Erzählungen: „Besiegt", ein ganz modernes, deutsches und nur dem Stadtleben eigenes Thema behandelt. Es ist das der Frauenemancipation, einer Frage, die, so gestellt und so gelöst wie in besagter Novelle, nicht nur ihren Schrecken für den Helden derselben, den tüchtigen und edeln Dr. Feßler, sondern auch für den Kritiker verliert, der diese mit einem stark humoristischen Anfluge geschilderte Liebesgeschichte zwischen dem Doctor und der Schriftstellerin nach ihrem wahren Werthe beurtheilen soll. Die Tendenz, daß Weiblichkeit und Talent, Frauenwürde und Erwerbsfähigkeit sich in edel angelegten Naturen wohl vereinigen lassen, ist gut durchgeführt und die Charakteristik der Hauptpersonen der einfachen Handlung zutreffend; doch haben uns die beiden oben angeführten Erzählungen „Ilonka" und „Die Tochter des Hirten" mehr angesprochen. Das Talent der Verfasserin scheint diese mehr auf die Zeichnung tiefinnerlicher, naiver Naturen hinzuweisen, als auf die Porträtirung moderner

Gestalten, ein Umstand, der in unsern Augen weit mehr als Vorzug wie als Mangel anzusehen ist. Eigenthümlich ist, daß in allen drei Geschichten eine Feuersbrunst die Verhältnisse erst in das rechte Licht setzt; am wirkungsvollsten wol in „Ilonka", wo wir die packende Schilderung allerdings nicht missen möchten.

Auch die dritte der uns heute gebotenen Lesefrüchte ist als gerathen zu bezeichnen; die Verfasserin derselben hat bereits in d. Bl. Anerkennung gefunden; wir meinen:

3. Feuerproben. Novellen von Marie Giese. Leipzig, Schulze u. Comp. 1881. 8. 3 M. 50 Pf.

Zwei interessante Novellen: „Ohm Franz" und „Nur keine Witwe", bilden den Inhalt dieses Buchs; die erstgenannte ist, als Dichtung betrachtet, die gelungenere. Ein einfacher Schiffer auf Rügen, Franz Voge, wird durch seine Liebe zu der Tochter seiner Braut, die ihn verlassen und seinen Bruder geheirathet hat, in die grausamsten Seelenkämpfe gestürzt, und lange dauert es, bis der wetterharte, edle Mann, in dessen Gemüth beim Anblick des geliebten Mädchens die ganze Gewalt einer elementaren Leidenschaft geweckt wird, sich zur freiwilligen Entsagung und Verbannung verdammt; als er überwunden zu haben meint, verwandelt sich die stille Neigung Frida's zu dem Ohm in die selbstbewußte Liebe des Weibes: sie folgt ihm in die Ferne und wird sein Weib. So sühnt der Tochter Hingebung den Verrath der Mutter und der ehrliche Seemann, der so heldenhaft mit einer späten, aber starken Liebe gerungen, wird glücklich. Als besonders fesselnd heben wir in der einfachen und doch interessanten Novelle das Gespräch hervor, welches Frida mit ihrer Großmutter im Dunkel der Nacht hält und in welchem die Schuld ihrer Aeltern entdeckt wird; ferner den Spaziergang Voge's mit Frida nach Hochhilgor; den Sturm und die Rettung Erik's durch Voge.

In einer andern Sphäre spielend, aber ebenfalls nicht ohne Reiz ist die zweite Novelle: „Nur keine Witwe", obwol nur in den Hauptcharakteren, Karl Raimar, Katharina, Justizrath Sanden, das Edelmenschliche repräsentirend, während die übrigen Helden der infolge einer frivolen Wette stark verwickelten, aber zuletzt geschickt gelösten Handlung, besonders der Lebemann Landau und der alberne Geck Florian, höchstens unsern Spott herausfordern. Wie in den Erzählungen von Karoline Deutsch findet sich auch in den Novellen von Marie Giese ein ausgesprochener Zug zum Volksthümlichen, eine schätzenswerthe epische Gestaltungskraft.

Ebenfalls ein erfreuliches Talent, das Anerkennung bei Kritik und Publikum gefunden, bekunden die Novellen, die unter dem Titel veröffentlicht sind:

4. Lang', lang' ist's her. Novellen von Villamaria. Berlin, Paetel. 1880. 8. 5 M.

Mit poetischen, lebenswahren und, wo der Gegenstand dies fordert, kräftigen Zügen entwirft die Verfasserin in den fünf vorliegenden Novellen anziehende Bilder aus dem Leben verschiedener Gesellschaftsklassen, doch sind nicht alle der gebotenen Gaben von gleichem Werth und Interesse. So halten wir die als „Dorfgeschichte" bezeichnete Novelle vom „Pathen Hinkefort" für die in Anlage und Durchführung gelungenste; auch hier sühnt die Liebe der Tochter, was die Untreue der Mutter verbrach und es fehlt diesem Meisterstück schlichter Erzählungskunst nicht an feinen Details. Rührend in ihrer Wirkung ist die erste Geschichte: „Nur ein Kind", in welcher Marietta, das Kind, durch ihre Liebe zu einem gefeierten, aber dem Tanhäuser ähnlichen ruhelosen Maler zum wünschenden und hoffenden Weib wird, ohne jedoch anders als im Tode den bräutlichen Kuß zu empfangen. Von großer Aehnlichkeit, wenn auch glücklicher im Ausgang mit der vorgenannten Novelle, ist auch die vierte Geschichte des betreffenden Buchs: „Vagabundenblut", während die dritte Geschichte einen übermüthigen Pensionsstreich verherrlicht, bei welchem der Ring der seligen Muhme eine wichtige Rolle spielt, sodaß die Bezeichnung „Humoreske" ganz angebracht zu sein scheint. Einen verschwommenen und auch in der Form, die etwas Hastiges und Unvermitteltes hat, nicht ganz befriedigenden Charakter trägt die letzte Novelle „Im Abendsonnenschein", in welcher der Conflict zwischen der Freiheit der Liebe und dem strengen Klosterzwang drei Paare in arge Verwirrung stürzt, sich aber an zwei geopferten Herzen genügen läßt und zuletzt in Versöhnung ausklingt. Auf dem Bücherbret des Boudoirs werden die Novellen von Villamaria eine willkommene Gabe sein.

Einen Schritt weiter auf dem Gebiete des Ewig-Weiblichen führen uns ferner:

5. Stimmungsbilder. Novellen und Skizzen von Elise Polko. Breslau, Schottländer. 1881. 12. 3 M. 75 Pf.

Die besonders in der Frauenwelt geschätzte Verfasserin gibt in dem vorliegenden Buche zwei größere Novellen, von denen die erste: „Schön Rothtraut", ein modernes Salongemälde mit feinen Streiflichtern das high life genannt werden darf, während die zweite: „Die kleine Marina", eine Künstlergeschichte ist, in welcher der Conflict zwischen Liebe und Kunst tragisch für zwei edle Herzen (Marina, genannt la joie, und den Fürsten Iwan) endet. Die übrigen Skizzen, die Frau Polko ihren Leserinnen bietet, sind theils Erinnerungen an verehrungswürdige Todte aus der Gelehrten-, Musik- und Finanzwelt, sowie an den begabten, aber frühverstorbenen Dichter Georg Freiherrn von Dyherrn, theils musikalische und theatralische Reminiscenzen aus vergangenen Tagen; hierher gehören die Kapitel: „Zahnschmerzen", eine Episode aus Talma's Jugendzeit, „Wie Erinnerungen wach werden" (Mozart und Marie Antoinette auf dem Opernball zu Paris) oder „Aus blauen Tagen", eine Verherrlichung Chopin's, jenes musikalischen Genies, dessen Epitheta vor allem doux et harmonieux sind. Wie über allem, was Frau Polko schreibt, weht auch über den hier angeführten „Stimmungs-

bildern" jener poetische Duft, der dieser Schriftstellerin besonders eigen ist; Liebhaber ihres Genres werden sich gern in die Betrachtung dieser Bilder auf zartem Grunde vertiefen.

Da wir so von der Poesie zur Musik gelangt sind, möge hier gleich die Erwähnung einer literarischen Gabe folgen, die es ebenfalls mit musikalischen Charakteren zu thun hat, aber in ihrer Darstellung einen ungleich kräftigern Ton anschlägt; kommt derselbe doch nicht aus Frauenmund, sondern aus dem eines munter scherzenden und sachverständig belehrenden angesehenen Musikschriftstellers, der hier noch das Verdienst hat, die Reihe der Autorinnen, mit denen wir heute meist zu thun haben, zu unterbrechen. Wir beziehen uns auf:

6. Frau Musica. Vier Erzählungen von Ernst Pasqué. Zweite Auflage. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

Die in dieser Schrift vereinten interessanten Musikgeschichten sind dem Andenken Karl Maria von Weber's („Eine verschollene Oper"), Monsigny's („Der Deserteur"), des Flötisten Friedrich's des Großen, J. Joachim Quantz und Adolf Adam's („Die Sennhütte; Le Chalet") gewidmet und nicht nur von Bedeutung für Fachgenossen, die hier in Wahrheit und Dichtung über anziehende Vorgänge im französischen und deutschen Musikleben unterhalten werden, sondern wegen ihres tiefern Gehalts und ihrer häufig humoristisch und volksthümlich gefärbten Darstellungsform auch für weitere Leserkreise empfehlenswerth. Das Buch liegt in zweiter Auflage vor und wird nicht verfehlen, zu den alten Freunden neue zu gewinnen.

Nach dieser musikalischen Abschweifung kehren wir wieder auf das eigentliche Terrain der dichtenden Muse zurück; wir lenken die Aufmerksamkeit der Leser auf die liebenswürdigen literarischen Gaben eines hervorragenden Dichters, nämlich:

7. Rauschen. Ein Strandidyll von Ernst Wichert. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 1 M. 50 Pf.

Eine größere Novelle in Prosa: „Gebunden", liefert das Hauptmaterial des betreffenden Buchs; ein Doppelgelübde und eine Doppelliebe, die einerseits das Band zwischen Vater und Tochter, andererseits zwischen der Mutter und dem Jugendgeliebten und endlich zwischen Mutter und Tochter knüpfen, treten anfangs trennend und zuletzt versöhnend zwischen zwei edle Frauennaturen (Elise und Irmgard), indem sie diese nicht nur einander, sondern auch der Liebe zweier großherziger Männer (Werner und Harder) zurückgeben. Die spannend angelegte und in ihren Conflicten geistvoll gelöste Handlung spielt abwechselnd in der Schweiz und am Ostseestrande und enthüllt ein anziehendes Natur- und Seelengemälde. Gegenüber dem ernsten Ton, der in der feinempfundenen Novelle herrscht, gibt Wichert in den beigefügten, in fließenden Versen abgefaßten Schilderungen von der Ostsee „Sommerfrische", „Ostseemärchen" und dem naiven, humoristisch angeflogenen, im samländischen Platt gedichteten „Rusche" eine poetische Beleuchtung des Strandidylls, in das der Städter sich so gern aus dem Getriebe der Welt und der Hohlheit des Gesellschaftslebens flüchtet, um im Meeresrauschen die Klänge des Ewig-Schönen und Guten zu vernehmen, deren Echo in der Brust eines echten Poeten, als welchen sich der Verfasser des „Strandidylls" wiederum bewährt, wiederklingt.

Die Lektüre des ebengenannten Ostseemärchens hat uns auf das Gebiet der Elfen gelockt; wir nehmen daher Veranlassung, einer Sammlung von Märchen zu gedenken, die unter dem Titel erschienen ist:

8. Am deutschen Herd. Märchen und Märchenhaftes von Kurt von Rohrscheidt. Halle, Schwetschke.

Die Richard Leander, dem rühmlich bekannten Märchenerzähler der „Träumereien am französischen Kamin" gewidmete Sammlung soll gewissermaßen eine Art Pendant zu ebengenannten Märchen bilden und ist dieses poesievollen Vorbildes nicht unwerth. Deutsches Gemüth, deutscher Humor und volksthümliche Schalkhaftigkeit sprechen aus den meisten dieser Märchen (z. B. „Wie ein Kind seinen Sonnenstrahl verlor", „Die alte Näherin", „Die Papierkrone", „Der Fahnenwein" u. s. w.), die jedoch, wie dies auch der Titel des hübsch ausgestatteten Buchs erkennen läßt, nicht immer streng in der Märchendichtung bleiben, sondern meist ernste oder heitere Allegorien der auf das Menschenleben wirkenden guten und bösen Dämonen sind, fast durchweg geeignet, am deutschen Herde sich einzubürgern.

Als Novelle mit historischem Hintergrund ist zu bezeichnen:

9. Rufus. Eine Erzählung aus dem 1. Jahrhundert nach Christi Geburt von Friedrich Patmié. Nordhausen, Greiner. 1880. 8. 5 M.

Die grauenvolle Schreckensherrschaft Nero's, dessen „lebende Fackeln" furchtbare Zeugen und Opfer der tiefgesunkenen römischen Gesellschaft sind, die Unterdrückung der Juden im Heiligen Lande, ihre kühne Erhebung und die Zerstörung Jerusalems durch Titus sind die geschichtlichen Ereignisse, in welche das Schicksal des Helden Rufus verflochten ist. Erst ein Saulus, wird er zum Paulus und kühnen Freund der Christen, der an der Seite einer geliebten Gattin Thamar, einer bekehrten Jüdin nach mannichfachen Schicksalen, in welche der schändliche Procurator Gessius Florus und dessen verführerische Gemahlin Fulvia in unheilvoller Weise eingreifen, auf seinem schön gelegenen italienischen Landgute ein ruhiges Glück findet. Der unheilvolle Ausbruch des Vesuv, der Herculanum und Pompeji verschüttete, bereitet auch Rufus und der Gattin das gemeinschaftliche Grab: ein beneidenswerthes Ende auf der Höhe des Lebens, in der Fülle der Kraft. Es fehlt der hier flüchtig skizzirten Erzählung nicht an dem eigen-

artigen historischen Gepräge, das derartige Geschichtsromane verlangen; die Charaktere sind meist treffend gezeichnet und nur der Stil ist oft schwerfällig, was indeß leicht zu beseitigen gewesen wäre.

Ebenfalls auf historisches Gebiet versetzt uns:

10. Auf classischem Boden. Roman aus der Zeit König Otto's von Clarissa Lohde. Zwei Bände. Berlin, Grosser. 1880. 8. 8 M.

Der Kampf der modernen Cultur auf dem durch die Großthaten des althellenischen Genius für ewig geweihten Boden Griechenlands mit einem durch den Druck der Jahrhunderte entarteten Geschlecht, das Königthum bedroht von der Revolution, die Stätten des Schönheitsideals entwürdigt durch Unwissenheit und Verkommenheit, der Argwohn der eingeborenen misleiteten Bevölkerung gegenüber den Deutschen in ihren wohlgemeinten, aber in ihrem Werthe verkannten Neuerungen, dazu der Herzensconflict zweier edler Menschen (Irene und Weltheim), welche dem Götzen des Herkommens, einem falsch verstandenen Patriotismus, geopfert werden sollen: das sind die zu einer spannenden Handlung verwebten Fäden des hier genannten Romans. Die warme Beleuchtung der Situationen, besonders die schönen Naturschilderungen, die „Selbsterlebtes“ so charakteristisch vom „Erdichteten“ unterscheiden, erhöhen die Bedeutung des unterhaltenden Buchs, das wir besonders denkenden Frauen empfehlen; einige Wiederholungen und Breiten im Stil fallen dem vielen Guten gegenüber, das der im edeln Sinne unterhaltende Roman enthält, nicht allzu schwer ins Gewicht.

Wiederum auf classischen Boden und sogar mitten in eine Künstleridylle hinein, wenn auch nicht nach Hellas, sondern nach dem lebensfrohen Italien, versetzt uns eine Novelle, die es mit den ewigen Problemen der Dichtung zu thun hat, mit Schönheit und Liebe; wir meinen die graziöse Novelle:

11. Rafaella. Novelle von G. zu Putlitz. Stuttgart, Richter u. Kappler. 1881. 16. 2 M.

Die anmuthige Rafaella, ein Künstlerkind de par sang, neckisch und voll Uebermuth, aber in Momenten, da der Ernst des Lebens an sie herantritt, nicht echten, warmen Gefühls entbehrend, wird die Braut und nach der Lösung der Conflicte, die wir hier nicht berühren, um die spannende Wirkung der gefälligen Dichtung auf dem Leser zu lassen, die Gattin des von ihrem Wesen so verschiedenen und doch in der Grundstimmung mit demselben innig harmonirenden Mr. Francis Moorland, nicht allein zu seinem und ihrem Glücke, sondern auch gewissermaßen infolge einer heitern Sühne begangenen Unrechts, indem so das Andenken ihres verstorbenen vielbewunderten Oheims Annibale und die nie erstorbene Liebe ihrer Schwiegermutter zu dem hochbegabten Künstler in vorwurfsfreier Erinnerung vermählt wird. Ein liebenswürdiger Humor, der über allen Schilderungen ausgebreitet ist, vertreibt die emporsteigenden Schatten eines Familiendramas, das als ein feines Lustspiel endet und die daran Betheiligten wie die Leser desselben mit schöner Befriedigung erfüllt.

Noch mehr zum Kunstwerk durchgearbeitet, noch stimmungsvoller in Behandlung und Durchführung der Charaktere ist als letztes und in Bezug auf das eben Gesagte als bestes dichterisches Erzeugniß der in diesem Artikel besprochenen Romane und Novellen zu nennen:

12. Die Söhne des Senators. Von Theodor Storm. Berlin, Paetel. 1881. 16. 3 M.

Der Dichter von „Immensee“, der Stimmungsbilder aus dem Natur- und Seelenleben ganz besonders glücklich und in sehr charakteristischer Weise herzustellen vermag, hat auch in dem vorliegenden, sehr geschmackvoll ausgestatteten Bändchen ein Cabinetsstück, ein Rococobild der Poesie geschaffen, das nicht kritisirt, sondern gelesen zu werden verdient; wiederum offenbart sich uns in dieser Dichtung das feine Talent Storm's, der für die Zeichnung individueller Eigenthümlichkeiten die echten Farben auf seiner Palette hat, die er mit unübertroffenen zarten Pinselstrichen so maßvoll zu vertheilen weiß, daß wir keinen Zug des Bildes vermissen möchten. Wie charakteristisch und liebenswürdig sind die beiden feindlichen Brüder, Christian Albrecht Jovers und Friedrich Jovers, wie reizend ist die junge Frau Senatorin geschildert, wie treffend gezeichnet Menschen und Straßen der alten Seestadt, der Garten vor dem Thore, Gebräuche und Sitten des alten Patricierhauses. Selbstverständlich lösen sich am Ende alle Dissonanzen in eitel Wohlgefallen auf und ohne jede kritische Ausstellung legen wir das reizende Büchlein aus der Hand, indem wir es solchen Lesern, denen die Empfänglichkeit für wahre Poesie, für echte, reine Stimmung nicht abhanden gekommen ist, als eine Bereicherung unsers so schnell producirenden und mit wenig Ausnahmen so selten auf das echt Künstlerische gerichteten Zeitalters empfehlen.

Vierordt's Lieder und Balladen.

Lieder und Balladen von Heinrich Vierordt. Heidelberg, C. Winter. 1881. 12. 5 M.

Als vor anderthalb Jahren Heinrich Vierordt mit seinen „Gedichten“ zum ersten mal vor die Oeffentlichkeit trat, haben wir in einer ausführlichen Besprechung in Nr. 5 d. Bl. f. 1880 darauf hingewiesen, daß dieselben eine hervorragende Erscheinung in der Dichtung unserer Tage seien und ein ungewöhnliches, originelles Talent bekundeten, von dem man noch Bedeutendes erwarten dürfe. Solange nur diese erste Publication vorlag, war ein der-

artiges Urtheil allerdings etwas gewagt; denn wir haben es ja schon oft erlebt, daß eine ganz bedeutende erste Leistung keine ebenbürtigen oder überhaupt keine Nachfolger hatte, daß es bei einem einmaligen Auflodern der poetischen Flamme blieb. Zur Bestätigung unsers Urtheils war also das Erscheinen eines weitern Werks des jungen Dichters abzuwarten. Nun ist dieses, nach Jahresfrist bereits, erschienen; ein stattlicher Band „Lieder und Balladen", dessen Widmung Se. königliche Hoheit der Großherzog von Sachsen angenommen hat, liegt vor uns und unsere Erwartungen sind nicht getäuscht, unser früheres Urtheil ist bestätigt. Sind auch einzelne unter den neuen Gedichten vielleicht weniger bedeutend, so beweist doch in der überwiegenden Mehrzahl derselben der Dichter dieselbe hohe Begabung und dichterische Kraft, wie in seiner ersten Sammlung und in manchen der neuen Gedichte erhebt er sich zu noch vollendetern und hervorragendern Leistungen, sodaß nicht nur keine Verminderung, sondern zum Theil sogar eine Zunahme seiner Schaffenskraft zu constatiren ist. Zu diesem glücklichen Gelingen wirkte vor allem der Umstand mit, daß Vierordt in dieser neuen Sammlung einer Dichtgattung und einem Stoffgebiet den Vorrang eingeräumt hat, welche ihm weit mehr Gelegenheit zur Bewährung seiner dichterischen Kraft boten, als die in der ersten Sammlung vorherrschende Naturlyrik, nämlich der episch-lyrischen Dichtung, der Ballade und Romanze und den Stoffen aus Sage und Geschichte. Wir sagten in unserer frühern Besprechung, „es dürfte dem Dichter zu rathen sein, diese Stoffe noch mehr zu cultiviren, da er dafür ebenso viel Talent besitzt wie für die Naturpoesie, deren große Bevorzugung am Ende doch zu einer gewissen Einseitigkeit führen könnte." Es ist sehr erfreulich, daß Vierordt nun diesen Weg eingeschlagen hat; er hat dadurch zu zeigen vermocht, welche bedeutende epische Gestaltungskraft er besitzt, wie er die lyrische Stimmung mit dieser zu vereinigen weiß und wie er es versteht, Stoffen aus Sage und Geschichte echt dichterisches Leben, echt künstlerische Form zu verleihen.

„Lieder und Balladen" benennt Vierordt mit wohlklingendem Titel diese neue Sammlung; die Bezeichnung „Lieder" gebraucht er eben hier im Sinne von lyrischen Gedichten überhaupt; denn neben den eigentlichen Liedern enthält das Buch auch einzelne Oden, Hymnen, lyrische Lebensbilder, Idyllen, Elegien und Reflexionsgedichte; ebenso kommen neben den Balladen auch Romanzen vor. Die Unterscheidung der beiden letztern Arten ist etwas schwierig und die Ansichten der Aesthetiker sind bekanntlich darüber sehr getheilt; wir möchten uns Gottschall's Definition anschließen, wonach in der Ballade das lyrische Element, das Liedartige vorherrscht (episches Lied), in der Romanze das epische Element (lyrische Erzählung). Danach wären bei Vierordt die Balladen vorherrschend.

Unter den lyrischen Gedichten dieser Sammlung sind einige vorzügliche; so gleich das erste derselben, der prächtige Sang von dem „Flügelroß", auf dem der begeisterte Dichter durch alle Reiche der Erde dahinsprengt; ein reizendes kleines Idyll ist die „Alpennacht"; sehr fein empfunden und ansprechend sind die Lieder: „Abendlied auf Wartburg", „Abschied von Wartburg", „Die Sternennacht", „Die Rüstern auf Insel Langenau". Von tiefer, pietätvoller Empfindung zeugt das schöne Gedicht „Das Vaterhaus"; eins der gelungensten ist die „Dämmerung am Herthasee", in dem die eigenthümliche, geheimnißvolle Stimmung vorzüglich getroffen ist, der auch die formelle Behandlung sehr entspricht, wie schon die ersten Strophen des Gedichts beweisen:

Der Abendröthe Funken
Den Wald durchsprühn,
Die letzten dämmertrunken
Im See verglühn.

Die Flut liegt stiller, trüber,
Im Traum gewiegt,
Ein Vogel noch darüber
Verspätet fliegt.

Die Buchen schauern leise
Im Laub, o hör'!
Sacht flüstert Geisterweise
Das Schilfgeröhr.

Der Abendnebel Schleier
Entwall'n dem Teich,
Sie steigen aus dem Weiher
So kühl und bleich.

Auch die Lieder „Brunhildens Schicksalslied", „Frauendienst", „Ein Trinklied", die Elegie „St.-Cloud", der „Rheinhymnus" sind rühmend zu erwähnen; nicht auf derselben Höhe scheinen uns dagegen einige reflectirende Gedichte: „Mag auch dein Glück in Scherben gehen", „Kunst", „Seelenflug", „Mein Lied", „Strom und Dichtung", „Das Wort des Abschieds", zu stehen; ebenso sind einige andere lyrische Gedichte, wie „Austritt", „Draußen", „Rheinsonntagmorgen", „Wanderlied am Rhein", vielleicht weniger ansprechend.

Eine Fülle des Schönen bieten die lyrisch-epischen Gedichte dieser Sammlung; in einigen derselben zeigt der Dichter wirkliche Meisterschaft. Die Stoffe entnimmt Vierordt mit Vorliebe der germanischen Mythologie und Heldensage, in der er wohlbewandert ist, sowie der Geschichte des deutschen Mittelalters; doch auch auf andere Gebiete begibt er sich und Freiligrath folgt er in den beiden Gedichten „Odoratas" und „Palmyra". Eine Reihe der Balladen und Romanzen verdienen eingehendere Betrachtung. In der „Felsengeburt" hat der Dichter eine indische Sage auf die Deutschen übertragen, deren ersten Stamm er in der Mitternachtsstunde aus einem von flammendem Donnerkeil gespaltenen Felsen hervorgehen läßt. In drei Balladen ist es ihm trefflich gelungen, die Hauptmomente der Tristan-Sage in prägnanter Weise und in echt poetischer Gestaltung vorzuführen: „Tristan's und Isoldens Meerfahrt", „Isoldens Klage" und „König Marke". Meisterhaft ist insbesondere „Isoldens Klage"; es ist eine Perle der Sammlung, tief empfunden und von ungemein

melodischem Fluß der Verse. Wir geben hier die erste und die beiden letzten Strophen:

Holde Winde, Meereswogen,
Bringt mir den Geliebten her!
Tristan ist dahingezogen
Und vergaß der Wiederkehr;
Seit der Herrliche geschwunden,
Dem ich Götterglut getheilt,
Bluten meines Herzens Wunden
Und der Schmerz brennt ungeheilt....

Tristan, wenn der Tag sich röthet,
Kehr' zur unglückſel'gen Braut,
Eh' der Glutsaft mich getödtet,
Den die Mutter mir gebraut;
Meereshauch, du feuchter, kühle
Meiner Stirne wilden Brand,
Meeresglut, du goldne, spüle
Den Geliebten mir ans Land!

Ach, den Wolken und den Schwänen
Und der Stürme Donnerschritt
Geb' ich meines Zweifels Wähnen,
Meine Klagegrüße mit:
Von der Burg erhabner Zinne
Wallt der Schleier hin aufs Meer,
Tristan, ach, vergaß der Minne
Und vergaß der Wiederkehr.

In zwei Gedichten, die zu den besten der Sammlung gehören, läßt der Dichter Irene, König Philipp's Griechenbraut, uns singen von ihrem „Abschied von Byzanz“, und die Witwe Irene von ihrer Sehnsucht nach der Heimat („Irene auf Hohenstaufen 1208“). In zwei andern, nicht minder vollendeten läßt er Gudrun, diese liebliche Gestalt deutscher Heldensage, uns klagen von ihrer Erniedrigung in der Gefangenschaft („Gudrun am Meer“) und jubeln über den herrlichen Lohn ihrer treuen Liebe („Gudrun's Brautlied“). Diese vier fein empfundenen, musikreichen Gedichte haben einen wesentlich lyrischen Charakter, doch zugleich einen epischen Hintergrund, weshalb wir sie hier einreihen. Wie Vierordt es versteht, eine bekannte und in verschiedenen Variationen im Volke und in der Dichtung wiederkehrende Sage in ganz eigenartiger, origineller Weise zu gestalten, das zeigt seine Ballade „Die Alpensee“, wieder eine Perle dieser Sammlung. Vorzüglich ist hier überall die Stimmung getroffen, äußerst anschaulich und lebensvoll die ganze Darstellung und Schilderung. Besonders gelungen sind die zwei letzten Strophen, wo drei grelle Contraste so ungemein wirkungsvoll nebeneinander gestellt sind; das Ganze konnte nicht besser ausklingen, als dies in der letzten Zeile geschehen. Wir theilen die Ballade mit von der Stelle an, wo die Alpensee dem schlafenden Jäger erscheint (Strophe 11):

Denn schau! es zertheilt sich der Wolken Nacht;
In lichter, in überirdischer Pracht,
Sitzt auf dem gezackten Felsenthron
Ein Weib und winkt dem Bergessohn.

Das ernste Haupt der Alpensee
Umstrahlt's wie Sonne und Gletscherschnee,
Umglutet's wie das Roth der Firn —
Sterne blitzen ob ihrer Stirn.

Ihre Brüste glänzen kalt und weiß,
Ihr Leib als wie Krystall und Eis,
Ihre Augen sind so groß und still,
Dem Jäger das Herz es verzehren will.

Und wie sie lächelt und wie sie lockt,
Seine Pulse fiebern, sein Athem stockt;
Und wie sie schmeichelt und wie sie singt,
Eine wölbige Brücke hinüber sich schwingt.

Und wie sie schlägt den Schleier zurück,
Da stürzt er in ihrer Arme Glück. —
Der Strom in der Tiefe kocht und wühlt,
Eine Leiche er in den Wellen spült.

Doch droben auf den steilen Höhn
Singt ihr Triumphlied in den Föhn
Die kalte Geisterkönigin,
Und Nebel wallen über sie hin.

Auf Einzelheiten einzugehen, erlaubt der Raum nicht; wir machen nur noch darauf aufmerksam, wie in der Schilderung der Alpensee das Ernste, Erhabene, Kalte mit dem schmeichelnden Lächeln, dem verführerischen Reiz äußerst wirkungsvoll vereinigt und wie in der drittletzten Strophe Rhythmus und Sprache dem Vorgange so trefflich angepaßt sind.

Nicht minder gut versteht es der Dichter, die Gestalten der Geschichte uns lebendig und anschaulich vorzuführen; dies zeigt vor allem „Die Nacht in Marienburg“, wo ihm in der Osternacht die Heldenscharen der Ritter vom Deutschen Orden erscheinen, deren hervorragende Häupter er ebenso kurz als treffend charakterisirt. Auch aus dem letzten Kriege hat er zwei Episoden sehr gelungen behandelt: „Die Kürassiere von Reichshofen“ und „Gravelottes Gräber“; besonders ersteres Gedicht ist von ergreifender Wirkung. Nach Form und Inhalt, insbesondere auch in der Stimmung vorzüglich gelungen ist schließlich die Ballade: „Der Karfunkel von Wisby.“ Außer den nun besprochenen enthält das Buch noch eine größere Anzahl von episch-lyrischen Gedichten, die zwar nicht auf der Höhe der genannten stehen, jedoch sehr erfreuliche, ansprechende Leistungen sind, so insbesondere die drei Gedichte aus der Parcivalsage: „Das Meerwunder“, „Odin's Auge“, „Riccio“ und das „Longobardenlied“, ein Cyklus von fünf Romanzen. Den würdigen Abschluß der Sammlung bildet das wol als Ballade zu bezeichnende, prächtige, farbenfrische, vom vollen Zauber der Romantik getränkte Gedicht „Romantischer Traumritt“, in dem der Dichter uns schildert, wie er in wonniger Sommernacht auf dem Traumpferd des Poeten durch der Romantik Märchenflur reitet, vorbei an allen Wundern der Sagenzeit und im heiligen Wald von Brezilian das Götterweib, die Frau Romantik selber, findet.

Es erübrigt uns noch, darauf hinzuweisen, daß Vierordt in dieser neuen Sammlung in formaler, technischer Hinsicht dasselbe Talent und erfreuliche Können zeigt wie in seinen frühern Gedichten, und daß die reiche Abwechselung

und Mannichfaltigkeit der metrischen Formen, die Reinheit und Originalität der Reime, die echt poetische, edle, schwungvolle und zum Theil weiche, zum Theil markige Sprache, vor allem aber der melodische und rhythmische Wohllaut, die Musik seiner Verse auch bei dieser neuen Sammlung rühmend hervorzuheben ist.

Schließlich ist die elegante und geschmackvolle Ausstattung des Buchs mit Anerkennung zu erwähnen. Möge der Beifall, den Vierordt schon mit seinen „Gedichten" gefunden hat, dieser neuen Sammlung in noch höherm Maße zutheil werden.

Friedrich von Goeler-Ravensburg.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Der durch sein Jubiläum wieder mehr in den Vordergrund getretene Camoëns hat in J. J. Aubertin einen vorzüglichen Ueberseßer gefunden. Indeß hat der Engländer nicht seine „Luisada", sondern seine herrlichen Sonette unter dem Titel „Seventy Sonnets of Camoens" der Literatur seines Vaterlandes geschenkt. Die Uebersetzung findet allgemeinen Beifall in der englischen Presse.

Dasselbe kann von A. Mary F. Robinson's Uebertragung des „Hippolytus" des Euripides gesagt werden, die sie unter dem Titel „The Crowned Hippolytus, and other Poems" veröffentlicht hat. Auch ihre neuen, in diesem Bande enthaltenen Originalgedichte erfreuen sich der Zustimmung der Kritik. Diese Dame, die Verfasserin der in „Unsere Zeit" unlängst erschienenen Artikel über die neueste englische Dichtung, zählt jedenfalls selbst zu den begabtesten jetzigen englischen Dichterinnen.

— Das „Athenaeum" vom 4. Juni d. J. berichtet über eine nur für Privatkreise gedruckte Schrift von dem rühmlichst bekannten Shakspeare-Forscher J. O. Halliwell-Phillipps: „Outlines of the Life of Shakespeare". Es schließt sich dieselbe seinem früher (1874) veröffentlichten „Illustrations of the Life of Shakespeare" an und enthält wie diese weitere Beleuchtungen oder neuentdeckte Materialien zur Biographie des Dichters, die, meist auf Urkunden beruhend, vom größten Werthe für dieselbe sind.

— Ein in der Wissenschaft glänzender und seinem Charakter nach sehr bedeutender Mann hat in seiner Nichte Mrs. Stair Douglas eine geschickte und natürlicherweise sympathische Biographin gefunden. Der Titel ihres Werks lautet: „The Life and Selections from the correspondence of William Whewell D. D. late Master of Trinity College, Cambridge". Es bildet dasselbe eine recht willkommene Ergänzung zur Todhunter'schen Biographie des berühmten Gelehrten, der nach vielen Richtungen hin thätig war und eine Energie des Charakters besaß, die das „Athenaeum" veranlaßt, ihn mit Bismarck zu vergleichen.

Eine recht hübsche und sorgfältige Arbeit ist ein anderes ebenfalls mehr biographisches als literarhistorisches Werk von Richard Heath: „Edgar Quinet: his Early Life and Writings".

— Zu den bedeutendsten Erscheinungen der letztern Wochen gehören ohne Zweifel die von R. H. Hutton herausgegebenen nachgelassenen „Biographical Studies" von dem verstorbenen Walter Bagehot, von dem Karl Hillebrand gesagt, er werde in 20 Jahren allgemein als der am meisten charakteristische englische Schriftsteller seines Zeitalters betrachtet werden, und zwar, meint das „Athenaeum", könne das wol nur mit Hinsicht auf die vorzugsweise praktische Richtung seiner Schriften gemeint sein. Diese Essays, sagt die genannte Zeitschrift, werden stets die zuverlässigste zeitgenössische Würdigung vieler der leitenden englischen Staatsmänner der Aera der Königin Victoria bilden.

— Als neues Zeichen, daß Byron allmählich auch in seinem Vaterlande wieder zur Geltung und Anerkennung kommt oder eigentlich bereits durch Swinburne und andere Kenner echter Poesie wieder gekommen ist, kann auf „Poetry of Byron", eine Anthologie aus den Werken des Dichters, hingewiesen werden, welche der strenge, von deutscher Cultur getränkte Kritiker und vorzügliche Dichter Matthew Arnold für die „Golden Treasury Series" ausgewählt und angeordnet hat. Daß er in allen Fällen die richtigste Wahl getroffen, kann man jedoch nicht sagen; auch geht aus seiner Einleitung nicht gerade hervor, daß Byron seinem neuesten Kritiker sympathisch war. Gleichwol freut man sich, daß er mit dem treffenden Urtheil Swinburne's übereinstimmt, Byron habe eine glänzende und unvergängliche Vortrefflichkeit an sich, welche alle seine Vergehen bemäntelt und alle seine Mängel überwiege: die der Aufrichtigkeit und Kraft.

Bibliographie.

Adelmi, M., Badenweiler Novellen. 1stes Bdchn: Der erste Badegast. Frankfurt a. M., Knauer. 8. 1 M. 50 Pf.

Bock, C. L., Eine Rechtfertigung der Juden und wahre Lösung der Judenfrage. Leipzig, Morgenstern. Gr. 8. 2 M.

Chronik des sächsischen Königshauses und seiner Residenzstadt vom 18. Juni 1853 bis zum 18. Juni 1878. Ihren königlichen Majestäten Albert und Carola von Sachsen zum silbernen Ehejubiläum in Ehrfurcht gewidmet von der königlichen Haupt- und Residenzstadt Dresden. Dresden, Baensch. Gr. Fol. 150 M.

Eucken, R., Zur Erinnerung an K. Ch. F. Krause. Festrede. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Gedichte eines alten Schulmeisters. Detmold, Meyer. 8. 7 M.

Grassmann, R., Das Weltleben oder die Metaphysik. Stettin, Grassmann. Gr. 8. 6 M.

Reuse, R., Die pädagogischen Meinungen des Michel Montaigne, nach den Begriffen und Grundsätzen der philosophischen Pädagogik dargestellt und beurtheilt. Jena, Neuenhahn. Gr. 8. 1 M. 35 Pf.

Merkelmeyer, B., Altmecklenburg. Plaudereien. Berlin, Hanow. 16. 1 M. 80 Pf.

Ostland, J. B., Ein Mann, der den Muth verliert. Zeitbild. Wien, Rosner. Gr. 8. 2 M.

Rabl, J., Steuerbrevier. Ein Dutzend Zeitblüten. Wien, Rosner. Gr. 8. 1 M.

K. v. Raumer und A. v. Harleß. Ein Erinnerungsblatt. Mit einem Vorwort von A. v. Scheurl. Gütersloh, Bertelsmann. 1880. 8. 60 Pf.

Reinhold, O., Rübezahl, der Berggeist, oder die Geheimnisse des Riesengebirges. Volksroman. 1stes bis 8tes Heft. Berlin, Grosse. Gr. 8. à 10 Pf.

Rheineck, W. v., Lachende Leben oder durch Kampf und Sieg. 1stes bis 4tes Heft. Berlin, Grosse. Gr. 8. à 20 Pf.

Rocca, O., Samenkörner. Ernst und Scherz. Hannover, Schüßler. 8. 1 M. 30 Pf.

Schäffle, A. E. F., Bau und Leben des socialen Körpers. Neue zum Theil umgearbeitete Ausgabe. 1ste Lfg. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Schlägel, M. v., Am Genfer-See. Zwei Erzählungen. (Die Dame vom See. Das Schloß in Savoyen.) Berlin, Goldschmidt. 8. 30 Pf.

Schreyer, H., Goethe's Faust als einheitliche Dichtung erläutert und vertheidigt. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 4 M. 30 Pf.

Schücking, L., Wunderliche Menschen. Drei Erzählungen. (Ein Kulturkämpfer. Ein Gründer. Ein ehrlicher Mann.) Berlin, Goldschmidt. 8. 3 M.

Temme, J. D. H., Die Tochter des Pfarrers. Erzählung. Berlin, Goldschmidt. 8. 1 M.

Neues Wiener Theater. Nr. 110: Ein Abenteuer des Dauphin. Lustspiel von Wilhelmine Gräfin Wickenburg Almásy. Wien, Rosner. 8. 1 M. 20 Pf.

Thenen, J., Fräulein Doctor im Irrenhause. Eine Begebenheit aus unserer Zeit. Wien, Rosner. 8. 2 M.

Die Ursachen der Religions- und Sittenlosigkeit unserer Zeit. Ein Mahnruf. Schwerin, Schmiedekampf. 8. 30 Pf.

Beesing-Hauptmann, Anna, Jugendlieder und Lebensbilder. Wien, Rosner. 16. 3 M.

Was sich mit einem Menschenmagen bei Nacht und Tage zugetragen. Nicht nur den Magenkranken, sondern der ganzen Schaar von Hypochondern zu medicinischem Genuß erzählt von Dr. Medicus. Hamburg, Grädener. 12. 2 M. 40 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 33. — 18. August 1881.

Literarische Unterhaltungen.

Der Witz in der Kritik.

Der Zweck der Kritik ist jedenfalls die Darlegung der Vorzüge und der Mängel eines Werks; eine Kritik ist um so werthvoller, je mehr es ihr gelingt, in überzeugender Weise Gerechtigkeit zu üben; doch auch hiermit ist die Bedeutung einer Kritik nicht erschöpft; sie soll nicht blos Schulcensuren ausstellen und diese motiviren, sie soll auch in den Geist eines Werks eindringen und durch eine congeniale Reproduction das Werk selbst lebendig machen für das Verständniß ihrer Leser. Darum gehört zur echten Kritik mehr als die bloße Kenntniß der ästhetischen Gesetze, als die richtige Anwendung des ästhetischen Kanons: um so mehr, als es nicht zu viele allgemeingültige Vorschriften gibt, als das Genie oft gegen dieselben sich geltend zu machen weiß, wie Gewitter gegen den Wind ziehen, der die andern Wolken treibt und regiert, und als bei aller Unparteilichkeit doch immer die Stimme dunkler Sympathie sich vernehmbar macht, da auch der abgehärtetste Kritiker seine besondern Steckenpferde hat. Die Kritik soll in erster Linie eine Charakteristik sein und in zweiter eine Analyse.

Welche Rolle ist nun dem Witz in der Kritik vorbehalten? Diese Frage ist um so mehr aufzuwerfen, als in neuester Zeit die witzigen Kritiker die Männer der Mode geworden sind und eine ganz besondere Autorität gewonnen haben, indem man geneigt ist, in dem witzigen Kopf auch den besonders befähigten kritischen Kopf zu sehen.

Ohne Frage wird der Gedanke oft in witziger Form am schlagfertigsten ausgedrückt und der geistreiche Kritiker wird diese Form nicht entbehren können, ja er wird sich gerade durch diese Prägnanz von dem geistlosen unterscheiden; doch dann erscheint der Witz gleichsam als die Abbreviatur, welche die Resultate eingehender Untersuchungen in einer sich dem Gedächtniß einprägenden Form zusammenfaßt. So ist der Witz des Kritikers Lessing der Endpunkt ernstgemeinter und scharfsinniger Nachweise; so ist es auch bei Börne und bei Gutzkow der Fall.

Anders ist es bei zwei Kritikern, welche in der Gegenwart Schule gemacht haben, ohne daß man sich zu ihnen zu bekennen pflegt: wir meinen Heine und Saphir. Bei diesen ist der Witz Selbstzweck und ihre Kritiken sollen nur Offenbarungen des witzigen Kopfes sein. Heine hatte nur Sympathien und Antipathien, die er mit glänzendem Witz illustrirte. Immerhin hatte sein Witz auch etwas sachlich Bezeichnendes; das war bei Saphir nicht der Fall; er pflegte die wohlfeilste Art des Witzes, den Wortwitz, und seine kritischen Knallbonbons sollten nur Lärm machen.

Solcher Witz ist Ausdruck persönlichen Behagens; es ist natürlich, daß derartige Kritiker von den persönlichsten Einflüssen bestimmt sind. Wer ihnen in den Weg kommt, dem werfen sie ihre Witze wie Schwärmer zwischen die Beine. Von Gerechtigkeit und Unparteilichkeit kann dabei nicht die Rede sein: weit entfernt, nach etwaigen Vorzügen der besprochenen Dichter zu forschen, verleugnen sie dieselben, die ihnen nicht unbekannt sind, ganz absichtlich; denn das würde ja den Eindruck ihrer witzigen Bemerkungen abschwächen. Keine Clauseln, keine Einschränkungen; das Werk, das der Vernichtung geweiht ist, muß gänzlich in die Pfanne gehauen werden.

Schon Jean Paul nannte den Witz einen Geistes- und Gottesleugner: jedenfalls ist er die Waffe des verneinenden Geistes. Ein Kritiker, dessen Force der Witz ist, wird niemals jener reproducirenden Kritik fähig sein, welche, wie wir erwähnten, die Eigenart des Dichters wiederzugeben vermag. Wo er sich auf ein Werk einläßt, wird

dies mit ätzender Analyse geschehen. Der Witz kann nicht loben, nur tadeln, und er verschärft den Tadel, um sich selbst in ein glänzenderes Licht zu stellen. Man mag unterscheiden zwischen den Kritikern, die neben der Kritik als Mitstrebende der schöpferischen Geister auftreten, und zwischen denjenigen, die nichts sind als Kritiker de pur sang und welche der Gunst der Musen niemals auch nur ein kleines Lied abgequält haben. Die erstern, zu denen alle unsere Classiker zu rechnen sind, werden meistens die Eigenart, besonders geistesverwandter Dichter, auf das beste erfassen, während sie, wie Schiller's Kritik über Bürger beweist, gegen abweichende Richtungen oft unerbittlich sind: immerhin werden sie in der Regel auch für die Vorzüge der Dichtungen ein feines Verständniß zeigen. Für die andern ist die Kritik das ἓν καὶ πᾶν, das A und O, gleichsam der Nagel, an den sie ihr eigenes Bildniß hängen; sie wollen glänzen um jeden Preis als gefeierte Feuilletonisten, Zierden und Meister ihres Fachs. Das Object ist ihnen gleichgültig; ihre Kritik ein Experiment in corpore vili. Der Kritiker wird mehr bewundert als der Dichter, dessen Werk er schonungslos zerfetzt; ja bisweilen sucht solche Kritik mit Vorliebe sich Schülerarbeiten, Nichtigkeiten jeder Art, Gedichte mit haarsträubendem Unsinn heraus, wie er leider von unserm Verlagshandel oft zu Tage gefördert wird ... und dann triumphirt sie, indem sie in einem prasselnden Feuerwerk von Witzen und gleichsam mit schallendem Hohngelächter dies alles in die Lüfte verpufft.

Das Publikum applaudirt: welch ein glänzender, witziger Kopf, welch ein ausgezeichneter Kritiker! Und doch kann von Kritik bei so gänzlich verfehlten Productionen, deren Fehler so haushoch sind wie die Lügen Falstaff's, weiter nicht die Rede sein: der Witz des Kritikers gibt sich nur selbst dabei ein Fest.

Eine Etage tiefer noch wohnt der kritische Witzmacher à tout prix, der Bajazzo des Publikums, der Erbe des Saphir'schen Wortwitzes. Der Kalauer der Posse ist seine kritische Waffe; er ist fortwährend auf der Jagd nach sogenannten guten Einfällen; ihm fehlt jede ernste kritische Absicht; er schreibt ein Feuilleton über ein Buch, wie er ein Feuilleton über einen Jahrmarkt schreiben würde. Damit aber das Publikum nicht glauben soll, es sei ihm blos darum zu thun, das Feuerwerk seiner Witze abzubrennen, ohne daß die Sache, der Autor und sein Werk, dabei sonderlich in Frage kommen, sucht auch der Witzmacher de bas-étage ein besonderes Pathos zur Schau zu stellen: es ist dies in der Regel das Pathos der Entrüstung über die Nichtswürdigkeit der Dichter, und so verwandelt er seine Kritik in ein Pasquill, um nicht dem Verdacht einer absichtslosen Wortspielerei zu verfallen. In solcher Weise ist zum Theil ein Ton in die Kritik eingeführt worden, der durchaus nicht zu ihrer Würde paßt: der Ton persönlicher Gehässigkeit und Skandalsucht. Leider ist hierfür wie für so manches andere, das sich in unserer Literatur und nicht zu ihrer Ehre eingebürgert hat, Heinrich Heine selbst das bedenkliche Vorbild gewesen; aber seine Ungezogenheiten hingen doch mit seinen literarischen Neigungen und Abneigungen zusammen. Dies ist aber bei einigen neuen Witzmachern durchaus nicht der Fall: sie greifen heute an, was sie gestern aus irgendwelchen Gründen meist persönlicher Art zufällig einmal gepriesen haben, wenn sich einfach die persönlichen Beziehungen geändert haben; es ist da keine Spur von fester Meinung oder Gesinnung vorhanden. Man darf es diesen Virtuosen, die den Witz zu ihrem Metier gemacht haben und zwar die gangbarste und wohlfeilste Sorte desselben, die seinerzeit auch der Eckensteher Nante cultivirt hat, in Curs setzen, gar nicht so sehr verdenken, wenn sie frisch darauf los mit dem Kapital wirthschaften, das ihnen die Natur verliehen hat, so lange die Nachfrage dem Angebot entspricht.

Doch für das sich tiefer senkende Niveau des öffentlichen Geschmacks, der doch auch dem Witz und Humor gegenüber sich zu bewähren hat, ist es ein bedenkliches Zeichen, daß diese Art Witz ein großes und sehr dankbares Publikum um sich versammelt, wie wir ja auch auf den weltbedeutenden Bretern sehen, und daß die Vertreter desselben sogar gelegentlich fetirt werden und eine Art von begeisterter Anhängerschaft finden.

Gewiß ist es thöricht, den Witz, der in seiner edeln Gestalt stets das Zeichen eines scharfen Kopfes und einer beweglichen Phantasie ist, aus der Kritik verbannen zu wollen, so lange er sich in den Grenzen hält, die ihm zukommen, und sich auf einen gelegentlichen glänzenden Beleuchtungseffect und schlaghafte Zusammenfassung beschränkt. Niemals aber darf die Kritik zum Tummelplatz des Witzes werden, der sich als Selbstzweck geberdet. Der witzigste deutsche Schriftsteller, Jean Paul, ist in seinen Kritiken ein glänzendes Vorbild für maßvolle Verwendung witziger Einfälle, welche nur im Dienste ernster Beurtheilung stehen und sich nur als vorgesendete Tirailleurs zur rechten Zeit auf ihr Soutien zurückziehen.

Rudolf von Gottschall.

Metternich's Memoiren.

(Beschluß aus Nr. 32.)

Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Herausgegeben von dem Sohne des Staatskanzlers, Fürsten Richard Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von Alfred von Klinkowström. Autorisirte deutsche Originalausgabe. Dritter und vierter Band. — A. u. d. T.: Friedens-Aera. 1816—1848. Erster und zweiter Band. Wien, Braumüller. 1881. Gr. 8. 24 M.

Der König von England, Georg IV., heißt es in einem andern Briefe Metternich's, habe ihn als lieben Freund empfangen und mit einer solchen Zärtlichkeit umarmt, wie ihm das in seinem Leben noch nicht passirt sei, ihn in einem Schwall von Lobsprüchen mit Minos, Themistokles, Cato, Cäsar, Gustav Adolf, Marlborough, Pitt, Wellington u. s. w. verglichen. Auch das Publikum war begierig, den Staatsmann zu sehen, der mit den Carbonari fertig geworden; und überall, auch in den fünf Universitätsstädten, die er auf dieser Reise berührte — Leipzig, Halle, Marburg, Göttingen und Gießen — drängte sich die Menge den ganzen Tag in hellen Haufen unter den Fenstern der Hotels, die er bewohnte. Ueberall ward er mit Ehrfurchtsbezeigungen und freudigen Zurufen empfangen; namentlich in Halle, wo ihm am 18. October hundertfunfzig zur Feier der leipziger Schlacht versammelte Studenten entblößten Hauptes und unter Vivatgeschrei das Geleit aus dem Gasthause zu seinem Wagen gaben. Nie aber beschleicht den Kanzler ein Gewissensskrupel darüber, daß er — vergöttert von den Souveränen, verehrt von der Bevölkerung, angestaunt selbst von der so bitter verfolgten akademischen Jugend — diese wahrhaft unerhörte Fülle von Macht nach oben und von Popularität nach unten hin zu nichts benutzt hat, als durch die ödeste, geistloseste Repression einer ganzen Generation Licht und Lebensluft abzuschneiden, bis die Eruption von 1848 zur Unvermeidlichkeit geworden. In eitler Selbstzufriedenheit begnügt der Fürst sich, auszurufen: „Das sind die italienischen Angelegenheiten, welche mir heute diesen Ruf in Deutschland verschafft haben, weil ich von der Ueberzeugung ausgegangen bin, daß die Carbonari einfach ein Lumpenvolk sind."

Ganz aber war Metternich mit dem Widerstande Würtembergs noch nicht fertig. Das zeigte sich, als die drei Ostmächte von dem Congreß zu Verona aus jene Circulardepesche d. d. 14. December 1822 erließen, durch die sie sich unter Frankreichs Zustimmung als gemeinsame oberste Hüter der conservativen Principien in ganz Europa proclamirten, in dieser ihrer Eigenschaft die vollzogene Niederwerfung der Revolution in Italien und die bevorstehende Intervention in Spanien verkündigten und ähnliche Maßregeln gegen die Griechen und die südamerikanischen Colonien in Aussicht stellten. König Max von Baiern, dem der Kaiser durch Metternich bei dessen Rückreise über München nach Wien alle Aufschlüsse hatte geben lassen, erklärte sich sofort gegen seinen Schwiegervater Franz I. mit dieser Declaration vollkommen einverstanden. Von König Wilhelm aber versah man sich schon auf dem Congreß nichts Gutes: deshalb begab sich sein Schwager Kaiser Alexander auf seiner Rückreise zu einem „Familienausflug" nach Stuttgart. Metternich schreibt aus Innsbruck:

> Er hat seinem Schwager vieles gesagt, und alles was er gesagt, war gut; was jedoch der Schwager thun wird, dürfte es weniger sein; doch liegt mir nicht viel daran. Der große Karren ist einmal im Lauf, und da thun die Kleinen gut daran, sich der Bewegung anzuschließen; sonst laufen sie Gefahr, unter die Räder zu kommen und überfahren zu werden.

Das würtembergische Cabinet protestirte denn auch wirklich in einer merkwürdig schneidigen Depesche vom 2. Januar 1823 gegen diesen Versuch der „Erben des Einflusses, den Napoleon sich in Europa angemaßt, die kleinern (oder minorennen? États mineurs) unter Vormundschaft zu nehmen und um ihre Unabhängigkeit zu bringen". Das Rundschreiben machte einen Unterschied zwischen der griechischen Insurrection, bei der die Sache der Humanität und Religion ins Spiel komme, und den Revolutionen gegen das monarchische Princip. Aber alle diese Dinge ständen den Mächten zweiten Rangs nicht fern, und vollends unbegreiflich sei es, daß nicht einmal der Deutsche Bund als solcher, unzweifelhaft eine Macht ersten Ranges, auf dem Congreß repräsentirt gewesen, obschon zwei seiner Mitglieder sich in Verona befunden, da doch das Ganze unmöglich dem Einzelnen untergeordnet erachtet werden könne. Metternich replicirte mit sehr scharfen Randglossen: nicht als deutsche, sondern, wie sie es sich in der Bundesacte vorbehalten, als europäische Mächte seien Oesterreich und Preußen in Verona aufgetreten; von deutschen Interessen, oder von irgendeiner Verpflichtung des Deutschen Bundes sei auf dem Congreß gar nicht die Rede gewesen. Was das stuttgarter Cabinet „die Sache Griechenlands" zu nennen beliebe, fügt der Kanzler bissig hinzu, beschränke sich in den Augen der Congreßmächte auf die Prüfung der geeignetsten Mittel zur Erhaltung des Friedens im Orient: eine Frage, die eine genaue Kenntniß der Zustände in diesen Ländern sowie der vorangegangenen Verhandlungen erheische, und in der die Minister der deutschen Staaten wahrscheinlich sehr in Verlegenheit gewesen wären, ihren Rath zu ertheilen. Bis Mitte April 1823 dauerten dann noch die Verhandlungen mit dem würtembergischen Hofe, um ihn nicht ganz in das „revolutionäre System" versinken zu lassen und von seinen „verhängnißvollen Verirrungen" (funestes égaremens) abzubringen. Da derselbe sich fort und fort weigerte, „die Haltung zu ändern, die er bisher zum großen Nachtheil der gemeinsamen Interessen Deutschlands in den Bundesangelegenheiten beobachtet", beriefen Oesterreich und Preußen ihre Gesandten aus Stuttgart ab und ließen dort bloße Subalternbeamte zur Erledigung der laufenden Geschäfte, indem sie ihre Beziehungen

zur würtembergischen Regierung für die Zukunft auf jene Gegenstände beschränkten, die in Frankfurt am Bundestage zu verhandeln waren, sonst aber jede politische Correspondenz mit Stuttgart abbrachen. „In der Gewißheit, daß Se. Majestät der Kaiser von Rußland unsere Auffassung absolut theilt, sind wir überzeugt, daß er sich ungesäumt mit dem König von Würtemberg auf den gleichen Fuß stellen wird."

Von seinem Standpunkt aus schrieb dann Metternich auch ganz mit Recht: „Der Congreß von Verona ist der wichtigste seit dem Jahre 1814 und wird hoffentlich goldene Früchte tragen." Was der Fürst unter „goldenen Früchten" verstand, zeigt am deutlichsten seine aus Verona datirte „geheime Denkschrift an Kaiser Alexander über die Gründung eines Centralcomité der nordischen Mächte in Wien": ein Document, das heute um so mehr Actualität besitzt, da Rußland mit ähnlichen Vorschlägen zu einer internationalen politischen Polizei an Europa herantritt. „Von allen Uebeln, unter denen gegenwärtig der gesellschaftliche Körper leidet, ist die verbrecherische Wühlerei der Sekten dasjenige, welches die Aufmerksamkeit der Regierungen am nachdrücklichsten auf sich zu ziehen verdient", beginnt Metternich. Wie Napoleon I. seine „Ideologen" und Ludwig Napoleon seinen „Parlamentarismus" als crève-coeur hatte, so bildeten für Metternich die „Sekten" den rothen Lappen, auf den er bei jedem Anlaß losstürzte.

Der Fall Bonaparte's — werden wir weiter belehrt — befreite die Welt von einer ungeheuern Last: aber da diese Last gleichzeitig auf das Gute und das Böse gedrückt hatte, so fühlten Gute und Böse sich zu gleicher Zeit von den Schranken befreit, die sie im Zaume gehalten. Unglücklicherweise verfielen die Elemente des Guten der Entartung oder Lähmung, während die des Bösen nicht in Unthätigkeit verharrten — und so sehen wir denn bald den revolutionären Geist einen neuen Aufschwung nehmen.

Naiver ist wol der Aerger darüber niemals ausgesprochen worden, daß Napoleon selbst nach seinem Sturz noch die Rolle des Hechts im Karpfenteich des ancien régime fortspielte, weil man zur Restauration der vorrevolutionären Zustände an Kräfte hatte appelliren müssen, die sich nun nicht gleich wieder so ohne weiteres mit einem „Besen, Besen, seid's gewesen" in die Ecke schieben ließen. Hochcharakteristisch ist die Spectralanalyse, die uns zeigt, wie sich das Farbenprisma der revolutionären Erhebungen und ihrer Motive durch die „staatsmännische" Brille ansieht:

Ein allgemeines Misbefinden herrschte in Spanien; doch war kein Volk von einer revolutionären Erhebung weiter entfernt als das spanische. So war denn auch die Revolution von 1820 das unmittelbare Werk einer Verschwörung, die im Finstern angezettelt, mittels einer geheimen Gesellschaft vorbereitet und ausgeführt wurde. Was das Verbrechen geboren, hat dann eine dem Zustande vollkommenster Nichtigkeit verfallene Regierung nicht zerstören können. In der neapolitanischen Militärrevolte kann man nur die sklavische Nachahmung derjenigen der Insel von Leon erblicken. Die piemontesische dagegen wurde augenscheinlich durch die französischen Sektirer (sectaires) geleitet. Wenn aufgeklärte Beobachter längst die Existenz einer umfassenden revolutionären Gesellschaft, die mit denen des Auslandes in Verbindung steht, ahnen mochten, so hat der Ausbruch der Revolution in Turin den Schleier zerrissen, der bis dahin die Action jener Association umgab ... für die Combination der revolutionären Mittel in Deutschland und Frankreich fallen gegenwärtig in den Bundesländern besonders Frankfurt und Würtemberg, dann einige schweizer Städte ins Gewicht. Die Leute, die dort die erste Rolle spielen, sind die Gebrüder Murhard, einige andere Literaten und die Redacteure der „Neckarzeitung". Dies Blatt ist ein Unternehmen, das direct unter dem Einfluß des leitenden Comité in Paris steht. Sein Chefredacteur, Dr. Lindner, hat mehrere Jahre als thätiger Agent Bonaparte's in Deutschland gearbeitet; der zweite Redacteur ist Polizeicommissar unter Bonaparte gewesen.

Endlich gelangt Metternich zu seinem Vorschlage, die Heilige Allianz zur Gründung einer großen internationalen Reaction auszubeuten und in dieser Richtung zu erweitern: „Nie hat die Welt Proben von einer Einigung und Solidarität der großen politischen Organismen erlebt, denjenigen vergleichbar, deren Beispiel Rußland, Oesterreich und Preußen im Verlauf der letzten beiden Jahre dargeboten haben. Indem die Monarchen sorgfältig das conservative Interesse von dem einer gewöhnlichen (ordinaire) Politik trennten und alle Sonderinteressen dem gemeinsamen und allgemeinen Interesse unterordneten, haben sie das richtige Mittel gefunden, ihre heilige Union aufrecht zu erhalten und das unermeßliche Gute zu thun, das sie bereits bewerkstelligt haben." Jetzt handle es sich darum, Frankreich unter dem reactionären Ministerium Villèle zum Beitritt zu bewegen. „Dahin wird man leichter durch ein thatsächliches Vorgehen (marche de fait) gelangen, als durch Argumentationen und Raisonnements über die Nothwendigkeit dieser Solidarität." Demgemäß sollen in Wien drei Vertrauensmänner der drei Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen zusammentreten und ein „geheimes Comité" bilden als „Central-Informationsbureau, zu dessen Kenntniß jede Regierung alle von ihr entdeckten Verschwörungsspuren bringt". Die Central-Untersuchungscommission in Mainz müsse ihre Arbeiten ebenfalls diesem geheimen Comité vorlegen. So würden die Regierungen ganz andere Mittel zu ihrer Verfügung haben als die Gesellschaft, die niedergeschmettert (terrassée) werden solle. Die Umtriebe der „Sekte" würden weniger zu fürchten und viel leichter zu vereiteln sein, da jedes entdeckte Complot seinen gefährlichen Charakter verliere und der legalen Macht als Angriffswaffe dienen könne. Und daß Metternich sich darauf verstand, hatte er durch die Ausbeutung von Kotzebue's Ermordung bewiesen!

Charakteristisch ist die Art, wie Metternich sich über seine Collegen in den verschiedenen europäischen Cabineten äußert, je nachdem sie den strengsten reactionären Anforderungen genügen oder in dieser Beziehung nicht ganz vollwerthig befunden werden. Das höchste Lob trägt in dieser Beziehung das Ministerium Polignac davon: es besteht aus „lauter Royalisten der gediegensten Art", und seine Berufung ist „ein Ereigniß von der höchsten Wichtigkeit", weil das frühere liberale Cabinet, „dem es an aller Lebenskraft mangelte, nur dem Bösen dienlich war". Des-

gleichen spricht der Fürst auch von einem so dürftigen Geiste wie Castlereagh nur im Tone höchster Verehrung, und Wellington gegenüber stimmt er die Saiten seiner Leier bis zur wirklichen Bewunderung. „Das Vertrauen, das wir dem Herzog von Wellington entgegenbringen, ist groß", schreibt der Kanzler dem Fürsten Esterhazy, österreichischen Gesandten in London, als im August 1827 nach Canning's Tod die Tories unter Wellington wieder ans Ruder kommen. „Seine gesellschaftliche Stellung und sein Charakter sichern ihm Rechte und legen ihm Pflichten auf, die eben nur ihm allein gebühren. Unsere aufrichtigsten Wünsche werden alle seine Schritte begleiten, und wenn der Herzog irgendwo als Stützpunkt zu Gunsten der guten Sache eine Theilnahme sucht, die von allen Nebenabsichten, von jedem Vorurtheil wie von jedem Irrthum (de toute erreur!) frei ist, so wird er, wie ich mir schmeichle, in Wien danach suchen." Von einer wahrhaft verblüffenden Ueberschwenglichkeit aber wird die Ausdrucksweise Metternich's, sobald er von Staatsmännern spricht, die nicht nur nicht ganz auf der Höhe der Reaction stehen, sondern aus den napoleonischen Tagen sich gar noch einen gewissen liberalen Nimbus in die trostlose Oede der Restaurationszeit mit hinübergerettet haben. Die ganze Umgebung Friedrich Wilhelm's III. ist für Metternich die „reine Revolution". Im August 1819 schreibt er:

Fürst Hardenberg ist moralisch wie physisch in eine beinahe an Kindheit grenzende Schwäche verfallen. Zwei Elemente, die für einen auf hoher Stufe des Einflusses stehenden Geschäftsmann stets die gefährlichsten sind, wirken heute stärker als früher auf ihn ein vermöge seines Zustandes von Schwäche: das eine ist ein außerordentlicher Drang nach dem Ruf der Liberalität; das andere eine unglückliche Neigung nach sonderbaren Umgebungen. Es steht heute so, daß man ohne Uebertreibung behaupten kann, es umgibt ihn nicht Ein Mann, der nicht entweder im Sinne der reinsten Demokratie wäre oder bereits als activer Theilnehmer in der Verschwörung gegen den eigenen preußischen Thron stände. Der König ist über diese Lage der Dinge vollständig unterrichtet. Es sind also in Preußen zwei negative Gewalten miteinander im Kampfe, die Schwäche des Königs mit jener des Staatskanzlers. Die erstere ist die weniger gefährliche: denn die Schwäche des Königs ist mit Trägheit gepaart; zu jener des Staatskanzlers gesellt sich im Gegentheil die größte Thätigkeit.

Indessen Hardenberg bereitete Metternich für seine reactionären Plane kein nennenswerthes Hinderniß, da der Kanzler Franz' I. schon im November 1818 auf dem Aachener Congreß und dann noch weit mehr im Juli 1819 in Teplitz — nach Kotzebue's Ermordung, vor dem Beginn der Karlsbader Conferenzen — Friedrich Wilhelm III. selbst vollständig zu gewinnen wußte. Der König empfing ihn in Teplitz mit der Versicherung, der Fürst wisse, daß Friedrich Wilhelm seinen Ansichten alles Vertrauen schenke; seine eigene Lage aber sei schwer, da ihm selber die Leute fehlten — deshalb vertraue er auf den Kanzler, daß dieser ihm helfe, über einen gemessenen Gang übereinzukommen. Hardenberg's Unglück sei seine Umgebung, unter der gar curiose Leute steckten; Metternich habe mit allen seinen Vorwürfen vollkommen recht; aber das komme davon, wenn die Leute alt würden — Metternich möge nur gleich hier in Teplitz den anwesenden preußischen Ministern Hardenberg, Bernstorff und Wittgenstein seine Ansichten entwickeln und mit ihnen die Grundsätze feststellen, die dann unverbrüchlich zur Anwendung kommen sollten.

Ein anderer Stein des Anstoßes für Metternich war der liberale russische Minister Kapodistria: allein auch diesen gelang es, wenngleich langsamer, durch den directen Appell an den Kaiser Alexander zu beseitigen. Am 22. October 1822 konnte der Kanzler vom Congreß zu Verona über Kapodistria, dem er sogar „gesunden Menschenverstand" abgesprochen, nach Hause schreiben:

Das böse Element ewiger Zerwürfnisse hat seine Bahn geendet und mit ihm verschwinden tausend Verlegenheiten und Schwierigkeiten, weil der Congreß nun nur aus braven Leuten besteht. Meine persönlichen Beziehungen zum Kaiser von Rußland sind die intimsten, was sie eben für die Ruhe der Welt sein müssen. Er glaubt an mich gerade wie mein Kaiser es thut; und die Geschäfte gewinnen dabei, was sie bei keiner andern Combination gewinnen könnten.

Geradezu spaßhaft aber ist Metternich's Wuth und Geschimpfe über „die Schönredner, die britischen Minister"; seitdem Canning das Amt eines leitenden Staatsmannes im Rathe der Krone übernommen, aus dem er sich dann freilich nicht durch die dem Kanzler allein geläufigen diplomatischen Hausmittelchen oder durch einen directen Appell an Georg IV. beseitigen ließ. Der Aerger des Absolutisten über seine Ohnmacht, da wo ihm zum ersten mal ein echter Parlamentarismus in den Weg tritt, hat etwas unbeschreiblich Komisches. „Was will denn Canning? Wem will er es recht thun? Was hat er vor?" — schreibt Metternich, seine blasse Furcht hinter hohlen Scheltworten verbergend, nach jener epochemachenden Rede Canning's vom 14. April 1823, in welcher er, ein moderner Aeolus, die Stürme der Revolution zu entfesseln drohte, wenn die Heilige Allianz fortfahre, mit unerhörter Anmaßung die Unabhängigkeit der Völker, die nationale Ehre, die Eintracht der Herrscher und Unterthanen, alle originelle Entwickelung der Staaten zu bedrohen. Wer sich den Unterschied zwischen einem bloßen Diplomaten und einem wirklichen Staatsmanne, der zugleich ein gewaltiger Volkstribun ist, so recht vergegenwärtigen will, der lese diese, im fernsten Winkel Europas widerhallende Rede, sei es auch nur im magersten Auszuge, und hinterdrein Metternich's weitere Randglossen dazu:

Am Ende muß ein Mann doch irgendeinen Zweck haben. Ich fange an, selbst das bischen gute Meinung, das ich dem Manne (Gott verzeihe es mir) nicht ohne Widerstreben entgegengebracht, noch einzubüßen. Ein schönes Jahrhundert das, für jedwede Sorte von Menschen! für die Einfältigen, die für geistvoll gelten, aber aufgeblasen sind; für die moralischen Schwächlinge, die immer bereit sind, von ferne mit der Faust zu drohen, wenn die Gelegenheit günstig ist!... Wie schade, daß Wellington so ängstlich ist, der Mann mit geradem Herzen und so ehrlichem Gesicht!

Aber zwei Jahre später (August 1825) schreibt Metternich halb verzweifelt an Esterhazy in London:

Ein Mann hat sich in England zum Steuerruder der Geschäfte emporgeschwungen. Er hat sein Augenmerk darauf gerichtet, seine Macht auf die Pflege der in seinem Lande populären Vorurtheile zu gründen. Bis zu dieser Stunde ist ihm sein Unternehmen gelungen; aber hat er damit seinem Vaterlande und der gemeinsamen Sache gedient, die ohne Zweifel zugleich diejenige Englands ist? Ich bin über die Art der Antwort nicht im Unklaren.

Wieder ein Jahr darauf schreibt „dieser abscheuliche Großprofoß der Heiligen Allianz", wie die französischen Blätter Metternich genannt:

Es gibt in dieser Welt zwei Arten von Geist: die eine streift alles und ergründet nichts; die andere vertieft sich in die Dinge und durchdringt sie. Canning besitzt in hohem Grade den Geist der ersten Kategorie; ich habe gewiß viel weniger Geist als er; aber mit meinem bischen Vorrath davon gehöre ich in die zweite Kategorie. Canning fliegt, ich gehe: er erhebt sich in eine Region, wo keine Menschen mehr wohnen; ich halte mich immer mit den menschlichen Dingen auf gleichem Niveau. Das Ergebniß dieses Unterschiedes ist, daß Canning die Romantiker für sich haben wird, während ich auf die gewöhnlichen Prosaisten angewiesen sein werde. Seine Rolle ist glänzend wie ein Blitz, aber vorübergehend wie dieser: die meinige blendet nicht, aber sie erhält, was die andere verzehrt! Das ist die einfache, aber unzweifelhafte Wahrheit, die der Geschichtschreiber immer entdeckt, die aber den Zeitgenossen oft entgeht. Die Männer wie Canning fallen zwanzig mal und stehen zwanzig mal wieder auf; die Leute meines Schlags sind der Mühe, sich zu erheben, entbunden, weil sie nicht so häufigem Fallen ausgesetzt sind. Die ersten beschäftigen und belustigen immer das Parterre; die andern langweilen es häufig. Mich zu beobachten, muß recht langweilig sein für die ungeheuere Mehrheit derer, die mich an der Arbeit sehen. Nur mögen sie sich nicht daran stoßen, denn ich werde mich nicht ändern.

Immer dieselbe Voraussetzung, daß „Realpolitiker" nur ist, wer die Ruhe des Kirchhofs ringsum verbreitet und jedwede geistige Regung ertödtet! Immer dieselbe hochmüthige Verblendung, daß die Welt sich ändern müsse, weil Fürst Metternich sich ganz gewiß nicht ändern wird, da er ganz außer Stande ist, die neuen Factoren auch nur zu würdigen, die er durch vornehmes Ignoriren oder schlimmstenfalls als Generalgewaltiger der Heiligen Allianz abthun zu können glaubt.

Die Geschichte, an die er gar so gern appellirt, wird ihm zurufen: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir!" An Canning's Reden, und namentlich an der vom 14. April 1823, werden sich noch Kind und Kindeskind begeistern wie an einer Großthat, an den ersten Riß in die tiefe Finsterniß, welche Metternich über Europa verbreitet; die Depeschen des Staatskanzlers liest nur der Fachmann und dankt Gott, wenn er die ermüdende Arbeit hinter sich hat, die, weiß der Himmel! nichts Erfrischendes bietet. Selbst jene theilweise, wenn auch ironische Anerkennung Canning's wird dem Fürsten bald wieder lästig: er läßt sich dafür von toryistischen Lords, die Wien besuchen, „über Canning's Gang eine Menge und mitunter beinahe komische Notizen liefern". Endlich erlöst ihn Canning's Tod von diesem Alp, und nun läßt er am 19. August 1827 gleich zwei Jubeldepeschen auf einmal an Esterhazy abgehen:

Bei der Erbschaft, die Herr Canning seinem Vaterlande hinterlassen und die nur aus Zerrüttung besteht, könne die Ordnung nur allmählich wieder aus dem Chaos hervorgehen, zumal da, wo mehrere Parteien unausgesetzt miteinander in offenem Kampfe begriffen seien ... einstweilen müsse man sich mit der Gewißheit begnügen, daß nicht der traurige parlamentarische Schweif des Verstorbenen an das Ruder gelangen werde. Gleich einem bösartigen Meteor hatte die Vorsehung diesen Mann auf England und Europa geschleudert.... Alles hat er erschüttert, vieles zerstört, aber nichts aufgebaut — (natürlich; die Anerkennung der südamerikanischen Republiken, die Befreiung Portugals von Dom Miguel, die Unterstützung Griechenlands, das ist ja alles keine Realpolitik, sondern liberale Romantik) — trübselige, aber gewöhnliche Mitgift von Leuten dieses Schlags. England ist von einer großen Geisel befreit: woher aber nimmt die Menschheit die ihr gebührenden Entschädigungen für all das Unheil, das sie getroffen und dessen ganze Ausdehnung heute noch kaum abgemessen werden kann?

Das ist reiner und vollwerthiger Metternich!

Walter Rogge.

Vom Fischerdorf zur Weltstadt.

Entsprechend der gewaltigen Bedeutung, welche die Stadt Berlin für die gesammte moderne Welt gewonnen, hat sich die besondere Literatur über diese nunmehr erste deutsche Stadt noch in den letzten Jahren wieder so erheblich vermehrt, daß, sie zu beherrschen, schon ein specielleres Studium, die bestimmte Neigung und ein beträchtlicher Zeitaufwand nöthig wird. Lassen wir alle ältern Erscheinungen beiseite und nehmen wir nur die neueste Literatur über Berlin hier in Kürze vor, so sind in derselben so ziemlich alle literarischen Disciplinen und Kategorien vertreten: die gelehrte, wissenschaftliche Geschichtsforschung in dem vom Magistrat officiell ins Leben gerufenen und durch den Archivar der Stadt bearbeiteten großen „Urkundenbuche"; die Statistik in dem vom städtischen statistischen Bureau herausgegebenen Jahrbuch für Volkswirthschaft und Statistik: „Berlin und seine Entwickelung" (bisjetzt neun Jahrgänge); die Touristenliteratur in den Berlepsch'schen und Knapp'schen Arbeiten für die Meyer'schen und Bädeker'schen Reisebücher; die Memoirenschreibung in Friedrich Adami's „Vor 50 Jahren" und Eberty's „Jugenderinnerungen eines alten Berliners"; die Völkerpsychologie und sociale Wissenschaft in Schwabe's (des verstorbenen Schöpfers einer Statistik Berlins überhaupt) „Betrachtungen über die Volksseele in Berlin" und —

mehr mit gemüthlichem Humor anekdotisch erörtert — in Langenscheidt's „Naturgeschichte des Berliners"; die Sprachforschung und Dialektkunde in der anonym erschienenen Schrift „Der richtige Berliner in seinen Ausdrücken und Redensarten"; die Literaturgeschichte in der Festschrift zur Enthüllung des Goethe-Denkmals: „Goethe und Berlin" von Otto Brahm; endlich die Kunstgeschichte in Alfred Woltmann's „Baugeschichte Berlins", in Adolf Rosenberg's Monographie: „Die Berliner Malerschule" und in verschiedenen andern, z. B. auch speciell theatergeschichtlichen Werken.

Doch wir betonten oben: die gelehrte, wissenschaftliche Geschichtsforschung. Das bereitet auf den Gegensatz vor; wir wollen zwar durchaus nicht sagen: die ungelehrte, unwissenschaftliche, weil wir falsch verstanden werden könnten; wohl aber wollen wir sprechen von einer populären, nicht dem Historiker von Fach, sondern dem großen Publikum, dem eventuellen Lesebedürfniß oder Wissensdurst jedes Berliners als solchen zugute kommenden und Rechnung tragenden Geschichtsforschung oder vielmehr Geschichtserzählung.

Wir besitzen diese volksthümliche, sich an die weitesten Kreise, die verschiedensten Bildungsstufen wendende Geschichtserzählung in dem Buche:

Fünfhundert Jahre berliner Geschichte. Vom Fischerdorf zur Weltstadt. Geschichte und Sage. Von **Adolf Streckfuß**. Zweite Auflage. Berlin, Brigl. 1879. Gr. 8. 15 M.

Stadtrath Adolf Streckfuß in Berlin, längst schon publicistisch, nationalökonomisch u. s. w. mit der Feder thätig, hat seit einer Reihe von Jahren sich auch der schönen Literatur zugewendet und nun bereits über ein Dutzend Romane und Novellen geschrieben, die alle ihr dankbares Publikum, namentlich im Leserkreise der Zeitung „Tribüne", in welcher sie sämmtlich zuerst erschienen sind, gefunden haben. Brigl, der Besitzer und Verleger der „Tribüne", ist, wie wir oben bei der Titelangabe des Buchs verzeichneten, auch der Verleger der „Fünfhundert Jahre berliner Geschichte": das Streckfuß'sche Geschichtsbuch wird zumeist dasselbe Publikum gefunden haben und auch in Zukunft noch weiter finden, welches die Streckfuß'schen Romane und Novellen fanden und finden werden. Diese Leser kennen nun einmal seine ganze Art; von Poesie muß man bei ihm abstrahiren; auch ein Aufwand von Geist läßt sich nicht bemerken, dagegen nirgends in Stich lassende Verständigkeit, geschickte Behandlungsweise des Stoffs, glatte Darstellung und ein ehrbarer Ernst der Gesinnung, den man im Leben wol die bürgerliche Tüchtigkeit nennen kann.

In der That liest sich auch diese historische „Erzählung" im Zusammenhang und von Kapitel zu Kapitel wie eine frei erfundene. Vor allem sorgt der Autor dafür, daß keine kritische oder bibliographische Note den ohne Unterbrechung, wenn auch ruhig fortschreitenden Gang der geschilderten Ereignisse oder Begebenheiten hemmt. Mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit wird jeder gelehrte Ballast vermieden. Dennoch merkt man im Inhalt, daß die Quellen fleißig benutzt sind und der Verfasser ein sehr geschickter Compilator war. Zur Charakterisirung seines Werks in Bezug auf die geschichtlichen Materien wie auf Einkleidung und Form wollen wir drei Stoff- und Stilproben hier mittheilen.

Zuerst eine hochinteressante Episode aus der Vergangenheit des jetzigen deutschen Kaisers, damaligen Prinzen von Preußen, seine Heimkunft aus England im Jahre 1848 betreffend. Am 4. Juni veröffentlichte der „Staats-Anzeiger" einen Brief des Prinzen an seinen Bruder, den König, worin ersterer seine Rückkehr anzeigte:

Ew. Majestät zeige ich unterthänigst an, daß ich, dem mir ertheilten Befehl gemäß, London verlassen und den Continent wieder betreten habe. Ich halte den Zeitpunkt für den passendsten, um meine Ew. Majestät schon bekannten Gesinnungen, mit denen ich in die Heimat zurückkomme, nochmals offen auszusprechen. Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß die freien Institutionen, zu deren festerer Begründung Ew. Majestät jetzt die Vertreter des Volks berufen haben, unter Gottes gnädigem Beistande sich zum Heile Preußens mehr und mehr entwickeln werden. Ich werde dieser Entwickelung mit Zuversicht und Treue alle meine Kräfte widmen und sehe dem Augenblick entgegen, wo ich der Verfassung, welche Ew. Majestät mit Ihrem Volke nach gewissenhafter Berathung zu vereinbaren im Begriff stehen, die Anerkennung ertheilen werde, welche die Verfassungsurkunde für den Thronfolger festsetzen wird. Brüssel, 30. Mai 1848. Prinz von Preußen.

Ueber die bis dahin noch ziemlich räthselhaften Motive der Reise des Prinzen nach England erhielten die Berliner durch eine Erklärung des Ministerpräsidenten in der Nationalversammlung Auskunft. Camphausen gab sie infolge einer Interpellation in der elften Sitzung am 6. Juni ab. Es hieß darin:

Nach dem großen Kampfe, welcher in der Stadt Berlin stattgefunden hat, ist am 19. März Sr. königlichen Hoheit dem Prinzen von Preußen von seinen Freunden gerathen worden, wegen der gegen ihn herrschenden Aufregung die Stadt zu verlassen. Der Prinz hat sich nach Spandau begeben, von dort nach der Pfaueninsel und hat dort die Tage des 20. und 21. März zugebracht. Bekanntlich hat in jenen Tagen das Gerücht, daß eine Heeresabtheilung unter Führung des Prinzen heranrücke, die Stadt in die größte Aufregung versetzt, und wenngleich dieses Gerücht, wie so viele andere, völlig unbegründet war, so haben doch die damaligen Minister geglaubt, Sr. Majestät den Wunsch ausdrücken zu müssen, daß zur Beruhigung der Bevölkerung Se. königliche Hoheit der Prinz von Preußen eine Reise ins Ausland antrete. Se. Majestät haben diesem Wunsche nachgegeben und deshalb eine mündliche Mittheilung an den Prinzen gelangen lassen. Dieselben haben jedoch erklärt, daß Sie auf eine solche mündliche Mittheilung das Land nicht verlassen würden, daß Sie aber in dem Falle dazu bereit wären, wenn Ihnen ein ausdrücklicher und schriftlicher Befehl von Sr. Majestät vorgelegt würde. Demnach haben Se. Majestät in einem eigenhändigen Schreiben dem Prinzen den Auftrag ertheilt, sich nach London zu begeben, um dem befreundeten englischen Hofe Aufschluß und Aufklärung über die hiesigen Zustände und die hiesigen Ereignisse zu geben. Später hat der Prinz sich angelegentlich mit der Besichtigung der Anstalten für die Marine beschäftigt.

Im weitern Verlauf seiner Rede erklärte der Minister unter anderm:

Als der Zeitpunkt der Einberufung einer Versammlung, mit welcher die künftige Verfassung des Landes begründet werden soll, herannahte, da haben wir geglaubt, es sei unerlaßlich, daß der Thronfolger im Lande anwesend sei, und haben es für unsere Pflicht gehalten, unsererseits auf die Rückkehr anzutragen.

Nach solchen Worten war die baldige Ankunft des Prinzen von Preußen in Berlin zu erwarten. So geschah es. Am 7. Juni traf derselbe in Potsdam, am 8. in Berlin ein. Er wurde von dem Minister von Patow und einer kleinen Zahl vorher benachrichtigter Anhänger empfangen. Unmittelbar vom Bahnhof fuhr er nach der Singakademie, wo die Nationalversammlung tagte, um seinen Sitz in derselben einzunehmen. Er trat in Generalsuniform in den Sitzungssaal und setzte sich auf der vordersten Reihe der rechten Seite nieder. Der Eintritt des Prinzen machte auf die Versammlung einen eigenthümlichen Eindruck. Mehrere Mitglieder der Rechten erhoben sich, dagegen ertönte sofort von der Linken der Ruf: „Sitzenbleiben"! Jene folgten schnell dieser Weisung. Der auf der Tribüne befindliche Abgeordnete Temme ließ sich in seiner Rede nicht stören, aber niemand merkte auf seine Worte, sodaß er bald schloß. Die Augen aller waren auf den Prinzen gerichtet; man erwartete mit Ungeduld eine Kundgebung des neu eingetretenen Mitgliedes. Als Temme geendet, nahm der Präsident das Wort. „Eigentlich", so sagte er, „hätte der Abgeordnete D'Ester das Wort; aber der Abgeordnete des wirsitzer Kreises wünscht in einer persönlichen Angelegenheit zu sprechen." Der Prinz erhob sich. Seine Rede theilt der stenographische Bericht folgendermaßen mit:

Prinz von Preußen, als Abgeordneter für den wirsitzer Kreis: Vermöge der auf mich gefallenen Wahl bin ich berechtigt, in Ihrer Mitte zu erscheinen. Ich würde bereits gestern hierher geeilt sein, wenn es nicht der Jahrestag unauslöschlicher Trauer gewesen wäre, der mich im Schose meiner Familie festhielt; heute aber ergreife ich die Gelegenheit, um zuvörderst meinen Dank für das Vertrauen auszusprechen, welches mich in Ihre Mitte berief und wodurch es mir möglich wird, Sie, meine Herren, welche aus allen Provinzen des Landes und allen Ständen hier versammelt sind, herzlich willkommen zu heißen. Nicht nur die Blicke Preußens, die Blicke der Welt sind auf unsere Versammlung gerichtet, da durch Sie eine Vereinbarung mit unserm König herbeigeführt werden soll, welche für lange Zeit die Schicksale des preußischen Volks und seiner Könige feststellen soll. Welch ein hoher Beruf! Je heiliger dieser Beruf, je heiliger muß der Geist und die Gesinnung sein, welche unsere Berathungen leiten. Die constitutionelle Monarchie ist die Regierungsform, welche unser König zu geben uns vorgezeichnet hat. Ich werde ihr mit der Treue und Gewissenhaftigkeit meine Kräfte weihen, wie das Vaterland sie von meinem, ihm offen vorliegenden Charakter zu erwarten berechtigt ist. Dies ist die Pflicht eines jeden Vaterlandsfreundes, vor allem also die meinige, als des ersten Unterthanen des Königs. So stehe ich jetzt wieder in Ihrer Mitte, um mitzuwirken, daß die Aufgabe, welche uns gestellt, zu einem glücklichen Ziele geleitet werde. Möge die Gesinnung, welche ich ausgesprochen habe, von uns allen getheilt und festgehalten werden, dann wird unser Werk gelingen und zum Wohl und Heil des geliebten Vaterlandes gereichen. Möge mein Erscheinen unter Ihnen ein günstiges sein; mögen wir vereint die Thätigkeit entwickeln, welche von uns erwartet und gehofft wird. Meine übrigen Geschäfte werden mir nicht erlauben, regelmäßig an Ihren Sitzungen theilzunehmen; ich ersuche daher den Herrn Präsidenten, meinen Stellvertreter einzuberufen. Uns alle aber, meine Herren, leite der Ruf und Wahlspruch der Preußen, der sich so oft bewährt hat: Mit Gott für König und Vaterland!

Ein Bravo von der Rechten, so erzählt der stenographische Bericht, folgte der Rede; er sagt nichts von einem Zeichen der Linken, durch welches diese das Bravo übertönen wollte. Nachdem der Prinz die Rednertribüne verlassen, wurden die Verhandlungen fortgesetzt. Gleich darauf entfernte sich der Prinz aus dem Saale.

Muß Derartiges aus dem Schachte der Vergangenheit durch einen fleißigen Compilator wieder ans Tageslicht gefördert zu sehen nicht einem jeden von höchstem Interesse sein? Um an ein welthistorisch gewordenes königliches Wort zu erinnern, das derselbe Mund sprach, dem wir oben als geistigem Zeugen jener Scene in der preußischen Nationalversammlung lauschten — muß man hier nicht, den Gang der Geschichte bewundernd, ausrufen: „Welche Wendung der preußischen, der deutschen Verhältnisse und Schicksale durch Gottes Fügung!"

Im Jahre 1879 hat wol überall in der civilisirten Welt das glänzende Gelingen der berliner Gewerbeausstellung von sich reden gemacht. Sie war nicht die erste ihrer Art in Berlin. Auch schon vor 36 Jahren, am 15. August 1844, wurde in der preußischen Hauptstadt eine allgemeine deutsche Gewerbeausstellung eröffnet. Der König hatte derselben das Zeughaus eingeräumt; sie war aus allen Ländern des Zollvereins reich beschickt worden. Finanzminister von Bodelschwingh hielt bei der feierlichen Eröffnung eine schwungvolle Rede. Ueber diese Ausstellung enthielt die „Vossische Zeitung" vom 16. August 1844 einen kurzen, übersichtlichen Bericht, der uns ein treues Bild von ihr gibt. Streckfuß hat auch diesen interessanten Bericht für uns „ausgegraben".

Zum Schluß nun noch ein Griff zurück ins vorige Jahrhundert. Bekanntlich hat vor kurzem die Vermählung des ältesten Sohnes des Kronprinzen, Prinz Wilhelm's von Preußen, des dereinstigen Kaisers und Königs, mit der Prinzessin Auguste Victoria von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg stattgefunden. Da wird es nicht uninteressant sein, zu erfahren, wie noch vor 150 Jahren, im Zeitalter des „großen Friedrich", am preußischen Hofe eine fürstliche Hochzeit mit ganz eigenthümlichen, wir möchten sagen halb naiven, halb cynischen Bräuchen und Ceremonien gefeiert worden ist. In dieser Beziehung hat Streckfuß alte Briefschaften aufgestöbert und danach uns die Festlichkeit folgendermaßen geschildert:

Am 7. Januar fand die Vermählung des ältesten Bruders des Königs, August Wilhelm, der den Titel eines Prinzen von Preußen führte, mit der Prinzessin Luise von Braunschweig-Wolfenbüttel statt, zu der sich trotz des immer noch nicht beendeten Kriegs eine große Zahl vornehmer und fürstlicher Gäste eingefunden hatte. Lustbarkeiten und Feste jagten sich; jeder Tag brachte neuen Glanz. Der Herr von Bielfeld hat uns in

seinen Briefen eine interessante Schilderung dieser Festlichkeiten hinterlassen; er kann nicht genug von der Pracht derselben erzählen. Sämmtliche Zimmer des Schlosses waren am Hochzeitstage erleuchtet; im Weißen Saale hatte man unter einem Thronhimmel von karmoisinrothem, mit Gold verziertem Sammt den Altar errichtet. Die Festgäste waren im höchsten Schmuck, von allen Seiten sah man Silber, Gold, Perlen und Diamanten glänzen. Nach der Trauung wurde eine wahrhaft reiche Mahlzeit gehalten und dann der übliche Fackeltanz getanzt, bei dem die Musiker auf dem silbernen Chor saßen. Nach der Beendigung des Tanzes führte der König den Prinzen von Preußen, die Königin die Prinzessin in ihre Zimmer. Die Neuvermählten legten ein zierliches Négligée an, dann öffneten sie die Thür des Gemachs und der Hof trat in dasselbe. Die Prinzessin lag auf einem Bett von karmoisinrothem Sammt, welches reich mit Perlen verziert war. Der Prinz saß im Schlafrock und mit einer Nachtmütze versehen auf dem Kopfkissen. Die vertrauten Freunde des Prinzen überboten sich an Witz und in nicht gerade zarten Scherzen, die aber ein Ende hatten, als der Prinz das Strumpfband seiner jungen Gemahlin zerschnitt und unter die Dastehenden vertheilte, dann den König umarmte und die Gesellschaft verabschiedete. Die Hofherren blieben noch bis 3 Uhr morgens zusammen bei einer Abendmahlzeit, bei der man, wie Bielfeld sagt, mehr als ein gestrichenes Glas auf das Waffenglück der Neuvermählten trank. Am folgenden Tage versammelte sich der Hof gegen 6 Uhr abends in der Großen Galerie; die Damen und Cavaliere erschienen im Domino, aber ohne Gesichtsmasken; Bielfeld allein trug ein reiches geschmackvolles Costüm, denn ihm war eine eigenthümliche Rolle zuertheilt, die, der Prinzessin den Strohkranz zu überreichen und dazu eine Rede zu halten, in welche er — so war nach Bielfeld's Mittheilung des Königs ausdrücklicher Befehl — einige schlüpfrige Scherze einfließen lassen sollte. Die Feierlichkeit der Strohkranzüberreichung fand nach 9 Uhr, nach dem Abendtische, statt. Zwölf junge Cavaliere gingen, jeder eine angezündete Fackel in der Hand tragend, Bielfeld voran; ihnen folgte ein schlesischer Edelmann, der Baron von Modrach, der auf einer goldenen Schüssel einen kunstreich verfertigten und mit mehrern kleinen Wachskindern geschmückten Strohkranz trug. Der Hof hatte sich in einem Halbzirkel aufgestellt, Bräutigam und Braut standen in der Mitte, der König und die Königin ihnen zur Seite. Die zwölf Cavaliere führten einen Fackeltanz auf, eine Pantomime, welche auf die Vermählung Bezug hatte; dann hielt Bielfeld seine Rede, und da der König sehr mit derselben zufrieden war und stark in die Hände klatschte, so mag sie wol der schlüpfrigen Scherze genugsam enthalten haben. Nach Beendigung der Rede setzte der Baron von Modrach der Prinzessin den Strohkranz auf das Haupt; diese indessen war wenig damit zufrieden; sie riß ihn schnell ab und warf ihn dem Prinzen zu.

„Vom Fischerdorf zur Weltstadt" heißt der zweite Titel des Streckfuß'schen Werks. Es ist das freilich durchaus wörtlich zu nehmen; der Autor schrieb nicht: „Vom Fischerdorf bis zur Weltstadt". Den fünfhundertjährigen Weg der Entwickelung Berlins geht er nicht bis zum Ende, sondern macht Stillstand im Jahre 1848, in welchem Berlin gewiß noch keineswegs eine „Weltstadt" zu nennen war. Folgendes sind die Kapitelüberschriften des ganzen Buchs, welche Aufzählung dem Leser gleichzeitig eine Art flüchtig vorübereilenden Wandelbildes der Geschichte der Stadt „am grünen Strande der Spree" verschaffen wird: „Berlin im 14. Jahrhundert"; „Berlin im 15. Jahrhundert"; „Berlin in der Reformationszeit"; „Berlin unter der Regierung der Kurfürsten Johann Georg, Joachim Friedrich und Johann Sigismund"; „Berlin zur Zeit des Großen Kurfürsten"; „Berlin zur Zeit der Regierung Friedrich's III. (I.)"; „Berlin zur Zeit der Regierung Friedrich Wilhelm's I."; „Berlin zur Zeit der Regierung Friedrich's des Großen"; „Berlin im letzten Jahrzehnt des 18. und im Anfang des 19. Jahrhunderts"; „Berlin zur Zeit der Franzosenherrschaft"; „Berlin zur Zeit der deutschen Volkserhebung"; „Berlin unter der Regierung Friedrich Wilhelm's III. bis zu dessen Tode"; „Berlin vom Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. bis zum 18. März 1848"; endlich „Berlin in der Revolutionszeit".

Das war also gerade nur der Wendepunkt, wo aus dem vormärzlichen, dem alten Berlin das nachmärzliche, das neue zu entstehen und allmählich, unter Kämpfen und Verzögerungen mancherlei Art, sich zu entwickeln begann. Hätte Streckfuß, der mit der Auflösung der Nationalversammlung endet, weiter geschrieben: wie viele Kapitel hätte er noch anreihen müssen, ehe er wirklich bei der „Weltstadt" (und immer doch nur erst einer noch fortdauernd werdenden) angelangt wäre! Wir denken so: Berlin in der Reactionszeit; Berlin und Olmütz; die Regentschaft und die neue Aera; die Conflictszeit; der dänische Krieg; der österreichische Krieg; der Norddeutsche Bund — Berlin als Bundeshauptstadt.

Wollen wir zum Schluß einen Blick auf das aus dieser norddeutschen Bundeshauptstadt abermals herauswachsende Berlin, auf die deutsche Kaiserstadt Berlin oder die Reichshauptstadt werfen, so darf ich wol hierbei einige von dem Autor an anderer Stelle gegebene Ausführungen benutzen. Unsern Augen bietet sich das Berlin, welches zunächst die glorreichen Thaten der deutschen Feldherren und Krieger in Frankreich aus unverhohlenem Enthusiasmus, mit einem Schwunge der Begeisterung, die an die Erhebung von 1813 erinnert, und mit einer immerdar offenen Hand, einem weit offenen Herzen für die im Felde Stehenden, die Gesunden wie die Kranken und Verwundeten, begleitet. Dann ist es das Berlin, welches den zurückkehrenden Siegern, an der Spitze dem ehrwürdigen Kaiser, in Wahrheit goldene Thore und Säulen baut, welches mit Genugthuung auf die Fülle fürstlicher Besuche blickt, die dem mächtigsten Herrscher der Gegenwart gelten und welches alsbald auch seine neue Rolle als Kaiserstadt begreift und geschickt zur Darstellung bringt. Es „repräsentirt" sowol bei der Dreikaiserzusammenkunft als beim Zusammentritt des ersten deutschen Parlaments, um nur zwei der hervorragendsten Momente herauszugreifen, in würdigster und splendidester Weise. Dann, als der Rausch der französischen Siege der deutschen Menschheit zu Kopfe steigt, als die Milliardenflut hereinbricht, gewahren wir das Berlin der Gründerära, der denkbaren und undenkbaren Actiengesellschaften, des extravagirenden Börsenspiels, der ungezügelten Bauwuth (die jedenfalls viel Schönes im einzelnen geschaffen und aus dem alten Berlin erst recht

das neue zu machen verstanden), der schwindelnd hohen Miethpreise — und als Rückseite der Medaille das Berlin der Wohnungsnoth und der Barackenansiedelungen auf freiem Felde, endlich das Berlin des durch das rollende Gold emporschießenden Luxus, der Prunk- und der Genußsucht, in der für seinen Theil selbst der kleine Mann und der jetzt plötzlich die höchsten, früher nicht geträumten Löhne erzielende, davon ganz wirblig gemachte Arbeiter mit dem Finanzmann, dem Industriellen, dem Börsianer und Gründer wetteifert.

Aber auf die Gründerära folgt die Krachperiode, auf das gegründete, respective gründende Berlin das verkrachte. Die Actiengesellschaften machen bankrott; das Börsenhazardspiel holt sich seine Opfer; die Gründungen jeder Gestalt machen Pleite; die Baulust versiegt; dennoch gehen die Wohnungspreise jäh herunter, die Fabriken stehen leer, Arbeit und Verdienst hören auf, die Theaterfreiheit schafft unter diesen Umständen nur ein immer größeres Kunstproletariat — kurz, wohin man blickt, Geldklemme, Geschäftsstockung, wirthschaftliche Misère. Unter ihrer Herrschaft erhebt der Wahnwitz der socialdemokratischen Bewegung immer frecher sein Haupt, bis zwei Schüsse, die in Berlin fallen, der Gesellschaft einen heilsamen Schreck einflößen, indem ihr Echo mächtig an aller Ohr schlägt als ein Mahnwort, wohin es bereits mit den öffentlichen Zuständen und dem sittlichen Bewußtsein gekommen ist.

Indessen — hier wollen wir nicht das trübe, sondern ein lichteres Bild, das der immer vollständigern Ueberwindung des Krachs, des Katzenjammers nach dem vorhergegangenen Rausche, festhalten. Wir wenden uns dem Schauspiel zu, wie Berlin im achten Decennium, anfangs getragen von der Gunst, dann trotz der Ungunst der allgemeinen Zeitverhältnisse sich dennoch muthig und mächtig dehnt und streckt, in Höhe, Tiefe, Breite wächst, um endlich wirklich und vollkommen zu sein, was es jetzt schon werdend ist, im Keime nicht nur, sondern auch schon in allerhand Sprößlingen und Schößlingen ist: eine Weltstadt, die deutsche Weltstadt.

Da sehen wir denn vor uns ein Berlin, das, wo immer es nöthig und thunlich, an sich putzt, verbessert und erneuert, das seine Kirchen in einem vorher an ihnen nicht vorhandenen monumentalen Stile renovirt, die alten Bahnhöfe in prächtige neue verwandelt, das besonders im Bau von Schulen sowie überhaupt von mannichfaltigen Heimstätten der Wissenschaft und Kunst eine unübertroffene Rührigkeit entwickelt, das Brücken, Chausseen, Wege und Stege baut, Gräben zuschüttet, großartige Straßendurchbrüche unternimmt, an seinen Peripherien freundliche Haine als Lustparke der Bevölkerung und auf den Plätzen der innern Stadt reizende Schmuckanlagen wie Oasen in der Häuserwüste entstehen läßt — das Berlin, das sich nicht nur mit Ringbahnen in zwei Kreisen umzieht, nicht nur ein ganzes Netz von Pferdebahnen sowie eine es mitten durchschneidende Stadtbahn ins Leben ruft, welche die Aufgabe haben dürfte, innerhalb des nächsten Decenniums wieder alle jetzt bestehenden Verkehrs- und Wohnungsverhältnisse von Grund aus und immer weltstädtischer umzugestalten, sondern das demnächst auch eine Communication mit den Vororten und den benachbarten Villencolonien mittels elektrischer Bahn und mittels Dampfdroschke, resp. Dampf-Omnibus und -Lastwagen, begründen wird — das Berlin, das sogar ein Verlangen trägt, sich zur „Seestadt", zum „Seehafen" zu entwickeln, und nicht nur die Seen in seiner Umgebung sowie die Ober- und Unterspree mit eleganten Dampfern, welche an die auf dem Rhein erinnern, befährt, sondern auch daran denkt, sich mit Hülfe von Kanälen mit Ost- und Nordsee in unmittelbare Verbindung zu setzen — das Berlin, das auch unterirdisch immer großartiger zu leben und zu weben beginnt, indem zu den Gas-, Wasser- und Telegraphenleitungen noch die Rohrpost tritt und daneben, nachdem in dem Fachmännerstreit: „Kanalisation oder Abfuhr?", bezüglich Berlins endlich die erstere den Sieg davongetragen, auch das große Unternehmen einer städtischen Kanalisation in jenem subterranen Reiche immer weitere und vollständigere Radien zieht — das Berlin, welches, müde des schlechten Rufs, den sein Pflaster genoß, über dieses den Macadam, den Asphalt immer entschiedener den Sieg davontragen läßt, und auch bereits angefangen hat, statt des Gases sich des elektrischen Lichts zu öffentlichen Beleuchtungszwecken zu bedienen — das Berlin endlich, welches bereits am Giebel der Häuser die Säulen für eine allgemeine Telephoneinrichtung anbringt.

Das geschichtliche Werden dieser Weltstadt Berlin schildert uns das Werk von Streckfuß, wie gesagt, nicht mehr.

Ein historischer Roman Victor Hugo's.

Siebzehnhundertdreiundneunzig. Von Victor Hugo. Illustrirte Ausgabe. Leipzig, Thiel. 1879—80. Gr. 8. 8 M.

Wohl hatten die Franzosen allen Grund, vor kurzem den achtzigjährigen Geburtstag ihres Dichterfürsten Victor Hugo mit ganz ungewöhnlichem Glanze zu feiern. Wenn je eine öffentliche Kundgebung, so war diese eine bestens verdiente Anerkennung, ein kleiner Entgelt für das, was der unermüdliche und geniale Kopf während eines reichen Lebens zum Ruhme seines Landes und Volks, was er allgemein im Dienste der Göttin Poesie gethan.

Wir haben es hier nicht mit dem Manne zu thun, der wiederholt ins politische Getriebe hineingegriffen und sich vergriffen hat, zwar nicht allzu stark mit seinem „Napoléon le petit", der im Verlauf der Geschichte seinen unerbitt-

lichen Commentar finden sollte. Billigerweise dürfen wir auch nicht denken an seine in den Augenblicken abnormer und gewaltsam aufreizender Nationalzustände erlassenen Kundgebungen im Sinne des Deutschenhasses. Victor Hugo ist in der Politik ein Kind. Wir haben nur den großen Dichter vor uns: das genügt für einen unsterblichen Namen. In der Lyrik unbedingt den allerersten des Jahrhunderts beizählend, im Roman durch einige grandiose Würfe hervorragend, hat er sogar für das dritte Gebiet, das Drama, das er freilich nicht mustergültig behandelt, immer noch so viel Kraft übrig behalten, als mancher kleinere Dichter in Summa verfügbar hat. Wir kennen seine Fehler: die Ausschreitungen, Ungeheuerlichkeiten und Härten einer excentrischen Phantasie oder wie man sie nennen will. Gleichviel; es bleibt in seiner Schrift so viel echte Poesie, so Erhabenes und Großes zurück, daß alle Lyriker des zweiten Kaiserreichs zusammengenommen nicht an seinen einzigen Namen hinanreichen. Und die Kraft des Giganten scheint unerschöpflich. In seinem neuesten Werke „1793", einem historischen Roman im strengen und großen Stil, mit dem für die Wesenheit unsers Dichters ausgezeichnet passenden grandiosen Objecte des furchtbarsten der Revolutionsjahre und eines ebenso furchtbaren Bürgerkriegs, ist noch alle Lebendigkeit und Kraft und Wärme, alles Genie eines großen Geistes zu finden. Der Convent und die Vendée im tödlichen Kampf: das ist welterschütternd!

Verfolgen wir den Gang der Erzählung.

Schon der Anfang hat etwas in der gewohnten Weise des Autors Ergreifendes: der schauerliche Wald von La Saudraie, eines von jenen im Bürgerkriege denkwürdig gewordenen Gehölzen der Bretagne, die eigentlich nur ein ungeheueres Gestrüpp sind, ohne alle Aehnlichkeit mit unsern freien Wäldern, um so mehr voll von geheimen Schrecken, wenn dies Gestrüpp wie hier im frühlingsfrischen Ausschlagen und Treiben begriffen ist. Hierher verlegt der Autor die menschlich rührende Scene, wie das schrecklich decimirte Revolutionsbataillon Bonnet-Rouge recognoscirend eine Vendéer Bäuerin mit drei kleinen Kindern, deren Vater, unter den Royalisten kämpfend, vor drei Tagen erschossen worden ist, aufgreift und die drei frischen Kleinen feierlich zu Kindern des Bataillons erhebt. Und dann folgt gleich eine zur constanten Einheit verwobene Reihe von jenen großartig lebensvollen Effectscenen, die unser Autor so sehr liebt und glänzend auszumalen versteht: Schauplatz ist die englisch-französische Kriegscorvette Claymore, als Kauffahrer segelnd, mit gefährlicher Mission betraut, alles an dem verdächtigen Schiff geheimnißvoll und schreckend; sie ist auf nächtlicher Fahrt begriffen mit dem Auftrage, der Bretagne einen neuen royalistischen Oberbefehlshaber zuzuführen. Vollends eine Scene von seltenster, von erschütternder, überwältigender Macht ist es, wie ein Vierundzwanzigpfünder sich losreißt — ein Schicksal, dem nicht zu entrinnen, vor dem keine Rettung zu finden ist; wie das Ungeheuer auf seiner verhängnißvollen Rollbahn Grauen und Verderben säet, bis es endlich durch todesmuthige Kraft und List, durch den Aufwand einer Seelenstärke fast einziger Art zum Stehen gebracht wird, aber doch Schiff und Mannschaft ruinirt hat, da während des außerordentlichen innern Kampfes mit dieser Elementarkraft der übermächtige Feind herangesegelt ist. Nur der neue Oberfeldherr, der in jenem Kampfe selbst eingestanden und genug von Gewandtheit und kaltblütigem Heldenmuth entfaltet hat, entkommt in einem Rettungsboot. Zuvor hat er den Stückmeister, der das Unglück verschuldet, dann aber unbedenklich sein Leben an die Rettung gewagt hat, mit der Verdienstmedaille lohnen und unmittelbar darauf erschießen lassen. Gewaltige Scenen, auch psychisch! Die mächtigen Striche, in denen der Dichter das entfesselte Metall wie ein diabolisch heimtückisch beseeltes Wesen rasen und zerstören läßt, wie dann der schwache Mensch mit seinem Geiste sich entgegenstellt, sind überwältigend. Das Ringen zwischen dem Geist und dem geistlosen Ungeheuer; dann der Todeskampf der zwischen den Schiffbruch und die Seeschlacht gegen eine ganze Flotille gestellten Corvette — ein heroischer Untergang; hierauf die Flucht des einzig, mit selbstlos todesmuthiger Aufopferung aller andern aus dem Verderben geretteten künftigen Hauptes der Vendée bis zur geheimen Landung an einsamer Küste: das alles sind die gewohnten ergreifenden, hoch romantischen Scenen, in denen unser Autor das Bewältigende leistet. Alles das zwischen fahlem Mondlicht und dem grellen Widerschein des fernhin aufziehenden Orkans, in dem Chaos der bizarren Inseln und Küsten und Riffbildungen: eine grandiose Draperie zur großartigen That! Und mitten drin mildernd ein schalkhaft gutmüthig spielender Humor! Dann die Flucht des mysteriösen Führers: wie der Bruder des auf seinen Befehl Erschossenen sich stellt, um ihn an die Küste zu führen, aber mit dem rächenden Hintergedanken, auf offenem Meere ihn zu morden, und wie der furchtbare Alte gleich einem strafenden Propheten des Alten Testaments, doch immer ruhig und kalt, dem Verblendeten mit Feuerworten das Gottesgericht vor das Auge führt, bis der Erschütterte vernichtet hinfällt und um Erbarmen fleht — auch das ist groß: die Seelenmacht gegenüber der rohen physischen Kraft!

Ungemein sprechend sind die Typen eines fast originell eigenartigen Völkerschlags, jenes etwas archaistischen Bauernvolks nämlich der Vendée und Bretagne: diese halb stumpfe und halb heroische Bäuerin Fléchard; dieser verschmitzte, gewandte und kraftvolle Bauer, Schmuggler und Matrose Halmalo; dieser träumerische Bettler und Troglodyt Tellmarch. Ganz besonders die erste Gestalt; in der seltsamen, beschränkten und doch so tief empfundenen Natur liegt sprechend, ausdrucksvoll ein ganzes Partei- und Stammporträt, zumal nach dem, was sie mit Noth über die frühern Schicksale ihrer Familie herausbringt. Aber hoch über aller leiblichen und geistigen Misère steht die Mutter, die auf die Frage: „Zu welcher Partei hältst du?" weiter nichts weiß als: „Zu meinen Kindern steh' ich." Das ist genug. Und so ist denn im weitern Verlauf die Mutterliebe in ihrem erhabenen Ton und Wesen er-

faßt, der unser Dichter auch in andern Werken wahrhaft ergreifenden Ausdruck gegeben, ein Gefühl intensivster Macht, eine Naturgewalt! Und dazu das Kinderlallen, das er so entzückend apotheosirt hat! Er legt etwas Prophetisches in die Stimme der unbewußten Unschuld. Ungemein lieblich, ein Wechsel des Tons von feinster Art, sind die Kinderspiele in dem belagerten finstern Thurm von La Tourgue, ungestört mitten unter Säbelgeklirr, Trompetenschall und Kanonendonner. Ein allerliebstes Bild, die drei plappernden, essenden und sich tummelnden Kleinen mitten im alten Thurmzimmer voll Staub, Moder und chaotischem Geräth, in das aber von allen Seiten die lustig grünenden Epheuranken und goldigen Sonnenstrahlen hereinlaugen und -lugen. Ebenso feiner Art sind einzelne Naturbilder, so die wunderbare Abendstille mitten im lärmenden Rasen des schauerlichen Bürgerkriegs, ein wie Gebetshauch berührender Eindruck, dessen sich selbst das erstarrte Eisenherz nicht erwehren kann. Düsterer und zum überwiegenden Totalcharakter stimmend ist das Porträt der Vendée: Land und Volk, die Wälder und der Geist; das hierher zählende Kapitel: „Der Erdgeist strömt in den Menschen über", ist eine geradezu tiefsinnige Psychologie des Landes und Bodens, ein ethnographisch-culturgeschichtliches Lebensbild voll tief eindringender Gedanken.

Dieses Gemälde, bereits schwer und dunkel gehalten, führt uns wieder mitten in die gewaltige Action ein. Da sind denn höchst markante Einzelporträts: das farbenreiche Gemälde des Lebens von Paris in den zwei gewaltigen Revolutionsjahren 1792 und 1793; der frühere Pfarrer, jetzt das begeisterte Revolutionshaupt und Conventscommissar Cimourdain, ein Salonbild ersten Ranges, anziehend und unheimlich; die drei gewaltig widereinander ankämpfenden Dämonen der Revolution: Robespierre, Danton, Marat; dann die erschreckende Titanenversammlung des Convents, höchst sprechend schon die bloße Zeichnung des zum weltgeschichtlichen Theater gewordenen Saales, noch mehr die der Parteien und des Publikums, in gedrängt markanten Strichen die Charakteristik von wol Hunderten der irgendeinmal und irgendwie in die wechsel- und schicksalsschwere Tagesaction eingreifenden Deputirten — eine seltsame Gesellschaft!

Zwanglos gestaltet sich gegen den Abschluß hin die Entwickelung der Geschichte ungemein lebens- und effectvoll. Die Einschließung des gleich einem drohenden Gespenst aus dem Mittelalter finster aufragenden uneinnehmbaren Thurms La Tourgue mit dem darangebauten modernen Brückenschlößchen; die Belagerung durch eine ganze republikanische Armee, während drinnen blos neunzehn der Rebellen sitzen, freilich die furchtbarsten, voran der überall gesuchte und verfolgte Oberfeldherr; die ungeheuerlichen Kämpfe — Riesen gegen Titanen, etwas im alten, großartigen Heroenstil; dann der Brand des Schlößchens mit einem Zug des furchtbar Erhabenen, herzbewegend und herzbeklemmend, und doch so natürlich, nicht ein Zug forcirt, kein unwahrer Strich. Als nach gräßlichem Schlachten fast alle Eingeschlossenen getödtet und schwer verwundet erlegen sind, nur Lantenac selber noch aufrecht steht und eben daran ist, selbst zu fallen oder gefangen zu werden, entzündet sein unbarmherzigster Streitgenosse in den letzten Augenblicken seines blutbeschwerten Lebens die bereitgelegte Lunte, damit alles in Feuer aufgehe; er hat die zu Anfang der Geschichte vom republikanischen Bataillon Bonnet-Rouge adoptirten und dann im Verlauf der wechselnden Kriegsbegebenheiten in Lantenac's Hand gefallenen drei Kleinen so exponirt, daß sie mit verbrennen müssen. Die Mutter, die nach langer Krankheit ihre Kinder eben erst wieder aufgefunden, steht, den Himmel beschwörend, und neben ihr ein ganzes Heer rathlos und schaudernd vor dem Flammenmeer. Keine Rettung, denn es gebricht weit und breit an einer Leiter; die Kühnsten erbeben; kein Mittel, dem leckenden und fressenden Ungeheuer beizukommen. Und nun, was geschieht? Der Marquis von Lantenac ist im letzten Augenblick wie durch ein Wunder, nämlich mittels eines nur von einem der Seinen gekannten geheimen Drehsteins in der Thurmmauer und durch einen unterirdischen Gang in der Schlucht entkommen und eben im Begriff, wieder seine Wälder zu betreten, in denen er Herr ist. Da hört er den ersten entsetzlichen Verzweiflungsschrei der Mutter, schaut sich um und überblickt die ganze entsetzliche Situation. Festen Schritts kehrt er, der bis dahin unerbittliche, von keinem menschlichen Gefühl bewegte Krieger um; denn er allein hat die zwei Mittel in der Hand, um zu retten: den Schlüssel zu einer von niemand sonst zu öffnenden oder zu erbrechenden Eisenthür und eine im gleichen Gemach an der Mauer hängende Rettungsleiter. Festen Schritts wirft er sich ins Flammenmeer, rettet die Kleinen und gibt sich selbst gefangen, um guillotinirt zu werden.

Und nun steht das dreifache psychologische Räthsel vor uns, verkörpert in Lantenac, Gauvain, Cimourdain. Es ist eine seltsame Dreizahl von Personen: der Marquis von Lantenac, Oberbefehlshaber der Vendée, der eingefleischteste und unerbittlichste Kämpfer für das ancien régime, die geborene Unbeugsamkeit, eine Figur körperlich und geistig von Stahl, noch im achtzigsten Jahre von bewundernswerther Thatkraft und kalter Entschlossenheit; kurz, er ist das ganze feudale Heroenthum in seiner Stärke und Starrheit. Ihm gegenüber der auch als Marquis geborene Neffe Gauvain, der aber enthusiastisch zum Volke übergetreten ist, Commandant der gegen den Alten abgeschickten Streifscharen, jung und schön, muthig bis zur Tollkühnheit, ein begeisterter Träumer, vor dessen innerm Auge strahlend wie ein Ideal der neue hochherrliche Völkertag aufsteigt, den die Revolution heraufbeschwören sollte; ein Löwe im Kampf und ein Lamm nach dem Siege. Er ist die verkörperte Revolution der Poesie, des jugendlichen Gemüths. Neben ihm als allmächtiger Conventscommissar der einstige Abbé Cimourdain, Gauvain's Lehrer, der alles aus dem begabten Knaben gemacht hat und der den Mann, den er füglich als sein Geschöpf, als das Werk des eigenen Geistes ansehen mag, feurig liebt. Cimour-

dain ist der republikanische Lantenac, für das Volk und sein Elend milde wie ein Kind, aufopfernd bis zur völligen Selbstvergessenheit, aber dem Feinde gegenüber unbeugsam wie das Fatum. Er ist der kalte Fanatiker, der Revolutionär des mathematisch rechnenden Verstandes, das verkörperte Gesetz. Dictirt Lantenac: „Ohne Pardon!", so replicirt Cimourdain: „Ohne Gnade!" Und nun der hochinteressante, auch nur in Zeiten des weltumwälzenden Chaos in solcher Art mögliche Conflict zwischen den drei Häuptern. Lantenac und Gauvain sind um so unversöhnlichere Feinde, als sie eben dem gleichen Geschlecht angehören; der Aeltere läßt dem Jüngern sagen: „Wenn ich dich erwische, lasse ich dich hängen"; und der Jüngere antwortet zurück: „Wenn ich dich fasse, wirst du guillotinirt." Als aber der bis dahin dämonisch wüthende Marquis durch eine edle That, die Rettung von drei Bettelkindern, sich freiwillig in die Hand des Feindes gibt und dafür wirklich enthauptet werden soll: da steigt in dem noch nicht verhärteten jungen Helden und Träumer der schwere Gemüthskampf und Gewissensconflict auf, er läßt den gefangenen Feind frei und gibt dafür den eigenen Kopf preis. Nun trifft der unheilbare Widerstreit die zwei andern, Cimourdain und Gauvain, den Lehrer und Schüler, den Meister und sein Geschöpf, die geistig aufs innigste verbundenen und nur im Punkte der Nachsicht unversöhnlich auseinandergehenden Köpfe. Der alte Abbé, das versteinerte Gesetz, verurtheilt als Präsident des Kriegsgerichts den Liebling zum Tode, und obgleich er die Macht hätte, als Civilcommissar den Spruch zu mildern, bleibt er bis zum letzten Augenblick fest und bricht erst dann, in sich zerstört, zusammen. Gauvain, noch frisch und glühend von den Revolutionsgedanken und Zukunftsideen, steht auf dem Schaffot; die Augen einer ganzen Armee sind erwartungsvoll auf den von der Platform des Thurmes La Tourgue herunterschauenden Commissar gerichtet, auf Gnade harrend; da ertönt das unerbittliche Sprachrohr: „Dem Gesetz die Ehre!" Gauvain's Kopf fällt, und in gleichem Augenblick schießt sich sein Richter die tödtliche Kugel durch das Herz. Das Drama ist zu Ende.

Die Frage ist gar nicht, ob solche Charaktere möglich seien. Sie sind in den entsetzlichen Revolutionsjahren dagewesen, gerade so; sie sind historisch; es ist in ihnen geradezu psychischer Realismus. Besonders fesselnd sind die letzten Scenen und Gedanken, von seelischem Interesse die zwei nächtlichen Besuche im Kerker. Gauvain stellt sich bei Lantenac, als dieser vor der Verurtheilung steht; wie der unbeugsame Alte, der am wenigsten an den eigenen Kopf denkt, den abgefallenen und in seinen Augen natürlich verdammenswerthen Neffen mit einer kaltblütig gehaltenen Philippika empfängt, in welcher alle bitter höhnische Argumentation, alle Feudallogik und antirevolutionäre Satire eines unbelehrbaren und unbekehrbaren Stücks Mittelalter sprühend herausgeworfen wird; wie der junge Revolutionär nicht ein Wort dem Feinde sagt, den er retten will, den Commandantenmantel über die Schulter wirft und ihn zur Kerkerthür hinausschiebt, daß er entfliehe. Dann die letzte Unterhaltung der zwei so innig verbundenen und doch so verschiedenen Revolutionsführer, deren einer im Namen der unbeugsamen Pflicht den andern in den Tod schickt, um mitzusterben; rührend ist jenes nächtliche Liebesmahl im Kerker, aus Brot und Wasser bestehend, und der letzte schwere Gedankenaustausch zwischen dem kalt mathematischen Rechner der Revolution und ihrem idealen Träumer. In diesen Scenen voll bedeutender Gedanken und hochherziger Gefühle liegt die ganze Zeitanschauung, das Urtheil für und gegen die Revolution, die Stellung der alten und der neuen Welt. die Lebensanschauung vor und nach 1789 ausgesprochen. Die Dinge sind im großen Stil genommen, wie sie dem innern Auge des Dichters und Sehers aufgehen; nebeneinander die Satire, die Staatsraison und die Hymne der Revolution.

Auch heute noch erscheint mir Victor Hugo ungestört und unbeirrt gerade so, wie ich vor Jahrzehnten schon sagte: als das in einsamer Höhe überragende Haupt, das die Donnerkeile seiner Gedanken ein ganzes langes Menschenleben hindurch in ungeschwächter Kraft entsendet hat, als ein genial angelegter Geist von seltenster Macht und Weite.

J. J. Honegger.

Vermischte Schriften.

1. Die Staatsbürgerin. Von Mathilde Reichardt-Stromberg. Leipzig, O. Wigand. 1880. 8. 1 M.

Ein origineller und viel Wahres im Einzelnen enthaltender und doch abzuwehrender, weil unpraktischer Versuch zur Lösung der Frauenfrage! Es ist der Verfasserin nicht hoch genug anzurechnen, daß sie sich gegen die thörichte Emancipationslust kühnlichst erhebt und im Hause, in der Familie allein die dem Weibe eigene Berufssphäre findet; die Mittel jedoch, durch welche dem nicht abzuleugnenden Elend eines Theils unserer Frauen zu steuern sei, können unsere Zustimmung nicht finden.

Daß die Mädchenschulen, wie sie jetzt sind, besonders die höhern, durchaus verkehrt sind, darüber sind wir mit der Verfasserin vollkommen einverstanden. Ist aber wirklich eine Besserung zu hoffen, wenn, wie hier vorgeschlagen wird, diese Schulen bis zum zwölften Jahre der Mädchen für alle Stände gemeinsam sind und mit drakonischer Strenge kein anderer Unterricht gestattet wird? Auf dem Lande oder in kleinen Städten ließe sich dies vielleicht durchführen, nicht aber in den größern Städten. Dort soll die Frau des hohen Beamten, des Gelehrten, des Künstlers, des Fabrikherrn ihren Liebling so lange weilen lassen in einer

Gesellschaft, die aus den verschiedensten, zum Theil recht unlautern Elementen zusammengesetzt ist? Das Kind, welches schon im älterlichen Hause das Edelste sieht und lernt, soll dieselbe geistige Nahrung erhalten wie das Proletarierkind? Und wenn wirklich dieses durch jenes gehoben wird, werden nicht umgekehrt die dort im Hause gelegten edeln Keime hier wieder erstickt?

Die Verfasserin polemisirt sodann, allerdings von einem überwundenen Standpunkt aus, gegen Ultramontanismus und Orthodoxie, und meint, daß die wichtigsten Bundesgenossen gegen diesen Feind die Frauen seien; denn fessele diese der Staat an sich und ertheile er ihnen einen vernünftigen, confessionslosen Religionsunterricht, so würde damit der Heimats- und Vaterlandslosigkeit der Ultramontanen gesteuert. Allein die Wurzel des Uebels liegt hier viel tiefer: es ist ein Principienstreit; dazu aber gehört eine radicalere, weniger unmerkliche und friedliche Cur.

Der seltsamste dieser Vorschläge ist der letzte. Nur dadurch, meint die Verfasserin, fesselt und unterstützt der Staat die Frauen, wenn er „jeder Mutter für jedes Kind, von dessen Geburt bis zu seinem funfzehnten Jahre etwa, ein jährliches Kost-, Pflege- und Erziehungsgeld zahlt“. Von allem andern abgesehen scheitert dieser Vorschlag an zweierlei. Einmal, wie soll denn controlirt werden, ob die Frau nun auch wirklich dies Geld zu dem bestimmten Zweck verbraucht? Sodann: wird hierdurch nicht das Proletariat auf eine erschreckende Weise vermehrt? Die Verfasserin construirt sich in ihrem Idealismus eine Welt für sich, die wirkliche Welt aber ist himmelweit von dieser verschieden.

2. Gedanken über Leben und Kunst von J. J. Mohr. Frankfurt a. M., Mahlau u. Waldschmidt. 1879. 12. 2 M.

Auf wenig über hundert Druckseiten eine Fülle von Geist. Das ganze Gebiet des Lebens und der Kunst wird in prägnantester Form und edler Auffassung in das nur wenigen zugängliche Bereich des Aperçu gezogen.

Es sind keine Syllogismen, die uns trügerisch zum Bejahen verführen sollen; wir glauben den Worten des Verfassers freudig; denn es ist Wahrheit, die er uns sagt. In einer Zeit, wo oft der Trugschluß für das summum von Geist gilt, ist es ein seltener Genuß der einfachen correcten Beweisführung des Weisen zu begegnen.

Ein frischer Trunk aus reinem Quell thut noth in unsern Tagen — hier wird er geboten. Wir heben einige Perlen aus dem reichen Schatze heraus:

Das künstlerische Streben fordert Freiheit, das praktische Beschränkung.

Der Dichter darf manche Dinge nicht wissen, und weiß er sie, nicht merken lassen, daß er sie weiß.

Die Sternschnuppen, die eilig dahinfahren, sind es, die den Ausruf der Verwunderung erregen; nicht die Sterne, die ruhig stehen und glänzen. (Sehr schön!)

Was unserer modernen Kunst fehlt, ist die Unschuld.

Das Unglück der meisten Menschen rührt daher, daß sie nicht conjugiren können und immerfort Zeiten und Personen verwechseln.

Erklärungen compliciren oft das Einfache.

Durch Reflexion läßt sich kein Glück schaffen.

Stoicismus ist Sache des Verstandes, Ergebung Sache des Herzens.

Wenn auch die kühne Hand den Schleier von dem Isisbilde hebt, so erblickt das Auge doch nur das Bild und nicht die Göttin.

Wer Lorbern pflücken will, muß hoch greifen.

Wer hoch baut, genirt seine Nachbarn.

Was das eine Geschlecht befreit, das wird zur Fessel für ein kommendes.

Die Welt umgibt gewisse Dinge mit dem Heiligenschein, damit man sich hüte, sie allzu genau zu betrachten.

Wo das Ich aufhört, da liegen gewöhnlich auch die Grenzen unserer Tugenden.

Das ist für den Pöbel der höchste Triumph, wenn er ausrufen kann: „Er ist geworden wie unsereiner.“

Der Humor ist ein „Sich-Recken“ mit dem Ernst des Lebens.

Der Raum gestattet uns nicht, mehr des Trefflichen anzuführen, und es erübrigt daher nur noch, die in ansprechendster Ausstattung erschienene Aphorismensammlung wiederholt auf das wärmste zu empfehlen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

In einer Broschüre „Luise Henriette, Kurfürstin zu Brandenburg“ (Homburg, Staudt) bespricht ein Archivrath a. D. (F. L. C. Freiherr von Medem) überaus wortreich sowol in der Vorrede wie in der Ausführung die Frage, ob die genannte Fürstin wirklich als Dichterin mehrerer ihr zugeschriebener evangelischer Kernlieder gelten dürfe. Die Verneinung dieser Frage hält der Verfasser für eine „Ehrenrettung“, weil „von reinen Lippen kein sinnloses Sündenbekenntniß, keine Verachtung von Grab, Tod und Hölle“ stammen könne; die Theologen hätten der an strenge Zucht gewöhnten Fürstin die Rolle einer geschwätzigen, sündigen Büßerin zugetheilt und die Dedicationsphrase des Buchdruckers absichtlich misverstanden! Wir können uns mit dieser Auffassung der Sachlage nicht einverstanden erklären; alle hervorragenden evangelischen Liederdichter aus der classischen Periode des Kirchenliedes haben aus vollster Ueberzeugung in jenen Lehren gestanden, die uns modernen Menschen so oft als verknöcherte Dogmen, als krankhafte Uebertreibungen des Sündenschmerzes, Bußgefühls u. dgl. erscheinen; so haben gerade die Besten Selbstanklagen erhoben in jenen Liedern, welche über das Maß ihrer persönlichen Schuld hinausgingen. Vor allen Dingen aber dichteten jene Strenggläubigen „Gemeindelieder“, in denen also wol auch ihre persönliche Erfahrung und Glaubensstellung zum Ausdruck kommen mußte, in erster Linie aber doch der religiöse Durchschnittszustand der Massen. Daß übrigens die Kurfürstin die von ihr begünstigte Liedersammlung den lutherischen Gemeinden ihres Landes „zum gottesdienstlichen Gebrauch“ empfohlen hätte, ist eine Annahme des Verfassers, welche allen geschichtlichen Halts entbehrt. Medem meint, daß nicht Luise Henriette, sondern ein unbekannter reformirter Dichter das berühmte Osterlied „Jesus meine Zuversicht“ nach einem meisterhaften altkirchlichen Hymnus gedichtet habe.

Im Anschluß hieran empfehlen wir das „Andachtsbuch Luise Henriettens von Brandenburg, auf ihren Befehl herausgegeben von Christoph Runge im Jahre 1653. Neu bearbeitet mit einem biographischen Vorwort von E. Irenäus“ (Pseudonym einer in Hannover lebenden Dame) (Berlin, Schleiermacher). In diesem Buche, welches 338 Lieder auf 322 Octavseiten enthält, ist auch die Widmung wieder abgedruckt, in welcher der Herausgeber Runge die Kurfürstin anredet. Darin sagt er ausdrücklich, daß er auf der Kurfürstin gnädigsten Befehl die schönen Luther'schen Gesänge zusammengesucht und das Buch noch mit den eigenen vier Liedern der Kurfürstin vermehrt habe. Wenn Runge dieses Buch im Jahre 1653 herausgab, also vierzehn Jahre vor dem Tode Luise Henriettens, so konnte eine Persönlichkeit wie jene hochstehende Frau sich unmöglich öffentlich etwas zuschreiben lassen, was doch nicht ihr geistiges Eigenthum war. Da das Runge'sche Gesangbuch sehr selten geworden, so war ein neuer Abdruck dieses geschichtlich interessanten und an sich selbst werthvollen Documents gewiß angezeigt; die bekanntern Lieder sind von entwerthender Zuthat gereinigt, die weniger bekannten einer unverdienten Vergessenheit entrissen. Die Anordnung wie Auswahl, desgleichen die äußere Ausstattung sind durchaus zweckentsprechend gehalten.

— Auf dem Gebiete der Botanik sind zwei neuere Schriften zu verzeichnen. „Die Fortschritte der Botanik“ als Separatausgabe aus der „Vierteljahrsrevue der Naturwissenschaften“ von Hermann J. Klein (Köln, Mayer) liefert in systematischer Ordnung eine Uebersicht über die einzelnen Publicationen mit mehr oder weniger ausführlichen Auszügen. Das vorliegende erste, im Jahre 1879 erschienene Heft geht zum Theil bis auf das Jahr 1875 und 1876 zurück. Auf seinen 146 Seiten kleinen Formats kann es natürlich nur eine Auswahl und keineswegs eine vollständige Zusammenstellung aller der Arbeiten, welche von den zahllosen Botanikern unserer Zeit geliefert worden, bringen. Die Systematik ist daher fast ganz ausgeschlossen, während zugleich durch das Zusammenziehen mehrerer Arbeiten kürzere Uebersichten sehr zweckmäßig gewonnen sind. Eine vielen angenehme kurze Besprechung der erschienenen Lehrbücher bildet den Beschluß. Die zweite botanische Schrift ist eine physiologische Beschreibung der Gefäßkryptogamen von Professor Sadebeck, welche eine Lieferung der bei Trewendt in Breslau erscheinenden „Encyklopädie der Naturwissenschaften“ bildet, indeß in dieser ihr Ende noch nicht erreicht, sodaß eine eingehendere Besprechung noch nicht erfolgen kann. Eine Reihe sehr klarer Holzschnitte sowie eine Steindrucktafel sind diesem Heft beigegeben.

— In vortrefflicher Ausstattung hat die Verlagshandlung von O. Spamer in Leipzig zwei Sammlungen Märchen von H. C. Andersen herausgegeben, welche die Titel führen: „Dreißig auserlesene Märchen für den Familienkreis“, und „Sechsundzwanzig auserlesene Märchen für die Kinderstube“, beide in neuer Uebersetzung von E. Lobedanz. Die 30 Märchen sind mit 50 Textillustrationen und 2 Tonbildern nach Zeichnungen von E. Wagner geschmückt. Derselbe Künstler hat in gleich reicher Weise die 26 Märchen illustrirt, und dazu kommt noch ein buntes Titelbild von H. Vogel. Welche Freude hätte Andersen an dieser Ausstattung gehabt, er, dem jede seinem Genius dargebrachte Huldigung so überaus wohl that und der nach dieser Seite hin zeitlebens ein Kind blieb! In den „Erinnerungen“, welche der erstgenannten Sammlung von dem Uebersetzer beigefügt sind, gibt derselbe ein auf langjähriger Bekanntschaft beruhendes Bild Andersen's, das zugleich verständig und pietätvoll ist. Ueber Andersen's letzte Tage berichtet Nicolai Bøgh. Die Uebersetzung zeugt von feinem Gefühl sowol für die dänische und die deutsche Sprache wie auch für den rechten Märchenton, der keineswegs leicht zu treffen ist. Ueber Andersen selbst sind die Acten längst geschlossen. Niemand bestreitet mehr, daß er ein Dichter war von so eminenter Phantasie und Ausdrucksfähigkeit wie stark und deutlich umgrenzter Einseitigkeit. Andersen war ganz Märchenspecialist. Und ob er auch aus diesem Rahmen herausstrebte, immer wieder nöthigte ihn seine Natur und nicht minder das ihm so wichtige Urtheil der Leute in diesen Rahmen zurück, den er freilich ja auch ins Unbegrenzte zu erweitern wußte wie keiner vor ihm.

Bibliographie.

Baden-Baden. Eine empfindsame Reise von A. H. Stuttgart, Metzler. 8. 1 M.

Binding, K., Grundriss des gemeinen deutschen Strafprocessrechts. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 4 M.

Bischof, C., Die Geschichte des Weltalls mit Folgerungen für die Zukunft. Dresden, v. Grumbkow. Gr. 8. 60 Pf.

Bluntschli, J. C., Gesammelte kleine Schriften. 2ter Bd.: Aufsätze über Politik und Völkerrecht. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 5 M.

Boeckel, O., Frauenlob. Sein Leben und Dichten. Nebst einem Anhang: Die erste Meistersingerschule. Verm. Aufl. Mit einem Titelbild nach der Statuette Frauenlob's von H. Barth. Mainz, v. Zabern. 8. 3 M. 25 Pf.

Eisenbahn-Unterhaltungen. Nr. 134: Die Nihilisten. Roman von W. Goethe. Berlin, Behrend. 8. 1 M.

Freund, L., Texte und Glossen. Resultate kritischer Gänge durch politische und unpolitische Gebiete mit besonderer Rücksicht auf socialpsychiatrische Phänomene. I. Parteiwesen, Tagespresse und Justiz im Spiegel deutscher Gegenwart. II. Nachworte zur Signatur der Zeit. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Frohschammer, J., Ueber die Principien der aristotelischen Philosophie und die Bedeutung der Phantasie in derselben. München, A. Ackermann. Gr. 8. 3 M.

Gaffre, A., Ueber die Gesundheitspflege der Schüler und was von ihr ist in den Lehrplan der Schule aufzunehmen. Von königlicher Regierung zu Wiesbaden mit dem ersten Preise der Seebodestiftung gekrönt. Wiesbaden, Limbarth. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Kaiser Julian. Ein Trauerspiel. Stuttgart, Metzler. 8. 1 M. 60 Pf.

Keckovius, M., Hading. Eine nordische Sage. Stuttgart, Metzler. 8. 1 M. 20 Pf.

Lang, K. H. Ritter v., Memoiren. Skizzen aus meinem Leben und Wirken, meinen Reisen und meiner Zeit. 2 Bde. München, Bibliographisch-artistisches Institut. Gr. 8. 6 M.

Lindner, A., Völkerfrühling. Drei historische Novellen. Berlin, Hanow. 8. 4 M.

Magalhães, J. J. L. de, Silvestre Pinheiro Ferreira. Sein Leben und seine Philosophie. Mit einer Einleitung über die wichtigsten portugiesischen Philosophen vor ihm. Bonn, Behrendt. Gr. 8. 1 M.

Reuleaux, C., Dichtungen. Opus 5. „Vaterländische Sonette“. Mit einem Anhang: „Drei Speerwürfe der Vivisektionisten“. Nebst einer Illustration. München, Merhoff. Gr. 8. 1 M.

Robert, F., Neue Gedanken über Gott. Gott, das einzige unbegreifbare Wesen in der Natur. Hamburg, Grüning. 8. 50 Pf.

Roscher, W., System der Volkswirthschaft. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende. 3ter Bd. — A. u. d. T.: Nationalökonomik des Handels und Gewerbfleißes. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 12 M.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und F. v. Holtzendorff. 371tes Heft: Der Zoologe am Meer. Ein Vortrag von R. Hertwig. Berlin, Habel. Gr. 8. 60 Pf.

Scherben. Gesammelt vom müden Manne. 1ste Sammlung. 2te, stark vermehrte Auflage. Zürich, Verlags-Magazin. 1882. Gr. 8. 5 M.

Schreiter, E., Die Versöhnung von Natur und Kultur. Vorträge über unsere Zeit und naturgemässe Philosophie. Leipzig, Rohn. 8. 2 M. 80 Pf.

Söndermann, K., Der Sonnenwirth oder die Herberge im Walde. Volksroman. 1stes bis 4tes Heft. Berlin, Grosse. Gr. 8. à 20 Pf.

Stieler, K., Neue Hochlands-Lieder. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 3 M. 60 Pf.

Stinde, J., Waldnovellen. Berlin, Freund u. Jeckel. Gr. 8. 2 M.

Stöckel, G., Die Zerstörung Magdeburgs. Historisches Schauspiel. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Stöckl, A., Der moderne Religionsunterricht an den deutschen Gymnasien. Eine pädagogisch-kritische Studie. Mainz, Kirchheim. 8. 75 Pf.

Tischner, A., Sta, sol, ne moveare. I. Leipzig, Fock. Gr. 8. 80 Pf.

Völcker, G., Rollin als Pädagoge. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Wachenhusen, H., Gelebt und gelitten. Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 15 M.

Wichert, T. F. A., Jacob von Mainz, der zeitgenössische Historiograph, und das Geschichtswerk des Matthias von Neuenburg. Nebst Excursen zur Kritik des Nauclerus. Zur Geschichte und Quellenkunde des XIV. Jahrhunderts. Mit einer Beigabe: Zehn Kaiserurkunden. Königsberg, Hartung. Gr. 8. 10 M.

Zeller, E., Ueber die Messung psychischer Vorgänge. Berlin, Dümmler's Verlag. Gr. 4. 80 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 34. — 25. August 1881.

Der zweite Theil von Oskar Meding's Memoiren.

Memoiren zur Zeitgeschichte. Von Oskar Meding (Gregor Samarow). Zweite Abtheilung: Das Jahr 1866. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 6 M.

Bei der gewandten Schreibweise des Verfassers und der Rolle, welche derselbe bei dem Könige von Hannover in dem ereignißvollen Jahre 1866 gespielt hat, bringt dieser zweite Theil der „Memoiren" ungleich interessantere und wichtigere Mittheilungen aus der geheimen Geschichte der damaligen deutschen Politik, als dies in dem ersten Theile der Fall sein konnte. Wer auch noch so aufmerksam allen Fäden der diplomatischen Verwickelungen gefolgt ist, wird aus diesen Aufzeichnungen doch erkennen, daß ihm vieles verborgen blieb, obwol die handelnden Personen großes Interesse hatten, die öffentliche Meinung, je nach ihren Standpunkten, zu klären oder zu verdunkeln; die zu jener Zeit erfolgten Veröffentlichungen durch Flugblätter und Zeitungen haben freilich ein starkes Material angehäuft, indessen, wie das vorliegende Buch beweist, längst noch nicht alles, was zur Richtigstellung der Sachlage nothwendig ist. Täuscht uns nicht manche Andeutung, so sind wir auch jetzt noch nicht am Ende der Enthüllungen, und wir sollten glauben, die vorliegende Arbeit müßte in manchen Kreisen dringende Veranlassung geben, die Thatsachen, um die es sich handelt, näher und vielleicht anders zu beleuchten, als dies dem Verfasser in seiner Stellung möglich war. Mag man dem Buche subjectiv gefärbte Anschauungen zuschreiben, mag man die Urtheile über Personen und Sachen häufig als unzutreffend und unrichtig ansehen, so läßt sich doch nicht verkennen, daß darin außerordentlich viel zu finden ist, was neue Gesichtspunkte eröffnet und zur Beurtheilung des Verlaufs der Ereignisse manche Fingerzeige darbietet, von denen man bis dahin keinen Gebrauch machen konnte, weil man sie nicht kannte. Wir bedauern dabei, daß der mit großer Beobachtungsgabe ausgestattete Verfasser sich offenbar bei seinem Aufenthalt in Hannover zu wenig mit Personen aus den verschiedenen Ständen in Verbindung gesetzt hat und daher von der herrschenden öffentlichen Meinung damals keine ausreichende Kenntniß gewonnen zu haben scheint. Sieht man freilich, wie unruhig und wie stark seine Arbeitskraft in Anspruch genommen war, wie er jeden Tag und jede Stunde zur Disposition des blinden Königs gestanden, der ihm sein besonderes Vertrauen schenkte: dann mag sich diese nicht weithin schauende Beobachtung um so leichter erklären, als er daneben wesentlich die Presse influirte und mit den Personen Fühlung behalten mußte, die abwechselnd Einfluß auf den vielwissenden, doch einseitig gebildeten, mistrauischen Monarchen auszuüben in der Lage waren. Man mag sagen, was man will, über den nun bereits zu seinen Vorfahren abberufenen König, man mag seine Geistes- und Herzensgaben über- oder unterschätzen: er hat durch sein ganzes Auftreten, Handeln und Unterlassen durchweg die Richtigkeit des altdeutschen Rechts bewiesen, das zum Herrschen die geistige und körperliche Vollsinnigkeit verlangt, und das da, wo ein wesentlicher Theil eines dieser Sinne fehlt, die Unfähigkeit zu einem so verantwortlichen Amte, wie das eines Regenten unzweifelhaft ist, zur rechtlichen Folge macht. Diese alte Rechtsregel war auch in das hannoverische Staatsgrundgesetz von 1833 aufgenommen; dasselbe wurde aber von dem eigenwilligen König Ernst August gewaltsam umgestürzt, um seinem blinden Sohne die Krone zu sichern. Wir wollen und können nicht behaupten, daß dies schreiende Unrecht sich bitter gerächt hat, noch wiederholen, daß der blinde König sein zweimal gegebenes Versprechen für Aufrechthaltung der Landesverfassung nicht im Gedächtniß behielt: doch spricht die Geschichte des hannoverischen

Regiments stark und deutlich dafür, daß der unglückliche König niemals die Lage der Dinge so ansah, wie sie war, sondern stets nur so, wie sie ihm nach seinen anerzogenen Machtanschauungen für den einzelnen Fall angepaßt wurde. Kein Mann seiner häufig wechselnden Umgebung vermochte es, ihm ein getreues Gesammtbild der Situation vorzuzeichnen, wenn er es wirklich auch gewagt hätte. Alles erledigte sich von Fall zu Fall, und je länger solches Abmachen stattfand, je ersichtlicher wurde es, daß der König ein Spielball in den jeweilig einflußreichen Händen sein und bis zu seinem Ende bleiben mußte. Die gutmüthige Königin wie der sich von jedem ernsten Urtheil fernhaltende Kronprinz hätten ihrem Gatten und Vater das fehlende Augenlicht vielleicht ersetzen können; daß dies nicht geschehen, darüber wollen wir ihnen einen Vorwurf nicht machen, denn niemand kann über seinen eigenen Schatten springen.

Zu diesen und ähnlichen Gedanken brachten uns insbesondere die Kapitel des vorliegenden Buchs über den unglücklichen Feldzug der hannoverischen Armee und das Gefecht bei Langensalza; hier leuchtet es jedem Laien sofort ein, daß in einer so schwierigen Krisis eine einheitliche Leitung unter allen Umständen nothwendig war, wenn sie nur einigermaßen glücklich verlaufen sollte. Nach dem vom Könige aufgestellten Grundsatz, daß er „Seine Armee allerhöchst selbst" führe, wie es im Staatshandbuche hieß, gab es schon in Friedenszeiten bei den harmlosen Paraden sarkastischen Kritiken Raum, wenn der blinde König auf einem müde gerittenen, daher ruhigen Pferde, das sein Adjutant an der Leine führte, erschien, mühsam seinen Degen zog und ihn noch mühsamer wieder einsteckte; wie mußte diese Führung aber ausfallen, als die Truppen plötzlich aus ihren Garnisonen abgerufen und als ein einheitlicher Körper zum ernsten Kampf geführt werden sollten! Die schon im Pulverdampf erprobten Generale legten freiwillig ihre Commandostäbe sofort nieder, hätten aber unserer unvorgreiflichen Ansicht nach besser offen und ehrlich dem Monarchen erklären müssen, daß er einem von ihnen das Commando allein übertragen und selbst von der Armee sich fern halten müsse; das scheint nicht geschehen zu sein, hätte auch bei der Selbstüberschätzung des Königs wahrscheinlich nichts geholfen. Statt dessen griff man tiefer in der militärischen Stufenleiter hinunter und fand endlich einen Mann, der nach aller Ansicht ein braver Soldat, aber nichts weniger als ein entschlossener Feldherr war, und der am allerwenigsten dem Könige gegenüber eine selbständige und unabhängige Stellung sich zu erringen verstand. Wer nunmehr die eigentliche Leitung hatte, läßt sich selbst nach den gegenwärtigen Mittheilungen noch immer nicht recht feststellen; bald scheint der ebenfalls neu berufene Generaladjutant, bald der Generalstabschef, bald der König, bald irgendein anderer Rathschläge gegeben zu haben, die jedesmal, aber nur auf Stunden befolgt wurden, um dann wieder andern Platz zu machen. Ab und zu wird die Hauptführung in den Händen des Ministers Grafen Platen, Meding's oder gar in denen des Dr. O. Klopp gelegen haben, wenn es erlaubt ist, zwischen den Zeilen zu lesen, nach denen wir aber gestehen müssen, daß diese Herren vom Civil ungleich tüchtiger erscheinen als die unsichere und, wie gesagt, noch immer nicht gehörig aufgeklärte militärische Führung. Selbst diese vorsichtige Darstellung des kurzen Feldzugs und der Schlacht, die von manchen Offizieren der hannoverischen Armee als in den Hauptsachen zutreffend bezeichnet wird, müßte der welfischen Partei, welche mit unbegreiflicher Naivetät alles noch heute glorificirt, zu bescheidenem Auftreten Veranlassung geben, mindestens aber endlich dahin führen, daß die höhern Offiziere die vielfachen Misgriffe klar stellten, die nun schon seit funfzehn Jahren mündlich in vertrautern Kreisen eingestanden werden. Daß die drei befreundeten Bundesarmeecorps der Baiern, Hessen und Hannoveraner nichts „Gewisses" voneinander wußten, trotzdem sie sämmtlich kaum zwanzig Meilen auseinander standen, daß man Kanzlisten und Stubengelehrte wie Klopp zum Recognosciren aussandte, machen diese Kapitel der „Memoiren" nebenbei zu einer höchst ergötzlichen Lektüre, beweisen aber mehr als alle theoretischen Deductionen die Nothwendigkeit der seitdem gottlob erlangten Einigung unserer Truppen zu einer „deutschen Armee", wenngleich wir uns leider auch heute noch nicht zu diesem officiellen Titel durchgearbeitet haben.

Wir brauchen nach diesen Andeutungen nicht weiter zu sagen, daß die Armee „so ziemlich ohne alle Kenntniß des ihr vorliegenden Terrains" nach Süden marschirte, daß „viele Hin- und Hermärsche", „viele Befehle und Gegenbefehle" stattfanden, was die Soldaten ermüdete, und daß man stets dem kleinen preußischen Corps auswich, was selbst den alten Kriegsminister „im hohen Grade entrüstete", ohne daß er etwas ändern konnte. Die Geschichte der Schlacht vom 27. Juni, die völlige Nichtbenutzung des Siegs und die traurige Entwaffnung der Truppen empfehlen wir im Buche selbst nachzulesen: es ist ein Trauerzweig auf dem Grabe.

Gern theilten wir aus dem Werke noch verschiedene interessante Dinge mit, namentlich über das geschäftige Treiben der Diplomaten an den kleinen Höfen, über das Selbstgefühl, das alle übrigen wechselnden Minister überdauernde Festhalten ihrer Portefeuilles seitens des Grafen Platen und des Kriegsministers von Brandis, über die einseitige Erziehung des damaligen Kronprinzen durch den römisch-katholischen Professor Mayer, der, wenn wir nicht irren, noch heute wie der ehrgeizige Convertit O. Klopp in der Nähe der entthronten Fürstenfamilie weilt, über die Absichten, den Prinzen Albrecht von Preußen mit der jetzigen Frau Prinzessin Friederike zu vermählen, und über die wunderbaren Anstrengungen Englands, Hannover mit Oesterreich zu verbünden, endlich über die Einflüsse Napoleon's und seines Gesandten Benedetti auf die Annexionen und über die unmittelbar nachfolgenden officiellen Verhandlungen; wir müssen es uns versagen, weil wir wünschen, daß alle diejenigen, welche sich für derartige

historisch-politische Schriften interessiren, sie selber lesen und sich von Dingen ein Bild machen, die, obwol bei unsern Lebzeiten geschehen, doch fast ganz in Vergessenheit zu gerathen drohen.

Wir möchten nur noch auf die Darstellung des letzten hannoverischen Ministeriums in diesen „Memoiren" mit einigen Worten hinweisen, weil sie nach unserer Kenntniß der Personen und Sachen und nach den sonst vorliegenden Quellen völlig unrichtig ist. Der Minister des Innern Bacmeister ist unbestritten ein kluger Mann, von dem bis dahin aber niemand gehört hat, daß „sein fester Charakter, der bei aller klugen Zurückhaltung doch stets wahr und aufrichtig blieb und nie vom gegebenen Wort wich", ihm besondere Liebe und Vertrauen im Volke erweckt hätte. Im Gegentheil, wo Bacmeister seit 1847 mit seinen Händen eingriff, fiel sofort ein versengender Hauch auf seine Thätigkeit; seine Berufung ins Ministerium erregte daher im ganzen hannoverischen Lande allseitiges Erstaunen, die Wahl seiner Collegen sogar Lächeln. Ob die Mittheilungen über den Verkehr der Herren Miquel und Albrecht in einer Weinstube mit dem dort gern und oft verkehrenden Minister zutreffend sind, können wir nicht sagen; gut ist nur, daß ersterer damals nicht in dem hannoverischen Staatsdienst abgenutzt wurde, um Bacmeister'sche Plane durchsetzen zu helfen. Bei aller seiner Gewandtheit als „Realpolitiker" würde er schwerlich noch heute zu den Führern der liberalen Partei gezählt werden. Daß er jemals „Herrn von Bennigsen in die zweite Stelle der parlamentarischen Führung hätte drängen oder gänzlich allein sein können", wie der Verfasser behauptet, basirt auf demselben oben schon angedeuteten Irrthum der Menschenkenntniß; hätte er diese in parlamentarischen Kreisen jemals zu erwerben Gelegenheit gehabt, er würde eine solche Ansicht am allerwenigsten noch heute auszusprechen gewagt haben, obwol er in diesem zweiten Theile seines Werks der Bedeutung von Bennigsen's mehr gerecht zu werden sich anstrengt. Herr von Bennigsen arbeitet leider allerdings zu wenig im Detail, abgesehen von seiner amtlichen Stellung in Hannover; er ist und bleibt aber ein Staatsmann im großen Stile, der es vielleicht zu sehr verschmäht, Personen und Dinge im einzelnen kennen zu lernen und unbefangen zu beurtheilen; er war damals wie noch heute Naturen wie Bacmeister und Graf Platen vollständig unverständlich und unzugänglich. Daß Meding seine eigene Thätigkeit oder richtiger seine Wirksamkeit in der „wie einen feinen Regen über das Land" verbreiteten Presse vollständig überschätzt hat, darüber waren Land und Leute in Hannover nicht im Streite, wohl aber über seinen Einfluß beim Könige, der nach den Mittheilungen dieses zweiten Theils jedenfalls ungleich größer war, als damals jemand geahnt hat.

Ob nach unsern Hinweisen und Streiflichtern der Leser annähernd sich ein Bild machen kann, was er in dem zweiten Theile der „Memoiren" zu finden erwarten darf, wissen wir natürlich nicht, wohl aber, daß ihm die Lektüre viel Neues und Unbekanntes zuführt und hoffentlich die Ueberzeugung befestigt, daß, so viel Widerwärtigkeiten im Innern des neuen Deutschen Reichs auch augenblicklich noch vorhanden sein mögen, doch die ehemalige Kleinstaaterei, mit dem Deutschen Bundestage an der Spitze, zum Segen des Vaterlandes für immer überwunden ist.

Lyrische Gedichte.

1. Mußestunden. Gedichte von Oskar Schlemm. Greiz, Teich. 1880. 8. 3 M.
2. Gedichte von Ambros del Monte. Wien, Konegen. 1881. 12. 3 M.
3. Gedichte von Egon Forst. Wien, Faesy u. Frick. 1881. 16. 4 M.
4. Winterfliegen. Neue Gedichte von Heinrich Seidel. Berlin, F. Luckhardt. 1880. 12. 2 M.
5. Ich denke dein! Ein Buch Lyrik von Hermann Eduard Jahn. Rostock, Meyer. 1881. 12. 2 M.
6. Gedichte aus dem Elsaß. Von A. Hemmerlin. Freiburg i. Br., Herder. 1881. 8. 2 M.

Nicht aus Zufall nenne ich die Gedichte von Oskar Schlemm an erster Stelle. Denn wenn man sich mühsam durch ein halbes Dutzend Bände durchgearbeitet und nichts als öde, dilettantenhafte Reimerei gefunden hat, ist es wirklich und wahrhaftig eine Erholung, in diesem wunderbaren Büchlein zu blättern, das mindestens den einen unschätzbaren Vorzug hat, nicht langweilig zu sein. Ich verdanke diesen Gedichten sogar eine unbezahlbare Stunde köstlichster Heiterkeit, und es wäre ein sündhafter Egoismus, wollte ich mir diesen Genuß allein gönnen. In diesen ernsten Zeiten thut ja ein gutes herzliches Gelächter so wohl, und wir haben daher alle Ursache, dem Dichter der „Mußestunden" dankbar zu sein und dafür zu sorgen, daß sein Erstlingswerk nicht ein „nichtiger Fund" bleibe. Traurige Erfahrungen sind ihm leider in Hülle und Fülle beschert worden, und nur zu oft

> Greift seine Seel' ein übernächt'ger Gram,
> Es schüttert dann durch sie wie Weltallsjammer,
> Sie flucht der Zeiten und des Raumes Klammer ...

und oft genug hat er seine „Klagen mit Thränen begossen", sodaß ihm die Freude rückhaltloser, ehrlicher Anerkennung so recht von Herzen zu gönnen ist. Freilich ist sich ja der Edle immer selbst seines Werths bewußt, und er weiß, daß nur die Lumpe bescheiden zu sein pflegen. „Auch ich ein Liebling der Götter", ruft Oskar Schlemm stolz aus:

> Auch ich ein Liebling der Götter
> Streb' auf zum Himmel kühn,
> Um meine üppigen Blätter
> Die Strahlen der Sonne glühn.

Apollo's liebliche Sonne
Reift süße Liedlein mild;
Und mancher Mensch mit Wonne
Hier sein Begehren stillt.

Und diese liebliche Sonne, die diese seltsam „süßen Liedlein" reift, sie thaut auch des Dichters „eingefrorenen Hader" allmählich auf und läßt ihn allen „Weltallsjammer" vergessen; dann „taumelt er vergnügt in das All der Welt" hinaus und ist den Freuden dieses besagten Alls durchaus nicht abhold. Er entpuppt sich sogar, wenn wir seinen eigenen Geständnissen Glauben schenken dürfen, als ein ganz gefährlicher kleiner Don Juan, der bei allen schlanken Mädchen schäkernd einkehrt:

Und wo ich immer blieb,
Da denkt an mich ein Lieb.

Er hat allerdings auch eine sehr sinnige und bescheidene Art, den Mädchen „in enger Hülle" wohlgefällig zu sein. Es ist — ich möchte sagen — eine Theorie vom ewigen Hinterdreinscherzen, die er verkündet, und man muß gestehen, daß er selbst bei Uebertragung dieser Theorie in die Praxis durchaus nicht engherzig ist. Bald ist es ein Mädchen mit blauen Augen, bald eins, dessen Auge „braun ist wie Mokkatrank", und letzteres begeistert ihn derart, daß er der glücklichen Besitzerin „keck ein Haschenküßchen raubt" und dann entzückt ausruft:

Und im süßen Liebeskuß
Gipfelte der Hochgenuß —

ein Vers von Wilhelm Busch'scher Prägnanz und Formgewandtheit. Damit steht freilich in sonderbarem Widerspruch, wenn derselbe Dichter an einer andern Stelle das verblüffende Bekenntniß ablegt:

An junger Mädchen Gunst
Ist mir nichts gelegen,
Denn ihre Zauberkunst
Macht mich nur verlegen —

und wenn er sich nun mit einem male von allen kaffeebraunen Augen abwendet, um sich fortan ganz der Schilderung historischer Ereignisse und grandioser Naturerscheinungen zu widmen. Aber auch hier beweist Oskar Schlemm, wie wenige Proben zeigen mögen, eine überaus glückliche Hand und eine seltene Gabe anschaulicher Darstellung. Da finde ich z. B. eine Schilderung des Meers von einer Knappheit und Energie der Sprache und von einer Kühnheit der Bilder, daß ich nur ungern auf eine Mittheilung des Ganzen verzichte. Aber einen Vers möchte ich wenigstens hier einfügen, um von dem Ganzen einen ungefähren Begriff zu geben:

Seht die Elemente toben!
Wie die Welle wüthend grollt
Und mit ihren weißen Zähnen
Beißend um die Ruder rollt.

Dieses bissige Wasser! Da lobe ich mir den sanften Mond, dem alles „Toben" in diesem „All der Welt" vollkommen egal ist! Ich kann mir kaum etwas Stimmungsvolleres denken als die Schlemm'schen Verse auf diesen stillen Gefährten der Nacht:

Doch über dem Toben —
droben —
thront —
Hehr der Mond —

und ich denke, daß ich zum Lobe dieses neuentdeckten Dichters nicht zu viel gesagt habe. Ich glaube auch, daß es an diesen Proben genug und übergenug ist, und daß ich die Wirkung derselben nur abschwächen würde, wollte ich irgendein Wort der Kritik hinzufügen.

Echte und rechte Dilettantenpoesie haben wir auch in den „Gedichten" von Ambros del Monte (Nr. 2); werthlose Durchschnittsreimereien, wie sie jeder halbwegs Gebildete zu Stande bringt und gegen die absolut nichts einzuwenden wäre, wenn sie nicht eben gedruckt auf den Büchermarkt gebracht würden und den Anspruch ernsthafter kritischer Besprechung erheben wollten. Das, was sich zur allgemeinen Charakteristik dieser Poesien sagen läßt, bedarf weniger Worte. Hin und wieder findet sich leidlich Gelungenes, aber doch nichts, was irgend bedeutsam oder originell wäre, während Trivialitäten und Geschmacklosigkeiten den breitesten Raum einnehmen und dem Leser die Freude über die wenigen hübschen Stellen gründlich vergällen. So bleibt schließlich nur immer die eine Frage: wozu in aller Welt wird dergleichen gedruckt, und wohin soll endlich diese Ueberproduction poetischer Makulatur führen? Mit schier fieberhafter Hast folgt eine Novitätensendung der andern; die eine eilt der andern auf dem Fuße nach, die eine tritt der andern auf die Schleppe. Und jede Sendung bringt uns neue Poeten in Hülle und Fülle, die alle „geneigter" Besprechung, d. h. natürlich lobender Besprechung harren und die dann Zeter und Mordio schreien, wenn man sie höflich bedeutet, daß man von ihrem zierlichen Bändchen poetischen Unsinns Notiz genommen, aber leider nichts Lobenswerthes in demselben habe finden können. Kann man es schließlich einem Kritiker verargen, wenn er so manchen dieser neuern Poeten ruhig vorüberlaufen läßt und nur die ansehnlichern bittet, ihm ein wenig still zu halten? Und doch ist, fürchte ich, mit dem Todtschweigen wenig geholfen, und wir thun meines Erachtens der Sache einen viel bessern Dienst, wenn wir auch die kleinen und kleinsten unter den sogenannten Dichtern Revue passiren lassen und uns nach ihrem Legitimationsscheine erkundigen; wenn wir nicht die Mühe scheuen, auch die unzweifelhafte Makulatur uns etwas näher anzusehen, um, für Dichter und Publikum zur Warnung, eben diese Makulatur auch offen und ehrlich als solche bezeichnen zu können. Ein sonderliches Vergnügen ist es ja wahrhaftig nicht, und bei dem traurigen Nachrichteramt ist natürlich wenig Dank zu ernten. Aber gelingt es nur, einem oder dem andern dieser vermeintlichen Dichter ein ganz klein wenig Bescheidenheit zu lehren und ihm etwas mehr Respect vor der Oeffentlichkeit einzuflößen, so ist doch auch diese Arbeit nicht ganz zwecklos. Die hier in Rede stehenden Gedichte haben mich ganz unwillkürlich auf diesen Dornenpfad literarischen Verdrusses geleitet, weil

eben auch über sie nichts Besseres zu sagen ist, als daß sie völlig überflüssig sind und daß in ihnen die liebe platte Trivialität und Philisterhaftigkeit doch gar zu arg ihr Wesen treiben. Ich glaube, auch hier wird eine Probe genügen und alle weitern Bemerkungen unnöthig machen. Da haben wir nämlich, ziemlich am Schlusse des ganz allerliebst ausgestatteten Bandes, ein wunderbares, „Auf der Hahnbalz" überschriebenes Gedicht, das uns sehr rührend das traurige Ende des „in sel'gem Liebeswerben tauben" und in „stolzem Hochgefühl blinden" Hahns schildert:

Noch ein Balzen voll Verlangen —
Da trifft tödlich Blei die Brust,
Und der Hahn in Jugendprangen
Sinkt als Opfer eitler Lust.
„Drum nie allzu wild begehre,
Hüte dich vor Leidenschaft,
Denn sie raubt — vernimm die Lehre —
Der gesunden Sinne Kraft."

Gegen diese moralische Nutzanwendung ist absolut nichts einzuwenden.

Auch über die gleichfalls sehr zierlich gedruckten „Gedichte" Egon Forst's (Nr. 3) läßt sich kaum etwas Besseres sagen. Sie enthalten außer den wol allzu naiven Gedichten „An Personen" nicht gerade durchaus Mislungenes, auch nicht überwiegend Geschmacklosigkeiten; aber sie erheben sich auch nirgends über das Niveau leidlich gewandter Reimereien, sodaß auch ihnen gegenüber von einer ernsthaften Kritik nicht die Rede sein kann. Ich sage das trotz der freundschaftlichen Mahnung, die der Dichter den Kritikern zuruft:

Geht nur zu scharf nicht ins Gericht,
Laßt es dabei bewenden,
Und faßt die Geistesfrüchte nicht
Mit zu robusten Händen —

eine Mahnung, bei der mir nur unklar geblieben ist, wobei wir es eigentlich bewenden lassen sollen. Um jedoch meine obige Behauptung nicht ganz ohne Beweise zu lassen, will ich einige dieser „Geistesfrüchte" pflücken und so dem Leser selbst ein Urtheil ermöglichen. Auf gut Glück greife ich einige Verse heraus; so aus einem „Grabschrift" betitelten Gedichte den folgenden:

Da, unerwartet, plötzlich, unnatürlich
Ward meines hohen Glückes ich beraubt.
Beraubt! O, nimm dies Wort nicht nur figürlich,
Ich ward beraubt.

Ein anderes Gedicht mit der Ueberschrift „Warnung" legt es den Ehemännern sehr dringlich ans Herz, nicht zu lange im Wirthshause beim Bier zu sitzen, sintemalen das nächtliche Ausbleiben nur häuslichen Unfrieden im Gefolge habe und die Reue in der Regel zu spät komme:

Wohl dies bedenk'
Und ein noch lenk'
Bei Zeiten!
Ich seh' die Reu'
Schon, meiner Treu',
Vom weiten!

Das ist doch noch Poesie, und wehe denen, die diese „Geistesfrucht" mit „robusten Händen" anzufassen wagen! Auf den letzten Seiten endlich finde ich ein Lied, das die Ernennung eines „lieben Vetters" zum Regierungsrath feiert — das ist doch auch wieder ein poetischer Vorwurf! — und in diesem Liede bezeichnet sich unser Dichter ganz bescheidentlich selbst als „der bekannte Hauspoet". Vor dieser schätzenswerthen Eigenschaft habe ich allen gebührenden Respect; aber ich frage nur, was daraus werden sollte, wenn eines schönen Tags alle Hauspoeten im lieben deutschen Vaterlande das Bedürfniß empfänden, ihre Poesien für den Hausbedarf, fein mit Goldschnitt ausstaffirt, als Bücher in die Welt zu schicken!

Eine ganz andere Physiognomie zeigen die „Neuen Gedichte" von Heinrich Seidel (Nr. 4), einem liebenswürdigen Dichter, der uns wirklich etwas zu sagen hat und dem wir schon manche hübsche, sinnige Spende verdanken. Seidel ist kein sonderlich hervorragendes Talent, aber er besitzt die Gabe, mit Laune und Schalkhaftigkeit heitere und ernste Gegenstände zu umspielen; seine Lieder zeigen Formgefühl, Anmuth und Frische, und das ist immerhin schon genug, um ihnen warme Anerkennung zu sichern. Nur läßt das kleine Heft — und das ist lebhaft zu bedauern — durchweg strenge Selbstkritik vermissen. Neben ganz allerliebsten Kleinigkeiten finden sich Dinge, die in diese Sammlung unbedingt nicht hineingehören und die den erfreulichen Eindruck des Ganzen nur beeinträchtigen. Am besten gelungen sind die kleinen Genrebilder in der ersten Hälfte des Buchs; hier ist der poetische Ausdruck schön und klar; hier zeigt sich der Dichter als ein scharfer und liebevoller Beobachter; hier ist Farbe und Stimmung, ja letztere in ganz besonderm Maße, sodaß man einzelne der kleinen Gedichte geradezu als Stimmungsbilder charakterisiren könnte. Ich erinnere besonders an die schönen, „Die Heide" betitelten Verse, von denen einige hier folgen mögen, um die sinnige Art und zugleich das bedeutende Schilderungstalent Seidel's zu kennzeichnen:

Kennt ihr die Heide? Nun, ihr kennt sie wohl:
Wenn euch die gliederreiche Eisenschlange
In wildem Sturme trug durch ihre Flur,
So schautet ihr gelangweilt wol hinaus
Auf ihren röthlich hingestreckten Plan
Und schweiftet müden Blicks zum Horizont,
Wo Luft und Erde ineinander dämmern,
Und lehntet euch verdrossen in das Polster
Und schloßt die Augen dann, euch zu versenken
In eine andre Oede, die euch besser schien,
In die des Schlafs. Gewiß, ihr kennt sie wohl!

Ich aber habe sie geliebt von je,
Und also Liebliches ist mir geschehn:
Ich ging hinaus an heißem Sommertag,
Hinwandelnd anfangs an des Waldes Rand,
Wo roth die schlanken Kiefernstämme ragten,
Des Harzes Sonnenduft in Lüften schwamm. . . .
Dann von des Waldes Vorsprung an, wo trotzig,
Gleich einem Bollwerk vor des Windes Ansturm,
Einsam ein Eichbaum seine knorr'gen Aeste

Hin zu der Heide öder Fläche streckt,
Schritt ich hinaus. Nicht ferne lag mein Ziel:
Ein kleiner Hügel, heidekrautbedeckt,
Ein Hünengrab, drum manche düstre Sage
Gleichwie die Brombeer' ihre Ranken spann.
Bald über Moorgrund wandelt' ich, wo dumpf
Der Boden wiedergab der Schritte Klang,
Bald wühlt' im weichen Sand der müde Tritt....

In manchen andern Gedichten ist ein Heine'scher Klang, der jedoch dem Dichter nicht gut ansteht, zumal er es dabei mit der Forderung poetischer Originalität nicht allzu streng nimmt. Das kleine Gedicht „Schlechte Grundsätze" z. B. klingt mir ganz wie eine Copie, und ich glaube, daß das Original fast wörtlich in der „Kritik des Herzens" von Busch zu finden sein wird. Auch die „Schnelle Verdauung" ist nicht sonderlich originell, und Gedichte wie „Das Buch aus der Leihbibliothek" und der „Lobgesang" sind wol kaum der Aufnahme in der Sammlung werth. Den Beschluß des Hefts endlich bildet eine als Operntext gedachte dramatische Dichtung: „Dornröschen", die mancherlei hübsche Stellen enthält, sich aber im ganzen vor den leidigen Textbüchern nicht gerade hervorragend auszeichnet. Ein Libretto will ja aber auch mit einem ganz besondern und zwar sehr bescheidenen kritischen Maße gemessen werden.

Immerhin hinterläßt das ganze Büchlein einen sehr gefälligen und liebenswürdigen Eindruck, der sich noch steigert, wenn wir diese schlichten Genrebilder mit der saft- und kraftlosen, aber um so phrasenhaftern Poesie vergleichen, die uns Hermann Eduard Jahn (Nr. 5) als ein „Buch Lyrik" unter dem Stammbuchtitel „Ich denke dein!" auftischt. Jahn hat schon mancherlei Poetisches veröffentlicht, das mir nicht bekannt geworden ist, und als ich die auf dem Umschlage selbstgefällig abgedruckten lobenden Besprechungen las, schämte ich mich fast, daß mir die Bekanntschaft eines so bedeutenden Dichters bisher entgangen sei. Aber nach der Lektüre der vorliegenden Gedichte habe ich mich getröstet, und ich glaube jetzt, daß das Unglück, den Dichter bisher nicht gekannt zu haben, allenfalls noch zu ertragen ist. Anzuerkennen wäre allenfalls eine ganz leidliche Formgewandtheit, wenn das nur nicht heutzutage gar zu wenig besagen wollte. Aber sonst fehlt auch so ziemlich alles, was wir zu erwarten berechtigt sind; denn wenn wir von einigen niedlichen Kleinigkeiten absehen, bleibt, wie gesagt, nichts als phrasenhafte Reimerei übrig, die auf die Dauer geradezu unleidlich wird, sodaß wir froh sind, wenn wir dem Bereich dieser unheimtichen metrischen Fingerfertigkeit entrinnen. Jene auf dem Umschlage abgedruckten Recensionen, die so vortrefflich geeignet sind, den „geneigten" Leser gleich von vornherein noch geneigter zu stimmen, rühmen von einer frühern Dichtung Jahn's mit ganz besonderer Betonung ihre Originalität — hier habe ich redlich danach gesucht, aber beim besten Willen nichts Originelles finden können, ich müßte denn einige überkühne Bilder oder einige geradezu halsbrecherische Wortverrenkungen dazu rechnen. Oder ist es etwa originell, wenn unser Dichter singt:

O sei auch du wie jene Blume dort —
Ein weicher Duft sei deines Mundes Wort,
Dein Auge sei wie sie so rein, so blau,
Auf deiner Seele ruh' ein süßer (?) Thau —
Ich seh' dich an und seufze still dazu:
Wie jene Blume dort sei ewig du!?

Dabei fehlt es natürlich auch hier nicht an den üblichen Ausfällen gegen die bösen Kritiker, die jedes „freie blühende Talent" hassen und es verfolgen mit ihrem „Kreuziget, kreuziget", die nur darauf ausgehen, „nicht das Gute zu beleuchten, ach nein! die Fehler einzeln herauszuschneiden und sie durch die Lupe der eigenen Eitelkeit ins Fabelhafte zu vergrößern". Die bösen, bösen Kritiker! Wenn der Dichter singt:

Mein Kind, du ros'ges holdes Kind,
Du Klümpchen, tief ins Bett gekauert —

so gefällt ihnen das ebenso wenig wie jene andere Stelle in demselben Gedicht:

Schlaf, du Maus, du weiße Ratte —

womit, beiläufig, wieder das ins Bett gekauerte „Klümpchen" gemeint ist, und sie nennen es gar eitel Spielerei, wenn Jahn ein andermal unter der Ueberschrift „Müde, müde" Folgendes dichtet:

Müde, müde ist der Hain,
Müde ist das Meer.
Schlummer, nichts als Schlummer
Ringsumher.
Keine Woge hörest du
Und kein Blättchen fein —
Müde, alles müde,
Alles Ruh;
Nur ein Strahl, ein letzter Strahl
Huscht noch leise, leise
Durch dies Schmerzensthal
Und müde,
Müde schläft er ein.

Ueber die letzte der mir heute vorliegenden Sammlungen kann ich mich kurz fassen, da der Dichter selbst dafür gesorgt hat, daß wir schnell genug mit ihm fertig werden. Ueber die poetischen Qualitäten der „Gedichte aus dem Elsaß" (Nr. 6) sind wir gleich nach der ersten Seite im Klaren, und wenn wir uns bis zu den „Schattenrissen" durchgearbeitet haben, wissen wir auch ganz genau, weß Geistes Kind der Verfasser ist, und brauchen uns an dem Rest nicht weiter die gute Laune und den Geschmack verderben zu lassen. Wir haben, daß ich's mit einem Worte sage, in den Gedichten A. Hemmerlin's ultramontane Poesie in des Wortes verwegenster Bedeutung, und um sie gebührend zu charakterisiren, wird es genügen, jene erwähnten „Schattenrisse" ein wenig niedriger zu hängen. Dieselben sind nicht uninteressant, wenn sie auch nicht gerade etwas Neues verrathen, da wir längst zur Genüge wissen, wie man in gewissen Kreisen Culturgeschichte treibt, und bis zu welchem Grade dort allgemach der widerwärtigste Pharisäismus im Bunde mit frivolster Pietätlosigkeit gediehen ist. Hemmerlin gibt uns also Schattenrisse von einigen Dichtercollegen mit ziemlich bekannten Namen: von Klop-

stock, Goethe, Schiller, Heine und Rückert. Mit dem erstern verfährt er noch ziemlich glimpflich. Er feiert Klopstock als „frommen Geist, der sich zu Jesus dem Erretter flüchtet", und knüpft daran — nebenbei bemerkt, in einem wahrhaft fürchterlichen Sonett — eine kleine Predigt, deren erbaulichen Inhalt sich nach dem Gesagten jeder selbst wird denken können. Aber der arme Goethe! Er wird völlig vernichtet und zermalmt und zwar in Versen so unflätiger Art, daß ich mich hüten werde, ihnen die Ehre eines Citats zutheil werden zu lassen. Den übrigen dreien ergeht es nicht viel besser, am ärgsten natürlich dem „Juden Heine", der neben manchen andern Liebenswürdigkeiten auch den Titel „Strolch" sich gefallen lassen muß, da Hemmerlin, wenn er einmal schimpft, dieses unsaubere Geschäft gleich mit einer gewissen Virtuosität betreibt. Es wäre thöricht, die Schatten der Insultirten gegen ein derartiges Attentat vertheidigen zu wollen.

Waldemar Kawerau.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

1. Erinnerungen an Heinrich Heine von seiner Nichte Marie Embden-Heine, Principessa della Rocca. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1881. 8. 2 M. 50 Pf.
2. Karl Gottfried Ritter von Leitner. Sein Leben und Wirken. Festgabe zur Feier seines vollendeten achtzigsten Lebensjahres von Joseph Goldscheider. Graz, Leykam-Josefsthal. 1880. 8. 2 M. 40 Pf.

Das Buch über Heine (Nr. 1) kommt etwas spät, nachdem bereits die große biographische Ernte des Dichters als eingethan betrachtet werden kann. Die Verfasserin desselben ist die Tochter von des Dichters noch lebender hochbetagter Schwester Charlotte, und sie verheißt in der Vorrede, daß sie „der Wahrheit getreu bleiben werde und nur das niederschreibe, was sie von Jugend auf von ihrer Großmutter und Mutter erzählen hörte":

> Was man auch schreiben mag, ich werde niemand antworten, da ich nicht gesonnen bin, mich auf einen Federkrieg einzulassen. Leider ist es das Schicksal aller großen Geister, beneidet und begeifert zu werden. Man kann solchen Feinden aber kein Schweigen gebieten.

Ich verstehe diese Ergießung nicht recht. Daß der Schriftsteller nach Kräften der Wahrheit getreu bleibt, das versteht sich von selbst; zu einem Federkriege sehe ich, abgesehen etwa von einer Aeußerung über Heine's angebliche „Memoiren", keine Veranlassung, und darüber, daß dem Dichter des „Buchs der Lieder" nicht die nöthige Beachtung zutheil geworden, kann seine Familie auch nicht klagen. Hat es hin und wieder an scharfen Urtheilen nicht gefehlt, so ist damit Heine's Bedeutung nicht in Frage gestellt, und er selber hat durch seine scharfe Feder dafür gesorgt, daß nicht jeder seiner in Liebe gedachte. Also scheint mir kein Grund zu dem gereizten Eingange des sonst harmlosen Büchleins.

Es ist immer eine etwas bedenkliche Sache um solche spät kommende Denkwürdigkeiten. Heine ist seit einem Vierteljahrhundert geschieden; zahlreiche Schriftsteller haben ihre Erinnerungen an ihn aufgezeichnet, andere sein Lebensbild gegeben; Familienerinnerungen, die nach so langer Frist zu Papier gebracht werden, machen leicht den Eindruck, als sei im Laufe der Jahrzehnte das Historische etwas mythisch geworden. Bedenken wir, daß Heine's Geburt achtzig Jahre hinter uns liegt, daß die Erinnerungen an des Dichters Knabenjahre von der Enkelin nach den Berichten der Großmutter und der nun achtzigjährigen Mutter aufgezeichnet wurden, so gerathen wir unwillkürlich in Versuchung, hin und wieder eine Verschmelzung von Wahrheit und Dichtung anzunehmen. Doch sind diese Geschichten aus Heine's Jugend- und Jünglingsjahren vielfach sehr charakteristisch für den merkwürdigen Mann; die Darstellung seines spätern Lebens ist, wie das bei einem Büchlein von zehn Bogen nicht wol anders sein kann, flüchtig, dabei mit allerlei Familiengeschichten durchmischt, wie denn das Ganze einen etwas dilettantischen Eindruck macht. Doch wird der Leser mit Vergnügen ein paar köstliche Geschichten aus Heine's Leben vernehmen, von denen ich freilich nicht feststellen kann, ob sie hier zum ersten mal mitgetheilt sind:

> Nachdem Heine lesen und schreiben gelernt hatte, schickte man ihn in eine Mädchenschule, deren Vorsteherin eine alte funfzigjährige Jungfer war. Der Knabe war erst vier Jahre alt, lernte alles mit der größten Leichtigkeit, aber das Stillsitzen war ihm unerträglich. Die Lehrerin bestrafte jede Unachtsamkeit aufs empfindlichste, und diese Strenge empörte ihn. Sie wurde ihm so verhaßt, daß er hin und her sann, wie er sich rächen könnte. Eines Tages ließ die Lehrerin einen Krug mit Milch auf dem Tische stehen, und so wie er sich unbeachtet sah, nahm er ein Tintenfaß und goß den Inhalt in die Milch. Hierauf stolzirte er in der Stube auf und nieder, die Hände auf dem Rücken, als ob nichts geschehen wäre. Ein anderes mal erwischte er die Schnupftabacksdose der Alten, leerte sie und füllte sie mit Sand. Als die Lehrerin ihm eine Strafpredigt hielt und ihn fragte, warum er das gethan habe, antwortete er mit Nachdruck: „Weil ich dich hasse!" — Heinrich war immer einer der ersten unter seinen Mitschülern; seine Mutter, eine große Verehrerin der schönen Künste, wollte, daß ihr Sohn ihrem Beispiel folge. Man engagirte einen Zeichenlehrer; der arme Mann wohnte weit entfernt und war so müde, wenn er ankam, daß er sogleich einnickte. Heine hatte bedeutende Anlage zum Zeichnen, wurde der Sache aber bald überdrüßig und suchte den Lehrer zu entfernen. Eines Tags zeichnete er einen Eselskopf auf einen Bogen Papier, befestigte das Blatt auf dem Rücken des Lehrers, der nichts bemerkte und ruhig weiter schnarchte. Beim Fortgehen wurde er von allen Gassenbuben verfolgt und verhöhnt, bis eine alte Frau ihn mitleidsvoll von diesem Aushängeschild befreite. Empört kehrte er zu Herrn Heine zurück und beklagte

sich über den ungezogenen Knaben. „Es scheint mir unmöglich", sagte Herr Heine, „daß mein Sohn einen solch unpassenden Scherz ausüben konnte, ohne daß Sie es bemerkten, denn Sie sind doch gewiß die Aufmerksamkeit selbst während der Lehrstunde." Heinrich stand ängstlich horchend in einer Ecke, denn er fürchtete die wohlverdiente Strafe seiner That; doch als er den Vater so sprechen hörte, näherte er sich und sagte vorlaut: „Papa, er schläft während der ganzen Stunde und träumt laut von seinen Schulden!" — In Bonn trug er einen schwarzen Sammtrock; dieser schien ihm zu abgenutzt, also bestellte er einen neuen von blauem Sammt. Den alten versprach er seinem Barbier. Gewöhnlich hing dies Kleidungsstück an einem Mantelstock im Vorzimmer. Zu bestimmter Stunde brachte der Schneider den Rock, hängte ihn dahin, wo sich sonst der alte befand, und ging davon. Etwas später erschien der Bartkünstler, um sein Amt zu versehen; beim Fortgehen sagte er ihm: „Heute kannst du den Rock mitnehmen, er hängt draußen." Der Barbier erschöpfte sich in Danksagungen und trug den Rock fort. Als Heine sich ankleiden wollte, suchte er vergebens den neuen Rock und war sehr enttäuscht, ihn nicht zu finden. Er tröstete sich jedoch bald, und mit der größten Ergebung zog er das alte Kleidungsstück an und sagte lächelnd: „Hat das Barbierchen doch Glück gehabt!" Diese Phrase ist in unserer Familie sprichwörtlich geworden, wenn jemand ein unverhofftes Glück in den Schos fiel. — Heinrich Heine bat bei der Abreise nach London, sein Oheim Salomon Heine zu Hamburg möge ihm eine Empfehlung und einen Creditbrief an Rothschild mitgeben, was der alte Heine wohlwollend bewilligte. Der Credit lautete auf 400 Pfd. St.; er sagte ihm aber mit Nachdruck, das Geld nicht zu erheben, es sei nur pro forma und solle dazu dienen, ihm ein größeres Ansehen zu verschaffen. Kaum war der Dichter in London angelangt, so war sein erster Gang zu Rothschild, er bat ihn, den Werth seines Creditbriefs auszuzahlen, welchen Rothschild, ohne eine Bemerkung zu machen, sofort entrichten ließ. Nach einigen Tagen bekam Salomon Heine folgenden Brief: „Ich war wirklich erfreut, Ihren liebenswürdigen Neffen kennen zu lernen, und es gereichte mir zur größten Freude, ihm gefällig sein zu können, habe ihm den kleinen Credit ausgezahlt und bringe ihn Ihnen in Rechnung." Mit diesem Gelde lebte Heinrich in Saus und Braus, bis alles ausgegeben war und ihm nur noch das nöthige Reisegeld blieb, um nach Hamburg zurückzukehren. Hier angekommen, besuchte er sogleich seinen Onkel; aber welcher Empfang wartete seiner! „Verschwender, Tollkopf! Aus dir wird nie etwas Ordentliches werden, du kannst nichts als Geld verschwenden und Bücher schreiben!" Auch Heinrich's Charakter war aufbrausend, er nahm seinen Hut und sagte im Fortgehen: „Weißt du, lieber Onkel, das Beste an dir ist, daß du meinen Namen trägst!" — In München sprach man überall von Heine, sogar bei Hofe, und bei einem großen Diner lobten einige Herren, die ihn kannten, seine Verse und seinen beißenden Witz sowie seine geistreiche und anziehende Unterhaltung. Nach Tische ließ eine der königlichen Hoheiten ihren Adjutanten rufen, und da sie gern berühmte Leute um sich versammelte, fragte sie: „Wie kann ich wol diesen originellen Dichter kennen lernen?" „Der Wunsch Ew. Hoheit kann leicht befriedigt werden, da ich weiß, wo er wohnt." Rasch schickte man einen königlichen Diener zu Herrn Heine und ließ ihn im Namen der Frau Prinzessin bitten, eine Tasse Kaffee bei ihr zu nehmen. Die Botschaft wurde pünktlich ausgerichtet, und Heine beantwortete sie: „Mein lieber Freund, sagen Sie Ihrer königlichen Hoheit, daß ich ganz ergebenst für die Ehre danke, die sie mir erzeigen will; aber ich habe die spießbürgerliche Gewohnheit, den Kaffee dort zu trinken, wo ich gespeist habe." — Einst schrieb er dem alten Onkel ins Album: „Lieber Onkel, geben Sie mir 100000 Mark und vergessen Sie auf ewig Ihren Sie liebenden Neffen Heinrich Heine." — Eugène Scribe war oft die Zielscheibe seines Witzes. Unter anderm fragte ihn sein Arzt eines Tages: „Wie ist Ihr Geschmack, Herr Heine?" „Ich habe nicht den geringsten, doch das habe ich mit Scribe gemein." Ein anderes mal untersuchte der Arzt seine Brust nach einem heftigen Krampfanfall und fragte: „Können Sie pfeifen?" „Leider nein, nicht einmal Scribe's Komödien kann ich auspfeifen!"

Diese herausgepflückten Geschichten zeigen uns, daß in dem Büchlein manches Ergötzliche und Geistreiche zu finden ist.

Karl Gottfried von Leitner gehört nicht zu denjenigen österreichischen Dichtern, deren Schöpfungen gleich denjenigen von Grillparzer, Lenau, Anastasius Grün, R. Hamerling in Deutschland lauten Widerhall gefunden haben; sein schönes, aber nicht eigenartiges lyrisches Talent fand mehr Anerkennung in seinem engern Vaterlande, wenn auch die deutsche Kritik nicht achtlos an Leitner's Dichtungen vorüberging; Beweis dafür die respectvolle Erwähnung des Dichters in Rudolf von Gottschall's „Literaturgeschichte" und in Heinrich Kurz (Bd. 4).

Geboren am 18. November 1800 zu Graz, lebt K. G. von Leitner noch gegenwärtig in seiner Vaterstadt und hat Ausgang vorigen Jahres seinen achtzigsten Geburtstag begangen. Zur Feier desselben ist das kleine Buch von Joseph Goldscheider erschienen, welches für die warme Verehrung des Verfassers und ohne Zweifel der steirischen und österreichischen Gebildeten überhaupt für den greisen Dichter Zeugniß ablegt. Daß bei dieser Gelegenheit die Anerkennung volltönigen Ausdruck findet, ist in der Ordnung; wenn aber die Darstellung des einfachen Lebensganges des Dichters durch einen weit ausholenden Rückblick auf die Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts eingeleitet wird, so heißt das, die Bedeutung des Dichters doch allzu hoch schätzen. Dabei ist dieser Rückblick nicht immer correct; so heißt es: Friedrich Hebbel (!) mit seinen „Alemannischen Gedichten" gelangte erst jetzt zu verdienter Anerkennung; ebenso wird gesagt, daß Fürst Pückler, Sternberg, Laube, Gutzkow, Th. Mundt u. s. w. sich wenigstens in der Lyrik von den Ausschreitungen des Jungen Deutschland fern hielten — kein Wunder bei Schriftstellern, denen die Lyrik weit abseits lag! Auch zeigt die eingehende Betrachtung von Leitner's Wirken als Beamter, die Einführung zahlreicher Persönlichkeiten von begrenzter localer Bedeutung, daß das Büchlein doch im wesentlichen nur für die nähern Landsleute Leitner's verfaßt ist.

Wilhelm Buchner.

König Wenzel.

Geschichte des deutschen Reichs unter König Wenzel. Von Theodor Lindner. Zwei Bände. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1875—80. Gr. 8. 17 M.

Zeiten des Uebergangs, in welchen eine große geschichtliche Epoche abläuft, um einer andern Platz zu machen, pflegen von der historischen Forschung und Darstellung etwas stiefmütterlich behandelt zu werden. Wie interessant sie auch in mancher Beziehung sind: die allmähliche Auflösung abgelebter Bildungen, welche ihren vornehmsten Inhalt ausmacht, ist doch wenig geeignet, die Aufmerksamkeit dauernd zu fesseln. Was dem Tode verfallen ist, weckt zwar einen gewissen schmerzlichen Antheil, aber man verweilt bei ihm nicht gern länger als nöthig. Nur das frische, vollkräftige Leben übt bei Völkern wie bei einzelnen Individuen eine nachhaltige Anziehungskraft. Und davon ist in solchen Perioden wenig zu spüren; die neuen Gestaltungen, die sich in ihnen allerdings vorbereiten, sind eben erst in ihren Anfängen und oft kaum merkbaren Keimen vorhanden. So ist es auch in der deutschen Geschichte mit den Jahrhunderten, die vom Mittelalter zu der neuern, durch die Reformation eingeleiteten Zeit hinüberführen. Es kann daher nicht wundernehmen, daß sie, während die vorausgehende wie die nachfolgende Epoche in zahlreichen und umfassenden Werken behandelt wurden, verhältnißmäßig nur selten und weniger eingehend geschildert worden sind.

Wenn nun Professor Lindner sich gerade sie zum Gegenstande einer ausführlichen quellenmäßigen Darstellung gewählt hat, so ist das gewiß ein höchst verdienstliches Unternehmen, dem hoffentlich die vollständige Durchführung nicht fehlen wird. Weitaussehend ist es immerhin; soll doch die „Geschichte des deutschen Reichs vom Ende des 14. Jahrhunderts bis zur Reformation" fortgeführt werden, sodaß sie mit der Regierung Maximilian's I. abschließen würde, und hat doch schon die gegenwärtig vorliegende erste Abtheilung: „Das deutsche Reich unter König Wenzel", zu ihrer Vollendung eine geraume Zeit erfordert. Dieselbe besteht übrigens aus zwei starken Bänden, von welchen der erste, was das zur Verwendung kommende Material angeht, sich vorzugsweise auf die von Weizsäcker veröffentlichten Reichstagsacten stützt, während für den zweiten außerdem eine Reihe von Bibliotheken und Archiven benutzt worden ist. Daß aber die Arbeit einen so großen Umfang gewonnen hat, erklärt sich einerseits aus der gründlichen und gewissenhaften Weise, in welcher sie ausgeführt wurde, dann aber auch aus der eigenthümlichen Beschaffenheit des Gegenstandes. Zwar sind in einer Geschichte des deutschen Reichs nur die Ereignisse, nur die Bewegungen zu berücksichtigen, welche mit der allgemeinen Entwickelung Deutschlands im Zusammenhange stehen. Indeß ist diese Entwickelung des Gesammtreichs durch die der verschiedenen Territorien, welche gerade zu der hier in Rede stehenden Zeit ein mehr oder weniger selbständiges Dasein zu führen beginnen, wesentlich bedingt, und muß deshalb auf die Geschichte der einzelnen Gebiete und Herrschaften näher eingegangen werden. Es war nicht minder geboten, die Erbländer des regierenden luxemburgischen Hauses wenigstens insoweit heranzuziehen, als sie auf die Reichspolitik des Königs bestimmend einwirken. Auch machten die vielfachen und einflußreichen Beziehungen Deutschlands zu Italien, Frankreich u. s. w. es nothwendig, die Verhältnisse dieser Länder in ausgedehntem Maße zur Sprache zu bringen. Ob der Verfasser dabei sich innerhalb der richtigen Grenzen gehalten hat, kann fraglich erscheinen. Vielleicht hätte manches beiseite gelassen, anderes kürzer gefaßt werden können. Gewiß ist, daß er Conjecturen und Vermuthungen mehr Raum gibt, als zu wünschen wäre, und gar zu oft die Frage aufwirft, wie die Dinge sich unter andern als den gegebenen Umständen gestaltet haben würden. Im übrigen empfiehlt sich seine Darstellung durch einen klaren und gefälligen Vortrag, der in der lebhaften Schilderung von Personen und Begebenheiten nicht selten einen besondern Reiz ausübt. Es gibt unter den historischen Werken, welche vorwiegend die Mittheilung der Ergebnisse gelehrter Forschung zum Zweck haben, nicht viele, die sich so leicht und angenehm lesen wie das vorliegende. Zu etwas trägt dazu der Umstand bei, daß der gelehrte Apparat sich nicht zu sehr vordrängt; die Noten unter dem Text sind möglichst beschränkt, größere Anmerkungen in die jedem Bande hinzugefügten Beilagen verwiesen worden. Zweckmäßig wie diese Anordnung ist auch das umfangreiche Register, mit welchem das Werk schließt.

Die „Einleitung" aber, mit der es beginnt, bietet nicht, was unsers Erachtens wünschenswerth gewesen wäre, ein eng umrahmtes Gesammtbild der innern und äußern Lage des deutschen Reichs in dem Zeitpunkt, in welchem die Erzählung anhebt. Die interessante Charakteristik Karl's IV. und seiner Regierung, die der Hauptsache nach ihren Inhalt bildet, kann als solches nur in einem sehr beschränkten Sinne gelten. Dieselbe läßt übrigens den genannten Kaiser in einem recht günstigen Lichte erscheinen, da sie die unleugbaren Erfolge seiner klugen Politik weit stärker betont als die unlautern Mittel — Trug, List und Bestechung —, durch welche sie meist erzielt wurden. Der Verfasser ist, scheint uns, in diesen wie in andern Fällen zu sehr geneigt, das tadelnswerthe Verhalten der Menschen durch die gegebenen Zeitverhältnisse wenn nicht zu rechtfertigen, so doch zu entschuldigen. Er findet es nicht nur begreiflich, sondern fast in der Ordnung, daß zu einer Zeit, wo es „nur noch Deutsche, kein Deutschland mehr" gab, wo das Bewußtsein der staatlichen Einheit erloschen und die rücksichtslose Verfolgung particulärer Interessen an der Tagesordnung war, auch das Haupt des Reichs vorzugs-

weise die Macht seines Hauses im Auge hatte und kein Bedenken trug, seine Stellung zur Vermehrung derselben möglichst auszunutzen. Wir meinen doch, daß das nicht gerade nothwendig war; ein kräftiger, hochsinniger Fürst würde der herrschenden Strömung nicht gefolgt sein, sie vielmehr in eine andere Richtung geleitet haben. Von dem luxemburger Karl stand so etwas freilich nicht zu erwarten; er war im Grunde doch nur ein geschickter Faiseur, der seine egoistischen Zwecke mehr auf krummen als geraden Wegen zu erreichen wußte. Einen instructiven Beleg dafür geben die ersten Kapitel unsers Werks, in welchen der Verfasser erzählt, wie der Kaiser es fertig brachte, daß trotz der entgegenstehenden Bestimmungen der Goldenen Bulle sein Sohn Wenzel noch bei seinen Lebzeiten von den Kurfürsten zum Nachfolger erwählt wurde und der Widerspruch der römischen Curie unwirksam blieb.

Einige Monate vor dem Regierungsantritt Wenzel's war ein hochwichtiges Ereigniß eingetreten, das den jungen König geraume Zeit beschäftigen sollte: die unheilvolle Kirchenspaltung, durch welche die katholische Welt in zwei feindliche Heerlager getheilt wurde. Im März 1378 starb Gregor XI., der die päpstliche Residenz von Avignon nach Rom zurückverlegt hatte. Die Römer, besorgt, daß diese für sie so vortheilhafte Maßregel wieder rückgängig gemacht werden könnte, geriethen in die größte Aufregung und setzten alle Hebel in Bewegung, um die Wahl eines Stadtkindes oder doch eines Italieners durchzusetzen. Unter den anwesenden sechzehn Cardinälen aber — es waren zwölf Ultramontane und vier Italiener — gab es drei Parteien, von welchen keine über die erforderliche Majorität verfügte und jede entschlossen war, keinem Mitgliede der übrigen ihre Stimmen zu geben. Es blieb daher, wollte man sich anders über einen Candidaten verständigen, nur übrig, ihn außerhalb des Collegiums zu suchen. Er fand sich in der Person eines Italieners, des Erzbischofs von Bari, auf den auch in den vorgängigen Verhandlungen die Mehrzahl der Cardinäle sich vereinigte. Als dann aber zur Wahlhandlung geschritten wurde, führte die maßlose Erregung des Volks, welches um jeden Preis einen Römer gewählt sehen wollte, zu stürmischen Auftritten, die der Verfasser recht lebendig schildert:

Am 7. April abends fand der Einzug in das Conclave in feierlicher Weise statt unter Trompetenklang; das dicht gedrängte Volk jubelte und lärmte, allenthalben ertönte der Ruf: „Wir wollen einen Römer!“ Die zuchtlose Menge — voll von dem ungewohnten Schauspiel, welches Rom seit 75 Jahren wieder zum ersten mal erblickte — ließ sich nicht abhalten, mit in den Vatican einzuziehen, manche drängten sich sogar in das Conclave ein. Erst spät und mit großer Mühe gelang es, die Eingedrungenen zu vertreiben und einigermaßen Ruhe herzustellen; das herkömmliche Vermauern der Thür zum Conclave unterblieb. In der nächsten Umgebung und in der Stadt hielt der Lärm die ganze Nacht durch an.

Er tobte auch am folgenden Tage, während die Cardinäle mit den Vorbereitungen zur Wahl beschäftigt waren, in ihrer nächsten Nähe weiter. „Die Stimmen, welche einen Römer forderten, wurden immer ungeduldiger, immer drohender; man fing sogar an, mit den Glocken des Capitols und des St.-Peter zu stürmen.“ Inzwischen ging die Wahl vor sich; der Tumult des Volks trieb zur Eile; einstimmig wurde der designirte Erzbischof von Bari ernannt:

Noch trug man Bedenken, der erregten Menge das Resultat, die Erwählung eines Nichtrömers, bekannt zu machen. Da wurde das Conclave gewaltsam beendet; eine tobende Volksmasse drang durch die erbrochenen Thüren ein. Ein jäher Schrecken ergriff die versammelten Väter. Einzelne wollten fliehen, sie wurden ergriffen und mit roher Gewalt zurückgeschleppt. Andere wichen in die Kapelle; auch deren Thür brach zusammen; mit wilden Drohungen wurde die Wahl eines Römers gefordert. Da kam einem der zu Tode Geängsteten ein rettender Gedanke: „Der Cardinal von St.-Peter ist Papst!“ rief er dem Volke zu. Das Wort zündete; der Cardinal war zwar ein alter gichtbrüchiger Mann, der sich stets tragen lassen mußte, aber in Rom geboren. Im Augenblick wurde der Gelähmte mit den päpstlichen Gewändern umhangen und auf den Thron geschoben. Ehrfurchtsvoll warf sich die zufriedene Menge dem Ueberraschten zu Füßen und brachte ihm die übliche Verehrung dar. Sie sollte sich bald enttäuscht sehen, da der von Schmerzen gequälte Mann die Pein nicht länger ertrug; er erklärte, nicht er, sondern der Erzbischof sei Papst. Laute Verwünschungen erschollen; man drang in den Cardinal, seine Rolle in die Wirklichkeit zu übersetzen und thatsächlich die Würde anzunehmen. Erst als er sich entschieden weigerte, dem unsinnigen Verlangen nachzugeben, ließ das Volk von ihm ab; Diener trugen den völlig Erschöpften in ein Nebengemach, wo er zusammenbrach. Desto eifriger suchte man nach dem Erzbischof; die Rasenden wollten ihn zwingen zu entsagen, oder ihn tödten. In dem heimlichen Gemach des Papstes verborgen, entging der Gesuchte der Gefahr; endlich verlief sich die Menge.

Die Cardinäle hatten sich mittlerweile nach allen Richtungen zerstreut. Der Erzbischof blieb mit dem Cardinal von St.-Peter allein die Nacht über im Vatican; als sich der Tumult legte, kam er aus seinem Versteck hervor. Am Morgen ließen dann beide die Behörden von Rom benachrichtigen, welche alsbald im Vatican erschienen und die Wahl ohne weiteres anerkannten. Der Erzbischof erklärte indeß: ehe die Cardinäle nicht nochmals seine Wahl als gültig und kanonisch anerkannt, könne er sich nicht als rechtmäßiges Oberhaupt der Kirche betrachten. Erst als die in Rom anwesenden zwölf Cardinäle sich wieder zusammengefunden und ihre Stimmen nochmals für den Erzbischof abgegeben hatten, erfolgte die Inthronisation in herkömmlicher Weise. Das neue Kirchenhaupt nahm den Namen Urban VI. an.

Ohne Zweifel war die Wahl nach den gesetzlichen Vorschriften vollzogen und kanonisch gültig. Sie mochte indeß bei den eigenthümlichen Umständen, unter welchen sie stattgehabt hatte, leicht mit einem gewissen Schein des Rechts angefochten werden. Und dazu kam es sehr bald; der neue Pontifex zerfiel schon in nächster Zeit mit seinen Wählern, welche nun seine Ernennung für ungültig erklärten und einen Gegenpapst, Clemens VII., erhoben, der später nach Avignon übersiedelte und von hier aus seinem Collegen die Herrschaft über die Kirche streitig machte.

In Deutschland, wo Wenzel gleich anfangs auf die Seite Urban's trat, fand dieser allmählich eine fast allgemeine Anerkennung. Doch wir können auf die betreffenden Vorgänge hier ebenso wenig eingehen wie auf den anderweitigen reichen und interessanten Inhalt unsers Werks. Bemerkt sei nur noch, daß der Verfasser dem Könige Wenzel, welchen die sagenhafte Ueberlieferung bekanntlich zu einem wahren Unholde, einem grausamen, halb verrückten Wütherich stempelt, eine günstigere und gerechtere Würdigung zutheil werden läßt, ohne deshalb seine mannichfachen Schwächen und Untugenden zu vertuschen oder seine Unfähigkeit zur Lösung der an ihn herantretenden schwierigen Aufgaben in Abrede zu stellen.

Ferdinand Brockerhoff.

Wissenschaftliche Reisewerke.

1. Reisen in Indien und Hochasien. Eine Darstellung der Landschaft, der Cultur und Sitten der Bewohner, in Verbindung mit klimatischen und geologischen Verhältnissen. Basirt auf die Resultate der wissenschaftlichen Mission von Hermann, Adolf und Robert von Schlagintweit, ausgeführt in den Jahren 1854—58. Von Hermann von Schlagintweit-Sakünlünski. Vierter Band: Hochasien. III. Ost-Turkistan und Umgebungen. Nebst wissenschaftlichen Zusammenstellungen über die Höhengebiete und über die thermischen Verhältnisse. Mit fünf landschaftlichen Ansichten in Tondruck, drei Tafeln topographischer Gebirgsprofile, sowie mit Tabelle und Curvendarstellungen. Jena, Costenoble. 1880. Gr. 8. 17 M. Preis des vollständigen Werks: 60 M. 40 Pf.

Mit diesem Band ist ein großartiges, reichhaltiges und höchst werthvolles Reisewerk zu seinem Abschluß gebracht. Daß dieser letzte Band seinen drei Vorgängern verhältnißmäßig spät gefolgt ist (der erste Band erschien 1869, der zweite 1871, der dritte 1872), wurde veranlaßt durch anderweitige Arbeiten des Verfassers; es war aber damit der Vortheil verbunden, daß nun auch jene fernen Gebiete mit größerer Bestimmtheit zu besprechen waren, d. h. daß besonders die diesem Band beigegebenen Zahlentabellen eine genauere Durchforschung und Sicherstellung erfahren konnten. Mit der Erschließung jener ungeheuern Gebiete, welche das ganze Werk zum Gegenstand hat, geht es ja leider nicht so rasch; daher sind die Resultate der Reise, wenn sie nun auch schon zum Theil ein Vierteljahrhundert alt sind, noch nicht veraltet, und eben das spätere Erscheinen dieses abschließenden Theils beweist, daß der Verfasser in dem, was er hier bietet, auf dem Laufenden ist mit dem Neuesten, was man von diesen noch so wenig bekannten Gebieten weiß.

Der erste Band behandelt Indien, der zweite den Himalaja von Bhutan bis Kashmir, der dritte Tibet und der vierte Ostturkistan und Umgebungen. Diesem letzten Band sind als wissenschaftliche Beilagen Tabellen beigegeben, welche mehr als 1000 Höhenangaben, sowie eine Menge von Temperaturbeobachtungen, über Isothermen u. dgl. enthalten, Tabellen, in denen ein ungeheueres Material verarbeitet ist. Die völlige Würdigung dieses vierten Bandes wie überhaupt des ganzen Werks kann nur von den Fachblättern erwartet werden; das ganze Buch ist ein streng wissenschaftliches. Die fesselnden Reize mancher neuer Reisebeschreibungen, welche glänzende Darstellung aufbieten, Witz und Humor spielen lassen, gefährliche Situationen spannend zu schildern wissen, ergötzliche Abenteuer einflechten, entbehrt oder, möchten wir lieber sagen, verschmäht das Reisewerk von H. von Schlagintweit. Ruhig und vornehm schreitet die Berichterstattung fort; in knapper Darstellung wird allein das wissenschaftlich Wissenswerthe mitgetheilt, die Ergebnisse von hypsometrischen und meteorologischen Messungen, von geologischen, botanischen, zoologischen, ethnographischen Beobachtungen, die daraus folgenden Entscheidungen bestehender geographischer Fragen, oder die aus den gefundenen Thatsachen sich wieder ergebenden neuen Probleme, deren Lösung einer künftigen Forschung anheimgestellt bleiben muß.

Wie überaus schlicht ist z. B. die Schilderung des gewaltig schwierigen Uebergangs über das Künlüngebirge — welche Leistung dem Reisenden Hermann von Schlagintweit seinen Namen Sakünlünski eingetragen —, wo er den Elchi-Davan-Paß in einer Höhe von 17379 Fuß überschritt und das Vergnügen hatte, mit dem einen Führer „ohne Nahrung, ohne Feuer, selbst ohne eine Decke zum Schutz für die Nacht in nassen Kleidern sich in den Schnee zu legen", weil die übrige Begleitungsmannschaft mit den beladenen Pferden nicht nachkommen konnte, wo das Thermometer auf — 11° C. sank und zwei der Pferde erfroren! Es wird kein Wesen gemacht von diesem Abenteuer, das erzählt wird, sammt der darauf folgenden nicht ungefährlichen Begegnung mit den argwöhnischen Chotanis in Bushia, als wäre es ein gewöhnlicher Touristenausflug gewesen und gar nichts Außerordentliches. Freilich, diesen muthigen, rüstigen und elastischen Reisenden, die in so unwegsamen und unwirthlichen Gegenden (S. 203 findet sich die Notiz: „Vom 28. Juli bis 25. August hatte sich nicht ein bewohnter Ort gezeigt"!) ihre Forschungen machten, waren solche Strapazen und Kraftproben etwas Gewöhnliches geworden: das Außerordentliche war ja fast das Alltägliche. Den Gefahren schauten sie mit festem Muth und großer Kaltblütigkeit ins Auge, ohne sich vom Vordringen abhalten zu lassen. Aber dieses muthige Wagen und kühne Vordringen mußte der eine der Brüder mit dem Leben bezahlen. Am 26. August 1857 wurde Adolf von Schlagintweit in Kashgar, wohin er trotz der kriegerischen Unruhen der dort entbrannten Empörung ziehen wollte, auf grausame Weise ermordet. Auch diese Partie des vierten Bandes, die ganz besonders interessant

ist, wird von dem überlebenden Bruder sehr schmucklos gehalten. Fast zu wenig ist es dem Leser, der durch die traurige Katastrophe ergriffen ist, wenn er dann über diesen auf dem Felde des wissenschaftlichen Kampfes ehrenvoll gefallenen jungen vielversprechenden Gelehrten nur die allernöthigsten biographischen Notizen erhält. Doch schon aus dem wenigen, das allzu zarte Bescheidenheit gibt, ist die ganz ungewöhnliche Bedeutung dieses Forschers deutlich erkennbar, eines Mannes, von dessen wissenschaftlicher Thätigkeit schon im zwanzigsten Lebensjahr ein Alexander von Humboldt Notiz nahm, der in dem „Kosmos" desselben 1856 um seiner Erforschung des Karakorumgebirgs willen aufs ehrenvollste citirt ist, der mit 28 Jahren seine kurze, reiche Forscherlaufbahn enden mußte.

Werthvoll ist in diesem vierten Bande die Heranziehung auch anderer, früherer und neuerer Reisen in diese Gegenden Hochasiens, sodaß dem Leser auch die neuesten Versuche, dieses Land aufzuschließen, vor Augen geführt werden.

Wollen wir das, was über diesen Schlußband wie über die vorangehenden Bände gesagt werden kann und darf, zusammenfassen, so können wir nur, in aller Bescheidenheit einem solchen classischen Werke gegenüber, und den früher in d. Bl. ausgesprochenen Urtheilen (vgl. Nr. 18 d. Bl. f. 1872 und Nr. 21 f. 1873) uns anschließend, sagen: daß dieses Werk ein durch den Umfang der bereisten Gebiete, durch die Tiefe, Gründlichkeit und Sorgfalt der mitgetheilten Beobachtungen, wie durch die edle Schönheit seiner Sprache hervorragendes und wol einzig dastehendes ist, ein Zeugniß echt deutschen Fleißes und deutscher Wissenschaft, eine noch lange gültige, immer wichtige Grundlage für jede künftige Erforschung und Schilderung dieser fernen Gebiete, über deren geheimnißvolle Unnahbarkeit die Brüder Schlagintweit die ersten entscheidenden Siege davongetragen haben.

2. Die Nordpolarreisen Adolf Erik Nordenskjöld's 1858 bis 1879. Aus dem Englischen. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit 44 Holzschnitten und 4 lithographirten Karten. Leipzig, Brockhaus. 1880. Gr. 8. 10 M.

Dieses Buch ist ein willkommener Vorläufer zu dem eigentlichen wissenschaftlichen Reisebericht über die so höchst interessante und bedeutungsvolle Fahrt der Vega, durch welche ein Jahrhunderte altes Problem, das der nordöstlichen Durchfahrt, zu Ehren der schwedischen Flagge gelöst worden ist. Das Buch, eine — beiläufig gesagt, sehr gute — Uebersetzung aus dem Englischen, im letzten Theil mit selbständiger Anfügung wichtiger Abschnitte, enthält zunächst eine Lebensskizze Nordenskjöld's, dann eine Schilderung seiner verschiedenen Polarfahrten und Entdeckungsreisen — nach Grönland, Spitzbergen und an die nordsibirische Küste —, durch welche er sich für seine spätere Aufgabe in der tüchtigsten Weise vorgebildet hat; endlich in dem ausführlichsten neunten Kapitel „Die Auffindung der nordöstlichen Durchfahrt", hauptsächlich nach Briefen, die von der Vega aus heimgesendet wurden.

Beigegeben sind dem schön ausgestatteten, auch mit Illustrationen geschmückten Buch einige Kärtchen der betreffenden Reisen sowie ein interessanter Anhang, der den amtlichen Bericht über die Gesundheitspflege und Krankenbehandlung während der schwedischen Nordpolarexpedition von 1872—73 enthält, nebst einem Literaturnachweis der schwedischen Polarexpeditionen, der in geographischer, physikalischer, meteorologischer, geologischer, botanischer und hygieinischer Hinsicht äußerst reichhaltig ist. So bietet denn das Buch des wissenschaftlich Belehrenden und Werthvollen Vieles; für das Lesepublikum im allgemeinen aber dürfte am wichtigsten sein die Lebensskizze Nordenskjöld's und die Schilderung der Vegaexpedition selbst.

Adolf Erik Nordenskjöld wurde 1832 zu Helsingfors in Finland geboren. Die Familie, welcher er entstammte, war schon in früher Zeit ausgezeichnet „durch eine begeisterte Liebe zur Natur und das Streben nach wissenschaftlicher Erforschung ihrer Erscheinungen", und einer der Vorfahren galt im Volk als ein Adept der schwarzen Kunst, war zugleich ein origineller Praktikus, der, als im Jahre 1710 ganz Finland von der Pest heimgesucht wurde, mehrere Monate lang mit seiner Familie im eigenen Schiff auf hoher See herumfuhr und erst wieder ans Land stieg, als alle Ansteckungsgefahr vorüber war. So steckte den Nordenskjölds das fröhliche Seefahren und muthige Reisen von alters her im Blut. Daß in dem Entdecker der nordöstlichen Durchfahrt frühe schon noch etwas anderes sich entwickelte, was ein Polarfahrer auch haben muß, ein starker, fester Charakter und kühne Entschlossenheit: das zeigt die köstliche Schilderung, die Nordenskjöld von seinen Erlebnissen als Student und junger Doctor gibt, da ein russischer Gouverneur Hochverrath bei ihm witterte und so Anlaß fand, den hoffnungsvollen Gelehrten aus dem Lande zu stoßen. Man muß dieses ergötzliche Processiren, Spioniren und Chikaniren selbst nachlesen. Rußland aber mag sich bei dem Generalgouverneur Grafen Berg dafür bedanken, daß der nun weltberühmte Name Nordenskjöld nicht ihm angehört, sondern Schweden, das den damaligen ausgestoßenen Flüchtling mit offenen Armen aufnahm und ihm seine glorreiche Laufbahn eröffnete.

Die vorbereitenden Reisen Nordenskjöld's begannen schon 1858. Der schwedische Reichstag, der König und andere Freunde der Polarforschung, besonders Dr. O. Dikson, gaben in generöser Weise die Mittel zu diesen wiederholten kostbaren Expeditionen, die aber auch nicht ohne Gewinn waren. Besonders dürften die beiden Reisen an die Jenisseimündung und weit den Fluß hinauf für die Handelsverbindung zur See zwischen Europa und Nordsibirien von hohem praktischen Werth werden.

Für die mit so schönem Erfolg gekrönte Vegaexpedition hatte Nordenskjöld nach eingehenden Studien ein Memorandum ausgearbeitet, worin er mit außerordentlicher Klarheit und vorausschauender Sicherheit sich über die Aussichten und wahrscheinlichen Erfolge des Unternehmens aussprach. Wir entnehmen demselben einige Sätze:

Ich halte es für durchaus wahrscheinlich, daß ein gut ausgerüsteter Dampfer im Stande sein wird, sich im Herbst hier eine Bahn durchzubrechen, ohne doch zu viele Hindernisse vom Eis befürchten zu müssen .... daß es unter mäßig günstigen Umständen möglich sein wird, an der Nordküste Asiens entlang zu fahren, ... daß ein derartiges Unternehmen von unberechenbarem praktischen Nutzen sein wird. Freilich muß man von demselben nicht die directe Eröffnung eines neuen Handelswegs erwarten; es kann fürs erste nur von der indirecten Anbahnung eines solchen die Rede sein; denn erst unter dem Eindruck der vollendeten Thatsache unsers Erfolgs würde dem großen Publikum die Verwerthbarkeit einer Verbindung der nordskandinavischen Häfen mit dem Obi und Jenissei einerseits, zwischen dem Stillen Ocean und der Lena andererseits zum rechten Bewußtsein kommen.

Im Weitern wird dann ausgeführt, daß, wenn die Expedition auch ihr Ziel nicht erreichen würde, in jedem Fall eine große Menge höchst bedeutsamer wissenschaftlicher Beobachtungen aller Art angestellt, also ein neuer Schritt gethan würde „nach jenem großen Ziel der vollständigen Kenntniß unserer Erde, das früher oder später von der Menschheit erreicht werden wird, und dessen Verfolgung für jede civilisirte Nation jetzt Ehrensache sein muß.“ Daß aber diese wissenschaftlichen Beobachtungen selbst wieder von praktischem Werth werden müßten, spricht er in folgenden Sätzen aus:

Wol schwerlich dürfte es einer andern unserer Wissenschaften vorbehalten sein, so unschätzbare praktische Resultate zu liefern, wie dies die Meteorologie in einer nicht gar fernen Zukunft thun wird. ... Aber die Witterungsverhältnisse eines Landes werden in so hohem Maß von der Temperatur, dem Wind, dem Luftdruck u. s. w. anderer, oft sehr entlegener Regionen bedingt, daß die meteorologischen Gesetze eines Landes nur durch Vergleichung von Beobachtungen aus den entferntesten Gegenden bestimmt werden können. Und da gibt es noch weite Regionen von viel hundert Quadratmeilen Größe, in denen niemals oder nur sehr vereinzelt Beobachtungen angestellt worden sind; und doch würde manches schwer erklärliche meteorologische Phänomen in den civilisirten Ländern Europas gerade aus den hier obwaltenden Verhältnissen zu erklären sein. Solch ein unbekanntes, aber wichtiges meteorologisches Gebiet ist das Polarmeer im Norden von Sibirien mit dem angrenzenden Land und seinen Inseln. Für die Meteorologie Europas und Schwedens insbesondere ist es ungemein wichtig, möglichst zuverlässige Berichte über die Vertheilung des Landes, den Stand des Eises, den Luftdruck und die Temperatur jenes fast unbekannten Stücks Erde zu erhalten, und demgemäß wird die schwedische Expedition auch in dieser Beziehung dem Vaterlande nützliche Dienste leisten können.

Ueber das Schicksal der Vega, ihr Einfrieren so nahe am Ziel, über das, was die hier zur Unthätigkeit verurtheilten Seefahrer zu Lande an ethnographischen Beobachtungen im Tschuktschenland sammelten u. s. w., müssen wir auf das Buch selbst verweisen. Und der Triumphzug, zu dem die Heimfahrt der Vega sich gestaltete, ist ja noch in aller Erinnerung.

Ueber die Schmarotzerthiere.

Die Schmarotzer mit besonderer Berücksichtigung der für den Menschen wichtigen. Von Arnold Heller. Mit 74 Holzschnitten und einer Karte in Farbendruck. München, Oldenbourg. 1880. 8. 3 M.

Schmarotzer! Eine eigenthümliche Gesellschaft! Flöhe, Wanzen, Läuse, Finnen, Bandwürmer, Milben, Pilze ziehen an uns vorüber; es beschleicht uns ein Gefühl des Unbehagens. Doch das ist bald überwunden. Der Verfasser versteht es, von der ersten bis zur letzten Zeile unsere Aufmerksamkeit zu fesseln. Er übertüncht die häßlichen Seiten seines Themas mit Humor und schildert mit einer Lebendigkeit, unter deren Eindruck wir öfters erschrecken über die Verheerungen, welche die thierischen sowol als die pflanzlichen Schmarotzer anrichten. Besondere Anziehungskraft übt die Beschreibung der vom Menschen beherbergten Schmarotzer aus.

Bringen auch einzelne Bemerkungen für manchen Leser offenbar nichts Neues, so hat sich doch wol bisher nur eine sehr beschränkte Minderheit eine Vorstellung von den Gefahren gemacht, welche Unverstand und Leichtsinn durch Unterstützung der Ansteckungsfähigkeit des Individuums heraufbeschwören.

Professor Heller gibt mannichfache werthvolle Fingerzeige, wie der Mensch sich selbst, seine Nahrungsmittel, Thiere und Pflanzen vor den Schmarotzern schützen kann.

Bei Besprechung des Bandwurms tritt er mit folgenden beherzigenswerthen Worten für Reinlichkeit ein:

Der Besitz eines bewaffneten Bandwurms ist also eine stete Bedrohung der Gesundheit des Wirthes selbst nicht nur, sondern auch seiner Hausgenossen und Umgebung überhaupt; wie wir früher hörten, streut er täglich einige Hunderttausende von Eiern aus; jedes dieser Eier kann zur Ursache schwerer Erkrankung des Wurmbesitzers selbst oder eines andern werden, wenn es auf irgendeine Weise in den Verdauungskanal geräth; die Eier aber sind gegen äußere Einflüsse ziemlich widerstandsfähig, vertragen es z. B. einzutrocknen und können so dem Staube beigemischt, durch den Wind weitere Verbreitung finden. Weit häufiger allerdings wird solche Uebertragung durch mit Eiern verunreinigte Hände stattfinden. Die orientalischen Reinlichkeitsgesetze sind leider nicht in die Gebote der christlichen Kirche aufgenommen; unglaublich ist es, wie wenig auch die geringsten Regeln der Reinlichkeit sogar bei Gebildeten Anwendung finden. Erste Regel sollte sein, nie zu essen, ohne die Hände frisch gewaschen zu haben.

Das Kapitel von der Trichine gibt Veranlassung, vor dem Genusse rohen und halbrohen Schweinefleisches zu warnen.

Damen, zu deren hoffentlich nicht unausrottbaren Gewohnheiten der intime Verkehr mit Thieren gehört, werden mit Schreck lesen, wie leicht ein Kuß des Schoßhündchens Eier des gefährlichen Hülsenwurms nach dem Munde der Herrin überträgt, wie oft die der Katze ge-

spendeten Liebkosungen zu der abscheulichen, Erbgrind genannten Pilzkrankheit verhelfen.

Die Mütter werden über die in der Milch entdeckten niedern pflanzlichen Organismen belehrt und auf die Thatsache hingewiesen, daß nach den neuern Erhebungen die Tuberkulose von tuberkelkranken Kühen auf Kinder übergehen kann.

Dem Landwirth, dessen Schafheerden der Leberegel jahraus jahrein decimirt, gibt der Autor unter anderm den Rath, alle Geschöpfe, Enten u. s. w., zu hegen und zu schonen, welche die Wirthe der Egelbrut, z. B. Schnecken, ausrotten oder wenigstens vermindern.

Zum Glück haben auch Insekten ihre Schmarotzer. Ein Pilz, der Raupenpilz, erwirbt sich große Verdienste um Gartenbau und Landwirthschaft, indem er bei den Kohlraupen seuchenartig auftritt und große Mengen derselben hinrafft. Diese Erfahrung hat neuerdings zu dem Vorschlage geführt, solcher Pilzseuchen als Waffen sich zu bedienen. Professor Heller spendet den Trost, daß es in der Absicht liege, Pilzseuchen bei dem Coloradokäfer und der Reblaus zu erzeugen. Er verschweigt leider, von wem die Anregung hierzu ausgegangen ist, wann und wo mit den Experimenten der Anfang gemacht werden soll.

So enthält denn das Buch Belehrendes und Anregendes in Hülle und Fülle. Es wird jung und alt, beiden Geschlechtern, allen Berufsklassen hiermit warm empfohlen.

Man darf mit Spannung der zweiten Auflage entgegensehen, welche voraussichtlich über die Resultate des gegen Coloradokäfer und Reblaus aufgenommenen Kampfes berichten und uns auch erzählen wird, ob die „betreffenden Behörden" dabei verharren, die von Professor Heller für wünschenswerth erachteten, nach seiner Ansicht in Gegenden ohne Weinbau unbedenklich auszuführenden Untersuchungen über die Vermehrung der Phylloxera zu untersagen.

Der Verfasser berührt wiederholt die Schlachthausfrage. Ich lege ihm dringend ans Herz, alles, was die öffentliche Gesundheitspflege angeht, mit etwas mehr Nachdruck zu behandeln. Der Gegenstand ist von so hervorragender Bedeutung, es wird auf diesem Gebiete so viel gesündigt, daß jeder Leser gern ausführliche praktische Vorschläge in den Kauf nehmen wird. Vielleicht versteht sich Professor Heller dazu, den Kreisphysicis, die heute wegen ihrer Obliegenheiten im Dunkeln tappen — eine Instruction für sie existirt nicht —, bestimmte Operationsgebiete anzuweisen. Eine berufenere Feder kann es ja kaum geben.

Ferner möchte ich den Autor bitten, bei den am meisten verbreiteten Schmarotzern anzugeben, in welcher Weise der Mensch ohne Beistand des Arztes derselben sich zu entledigen im Stande ist. Zuthaten an „Hausmitteln" können den Werth des Buchs als eines „Hausbuchs", was es doch sein soll, nur erhöhen. Es finden sich derartige Angaben nur ganz vereinzelt, z. B. bei den Kopfläusen.

Ich halte es endlich für zweckmäßig, in dem Werke künftig hervorzuheben, daß der Kunde von den Schmarotzern in dem naturwissenschaftlichen Lehrplan der Schulen, namentlich der Volksschulen, ein besonderer, nicht allzu bescheidener Platz eingeräumt werden muß.

Zum Schluß sei der dem Buche beigegebenen zahlreichen Holzschnitte gedacht. Sie sind durchweg vortrefflich. Auch die Karte, welche die Verbreitung der Reblaus in Frankreich veranschaulichen soll, ist sehr sauber ausgeführt.

Richard Raab.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Als Curiosum erwähnen wir: „The Occult World" von A. P. Sinnett. Der Verfasser, ein ostindischer Journalist, hat die Mysterien der ägyptischen Priester, chaldäischen Magier, Essener, Gnostiker, theurgischen Neuplatoniker und ähnlicher Sekten, die eine geheimnißvolle Brüderschaft bilden, welche über den ganzen Osten verzweigt ist, ihren Hauptsitz aber in Tibet hat, gründlich erforscht und hier in seinem Werke enthüllt. Mit Spiritismus haben diese Geheimnisse indessen keine Verwandtschaft. Der war dem aufgeklärten 19. Jahrhundert und zwar den Hauptsitzen der Cultur, London, Paris und Amerika, vorbehalten.

— Man hätte glauben sollen, alle möglichen Stoffe zu einem Roman wären nach den Tausenden, zu welchen diese Literaturgattung sich beziffert, bereits vollständig erschöpft. Doch siehe da, ein in Deutschland wol noch ganz unbekannter Schriftsteller ist gekommen und hat trotz alledem ein unsers Wissens noch nicht behandeltes Thema, also etwas trotz Rabbi Akiba noch nie Dagewesenes in meisterhafter Weise verarbeitet. Es ist der in der Tauchnitz-Edition unlängst erschienene Roman (Nr. 1987 und 1988) „A Sailor's Sweetheart" von W. Clark Russell. Es wird darin „nach der Erzählung des Mr. William Lee, zweiten Steuermanns", ein auf Thatsachen beruhender Bericht über den Wrack des Segelschiffs Waldershare gegeben, der durch die Art der Schilderung zu einer Robinsonade geworden, zu der noch die Würze des Romanhaften hinzukommt, nämlich die treue und aufopfernde Liebe eines heldenhaften Mädchens, das den Steuermann begleitet und auf seinem Wrack monatelang mit ihm aushält und alle Gefahren theilt. Es durchweht das Buch die echte Seeluft, und der Verfasser hat es verstanden, das scheinbar Eintönige eines Aufenthalts auf einem Wrack im Stillen Ocean so zu beleben und ihm so viel Mannichfaltigkeit zu verleihen, daß der Leser bis zu Ende in fortwährender Spannung erhalten wird. Die Naturschilderungen darin sind oft von großer Wirkung.

— Von H. Taine's „Les origines de la France contemporaine, La Revolution" ist der zweite Band erschienen, der „La Conquête Jacobine" enthält und den heutigen französischen Republikanern ungescheut die Unduldsamkeit, phrasendreschende Thorheit und blutdürstige Parteisucht der damaligen Häupter der Bewegung vor Augen führt.

— Ein für die betreffende Zeitgeschichte hochbedeutsames Werk ist „Correspondance inédite du prince de Talleyrand et du roi Louis XVIII", von G. Pallain. Die Briefe sind

mit großem Fleiß edirt und erläutert. Gleichzeitig erschien eine autorisirte deutsche Ausgabe derselben von Paul Bailleu im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

In dem ersten Aprilheft der „Nuova Rivista Internazionale" sind anerkennend besprochen: „Das Erkenntnißproblem" von O. Caspari; „Kunst und Künstler Spaniens, Frankreichs und Englands bis gegen das Ende des 19. Jahrhunderts", herausgegeben von Robert Dohme.

— Ueber „Memoiren zur Zeitgeschichte" von Oskar Meding sagt die „Saturday Review", Nr. 1329: „Im ganzen scheint Herr Meding in einem unparteiischen Geiste zu schreiben, und seine unvortheilhaftesten Porträts dünken uns nicht boshaft oder carikirt zu sein."

Ueber Julius Bahnsen's „Der Widerspruch im Wissen und Wesen der Welt" heißt es: „Bahnsen's Anwendung der Dialektik auf die Probleme der Philosophie legt jedenfalls Zeugniß dafür ab, daß er sich dem Gegenstande energisch gewidmet hat; doch bis auf die letzten Seiten befaßt sich die Schrift zugleich mit Abstractionen, und zwar in einer Kunstsprache, die allen, außer hochgebildeten Metaphysikern, unverständlich sein muß."

In Nr. 1334 sagt das gedachte Blatt von Paul Hassel's „Geschichte der preußischen Politik 1807—1815": „Das Werk ist außerordentlich gut geschrieben, voller Interesse, und hat keinen andern Fehler als den Charakter tendenziöser Vertheidigung, der bei einem Historiker, welcher eine vorgefaßte Meinung zu unterstützen sucht, unvermeidlich ist."

Ueber „Molière, sein Leben und seine Werke" von F. Lotheissen äußert sich die „Saturday Review" unter anderm wie folgt: „Selbst ein so scharfsinniger Kritiker wie Lessing war weit davon, Molière Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und in der That die deutsche Kritik im ganzen hat viel an ihm gut zu machen. F. Lotheissen hat sicherlich das Seinige gethan; die Gleichmäßigkeit seines Lobes dürfte sogar als eintönig gerügt werden, doch kann man dessen Gerechtigkeit nicht leugnen. Molière hat wirklich ein vollkommenes Muster dramatischer Kunst geboten, welche Menander's Eleganz mit der vis comica des Aristophanes verbindet, und man kann Lotheissen nicht deshalb tadeln, daß er gerade den Punkt betont, den zu beweisen er sich vorgenommen hat. Dennoch würde seine Lobpreisung Gefahr laufen, langweilig zu werden, hätte er ihr nicht durch Schilderungen der Zeit und der Verhältnisse des Dramatikers und der Personen, mit denen er in Berührung gebracht worden, sowie durch Untersuchungen vieler dunkler Stellen seiner Lebensgeschichte Abwechselung verliehen. Der werthvollste Theil des Werks jedoch dürfte die Prüfung der Veränderungen sein, welche Molière im Lustspiel eingeführt hat, und seines Verhältnisses zu seinen Mitbewerbern und Vorgängern.

Ueber „Eine Frage" von Georg Ebers lesen wir: „Die neueste Reproduction antiken Lebens von Ebers ist von einer kleinen Perle unter Alma Tadema's Gemälden eingegeben worden, deren Schönheit einen Dichter oder Novellisten wol zu begeistern geeignet ist.... Der liebliche Hintergrund eignet sich nicht wol für die Kunst des Graveurs, und die Unzulänglichkeit der Wiedergabe entstellt das Titelkupfer einigermaßen. Der Fehler des Autors selbst als literarischer Künstler ist entgegengesetzter Art; nicht Unvollständigkeit nämlich, sondern allzu große Genauigkeit des Details läßt er sich zu Schulden kommen. Seine Personen scheinen von seinem eigenen lobenswerthen Streben erfüllt zu sein, seine Leser ebenso genau, wie er selbst es ist, mit dem antiken Leben bekannt zu machen. Sie betonen daher fortwährend unbedeutendere Einzelheiten, die freilich dem heutigen Leser dazu verhelfen, von dem Bilde der Zeit eine lebhafte Vorstellung sich zu machen, die aber ein Syrakuser, dem sie vollkommen vertraut waren, für ganz überflüssig gehalten hätte.... Es entsteht daraus ein Mangel an Uebereinstimmung, der zuweilen durch ein directes Versehen verschlimmert wird. Auch ist Ebers' Alterthumskunde nicht unanfechtbar; seine Syrakuser des 3. oder 4. Jahrhunderts v. Chr. halten Katzen und pflanzen Citronen. Dessenungeachtet ist seine Idylle im ganzen sehr gefällig, einfach, natürlich und, wenn auch weniger streng hellenisch, als sie in Landor's Händen geworden wäre, doch eine vortreffliche Probe jener romantischern Phase des Classicismus, welche durch so anerkannte Meisterwerke wie Longus' «Daphnis und Chloë» und Goethe's «Alexis und Dora» veranschaulicht wird."

Mit besonderm Wohlgefallen endlich bespricht die „Saturday Review": „Mit dem Bleistift. Geschichten und Skizzen" von Ferdinand Groß. „Der Verfasser", sagt der Referent, „hat alle Eigenschaften eines guten Feuilletonisten, und nichts als die vergleichsweise Steifheit der deutschen Sprache steht ihm im Wege, um das französische Muster in diesem Literaturzweige zu erreichen. Zwei kurze Geschichten sind mit nachlässiger Leichtigkeit, doch schlagender Wirkung und einem bemerkenswerthen Einblick in gewisse Seiten des weiblichen Charakters erzählt." Von den Skizzen sagt er: „sie zeigen wirkliche kritische Tüchtigkeit sowie glückliche Gewandtheit in der Behandlung."

Berichtigung.

Zu der Besprechung von Jakob Burckhardt's „Cultur der Renaissance in Italien" von Siegmund Feldmann (Nr. 32 d. Bl.) erlaube ich mir berichtigend Folgendes zu bemerken: 1) Die erste Auflage war nicht auf schlechtes Papier und nicht fehlerhaft gedruckt, sondern, wie das von dem Verleger und Freunde des Verfassers, Hans Wieland, nicht anders zu erwarten war, sehr gut ausgestattet. 2) Der verstorbene Kunstforscher A. von Zahn steht zu dem Buche in gar keiner Beziehung. Ihm war auf Burckhardt's Veranlassung von dem Käufer der nach dem Tode Wieland's in andere Hände übergegangenen Schweighauser'schen Verlagsbuchhandlung die Bearbeitung des „Cicerone" übertragen. Die freundschaftlichen Beziehungen A. von Zahn's zu dem Unterzeichneten führten sodann zu Verhandlungen mit der Schweighauser'schen Buchhandlung, infolge deren die Vorräthe und Verlagsrechte der drei Burckhardt'schen Werke „Cicerone", „Cultur der Renaissance" und „Die Zeit Konstantin's des Großen" in meinen Besitz übergingen. Leipzig, den 11. August 1881.

E. A. Seemann.

Bibliographie.

Echo, R., Der Wandervogel und andere Geschichten. Berlin, Hofmann u. Comp. 12. 1 M.

Friedel, E., Die deutsche Kaiserstadt Berlin. Stadtgeschichten, Sehens- und Wissenswerthes aus der Reichshauptstadt und deren Umgebung. Leipzig, Spamer. 1882. Gr. 8. 3 M.

Heim, R., Herzensblüthen. Festgedichte. Prag, Kosmack u. Neugebauer. 8. 2 M.

Kahnis, K. F. A., Der Gang der Kirche, in Lebensbildern dargestellt. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 8 M.

Lucius, P. E., Der Essenismus in seinem Verhältniss zum Judenthum. Eine kritische Untersuchung. Strassburg, Schmidt. Gr. 8. 3 M.

Der Nihilismus in Rußland. Aufklärungen über Entstehung und Ziele des Nihilismus. Vom Verfasser der Schrift: „Principien der Socialdemokratie und Lassalle'sche Lehren", kritisch beleuchtet. Berlin, Angerstein. Gr. 8. 1 M.

Steude, E. G., Ein Problem der allgemeinen Religionswissenschaft und ein Versuch seiner Lösung. Leipzig, J. Naumann. Gr. 8. 2 M.

Wekerle, L., Urentstehung und Leben der Organismen. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 3 M.

Anzeigen.

(Mit Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 9, und einer Beilage von Ebner u. Seubert in Stuttgart.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 35. 1. September 1881.

Literarische Unterhaltungen.

Der Zwischenactsvorhang.

Gegen den Zwischenactsvorhang wenden sich mehr und mehr Stimmen. Auch wenn man sie nicht zählt, sondern wägt, fallen sie schwer genug ins Gewicht. Aber ein Erfolg ist noch immer nicht merklich. Im Gegentheil scheinen die Bühnenvorstände sich um so eifriger darauf einzurichten, diese Institution zu Zwecken auszunutzen, die dem wahren Kunstinteresse schädlich sind.

Um was handelt es sich? Um den Ausschluß von Verwandlungen bei offener Scene vor den Augen des Publikums. Nachdem wir seit lange den Vorhang bei Actschlüssen als ein treffliches Mittel erkannt haben, den Dichter von der unliebsamen Nothwendigkeit zu befreien, seine Personen sämmtlich abtreten zu lassen, und den Regisseur in den Stand zu setzen, die Scenerie für den nächsten Act in Ruhe zu ordnen, schien es ein wahrhaft fortschrittlicher Gedanke, beiden die gleichen Vortheile auch bei der Verwandlung innerhalb des Acts zu sichern. Welch ein Columbusei! Man brauchte nur einen zweiten Vorhang, von anderer Zeichnung und Farbe natürlich, in Bewegung zu setzen, um den Bühnenraum jedesmal gegen das Publikum zu isoliren, wenn eine Verschiebung der Coulissen vorgenommen werden mußte. Welche Lächerlichkeit auch, vor dessen Augen von oben her die Waldlandschaft über den Stadtprospect fallen oder die verschiedenartigsten Coulissen seitwärts übereinander einstellen zu lassen. Und nun gar die Abräumung der Versatzstücke und Möbel! Da mußten Gebüsche, Steinmassen, Treppen hinausgezogen, Tische und Stühle abgetragen werden. In welches Costüm sollte man die erforderliche Dienerschaft stecken? Und wenn diese Schwierigkeit sich überwinden ließ, wie war es zu verhindern, daß nicht allerhand Ungeschicklichkeiten die Lachlust des Publikums sehr unzeitig reizten? Manchmal wollte eine Gardine nicht fallen, eine Coulisse nicht vorrücken; in der Eile war ein Tisch oder Stuhl vergessen und mußte nachträglich geholt oder gebracht werden. Bei einer größern Zahl von Verwandlungen hatte man sich auf die nothwendigsten Requisiten zu beschränken; die Scene sah deshalb leicht recht kahl aus, sie mußte mitunter ganz leer bleiben.

Vorhang herunter! und man war Herr der Situation. Daß man es nicht mit einem Actschluß zu thun hätte, darüber konnte ja kein Zweifel kommen, wenn nur die beiden Vorhänge unterschieden wurden. Allerdings verschlossen sich auch die Erfinder dieser Neuerung keineswegs der Einsicht, daß ein Vorhang immer ein Vorhang bleibe, und daß eine große Zahl von Einschnitten in die Handlung, wie sie durch ihn für das Auge nothwendig gegeben wurde, auch für den Eindruck mislich sein müßte. Sie beeilten sich daher zu versichern, der Zwischenactsvorhang solle eben nur den Zweck haben, jene Ungehörigkeiten zu beseitigen; die Verwandlung solle gleichwol mit äußerster Geschwindigkeit bewerkstelligt werden, was um so leichter geschehen könne, als die Maschinisten und ihre Handlanger nun ungestört seien; nur einen Moment dürfe die Bühne geschlossen sein, um bei den Zuschauern gar nicht den Gedanken aufkommen zu lassen, daß in der Handlung eine Zeitpause entstehe, über die er zu verfügen habe. Eine Beeinträchtigung des Gesammteindrucks sei unter solchen Umständen durchaus nicht zu befürchten.

Diese Intentionen waren gut. Der Schade wäre vielleicht wirklich nicht groß gewesen, wenigstens bei Aufwiegung jener Uebelstände nicht zu groß, wenn die Praxis ihnen entsprochen hätte. Aber wohin sind wir in Wirklichkeit schon nach kurzer Zeit gekommen?

Mit einem Wort: zu Dramen mit zehn und zwölf Acten, und andererseits zu Dramen ganz ohne Verwandlungen.

Unsere Bühne hat einen großen Bestand von Theaterstücken, die entweder ohne jede Rücksicht auf einen Vorhang, oder angepaßt der alten Einrichtung der Verwandlungen bei offener Scene, geschrieben sind. Unser ganzes classisches Repertoire gehört da hinein. Man kann diese Dramen jetzt nur aufführen, indem man die Zahl der Acte verdoppelt und verdreifacht. Das geschieht thatsächlich; denn es lag in der Natur der Sache, daß man jene gutgemeinten Vorbehalte mehr und mehr außer Acht ließ. Wenn nun doch der Vorhang fiel, warum bei der frühern dürftigen Ausstattung stehen bleiben? Füllte man in den eigentlichen Zwischenacten, wo man ja dazu volle Muße hatte, die Bühne mit allerhand charakteristischem Geräth, um die erste Scene recht glänzend zu gestalten, so mußte dieses nach dem Fallen des Zwischenactsvorhangs doch erst wieder abgetragen werden, und es schien dann auch nicht günstig, die folgende Scenerie im Abstand von der ersten dürftig zu gestalten. Eine gewisse Gleichmäßigkeit war geboten, wenn nicht eine Steigerung der äußern Effecte. Es kam jetzt darauf an, jedem Local nicht nur eine angemessene, sondern auch eine möglichst bildartige Ausstattung zu geben. Man verengte und erweiterte den Raum je nach Bedürfniß durch Vorbauten und perspectivische Oeffnungen; man erhöhte und vertiefte den Boden durch Gerüste und Versenkungen, um ein mehr der Natur nachgebildetes Terrain zu schaffen; man gab mehr und mehr die durch Coulissen und quer vorgeschobene Thüren hergestellten Interieurs auf und benutzte überall die ursprünglich für das nicht auf Verwandlungen berechnete Conversationsstück eingerichteten geschlossenen Zimmer, deren Aufstellung und Fortschaffung unverhältnißmäßig längere Zeit beansprucht. Alles auf der Bühne sollte recht natürlich aussehen. Dabei wurde, einige der größten Theater abgerechnet, das Arbeiterpersonal nicht vermehrt, sondern eher vermindert, die Thätigkeit der Maschinisten verlangsamt. Die Folge mußte sein, daß die Verwandlungspausen länger und länger dauerten, oft die zwischen den Acten an Ausdehnung übertrafen. Ich habe solche von fünf bis acht und mehr Minuten erlebt, und das z. B. in Shakspeare'schen Stücken zwischen Auftritten, die selbst nicht so lange Zeit brauchten sich abzuspielen. Das Publikum lernt diese Pausen als Zwischenacte ansehen und behandelt sie auch so, nur mit dem Unterschiede, daß es gar kein Bedürfniß zur Erholung hat und um so leichter ungeduldig wird, als es sich nicht auf eine Wartezeit von bestimmter Länge einrichten kann. Es kommt dazu, daß die einzelnen Auftritte innerhalb der Acte, auch wenn sie für sich eine besondere Decoration fordern, keineswegs darauf hin angelegt sind, das Fallen des Vorhangs, dem immer eine Steigerung und Beschleunigung der Action vorangehen muß, zu ertragen. Viele davon vermitteln nur, leiten zu den Hauptscenen über. Nun stehen sie für sich und beanspruchen die Aufmerksamkeit in gleichem Maße wie die wichtigsten, vielleicht in noch höherm, wenn sie zufällig der Regie besondere Gelegenheit zur Entfaltung von decorativem Pomp geben, ohne doch befriedigend abschließen zu können. So wird der natürliche Organismus des Dramas gewaltsam zerstört, die Spielzeit ausgedehnt, eine unruhige Stimmung erzeugt, der ästhetische Genuß schwer beeinträchtigt. Man würde die so aufgeführten Dramen unerträglich finden, wenn der Respect vor dem Autor nicht das Urtheil beeinflußte.

Diese Nachtheile sind nicht zu leugnen, und man sinnt deshalb auf Gegenmittel. Die sogenannten Bühneneinrichtungen zielen schon im wesentlichen darauf, durch Verlegung und Zusammenziehung von Scenen die Nothwendigkeit öfterer Verwandlungen einzuschränken. Nun soll nicht in Abrede gestellt werden, daß eine solche Manipulation (geistige Arbeit ist wenig dabei) in manchen Fällen ziemlich unschädlich ist, besonders bei Stücken, deren Verfasser wol nur deshalb mit dem Scenenwechsel so freigebig waren, weil er sich für sie durch den Aushang einer Tafel bewerkstelligte. Aber weit häufiger zwingt jene rein äußerliche Rücksicht zu den gewaltsamsten und wunderlichsten, wenn nicht unsinnigsten Umwandlungen, zur Verkehrung der naturgemäßen Aufeinanderfolge von Begebenheiten, zur Verwischung des Zeitmaßes. Der Charakter des Helden, der sich im Drama von Station zu Station frei entwickelt, soll sich bei dieser Einrichtung nun von allen Seiten auf einmal zeigen, ohne Uebergänge, ohne die künstlerische Täuschung des Fortschritts in Zeitintervallen. Wichtige Scenen, die sich durchaus diesem Zuschnitt nicht einfügen lassen, bleiben fort; dagegen werden viel entbehrlichere Auftritte aufgenommen, nur weil es schade wäre, auf eine schöne Scenerie zu verzichten.

Noch ungleich gefährlicher erweist sich der Zwischenactsvorhang für die neuere Production. Rechnet sie überhaupt auf eine bühnliche Darstellung, so sucht sie ihn gänzlich zu vermeiden, verzichtet also auf eine Ortsveränderung innerhalb der Acte. Was das bedeutet, weiß zu würdigen, wer den Entwickelungsgang des Bühnendramas verfolgt und sich vergegenwärtigt, wie mächtig der Einfluß Shakspeare's nicht zum wenigsten gerade dadurch wurde, daß man in Deutschland nach diesem großen Muster den dramatischen Stoff mit aller Freiheit und unbeengt von den angeblich aristotelischen Regeln zu bearbeiten anfing. Im Effect ist es natürlich genau dasselbe, ob der Dramatiker durch eine technische Norm oder durch die Art der Bühneneinrichtung gezwungen wird, sich zu beschränken. Hebt man die Möglichkeit der Ortsveränderung auf, so beseitigt man auch den Zeitwechsel. Dies bezieht sich allerdings nur auf den Act Aber ein fünf- bis sechsmaliger Ortswechsel erweist sich in vielen Fällen nicht als ausreichend. Man vergegenwärtige sich nur, wie viel bereits im ersten Act der beliebtesten Dramen Shakspeare's zu geschehen pflegt, wie lebhaft dadurch das Interesse des Zuschauers gefesselt wird, und wie ganz unmöglich es wäre, die vielseitig exponirte

Handlung in ein Local zusammenzubringen. Goethe, Schiller, Kleist folgen diesem Beispiel. Aber nicht nur der Tragödie ist es von Wichtigkeit, zugleich von verschiedenen Wegen aus vorzuschreiten, aus mehrern Fäden den Knoten zu knüpfen: auch das Lustspiel kann den Wechsel der räumlichen Situation oft nur mit größter Einbuße entbehren. In vielen unserer besten Bühnenlustspiele wirken mindestens zwei Partien gegeneinander, ähnlich wie im Schachspiel. Jede will sich zunächst in der ihr zusagenden Räumlichkeit bewegen und selbständig zur Darstellung bringen: die vermittelnden Figuren treten dann hier und dort in den andern Kreis über. Abgesehen von den seltnern Fällen, wo ohne Zwang ein öffentlicher Platz als einheitliches Local gewählt werden kann, ist der Autor auf Zimmerdecorationen angewiesen. Er muß dann also, wenn er Verwandlungen vermeiden will, nur actweise wechseln, was leicht den Gang schleppend und die Handlung mager macht. Es kommt wesentlich auf Rechnung dieses Umstandes, daß seit dem Bestehen des Zwischenactvorhanges die Wahl von Stoffen beliebt geworden ist, die eine Darstellung im Gasthause oder vor einem solchen zulassen, wo sich die verschiedensten Personen zusammenfinden können, folglich die Scenerie ohne Mühe so zu ordnen ist, daß ein Vorbeigehen und Vermeiden, eine Auflösung in Gruppen möglich wird. Muß man durchaus ins Zimmer hinein, so ist oft nur mit einer übermäßig großen Zahl von Ausgängen zu helfen, und auch dann erscheint es oft höchst wunderlich, wie Figuren der verschiedenen Partien in demselben Raum zusammengebracht und abgelöst werden. Der Dichter hat so viel Aufmerksamkeit auf die Motivirung dieses Ab und Zu zu verwenden, daß er nicht mehr mit gewünschter Freiheit seinen Stoff ausbeuten kann, oft gerade deshalb auf komische Situationen verzichten oder ihnen eine ganz unmögliche Voraussetzung geben muß. Die Behandlung wird dadurch nothwendig possenartig. Man wende doch nicht ein, daß es auch einzelne gute Stücke im alten und neuen Repertoire gibt, die auf einen Coulissenwechsel nicht nur innerhalb der Acte, sondern auch überhaupt verzichten. Warum soll es nicht Stoffe geben, die sich ungezwungen auf diese Weise exponiren lassen? Es wäre lächerlich, sie gewaltsam compliciren zu wollen. Bei einigem Bühnengeschick wird sich auch die Zahl der Verwandlungen bei verwickeltern Handlungen einschränken lassen. Jeder Dramatiker, der für die Bühne arbeitet, wird sein Augenmerk auf eine solche Vereinfachung auch dann richten, wenn der Ortswechsel bei offener Scene erfolgt.

Es ist nach meiner Auffassung eine sehr unheilvolle Verirrung, im Theater die vollkommene Illusion erzeugen zu wollen, daß man eine reale Wirklichkeit vor Augen habe. Dies kann nicht einmal beim Aufwande der raffinirtesten Mittel gelingen. Ein noch so schönes Bild bleibt immer ein Bild. Die geringste Bewegung der Leinwand bringt monumentale Gebäude, Baumgruppen, selbst den Himmel ins Schwanken. Mit guten Augen sieht man die Gaze, auf der das hängende Laubwerk angebracht ist. Die Perspective ist stets nur von einem einzigen Zuschauerplatz aus ganz richtig. Die Verbindung zwischen den Coulissen läßt sich nur durch Soffiten darstellen, welche unnatürlich gesenkte Wolken, überragende Baumzweige, Zimmerdecken von unmöglicher Construction darstellen. Selbst die geschlossenen Zimmer lassen nach oben hin keinen Abschluß zu, der die Verbindung mit den Seitenflächen und der Hinterwand völlig der Wirklichkeit entsprechend vermittelt. Unter freiem Himmel sehen wir auf den Breterboden, die feststehenden Coulissen des Prosceniums geben den Bildrahmen. Bei allem „Tapeziren" kommt man nicht über die Andeutung des Locals hinaus, in das sich die nachhelfende Phantasie versetzen soll. Fehlt diese Hülfe, so wird der Zuschauer auch bei den größten Zurüstungen nichts weiter sehen als schön bemalte Leinwand. Er wird um so kritischer werden, je mehr geboten wird. Gerade wenn er getäuscht werden soll, wird er auch getäuscht sein wollen und über jede Störung verstimmt werden. Allemal kann die decorative Ausstattung keinen andern Zweck haben, als das Local für die dramatische Handlung möglichst zutreffend und angenehm für das Auge zu bezeichnen. Sowie diese Handlung selbst nicht etwas wirklich Geschehendes sein will, sondern nur einen Vorgang bedeutet, dessen Wahrscheinlichkeit nach den Regeln und Grenzen der Kunst zu messen ist, so kann noch weniger die rein äußerliche Einrichtung Sein für Schein geben wollen. Auf der Bühne ist alles Convention. Wer das übersieht, muß nothwendig bald zu den ungeheuerlichsten Ausschreitungen gelangen.

Ich bin selbstverständlich durchaus kein Gegner schöner Prospecte, hübscher Zimmereinrichtungen im Theater. Aber alles zu seiner Zeit und am richtigen Ort. Die prachtvollste Ausstattung wird mir werthlos und verwerflich, wenn sie das Drama an sich schädigt, wenn ihre Aufstellung und Umgestaltung einen Zeitaufwand erfordert, der den Fortgang der Handlung stört, den Eindruck abschwächt und Mittel in Anspruch nimmt, die nicht künstlerisch wirken. Man sollte doch lernen Unterschiede zu machen. Was vor dem Beginn des Schauspiels und in den vom Dichter für nöthig befundenen Ruhepausen gebaut und gehängt und gestellt werden kann, darüber verfüge man so unbeschränkt, als es sich mit dem guten Geschmack vertragen will. Nach einer Scene mit actartigem Abschluß mag man ausnahmsweise einmal auch den Zwischenactsvorhang fallen lassen. Aber für Dramen, ältere und neuere, die ihrer ganzen Structur nach zwar einen häufigen Coulissenwechsel brauchen, jedoch darauf angelegt sind, daß derselbe schnell und ohne Ablenkung der Aufmerksamkeit von der Handlung selbst erfolge, gestatte man wieder die ihnen allein zusagende ältere Einrichtung. Das Hofburgtheater in Wien hat sie nie aufgegeben.

Ernst Wichert.

Moses Mendelssohn.

Moses Mendelssohn's Schriften zur Philosophie, Aesthetik und Apologetik. Mit Einleitungen, Anmerkungen und einer biographisch-historischen Charakteristik Mendelssohn's, herausgegeben von Moritz Brasch. Zwei Bände. Mit dem Bildniß Mendelssohn's in Stahlstich. Leipzig, L. Voß. 1880. Gr. 8. 12 M.

Die ausgedehnte Reihe der Mendelssohn'schen Schriften liegt hier als ein übersichtliches Ganzes geordnet in einer neuen Gesammtausgabe vor. Von den kleinern Aufsätzen unsers Denkers in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften", den „Literaturbriefen" und der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" ist allerdings nur eine beschränktere Auswahl mit aufgenommen worden. Auch hat der Herausgeber einer Anordnung des Stoffs nach sachlichen Gesichtspunkten vor der rein chronologischen den Vorzug gegeben. Das Werk ist insofern noch etwas mehr als eine streng objective und urkundliche Darlegung des Quellenmaterials selbst. Auch ist jeder einzelnen Schrift eine kurze Einleitung und Vorbemerkung zur Orientirung über ihren speculativen Werth beigefügt, ebenso wie auch in der allgemeinen Einleitung eine geistige Charakteristik und Lebensskizze Mendelssohn's zu geben versucht wird. Ganz ohne einen solchen Commentar werden die Schriften dieses Denkers trotz ihrer sonstigen populären Eleganz und Klarheit in unserer Zeit nicht mehr vollkommen verstanden und gewürdigt werden können. Auch sind einige Archaismen in der Diction beseitigt worden, was vielleicht zur Vermeidung von Misverständnissen nicht vollkommen zu umgehen gewesen ist. Jedenfalls liegt hier ein würdiges Denkmal eines in seiner Bedeutung nicht zu unterschätzenden Gliedes in der Entwickelung unserer deutschen Nationalliteratur vor.

Hauptsächlich gehört Mendelssohn allerdings nur dieser und nicht sowol der Geschichte der Philosophie im strengen, specifischen oder wissenschaftlichen Sinne des Worts an. Man kann von ihm nicht wie von Spinoza oder von Kant sagen, daß er ein eigentliches System der Philosophie aufgestellt habe. Es war bei ihm alles ein bloßes Suchen und Forschen nach Wahrheit, aber nicht eine bestimmte dogmatisch abgeschlossene Lehre oder Gestalt derselben. Deswegen fiel auch das Hauptgewicht bei ihm auf die Form oder Methode der literarischen Darstellung des Denkens, und es ist vorzugsweise nach dieser Richtung hin gewesen, daß er schöpferisch, anregend und bahnbrechend eingegriffen hat. Mendelssohn war überall nichts als Schriftsteller und konnte schon seiner Abstammung wegen damals nichts anderes sein. Die Zeit verlangte nach einer populären und gebildeten Behandlung der Fragen der Philosophie neben dem Pedantismus der gelehrten Schulphilosophie des Katheders. Man war damals in ähnlicher Weise übersättigt von der Steifheit der philosophischen Lehrformeln wie in unserer Zeit. Auch war das Ausland uns in der Ausbildung eines leichten und mustergültigen Stils für die Philosophie vorangeschritten. Bei Mendelssohn kam als eine besondere Eigenthümlichkeit noch die Anlehnung an das Muster des antiken philosophischen Stils in den leichten und gewandten Dialogen Plato's hinzu. Die Form des Gesprächs und die der Briefe war eine Zeit lang gewöhnlich, um allgemeine Gedanken in ein fließendes und populäres Gewand einzukleiden. Man schien dieser Form gewissermaßen als einer Entschuldigung für einfaches, natürliches und nicht auf gelehrten Stelzen einherschreitendes Denken zu bedürfen. Auch bei Plato lag das Hauptverdienst zugleich mit auf der literarisch formellen oder schriftstellerischen Seite seiner Thätigkeit. Er hat wesentlich nur durch seine dialogische Methode den Kern der Sokratischen Lehre zu einem vollständigen System der Philosophie erweitert. Uns erscheint jetzt diese ganze Form des Dialogs, deren sich auch Mendelssohn mit Vorliebe bedient, als unwahr, gesucht und pedantisch. Zumal trug sie damals einen ganz besonders steifen, zopfartigen und akademischen Beigeschmack. Wenn sich „Philopon" und „Neophil" miteinander unterreden, so scheint durch die Hülle dieser Namen doch gar zu sehr der nackte und kahle Begriff einer logischen Abstraction hindurch. Es soll das gleichsam etwas Dramatisches sein, aber es entbehrt doch zugleich aller Individualität und aller eigentlichen lebendigen Handlung. Auch inhaltlich schließt sich das Mendelssohn'sche Denken sehr genau an den Typus und Charakter des Sokratisch-Platonischen an. Der Mensch oder das Subject als solches bildet hier ebenso wie damals den Gegenstand oder Mittelpunkt der philosophischen Speculation. Was haben wir, oder was habe ich, der vernünftige und sittliche Mensch, von der Philosophie? Dieses war die Frage, die man sich in beiden Epochen gleichmäßig, im Gegensatz zu dem mehr nach außen hin oder auf die Objectivität gewendeten philosophischen Dogmaticismus, vorzulegen versuchte. Deswegen bildete namentlich auch die Unsterblichkeitsfrage den wichtigsten Gegenstand des Interesses für die damalige Speculation. Der Mendelssohn'sche „Phädon", eins der Hauptwerke unsers Denkers, ist eine moderne Reproduction oder, wenn man so will, philosophische Nachdichtung des gleichnamigen berühmten, sich auf das Unsterblichkeitsproblem beziehenden Dialogs Plato's. Hier bleibt der Schriftsteller dem alten Original bis auf die Bewahrung der Personennamen des Gesprächs treu. Der ganze Gedankenkreis Mendelssohn's war zunächst allerdings durch die Entwickelung der neuen Philosophie in den Lehren von Cartesius, Spinoza, Leibniz bestimmt. Mit Spinoza war er durch seine nationale Eigenschaft als Jude verwandtschaftlich verbunden; er theilte mit ihm auch den tief ernsten, religiös sittlichen Charakter und Hintergrund seines Denkens und seiner Lehre. Die Heiterkeit des antiken Geistes aber läuterte

und verschmolz sich bei ihm mit der angeborenen und ererbten religiösen Stammesanlage seines Volks. Mendelssohn und Spinoza waren gewiß die beiden größten und edelsten Juden in der neuern Geschichte. Für die Geschichte der Philosophie und des wissenschaftlichen Denkens als solcher ist Spinoza der wichtigere und bedeutendere unter beiden, während als Vertreter des allgemeinen literarischen und menschlich-sittlichen Lebens wiederum Mendelssohn einen höhern und weiter reichenden Werth besitzt. Der Name und die Person des Spinoza geht wesentlich auf und verschmilzt sich mit dem von ihm aufgestellten Princip oder System, dem Spinozismus, während Mendelssohn nur er selbst oder ein freier und unabhängiger Denker außerhalb der Fessel eines bestimmten Systems nach Art des Sokrates im Alterthum war. Immerhin jedoch darf Mendelssohn als der wichtigste und gleichsam classische Vertreter des ganzen Princips oder der Richtung der damals in Deutschland herrschenden sogenannten Aufklärungsphilosophie angesehen werden. Diese ganze Richtung wurde getragen von einem Hauche der warmen Begeisterung für alles Echte, Reine und Ideale in der menschlichen Natur. Popularphilosophie im besten Sinne des Worts sowol nach der Seite des Inhalts als der Form war dasjenige, was den Charakter und das Wesen des ganzen Mendelssohn'schen Denkens und Strebens bildete. Es war eine moderne Sokratik, die damals namentlich in Mendelssohn ihre Vertretung fand. Alles dieses erscheint uns jetzt vielleicht einfach und trivial; es war dieses aber eine Zeit der umfassenden geistigen Reinigung des neuern Denkens und Lebens, deren eigenthümliches Streben als weiterer Hintergrund das Mendelssohn'sche Charakterbild in der Geschichte umgibt.

Die Reihe der Mendelssohn'schen Schriften wird im ersten Bande eröffnet mit den im Jahre 1755 erschienenen „Gesprächen", welche im wesentlichen eine Auseinandersetzung des Denkers mit den beiden frühern Lehren des Spinoza und Leibniz enthalten. Hierauf folgt die im Jahre 1763 von der königlichen Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift „Ueber die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften". Hiermit trug Mendelssohn den Sieg über Kant davon, dem nur der zweite Preis zuerkannt wurde. Immerhin aber strebte jener, von Leibniz ausgehend, doch schon dem Kant'schen Ideenkreise und der Kant'schen Weise der Weltauffassung zu, wofür namentlich die sich allmählich Bahn brechende Erkenntniß des tiefen Unterschiedes in der Evidenz zwischen der Philosophie und der Mathematik sowie auch das lebhaftere Interesse an den ethischen Fragen entscheidend erschien. Eine Ergänzung dieser Schrift bildet die darauf folgende Abhandlung über die Wahrscheinlichkeit. Dann folgt der „Phädon" (1767) als metaphysisches Hauptwerk mit der sich hieran anschließenden Abhandlung von der Unkörperlichkeit der Seele. Unmittelbar hierauf folgen die „Morgenstunden" (1785) als die gereifteste und die andere wichtige metaphysische Hauptfrage, die theologische, namentlich auch in Rücksicht auf den spinozistischen Pantheismus behandelnde Schrift des Verfassers. Hierin gibt sich wol das Bestreben aber auch das Unvermögen kund, Kant auf dem von ihm betretenen neuen Wege wahrhaft zu folgen. Der popularphilosophische Standpunkt des 18. Jahrhunderts in der Gottesfrage würde sich nie mit dem strengen subjectiven Rationalismus Kant's haben befreunden können, welcher letztere überall ein rein wissenschaftliches und der Erbaulichkeit des Gemüths unzugängliches Princip war. Den Schluß des Bandes bildet sodann die Schrift „An die Freunde Lessing's" (1786), das letzte Werk des Denkers, in Rücksicht auf den von Jacobi behaupteten Spinozismus Lessing's; endlich die Schrift „Die Sache Gottes" (1784), in welcher der Herausgeber den Plan oder das Rudiment eines größern und mehr systematischen metaphysischen Werks erblicken zu sollen glaubt.

Der zweite Band enthält die Schriften Mendelssohn's zur Psychologie und Aesthetik sowie zur Apologie des Judenthums. Es folgen zuerst die Briefe über die Empfindungen mit der Rhapsodie oder den Zusätzen zu denselben, sodann die Schrift über die Hauptgrundsätze der schönen Künste und Wissenschaften, dann die über das Erhabene und Naive in den schönen Wissenschaften, ferner ausgewählte kleinere Aufsätze philosophischen und ästhetischen Inhalts, endlich Schriften zur Apologetik des Judenthums, und zwar: 1) „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum"; 2) „Einleitung zur Uebersetzung der Schrift des Rabbi Manasse ben Israel: Rettung der der Juden"; 3) „Aus der Correspondenz mit Lavater, Bonnet und dem Erbprinzen von Braunschweig-Wolfenbüttel"; 4) „Betrachtungen über Bonnet's Palingenesie". Die jedem Abschnitt vorausgeschickten einleitenden Bemerkungen des Herausgebers sind kurz und charakteristisch gehalten und tragen wesentlich dazu bei, ein orientirendes Verständniß über die ganze Stellung und den Gedankenkreis Mendelssohn's zu eröffnen.

Wenn man sich die Frage vorlegt, ob das Unternehmen einer neuen Gesammtausgabe der Mendelssohn'schen Schriften ein zeitgemäßes sei, so wird die Antwort wol nur bejahend lauten können. Es ist seit einiger Zeit überhaupt eine Art von rückläufiger Bewegung in unserer Philosophie eingetreten. Auch in der schönen Literatur greift man doch immer wieder auf die reinen classischen Muster Goethe, Schiller, neuerlich Herder zurück. Es gibt aber überall auch in der Philosophie etwas Classisches, d. h. solche Erscheinungen, die, wenn sie auch einer von uns längst überschrittenen Zeitströmung angehören, doch durch den Adel ihrer Gesinnung und die Reinheit ihres Charakters einen absoluten und gleichsam typischen oder niemals vollkommen veraltenden Werth für alle spätere Zeit besitzen. Es ist überall etwas anderes, ein bloßes vorübergehendes Bedürfniß oder eine Laune der Zeit zu befriedigen, oder ein in sich werthvolles und bleibendes Denkmal des Wahren oder Schönen zu errichten. Das Classische ist immer von relativ einfacher Art; ihm ist der Stachel oder die

Pikanterie des Einseitigen und Bizarren fremd; zu den classischen Mustern in einer bestimmten Art des philosophischen Denkens aber dürfen wir neben Kant auch immer Mendelssohn zählen. Die philosophischen Fragen, um die es sich damals handelte, sind zudem eigentlich zu allen Zeiten dieselben. Es gibt immer einen bestimmten Kern von Problemen, zu welchen das Denken zu allen Zeiten wieder zurückkehrt. Wir sind in vielen Dingen gelehrter und auch geistreicher geworden, als man es damals war; aber wir können uns immer noch aufrichten und stärken an der innern Ruhe sowie an der Reinheit der Gesinnung und dem edeln Pathos, mit dem man in jener Zeit die wichtigsten idealen Interessen der Menschheit in einer einfach vernünftigen Sprache zu behandeln versuchte.

In den psychologisch-ästhetischen Essays streift Mendelssohn wol auch an die Richtung und den Gedankenkreis Schiller's an. Hier war Burke damals eine Aufsehen machende Erscheinung, der mit seiner Unterscheidung des Schönen und Erhabenen eine höhere Fortsetzung und einen reinern Nachklang auch in der neuern deutschen Aesthetik fand. Die bewegenden Gedanken der Zeit suchten sich im Geiste Mendelssohn's zu einer Einheit zu verbinden, wenn auch diese selbst bei ihm nicht eine objectiv systematische, sondern nur eine subjectiv persönliche Gestalt oder Form anzunehmen vermochte. Die Idee der Humanität als solcher bildete den Kern und Hintergrund dieses seines ganzen persönlichen Ringens und Strebens.

Conrad Hermann.

Neue Dramen.

1. Don Juan Tenorio. Eine Tragödie in vier Aufzügen von Julius Hart. Rostock, Meyer. 1881. 8. 2 M.
2. Franz von Sickingen. Ein historisches Trauerspiel von Arthur Böhtlingk. Jena, E. Frommann. 1881. 8. 1 M. 20 Pf.
3. König Konrad. Ein historisches Trauerspiel von Arthur Böhtlingk. Jena, E. Frommann. 1881. 8. 1 M. 20 Pf.
4. Felice. Ländliches Drama in fünf Acten. Nach der „Hospitalière" des Ferdinand Fabre übersetzt und für die deutsche Bühne eingerichtet von A. von Gilsa. Kassel, Kay. 1881. 8. 2 M.

Von den vorliegenden vier Dramen hat nur eins, die Fabre'sche „Felice" in der Uebersetzung des Intendanten der kasseler Hofbühne, Herrn von Gilsa, bereits die Breter überschritten: wenn ich recht berichtet bin, mit nur geringem, überdies noch angefochtenem Erfolge. Die übrigen werden schwerlich dahin gelangen; thäten sie es doch, so wäre ihre Berechtigung dazu nicht größer als die der genannten ländlichen Komödie des Franzosen. Keins dieser Werke ist talentlos. Unter sich völlig verschieden geartet, erwecken sie doch alle in Einzelheiten ein gewisses Interesse: aber die zwingende Bewegung des Dramatischen ist ihnen sammt und sonders versagt. Dabei braucht man nicht an den Sturmlauf des Genius zu denken, der wie Schiller mit den „Räubern" der dramatischen Dichtung ein neues Terrain erobert, an den Siegeszug des geborenen Triumphators, den man trotz aller Willkürlichkeiten und Fehler der Jugend bewundert; auch der mäßige Paßgang des ordentlichen Touristen, der sich Zeit und Zehrung vorsichtig eintheilt, fehlt unsern Autoren. Sie steuern nicht direct auf ein klar erkanntes und nicht aus den Augen verlorenes Ziel zu; sie springen entweder unruhig und planlos umher oder irren auf ihrer dramatischen Wallfahrt, trotzdem sie Schritt vor Schritt setzen, vom Wege ab und langen endlich an falscher Stelle an.

Das interessanteste, obgleich das am wenigsten dramatische dieser Werke ist die neue Behandlung des Don Juan-Stoffs in Julius Hart's „Don Juan Tenorio" (Nr. 1). Der jugendliche Poet hat durch eine Sammlung lyrischer Gedichte unter dem Titel „Sansara" seine innere Berufung für dies Genre unzweifelhaft dargethan. So forcirt-sinnlich er sich darin auch oft zeigte, so übertrieben sein Colorit, so gewaltthätig die Behandlung war, die er dem Metrischen widerfahren ließ: es sprach trotz allem eine glühende Empfindung aus seinen Versen, die zahlreiche originelle Eingebungen einer wirklichen Dichternatur enthielten, und manchem seiner Lieder merkte man es an, daß es nicht gemacht, sondern mühelos als ein fertiges Ganzes entstanden war. Daß ihm, als er sich dem Drama zuzuwenden versuchte, der Don Juan ein besonders sympathischer Held sein würde, ist nach dem in der „Sansara" herrschenden Geiste sehr begreiflich. Hier bot sich ihm die Quintessenz der ungezügelten Sinnenlust, die nach modernem Recept mit philosophischen Elementen trefflich zu durchsetzen war, um ihr damit einige Pikanterien und einigen Hautgoût mehr zu geben. Hat der junge Dichter von diesen Ingredienzien verhältnißmäßig nur sparsamen Gebrauch gemacht, so hat er desto redlicher das Seinige gethan, den in den ältern Behandlungen des Stoffs liegenden Conflict vollständig auf den Kopf zu stellen. Bekanntlich war E. T. A. Hoffmann der erste, der auf den Gedanken verfiel (den sicherlich weder Tirso de Molina, noch Molière, noch Goldoni, weder Mozart's Textdichter da Ponte noch Mozart selbst gehabt haben), Donna Anna sei von Don Juan entehrt. Der geistreiche und phantastische Romantiker rief damit jene schauspielerischen Wunderlichkeiten ins Leben, nach welchen die Tochter des Comthurs im Bann des Helden, wie Brunhild im Banne Siegfried's, liegt und zwischen Juan und Ottavio eine Mittelstellung wie etwa Emilia Galotti zwischen dem Prinzen und Appiani einnimmt: hier die ceremoniöse, sehr respectvolle, aber nicht sonderlich leidenschaftliche Neigung des Bräutigams; dort die lockende Verführung, die sich die nur mit Widerstreben eingestandene, heroisch bekämpfte Liebe des Weibes

erzwingt. Auch die Schröder-Devrient gab in ihrer Darstellung der Anna dieser Auffassung, die von spätern Poeten aufgenommen wurde, nach. Ist sie nun auch in Bezug auf Mozart's Meisterwerk eine durch nichts gerechtfertigte Willkür, so ist sie doch an und für sich interessant genug, um unsere Dichter fortgesetzt zu reizen, und man hätte es Julius Hart natürlich nicht verdenken können, wenn auch er das Verhältniß Anna's zu dem Helden in ähnlichem Sinne ausgebeutet hätte, da die Auffassung der frühern Dramatiker ihn in keiner Weise band. Er ging aber noch einen Schritt weiter. Bei ihm liebt Anna den schönen Verderber nicht widerwillig, sondern mit ganzer Seele. Sie bietet dem Vater offen Trotz, und erst als dieser die Liebenden im Tête-à-tête überrascht, um alsbald auch von Don Juan niedergestoßen zu werden (in der Schlußscene des zweiten Acts), gelobt sie dem Sterbenden, der sie beschwört, ihrem Verlobten die Treue zu wahren, dem Ottavio „gehorsam“ zu sein. Aus diesem in der Verwirrung abgelegten Gelübde resultirt die einzige Scene des Stücks, die einen innern dramatischen Proceß in packender Entwickelung darbietet, die erste des dritten Acts: jetzt weist Anna den immer noch Geliebten, gegen dessen Macht sie im Gebet Kräfte zu gewinnen sucht, wild zurück, um endlich schwächer und schwächer zu werden, den Tod von Juan's Hand zu erflehen und mit dem Schwinden des letzten Widerstandes dem Uebergewaltigen aufs neue anheimzufallen. Die Scene wäre vortrefflich, wenn sie uns nicht auf den Punkt zurückführte, von dem wir ausgegangen waren. Schon im ersten Act war Anna dem Don Juan verfallen; noch also sind wir in der Gesammthandlung keinen Schritt weiter. Daß das schwache, überwundene Geschöpf sich bereit finden läßt, ihrem Bräutigam den Giftbecher zu reichen (aus dem er denn wirklich den Tod trinkt), daß die unheilvollen Ereignisse, die ihre blinde Liebe nach sich gezogen, ihr den Verstand rauben, ist glaublich motivirt und nicht ohne Energie dargestellt; sicherlich aber würde alles ungleich kräftiger wirken, hätte Anna von vornherein einen stärkern sittlichen Kampf zu bestehen gehabt. So wie Hart sich den Stoff gestaltet und zurechtgelegt hat, fehlt dem Ganzen das Moment der dramatischen Spannung und Lösung. Auch der ideelle Gehalt der Liebe Don Juan's zu Anna vermag für diesen Mangel nicht zu entschädigen. Anfänglich scheint es, als wäre das unersättliche Verlangen des Wüstlings wenigstens in dieser einen Neigung idealisirt, als wäre Juan in seiner Weise auf der Suche nach einem Problem, wie es Faust, wie es Tanhäuser ist:

Seit zwanzig Jahren such' ich
Nach einer Liebe, die mich ganz erfüllt,
Erfüllen darf und die zerrissne Seele —
Von ew'ger Sehnsucht qualvoll hingezerrt —
Mit Gotteshänden heilt! — Wärst du es, Anna!
. . . . Höchstes Menschenglück
Birgt Liebe, wenn sie über alles siegt,
Was von der Welt kommt! — Aber wehe dir,
Liebst du nicht so! Dann bist auch du nur Wollust,
Auch du nur, Anna — und ein Stern, gesunken
Vom Firmament, verloderst du im Sumpf.

Das klingt sehr verheißungsvoll. Nur beträgt sich Don Juan im Verlauf der Handlung keineswegs diesem Programm gemäß. In der ersten Liebesscene mit seinem Ideal macht er die kleinlichen, verletzenden Seitenbemerkungen: „Wie schon die Wangen fiebern dem armen Püppchen!“ und „Solch Weib kann mir wahrhaft gefährlich sein“. Er bleibt, der er war, der frechste und unwiderstehlichste aller Libertins; er feiert wie der Don Juan Mozart's allein ein „fröhliches Abendessen“ und preist den „würz'gen Wein und Bratenduft“, als das Höchste aber die Liebe der Frauen, über welchem Gattungsbegriff er die eine, die schöne „Königin Anna“, längst vergessen hat und immer wieder aufs neue vergißt. Wie er sich uns gibt, hat er darum auch kein Recht, über der Leiche der Anna, die im Wahnsinn zu den Todten fährt, auszurufen: „Du warst mir alles“. Auch der Titan, als welchen sich Juan zum Schluß selbst charakterisirt:

Auf Menschen traut' ich stets, auf Menschen hofft' ich,
Mehr wart ihr mir als Gott, mehr war ich mir —

tritt in der Action nie in die Erscheinung. Der Autor hat wol einmal die Absicht gehabt, das Sujet zu vertiefen, ausgeführt hat er sie jedoch nicht. Nur dem Genußmenschen hat er einige beredte Worte geliehen. Die Charakteristik ist ohne Reiz und Schärfe. Neben der Anna erscheint eine Base derselben, die bis zur Unanständigkeit verliebte Donna Blanca, eine vergröberte und ins Gemeine gezogene Elvira. Die Gestalt des Leporello ist unfertig geblieben und völlig humorlos. Nur Ottavio, der unter seiner wortkargen philosophischen Ruhe ein glühendes Herz verbirgt, hat unter Hart's Händen gewonnen. Die Sprache ist durchweg die des Lyrikers. Sie liebt starke Farben und colorirt nach Art einer neuen Malerschule den Mond gern roth, die Menschen grün und das Gras blau; aber die Vorzüge, die in den Gedichten des Verfassers schon so augenfällig hervortraten, finden sich auch hier auf Schritt und Tritt. Ein Dithyrambus, den der Held im letzten Act dem Leben anstimmt, mag Zeugniß für sie ablegen:

O süßes, schwärmendes, träumendes Leben!
Wenn aus goldigen Himmelstiefen
Sommerperlen tropfen und rieseln,
Frische Blüten am Brunnen quillen,
Und die seidenen Blumengewänder
Ueber die warme Erde sich breiten!

Wo die Oliven mit Maulbeerbäumen,
Wo sich Jasmin mit den Weiden paart,
Laß uns ruhen in sanften Wiesen,
Wo die Lüfte von Liedern klingen,
An den Lippen die bauchigen Krüge,
Firnen Weines gefüllt — o göttlich
Sonnenentsprossener Jünglingwein!

Das ist ein Leben, wenn Becher an Becher
Klingend trifft und prickelnde Fluten
Ueber den Rand des Bechers strömen.

Wein soll leben! Gedankenspender,
Herzbefreiender Liebesgott!

Mädchen, sollst leben — o süße Ruhe,
Arm in Arm mit dir in der Laube,
Rings umschattet, umduftet von Rosen!
Deine Küsse sind süßer als Wein,
Deine weißen blühenden Wangen
Sind die Kelche der durstigen Liebe....

Führe mich hin zum leuchtenden Tempel,
Führe mich, Göttin, in deine Arme,
Laß mich in deinen Augen lesen,
Laß mich küssen von deinen Lippen:
Du bist Göttin, und einzig die Liebe
Wirst du aus meinen Händen empfangen.

Einen sympathischen Eindruck macht das Talent Arthur Böhtlingk's, der mit zwei fünfactigen Trauerspielen zugleich an die Oeffentlichkeit tritt. Sein „Franz von Sickingen" (Nr. 2) beginnt mit einem äußerst bewegten, ebenso dramatischen wie theatralischen Auftritt. Ein Bote der Fugger, auf deren Gold Sickingen zur Unterstützung seiner kriegerischen Plane rechnet, erscheint auf der Ebernburg, wird in der Vorhalle bewirthet und geräth sofort mit Ulrich von Hutten, der unerkannt an einem Tische mit zechenden Kriegern sitzt, in einen Disput über Luther und den Papst. Von Worten kommt es zu Thaten: den aufbrausenden Boten, der sich von seinem Standpunkt aus mit vollem Recht gegen Hutten's Insolenzen wehrt, stößt dieser kurz angebunden nieder. Da erscheint

Sickingen
(der einen Augenblick bestürzt auf der Treppe gestanden, hinzutretend).
Ist's möglich? Hutten!

Hutten.
Diesen traf der Blitz,
Wie Gott dem Frevler ihn zu senden pflegt.

Sickingen (gegen Hutten).
Führt Ihr den Donnerkeil doch schon im Munde,
Laßt doch den Stahl!

Bote (sich aufraffend).
Wenn Ihr, Franciscus, mir
Mein Recht verweigert, ihm den Lohn nicht gebt,
Den er verdient — Euch trifft des Kaisers Acht!

Sickingen.
Gemach, mein Freund! Ich kenne meine Pflicht;
Ich bin es nicht gewohnt, daß man mir droht!
Wie habt Ihr ihn gereizt?

Bote.
Das nennt Ihr Recht?
Ich bin ein Bote, Fugger heißt mein Herr,
Der mich hierher gesandt. Ihr wißt genug!

Sickingen.
Wenn Ihr nicht Red' und Antwort stehen wollt,
Mein Schade ist es nicht.

Bote.
Wenn Ihr ihn nicht
Sofort in Ketten legt, mir überlaßt:
Mein Herr wird mir und sich schon Recht verschaffen!
Ich schwör' Euch ew'ge Fehde! Rache! Rache!

Sickingen.
Da Ihr mich nicht zum Richter haben wollt —
Für meine Feinde ist noch Platz im Thurm.
Führt den Gefangenen hinweg, doch pflegt
Ihn gut.

Bote (indem sie ihn hinwegführen, sich umwendend).
Weh Euch und Eurer ganzen Sippschaft!

Dieser gedrungenen und knappen Introduction, in der jeder Satz auch einen Fortgang in der Action bedeutet, entspricht leider die Entwickelung nicht. Der Vorgang (die Fehde mit dem Erzbischof von Trier bis zu Sickingen's Einschließung und seinem Tode auf der Festung Landstuhl) ist im Sinne eines reichlich modern gefärbten liberalen Idealismus ausgebeutet. Auch die patriotische Tendenz fehlt nicht:

Was ich mit meiner schwachen Kraft erstrebt:
Ein freies, mächt'ges deutsches Volk, das für
Sich sorgt, indem es für die Menschheit lebt,
Ein solches Volk — und wenn Ihr zehnmal siegt,
Und wenn darob Jahrhunderte vergehn —
Wird — so mich Gott erhört — dereinst erstehn.
Auf dieser Burg, die nun in Trümmern liegt,
Wird dann des Reiches Banner herrlich wehn!

Dergleichen thut gewiß an nationalen Gedenktagen seine Schuldigkeit, aber es macht aus Sickingen ebenso wenig einen tragischen Helden, wie es das humanisirte Raubritterthum aus der geschichtlichen Persönlichkeit des Mannes gemacht hat. Dem historischen Sickingen fehlt die Naivetät des Götz und die hohe Ueberlegenheit und geniale Schwungkraft Ulrich's von Hutten. Er steht zwischen beiden und ist nichts ganz: ein mannhafter Held, aber zum Träger einer dramatischen Idee verdorben. Götz und Hutten können ein Drama führen; Sickingen wird passend stets nur an zweiter Stelle stehen. Sollte der Verfasser dieser Tragödie das nicht selbst gefühlt haben? Er hat uns in Hutten eine glückliche Charakterzeichnung gegeben; aber seinen jeden Augenblick monologisirenden Helden hat er vor der Phrase nicht zu bewahren gewußt. Auch bleibt es zu verwundern, warum er auf dem Wege, dem Sickingen einen frei erfundenen tragischen Conflict zu schaffen, voreilig wieder umgekehrt ist. Daß des Helden junger Sohn Hans zu den Trierschen als Sendling geschickt und dort gefangen genommen wird, deutet ernstlich darauf, der Dichter habe das Herz des Vaters mit der idealen Pflicht des Befreiers der Geister und des Kämpfers gegen Pfaffentrug und Heuchelei in Streit bringen wollen. Hans wird jedoch schleunigst gerettet und diese Aussicht vereitelt. Nun scheint ein neuer Conflict an die Stelle des aufgegebenen treten zu sollen. Hans hat im Palast des Erzbischofs die Liebe einer natürlichen Tochter des allmächtigen Kirchenfürsten, Angelika, und durch sie Rettung aus der Gefangenschaft gefunden. Die Liebenden fliehen, der so unerwartet Befreite glaubt sich dem höchsten Glücke nah: da öffnet sich zwischen ihm und Angelika die Kluft des Confessionsunterschieds; sie ist eifrige Katholikin, er gehört wie sein Vater zu den Lutherischen. Nun wird

Hans sicherlich die Traditionen der Ebernburg, der „Herberge der Gerechtigkeit", und jeden Glaubensunterschied vergessen, um mit klingendem Spiel in das Lager seiner papistischen Liebe überzugehen und damit dem Vater einen neuen Feind in der eigenen Brust zu erwecken? Auch nicht. Angelika stürzt sich ins Wasser und ertrinkt; Hans weiht sich an ihrer Leiche aufs neue dem heiligen Kampf,

> Der mit der Wahrheit Licht der Menschheit einst
> Der Liebe heil'ge Eintracht sichern soll.

So geht Böhtlingk starken dramatischen Gegensätzen bedauerlicherweise aus dem Wege. Diese Vorsicht stimmt mit dem ganzen Habitus der Dichtung. Es ist alles accurat, aber das wenigste packt. Trotz allem ist der Ton des Verfassers doch ein männlicher; er spricht ebenso oft schlicht und der Charakteristik angemessen als in allgemeinen kernlosen Tiraden, und wenn auch keine originelle poetische Kraft aus seinem „Sickingen" spricht, so läßt das Stück doch vermuthen, daß sein Talent schulbar sei und der Bühne vielleicht einmal nützen wird.

Dieser Hoffnung widerspricht auch das zweite der von ihm vorliegenden Dramen, „König Konrad" (Nr. 3), nicht, das im wesentlichen dieselbe Physiognomie zeigt, ohne mit den Schwächen des „Sickingen" auch ebenso viele seiner Vorzüge aufzuweisen. Konrad I. ist fast noch weniger als Sickingen zum dramatischen Helden geeignet. Vollends in Böhtlingk's Darstellung ist er trotz der Strenge, mit der er gegen den Erzbischof Hatto und die Aufrührer Erchanger und Arnulf vorgeht, eine conciliante Natur. Das beweist nichts deutlicher als die sittlich sehr schöne, aber undramatische Versöhnlichkeit, mit der er dem Kampfe mit Heinrich ein Ende macht, sowie sein gleichfalls mehr moralischer als tragischer Entschluß, seinem Gegner die Kaiserkrone anzutragen. Dramatische Krisen sind vermieden, die lyrisch angelegten Scenen der Mathilde (Heinrich's späterer Gemahlin) über Gebühr gedehnt, eine schwächliche Wahnsinnsscene der Königin Kunigunde, die durch Erchanger's, ihres Bruders, Hinrichtung außer sich gebracht ist, mit dem Hauptvorgang in keinerlei Zusammenhang gesetzt, Konrad's Tod nicht im entferntesten das Resultat einer tragischen Constellation der Begebnisse. Aber die Vermeidung unästhetischer Extravaganzen und die Lebhaftigkeit, mit der einige Massenscenen herausgearbeitet sind, bestätigen immerhin die gute Meinung, welche die bessern Seiten des „Franz von Sickingen" erwecken.

Ferdinand Fabre's „Felice" (Nr. 4) in der deutschen Bearbeitung von A. von Gilsa mag hier trotz fremdländischer Abkunft darum berücksichtigt werden, weil der Uebersetzer und Bearbeiter „verwandten deutschen Gedanken" darin begegnet zu sein glaubt und den Inhalt des Stücks für „deutsch empfunden" hält. Er citirt überdies die Ansicht Sachverständiger, nach welcher das wunderliche Drama „in vielen Beziehungen als mustergültig" anzusehen sei. Trotzdem glaube ich, daß der verdiente Bühnenleiter und seine Sachverständigen sich hierin gründlich getäuscht haben. Die von Herrn von Gilsa „Felice" genannte „Hospitalière" ist ein Mittelding zwischen dem Magdalenen- und dem ländlichen Drama und vereinigt den sensationellen Ueberreiz des einen Genres mit dem Wiesen- und Stallgeruch des andern. Das Stück spielt auf dem Plateau von Larzac in den südlichen Cevennen und zwar 1852. Felice ist die Pflegetochter des Agathon'schen Ehepaares, dessen Sohn, nach aller Schilderung, ein Musterschlingel, der sich jedoch der Felice gegenüber ganz brav benimmt, ihre Liebe gewinnt und ihr die Ehe verspricht. Leider hindert ihn an der schleunigen Erfüllung dieses Versprechens die französische Expedition nach Algier (Fréderi Agathon ist unter den Conscribirten), an der definitiven sein Tod in einem afrikanischen Lazareth. Felice, die inzwischen ein Kind geboren, verliert darüber den Verstand (zwischen dem dritten und vierten Act), genest jedoch und gibt, nicht ohne Widerstreben und immer noch des todten Geliebten gedenkend, der ehrlichen und leidenschaftlichen Werbung des Geißhirten Eran nach, welcher der Unglücklichen, die er liebt, mit der Heirath ihre öffentliche Ehre, dem Kinde einen Vater geben will. Aber während der Hochzeitfeier kommt der alte Schmerz über sie; sie verläßt die Gesellschaft und ertränkt sich. Eran, der bei Fabre wahnsinnig wird, bricht in der Gilsa'schen Bearbeitung ohnmächtig zusammen, und der Vorhang fällt.

Gegen den Ernst dieses Schlusses läßt sich gewiß nichts einwenden, obgleich ich mit dem Bearbeiter nicht glaube, daß eine so grausame „Sühne" nothwendig war, um den Zuschauer in die Lage zu setzen, „mit befriedigtem Gefühle das Haus zu verlassen". Es ist jedoch zuzugeben, daß das Sujet ohne alle Frivolität behandelt ist, und es wäre erfreulich, wenn man in der Abwesenheit so unlauterer Elemente den deutschen Zug des Stücks erblicken könnte. Im übrigen aber müßte man gegen die Insinuation einer solchen Verwandtschaft entschieden protestiren. Das Ganze ist ein Conglomerat novellistischer Scenen, die nirgends in Fluß gebracht sind. Die monatelangen Zeiträume, die zwischen den einzelnen Acten liegen, schädigen das Drama, um so mehr als dessen Autor zu jener höhern Kunst, über dem psychologischen Zusammenhang die Zeit vergessen zu machen, nicht einmal in Gedanken vorgedrungen ist. Breite Episoden überwiegen; kein einziger Charakter ist sicher erfaßt und festgehalten; mit dem Alter wird nach französischer Manier ein sentimentaler Cultus getrieben, den die Gefeierten durch nichts rechtfertigen. So ist z. B. beständig von Felicens Pflegemutter, Agathonne, wie von einem höhern Wesen die Rede, und selbst die frechste aller Dirnen, die Magd Françon, die mit dem Wucherer Malgrison eine Erpressungsliebschaft unterhält, wehrt diesen einmal, indem sie auf die schlummernde Greisin zeigt, mit den Worten ab: „Laßt mich! Trotz all Euern Thalern seid Ihr nicht würdig, ihre Fußstapfen zu küssen." Und doch sagt und thut die gute Alte nichts, was diese Verehrung begreiflich machte: sie ist eine untergeordnete, interesselose Figur. Auch die Noth der Agathons, die dem

Malgrison die Zinsen des Kapitals, das er ihnen geliehen, nicht prompt zu zahlen vermögen, unerwartet rasch aber ihr Besitzthum Soulaget an einen gewissen Cancalon verkaufen, vermag nicht die leiseste dramatische Theilnahme zu erwecken. Der Ton der Simplicität und Naivetät ist eben schwer zu treffen. Wie Fabre uns dergleichen Dinge vorführt, muthen sie wie in der Absicht moralischer Wirkung geschriebene schlechte Erzählungen für große Kinder an. Nur in Eran und Felice erfreuen einige wahre und feine psychologische Züge; alles übrige steht unter dem Niveau der französischen und deutschen Dramatik. Es wäre eine Ungerechtigkeit gegen unsere neuern einheimischen Autoren, die von den Theatern so oft ohne Grund und aus kleinlicher Furcht vor jedem Risico ausgeschlossen werden, wenn Stücke wie diese „Felice" ihnen den Rang ablaufen sollten.

Heinrich Gutthaupt.

Historische Abhandlungen und Vorträge.

1. Kleine historische Schriften von Heinrich von Sybel. Dritter Band. Stuttgart, Cotta. 1880. Gr. 8. 10 M.

Den vor einiger Zeit in einer neuen Auflage erschienenen zwei ersten Bänden von Heinrich von Sybel's „Kleinen historischen Schriften" ist unlängst ein dritter Band gefolgt, welcher neben einer ältern Arbeit des verdienten Forschers eine Anzahl meist auf die neuere Geschichte bezüglicher Abhandlungen in sich vereinigt. Derselbe wird bei dem Reichthum seines Inhalts, der Eleganz der Darstellung und dem hohen Interesse, welches sich an einige der behandelten Gegenstände knüpft, sicherlich einen nicht minder dankbaren und nicht minder zahlreichen Leserkreis finden, wie er seinen Vorgängern zutheil geworden ist.

Die drei ersten Abhandlungen beziehen sich auf mittelalterliche Gegenstände. Die „Sagen und Gedichte über die Kreuzzüge", eine der ältern Arbeiten von Sybel's, welche einst in der „Kieler Wissenschaftlichen Monatsschrift" erschien, wird bei der gesteigerten Theilnahme, welche neuerdings der Geschichte der Kreuzzüge zugewandt wird, gern wieder gelesen werden; gerade bei ihr aber hätte es sich wol empfohlen, die Betrachtung auf die zahlreichen neuern Publicationen auszudehnen, durch welche das einschlägige Material während der letzten Jahre vermehrt worden ist. Von den beiden auf die Karolingerzeit bezüglichen Arbeiten, welche den Band eröffnen, verdient die über die karolingischen Annalen besonders hervorgehoben zu werden; denn sie befreit die übliche Darstellung der Geschichtschreibung der karolingischen Zeit von der auf höchst eigenthümliche Weise in ihr eingebürgerten Vorstellung, als ob es damals von Staats wegen geführte Reichsannalen gegeben hätte. Was Leopold von Ranke einmal als eine Vermuthung, rein hypothetisch ausgesprochen hatte, ist von seinen Nachfolgern als thatsächlich erwiesen angesehen und weiterverbreitet worden, wobei freilich alle von demjenigen, was erst bewiesen werden sollte, als einer schon gegebenen Voraussetzung ausgingen, sodaß man sich immerfort im Kreise drehte. Im Gegensatz dazu führt nun H. von Sybel den Beweis, daß amtliche historische Aufzeichnungen, Reichsannalen, zur Zeit Karl's des Großen nicht vorhanden gewesen sind, und daß die Lorscher Annalen, die man bisher für solche gehalten hatte, nichts sind als einfache Klosterannalen mit allen Mängeln und Schwächen, wie sie solchen anzuhaften pflegen. Auch die Untersuchung über die Schenkungen der Karolinger an die Päpste führt im kritischen Anschluß an einige neuere Arbeiten in mehrern controversen Punkten zu neuen Ergebnissen.

Die übrigen acht Abhandlungen, welche weitaus den größten Theil dieses Bandes füllen, beziehen sich auf Gegenstände aus der Geschichte des ausgehenden 18. und unsers Jahrhunderts. Im Anschluß an die Werke von Ssolawjew und Adolf Beer wird die nunmehr actenmäßig feststehende Geschichte der merkwürdigen politischen Vorgänge berichtet, welche zu der ersten Theilung Polens führten; eine Anzahl von Briefen Friedrich's des Großen gibt Anlaß, zwei Männer der Vergessenheit zu entreißen, welche kurze Zeit die Lehrer des spätern Königs Friedrich Wilhelm III. in der Philosophie gewesen sind, den französischen Prediger Wilhelm Moulines und den hessischen Hofrath Leuchsenring. Daran reiht sich eine Besprechung des berühmten Werks von Taine: „Les origines de la France contemporaine", welche sich zu einer geistvollen Charakteristik des alten Staats und der Revolution in Frankreich erweitert. Mit der bekannten Abhandlung über den rastatter Gesandtenmord, in welcher H. von Sybel seine frühern Aufstellungen über dieses Ereigniß gegen die Einwendungen Helfert's vertheidigt und auf Grund neuer Materialien ergänzt und weiter ausführt, schließt die Reihe der auf das 18. Jahrhundert bezüglichen Arbeiten.

Auf Grund der Berichte der in Wien beglaubigten preußischen Gesandten von Brockhausen und von Maltzan gibt der Verfasser dann weiterhin einen lehrreichen Beitrag zu der noch so wenig gekannten innern Geschichte Oesterreichs, indem er die Einrichtung der höchsten Regierungsgewalt in Oesterreich nach dem Tode Kaiser Franz' I. schildert. In die Politik der Gegenwart führen die nächsten Aufsätze, namentlich der über „Klerikale Politik im 19. Jahrhundert", in ein Gebiet also, auf welchem der Verfasser durch seine politische Thätigkeit ja besonders heimisch geworden ist. Derselbe ist aus Vorträgen entstanden, die er 1874, also in der Blütezeit des Culturkampfes, gehalten hat, und bietet eine vortreffliche übersichtliche Zusammenstellung der Ergebnisse, welche unter dem Einfluß der Tagespolitik damals durch archivalische Forschungen und historische Monographien gewonnen wurden,

zunächst aber auf den Kreis der Fachgenossen beschränkt blieben. Nach einer andern Seite hin greift auch die Abhandlung über Deutschlands Rechte auf Elsaß und Lothringen in die praktische Politik hinüber; sie knüpft zunächst an das 1871 erschienene Pamphlet von Alfred Michiels: „Les droits de la France sur l'Alsace et la Lorraine", an, das sie in ebenso vornehmer wie gründlich vernichtender Weise abfertigt. Den Schluß bildet eine ebenfalls aus Vorträgen entstandene Charakteristik Napoleon's III., seiner Regierung und Politik, für welche stellenweise die Acten des berliner geheimen Staatsarchivs haben benutzt werden können und welche infolge dessen über manche Partie der jüngsten Vergangenheit neues Licht verbreitet.

2. Aus drei Jahrhunderten. Vorträge aus der neuern deutschen Geschichte von Karl Theodor Heigel. Wien, Braumüller. 1881. Gr. 8. 6 M.

Die elf Vorträge, welche in diesem Bande vereinigt sind, haben ihrerzeit den Zweck verfolgt, ein gebildetes Publikum mit den Ergebnissen der neuern Forschung über einige Fragen von allgemeinerm Interesse bekannt zu machen. Wie sie einst die Hörer angeregt und erfreut haben, so werden sie auch das lesende Publikum in hohem Maße befriedigen. Denn der Verfasser hat es ausgezeichnet verstanden, die Ergebnisse eigener streng wissenschaftlicher Arbeit in eine künstlerisch abgerundete und dabei natürlich anmuthende Form zu bringen. Auch die Mannichfaltigkeit des Gebotenen wird fesseln: denn neben dem historisch-politischen Porträt, wie das Joseph's II. und des Prinzen Eugen von Savoyen, findet sich auch das kunsthistorische vortrefflich vertreten in den Arbeiten über Gluck in Paris und über König Ludwig I. von Baiern und Thorwaldsen, und das literarhistorische in denen über den Humoristen Anton Bucher, die „Memoiren des Ritters von Lang" und über Paul Anselm von Feuerbach.

Hans Prutz.

Neue Romane.

Von den beiden Romanen, die uns heute vorliegen, erhebt einer besondern Anspruch auf ausführliche und eingehende Beurtheilung — nicht sowol um des Namens des Verfassers willen, denn dieser ist eben erst im Begriff, einen Namen zu erringen, sondern der schönen Begabung wegen, welche dieser homo novus in seinem Werke bekundet, sowie auch um des stofflichen Interesses willen, welches sein Werk speciell in künstlerischen und vornehm gebildeten Kreisen erwecken wird. Es ist dies:

1. Salvator Rosa. Roman von Wolfgang Kirchbach. Zwei Bände. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880. 8. 8 M.

Salvator Rosa! Wer hätte nicht schon von ihm gehört, dem originellen und genialen Maler und Dichter, dem Satiriker mit Kreide und Feder, dem Bekämpfer der allzu realistischen Richtung der damaligen Malerschule in Neapel, dem Bekämpfer auch der spanischen Herrschaft und Vergewaltigung Neapels unter Herzog Ferrante von Alcalá, Stellvertreter Philipp's IV. von Spanien? Wer hätte nicht von ihm gehört, dem tollen Schwärmer für Recht und Freiheit des Volks, der heute auf offenem Markt seine Landsleute zur Empörung aufreizte, morgen als echter Brigante und Räuber die Straßen unsicher machte, dann wieder in zarten Liebesbanden schmachtend die wohltönendsten Verse schmiedete, oder im Zerwürfniß mit sich selbst und der ganzen Welt tagelang einsam herumirrte, bis ihm die große Natur wieder Frieden gebracht und die neuerwachte Lust zu Leben, Liebe und Streit ihn neuerdings hineintreibt ins Gewühl der Stadt, theilzunehmen an dem großen Culturkampf seiner Zeit, tolle Streiche auszuführen und sich neue erbitterte Feinde zu machen? Salvator Rosa, das Land und Volk, aus dem er herausgewachsen, die Zeit, in der er lebt, gleich interessant in politischer und socialer wie in künstlerischer Beziehung: all das vereinigt sich, um dem Schriftsteller die Aufgabe leicht zu machen, seine Leser anzuregen, zu unterhalten, sogar poetisch zu erheben und in mannichfacher Hinsicht ohne didaktische Tendenz doch auch zu belehren. Und all das that auch Kirchbach, der Verfasser dieses Romans, und er that es nicht in der conventionellen und nüchternen Form des sogenannten historischen, noch auch in der so unkünstlerischen Form des biographischen Romans. Seine Absicht ging vielmehr dahin, dem Vorwurf entsprechend, den er sich gewählt, ein poetisch-schwungvolles, nicht allzu ängstlich Kunstformen und Kunstgesetze beobachtendes und respectirendes Werk zu schaffen. Jene negativen Vorzüge nun und diese positive Absicht wollen wir auch gern anerkennen, und was wir eingangs flüchtig erwähnt, hier ausdrücklich wiederholen, daß Kirchbach ein schönes Erzählertalent besitzt, welches, unterstützt von reicher und gediegener Bildung, lebhafter, oft glühender Phantasie und einer ungemein plastischen Darstellungsgabe, sehr schöne Wirkungen erzielt. Ich sage absichtlich „Wirkungen", weil ich leider nicht sagen darf „Wirkung"; die Mehrzahl ist hier weniger als die Einzahl, sie wird zum Bruch. Eine volle einheitliche Wirkung, wie sie ein vollendetes Kunstwerk erzielt, und damit eine überwältigende Wirkung vermag der Roman „Salvator Rosa" auf uns nicht auszuüben; er läßt uns vielmehr unbefriedigt trotz der zahlreichen Vorzüge, die er im einzelnen besitzt, trotz der ausgezeichneten poetischen Qualitäten, welche der Verfasser darin bekundet. Worin das liegt, mag dem letztern Salvator Rosa mit seinen eigenen Worten sagen. Dem Tadel des Kritikers würde er vielleicht ein verhärtet Gemüth und Gehör entgegensetzen; seine eigenen Worte wird er wohl beherzigen,

zumal sie so trefflich stilisirt sind. Die bezügliche Stelle befindet sich im zweiten Bande des Romans. Salvator Rosa hat sich „durch so manche Irrung zur Klarheit durchgerungen" und „genießt in Rom nicht nur der Verehrung der Gebildeten und Reichen", sondern auch ob seiner Wohlthätigkeit und Freigebigkeit diejenige der ärmern Bewohner der Stadt. Da kommt eines Tags ein junger Mann, seines Zeichens Musikus, zu ihm, und diesem hält er folgende Standrede:

Es braucht nicht gleich alles an die Oeffentlichkeit zu gelangen, was ein Künstler schafft. Warum ist unsere Zeit wahrhaft übervölkert von den schlechtesten Misgeburten der Kunst? Weil heute jedermann entweder dichtet oder malt oder musicirt und kein Mensch warten kann und seine neun Jahre für sich behält, was er geschaffen. „Nonum prematur in annum!" sagt Horatius. Der Mann wußte, was er wollte. Die Schöngeisterei hat unser Italien politisch zu Grunde gerichtet, der Dilettantismus der Nation in allen Gebieten hat uns ruinirt. Da werden Sonette gedrechselt, Novellen geschnitzelt, und niemand rafft sich mehr auf zu einer energischen, architektonisch durchgebauten Composition. Ehe die Dichter und Maler und Musikanten nicht Feldherren werden, die in ihrem Werk ein gewaltiges Schlachtfeld der Geister schaffen und die Taktik des geistigen Kriegs in einer strengen, schlagfertigen Composition entfalten, wird es nimmer gut mit uns, mein Freund! O, wenn Ihr wüßtet, junger Mann, was Formen sind, was Formen sind! Die Welt ist ein Chaos von Farben, das dem Auge des Laien gar oft häßlich erscheint; das geschulte Auge des Künstlers aber verfeinert sich, bis es allmählich nirgends etwas Häßliches mehr sehen kann, sondern durch die Ordnung, die in ihm selber ist, das Chaos ordnet zur Harmonie und Wahrheit. Das Gemüth des Menschen ist ein Chaos von dunkeln Trieben, Illusionen, Schmerzen, Phantasien und wildem Begehren; aber der Formensinn des Geistes schwebt darüber, das innere Auge blickt hinein, beobachtet und ordnet, formt allmählich das Chaos der sittlichen Elemente zur Harmonie, zum Recht, zur Sitte, zum Guten. Darum haltet die Form hoch, junger Mann....

So weit das Citat, in welchem der Verfasser selbst durch den Mund seines Helden die ungeheuere Bedeutung dessen, was man in der Kunst Form, Composition, architektonischen Aufbau nennt, zum Bewußtsein und zur Erkenntniß seiner Leser zu bringen sucht. Es unterliegt für uns also keinem Zweifel, „daß er glaubt, was er predigt".

Und doch fehlt gerade er gegen diesen seinen ersten und wichtigsten ästhetischen Glaubenssatz. Wir haben schon oben angedeutet, daß wir nicht engherzig in unsern Ansprüchen bezüglich der Form sind, daß wir dem kühnern Geist gern ein Heraustreten aus der conventionellen, oft nur handwerksmäßigen Romanform gestatten; aber er muß uns dafür etwas in seiner freien Eigenart dennoch künstlerisch Gestaltetes bieten, es muß in seiner Darstellungsweise Methode sein und vor allem darf er gegen das urewige Gesetz, welches dem Kreise und dem Kunstwerk gemeinschaftlich ist, nicht sündigen, gegen das Gesetz, daß Kreis und Kunstwerk nur Einen Mittelpunkt haben müssen. Sein Kunstwerk, sein Roman hat aber deren mehrere, gering gezählt drei, und wenn wir mit dem ästhetischen Zirkel die dazu gehörigen Kreise ziehen, so erhalten wir deren gleichfalls drei, welche sich an verschiedenen Punkten ihrer Peripherie allerdings schneiden, doch mit dem größern Theil derselben außerhalb einander liegen. Das heißt: Kirchbach's Roman hat nicht eine, sondern drei Hauptfiguren, deren Schicksale uns erzählt werden: in erster Linie ist es der berühmte Maler Cavaliere de Ribera, dessen innere und äußere Kämpfe und dessen verzweifeltes Ende unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise fesselt; in zweiter Linie der Fischer Thomas Aniello, welcher, zum Haupt des neapolitanischen Aufstandes gewählt, als solches grauenhaft wirthschaftet und endlich eines furchtbaren Todes stirbt; in dritter und letzter Linie erst Salvator Rosa selbst, dessen Schicksale uns mehr als passive denn active geschildert werden, der am allerwenigsten den Gang der Handlung leitet und bestimmt, und dessen endlich mit Erfolg gekrönte Liebe zu Ribera's Tochter Violante viel zu sehr von andern erschütternden Ereignissen übertönt und in den Hintergrund gedrängt wird, um als Hauptaction unser Interesse fesseln zu können. Von einem Gang der Handlung, wie wir oben sagten, kann überhaupt nur für den Fischer Thomas Aniello die Rede sein, indem der durch das ganze Buch sich hinziehende Aufstand der Neapolitaner gegen die spanische Oberherrschaft für ihn zum Schicksal wird. Dieser Aufstand aber ist nur ein Faden, der durch das bunte Ganze läuft, und von welchem mehr oder minder unbeirrt sich die Geschicke Ribera's und Salvator Rosa's entwickeln. Also in der That: Handlungen, Wirkungen, Hauptfiguren, Mittelpunkte — lauter Plurale anstatt des unentbehrlichen Singulars; als äußere alles umfassende Peripherie die Einheit der Zeit, in welcher sich diese Handlungen abspielen, diese Hauptfiguren auftreten, und endlich als rother Faden mit vorn und rückwärts herabhängenden Enden die politische Geschichte Neapels in jener Zeit. Demnach ist es dem Verfasser vollkommen mislungen, ein Kunstwerk zu schaffen, was er beabsichtigte; wohl aber trug er mit großem Aufwand von Fleiß und Phantasie die Materialien zusammen, aus welchen sich ein hochinteressantes Kunstwerk, ein culturhistorischer Roman machen ließe, dessen imponirender Held aber nicht Salvator Rosa, sondern der Cavaliere de Ribera sein müßte. Diese Gestalt ist jedenfalls die bedeutendste, die gelungenste des ganzen Buchs; sie ragt um Hauptеslänge über alle andern empor. Und in Marsibilia, der ehebrecherischen, mörderischen Gattin des Malers Domenichino, hat ihm der Verfasser die richtige Partnerin beigesellt. Barock, aber nicht ohne Größe ist die Werbung Ribera's um dieses Weib geschildert, und nachdem wir mit dem Verfasser so streng ins Gericht gegangen, müssen wir ihn andererseits durch Citirung einiger besonders interessanter Stellen beim Leser rehabilitiren.

Die Werbung möge den Reigen eröffnen. Schauplatz derselben ist der qualmende Krater des Vesuvs, zu welchem Marsibilia mit Ribera emporgeklettert ist:

Beim letzten, gefährlichsten Absatz umschlang Ribera die Frau mit beiden Armen, und da er ein äußerst kräftiger Mann war, wurde es ihm leicht, auf seinen mächtigen Armen sie bis an den Rand des Kraters zu tragen. Dort blieb er stehen und

hielt sie wie ein Kind, dem man ein Schauspiel durch Tragen sucht zugänglich zu machen. Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und blickte ängstlich in den zerklüfteten Schlund. Grüne, gelbe, rothe Salze bedeckten die hinabgerissenen Wände des Höllentrichters, Donnern und Tosen, ein Aechzen und Stöhnen, ein Fauchen und Knurren lärmte und arbeitete drunten. Ein leiser braunrother, schwefelgeschwängerter Dampf hauchte wie der Athem eines Ungeheuers aus der Tiefe empor. Zu den Füßen der beiden quoll aus der Asche, auf der sie standen, und aus den eingesprengten Felsenritzen durchsickernd ein dampfender, qualmender Höllenrauch empor, sodaß Ribera wie ein Geist auf Wolken wandelnd die Frau auf seinem Arme trug. Auf einmal faßten Ribera's Arme sich fester um die Frau, und indem er mit einem Tritt rasch bis an den abschießenden Rand des Kraters trat, sagte er lachend: „Nun, Marsibilia, wie wäre es, wenn ich jetzt einen Sprung thäte und, dich auf den Armen tragend, in diesen Schlund spränge! Vielleicht ginge es uns wie den Sandalen des Empedokles auf dem Aetna, daß der Magen des Bergs uns unverdaulich fände und uns wieder ausspuckte!" „Giuseppe!" schrie Marsibilia auf in heller Angst, „laß mich herab! laß mich los! ... Quäle mich nicht, du Entsetzlicher!" „Quälen? O nein, Marsibilia! Aber du hast dereinst zu mir gesagt, daß ich auf eine unerhörte Art zu freien pflege, und du hast recht gesprochen. Wenn ich jetzt hier oben um dich freie, Marsibilia, und dir meine Bewunderung ausdrücke über deine Kraft und deinen Muth, so empfinde ich, daß ein Mann wie dieser Zampieri dir nicht genügen kann. Niemals hätte der sanfte Schönredner gewagt, was du wagst. Du aber hast mir durch deinen Muth ein solches Staunen eingeflößt, daß ich nicht von dieser Stelle weichen will, du sagtest mir denn, daß du mich liebst wie ich dich liebe!" Er richtete bei diesen Worten sein Haupt empor und sah ihr in die Augen. Sie stützte sich nicht mehr mit ihren Händen auf seine Schulter, sondern neigte sich hernieder, und indem sie flüsterte: „An mir ist keine Schuld, o Giuseppe!", schmiegte sie ihr Antlitz an seine Wange. Er ließ die Arme los, daß sie auf den Boden zu stehen kam, und umarmte sie stürmisch. Ohne ein Wort zu sagen, verbarg sie ihr Antlitz an seiner Brust, und beide vergaßen der Stätte, da sie sich befanden. Die Wolken des Vesuvs aber quollen zu ihren Füßen und umhüllten das Paar, als ob die Teufel des Abgrundes ihren Segen zu dem wilden Bunde hätten heraufsenden wollen.

Prächtig ist auch die Schilderung, wie Ribera mit seinem und Marsibilia's Kinde, einem wilden Knaben, hinaus ins Meer fährt, um dort den sichern Tod zu finden; von erschütternder Wildheit die Scene, da Masaniello, von plötzlicher Tobsucht erfaßt, vom Richterstuhl auf den Altar springt und dort zu heulen und zu lachen und zu tanzen beginnt; und berückende Sinnlichkeit athmet die Scene zwischen Salvator Rosa und der schönen römischen Jungfrau, die er beim Bade überrascht, obgleich speciell diese letzte Scene in ihrem ganzen Verlauf an eine ähnliche Situation erinnert, welche Johannes Scherr in einem seiner Romane zum besten gibt. All das zu citiren oder auch nur die vielen schönen Stellen namhaft zu machen, die sich in Kirchbach's Buche finden, würde uns zu weit führen. Wir beschränken uns hier nur noch auf ein kurzes Citat, welches gleich dem eingangs angeführten den Beweis liefert, daß der Verfasser nicht nur begabt, sondern auch kein Dilettant in künstlerischer Richtung ist, mag auch die Composition seines Romans noch so verfehlt sein. Er legt die Worte dem Realisten Ribera in den Mund, wodurch sie indeß nichts von ihrer Richtigkeit einbüßen. Sie lauten:

Wenn ich nur nicht immer die alten Worte vom Schönen und Idealen hören müßte! Wenn ihr Humanisten, ihr Italiener nur nicht an dem Plato euren Narren wolltet gefressen haben. Dieser Plato ist der Vater und Großvater aller Manieristen, ein Kerl, der keine Augen gehabt hat, die Natur anzusehen und zu verstehen, während doch die andern Griechen, wie ihre Bildhauerwerke beweisen, wie Aristoteles beweist, die Augen richtig im Kopfe sitzen hatten. Die Kunst soll nicht nur das sogenannte Schöne darstellen, denn sie verengert sich ihren Kreis auf eine thörichte Weise dadurch. Was aber das sogenannte Ideale anlangt, das gewisse Künstler zu bilden vorhaben, so ist es nur eine Anmaßung, die Natur verbessern zu wollen. Alle eure Ideale sind nur Zusammensetzungen aus den mannichfaltigen schönen Vorstellungen, die uns die Natur gibt; während aber die Natur organisch jede Schönheit aus höchst realen Bedingungen hervorgehen läßt, schweißen die idealen Künstler unorganische Mondkälber aneinander und versündigen sich an der Natur, am organischen Sinne des Menschengeistes, am dunkel waltenden Naturgesetze —

An der Schönheit selbst, möchten wir beifügen, und wir dürfen wol angesichts so gediegener ästhetischer Grundsätze, wie Kirchbach sie auch noch anderweitig in seinem Werke äußert, der Ueberzeugung Ausdruck geben, daß es ihm bald gelingen werde, dieselben auch praktisch zu bethätigen und in einem neuen Werke nicht nur als Schilderer, Erzähler und Gestalter, sondern auch als Architektoniker Tüchtiges und Lobenswürdiges zu leisten. Der gebildeten Lesewelt aber empfehlen wir sein Buch aufs angelegentlichste.

Viel weniger Anlaß zu scharfem Tadel, leider aber auch nur mäßigen zum Lobe gibt der zweite uns vorliegende Roman, gleichfalls der Feder eines Neulings in der Literatur entstammend:

2. Geächtet. Roman in zwei Bänden von M. Gerhard. Berlin, Rogge u. Fritze. 1881. 8. 9 M.

In dem Romane „Geächtet" vermissen wir vor allem die Originalität der Erfindung sowol wie auch der Darstellung, man müßte denn den Ernst und die Gewichtigkeit, womit die Verfasserin (M. Gerhard ist offenbar eine Dame) den kleinlichen, philiströsen Sinn, das herzlos-pedantische, scheinheilige Wesen der Bevölkerung einer kleinen Stadt an der Ostsee schildert, für originell gelten lassen. Aber gerade die ungemein lebenswahre Schilderung dieser kleinstädtischen Verhältnisse wirkt wenig erquicklich, und sie wird dadurch nur noch peinlicher, daß der ganze Roman darauf gebaut ist und der Conflict, welcher zum Austrag kommt, trotz oder vielleicht infolge des schwerwiegenden Ernstes, der ihm anhaftet, gleichzeitig nichtig und furchtbar erscheint. Man kann mit Nadelstichen und mit einem Schwertstreich tödten: meines Erachtens ist die letztere Todesart vorzuziehen. Und überdies bin ich der Ansicht, daß kleinstädtisches Wesen, kleinstädtische Gesinnung und alles, was drum und dran hängt, eben aus Gründen der Kleinlichkeit zum Vorwurf ernster

künstlerischer Behandlung und zum Motiv tragischer Conflicte gar nicht gewählt werden sollte. Das zu schildern, steigt man nicht auf den Kothurn und bindet sich die weinende Maske vor: das schildert man und züchtigt es zugleich, indem man es mit dem ätzenden Weihwasser des Humors besprengt — Weihwasser verträgt ja der Teufel selber nicht — und die vernichtende Geißel der Satire darüber schwingt. Einem gewissen Gezücht von Menschen und Thieren darf man nie zeigen, daß es gefährlich und schädlich werden kann, daß Ursache vorhanden ist, es zu fürchten: man muß es keck von oben herab behandeln, man muß es sogar mishandeln und vor allem lächerlich machen, auf die Gefahr hin zerrissen zu werden. So nur wird man seiner Herr, so nur bessert man daran, was sich eben bessern läßt. Und zu bessern, die verhängnißvollen Folgen engherziger, beschränkter und böswilliger Hochehrbarkeit und Tugendhaftigkeit in Gesinnung und That vor Augen zu stellen, war ja wol die ethische Absicht der Verfasserin. Ich glaube nicht, daß sie diesen Zweck auf dem eingeschlagenen Wege erreichen wird, insbesondere bei denen nicht, wo's am meisten noth thäte.

Daß der Conflict im übrigen nicht neu ist, haben wir schon angedeutet. Ein Mann, der in den unseligen Verdacht kommt, Betrüger, Brandstifter und Mörder zu sein, und nur wegen Mangels an Beweisen, denen er aber infolge einer Verkettung von Umständen keine Gegenbeweise entgegenstellen kann, freigesprochen wird, geht, Frau und Kinder zurücklassend, nach Amerika, um sich eine neue Existenz zu gründen. Er kommt dort im Laufe der Jahre zu Ansehen, Reichthum und Ehren und kehrt endlich in seine engere Vaterstadt zurück, wo er seine Gattin bereits todt, seinen Sohn ihm entfremdet und nur in der Liebe der hold aufgeblühten Tochter einigen Trost findet für alles, was er verloren. Denn auch sein Reichthum und die bekannte Thatsache, daß er in Amerika Ansehen und Ehren genossen, vermag ihn in der Heimat, bei seinen Mitbürgern nicht zu rehabilitiren. Doch nicht er allein, auch die Tochter leidet schwer darunter, und ihre Liebe zu einem jungen Arzte droht an diesem Fluche eines unwiderlegten Verdachtes zu scheitern. Daß es endlich doch gelingt, den eigentlichen Brandstifter zu entdecken, und daß dadurch sich mit einem Schlage die Gesinnungen der Kleinstädter ändern und derselbe Mann jetzt zum ersten Bürger der Stadt wird, die ihn bisher wie einen Aussätzigen gemieden, daß Fräulein Magdalene und Arzt Conrad ein Paar werden u. s. w., das gibt der ganzen quälenden Geschichte ein gutes versöhnliches Ende. Untergehend bricht die Sonne durch die Wolken, welche sie den ganzen Tag verhüllt hatten. Macht das aber den Tag schön? Mit nichten. Man war trotzdem gezwungen, zu Hause zu bleiben und Trübsal zu blasen. Eine volle Befriedigung erweckt solch verspäteter Sonnenschein nicht. Wenn es noch ein tüchtiges Gewitter und Platzregen gegeben hätte! Aber immer nur dieses Grau in Grau: es macht nervös und desperat. Die unbefriedigende Wirkung des Romans wird noch erhöht durch eine allzu breite Anlage und Ausführung, sowie dadurch, daß der Leser selbst zu lange über Schuld oder Unschuld des Helden im Ungewissen gelassen wird. Andererseits aber ist gute Charakterzeichnung, lebhafte und anschauliche Schilderung von Menschen, Verhältnissen und Landschaften und geschickter Aufbau (bis auf den von uns gerügten Fehler), sowie endlich ein poetischer Hauch lobend anzuerkennen, welcher über einzelnen Figuren und Situationen schwebt, ohne ihrer Realität Abbruch zu thun. M. Gerhard ist also entschieden gut beanlagt und läßt für die Zukunft Gutes erwarten.

Oskar Welten.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Während Deutschland Scherr's „Geschichte der allgemeinen Literatur" schon in sechster Auflage besitzt, beginnt in Rußland erst ein derartiges Werk zu erscheinen unter Redaction von W. Korsch. Es ist ziemlich breit angelegt: der fast vollendete erste Band (bisjetzt sieben Hefte von 1100 Seiten) enthält nur die Literatur des alten Orients und die des alten Griechenland. Die letztere hat Korsch selbst bearbeitet; die einzelnen orientalischen Literaturen sind von Specialforschern geliefert.

Derselbe Literat kündigt jetzt eine neue Monatsschrift an, die vom 15./27. October an unter seiner Redaction in Petersburg erscheinen soll: „Der Bote des Auslandes" („Zagraničnyj Věstnik"). Sie will die Russen mit den hervorragenden Erscheinungen der westeuropäischen und der amerikanischen Literatur bekannt machen in Berichten, Excerpten, Uebersetzungen; auch wichtigere Journalartikel sollen berücksichtigt werden, insbesondere die Aeußerungen in der ausländischen Presse über russische Zustände und Literatur.

— Das Erscheinen einer serbischen Uebersetzung von Spielhagen's „Die Dorfkokette", von Nikolaus Marković, begrüßt die belgrader Monatsschrift „Otadžbina" („Das Vaterland") mit Sympathie, als Zeichen, daß sich im serbischen Publikum der Geschmack in der Belletristik zu bessern beginne gegenüber den „englischen" Romanen, die eine andere serbische Zeitschrift, der „Vidovdan", in Gang gebracht hat. Die Redaction der „Otadžbina" beabsichtigt selbst, die bedeutendern Romane von Spielhagen sowie auch von Gustav Freytag, Paul Heyse u. a. in serbischer Uebersetzung zu veröffentlichen. Früher hat sie schon eine solche Uebersetzung von R. von Gottschall's Drama „Die Rose vom Kaukasus" versprochen.

— Als im Druck befindlich wird angezeigt eine Sammlung von czechischen Uebersetzungen aus der neuern deutschen Literatur von K. R. Hupner. Sie wird enthalten Poesien von R. von Gottschall („Die Rose vom Kaukasus"), Baron von Tyherrn, von Schack, Blüthgen, Kalbeck, G. von Amyntor, Prinz von Carolath, Rodenberg, Schults, Friedrich Halm u. a.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 29. Juli starb in Niederwalluff am Rhein Dr. Hugo Müller, der sich als Schauspieler, Theaterdirector und besonders auch als dramatischer Schriftsteller in weitesten Kreisen bekannt gemacht hat. In Posen im Jahre 1831 als Sohn eines Gymnasiallehrers geboren, absolvirte er den regelmäßigen Gymnasialcursus und studirte dann die Rechte, bis er, von dem Reiz der Schaubühne gefesselt, sich ganz derselben zuwendete; er trat an den verschiedensten deutschen Bühnen auf und war besonders längere Zeit der Bonvivant des Wallner-Theaters und ein in Berlin sehr beliebter Künstler. Er besaß eine joviale Verve, welche durchaus anziehend wirkte; auch außer der Bühne gebot er über eine bewegliche Beredsamkeit, die er besonders in den Versammlungen der Deutschen Bühnengenossenschaft zur Geltung brachte. Als Hauptgründer und langjähriger Vorsitzender derselben hat er sich um den Schauspielerstand große Verdienste erworben. Nachdem er indeß die Direction des dresdener Residenztheaters übernommen hatte, gerieth sein Stern ins Sinken; seine finanzielle Lage verschlimmerte sich, und er konnte viele seiner Verbindlichkeiten nicht mehr erfüllen. Die Genialität der Sturm- und Drangperiode überdauerte bei ihm die Zeit, die den Genies von der öffentlichen Meinung zugestanden wird. Als ein gebrochener Mann, durch den Tod des einzigen Sohns noch schwer betroffen, lebte er zuletzt in Wiesbaden und im Rheingau. Hugo Müller hat eine große Zahl von Bühnenstücken verfaßt, von denen das einactige Lustspiel „Im Wartesalon erster Klasse" auf den meisten Bühnen zur Aufführung gekommen ist. Gleichen Beifall fand die dramatisirte Beethoven-Anekdote „Adelaide". In seinen größern Bühnenstücken schlug er die Richtung ein, die später L'Arronge mit besonderm Glück gepflegt hat: er strebte nach Hebung der Posse zu moralischer Bedeutung; „Heidemann und Söhne", „Von Stufe zu Stufe", „Die Spitzenkönigin" und ähnliche Stücke, welche an den berliner Theatern eine lange Reihe von Aufführungen erlebten, sind sprechende Zeugnisse dieser Reformbestrebungen, die er am dresdener Residenztheater als Director freilich nicht durchzuführen vermochte, sondern den Ansprüchen der Kasse opferte, indem er der neufranzösischen Dramatik mit Vorliebe huldigte. Einem Nekrolog, den das Feuilleton der „Neuen Freien Presse" aus Wilhelm Goldbaum's Feder brachte, entnehmen wir das folgende lebensvolle Bild des verstorbenen Künstlers: „Da sitzt der seltsame Mensch, groß, stark, mit geistvollem Ausdrucke im Antlitz, in dem Hinterstübchen eines posener Bierhauses und erzählt einem Kreise von Bekannten seine Erlebnisse. Er spricht pathetisch, fast verklärt, mit gewaltiger Beredsamkeit; dann wird er plötzlich sentimental, zum Zerfließen weich, und die Augen füllen sich ihm mit Thränen. Er hat über das Schicksal einer jugendlichen Schauspielerin berichtet, welche der Tod der Bühne, vielleicht — auch ihm entrissen hat. Ein andermal ist er ganz Prediger. Da kommen ihm nur moralische Grundsätze aus dem Munde, er eifert gegen dies und das, gegen die Ehebruchskomödie der Franzosen, gegen die Verwilderung der Schauspieler, gegen Schuldenmacher, Saufbolde und sonstige Schiffbruchcandidaten. Am dritten Abend neue Verwandlung: da sprüht er von vollem Humor, packt eine Zote nach der andern aus, persiflirt Abwesende und neckt Gegenwärtige, wobei er mit den Worten wie mit Fangbällen spielt und keinem Kalauer, der sich ihm auf die Zunge drängt, verstattet, im Gehege der Zähne ungehört zu verenden. «Der Philister sitzt Ihnen doch im Nacken», rufe ich ihm zu. «Nein, der Künstler», ruft er zurück, und sofort sucht er sich eine Würde zu geben, als hätte er sich die ganze verflossene Stunde an irgendeinem guten Geiste versündigt. Er wird in dieser Zerknirschung sogar verstimmt, wenn man es unterläßt, ihn über das Glas hinweg «Doctor» zu tituliren, welchen Titel ihm die Universität zu Rostock für eine Schrift über das neuere italienische Drama verliehen."

Bibliographie.

Tante Agnes. Novelle von C. de C. Ins Deutsche übersetzt von M. B. Bonn, Hauptmann. 8. 2 M.

Die Schweizer Alpen. Wanderskizzen und Stimmungsbilder aus helvetischem Lande. Würzburg, Woerl. 12. 4 M. 50 Pf.

Aurbacher, L., Gesammelte größere Erzählungen. Aus den Schriften und dem Nachlaß des Autors zusammengestellt und mit einem Vorwort herausgegeben von J. Sarreiter. Freiburg i. Br., Herder. 8. 1 M. 30 Pf.

Beiträge zur Geschichte der Stadt Duisburg. Veröffentlicht durch die historische Commission der Stadt Duisburg. 1stes Heft. Duisburg, Ewich. Gr. 8. 2 M.

Bernhard, J., Aus Nordfriesland. Skizzen. Hagen, Risel. 8. 1 M. 60 Pf.

Boodstein, O., Der Humor in der Schule. Ein Vortrag. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 40 Pf.

Büdinger, M., Die Entstehung des 8. Buches Otto's von Freising. Eine universalhistorische Studie. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 60 Pf.

Caspari, O., Der Zusammenhang der Dinge. Gesammelte philosophische Aufsätze. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 8 M.

Charakterbilder bedeutender Künstler. 1stes Heft. Leipzig, Morgenstern. 8. 1 M.

Dalton, H., Johannes a Lasco. Beitrag zur Reformationsgeschichte Polens, Deutschlands und Englands. Mit Porträt. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 11 M.

Ebeling, A., Fürstin und Professor. Köln, Ahn. 8. 2 M.

Hare, A. J. C., Freifrau von Bunsen. Ein Lebensbild, aus ihren Briefen zusammengestellt. Deutsche Ausgabe von H. Tharau. 2 Bde. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 12 M.

Hermening, E., Matthias Overstolz. Roman aus Kölns Vergangenheit. 2 Bde. Mülhausen i. E., Bufleb. 8. 5 M.

Hortner, E., Severa. Eine Familiengeschichte. 2 Bde. Leipzig, Reißner. 8. 8 M.

Hofele, E., Bilder aus Schwaben. Land und Leute, geschildert. Würzburg, Woerl. 12. 4 M. 50 Pf.

Hoernes, R., Die Erdbeben-Theorie Rudolf Falb's und ihre wissenschaftliche Grundlage kritisch erörtert. Mit 5 Abbildungen. Wien, Brockhausen u. Bräuer. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Kant's Kritik der reinen Vernunft. Nachträge. Aus Kant's Nachlass herausgegeben von B. Erdmann. Kiel, Lipsius u. Tischer. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Kirchmayr, H., Besuch einer deutschen Sprachinsel in Mähren. Brünn, Knauthe. Gr. 8. 60 Pf.

Kübel, R., Ueber den Unterschied zwischen der positiven und der liberalen Richtung in der modernen Theologie. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 2 M.

Laban, F., Auf der Haimburg. Eine Dichtung. Wien, Konegen. 8. 1 M.

Lazarus, M., Erziehung und Geschichte. Ein Vortrag. Breslau, Schottländer. 8. 75 Pf.

Löschhorn, K., Religions-philosophische Studien. Wittenberg, Zimmermann. 8. 50 Pf.

Müller, S., Die Thier-Ornamentik im Norden. Ursprung, Entwicklung und Verhältniss derselben zu gleichzeitigen Stilarten. Archäologische Untersuchung. Aus dem Dänischen übersetzt von J. Mestorf. Hamburg, O. Meissner. Gr. 8. 5 M.

Palm, H., Wie begründet Locke die Realität der Erkenntniss? Jena, Neuenhahn. Gr. 8. 90 Pf.

Pawel, J., Die literarischen Reformen des XVIII. Jahrhunderts in Wien. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur. Wien, Konegen. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Im bunten Rock. Des Einjährig-Freiwilligen Freude und Leid. Ein harmloses Epos in 12 Gesängen von einem Cameraden. Leipzig, Reißner. 8. 1 M.

Rohan, K. J., Ein Versuch über die Entstehung und Strafbarkeit der menschlichen Handlungen. Wien, Konegen. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Rückert, A. T., Reise durch Palästina und über den Libanon. Mit 4 Karten und 2 Plänen. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 6 M.

Schiltsberger, S., Standpunkt und Fortschritt der Wissenschaft in der Mykologie. Berlin, Stubenrauch. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Schultze, F., Die Grundgedanken des Materialismus und die Kritik derselben. Ein Vortrag. Leipzig, E. Günther. Gr. 8. 2 M.

— — Philosophie der Naturwissenschaft. Eine philosophische Einleitung in das Studium der Natur und ihrer Wissenschaften. 1ster Thl. Leipzig, E. Günther. Gr. 8. 6 M.

C. H. Spurgeon und seine Thätigkeit. Eine Skizze. Hamburg, Oncken. 8. 75 Pf.

Streckfuß, A., Stilo. Roman. Berlin, Expedition der Tribüne. Gr. 4. 3 M.

Thiersch, H. W. J., Ueber Johannes von Müller, den Geschichtschreiber, und seinen handschriftlichen Nachlaß. Augsburg, Preuß. Gr. 8. 80 Pf.

Ut mine Jungenstid. Van A. D. Oldenburg, Hintzen. 8. 70 Pf.

Voß, R., Messalina. Eine Satyre. Vom Verfasser der „Scherben". Zürich, Schmidt. 8. 4 M.

Warnotz, M., Die Wartburg und Eisenach in Sage und Geschichte. Mit einer Ansicht der Wartburg. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 M.

Wohin steuert Fürst Bismarck mit seiner inneren Politik? Ein offenes Wort an das deutsche Volk. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 80 Pf.

Ziengiebl, E., Johannes Huber. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 6 M.

Anzeigen.

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden).

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aurbacher, Ludwig, Gesammelte größere

Erzählungen. Aus den Schriften und dem Nachlaß des Autors zusammengestellt und mit einem Vorwort herausgegeben von **J. Sarreiter.** 8. (VIII u. 223 S.) M. 1.50.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Jahr 1866.

Memoiren zur Zeitgeschichte. Zweite Abtheilung.

Von

Oskar Meding. (Gregor Samarow.)

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Unter dem Titel „Das Jahr 1866" veröffentlicht der frühere Regierungsrath und Vertraute des Königs Georg V., Oskar Meding, als Romanschriftsteller bekannt unter dem Pseudonym Gregor Samarow, die zweite Abtheilung seiner „Memoiren zur Zeitgeschichte", deren erste Abtheilung: „Vor dem Sturm", die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf sich gezogen hat. Der vorliegende Band, in welchem der Verfasser die für Deutschlands Neugestaltung so wichtigen Ereignisse des Jahres 1866 auf Grund zahlreicher bisher ungedruckter Documente und zum großen Theil als Augenzeuge darstellt, wird sicher das allgemeine Interesse in noch weit höherm Grade erregen.

Die

Deutsche Socialdemokratie.

Ihre Geschichte und ihre Lehre.

Eine historisch-kritische Darstellung

von

Franz Mehring.

Dritte vermehrte Auflage.

Preis: Elegant geheftet 4 M. 50 Pf.

Bremen.

C. Schünemann's Verlag.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wendische Volkssagen und Gebräuche

aus dem Spreewald.

Von

Wilibald von Schulenburg.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 20 Pf.

Ein neuer Beitrag zur Sagenliteratur, um so wichtiger, als der Verfasser die unverfälschten Originale mittheilt, wie er sie selbst aus der mündlichen Ueberlieferung des Volks sammelte und die noch nirgends aufgezeichnet und veröffentlicht wurden. Auch in sprachlicher Hinsicht ist die Sammlung von nicht geringem Werth.

WESER-ZEITUNG

(Bremen)

Täglich 3 Ausgaben.

Bei allen Postanstalten

pr. Quartal 7 Mark.

Inserate pr. Zeile 25 Pf.

☞ Probenummern versendet gratis

Die Expedition der „Weser-Zeitung", Bremen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Biblische Erzählungen für die israelitische Jugend.

Bearbeitet von Dr. **Jakob Auerbach.**

Erstes Bändchen. Mit einer Karte von Palästina. Vierte Auflage. Cart. 1 M.

Zweites Bändchen. Mit einer Zeittafel. Zweite Auflage. Cart. 1 M. 50 Pf.

Auerbach's „Biblische Erzählungen" sind bereits vielfach in israelitischen Schulen eingeführt, eignen sich aber wegen der ansprechenden Form, die ihnen der Bearbeiter gegeben, besonders auch zur Lektüre im häuslichen Kreise. Sie stehen, wie der „Pädagogische Jahresbericht" hervorhebt, weit über dem Niveau der gebräuchlichen Bearbeitungen der biblischen Geschichte, und auch der christliche Lehrer wird sie mit gutem Erfolge benutzen können. Vom ersten Bändchen ist bereits eine vierte Auflage nöthig geworden, vom zweiten eine zweite Auflage.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Kleine Schul- und Hausbibel. Geschichten und erbauliche Lesestücke aus den heiligen Schriften der Israeliten. Nebst einer Auswahl der Apokryphen und der Spruchweisheit der nachbiblischen Zeit. In zwei Abtheilungen. Erste Abtheilung, sechste Auflage. Zweite Abtheilung, vierte Auflage. Jede Abtheilung geh. 2 M., geb. 2 M. 50 Pf. Beide Abtheilungen in einen Band gebunden 5 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Euphorion.

Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen

von

Ferdinand Gregorovius.

Vierte Auflage. 8. Geh. 2 M. 50 Pf. Cart. 3 M.

Diese anmuthige Dichtung, ein im altrömischen Geiste geschaffenes idyllisches Epos, gelangt immer mehr zu verdienter Würdigung und Verbreitung. Auch in der vorliegenden vierten Auflage, die besonders geschmackvoll ausgestattet ist, wird es ihr an erweiterter Theilnahme nicht fehlen.

„Euphorion" liegt außerdem in einer illustrirten Prachtausgabe, mit Original-Compositionen von Theodor Grosse, vor (Preis 7 M.), deren artistische Ausführung dem gewähltesten Büchertisch zur Zierde gereicht.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — **Druck und Verlag von F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 36. 8. September 1881.

Zur Charakteristik Tasso's.

Torquato Tasso und italienisches Leben im 16. Jahrhundert. Von Pier Leopoldo Cecchi. Aus dem Italienischen übersetzt von H. Freiherrn von Lebzeltern. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 1880. 8. 5 M.

Die Zeit ist längst vorüber, wo schon unreife Knaben, wie Wilhelm Meister, das „Befreite Jerusalem" mit Begeisterung lasen, für Tancred und Clorinde, für Sophronia und Olinto schwärmten und die wohllautenden Strophen ihrem Gedächtniß einprägten. Unser raschlebiges und realistisches Geschlecht, das kaum noch bei den eigenen Classikern aus dem vorigen Jahrhundert weilen mag, findet natürlich noch weniger Muße für die italienischen Dichter des Cinquecento und vermag weder den heroischen noch den religiösen, weder den idyllischen noch den sentimentalen Elementen derselben Geschmack abzugewinnen. Und wenn ja, so greift es gewiß immer noch eher zum „Orlando" als zur „Gerusalemme". Die üppige, immer Neues in unendlichem Wechsel gebärende Phantasie Ariost's ist ihm entschieden sympathischer als Tasso mit seinem hochfliegenden Idealismus, seiner religiösen Begeisterung, seiner angestrebten Verschmelzung des classischen und romantischen Elements, seinen breit angelegten, aufs feinste ausgeführten Schilderungen und Erzählungen. Wenn der Name des Dichters trotzdem auch noch heute in aller Gebildeten Munde ist, so ist der Tasso, den sie kennen und lieben, zumeist nicht der historische Poet des 16. Jahrhunderts, sondern die Idealfigur des Goethe'schen Dramas, eine wunderbare Verschmelzung der mit genialer Intuition in ihrem innersten Kerne erfaßten Gestalt des Helden mit der des Dichters selbst, der sie aus seinem Geiste wieder erzeugte. Schon die Zahl derer, die das ganze „Befreite Jerusalem" gelesen haben, dürfte keine allzu große sein: wer aber kennt den „Rinaldo" und „Amyntas", den „Torrismondo" und die „Schöpfungstage", oder die zahlreichen philosophischen Abhandlungen und Dialoge, wer selbst die freilich an Werth sehr verschiedenen, zum Theil aber zu dem Schönsten, was in dieser Gattung geschaffen worden, gehörigen Sonette und Canzonen?

Anders ist es in den Ländern romanischer Zunge, vor allem natürlich im Vaterlande des Dichters selbst. Tasso ist der populärste Poet Italiens: hat doch das Volk sein Hauptwerk, in den schönsten Stellen und Episoden wenigstens, durch mündliche Tradition in seine verschiedenen Dialekte übertragen; sehen wir doch noch heute in Venedig und Rom, in Neapel und Palermo einen dichten Zuhörerkreis von Männern, Weibern und Kindern den Recitator und Erzähler umstehen, mit gespanntester Theilnahme seinen Worten lauschen, voll jubelnder Begeisterung die großen Thaten Gottfried's und Rinaldo's beklatschen, bei Clorindens Schicksal heiße Thränen vergießen. Jeder Gebildete weiß zahlreiche Stellen der Dichtung auswendig; ihre Gestalten sind ihm so vertraut wie die seiner Jugendgespielen.

In der Hütte wie im Palast findet man Tasso's Geisteskinder: ihre rührenden Affecte, ihre Klagen, ihre Sehnsucht trösten den armen Schiffer, der unter brennender Sonnenhitze das Ruder schlägt, wie den Landmann, der in rauher Winterszeit den Boden umgräbt, entzünden die Begeisterung des Dichters wie des Künstlers, wecken den Geist des Philosophen, und an dem Lächeln seiner hohen Ideale richten sich ermattete Seelen nach stürmischen Lebenstagen wieder auf.

Aber nicht nur die Schöpfungen des Dichters, vor allem sein Hauptwerk, das die übrigen weit in den Schatten zurückgedrängt hat, haben von jeher die Aufmerksamkeit auf sich gezogen: in fast noch höherm Grade ist es die Person Tasso's selbst und seine Lebensschicksale, welche immer von neuem die allgemeine Theilnahme erwecken und nachgeborene Dichter wie die Gelehrten aller Culturnationen bewogen haben, ihn zum Helden ihrer Schöpfungen oder zum Gegenstand eifriger Forschung zu machen. Außer

Goethe hat ihn in Deutschland bekanntlich auch Zedlitz, in Italien Goldoni und Giacometti auf die Bühne gebracht; Byron, Leopardi u. a. haben ihn besungen; der Abbate Pierantonio Serefti und der Engländer Black haben den Untersuchungen über ihn und seine Werke fast ihr ganzes Leben gewidmet. Neuerdings hat Guasti seine Briefe, Abhandlungen und Dialoge mit größtem Fleiße kritisch gesichtet und geordnet und dadurch auch den Untersuchungen über sein Leben eine festere Basis gegeben.

Was bewegt die Dichter, Tasso zum Gegenstande ihrer Poesien zu wählen, was die Gelehrten zu stets erneuten Forschungen über sein Leben, seinen Charakter und die Geschichte seiner Werke? Der Grund ist ein doppelter: ein Wesen voll seltsamer Widersprüche, ein Leben voll dramatischer Wechselfälle, und dazu noch der über seine innere Entwickelung wie über seine äußern Schicksale gebreitete Schleier, den all der unermüdliche Fleiß der Tasso-Forscher noch nicht vollkommen zu lüften vermocht hat. Ein gottbegnadeter Sänger, von der Natur mit den reichsten und mannichfaltigsten Gaben des Geistes und Körpers ausgestattet, schon als Jüngling berühmt und gefeiert, schien, wenn je ein Mensch, Tasso zum Glücke geboren, und doch ist er einer der unglücklichsten Menschen geworden, die je gelebt haben.

Aus der Ueppigkeit und den raffinirten Genüssen des Hoflebens immer von neuem in Elend und Noth versinkend, oft an des Leibes Nahrung und Nothdurft bittern Mangel leidend, innerlich von Scrupeln bedrängt, von Zweifeln zerrissen, von Feinden und Neidern verfolgt, von falschen Freunden verlassen, als Wahnsinniger behandelt, über sieben Jahre lang in der engen Zelle eines Irrenhauses eingesperrt — und dann von neuem hochgefeiert, von allen Seiten her zu Triumphen geladen, endlich von dem Papst zu der höchsten Ehre, der Krönung mit dem Lorber Petrarca's auf dem Capitol berufen, aber erst dann, als er todkrank mit gebrochenem Geist und Körper sich nur nach Rom zu schleppen vermochte, um statt der Krone auf dem Capitol, sein Grab im stillen Klostergarten von Sant' Onofrio zu finden: „alles", wie der italienische Dichter von einem andern Großen singt, „hat er erfahren, zweimal auf den Altären, zweimal im Staube."*)

Durch das eingehendste und gewissenhafteste Studium vor allem der Werke und Briefe des Dichters selbst, dann der Berichte und Urtheile der Zeitgenossen, endlich seiner Vorgänger unter Tasso's Biographen ist es dem Verfasser unsers Buchs wohl gelungen, hier und da das Dunkel, welches auf so vielen Partien des Lebens seines Helden ruht, etwas aufzuhellen, freilich nicht alle die vielen Räthsel, die uns dies Leben vorlegt, endgültig zu lösen. Vergeblich sucht der Leser auch hier nach einer durchaus befriedigenden Antwort auf die immer von neuem sich aufdrängenden Fragen: Hat Tasso wirklich die Prinzessin Leonore geliebt? Und welcher Art war seine Liebe? War es sinnliche Leidenschaft, oder blos schwärmerische Verehrung? Ist er ihr gegenüber über die Grenzscheide hinausgegangen, welche die beiderseitige Stellung mit sich brachte? Welcher Art waren die Gefühle der Prinzessin für ihn? Welche Gründe hatte Herzog Alfons, ihn in den strengen Kerker zu werfen und dort so lange festzuhalten trotz der dringendsten Bitten und Mahnungen mächtiger Fürsprecher? War Tasso wirklich wenigstens vorübergehend irrsinnig? Wie kam es, daß er das sich ihm so oft darbietende Glück wiederholt von sich stieß? daß er immer wieder nach dem unglückbringenden Ferrara zurückkehrte und so gleichsam mit sehenden Augen ins Verderben rannte? daß er endlich selbst jedes klare Urtheil über die eigenen Schöpfungen verlor, das Beste, was er geschaffen, gänzlich verkannte? daß er nirgends Ruhe fand und, sich äußerlich und innerlich aufreibend, dem frühen Tode entgegentrieb?

Auf alle diese Fragen vermag unser Autor nur mit mehr oder weniger gutbegründeten und wahrscheinlichen Hypothesen zu antworten. Wir wollen ihm das keineswegs zur Last legen; wir glauben vielmehr, daß auf die Mehrzahl jener Fragen sich nie eine sichere Antwort finden lassen, daß gar manches Räthsel im äußern wie im innern Leben des Dichters stets ungelöst bleiben wird. Waren doch auch die Freunde und Zeitgenossen des Dichters selbst über sein Wesen wie über seine Schicksale und deren Ursachen vielfach im Unklaren. Mögen wir jetzt auch, aus größerer Entfernung und mit reicherm Material ausgerüstet als sie, manches deutlicher erkennen: ganz ins Klare werden wir so wenig kommen wie Manso, Costantini, ja wie Tasso selbst, der so oft über sich wie über die andern und das, was er von ihnen erfuhr, von Ungewißheit und Zweifeln gequält ward.

Pier Leopoldo Cecchi ist Professor der Geschichte am Lyceum zu Palermo.*) Sein Buch ist im ganzen von der Kritik des In- und Auslandes günstig beurtheilt worden; die solide Basis gründlicher Studien, auf der es aufgebaut ist, hat mit Recht allgemeine Anerkennung gefunden. Auch den kritischen Scharfsinn, den man ihm nachrühmt, wollen wir nicht in Abrede stellen; nur fehlt ihm leider, wie es scheint, die Gabe, die gefundenen Resultate mit scharfer Dialektik und klarer logischer Verknüpfung der Gedanken aus den Quellen abzuleiten und dadurch den Leser überall von der Richtigkeit seiner Auffassung zu überzeugen. Auch der Sprache mangelt es an der für einen solchen Stoff erforderlichen Durchsichtigkeit und Concision; sie ist allzu blumen- und bilderreich, hier und da selbst an die Cinquecentisten erinnernd, bewegt sich öfters zu sehr in etwas vagen Allgemeinheiten, oder setzt Fragen und Ausrufungen an die Stelle der schlichten Erzählung oder der einfachen logischen Entwickelung. So

*) Manzoni, Il cinque Maggio:
Tutto ei provò. . . .
Due volte nella polvere,
Due volte sugli altar.

*) Das liceo der Italiener entspricht etwa unsern drei obern Gymnasialklassen, die aber einen von den untern, dem ginnasio, gesonderten Organismus bilden.

ist unter anderm immer wieder von den Intriguen der Höflinge und Neider die Rede, die Tasso verfolgen und ihn beim Herzog wie bei den Prinzessinnen anschwärzen; aber wir werden weder über die Motive noch über die einzelnen Thatsachen irgend genügend aufgeklärt. Dabei setzt der Verfasser die genaueste Kenntniß nicht nur der Dichtwerke und philosophischen Abhandlungen, sondern auch der Privatbriefe Tasso's voraus, wenn wir sein Buch durchweg gründlich verstehen und seine Behauptungen richtig würdigen sollen. Seine Absicht, aus den Gedichten wie aus den Briefen die Entwickelung des Seelenlebens Tasso's zu entnehmen, konnte nur theilweise gelingen, weil bei ihm fast noch mehr als bei jedem andern diese wie jene nur augenblickliche, stets wechselnde Stimmungen abspiegeln, die bei der Beurtheilung des Seelenzustandes im allgemeinen nur Anhaltspunkte von zweifelhaftem Werthe darbieten. Auch berücksichtigt er dabei das Einzelne oft zu sehr und gelangt darüber nicht zu einem befriedigenden Gesammtresultate. Hier und da finden sich in seinen Aeußerungen über den Dichter sogar Widersprüche, die freilich bei dem wechselnden, widerspruchsvollen Wesen des Helden erklärlich genug sind, aber doch beweisen, daß der Biograph selbst nicht zu einer klaren, in sich geschlossenen Anschauung der charakteristischen Grundelemente dieses Wesens und ihrer Entwickelung durchgedrungen ist. Auch das ihm ertheilte Zeugniß vollkommener Objectivität und Unparteilichkeit können wir nicht ganz ohne Vorbehalt unterschreiben. Gewiß hat er nie die Absicht, die Menschen und Dinge anders darzustellen als sie ihm erscheinen; aber er hegt eine solche innere Vorliebe für seinen Helden, daß das Bedürfniß, ihn zu vertheidigen oder zu entschuldigen, sich immer wieder unwillkürlich hervordrängt, und infolge dessen Sonne und Wind zwischen dem Dichter und seinen Gegnern nicht immer ganz gleichmäßig vertheilt erscheinen. So bei der Besprechung der Beurtheilung des „Befreiten Jerusalem" seitens der florentiner Akademiker unter dem Vortritt Salviati's. Die Kritik war ohne Zweifel pedantisch, kleinlich, oft hämisch und gewiß zum Theil vom Neide eingegeben. Aber hören wir, welche Schilderung Cecchi, allerdings nicht ohne sie zum Theil mit Citaten zu belegen, von dem Literatenwesen und der Kritik jener Zeit in Italien gibt:

„Die Kritiker geberdeten sich, als wären sie die Meister im Universum; für sie war die Bedeutung der Worte gleichgültig, ihre ganze Kunst bestand im harmonischen Bau der Perioden und in Phrasen. Die Literatur ward ein geschäftiger Müßiggang, ihr Endziel war Vergnügen; jedes moralischen Gehalts bar, gefiel sie sich im dreisten, übermüthigen Insultiren; ob die Wahrheit gesprochen wurde oder nicht, daran war blutwenig gelegen; der leere Wortstreit, wobei man sich alles, auch die Lüge erlauben konnte, war das Steckenpferd, auf dem man jeder vernünftigen Erörterung auswich; die Kritiker verfolgten nur den Zweck gegenseitiger Beschimpfungen oder weithin schallender Schmeicheleien, um selbst besonders gelehrt und weise zu erscheinen. Wer sich beigehen ließ, einem von diesen Leuten nur mit einer bescheidenen Einwendung oder Bemerkung entgegenzutreten, der wurde von ihm in hochmüthiger Erbitterung, mit rollenden Augen, zerzaustem Barthaar und erblaßten Wangen angeschrien: „Ach, Armseliger, Ihr seid ein Dummkopf! Ein Feind des Vaterlandes! Ein falscher, treuloser Mensch!" Und so fort, bis er sich heiser geschrien. Dann wendet er sich an das Auditorium und schließt mit den Worten: „Ich verkenne nicht, o meine lieben Akademiker, den Abscheu, den ihr vor diesem Menschen hegt, sei es wegen seines Wankelmuths, seiner heimtückischen Lästerung aller Guten und seines beleidigenden trügerischen Benehmens, oder weil er immer auf Verrath und Empörung sinnt."

Daß diesem Bilde wahre Züge zu Grunde liegen, wird kein Kenner jener Zustände, daß sie aber zugleich durch einseitige Uebertreibung zur Caricatur verzerrt erscheinen, kein unbefangener Leser leugnen. Uebrigens ist betreffs aller der erwähnten Punkte der südländischen Eigenthümlichkeit des Verfassers wie des Publikums, für das er schrieb, Rechnung zu tragen. Manches, was wir als Mangel empfinden, dürfte dort vielleicht eher als ein Vorzug des Werks aufgefaßt werden.

Der Titel des Buchs erscheint gerechtfertigt, insofern eine Lebensbeschreibung Tasso's, die ihren Helden nacheinander fast in alle Hauptstädte der Halbinsel von Neapel bis Venedig und Turin hin begleiten, sein Verhältniß zu einer außerordentlich großen Zahl der verschiedensten Menschen beider Geschlechter beleuchten muß, den Biographen nöthigt, wenn nicht ein vollständiges Bild des gesellschaftlichen Lebens jener Zeit in Italien zu entrollen, doch wenigstens durch fortwährende Seitenblicke und Erklärungen dem modernen Leser verständlich zu machen, was ihm sonst an jenen von den unserigen so verschiedenen Verhältnissen und Lebensbedingungen dunkel bleiben würde. Der Verfasser ist sich aber auch vollkommen klar darüber, daß die Geschichte keines Menschenlebens, am wenigsten die eines so bestimmbaren, von seiner Umgebung so stark beeinflußten Menschen wie Tasso, in ihrer vollen Bedeutung zu erfassen und darzustellen ist ohne eine bald mehr bald weniger eingehende Bekanntschaft mit den andern Personen des Dramas, in dem unser Held die Hauptrolle spielt, sowie auch mit den Zuständen und Verhältnissen, in deren Mitte er sich bewegt. Einzelne Kapitel sind ganz diesem Zwecke gewidmet, wie „Die italienische Frau der Renaissance", „Die «Cortigiana» der Renaissance", der französische und der römische Hof zu Tasso's Zeiten. Im übrigen beschränkt sich, dem Gegenstande entsprechend, die Darstellung des „italienischen Lebens im 16. Jahrhundert" auf das Treiben an den Höfen und theilweise in der Gelehrtenwelt; das Volksleben bleibt gänzlich aus dem Spiele. Die Schilderungen sind farbenreich und im wesentlichen treu, wenn auch nicht immer ohne eine gewisse Einseitigkeit.

Der Verfasser sagt in der Einleitung, er beabsichtige mehr eine Charakterschilderung als eine Biographie seines Helden. Allerdings sehen wir ihn fortwährend bemüht, aus den Werken wie aus den Thaten des Dichters den Gang seines innern Lebens und seine wechselnden Seelenzustände zu entwickeln. Nichtsdestoweniger ist auch betreffs

der äußern Schicksale, die uns naturgemäß in chronologischer Folge von der Geburt bis zum Tode vorgeführt werden, nichts Erwähnenswerthes übergangen. Was aber wenigstens der ausländische Leser ungern vermißt, ist einerseits das bibliographische Element, andererseits eine eingehende Analyse der Hauptwerke des Dichters. Die genaue Kenntniß und richtige Schätzung der beiden „Gerusalemme", der „liberata" wie der „conquistata", setzt der Verfasser offenbar bei seinen Landsleuten als so allgemein verbreitet voraus, daß ihm ein näheres Eingehen darauf durchaus überflüssig erscheint. Aber auch über den „Rinaldo" und den „Amyntas", den „Torrismondo" und die „Sieben Schöpfungstage" erhalten wir viel mehr nur Andeutungen oder kurz motivirte Urtheile als genaue Analysen. Die kleinern Gedichte sind nur insoweit berücksichtigt, als sie für das Leben oder den Gemüthszustand des Autors zu verwerthen waren; ähnlich die Abhandlungen und Dialoge. So vermittelt das Buch allerdings mehr eine Kenntniß davon, was Tasso gewesen — soweit der Verfasser selbst hierüber ins Klare kommen konnte —, als dessen, was er geleistet, obgleich und vielleicht auch weil das letztere die leichtere Aufgabe gewesen wäre.

Das Buch zerfällt nach einer Einleitung, die kurz der Schriftsteller gedenkt, die sich vor unserm Autor mit dem gleichen Gegenstande beschäftigt haben, und dann die eigenen Intentionen darlegt, in neun Kapitel: „Kindheit und Jugend des Torquato Tasso"; „Von Tasso's Eintritt am Hofe zu Ferrara bis zur Reise nach Frankreich"; „Torquato Tasso am französischen Hofe"; „Vom Hofe Alfons' II. bis zur ersten Flucht"; „Reise (!) nach Sant-Anna"; „Die Gefangenschaft in Sant-Anna"; „Von der Entlassung aus aus dem Hospital Sant-Anna bis zur Reise nach Rom"; „Torquato Tasso in Rom"; „Tasso's letzte Lebenstage". Jedes Kapitel gliedert sich wieder in eine Anzahl an Umfang und Bedeutung sehr ungleicher Unterabtheilungen. So erscheinen, obgleich wir es eigentlich mit einer Charakterschilderung zu thun haben sollen, die äußern Ereignisse als der einzige Faden, an dem die Darstellung sich aufreiht.

Es ist ein entschiedenes Verdienst unsers Autors, wenn er nicht gleich der Mehrzahl seiner Vorgänger sich begnügt, die äußere wie die innere Lebensgeschichte seines Helden nur auf die Naturanlage des Menschen und Dichters, auf seine Erziehung, auf den Einfluß derer, mit denen er verkehrte, zurückzuführen, sondern fast den Hauptaccent auf die Wirkung legt, welche der ganze Charakter der Epoche, in der Tasso lebte, auf einen so eigenartigen Organismus ausüben mußte. In dem gewaltigen Ringen und Streben des 16. Jahrhunderts, wo Autorität und Geistesfreiheit, wo Mittelalter und Neuzeit um die Herrschaft kämpften, wo die ganze in Gärung gerathene europäische Geisterwelt einem brausenden, wogenschlagenden Meere glich, gingen sogar starke Geister, für die es „eine Lust war, zu leben", in diesem Völkerfrühlingssturm zu Grunde: ein zugleich so zart organisirtes und empfängliches Wesen wie der junge Tasso war den gewaltigen Erschütterungen eines solchen Kampfes in keiner Weise gewachsen. Auch in ihm spiegelten sich die neuen Ideen der Zeit wieder, auch er erfaßte die neuen Ideale mit leidenschaftlicher Glut; aber er vermochte den Conflict zwischen dem Alten und dem Neuen weder in sich selbst zu lösen und zu harmonischer Ausgleichung zu bringen, noch besaß er Zähigkeit, Widerstandskraft und Stahlhärte des Charakters genug, um den äußern mächtigen Gegnern gewachsen zu sein. Nach der jesuitischen Schulung seiner Kindheit auf der Universität alle Fesseln der Autorität von sich werfend, gelangte er doch nie dahin, die höchsten Probleme des Lebens auch nur auf eine ihn subjectiv befriedigende Weise zu lösen. Er wagte nicht, die letzten Consequenzen des eigenen Denkens zu ziehen; religiös beanlagt, ängstlich besorgt um sein diesseitiges und jenseitiges Heil, fiel er in den alten Autoritätsglauben zurück, gegen den er sich doch immer von neuem innerlich empörte. Je älter er ward, um so schreiender wurden die Contraste in seinem Innern: bald gläubig, bald skeptisch, bald schwärmend, bald philosophirend, wurde er endlich nicht nur der Welt und den Freunden, sondern sich selbst unfaßlich. In der Jugend wagte er es, ein neues Princip der modernen Dichtkunst aufzustellen, die Unverbindlichkeit der alten Muster nachzuweisen und kühn zu behaupten, daß man weder Homer noch Ariost zum Vorbilde zu wählen brauche. Aber von allen Seiten auf das heftigste angegriffen, entsank ihm der Muth; seiner geistigen Constitution fehlte die ausdauernde Energie, um die neue Fahne zum Siege zu führen: ja er ließ sich bewegen, das für richtig, wahr und schön Erkannte selbst zu verwerfen, endlich das Meisterwerk seines Lebens als eine unreife Jugendarbeit zu verdammen. Eine von Haus aus naive Natur mit dem Bedürfniß nach Wahrheit und dem treuherzigen Glauben, er brauche sie nur offen auszusprechen, um die Welt zur Erkenntniß und zum Bekenntniß derselben zu bringen selbst an den verdorbenen Höfen der kleinen Despoten seines Vaterlandes, dem Sitze der Schmeichelei, des Schmarotzerthums, der gleißnerischen Lüge, der Misgunst und des Neides, mußte er die bittersten Enttäuschungen erleben, eine seiner Illusionen nach der andern schwinden sehen und Erfahrungen machen, die ruhig hinzunehmen sein Gemüth nicht stark genug, sein Temperament zu leidenschaftlich war. Ohne Vermögen, ohne festen und lohnenden Beruf, zu dem der Vater, dessen Dichterruf nur durch des größern Sohnes Namen in den Schatten gestellt worden ist, durch eigene Erfahrung in seinem Hof- und Dichterleben gewarnt, ihn anfangs bestimmt hatte, von der Freigebigkeit und Gnade der Fürsten lebend und doch nicht gewillt, ihnen wahrheitswidrige Schmeicheleien zu sagen und ununterbrochen Weihrauch zu streuen, dabei unvorsichtig, leidenschaftlich, ohne Selbstbeherrschung, sah er sich natürlich immer neuer Zurücksetzung, Anfeindung, Verfolgung ausgesetzt. Mit einem so hohen Begriffe von der Bedeutung seiner Kunst und seinem eigenen Werthe, daß er sich nicht begnügte mit dem:

Es soll der Dichter mit dem König gehen,
Denn beide stehen auf der Menschheit Höhen,

sondern mit bestimmter Beziehung auf sich selbst ausrief: „Der Dichter steht doch wol höher als der Fürst“, fühlte er sich doch abhängig von den Gunstbezeigungen der Großen, mußte er in ihrem Dienste leben und, was schlimmer war, konnte er das Hofleben auch nicht entbehren. Immer von neuem sehen wir ihn, wenn er kaum, nicht im Stande die Demüthigungen seines stolzen Selbstbewußtseins länger zu ertragen, geflohen ist, einem Schmetterling gleich der unwiderstehlich anziehenden Lichtflamme wieder zutaumeln, bis er bei der dritten Rückkehr nach Ferrara, mit offenen Augen ins Verderben stürzend, sich die Flügel unheilbar versengt. Er konnte die schöne und auch geradezu die vornehme Welt so wenig entbehren wie den Himmel; er schwärmte für die Gärten Armida's nicht minder als für das Leben im Reiche Gottes, und die allgemeine Anerkennung und Bewunderung vor allem seitens der Großen dieser Welt war ihm unabweisbares Bedürfniß. Mußte nicht ein solcher Mensch, dem die innere wie die äußere Unabhängigkeit fehlte, der sich auch „im Geräusch der Welt“ nicht zu einem festen, in sich geschlossenen Charakter ausgebildet hatte, nothwendig unglücklich werden, selbst wenn ihn nicht so schwere Schicksalsschläge getroffen hätten wie unsern Dichter?

Wenn auch unser Buch diese Auffassung nirgends mit klaren Worten ausspricht, so glauben wir doch aus zahlreichen Andeutungen wie aus dem ganzen Verlaufe der Darstellung entnehmen zu dürfen, daß der Autor dieselbe im wesentlichen theilt, obschon er auch hier und da geneigt scheint, den äußern Schicksalen einen zu großen Einfluß auf die Lebensentwickelung des Dichters einzuräumen. Wir müssen es uns versagen, auf seine Untersuchungen über das Verhältniß Tasso's zu Leonore und Lucrezia d'Este, zu dem Herzog Alfons, über die Gründe, welche diesen zur Einsperrung und langen Gefangenhaltung des Dichters bewogen, wie über das Vorhandensein einer wirklichen Geisteskrankheit bei dem letztern näher einzugehen. Wenn aber, wie bereits erwähnt wurde, die vorliegende Schrift auf keine dieser Fragen eine endgültige Antwort zu geben vermag, so stellt sie doch das zu ihrer Lösung vorhandene Material zumal aus den eigenen Aeußerungen Tasso's sorgfältig und möglichst vollständig zusammen und liefert den Beweis, daß der Verfasser die sämmtlichen Werke seines Helden mit der größten Aufmerksamkeit studirt hat. Oft führt er denselben selbstredend ein und citirt zur Stütze seiner Behauptungen zahlreiche Stellen aus seinen Gedichten sowie eine Anzahl vollständiger Sonette.

Am Eingange des Buchs finden wir eine treffliche Uebersetzung oder vielmehr Nachbildung des schönen Sonetts, in dem Tasso's treuester Freund, Costantini, dem Geschiedenen ein rührendes Denkmal gesetzt hat. Warum aber hat uns der Uebersetzer nicht auch die zahlreichen in den Text eingestreuten Sonette Tasso's selbst in unserer Muttersprache wiedergegeben? Er arbeitete doch nicht für die kleine Minderzahl seiner Landsleute, die, des Italienischen vollkommen mächtig, nach dem Originale selbst greifen kann; was nützen den andern die herrlichen Gedichte? Im übrigen verdient die Uebersetzung, in fließendem und correctem Deutsch geschrieben, ohne sich unerlaubte Freiheiten mit dem Original zu nehmen, uneingeschränktes Lob. Es ist überhaupt eine Freude, zu sehen, in welchem Maße der literarische Wechselverkehr zwischen Deutschland und Italien in den letzten zwei Jahrzehnten zugenommen hat. Jedes wahrhaft bedeutende Geistesproduct in dem einen wie dem andern Lande wandert alsbald über die Alpenkette, um das gemeinsame Eigenthum, sei es der Fachmänner, sei es des gebildeten Publikums beider Länder überhaupt zu werden. So wünschen wir, daß auch das vorliegende Buch weite Verbreitung finden und dadurch neue Anregung zum Studium und zum Genusse der Meisterwerke des größten unter den Dichtern der italienischen Renaissance geben möge.

Otto Speyer.

Ueber deutschen Sprachgebrauch.

Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. Von Karl Gustav Andresen. Heilbronn, Henninger. 1880. Gr. 8. 5 M.

Bei der Ausarbeitung meiner Schrift — heißt es in dem kurzen Vorwort — ist es mir keinen Augenblick entgangen, daß sie sehr viele Angriffspunkte bietet, sei es in Betreff der äußern Einrichtung und Anordnung der einzelnen Abschnitte, oder mit Rücksicht auf mancherlei ungewohnte Behauptungen und Verneinungen.

Unklar bleibt, was der Verfasser mit diesem eigenthümlichen Geständniß bezweckt. Man begreift wol, wenn es auf der folgenden Seite heißt:

Wie es meistens geschieht, ist auch mir während des Drucks mehrerlei aufgefallen, was ich anders hätte machen mögen.

Hier tritt eben das verhängnißvolle Zu spät! ein. Emendaturus si licuisset erat. Aber wenn dem Verfasser schon „bei der Ausarbeitung keinen Augenblick entgangen ist, daß seine Schrift sehr viele Angriffspunkte bietet“, warum hat er denn darin keine Aenderung getroffen?

Was der Verfasser „anders hätte machen mögen“, wenn er es nicht zu spät (erst während des Drucks) bemerkt hätte, bezieht sich, wie er hinzufügt, „mehr auf Nebendinge als auf das Wesen des Gegenstandes und die Behandlung seiner einzelnen Theile“. Es kann daher füglich hier wol unerörtert bleiben. Ferner aber meint der Verfasser:

Dem Mangel der üblichen, durch Kapitel und Ueberschriften, mindestens durch einen großen Raum, in dem nichts steht, be-

zeichneten Pausen und Uebergänge wird die Beigabe eines Inhaltsverzeichnisses und eines ausführlichen Registers der Wörter und Formen vielleicht das Gleichgewicht halten.

Der Verfasser hätte es für die Beseitigung eines ihm selber bei der Ausarbeitung fortwährend sich aufdrängenden Uebelstandes doch lieber nicht auf ein solches „Vielleicht" ankommen lassen, sondern von vornherein für eine lichtvolle, übersichtliche, klar und deutlich hervortretende äußere Einrichtung und Anordnung Sorge tragen sollen, wie der Baumeister schon beim Entwurf des Risses auf die richtige Erhellung Bedacht nimmt, weil er weiß, daß das hier Versäumte oder Verpfuschte sich nicht durch nachträgliche Nothbehelfe ersetzen läßt. Weiter aber sagt nun der Verfasser:

Was den zweiten, viel wichtigern Punkt anlangt, so will ich offen bekennen, daß ich zwar nicht darauf ausgegangen, aber oft in die Lage gekommen bin, herkömmlichen Urtheilen oder Voraussetzungen zu widersprechen.

Aha, jetzt kommt die Hauptsache! — dachte ich, und so denken wahrscheinlich wol auch die Leser. Aber dann werden sie sich ebenso enttäuscht sehen, wie ich es war; denn es folgt durchaus nichts weiter über diesen wichtigen Punkt: kein Wort darüber, daß etwa die Widersprüche gegen das allgemein Angenommene und Hergebrachte nach dem Zweck und Plan des Buchs unvermeidlich gewesen seien, und daß der Verfasser hoffe oder — noch besser — überzeugt sei, durch die Kraft schlagender Gründe das Irrige und Falsche in den bisher herrschenden Anschauungen und Urtheilen zu erweisen und die unbefangen prüfenden Leser zu seiner richtigern und bessern An- und Einsicht zu bekehren u. s. w.

Dies vollständige Schweigen des Verfassers aber über den Punkt, den er so nachdrucksvoll selbst als den wichtigsten bezeichnet hat, macht ganz den Eindruck, wie wenn jemand einen gewaltigen Anlauf zum Sprunge nimmt und dann den Sprung unterläßt.

Weiter berichtet der Verfasser, daß er seine Beispiele „aus einer verhältnißmäßig nicht umfangreichen Zahl von Quellen", namentlich aus den Schriften Goethe's, Jakob Grimm's und aus der „Kölnischen Zeitung" geschöpft habe.

Den bisher noch nicht zur Besprechung gelangten einleitenden Absatz des Vorworts setze ich vollständig her. Der Leser wird, auch ohne daß ich im besondern darauf aufmerksam mache, leicht wahrnehmen, wie auch hier die lässig-bequeme Darstellungsweise des Verfassers der scharfen Heraushebung des Hauptpunktes (der Bestimmung und Abgrenzung zwischen Grammatik und Stilistik) gleichsam geflissentlich aus dem Wege geht, wie er um den Nagel herumklopft, ohne ihn auf den Kopf zu treffen. Seine Worte lauten:

Dies Buch ist großentheils aus Vorlesungen entstanden, welche ich über deutsche Grammatik und deutschen Stil an der hiesigen (der bonner) Universität gehalten habe. Grammatik und Stil betreffen beide die Sprache; wer sich stilistisch mangelhaft ausdrückt, verstößt nicht weniger gegen die Sprache, als wer grammatisch fehlerhaft spricht oder schreibt. Während die eigentliche Grammatik sich auf Formenlehre und Syntax beschränken darf, haben Untersuchungen über den Stil vorzugsweise andere Verhältnisse zu berücksichtigen, namentlich Deutlichkeit, Uebersichtlichkeit und logische Richtigkeit, Wohlklang und Reinheit des Ausdrucks. Eine Kritik des Sprachgebrauchs wird jedes dieser beiden Hauptgebiete betreten müssen, braucht sich aber nicht die Aufgabe zu stellen, beide getrennt nacheinander zu betrachten; sie wird vielmehr in sehr vielen Fällen nicht allein Grund haben, sondern auch genöthigt sein, von dem einen in das andere überzugreifen. In einzelnen Punkten freilich gehen Grammatik und Stil ihre besondern Wege, welche sich wenig oder nicht berühren, jene z. B. in der Wortschreibung, dieser im Gebrauch der Fremdwörter.

Soweit das Vorwort, das allerdings nicht geeignet ist, ein günstiges Vorurtheil für das Buch zu erwecken; doch wenden wir uns nun zu diesem selbst.

Leider begegnen wir hier gleich in der Einleitung wieder derselben Weise, die wir in dem Vorwort haben tadeln müssen. Das Buch beginnt so:

Wenn in frühern Zeiten nach dem Sprachgebrauch entschieden zu werden pflegte, ob in der Sprache Wort- und Redeformen richtig oder unrichtig seien, so wurde fast stillschweigend angenommen, daß derselbe als oberster Gesetzgeber und Herrscher zu betrachten sei. Man gab sich dabei, mehr oder weniger unbewußt, der Voraussetzung hin, daß der Sprachgebrauch sich nicht willkürlich, sondern nach organischen Gesetzen entwickelt und gestaltet habe. Und in der That, wo dies der Fall ist, wo der Gebrauch wirklich als der treueste Ausdruck desjenigen, was gesetzmäßig ist, gelten darf, da fallen die Begriffe Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit so gut wie zusammen, und es bedarf eigentlich nur eines äußern Studiums des Gebrauchs, um über die Richtigkeit der einzelnen Erscheinungen in einer Sprache zu urtheilen.

Jeder an folgerichtiges Denken gewöhnte Leser erwartet hier wol nach dem einräumenden Zugeständniß, welches mit den Worten „in der That" eingeleitet ist, einen mit „aber" u. s. w. eingeleiteten beschränkenden Satz, in welchem das Verhältniß zwischen Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit entschieden und entscheidend werde aufgestellt und abgegrenzt werden. Aber auch hier bleibt, ähnlich wie in einem früher besprochenen Falle, der nach dem genommenen Anlauf mit Sicherheit erwartete Satz aus. Freilich folgt nun ein langes und breites, namentlich gegen den vortrefflichen Adelung sich richtendes Gerede über die Gewalt des Sprachgebrauchs, aber aus der nebelhaft verschwimmenden Breite dieses wirren und ungeordneten Durcheinanders, auf das wir unten noch zurückkommen müssen, tritt kaum etwas anderes deutlich und bestimmt hervor, als daß der Verfasser die Berechtigung des Sprachgebrauchs bestreitet. Was er dabei unter Sprachgebrauch versteht, bleibt unklar, und noch weniger empfängt der Leser überzeugende Beweisgründe für die Behauptungen des Verfassers, die in dem Ausspruch gipfeln:

So kann er (der Sprachgebrauch) auch nicht als eine Richtschnur gelten, nach der wir zu entscheiden haben, ob eine Wort- und Redeform sprachrichtig oder sprachwidrig sei. Diesen Nachweis gibt vielmehr allein die Sprache selbst innerhalb der Befugnisse, welche ihr zukommen und deren sie bedarf.

Aber was ist mit einem solchen Satz anzufangen? Worin bekundet sich denn „die Sprache innerhalb ihrer

Befugnisse", wenn nicht eben in dem Sprachgebrauch? Um einigermaßen Klarheit über die Meinung des Verfassers zu erhalten, werden wir ihn schon weiter hören müssen. Er fährt fort:

Den Weg zeigt der Grammatiker, indem er die von ihm erkannten Gesetze der Sprache zur begründeten Feststellung zumal des schwankenden Sprachgebrauchs darlegt und geltend macht.

So viel erkennt man wol hieraus, daß nach der Ansicht des Verfassers der Sprachgebrauch nicht über, sondern unter dem „Grammatiker" steht. Aber wer ist denn nun dieser „Grammatiker" κατ᾽ ἐξοχήν, der hier für die vorher genannte „Sprache innerhalb ihrer Befugnisse" eintritt? Der Verfasser nennt oder bezeichnet ihn nicht weiter, sondern läßt gleich wieder an der Stelle etwas anderes eintreten: die Grammatik. Er fährt nämlich fort:

In diesem Sinne ist die Grammatik nicht blos Dienerin des Sprachgebrauchs, sondern auch seine Gebieterin, die ihn vor ihren Richterstuhl zieht und sein Verfahren lobt oder tadelt.

Wir werden uns erlauben, die Fassung dieses Satzes, den der Verfasser — nach einer Anführung Heyse's — mit einer Aenderung aus Seidenstücker sich angeeignet hat, weiter unten vor den vereinigten Gerichtshof des Sprachgebrauchs, der Grammatik und der Logik, zu ziehen, wollen aber zunächst ohne weitere Unterbrechung dem Verfasser das Wort lassen, welcher fortfährt:

Gelingt es ihr (der Grammatik), dem falschen Sprachgebrauch, der nicht selten von einseitigen Grammatikern geschaffen oder vorbereitet worden ist, eine andere Richtung zu geben, so hat sie das beste Ziel errungen.

Nach der hier von dem Verfasser selbst ausgesprochenen ganz richtigen Unterscheidung zwischen der „Grammatik" und „einseitigen Grammatikern" kann doch unmöglich eines, vielleicht nur allzu einseitigen Grammatikers Ansicht oder Urtheil endgültig über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit des Sprachgebrauchs entscheiden sollen, und da der Verfasser „den" κατ᾽ ἐξοχήν Grammatiker nicht nennt, welcher bei ihm die Stelle nicht nur „der Grammatik", sondern sogar „der Sprache selbst innerhalb ihrer Befugnisse" einnimmt, so ist man mit dem ganzen Gerede um kein Haarbreit gefördert.

Nach meiner Anschauung nimmt jeder Grammatiker dem Sprachgebrauch im engern Sinne, d. i. dem herrschenden und allgemein anerkannten Sprachgebrauch gegenüber eine weit bescheidenere und untergeordnetere Stellung ein, als der Verfasser für sich in Anspruch nimmt. Ich habe diese meine Anschauung schon vor 25 Jahren (1856 in dem Vorwort zu der ersten Auflage meines „Katechismus der Orthographie") ausgesprochen mit den Worten: „Sprach- und Schriftgebrauch gelten mir als Erzeugniß des rastlos wirkenden Volksgeistes, das der Sprachforscher nicht etwa «machen», sondern anerkennen und, soweit er kann, in seinen Gründen erkennen soll."

Dazu füge ich jetzt das Folgende: Aus dem herrschenden Sprachgebrauch, in welchem die Gesetze der Sprache in ihrer Anwendung auf die einzelnen Fälle in die Erscheinung treten, wird der Sprachlehrer unter möglichst gründlicher und tiefer Erforschung des Warum für die einzelnen zu Tage tretenden Erscheinungen bestrebt sein, so viel er irgend kann, allgemeine und umfassende Regeln der Sprache abzuziehen. Dabei aber kann und wird er nicht verkennen, daß er sich in einer ähnlichen Lage befindet wie der Sternkundige, der für die Bahnen und Bewegungen der Himmelskörper zunächst nur die hauptsächlich wirkenden Kräfte in Rechnung zieht, aber sehr wohl weiß, daß dann seine Berechnung für die „Störungen" durch andere Einwirkungen noch wesentlicher Berichtigungen bedarf. Auch in den Erscheinungen der Sprache machen sich vielfach neben den hauptsächlich hervortretenden Gesetzen noch andere nicht minder gesetzmäßige Einwirkungen geltend, welche „Abweichungen", „Ausnahmen" von der Regel erzeugen. Und wie in der Sternkunde die Störungsrechnungen das schwierigste sind, so in der Sprachforschung die Erkennung aller der Umstände und Einflüsse, welche in den einzelnen Fällen des Sprachgebrauchs gerade die bestimmte Abweichung von der Regel bedingen. Der Sprachforscher wird, soweit er irgend vermag, die Gründe der Abweichung aufzufinden beflissen sein; aber auch da, wo er für die Ausnahme keine, oder doch keine vollkommen ausreichende Erklärung zu bieten im Stande ist, wird er seine unzureichende Erkenntnißkraft bekennen, nicht aber fordern, daß der feststehende allgemeine Sprachgebrauch nach seiner, des Grammatikers, Regel geändert werden solle. Es wäre dies kaum etwas anderes, als wenn der Astronom, dessen Berechnung sich mit einer genau und richtig beobachteten Himmelserscheinung nicht in vollem Einklange befindet, den Irrthum nicht in seiner Rechnung, namentlich in dem Außerachtlassen einer Störungsursache, sondern in dem Gange des Weltkörpers suchen wollte.

Das hier Gesagte gilt jedoch begreiflicherweise nur von dem wirklich bereits allgemein durchgedrungenen und anerkannten feststehenden Sprachgebrauch: aber „es gibt im Deutschen wie in jeder noch in lebendiger Fortentwickelung begriffenen Sprache, unberührt von den allgemein anerkannten Regeln, die allen Gebildeten geläufig und vertraut sind, und gegen die sie deshalb niemals verstoßen werden, eine nicht geringe Anzahl von Fällen, in denen sich der Sprachgebrauch noch nicht, oder doch mindestens noch nicht ganz entschieden und zweifellos festgestellt hat und in denen das Schwanken bei Gebildeten und selbst bei Schriftstellern eine Unsicherheit erzeugt, ob die in einem bestimmten Fall nebeneinander vorkommenden verschiedenen Formen und Ausdrucksweisen gleichberechtigt sind, oder welche die richtigere oder vielleicht die allein richtige sein dürfte".*)

*) Das Angeführte bildet den Anfang des Vorworts meines „Kurzgefaßten Wörterbuchs der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache" (1872). Zu den bisjetzt erschienenen elf Auflagen dieses Buchs ist im vorigen Jahre noch eine sogenannte „Große Ausgabe" von fast dem doppelten Umfange hinzugekommen unter dem Titel „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache".

In solchen Fällen, in welchen der rastlos wirkende Volksgeist in der lebenden und lebendig sich fortentwickelnden Sprache aus den verschiedenen in- und gegeneinander wirkenden Richtungen noch nicht einen bestimmten festen Sprachgebrauch erzeugt hat, sondern erst zu erzeugen im Begriff ist, stellt sich die Aufgabe des Sprachlehrers wesentlich anders als dem bereits fest bestehenden und allgemein geltenden Sprachgebrauch gegenüber. Wo der Volksgeist seine endgültige Entscheidung einmal getroffen, da hat der Sprachlehrer sich zu bescheiden und unterzuordnen. Wenn des Grammatikers Regeln mit dem allgemein anerkannten Sprachgebrauch nicht in Einklang sind, so sind eben die Regeln nicht richtig oder doch nicht ganz richtig, namentlich oft zu beschränkt und einseitig, indem nicht alle einschlägigen Verhältnisse bekannt und nach dem Maße ihres ausschlaggebenden Gewichts berücksichtigt und gewürdigt sind. In gar manchen Fällen wird es der Spürkraft eines scharfsinnigen Forschers bei Ausnahmen gelingen, zu entdecken und nachzuweisen, in welchen abweichenden Verhältnissen des vorliegenden Falles die Abweichung von dem sonst Geltenden ihren triftigen Grund hat; aber auch wo das nicht gelingt, wird der sich seiner Befugniß bewußte Grammatiker nicht nach seinem System und seinen Regeln die Sprache, als das freie Erzeugniß des lebendigen Volksgeistes, machen, meistern und beugen wollen. Dagegen, dem erst werdenden und sich bildenden, noch hier- und dahin schwankenden Sprachgebrauch gegenüber hat der Sprachlehrer nicht blos die Befugniß, sondern selbst die Pflicht, darzulegen, welche Weise des Sprachgebrauchs nach Maßgabe der feststehenden Sprachgesetze seinem prüfenden Urtheil als die richtigere oder die allein richtige erscheint, und je gründlicher und umsichtiger er dabei alle obwaltenden Verhältnisse in ihrem Einfluß erwägt und gegeneinander abwägt, um so mehr darf er hoffen, von der Richtigkeit seines Urtheils die gebildeten Sprachgenossen und darunter namentlich auch die maßgebenden Schriftsteller zu überzeugen und durch deren Uebereinstimmung allmählich den bis dahin schwankenden Sprachgebrauch in der von ihm für richtig erkannten Weise festzusetzen.

Die im Vorstehenden entwickelte Anschauung ist im ganzen dieselbe, zu der sich außer Adelung auch der vortreffliche Heyse (in seinem „Ausführlichen Lehrbuch der deutschen Sprache", I, 141 fg.) bekennt, nur daß dieser immerhin noch der Macht und Befugniß des Grammatikers eine etwas höhere Stellung einräumt, die sich aber, wie mir scheint, leicht als nicht zutreffend nachweisen läßt. Er sagt: „Der Sprachlehrer hat den Sprachgebrauch nur zu erklären ... nicht aber ihn zu meistern oder gewaltsam umzugestalten. Er ist nur Ausleger, nicht Gesetzgeber der Sprache. ... Auch der von dem natürlichen (?) Wege der Sprachentwickelung*) abweichende Sprachgebrauch ist, wenn er allgemein herrschend geworden, als zeitige Autorität anzuerkennen, und dem Grammatiker bleibt dann nichts übrig, als die Entstehungsweise oder Veranlassung solcher Abweichung nachzuweisen. Ist aber der Sprachgebrauch selbst, wie das häufig der Fall ist, zweifelhaft und schwankend, so hat der Grammatiker kritisch zu verfahren, indem er durch Prüfung das Richtigere zu ermitteln und nach sichern Gründen festzustellen sucht. ... Nur insofern also kann der Sprachlehrer als Gesetzgeber auftreten, als er die von ihm erkannten Gesetze der Sprache selbst zur begründeten Feststellung des schwankenden Sprachgebrauchs darlegt und geltend macht, und nur wenn er sich in diesen Schranken hält, wird man seine Aussprüche mit Recht als Autorität gelten lassen, deren Gewicht sich nach der größern oder geringern Kraft seiner Gründe und dem Maße seiner Einsicht in die Gesetze der besondern Sprache und das Wesen der Sprache überhaupt bestimmen wird. Und in diesem Sinne ist also (nach Seidenstücker's Ausdruck) «die Grammatik nicht blos Dienerin des Sprachgebrauchs, sondern auch seine Gebieterin, die ihn vor ihr Tribunal zieht und sein Verfahren lobt oder tadelt». Der Grammatiker aber verfährt hierbei ebenso wenig nach persönlicher Willkür wie der Richter, sondern wie dieser nur die als allgemein gültig anerkannten Gesetze und Rechtsbestimmungen seines Staats anwendet und vollzieht, so handelt auch der Grammatiker nur als Organ der als höchste Gewalt anerkannten Sprachgesetze."

Es bedarf gewiß keiner langen Auseinandersetzung, um zu zeigen, daß Heyse hier füglich den Sprachlehrer nicht als „Gesetzgeber" hätte bezeichnen dürfen, da er gleich darauf von ihm aussagt, daß er „die Gesetze der Sprache" erkenne und darlege, und sein Verfahren dem des Richters vergleicht, der „nur die anerkannten Gesetze anwendet und vollzieht". Aber Heyse würde wol auch nicht auf dem hochtönenden Namen bestanden haben; jedenfalls räumt er dem Grammatiker thatsächlich keine andere und höhere Macht und Befugniß ein, als ich es oben gethan.

Anders dagegen Professor Andresen, der Verfasser des uns vorliegenden Buchs, obgleich seine früher angeführten Worte großentheils Heyse entlehnt sind. Aber dieser erkennt „den herrschenden Sprachgebrauch" als „die höchste gesetzgebende Macht in der Sprache" an, während Andresen ihn „nicht als Richtschnur" für die Entscheidung über die Sprachrichtigkeit gelten läßt, sondern als entscheidend „allein die Sprache" oder „die Grammatik" oder „den Grammatiker". Daniel Sanders.

*) Unter diesem „natürlichen Wege der Sprachentwickelung" ist hier offenbar der genau dem System des Grammatikers entsprechende verstanden.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Dialektliteratur.

1. Quickborn von Klaus Groth. Dreizehnte Auflage. Berlin, Freund u. Jeckel. Gr. 16. 4 M.

Klaus Groth, dieser treue Kämpfer auf plattdeutschem Felde, hat sich seit langen Jahren so viele Verdienste um die plattdeutsche Sprache erworben, daß ihm alle Freunde derselben zu Dank verpflichtet sind.

Seine fleißige Feder schuf verschiedene poetische Gaben, von denen einige auch ins Hochdeutsche übersetzt sind (F. A. Hoffmann), an denen sich Liebhaber des gemüthlichen dithmarscher Dialekts erfreuen, wenngleich Groth's Schriften keine so allgemeine Verbreitung und Beliebtheit gefunden wie die seines heimgegangenen Collegen, des Mecklenburgers Fritz Reuter.

Eine Anerkennung seiner redlichen Bemühungen wurde dem Dichter aber schon 1853 dadurch öffentlich zutheil, als man ihm in Kiel die Würde eines Doctors der Philosophie ertheilte.

Wie er aber schon vor Jahren auf heftigen Widerspruch stieß bei der Verfechtung seiner Meinung, nach welcher der Sieg des Hochdeutschen über das Niederdeutsche für die weitere Entwickelung der ganzen Literatur bedenklich sei, so werden auch heute viele seiner Ansichten über plattdeutsches Wesen, Sprache und Schrift von manchen seiner Collegen auf diesem Gebiet nicht ganz gebilligt.

Immerhin ist K. Groth der bedeutendste unter den jetzt lebenden plattdeutschen Schriftstellern. Sein „Quickborn" liegt bereits in der dreizehnten Auflage vor: ein höchst erfreulicher Erfolg für den Verfasser. Ueber ein Buch aber, das seit seinem ersten Erscheinen (1852) so allgemeiner Beliebtheit genießt, hat die Kritik eigentlich nichts mehr zu sagen. Getrost können wir die Feder aus der Hand legen; und wenn auch mancher Verehrer des Dichters nicht ganz dadurch zufriedengestellt wird, so glauben wir doch ihn am meisten zu ehren, wenn wir uns einer wortreichen Besprechung und Zergliederung seines „Quickborn" — dieses in literarischen Kreisen von vornherein als ein hochpoetisches Product mit Freuden aufgenommenen Buchs — enthalten und mit dem kurzen Satz enden: Das Werk selbst lobt seinen Meister!

2. Diemelgrand un Emscherfand. Geschichten ut Hessen un Westfalen von A. Lechleitner. Bremen, Kühtmann u. Comp. 12. 1 M. 20 Pf.

Ein Heftchen voll bunt zusammengestellter Geschichten mancherlei Inhalts ist es, was der Verfasser seinen Lesern unter obigem Titel darbietet.

Schon früher sind wir A. Lechleitner zuweilen auf plattdeutschem Gebiet begegnet; zwar in keinem selbständigen Werkchen wie diesmal, sondern in einzelnen amusanten und ansprechenden Producten seines Humors, die im „Plattdütschen Husfründ" — diesem Organ plattdeutscher Literatur und plattdeutschen Wesens, welches bereits im fünften Jahrgange unter der rührigen Redaction von Wilhelm Kastner in Schleswig erscheint — freundliche Aufnahme gefunden haben.

Altes und Neues ist es, was der Autor aus dem Grand (grober Kies) der Diemel und dem Sand der Emscher herausgegraben hat.

So begegneten wir vor kurzem erst unter anderm Titel und anderer Form dem Stück „Drunksucht heelbar", und zwar in Robert Rößler's Humoresken in schlesischer Mundart sowie unter den bunten Anekdoten und Schnurren, die der Feder eines Sohnes der rothen Erde entstammen; für uns ein Beweis, daß einzelne solcher alten scherzhaften Vorkommnisse von eifrigen Sammlern gern ihrem übrigen Material zugefügt und neu überarbeitet werden.

Für Freunde von drolligen Jagdgeschichten und Münchhausiaden ist gleichfalls in dem Büchlein gesorgt, wenn dieselben danach suchen wollen, wo der Baron von Randaloh und sein Diener Johann manches, was sie erlebt haben wollen, mittheilen.

Recht charakteristisch für plattdeutsches Wesen finden wir die Schlußerzählung „Echte Westfälinger".

3. Plattdeutsche Dichtungen von Lüder Woort. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880. 8. 2 M.

Das Register dieses Werks weist 212 Nummern auf; gewiß eine stattliche Zahl, aus der wol jeder, der es zur Hand nimmt, etwas für sich und seinen Geschmack herausfinden wird. Die Art und Weise des Verfassers, zu denken und zu schreiben, erinnert uns entschieden an Klaus Groth's Genre; daher werden Freunde und Verehrer desselben auch das Buch von Lüder Woort freudig empfangen haben.

Wie sehr dem Autor seine „Modersprak" ans Herz gewachsen ist, legt er gleich auf der ersten Seite in „De Plattdütsche" dar, und wie lebhaft er wünscht, daß dieselbe wieder völlig zu Ehren kommen möge, erläutert er in „De Unnerdrückte", wo es in dem Schlußvers heißt:

— — — Schrivt doch de besten Stück
Lewer in Plattdütsch.
Oder, dicht ji Leeder, denn singt up Plattdütsch
(Kann keen Nachtigal up de Eke flan got?),
Dwingt de Welt darmit, dat se möt up Plattdütsch
Denken un spreken.

Wir selbst haben als treues Kind unsers engern Vaterlandes Mecklenburg gleichfalls die größte Vorliebe für alles, was Plattdütsch heißt, müssen aber doch offen gestehen, daß dieser fromme Wunsch des Dichters wol auf allzu viel Hindernisse stoßen würde; denn — „es ginge wol, aber es geht doch nicht".

Machen wir uns mit dem Inhalt des Buchs weiter vertraut, so finden wir darin: Fabeln („De Voß un de Wulf" u. a.), Lieder und Dichtungen heiterer und ernster Art, manche hübsche Nutzanwendung und Moral ent-

haltend, einzelne von poetischem Hauch umweht (das „Weegenled", „Eia, popeia, wat rüsselt dat Stroh, de Göse gaht barf, denn se hebbt gar keen Schoh" — sind uns alte bekannte Klänge, die vor Decennien auch an unserm Bettchen ertönten), ferner Sprichwörter, Räthsel, Gleichnisse, Sinn- und Denksprüche. Das A-B-C in Versen läßt uns unwillkürlich an Richard Wagner denken, der ja mit Vorliebe die Dichtungsweise cultivirt, wie sie sich hier zeigt:

Helden hauet hier Hunn', holt Hüne, haltert Hiäne;
Högere Helden hott himmlische Hagnung hier hoch.

Das längste Stück des ganzen Buchs: „Dat Vertelln", wo die alte „Filen Moder" in der Spinnstube den jungen Leuten das „Dönjen" von dem Sprichwort: „De Glück hett, de danzt mit de Brut, un de Glück hett noch wider, kriggt se tor Froo", erzählt, ist recht ansprechend. „De dumme Junge" ähnelt sehr dem Märchen vom „Dummen Hans und der Königstochter", mit dessen Vortrag die Kindsfrau uns vor langen Jahren an manchem Winterabend im Zaum zu halten verstand; und beim Durchlesen des Liedes „De Prinzessin" summte uns fortwährend die Melodie des alten Gesanges:

Es war auch ein Abt, ein gar stattlicher Herr,
Nur schade, sein Schäfer war klüger als er —

vor den Ohren.

Wir wiederholen nochmals, was wir schon oben sagten: unter den vielen gebotenen Gaben wird gewiß jedermann eine ihm behagende finden. Eins nur wollen wir noch bemerken: das für das Buch gewählte Motto: „Ut Marsch un Geest dat Allerneegst", ist wol nicht ganz zutreffend; wir sind bei der Durchsicht manchem alten Bekannten begegnet, und andern Lesern wird vielleicht dasselbe passiren. Das thut indessen nichts. Auch das Alte erfreut uns wiederum, tritt es uns in einem neuen, kleidsamen und gut gearbeiteten Gewande entgegen.

4. Halfblod. En Roman ut Sleswig-Holsten von Angelius Beuthien. Zwei Bände. Lübeck, Dittmer. 1880. 8. 6 M.

Wiederum haben wir über ein neues Werk, welches aus Angelius Beuthien's sehr rühriger Feder stammt, zu berichten. Ein zweibändiger Roman ist es, der unter dem Titel „Halfblod" vor uns liegt.

Nach den Erfahrungen, die wir mit Beuthien's „Klas Hinnerk" und „De latinsch Buer un sin Nabers" gemacht hatten, nahmen wir, offen gestanden, auch diese seine neueste Schöpfung mistrauisch zur Hand. Beide erwähnten Werke waren in so eigenartiger Weise geschrieben und sprachen in Form und Stil den Leser so wenig an, daß wir es seinerzeit für unsere Pflicht hielten, uns an dieser Stelle darüber zu äußern, „ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen".

Um so mehr freut es uns jetzt, nachdem wir „Halfblod" aufmerksam durchgesehen, daß dies dritte von Beuthien dargebotene Werk schon aus besserm Holz geschnitzt ist als die beiden frühern. Wir thun nicht zu viel, wenn wir sagen: der Roman liest sich ganz gut.

Es ist ja unmöglich zu verlangen, daß ein Schriftsteller sich urplötzlich von den Schwächen frei macht, die seiner Schreibweise eigen sind und die er selbst kaum für solche hält. Liegt es aber klar vor Augen, daß derselbe sich bemüht, nachdem er durch scharfen Tadel darauf aufmerksam gemacht worden, jene Schwächen nach und nach zu überwinden, so ist er nur zu loben. Dies gilt vom Verfasser des „Halfblod".

In diesem Werk verschwindet schon so ziemlich die häßliche Breite bei Mittheilung einzelner gleichgültiger Dinge und Vorkommnisse, welche wir in den beiden ersten Producten so sehr rügen mußten. Die moralischen Randbemerkungen und Reflexionen, die ganz überflüssig waren, treffen wir hier nur vereinzelt an, sodaß die Erzählung einen ungestörten Verlauf nehmen kann und nicht durch uninteressante Zugaben in eine dem Leser lästige Länge gezogen wird, daß er gähnend das Buch zuklappt.

Auch in dem merkwürdigen Zusammenziehen mehrerer Worte, wie der Verfasser es zu lieben scheint, ist schon eine sichtbare Abnahme zu verzeichnen. Freilich können wir uns immer noch nicht mit Substantiven wie „Olenwibertee" u. a. zufrieden geben; ihnen gegenüber mußten wir uns fragen, was werden die Leser dazu sagen, wenn sich ihnen plötzlich wie eine Sphinx solch räthselhaftes Wort in den Weg schiebt? Kundig der plattdeutschen Sprache düftelt man sich wol zuletzt aus, daß mit obengenanntem wunderbaren Hauptwort eine aus alten Weibern zusammengesetzte Theegesellschaft gemeint ist. Solche Räthsel aber unkundigen Lesern aufzugeben, die doch schon genug Schwierigkeiten zu überwinden haben, dazu muß sich ein guter plattdeutscher Autor nie verleiten lassen.

Es ist für das Plattdeutsche noch immer keine allgemeine Orthographie eingeführt, sondern jeder schreibt nach Landesbrauch. Wir haben schon recht viele Bücher in den verschiedensten Dialekten gelesen, nirgends aber gefunden, daß das hochdeutsche „Weib" jemals im Plattdeutsch „Wib" geworden ist, sondern „Wif" oder „Wiv" im Singular, folglich im Plural „Wiwer" und nicht „Wiber", was das gerügte Hauptwort „Olenwibertee" noch unverständlicher macht.

Auch mit der im Vorwort des Werks vom Verfasser ausgesprochenen Absicht, „Worte, die ihm fehlen, aus der hochdeutschen Sprache in plattdeutsche Form übertragen zu wollen", können wir uns nicht einverstanden erklären. Wer beim Plattdeutsch groß geworden ist, braucht niemals „übersetzte" Worte, sondern hat stets für das, was er ausdrücken will, passende Redewendungen zur Hand. Beuthien führt die oben mitgetheilte Idee im ganzen Buch durch, indem er seinen plattsprechenden Personen Worte in den Mund legt, wie: qualificirt, antichambrirt, Humor, entsagungsvoll, aufopferungsvoll u. s. w., für die man doch ganz andere Umschreibungen im echt Plattdeutschen hat; zumal einzelne dieser Worte

gar nicht dem Hochdeutschen entlehnt, sondern aus dem Französischen erst in diese Sprache eingeschmuggelt sind; wollten wir sie nun noch durch dieselbe ins Plattdeutsche zerren, das wäre doch Unnatur. Lassen wir uns genügen, daß dergleichen Verstümmelungen bereits bestehen, wie z. B.: „Er thut das, um die Zeit hinzubringen" — „dat deit he blot so för pastelatant" (das französische pour passer le temps), und ähnliche Redensarten; vermehren sollten wir sie aber nicht.

Ferner wollen wir noch bemerken, warum schreibt der Verfasser immer: lengn, sengn, Müngn, für legen, sagen, Mücken? Sollte leggen, seggen, Müggen nicht verständlicher sein?

Recht warm empfehlen wir dem Autor, zuweilen mit Aufmerksamkeit andere gut geschriebene plattdeutsche Bücher durchzusehen, wie z. B. Höfer's „Pap Kuhn"; da wird er finden, daß, weil Höfer plattdeutsch „denkt" und nicht „übersetzt", er auch für alles die passenden Redewendungen findet und nie um Ausdrücke verlegen ist. Handelt der Verfasser von „Halfblod" in Zukunft gleich ihm, so werden seine Schöpfungen immer mehr gelingen.

Was nun die Erzählung selbst anbelangt, so sind es ja ganz interessante, theilweise dem wirklichen Leben entnommene Vorkommnisse, die geschickt aneinander gereiht dem Leser hier mitgetheilt werden. Viele der ihm vorgestellten Personen sind recht hübsch, manche sogar sehr treu und lebenswahr gezeichnet. Wer kennte z. B. nicht solche eingefleischte starre Aristokratennatur, wie der alte Baron von Löwenklau repräsentirt? Und wem wäre wol nicht schon ein ähnlich blasirter Charakter wie Graf Ohnewitz aufgestoßen, wenn diese Species Menschen hier auch in der crassesten Weise geschildert wird.

Der Held des Romans, Paul Grimm das „Halfblod", will uns im Zuschnitt nicht ganz gefallen und hätten wir uns sein Auftreten in manchen Situationen doch noch ein wenig anders gewünscht. Gleichfalls seine Braut Helene von Löwenklau. Sollte eine siebzehnjährige, wohlerzogene Baroneß nicht etwas schüchterner und mädchenhafter in ihren Liebesäußerungen auftreten, auch wenn sie mit einem sehr energischen und festen Charakter begabt ist?

Die beiden alten Tanten sind gut gezeichnet. Der Kammerkatzengesellschaft fehlt kein Pinselstrich zu einem guten Bilde; auch die männlichen Exemplare dieser in herrschaftlichen Vorzimmern gezeitigten Früchte — außen in schönster Farbe prangend, innen meist vom Wurm angefressen — sind richtig aufgefaßt, darunter als Nummer Eins der schurkische Kammerdiener Grandjean.

Der alte Förster Grimm nebst bäuerlicher Verwandtschaft sind wohlgelungene ländliche Typen. Zu dem Inspector Kalewind, der mit seinen jähzornigen Charakterausbrüchen dem Leser manchen Schreck einjagt, läßt sich an geeigneten Stellen wol noch manches Pendant finden, und wem, der auf dem Lande Bescheid weiß, nöthigt nicht das Auftreten von des Helden „Collegen" ein stilles Lächeln ab? Ja, das ist der Urtypus des echten in der Wolle gefärbten Schreibers vom Gut: laut und unbändig, großspurig und von mangelhafter Bildung, wie man sie auch heute noch zuweilen findet, und Fritz Reuter sie schon in seinen „Läuschen" höchst treffend schildert, wenn er von ihnen sagt:

Schriwebengels, dat's gewiß,
De sünd unplumpsch von Natur;
Wat son richtig'n Schriwer is,
Dat's ne growe Creatur.

Auch die noch vorhandenen Nebenfiguren, wie Vadder Möller, Graf Pulverlos, Herr von Ahlkraut, sind treu dem Leben abgelauschte Gestalten, und jede steht gut an ihrem Platz.

Wir haben den Roman „Halfblod" mit Vergnügen gelesen, wünschen und hoffen aber, daß der eingeschlagene Weg von dem Verfasser nicht wieder verlassen werde und das nächste Werk keine der heute gerügten kleinen Unarten mehr zur Schau tragen möge.

5. Schnoken. Humoresken in schlesischer Mundart von Robert Rößler. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Janke. 1880. 8. 2 M.

Dies Büchelchen ist nicht das schlechteste von denen, welchen wir heute einige Worte mit auf den Weg gegeben haben.

Vom ersten Napoleon hieß es ehedem wol: „Klein an Körper, groß an Geist!" Dürften wir diese bei einem Menschen angewendete Redensart auf ein Buch übertragen, so müßte es von Robert Rößler's „Schnoken" heißen: „Unbedeutendes Aeußere, reicher Inhalt."

Uns selbst ist der schlesische Dialekt nicht recht geläufig; dennoch haben wir mit Vergnügen diese kleinen liebenswürdigen Humoresken von A bis Z „durchbuchstabirt" und sind von ihnen völlig befriedigt! Mit Bestimmtheit glauben wir, daß, wenn dieselben gut vorgetragen werden, sie auch in größern Kreisen einen durchschlagenden Lacherfolg erringen werden. Die in „De Martinsgons" beleuchteten Verhältnisse des alten Conrector Mühsam und seine Erlebnisse in der Schulklasse sind treu dem Leben entnommen und werden gewiß manchem Leser auf Minuten die eigenen lieben Flegeljahre mit ihren Freuden und Leiden angenehm ins Gedächtniß zurückrufen. Auch „De Sammelwuche" sowie die folgenden Humoresken, unter ihnen die Drangsale, welche über den „Oberamtmann Kale" in der Stadt hereinbrechen, sind höchst ergötzlich geschildert. Alle strotzen vom fröhlichsten Humor, dessen Frische sicher nicht verfehlen wird, auch den griesgrämlichsten Leser wohlthuend anzuwehen, sodaß seine Mienen sich erhellen. Das Heftchen trägt das Motto:

Verloren ist, wer ihn verlor;
Hurrah, es lebe der Humor —

wünschen wir also, daß noch nicht alle ihn verloren haben, daß die kleinen „Schnoken" viel und gern gelesen werden und manchen Freund finden mögen! A. Hermann.

Schriften religiösen und theologischen Inhalts.

Es sind sechs Schriften verschiedenen Inhalts, die uns zur Besprechung vorliegen, und die je nach der Natur ihres Gegenstandes eine mannichfache Behandlung zeigen; wir finden darunter geschichtlich darstellende, praktische, prophetisch in eine ferne Zukunft hinausblickende, und sogar eine, die eine Methode zur Anwendung bringt, wie man sie bei der Behandlung religiöser Fragen nicht leicht vermuthen wird, nämlich die mathematisch demonstrirende. Indem wir bei dem Stoff, den sie behandeln, von der Vergangenheit auf die Zukunft blicken, führen wir sie an dem Faden der Zeitfolge einzeln vor.

1. Real-Encyklopädie der christlichen Alterthümer. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgenossen bearbeitet und herausgegeben von F. X. Kraus. Mit zahlreichen, zum größten Theil Martigny's Dictionnaire des antiquités chrétiennes entnommenen Holzschnitten. Freiburg i. Br., Herder. 1880 Lex.-8. In Lieferungen zu 1 M. 80 Pf.

Es ist dies dasselbe Werk, dessen erste beide Lieferungen von uns schon früher in d. Bl. besprochen worden sind. Wir finden keine Veranlassung, unser dort abgegebenes Urtheil zu berichtigen oder etwas Wesentliches hinzuzufügen, wenn es nicht das Eine ist, daß die katholischen Herausgeber, wie das ausgegebene dritte Heft zeigt, in liberalem Sinne auch die Forschung protestantischer Schriftsteller berücksichtigen. Im übrigen dürfen wir aufs neue die Umsicht und den Fleiß in Sammlung und Sichtung des reichen Inhalts anerkennend hervorheben. Den ausführlichsten Beitrag zum dritten Hefte liefert Franz Görres in dem Artikel Christenverfolgungen.

2. Einfluß des englischen Quäkerthums auf die deutsche Cultur und auf das englisch-russische Project einer Weltkirche. Von Bruno Bauer. Berlin, Grosser. 1878. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Von dem christlichen Alterthum führt uns die Schrift Bruno Bauer's in die Mitte des 17. Jahrhunderts, wo der Verfasser die Wiege der selbständigen religiös-theologischen Kritik und Forschung findet, um dann den Gang der letztern bis in die Gegenwart zu verfolgen. Wir haben jedoch, ehe wir diesen Weg an seiner Hand zurücklegen, noch einmal in das christliche Alterthum zurückzublicken und seiner auch in d. Bl. wiederholt besprochenen Schrift „Christus und die Cäsaren" zu gedenken, weil beide Schriften, die vorliegende wie die zuletzt genannte, in engem Zusammenhange stehen und in Beziehung aufeinander entstanden und ausgearbeitet worden sind. In der Schrift „Christus und die Cäsaren" hatte Bruno Bauer in einer allerdings ganz selbständigen Auffassung das Entstehen des Christenthums zu erklären gesucht aus dem Zusammenwirken des Griechen- und Römerthums, und seine Erklärung jener Anfänge des Christenthums gilt ihm als ein Beweis der Emancipation der Kritik von der officiellen Ueberlieferung; die vorliegende Schrift über den Einfluß des englischen Quäkerthums will historisch das Erwachen und allmähliche Ermannen des kritischen Geistes schildern, des Geistes also, der auch Bruno Bauer in den Stand setzte, die obenerwähnte Erklärung über das Entstehen des Christenthums abzugeben; in der einen Schrift handelt es sich um die Geburt des Christenthums, in der andern um seine — denn darauf zielt die ganze Arbeit — kritische Zersetzung.

Wenn wir nun auf letztere Schrift im besondern eingehen und nach dem Boden fragen, auf dem die moderne Kritik nach Bruno Bauer's Meinung zum Leben erwachte, so ist es das englische Quäkerthum, das ihr diese Stätte bot. Es ist die primitivste Form, in der sie hier auftrat, in der innern Stimme, in dem subjectiven Gefühl, in den vier Worten: „es ist mir so". Bleiben wir hier einen Augenblick stehen, den angegebenen Ursprung bedenkend, so ergibt sich uns der merkwürdige Satz, daß die Kritik das Kind der Religion sei. An ihrer Brust erwärmt und mit ihrer Milch genährt, hat sie, zur Mannheit erstarkt, die Waffen gegen die eigene Mutter gekehrt. Von England aus nahm sie ihren Weg über Deutschland und schlug hier unter den Pietisten ihre Stätte auf; der deutsche Pietismus ist die Uebersetzung des englischen Quäkerideals ins Deutsche. Wir finden hier denselben Subjectivismus wie bei den Quäkern, der sich jedoch schon in einer Kritik der Bibel äußerte und in Zinzendorf den Gedanken einer über die einzelnen Confessionen hinweggehenden Brüderunität oder Gemeinde von Erweckten ins Auge faßte. Der deutsche Pietismus trug zugleich die Keime der Aufklärung im Schose. Kant, Fichte und Jacobi sind nach Bruno Bauer gleichfalls durch den Pietismus beeinflußt; ihre Systeme nennt er philosophische Gedichte, sie gipfeln ihm in dem, wie einem zu Muthe ist; und daß der von den Pietisten gegebene Anstoß der Kritik bis in die Gegenwart fortwirke, das spricht er z. B. in dem nachfolgenden Satze deutlich aus: „Die ausschließlich belletristische Bildung der Deutschen, die auf die Zusammenhäufung der minutiösesten und bedeutungslosesten Details aus dem Goethe-Schiller'schen Leben und Kreise zu Bibliotheken stolz ist, hat von der Spener-Zinzendorf-Semler'schen Wirksamkeit nicht die geringste Erinnerung mehr, und doch verdankt sie dem Sturm, welchen diese Männer hervorriefen, noch einzig die paar schwachen Wellen, auf denen sie sich in der Illusion eines außerordentlichen Fortschritts wiegt." Aber Deutschland hat durch die von den Pietisten angeregte Indifferenzirung der Confessionen nun auch den Boden bereitet, auf dem sowol die heiligen Allianzen der Völker als auch das vor einem Jahrzehnt aufgetauchte und jetzt wieder beiseite gelegte russisch-englische Project einer Weltkirche platzgreifen konnte. Hier erfährt die von den Cabineten angestrebte Kirchenmacherei von Bruno Bauer, und nicht mit Unrecht, eine herbe Verurtheilung.

Wir haben in dem Vorstehenden in andeutenden Zügen den Gedankengang der Bruno Bauer'schen Geschichtsbetrachtung wiedergeben wollen und haben nun in Beziehung auf das Vorgetragene einige Bedenken zu äußern. Es ist wol richtig, daß die Pietisten wie die Frauen mit dem Gefühl urtheilten; aber wir sind nicht der Ansicht, daß die Kritik lange über die Pietisten hinaus und sogar bis in die Gegenwart hinein diesen subjectiven Charakter beibehalten habe; auch meinen wir nicht, daß ihr Ursprung erst von den englischen Quäkern herzuleiten sei, wir finden ihn vielmehr schon mit der Reformation gegeben. Ganz besonders aber glauben wir, was über Kant und Fichte geäußert wurde, mindestens einer Einschränkung unterziehen zu sollen. Es geschieht allerdings nicht ohne einen Anschein von Berechtigung, wenn diese Philosophen des Subjectivismus geziehen werden. Hatte doch Kant dasjenige, was er in der „Kritik der reinen Vernunft" in Frage gestellt, aus einem Bedürfniß des Gemüths in der „Kritik der praktischen Vernunft" wieder aufgebaut; hat doch auch Fichte — Bruno Bauer ist auf ihn besonders schlecht zu sprechen und nennt ihn in einem noch anzuführenden Satze einen reactionären Volksprediger — aus dem Ich nicht blos die gegenständliche Welt zu construiren versucht, sondern auch das Wort ausgesprochen, daß die Sphäre unserer Erkenntniß durch das Herz bestimmt werde. Aber bei alledem darf man nicht vergessen, daß es namentlich Kant's Verdienst gewesen ist, die Einseitigkeiten der bisherigen philosophischen Entwickelung wieder in Ein Bett zusammengeleitet und den philosophischen Untersuchungen einen objectivern Charakter aufgedrückt zu haben. Zwischen dem philosophischen Kriticismus Kant's und der subjectiven Gefühlskritik der Pietisten scheint uns ein himmelweiter Unterschied zu sein, und wir sehen in seiner wie Fichte's Philosophie mehr als systematische Poesien oder Formulirungen des Pietismus. Glaubten wir in den erwähnten Punkten einige Einwendungen machen zu müssen, so haben uns andere Partien des Buchs eine unbedingte Anerkennung abgenöthigt. Die Lebens- und Charakterbilder von Spener, Zinzendorf, Semler u. a., so wenig diese Männer dem Verfasser sympathisch oder congenial sein mögen, sind gleichwol mit unparteiischer Geschichtlichkeit gezeichnet, manche der vorgetragenen historischen Ansichten überraschen durch ihre Neuheit, namentlich ist auch, was er zur Würdigung Schleiermacher's sagt, dem er wol Eigenthümlichkeit, aber keine Originalität zuerkennt, sehr lesenswerth. Man mag hinter manche der geäußerten Gedanken ein Fragezeichen machen und Bedenken tragen, ihnen zuzustimmen; aber man wird sich dem Eindruck nicht verschließen können, daß diese Gedanken dem Selbstdenken entspringen und deshalb zum Nachdenken anregen. Wenn er jedoch sein Buch mit den Worten schließt: „Auf den Schultern der Bahnbrecher Spener, Zinzendorf und Semler und dann der reactionären Volksprediger nach der Art Fichte's ist der theologische Mantel abgetragen, und die Entzündungen unter seiner zur Zeit des ersten Kampfes schützenden Hülle sind zur selbständigen Gestalt der Forschung herangewachsen" — so lassen diese abschließenden Worte bei dem Leser insofern einen unbefriedigenden Eindruck zurück, als hier die Kritik, nicht ohne innere Genugthuung, wol noch einmal auf ihre zersetzenden Leistungen hinweist, ohne diesem Hinweis jedoch den geringsten Ausblick auf eine an der Stelle des Zersetzten sich etwa anbahnende Neugestaltung der Dinge mit auf den Weg zu geben.

3. Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Herausgegeben von Mühlhäußer und Geffcken. Fünfter Band. Viertes Heft: Das Christenthum innerhalb der Armee nach seiner Bedeutung für das Volksleben. Von Rudolf Köhler. Heilbronn, Henninger. 1880. Gr. 8. 1 M.

Die vorliegende Schrift, die, eine begeisterte Lobrednerin der deutschen Heeresverfassung, den christlich-sittlichen sowie den specifisch-religiösen Einrichtungen derselben das Wort redet, sieht sich gleichwol sehr stark zu dem unfreiwilligen Bekenntniß des Satzes genöthigt: das Christenthum im Heere ist ein durch Commando befohlenes.

4. Der Gott des Christenthums als Gegenstand streng wissenschaftlicher Forschung von Justus Rei. Prag, Rziwnatz. 1880. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Man wird den Versuch, religiöse Wahrheiten mathematisch erweisen zu wollen, überraschend finden. Hier liegt ein solcher Versuch vor. Der Standpunkt, zu dem sich der Verfasser bekennt, ist der eines wieder aufgenommenen Pythagoräismus, der, vor 2500 Jahren blühend, in der Zahl das Princip der Dinge fand wie der Ordnung, in der sie sich in der Welt darstellen; mit den alten Pythagoräern theilt er auch die Vorliebe für das Mysteriöse und Esoterische. Indem nun hier der Mathematiker die Geschäfte des Theologen übernimmt, leistet er mehr, als er verspricht; denn er unterwirft nicht blos den Gott des Christenthums einer streng wissenschaftlichen Forschung, sondern er findet bei der Gelegenheit auf dem Wege der reinen Mathese auch gleich noch die ganze katholische Dogmatik mit den sieben Sakramenten und dem Marienenltus. Die Vorkenntnisse, die er zum Verständniß seiner Beweisführung verlangt, sind nicht geringe; er nennt als vorzüglich nöthige Wissenschaften die reine und angewandte Mathematik mit der höhern Analyse, die wissenschaftliche Musik, die Psychiatrie und Astronomie; außerdem setzt er bei dem Leser die Kenntniß seiner im Jahre 1874 gedruckten Schrift über die Orientirungslehre oder Diasophie voraus. Da eine solche Fülle von Wissenschaft selten in einer Hand vereinigt ist, so wendet er sich weniger an das größere Publikum als an die möglichst vielseitig und tiefer gebildeten Männer; auch ist er, wenn ihm eine rege Theilnahme entgegengebracht werden sollte, gern bereit, brieflich nähere Aufklärungen zu ertheilen. Nachdem wir so jedem, der sich für das Unternehmen interessirt, den Weg gezeigt, auf dem er etwa erwünschte Aufschlüsse zu suchen hat, glauben wir in der Pflicht der Berichterstattung vorläufig das Nöthige gethan zu haben.

5. Lessing, Jesus und Kant. Zur hundertjährigen Gedenkfeier von „Nathan dem Weisen" und der „Erziehung des Menschengeschlechts". Von Ferdinand Horn. Wien, Gerold's Sohn. 1880. 8. 3 M. 20 Pf.
6. Religion als natürliche Gotteskunde in Umrissen einer einheitlichen Allanschauung. Herausgegeben von J. Zettel. Ratibor, Schmeer u. Söhne. 1880. Gr. 8. 1 M.

Wir haben die beiden vorstehenden Schriften mit Absicht zusammengestellt, weil beide in eingehender Weise sich mit einem bedeutsamen Gegenstande beschäftigen: es ist, um es sogleich zu sagen, der Gedanke des Reiches Gottes. Obwol von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, denken beide seine Verwirklichung und Vollendung in übereinstimmender Weise.

Die Jubiläumsschrift „Lessing, Jesus und Kant" von Ferdinand Horn (Nr. 5) ist zur hundertjährigen Gedenkfeier der beiden letzten großen, auf dem Titel genannten Werke Lessing's geschrieben. Der Verfasser nennt sich im Vorwort entschuldigend einen Laien oder einen aus dem Volke. Das ist jedoch nur ein Ausdruck der Bescheidenheit. Wir lernen in ihm einen Autor kennen, den nicht blos ein hoher Enthusiasmus für Lessing erfüllt, sondern der uns auch Lessing's Gedankenwelt mit klar zeichnendem Griffel wiederzugeben vermag. Die Zusammenstellung der Namen Lessing, Jesus und Kant könnte die irrige Meinung aufkommen lassen, als solle hier eine Gleichwerthigkeit der Träger dieser Namen gelehrt werden, die doch nicht angenommen werden kann, weshalb wir den Titel anders gefaßt zu sehen wünschten. Des Verfassers Absicht geht dahin, zu zeigen, daß Lessing's Ansichten über Religion mit dem übereinstimmen, was Jesus selbst gelehrt und was auch später Kant bestätigt habe; alle drei seien eins in dem Gedanken, daß in dem religiös-sittlichen Streben der Schwerpunkt auf das Thun und praktische Verhalten zu legen, also nicht die Glaubens-, sondern die Sittenlehre der maßgebende Theil der Religion sei; alle drei hätten einer vernünftigen Religion das Wort geredet. Wir können aus den erwähnten Sätzen schon abnehmen, daß der Verfasser mit seinen Gedanken über Religion über die Ergebnisse des vulgären Rationalismus nicht sehr weit hinauskommt. Es wird dann auf die Idee des Reiches Gottes näher eingegangen und gezeigt, wie die genannte Trias hierin übereinstimmend gedacht und gelehrt habe, denn was Jesus das Reich Gottes neune, das sei bei Kant das Reich der Zwecke oder Sitten, bei Lessing die Zeit der Vollendung oder des neuen Evangeliums. Wir erinnern uns, daß der letztere in seiner Schrift „Die Erziehung des Menschengeschlechts" den Gedanken ausgesprochen hatte, es werde eine Zeit kommen, wo der Mensch das Gute nicht mehr thun werde aus Furcht oder um Lohn, sondern weil es das Gute sei, dann werde das Reich Gottes erfüllt sein; er hatte im Hinblick auf diese Zeit die Frage aufgeworfen: „Oder soll das menschliche Geschlecht auf diese höchste Stufe der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie?"

Mit eben diesen Worten Lessing's schließt die Schrift „Religion als natürliche Gotteskunde in Umrissen einer einheitlichen Allanschauung" von J. Zettel (Nr. 6). Wir dürfen annehmen, daß diese Worte, die der Verfasser an das Ende seines Werks stellt, ihm vorgeschwebt, als er die Feder zur Hand nahm, daß sie den Ausgangspunkt und vielleicht die Veranlassung zu seiner Schrift bezeichnen. Auch er gibt uns eine Darstellung des Reiches Gottes auf Erden, das er in ähnlicher Weise, aber mit andern Mitteln verwirklicht sieht. Der erste Satz, mit dem seine Schrift beginnt, lautet: „Gott ist die Güte gegen alle." Das erinnert sehr lebhaft an das Bibelwort, daß Gott die Liebe sei. Wir müssen jedoch sogleich auf einen durchgreifenden Unterschied aufmerksam machen. Während nämlich in dem zuletzt angeführten Bibelwort die Liebe dem überweltlichen Gott als eine persönliche Wesenseigenschaft zuerkannt wird, kennt der Verfasser nur eine Stelle, wo ihm Gott in die Erscheinung tritt: das ist in der Güte des menschlichen Herzens. Gott ist ihm sonach eine moralische Eigenschaft des Menschenherzens. Der Mensch hat sich nach ihm aus dem Stande der Animalität (Thierheit) zu dem der Humanität und dann der Divinität entwickelt. Die letztere bekundet sich in der selbstlosen und hülfbereiten Güte aller gegen alle; wird sie zum allbeherrschenden Princip, dann ist das Reich Gottes auf Erden da. Daher die immer wiederkehrende Mahnung: sei gut gegen alle! Bezeichnend ist auch der folgende Satz: „Wenn die Menschen wüßten, was sie sich und andern sein könnten, wenn sie gute Menschen wären, würden sie nur sein wollen, was sie sein sollen." Vermag man es, von dem aufgestellten Gottesbegriff abzusehen, der vermuthlich nur wenigen genügen wird, so wird man der Schrift, in der übrigens eine streng systematische Darstellung angestrebt wird, um der Herzensgüte willen, an die sie sich wendet und die aus ihr spricht, einen wohlthuenden Eindruck nicht absprechen können. Der Verfasser gehört zu den Männern, die mit ihren Gedanken über das Heil der Menschen nachsinnen und in ferner Zukunft noch ein Weltglück zu erhoffen wagen. Besser doch noch, als in trostlosem Pessimismus an jedem Fortschritt der Menschheit zu verzagen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Unser Verlagsbuchhandel ist von erstaunlicher Productivität auf allen Gebieten: auch eine neue deutsche illustrirte Revue erscheint, welche den „Westermann'schen illustrirten Monatsheften" und „Nord und Süd" Concurrenz macht: „Vom Fels zum Meer, Spemann's illustrirte Zeitschrift für das deutsche Haus" (Stuttgart, Spemann). Das erste Heft dieser Zeitschrift liegt in eleganter Ausstattung und mit einem mannichfachen Inhalt vor uns; unter den Namen der Mitarbeiter finden wir Gottfried Kinkel, Karl Braun, Luise von François, Robert

Byr, G. Nachtigal, Gerhard von Amyntor, Victor von Strantz, E. Werner, August Silberstein, Joseph Kürschner: der letztere hat, wie es scheint, die redactionelle Leitung der Zeitschrift übernommen. Eine reiche Fülle von Notizen bietet die Rubrik „Der Sammler“. Die Novellistik ist durch drei Beiträge vertreten. Wie nun diese Zeitschrift ihre Sonderexistenz neben den andern illustrirten Revuen behaupten wird, das muß erst der Gesammtüberblick über einen ganzen Jahrgang zeigen. Im Programm heißt es, daß die Zeitschrift aus dem Wunsche hervorgegangen sei, für die gebildete deutsche Familie ein Organ zu schaffen, welches den geistigen Mittelpunkt derselben bilden könne. „Zeitschriften der verschiedensten Art haben sich bemüht und bemühen sich noch, jener Forderung Vorschub zu leisten. Aber wie im Norden und Osten, im Süden und Westen das reiche deutsche Familienleben sich eigenartig gestaltet, so können auch Fach- und Unterhaltungsjournale nicht alle Kreise gleichmäßig befriedigen. Aus dem schönen, formenreichen, lebensfrohen Süden soll unsere Stimme mit erschallen zum Preise deutschen Lebens, deutscher Kunst und deutscher Dichtung! »Vom Fels zum Meer« steht treu zu Kaiser und Reich! Wir wollen mit jener ruhigen Objectivität, welche sich fern von dem eifrigen Parteileben der deutschen Kapitale vielleicht leichter bewahren läßt, wirken und wo es sein muß auch kämpfen für die Einheit des Reichs, für den wohlwollenden Ausgleich aller Gegensätze in unserm vielgestalteten Leben, für den geistigen Zusammenhalt aller Völker deutscher Zunge. »Vom Fels zum Meer« wird Unterhaltung und Belehrung in edelster Form bieten. Romane und Novellen, Reiseschilderungen, Lebensbilder, wissenschaftliche Aufsätze aus allen Gebieten, Gedichte, Plaudereien, Humoresken werden in wohlbedachter Anordnung für jede Stunde der Muße wahrhafte Befriedigung gewähren. Neben Hohem und Höchstem auf wissenschaftlichem, neben Gutem und Bestem auf dichterischem Gebiete sollen auch all die kleinen Dinge des täglichen Lebens, die gerade im Kreise der Familie eine nicht unwichtige Rolle spielen, liebevolle Aufmerksamkeit und eine Stätte nutzbringender Pflege finden. Zu dieser Gesammtheit, die nichts ausschließt was im guten und edelsten Sinne belehrt und unterhält, das Wissen fördert, Geschmack und Gemüth bildet, hoffen wir die Bürgschaft gefunden zu haben, daß »Vom Fels zum Meer« im besten Sinne eine Zeitschrift werde für das deutsche Haus und die deutsche Familie. Nach einer Zeit langen Schlummers ist endlich der künstlerische Sinn wieder in unserm Volke erwacht. Ueberall regt es sich, und geradezu wunderbar sind die Fortschritte zu nennen, welche in dem letzten Jahrzehnt unsere Anforderungen an die schöne Form aller Gegenstände, unsere Leistungen in der Darstellung derselben gemacht haben. Freudigen Herzens folgen wir diesem Zug. Wir werden unermüdlich darauf hinwirken, der Kunst eine Stätte im deutschen Hause zu bereiten: wir haben mit voller Absicht das handliche Format gewählt, um fern von allem Prunkenden jene intime Art der künstlerischen Ausschmückung pflegen zu können, welche freilich die schwerste, aber doch dem Wesen der Illustration besonders angemessen ist. Wir wünschen, daß unsere completen Bände in jeder Hausbibliothek leicht ihren Platz finden und von jedem Familiengliede mühelos zur Benutzung herangezogen werden können.“

Unter der Redaction von **Friedrich Bodenstedt** erscheint seit dem 1. September eine „Tägliche Rundschau“, die sich als Zeitung für Nichtpolitiker ankündigt und zugleich als Ergänzungsblatt zu den politischen Organen jeder Partei. Es heißt im Prospect: „Das Programm der »Täglichen Rundschau« stützt sich auf die Ansicht, daß in allen Zeitungen der Politik — sogar in ereignißarmen Zeiten — ein zu großer Spielraum geboten wird, und daß selbst die telegraphischen Depeschen viel Werthloses veröffentlichen. Hunderttausenden von Zeitungslesern würde mehr gedient sein, wenn nur die wirklich wichtigen und interessanten politischen Vorgänge stets rechtzeitig zu ihrer Kenntniß gelangten und sie dabei von dem unfruchtbaren Parteistreit verschont blieben. Sehen sie sich doch oft nach stundenlanger Lektüre unserer Tagespresse zu dem Stoßseufzer gedrängt: »Heute steht doch wieder gar nichts in der Zeitung!« Dem Bedürfniß dieser Hunderttausende kommt die »Tägliche Rundschau« entgegen. Sie wird, ohne an Schnelligkeit und Zuverlässigkeit der Nachrichten andern Organen nachzustehen, die Tagespolitik in der Regel auf einem kleinen Theil ihres Raums erledigen, sich der Leitartikelraisonnements völlig enthalten, religiöse Fragen unberührt lassen, dafür aber desto genauer alles, was auf den übrigen zahlreichen Gebieten des modernen Lebens von Interesse sein kann, ins Auge fassen und ihren Lesern ausführlich mittheilen.“ Wir wünschen der Zeitung, die eine Reihe der namhaftesten Mitarbeiter aufführt, den besten Erfolg.

— Die dreizehnte Auflage von **Brockhaus' „Conversations-Lexikon“**, welche schon seit längerer Zeit vorbereitet wird, ist jetzt so weit vorgeschritten, daß das erste Heft binnen kurzem ausgegeben werden soll und rasches pünktliches Erscheinen der Fortsetzung gesichert ist. In dieser neuen Auflage ist das Werk nicht nur einer den Ansprüchen der Zeit angepaßten Bearbeitung unterzogen, nicht nur ergänzt und bis zur Gegenwart fortgeführt, sondern auch wesentlich und vortheilhaft umgestaltet worden. Mit dem Texte werden Abbildungen und Karten als Illustrationen gleich verbunden, während sie früher gesondert in dem „Bilder-Atlas“ erschienen. Der Stoff ist in eine größere Zahl von Specialartikeln gegliedert, um das Nachschlagen zu erleichtern, und der Text bedeutend vermehrt worden ohne wesentliche Veränderung des äußern Umfangs. In dieser vollständig neuen Gestalt kann das Werk, welches seit vielen Jahrzehnten ein Hausschatz aller Kreise ist, der erhöhten Theilnahme des Publikums sicher sein.

Bibliographie.

Alexander, G., Die Hussiten vor Naumburg. Naumburg, Domrich. 12. 1 M. 20 Pf.

Badische Biographieen, herausgegeben von **F. v. Weech**. 3 Thle. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 16 M.

Degenkolb, H., Karl Georg Bruns. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 1 M.

Dulcamara, Welche Gefahren drohen von Seiten des Materialismus? Eine Dissertation. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 40 Pf.

Franz Ludwig's von Erthal, Fürstbischofs von Bamberg und Würzburg, Wirken für Aufklärung. Bamberg, Hepple. Gr. 8. 60 Pf.

Gnib, M., Mönch und Landsknecht. Erzählung aus dem Bauernkrieg. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 4 M.

Gedanken einer schwäbischen Frau über das Verhalten zur Mode. Stuttgart, Metzler. 16. 30 Pf.

Hartmann, A., Der gerechte Branntweinbrenner. Volksroman. Bern, Wyß. 8. 2 M. 60 Pf.

Kreise, Theophilosophie, Vereinigung der Theologie und Philosophie. 1ster Bd.: Grundzüge der Theophilosophie. Berlin, Mrose. 1880. Gr. 8. 6 M.

Lambrecht, W., Ein Nimbus und sein Werth oder Klinkerfues und sein Wettercompass. Antwort auf fortgesetzte Herausforderungen. Göttingen, Spielmeyer. Gr. 8. 30 Pf.

Leonhardi, F. Freih., Collectiv-Vermögen. Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage. Pressburg, Stampfel. Gr. 8. 60 Pf.

Marlitt, E., Amtmanns Magd. Roman. Leipzig, Keil. 8. 5 M.

May, K., Geschichte des deutschen Männergesangs. Langensalza, Schulbuchhandlung. 8. 40 Pf.

Literarischer Merkur. Mittheilungen aus dem geistigen Leben der Gegenwart und Nachrichten für Bücherfreunde über empfehlenswerthe Neuigkeiten des In- und Auslandes. 1ster Jahrg. 1881. 24 Nrn. Berlin, Neugebauer. Gr. 8. Vierteljährlich 75 Pf.

Oegg, J. A., Entwickelungsgeschichte der Stadt Würzburg. Mit Bewilligung des Eigenthümers des Manuscriptes, des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg, herausgegeben und mit einer Einleitung, Anmerkungen und einem Register versehen von **A. Schäffler**. Würzburg, Woerl. Gr. 8. 3 M.

Spitzer, H., Ueber Ursprung und Bedeutung des Hylozoismus. Eine philosophische Studie. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Zimmer, H., Keltische Studien. 1stes Hft.: Irische Texte mit Wörterbuch von E. Windisch. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 3 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 37. — 15. September 1881.

Literarische Unterhaltungen.

Die Lyrik und die Naturwissenschaft.

Die deutschen Lyriker sind in der That übel daran. Das Publikum bekümmert sich um ihre Werke so wenig wie möglich, und von seiten der Kritik werden sie belehrt, daß sie diese Nichtachtung verdienen, weil sie vorgeblich immer nur die alten verbrauchten Stoffe, Lenz und Liebe u. s. w., besingen und es nicht verstehen, dem specifischen Geiste ihrer Zeit zu dichterischem Ausdruck zu verhelfen. Der letztgenannte Grund ist nun freilich an sich durchaus nicht stichhaltig. Denn gewisse Stoffe in der Lyrik, so die Natur und das Menschenherz, sind ewig, und ein Dichter, der sie aufs neue besingt, verdient darum noch nicht, von der Seite angesehen zu werden, falls er es überhaupt nur versteht, durch einen individuellen Hauch jenen Stoffen den Reiz der Neuheit zu geben. Jedenfalls aber ist jener Vorwurf danach angethan, die lyrischen Dichter zur Umschau nach neuen Stoffen anzuregen, und es ist nichts natürlicher, als daß sie sich den „Geist ihrer Zeit" einmal daraufhin ansehen, inwieweit derselbe etwa eine dichterische Verwerthung gestattet.

Der Geist der Gegenwart zeigt nun in religiöser, politischer und socialer Beziehung in der That theilweise eine sehr markante Signatur. Doch werden wir wol wenig Widerspruch zu fürchten haben, wenn wir behaupten, daß mit den auf den genannten Gebieten augenblicklich herrschenden Wirren und Kämpfen die Poesie nichts zu schaffen hat, und daß es ein vergebliches Bemühen sein würde, sie für die Poesie fruchtbar zu machen. Auch sind diese Wirren und Kämpfe doch eigentlich immer nur von partieller und stellenweise sehr vorübergehender Bedeutung. Die gesammte Weltanschauung wird dadurch im Wesentlichen nicht alterirt und beeinflußt. Wohl aber hat dieselbe in den letzten Decennien einen gewaltigen, durchgreifenden und nicht blos momentanen Umschwung erfahren durch die Forschungsresultate der Naturwissenschaften, ganz besonders durch die Anschauungen der modernen Geologie und Astronomie. Wie nun, wenn die Dichter einmal den Versuch machten, diesen Stoffen Poesie abzugewinnen und so dem Anspruch an Neuheit und Modernität zu genügen? In Frankreich ist dieser Versuch durch die geniale Dichterin Luise Ackermann vor einigen Jahren mit glänzendem Erfolge gemacht worden, und in dem maßgebenden Organ, der „Revue des deux mondes", fand derselbe durch einen der ersten Akademiker (Caro) sofort die gebührende Würdigung und Anerkennung, und die Stellung der Verfasserin in der französischen Literatur war gesichert. Auch der Böhme Johannes Neruda hat ein Bändchen „Kosmischer Lieder" herausgegeben, die auch ins Deutsche übersetzt sind, und in der deutschen Literatur selbst haben in jüngster Zeit besonders Graf von Schack (in seiner Dichtung „Nächte des Orients") und Albert Möser (in seiner jüngsten Sammlung „Schauen und Schaffen") die Ideen der modernen Geologie und Astronomie zu Ausgangs- und Angelpunkten dichterischer Gestaltungen zu nehmen versucht. Und wie hat sich zu diesen Versuchen die deutsche Kritik gestellt? Sie hat im ganzen und großen mit Beifall und Zustimmung nicht gekargt. Es sind aber doch auch Stimmen laut geworden, welche sich verwerfend geäußert und von einem verfehlten „in Verse Bringen lediglich wissenschaftlicher Gedanken" gesprochen haben. Natürlich haben wir uns an dieser Stelle, wo nur Principienfragen zu erörtern, kritische Einzelbetrachtungen aber ausgeschlossen sind, nicht mit einer Vertheidigung und Rechtfertigung der genannten Dichter zu befassen; weil aber gerade den gegnerischen Aeußerungen ein falsches Princip zu Grunde zu liegen

scheint, deshalb möchten wir uns über die aufgeworfene Frage an dieser Stelle einige Worte gestatten.

Es scheint uns vollkommen berechtigt, daß die sogenannte Gedankenpoesie (wenn man dies Wort im eigentlichen und strengen Sinne nimmt) von vielen Seiten mit scheelen Augen angesehen wird, und in der That hätte ein Dichter, der philosophische Gedanken etwa von Kant, Schelling oder andern lediglich in Verse bringen wollte, seinen Beruf als Dichter schlecht erfüllt. Denn der Gedanke wendet sich an die Vernunft; der Dichter aber hat es nicht mit dieser, sondern mit Phantasie und Gemüth zu thun, und nur insoweit als philosophische Gedanken auch diese letztern Seiten der Seele in Mitleidenschaft versetzen können; nur so weit es möglich ist, philosophische Abstractionen in dichterische Stimmungen umzusetzen, nur insoweit ist es dem Dichter gestattet, sich von philosophischen Systemen inspiriren zu lassen: und auf solche Art ist es auch immer geschehen. Gegen Gedankendichtung in diesem richtig verstandenen Sinne ist nichts einzuwenden, und es würde mit dem innern Reichthum der Lyrik schlimm aussehen, wenn man dieselbe aus der Poesie verbannen wollte.

Ebenso ist es an sich vollkommen richtig, daß es nimmermehr des Dichters Aufgabe sein kann, Resultate der concreten Wissenschaften, speciell der Naturwissenschaften, in Verse zu bringen. Denn die Wissenschaft wendet sich, wie bemerkt, an das denkende Element im Menschen, und bei diesem findet die Poesie kein Echo und kann von ihm auch keine Stoffe beziehen. Es fragt sich aber noch ganz entschieden, ob die genannten Wissenschaften sich blos an die Vernunft wenden, ja sogar, ob sie sich nur in erster Linie an diese wenden und nicht vielmehr auf Phantasie und Gemüth einen so gewaltigen Eindruck machen, daß dessen dichterische Verkörperung die Empfindung des Erhabenen wie nichts anderes zu erzeugen im Stande ist. Den Mittelpunkt der in Rede stehenden Anschauungen bildet die Kant-Laplace'sche Theorie von der Entstehung der Weltkörper in Verbindung mit der Darwin'schen Lehre von der Entwickelung der Lebewesen. Diese Theorien sind so einfach und leicht zu fassen, daß die Vernunft sehr bald mit ihnen fertig ist. Dasjenige menschliche Wesen aber müßte denn doch kühl bis ans Herz hinan sein, bei welchem lediglich die Vernunft in Auffassung jener Lehren in Thätigkeit käme und nicht auch Phantasie und Gemüth die grandiosesten Anschauungen und tiefgehendsten Erschütterungen empfingen. Oder gibt es für die Phantasie eine großartigere Anschauung, als daß die sämmtlichen Planeten in der Urzeit vom Sonnenball abgeschleudert worden, sich Jahrmillionen in feuerflüssigem Zustande durch den Raum bewegt haben, dann allmählich erkaltet sind, Pflanzen und lebende Wesen in stets steigender Vervollkommnung aus sich erzeugt haben, nach endlich überschrittenem Höhepunkt der Entwickelung sich wieder abwärts neigen, allmählich im Frost ersterben und schließlich wieder in die Sonne zurücksinken, die aber auch ihrerseits endlich erkalten wird? Und die geistigen Perspectiven, die sich daraus für das Schicksal unsers Geschlechts ergeben, müssen sie unser Gemüth nicht im Tiefsten berühren? Wo aber Phantasie und Gemüth auf das nachhaltigste angeregt und beschäftigt werden, da sage man nicht, daß kein Stoff für Poesie sei. Ganz im Gegentheil müssen die aus dieser geistigen Atmosphäre resultirenden Stimmungen außerordentlich dankbare für die Poesie genannt werden; wer jene Stimmungen in lyrische Maße gießt, der thut etwas ganz anderes, als „wissenschaftliche Resultate in Verse bringen", und mit Recht hat Ernst Eckstein bereits vor Jahren seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß bisjetzt so wenige Dichter sich jene Stoffe zu Nutzen gemacht und an Stelle der Herz- und Schmerzlyrik die Poesie des Kosmos dichterisch verkörpert haben.

Natürlich ist die Sprache der Wissenschaft eine andere als diejenige der Poesie, und wenn man die in Rede stehenden Dichter beurtheilen will, so sehe man nicht auf den Stoff, sondern auf die Form, d. h. man mache nicht den wenig motivirten Versuch, die betreffenden Ideenkreise in ihrer dichterischen Verwerthbarkeit zu beanstanden, sondern man frage, ob es den Dichtern überall gelungen ist, für den nicht zu beanstandenden Stoff den adäquaten dichterischen Ausdruck zu finden. Vermag man letzteres zu leugnen, so spreche man sein Verdammungsurtheil. Die bloße Rücksicht auf den Stoff allein läßt ein Veto in diesem Falle nicht berechtigt erscheinen. Wenigstens würde ein solches Veto sich seltsam ausnehmen neben Caro's geistvollen Auseinandersetzungen in der „Revue des deux mondes" und, wenn es mehr als sporadisch laut würde, der deutschen Kritik kein besonders vortheilhaftes Zeugniß ausstellen. *)

Erwin Mansbach.

*) Wenn ein Vertreter der gegentheiligen Anschauung bemerkt, daß ihm lediglich eine humoristische Behandlung der betreffenden Stoffe, wie sie sich bei Scheffel finde, berechtigt erscheine, und des Weitern hinzufügt: „andernfalls danken wir dafür", so ist zunächst nicht recht ersichtlich, im Sinne einer wie großen Pluralität dieses „wir" gemeint ist. Jedenfalls spricht er zunächst doch wol nur seine eigene Ansicht aus, und ganz sicherlich vergißt er, daß, wie viele Dinge in der Welt, so auch poetische Stoffe unter Umständen zwei Seiten haben, und daß gerade bei den erhabensten Stoffen der Umschlag ins Komische am ehesten und leichtesten zu bewerkstelligen ist. So wenig nun aber der Scheffel'schen Behandlung Berechtigung und Verdienst abzusprechen ist, so ist die Verwerthung der kosmischen Ideen im Sinne ernster Poesie damit noch lange nicht als unmöglich oder verwerflich bewiesen. Ja bei Stoffen, bei denen es sich im allerrealsten und nicht hyperbolischen Verstande um das Schicksal ganzer Welten und ihrer Bewohner handelt, dürfte es denn doch noch ganz ernstlich fraglich sein, *welche* Behandlung, ob die ernste oder die humoristische, mehr am Orte und die in erster Linie berechtigte sei.

Neue erzählende Literatur.

1. Eine Frage. Idyll zu einem Gemälde seines Freundes Alma Tadema erzählt von Georg Ebers. Stuttgart, Hallberger. 1881. 8. 3 M. 50 Pf.
2. Vater und Sohn. Novelle von Fanny Lewald. Stuttgart, Hallberger. 1881. 8. 5 M.
3. Schattentanz. Von Alfred Meißner. Zwei Bände. Zürich, Schmidt. 1881. 8. 8 M.
4. Auf Irrwegen. Roman von E. Bely. Drei Bände. Herzberg a. H., Simon. 1881. 8. 12 M.

Wenn wir unter den erzählenden Schriften, die unserer Beurtheilung vorliegen, dem Idyll von Georg Ebers „Eine Frage" (Nr. 1) den Vorrang lassen, so geschieht es deshalb, weil das Interesse der Leser gewiß sich ihm zuerst zuwenden wird. Der Verfasser jener fünf Romane, die das Leben des alten Aegypten von der Zeit der Pharaonen bis zu den christlichen Märtyrern schildern, besitzt jedenfalls das Verdienst, ein bisher kaum beachtetes Stoffgebiet zum Lieblingsthema der Leserwelt erhoben zu haben. Wie weit man in der Anerkennung seiner künstlerischen Vorzüge gehen kann, ist oft Gegenstand des Streits gewesen; die Thatsache seiner ungewöhnlichen buchhändlerischen Erfolge ist unbestreitbar. Nach unserer Meinung sind die Grenzen des Ebers'schen Talents, sowol was die Erfindung als auch was seine poetische Weltanschauung betrifft, leicht zu erkennen. Leider fehlt es an der Kühnheit und Selbständigkeit, die das Genie von dem gefälligen Talent unterscheiden. Der Dichter hat immer nur ein beschränktes sittliches Ideal vor Augen; er durchdringt nicht die Abgründe des Lebens, um auf diesem Wege sich seiner poetischen Freiheit bewußt zu werden und zur Harmonie zu gelangen, sondern er entlehnt der Realität nur gerade so viel, als er für seine optimistische Auffassung der Welt gebrauchen kann, und unterschlägt alle herbern Momente, auch wenn sie sich aus den Situationen nothwendig ergeben. Das Fehlen dieser letzten Wahrheit erweist sich aber nur für den kleinsten Theil der Leser als Störung, die Mehrzahl beruft sich mit Vorliebe nur auf die Vorzüge ihres Lieblingserzählers. Daß es deren viele und beachtenswerthe gibt, kann nur der Uebelwollende verkennen. Ebers besitzt die echte epische Ruhe und Behaglichkeit, die Geduld, nicht von einem zum andern zu springen, sondern das Folgende aus dem Vorausgegangenen langsam herauswachsen zu lassen; er weiß die Form angenehm zu glätten und seiner Prosa einen mehr fühlbaren als nachweisbaren Rhythmus zu verleihen, sodaß man seine Beliebtheit wohl begreift.

Ueber die Entstehung und den Charakter seiner neuesten Erzählung gibt schon der Titel Aufschluß. Sie ist aus der Anschauung eines Bildes von Alma Tadema entstanden, das auf der internationalen Kunstausstellung in München im Jahre 1879 so großes Aufsehen erregte und nun dem Buche in einem hübschen Stiche beigegeben ist. In dem Vorwort läßt sich der Dichter also vernehmen:

Im Kunstpalast am grünen Isarstrand
Hab' ich gar lang vor einem Bild gesessen;
Es hielt mich wie mit Zauberkraft gebannt,
Und als ich heimzog, konnt' ich's nicht vergessen.

Ein Jahr verging, der Winter kam herbei,
Nur selten sahen wir die Sonne scheinen,
Da faßt' ich mir ein Herz und rief: „Es sei!"
Und nach dem Süden zog ich mit den Meinen.

Wie Wandervögel bauten wir ein Nest
An einem Palmenufer lichtumflossen;
Dort blühte uns das Dasein wie ein Fest,
Und herzensdankbar haben wir's genossen.

Oft konnt' ich dort zum Meere purpurblau
Mit neuer Lust den Blick herniedersenken,
Und tausendmal mußt' ich bei solcher Schau
An Alma Tadema's Gemälde denken.

Einst kam ein Tag, froh wie ein Brautgesicht,
Ganz voll von Duft und Licht und guten Stunden,
Und da — es flog mir zu, ich sucht' es nicht,
Hab' ich das Wort zum Bild des Freunds gefunden.

Das Bild stellt mit der unerreichten Feinheit des Meisters eine Scene zwischen zwei jungen Leuten verschiedenen Geschlechts dar. Auf einer Steinbank, über die man von der Unendlichkeit des Meers einen schmalen Streifen sich hinziehen sieht, erblickt man das Mädchen sitzend, die rechte Hand ruht leicht auf der Rückwand, die linke stützt sich auf das Knie und trägt das schlanke Köpfchen mit dem von halb ängstlicher, halb freudiger Erwartung erfülltem Gesicht. Neben ihr liegt ausgestreckt auf der Bank der Jüngling, der mit fragender Miene zu seiner Nachbarin aufschaut. Was den Inhalt dieser Frage bilden könne, sagt die Situation selbst: eine tiefe reine Liebe, die sich so reich an Duft und Farbe zu entwickeln anschickt wie der Rosenstrauch zur Rechten des still beglückten Paars, will sich das längst Gewußte endlich gestehen.

Des Dichters Aufgabe bestand nun darin, zu dieser Situation eine Fabel zu erfinnen und sich aus dem Vergangenen und Zukünftigen ein Ganzes zu bilden, das die Erfindung des Malers organisch in sich aufgenommen hat. Ebers führt uns nach Syrakus in das Haus des von Siechthum heimgesuchten Lysander, der mit seinem Bruder Protarch ein prächtiges Landgut verwaltet. Jenem erblüht eine Tochter, Xanthe, diesem ein Sohn, Phaon, und wie die Kinderspiele das junge Pärchen zusammengeführt hatten, so dachte man sich auch die Erwachsenen als Bräutigam und Braut. Doch Lysander's greise Haushälterin ist diesem Bunde nicht günstig, sie zieht Xanthe's ältern Vetter Leonax in Messene vor und weiß Phaon zu verdächtigen, indem sie erzählt, daß er die Nächte in der Gesellschaft von Flötenspielerinnen zubringe und einen großen Theil des Tags verschlafe. Xanthe aber braucht einen Gatten, der zugleich eine Stütze ihres kranken Vaters sein könne, und so schmerzlich es ihr ist, sucht sie sich von der Erinnerung an den Jugendgespielen loszureißen:

Tausend gemeinsame Freuden und Leiden hatten sie mit ihm verbunden, und am fernsten Horizont ihrer Erinnerungen lag ein Ereigniß, das ihrer Neigung für ihn eine andere Richtung gegeben. Seine Mutter und die ihre waren am gleichen Tage gestorben, und seitdem hatte sie gemeint, über ihn wachen und für ihn sorgen zu sollen, zuerst wol nur wie für eine große lebendige Puppe, dann aber in ernsterer Weise. Und jetzt hinterging er sie und richtete sich zu Grunde! Und doch war Phaon so ganz anders geartet als die wilden Burschen von Syrakus. Er hatte von Kind auf zu jenen gehört, die handeln, ohne Worte zu machen. Wie ein Träumer ging er gern auf einsamen Wegen und senkte dabei den Blick seiner großen dunkeln Augen. Ungefragt redete er selten. Niemals rühmte er sich, dies oder das vollbringen zu können oder Wohlgelungenes geleistet zu haben. Ungesprächig zeigte er sich bei der Arbeit und selbst beim fröhlichen Spiele. Langsam ging er ans Werk, aber was er angriff, das wußte er gut zu Ende zu führen. Man sah ihn gern auf der Ringbahn und auf dem Tanzplatz, denn die Jünglinge achteten seine Kraft, die maßvolle Anmuth seiner Gewandtheit und die furchtlos gelassene Art, mit der er Zänker und Prahler zur Ruhe zu bringen verstand; die Mädchen aber blickten dem schönen Träumer gern in die tiefen Augen und bewunderten ihn, wenn er sich auch beim wildesten Reigen leidenschaftslos und streng nach dem Takte des Tambourins und der Doppelflöte anmuthsvoll auf- und niederbewegte. Freilich schalt manche, die er zu beachten vergessen, sein mundfaules Wesen, und auch Xanthe hatte es oftmals schwer empfunden, wenn seine Zunge kein einziges Wort für die inhaltreichen Geschichten fand, welche ihr seine Augen erzählten. Ja, diese verstanden zu reden! Und wenn sein tiefer inniger Blick sich, ohne zu flackern, aber so glühend und mächtig wie ein Lavastrom, der auf seiner stillen lautlosen Wanderung jedes Hinderniß umwirft, zu ihr herniedersenkte und den ihren traf, dann glaubte sie, er schwiege nicht aus Armuth des Geistes und Herzens, sondern weil die Gefühle, die ihn bewegten, so reich und mächtig wären, daß sie kein sterblicher Mund in Worte zu kleiden vermöge.

Doch hat der Autor das Hinderniß, welches die Liebenden voneinander trennt, so leicht aufgebaut, daß es bei der ersten leisen Berührung zusammenfällt. Als Xanthe eines Tags zum Meere hinabgeht, um zur Ausschmückung des Hauses Rosen abzuschneiden, findet sie Phaon auf der Bank schlafend, und als sie dem Erwachenden Vorwürfe macht über sein wüstes Leben, stellt es sich heraus, daß Phaon die Nächte nicht nutzlos durchschwelgt, sondern in dem Olivenhain von Xanthe's krankem Vater zugebracht habe, um das diebische Gesindel daraus zu vertreiben. Daß nach dieser Aufklärung die mühsam eingedämmte Empfindung wieder überflutet und den beiden Herzen zu ihrem Rechte verhilft, ist selbstverständlich. Man sieht, Ebers hat nicht sehr tief gegriffen in das Geheimniß jugendlichen Seelenlebens. Das Liebespaar ist vom Maler hübsch und anmuthig, aber in durchaus conventioneller Manier vom Dichter nachgezeichnet worden. Als charakteristischen Gestalten geben wir den übrigen Figuren der Novelle, dem kranken Lysander und seiner keifenden Haushälterin Semestre, unbedingt den Vorzug. Die Scenen, wie letztere die jungen Mägde für schwerhörig hält, weil sie selbst von ihren Ohren im Stiche gelassen wird, wie sie dem Gaukler und seinen Zuschauern zum Gegenstand harmlosen Spottes dient, vor allem aber die Darstellung, wie sie mit ihren Heirathsplänen aus dem Felde geschlagen wird und das für Aphrodite bestimmte Opfer, ein schmuckes Ferkel, dem Feinde in die Hände fällt, sind von liebenswürdigem, zartem Humor. Fast scheint es, als ob hier und da dem modernen Empfinden zu große Zugeständnisse gemacht worden wären; doch ist im ganzen die culturhistorische Treue gewahrt, wie es von zwei so großen Kennern des Alterthums wie Tadema, dem Erfinder, und Ebers, dem dichterischen Anempfinder des Sujets, nicht anders zu erwarten war.

Denselben Einwand, daß der auf einem bloßen Misverständniß beruhende Conflict für die Anlage der Handlung zu geringfügig sei, möchten wir auch bei der Würdigung der Novelle „Vater und Sohn" von Fanny Lewald (Nr. 2) erheben, so wenig willkommen uns auch die Nothwendigkeit ist, gerade in der Zeit, in welcher der Antritt des siebzigsten Lebensjahres der Dichterin von fern und nah mit den Kundgebungen aufrichtigster Sympathie begrüßt worden, Ausstellungen an einem ihrer Werke machen zu müssen. Was Fanny Lewald für unsere zeitgenössische Literatur bedeutet, ergibt sich erst, wenn man die ganze Summe ihres Talents und Fleißes zieht. Die gediegene sorgfältige Art ihrer Erzählung, der Ernst, mit welchem sie sich ihren psychologischen Studien hingibt, die humane milde Anschauung, die überall hervorleuchtet, sind nicht so häufige Vorzüge in unserer Romanliteratur, als daß sie nur eine flüchtige Erwähnung verdienen sollten. Sie helfen sogar über die unzweifelhaft trockenen Stellen, über die von Affectation nicht freizusprechende Würde und Humorlosigkeit ihrer Muse hinweg und hinterlassen den Eindruck einer durchaus wohlthuenden Künstlernatur, die eine zahlreiche und gewählte Leserschar geistig befruchtet hat. Wenn wir in „Vater und Sohn" nicht alle ihre Vorzüge beisammen finden, so darf uns das gegen die Schriftstellerin als solche nicht ungerecht machen. In einem arbeitsamen langen Leben gibt es, so stark auch das schöpferische Talent sein mag, Momente, in denen sich der Genius nur gezwungen einstellt. Es ist dann, als ob sich die Begabung ausruhe und zu neuen Thaten sammle. Diesen Eindruck haben wir auch von der Novelle „Vater und Sohn" erhalten, die uns, wenn auch nicht mislungen, so doch mit halbem Talent geschrieben zu sein scheint.

Was uns namentlich an dem Buche gestört hat, ist das Ueberwiegen und Sichvordrängen der Reflexion, mit der Fanny Lewald sonst so geschickt seelische Conflicte zu erfassen weiß, die uns aber in diesem Falle gar nicht am Platze zu sein scheint. Das Sujet, wie es sich der Dichterin darbot, ist ganz auf Heiterkeit und graziöse Leichtigkeit der Darstellung angelegt. Wenn Vater und Sohn sich zu gleicher Zeit verheirathen wollen und es bildet sich in dem Moment, als beide an demselben Mädchen Gefallen finden, kein Conflict, sondern ein sofortiges Arrangement der Herzen, so ist es ganz unmöglich, das Thema mit dem heiligen Ernst anzufassen, der Fanny Lewald nie verläßt.

Nun sind wir weit entfernt, von ihrem reinen Empfinden, ihrem sittlichen Feingefühl frivolisirende Kunststücke im Sinne von Kotzebue's „Beiden Klingsberg" oder Dumas' „Père prodigue" verlangen oder erwarten zu wollen. Aber daß die ganze Situation, in die wir eingeführt werden, eine humoristische Behandlung fordert, daß sie nicht schwer, sondern leicht zu nehmen ist, daß das Tempo der Erzählung nicht Adagio, sondern Allegro sein muß, liegt auf der Hand.

Daß sich die Verfasserin in der Tonart vergriffen hat, zeigt auch der Schluß. Es war hier, wenn der Vater sich aus dem Hause des Präsidenten die Erzieherin und der Sohn sich die Tochter zur Frau holt, mit der Dignität nichts mehr anzufangen; da also Fanny Lewald die reizenden Amoretten um die beiden glücklichen Paare nicht flattern lassen konnte, mußte sie kurz abbrechen und der Phantasie der Leser das Weitere überlassen. Der Geheimrath Mannstein, der sich von klein auf zu einem vermögenden und angesehenen Manne emporgearbeitet hat, wünscht nach dem Tode seiner Frau, daß sich sein Sohn Willibald verheirathe, damit wieder ein weibliches Wesen in dem Hause schalte. Er wünscht also nicht nur eine Frau für seinen Sohn, sondern auch eine Schwiegertochter für sich. An das Zunächstliegende, daß er seine Sehnsucht nach dem Weiblichen ja durch einen eigenen neuen Ehebund befriedigen könne, denkt er nicht. Er will den Sohn besorgt und aufgehoben wissen und weist ihn immer wieder auf des Präsidenten Tochter Viola hin. Aber Willibald findet an deren Gesellschafterin Elise Wald, einer Schönheit in reifern Jahren, mehr Geschmack, ohne doch den Muth zu besitzen, sich offen zu erklären. Da sie sich zu keiner müßigen Tändelei hergeben will, freut sich Elise, aus Willibald's Worten herauszufühlen, daß dieser sich für Viola, des Präsidenten Tochter, interessire. Doch klärt sich das Misverständniß bald auf, und nach einigen Unterbrechungen dieser Liebesgeschichte durch geschäftliche Sorgen sucht der Geheimrath seinem unentschlossenen Sohne, der zwischen zwei Feuern steht, zu Hülfe zu kommen. Als er erfährt, daß Viola seinen Sohn liebe, ohne zu wissen, ob diese Neigung erwidert werde, heirathet er kurzweg die reifere Frau. Das gute Beispiel veranlaßt dann den Sohn, sich der reizenden Viola zu versichern.

Wie gesagt, der anziehende Stoff ist nach unserm Geschmack von zu vielen Reflexionen umwunden. Selbst die jungen Leute in dieser Novelle sind gedankenschwer, als ob das Weltall auf ihnen ruhte und sie nicht die ganze lachende Zukunft vor sich hätten. Sucht sich die Verfasserin einmal selbst zu corrigiren, wie in der Person des lebenslustigen, reiseerfahrenen Bankierssohns Victor, so merkt man ihr die Anstrengung, heiter zu sein, augenscheinlich an. Daß es im übrigen an sinnigen Erwägungen an der richtigen Stelle, an feinen Empfindungen nicht fehlt, versteht sich bei einer Schriftstellerin von dem Range Fanny Lewald's von selbst. Die Figur Viola's, deren rumänisches Blut sich in ihrem Temperament, ihrem Vergnügen an Festlichkeiten verräth, und die sich am wohlsten fühlt, wenn sie Tarantella tanzt, ist mit dichterischer Kraft geschildert. Wie wahr ist ihre Liebe zu Willibald in den ersten verstohlenen Flammen, wie tiefergreifend ihre Enttäuschung, der Schmerz über das Unbegreifliche, daß er sie nicht lieben sollte, dargestellt. Wir brauchen nur die folgende Scene herzusetzen, um das große Talent Fanny Lewald's erkennen zu lassen:

Endlich, als sie sich wieder einmal bis gegen die Mitternacht hin mit ihren Gedanken herumgeschlagen hatte, fing sie an, es sich zur Abwechselung bitter vorzuwerfen, daß sie in kindischem Mismuth dem Geliebten die Möglichkeit entzogen habe, ihr zu nahen; denn es war ihr eine Wollust sich schuldig zu nennen, um ihn freisprechen und beklagen zu können. Die brennende Unruhe litt sie nicht auf ihrem Lager. Sie stand auf, warf ein Nachtkleid über, sie mußte etwas thun, etwas vornehmen. Sie wäre gern hinausgegangen in den Garten, wären die Thüren nicht geschlossen gewesen. Und weil sie nichts anderes wußte, beschloß sie zu schreiben. Aber als sie an den Schreibtisch ging, wußte sie nicht, wem sie schreiben sollte oder wollte. Dem Geliebten? Ganz unmöglich! Sie konnte ihm doch nicht unaufgefordert ihre Liebe bekennen; aber sie beneidete die Männer, die das thun durften. Sie ging an das Fenster und öffnete es. Die Nacht war sehr warm, die Sterne funkelten. Ganz leise zog die Luft durch die Wipfel der Bäume; von fern tönte das Rauschen des Wehrs herüber, und die Heuschrecken belebten mit ihrem klingenden Zirpen die tiefe Stille. Hier und da ließ ein aufgeschrecktes Käuzchen seinen Ruf vernehmen, und von dem Lichtstrahl in ihrem Zimmer geblendet, huschte eine Fledermaus dicht an ihr vorüber. Sie trat ängstlich zurück, es war ihr nicht geheuer, so allein zu sein. Sie schloß das Fenster. Aber nicht die Nacht war ihr unheimlich, es war ihr unheimlich, daß sie so traurig in derselben wachte. Wie sie sich umwendete, fiel ihr Blick in ihren Spiegel, den die von ihr angezündete Lampe klar erhellte. Draußen schlug vom Amthause die dumpfe Thurmuhr die vier Viertel der Mitternachtsstunde. Als Kind hatte Viola in einem Märchenbuche einmal die Geschichte eines Mädchens gelesen, das in der Geisterstunde vor dem Spiegel dreimal den Namen ihres Geliebten laut gerufen habe, um ihn heraufzubeschwören. Wie es dann den Namen zum dritten mal ausgesprochen, war ihm aber nicht der Geliebte, sondern der Tod mit Stundenglas und Hippe in dem Spiegel erschienen, ihm die eigene nahe Todesstunde und sich als den Bräutigam zu verkünden. — Es überlief sie eiskalt, wenn sie nur daran dachte, und doch konnte sie es nicht lassen. Ehe der Hammer der Uhr die letzten der zwölf Schläge aushob, trat sie vor den Spiegel hin, mit bebenden Lippen den Namen des Geliebten leise rufend. Aber nicht Willibald, nicht der Tod schauten sie aus dem Glase an. Nur ihr herrliches Bild strahlte ihr entgegen. Sie sah das feine Oval, die edle Bildung ihres Antlitzes, die prachtvollen Schultern, die Brust, über welche die dunkeln, aufgelösten Flechten üppig niederflossen bis zu ihren Hüften, und wie sie die vollen Arme emporhob, um mit schlanken Händen das Haar zusammenzunesteln, entzückte ihre eigene Schönheit sie. „Er müßte ja keine Augen haben, wenn er mich nicht liebte", rief sie und schloß, in heißer Scham erglühend, ihre eigenen Augen vor sich selber. Sie ließ sich in den Lehnstuhl fallen, der vor dem kleinen Schreibtisch stand, und weinte vor Glück, vor Scham, vor Schmerz, vor Sehnsucht? Sie wußte es selber nicht.

An solche Feinheiten der Schilderung wird man sich halten müssen, um auch in „Vater und Sohn" die Begabung der Dichterin, der im übrigen der leichte heitere Stoff wider den Strich zu gehen scheint, bewundern zu können.

Alfred Meißner's „Schattentanz" (Nr. 3) ist eine Art Memoirenbuch, mit dem der Autor, wie der Aehrenleser dem Schnitter, seiner eigenen Production folgt und die Einzelheiten gefällig zusammenfügt, die sich zu einem größern Ganzen nicht haben aneinanderschließen wollen. Man hüte sich jedoch, bei diesen Mittheilungen an einen bloßen Abfall zu denken, der auf keinen selbständigen Werth Anspruch habe. Sie erhalten schon dadurch ihre eigenartige Bedeutung, daß sie mit einer so gesegneten und erfreulichen Dichterlaufbahn wie derjenigen Alfred Meißner's im Zusammenhange stehen und dieselbe begleiten und erläutern. Gehört doch der Verfasser des „Ziska" und des „Schwarzgelb" zu den begabtesten und wirkungsvollsten unter den deutsch-österreichischen Poeten, denen Nikolaus Lenau und Anastasius Grün in den dreißiger und vierziger Jahren die Wege ebneten. Sehen wir uns nun seinen „Schattentanz" an, so haben wir viel mehr als der Titel verheißt, nämlich durchaus keine verschwommenen nebelhaften Gebilde, sondern überall klare und lebensvolle Gestaltungen. So sehr auch die Tonart wechselt, auf welche diese Gaben gestimmt sind, so groß auch der Wechsel des Stoffs ist, mit dem wir uns beschäftigen: die Einheit liegt in der Individualität Meißner's, ihrer verfeinerten Empfindungsweise, ihrem idealen Aufschwung, ihrer gesunden Tüchtigkeit. Sie gibt nichts Erdichtetes, sondern erlebte Wahrheit, sei es in der Form von Wanderstudien und Novellen, sei es in der Form von Begegnungen und Gesprächen. Der erste Band enthält in den beiden Abschnitten: „Bilder aus dem Italien von ehedem" und „Aus dem neuen Italien", viel Gedankenreiches und Beherzigenswerthes. Meißner's Beiträge zur Geschichte des italienischen Komödiantentreibens, des Vagabundenthums auf der Bühne z. B. sind höchst belehrend und anregend und trotz des brennenden Colorits durchaus sachgemäß gehalten. Bei den landschaftlichen Schilderungen aus Rom, Capri, Sorrent und Amalfi liebt es der Dichter, ähnlich wie Spielhagen, das Naturbild mit einem novellistischen Motiv in Verbindung zu bringen, sodaß das menschliche Schicksal in dem Weben und Walten der Natur sein Spiegelbild findet.

Noch bedeutender als der erste ist der zweite Band der Sammlung mit der Novelle „Toni", den „Kleinen Episoden" und der „Letzten Erinnerung an Heinrich Heine". Die Novelle erzählt die Geschichte einer jener „vorfrüh zum Leben Erwachten, die welken und hingehen, noch ehe ihre Sonne im Mittag steht, einer jener Blumen, die allzu früh im März ihren Kelch aufschlagen: die Farben sind von größter Frische, aber ihr Bau zu zart, um die nachkommenden Stürme und Fröste zu bestehen". Zwischen Armin, dem Helden der Erzählung, und Toni schlingt sich insofern ein tragisches Band, als alles, was von jenem ausgeht, dieser zum Unheil gereicht, mag die Absicht auch die edelste und reinste gewesen sein. So empfangen wir den Eindruck eines erbarmungslosen Verhängnisses, dessen Opfer uns eine tiefe Rührung abgewinnt. Schon als Kind hat Armin durch unschuldiges Spielen mit einem Juwel Toni's Vater in den Verdacht des Diebstahls gebracht; später tritt er im Auftrage seiner Tante als Gläubiger vor das arme Mädchen und dessen Mutter hin, immer mit der Absicht, zu lindern und gut zu machen, um so mehr, als ihn Toni mit ihrem naiven Zauber gefangen genommen hat. Aber je besser er es meint, desto übler schlägt es aus, bis schließlich Toni's Bruder, ein verwahrloster Mensch, der glaubt, Armin sei seiner Schwester untreu geworden, diesen überfällt und dann auf der Flucht umkommt. Toni's Auflösung erfolgt allmählich, aber mit unerbittlicher Nothwendigkeit. Wir fragen nicht mehr, ob dieses Schicksal verdient oder nicht verdient sei, sondern bleiben nur erschüttert stehen vor der unbegreiflichen Fügung, die sich an dem Untergange holder Schönheit zu weiden scheint. Auch in dieser Novelle bricht ein subjectives Element durch. Das merkt man an dem schnellen Puls der Handlung, dem Abspringenden und Nervösen der Erzählung.

Wir brauchen nicht auf jedes einzelne Stück einzugehen, um das Buch zu charakterisiren. Will man sehen, wie weit Meißner im Humoristischen und Ergötzlichen gehen kann, so lese man den „Unabweisbaren Landsmann" im ersten und den „Tisch der Malcontenten" im zweiten Bande. Im letztern mußte uns die Studie „Letzte Erinnerung an Heinrich Heine" besonders interessiren, weil sie uns zu der Leidensgestalt des pariser Aristophanes in der Rue d'Amsterdam führt. Die „Matratzengruft" mit allen ihren Schrecken thut sich hier noch einmal auf, nachdem Meißner bereits in den „Erinnerungen an Heinrich Heine" gleich nach dem Heimgange des Dichters ein Bild von ihm entworfen hatte. Diese Mittheilungen sind von einem schönen Gefühl für Pietät eingegeben, und es zeugt von seinem Geschmack, daß ihr Spender, obwol er so viel Trauriges zu erzählen hat, doch nirgends weinerlich wird. Meißner weiß zur Geschichte von Heine's Ehe manches schätzbare Material beizubringen und auch sonst neue Betrachtungen anzustellen. Hören wir z. B. folgende, die sich an die Annahme eines Jahrgeldes von der französischen Regierung knüpft:

Die Annahme dieses Jahrgeldes ist Heine sehr verübelt und zu einem Art halben Landesverraths gestempelt worden; ich glaube aber nicht, daß sie die schlimme Auslegung verdient, die sie damals unmittelbar nach ihrem Bekanntwerden — durch eine Publication in der „Revue retrospective" — gefunden und größtentheils noch jetzt findet. Man muß die Dinge aus ihrer Zeit heraus betrachten. Heutzutage käme die Annahme französischen Goldes von seiten eines deutschen Schriftstellers einer Infamie gleich; damals aber hatte der exclusiv nationale Standpunkt seine Geltung verloren. Das Frankreich von damals gerirte sich als der Ausdruck der liberalen Ideen in Europa; es war aber auch eine friedfertige Epoche herangekommen, und niemand glaubte mehr an die ernstliche Aufnahme alter nationaler Zwiste. Diese Gelder aus dem Ministerium des Aeußern waren, wie Heine sich ausdrückte, „das große Almosen, welches das französische Volk vielen Tausenden von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in der Heimat compromittirt hatten". Nicht Ludwig Philipp, das Frankreich der Julirevolution

zahlte diese Summen aus. Auf der Pensionsliste der französischen Regierung standen Exulanten aus allen Ländern, Schriftsteller wie Mickiewicz, Exminister wie Godoy, Generale, Gelehrte, Notobilitäten aller Art. Mit dieser Pension hatte Heine keine Verpflichtungen irgendwelcher Art übernommen, wie denn auch nie der geringste Dienst von ihm begehrt worden ist. Und anstatt daß er ein Schmeichler geworden wäre, machte er in seinen Correspondenzen für die „Allgemeine Zeitung" kein Hehl daraus, daß die Julimonarchie nur das Wenigste von dem gehalten hat, was sie versprochen. Wir dürfen es bedauern, daß ein in den wichtigsten Menschheitsfragen so unabhängig denkender Mensch den Stolz, den er den deutschen Regierungen gegenüber bewahrt hatte, nicht auch gegen die französische Regierung kehrte. Aber die ihn wegen der Annahme dieser Unterstützung tadeln, sollten zuvor nachweisen, wie er ohne diese bei seiner Art zu produciren und bei deutschen damals üblichen Honoraren überhaupt in Paris hätte existiren sollen? Die Stoiker haben leicht reden; allerdings muß man eingestehen, daß Heine zum sich selbst aufopfernden Märtyrer gar keine Anlage hatte.

Die Verschlimmerung, die um die Zeit der Februarrevolution in dem Befinden Heine's eintrat und so schnelle Fortschritte machte, daß sie dem Dichter eigentlich nur noch einzelne Trümmer des Körpers übrigließ, wird anschaulich und ergreifend, aber, wie gesagt, ohne überflüssigen Thränenaufwand geschildert. Es fehlt sogar nicht an reizenden heitern Episoden, unter denen wir den Besuch August Lewald's, des Redacteurs der „Europa" in Stuttgart, bei Heine erwähnen. Lewald, der um die dreißiger Jahre ein beliebter Erzähler war, zeichnete sich durch gastronomische Gelüste aus und war daneben bereits auf dem Wege, zum Katholicismus überzutreten. Der Spaß liegt nun darin, daß Lewald in demselben Augenblick, in dem er die Anwesenden Ungläubige schilt und von seiner Wallfahrt zur Gnadenmutter erzählt, die jungen Leute bedauert, die zu 3 Frs. oder zu 2 Frs. 50 C. im Palais-Royal speisen können, während er als armer alter Mann nur das Feinste verdauen könne und daher die theuersten Restaurants aufsuchen müsse. Heine wurde nach dem Fortgange Lewald's sehr ernst und sagte zu Meißner:

Ach, wozu machen uns die Jahre: August Lewald war wirklich einmal ein gescheiter und talentvoller Mann — wie hätte ich ihm sonst eins meiner Bücher gewidmet? Er hat gar frappante Novellen geschrieben und einen Roman „Gabsalünah" — es ist eine wüste Geschichte, aber um den Anfang des Buchs habe ich ihn immer beneidet — zwar gleich nach den ersten Seiten schon hätte ich alles anders geführt. Jetzt — nein, er ist kein Heuchler: er macht sich das alles selbst weis. Man sagt jetzt: „Der Mensch ist, was er ißt." Das ist sehr wahr, wenn auch in anderm Sinne als dem der Materialisten. Beim kräftigen Roastbeef, das die Engländer und die Norddeutschen verzehren, entwickeln sich Energie und praktischer Sinn. Dagegen ist Mehlspeisekost sehr ungesund: Lewald war zu viel bei katholischen Prälatentafeln eingeladen, die Kost hat seine ganze Gedankenwelt umgewandelt. O Gott! Schütze meinen armen Kopf vor solchem Verkommen! Lasse mich nur kein alter Betbruder und Heulmeier werden! Erhalte mich bei Klarheit und Verstand! Von meiner Küche habe ich allerdings nichts zu besorgen....

Ueber die Heldin jener Gedichte, welche in der Gesammtausgabe der Heine'schen Werke ganz am Schlusse stehen, und die Empfängerin der kleinen „An die Mouche" überschriebenen Briefe bringt Meißner höchst interessante Auslassungen. Er lernte sie bei einer Fahrt von Havre nach Paris im Eisenbahncoupé kennen und gehörte seitdem bei seinen wiederholten Besuchen Seinebabels zu ihrem Umgange, ohne jemals ihren Namen zu erfahren. Erst der Tod Heine's brachte die Aufklärung, daß dies Mouche sei, die so viele Stunden am Krankenbette des unglücklichen Dichters gewacht habe. Meißner sagt: „Wir haben sie beide geliebt, Heine und ich. Aber wie anders jeder: ich in den sonnigen Tagen des Glücks mit Gelächter und Leichtsinn; er in Leid, Gram und Verzweiflung." Was hier mitgetheilt wird, findet seine Ergänzung in den Erinnerungen der Frau Maria Emden, in denen die Geschichte der merkwürdigen Frau, einer Deutschen, die von ihrem Manne, einem Franzosen, in England verlassen und ins Irrenhaus geschickt wurde, des Nähern erzählt wird.

Meißner's Erinnerungen haben den Vorzug, daß ihnen trotz aller Anekdoten nichts Kleinliches anhaftet: sie gehen von der Vorstellung des genialen Dichters aus und kehren wieder zu ihr zurück. Wie Siegesfanfaren hören sich die letzten Worte an:

Die Zeit, die so viele Namen auslöscht, hat den Heinrich Heine's mehr und mehr emporgehoben und hebt ihn auch noch höher empor. Sinn und Charakter und Größe des todten Dichters werden heute tausendmal besser gewürdigt, als da er noch unter den Lebenden war, der Todte ist tausendmal berühmter, als der Lebendige je gewesen. Seine ehrlichen und einfältigen Gegner von der traurigen Gestalt sind dahingegangen, dagegen sind jetzt Tausende da, welche die Briefe und die Schönheit seiner Werke fassen. Seine Lieder, sie erklingen heute noch öfter als bei seinen Lebzeiten. Geflügelte Worte von ihm sind in aller Munde. Auch das Schwert seines Witzes ist nicht eingerostet, dies gefürchtete Schwert schreckt heute noch die Feinde. Wie er war, er wirkte im großen und ganzen für die höchsten Zwecke der Menschheit, und wenn manche seiner Geschosse fehl gingen, andere trafen gut und befreiten die Zeit, in der er wirkte, von manchem Vorurtheil und mancher bösen Chimäre. Noch die spätesten Geschlechter werden ihre Freude haben an dem Fechter, der sogar auf dem Sterbebett hingestreckt ungebrochenen Muthes blieb und jetzt, von allem Erdenleid befreit, am Ufer des Acheron wandelt bei Aristophanes und Lucian, bei Voltaire und Sterne, seinen großen unsterblichen Geistesverwandten.

Der Roman „Auf Irrwegen" von E. Vely (Nr. 4) zeigt das angenehme Erzählertalent der Verfasserin in einer belebten und bunten Handlung, die sich im Salon wie in der Mansarde gefällig abspielt, wenn wir auch im ganzen eine originelle und nachhaltig fesselnde Erfindung vermissen. Sich an das Bedürfniß einer bessern Unterhaltung wendend, die auf geistige Anregung nicht verzichten will, läßt der Roman das Charakteristische und Lebenswahre doch vor dem Stofflichen zurücktreten. Unter den „Irrwegen", auf die wir geführt werden, interessirte uns am meisten das Leben des Professors Roland, der nach dem Tode seiner ersten Frau eine Prinzessin heirathet, ohne ihr bei den Anforderungen, welche sein Beruf und das Leben in einer großen Stadt an ihn stellen, das sein zu können, was die junge Frau nach dem Aufgeben des Ehrgeizes und politischer Ziele

von ihrem Manne erwartet hat. Als sich die beiden in der Einsamkeit der Natur wieder zu finden hoffen, stellt es sich heraus, daß sie sich seelisch fremd geworden sind, und der Tod, der die Prinzessin in der See bei Miramare ereilt, löst das Band. Der elegische Grundton klingt auch in den Episoden wieder. Der Roman verdient ein Lob in Bausch und Bogen, ladet aber nicht zur Betrachtung des Einzelnen ein.

Eugen Zabel.

Zur Naturreligion.

Die heilige Sage der Polynesier. Kosmogonie und Theogonie. Von Adolf Bastian. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 6 M.

Unser rastlos thätiger Völkerforscher Adolf Bastian spendete uns bereits, wenige Monate nach der Heimkehr von seiner weiten, im Auftrag der preußischen Regierung und im Interesse der ethnologischen Abtheilung des berliner Museums unternommenen Ausfahrt nach Asien und zu der Inselwelt der Südsee dieses interessante Stück der literarischen Ausbeute seiner Reise.

Gerade die Inselstämme der Südsee, soweit sie der polynesischen Varietät malaiischer Rasse angehören, sind im Lauf der letzten hundert Jahre — eben seitdem wir Europäer in nähere Berührung mit ihnen getreten — sehr gemindert an Kopfzahl; die Ueberlebenden aber nehmen von Jahr zu Jahr hastiger die Sitten und Bräuche der Fremden in demselben Maße an, als sie dem Ideenkreis ihrer Altvordern sich entfremden. Auf diesem Forschungsfelde muß man also ganz besonders die feurige Energie eines Bastian begrüßen, die mit wahrer Leidenschaft darauf aus ist, die Wesenszüge der Naturvölker noch rasch zu sammeln, ehe es bei dem unaufhaltsamen Vordringen des zur Weltcultur sich erhebenden Europäerthums hierzu zu spät wird.

Der Verfasser hegt eine gewisse Verachtung gegen die zusammenfassende Verarbeitung des bisher aufgesammelten Stoffs der Völkerkunde. Er hält den letztern für noch zu unvollständig, um solchen Bemühungen genügenden Erfolg zuzutrauen. Hierin freilich wird ihm mit Recht widersprochen werden dürfen; denn welche Wissenschaft sollte die Zumuthung dulden, erst einmal ein paar Jahrhunderte oder auch nur Jahrzehnte lang Rohstoff zu häufen, um spätern Nachkommen dessen Verwerthung anheim zu geben? Und hat nicht Peschel glänzend bewiesen, daß sich schon mit dem gegenwärtigen Kenntnißvorrath, wenn man nur dessen Lücken kritisch erwägt, ein recht achtungswerthes Lehrgebäude der Völkerkunde aufrichten läßt? Fertig mit Stoffsammeln wird keine Wissenschaft vor dem Ende aller Dinge; die Bauarbeit erst nach dem Herbeischaffen des letzten Bausteins gestatten, hieße den Ausbau einer Wissenschaft ins Jenseits, in die Zeit nach dem irdischen Weltuntergang verlegen.

Darin jedoch wird jeder dem Verfasser beistimmen, daß die Sammelarbeit bei Völkern, die nie der Schrift kundig gewesen, am dringlichsten erscheint, weil mit dem Hinsterben des letzten Ueberlebenden, der noch die Erinnerung an die uralten Geistesschöpfungen seines Stammes bewahrt, in dem Falle für alle Ewigkeit die Gelegenheit zunichte wird, in den geistigen Kern der Volksart tiefer einzudringen. Wir sehen voll freudigen Erstaunens die Hieroglyphen- und Keilschrift-Entzifferer den Geist längst entschwundener Jahrtausende am Nil, am Euphrat und Tigris wieder heraufbeschwören; die alte Weisheit Indiens ist uns frisch vor die Seele gerückt durch den erfolgreichen Eifer unserer Sanskritforscher: aber kein Stein, kein Blatt mit alten Schriftzeichen wird je aus dem Boden der polynesischen Inselwelt gefördert werden, aus dem wir das Denken und Trachten dieser braunen Menschen ergründen könnten. Hierzu vermag allein das sorgfältige Hinhören auf die wie in mattem Echo verklingenden Laute ihrer unwiderruflich dahinsterbenden Culturwelt zu verhelfen.

Wie Recht hatte nämlich Peschel, als er uns lehrte, daß nicht blos der Name der „Wilden“ eigentlich nichts sei als ein Wiederauffrischen des hochmüthigen Worts der Alten von den „Barbaren“, sondern daß auch der Ausdruck „Naturvölker“ schief gewählt sei; denn er klinge so, als gäbe es noch Völker im wahren Naturzustand, während alle Völker ohne Ausnahme auf verschiedenen Culturstufen stehen, in uns selbst der „Wilde“ noch dann und wann durchblickt, im Buschmann und Australier, im Vedda und Eskimo aber der Culturmensch durchaus ersichtlich ist.

Man betrachte nur den kunstvollen Bau der Sprachen dieser sogenannten Naturvölker, und man wird dem Neger des innersten Südafrika sowie dem papuanischen Schwarzen australischer Eilande, selbst wenn er noch der alten Vätersitte der Menschenfresserei huldigt, einen gewissen Culturadel allein schon aus jenem Grunde zuerkennen. Damit steht es in unserner Beziehung, wenn uns hier Bastian die noch vor Jahrhunderten gleich den Altfranzosen und Germanen Menschenopfer darbringenden Polynesier als Schöpfer hochpoetischer Schöpfungsmythen vorführt, in denen phantasievolle Züge von Naturphilosophie vorkommen, nicht unebenbürtig altindischer, chaldäischer, altgriechischer oder altnordischer Dichtung.

Namentlich auf Hawaii (der nördlichsten Inselgruppe Polynesiens, die wir ungerechtfertigterweise immer noch nach Cook die Sandwichgruppe nennen) gelang es unserm Forscher, unterstützt von dem regierenden König Kalakaua, eine uralte Theogonie theilweise nach einer in des Königs Besitz befindlichen Niederschrift zu copiren; und trotz der Schwierigkeit, die in der alterthümlichen, den heutigen Hawaiiern selbst nur noch mit Mühe oder gar nicht mehr

verständlichen Sprache begründet ist, gibt er uns im vorliegenden Buch Hauptstücke davon in Uebersetzung.

Wir wollen uns hier begnügen mit einem kurzen Hinblick auf die in engern Rahmen gefaßte neuseeländische Mythe von der Welterschaffung, die Bastian an Ort und Stelle gleichsam aus Mosaiktrümmern zusammenfügte, wie er solche bei einzelnen englischen Mythensammlern in Neuseeland auffand. Von Geschlecht zu Geschlecht haben die streitbaren Maoris (mâoris), wie sich die erst im Mittelalter nach der neuseeländischen Doppelinsel eingewanderten Polynesier bezeichnen, diesen Schöpfungsgesang, die „Geschichte der Söhne des Himmels und der Erde" fortgepflanzt. In unserm Jahrhundert, dessen Ende nur wenige der Epigonen jener polynesischen Spartanernation erleben werden, wurde er niedergeschrieben. In heimischem Wortklang tönt er nun zu uns herüber:

Die Himmel, die über uns sind, und die Erde, die unter uns liegt, sind die Erzeuger der Menschen und der Ursprung aller Dinge. Denn früher lagen die Himmel auf der Erde, und alles war Finsterniß. Nie waren sie getrennt gewesen. Und die Kinder des Himmels und der Erde suchten den Unterschied zwischen Licht und Finsterniß zu entdecken; denn die Menschen waren zahlreich geworden, aber die Finsterniß währte noch fort.

Nacht (Po) ist für alle polynesischen Mythen der geheimnißreiche Uranfang des Alls. Und es erinnert an die Titanensage der Hellenen, wenn nun der Mythus der Maoris die Schilderung des Kampfs kraftbewußter Urmenschen gegen die Götter an die Zeit des chaotischen „Po" anreiht, wo Himmel und Erde noch ungesondert waren. Dabei tritt uns indessen noch kein polytheistischer Olymp entgegen; die Sage kennt vielmehr nur eine Gotteinheit, welche eben nun durch den arglistigen Anschlag der im Schos der ungetheilten Gottheit geborenen Menschen zur Zweiheit zerrissen wird.

Die Urmenschheit, welche den Anschlag erwägt, Himmel und Erde zu trennen, besteht aus sechs (als Halbgötter gedachten) Brüdern. Fünf davon beschließen die That zu wagen, nur einer ist dagegen:

Tane-Mahuta, der Waldgott, erhob sich, um gegen Himmel und Erde zu kämpfen. Seine Arme erwiesen sich als zu schwach, so beugte er sein Haupt nieder, stieß mit den Füßen nach oben und riß sie auseinander. So ward die Nacht vom Tage, der Himmel von der Erde getrennt, und alsbald wurde das Volk sichtbar, das bis dahin in den Höhlungen an ihrer Aeltern Brüsten verborgen gewesen war.

Der lichterfüllte Himmel wird als das männliche Princip, als der Vater gedacht, die Erde als Mutter (gleich Zeus oder Uranos und Gäa); jener heißt Rangi (wie Ra die Sonne, ganz wie im Altägyptischen), diese Papa, denn die Silben Ma und Pa, beziehentlich deren Verdoppelung, bedeuten, dem lallenden Kindermund abgehört, bei den Völkern der Erde zwar sehr gewöhnlich Vater und Mutter, jedoch fast ebenso oft Ma die Mutter und Pa den Vater als umgekehrt.

Reizend mischt sich in die Weiterdichtung das Spiegelbild neuseeländischer Natur. Im Sturmessausen, in Brandungsbrausen lebt dies einzige Polynesiervolk außerhalb des Tropengürtels seine Tage. Der Sturm ist sein Todfeind, der ihm trotz all der vererbten Kunst von Bootbau und Bootführung die Seinen verschlingt. Das ist der Fluch der bösen That! Tane-Mahuta war nämlich mit seinem Plan im Rath der Brüder durchgedrungen; nicht vertilgt zwar hatte er das Aelternpaar, wie der böseste der Brüder wollte, aber auf immer geschieden, „daß der eine (der Himmel) emporsteige und uns ein Fremder werde, der andere (die Erde) unten bleibe und uns eine Mutter sei". Tawhiri-Matea (der Sturm) allein hatte sich dem widersetzt; überstimmt von den andern, beschloß er seinem Vater, dem Himmel, zu folgen, als diesen der wunderstarke Gott des Waldes in die Höhe verstoßen. Nun ist, mit ewigem Groll gegen die bösen auf der Erde verbliebenen Brüder, Tawhiri-Matea im unendlichen freien Raum des Himmels wohnhaft, und für seine Rachsuchtgedanken ertheilt ihm und seinem Geschlecht, den Winden aller Himmelsstriche, der hehre Vater treuen Rath. Keinen treffen diese Rathschläge ärger mit Tod und Verderben als den Gott der Wälder und seine Brut. Im Wirbel fährt die Windsbraut daher und reißt die stolzesten Stämme des Waldes zu Boden, daß Moder und Gewürm sie fresse. Unter die Kinder eines andern Bruders, Tangaroas, wirft der Ansturm Tawhiri-Matea's Zwietracht, daß sie fortan gegenseitig auf ihr Verderben sinnen: die einen flüchten ins bergende Meer, die andern, von ihnen verlassen, bleiben auf dem Lande. Seitdem hört der Streit zwischen Meer und Erdfeste nicht mehr auf; stetig nagt die Woge am felsigen Strand, und wenn da des Waldgotts Söhne, Boote und Netze und Speere, herankommen, die Fische des Meeres zu fangen, dann verschlingt sie der Ocean.

Auffallend ist, daß die bei jener Trennung auf dem Lande verharrenden Geschöpfe verkörpert gedacht werden im „Schrecken", d. h. in der Eidechse, dem dämonischen Thier Polynesiens, welches in diesem so gut wie gänzlich von Säugethieren entblößten Erddrittel allerdings häufiger als jedes andere das Landgethier vertritt. Nur auf Neuseeland, wo Farnkrautfluren einst das Wiesengrün düstergrün ersetzten, war es möglich, daß bei dem Bundesbruch zwischen den Geschöpfen der Fisch im Herantosen der Windsbraut höhnend dem „Schrecken" zuruft: „So gehe denn auf das Land, geh zu den flammenden Farnkrauthaufen!"

Das tapfere Maorivolk hängt sein Herz an den tapfersten der dem Himmel und seinem Sturmsohn trotzenden Brüder, an den heroischen Tu. Gerade er hatte seine Stimme einst für volle Vernichtung der Aeltern, so der Erde wie des Himmels, erhoben — ein polynesischer Prometheus. Jetzt, wo die Brüder alle vor der Sturmesgeisel fallen oder fliehen, bietet er allein dem wüthenden Geheul aller Sturmeswetter erfolgreich die Stirn. Er

steht aufrecht „auf den offenen Ebenen seiner Mutter Erde", bis die Wuth des Himmels nachläßt. Er wird der Vater eines todesmuthigen Geschlechts von Männern.

Nun bleibt in diesen Tagen der Himmel weit von seinem Weibe, der Erde; aber die Liebe des Weibes wird in Seufzern zu dem Gatten emporgetragen. Dies sind die Nebel, die von den Gipfeln der Berge aufwärts schweben; und die Thränen des Himmels fallen auf sein Weib nieder.

Alfred Kirchhoff.

Ueber deutschen Sprachgebrauch.

(Beschluß aus Nr. 36.)

Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. Von Karl Gustav Andresen. Heilbronn, Henninger. 1880. Gr. 8. 5 M.

Hier wird es nun am Platze sein, die Fassung des von Heyse und danach auch von Andresen angeführten Seidenstücker'schen Satzes, wonach „die Grammatik nicht blos Dienerin des Sprachgebrauchs, sondern auch seine Gebieterin" sein soll, vorbehaltenermaßen zu prüfen.

Nach dem wohlbegründeten Sprachgebrauch in der Grammatik (Syntax) ist ein wesentlicher Unterschied zwischen den drei Verbindungen: 1) nicht — sondern; 2) nicht blos (oder nur) — sondern; 3) nicht blos (nur) — sondern auch. Mit der ersten wird an die Stelle des durch die Verneinung Aufgehobenen einfach der Gegensatz gesetzt, z. B.: Er ist nicht wohlhabend, sondern arm. Mit der zweiten wird, unter Aufhebung des nicht als genügend Bezeichneten, eine Verstärkung und Steigerung gesetzt, z. B.: Er ist nicht blos wohlhabend, sondern (oder sondern sogar) reich. Mit der dritten Verbindung wird zu dem Erstgenannten, als allein nicht ausreichend und genügend, noch etwas anderes als Hinzutretendes gefügt, z. B.: Er ist nicht blos wohlhabend, sondern auch sehr angesehen. Vgl.: Er ist nicht der Diener, sondern der Gebieter — Er ist nicht blos der Diener, sondern (sogar) der Sklave seiner Leidenschaften — Er ist nicht blos der Diener, sondern auch der Vertraute seines Herrn. Nach dem Gesagten ist es klar, daß nicht leicht eine Verbindung vorkommen wird wie: Er ist nicht blos der Diener, sondern auch der Gebieter — Er ist nicht blos reich, sondern auch arm. Statthaft wäre eine solche Verbindung der sonst einander im allgemeinen ausschließenden Gegensätze eben nur da, wo diese Gegensätze dennoch in einer Person nach verschiedenen Beziehungen vereinigt sind. So könnte man z. B. von einem geizigen Millionär sagen: er ist nicht blos (einerseits) reich — nach dem Maße seines Besitzthums —, sondern (andererseits) auch arm — nach dem Maße des aus dem Besitz geschöpften Genusses — Und wenn der Dichter von Philemon und Baucis rühmt: „Tota domus duo sunt, idem parentque jubentque", so könnte man von ihnen auch sagen: sie sind nicht blos die Diener, sondern auch die Gebieter. Und so durften wol Seidenstücker und Heyse ihren Anschauungen gemäß nach den Doppelbeziehungen des Sprachgebrauchs, einmal als des feststehenden und herrschenden, und das andere mal als des erst von der Grammatik festzustellenden, sagen: „In diesem Sinne ist die Grammatik nicht blos Dienerin, sondern auch seine Gebieterin"; aber es war eine Gedankenlosigkeit von Andresen und ein Verstoß gegen die Logik, wenn er sich diese Worte aneignete, da nach seinem Sinne die Grammatik niemals die bloße Dienerin des Sprachgebrauchs, sondern immer seine Gebieterin sein soll.

Wenden wir uns nun aber zu der obenerwähnten Polemik Andresen's gegen Adelung zurück, die wir dort als der Ordnung, Klarheit und Beweiskraft ermangelnd haben bezeichnen müssen. Zur vollen Begründung dieser Vorwürfe müßten wir die breite und weitschweifige Ausführung Andresen's vollständig hersetzen; doch, um nicht den Leser zu ermüden, schälen wir lieber aus der weitschichtigen Umhüllung wenigstens der Einleitung nur den winzigen Kern heraus. Schon lange vor Adelung sei die unumschränkte Gewalt des Gebrauchs auch für die deutsche Sprache behauptet worden. Selten sei dagegen Einsprache erhoben worden, z. B. vor mehr als 150 Jahren von Richey*) in Hamburg. Schon früher habe Schottel sich ähnlich geäußert. Dann werden Aeußerungen aus den zwischen Richey und Fabricius „freundlich gewechselten" Streitschriften über den Gebrauch und Misbrauch in Sprachen angeführt, nach welcher Anordnungsweise der Leser schwerlich ahnen kann, daß auch das früher aus Richey Angeführte eben diesen Streitschriften entnommen ist. Und darauf, nach einem Seitenblick auf Gottsched, „den literarischen Dictator von Leipzig", kommt Andresen auf „den Erben von dessen Stellung", Adelung, und hier können wir schon nicht umhin Andresen's Worte unverkürzt herzusetzen. Er sagt:

> Adelung versteht zwar unter sprachrichtig das, was den Regeln in der Sprache gemäß ist, als deren erste und nächste Quelle er nach Anleitung der alten lateinischen Grammatiker die Analogie oder Sprachähnlichkeit betrachtet; zugleich aber nennt er ausdrücklich den Sprachgebrauch den höchsten Grund und Gesetzgeber für alles in der Sprache, vor welchem keine weitere Appellation stattfinde, mithin auch den eigentlichen Bestimmungsgrund sowol der Analogie als der aus ihr fließenden Regeln. Auf die Frage: „Wer bestimmt die für jede Klasse ähnlicher

*) Die Worte des Genannten werden unter Anführungszeichen mitgetheilt, doch nicht ohne einzelne beachtenswerthe willkürliche Aenderungen. So setzt Andresen, wo Richey schreibt: fürs erste — fürs andere — letztlich, stillschweigend letzlich; vgl. mein „Wörterbuch der deutschen Sprache", wo angegeben und durch Beispiele belegt ist, daß für letztlich (im Sinne des heute üblichern: schließlich, endlich) „namentlich bei Aelteren" auch letzlich vorkommt. Andresen's Buch enthält hierüber nichts; aber die kleine Textfälschung zeigt dem Aufmerksamen hier gleich im Anfang das sich durch das ganze Buch hindurchziehende Bestreben, immer dem Aeltern — ohne Rücksicht auf die Fortentwickelung der Sprache — den Vorzug vor dem Spätern einzuräumen.

Fälle herrschende Analogie unter so viel tausend möglichen? Wer befiehlt z. B. dem Deutschen, so und so zu conjugiren und nicht anders?", antwortet er: „Kein anderer als der Sprachgebrauch, der sich über alles, was in der Sprache veränderlich ist, erstreckt." Die Erwägung der von Adelung dargelegten Erklärung und Abstufung von Regel, Analogie und Gebrauch wird sehr bald mit einem Urtheil abschließen, welches für ihn und seine Ansicht nicht günstig sein kann. Wenn er beispielsweise das, was sich auf den organischen Unterschied der starken und schwachen Conjugation bezieht, zum Sprachgebrauch rechnet, so verwechselt er offenbar den Gebrauch mit der Regel. Oder beruht jener Unterschied nicht auf einer tiefgreifenden Regel? Und wer leugnet, daß sich ihr der Gebrauch, er (es?) sei wo er wolle, jederzeit zu unterwerfen hat? Aber Adelung meint, da der Gebrauch fortwährend Veränderungen unterworfen sei, welche von dem gleichförmigen Fortschritte des Vorstellungs- und Empfindungsvermögens der zahlreichen obern Klassen der Gesellschaft abhängen, daß nur der Sprachgebrauch jedes Zeitraums Regel und Richtschnur sei. Man denke sich also: Gesetzt, das Vorstellungs- und Empfindungsvermögen jener Klassen wäre geneigt und versucht, vom intransitiven „stecken" ein Präteritum „stak" als allgemein verbindlich einzuführen, so würde der einzelne, ja selbst ein ganzer Haufe von Grammatikern nicht befugt sein, solchem Unfug bei zeiten entgegenzutreten, sondern hätte abzuwarten, ob der Gebrauch sich der nach falscher Analogie geschmiedeten Form zu allgemeiner Nachahmung annehmen wolle? Wenn eingeworfen wird, daß ja jenem Wort bereits ein gewisser Brauch zur Seite stehe, dem auch Goethe sich mehrmals hingegeben habe, und ferner, daß eine Menge anderer Verben im Verlauf der neuhochdeutschen Sprachperiode umgekehrt der starken Conjugation verlustig gegangen seien, so dient darauf zur Antwort: 1) Der genannte Brauch ist eben ein Misbrauch, an dem unter vielen andern auch Goethe theilgenommen hat, und zwar an sich genau derselbe, der in „lief" (kaufte) dialektisch, in „frug" (fragte) auch literarisch sich äußert: 2) zwischen Verlust und Eindrang der starken Conjugationsform waltet ein sehr beträchtlicher Unterschied, insofern jener zu den charakteristischen Merkmalen der Entwickelung und Gestaltung des Neuhochdeutschen im Verhältniß zum ältern Sprachstande gehört (vgl. mahlte, salzte, wirrte, im Mhd. muol, sielz, war) und vielleicht noch nicht zum völligen Stillstand gelangt ist, dieser dagegen nur wenige feststehende Beispiele aus einer nicht hinreichend aufgeklärten vergangenen Zeit aufweist (z. B. pries für preisle), die auf keinen Fall durch neue vermehrt werden dürfen.

Glaubt der Verfasser nun wirklich, indem er den Leser mit einem solchen Schwall nichtssagender Worte und unzutreffender Behauptungen überschüttet, den Altmeister Adelung und dessen Jünger und Anhänger siegreich widerlegt zu haben? Ich gestehe, daß ich hier von einer Widerlegung nicht die Spur entdecken kann, und zugleich, daß ich nur selten einen so ungeschickten Versuch einer Widerlegung gesehen habe.

Adelung bezeichnet den Sprachgebrauch, d. h. hier natürlich den wirklich durchgedrungenen, allgemein anerkannten und feststehenden Sprachgebrauch, als den Gesetzgeber, von welchem keine Berufung an ein weiteres Gericht statthaft sei. Der Verfasser bestreitet das, aber nicht etwa mit Gründen, sondern indem er fragt: „Wer leugnet, daß sich der Gebrauch, er sei wo er wolle, jederzeit der Regel zu unterwerfen hat?" Die Antwort auf diese Frage lautet nicht etwa, wie der Verfasser vorauszusetzen scheint: „Niemand leugnet das", sondern vielmehr: „Adelung leugnet es", d. h. nach des Verfassers eigener Aussage: „ein Mann, dessen grammatisches System in seinen Hauptzügen bis auf die Gegenwart gilt", und der es verstanden hat, „auch über den deutschen Sprachgebrauch bis in die weitesten Kreise besondere Grundsätze zu verbreiten, die zu seiner Zeit und in der Folge als maßgebend und verbindlich betrachtet worden sind und wenig oder keinen Widerspruch erfahren haben". Also Adelung und seine Anhänger leugnen es, d. h. in diesem Falle — mit wenigen Ausnahmen — die große Gesammtheit des deutschen Volks. Aber der Verfasser greift weiter zu einem Beispiel, dem freilich im günstigsten Falle immer noch keine beweisende, sondern nur eine erläuternde Kraft beiwohnen würde. Hätte er wenigstens ein Beispiel beigebracht von einem Sprachgebrauch, den Adelung als allgemein anerkannt und feststehend bezeichnet hat und der dann doch, weil als irrig und falsch erwiesen, einem andern, richtigern hat weichen müssen. Freilich wäre auch damit der Adelung'sche Satz durchaus nicht entkräftet; vielmehr wäre damit nur bestätigt, was Adelung ausdrücklich ausgesprochen, daß „der Sprachgebrauch sich über alles, was in der Sprache veränderlich ist, erstreckt". Man würde aus diesem Beispiel ersehen, daß etwas, das zu Adelung's Zeit — als dem damaligen Sprachgebrauch entsprechend — vollkommen sprachrichtig war, es heute — nach der inzwischen eingetretenen Veränderung des Sprachgebrauchs — nicht mehr ist. Doch von einem derartigen Beispiel ist bei Andresen gar nicht die Rede, sondern er erdichtet sich zu seinem Windmühlenkampf ein Beispiel, dessen Nichtvorhandensein er selbst weiß und eingesteht. Der ehrliche Don Quixote glaubt doch wenigstens, daß die Windmühlen, gegen die er ankämpft, Riesen seien; aber Andresen sagt: gesetzt, diese Mühlen wären Riesen, so könnte ich mir durch den Kampf gegen dieselben den Ruhm eines Riesenbezwingers erwerben.

Adelung lehrt in seinem „Wörterbuch": „Noch jetzt wird in manchen gemeinen Mundarten dieses Neutrum «stecken» mit «stechen» häufig verwechselt.... Vermuthlich rührt es gleichfalls von dieser Verwechselung her, daß dieses stecken in manchen Gegenden irregulär abgewandelt wird, besonders im Imperfectum: ich stak, für ich steckte: «Ein armer Schiffer stak in Schulden» (Gellert). Da es, wenn es wirklich ein irreguläres Zeitwort wäre, auch ein Mittelwort «gestecken» haben müßte, dieses aber nicht üblich ist, so scheint auch das irreguläre stak ein bloßer aus der niedersächsischen Mundart herrührender Misverstand zu sein." Vgl. in meinem „Wörterbuch" Belege für die Formen stak, Conjunctiv: stäke, unter andern auch bei Goethe, Schiller, Wieland und Freiligrath, Gutzkow, M. Hartmann, Heine, Platen, Prutz, Rückert, wie auch für das Präsens: du stickst, er stickt, bei Luther, Goethe, Heinrich Koenig, während ich für das Participium „gestocken" nur einen Beleg aus Zinckgref beibringen konnte. Hier liegt also die Sache so: Für das intransitive stecken ist, wie für das transitive, die

schwache Abwandlung der vorherrschende Gebrauch; doch findet sich daneben noch zuweilen im Imperfectum, nur selten im Präsens und nicht mehr im Participium die starke Abwandlung. Der Grammatiker verfährt vollkommen richtig und sachgemäß, wenn er diesen Thatbestand darlegt und demgemäß auch im Imperfectum die schwache Abwandlung als die bessere und empfehlenswerthe hinstellt, mit der Hoffnung, daß durch seine Lehre und das überwiegende Beispiel der Schriftsteller und aller Gebildeten die vorherrschende Form allmählich werde zur alleinherrschenden werden. Mit dem Eintritt dieses Zeitpunkts würden auch die Formen stak, stäke nur noch als veraltet und mundartlich zu bezeichnen sein. Aber in seiner phantastischen Widerlegung Adelung's läßt Andresen die Entwickelung des Sprachgebrauchs einen andern Verlauf nehmen. Man kann ihm ja nun auch in dieses Kartengebäude des „gesetzten Falles" folgen; aber natürlich müßte dann von einem durchgedrungenen und allgemein anerkannten Sprachgebrauch die Rede sein. Gesetzt also einmal, der allgemeine Sprachgebrauch hätte sich, etwa durch das Gewicht der obengenannten und anderer Schriftsteller bestimmt, gegen die Form: steckte, für stak, stäke als allein geltend im Intransitiv entschieden: was dann? Nun, wenn wirklich die Entscheidung so erfolgt wäre, dann würde auch der Sprachlehrer für den damit eingetretenen Zeitraum der Sprachentwickelung steckte im Intransitiv als veraltet und stak, stäke als das Geltende zu verzeichnen haben. Aber Andresen spricht in dem von ihm gesetzten Falle nicht von einer bereits eingetretenen Entscheidung des Sprachgebrauchs, sondern von dem „Versuch", eine solche Entscheidung herbeizuführen. Sieht er denn nicht — oder meint er, die Leser würden nicht merken —, daß er damit sein Kartengebäude ohne jeden festen Grund, vollständig in die Luft zu bauen unternimmt? Denn was kann und soll gegen die Macht des entschiedenen, feststehenden Sprachgebrauchs das erdichtete Beispiel eines Versuchs beweisen, den Sprachgebrauch erst in einer bestimmten Weise festzustellen?

Uebrigens kommt Andresen auf das Imperfectum des intransitiven stecken noch an einer andern Stelle seines Buchs zurück, die wir hier nicht übergehen zu dürfen glauben als kennzeichnendes Beispiel für eine nur zu häufige Art seiner Begründung und Beweisführung. Es heißt dort:

> Stecken ist wie „erschrecken"*) intransitiv und transitiv, behauptet aber in der Conjugation stets (?!) die schwache Form, nicht in der intransitiven Bedeutung die starke; also (?!) heißt es nicht blos: „Ich steckte das Tuch in die Tasche", sondern auch: „Das Tuch steckte in der Tasche."

Es handelt sich hier nicht um das Ergebniß der Entscheidung — dem ich, wie gesagt, beistimme — sondern um die Art der Begründung, wonach das zu Erweisende,

*) Andresen schweigt vollständig über die richtige Conjugation des doch von ihm als berechtigt angeführten Reflexivs: sich erschrecken; s. darüber mein „Wörterbuch der deutschen Sprache" und vgl. — danach zu berichtigen — z. B. Heinrich Kurz' „Geschichte der deutschen Literatur" (IV, 473).

noch dazu mit einer Fälschung des Thatbestandes, als etwas Thatsächliches hingestellt und dann mit einem „also", als wäre es eine Schlußfolgerung, noch einmal wiederholt wird.

Aber wir kehren zu Andresen's Polemik gegen Adelung zurück. Was er hier zu der Abwandlung von stecken anführt, würde, selbst wenn alles ganz richtig wäre, nicht das Geringste gegen Adelung beweisen, der sich ja ebenso wie Andresen für steckte als Imperfectum auch des Intransitivs erklärt hat; aber die von Andresen herbeigezogenen Beispiele legen vielmehr gerade gegen ihn Zeugniß dafür ab, wie richtig der Altmeister Adelung über die Macht des Sprachgebrauchs geurtheilt hat.

Die Verba mahlen, salzen (ver)wirren — s. dieselben z. B. in meinem „Wörterbuch" — gehörten in der ältern Sprache vollständig der starken Abwandlung an; übriggeblieben sind davon im heutigen Sprachgebrauch das Participium: gemahlen, und die namentlich im adjectivischen Gebrauch noch üblichen Participia: gesalzen, verworren; die andern damit in Uebereinstimmung stehenden starken Formen sind in der heutigen Schriftsprache veraltet. Wer nun die „Regel" und die sogenannte „organische Entwickelung" über den Sprachgebrauch stellt — und wer leugnet, sagt ja Andresen, daß sich der Regel der Gebrauch, er sei wo er wolle, jederzeit zu unterwerfen hat? — der müßte Sätze wie die folgenden als falsch verwerfen: Der Müller mahlt; er mahlte; wenn er fleißiger mahlte — Die Köchin versalzte die Suppe — Der Sprachlehrer verwirrte; die Sprachlehrer verwirrten die einfache Frage, und er müßte dafür setzen: Der Müller mählt; er muhl; wenn er fleißiger mühle — Die Köchin versielz die Suppe — Der Sprachlehrer verwarr; die Sprachlehrer verworren die einfache Frage. Das wagt aber in der heutigen Schriftsprache niemand, auch nicht Andresen, weil sich eben jeder, sei es nun willig oder widerstrebend, der Macht des durchgedrungenen und herrschenden Sprachgebrauchs fügen muß.*)

Einzig und allein, wo der Sprachgebrauch sich noch nicht entschieden und festgesetzt hat, sondern zwischen mehrern Weisen hin- und herschwankt, hat der Sprachlehrer die Befugniß, sich für die eine oder andere Weise zu erklären und durch die Kraft seiner Gründe und seines Ansehens auf die Entscheidung des Sprachgebrauchs mit einzuwirken.

Fragt man nun aber, was bei einem Manne wie Andresen wol die Schuld an einer so leicht als irrig zu erkennenden und nachzuweisenden Auffassung haben möge, so glaube ich darauf antworten zu dürfen: 1) eine blinde und verblendende Voreingenommenheit gegen den „Dictator" Adelung; 2) der Mangel an einem festen und bestimmten, mit dem Wort „Sprachgebrauch" zu verbindenden Begriff.

*) Vgl.: „Kein Schriftsteller wird es heute ungefragt wagen dürfen, (solche) Wörter . . . zu verändern . . .; denn hier findet keinerlei Schwankung des allgemeinen Gebrauchs statt", S. 17, und Aehnliches mehr im schreiendsten Widerspruch gegen die Behauptungen der Einleitung.

Es ist bezeichnend, daß Andresen da, wo er den Anlauf zu einer Begriffsbestimmung nimmt, eine solche doch nicht gibt, sich vielmehr mit den Worten begnügt: „Sprachgebräuchlich darf nur das heißen, was in der Sprache gebraucht wird", — er sagt nicht einmal, ob nur vereinzelt oder allgemein gebraucht*) —, und daß er dann weiter in Bezug darauf wiederholt von „mehrern Gebräuchen" spricht, während Adelung — im allgemeinen gewiß mit Recht — den Plural von Sprachgebrauch als nicht üblich bezeichnet. Ist doch der Sprachgebrauch etwas Einheitliches, das, worin die Sprachgenossen eines bestimmten Zeitraums übereinstimmen, womit freilich nicht ausgeschlossen ist, daß man von mehrern Arten, Weisen, Formen u. s. w. des Sprachgebrauchs sprechen kann.

*) In der im zweiten Theil von Weichmann's „Poesie der Niedersachsen" enthaltenen Streitschrift von Fabricius, die Andresen nicht blos hätte anführen, sondern auch beherzigen sollen, heißt es dagegen (in Nr. IX): „Wir müssen das nothwendig für den Gebrauch in einer lebendigen Sprache annehmen, welches 1) von mehrern, Gelehrten und Ungelehrten allerlei Standes, 2) öfters, 3) im Schreiben und Reden gebraucht wird"; vgl. auch Nr. V und X.

Nach dem, was in der vorstehenden Besprechung des Vorworts und in der Einleitung dargelegt ist, halten wir ein Eingehen auf weitere Einzelheiten für überflüssig, zumal da das Buch, entgegen den durch das Vorwort erregten Erwartungen, nur sehr wenig Neues bietet und dabei die hin und wieder vorkommende Polemik gegen die Ansichten anderer Sprachgelehrten meist nicht gründlicher und glücklicher als die gegen Adelung geübte ist.

Daniel Sanders.

Oesterreichische Minnesinger.

Die poetischen Erzählungen des Herrand von Wildonie und die kleinen inneröſterreichischen Minnesinger, herausgegeben von Karl Ferdinand Kummer. Wien, Hölder. 1880. Gr. 8. 5 M. 60 Pf.

Schon seit längerer Zeit dachte man daran, Neuausgaben der Dichtungen jener Minnesinger zu veranstalten, welche auf dem Boden des später sogenannten Inneröſterreich — etwa der heutigen österreichischen Provinzen Kärnten, Krain und Steiermark — gewirkt und gesungen: eine Dichtergruppe, der bisher weniger Aufmerksamkeit zugewendet wurde und die dennoch insbesondere in Herrand von Wildonie, welcher als epischer Dichter einen hervorragenden Rang einnimmt, einen bedeutenden Vertreter besitzt. Die übrigen hierher gehörigen Minnesinger sind insbesondere auch dadurch interessant, daß sie in wichtigen Beziehungen zur Geschichte des Landes und Reichs stehen und als Vertreter des Adels in demselben Einfluß gehabt haben. Zu einer Ausgabe dieser „inneröſterreichischen Minnesinger" ist es nun zwar gekommen, nicht zu einer bloßen Ausgabe, sondern zu einem förmlichen werthvollen Werke mit genauen Untersuchungen und Darlegungen, das uns K. F. Kummer vorliegend bietet.

Das Buch hat vor allem die sprachliche Seite der Gedichte jener Minnesinger, welche auf uns gekommen, ins Auge gefaßt, und zwar behandelt es, wie billig, zuvörderst den wichtigsten der Dichtergruppe: Herrand von Wildonie, dessen poetische Erzählungen eingehend untersucht werden. Diese Untersuchung fußt auf dem von Bergmann in den „Wiener Jahrbüchern der Literatur" (Bd. 95 und 96) nach der ambraser Sammelhandschrift von 1502—16 herausgegebenen Texte der vier Erzählungen: „Diu getriu kone", „Der verkêrte wirt", „Von dem blôzen keiser" und „Von der katzen", sie beschäftigt sich mit der Schreibweise der Handschrift und mit der metrischen Analyse und führt zu dem positiven Schlusse:

Herrand von Wildonie gehört zu den genauern Dichtern der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts; im Gebrauche der Synkope von ge- und be- steht er auf seiten der guten Schule; Reinheit des Vocals im Reime wird man ihm nicht nachrühmen, aber ebenso wenig ihn zu den nachlässigern unter den österreichischen Dichtern zählen; von den Roheiten der spätern Dichter im Gebrauche der kurzen Reimpaare und in der Silbenzählung hält er sich frei.

Die Lieder Herrand's, deren aus der bekannten pariser Handschrift nur drei auf uns gekommen, besitzen nach Kummer's Untersuchungen Eigenthümlichkeiten, welche zu des Dichters „Erzählungen" stimmen, und sie berechtigen zu der Vermuthung, daß vor Anlage jener Sammlung noch mehr lyrische Dichtungen Wildonie's, in einem edeln Tone gehalten, bekannt waren.

Sehr werthvoll sind die Untersuchungen über die Chronologie der vier Erzählungen. Der Verfasser hat eine eingehende Abhandlung über „das Ministerialengeschlecht von Wildonie" vor kurzem in dem neunundfunfzigsten Bande (erste Hälfte) des „Archivs für österreichische Geschichte" publicirt und darin die Geschichte dieser interessanten steirischen Adelsfamilie, welche heute schon längst ausgestorben ist, klargelegt. An der vorliegenden Stelle hält er auf Grundlage seiner Nachforschungen Herrand II. für den Dichter der Erzählungen und der Lieder; er setzt die Minnelieder in die Jugendjahre des Dichters, die Erzählung „Der verkêrte wirt" jedenfalls nicht nach 1275 (Ulrich's von Liechtenstein Tod), „Diu getriu kone" nicht vor 1257 (Ulrich's von Liechtenstein Frauenbuch), „Der blôze keiser" etwa 1259—60 und die bekannteste Erzählung des Wildoniers, „Von der katzen", zwischen 1269 und 1271. Es kann hier nicht der Ort sein, den sehr scharfsinnigen historischen Untersuchungen Kummer's, welche zu dem obigen Resultate führen, ganz zu folgen; dieselben sind jedoch klar und mit Zuhülfenahme der Quellenstellen aufs deutlichste durchgeführt. Die weitere Behandlung zeigt uns Herrand's Verhältniß zu seinen Vorgängern und zu Ulrich von Liechtenstein, seinem Zeitgenossen, sowie den Einfluß des Stricker's auf den Dichter.

Der Herausgeber wendet sich hierauf den kleinern Minnesingern Sonnecke, Scharphenberc und Stadecke zu. Zuvor jedoch gibt er noch eine klare und literarhistorisch bedeutende Uebersicht des Zustandes der deutschen Dichtung Oesterreichs bis zur Zeit dieser steirischen Sänger, denn mit solchen haben wir es eigentlich zu thun. Ulrich von Liechtenstein, der hervorragendste von allen, ist absichtlich ausgelassen, da Forschungen über denselben bereits vielfach angestellt wurden, auch allein ein eigenes Buch erfordern würden. Bezüglich der Heimat und Lebenszeit der drei Sänger bezeichnet Kummer die Periode zwischen 1231—33 als jene, in der Scharphenberc seine Lieder abgefaßt; obgleich sich die Stammburg der Familie in Krain befindet, kann man die Glieder derselben doch als Angehörige auch Kärntens und Steiermarks betrachten; auch das Edelgeschlecht der Schärfenberge ist bereits in Steiermark ausgestorben. Der Dichter Sonnegge (auch Sonnecke, Sanegg, Sonegg und auf verschiedene andere Weise geschrieben in den Urkunden vorkommend) gehört zu den Ahnherren des berühmten cillier Grafengeschlechts.*) Allerdings gibt es noch einige ähnlich klingende Namen, insbesondere den des Geschlechts der Sonecker am Rhein. Allein Kummer tritt mit Hagen, Weinhold und Bartsch der von den wichtigsten Gründen unterstützten Ansicht bei, daß man es hier mit einem Gliede jener Familie zu thun habe, deren Burg Saneck heute noch in Ruinen bei dem Markte Fraßlau im Sannthale Untersteiermarks zu sehen ist. Entgegen der gewöhnlichen Ansicht, daß Konrad I. dieses Geschlechts (1220—37 urkundlich nachgewiesen) der Dichter sei, denkt Kummer an einen der Söhne Konrad's, die zwischen 1230 und 1240 geboren waren. Den Stadecker betreffend liegt ihm kein Grund vor, von Weinhold's Bestimmung, daß man es hier mit Rudolf II. (1243—61) zu thun habe, abzugehen. Nach diesen Erörterungen wird eine Charakteristik der einzelnen Sänger geboten, die insbesondere den sprachlichen und metrischen Theil ihrer Dichtungen ins Auge faßt; auch untersucht Kummer einzelne Vorbilder früherer Minnesinger, an welche sich die besprochenen Dichter angelehnt oder zu denen sie in sprachlicher Hinsicht in manchen Beziehungen stehen, sowie er auch einen gewissen Einfluß nachweist, den diese Sänger auf zeitgenössische oder spätere Dichter ausgeübt. „Die Anregung", sagt Kummer am Schlusse seiner einleitenden Abhandlung, „welche von Wildonie und vielleicht auch von Stadeck auf einige Dichter des westlichen Deutschland ausgegangen ist, hat uns auf die Vermuthung geführt, daß seit 1276 eine Rückströmung des literarischen Einflusses von Osten nach Westen stattgefunden habe."

In sorgfältigem kritischen Textabdruck folgen nunmehr die Dichtungen der in Rede stehenden Sänger, zuvörderst die poetischen Erzählungen des Herrand von Wildonie, nebst drei Minneliedern desselben, sodann drei Lieder des Sonneckers, zwei des Scharphenberc und drei Stücke des von Stadecke, welchen Texten sich eine stattliche Reihe von werthvollen Anmerkungen anschließt.

Die ganze sorgfältige Arbeit bildet einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der Minnesingerzeit und zur germanistischen Literatur und wird sowol von den Kreisen, welche die sprachliche, wie auch von jenen, welche die historische Seite ins Auge fassen, gewiß aufs freudigste begrüßt werden, zumal auch die mitgetheilten Texte bisher nur in größern schwerer zugänglichen Sammelwerken („Jahrbücher der österreichischen Literatur", Hagen's „Minnesinger") unkritisch abgedruckt erschienen.

Anton Schlossar.

*) Man vergleiche meine Stammtafel der Sonecker und Cillier, welche der Einleitung zu dem Drama „Die Grafen von Cilli" in meiner Ausgabe der Werke J. Ritter von Kalchberg's (Wien 1878) beigefügt ist, sowie diese Einleitung selbst.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die Reclam'sche „Universal-Bibliothek", welche jetzt bis zum 1500. Hefte vorgeschritten ist, gießt ein Füllhorn poetischen und geistigen Inhalts aus allen Literaturen fortwährend über das große deutsche Lesepublikum aus. Wenn wir die letzten sechzig Hefte ins Auge fassen, so finden wir darin willkommene Wiederabdrücke einzelner deutscher Dichter, die dem Gedächtniß der Mitwelt nicht mehr gegenwärtig sind, z. B. der schwäbischen Lyriker, des Grafen Alexander von Würtemberg, ferner Gesammtausgaben der „Gedichte" von Johann Gottfried Seume und Nikolaus Lenau, fünf Hefte deutscher Volksbücher für alt und jung wiedererzählt von Gustav Schwab u. a. Auch die neue Literatur ist durch bisher ungedruckte Originalschöpfungen vertreten: einer der fleißigsten Mitarbeiter ist Ernst Wichert, von dem wir das dreiactige Lustspiel „Der geheime Secretär" und mehrere Erzählungen aufgenommen finden; außerdem erwähnen wir: „Die Uhr, Aufzeichnungen eines Hagestolzen" von Karl Frenzel, das öfters gegebene, gegen das Duell gerichtete Schauspiel „Duelle" von M. A. Reitler (Emil Arter), das interessante Trauerspiel „König Erich" von Joseph Weilen, die humoristischen Erzählungen vom Theater von Louis Rötel, den Roman „Aus den Lehrjahren eines Strebers" von Egbert Carlssen, einactige Lustspiele von Karl Görlitz u. a., die Novelle „In Reichenhall" von Konrad Telmann.

Im ganzen überwiegt indeß die Uebersetzungsliteratur: wir finden darunter umfangreiche Romane, wie Sterne's „Leben und Meinungen des Herrn Tristram Shandy", William Makepeace Thackeray's „Der Jahrmarkt des Lebens", „Die Rose von Tistelo" von Emilie Flygare-Carlén. Ferner erwähnen wir die aus dem Russischen übersetzten Erzählungen „Die todten Seelen" von Nikolaus Gogol, die aus dem Polnischen übertragenen „Dorfgeschichten" von Heinrich Sienkiewicz, beide übersetzt von Philipp Löbenstein. Aus dem Italienischen hat Konrad Telmann das Goldoni'sche Lustspiel „Der Impresario von Smyrna" übersetzt, aus dem Französischen Maximilian Röttinger Victor Hugo's „Marion Delorme" und Augier's und Sandeau's Stück „Der Schwiegervater des Herrn Poirier", Ernst Koppel François Coppée's Lustspiel „Der Schatz", Bernhard Schuhmann F. Ponsard's Drama „Charlotte Corday". Es hat uns gefreut, das interessante Drama „Charlotte Corday" in der

eleganten und geschmackvollen Uebersetzung von Bernhard Schuhmann unserer Literatur angeeignet zu sehen. Ponsard ist in Deutschland noch nicht so bekannt, wie er es verdiente. Die Tragödie enthält besonders in der Charakteristik der Hauptrevolutionsmänner, sowol vom Berg als von der Gironde, viele bedeutsame Züge. Die Begeisterung der Charlotte Corday für die verfolgten Girondisten, ein Hauptmotiv ihrer That, tritt mit edelm Schwung hervor. Der Uebersetzer hat geglaubt, die gereimten französischen Alexandriner durch den gereimten deutschen fünffüßigen Jambus ersetzen zu müssen; er hat diesen Reimvers mit großem Fleiß ausgearbeitet. Für die deutsche Tragödie eignet sich indeß der reimlose Jambus weit besser, und niemand würde ihm einen Vorwurf daraus gemacht haben, wenn er ihn gewählt hätte.

— Ein Prachtwerk von monumentalen Dimensionen und vorzüglicher Ausführung in Farbendruck erscheint unter dem Titel: „Historischer Festzug veranstaltet bei der Feier der Vollendung des Kölner Doms am 16. October 1880. Nach den Original-Aquarellen von Tony Avenarius" (Commissionsverlag von K. F. Köhler in Leipzig), in 10 Lieferungen zum Subscriptionspreise von je 10 Mark. Was Kunst in Verbindung mit feinem Geschmack und Reichthum zu schaffen vermag, das hat der wahrhaft großartige Festzug gezeigt, der von der alten Patrizierstadt Köln beim vorjährigen Dombaufeste in Scene gesetzt wurde; ihn durch stilvolle künstlerische Wiedergabe der allgemeinen Anschauung darzubieten und auch kommenden Zeiten das Bild davon zu erhalten, ist der Zweck dieses höchst verdienstlichen und dankenswerthen Werks. Die uns vorliegende erste Lieferung bringt auf drei Tafeln die Gruppen, welche die Zeit der Grundsteinlegung des Doms (1248) darstellen, alle treu im Stil und Costüm des 13. Jahrhunderts gehalten. In den folgenden Lieferungen sollen dann die verschiedenen Perioden des Baues bis zu seiner endlichen Vollendung gleichfalls genau im jedesmaligen Zeitcharakter vorgeführt werden. Wir schließen uns dem Wunsche an, den der Herausgeber, Tony Avenarius, im Prospect ausspricht: „Mögen diese Erinnerungsblätter, als Denkmal einer großen Zeit geschätzt, in jeder deutschen Familie eine bleibende Stätte finden, sich von Vater auf Sohn vererben!"

Aus der Schriftstellerwelt.

Pietro Cossa, der namhafteste Dramatiker des heutigen Italien, ist am 30. August in Livorno gestorben, wohin er sich begeben hatte, um der ersten Aufführung seines Dramas „I Napolitani del 1799" beizuwohnen. Cossa ist im Jahre 1834 in Rom geboren und die Römer nennen ihn noch immer mit Stolz „Il nostro Cossa". Die Anregungen der ewigen Roma trugen nicht wenig dazu bei, seinen Sinn auf die historische Bewährung antiker Heldengröße zu richten und seine spätere Stoffwahl zu bestimmen. Obgleich er einen regelmäßigen Universitätscursus absolvirte, so gelang es ihm doch nicht, in seiner Vaterstadt eine Beamtenstellung zu erringen: er wanderte nach Nordamerika aus und schlug sich dort als Bassist bei kleinen Theatern durch. Nach Italien zurückgekehrt, schrieb er mehrere Dramen, die auch mit Erfolg zur Aufführung kamen, aber dem Autor doch keine gesicherte Existenz verschaffen konnten, sodaß er sich genöthigt sah, als Lehrer an einer technischen Unterrichtsanstalt in Mailand mit sehr geringem Gehalt thätig zu sein. Erst die Tragödie „Messalina" hatte einen so durchschlagenden Erfolg, daß er seitdem in unabhängiger Lage blos der Dichtkunst leben konnte. Seine ersten Dramen waren: „Marius und die Cimbern", „Puschkin", „Beethoven", „Monaldeschi"; dann folgte „Nero", der anfangs in Mailand eine laue Aufnahme fand, aber infolge begeisterter Anerkennung seitens der Kritik allmählich das Publikum immer mehr anlockte; von seinen andern Stücken erwähnen wir noch: „Cola di Rienzi", „Julian Apostata", „Plautus und sein Jahrhundert", „Ariosto", „Die Borgia", „Kleopatra", „Cäcilia". „Nero", in Wien durch Rossi's Spiel bekannt, hat große Züge, zersplittert sich aber doch in eine bunte Scenenfolge; geistig bedeutender ist „Julian Apostata". Die „Kleopatra", die 1870 die Runde über die italienischen Bühnen mit glänzendem Erfolg machte, sahen wir in Florenz; das Drama hat eine energisch concentrirte Handlung; besonders ist der dritte Act, der uns auf die Trireme der Könige im Meerbusen von Actium führt, theatralisch und dramatisch bedeutsam gestaltet und bringt die Katastrophe bei weitem bewältigender zur Anschauung, als dies in Shakspeare's „Antonius und Kleopatra" geschieht. Auch Paul Schönfeld erklärt in einem Essay über die Römertragödien Pietro Cossa's in „Unsere Zeit" (Aprilheft 1881) die „Kleopatra" für den Höhenpunkt seiner Dramen; wir verweisen auf diesen Essay, in welchem außerdem noch „Cäcilie", „Julian Apostata" und „Messalina" einer eingehenden und geistvollen Analyse unterzogen werden.

Bibliographie.

Altvater, B., Agatha. Schauspiel. Wiesbaden, Deutsche Roman- und Dramen-Verlagshandlung. Gr. 8. 1 M.

Beck, R., Handlexikon der Geschichte und Biographie. Historisch-biographische Daten in alphabetischer Ordnung. Berlin, Bohm. Gr. 8. 5 M.

Beiträge zur Entdeckungsgeschichte Afrika's. 4tes Heft: Reisen im südwestlichen Becken des Congo von O. H. Schütt. Nach den Tagebüchern und Aufzeichnungen des Reisenden bearbeitet und herausgegeben von P. Lindenberg. Mit 3 Karten von R. Kiepert. Berlin, D. Reimer. Gr. 8. 6 M.

Blaikie, W. G., Das Leben David Livingstones. Hauptsächlich nach seinen unveröffentlichten Tagebüchern und Briefen. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt und mit Erläuterungen und Zusätzen versehen von C. Tenk. 1ster Bd. Mit dem Bildnis Livingstones. Gütersloh, Bertelsmann. 8. 3 M. 60 Pf.

Bloch, M., Gemüthsklänge. Gedichte. Budweis, Hansen. 16. 1 M.

Bredl, B. M., Die Parteien im Reich und die Reichs-Parteien. Ein nationales Wort vor den Wahlen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M.

Briefe und Berichte des Generals und der Generalin von Riedesel, während des nordamerikanischen Kriegs in den Jahren 1776 bis 1783 geschrieben. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 6 M.

Brodbeck, A., Einleitung in die Philosophie. Mit Zugrundelegung von Schleiermachers Dialektik dargestellt. Tübingen, Fues. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Deleoit, L., Zur Geschichte des Volkes Israel. Eine Studie über die Bedeutung und die Schicksale dieses Volkes. Königsberg, Schmidt. Gr. 8. 50 Pf.

Drechsler, A., Illustrirtes Lexikon der Astronomie und der Chronologie, nebst den astrognostischen und astrologischen Benennungen und den zugehörigen Bezeichnungen aus anderen Wissenschaftszweigen. Mit 180 in den Text gedruckten Figuren und Abbildungen. Leipzig, Weber. Gr. 8. 6 M.

Haupt, E., Die Kirche und die theologische Lehrfreiheit. Kiel, Homann. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Heman, C. F., Die historische Weltstellung der Juden und die moderne Judenfrage. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 M.

Herzog, A., Der Onkel aus Indien. Original-Lustspiel. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 1 M.

— — Die Reise. Lustspiel. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 50 Pf.

Hoffmann, Franziska, Die politische Kraft des Weibes. Historische Skizzen. Basel, Krüsi. 8. 2 M. 40 Pf.

Koch, B. M. W., Recensenten-Ungebühr. Ein kleiner Beitrag zur Beleuchtung der literarischen Corruption. Berlin, Mrose. Gr. 8. 30 M.

Koester, H., Stunden der Einsamkeit. Gedichte und Lieder. Marburg, Elwert. 8. 1 M. 50 Pf.

Peter, J., Frühling, Wald und Liebe. Gedichte. Herausgegeben von J. Naber jun. Budweis, Hansen. 12. 1 M. 20 Pf.

Petersen, J., Gebrüder Hagedorn. Schauspiel. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 1 M.

Planck, K. C., Testament eines Deutschen. Hinterlassenes Werk. Herausgegeben von K. Köstlin. Tübingen, Fues. Gr. 8. 10 M.

Die Post sonst und jetzt. Historisch-panegyrische Verse von Jocosus postalicus. Insterburg, Roddewig. 12. 60 Pf.

Schmidt-Weißenfels, Porträts aus Frankreich. Berlin, Abenheim. 12. 3 M.

Spitta, H., Die Willensbestimmungen und ihr Verhältniss zu den impulsiven Handlungen. Eine forensisch-psychologische Untersuchung. Tübingen, Fues. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Treuenpreuß, Das rothe Kreuz und das Völkerrecht. Eine Skizze. Berlin, Wilhelmi. Gr. 8. 1 M.

Wolter, F. A., Mittheilungen aus der Geschichte der Stadt Burg. Nach den Quellen bearbeitet. Burg, Hopfer. Gr. 8. 4 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 38. — 22. September 1881.

Memoiren Otto von Corvin's.

Erinnerungen aus meinem Leben. Von Otto von Corvin. Dritte Auflage. Vier Bände. Mit dem Porträt des Verfassers. Leipzig, Thiel. 1880. 8. 9 M.

Wir haben diese „Erinnerungen" mit großem Interesse gelesen und sehen in ihnen einen sehr wichtigen Beitrag zur politischen, Kriegs- und Culturgeschichte der vor- und nachmärzlichen Zeit. Gegenüber der Realpolitik des letzten Jahrzehnts ist jene Epoche mit ihrem vorwiegend idealistischen Zuge mehr und mehr in Vergessenheit gerathen: eine Folge der Ueberschätzung, mit welcher eine von großen Erfolgen berauschte Generation auf die Zeit einer erfolglosen und scheiternden Initiative zurückblickt; es wird zu leicht übersehen, daß in jenen Jahren einer vorwärts drängenden Begeisterung, bei allen ihren Verirrungen, bei ihrer Verblendung, ihren Freveln doch der eigentliche geistige Kern der ganzen spätern Bewegung zu suchen ist, daß ihre Vorkämpfer die Pfadfinder waren, die sich mit der Axt den Weg durchs Dickicht bahnten dorthin, wo ihnen das Gestirn der Zukunft leuchtete, während sich jetzt auf der breiten gebahnten Heerstraße die Massen bequem im Sonnenschein bewegen. Die Verfassung Preußens und des Deutschen Reichs ist jetzt eine von allen Parteien als selbstverständlich acceptirte Thatsache: hat man denn ganz vergessen, daß es eine Zeit gab, wo jedes Wort zu Gunsten einer solchen Verfassung als Ausdruck einer vermessenen politischen Freigeisterei betrachtet wurde und polizeilicher und gerichtlicher Ahndung verfiel; wo es für „conservativ" galt, sich vor allen constitutionellen Formen zu bekreuzigen?

Im ganzen fehlt es an Aufzeichnungen aus jener Zeit, welche für die Gegenwart immer mehr eine terra incognita zu werden droht. Diejenigen, die sie nicht selbst erlebt haben, müssen sich mit mancherlei mythischen Ueberlieferungen begnügen. Denn neben den geschichtlichen Thatsachen macht sich eine Art von Sagenbildung breit, welche dieselben mit anekdotischen Arabesken überwuchert. Diese Anekdoten werden auf Treue und Glauben hingenommen; sie erben sich fort von Geschlecht zu Geschlecht; das Falsche darin kann nicht die historische Kritik nachweisen, sondern nur das Zeugniß der Mitlebenden.

Otto von Corvin's „Erinnerungen" treten in diese Lücke, um so mehr, als sie sehr frisch und lebendig und mit großer Offenherzigkeit geschrieben sind. Ohne die letztere haben solche Memoiren überhaupt keinen Werth; man läßt sich noch eher die brüsken „Confessions" von Rousseau gefallen als irgendwelche diplomatische Verschleierungen. Von Schönfärberei ist überhaupt bei Corvin nicht die Rede: das Bild der revolutionären Bewegung von 1848 und 1849 ist genau mit allen seinen tiefen Schlagschatten gezeichnet. Daß jeder Autobiograph sein Ich in die Mitte stellt, ist schon durch seine Aufgabe motivirt. An Selbstgefühl fehlt es auch dem Verfasser dieser Memoiren nicht; doch ist er frei von thörichter Eitelkeit, und er ist weit davon entfernt, seine Irrthümer zu verschweigen. Schon das Motto seines Werks beweist dies: „Bene facit, qui ex aliorum erroribus sibi exemplum sumat." Er hat viel gesehen, viel erlebt; er hat eine scharfe Beobachtungsgabe, einen scharfen Blick für die Eigenart der Persönlichkeiten, auch einen gewissen jovialen Humor; er liebt die Anekdote und ein gelegentlicher Cynismus macht ihm keinen Kummer. Dabei ist seine Darstellungsweise in hohem Maße realistisch in der jetzt üblichen Bedeutung des Worts; er geht in alles Detail genau ein, mag er nun das Cadettenhaus in Potsdam oder das Zuchthaus in Bruchsal schildern, welche bei dem raschen Scenenwechsel seiner Lebensbühne beide nacheinander den Ort der Handlung bildeten; er gibt die sorgfältigsten architektonischen Zeichnungen, berichtet über die Einrichtungen der Anstalten, theilt ihre Reglements mit und entwirft ein erschöpfendes Bild des Lebens

und Treibens in denselben. Seine militärische Bildung und Erziehung verleiht seiner Schlachtenmalerei, die oft recht anschaulich und lebensvoll ist, den geeignetsten Untergrund; für das Fortificatorische hat der Vertheidiger von Rastatt eine besondere Vorliebe; alles Technische interessirt ihn, da er selbst auf dem Gebiete der Galvanoplastik als Erfinder aufgetreten ist; mit besonderer Vorliebe schildert er alles, was hierauf Bezug hat, bis zu den hydraulischen Pressen des nordamerikanischen Schatzamtes. Sehr viele Schilderungen indeß leiden an einer Weitschweifigkeit, welche aus dieser eingehenden Detailbeschreibung hervorgeht.

Wenn wir den Realismus seiner ganzen Darstellungsweise hervorhoben, so geschah es auch besonders deshalb, weil das psychologische Moment im ganzen dabei etwas zu kurz kommt; wir stehen oft vor einem fait accompli, zu dem uns der innere Schlüssel fehlt. So ist die Wandlung des preußischen Offiziers zu einem Vorkämpfer des politischen Radicalismus wol kenntlich durch eine Reihe von Thatsachen, deren logische Folge man bei der Lektüre allerdings begreift; aber sie ist doch von dem Autor selbst nicht durchsichtig genug motivirt; es fehlt die psychologische Entwickelung, welche uns in allmählicher Steigerung diesen Uebergang vorführt, der sonst als gewagter Sprung erscheinen muß.

Die erste Auflage seiner Memoiren erschien im Jahre 1861, ebenfalls in vier Bänden: in der neuesten wurde der Inhalt dieser vier Bände in drei zusammengezogen, und es ist ein neuer Band hinzugekommen, welcher besonders das Leben in Amerika zur Zeit des großen Kriegs zwischen den Nord- und Südstaaten schildert und einen interessanten Theil des Gesammtwerks bildet. Gleichwol ruht der Schwerpunkt desselben doch auf den ersten Bänden: in dem amerikanischen Kriege war der Autor nur Zuschauer als Zeitungscorrespondent, und die mehr passive Rolle des Schlachtenbummlers steht ihm nicht so zu Gesicht wie die active, die er in den badischen Kämpfen durchgeführt; auch das lange Martyrium seiner Gefangenschaft hat einen romanhaften Reiz.

Otto von Corvin war am 12. October 1812 in Gumbinnen geboren, wo sein Vater, nachdem er an der unglücklichen Campagne von 1806 theilgenommen, als Postdirector lebte. Als Curiosum erwähnen wir, daß die Familie der Corvin ihren Ursprung von dem altrömischen Patriciergeschlecht der Valerier ableitet und namentlich von Marcus Valerius, der im Jahre 349 v. Chr. nach seinem Zweikampf mit dem gallischen Goliath den Beinamen Corvinus erhalten hatte; auch die Messalina gehört zu den Ahnfrauen des Hauses Corvin, zu welchem auch der ungarische König Matthias Corvinus zu zählen ist. Otto von Corvin stammt aus dem Zweige der Corvin-Wiersbicki. Das erste Kapitel ist diesen genealogischen Mittheilungen gewidmet und schließt mit folgenden Worten:

> Uebrigens braucht man mich nicht darüber zu beachselzucken, daß ich meiner Abstammung ein paar Seiten gewidmet habe. Wir wählen uns unsere Vorfahren nicht, und weder deren Fehler noch deren Verdienste können uns angerechnet werden; allein es ist ein Factum, welches niemand ableugnen wird, daß er lieber einen Großvater hat, den seine Zeitgenossen als einen braven, tüchtigen und angesehenen Mann erwähnen, als einen Lump, der wegen Diebstahl gehängt ward. So mag man denn auch mir gestatten, mich in meiner Biographie darüber zu freuen, einer der ältesten Adelsfamilien der Welt anzugehören, aus der große Helden, Fürsten, Könige und bedeutende Männer hervorgingen.

Die folgenden Kapitel enthalten Kindheits- und Jugenderinnerungen; sie sind lebhaft geschildert. Eindrucksfähige und begabte Menschen behalten aus jenen Zeiten stets frische Erinnerungen; einzelne Vorfälle prägen sich schon früh empfänglichen Gemüthern scharf genug ein, sogar innere Vorgänge des Seelenlebens, welche Wendepunkte der Entwickelung bezeichnen. Fast in allen Autobiographien pflegen diese Kapitel die anziehendsten zu sein. Auch Corvin gibt aus dem Leben, selbst aus dem Traumleben jener Tage und aus dem kindlichen Verkehr mit der Thierwelt ansprechende Aufzeichnungen. Das wichtigste Ereigniß war, daß seine Mutter sich von dem viel ältern Vater scheiden ließ, der, dem Geist der Zeit gemäß, sehr lockern Grundsätzen huldigte; sie heirathete einen Lehrer am Gymnasium, Bernhard Thiersch, der nach Lyk versetzt wurde, und der Sohn war nun bald bei dem Vater, bald bei der Mutter, die nach dem Tode des erstern nach Halberstadt zog; hier besuchte der junge Otto die Domschule und wuchs ziemlich wild auf, da der Stiefvater sich wenig um die Kinder bekümmerte.

Im Jahre 1824 kam Corvin in das potsdamer Cadettenhaus: wir haben wenig Denkwürdigkeiten aus Cadettenhäusern, daher bietet diese Schilderung der zweiten Etappe seines Lebens besonderes Interesse. Er beschreibt die Einrichtungen auf das genaueste, und seine eigenen Erlebnisse bilden die beste Illustration derselben. Sein Urtheil über die Anstalt ist durchaus günstig:

> Die ganze Einrichtung des Hauses war so einfach, zweckmäßig und vernünftig, die Behandlung so gütig und liebevoll, daß ich nur mit inniger Rührung und Dankbarkeit daran zurückdenken kann. Mir ist diese Anstalt, wie sie damals war, stets als eine Musteranstalt erschienen. Dazu hundertundfunfzig Knaben aus den besten Familien des Königreichs als Spielkameraden — kurz, ein Kind konnte gar nicht besser aufgehoben sein als dort.

Aus der potsdamer Vorbereitungsanstalt kam Corvin im Jahre 1827 in das berliner Cadettenhaus, aus welchem er manche ergötzliche Anekdoten erzählt: so die „Linsenverschwörung", die Händel der Cadetten mit den Gamins, welche sie „Kaldaunenschlucker" nannten; seine Porträtgalerie der Lehrer spricht für die Beobachtungsgabe des Schülers. Corvin besuchte damals oft den Salon seiner Tante, der Frau von Arnim, wo er allerlei vornehme Bekanntschaften machte und auch manche Anekdoten aus Hofkreisen erfuhr. Der Kronprinz von Preußen galt für sehr witzig. Von dem Genre seiner Witze zeugen die folgenden:

> Einst bei Tische fragte der Kronprinz: „Wer ist der größte Zauberer in der Gesellschaft?" Er mußte selbst antworten: „Se. Majestät der König, denn er hat einen Strauß in einen

Dompfaffen verwandelt." Der Prediger Strauß hatte nämlich damals eine Stelle am Dom erhalten. — Eine geistreiche Prinzessin quälte die Gesellschaft nicht selten mit Räthseln. Einst hatte sie sich bei Tafel einen neben ihr sitzenden alten General als Opfer ausersehen, sodaß diesem der Angstschweiß ausbrach. Die Prinzessin hielt ihm einen blanken silbernen Löffel vor das Gesicht, bewegte ihn schnell hin und her, sodaß er im Sonnenlicht funkelte, und fragte: „Was ist das?" Der General sah sehr dumm und verlegen aus, als ihm der Kronprinz schnell die Lösung ins Ohr flüsterte. Mit freudestrahlendem Gesicht rief der General mit der Vehemenz einer platzenden Granate: „Löffelgans!" Es soll eben kein „Silberblick" gewesen sein, den die Prinzessin ihrem unartigen Schwager zuwarf.

Der Cadett bestand sein Examen und wurde Lieutenant:

Feldmarschall werden, muß schön sein; Lieutenant werden, ist schöner! Heute darf man nicht ohne Erlaubniß den Fuß auf die Straße setzen, wird man noch als ein Kind betrachtet, und morgen ist man ein Offizier so gut wie der Feldmarschall. Man ist frei; man ist ein Mann, man darf seine Cigarre oder Pfeife rauchen und Lieutenant Mannkopf hat nichts darein zu reden, wenn's nur der Magen erlaubt. Man darf das schönste oder garstigste Mädchen küssen, wenn's nur das Mädchen erlaubt: kurz man hat alle Rechte des ältesten Premierlieutenants. Man steht vor diesem nicht mehr „den kleinen Finger an der Hosennaht" und titulirt ihn ehrfurchtsvoll „Herr Lieutenant" — nein, man ruht anmuthsvoll auf dem linken Bein, die linke Hand in der Hüfte, während die rechte eine Cigarre hält, die man eigentlich lieber mit einem Zuckerstengel vertauschte, und sagt: „Auf Ehre, lieber Haberstroh, die kleine Figgarillo ist ein ganz famoses Mensch!"

Corvin kam nach Mainz und wurde dort ein Günstling der Frau Gräfin von Mensdorf-Pouilly, einer geborenen Prinzessin von Sachsen-Koburg: von dieser Dame, von der Generalität und seinen nächsten Vorgesetzten entwirft er gut colorirte Porträts. Der joviale Grundzug Corvin's ist hierbei unverkennbar. Das militärische Leben in der Bundesfestung Mainz zieht in einer Reihe von Genrebildern vor uns vorüber. Eingewebt sind zwei Liebesgeschichten aus dem Leben des jungen Offiziers: sein Verhältniß zu einem mainzer Bürgerkind, Therese, eine anmuthende und elegisch austönende Liebesnovellette, und der Liebesroman mit seiner Braut und spätern Frau, Helene Cardini, der Tochter eines vermögenden Fabrikanten, der sich gegen diese Bewerbung auf das heftigste sträubte und Helene sogar nach Paris schickte, um sie dem verliebten Lieutenant aus den Augen zu bringen; doch dieser suchte sie in der Welthauptstadt auf und wußte sie nachher nach vielen Abenteuern sogar in einer französischen Provinzstadt aufzustöbern. Die Erzählung dieser Liebesabenteuer ist frisch und spannend; man glaubt Novellen zu lesen. Von großem Einfluß auf Corvin wurde seine Bekanntschaft mit Friedrich von Sallet, der in Mainz bei demselben Regiment stand:

Friedrich von Sallet, der Dichter, war nicht ganz ein Jahr älter als ich und ein Jahr vor mir als Offizier zum Regiment gekommen. Er war nicht eben sehr klein oder schwächlich, allein außerordentlich zart und schien deshalb jünger als er war. Er wäre gern etwas kräftiger gewesen, und es verdroß ihn, daß sein Körper an Reife nicht seinem Geist nachgeeilt war. Die Frau unsers Obersten, die manchmal etwas naiv war, sagte einst zu ihm: „Aber Herr von Sallet, wie ist es nur möglich, daß Ihnen die Soldaten gehorchen!" Es war das eine grausame Bemerkung, die den armen Sallet sehr kränkte. Ich sah sein schönes Gesicht stets mit Vergnügen, ja ich kann sagen, mit einer Art von Rührung, über deren Grund ich mir eigentlich keine Rechenschaft geben kann. Vielleicht lag derselbe im Ausdruck seines schönen, lang bewimperten Auges, welches so klug und so rein blickte. Ein Sonntagskind mußte den hellen Stern über seiner Stirn leuchten sehen. Sein Haar war hellbraun, er trug es damals kurz; von einem Bart war zu jener Zeit noch keine Spur. Dies in Verbindung mit seinem etwas verlegenen Wesen und seinem Blick gab ihm etwas Mädchenhaftes.

Wegen eines humoristischen Aufsatzes, in welchem Seitenhiebe auf das Soldatenleben vorkamen, wurde Sallet vor ein Kriegsgericht gestellt, welches ihn zur Cassation und zehnjähriger Festungsstrafe verurtheilte. Der König stieß das Urtheil um und befahl, daß ein neues Kriegsgericht zusammentrete. Dieses blieb bei der Cassation, ermäßigte aber die Festungsstrafe auf zwei Jahre. Auch das war dem König zu viel, er cassirte die Cassation und bestrafte Sallet mit nur zwei Monaten Festung:

In dieser Strafe war Güte und gesunder Menschenverstand, die beide in dem Urtheil der Kriegsgerichte schwerlich zu finden waren. Das war die Meinung aller jüngern Offiziere, denn wenn sie auch die in jenem Aufsatz enthaltenen Anzüglichkeiten nicht billigten, so sah doch jeder die Abgeschmacktheit ein, für ein paar unüberlegt geschriebene Worte, wie sie tausendmal täglich von andern Offizieren untereinander gesprochen werden, einen noch nicht zwanzigjährigen jungen Mann zeitlebens unglücklich zu machen.

Sallet wurde nach Trier zum 30. Regiment versetzt. In seinen Briefen an Corvin, die mitgetheilt werden, zeigt sich ein echter Karlsschülerhumor sehr barocker und herausfordernder Art. Das Beispiel Sallet's brachte auch Corvin auf den Gedanken, Schriftsteller zu werden, da er wußte, daß er als Lieutenant nicht heirathen konnte; Sallet, damals schon eine literarische Autorität, war sein erster Berather. Er schrieb ein fünfactiges Trauerspiel in Versen: „Die Hunyaden", dessen Held Ladislaus Corvin ist. Das Stück ist neuerdings erst im Druck erschienen. Bald darauf machte er in Saarlouis, wohin er versetzt worden war, die Bekanntschaft mit einem andern Offizier, bei dem literarische Conferenzen abgehalten wurden: Friedrich Wilhelm Alexander Held, den er trotz seiner großen Fehler eine der interessantesten Persönlichkeiten nennt, mit der das Leben ihn in Berührung gebracht hat; er war zu Neisse in Schlesien geboren:

Sein Vater war Hauptmann und arbeitete später im Kriegsministerium zu Berlin, wo er starb. Sein Sohn wurde in das Militärwaisenhaus zu Potsdam geschickt, wo die Knaben zu Unteroffizieren in der Armee erzogen werden. Die Einrichtungen dieser Anstalt weichen daher bedeutend von denen in den Cadettenhäusern ab. Held zeichnete sich bald so sehr vor allen andern Waisenknaben aus, daß er nicht allein den höchsten Platz in dieser Anstalt erreichte, sondern ihm auch ganz ausnahmsweise gestattet wurde, von derselben aus das Fähnrichsexamen zu machen. Als solcher kam er zum 36. Regiment und besuchte die Divisionsschule in Trier. Das Offiziersexamen bestand er „mit Belobigungen", was äußerst selten vorzukommen pflegte.

Aus diesem Grunde erregte er unter uns einiges Interesse, als er zum ersten mal als Offizier bei der Parole erschien; da er aber in seinem Aeußern nichts Empfehlendes hatte, aus dem Waisenhause kam und ein Bürgerlicher war, so nahmen wir adelichen Hochnasen von ihm weiter keine Notiz, und ich kam niemals mit ihm zusammen. Er war blond, hatte sehr kleine Augen, einen sehr großen Mund, sah bäuerischgesund aus, hatte plebejische Hände und Füße, einen Leib wie ein Windhund und durchaus keine elegante Tournüre; dabei hatte er nichts als seinen Gehalt, besuchte keine Gesellschaften, machte keine Schulden und war mit einem Wort für uns eine Null.

Diese Meinung änderte sich bald; man erkannte Held's scharfen Verstand und die Originalität seiner Ansichten; auch er begann Dramen zu schreiben und schloß sich eng an Corvin an. Letzterer kam um seinen Abschied ein, der ihm bewilligt wurde; er hatte viele Connexionen und glaubte besonders durch Vermittelung eines Onkels, der ihm eine schriftliche Zusage ertheilt, einer festen Lebensstellung sicher zu sein. Zuerst wurde er in die Intriguen verwickelt, die zu Gunsten des verjagten Herzogs Karl von Braunschweig im Gange waren; ja er schrieb sogar nach Angabe des Onkels eine Schrift zu Gunsten des Herzogs. Dann sollte er eine Stelle in Gotha erhalten, wo er bei Hofe empfangen wurde; doch verzichtete er darauf, der jüngste gothaische Lieutenant zu sein. Auch bei seinem Schwiegervater in Dortmund hielt er sich längere Zeit auf unter kleinbürgerlichen Verhältnissen, die er mit Humor schildert. In Frankfurt trat er als Vorleser auf, aber ohne jeden Erfolg: diese Stadt machte er indeß zunächst zu seinem literarischen Hauptquartier: er mußte die Wahrheit von dem fühlen, was ihm Sallet am 25. Januar 1836 geschrieben hatte:

Auch ich denke noch immer wie sonst, einst den bunten Rock auszuziehen, nicht etwa, weil ich ihn für meiner unwürdig, sondern nur, weil ich mich für nicht dazu geschaffen erkenne. Aber ich werde es gewiß nicht eher thun, als bis ich mich so weit herangebildet habe, um wirklich selbständig, durch Bildung und entwickelte innere Kraft über äußere Umstände gebietend, anstatt von ihnen abhängend, auftreten zu können. Fühle ich mich nie so weit befähigt, so bleibe ich, was ich bin, überzeugt, daß ein gewöhnlicher Offizier mehr fürs Allgemeine leistet als ein ungereiftes, verpfuschtes, durch die Noth gedrücktes, ja vielleicht zu Schändlichkeiten getriebenes Genie. Es ist freilich lächerlich, guten Rath zu geben, wenn der andere schon gewählt hat, die Spritzen zu probiren, wenn das Haus abgebrannt ist; aber ich meine, daß solche Betrachtungen nie zu spät kommen.

Aus dieser wesentlich literarischen Lebensepoche Corvin's sind die leipziger Aufzeichnungen von besonderm Interesse: wir erhalten die Porträts der damals in der Pleißenstadt wohnenden Schriftsteller, und alle sind mit einer geschickten Silhouettenschere ausgeschnitten. Es war um das Jahr 1840, als sich diese Literatencolonie in Leipzig angesiedelt hatte: darunter vor allen Heinrich Laube, von dem Corvin ein etwas geschmeicheltes Bild entwirft. Von Robert Heller heißt es:

Laube's Famulus — böse Zungen nannten ihn seinen Kosinsky — war Dr. Robert Heller, der Redacteur der „Rosen", einer wenig verbreiteten belletristischen Zeitschrift. Er war damals ein großer, hübscher, blonder Mann mit einer Hinneigung zum Fettwerden, und das Novellenschreiben wurde ihm herzlich sauer. Er zog eine gut besetzte Tafel bei weitem seinem Schreibtisch vor, und ich mochte ihn auch lieber an ersterer; nicht nur deshalb, weil es eine Freude war, ihn genießen zu sehen, sondern auch, weil er ein vorzüglicherer Tischgesellschafter als Schriftsteller war. Sein Erzählertalent war unübertrefflich, und selbst wenn er eine alte Geschichte wiederholte, hörte ich sie immer gern. Er erreichte diese Wirkung nicht durch Bouffonnerie, sondern mehr durch eine ruhige Drolligkeit, die er indessen niemals auf dem Papier festhalten konnte. Die Leute in Leipzig mochten ihn nicht besonders und sprachen geringschätzig von ihm, obwol ich eigentlich keinen Grund dafür sah; ich vertrug mich stets sehr gut mit ihm, und wir waren, was man so in der Gesellschaft gemeinhin gute Freunde nennt.

Weiterhin folgen die Photographien einiger durchreisender Autoren, wie diejenige von Saphir:

Ich möchte nur wissen, weshalb Humoristen oft solch unangenehme und zänkische Menschen sind! Saphir war ganz unausstehlich, sowol in seinem Aeußern als in seinem Benehmen. Er war ziemlich groß, hatte ein schauderhaftes Plattnasengesicht und dabei rothe Haare, sodaß ich mich nie erwehren konnte, bei seinem Anblick an Zadick, den Blutzapfer, in Spindler's „Juden" zu denken. Er schien auf dies Gesicht indessen besonders eitel und verschönerte es durch eine lockige Perrüke, wovon er stets mehrere Exemplare auf der Reise bei sich hatte. Er war mit allem unzufrieden, brummte und zankte beständig, und es gehörte wirklich eine große Selbstüberwindung dazu, ihm nicht eine Tracht Prügel zu geben, wie er sie übrigens oft genug in seinem Leben genossen hat. Er prahlte gern mit seinen vornehmen Bekanntschaften in Wien und erzählte, wie im Vorbeigehen, kleine Geschichten, nur um zu zeigen, auf welchem vertraulichen Fuß er mit einigen der größten Edelleute stehe. Einst führte er eine Unterredung mit Graf Sándor an, die derselbe in folgender Weise begann: „Sag' einmal, Saphir, hast du nicht gehört" u. s. w. „Wie", rief ich mit angenommenem Erstaunen, „Sie dulden, daß der Graf Sie wie einen Bedienten mit Du anredet?" Er sah mich groß an, aber hielt es für gut, nichts auf den Stich zu erwidern.

Dann erhalten wir das Bild eines andern Humoristen:

Ich nannte vorhin Eduard Maria Oettinger, der damals in Leipzig den „Charivari" herausgab, ein Blatt, welches mehr seines Namens als seines Inhalts wegen gehalten wurde. Oettinger hielt sich für den ersten Humoristen der Welt; allein ich konnte an seinem Humor keinen Gefallen finden; denn derselbe quoll nicht aus dem Innern, sondern war künstlich erzeugt; ich merkte beim Lesen von Oettinger's Sachen stets, daß ich zum Lachen gekitzelt werden sollte, und so wurde der Zweck verfehlt. Er lachte über seine Einfälle selbst am meisten und hatte den größten Genuß daran; seine Frau glaubte an ihn wie an einen Gott; er hatte, sich selbst ausgenommen, keinen größern Bewunderer. Für einen Einfall, den er für witzig hielt, riskirte Oettinger seine Seele, und was mehr sagen wollte, eine Tracht Schläge. Er griff jedermann an und war mitunter sehr boshaft in seinen Witzen; obwol Bosheit nicht eigentlich in seinem Charakter lag. Gegen wen er einmal eine Antipathie hatte, an dem hing er wie eine Klette. Laube pflegte zu sagen: „Dieser Mensch lebt von mir", und Heller ließ er niemals los. Mir kam er immer vor wie ein naseweiser Pintscher, der des Morgens auf die Straße gelassen wird. Alles bellt er an ohne Grund; jeden Hund fragt er nach dem Paß; in alle Winkel steckt er seine Nase und alle Ecksteine äzt er an. Oettinger hatte denn auch Feinde in Menge, wie das bei einem Witzmacher von Profession nicht anders mög-

lich war. Trotz alledem war er ein sehr gutmüthiger, herzlicher Mensch, zärtlicher Gatte und Vater und exemplarisch fleißig. Er hatte in seinem Leben eine ungeheuere Menge zusammengeschrieben und ganze Bibliotheken durchgelesen, um Stoffe für seine Arbeiten aufzustöbern; aus wenig bekannten Büchern stahl er mit der edelsten Dreistigkeit, was ihm irgend paßte. Hätte Oettinger bei diesem ungeheuern Fleiß und dem Forschertalent, welches er besaß, sich nicht darauf verbissen, ein humoristischer Schriftsteller sein zu wollen, sondern sich ernstlich auf eine Wissenschaft geworfen, wie Archäologie, Numismatik, Bibliographie u. s. w., er würde nicht nur einen bedeutendern Namen, sondern auch eine einträgliche Stellung gewonnen haben.

Von einem andern, damals sehr bekannten Romanschriftsteller heißt es:

Ein Liebling aller in Leipzig war C. Herloßsohn, dessen hübsche Romane noch nicht vergessen sind. Er war ein Böhme, hatte sich aber schon seit vielen Jahren in Leipzig angesiedelt, wo er die Zeitschrift „Der Komet" redigirte. Er war klein, untersetzt und, wie es mir schien, ein wenig verwachsen; wenigstens war es mit einer seiner Hüften nicht ganz richtig. Er war blond, ohne besondere Ursache eitel auf sein Haar und hatte ein gutmüthiges, leicht von Pockennarben gezeichnetes Gesicht. „Sein Leben war ein stilles Wandern von einer Kneipe zu der andern." Bier konnte er nicht vertragen; aber wo Bacchus regierte, sah man auch Herloßsohn's, von einem Wehmuthsschatten überflogenes Gesicht über einem vollen Glase Bordeaux hängen; denn andern Wein trank er nicht. Je mehr er trank, desto wehmüthiger wurde er und desto krampfhafter fühlte seine Hand nach einer befreundeten Nachbarshand, die er in schnellen, kurzen Absätzen leicht zu drücken pflegte. Er sprach meist leise und mit einer etwas belegten Stimme, lachte nie laut, sondern war stillvergnügt, und all seine Reden durchwehte ein ruhiger Humor. Er mußte schon ziemlich alt sein; allein er machte nicht diesen Eindruck. Er war unverheirathet, und so lange ich ihn kannte, hatte er keine andere Geliebte als die langhalsige Bordeleierin, die er aber bis zum delirium tremens liebte, wovon er jedoch auf der Kaltwasserheitanstalt genas.

Aehnlich sind die Federzeichnungen, in denen Kühne, Jordan, Biedermann, Robert Blum und von den durchreisenden Autoren Glaßbrenner, Weil, Wiehl, Hoffmann von Fallersleben, Herwegh, Karl Beck u. a. skizzirt werden. Den Schluß bilden die mit Cruikshank's Griffel hingeworfenen, an die Carikatur streifenden Porträts von dem Ordensjäger Hofrath Singer und dem nie bezahlenden Dr. Tropus.

Plötzlich erschien in Leipzig eine frühere Garnisonsbekanntschaft, der Lieutenant Held, der inzwischen mit entschiedenem Unglück Schauspieler gewesen, dagegen als Theater-Don-Juan entschiedenes Glück gehabt. Entführte Theaterdirectricen, verführte Sängerinnen und Künstlerinnen bezeichneten seine Siegeslaufbahn. Auch Stücke hatte er inzwischen geschrieben: „Liebe" und „Freundschaft" u. a. Corvin berichtet:

Als ich einst an einem sonnigen Frühlingstage in die Stadt ging, sah ich mitten auf dem Fahrwege der Grimmaischen Straße zwei höchst auffallende Gestalten: einen Herrn mit einer Dame am Arm. Der Herr war vom Halse bis zu den Zehen hernieder in einen weiten, etwas theatralisch drapirten schwarzen Mantel gehüllt, und auf dem Kopfe hatte er eine schwarze baretartige Mütze ohne Schirm. Er sah aus wie ein Mörder oder Verschworener in einem Melodrama. Die Dame war jung und von außerordentlich auffallender Schönheit. Sie trug einen schwarzen Creppbut und ein schwarzes Sammtkleid ohne Shawl. Es waren Held und seine junge zweite Frau.

Weiterhin sagt er ergänzend:

Damals hatte er die schwarze Marotte, denn irgendeine mußte er stets haben; selbst sein kleines Kind trug schwarz und das Dienstmädchen ebenfalls; es war, als ob die Familie über den Tod des gesunden Menschenverstandes trauere. Im Hause trug Madame Held über dem schwarzen Kleid eine bis zum Knie reichende rothe Tunika, die ihr reizend verrückt stand. Extreme berühren sich. Die geistreichsten Leute zeichnen sich durch irgendwelche Excentricitäten aus, welche hausbackene Menschen sehr schnell zu dem Urtheil führt, daß sie Narren sind.

Rudolf von Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Eine Monographie über den Donaustrom.

Die Donau von ihrem Ursprunge bis an die Mündung. Eine Schilderung von Land und Leuten des Donaugebietes von A. F. Heksch. Mit 200 Illustrationen und einer Stromkarte. Wien, Hartleben. 1880. Gr. 8. 13 M. 50 Pf.

Ein, mag man nun die literarische Arbeit oder die Ausstattung ins Auge fassen, durchweg zweckentsprechendes und sauberes Werk, das entschieden mehr hält, als die bescheidene Vorrede verspricht. Die 25 Vollbilder sowie die zahlreich in den Text eingedruckten Skizzen — Städteansichten, Nationalcostüme, Denkwürdigkeiten und Monumentalbauten — sind nett und ansprechend; die ungemein detaillirt ausgeführte Donaukarte in 16 Sectionen läßt nichts zu wünschen übrig. Der Autor sagt, sein Buch sei „eine Compilation der bestmöglichen Art", wobei — neben dem Ergebnisse des Selbstgesehenen — „die Auswahl des verwendeten Materials und das Auffinden richtiger Quellen die Hauptsache bilden". Heksch hat aber mit so viel Geschmack und Gewissenhaftigkeit eine so reichhaltige Literatur benutzt, sich für seinen Privatgebrauch durch Magistratspersonen Mittheilungen aus den Chroniken so vieler Donaustädte zu verschaffen gewußt, daß er sicher sein kann, wirklich das Wissenswertheste über Sage, Geschichte und Alterthumskunde sowie über die Ethnographie der Donauländer und ihrer Bewohner beigebracht zu haben. Getrost mag er auf seine Arbeit das von ihm citirte Wort Goethe's anwenden: „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen." So ist es denn auch ein Lob und keineswegs ein Tadel, wenn er selbst sagt:

Der streng fachwissenschaftliche Maßstab darf an dies Buch nicht gelegt werden; es wäre sogar ein erheblicher Fehler, wenn es sich in irgendeine Disciplin vertiefte, weil es dann dem

Zwecke der allgemein unterhaltenden Belehrung nicht mehr entsprechen würde.

Die Reichhaltigkeit des Werks zeigt am besten eine kurze Inhaltsangabe. Die Einleitung behandelt in zwei Abschnitten Namen und Ursprung der Donau; dann den Strom in seinen natürlichen und culturgeschichtlichen Verhältnissen: geschichtlicher Ueberblick; innere Gestaltung des Donaugebietes und seiner Flußlinien; die Nebenflüsse des obern, des mittlern, des untern Donaubeckens; die Weltstellung des Stroms. Der nächste Abschnitt ist den Donauvölkern gewidmet: den Deutschen, den Nord- und den Südslawen, den Magyaren, den Dakoromanen, den vereinzelten Einwanderern, den Donaustaaten und Donauprovinzen. Darauf folgt die Donaufahrt in elf Kapiteln: von Donaueschingen bis Ulm, bis Regensburg, bis Passau, bis Linz, bis Wien, Wien selbst, bis Budapest, diese Stadt selber, bis Orsowa, bis Giurgewo, bis Sulina. Wien und Pest sind dabei nahezu je 50 Seiten gewidmet. Ein Anhang behandelt: den dreiundsiebzigsten Geburtstag des Dampfschiffs; das funfzigjährige Jubiläum der Donau-Dampfschifffahrt; das Wirken Stephan Szechenyi's an der untern Donau; die neueste Bewegung auf dem Gebiete der Donau-Angelegenheiten. Von den beiden Beilagen zur Stromkarte schildert die erste die Arbeiten, welche die europäische Donaucommission seit August 1873 an der Sulinamündung ausgeführt, mit beigegebenem Situationsplane; die andere besteht aus einem Meilen- und Kilometerzeiger der Donau und der mit Dampfern befahrenen Nebenflüsse.

Resumiren wir einmal, nach Heksch, die Anfänge Wiens! An der Grenze von Niederösterreich und Ungarn, auf dem rechten Donauufer, gegenüber der Marchmündung, liegen heute die drei Flecken Petronell, Deutsch-Altenburg und Hainburg, die in der Römerzeit das große Municipium Carnuntum bildeten. In diesen drei Orten findet man noch heute fast bei jedem Hause alte, vollkommen erhaltene römische Ziegel von ungewöhnlicher Größe und Form als Flurpflaster verwendet. In der ganzen weiten Ebene zwischen Altenburg und Petronell bis zum Stromufer bildet altes Mauerwerk noch stellenweise das Grundpflaster der Straße; eine Menge zerstreut liegender zerbrochener Ziegel, Theile von römischen Thongefäßen u. s. w. bedecken vielfach den Boden. Noch ragen mehrere Thore aus der Römerzeit aufrecht empor, die den Uebergang aus der Civilstadt in das Militärlager erkennen lassen, während eine noch gut erhaltene Badeanstalt beweist, daß die Römer auch die Mineralquelle von Altenburg benutzten. In dieser weiten Ebene also streckte sich Carnuntum hin, das mehrere Jahrhunderte vor Christi Geburt von einem keltischen Stamme oder von den Carni, einem Zweige der Taurisker, gegründet war. Seine kriegerischen Einwohner umgaben die ausgedehnte Stadt mit starken Befestigungen, erhoben sie aber auch zu einer wichtigen Verkehrsstation, namentlich für den Bernsteinhandel. Erst im Jahre 9 n. Chr. wurde Carnuntum, nach blutigen Feldzügen, durch den römischen Proconsul Tiberius erobert, der einen großen Sieg über die Pannonier und Dalmater erfochten. Zum Hauptorte Oberpannoniens erwählt, mit einer eigenen Verfassung und mit dem Rechte der Selbstverwaltung ausgestattet, erhielt Carnuntum 136 durch Kaiser Hadrian den Rang eines Municipiums und ward zu einem bedeutenden Waffenplatze gemacht, da die Quaden vom linken Donauufer her, im heutigen Marchfelde, das Land zu beunruhigen anfingen. Als diese nun gar mit den anwohnenden Völkerschaften einen Bund gegen Rom schlossen, kam Kaiser Marc Aurel selber mit seinem Sohne Commodus 178 zur Führung des Kriegs in Carnuntum an. Der kaiserliche Hofhalt, die großartigen Kriegsrüstungen, die Verstärkung der Befestigungen, die Vermehrung der Donauflotille, die Hebung des Handels: das alles eröffnete eine Periode des Glanzes für die Stadt, die überdies jetzt den Titel einer Colonie erlangte. Als aber Marc Aurel, nach siegreicher Invasion des Landes der Quaden, auf seiner Rückreise 180 in Vindobona gestorben war, ging es in den Kämpfen gegen jene Barbaren mit Carnuntum immerfort rückwärts, bis dieselben 375 die Stadt in einen Schutthaufen verwandelten. Wohl züchtigte Kaiser Valentinian, der zur Hülfe zu spät gekommen, die Quaden furchtbar und ordnete den theilweisen Wiederaufbau von Carnuntum an: doch erholte sich die Stadt nie wieder. Ihre Rolle im Handelsverkehr übernahm Vindobona, wie es auch der Standplatz einer großen Militärmacht wurde und als Station der Donauflotille an Carnunts Stelle trat. Letzteres ward vollends vom Erdboden vertilgt, als nach den Gothen und nach allen Peripetien der Völkerwanderung die Avaren Herren Pannoniens wurden und es 240 Jahre bis zur Zerstörung ihres Reichs durch Karl den Großen, von der Mitte des 6. bis zum Anfange des 9. Säculums blieben.

Zur Erbin Carnunts auch als Handelsstadt war, lange ehe es zu Grunde ging, Vindobona, auch Fabiana genannt, ausersehen. Die Natur selber hatte den Ort dazu bestimmt: er liegt in der Ebene hart an der Ostseite der österreichischen Donauenge, am Fuße des vom Wiener Walde gebildeten Donauthors, gegenüber dem Marchbecken. Oberhalb Wiens noch durch raschen Lauf, Wasserwirbel u. dgl. vielfach behindert, erlangt der Strom hier eine großartige Entwickelung und wird für den Verkehr mit Fahrzeugen von größter Tragfähigkeit schiffbar. Hier ist die Donau der Spitze des Adriatischen Meeres am nächsten; ebenso wird der Adriatische Golf von hier aus am leichtesten erreicht, da die Alpen, die sich hier mit dem Wiener Walde (Mons Cetius) gen Nordosten wenden, in dieser Richtung mit geringern Schwierigkeiten überschritten werden können als von irgendeinem weiter westlichen Punkte aus. Die Hauptmasse der Alpen umgehend, liefen schon zur Römerzeit wie im Mittelalter die Handelsstraßen zwischen der Donau und Adria auf diesen Punkt hin. Die große nordsüdliche Verkehrsstraße

von der Oder durch Mähren zum Golf von Triest und Venedig kreuzt sich hier mit der großen Donaustraße von Ost nach West. Das ist die geographische Grundlage der Bedeutung Wiens.

In seinem Hauptquartier zu Carnuntum hatte noch Marc Aurel, der kaiserliche Philosoph, an seinen Betrachtungen geschrieben: bei der Leuchte seiner Todesfackeln finden wir Vindobona, das noch unter Tiberius blos ein gemauertes Standlager gewesen, als Stadt, als Municipium genannt. Der Name der Stadt bedeutet nach Helfich „der Wenden Wohnung", wie noch unter Kaiser Rudolf in Wien ein Haus „die Vinidenburch" gestanden habe. Bei Vindobona hatte auch Marc Aurel den Uebergang über den Strom gegen Quaden und Markomannen erkämpft, wobei ihm hauptsächlich die aus Christen bestehende Legio XII fulminatrix durch ihre Tapferkeit — die Kirchenschriftsteller sagen, durch ihr Gebet — den Sieg erringen half. Als dann, wie erwähnt, unter Valentinian nach Carnunts Zerstörung auch die Donauflotille von dort nach Wien verlegt ward, trat dieses vollends seine Mission und Erbschaft als Donau-Emporium an. Nun brauste der Hunnensturm über Pannoniens Gefilde: nachdem sich dieser verzogen, finden wir Vindomino, wie Wien damals genannt wurde, im Besitze der Gothen. So hart zieht die Völkerwanderung das junge Stadtwesen in Mitleidenschaft, daß es sogar seinen alten Namen einbüßt und nach einem ehemaligen Standlager Fabiana genannt wurde. Am linken Donauufer hausten die Rugier; Barbarenhaufen streiften durch die nun immer mehr verfallenden und verödeten Römerstädte. Um diese Zeit trat der Gottesmann Severinus auf, der in Fabiana und außerhalb der Stadt, im heutigen Vororte Heiligenstadt, Bethäuser und Zellen, zugleich als Schulen, baute; noch heute bewahrt der Vorort Sievering sein Andenken. In die stille Klause dieses eifrigen Glaubensboten läßt die Legende den Heruler Odoaker als Jüngling treten und dort die Weissagung empfangen, das rauhe Fell, das seine Schultern decke, werde sich in Italien in reichen Schmuck verwandeln: ehe ein Jahrzehnt vergangen, begrüßte das Heer am 23. August 476 Odoaker zu Ravenna als König von Italien, dem der letzte weströmische Cäsar Romulus Augustulus Purpur und Diadem übergeben mußte.

Inzwischen hatte ein Rugierkönig seine Herrschaft auch auf das rechte Donauufer ausgedehnt, Fabiana erobert und seinen Bruder dort als Statthalter eingesetzt. Odoaker zerstörte das kurzlebige Rugierreich, bei welcher Gelegenheit ihm Severin abermals seinen eigenen nahen Niedergang prophezeite. Als der große Ostgothe Theodorich — der Dietrich von Bern der Volkssage — diese Verkündung erfüllt hatte, bekam Fabiana unter der Gothenherrschaft durch Theodorich seinen ersten Bischof in der Person eines ehemaligen römischen Tribunen, Namens Mamertinus. Darauf liegt zwei volle Jahrhunderte, in die das Reich der Avaren an der Donau fällt, tiefes nächtliches Dunkel über den Geschicken der Stadt; nur zwei Schüler des heiligen Ruprecht, dem Wiens älteste Kirche noch heute ihren Namen verdankt, tauchen im Lichtkleide der Legende aus dieser Dunkelheit auf. Karl der Große soll, der Ueberlieferung zufolge, nach Zurückdrängung der Avaren, in Fabiana die Kirche zu Sanct-Peter gestiftet haben. Auch fällt, der Sage nach, in jene Zeit die Gründung der Kirche Maria am Gestade (Maria Stiegen) auf der Uferhöhe, an der damals der Hauptstrom der Donau vorbeifloß. Eine neue Zeit der Verheerung brach über die Donauländer herein, als Kaiser Arnulph die Magyaren gegen den Fürsten des Großmährischen Reichs Swatopluk zu Hülfe rief, bis dieselben, 955 in der Schlacht auf dem Lechfelde bei Augsburg zurückgedrängt, sich endlich unter König Stephan in das europäische Staatswesen einfügten. Erst unter Heinrich III. wird Wien wieder genannt; ein gutes halbes Jahrhundert später, im Anfange des 12. Jahrhunderts hat Markgraf Leopold der Heilige zwei Jagdhäuser in Wien; sein Sohn, Heinrich Jasomirgott, zieht sich 1146, in der Schlacht an der Fischa von den Ungarn besiegt, nach Wien zurück, einem Städtchen, das einst Favianus geheißen. Schon drei Jahre früher hatte er dort außerhalb der Stadtmauer eine Kirche zu Ehren des heiligen Stephan gegründet, die 1147 Bischof Reimbert von Passau einweihte, als die donauabwärts kommenden Kreuzfahrer in Wien Raststation hielten. Von diesem Baue stehen heute nur noch die Emporkirche und die beiden Heidenthürme; alles übrige ist das Werk späterer Jahrhunderte bis in die Neuzeit; eingeleitet wurde der ganze Neubau der Stephanskirche und namentlich ihres monumentalen Thurms, des heutigen Wahrzeichens von Wien, gute zweihundert Jahre später durch den ersten Erzherzog, Rudolf den Stifter. Aber noch Heinrich Jasomirgott baute sich in Wien eine Residenz auf dem Platze, der noch heute Am Hof heißt, als er 1156 die erbliche Herzogswürde erhielt. Eine neue Burg gründete sich Leopold der Glorreiche, der die Stadt bedeutend vergrößerte und ihr Gesetze und Gerechtsame gab, da ihre Bedeutung für den Weltverkehr, namentlich für den Orienthandel, sich schon stark gehoben hatte. Als 1246 der letzte Babenberger, Friedrich der Streitbare, in der Schlacht gegen die Ungarn geblieben war, wurde Wien zur Reichsstadt erhoben.

Nach dem Ausgange der Hohenstaufen brachte das Interregnum böse Zeiten auch für Wien, dessen Bevölkerung Ottokar von Böhmen zujauchzte, als er, nach seinem Siege über die Ungarn auf dem Marchfelde bei Krissenbrunn, inmitten der allgemeinen Verwirrung und des Zerfalls die Zügel über die herrenlosen Länder mit starker Hand ergriff. Ottokar verschönerte die Stadt, in der er nach seiner zweiten Vermählung die herrlichsten, glänzendsten Feste feierte: sie hielt auch, als der Reichskrieg ausbrach, treu zu ihm und überstand muthig eine sechswöchentliche Belagerung durch Rudolf von Habsburg, bis diesem der Vergleich mit Ottokar die Thore öffnete und endlich nach Erneuerung des Kriegs

1278 am 26. October der Tod des Böhmenkönigs in der Schlacht auf dem Marchfelde die Herrschaft der Habsburger in Wien für immer fest begründete.

Nur noch einmal ward dieselbe unterbrochen, als Matthias Corvinus, der große Ungarkönig, vor welchem Kaiser Friedrich III. nach Linz geflohen war, sich ganz Niederösterreichs, Schlesiens und der Steiermark bemächtigte. Im Frühjahr 1485 begann Matthias die Belagerung Wiens, das damals 50000 Einwohner zählte; er sperrte die Donau ab, sodaß er alle Proviantschiffe abfangen konnte, besetzte die Taborbrücke und nahm den befestigten Brückenkopf. Die Garnison war zur Vertheidigung der Stadt ungenügend und doch bald aus Mangel an Lebensmitteln vom Hungertode bedroht. Matthias Corvinus selbst schlich sich, als Wagnergeselle verkleidet, mit einem Rade durch ein Thor in die Stadt und überzeugte sich persönlich, daß Katzen- und Mäusefleisch schon zu den Delicatessen gehörte, da alle entbehrlichen Pferde bereits abgeschlachtet waren. Als die Bürger und Soldaten, die sich lange und tapfer gehalten, sahen, daß sie auf Hülfe und Entsatz nicht zu rechnen hatten, übergaben sie am 1. Juni 1485 die Schlüssel der Stadt dem Könige von Ungarn, der an der Spitze von 8000 Mann auserwählter Kerntruppen unter großem Jubelgeschrei der Seinigen in Wien einzog. Hoch zu Roß, im prachtvollen, goldgestickten, edelsteinbesetzten ungarischen Gewande, umgeben von den Großen und Würdenträgern Ungarns, Mährens und Schlesiens, nahm Corvin durch das Stubenthor und die Wollzeile seinen Weg nach dem Stephansdom, wo ein feierliches Tedeum abgehalten ward. Dann schlug er seine Residenz in dem Hause Nr. 14 der Kärntnerstraße auf, das nach ihm noch lange die Corvinburg hieß. Das Gebäude gehörte damals dem kaiserlichen Protonotar und Kanzler Johann Waldner, der es von Friedrich III. zum Geschenk erhalten: Corvin confiscirte es aber ohne Umstände, da Waldner nur als Strohmann fungirte, indem der Kaiser es liebte, sein Geld in Häuserkäufen anzulegen, und die Häuser dann auf die Namen seiner Höflinge schreiben ließ, damit sie bei feindlichen Invasionen als Privateigenthum geschützt blieben. Hier lebte und starb Corvinus. Da das Haus damals noch einen großen Garten hatte, auf dessen Grunde heute ein Gewirr kleiner Gäßchen sich verläuft, ließ er auch seine Lieblingsthiere, prachtvolle Löwen, aus Ofen dorthin schaffen. Wenige Wochen vor seinem Tode, im März 1490, promenirte er dort mit seinen Großen, heftig den Aerzten widersprechend, die ihn seines übeln Aussehens wegen zu Bette schicken wollten. Endlich schlug Corvin's Liebling, Graf Nostiz, ihm einen Gang zu den Löwen als Aufheiterungsmittel vor. Der König wünschte, die Thiere einmal in größter Wuth zu sehen: deshalb erhielt der Wärter, da gerade Fütterungszeit war, Befehl, ihnen die Fleischstücke zu zeigen, aber nicht zu geben. Die ganze Umgegend erzitterte von dem Gebrüll der zornigen Bestien. Plötzlich zwängte eine derselben ihre Tatze durch das Gitter des Käfigs und entriß dem Wärter ein Stück Fleisch. „Jetzt", meinte der ungarische Tavernikus, der mit Nostiz seit lange in Feindschaft lebte, „wäre es ein Hauptspaß, wenn sich jemand fände, der dem Löwen die Beute wieder abjagte." Corvinus fand den Einfall vortrefflich, und unwillkürlich richteten sich aller Augen auf Nostiz, der, schlank wie eine Tanne und stark wie eine Eiche, ebenso von den Rittern gefürchtet wie von den Frauen geliebt war: konnte man sich doch nichts Herrlicheres denken, als den Grafen in voller Rüstung, wie ihm die Locken unter dem Helm hervorquollen. „Nostiz ist alles zu thun im Stande", riefen die Umstehenden. „Daran zweifle ich keinen Augenblick", meinte der Tavernikus spöttisch; „nur daß er es thut, bezweifle ich." Jetzt fuhr auch der König gereizt auf: „Ich wette, daß er es thut. Geh, Nostiz", sprach er zu seinem Lieblinge, „zeige ihnen, daß du der Mann bist, für den sie dich halten." Schweigend zog Nostiz den Dolch aus der Scheide, hüllte seine kräftige Faust in den Dolman und trat kühn in den Käfig, wo eben die drei Löwen über dem Stück Fleisch zankten. „Her mit der Beute", donnerte er sie an, „her mit dem benagten Raub!" Mit dumpfem Grollen erhoben sich die Thiere drohend; Nostiz aber trat ruhig zwischen sie, nahm das Fleischstück und verließ den Käfig, ohne daß die Löwen, in ihrem Erstaunen über so viel Tollkühnheit, einen Schritt oder Sprung gegen ihn zu thun wagten. Als Nostiz aus dem Käfig getreten war, die eiserne Gitterthür hinter sich zuschlagend, legte er, von allen Anwesenden umringt, mit bleichem Antlitz und eine Thräne im Auge, dem Könige die Beute zu Füßen. „Gnädigster Herr und König, hoch halte ich dein Wort", sprach er dumpfen Tones; „daß ich der Mann am Platze bin, bewies ich in zahlreichen Schlachten — warum setztest du das Leben deines treuen Dieners wegen einer Wette aufs Spiel? Der Spaß war zu ernst, darum thue das in Zukunft mit jemand anderm — ich verlasse deinen Dienst." Sprach's und ging aus dem Garten, um in die Dienste des Königs von Polen zu treten. Er hieß fortan nur noch der Löwenritter, wie das Haus, das der Schauplatz dieses Pendants zu Schiller's „Handschuh" gewesen, die Bezeichnung Zu den drei Löwen erhielt. Später wurde es auch Hasenhaus genannt, weil Kaiser Maximilian hierher das Amt des Rüdenmeisters verlegte, der auf die Hasenfelder in Wiens Umgebung zu achten hatte. Noch bis zu seiner jüngsten Umwandlung in ein Bazar-Durchhaus sah man die Frontmauer des Hauses mit Fresken aus dem 16. Jahrhundert bemalt: ein Hase mit Krone und Scepter verlas ein Decret, das seinen Unterthanen anbefiehlt, Menschen und Hunde aufs schärfste zu verfolgen; in einer Schlacht werden Menschen und Hunde von Hasen in die Flucht geschlagen; eine dritte Freske zeigte die Hasenfeinde in schwerem Kerker. Hier starb Matthias Corvinus im siebenundvierzigsten Lebensjahre am 6. April 1490 plötzlich nach dem Genusse von Feigen: sein Leichnam ward zu Schiffe auf der Donau nach Ofen gebracht. Sofort eilte der ritterliche Maximilian herbei, um den Sitz seiner

Ahnen wieder einzunehmen. Am 19. August ward im Stephansdome das „Herr Gott, dich loben wir“ angestimmt, und zehn Tage darauf räumte die ungarische Besatzung auch die Burg.

Wir schließen mit folgender Stelle aus einem Gedichte auf Wien von Wolfgang Schmelzel, die deutlich zeigt, wie stark der Fremdenverkehr in Oesterreichs Hauptstadt und wie vielsprachig ihre Bevölkerung schon im Anfange des 16. Jahrhunderts war:

An des Lugerk kam ich ongfer,
Da tratten Kaufleut hin und her,
All Nacion in jr Klaidung:
Da wirt gehört manch sprach und zung;
Ich dacht, ich wer gen Babl khumen,
Wo alle sprach ein Anfang gnummen,
Und hört ein seltzams Dräsch und Gschray,
Von schönen sprachen mancherlay,
Hebreisch, Griechisch und Lateinisch,
Teutsch, Frantzösisch, Türkisch, Spanisch,
Beheimisch, Windisch, Italianisch,
Hungarisch, guet Niederländisch,
Natürlich Syrisch, Krabatisch,
Rätzisch, Polnisch, Chaldeisch,
Des Volks auch war eine große meng,
Ich macht mich pald auß dem Gedreng!

So sei denn das vortreffliche, reichhaltige Werk auch zu Geschenken bestens empfohlen. Walter Rogge.

Neue deutsche Dramen und Lustspiele.

Es ist nur ein bescheidenes Häuflein Bücher, das mir diesmal zur Besprechung vorliegt, dennoch ist fast die ganze Stufenleiter von dem Versuch mit der dramatischen Form und der fruchtlosen Dilettantenarbeit bis zum wahrhaften Kunstwerk eines echten Dichters darin vertreten.

Den Reigen der Besprechungen mögen zwei Dramen eröffnen, die den erstern zuzuzählen und für das Repertoire der deutschen Bühne ohne Nutzen sind:

1. Otto der Große. Drama in fünf Aufzügen von E. Meruell. Stuttgart, Greiner.
2. Anna von Kleve oder die Gürtelmagd der Königin. Drama in fünf Aufzügen von E. Meruell. Stuttgart, Greiner.

Beide Dramen sind entweder bloße Dilettantenarbeit oder gewagte Versuche mit der dramatischen Form, und in diesem Falle Versuche einer vollständigen Anfängerschaft. Für das letztere sprechen beinahe sowol Naivetät der Erfindung und gänzlich verfehlte Charakterzeichnung wie Unbeholfenheit in Form und Ausdruck. Wer aber erst poetisch zu buchstabiren beginnt, der soll sich nicht an die höchsten und schwierigsten Aufgaben der Poesie wagen, und wenn er dies dennoch thut, soll er derartige Wagnisse tief in das geheimste Fach seines Schreibtisches schließen, aber nicht keck hinaus auf den Markt der Oeffentlichkeit tragen, wo er weder Lob ernten noch Anregung und Aufmunterung erfahren kann. Er wird, wenn er die Werdezeit glücklich überstanden und Vollgehalt für die Zukunft in sich hegt, dereinst selbst über die wilden Schößlinge lächeln, deren verworrene Ranken er für Anzeichen des Genies hielt und für die er sich vom Unverstande beglückwünschen ließ, während der beglückwünschende Unverstand ein sehr schlechter Freund ehrlichen Strebens ist. Dieser Otto der Große sowie die unglückliche Adelheid von Burgund müssen eine besondere Anziehungskraft für angehende Dichterlinge und poetische Dilettanten besitzen; denn beiden ist von derartigen Autoren schon mancherlei Leid zugefügt worden; auch Meruell hat sie aus ihrer wohlverdienten Ruhe aufgestört und auf die dramatische Folterbank gespannt, um ihnen unzusammenhängende Angst- und Wehlaute auszupressen. In „Anna von Kleve“ glaubt man ein Drama für das Marionettentheater vor sich zu haben; die ganze Mache deutet darauf hin. Einem Heinrich VIII. gegenüber ist der Betrug der Personenverwechselung zwischen der klugen Prinzessin und der einfältigen Magd nicht nur ein gefährliches Wagstück: es würde auch von der wirklichen Bühne aus keinen Glauben bei dem Publikum erwecken und ist nur ein Lustspielmotiv. Dem dramatischen Dichter ist vieles zu thun erlaubt, was nicht zu gröblich gegen die Wahrheit im allgemeinen und gegen die historische Wahrheit insbesondere verstößt; nur muß auch das, was er bietet, den Glauben an seine innere Wahrheit wachrufen: aber ein so plumper Betrug wie diese Personenverwechselung verstößt gegen alle Wahrheit und bezeugt nur den Mangel an Erfindungskraft. Da wir jedoch diese beiden Dramen bestenfalls für Versuchsarbeiten halten, denen obendrein der beseelende Hauch der Poesie fehlt, so können wir nur dem Verfasser wohlmeinend rathen, im eigenen wohlverstandenen Interesse in Zukunft größere Vorsicht zu beobachten und leere Spielereien mit der dramatischen Form nur für das zu halten, was sie wirklich sind. Platen's Ausspruch ist sehr beherzigenswerth:

Mündig sei, wer spricht vor allen;
Wird er's nie, so sprech' er nie.

Eine Stufe tiefer noch als diese beiden Dramen an geistigem Werth, wenn auch die dramatische Mache geschickter zu nennen ist, steht:

3. Der Erbe von Grenwitz. Drama in fünf Acten nach Spielhagen's „Problematische Naturen“. Von Sigismund Dohany. Bremerhaven, Tienken. 1880. Gr. 8. 1 M.

Es gehört offenbar Mühe dazu, aus einem ebenso interessanten wie poesievollen Roman von Spielhagen einen von Plattheit und Trivialität gewissermaßen strotzenden Auszug und daraus ein Drama wie diesen „Erben von Grenwitz“ zu machen. Die überlieferten Charaktere sind ins Unnatürliche verzerrte Caricaturen geworden, und

aus dem Dialog ist jeder Funken Geist gewaltsam herausgepreßt, sodaß nur hier und da wie ein verlorenes Goldkorn durch die dürre Spreu zuweilen eine Spur von Spielhagen's geistvoller Diction hindurchleuchtet. Philisterhafte Nüchternheit ist der Grundzug dieses Dramas. Dennoch ist bei den jetzt herrschenden Anschauungen über den Werth eines Bühnenstücks die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß auch der „Erbe von Grenwitz" zur Aufführung gelangt. Die wahrhafte Kritik kann sich dagegen nur einfach ablehnend verhalten.

Ein fast durchweg aus Sensationsmotiven und grellen Effecten mit großem Geschick dramatisirter Roman ist:

4. Louvois. Schauspiel in fünf Acten von Moritz Loebel. Wien, Wallishausser. 1879. 12. 3 M.

Frau von Maintenon hat die Frucht eines heimlichen Liebesverhältnisses, einen Sohn, dessen Vater in den Schleier des Geheimnisses verhüllt bleibt, einer mit ihr gleichzeitig entbundenen Jugendfreundin anvertraut, einer Gräfin Lavernie, die das große Opfer bringt, das anvertraute Kind als Zwillingsbruder des eigenen Sohnes aufzuziehen und nach dem Tode desselben in dessen Rechte treten zu lassen, da sich die Maintenon seltsamerweise um das Schicksal ihres Kindes nicht bekümmert. Eine gleiche Frucht heimlicher verbotener Liebe zu der Frau eines Holländers van Graaft besitzt der allmächtige Minister Ludwig's XIV., Louvois, und zwar eine Tochter, die er als ein Fräulein von Savières erziehen läßt und zur Nonne bestimmt hat. Zwischen dieser Tochter Louvois' und dem Sohne der Maintenon hat sich ein Liebesverhältniß entsponnen, das in den Mittelpunkt des Dramas gerückt ist und die Bewegung desselben leitet. Dabei kommt es zu den seltsamsten und abenteuerlichsten Verwickelungen. Das Grundmotiv ist allerdings moralisch anrüchig und tritt bei dem Drama in aller seiner Splitternacktheit in den Vordergrund, aber der Verfasser dieses „Louvois" hegt so wenig Scrupel wie der Held seines Schauspiels. Während sich die Kinder lieben, führen Louvois und die Maintenon um die Herrschaft über Ludwig XIV. einen erbitterten Kampf, dessen Wage wechselnd hinüber- und herüberschwankt. Beide bieten alle Intriguen auf und schrecken vor keinem Mittel zurück, was zum Ziel führen kann, wie verwerflich es auch immer sei. Die Gräfin von Lavernie ruft die Mutterschaft der Maintenon für ihren Sohn an, um diesen zu retten, und nur der plötzlich eintretende Tod Louvois' befreien Mutter und Sohn vor Schande und Verderben und führen die Liebenden und die Maintenon zum ersehnten Ziel. Der Verfasser hat dasselbe pathologische Motiv für seinen Zweck verwendet, was Brachvogel in seinem „Narciß" die Katastrophe beschleunigen läßt: ein Schlagfluß führt hier wie dort die Erlösung herbei. Effect ist auf Effect gehäuft, ohne einen eigentlich tragischen Eindruck hervorzurufen, zu rühren oder zu erschüttern. Wie viel von der Erfindung und dem Inhalt des Maquet'schen Romans, nach welchem dieses Schauspiel verfaßt worden ist, in dasselbe übergegangen, vermag ich nicht zu sagen, da mir der Roman fremd ist. Die dramatische Mache ist, wie schon bemerkt, eine sehr geschickte, wenn auch dies ganze verworrene Gewebe kein Schauspiel zu nennen ist, sondern im besten Falle den Eindruck eines Intriguenstücks macht. Zum Drama fehlen in erster Reihe seelische Vertiefung und psychologische Entwickelung der Charaktere, eigentliches dramatisches Leben und vor allen Dingen eine gute Dosis Poesie, ohne welche jedes Drama eine Blume ohne Duft ist. In diesem „Louvois" ist alles von vornherein fertig, überraschend aneinander geknüpft; da gibt es keine seelische Entfaltung verschlossener Herzen, weht kein lösender Hauch über ein verhärtetes Gemüth, sondern es wird gelauscht, gespäht, und immer ist ein deus ex machina vorhanden, der die Spannung erhöht und den Effect hervorruft. So geht es vom Anfang bis zum Schluß. Das Stück wird seine Bühnenwirksamkeit nirgends versagen; es bekundet eine geübte dramatische Hand, aber es ist im besten und eigentlichsten Sinne des Worts nur ein dramatisirter Roman, doch kein Schauspiel.

Auch ein Versuch und nicht gerade ein gelungener ist:

5. Herzog und Schöppenmeister. Tragödie in fünf Acten von M. Böheimb. Breslau, Trewendt. 1881. 16. 1 M. 50 Pf.

Dem Verfasser sind weder Poesie noch Talent für das Drama abzusprechen, aber auch er befindet sich auf diesem Gebiet noch im Stadium der Schülerschaft. In der vorliegenden Tragödie ist alles noch unklar, unsicher, unreif zu nennen, wenn sie auch einzelne Schönheiten und gelungene Scenen aufzuweisen hat. Auch gehört der für die dramatische Bearbeitung gewählte Vorwurf nicht zu den glücklichen. Die Rothepisode trägt ein zu düsteres und doch dabei nüchternes Colorit und hat einen zu localen Charakter. Aber da das Stück eben nur eine Versuchsarbeit zu nennen ist, die eine Verlebendigung durch die Bühne kaum erfahren dürfte, so ließe man es gelten, wenn es nur dem Markt der Oeffentlichkeit fern geblieben wäre.

Eine geistreiche dramatische Skizze ist:

6. Don Juan's letztes Liebesabenteuer. Drama in zwei Acten von Alfred Friedmann. Leipzig, Reißner. 1881. 16. 2 M.

Friedmann's „Don Juan" hat allerdings wenig Aehnlichkeit mit allen bereits vorhandenen Don Juans, obgleich er auf den Mozart'schen hindeutet, der jedoch durch dieses „letzte Abenteuer" auch keine Ergänzung erhält. Aus dem dummpfiffigen Leporello Mozart's ist ein philosophisch angehauchter Mephistopheles geworden, der je nach dem den Skeptiker oder Freigeist seinem Herrn gegenüber herauskehrt. Don Juan's Sehnsucht nach Genuß und Liebe hat einen halb hypochondrischen, halb weltschmerzlichen Anstrich; aber der verstockte Sünder steckt noch so tief in ihm, daß er bei der leisesten Anregung in die Erscheinung tritt und selbst ein Gebilde aus Aether und Sonnenglanz geformt, ein Weib von außergewöhnlicher Schönheit, doch ohne Fleisch und Blut, wie Ines, noch dazu das Weib

seines leiblichen Bruders, weder achtet noch schont, sondern es seiner erwachenden Gier, dem glühenden Drange ungezügelten Verlangens opfert mitsammt ihrem Kinde. Diese Scene hat etwas geradezu Abstoßendes. Man erwartet ganz anderes in diesem Drama zu finden, als es wirklich bietet: eine Entsühnung Don Juan's durch die Liebe; aber Sünder dieser Art kann selbst der sterbenden Ines Verzeihung nicht bessern und zur Reue zwingen, wenigstens bleibt der Zweifel daran offen. Der Titel „Don Juan's letztes Liebesabenteuer" wird nicht durch den Inhalt des Dramas gerechtfertigt. Wer würde einem solchen gewissenlosen Sünder Glauben schenken, wenn er auch schließlich in einem Anfalle von Zerknirschung ausruft:

> Unstet und flüchtig werde ich sein, wie einer, der das einzig Göttliche auf Erden, die Liebe, betrachtet als ein Spielzeug. Für mich hat sie keinen Werth mehr, seit ihre schönste Wohnung (auf die todte Ines deutend) zerbrochen! Komm, Leporello, eine Wallfahrt nach ....

Selbst Leporello schenkt ihm keinen Glauben, indem er den Satz bezeichnend genug ergänzt: „dem Hörselberg!" Also zu der „schönen Teufelinne". Darin ist noch eine Fülle von ähnlichen Abenteuern wie dieses sogenannte letzte enthalten. Mit der Aufführung dieser dramatischen Improvisation kann es kaum ernst gemeint sein, denn es fehlt das eigentlich fesselnde Moment; sie ist besonders in ihrer ersten Hälfte zu handlungsleer. Der Zuschauer würde unbefriedigt bleiben, während dem Leser das geistreiche Geplauder, dem es nicht an Poesie fehlt, Unterhaltung gewährt.

Ein mit dem von der königlichen Generalintendanz des münchener Hoftheaters ausgesetzten Preise gekröntes Stück ist:

7. Neue Verträge. Lustspiel in vier Acten von Friedrich Gustav Triesch. Wien, Rosner. 1880. 8. 3 M.

Es würde genügen, das von der Beurtheilungscommission über dieses Lustspiel gefällte Urtheil einfach wiederzugeben, das zwar ziemlich kurz und bündig, aber dennoch vollkommen zutreffend ist. Das Lustspiel enthält in der That viel Lobenswerthes, und seine Mängel und Schwächen werden durch seine Vorzüge aufgewogen, wenn es sich auch immer noch zu viel in den ausgefahrenen Gleisen bewegt. Das Hauptmotiv ist ziemlich dürftig und im allgemeinen zu interesselos, bedarf also vielen Beiwerks, um die Aufmerksamkeit des Publikums zu erregen und vier Acte lang zu fesseln. Auch ist die Porträtirung der Wirklichkeit ein wenig zu treu, zu realistisch. Manchem der Personenporträts würde eine kleine ideale Retouche sehr von Nutzen sein, sie wäre besonders einigen der Damen zu wünschen. Ein Mann mit den guten Charaktereigenschaften und dem hohen Bildungsgrade Max Conrad's muß doch tiefes Gefühl genug besitzen, um Vertrauen zu dem Gegenstande seiner Liebe zu haben und sich nicht so leicht täuschen zu lassen. Wer aus einem leichten Misverständniß Untreue liest, mit dessen eigener Neigung kann es nicht weit her sein. Allerdings hätte der Verfasser die Baronesse Pauline mit etwas tieferm Gemüthsfonds und weniger Oberflächlichkeit ausstatten sollen; denn auch das Lustspiel verlangt seelische Vertiefung der Charaktere. Indeß ist das Stück im großen und ganzen zu den bessern seiner Gattung zu zählen. Den Dichter beseelt ein edles Streben nach den höchstgesteckten Zielen der dramatischen Dichtkunst, was volle Anerkennung verdient. Zu den Hauptvorzügen des Stücks gehören der gewandte scharfpointirte Dialog und der leichte und rasche Gang der Handlung. Auch die dramatische Mache ist eine geschickte zu nennen. Die „Neuen Verträge" dürften demnach eine willkommene Gabe für das Repertoire der deutschen Bühne sein.

Das Werk eines Poeten von Gottes Gnaden, eines Meisters von Ruf und Rang ist:

8. Die Weiber von Schorndorf. Historisches Schauspiel in vier Acten von Paul Heyse. Berlin, Hertz. 1881. 8. 2 M. 60 Pf.

Einem so bewährten Dichter wie Paul Heyse gegenüber, dessen Stirn längst wohlverdiente Ruhmeskränze schmücken, der zu den hervorragenden Zierden der deutschen Dichterinnung gehört, einem solchen Manne gegenüber, der die Periode heißer Kämpfe hinter sich hat, bleibt der Kritik eigentlich nur die Aufgabe, freudig anzuerkennen und achtungsvoll zurückzutreten. Durch wohlfeilen Tadel an Kunstwerken von Meisterhand einen wahrlich nicht beneidenswerthen Ruhm erwerben zu wollen, ist eine unwürdige Handlung. Und ein Kunstwerk von Meisterhand ist auch Paul Heyse's Schauspiel „Die Weiber von Schorndorf". Hier haben wir im besten und wahren Sinne des Worts ein Lustspiel. Selbst der Ernst der Sache vermag die Lustspielmotive nicht in Schauspielmotive umzuwandeln. Wer könnte bei dieser köstlichen Rathssitzung, der Gefangenhaltung und Vergewaltigung der Herren des Raths durch die commandirenden und mit Helm und Spieß bewehrten wachehaltenden Frauen, mit ihren Anwandlungen von Furcht und Reue, ernst bleiben? Der vierte Act nimmt zwar einen kurzen tragischen Anlauf, doch lenkt er bald wieder in die Bahn, die zu allseitiger Versöhnung und Friede und Freude führt. Die Charaktere sind durchweg frisch und naturwahr gezeichnet, mit einer leisen realistischen Neigung; das schöne, farbensatte dramatische Gesammtbild macht einen herzerquickenden Eindruck. Was den poetischen Werth des Werks, seine geistvolle Diction, den raschen Gang seiner Handlung betrifft, so verweisen wir einfach auf das Handzeichen des Meisters, der es geschaffen.

Ohne Zweifel bilden die „Weiber von Schorndorf" eine werthvolle Bereicherung des Repertoire der deutschen Bühne.

Carl Nissel.

Biographisches.

1. Maria Stuart. Nach den neuesten Forschungen dargestellt von Theodor Opitz. Freiburg i. Br., Herder. 1879. 8. 4 M. 50 Pf.

Zwei Gesichtsfelder liebt die heutige gelehrte Welt aus dem Leben berühmter Menschen einander gegenüberzustellen: das Bild derselben im Lichte der Dichtung, das andere im Lichte der Geschichte. Keine Persönlichkeit, so weit auch ihr Ursprung zurückdatirt, ob von den Versen Homer's verherrlicht oder durch die Begeisterung neuerer Dichter auf das Piedestal des Ruhms oder tugendhafter Größe erhoben, bleibt von der kritischen Sonde verschont. Was der Sänger zu den Sternen erhob, zieht der kritische Geist zur irdischen Atmosphäre herab, stellt es sich gleich und gestattet nur nach strenger Prüfung, daß es erhabener sei als das Alltägliche ringsum. Es bleibt ein Charakterzug unserer Zeit, daß sie den Nimbus, der sich verdient oder unverdient um das Haupt hervorragender Persönlichkeiten legte, zu verdunkeln strebt: ob mit Grund oder Ungrund, das ist die Frage. So gibt es unter anderm keine von der Dichtung höher idealisirte, von der einseitigen Geschichtschreibung mehr geschmähte Gestalt als die Maria Stuart's, des Opfers der religiösen und politischen Wirren der zwei mächtigen Reiche Frankreich und England zur Zeit der Reformation, hinter denen Rom die Fäden des Dramas in der selbstsüchtigen Hand hielt.

Die Einzelheiten aus dem Leben der schottischen Königin von der Zeit an, da sie als die Urnichte Heinrich's VIII. von England und als die Nichte der französischen Familie der Guise zu Linlithgow das Licht dieser Welt erblickte, bis zu dem Moment, da sie ihr unglückliches Haupt im Schlosse zu Fotheringhay auf den Block legte, sind in den Aeußerlichkeiten vollständig erkannt. Die Forscher sorgten von frühester Zeit an dafür, daß alle bezüglichen Vorgänge vom grellen Tageslichte beschienen wurden. Was aber hinter jenen Aeußerlichkeiten vorging, die Motive, die Triebfedern, die geheimen Bestrebungen, die Intriguen, die aus Zeit und Charaktereigenschaften resultirenden Nothwendigkeiten, dies alles mußte in ein Dunkel gehüllt bleiben, das zu lichten der Geschichtsforschung wol nimmer völlig gelingen dürfte. Nur das Auge, das alles durchdringt, kann die Fäden auch in ihren verschlungensten Gängen verfolgen und entwirren: der Mensch vermag es nicht.

Mignet's „Histoire de Marie Stuart" war ein imponirendes Meisterstück, das heute noch bei allen, die sich für streng historische Darstellung interessiren, maßgebend ist. Der französische Geschichtschreiber behandelte, wie aus seinem ganzen Werke klar hervorgeht, das Object seiner Forschung mit einer gewissen scheuen Ehrfurcht; er erwies ihm einen zarten Cultus, er bedeckte dessen Schwächen und Fehler mit schonender Hand. Aber seine Arbeit gehört noch einer Zeit an, welche das Bild Maria's unter allen Umständen mit grellen Schlagschatten versehen wissen wollte. Bei ihm steht noch neben der bezaubernden Anmuth reizendster Weiblichkeit und edelster Bildung die intriguante Katholikin, die Theilhaberin am Morde ihres Gemahls Darnley, die freiwillige Gattin seines Mörders Bothwell. Und doch stützt sich Mignet, wie er im Eingang seines Werks sagt, auf neue authentische Documente, die ein helleres Licht über das Ganze verbreiten sollen.

Indessen sind Jahrzehnte vergangen und die Geschichtsforschung blieb nicht müßig. Es zeigte sich, daß die Darstellungen Mignet's gerade in entscheidenden Punkten unhaltbar wurden. Mehr oder minder berufene Federn, wie Agnes Strickland, Froude, Burton, Hosack, M'Neel Caird, Wiesener, Gauthier, Chantelauze, bereicherten die Geschichte mit neuen Daten und neuerdings aufgefundenen Beweisstücken; Professor Gädeke zu Heidelberg schrieb eine deutsche Biographie Maria Stuart's (Heidelberg, 1879). Aber sie sämmtlich stehen auf dem Parteistandpunkte, für sie gibt es nur ein absolutes pro oder contra: das objective Mittelglied fehlt. Während die erstern, mit Ausnahme Froude's, in Maria nur edle Eigenschaften erkennen, wenn sie auch der Zeit und den Umständen Rechnung tragen, stellt sich Gädeke auf seiten Froude's, wenn er auch wünscht, daß der Panegyriker des edeln und fleckenlosen Murray zuweilen minder ungestüm in der Verfolgung der „Pantherin" sei, und setzt seine Hoffnung auf die „bisher wenig ausgebeutete Correspondenz der Gegner und Ankläger Maria Stuart's in Schottland", das heißt also der an den blutigen Ereignissen betheiligten Lords. Eine solche Sprechweise, eine solche Verfahrungsart scheint uns nicht das Merkmal objectiver Geschichtschreibung zu sein, und Zweifel an der bedingungslosen Echtheit beigebrachter Documente sind wol gestattet.

Theodor Opitz stützte sich bei Abfassung des vorliegenden Werks auf die seit Labanow veröffentlichten Documente sowie auf die Arbeiten der angeführten Autoren; doch führt er die Geschichte Maria's nur bis zum Schluß der Conferenzen von Westminster (1569), da er der Ansicht ist, der erste Theil ihres Lebens bedürfe weit mehr einer unbefangenen Darstellung als der zweite. Ein zweiter Band könne, wenn das Buch gut aufgenommen werde, folgen. Dabei gibt er sich der Erwartung hin, der Leser werde im Resultate seiner Studien die Ereignisse, ihre Ursachen und Wirkungen einfach und klar dargestellt, die handelnden Personen genügend charakterisirt und gerecht beurtheilt finden. Wie weit diese Erwartung zur Thatsache werden kann, soll in wenigen Zügen näher untersucht werden.

Daß Opitz auf seiten der vielgeschmähten Schottenkönigin steht, die er mit dem Schilde ruhiger Objectivität zu decken sucht, dürfte aus seiner Gegnerschaft Froude's und Gädeke's unzweifelhaft hervorgehen, und auch im Verlaufe

der Schilderung aller einschlägigen Verhältnisse behält er diese Ruhe und Objectivität vollkommen bei. Dies ist der Grund, weshalb sein Werk für den Leser nur ein bedingtes Interesse bieten kann, es ist und bleibt nur für den Gelehrten, den Forscher von Wichtigkeit. Für diesen ist es aber eine rechte Fundgrube mit äußerster Sorgfalt gesammelter und combinirter historischer Thatsachen und Daten, für deren Mittheilung dem Verfasser Dank gebührt.

Die drei hauptsächlichsten Punkte, deren endgültige Feststellung bei der Geschichte Maria Stuart's überhaupt in Frage kommt, sind: 1) Wie weit und in welchem Maße war Maria das bewußte Werkzeug jener auf das von Rom abtrünnig gewordene Schottland gerichteten katholisirenden Plane Frankreichs und der Curie? 2) Welcher Antheil ist ihr an der Ermordung Darnley's mit Recht zuzuschreiben? 3) Wie läßt sich psychologisch und geschichtlich erklären, daß Maria zehn Wochen nach jenem Morde (9. Februar bis 15. Mai 1567) dem Mörder Bothwell als Gemahlin die Hand reichen konnte?

Die erste dieser drei Fragen mußte für Opitz trotz aller Combinationsgabe eine nahezu ungelöste bleiben. Würde der Vatican dem Geschichtsforscher seine Archive ohne Rückhalt öffnen, oder wären durch den Sturm der Französischen Revolution nicht so viele unwiederbringlich verlorene Documente vernichtet worden, so ließe sich hoffen, daß auch darüber einstmals Klarheit verbreitet werden könne: die englischen Archive vermögen nur Andeutungen zu gewähren, die Gewißheit bleibt ausgeschlossen. Die beiden andern Fragen konnten es demnach nur sein, denen Opitz seine ganze kritische Kraft widmete, und aus seinen Forschungen geht denn auch mit Klarheit hervor, daß Maria Stuart an der Ermordung ihres königlichen Gemahls unschuldig war, daß sie ferner zu der Heirath mit Bothwell durch die Umtriebe dieses an dem Morde Darnley's schuldigen schottischen Grafen im Schlosse Dunbar, wo sie dessen Gefangene war, gezwungen wurde, nachdem sie seine freie Bewerbung um ihre Hand abgewiesen hatte.

Hierin gipfelt das Verdienst des Werks von Opitz, und es gelingt ihm, durch Anführung unbestrittener Thatsachen und zufolge scharfsinniger Deductionen den unparteiischen Geschichtsforscher für seine Behauptungen zu gewinnen. Wir sagen „zu gewinnen", nicht „zu überzeugen", denn dies kann nur die Folge neuer Forschungen auf Grund der Opitz'schen Angaben sein. Jedenfalls ist aber hier eine neue Anregung geboten, wie sie unsere im ganzen nicht ungerechte Zeit zur Richtigstellung dunkler Begebenheiten bedarf. Wir möchten behaupten, daß es nur allein der deutschen Geschichtsforschung vorbehalten ist, hierin das Dunkel zu lichten und den Weizen von der Spreu zu sondern. Und sollte es auch nie gelingen, das Bild Maria Stuart's von all dem Staub und Schmuz zu reinigen, den jahrhundertelanger Haß und heißhungerige Verleumdung darauf häuften, so mögen doch nach und nach lichtere Stellen hervortreten, welche uns das Gemälde werthvoller erscheinen lassen. Es bleibt ja überhaupt für den Menschenkenner ein noch ungelöstes Räthsel, daß sich bei einer historischen Gestalt wie der der schottischen Maria bis auf den heutigen Tag zwei so entgegengesetzte und sich geradezu widersprechende Meinungen lebendig erhalten konnten.

2. Berühmte Männer Berlins und ihre Wohnstätten. III. Die Kriegshelden Friedrich's des Großen. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet von Ferdinand Meyer. Berlin, Weile. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Das dritte Bändchen von Ferdinand Meyer's „Berühmte Männer Berlins und ihre Wohnstätten" enthält die Lebensbeschreibungen von fünf Kriegergestalten aus der Zeit Friedrich's des Großen und seiner Kriege mit Oesterreich um den Besitz von Schlesien. Es sind: Hans Joachim von Zieten, Graf von Schwerin, Jakob von Keith, Hans Karl von Winterfeldt und Ewald Christian von Kleist.

Es möchte gewagt oder überflüssig erscheinen, sagt der Verfasser in seiner Vorrede zu diesem Bändchen, im engbegrenzten Rahmen ein Lebensbild der berühmten Kriegshelden Friedrich's des Großen zu entrollen, deren jeder in umfangreicherer Weise seinen Biographen bereits gefunden. Dennoch habe er, zur Vervollständigung des Werks und in Ergänzung manches bisher noch Unbekannten, die Skizze zu einer Gruppe jener Männer entworfen, die in der Eigenartigkeit ihrer Erscheinung als Diplomaten und Feldherren, als Krieger und Dichter um den „Einzigen" des Jahrhunderts sich vereinigen — einer Gruppe, wie sie zum andern male auf der Bildfläche der Geschichte kaum wieder erscheint: jeder einzelne ein nachahmenswürdiges Beispiel von der wahren Größe eines Kriegers! Berlin könne freilich nur einen Theil jener Heldengestalten für sich beanspruchen, und selbst von diesen mußten einige als Berliner (?!) gewissermaßen erst adoptirt werden. Das Schlachtfeld sei ihre eigentliche Heimat gewesen, das Feld des Ruhms und der Ehre, auf dem der blutgetränkte Lorber die bleiche Stirn dieser (unserer!) gefallenen Helden umwand — bis auf einen. Ihn, den volksthümlichsten von allen (nämlich Zieten), läßt er daher vorangehen.

Es ist wol nicht nöthig, hier auf die Lebensbilder der genannten Kriegshelden des Weitern einzugehen; denn der Verfasser hat nur zu sehr recht, wenn er sagt, daß jeder derselben in umfangreicherer und, setzen wir hinzu, in erschöpfenderer Weise seinen, oder besser gesagt, seine Biographen bereits gefunden hat. Auch nicht aus den Werken dieser Biographen allein kennt man die Einzelheiten über Lebensgang, Thaten und Tod jener Männer; sie sind vielmehr in die Geschichtsannalen jener denkwürdigen Zeiten tief eingegraben und haben von da ihren Weg gefunden in so manches deutsche Lesebuch der mittlern und höhern Schulen Preußens und ganz Deutschlands, als leuchtende Vorbilder für die aufwachsende Generation.

Was daher der Verfasser an bisher Unbekanntem ergänzen konnte und wodurch er sein Werkchen vervollständigte, kann sich einzig und allein nur auf die Wohnstätten

beziehen, welche der eine oder andere dieser Männer in Berlin, weil in der unmittelbaren Umgebung seines königlichen Kriegsherrn, vorübergehend oder auf längere Zeit innehatte. Sind damit andere Momente aus deren Leben und Thaten gemeint, so war es offenbar ein Fehler Meyer's, daß er weder auf diese Ergänzung des Unbekannten noch auf das hinwies, wodurch sein Werkchen vervollständigt wurde, und daß er die Quellen nicht angab, aus denen er zu schöpfen Gelegenheit hatte. Dies aber ist nirgends geschehen.

So stimmt auch die Titelangabe „Die Kriegshelden Friedrich's des Großen" nicht mit dem Inhalt überein, da nur die Skizze zu einer Gruppe derselben entworfen wird. Noch viel weniger gerechtfertigt dürfte es jedoch erscheinen, daß diese genannten Männer überhaupt als „Männer Berlins" bezeichnet werden. Wie bereits oben angedeutet, sind Namen wie die Zieten's, Schwerin's, Keith's, Winterfeldt's und selbst Kleist's so innig mit den Ereignissen der schlesischen Kriege, des Siebenjährigen Kriegs und mit dem Leben Friedrich's des Großen verknüpft, daß sie unmöglich ein einzelner Ort als die Seinigen beanspruchen kann, und wäre dieser Ort selbst die Reichshauptstadt Berlin, in deren Mauern die Denkmäler aus jener für Preußens und Deutschlands Größe so überaus wichtigen Epoche sich erheben. Es ist ja rühmend anzuerkennen, wenn der Gemeinsinn einer Stadt die in ihrem Weichbilde gelegenen einstmaligen Wohnstätten solcher und ähnlicher hervorragender Männer als Erinnerungszeichen ihres häuslichen Lebens hochhält, wenn er sie mit Gedenktafeln ziert, woraus auch der Fremde ersieht, wie groß die Pietät der Nachwelt ist für seine Heroen der Kunst, der Wissenschaft und des Kriegshandwerks. Sie aber aus diesem Grunde als Eigenthum zu beanspruchen, ist das Zeichen eines latenten Particularismus, wie ihn nach den glorreichen Jahren 1870 und 1871 Deutschland nicht mehr kennen sollte.

Von diesem allen abgesehen, ist jedoch das vorliegende Werkchen Ferdinand Meyer's sicher aus der edelsten Absicht entsprungen, und alles, was darin gesagt und geboten ist, verdient, namentlich in Bezug auf die Wohnstätten jener Kriegshelden, alle Anerkennung und Empfehlung.

Ferdinand Moesch.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Einen neuen Versuch, die alte Streitfrage zwischen Glauben und Wissenschaft endgültig zu lösen, hat J. B. L. Décés in „Science et Vérité" gemacht. Das Buch ist in Dialogform geschrieben, und es haftet auch ihm die Schwäche an, woran diese Form fast stets leidet, daß dem Gegner nämlich meist nur solche Sätze in den Mund gelegt werden, die leicht zu widerlegen sind.

— Ueber „Souvenirs intimes de H. Heine" von der Prinzessin Della-Rocca lassen wir, nach allen Verunglimpfungen, die in der jüngsten Zeit, auch früher von Carlyle, wie uns wenigstens Althaus erst kürzlich in seinen Reminiscenzen erzählt hat, auf den Dichter gehäuft worden sind, die „Saturday Review" selbst reden: „Wenn man irgendjemand für würdig halten kann, in der hübschen Reihe kleiner Quartbändchen auf gutem Papier, mit breitem Rande zu figuriren, die Herr Calman-Levy veranstaltet hat, so ist es Heine. Dieser Mann, den zwei große Nationen sich streitig machen — indem die eine angibt, er sei ein Deutscher, der sich nach Frankreich, die andere, er sei ein Franzose, der sich nach Deutschland verirrt habe —, den ganz Europa bewundert und in welchem Kritiker, die nicht unfähig sind zu entscheiden, den größten Literaten des 19. Jahrhunderts erblicken, kann nicht zu ausführlich von der Kritik und der Biographie beleuchtet werden. Die Erinnerungen seiner Nichte, der Fürstin Della-Rocca, sind sehr anspruchsloser Art, aber voll interessanter persönlicher Einzelheiten."

Dasselbe Blatt spricht sich mit Recht entschieden ungünstig über „Histoire d'une Parisienne" von Octave Feuillet aus, das wol jedem urtheilsfähigen Leser den Ausruf entlocken mußte: Armes Frankreich! wenn das deine Sittenverbesserer sind, dann steht es schlimm um dich.

Theater und Musik.

Die neue Saison wird eröffnet mit verschiedenen Lust- und Schauspielen aus jenem Kreise dramatischer Production, welche gegenwärtig vorzugsweise die Bühnen beherrscht. Am berliner Wallner-Theater gingen G. von Moser's „Kalte Seelen" in Scene. Das Stück ist nicht neu, aber es ist von dem Autor neu bearbeitet worden, da es in seiner ersten Gestalt keinen rechten Erfolg hatte und die Aufnahme zu sehr in Einklang mit dem Titel blieb. Am Wallner-Theater, der Heimstätte Moser'scher Erfolge, fand es lebhaften Anklang. Ein Theil der berliner Kritik rühmt die Feile, die dem Dialog zutheil geworden, sodaß er jetzt distinguirter erscheint als in manchen andern Stücken des Autors; ein anderer Theil der Kritiker findet aber, daß das Stück doch zu viel wohlfeile Späße enthält. Das Agens des Lustspiels ist eine geistvolle Witwe, welche zwei „kalte Seelen" erwärmt, sodaß sie sich in Hymens Joch beugen, während die Witwe selbst einem Dritten zu eigen wird.

Am Residenztheater zu Berlin ging H. Herrig's Schauspiel „Der Ingenieur", welches von der frankfurter Preiscommission einer auszeichnenden Erwähnung würdig befunden wurde, in Scene. Nach dem Titel würde man glauben müssen, daß die neueste Technik den Hintergrund der Handlung bilde; doch der Held hat nur zufällig den Lebensberuf des Ingenieurs ergriffen; das ist auf das Stück selbst ohne Einfluß: freilich bringt er einige aus dem Gleis gekommene Lebensläufe wieder in die rechte Bahn und räumt besonders einen Adelichen aus dem Wege, der als die bête noire des Stücks erscheint. Einzelne Züge und Scenen darin zeugen indeß von dramatischem Talent; nur die alte Geschichte, die da plötzlich ausgegraben wird, hat einen stark novellistischen Beigeschmack.

In Leipzig wurde das Lustspiel „Aus der Zeitungswelt" von Ferdinand Groß und Johannes Nordau mit einem im ganzen freundlichen Erfolg gegeben. Beide Autoren, als Novellisten und Feuilletonisten wohl bekannt, zeigen sich auf der Bühne noch nicht recht heimisch, namentlich was die

Schlingung der Intrigue betrifft. So ist der erste Act nur ein aufgeblättertes photographisches Album von Journalistenköpfen, die mit scharfer Silhouettenschere ausgeschnitten sind. Die Haupthandlung hat einen fast criminellen Beigeschmack; auf einen der Helden, den Bankier Holding, stürmen plötzlich Antecedentien ein, die er längst begraben glaubte und welche die rührige Journalistik wieder ans Licht fördert; er muß sich von seiner bedrohlichen Vergangenheit freikaufen durch seinen Rücktritt von der Candidatur zum Abgeordneten und durch seinen Segen, den er der Liebe seines Sohns zu einer Schauspielerin gibt. Diese Liebe müßte mehr in den Vordergrund treten; doch der bunte Jahrmarkt des Journalismus mit seinen komischen Genrebildern und Genrebildchen, unter denen sich manches ergötzliche und anmuthende befindet, ließ den Autoren für eine organische Entwickelung der Haupthandlung nicht Platz genug übrig.

Ein Einacter, die Plauderei von Maximilian Bern: „Meine geschiedene Frau", ebenfalls in Leipzig aufgeführt, zeugt von dem keineswegs unglücklichen Streben des jungen Journalisten, den Vorbildern von Alfred de Musset und Octave Feuillet, was Feinheit des Dialogs und psychologische Gliederung der Handlung betrifft, in einer deutschen Causerie nachzueifern.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 9. September starb in Zehlendorf bei Berlin hochbetagt Christian Friedrich Scherenberg, der Dichter von „Waterloo" und „Leuthen". Am 5. Mai 1798 in Stettin geboren, besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, wurde aber früh durch seine Neigung für theatralische Schaustellungen und Leistungen von seinem Studium abgezogen. Pius Alexander Wolff empfahl ihn an das Theater in Magdeburg; doch scheint sein Talent mit seiner Neigung nicht Schritt gehalten zu haben. Er verließ die Bühne bald wieder und ergab sich kaufmännischen Speculationen, durch die er sein unbedeutendes väterliches Vermögen gänzlich einbüßte. Später, im Jahre 1837, erhielt er eine kleine Anstellung im Kriegsministerium. Der untergeordnete Beamte sollte erst etwa ein Jahrzehnt später aus seinem Dunkel auftauchen. Ein im Jahre 1845 erschienener Band „Gedichte" blieb in jener Zeit politischer Aufregung unbeachtet: erst als 1849 Scherenberg's Dichtung „Waterloo" erschien, wurde er der Mann des Tags und hielt sich während der Reactionsepoche der funfziger Jahre auf dieser Höhe, obschon seine spätern Dichtungen: „Ligny", „Leuthen", „Abukir", „Hohenfriedberg", doch allzu sehr auf denselben Ton gestimmt waren und bei einzelnen prächtigen Zügen zu viel stilistisch Zerhacktes und Geschmackloses zur Schau trugen. „Waterloo" ist jedenfalls ein Schlachtgemälde, das von origineller Dichterkraft und mächtigem Schwung, der indeß nie über die Schranken der Anschaulichkeit hinwegsetzt, Zeugniß ablegt. Das Aufsehen, das die Dichtung machte, wird aber auch durch die damalige Zeitlage begreiflich. Der politischen Dichtung war nach der Niederwerfung der revolutionären Bewegung der Athem ausgegangen: an die Stelle der rhetorischen Losung mußte das anschauliche Bild treten. Auf dem Gebiete der politischen Stürmer und Dränger selbst zeigte sich bei Freiligrath diese Wendung. Scherenberg war ein Meister der Schlachtendarstellung, ein deutscher Horace Vernet. König Friedrich Wilhelm IV., der selbst in Herwegh's feindlichen Ergüssen das dichterische Talent erkannte, begeisterte sich für Scherenberg; die Kritik, namentlich Ernst Kossak, hob die glänzenden Vorzüge der Scherenberg'schen Schilderungen, die kühne Bildlichkeit des Ausdrucks hervor. Kurz, Scherenberg war der gefeierte Dichter der preußischen Reactionsepoche; aber er war nie ein Dichter der preußischen Reaction, sondern nur ein unbefangener patriotischer Poet mit Sinn für das geschichtlich Große und das glänzende militärische Tableau.

— Das hamburger Lessing-Denkmal wurde am 8. September auf dem Gänsemarkt vor einer großen Menschenmenge enthüllt. Professor Schaper, der Bildhauer, hat ein treffliches lebensvolles Werk geschaffen. In einer längern Rede beleuchtete Pastor Spörri Lessing als Mensch, Dichter und Kritiker. Von den Weiheworten, mit denen der Bürgermeister Dr. Kirchenpauer als Vorsitzender des Lessing-Comité das Denkmal übergab, führen wir die Schlußworte an: „Dort stand zu Lessing's Zeit das Schauspielhaus, in welchem damals das Ideal eines deutschen Nationaltheaters verwirklicht werden sollte. Dorthin waren damals, dorthin sind auch heute Lessing's Blicke gerichtet. Und sitzend hat ihn der Künstler dargestellt. Lessing, der rastlos bewegliche, der alles bewegende — Lessing sitzend! Aber, verehrte Anwesende, dieses Sitzen ist kein Ruhen. Es ist Bewegung überall, Bewegung in den kräftigen Zügen des Antlitzes, Bewegung in der ganzen Haltung. Es ist, als werde im nächsten Augenblick die Gestalt sich erheben, als wolle der Geist, der einst in diesem Körper war, sich neu beleben. Er blickt, des Siegs bewußt, auf uns herab. Er hat redlich gesucht und geforscht nach dem Wahren, nach dem Schönen; er will verkünden, was er fand; er will die Wahrheit uns enthüllen, und die Hülle fällt!"

Bibliographie.

Beelte, C., Thangmar. Sein Leben und Beurteilung seiner Vita Bernwardi. Hildesheim, Lax. 4. 75 Pf.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. 50ster Bd. Der Selbstmord. Ein Kapitel aus der Moralstatistik. Von H. Morselli. Mit 1 lithographirten Karte. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Bird, Isabella L., Leben einer Dame in den Felsengebirgen. Aus dem Englischen. Berlin, Janke. 1882. 8. 5 M.

Delitzsch, F., Wo lag das Paradies? Eine biblisch-assyriologische Studie. Mit zahlreichen assyriologischen Beiträgen zur biblischen Länder- und Völkerkunde und einer Karte Babyloniens. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 20 M.

Flügel, O., Die spekulative Theologie der Gegenwart kritisch beleuchtet. Köthen, Schulze. Gr. 8. 6 M.

Grütter, F., Aus Wald und Haide. Gedichte. Hannover, Weichelt. 8. 1 M. 50 Pf.

Hensel, S., Die Familie Mendelssohn. 1729–1847. Nach Briefen und Tagebüchern. Mit 8 Portraits, gezeichnet von W. Hensel. 2 Bde. 2te durchgesehene Aufl. Berlin, Behr. 1880. Gr. 8. 12 M.

Jókai, M., Was der Todtenkopf erzählt. Romantisches Zeitgemälde. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Kant's Rede „de Medicina corporis quae Philosophorum est". (Ineditum.) Mitgetheilt von J. Reicke. Königsberg, Beyer. Gr. 8. 1 M.

Klose, M., Die Kynastsage in verschiedener Darstellung. Gesammelte Gedichte. Hirschberg, Hellig. 8. 15 Pf.

Latendorf, F., Karl Horn, der Stifter der deutschen Burschenschaft, und Heinrich Gesellius, die Lieblingslehrer Fritz Reuters. Biographische Mittheilungen, nebst ungedruckten Briefen und Dichtungen Reuters. Pößneck, Latendorf. 8. 1 M. 20 Pf.

Nietzsche, F., Morgenröthe. Gedanken über die moralischen Vorurtheile. Chemnitz, Schmeitzner. Gr. 8. 10 M.

Pischon, C. N., Der Einfluss des Islâm auf das häusliche, sociale und politische Leben seiner Bekenner. Eine culturgeschichtliche Studie. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 M.

Rackwitz, R., Aus großer Zeit. Festspiele zu patriotischen Gedenktagen. Nordhausen, Eigendorf. 8. 1 M. 60 Pf.

Umfried, O. L., Karl Planck, dessen Werke und Wirken. Tübingen, Fues. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Vor den Coulissen. Originalblätter von Celebritäten des deutschen Theaters. Mit einer Einleitung von H. Laube, einer Original-Composition von W. Taubert und 44 Portraits und Facsimiles. Herausgegeben von J. Lewinsky (Berlin). Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 6 M.

Wagner, B., Klänge aus vergangenen Zeiten. Leipzig, Hartmann. 12. 2 M.

Was unsere Mutter auf Erden erlebt hat. Gotha, F. A. Perthes. 8. 5 M.

Wickede, J. C. v., Schattenbilder aus der Geisterwelt. Novellen. Hannover, Weichelt. 8. 2 M. 50 Pf.

Winfriede. Erzählung von der Verfasserin von „Heinrich's Kämpfe" rc. Mit einem Vorwort von G. v. Zezschwitz. Autorisirte Uebersetzung. Barmen, Klein. 12. 1 M. 30 Pf.

Zart, G., Einfluss der englischen Philosophen seit Bacon auf die deutsche Philosophie des 18. Jahrhunderts. Von der königlich preussischen Akademie der Wissenschaften mit einem Preise ausgezeichnete Untersuchung. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 4 M.

Anzeigen.

(Mit zwei Beilagen: von F. A. Brockhaus in Leipzig und Adolf Bonz u. Comp. in Stuttgart.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 39. 29. September 1881.

Literarische Unterhaltungen.

Die Erbschaft des Talents.

Schopenhauer hat das Axiom aufgestellt, daß die Kinder vom Vater den Willen, von der Mutter den Intellect erben, also auch das Talent, und er hat zahlreiche Beispiele aus der Geschichte und Literaturgeschichte mitgetheilt, aus denen hervorgeht, daß hochbegabte Mütter auch hochbegabte Söhne hatten. Einen besondern Nachdruck legt er dabei auf die Mutter Goethe's, und im stillen denkt er wol auch an seine eigene. Ausnahmen muß er freilich zugeben: der Sohn Chatham's war William Pitt, welcher von seinem Vater alle Eigenschaften eines großen Staatsmannes geerbt hatte. Der Philosoph hilft sich damit, daß für eine solche Laufbahn die Vorzüge des Willens, des Charakters ebenso ins Gewicht fallen wie diejenigen des Intellects, der Begabung. Man hat indeß auch in der Literatur Beispiele von der Forterbung dichterischen Talents bei den Trägern des gleichen Namens, also von väterlicher Seite, wie in der Familie der Schlegel, der Tasso u. a. Mozart's Vater, sagt Schopenhauer, wie auch sein Sohn waren Musiker, jedoch nicht große. Doch bei einer Erbschaft des Intellects kommt es nicht ausschließlich auf das Maß des Talents an, sondern auch auf die geistige Richtung und Neigung, und wo diese ererbt wird, kann man auch von einer Erbschaft des Intellects sprechen.

Zu diesen Betrachtungen veranlassen uns zwei neue Gedichtsammlungen aus dem Lager der jüngsten Epigonen. Die erste: „Jugendträume", von Hermine von Hillern (Stuttgart, Krabbe, 1881), hat zur Verfasserin die Tochter von Wilhelmine von Hillern in Freiburg, welche selbst bekanntlich die Tochter der Frau Charlotte Birch-Pfeiffer ist. Hier liegt die mütterliche Erbschaft so klar zu Tage, daß Schopenhauer seine Freude daran haben müßte ... und merkwürdigerweise vertheilt sich das Erbtheil des Talents bei den drei Generationen zunächst auf drei verschiedene Dichtgattungen. Die Großmama, deren „Lust zu fabuliren" dem deutschen Theaterpublikum hinlänglich bekannt ist, war dramatische Schriftstellerin, deren gelungenste Werke noch jetzt auf allen Bühnen heimisch sind; die Mutter hat sich vorzugsweise als Romanschriftstellerin einen Namen gemacht, und die Tochter verdient sich ihre Sporen auf dem Gebiete der Lyrik; Drama, Epos, Lyrik — die sich ablösenden Früchte eines mütterlichen Stammbaums. Freilich hat Frau Birch auch Erzählungen und Frau von Hillern auch Stücke geschrieben, und was Hermine von Hillern noch schreiben wird, das ruht im Schose der Götter. Doch der Schwerpunkt liegt bei der Großmutter auf dem Drama, bei der Mutter auf dem Roman — und bei der Tochter schlägt zunächst nur das lyrische Talent seine Augen auf.

Allerdings sieht es sich in den „Jugendträumen" noch etwas kindlich in der Welt um; aber es gilt doch der Spruch: „Was ein Häkchen werden will, krümmt sich bei zeiten!" Daß die Pietät gegen die Mutter eins der lyrischen Leitmotive ist, wird man ebenso begreiflich wie erfreulich finden: es liegt zugleich darin eine Anerkennung der Descendenz des Talents. So lautet schon die Widmung:

> Dir, die des Kindes glimmend Seelenleben
> An ihrem eignen Genius entzündet,
> Die mehr mir als das Dasein hat gegeben,
> Die alles mir, was schön und groß, verkündet,
> In deren treuer Brust des Mädchens Sehnen
> Ein widerhallend Echo stets gefunden,
> Die mit mir weinte heil'gen Schmerzes Thränen
> In ernsten weihevollen Leidensstunden,

Dir, die mir half in diesem schalen Treiben
Die Flamme der Begeistrung rein behüten,
Die stets mir wird das höchste Vorbild bleiben,
Dir weih' ich meines Strebens erste Blüten.

Weiterhin finden wir ein Sonett: „An meine Mutter", als sie ihren Roman „Und sie kommt doch!" vollendet hat, in welcher der Zauberstab des der Geisterwelt gebietenden Meisters poesievoll verherrlicht wird. Mit alliterirender Bewunderung wird dann auch Felix Dahn angesungen und sein „Kampf um Rom" verherrlicht:

Heil sei dem Helden,
Deß herrlicher Harfe
Entströmen voll Wohllaut
Gewalt'ge Gesänge,
Deß Lieder ertönen
Wie Schmettern der Schilde,
Wie schneidiger Schwerter
Hellklingender Hall.

In einer Reihe von Gedichten aber gibt die junge Sängerin den tiefen Eindruck wieder, den das Oberammergauer Passionsspiel auf sie gemacht hat. „Manna in der Wüste" ist der Leitton des ersten Gedichts; „Du bist das Nazareth mir meiner Seele", beginnt das zweite; dann wird Joseph Mayer als Darsteller des Christus gefeiert, zu dem „sinnberauschend der Weihrauchduft der Liebe und Bewunderung" emporsteigt; doch er legt die Strahlenkrone bescheiden hin auf Gottes Altar

Und schlägt sich an die Brust und spricht in Thränen:
„Allmächt'ger Gott, o sei mir Sünder gnädig!"

In diesen Gedichten zeigt sich überall warmes Anempfinden; auch einige der andern Gedichte sind wol nur als kleine Liebesnovellen zu betrachten, wie „Ergebung":

Die Liebe ist gestorben,
Mein Herz ist kalt und leer.

So schlimm wird's wol in der Wirklichkeit nicht sein. Doch es findet sich in der Sammlung auch viel Ansprechendes mit der Ader des Talents. Stilvoll ist die „Elegie auf die Ruinen von Larissa", stimmungsvoll die „Herbstliche Liebe" und das Pendant „Alte Liebe" mit dem hübschen Schlußvers:

Glücklich der, dem wurzelkräftig
Seine Lieb' im Herzen bleibt —
Und im Alter noch geschäftig
Der Erinn'rung Blüten treibt.

Einige Balladen haben lyrischen Schwung. „Der Negerhäuptling" erinnert zu sehr an Freiligrath's „Mohrenfürsten"; anschaulich und lebendig sind die drei letzten „Meeresbilder". In die glaubensstarke Gesinnung der jungen Dichterin wirft einige skeptische Schatten das Reflexionsgedicht „Warum?" In der Form ist noch nicht alles ausgeglichen; einiges ist unrichtig, wie der letzte Pentameter des einzigen Distichengedichts, das die Sammlung enthält; auch finden sich Härten, ungelenke Wendungen. Doch es ist Fluß des Talents und Wärme der Empfindung in dieser ersten lyrischen Ausströmung; wer weiß, ob dieselbe nicht später im Drama oder Roman münden wird.

Weniger in den Kanon der Schopenhauer'schen Weisheit paßt die zweite Veröffentlichung, die wir hier besprechen; denn hier ist es der Sohn, der in die Bahnen des Vaters tritt, obschon ihm die Lehre des Philosophen verbietet, den Intellect vom Vater zu erben. Ein Sohn Konrads von Prittwitz-Gaffron, der sich in mehrern Gedichtsammlungen als ein edler und formgewandter Jünger der Platen'schen Schule bewährt hat, **Leonhard von Prittwitz**, veröffentlicht „Gedichte" (Reichenbach i. Schl., Höfer, 1881), in welchen er beweist, daß schon früh in ihm des Vaters geistige Neigungen lebendig sind. Und das ist für uns das Entscheidende: es kommt dabei nicht auf ästhetische vergleichende Höhenmessungen an, ja nicht einmal auf die Verwandtschaft oder Gleichheit der poetischen Richtung. Die dichterische Ader: das ist die Hauptsache. Der junge Prittwitz schlägt auch nicht vorwiegend dieselben Töne an wie der Vater; in den Reimstrophen finden wir nicht in gleichem Maße die Platen'sche Art und den stolzen Gang seiner Muse; wohl aber zeigt sich in den antiken Oden die Neigung zu künstlerischer Versarchitektonik und zu den höhern lyrischen Gattungen; sapphische und alcäische Strophen wechseln. Die Grundstimmung hat indeß nichts Pindarisches, es ist mehr die mittlere Temperatur der Horazischen Gesänge; er weiht ja auch dem Altmeister eine alcäische Strophe:

Wohltönend gibt von lieblicher Mär Bericht
Ovid, der Holde; ernsterer Lehre Wort
Spricht zwischen sorgenlosen Scherzen,
Wechselnd im Maß, der gelehrte Flaccus.

Auch in den andern Oden findet sich manche gelungene Strophe, z. B.:

Auch liegt die rosenfingrige Götterhand
Des Lenzes segnend auf dem beschneiten Hang
Des fernen Berges; denn die Wolken
Fliehen in Eile zurück nach Norden.

Von den kleinern Gedichten sind manche recht stimmungsvoll, wie wenn der junge Poet die traurige kalte, schwarzäugige Sommernacht besingt, oder den „Charakter indelebilis" in dem Gedicht: „Und dennoch warst du mein", oder den „Unverbesserlichen" in dem Gedicht:

Seele, was soll dir dies alles?
Mühsal birgt es und Schmerz!
Träume verwehen, und immer
Fühlt sich getäuscht das Herz:
Wieder erträumtem Glücke
Wirfst du dich in den Arm —
Und noch trägst du mit Seufzen
Alter Enttäuschung Harm.

Den Grundton in den Gedichten gibt die Freude über die Lenzesluft nach winterlicher Kerkerhaft her; wir wissen nicht, worin die Pein des jungen Dichters bestand, der er oft genug Ausdruck gibt. Die „Gedichte" sind nach Jahrgängen geordnet; fast jeder Jahrgang weist größere Reife auf; doch findet sich gerade in den ersten viel zart Empfundenes von ansprechender Kindlichkeit.

Hier haben wir also eine Erbschaft des Talents,

welche nicht in die Schopenhauer'sche Schablone passen will. Der Sohn erbt das Talent des Vaters, worauf er kein Recht hat, wenn man den Machtsprüchen des frankfurter Denkers glauben soll; doch gegenüber der Erbschaft des Talents wird die philosophische Formel versagen, wie gegenüber allen geheimen Lebensvorgängen, die aus dem Zusammenwirken unberechenbarer Kräfte hervorgehen.

Rudolf von Gottschall.

Zur Alterthumskunde.

1. Geschichte der griechischen Literatur. Für Gymnasien, höhere Bildungsanstalten und zum Selbstunterricht von E. Munk. Dritte Auflage. Nach der zweiten Ausgabe neu bearbeitet von R. Volkmann. Zwei Theile. Berlin, Dümmler. 1879—80. Gr. 8. 12 M.

Wie vor jetzt sechs Jahren eine zweite Auflage der lateinischen Literaturgeschichte des verstorbenen E. Munk in der (nachbessernden) Bearbeitung von Oskar Seyffert das Licht der Oeffentlichkeit erblickte, so geht jetzt aus derselben Verlagshandlung eine neue Ausgabe der griechischen Literaturgeschichte desselben Verfassers hervor, und diesesmal ist es Richard Volkmann, der sich der Aufgabe unterzogen hat, das Werk, das schon in der zweiten Auflage wesentliche Veränderungen erfahren hatte, nun in dritter Auflage völlig umzugestalten, sodaß er das Recht in Anspruch nehmen darf, als Herausgeber den Namen des Verfassers zur Hälfte sich selber anzueignen. Die Veränderungen — und zwar sind es zugleich entschiedene Verbesserungen — bestehen nicht blos in partiellen Retouchirungen und Nachträgen, wie sie der Fortschritt der Wissenschaft verlangte, in einzelnen nachhelfenden oder berichtigenden Strichen, sondern das ganze Buch hat eine radicale Cur nicht minder durch Zuwachs neuen, als durch Wegfall alten überflüssigen Materials erfahren; so zwar, daß trotz der tüchtigen Arbeit der Schere die Zuthat der Feder überwiegt, wie schon der Umfang des jetzt vorliegenden Buchs, mit den frühern Ausgaben verglichen, beweist. Da wir unser Urtheil über das Buch schon anderwärts, mit theilweiser Begründung etwaiger Anstände und mit nachdrücklichem Hinweis auf einzelne Hauptpunkte, die uns als solche erschienen, abgegeben haben, so können wir uns hier unserer Aufgabe in Kürze entledigen.

Die Literaturgeschichte läßt verschiedene Auffassungen zu, und ihre Ziele sind verschieden je nach diesen Auffassungen und je nach dem Publikum, für welches sie geschrieben wird. Das vorliegende Buch bietet uns eine mit Kritik und Aesthetik gepaarte Geschichte, d. h. eine solche, welche sich nicht damit begnügt, die literarischen Erzeugnisse nach Rubriken einzuregistriren, sondern einerseits sie aus dem Volkscharakter und der historischen Entwickelung der Nation herauswachsen läßt (gleichsam als organisches Product so und so vieler Factoren), andererseits an die schriftstellernden Individuen und deren Einzelerzeugnisse den Maßstab künstlerischer Normen anlegt. Die Literatur gilt hier als eine Manifestation des Kunsttriebes, als ein Complex der sogenannten redenden Künste, und jede Kunst als solche, redende oder bildende, will, als ihr höchstes Postulat, auch erkannt und genossen, d. h. nach in ihr selbst liegenden ästhetischen Gesetzen beurtheilt sein. Ein solcher Maßstab ist auf dem Gebiet des Alterthums sogar für solche Erzeugnisse möglich, welche bei uns weniger nach künstlerischen als nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten beurtheilt werden, mehr für Disciplinen als für Kunstgebiete gelten. Zunächst die Geschichtschreibung. Man lese, was der berühmte Kunstkritiker Dionysius von Halikarnaß vom Historiker verlangt, welche Maßstäbe er an den größten aller Historiker des Alterthums, an Thucydides, anlegte, und man merke wohl, daß er dies nicht thut aus individueller Laune, aus persönlicher Disposition, sondern aus der Gesammtanschauung des Alterthums heraus. Ja, sogar die abstracteste aller Disciplinen, die den der Kunst entgegengesetzten Pol einzunehmen scheint, die Philosophie, muß sich in Griechenland der ästhetischen Kritik fügen, und wäre es auch nur um Plato's willen, des größten unter den griechischen Prosaikern und, wenigstens in seinen reifern Erzeugnissen, eines der größten Künstler, welche die Welt gesehen hat.

Was nun die Klasse der Leser betrifft, das Publikum, welches dem Verfasser vorschwebte, so sind es nicht die eigentlichen Philologen, auch nicht die Gebildeten überhaupt, sondern die philologisch Gebildeten. Nur die letztern sind im Stande, allen Ausführungen des Verfassers, welcher auch griechische Verbrämungen im Texte nicht verschmähte, zu folgen, während die erstern für ihre Zwecke doch eines größern Quellenschatzes bedürfen, als er hier (besonders in den Anmerkungen zum Texte) fließt. Indessen wird jeder Gebildete ohne Unterschied aus dem Buche mannichfache Belehrung und Anregung, ja auch Genuß schöpfen können, und auch uns Philologen kann es nicht nur nichts schaden, sondern es wird uns sehr frommen, wenn wir einmal aus dem staubigen Gleise verjährter Vorurtheile weg uns zu kleinen Cascaden führen lassen, wo ein sanfter Regen auf uns niederthaut. Nil admirari ist ein gefährliches, ein ungesundes, sogar unsittliches Princip, denn die Begeisterung ist die Mutter der Tugend; aber omnia admirari (was wir von der Schule, theilweise auch von der Universität ins Leben mitbringen) thut auch nicht gut, denn es ist der Tod des Gedankens.

Das Buch ist durchweg in freiem kritischen Geiste geschrieben, hier und da vielleicht mit hyperkritischem Salz gewürzt — der Verfasser huldigt z. B. in Bezug auf Echtheit oder

Unechtheit einer Masse früher unbeanstandeter Schriften einer unbeschränkten Skepsis — es weht daraus der Hauch einer sich bewußten Subjectivität, kein Stickqualm prätentiöser Bücherweisheit. Die Form, wenn auch im ganzen gut, dürfte hier und da frischer und knapper sein.

2. Quintus Horatius Flaccus. Eine literarhistorische Biographie von Lucian Müller. Leipzig, Teubner. 1880. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

„Möge dies Buch nur zur Hand nehmen, wer sich für mein Urtheil über einen römischen Autor interessirt" — also schreibt der Verfasser, Lucian Müller, im Vorwort zu seiner Horaz-Biographie. Das klingt etwas vornehm; denn es ist darin die Voraussetzung enthalten, daß des Verfassers Wesen ein originelles und sein Urtheil ein maßgebendes sei. Andere Philologen reden in einem andern Ton, der mehr an die Unvollkommenheit alles menschlichen Könnens und Wissens erinnert; bei Lucian Müller frappiren aber die Accente jenes Selbst- und Hochgefühls bereits nicht mehr: man ist daran längst gewöhnt und legt's zum Uebrigen. Worin besteht nun das „manches Neue", welches der Verfasser seinen Lesern verspricht? Doch nicht etwa in seinem Ausfall gegen „Herrn Mommsen's Einfälle über die römischen Autoren"? Auch daran hat uns ja Lucian Müller gewöhnt, obschon, offen gestanden, „Herrn Mommsen's" Urtheile in Sachen römischer Literatur, so scharf und stachlicht sie auch sein mögen, doch um eines Punktes willen mehr ansprechen, als Lucian Müller's Horaz-Biographie: sie bieten sich in elegantem geschliffenen Deutsch, und dieses Lob kann der Horaz-Biographie von Lucian Müller nicht ausgestellt werden. Das Deutsch ist bequem, hier und da sogar recht schlotterig, und die Unzahl von Fremdwörtern entschädigt wahrlich nicht für diesen Mangel. Wir finden eine Fülle solcher Ausdrücke: amalgamiren, identificiren, echauffirt, mesquin, concinn, Concinnität, harmonisch (viermal auf einer Seite), Intellect, Detail u. s. w.; wir haben hier blos die hauptsächlichen der einen, vierten Seite aufgezählt, und es wird im Verlauf der Darstellung durchaus nicht besser, im Gegentheil! Daß dergleichen Ausschreitungen zum Wesen des professionirten Literarhistorikers gehören, glaubt sicherlich niemand, auch Lucian Müller nicht. Was ist nun das „Neue" in den Kapiteln „Einleitung", „Leben und Charakter des Horaz", „Werke des Horaz", d. h. Satiren, Episteln, Epoden, Oden? Des Neuen ist in der That nicht viel, um so mehr des Barocken, Ueberflüssigen und — Wohlfeilen. Zu welcher Kategorie sollen wir z. B. den Satz rechnen: „Die Subjectivität tritt in der römischen Literatur sehr viel stärker hervor als in der griechischen", verglichen mit einem andern Satz: „In der altrömischen Zeit war für die Subjectivität, wie sie, durch Reflexion oder Laune bedingt, das Leben der Griechen so bunt gestattet hat, nur geringer Raum!?" Der Leser wird finden, daß diese „neuen" Ansichten einander, als widersprechend, ein wenig im Lichte stehen! Unter welche Kategorie ist ferner die Beobachtung zu rechnen, daß in Horaz' Werken keine Spur von Gemüthlichkeit, dieser speciell deutschen Pflanze, zu entdecken sei? Neu ist nun allerdings die mehrfach wiederholte Hypothese, daß, weil Horaz am tiefsten in die Geheimnisse der griechischen Poesie eingedrungen sei und am meisten Sinn für freie, von Raum und Zeit abgetrennte Menschlichkeit zeige, mit Rücksicht ferner auf die echt griechische Heiterkeit und Grazie seines Naturells der Schluß wohl gemacht werden dürfe, „daß in seinen Adern griechisches Blut floß und einer seiner Vorfahren durch irgendeinen Zufall aus Griechenland oder Kleinasien nach Italien als Sklave verschlagen wurde" —; aber wer wird sich gestatten, einen solchen Einfall auch nur in der Gestalt der precärsten und lustigsten Hypothesen laut werden zu lassen? Neulich wurde die philologische Welt überrascht mit der nagelneuen Entdeckung, Horaz sei ein Angehöriger von Abraham's Stamm. Welche von beiden Aufstellungen ist wohl die geistreichere? In Bezug auf Wahrscheinlichkeit haben sie beide ziemlich gleichen Werth.

Würdig jener zur Seite steht eine andere Conjectur des Verfassers: die Mutter Horaz' sei, da der Dichter nie von ihr spreche, entweder früh gestorben oder eine ziemlich untergeordnete, vielleicht auch pflichtvergessene Frau gewesen. Wer solches Füllsel für eine Biographie braucht, frage sich doch erstlich selber, ob er das Zeug zu einem Lebensschilderer besitze. Es steht übrigens mit vielen positiven Behauptungen des Verfassers nicht besser als mit jenen überflüssigen Hypothesen, so wenn es S. 14 in der Anmerkung heißt: „Die Worte natus citra mare (Sat. I, 10, 31) zeigen deutlich, daß Horaz seine griechischen Verse nicht in Athen verfaßt" (das zeigen sie nicht nur nicht deutlich, sondern sie zeigen es nicht im geringsten, wollen und sollen es auch nicht zeigen); wenn ferner (allerdings im Einklang mit andern Philologen und mit dem behaglichen Gefühl, wie herrlich weit wir es in der Metrik gebracht haben) der Satz aufgestellt wird, „Horaz habe, ganz wie Cicero, vom Wesen der altdramatischen Metrik der Römer ziemlich oberflächliche, unklare Begriffe gehabt". Das klingt gerade so, wie wenn nach 2000 Jahren irgendein nichtdeutscher, etwa ein russischer Literarhistoriker behaupten wollte, Lessing habe von den metrischen Grundsätzen des Martin Opitz eine falsche Ansicht gehegt! Also wir Deutsche wollen jetzt, nach bald 2000 Jahren, besser wissen, wie ein Plautus und Terenz zu würdigen seien, als der eleganteste römische Kunstrichter und der berufenste Zunftgenosse, der nur etwa hundert Jahre später als der letztgenannte lebte?! Ich weiß wol, es wird ganz besonders von solchen Metrikern, welche in den Cäsuren, der Syllaba anceps, der Anwendung des Proceleusmaticus und andern Mysterien die Weihe der Verskunst erblicken, in den Plautus, den frühern Aufwärter, spätern Kaufmann und endlichen Lustspieldichter, und seinen Nachfolger Terentius, den frühern afrikanischen Kriegsgefangenen, spätern Freigelassenen und schließlichen

Literaten, eine wunderbare metrische Weisheit hineingeheimnißt, welche nur den Auserwählten im Geist und im Scharfsinn (und im Glauben, muß man hinzusetzen) faßbar sei; aber das widerspricht aller Wahrscheinlichkeit und aller Erfahrung — gerade wie die gegentheilige Ansicht von völlig ungehobelten hainbüchenen Naturversen — und wenn einer ein scharfes und feines Ohr hatte für diese „arcana artis metricae ratio", so war es der hochgebildete Horaz, von dem Lucian Müller selber sagt, daß „wer für vollendete Technik des Versbaues Sinn hat", sich an ihn und seine erotischen Gedichte zu wenden habe.

Unbegreiflich ist es ferner, wenn die Frage aufgeworfen (und verneint) wird, ob Horaz ganze Gedichte (natürlich frei) aus dem Griechischen übertragen habe. Wir kennen ja doch ganze Strophen des Alcäus, die Horaz sozusagen wörtlich übersetzte; warum dann nicht auch kleinere Gedichte? Vollends unwahrscheinlich aber ist es (obwol Lucian Müller es meint), daß die voralexandrinischen Lyriker — also eine Sappho, ein Anakreon, Ibykus u. a. — das Genre der Erotik, das sich als freie Erfindung poetischer Laune darstellt, nicht cultivirt hätten. „Soviel wir wissen", fügt Müller hinzu. Aber er weiß hier mehr als andere, und wenige sind es, die zu den „wir" gehören.

Sehr zurückhaltend und vorsichtig äußert sich der Verfasser über die heikelste und „difficilste" Frage des Kapitels „Horatius", die sogenannten (ob wirklichen, ob fälschlich angenommenen?) Interpolationen. Er spricht zwar von den „transscendentalen Umstellungen" der Kritiker; aber von den Zusätzen, diesem Hauptgeschwür am Leibe des Dichters (wie nämlich die Anatomen unter uns Philologen annehmen), vernehmen wir blos, es sei „manches Mythologische und Historische bei ihm" dazu zu rechnen. So viel aber ist sicher, daß Müller nur ein sehr bescheidenes Maß solcher Zusätze annimmt, und dieser conservative Zug in der Physiognomie des strengen Kritikers verdient hervorgehoben zu werden.

Wir haben oben schon auf das fatale Deutsch, das diese Biographie charakterisirt, hingewiesen und die „Nonchalance" (Müller braucht dieses Wort zu Dutzendmalen!), mit der er hier zu Werke geht; nun lasen wir eine rühmende Anzeige seiner Uebersetzungsversuche, womit er die Horaz-Biographie verbrämt habe, müssen aber gestehen, daß, neben einzelnem Gelungenen, doch auch hier Licenzen und Nachlässigkeiten genug uns stören, und zwar in nicht minderm Grade als jene „dahingegen", „gleichfalls" (statt gleichzeitig) „willen" (statt um — willen), „abgesehen daß" und andere, welche seine Prosa „distinguiren", sodaß also auch sein Uebersetzerruhm einer bedeutenden Beschränkung bedarf. Zur Probe mögen folgende Hexameter dienen:

Wie ich befinde mich, fragst zwar nicht du, doch sollst du es hören....

Drum wälzet die Werke der Griechen
Eifrig am Tag, in der Nacht, laßt nie sie den Händen entgleiten ...

Erstes Gesetz, willst schreiben du gut, ist geläutertes Urtheil ....

Und andere Verse:

Lyeus auch, durch Dunkel des Augs und dunkle Locken bezaubernd ....

Wie wird Gewinsel würdlos sich aus deiner Brust entringen zum erzürnten Zeus ....

(Die Brust) streck' nieder unter meinem Lorber ....

Netz' mit Salben das Haupt ....

Du herrschst nur, wenn du beugst vor den Göttern dich ....

Es wäre noch dieses und jenes auszustellen; wir unterlassen es; was wir getadelt haben, dazu wird der unbefangene Leser ja sagen müssen, weil wir den Tadel begründeten. Wir haben Lucian Müller unverblümt die Wahrheit gesagt. Wer in so rückhaltloser Weise die Kritik gegen andere übt wie er, muß es sich gefallen lassen, daß auch seine sterblichen Stellen aufgedeckt werden — gleichwol geschah es nicht mit dem Knotenstock, mit dem er selbst dreinzuschlagen pflegt.

Im übrigen hat das kleine Buch, wie wir gern anerkennen, auch seine Vorzüge: es liefert so ziemlich vollständig den Stoff, dessen die Kritik bedarf, um sich über Horaz ein richtiges Urtheil zu bilden, und es liefert ihn im ganzen in richtiger, auch übersichtlicher Gruppirung. Ist die Darstellung auch nicht correct, so ist sie doch belebt, hier und da allerdings auch mit müßigen Pointen (wie dem Passus über die „Töchterschulen") verbrämt.

3. Ovid's Tristien, Elegien eines Verbannten. Ein Gesammtbild ihres Inhalts und poetischen Gehalts mit den bedeutendsten Stellen in Latein und Deutsch. Von F. Poland. Leipzig, Serbe. 1881. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Der Verfasser — es ist nämlich keine Uebersetzung, was hier geboten wird, sondern ein Gesammtbild der „Tristien", ihres Inhalts und poetischen Gehalts, mit den bedeutendsten Stellen in Latein und Deutsch — der Verfasser nennt sich auf dem Titel und im Vorwort auch als Autor der „Hindernisse einer wirksamen Strafrechtspflege" und eines Dramas „Dichter und Kanzler" — also Jurist, Dramatiker und Philologe in einer Person, eine Trias, die nicht gar oft gefunden wird; denn Felix Dahn ist eine leuchtende Ausnahme. „Für alle Gebildeten" hat der Verfasser seinen Ovid in oben angegebener Weise behandelt. Möglich daß Ovid noch nicht allen Gebildeten eine bekannte Größe ist; aber der Verfasser hat doch kaum etwas beigetragen, dieses Bild zu vervollständigen. Neues hat er nichts geboten, konnte es auch kaum — aber warum denn nicht eine zusammenhängende Lebensgeschichte, mit Zusammenstellung des Zusammengehörigen, mit gerechter Würdigung seiner Stellung als Mensch, als Dichter, als Hofpoet liefern, statt alles dies an dem gezwungenen Faden der „Tristien" aufzureihen? Oder warum nicht eine lesbare Uebersetzung der „Tristien" bieten und das Wissenswerthe in zwanglosen Anmerkungen abthun? Das wäre für alle Gebildeten doch wenigstens eine kleine Gabe gewesen; was

dagegen jetzt vorliegt (in theilweise steifleinenem, unerquicklichem Deutsch, vgl. gleich die erste Seite: „Von Augustus nach Tomi in Niedermösien an der untern Donau an der Küste des Schwarzen Meeres in das heutige Kustendsche mit dem nahen Hafenorte Temesvar zu dem Volksstamme der Geten verbannt"), ist dies kaum; es geht etwas kunterbunt durcheinander (metrische Bemerkungen von mehr als problematischem Charakter neben Voltaire, neben den christlichen Märtyrern, neben der „heidnischen Dreieinigkeit", d. h. der Wahrheit, Schönheit, Tugend u. s. f.), und was vollends die Uebersetzungsprosa neben dem Original den „Gebildeten" bieten soll, ist schwer zu sagen. Freilich, wo der Verfasser sich zum Metrum versteigt, da wird es noch schlimmer, vgl. z. B. den Hexameter (!): „Tragischen Königsgesang schreib' ich für die Kothurne", oder die Pentameter: „Lerntest mich setzen den sechs fünf noch der Füße hinzu"; „Dulden des Schamlosen viel hat sich das Auge gewöhnt". Am Ende gibt der Verfasser noch eine kleine Anthologie schöner und moralischer Verse aus Ovid zum besten und einen ernstlich gemeinten Entwurf zu einem Trauerspiel „Ovid" zu Handen deutscher Dramatiker — alle Scenen dieses Zukunftsdramas sind bereits angedeutet, auch die, wo „Ovid eine Art Tanhäuser" wird.

4. Hellas und Rom. Eine Culturgeschichte des classischen Alterthums von Jakob von Falke. Stuttgart, Spemann. 1880. Folio. 52 M. 50 Pf.

Schon während der Publication des uns vorliegenden Prachtwerks von J. von Falke haben wir mehr als einmal Gelegenheit gehabt, auf dieses ebenso instructive, inhaltlich gediegene wie durch äußere Vorzüge künstlerischer Ausstattung hervorragende Buch aufmerksam zu machen; jetzt, da es vollendet vorliegt, ein Schmuck jedes eleganten Büchertisches, kann ihm dasselbe Lob mit um so besserm Gewissen gespendet werden, als sich in der zweiten Hälfte keinerlei Nachlassen und Schlaffwerden bemerkbar macht: die römische Cultur tritt in Bezug auf schriftstellerische wie auf künstlerische Behandlung der griechischen vollkommen ebenbürtig zur Seite. Wir wollen und dürfen nun allerdings nicht vergessen, daß diese illustrirten Prachtwerke zur Zeit förmlich grassiren und buchhändlerische Modeartikel geworden sind; noch weniger wollen wir vergessen, daß es zum Modeton gehört, in allen Registern zu psalmodiren, einerlei, ob das Werk ein Speculationsfabrikat reinsten Wassers, oder eine gediegene fachmännische Leistung sei. Von der ersten Sorte weiß bekanntlich der Buchhandel mehr zu erzählen, als recht ist. Aber gerade darum darf die gewissenhafte Kritik nicht schweigen, wenn einmal ein Werk erscheint wie das vorliegende, das einem wirklichen Bedürfniß auf splendide Weise entgegenkommt, oder vielmehr mehrern Bedürfnissen. Eine illustrirte griechische Culturgeschichte gab es bisher noch nicht; eine römische Culturgeschichte dagegen, sei es illustrirt, sei es bilderlos, war bisher, von Hellwald's übrigens weitere Ziele verfolgendem Buch abgesehen, nicht vorhanden; denn erst gleichzeitig mit dem vorliegenden Werk erschien Binder's „Rom und römisches Leben im Alterthum". Gebildeten Lesern und ihren literarischen wie künstlerischen Bedürfnissen entspricht Falke's Werk vollkommen und in jeder Beziehung; es wäre vielleicht auch noch eine antike Culturgeschichte für gleich gebildete, aber weniger bemittelte Leser zu schreiben, in der Art etwa, wie der frühere französische Unterrichtsminister Duruy seine „Histoire Romaine" (mit vielen Hunderten von Illustrationen, ein vortreffliches Buch!) verfaßt hat.

Was uns an dem Prachtwerk gefällt, haben wir theils früher schon hervorgehoben, theils jetzt angedeutet. Weniger gefallen hat uns Folgendes. Es sind Kleinigkeiten, wenn man will, die keinen abschrecken werden, aber je schöner das Ganze, um so auffälliger und augenfälliger sind die kleinen Flecken. Einen Argeladas hat es nie gegeben, Ageladas hieß Phidias' Lehrer; es gibt keine römischen Nanen, wohl aber Nänien; Volarium und Lapinarium (für Volière und Kaninchenzüchterei) sind keine lateinischen Ausdrücke — was man doch an den betreffenden Stellen, wo der Verfasser sie anführt, glauben sollte —; sie haben also überhaupt keine Berechtigung, so wenig wie die deutsche Construction „als ob es trägt", und die Redensart „ganz vor allen", die der Verfasser sich erlaubt; auch klingt der Satz: „Lucretius hatte vielen guten Willen durch sein Gedicht", unverständlich. Theils kühn, theils unrichtig sind folgende Behauptungen: Horaz und Tibull hätten nichts weiter getrieben als „die gebildete Kunst geistreicher Männer", Catull sei der einzige wahre Dichter, welchen Rom vielleicht je gehabt, sowie später: „Einen wirklichen Dichter, dem die Dichtung aus der Tiefe der Seele quillt, aus unbezähmbarem Drang hervorbricht, hat Rom nie geschaffen!" „Die Wissenschaft der Augurn war orientalisch" (ja, wenn die Etrusker Orientalen sind). „Der römische Sklave arbeitete nicht für den Erwerb seines Herrn wie der griechische." Und die Sklavenscharen des reichen Crassus, wodurch er zum gewaltigsten, alle Concurrenz todtschlagenden Entrepreneur in Rom wurde, die ihm seinen ungeheuern Reichthum verschafft und tagtäglich vermehrt haben? Und die Abschreibefabrik des Titus Pomponius Atticus (des Verlegers der Ciceronianischen Werke), welche ausschließlich von seinen Sklaven besorgt wurde? Daß der ursprüngliche und älteste römische Vers, der sogenannte Saturnius, kein Metrum gewesen, sondern blos nach dem Tonfall gemessen worden sei, wie der Verfasser meint, ist eine längst beseitigte und widerlegte Ansicht. Daß Hannibal „großmüthig" gewesen, möchte doch kaum zu beweisen sein und scheint aus derjenigen Rhetorik hervorgegangen, die das Unglück stets mit möglichst hellem Glorienschein umgibt. Auch unser Verfasser versteigt sich zu der in unserer Zeit nicht mehr ungewöhnlichen Behauptung, der Kaiser „Tiberius sei einer der besten Regenten gewesen, den die Welt gesehen". Das ist ein Superlativ, wo der Positiv schon ein Uebermaß von Kühnheit wäre. Die Rettung des Alten auf Capri ist bisher trotz

unendlicher Kraftanwendung, einer Kraft, die wahrlich einer bessern Sache würdig wäre, noch keinem der Schönfärber gelungen. Administratives Talent haben und ein guter, ja bester Regent sein, ist noch lange nicht dasselbe.

Unter den Illustratoren, sagen wir Künstlern, ohne deren Mitwirkung es nun einmal nicht mehr möglich ist, Prachtwerke zu schaffen (wenigstens zu verkaufen), finden wir erlauchte Namen, wie Feuerbach, Preller, Alma Tadema, F. Thiersch. Zu den gelungensten Bildern gehört ohne Zweifel Friedrich's Straßenscene aus Pompeji, Bauernfeind's Forum Romanum, Wagner's Wettrennen im Circus Maximus, Bühlmann's Forum Trajani, Courten's Putzzimmer einer Römerin, Thiersch's Bäder des Caracalla, während, offen gestanden, die beiden Bilder A. Tadema's: Ein Improvisator und Vor dem Eingange ins Theater, so prätentiös sie auch sich geriren, uns mehr als kühl anmuthen. Das erste kann man zur Noth trotz der Hyperoriginalität der Auffassung und Ausführung (in unheimlichem gruseligen Duster!) noch verstehen; vor dem zweiten stehen wir rathlos, und wir glauben behaupten zu dürfen, daß die Sphinx von Künstler hier ein Räthsel gestellt hat, das kein Oedipus von Gelehrten löst und das nur noch unentwirrbarer uns entgegenstarrt, wenn wir die Unterschrift lesen. Hundert andere Lösungen lassen sich denken, alle ebenso gut, oder ebenso schlecht. Warum einige Sujets doppelt vorhanden sind, z. B. die Villa Tiburtina Hadrian's, ein römisches Gastgelage, das Porträt des alten Scipio Africanus, ist uns unbekannt; um des ästhetisch befriedigenden Eindrucks willen brauchte letzteres nicht wiederholt zu werden, und da ja die wirkliche Identität mit Scipio (von der Porträtähnlichkeit gar nicht zu sprechen) nicht einmal erwiesen ist, so wünschten wir solche Illustrationen weg. Aehnliches gilt von dem Brustbild des Philosophen Seneca und dem Virgil's, beide (und mag auch ersteres durch die vorhandene Büste beglaubigt sein) sind gleichwol Caricaturen, ja recht scheußliche Fratzen, die sich in einem nach künstlerischen Rücksichten angelegten Werke nicht gut ausnehmen.

Der Werth des Buchs wird wesentlich dadurch erhöht, daß die neuen Ausgrabungen von Olympia und die Funde von Pergamum bereits eine Stelle darin und zwar in vorzüglicher Ausführung gefunden haben. J. Mähly.

Memoiren Otto von Corvin's.

(Beschluß aus Nr. 38.)

Erinnerungen aus meinem Leben. Von Otto von Corvin. Dritte Auflage. Vier Bände. Mit dem Porträt des Verfassers. Leipzig, Thiel. 1880. 8. 9 M.

Held's junge Frau war ihm indeß, wie sich später ergab, nicht angetraut. Dies sollte in einem Dorfe bei Leipzig nachgeholt werden; der Geistliche hatte aber einige Formalitäten versäumt, und es fand sich, daß Held noch von seiner ersten Frau nicht geschieden war. Die Sache wurde jedoch schließlich in Ordnung gebracht; die kleine bigamische Episode hatte keine Folgen. Von Held's Costümwahnsinn erzählt uns Corvin noch aus Kissingen:

> Er hatte sich ein weißes Gewand von Calico machen lassen, welches bis auf die Füße reichte. Es war das eine Art Nacht- oder Sterbehemd. Damit wandelte er, wie ein ägyptischer Priester anzuschauen, in Haus und Garten umher, zum Entsetzen der frommen Glasersfrau, die sich kreuzigte und segnete, wenn ihr diese durchsichtige Erscheinung im hellen Sonnenlicht entgegentrat. Damals hatte Held auch noch eine andere Narrheit, welche übrigens von Laube ausging. Letzterer redigirte die „Zeitung für die elegante Welt"; er beschloß, eine Revolution in der Kleidung hervorzubringen, und begann mit einem Kriege gegen den schwarzen runden Hut und den Frack. Nur wenige Personen hatten den Muth, Laube's Ideen mit ihm sogleich praktisch auszuführen. Unter ihnen war der dicke Starost und Held, der natürlich nicht widerstehen konnte und dabei, wie es seine Gewohnheit ist, wieder ins Gebiet der Lächerlichkeit hinüberstreifte. Held trug schwarzwollene gestreifte Tricots und über denselben bis beinahe zur halben Wade reichende schwarze Lederstiefeln. Der schwarze Rock war altdeutsch und um die Taille herum in viele Falten gelegt. Der weite Radmantel war ebenfalls schwarz; der Hut breitkrämpig und spitz zulaufend.

Mit Held lebte nun Corvin in engster Gemeinschaft: beide wohnten in demselben Hause, und Corvin war Hauptmitarbeiter an der von Held herausgegebenen „Lokomotive", einem sehr wohlfeilen Blatt, das es auf mehr als zwanzigtausend Abonnenten brachte. So waren die beiden preußischen Offiziere auf einmal liberale und radicale Publicisten geworden. Wir erwähnten schon, daß diese innere Entwickelung von Corvin sehr flüchtig dargestellt wird. „Durch Geburt, Erziehung und gesellschaftliche Verbindungen war ich Aristokrat", sagt Corvin, „und hatte daher die Neigungen und Gewohnheiten dieser Klasse ... ich theilte natürlich auch die traditionellen Sympathien und Antipathien sowol des Adels als des Offizierstandes." Doch die Studien geschichtlicher Werke, einiges Nachdenken, Beobachtungsgabe ermäßigten schon während der Offizierszeit diese Sympathien, und der Aufenthalt in Leipzig, der Verkehr mit vielen geistreichen Menschen, die nicht diesem Stande angehörten, das Studium der niederländischen Revolution, über die Corvin ein Werk verfaßte, zugleich mit dem wachsenden Gefühl der Mangelhaftigkeit und Ungerechtigkeit der damaligen Zustände, machten ihn zum Liberalen, und da er bald die Hoffnung aufgab, daß eine Umgestaltung auf gesetzlichem Wege möglich sei, da seine Phantasie von den Bildern der künftigen Kämpfe angelockt wurde, so war er bald in seinem Herzen ein Revolutionär.

Die „Lokomotive" brachte Held nicht nur häufige Verwarnungen seitens der Polizei, sondern auch mehrmalige

Haft ein. Bei den damaligen patriarchalischen Zuständen stand es indeß nicht so schlimm damit:

Es klang fürchterlich märtyrerisch, daß Held seine Artikel vom „Gefängniß in Schkeuditz" datirte, und seine Briefe hatten einen förmlichen Anachoretengeruch. Herz und Gesicht voll Mitgefühl — er saß ja für mich! — besuchte ich ihn. Das Gefängniß lag im Amtsgebäude ebener Erde und bestand in einem großen, nicht eben schlecht möblirten Zimmer, dessen Fenster indessen verdüstert waren. Am Fußboden befand sich ein starker eiserner Ring, um widerspenstige Gefangene anzuketten. Es war höchst schauerlich. Held saß feierlich an seinem mit Papieren überfüllten Schreibtisch und erschien mir höchst ehrwürdig. Rauchen durfte er, und wir steckten wehmüthig unsere Cigarren an. Endlich schlug er — einen Spaziergang vor. Ich dachte an einen ummauerten Hof und war sehr erstaunt, als er mit mir ungehindert auf die Straße ging. Er kehrte aber um, indem er rief: „Ich will doch den Schlüssel von meinem Gefängniß abziehen, damit mir niemand in meinen Papieren kramt."

Die „Lokomotive" wurde zuletzt vollständig verboten. Corvin suchte neben der Schriftstellerei noch andere Erwerbsquellen: er begründete zusammen mit dem Apotheker Neubert eine Schwimmanstalt, die er selbst leitete, und lebte manche Tage ganz als Amphibium, mehr im Wasser als zu Lande. Dann vervollkommnete er die Erfindung eines Schriftstechers in Kupfer, die Glyphographie:

Durch diese von Palmer Glyphographie genannte Kunst erzeugt man mit Hülfe der Galvanoplastik eine kupferne Platte, auf welcher die Striche einer Zeichnung, die der Künstler auf eine besonders präparirte Tafel macht, erhaben dastehen und deren durch die Buchdruckerpresse gemachter Abdruck das Facsimile der Zeichnung ist, da die kupfernen Linien der Druckplatte in denen gewachsen sind, welche der Künstler selbst zeichnete.

Diese Kunst spielt eine große Rolle im Leben Corvin's, der, um sie in Curs zu setzen, auch Buchhändler geworden war; er suchte kaufmännische Firmen, die sie speculativ im großen Stil zu verwerthen geneigt waren. Nachdem der Herzog von Gotha sich anfangs dafür interessirt und ihm Geld geliehen hatte, reiste Corvin nach Paris und gerieth hier aus der Galvanoplastik direct in die Revolution ... zunächst in die Februarrevolution, an der er sich tapfer betheiligte, dann in die deutsche demokratische Gesellschaft, welcher Herwegh präsidirte und von welcher ein Freischarenzug nach Deutschland ausgehen sollte: im Comité befanden sich außer Herwegh von Bornstedt und Löwenfels, beide frühere preußische Offiziere, ebenso wie Reinhard von Schimmelpfennig, dem anfangs der Oberbefehl anvertraut worden war. Von der damaligen französischen provisorischen Regierung war es besonders Flocon, der mit den Häuptern des Comité verhandelte und den Zug zu unterstützen versprach. Als Corvin und Herwegh bei dem Minister waren, erhielt dieser ein Portefeuille mit einem Packet Bankbillets von 1000 Frs.; es mochten etwa funfzig Billets in dem Päckchen gewesen sein:

Endlich sagte Herr Flocon zu Herwegh: „Ich habe eben Geld vom Ministerium bekommen; wie viel brauchen Sie für die ersten, dringendsten Ausgaben zur Ausrüstung der Legion? Ich meine nur für den Augenblick." Dabei wog er die Banknoten in der Hand vor unsern Augen, als wolle er sagen: die Summe, die ich hier habe, ist für diesen augenblicklichen Zweck bestimmt. Herwegh drehte und wandte sich auf seinem Stuhl, während ihn Flocon ruhig ansah, geduldig das Resultat dieser Contorsionen abwartend. Endlich stotterte er: „Zweitausend Francs!" Ich vergesse niemals Flocon's Gesicht; die Miene, die er machte, drückte so viel aus, daß ich es nicht auf einer Seite erschöpfend wiedergeben, aber abgekürzt in das Wort „Dummkopf" zusammenziehen kann.

Waffen wollte der Minister nur geben, wenn durch die Schweiz nach Deutschland marschirt werde.

Die Geschichte dieses ersten Freischarenzugs ist sehr lebendig dargestellt: wir erfahren eine Menge bisher wenig bekannter Thatsachen. Nach dem Ausmarsch wurde in Straßburg der Obercommandant gewählt: es war Börnstein; Corvin wurde Chef des Generalstabes. Von Herwegh heißt es:

Herwegh ist ein Dichter und hat alle Fehler eines solchen; Fehler, die eben Dichtertugenden sind. Sein Leben ist ein Leben in der Phantasie; seine Handlungen sind Gedichte. Solche geistige Thaten sind für die Vorbereitung eines Volks zu materiellen Thaten sehr wichtig; allein es ist ein Misgriff, einen Dichter an die Spitze von Unternehmungen zu stellen, die eine andere Art des Handelns nöthig machen. Truppen commandirt man nicht in Versen, auch werden sie mit denselben weder gefüttert noch bekleidet. Stellt einen wirklichen Dichter an die Spitze einer politischen Partei, und er wird dieselbe ruiniren; sie kann gar nicht in schlechtere Hände fallen. Herwegh nahm den regsten Antheil an allen politischen Bewegungen, auf deren Hervorrufung er durch seine kräftigen Gedichte einen nicht zu verachtenden Einfluß ausgeübt hatte; allein seine Gedanken schwebten, eben weil sie poetische waren, über der gemeinen Wirklichkeit, die ihn überall anekelte und zornig machte, und der er keine Berechtigung zugestehen wollte. Details haßte er; allein dennoch liebte er es oft, sich um das Kleinste zu kümmern, und dann wurde er kleinlich. Dabei war er ein Egoist; weniger in materiellen Dingen: er konnte entbehren und Anstrengungen, welche seinen nicht kräftigen Körper mehr als den eines andern angriffen, ohne Murren ertragen; allein er konnte wüthend werden, wenn man ihn mit Dingen plagte, die ein anderer besorgen konnte; er handelte überhaupt nur, wenn er dazu gezwungen wurde, niemals aus freiem, innerm Antrieb. Dabei fehlte ihm durchaus jede Gegenwart des Geistes; war der Moment vorüber, dann arbeitete seine Phantasie die Situation desselben aus und er wußte sehr gut, was er hätte thun sollen. Solche Grübeleien trugen indessen keine Frucht; das nächste unvorhergesehene Ereigniß traf ihn gleich unvorbereitet.

Die pariser Arbeiterlegion war auch bei dem Leiter des Aufstandes, Hecker, wenig beliebt: Frau Herwegh erschien bei diesem auf diplomatischer Sendung und suchte ihn, nicht ohne Erfolg, umzustimmen. Nach der Niederlage Hecker's in dem Gefecht bei Kandern standen die Aussichten für die Legion schlecht genug: sehr anschaulich schildert Corvin das Gefecht von Niederdossenbach, in welchem sie von den Würtembergern zersprengt wurde, und die abenteuerliche Flucht. Die Anekdote aber, daß Herwegh von seiner Frau unter dem Spritzleder ihres Wagens verborgen worden sei, erklärt er für eine Verleumdung: er sagt von den Herweghs:

Während des Gefechts waren sie bei dem Wagen geblieben und hatten von dem in Kandern erhaltenen Vorrath Pulver auf den Kampfplatz geschickt. Die Zeitungen der damaligen Zeit wetteiferten in Erzählungen, die sämmtlich den Zweck hatten, Herwegh lächerlich zu machen und besonders seine Feigheit zu geißeln. Er als Nichtkämpfer und Nichtmilitär hatte nichts im Gefecht zu thun, und ich habe bei keiner Gelegenheit während dieses Zugs Zeichen von Feigheit an ihm entdeckt.

Diese Mittheilung eines Augenzeugen ist gewiß entscheidend: freilich kann sich das deutsche Volk Herwegh nicht als Civilcommissar „ohne Schwert" denken. Ein Dichter, der für die Schwerter solche Passion gezeigt, daß er sogar die Kreuze aus der Erde reißen wollte, um sie in Schwerter zu verwandeln, und der nun ohne Schwert ins Gefecht zieht: das gab immer ein etwas verzeichnetes Charakterbild.

Was Corvin von Hecker, Struve, Heinzen sagt, möge man in dem Werk selbst nachlesen. Nach kurzem Aufenthalt in Straßburg, wo die Comités sich befehdeten, kehrte Corvin nach Berlin zurück, wo Held damals die bedeutendste Rolle spielte. Das erste Kapitel des dritten Bandes schildert uns die damaligen Zustände in Berlin, gibt uns ein wohlgetroffenes Porträt von Luise Aston und zeigt die Demagogen wie Held bereits in ihrem Niedergange, da dieser allmählich beginnt, Geld von Ministern zu nehmen, und z. B. von Minister Manteuffel sich 800 Thlr. leiht zur Herausgabe eines Buchs über Berlin. Corvin, aus Berlin ausgewiesen, begibt sich wieder nach Baden, wo inzwischen die Insurrection zum Ausbruch gekommen war. Hier sehen wir Corvin zum ersten mal an hervorragender Stelle, obschon es ihm anfangs nur mit Mühe gelang, ein wichtiges Commando zu erhalten. Das Bombardement von Ludwigshafen und die Vertheidigung von Rastatt fanden unter seiner militärischen Oberleitung statt. Dieser badische Aufstand hatte ein ganz anderes Ansehen als der Herwegh'sche Putsch: dort war das badische Heer betheiligt, wohlorganisirte Regimenter zogen ins Treffen; jener Putsch endete tragikomisch; der badische Aufstand hatte einen sehr ernsten tragischen Ausgang. Ueber die Tendenzen und Zwecke desselben suchen wir bei Corvin vergeblich Auskunft; bei dem Herwegh'schen Putsch erwähnt er einmal, daß das Parlament ein Volksheer brauche und die deutsche Legion eben zu diesem Zweck heranrücke. Der Aufstand in Baden wird als selbstverständlich von dem Autor angesehen; auf politische Motive und Raisonnements läßt er sich überhaupt nicht ein; die Revolution war für ihn damals, was für Halm's „Parthenia" die Liebe. Sie kommt und sie ist da! Er kämpfte für sie, doch unverkennbar leuchtet auch die Freude am Kampfe selbst aus seinen Aufzeichnungen hervor.

Dieser Abschnitt ist der interessanteste des Werks; er bringt authentische Mittheilungen über die Zustände in Baden, über die Leiter des Aufstandes, die militärischen Vorgänge, und da Corvin frei von jeder Schönfärberei ist, so erhalten wir auch ein charakteristisches Bild der Anarchie, welche gerade in den leitenden Kreisen herrschte und jedes Zusammenwirken der verschiedenen Heerestheile ausschloß. Doch muß man diese Mittheilungen im Zusammenhange lesen; sie lassen sich weniger durch Auszüge illustriren. Charakterbilder erhalten wir von Sigel, Philipp Becker, Annecke, Germain, Metternich, besonders aber von den Vertheidigern von Rastatt: Tiedemann, von Biedenfeld, dem alten Böning, die alle später nach dem Ausspruch des badischen Kriegsgerichts erschossen wurden. Sehr anschaulich sind die Kämpfe bei Rastatt geschildert, besonders eingehend die Unterhandlungen, welche zur Uebergabe auf Gnade und Ungnade führten. Corvin reiste in Begleitung eines preußischen Offiziers nach Constanz, um sich davon zu überzeugen, daß das Insurrectionsheer Baden verlassen habe. Darauf stimmten auch diejenigen für die Uebergabe, die durch dieselbe am meisten gefährdet wurden. Es folgten die Tragödien in den Kasematten und auf den Richtstätten. Corvin wurde zum Tode verurtheilt; aber es gelang seinen Freunden, die Todesstrafe in zehnjährige Zuchthausstrafe umzuwandeln.

Der große Abschnitt „Das Zuchthaus" liest sich wie eine Folge spannender Romankapitel. Die Detailmalerei des Autors gibt hier die anschaulichsten Bilder; doch auch die psychologischen Schilderungen stehen auf gleicher Höhe; man fühlt die Empfindungen tiefster Demüthigung und Zerknirschung nach und bewundert die Ausdauer und Zähigkeit, mit welcher Corvin sich doch ein besseres Los innerhalb der Mauern dieses schrecklichen pennsylvanischen Gefängnisses erkämpfte, bis ihm die vollständige Freiheit zutheil wurde.

Später ging Corvin nach Hamburg und London, und dann begab er sich als Correspondent auf den Schauplatz des nordamerikanischen Secessionskriegs. Seine im vierten Band der Memoiren enthaltenen Schilderungen von Land und Leuten in Nordamerika gehen bisweilen sehr ins Detail; besonders hat er das culinarische Departement mit Vorliebe behandelt; doch praktischer Sinn, gesunder Menschenverstand und gute Beobachtungsgabe machen ihn zu einem glaubwürdigen Berichterstatter. Auch weiß er lebendig zu schildern: wir erhalten von dem eigenthümlichen Kriegs- und Lagerleben der Unionstruppen ein recht frisches Bild, und die Darstellung der Schlacht am Antietam zeichnet sich durch Anschaulichkeit aus. Mit allen damaligen hervorragenden Staatsmännern des Nordens kam Corvin in nähere Berührung, und obschon bei ihm Sympathien und Antipathien eine große Rolle spielen, so sind seine Porträts in den Hauptzügen doch scharf gezeichnet und jedenfalls getroffen. Von Abraham Lincoln entwirft er ein Bild, dem man die sprechende Aehnlichkeit gleichsam ansieht:

Lincoln war ein langer, knochiger Mann mit großen Füßen, knochigen Händen, die noch größer aussahen wegen der zu kurzen Aermel seines schwarzen Röckchens, sehr langen Armen, mit denen er nicht recht wußte, wo er sie hinthun sollte, magerem, schmuzig gelblichem Gesicht, etwas wirrem, bräunlichem Haar, großer Nase, ungeheuer großem Mund, abstehenden großen Ohren und kleinen, etwas matten Augen. Wenn mir Lincoln in Deutsch-

land irgendwo auf der Straße begegnet wäre, würde ich ihn wahrscheinlich für einen Dorfschulmeister, aber nie und nimmermehr für das Oberhaupt von vierzig Millionen Menschen gehalten und bei seinem Anblick leicht gelächelt haben. Seiner körperlichen Schönheit wegen war Abraham Lincoln sicherlich nicht zum Präsidenten erwählt worden; denn in den Augen der meisten Menschen war er ein gewöhnlich aussehender, wenn nicht häßlicher Mann. Mir erschien er indessen nicht so, und je länger ich seine den äußern Schönheitssinn nicht ansprechenden Formen betrachtete, desto schöner erschien er meinem innern, intellectuellen Auge. Sein Gesicht war ein Christusgesicht mit grotesken Zügen. Sah ich lange hinein, so ergriff mich eine Rührung, von der sich mein Verstand keine Rechenschaft geben konnte. Jemand hat die Bemerkung gemacht, daß man es Leuten, die eines gewaltsamen Todes zu sterben bestimmt wären, im Gesicht ansehen könne! Tieck sagt irgendwo, daß man Menschen, die man liebe, erst recht liebe, wenn man eine kleine Lächerlichkeit an ihnen entdecke. Auch große Männer werden populärer durch ihre kleinen Lächerlichkeiten oder Schwächen, als durch ihre Tugenden und geistige Größe. Diese Schwächen bringen sie uns menschlich näher. Lincoln's Gesicht war, ich möchte sagen ein melancholisch-humoristisches. Man sah die Sorge um das Schicksal seines Volks in seinen milden Zügen, allein in den Winkeln seiner Augen und seines großen Mundes blitzte es hin und wieder wie ein flüchtiger Sonnenstrahl. Wäre Lincoln ein Mann gewesen mit schönem, martialischem Gesicht, breiten Schultern und gewölbter Brust, man würde ihn schwerlich so geliebt haben, wie es wirklich der Fall war. Seine lange, ungeschickte Schlemihlgestalt machte ihn noch populärer, und wer ihm begegnete, sah sich mit einem freundlichen Lächeln nach ihm um. Man liebte Lincoln mehr, als man ihn bewunderte; für einen großen Mann hielt ihn niemand, wohl aber für einen guten und edeln.

Später wurde Corvin im Banknotenbureau des Schatzamtes, dann im Patent-Office beschäftigt, wo er Karten zeichnete. Dann finden wir ihn wieder in Deutschland, in Berlin, als Berichterstatter großer Zeitungen auf dem Schauplatz des Deutsch-Französischen Kriegs, zuletzt als Schriftsteller in Leipzig, wohin ihn eine neue Auflage der „Illustrirten Weltgeschichte" geführt hatte.

Die „Memoiren" sind ausnehmend inhaltreich, frisch und lebendig und enthalten besonders im zweiten und dritten Bande authentische Mittheilungen, welche von dem Geschichtschreiber der Jahre 1848 und 1849 nicht ignorirt werden dürfen.

Rudolf von Gottschall.

Philosophische Schriften.

1. Schopenhauer's Erlösungslehre. Von Rafael Koeber. Berlin, C. Duncker. 1881. Gr. 8. 1 M.

Es ist ein sehr interessantes Kapitel, das der Verfasser der vorliegenden kleinen Arbeit aus Schopenhauer herausgegriffen und selbst eingehender behandelt hat. Aber er bietet uns nicht genau Schopenhauer'sches selbst, sondern vieles in seiner eigenen etwas abweichenden Auffassung. Das Ganze zerfällt in drei Theile, von denen der erste nur vom Willen handelt und zwar besonders in Beziehung auf den Intellect. Schopenhauer will nämlich den Willen als völlig intellectlos aufgefaßt wissen, Koeber hingegen bemüht sich, die Unstatthaftigkeit und Unmöglichkeit dieser Auffassung nachzuweisen, und bezeichnet den Willen als einen nothwendig und wesentlich intelligenten. Und das ist die vom Verfasser mit Schopenhauer vorgenommene Aenderung.

Der zweite Abschnitt behandelt dann den Proceß des Falles und der Erlösung selbst. „Die Quelle aller Leiden, alles Uebels und alles Bösen ist das principium individuationis. . . ." Das Absolute vereinzelt sich, wird Ich und setzt als solches sich das Du entgegen. Damit ist der Selbstsucht das Thor und mit ihr der Krieg aller gegen alle, ja schließlich der Krieg gegen sich selbst eröffnet. Die Erlösung kann daher nur erfolgen durch die höchste Selbsterkenntniß, durch welche das Ich sich wieder in seinem absoluten Grunde erkennt und erfaßt, den Einzelwillen verneint und sich mit der Idee des Ganzen vereinigend darin aufgeht. „Indem der Mensch anschaut, hört er auf Individuum zu sein: er versinkt in die Idee, verliert sich in ihr, wird eins mit ihr."

Der dritte Abschnitt bildet nur eine abschließende Ergänzung. Näher auf den Inhalt einzugehen, verbietet uns der Raum. Das Schriftchen ist in einer angenehm fließenden und leicht verständlichen Sprache geschrieben und fesselt den Leser unwillkürlich. Niemand, der es mit Aufmerksamkeit durchliest, wird es ohne Genuß und mannichfache Gedankenbereicherung aus der Hand legen.

2. Das Erkenntnißproblem. Mit Rücksicht auf die gegenwärtig herrschenden Schulen. Von O. Caspari. Breslau, Trewendt. 1881. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

So wichtig auch das hier behandelte Problem ist, und so dankbar man einer jeden gediegenen Bearbeitung, beziehungsweise Lösung desselben sein muß: so darf doch mit Recht verlangt werden, daß es entweder im Zusammenhange mit andern Problemen in einem Werke, oder aber wirklich selbständig als ein Ganzes für sich behandelt werde. Das ist aber hier nicht der Fall. Wer diese kleine 52 Seiten umfassende Schrift lesen und verstehen will, muß nicht nur mit der Philosophie überhaupt vertraut sein, sondern er muß auch die übrigen Schriften des Verfassers bereits kennen. Und da der Autor diese Arbeit selbst nur als Prolegomena für seine erkenntniß-theoretischen Schriften bezeichnet, so versteht man nicht recht, warum die kleine Arbeit in dieser selbständigen Form in die Welt geschickt worden ist. Bei aller sonstigen Gediegenheit des Gebotenen ist der bezeichnete Uebelstand zu beklagen und thut der Wirkung Eintrag. Gern aber stimmt man mit dem Verfasser in seinen Schlußworten überein:

Alle (Schulen) weisen hin auf einen Theil der großen Wahrheit; aber die volle, die ganze Wahrheit wird nur gefunden, wenn wir die Einseitigkeiten dieser Schulen überwinden, um mit verschärftem Blick eine neue und höhere Lösung des großen Problems zu erstreben.

3. Sein und Erkennen. Eine fundamental-philosophische Untersuchung von J. Bergmann. Berlin, Mittler u. Sohn. 1880. Gr. 8. 4 M.

Diese Schrift hat alle Vorzüge und Mängel eines von einem speculativen deutschen Philosophen verfaßten Buchs. Unstreitig hat der Verfasser eins der wichtigsten, wenn nicht das allerwichtigste Problem zum Gegenstande seiner kritischen Untersuchung gemacht, und ebenso sicher hält er auch Wort, wenn er auf dem Titel eine „fundamental-philosophische Untersuchung" verspricht. Denn das Werkchen ist durchgängig mit jener Tiefe und Verstandesschärfe abgefaßt und zur Darstellung gebracht, wie wir sie nur von dem kritisirenden Kopfe eines wahren deutschen Denkers erwarten können. Die Lektüre desselben wird daher für einen jeden, der sich für das Thema interessirt und sich ernstlich damit beschäftigt, eine tüchtige Denkgymnastik sein. Was man aber als Schattenseite und Mangel mit in den Kauf nehmen muß, das ist die Sprache. Hier macht der Verfasser oft sehr große, ja mitunter zu große Anforderungen an die Nachsicht des Lesers. Da man aber solches von unsern deutschen Meistern der Philosophie gewöhnt ist, und da Bergmann in der That Gediegenes bietet, so wird der philosophische Jünger sich diese Gymnastik nicht verdrießen lassen. Daß der Verfasser den großen vorangegangenen Meistern grobe Irrthümer vorwirft, darf uns ebenfalls nicht befremden: glaubt doch bekanntlich ein jeder, erst er habe den Nagel auf den Kopf getroffen.

Als eine anstrengende Denkübung also sei diese zwölf Druckbogen umfassende Schrift allen Freunden echter Philosophie bestens empfohlen.

4. Die neuere Philosophie und der christliche Glaube in ihrem Verhältnisse, aus den Quellen dargelegt von M. Ehrenhauß. Wittenberg, Wunschmann. 1881. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Seit durch die großartige Reformationsthat Luther's die verschiedenen Zweige der allgemeinen Wissenschaft sich nach und nach gänzlich von der Vormundschaft der Theologie befreiten und speculatives wie empirisches Forschen auf verschiedenen Gebieten zu andern Resultaten gelangte, als früher die Theologie aufgestellt und gutgeheißen hatte, seitdem war man von einer gewissen Seite bestrebt, „Glauben und Wissen zu versöhnen". Allerdings konnte derjenige, welchem nur an der Wahrheit und dem ehrlichen Bekenntniß derselben gelegen war, nicht in Abrede stellen, daß die wissenschaftliche Forschung Wahres zu Tage gefördert, aber Wahres, das vielfach mit den Satzungen des Glaubens, dem Inhalte der Bibel oder den Lehrsätzen der Theologie in scharfem Widerspruche stand. Glaubte man nun zugleich, daß diese letztern Satzungen ebenfalls ihre Berechtigung hätten, auch Wahrheit enthielten und darum nicht fallen gelassen werden dürften, so ergab sich von selbst das Problem einer „Versöhnung", eines Ausgleichs, einer Vermittelung. Wer in der Geschichte der Wissenschaft auch nur einigermaßen bewandert ist, weiß, wie vieles in dieser Beziehung geleistet worden ist und zwar von bedeutenden Köpfen, aber dennoch stets erfolglos. Leichter und bequemer als der Zusammensteller der vorliegenden Arbeit hat sich es indeß wol nie einer gemacht. Um einem lieben Jugendfreunde in Dresden den Trost zu spenden, aber auch um im allgemeinen den Beweis zu liefern, daß es mit dem Verhältniß zwischen Wissenschaft und Glaube lange nicht so schlimm bestellt sei, als man gewöhnlich wähne, charakterisirt Ehrenhauß nun die Hauptvertreter der neuern Philosophie und beginnt sogar mit Anselm von Canterbury (gest. 1109), den er den „Vorläufer der neuern Philosophie" und den „ersten großen germanischen Denker der Kirche" nennt. Ihm folgen Cartesius als „Vater der neuern Philosophie", Spinoza, Leibniz, Locke, Hume, Kant, Fichte, Schelling, Herbart und Hegel. Indem er nun den Hauptinhalt der Lehre eines jeden dieser Philosophen heraushebt und kritisch durchgeht, findet er heraus, daß sich bei jedem wenigstens ein Gedanke ausgedrückt findet, welcher mit einem Gedanken oder Lehrsatz der christlichen Kirche eine nähere oder entferntere Aehnlichkeit hat oder — haben dürfte. Und daraus wird alsdann der Schluß gezogen, daß alle diese großen Geister mehr oder weniger im Sinne der christlichen Kirchenlehre philosophirt hätten! Das ist, in solcher Allgemeinheit ausgesprochen, eine sehr gewagte Behauptung. Niemand wird sich wundern, in den Schriften von Anselm (wenn er doch einmal zu den Vertretern der „neuern Philosophie" gezählt werden soll) oder Cartesius oder Leibniz christliche Gedanken zu finden, obwol auch diese Denker in ihren systematischen Hauptwerken objectiv waren; aber in den Sätzen eines Spinoza, oder wie sonst die glaubenslosen Philosophen heißen mögen, Christenthum zu finden, ist doch etwas zu kühn. Mit Hegel schließt der Verfasser, weil, wie behauptet wird, es nach diesem keinen großen Philosophen mehr gab. Das dürfte nun doch nicht so ohne weiteres zu unterschreiben sein. Man mag mit Schopenhauer sympathisiren oder nicht, man wird ihn doch stets den Philosophen ersten Ranges beizählen müssen. Daß aber dem Pastor Ehrenhauß Karl Christian Friedrich Krause entging, ist unerklärlich; denn gerade die Schriften dieses Philosophen dürften am ehesten eine Ausbeute in obigem Sinne ermöglicht haben.

Wir haben in der vorliegenden Schrift ein Stück Geschichte der Philosophie, und insofern mag sie mancher nicht ohne Vortheil lesen; ihren Zweck aber erreicht sie keineswegs.

A. Reichenbach.

Neue Novellen von Frauenhand.

1. Ada. Novelle von Lilla Gräfin von und zu Egloffstein, geb. Gräfin von Bassewitz. Magdeburg, Heinrichshofen. 1881. 8. 2 M.
2. Aus Palast und Hütte. Novellen von Valeska von Gallwitz. Leipzig, Schulze u. Comp. 1881. 8. 4 M.
3. Deborah. Von Baronin Auguste von Schulte. Hannover, Lüdemann. 1881. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.
4. Unter Sommerlaub und Winterschnee. Gesammelte Novellen von Maria Lenzen, geb. di Sebregondi. Fünfte Folge. Köln, Bachem. 1881. 8. 4 M.

Bei einer so reichen Auswahl neuer Novellenbücher von Frauenhand ist es begreiflich, daß das Urtheil sich gern in Parallelen ergeht, und so kommt es, daß dem Leser neben der äußern Verwandtschaft bei drei der obengenannten Werke auch eine innere Aehnlichkeit auffällt, die sein Urtheil unfehlbar beeinflussen wird. Der Umstand, daß die Werke sämmtlich von Damen aus den höhern Gesellschaftskreisen herrühren, verleiht ihnen den Grundzug der gemessenen aristokratischen Form. Sie bewegen sich alle in sehr feiner und guter Gesellschaft, und man kann nicht sagen, daß der Ausruf des Dichters: „Was kann da Großes begegnen!" durch diese Erzählungen widerlegt worden sei. Am tiefsten in die Räthsel der Menschennatur greift noch die Verfasserin der unter Nr. 4 verzeichneten Novellen, welche zwar gewaltsam ihre Effecte suchen und über steinigen Boden zum Ziele führen, dabei aber doch auch manchen Edelstein am Wege auflesen. Voll und ganz in Idee und Durchführung ausgereift scheint mir nur die kurze Novelle „Des Vaters Fluch" von Valeska von Gallwitz, die auf dem Raume von vierzehn kleinen Octavseiten ein ganzes Lebensschicksal in ergreifenden Zügen am Geiste des Lesers vorüberführt.

Die Novelle der Gräfin Egloffstein: „Ada" (Nr. 1), ist eine recht empfindliche Treibhauspflanze, die, zwar nicht ohne Interesse, jedoch ohne Poesie, den Eindruck des Exotischen macht und daher des vertraulich Ansprechenden entbehrt, das absonderlich der Novelle eigen sein sollte. Noch mehr trägt zu diesem fremdartigen Eindruck die Vorliebe bei, mit der die Verfasserin ihre Personen französisch parliren läßt, um so deren unverkennbare Blasirtheit recht vornehm erscheinen zu lassen. Der Stolz, mit dem sie sich ihrer russischen Helden annimmt, welche allerhand merkwürdige Eigenschaften vor andern Menschen voraus haben müssen, läßt sie die poetische Ungerechtigkeit begehen, daß sie ihre eigene Heldin dadurch zurücksetzt. Wie wäre es sonst möglich, daß diese durch eine grausam lange Zeit von dem Gegenstande ihrer Verehrung gar nicht beachtet wird und in einem instinctiven Zustande der Entsagung hinlebt, der jeglicher Sympathie entbehrt? Das ist überhaupt in der geschilderten Weise nur dann möglich, wenn der Leser auf Treu und Glauben die unausgesprochene Meinung der Verfasserin hinnimmt, der russische Geliebte sei derart von der Heiligkeit seiner ehelichen Verpflichtungen gegen seine im Wahnsinn schmachtende, im Irrenhause lebende Frau erfüllt, daß auch ein nur formeller brieflicher Verkehr mit dem geliebten Mädchen ihm wie ein Verbrechen erscheine. Und dieser Zustand dauert volle sieben Jahre — horribile dictu. Das heißt denn doch das russificirte Magdalenenthum bis ins Unerträgliche potenziren. Man muß den Glauben dafür mitbringen, um sich ohne Murren dareinzufinden. Im übrigen ist die Novelle, namentlich in dem Theile, welcher das Verhältniß der Schwester Ada's, Mathilde, zu dieser und ihrem frühern Anbeter Ebersdorf erzählt, glücklich angelegt und zeugt hier und an verschiedenen andern Orten von Compositionstalent.

Unter den vier Novellen der Valeska von Gallwitz'schen Sammlung: „Aus Palast und Hütte" (Nr. 2), habe ich bereits die Perle hervorgehoben. Die andern, namentlich die erste, längere: „In der Fremde", leiden mehr oder weniger an alltäglicher unvermittelter Schroffheit auf der einen wie an Gefühllosigkeit auf der andern Seite, und die genannte erhebt sich nur gegen den Schluß hin zu einem wahrhaft poetischen Zuge in den Charakteren und Situationen. Aber selbst hier bleibt die Darstellung hinter den Anforderungen eines geläuterten Novellenstils zurück. Die Toilettenstubenromantik, in die man wie in einen schlecht im Licht hängenden Spiegel schaut, während man doch den Eindruck empfängt, als ob die Verfasserin fleißig hineingesehen habe, drängt sich recht störend aus den Zeilen dieser Novelle hervor, und man liest volle 150 Seiten, ehe man endlich auf einen kernigen Pinselstrich kommt, der in die Seele der Schreiberin getaucht ist, die sich dann allerdings so talentvoll offenbart, wie sie in den darauffolgenden kürzern novellenartigen Skizzen: „Des Vaters Fluch", „Der Mutter Segen" und „Marie", erscheint. Die letzten beiden erreichen zwar nicht die schöne Kraft und Fülle der Idee und des Ausdrucks wie erstere, sind aber ebenfalls voll poetischer Kraft und verfehlen ihres Eindrucks nicht.

Was die „Deborah" der Baronin Auguste von Schulte (Nr. 3) anlangt, so stehen wir hier vor einem gesellschaftlichen Räthselbilde, das sich bis in die tiefsten Tinten der Romantik verliert, doch ebenfalls keinen Augenblick jene wohlthuende Reserve der feinen conventionellen Formen verleugnet. Deborah, ein Judenmädchen aus Prag, wird von einem Grafen recht raubritterlich entführt; der Held der Erzählung ist Zeuge der Entführung, ohne in seinem angeborenen Unterthänigkeitsgefühl eine Hand zu rühren. Er macht nun mit Deborah's Bruder einen mehr als abenteuerlichen Rettungsversuch, indem er nächtlicherweile in das Schloß des Grafen an der Luschnitz bis zum Gemach der von ihm Angebeteten dringt und in höchst unüberlegter Weise in Gegenwart der

Wärterin ihr zu Füßen stürzt. Der eben von einem Ritt heimkehrende Graf kommt hinzu und läßt den Unbesonnenen in Fesseln schlagen und in einen Kerker werfen, aus dem ihn der draußen harrende Bruder der Geliebten befreit. Dies geschieht alles so sans phrase, so ohne alle seelische Affectation, so vollkommen nach den Regeln des guten Tons, daß man auch nicht verwundert ist, zuletzt die Vereinigung der beiden Liebenden in eben derselben Weise sich vollziehen zu sehen. Mit sehr viel chevaleresker Romantik, von der selbst die lautlos hinscheidende Wärterin nicht verschont bleibt, entwickelt sich alles, sodaß man füglich daran glaubt und den nicht ohne Spuren echten Talents herbeigeführten tragischen Schluß, nach welchem der unerbittliche Tod auch in diese selbstgeschaffene gleißende Welt mit starrer Hand hineingreift, als baare Münze hinnimmt. Wenn nur alles oder auch nur das Wesentlichste im Menschenschicksal sich so lustig und leicht entwickeln wollte, wie hier in dieser „Deborah", man nähme gern das bischen Tod mit in den Kauf; aber es ist leider nicht wahr, daß der Tod auch der geliebtesten Menschen das Bitterste ist, was der Mensch zu tragen hat. Als Abschluß einer so abenteuerlich angebahnten Geschichte kann er nicht befriedigen, und daß er nicht kalt läßt, ist ein Verdienst der Verfasserin.

Ganz anders als die vorstehenden Bücher muß dasjenige der Frau **Maria Lenzen**, das den geschmacklosen Titel „Unter Sommerlaub und Winterschnee" (Nr. 4) trägt, beurtheilt werden. Die Verfasserin ist in ihrer Art ein Talent, das von Funken genialer Eingebung durchleuchtet wird. In „Harte Köpfe", der ersten der Novellen, weiß sie nach einer etwas breit angelegten Einleitung das Interesse des Lesers vollkommen zu fesseln. Die Figuren treten plastisch aus dem Rahmen der Erzählung hervor und gewinnen unter ihrer Hand wirkliches Leben. Es gelingt ihr sogar, für den hannoverisch-platt redenden „Glierenkieker", der in der Welt nichts zu thun hat, als anderer Leute Angelegenheiten nachzuspüren und dadurch Unheil zu stiften, vollkommene Absolution beim Leser zu erwirken; denn dieser knorrige Heidebewohner erscheint wahrhaft ingeniös im Auswittern von Geheimnissen und bringt sie mit Virtuosität an den rechten Mann. Aber auch der ernstere Theil der Novelle zeugt von breiterm dichterischen Wurf, als dies bei der gewohnten Durchschnittswaare der Fall. Es ist, um mit Heinrich Laube zu reden, „Blut" darin, das zuweilen, wenn auch nicht, wie nach desselben Gewährsmannes Ausspruch bei Brachvogel, „schwarz", doch zum mindesten dunkelroth hervorschimmert.

In der Novelle „Die Rütenbroeks" tritt diese Eigenschaft in noch höherm Maße hervor. Der Tod hält hier eine so reiche Ernte und wählt seine Opfer so grausam, daß die Lebenden doppelt recht behalten. Es sind dies Bilder aus einer ungewohnten Welt, in der die dichterische Phantasie mit souveräner Herrlichkeit waltet. Die entferntesten Pole der Erde werden wie die Pole entgegengesetzter galvanischer Strömungen mit kühnen Strichen, durch Menschenseelen vermittelt, miteinander in Verbindung gebracht, und immer erzeugt der dadurch herbeigeführte Strom Gegensätze, die nur in dieser eigenthümlichen Verbindung ganz verständlich sind. Wenn man das in den „Rütenbroeks" entrollte Schicksal des Knaben Arend vollständig in sich aufnehmen will, muß man lange bei ihm verweilen. Der Umstand, daß die Verfasserin den Leser anfangs im Zweifel darüber läßt, ob er der Held ihrer Novelle werden wird oder der mit ihm zugleich aus entgegengesetzten Motiven verschollene Oheim, bringt einen Dualismus in das Werk, über den nur die große Begabung der Verfasserin hinwegträgt.

Zum Schluß bietet der Band noch einen Nachzügler: „Eine Heideblüte", in dem sich die specifische Eigenart der Verfasserin verklärt widerspiegelt, und sie wird es dem Kritiker nicht übel deuten, wenn er ihre Muse mit diesem eigenartigen Wesen identificirt, das, so liebenswerth und schroff zugleich, unsere ganze Sympathie für sich gewinnt, trotzdem wir manchmal davorstehen wie vor einer fremden unbekannten Scheinwelt, in welche die Feder der Dichterin erst das Licht hineinträgt, durch welches wir ihre Schöpfungen mit unserm geistigen Auge erfassen lernen.

Hermann Riotte.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 12. September starb im Haag als ottomanischer Gesandter **Murad Efendi**, ein deutscher Dramatiker von Talent, als Beurtheiler von Schriften über orientalische Angelegenheiten seit Jahren auch an d. Bl. thätig. Er war im Jahre 1836 in Wien geboren, hieß ursprünglich Franz von Werner und diente in der österreichischen Armee. Im Krimkriege trat er als Cavalerieoffizier in türkische Dienste. Nach der Erstürmung von Sewastopol und dem Abschluß des Friedens schlug er die diplomatische Laufbahn ein, wurde anfangs Consul für das Banat und nahm seinen Wohnsitz in Temesvár. Nach längerm Aufenthalt in Wien wurde er ottomanischer Generalconsul in Dresden und rückte dann vor einigen Jahren zum türkischen Gesandten in Schweden und den Niederlanden auf. In Stockholm fand er an dem König von Schweden, der ja selbst den Musen huldigt, einen Freund und Beschützer. Bereits seit einigen Jahren von einer verhängnißvollen Krankheit, der Zuckerruhr, erfaßt, fiel er im Haag, wo er zuletzt weilte, ihr zum Opfer. Kurz vor seinem Tode gab er seine „Dramatischen Werke" in drei Bänden gesammelt heraus (Leipzig, T. O. Weigel; Leiden, E. J. Brill). Es wurden ihm bei seiner hohen diplomatischen Stellung verschiedene Auszeichnungen zutheil: der König der Niederlande ließ ihm zu Ehren eine Medaille prägen, und der Kaiser von Oesterreich verlieh ihm das Großkreuz des Franz-Joseph-Ordens.

Als Consul in Temesvár veröffentlichte Murad Efendi seine erste Gedichtsammlung: „Klänge aus dem Osten" (1867). Auf

dem Gebiete der Lyrik erschienen später von ihm: „Durch Thüringen" (1871), Gedichte, welche das schöne thüringer Land und seine kunstsinnigen Fürsten in ansprechender Weise verherrlichen, „Balladen und Bilder" (1879), die theils lebhaftes orientalisches Colorit, theils die blasse Färbung und knappe Haltung der skandinavischen Muse haben. Schalkhaft und in volksthümlichem Ton gehalten ist sein osmanischer Eulenspiegel „Nasreddin Chodja" (3. Aufl., 1878).

Doch Murad Efendi war vor allem tragischer Dichter, und er hatte das Talent dafür, das os magna sonaturum, und Sinn für theatralische Wirkungen. Sein „Selim III." ist 1872 am wiener Burgtheater mit Erfolg zur Aufführung gekommen, einige Jahre später sein „Marino Faliero" in Dresden und Leipzig. Die entmuthigenden Erfahrungen, die keinem heutigen Dramatiker von ernster Richtung und poetischem Gehalt erspart bleiben, ließen auch sein Talent nicht zu voller Entfaltung kommen. Da wir nächstens in d. Bl. eine eingehende Besprechung von Murad Efendi's „Dramatischen Werken" bringen werden, so verweisen wir auf dieses motivirte Gesammturtheil über sein dramatisches Schaffen.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Aus der „Nuova Rivista Internazionale", Nr. 3, vom Juni d. J., heben wir mehrere Beurtheilungen hervor.

Ueber die „Geschichte der neuern Philosophie in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Cultur", von W. Windelband, sagt die Revue: „Denen, die nicht lesen, um sich die Zeit zu vertreiben, sondern um Belehrung zu suchen, denen, welche denken und nachdenken, die nicht ein wenig Mühe scheuen, um die großen Probleme zu verstehen, welche den menschlichen Geist in der neuern Zeit beschäftigt haben, empfiehlt sich Windelband's Werk als ein erfahrener und zuverlässiger Führer. Ein gelehrter Kenner seines Stoffs, bekundet er sich zugleich als tiefen Denker sowie als feinen und scharfen Beobachter. Seine Arbeit ist reich an neuen Ideen, er verbreitet neues Licht über sehr viele Punkte, eröffnet bei jedem Schritte neue Gesichtspunkte und darf daher auch von denen nicht blos durchflogen werden, die bereits eine mehr als oberflächliche Kenntniß von dem Gebiete haben."

Nicht minderes Lob erhält „Die Religion der europäischen Culturvölker, der Litauer u. s. w., Slawen, in ihrem geschichtlichen Ursprunge", von Julius Lippert, ein Werk, von dem es daselbst heißt, es sei höchst eigenartig, reich an tiefen Auffassungen und neuen Ideen, ein Buch, dessen Studium keiner entbehren könne, der das Wort ergreifen wolle, wenn es sich um den Ursprung der menschlichen Religionen und ihrer Culte handelt.

Ueber „Schopenhauer's Erlösungslehre" von Rafael Koeber sagt die „Rivista", es empfehle sich dieses gelehrte und elegante Schriftchen aufs wärmste allen, welche den Mittelpunkt der Schopenhauer'schen Philosophie kennen zu lernen wünschen. „Koeber ist ein scharfer Denker, dessen prüfendem Auge die Widersprüche im Systeme des Frankfurter Weisen nicht entgehen. . . . Der kritische Theil seiner Arbeit ist prächtig; nur hätten wir gewünscht, er wäre ebenso kritisch gegen Hartmann verfahren, in dem er den Verbesserer und Vollender der Schopenhauer'schen Philosophie verehrt. Auch diejenigen, welche die Ansichten des Verfassers nicht zu den ihrigen machen können, werden das Schriftchen mit Vergnügen und Nutzen lesen."

Wilhelm von Giesebrecht's „Geschichte der deutschen Kaiserzeit", die eben in fünfter Auflage erschienen ist, wird als ein Ruhm Deutschlands und der Wissenschaft bezeichnet.

— Der „Rivista Europea", XXIV, 5, entnehmen wir nachstehende Kritiken:

Ueber „Studienblätter" von Otto Franz Gensichen heißt es: „Die Lektüre eines solchen Buchs kann nur nutzenbringend sein. Der Verfasser hat seine Skizzen mit gewissenhafter Aufmerksamkeit geschrieben, und deshalb liest man sie auch sämmtlich mit dem größten Vergnügen."

Das Urtheil über Gustav Freytag's „Aus einer kleinen Stadt" stimmt mit dem auch in Deutschland ziemlich allgemein darüber gefällten überein. „Freytag", sagt die „Rivista", „hat in seiner Erzählung den dramatischen Ton geschickt vermieden; der Leser sieht von selbst ein, daß dieser Roman eine höchst einfache Geschichte ist, rührend und anziehend, wenn man will, allein kein würdiger Schluß des großen romantisch-historischen Werks »Die Ahnen«. Es ist kein historisches Gemälde der Freiheitskriege, sondern vielmehr ein Genrestück mit einem historischen Hintergrunde."

Die Besprechung des Romans von Heinrich Laube: „Louison", schließt mit folgenden Worten: „Tief psychologische Gemälde, eine leichte und lebhafte Entwickelung von stets wachsendem Interesse in fließender Sprache: das ist es, was der Verfasser uns bietet; nur Rambert's Charakter ist etwas zu ideell, ja sagen wir etwas zu deutsch gehalten."

— Die „Saturday Review", Nr. 1342, bespricht „Die Lösung der Wallensteinfrage" von Edmund Schebek und sagt: „Aus vielen Gründen sollte Wallenstein jetzt von seinen Landsleuten günstiger betrachtet werden, als es vor nur wenigen Jahren möglich gewesen wäre. Der räthselhafte Theil seiner Laufbahn sind seine letzten Lebenstage, und das Räthsel ist seine Treue oder Verrätherei gegen seinen kaiserlichen Herrn. Nehmen wir selbst als Ausgangspunkt seinen Verrath an, so würde ein solcher Deutschland zum Vortheil gereicht haben. Wie eigennützig auch sein Beweggrund gewesen sein mag, das praktische Ergebniß wäre immerhin gewesen, daß die Religionsfreiheit gesichert und vierzehn Jahre Bürgerkrieg erspart wurde. So lange Nationaleinheit ein bloßes Ideal blieb, beeinflußten solche Erwägungen die allgemeine Schätzung Wallenstein's nur schwach; jetzt indessen, wo die Deutschen sie von einem andern großen Manne, der nicht zu wählerisch in den Mitteln ist, wirklich zu Stande gebracht sehen, dürfen sie wol anfangen darüber nachzudenken, ob Wallenstein nicht ein Vorläufer Bismarck's gewesen sein mag. So kann Schebek auf ein geneigtes Gehör rechnen; denn in der That sagt er seinem Publikum nur, was es sich bereits selbst gesagt hat. Natürlich muß er seine Sache urkundlich beweisen, doch in jedem andern Lande als Deutschland würde die Weitschweifigkeit, die er dabei für nothwendig befunden hat, ihm sehr im Wege stehen. Möglich aber, daß das deutsche Publikum fünfhundert Octavseiten vom größten Format über Wallenstein für nicht zu viel hält; die Frage wird vielleicht eher sein, ob alles, was Schebek vorbringt, wirklich erheblich ist. . . . Nach allem bleibt schließlich doch der Eindruck, daß Wallenstein's Benehmen ein Räthsel ist, das viele Deutungen zuläßt, und daß die Wahl der einen oder andern sich in der Regel nach der Voreingenommenheit des Auslegers richten wird. Die wahrscheinlichste Hypothese ist vielleicht die der einfachen Unentschlossenheit."

Verdiente Anerkennung findet „Rußlands Werden und Wollen" von Franz von Löher.

Ueber „Belgien und die Belgier. Studien und Erlebnisse während der Unabhängigkeitsfeier im Sommer 1880" von Julius Rodenberg, sagt das Blatt: „Rodenberg's Besuch Belgiens bei Gelegenheit des Jubiläums der nationalen Unabhängigkeit wurde unter den günstigsten Umständen abgestattet; ein Besuch zu einer minder begeisterten und gastlichen Zeit dürfte vortheilhafter gewesen sein. Rodenberg, bewillkommnet,

gehätschelt und bewirthet mit andern distinguirten fremden Gästen, konnte nur eine rosenfarbige Ansicht von den Verhältnissen des Landes gewinnen. Wir fühlen, daß die eigenthümlichen Besorgnisse Belgiens etwas bemäntelt sind, und daß wir weder so viel von Uneinigkeit im Innern noch von Gefahr von außen hören, wie es der Fall gewesen sein würde, wären Rodenberg's Beobachtungen vor oder nach seinem Picknick gemacht worden. In literarischen und künstlerischen Dingen ist sein Urtheil selbständiger, und wir verdanken ihm vortreffliche Skizzen des gegenwärtigen Zustandes derselben in Belgien, sowie über die eigenthümlichen Fähigkeiten der vlämischen und wallonischen Bestandtheile der Bevölkerung und einiger der hervorragenden Männer, deren Bekanntschaft er gemacht, besonders der Herren Frère-Orban und Henri Conscience."

Lobende Erwähnung findet auch das anonym erschienene Werk „Ein Winter in Griechenland, 1879—80".

Der dritte Band von „Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken" von Heinrich Eduard Brockhaus wird als nützlich für den künftigen Geschichtschreiber des deutschen Buchhandels bezeichnet, wegen des reichlichen Materials, das er darin über Brockhaus' Processe und seine Conflicte mit der Censur finden werde.

„Phocion und seine neuern Beurtheiler" von Jakob Bernays findet in der gedachten Nummer der „Saturday Review" wie im „Athenaeum" vom 30. Juli d. J. die verdiente Anerkennung als eine meisterhafte Leistung, wenngleich die Frage nicht als endgültig gelöst betrachtet werden könne, sondern, wie die Wallenstein betreffende, stets eine offene bleiben und ihre Beantwortung nach der jeweiligen politischen Tagesansicht sich richten werde.

Ueber Julius Duboc's „Der Optimismus als Weltanschauung und seine religiös-ethische Bedeutung für die Gegenwart" sagt das Blatt ziemlich ironisch: „Der Optimismus ist häufig als eine seichte Lehre beurtheilt worden. Duboc hat wahrscheinlich beabsichtigt, diesen Tadel zu widerlegen, indem er darthut, daß ein optimistischer Philosoph so tief wie seine Gegner sein könne. Jedenfalls würde es nachsichtsvoll sein, solche vollkommene Dunkelheit einem so achtbaren Beweggrunde zuzuschreiben."

— Das „Athenaeum", Nr. 2793, bespricht „Neue Judengeschichten" von Sacher-Masoch und meint, es seien dieselben bloße Skizzen; nur „Von Fenster zu Fenster" könne als vollendete Erzählung angesehen werden, und diese sei eine in des Verfassers bester Laune geschriebene humoristische Geschichte. Doch erreiche er in keiner dieser Skizzen die Höhe seiner frühern Judengeschichte „Hasara Raba", und seien sie durchaus nicht wesentlich jüdisch im Tone oder Charakter. „Es ist sehr zu bedauern", schließt die Besprechung, „daß Sacher-Masoch seine unzweifelhaft große Begabung an so kleine Erzählungen wie seine letztern zersplittert. Wir wünschen, er möchte statt dessen sein bedeutendes Werk «Das Vermächtniß Kain's» fortsetzen. Nichtsdestoweniger sind die vorliegenden «Geschichten», wie alles aus seiner Feder, in ausgezeichnetem Grade lesbar und beweisen vollkommen seine merkwürdige Fähigkeit, die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln."

Eine Besprechung von „Franz Liszt" von L. Ramann (Bd. 1) im „Athenaeum" vom 6. August schließt mit folgenden Worten: „Das Werk wird kaum einen großen Absatz bei uns finden, denn die Zahl derer, die ein hinlängliches Interesse an dem Gegenstande nehmen, um beinahe 600 Seiten in deutscher Sprache darüber zu lesen, ist sehr beschränkt; die aber Zeit dazu haben, werden viel im Werke finden, das sie für ihre Mühe belohnt. Frau Ramann's Stil ist, im Vergleich mit vielen heutigen deutschen Werken, bemerkenswerth klar, und unsere eigene Erfahrung ist, daß, nachdem wir das Buch aufgenommen, wir es schwer fanden, es wieder hinzulegen, so anhaltend und mannichfaltig ist das Interessante seines Inhalts."

Bibliographie.

Börnstein, H., Fünfundsiebzig Jahre in der alten und neuen Welt. Memoiren eines Unbedeutenden. 2 Bde. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 10 M.

Dedenroth, E. H. v., Verleumdung. Criminalgeschichte. Berlin, Goldschmidt. 8. 50 Pf.

Düntzer, H., Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. 78stes bis 81stes Bdchn.: Goethes Dichtung und Wahrheit. 1ster Thl.: Einleitung. 2ter Thl.: Erläuterung. Leipzig, Wartig's Verlag. 12. à 1 M.

Gedenkblätter. Tagebuch zum Aufzeichnen von Erlebtem und Empfundenem. In Kalender-Anordnung, mit Namen-Register. Leipzig, Arnold. 4. 10 M.

Girdt, O., Harzreise. Anno 72. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Grabowsky, E. Graf, Lebendig begraben. Novelle. Berlin, Goldschmidt. 8. 50 Pf.

Heidemann, J., Die Mark Brandenburg unter Jobst von Mähren. Berlin, W. Weber. Gr. 8. 5 M.

Heinemann, O. v., Aus der Vergangenheit des Welfischen Hauses. Sechs Vorträge. Wolfenbüttel, Zwißler. 8. 3 M.

Jundt, A., Die dramatischen Aufführungen im Gymnasium zu Strassburg. Ein Beitrag zur Geschichte des Schuldramas im 16. und 17. Jahrhundert. Strassburg, Schmidt. Gr. 4. 2 M. 40 Pf.

Kayser's, K. L., Homerische Abhandlungen. Herausgegeben von H. Usener. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 M.

Kehr, C., Pädagogische Reden und Abhandlungen über Volkserziehung und Lehrerbildung. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 3 M.

Klechmann, J. H. v., Zeitfragen und Abenteuer. Leipzig, Weber. 8. 2 M.

Kobell, L., Nordseebilder. Skizzen. Norden, Soltau. 8. 1 M.

Kohn, B., Untersuchungen über das Causalproblem auf dem Boden einer Kritik der einschlägigen Lehren J. St. Mills. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 3 M.

Koldewey, F., Lebens- und Characterbilder. Wolfenbüttel, Zwißler. 8. 2 M. 50 Pf.

Konsberg, O., Eine Ferienreise. Kempten, Kösel. 8. 1 M.

Lilienfeld, P. v., Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft. 5ter Thl. — A. u. d. T. Die Religion, betrachtet vom Standpunkte der real-genetischen Socialwissenschaft, oder Versuch einer natürlichen Theologie. Hamburg, Behre. Gr. 8. 10 M.

Marcinowski, F., Die Wehrsteuer im deutschen Reich, ihre geschichtliche Entwickelung, politische, finanzielle und wirthschaftliche Bedeutung. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 3 M. 20 Pf.

Mickiewicz, A., Herr Thaddäus oder der letzte Eintritt in Litauen. Eine Adelsgeschichte aus den Jahren 1811 und 1812 in Versen und in 12 Büchern. Aus dem Polnischen metrisch übertragen von A. Weiß. Leipzig, Friedrich. 1882. Gr. 8. 4 M.

Oswald, E., Thomas Carlyle. Ein Lebensbild und Goldkörner aus seinen Werken. Dargestellt, ausgewählt, übertragen. Leipzig, Friedrich. 1882. 8. 4 M.

Pantenius, T. H., Das rothe Gold. Ein Roman. Hamburg, Behre. 8. 6 M.

Pfarrleben in einem Gebirgsdorfe. Kulturgeschichtliche Bilder von einem hessischen Geistlichen. Leipzig, Teubner. 8. 1 M. 80 Pf.

Pitaval und Ponson du Terrail, Nachtbilder. Berlin, Goldschmidt. 8. 50 Pf.

Prittwitz-Gaffron, C. v., August Graf von Platen. Vortrag. Reichenbach i. Schl., Hoefer. Gr. 8. 80 Pf.

Probst, F., Elisabeth Tarrakanow. Dramatische Dichtung. Leipzig, Friedrich. 1882. 12. 2 M.

Pyl, T., Geschichte des Cistercienserklosters Eldena im Zusammenhange mit der Stadt und Universität Greifswald. 2 Thle. Greifswald, Bindewald. 1880—82. Gr. 8. 12 M.

Harmlose Reime ernsten und heiteren Inhalts von Anaxagoras Ulphila. Leipzig, Glaser u. Garte. 8. 75 Pf.

Rohde, D., Ueber die Bildung neuer Namen auf dem Gebiete der beschreibenden Naturwissenschaften. Hamburg, Nolte. Gr. 4. 1 M. 60 Pf.

Salzer, J. M., Der königliche freie Markt Birthälm in Siebenbürgen. Ein Beitrag zur Geschichte der Siebenbürger Sachsen. Wien, Graeser. Gr. 8. 12 M.

Schnerich, G., Gedichte. Wolfsberg. 1880. 8. 1 M. 40 Pf.

Schücking, L., Ein Familiendrama. Berlin, Goldschmidt. 8. 1 M.

Spurgeon, C. H., Excentrische Prediger. Mit Genehmigung des Verfassers ins Deutsche übertragen von W. Krückeberg. Hamburg, Oncken's Nachfolger. 8. 1 M.

Strehlke, F., Goethe's Briefe. Verzeichniß derselben unter Angabe von Quelle, Ort, Datum und Anfangsworten. Uebersichtlich nach den Empfängern geordnet, mit einer kurzen Darstellung des Verhältnisses Goethe's zu diesen und unter Mittheilung vieler bisher ungedruckter Briefe Goethe's. 1ste Lfg. Berlin, Hempel. Gr. 8. 1 M.

Streckfuß, A., Verschwunden. Erzählung. 2 Thle. in 1 Bd. Berlin, Goldschmidt. 8. 1 M.

Teog, C., Marianne, Prinzeß Wilhelm von Preußen. Eine Zeit- und Leidensgenossin der hochseligen Königin Luise von Preußen. Mit dem Bilde der Prinzeß in Holzschnitt. Essen, Silbermann. 12. 50 Pf.

Vom Fels zum Meer. Spemann's illustrirte Zeitschrift für das deutsche Haus. 1ster Jahrg. Oktober 1880 bis September 1882. 12 Hefte. Stuttgart, Spemann. Gr. 8. Vierteljährlich 3 M.

Zschokke, H., Nach Nordamerika und Canada. Schilderungen von Land und Leuten. Mit einer Karte. Würzburg, Woerl. 12. 7 M.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage, **Literarischer Anzeiger**, Nr. 10.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 40. 1. October 1881.

Die **Blätter für literarische Unterhaltung** erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Schriften über Amerika.

1. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Friedrich Ratzel. Zweiter Band. — A. u. d. T.: Culturgeographie der Vereinigten Staaten von Nordamerika unter besonderer Berücksichtigung der wirthschaftlichen Verhältnisse. Mit 2 Holzschnitten und 9 Karten. München, Oldenbourg. 1880. Lex.-8. 18 M.
2. Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika seit der Administration Jackson's. Von H. von Holst. Zweiter Band. Berlin, Springer. 1881. Gr. 8. 12 M.
3. Die Verfassung der Nordamerikanischen Union. Von Eugen Schlief. Leipzig, Brockhaus. 1880. Gr. 8. 9 M.
4. Justus Erich Bollmann. Ein Lebensbild aus zwei Welttheilen. Von Friedrich Kapp. Mit dem Bildniß Bollmann's in Stahlstich. Berlin, Springer. 1880. Gr. 8. 9 M.
5. Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1818 bis 1848. Von Gustav Körner. Cincinnati, Wilde u. Comp. 1880. Gr. 8. 10 M.

Der Einfluß und die Bedeutung, welche die Vereinigten Staaten von Nordamerika seit einer Reihe von Jahren fast auf allen Gebieten der menschlichen Thätigkeit in der Alten wie in der Neuen Welt gewonnen haben und voraussichtlich auch für die Zukunft noch lange Zeit nicht nur behaupten, sondern wahrscheinlich in erhöhtem Maße erringen werden, machen es erklärlich, daß sich die Werke mehren, in denen die socialen und politischen Verhältnisse der großen transatlantischen Republik einer nähern Betrachtung unterzogen werden. Und daß dies geschieht, ist gerade für uns Deutsche von besonderer Wichtigkeit: einmal, weil ein großer und nicht der schlechteste Theil der Unionsbevölkerung deutschen Ursprungs ist, dann aber auch, weil sich der politische Charakter unsers Deutschen Reichs, sofern es einen zusammengesetzten Staat bildet, vielfach mit demjenigen der Union deckt.

Friedrich Ratzel, der Verfasser des Werks „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika“ (Nr. 1), dessen ersten Band wir in Nr. 45 d. Bl. f. 1879 besprochen haben, hat sich die Aufgabe gestellt, die culturgeographischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten in möglichster Vollständigkeit zur Darstellung zu bringen. Wie im ersten Bande die Naturverhältnisse, so will er jetzt die Culturzustände der nordamerikanischen Union zu einem Gesammtbilde vereinigen; naturgemäß ergab sich dabei eine vorwiegende Berücksichtigung der wirthschaftlichen Zustände und Entwickelungen, welche ja in jedem Volke als breites Fundament dem ganzen Culturbau zu Grunde liegen. Die beigegebenen Holzschnitte und Karten erweisen sich als dienlich zur Verständlichkeit der einschlägigen Verhältnisse.

Der vorliegende Band zerfällt in fünf Abschnitte, von denen der erste in einleitender Weise die natürlichen (ethnographischen) Bedingungen der amerikanischen Culturentwickelung behandelt und einen geschichtlichen Ueberblick darbietet. Als die erste Grundlage der Entwickelung der Hülfsquellen der Vereinigten Staaten betrachtet der Autor die räumliche Weite des Gebiets, auf dem sich dieselbe vollzieht. Die Vereinigten Staaten ohne Alaska nehmen 142352 geographische Quadratmeilen (7,8 Millionen Quadrat-Kilometer), mit Alaska annähernd 169509 geographische Quadratmeilen (9,3 Millionen Quadrat-Kilometer) ein, also nicht viel weniger als ganz Europa. Ueber dieses weite Gebiet ist eine Bevölkerung verbreitet, welche an Zahl die des Deutschen Reichs nur erst um 5 Millionen übertrifft, obschon letzteres funfzehnmal kleiner ist. Nordamerika ist verhältnißmäßig dünn bevölkert, Europa dagegen vielfach übervölkert; dieses sendet Auswanderer aus, jenes nimmt sie

auf. Das amerikanische Volk scheint in seinem Werdeproceß in hohem Grade beeinflußt durch die Beweglichkeit, welche das Bewußtsein des großen Spielraums und die Nothwendigkeit, denselben zu überwinden, im einzelnen erzeugen. Trotz der Ungleichheit der Rassen, der Lebens- und Wirkungsbedingungen geht in Nordamerika ein ständiger Assimilationsproceß auf der Basis einer nationalen Zusammengehörigkeit vor sich, weshalb der Verfasser auch mit Recht sagt:

Die Unterschiede der Rassen, Sprachen, Herkunft u. s. w. werden abgeschliffen, während in Europa trotz der Vervollkommnung der Verkehrsmittel die Absonderung der Völker voneinander im ganzen und großen gewiß nicht geringer geworden ist. Das dichte Beisammenwohnen der letztern scheint durch die Reibungen, welche es hervorbringt, eher verschärfend als mildernd auf diese Unterschiede einzuwirken. Die Bevölkerung, welche die Vereinigten Staaten ihrer räumlichen Ausdehnung entsprechend einst umschließen werden, hat für lange hinaus noch Raum und Zeit genug, in ihrem allmählichen Werden sich zu einer Gleichförmigkeit zu entwickeln, welche man in Europa höchst wahrscheinlich für immer zu den Dingen der Unmöglichkeit wird rechnen müssen.

Der Autor bespricht dann die innern politischen Wirkungen der Lage und Gestalt des Landes, das Klima, die nutzbaren Pflanzen und Thiere, die Mineralschätze, die Naturbedingungen der Industrie, die natürlichen Verkehrswege, die geographische Vertheilung der Wirthschaft und die unmittelbaren Einwirkungen der Natur auf den Geist des Volks. Hierauf folgt ein interessanter und ziemlich objectiv gehaltener historischer Ueberblick von den ersten Ansiedelungen an bis zur Administration des Präsidenten Hayes.

Der zweite Abschnitt handelt über die Bevölkerung, und zwar zunächst über die Indianer und deren physische und psychische Eigenschaften, sowie über ihre Beziehungen zu den Weißen. Es wird anerkannt, daß in den letzten Jahren ein wesentlicher Fortschritt in der Lösung der Indianerfrage gemacht worden sei. Alsdann wird berichtet über die Einwanderung und deren Einfluß auf den Charakter der Gesammtbevölkerung, über die Statistik der weißen Bevölkerung und schließlich über die Neger und die Chinesen. Leider konnte der Verfasser die Resultate des letzten Census und den jüngsten Vertrag mit China, der die chinesische Einwanderung wesentlich beschränkt, nicht mehr in Betracht ziehen; in der Hauptsache nimmt er aber in der Chinesenfrage einen correcten Standpunkt ein, indem er die Fehler und Mängel der Chinesen zugesteht, die sich auch in Amerika „von allen im europäischen Sinne civilisirenden Einflüssen abschließen und nur mit den Ihrigen in streng gegliederte, despotisirende, conspirirende Massen zusammenklumpen, sodaß sie der öffentlichen Ordnung gefährlich werden konnten".

Im dritten Abschnitt, welcher die wirthschaftlichen Verhältnisse zur Anschauung bringt, finden wir ausführlich und nach zuverlässigen Quellen folgende Punkte behandelt: die Landwirthschaft, die Wälder und ihre Ausbeutung, den Mineralreichthum und den Bergbau, die Gewerbthätigkeit, die Verkehrswege und Verkehrsmittel und den Handel (Zölle).

Der vierte Abschnitt hat zum Gegenstande der Darstellung: den Staat und die Gemeinden, die Kirche und die Schule, das geistige Leben und die Gesellschaft. Von hohem Interesse und den thatsächlichen Verhältnissen entsprechend ist das, was der Autor über das politische Talent der Nordamerikaner sagt; so läßt er sich z. B. über den Ordnungssinn des Volks und dessen Fähigkeit zu gehorchen also vernehmen:

Jeder fühlt sich nicht nur gleichberechtigt, sondern auch gleichverpflichtet gegenüber der Gesammtheit; jeder fühlt sich als Glied eines Organismus und sucht vieles zu unterlassen, was ihn aus dem Rahmen einer solchen Eingliederung herausrücken könnte. Diese Leichtigkeit der Unter- und Einordnung läßt eine erziehende Wirkung des Gleichheitsgefühls erkennen, welche neben den weniger angenehmen Consequenzen desselben nicht übersehen werden darf. Setzen wir hinzu, daß in dem Charakter des Amerikaners Ruhe und Stetigkeit vorwiegen, welche nicht leicht zu leidenschaftlichen Ueberstürzungen die Hand bieten, daß ein guter Theil conservativer Neigungen noch vorhanden ist, die alle Gleichmacherei überdauern, daß seinem Verstande die praktischen Erwägungen näher liegen als die philosophischen Gedankenflüge, ohne daß er doch allgemeinen Ideen so schwer zugänglich wäre wie etwa der Engländer, daß er opferfähig für Zwecke der Allgemeinheit ist, daß er mit seinen Meinungen nicht hinter dem Berge hält, und daß Beredsamkeit bei ihm eine weitverbreitete Gabe, so erhalten wir den Eindruck eines Volks, welches für das politische Leben reich ausgestattet ist.

Sehr beachtenswerth und in hohem Grade wahr sind die Bemerkungen des Verfassers über die Literatur, die Kunst und die Presse in den Vereinigten Staaten, sowie über die Stellung der nordamerikanischen Frauen. Ueber die Neigung der Amerikaner zum Großartigen äußert er sich also:

Wenn in vielen Beziehungen das Kleine, Zerstückte, nur für den Augenblick Geschaffene unter den Culturschöpfungen, besonders denen des idealen Gebiets, überwiegt, und hierin ein Merkmal theils der der Jugendlichkeit der Cultur entsprechenden Zerstreuung der Kräfte, theils des eingeborenen Individualismus der Bevölkerung auf gesellschaftlichem wie politischem Gebiet zu erkennen ist, so tritt dagegen in allem, was geschäftliche Unternehmung anlangt, eine Neigung zum Großen, Zusammengefaßten hervor, welche Zeugniß ablegt für die Fähigkeit, groß zu entwerfen und mit gewaltiger Energie zu handeln.

Der fünfte und letzte Abschnitt des lehrreichen Werks enthält eine genaue Einzelbeschreibung der Staaten und Territorien der Union.

Wenden wir uns nun zu dem Werke von H. von Holst (Nr. 2), welches in seinem zweiten Bande die „Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von der Annexion von Texas an bis zum Compromiß von 1850" behandelt, so können wir dem Inhalte desselben das gleiche Lob ertheilen, welches wir schon früher dem ersten Bande (vgl. Nr. 45 d. Bl. f. 1879) nicht vorenthalten durften; die Sprache dagegen läßt nach wie vor manches zu wünschen übrig. Der Verfasser hat, unterstützt von der preußischen Akademie der Wissenschaften, die Südstaaten der Union

und das Gebiet westlich vom Mississippi bis an den Stillen Ocean bereist, und ist dadurch in den Stand gesetzt worden, für seine Arbeit neue und weitere Gesichtspunkte zu gewinnen.

Der vorliegende zweite Band zerfällt, von einem kurzen Vorwort abgesehen, in siebzehn Kapitel, von denen die ersten vierzehn die Ereignisse während der Administration des Präsidenten James Knox Polk zur Darstellung bringen, die letzten drei die kurze Präsidentschaft Zacharias Taylor's und den Amtsantritt seines Nachfolgers Millard Fillmore behandeln. Die Administration Polk's ist namentlich durch den Streit mit England um Oregon, durch den Krieg mit Mexico, die Annexion von Texas und die Eroberung von Californien bezeichnet. Polk war ein gefügiges Werkzeug der Sklavenhalter- oder der demokratischen Partei, wenn er sich auch hier und da den Anschein gab, als verfolge er eine selbständige Politik. Ein nicht geringer Theil des amerikanischen Volks war gegen die Annexion von Texas und wollte den Krieg mit Mexico nicht; aber die Sklavenhalter verlangten neues Land, und Polk willfahrte diesem Verlangen theils in gewaltthätiger, theils in lügnerisch-gewundener Weise, freilich aber in Uebereinstimmung mit dem Congreß:

> Wohl war der Krieg mit Mexico, wie man sich ausdrückte, „Polk's Krieg", aber der Congreß trug die Verantwortung dafür, daß die Union Polk's Krieg zu führen hatte; und wenn die wahre und die officielle Entstehungsgeschichte des Kriegs sich so zueinander verhielten, daß, wie der Volksrepräsentant Stephens behauptete, Polk den Beinamen „der Lügner" (the mendacious) verdiente, so brannte der gleiche Schandname auf der Stirn des Congresses, denn er hatte freiwillig und mit Ueberlegung sich für die officielle Entstehungsgeschichte des Kriegs verbürgt, die Lüge wiederholt und förmlich zu seiner eigenen gemacht. Daß Polk nicht, wie ein Jackson es vielleicht unter Umständen hätte thun können, durch die Gewalt seines Willens und die Wucht seiner Popularität den Congreß mit sich fortgerissen hatte, braucht nicht erst gesagt zu werden, und der Congreß hat im Verlauf des Kriegs wiederholt gezeigt, daß er durchaus nicht gewillt war, Polk nach seinem allerhöchsten Belieben als „Regierung" schalten und walten zu lassen. Es gibt daher nur die eine Erklärung für das Verhalten des Congresses, daß er mit dem Präsidenten in vollster Uebereinstimmung hinsichtlich der Zwecke und Ziele war, die seine krumme Politik verfolgte.

Das dreizehnte und vierzehnte Kapitel schildern die Präsidentenwahl vom Jahre 1848, die neuen Ansprüche der Sklavenhalter in den Territorien, die Lehre von der Squattersouveränetät, den innern Zwiespalt der demokratischen Partei, das Entstehen der Freibodenpartei (Free Soil Party), die von den Gegnern der Sklaverei im Repräsentantenhause ergriffene Offensive und den Sieg der Whigpartei durch die Erwählung von Zacharias Taylor zum Präsidenten. Die drei letzten Kapitel handeln unter anderm von dem durch Henry Clay ins Werk gesetzten Compromiß vom Jahre 1850, von dem Sklavenjagdgesetze und der Unhaltbarkeit der Zustände in den Südstaaten. Der größte und der beste Theil der geistigen Kraft wurde im Süden der Union auf die Politik verwendet, und zwar in einer Weise, daß ein völliges Brachliegen derselben vergleichsweise noch als ein großer Segen erschienen wäre. Das bestimmende Moment in der Politik der südlichen Staatsmänner wurde von Jahr zu Jahr ausschließlicher die Sklaverei, und je mehr sie sich darauf zuspitzte, die „Rechte" der Sklavenhalter zu wahren und ihre Interessen zu fördern, mit desto vollern Händen säete sie Zwietracht zwischen Süden und Norden, und desto tiefer ließ sie alle die Schäden sich einwurzeln, an denen der Süden krankte. Erst ein blutiger Bürgerkrieg konnte die Heilung dieser Schäden anbahnen.

Das Werk von Eugen Schlief (Nr. 3) hat es sich zur Aufgabe gestellt, „das geltende Verfassungsrecht der nordamerikanischen Union als solcher systematisch darzustellen", und die Lösung dieser Aufgabe ist dem Verfasser auch in nicht geringem Maße gelungen, wozu der Umstand wol nicht wenig beigetragen hat, daß er sich selbst geraume Zeit in den Vereinigten Staaten aufhielt. Auch ist zu beachten, daß das öffentliche Recht der Union bisher, was die Ausländer anbetrifft, fast ausschließlich von Leuten ohne eingehendere Fachbildung behandelt worden, während Schlief die ganze Vorschule eines deutschen, beziehentlich preußischen Juristen durchgemacht hat und als solcher praktisch thätig war und noch ist.

Das Werk besteht aus drei Haupttheilen, von denen der erste die Geschichte der amerikanischen Constitution und der Amendements, die Quellen und die Literatur des amerikanischen Verfassungsrechts, die Staatsverfassungen (auch die der zusammengesetzten Staaten) im allgemeinen mit besonderer Rücksicht auf die amerikanische Constitution und die allgemeinen Principien der Rechtsbildung in den Vereinigten Staaten behandelt. Von besonderm Interesse, namentlich für uns Deutsche, ist hier, was der Verfasser über die Theilung der Souveränetät zwischen Centralgewalt und Particulargewalten sowie über die Unauflöslichkeit der Union und den Unterschied zwischen Centralstaat, Particularstaaten und Gesammtstaat zu sagen hat. Der zweite Haupttheil, welcher von der Unionsverfassung handelt, zieht zunächst die einzelnen Regierungsfactoren und deren Thätigkeit in Betracht: den Congreß, den Präsidenten und den Vicepräsidenten, das Verhältniß der Regierungsfactoren untereinander hinsichtlich ihrer Competenz und den Proceß der Gesetzgebung. Alsdann wird die Organisation und die Leitung der Executive sowie das Verfahren beim Impeachment, d. h. bei der Anklage des Präsidenten durch das Repräsentantenhaus, geschildert. Der nächste Abschnitt erläutert sehr ausführlich die Competenz der Unionsregierung und deren Rechte gegenüber den Einzelstaaten und den Territorien, den Schutz der Union gegen Uebergriffe der Einzelstaaten und die Möglichkeit einer Suspension der Verfassung. Schließlich werden die Bestimmungen über eine etwaige Aenderung der amerikanischen Constitution beleuchtet. Der dritte Haupttheil unterzieht die praktischen Wirkungen des amerikanischen Verfassungsrechts in Bezug auf Gleichheit vor dem Gesetze,

auf die politische Freiheit, den Particularismus und die Centralisation in den Vereinigten Staaten einer eingehenden Betrachtung. Ueber die Gefahr einer zu großen Decentralisationspolitik, die seit längerer Zeit von einem großen Theil der demokratischen Partei, der alten Sklavenhalterpartei, getrieben wurde, sagt der Autor:

> Die Union befindet sich thatsächlich auf einer, wenn auch nicht immer nach richtigen Principien abgegrenzten Bahn stetiger Consolidirung und steuert damit einem Ziele zu, in welchem nach allen obigen Ausführungen sicherlich das größte Heil des amerikanischen Volks gesehen werden darf. Noch freilich regt sich immer und immer wieder der Particularismus, und daß ihm die Hoffnung auf Erfolg gänzlich genommen sei, kann sicherlich nicht behauptet werden; aber so viel läßt sich doch mit Gewißheit sagen, daß eine Auflösung der Union in alle ihre einzelnen Staaten in keinem Falle zu erwarten steht, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil eine solche Möglichkeit von keiner Seite her mehr ins Auge gefaßt wird; wenn eine Auflösung jemals zur Wahrheit werden sollte, so würden es zweifellos der Nordosten, der Süden und der Westen der Union sein, welche sich zu selbständigen Staaten ausbildeten. Zum Wohle der großen Republik muß man wünschen, daß dies niemals geschehen werde, und daß sie sich auch in Zukunft ihrem alten Wahrspruch gemäß entwickeln möge, welcher da lautet: „E Pluribus Unum."

Noch zwei Punkte möchten wir hier kurz erwähnen. Der Autor kommt auf den Bau eines interoceanischen Kanals zu sprechen und bemerkt dabei: „Ein solcher Kanal mag einen gewaltigen Fortschritt für den Handelsverkehr der gesammten Welt bedeuten, aber das Verdienst, ihn geschaffen zu haben, und das ausschließliche Recht, die so geschaffene Verbindung zwischen den beiden Weltmeeren einer möglichst ausgedehnten Beaufsichtigung zu unterwerfen, sollten sich die Vereinigten Staaten nicht nehmen lassen." Dies stimmt vollständig mit der in Amerika herrschenden und auch vom Präsidenten Hayes in seiner Botschaft vom 8. März 1880 ausgesprochenen Ansicht der Dinge überein. Was dann noch die sogenannte Reconstruction der Südstaaten nach Beendigung des Bürgerkriegs anlangt, so stellt sich Schlief mehr auf die Seite der republikanischen Partei als auf die des damaligen Präsidenten Andrew Johnson, der den Reconstructionsgesetzen widersprach. Wir stimmen im wesentlichen Schlief bei und können nicht, wie Ratzel es thut, Andrew Johnson für einen der größten Staatsmänner der Union erklären, wenn wir auch zugestehen, daß er sich manche Verdienste um die Union erworben hat und von der Partei der Republikaner in vieler Hinsicht zu scharf beurtheilt wurde.

Die Schrift: „Justus Erich Bollmann. Ein Lebensbild aus zwei Welttheilen", von Friedrich Kapp (Nr. 4), darf in jeder Beziehung als eine verdienstvolle Arbeit angesehen werden, da sie uns über die Schicksale und Erfahrungen eines Mannes, der in wildbewegter Zeit diesseit wie jenseit des Atlantischen Oceans mit den hervorragendsten Persönlichkeiten in Verbindung stand, interessante und werthvolle Mittheilungen macht.

Justus Erich Bollmann ist der Name des Mannes, der im Jahre 1794 den Marquis von Lafayette aus der Festungshaft in Olmütz zu befreien versuchte, und über den bereits Varnhagen von Ense berichtete. Die Familie Bollmann's, die in Hoya an der Weser und Umgegend noch jetzt blüht, ferner Ludmilla Assing, verschiedene Gelehrte in Berlin, Hamburg, Wien, Bremen, Göttingen sowie die Historische Gesellschaft in Philadelphia waren in der Lage, Kapp mit bezüglichen Briefschaften und Urkunden zu versehen, und obschon ein großer Theil der Bollmann'schen Correspondenz mit Frau von Staël und Frau von Wolzogen, mit Gentz, Varnhagen, Stadion, Talleyrand, Aaron Burr, Lafayette u. a. durch einen unglücklichen Zufall verloren gegangen ist, obschon die in Philadelphia noch lebenden Töchter Bollmann's die Durchsicht des literarischen Nachlasses ihres Vaters unter geradezu lächerlichen Vorwänden verweigert haben, so ist es Kapp doch gelungen, eine ziemlich vollständige, zum weitaus größten Theil aus Briefen Bollmann's aufgebaute Biographie seines Helden zu geben, die nur an einzelnen wichtigen Stellen, z. B. bei der Schilderung der Jugendjahre Bollmann's, des olmützer Fluchtversuchs und der Aaron Burr'schen Expedition, durch eigene Zusätze ergänzt wurde. Trotz mancher Irrthümer und falscher Prophezeiungen ziehen die Bollmann'schen Briefe mächtig an durch ihre klare Anschaulichkeit und Unmittelbarkeit, durch ihre Frische und ihren packenden Realismus, vor allen Dingen aber durch ihre rücksichtslose Offenheit und unbedingte Wahrheitsliebe, sodaß sie Stimmungsbilder über wichtige geschichtliche Epochen geben, wie unsere Literatur deren nur wenige aufzuweisen hat. Er schildert die Eindrücke, welche er als Augenzeuge von der ersten französischen Revolution empfing, und berichtet über große politische Ereignisse, wie die vom 10. August 1792. Die Leser werden ihm mit dem geretteten Narbonne nach London in die Gesellschaft der französischen Emigranten, in die Salons der Staël und Talleyrand's folgen und von den vorbereitenden Schritten zur Flucht Lafayette's hören. Wenn sie später Bollmann nach Amerika begleiten, so werden sie wieder gern seinen Worten lauschen, sei es, daß er die ersten Eindrücke von Land und Leuten schildert, sei es, daß er seine Reise ins Innere der Vereinigten Staaten und seinen Besuch bei George Washington beschreibt, oder sei es endlich, daß er seine eigenen Plane und Hoffnungen, seine Ansichten und Urtheile über das amerikanische Staats- und Erwerbsleben jener Zeit darlegt. Nach zehnjähriger Unterbrechung und ebenso langen Entbehrungen und Sorgen aller Art erscheint dann Bollmann auf dem Wiener Congreß, dessen Treiben und hervorstechende Mitglieder er in einzelnen kühn hingeworfenen Strichen nicht selten mit Meisterhand zeichnet. Auch seine spätern Berichte aus England und Amerika verrathen überall den feingebildeten Beobachter, welcher seine in zwei Welttheilen gewonnenen reichen Erfahrungen als selbständig denkender Politiker mittheilt und die Dinge, da er ihnen objectiv gegenübersteht, in der Regel ohne Schminke beim rechten Namen nennt.

Daß aber, wie Kapp meint, „jedes Wort, welches er vor nunmehr fast siebzig Jahren von den amerikanischen Politikern sagt, heute noch seine volle Geltung habe", halten wir nicht für richtig; Kapp's Ansichten über die Vereinigten Staaten sind eben, trotz seiner gründlichen Kenntniß der dortigen Verhältnisse, nur zu oft stark pessimistisch gefärbt. Hingegen ist unbedingt einzuräumen, daß jeder Leser, auch wenn er nicht mit Bollmann übereinstimmt, viel von ihm lernen kann.

Ueber Bollmann's Leben sei hier nur kurz Folgendes erwähnt. Er wurde am 10. März 1769 geboren, absolvirte das Gymnasium in Karsruhe und bezog im October 1787 die Universität Göttingen, wo er Medicin studirte, nebenbei aber eifrig Geschichte und Politik trieb. Am 13. April 1791 bestand er sein Doctorexamen, ließ sich aber nicht, wie sein Vater und seine Verwandten es wünschten, in seiner Heimat als praktischer Arzt nieder, sondern begann schon im Juni des letztgenannten Jahres sein Wanderleben. Er starb am 10. December 1821 zu Kingston auf Jamaica. Ein tückisches tropisches Fieber raffte den kräftigen Mann in dem Augenblick dahin, wo er für sich und die Seinigen ausgesorgt, wo er endlich das Glück dauernd an sich gefesselt zu haben wähnte. Kapp urtheilt folgendermaßen über ihn:

> Bollmann stellt sich in seinem ganzen Thun und Treiben als ein unruhiger, über seine Schranken hinausstrebender Geist dar, welcher vor allem den Ehrgeiz hatte, in der Welt zu glänzen und eine Rolle zu spielen. Abenteuer, Verwickelungen und Gefahren reizten ihn als ein kühnes Spiel, dessen Gewinn ihn lockte, während ihn der mögliche Verlust des Einsatzes nicht schreckte. Er zog es deshalb vor, sein Glück auf außerordentlichem Wege zu suchen, statt in dem ausgetretenen Gleise der großen Heerstraße einer bescheidenen oder gesicherten Thätigkeit nachzugehen. Er wollte in seinem ganzen Leben nie in Reih und Glied marschiren; „anders als die andern" lautete sein Wahlspruch. Dabei vereinigte er eine lebhafte Phantasie und idealen Schwung des Geistes mit kluger, echt niedersächsischer Berechnung. Sein frischer Muth kannte weder ein Wenn noch ein Aber, seine sanguinische Anschauung schreckte vor keinem Hinderniß zurück, und seine feste Sicherheit flößte andern, weniger energischen Charakteren die ihm eigene Zuversicht und Ruhe in der Gefahr ein. Der Zauber seiner Persönlichkeit nahm überall für ihn ein und fesselte selbst seine schärfsten Gegner.

Bollmann's Bildniß ist in Stahlstich dem Kapp'schen Werke beigegeben.

Es erübrigt nun noch, mit einigen Worten auf das mit vieler Umsicht und großem Fleiß geschriebene Buch: „Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1818—48", von Gustav Körner (Nr. 5), welches der Verfasser seinem Freunde Friedrich Kapp gewidmet hat, hinzuweisen. Körner betrat den amerikanischen Boden im Sommer des Jahres 1833 und entschloß sich, nachdem er einen bleibenden Wohnsitz im Staat Illinois erwählt hatte, dem juristischen Fach, welches er auf mehrern deutschen Universitäten vier Jahre studirt und in dem er in seiner Vaterstadt Frankfurt a. M., nach Aufnahme in den Advocatenstand, schon kurze Zeit praktisch gewirkt hatte, auch jenseit des Oceans treu zu bleiben. Obschon im dreiundzwanzigsten Lebensjahre stehend, machte er noch einen Cursus auf einer amerikanischen Rechtsschule durch und begann dann, nach weiterer Ausbildung in der englischen Sprache, die Rechtspraxis im Staat Illinois im Sommer 1835. Da Körner schon im alten Vaterlande regen Antheil am öffentlichen Leben genommen, so betheiligte er sich auch in Amerika lebhaft an der Politik; er wurde 1842 in die Legislatur von Illinois gewählt. Drei Jahre später zuerst vom Gouverneur zu einem Mitgliede des Appellationsgerichts ernannt, um eine Vacanz auszufüllen, dann 1846 von der Legislatur definitiv zu dieser Stelle gewählt, legte er das Amt im Jahre 1849 nieder, um sich wieder ganz der Praxis zu widmen; allein schon im Jahre 1852 wurde er zum Vicegouverneur von Illinois gewählt und führte als solcher den Vorsitz im Staatssenat. Später kam er in theilweise bedeutendere Stellungen sowol unter der Bundesregierung als der des Staats; Präsident Lincoln ernannte ihn zum amerikanischen Gesandten in Madrid.

Die weitverzweigte politische Thätigkeit Körner's ließ ihn das amerikanische Leben nach jeder Richtung hin gründlich kennen lernen, sowie ihn seine fortgesetzte juristische Praxis mit allen Schichten der Bevölkerung in Berührung brachte; da er nun auch für manche deutsche und amerikanische Zeitungen schriftstellerisch thätig war, so erklärt es sich, daß er am Abend seines Lebens den Entschluß faßte, ein Buch über „das deutsche Element in den Vereinigten Staaten von Nordamerika" zu schreiben. Sein Buch kann in gewisser Beziehung als eine Fortsetzung des Kapp'schen Werks über die deutsche Einwanderung in Amerika, welches mit dem 18. Jahrhundert abschließt, angesehen werden. Der Grund, daß der Verfasser nur die drei Jahrzehnte, welche dem Jahre 1848 vorausgingen, in den Bereich seiner Betrachtungen zog, liegt darin, daß die Kriege, welche infolge der Französischen Revolution von 1789 ganz Europa bis 1815 durchzogen, eine Einwanderung von irgendwelcher Bedeutung verhinderten; über das Jahr 1848 hinaus wollte aber der Autor nicht gehen, einmal weil eine solche Aufgabe sehr umfangreich und sehr mühevoll ist, dann auch, weil die politischen Umwälzungen in Europa seit 1848 viele schriftstellerische Kräfte nach den Vereinigten Staaten führten, die es unternehmen mögen, eine Geschichte der neuern deutschen Einwanderung nach Amerika zu schreiben.

Das Körner'sche Werk umfaßt außer einem Vorwort, einer Einleitung, einem Anhange, einer Quellenangabe und einem ziemlich genauen Sach- und Namenregister einundzwanzig Kapitel, in denen kaum der Name eines Deutschen ausgelassen sein dürfte, der von 1818 an bis 1848 in den Vereinigten Staaten lebte und durch eine That von öffentlicher Bedeutung sich und dem deutschen Namen Ehre machte oder die öffentliche Aufmerksamkeit in höherm Maße auf sich lenkte. Auch auf die Gründung deutscher Vereine und gemeinnütziger Institute in den verschiedenen

Unionsstaaten ist gebührende Rücksicht genommen. Es würde hier zu weit führen, auf einzelne Personen und einzelne Verhältnisse, die der Verfasser bespricht, näher einzugehen; nur einige Namen hervorragender Deutsch-Amerikaner, deren Thätigkeit der Verfasser verdientermaßen schildert, mögen hier genannt werden: Johann Georg Rapp, Johann Georg Wesselhöft, Georg Friedrich Seidensticker, Oswald Seidensticker, Johann A. Röbling, Johann Jakob Astor, August Belmont, Karl Nordhoff, Albert Bierstadt, Philipp und Wilhelm Dorschheimer, General Adolf von Steinwehr, Karl Gustav Rümelin, Johann Bernhard Stollo, Gustav R. Tafel, Friedrich Theodor Engelmann, General Johann August Sutter, Friedrich Münch, Karl und Paul Follen, David Göbel, Adolf Wislicenus u. s. w.

Gustav Körner verschließt seine Augen nicht vor den Schattenseiten des Amerikanerthums, aber er erkennt auch die guten Seiten an, welche die Vereinigten Staaten darbieten. Charakteristisch für ihn ist der Schluß des Vorworts seines Buchs; derselbe lautet also:

Die politische Atmosphäre hier in den Vereinigten Staaten ist reiner, man sieht unendlich viel weiter durch eine solche verdünnte Luftschicht. Sie ist scharf, diese Luft, und gefährlich. Die Freiheit ist hier so unbegrenzt, daß die Gesetze oft den Schutz nicht leisten, den sie sollten. Der Einzelne muß viel öfter „auf sich selber stehen", als es zu wünschen wäre. Aber es bilden sich starke Individualitäten, es kommt Kühnheit in alle Unternehmungen, Großartigkeit in alle Plane. Unser Goethe hat dieses Land schon vor einem halben Jahrhundert mit seinem divinatorischen Blick klar erkannt und in wenigen Worten unverkennbar gezeichnet. Sein Faust, im Begriff aus der Welt zu scheiden, träumt sich als höchstes Glück, ein frisch entdecktes Urland fruchtbar und bewohnbar zu machen. Er wünscht zu öffnen

> Räume vielen Millionen,
> Nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen.
> — — — — — — — — — — —
> Das ist der Weisheit letzter Schluß:
> Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
> Der täglich sie erobern muß.
> Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
> Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
> Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
> Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.

Wer einmal hier auf freiem Boden in diesem Gewimmel ist, der schließe ab mit seinem alten Vaterlande und suche sich, unbelästigt durch Rückerinnerungen, seinen Wirkungskreis so gut er kann. Die Liebe zu seiner Sprache und Literatur soll er heilig halten und seinen Kindern einzuflößen suchen. Was er Edles als von seinen Vätern überkommen in sich trägt, möge er nie verlieren. Er erniedrige sich nie, sein Land zu verleugnen. Dies wäre Undank und Thorheit zugleich. Wenn er so, mit Aufrechthaltung und Verfechtung seiner deutschen Tugenden, seine politische Treue dem Lande seiner Wahl fest zuwendet, ehrt er sich selbst am besten und auch das Volk, dem er entstammt ist, und dem auch hier immer noch sein Herz in unvergänglicher Liebe schlägt.

Wir können das Körner'sche Buch allen, die sich für das Deutsch-Amerikanerthum interessiren, nur angelegentlich empfehlen.

Rudolf Doehn.

Zur Goethe-Literatur.

1. Faust von J. W. von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung, herausgegeben von K. J. Schröer. Erster Theil. Heilbronn, Henninger. 1881. Gr. 8. 3 M. 75 Pf.
2. Goethe's Faust. Erster und zweiter Theil erklärt von Oswald Marbach. Stuttgart, Göschen. 1881. Gr. 8. 8 M.
3. J. W. von Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwitwete Gräfin von Bernstorff. Zweite Auflage, mit Einleitung und Anmerkungen. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 2 M. 50 Pf.
4. Jugendbriefe J. W. von Goethe's. Ausgewählt und erläutert von Wilhelm Fielitz. Berlin, Weidmann. 1880. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Zu der endlosen Zahl der Schriften über Goethe's „Faust" gesellt sich in dem Buche von K. J. Schröer (Nr. 1) ein neuer Commentar, zunächst zum ersten Theile; so werden wir wol auch eine gleichartige Behandlung des zweiten Theils zu erwarten haben.

Ueber die Entstehung des Buchs berichtet uns das Vorwort:

Der vorliegende Commentar ist langsam und allmählich entstanden, und zwar aus Eintragungen in mein durchschossenes Handexemplar des „Faust", das ich bei Vorlesungen über denselben zu gebrauchen pflegte. Bemerkungen, die man von einem zum andern mal leicht vergißt, und weit herum zu suchende Nachweisungen unter dem Text bequem zur Hand zu haben, schien mir bei dieser Dichtung besonders erwünscht.

Düntzer sei dabei häufig angezogen worden, doch habe der Verfasser sich verpflichtet gefühlt, zu den Quellen selbst zurückzugehen und auf eigenem Wege Gefundenes zusammenzutragen, und ebenso sei er von Anfang an von bestimmten, theilweise von Düntzer wie von andern Erklärern von Grund aus abweichenden Anschauungen ausgegangen.

Dadurch entstand der Gedanke, daß mein Hauscommentar nicht nur durch das Nebeneinander von Text und Erklärung bequem, sondern auch durch manche neue Erklärung und namentlich dadurch, daß keiner Schwierigkeit ausgewichen ist, auch andern brauchbar erscheinen möchte.

Es ist dagegen gewiß nichts einzuwenden. So Mannichfaches ist bereits über den „Faust" geschrieben worden, ein handlicher und doch zugleich ins Einzelne gehender Commentar, der die zahllosen Schwierigkeiten und Dunkelheiten erläutert, welche die Dichtung dem Unkundigen bietet, ist weder durch Düntzer noch durch Carriere, noch neuerdings durch von Loeper geboten, so verdienstlich alle

diese Arbeiten sind. Indeß ehe wir auf den Commentar selbst eingehen, müssen wir die 76 Seiten der Einleitung betrachten.

Schröer eröffnet die Reihenfolge von Aufsätzen, welche die Einleitung bilden, mit einem Aufsatz über die Entstehung des „Faust". Geht dieselbe auch nicht so in die Tiefe wie von Loeper's glänzende Einleitung zu „Faust" I, so bietet sie darum vielleicht doch manchem, welcher vor Loeper's schwerem Rüstzeug ehrfurchtsvoll ausweicht, bequemere Belehrung. Der Verfasser verfolgt die verschiedenen Behandlungen der Faustsage seit Lessing, citirt Goethe's eigene Aeußerungen über seine Beschäftigung mit dem Drama, bekämpft K. Fischer's Ansicht, der Mephisto der ältern ursprünglichen Dichtung Goethe's sei nicht in der Hölle zu suchen, man müsse einen ältern „Faust der Gretchenliebe" und einen jüngern „Faust der Wette" unterscheiden, und geht dann ausführlich auf die Entstehung des ganzen Gedichts, wie er sich dieselbe denkt, ein. Er versucht nachzuweisen, daß die Conception des Ganzen bereits in die Krankheitszeit des Jahres 1769 falle, daß einige Stücke nachweisbar in die letzten Frankfurter Jahre zu verlegen sind. Er erkennt in dem „Fragment" von 1790 zwei Hauptbestandtheile, deren Entstehung etwa durch die Uebersiedelung nach Weimar geschieden ist: das Faustgedicht in seinen großen Zügen, und einzelne demselben nachträglich eingefügte Scenen, welche dadurch gekennzeichnet sind, daß Margarethe in ihnen Gretchen genannt ist; jedoch erklärt der Verfasser es immerhin für möglich — ich für mein Theil möchte es als sicher annehmen —, daß einzelne dieser kleinern eingeschobenen Scenen bereits 1775 entstanden seien. Schröer erklärt sich unbedingt gegen die Annahme eines frühern „Faust" in Prosa, der nachmals in Verse umgearbeitet worden, und gibt eine Zusammenstellung der Scenen, wie dieselben seiner Ansicht nach in den verschiedenen Zeiträumen, während welcher der „Faust" den Dichter beschäftigte, entstanden. Manches in diesen Fragen ist noch streitig, wird es auch wol allezeit bleiben; Schröer's Ansicht und Beweisführung hat indessen viel überzeugende Kraft in sich.

Dieser etwa 40 Seiten umfassenden Abhandlung folgen einige kürzere. Die erste derselben beschäftigt sich mit der Verszählung. Schröer verurtheilt einige von Düntzer und von Loeper durchgeführte Vereinigungen von zwei Versen, und zwar nach unserer Ansicht mit vollem Recht; ein Misstand wird es aber doch immer genannt werden müssen, daß wir mit dieser um einige Zeilen verschobenen neuen Verszählung nunmehr deren zwei haben, sodaß ein sicheres Citiren des „Faust" fortan nicht wol möglich ist, es sei denn, daß allemal beigefügt werde, nach welcher Zählung das Citat erfolgt. Gehen wir über einen kurzen Abschnitt, der vom Alexandriner im „Faust" handelt, rasch hinweg, so kehrt Schröer im folgenden Aufsatz wieder zur Kritik der von Scherer aufgestellten Ansicht zurück, daß der „Faust" ursprünglich in Prosa geschrieben gewesen, von welcher Prosagestalt noch zwei Scenen übrig geblieben seien, außerdem eine Anzahl reimloser Stellen in verschiedenen Scenen. Die Beweisführung des Verfassers, Scherer's Ansicht sei deswegen nicht stichhaltig, weil diese reimlosen Stellen nicht nothwendig und deshalb als spätere Einschiebsel zu betrachten seien, kann ich nicht als gelungen betrachten, sie erscheinen mir an ihrer Stelle durchaus unentbehrlich; wohl aber hat Schröer sicherlich ganz recht, wenn er sagt, Goethe habe offenbar die reimlosen Verse schon ursprünglich als Verse betrachtet und so niedergeschrieben; es gehöre zu Goethe's Praxis, deren er sich vollkommen bewußt gewesen, solche reimlose Verse mitten unter gereimten zu gebrauchen. Vielleicht ließe sich auf diesem Wege der Zwiespalt der Ansichten ausgleichen. Ich bin allerdings mit Schröer der Meinung, daß eine erste Prosabearbeitung des ganzen „Faust" etwa in der Weise, wie eine solche der „Iphigenie" erhalten ist, und eine nachherige Umdichtung derselben in die gegenwärtige Form nicht anzunehmen sei, schon weil das Selbstgespräch, der Spaziergang, die Kerkerscene und so viele andere in der völligen Freiheit der Sprache, des Reims, in der ganzen Darstellungsweise den Eindruck unmittelbarer momentaner Inspiration machen, welcher den Gedanken einer Umdichtung schlechtweg ausschließt. Wohl aber hat Goethe ohne Zweifel bei Beginn der Arbeit nach seiner Weise sich ein mehr oder minder durchgearbeitetes Prosa-„Schema" — dieses Wort gebraucht Goethe selbst an Schiller 1798 — der Scenenfolge des ersten und theilweise des zweiten Theils gemacht, dabei einzelne Scenen dieses Schemas, wie z. B. die Scene „Trüber Tag", ausgeführt in jener gehobenen, hart an dichterischen Ausdruck und Tonfall streifenden, zum höchsten Pathos emporsteigenden Prosa, wie wir sie z. B. auch im „Egmont", in verzerrter Gestalt gleichzeitig bei Maler Müller, Klinger u. s. w. finden. Dieses sein locker gefügtes Schema arbeitete Goethe dann je nach Stimmung stückweise und mit großen Pausen aus, indem er den bei weitem größten Theil der Dichtung sofort in Versen niederschrieb; manches ward nur halb ausgeführt und auf bessere Zeiten zurückgelegt, andere kürzere Scenen, vornehmlich lyrischer Art, aus der Gretchentragödie in den Entwurf eingeschoben; anderes wieder behielt die etwas ausgeführtere Form des Prosaschemas bei, nur daß die Prosa in reimlose Zeilen umgeschrieben ward; wieder anderes, wie der „Trübe Tag", widersetzte sich in der durchgeführten Ausarbeitung, in der leidenschaftlichen Wucht der Sprache der Umdichtung in den leichtgeschürzten Vers, und der Dichter legte es zurück. So erschien denn das Fragment 1790 als ein gar seltsames, lückenhaftes, unfertiges Gebilde; wesentliche Stücke fehlten, vor allem die Vertragsscene und der Schluß der Gretchentragödie; aber ausgeführt waren diese später hinzugefügten Scenen annähernd oder ganz in der Weise, wie wir sie jetzt lesen, und zwar schon seit 1775, nur daß dem Dichter die Stimmung fehlte, die letzte Hand anzulegen. Und als Goethe das für die vollständige Ausgabe von 1808 that,

da erkannte er, daß ihm jene Welt allzu fern gerückt sei und daß er nichts Besseres thun könne, als seinen „Faust", abgesehen etwa von den Zudichtungen des Jahres 1797, annähernd in derselben Gestalt an das Licht zu geben, wie er es bereits 1790 hätte thun können. Nehmen wir also anstatt Scherer's Prosa-Faust jenes in einzelnen pathetischen Scenen mehr ausgeführte Prosa-Schema an, von welchem im „Faust" und den „Paralipomena" Spuren übriggeblieben sind, so würde dieser Vorschlag vielleicht beide Parteien befriedigen, zumal da er des Dichters würdiger erscheint als die Annahme einer Umdichtung, welcher die jugendliche Ursprünglichkeit jeder Zeile des „Faust" widerspricht.

Der Schlußaufsatz der Einleitung handelt über die ersten Aufführungen von Goethe's „Faust", besonders im Anschluß an eine Mittheilung von Holtei, sowie an eine solche des Schauspielers La Roche, dem Goethe selbst 1829 den Mephisto einstudirte. Der Aufsatz ist sehr interessant.

Ueber den Commentar dürfen wir kurz sein. Dem Text zur Seite links steht in größern Typen die Zeilenzählung von Schröer, in kleinern diejenige mit Einschluß der drei einleitenden Dichtungen, rechts ebenfalls in kleinerer Schrift die anfangs vorauseilende, schließlich um sechs Zeilen zurückbleibende Zählung von Loeper's. Schröer's Commentar ist eingehender als derjenige von Loeper's, was hin und wieder nicht schaden kann. Der Commentator spricht zwar selbst am Schlusse seines Vorworts die Besorgniß aus, er möge vielleicht zu vieles erklärt haben; darüber wird man je nach eigener Kenntniß verschiedener Ansicht sein können; ich wüßte weniges auszuscheiden. Dieses oder jenes würde ich anders fassen oder erklären; aber die Erläuterung zu „Faust" hat mancherlei Streitiges, und es hat keinen Zweck, hier Einzelheiten hervorzuheben. Jedenfalls macht der Commentar den Eindruck einer vieljährigen, liebevollen, alles Einschlägige kennenden und prüfenden Beschäftigung mit dem Gedicht.

Das Werk „Goethe's Faust" von Oswald Marbach (Nr. 2), obwol es im Titel mit demjenigen von Schröer Aehnlichkeit hat, unterscheidet sich wesentlich von demselben. Während das Buch von Schröer, abgesehen von der Einleitung, den Text nebst eingehender Worterläuterung darbietet, hat Marbach es sich zum Ziele gesetzt, vom ganzen „Faust" eine fortlaufende Darlegung des Inhalts zu liefern. Der Verfasser meint, am liebsten hätte er die Erklärung an eine Ausgabe mit durchgezählten Versen angelehnt; eine solche drucken zu lassen, würde aber die Veröffentlichung der Arbeit erschwert haben. Sicherlich, denn das Buch umfaßt ohnehin 30 Bogen Großoctav; mit dem Text und der damit unentbehrlich gewordenen Worterklärung des Gedichts würde das Werk wol doppelt so umfangreich geworden sein.

Das Buch ist, dem Vorworte zufolge, gleich dem Schröer'schen hervorgegangen aus Vorlesungen, welche der Verfasser vor Jahren und neuerdings wieder über den „Faust" gehalten hat.

Bei diesen Vorlesungen bin ich so zu Werke gegangen, daß ich eine Analyse jeder einzelnen Scene des Dichterwerks gab, bevor ich sie ganz oder theilweise vortrug. Ich vermied dabei alles zum Verständnisse der Dichtung Nichtnöthige, und flocht in ungezwungener Weise ein, was geeignet schien, dieselbe zu erklären, indem ich beflissen war, an von dem Dichter Vorausgesetztes zu erinnern, die Seelen vorzubereiten, die geistigen Sinne zu erschließen und zu schärfen und in die Gedankenkreise der Dichtung einzuführen. Dem entsprechend dürfte meine Schrift so zu benutzen sein, daß man scenenweise erst meine Analyse und sodann die Goethe'schen Verse lese.

Bei der Darlegung seines Plans gedenkt auch Marbach der Zeilenzählung von Loeper's, zugleich mit dem Bemerken, daß dieselbe mit der seinigen nicht ganz übereinstimme. Wir sehen also dieselbe Erscheinung, auf die bereits bei Schröer aufmerksam gemacht worden, daß nämlich die erste Durchzählung, die wir überhaupt haben, angefochten wird, und zwar theilweise nicht ohne Grund. Indeß hat Marbach wohlgethan, dessenungeachtet nach Loeper's Vorgang zu zählen.

Der Verfasser ist, wie sich von selbst versteht, ein begeisterter Verehrer des „Faust", nicht blos des ersten, auch des zweiten Theils, und diese Verehrung spiegelt sich auch in seiner Arbeit ab. Er sagt:

Ich will bemüht sein, meinen Lesern das Verständniß und den vollen Genuß des zweiten wie des ersten Theils von Goethe's „Faust" zu erschließen, nicht etwa in jener herkömmlichen Interpretationsmanier, nach welcher ein poetisches Kunstwerk benutzt wird, um gelegentlich zu beweisen, daß man die Sache doch eigentlich noch besser versteht als der Dichter selbst, indem man z. B. bei Besprechung der Composition der Fabel anführt, wie von andern dieselbe Fabel aufgefaßt und besprochen worden sei, bei jeder Anspielung alles das mit gelehrter Wichtigthuerei herbeischleppt, was der Dichter zwar hätte sagen, andeuten und benutzen können, aber worauf er sich nicht bezogen hat — vielleicht weil er es nicht gekannt hat —; bei jeder sprichwörtlichen Redensart, deren der Dichter sich gelegentlich bedient, auskramt, in welchem übereinstimmenden oder abweichenden Sinne andere Schriftsteller von derselben Redensart Gebrauch gemacht haben, oder gar (was das Modernste und Beliebteste) zur Erklärung der Aussprüche und Schilderungen des Dichters Klatschgeschichten aus seinem Privatleben auftischt, um sie als Motive der Dichtung zu verwerthen, und sich auf eine Anführung und Widerlegung einläßt aller der Misverständnisse und Misurtheile, die im Laufe der Zeit hier und da hervorgetreten sind. Nicht nach dieser Manier will ich das Goethe'sche Dichtwerk commentiren, weil ich überzeugt bin, daß durch sie der Inhalt mehr verhüllt und verwischt als ins Bewußtsein gebracht wird; sondern so, daß ich lediglich diesen Inhalt aufsuche und alles Störende, ohne mich auf persönliche Polemik einzulassen, fern halte und ablehne, um mich mit meinen Lesern der lautern Geistesfreude an dem Schönen und Herrlichen hinzugeben, was der größte Dichter unsers Volks uns dargeboten hat, um uns und mit uns, in uns und durch uns die Menschheit zu fördern in der Entwickelung ihres Culturlebens.

In dieser Weise verfährt demgemäß der Erläuterer. Er behelligt uns nicht mit einer Darstellung der Entstehung der Faustsage oder des Faustgedichts, er beginnt nach zwei kurzen einleitenden Abschnitten, unter welchen „Eine Episode aus meinem Leben" in ansprechender Weise

ein flüchtiges Zusammentreffen oder richtiger Nichtzusammentreffen des Studiosus Marbach mit dem Dichtergreis erzählt, mit der Erläuterung des ganzen Werks, indem er dasselbe Scene für Scene verfolgt, den Gedankengang, hier und da mit den Worten der Dichtung selbst, entwickelt und so das Verständniß vermittelt, im übrigen aber mit Einzelheiten sich nicht befaßt, wie er denn zu Zeiten auf die „gelehrten Thebaner", die „gelehrtern und jedenfalls dem Papa Wagner und seinem Sohne näherstehenden Interpreten" spöttische oder zornige Seitenblicke wirft. Es ist nicht zu leugnen, daß diese Weise der Behandlung ihren Vortheil und ihren Nachtheil hat. Jener besteht darin, daß wir gleichsam aus der Vogelperspective das ganze Gedicht überschauen, der Nachtheil darin, daß wir hin und wieder des Einzelnen nicht mächtig werden; eine Combination der Werke von Schröer und Marbach wäre sonach eigentlich das rechte Mittel, zum vollen Verständniß der Dichtung zu gelangen.

Im übrigen läßt sich nicht verkennen, daß Marbach's Ausdeutung des „Faust" von eingehender liebevoller Beschäftigung mit der edeln Dichtung Zeugniß ablegt, und daß auch derjenige, welcher leidlich im „Faust" Bescheid zu wissen meint, eine Fülle neuer Anschauungen empfängt. Auf Einzelnes einzugehen, ist uns hier ebenso unmöglich, als es bei der Betrachtung von Schröer's Arbeit war. Nicht in allem allerdings ist der Berichterstatter mit dem Werke einverstanden; davon nur ein Beispiel. Die Worte des allbekannten Schlußchors:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereigniß;
Das Unbeschreibliche,
Hier ist's gethan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan —

werden folgendermaßen gedeutet, was zunächst die ganze Darstellungsweise des Verfassers in einem kurzen Abschnitte zeigen mag. Es heißt darüber:

Alles was entsteht und vergeht — alles Vergängliche — also alles Zeitliche ist nicht das, was es für unsere schwachen Sinne zu sein scheint, sondern nur unvollkommene Hindeutung auf ein anderes, dem allein Wahrheit und Wirklichkeit zukommt: das Ewige, das Ueberirdische, das was nicht entsteht und nicht vergeht. Also das Vergängliche ist nur ein Gleichniß. Hier — in der Welt der Zeitlichkeit — ereignet sich, d. h. entsteht und vergeht in der Form der Zufälligkeit, nur das Unzulängliche (das über sich hinweg auf ein nur unvollkommen von ihm Angedeutetes hinweist); was aber als That hier (in der Welt der Zeitlichkeit) sich geltend macht in der Form der Freiheit, der Verwirklichung des selbstbewußten Willens, der Geistigkeit, ist jenes durch das Vergängliche Angedeutete, welches durch Worte ebenso wenig wie durch Ereignisse sich beschreiben läßt. Das Unbeschreibliche, was uns, den Menschen, erhebt aus Zeit in Ewigkeit, über die Welt der Vergänglichkeit in die Welt unbeschreiblicher That — das ist die unmittelbare Anziehungskraft der Weiblichkeit in ihrer zur höchsten geistigen Reinheit verklärten ewigen Bedeutung —: das Ewig-Weibliche.

„Kann Euch nicht eben ganz verstehn", möchte ich mit dem Schüler sprechen. Ich erlaube mir eine Gegenbemerkung. Die Schlußscene des „Faust" spielt mehr oder weniger, jedenfalls am Ende des Ganzen, im Himmel. Demnach erscheint die Deutung des „hier" als „in der Welt der Zeitlichkeit" als nicht zutreffend. Ich vermag den Sinn der Worte nur dahin zu verstehen: dasjenige was auf Erden unzulänglich war, wird hier, d. h. im Himmel, Ereigniß, d. h. vollkommen; was dem irdischen Sinne unfaßbar, der irdischen Zunge unsagbar ist, hier, im Himmel, tritt es in die Erscheinung. Ich würde einem alten Kenner des „Faust" nicht einen solchen Einwurf machen, wenn nicht Carriere in seiner gedankenreichen Erläuterung diese Stelle ebenso deutete: „Hier, im Himmel, wird vollendet, was auf Erden mangelhaft oder Stückwerk blieb; vollbracht ist, was wir nicht schildern können, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, aber Gott seinen Kindern bereitet hat. Das Ewig-Weibliche, die beglückende und sich hingebende Liebe, welche der Kern des weiblichen Wesens, des Gemüths ist, eint uns mit Gott."

Wie lange wird die Welt noch über „Faust" grübeln, über ihn im Zwiespalt sein und doch sich an dieser großartigen Dichtung erfreuen, aus ihr die höchsten Gedanken für Zeit und Ewigkeit schöpfen!

Eine neue Ausgabe der bekannten „**Briefe Goethe's an die Gräfin Auguste zu Stolberg**" war seit lange ein Wunsch der Goethe-Gemeinde, denn dieselben waren seit dem ersten längst vergriffenen Abdruck des Jahres 1839 nicht wieder in ihrer Gesammtheit veröffentlicht worden. So begrüßen wir die in Nr. 3 uns gebotene neue Auflage der wunderbaren Briefe mit warmem Danke; gibt es ja doch kaum eine andere Reihe von Briefen Goethe's, welche in gleicher Weise die vulkanischen Kräfte zeigt, die in seinem Herzen einander bekämpften, zumal da diese Briefe für die Kenntniß seines Seelenlebens im vielbewegten Jahre 1775 eine Hauptquelle bilden. Die Fülle dessen, was seit 40 Jahren über Goethe's Leben wie aus dem Kreise der Stolberge neu bekannt gemacht und erforscht worden, gestattete eine weit eingehendere Erläuterung, als dies früher möglich war. Der Herausgeber, **Wilhelm Arndt** — sein Name ist nicht auf dem Titel, nur unter dem Vorwort genannt — hat sich der nicht leichten Aufgabe, den Briefen Einleitung und Anmerkungen beizufügen, mit Kenntniß und Geschick und zugleich mit rühmlicher Discretion unterzogen; gerade daß wir hier nur das Nothwendige und Wesentliche in geschmackvoller Weise zusammengestellt finden, daß wir mit lästigen Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten verschont bleiben, und daß die Arbeit sich nur wie ein anmuthiger Blütenkranz um die Hauptsache, Goethe's Briefe, schlingt, macht das Büchlein ganz besonders ansprechend. Es wird jedem, der sich mit dem Jugendleben des wunderbaren Mannes einmal eingehender beschäftigte, eine willkommene Gabe sein.

Als vor einigen Jahren S. Hirzel seinen dreibändigen „Jungen Goethe“ mit einer Einleitung von M. Bernays herausgab, wies der Berichterstatter in d. Bl. darauf hin, wie es nicht ganz zweckmäßig erscheine, Goethe's Jugendbriefe und Jugendgedichte ohne ein Wort der Erläuterung hinausgehen zu lassen; dieselben seien nicht alle und nicht überall lediglich als Kunstwerke zu genießen, sondern um derselben recht froh zu werden, bedürfe der nicht literarisch durchgebildete Leser hin und wieder einleitender oder deutender Worte, welche zunächst ein Verständniß des sonst Unverständlichen darbieten. Daß diese Ansicht auch von andern getheilt wird, erhellt aus dem unter Nr. 4 genannten Buche von Wilhelm Fielitz. Der Verfasser hat die Jugendbriefe Goethe's nicht vollzählig, aber in einer nichts Wesentliches übersehenden Auswahl zusammengestellt und mit kurzen Erläuterungen versehen. Vergleicht man das Buch mit dem „Jungen Goethe“ und den über das Jahr 1776 hinausgehenden Briefsammlungen, so wird ersichtlich, daß eine nicht unbedeutende Anzahl von Briefen weggelassen ist. Bis April 1776 hat Bernays 278, Fielitz 161 Nummern; in den meisten Fällen wird man mit diesen Auslassungen einverstanden sein; mancher Brief auch eines Goethe ist minder bedeutend; andere sind nur mit einem Aufwand von Erläuterungen oder Vermuthungen verständlich; bei wieder andern scheint die Unterdrückung veranlaßt durch die Rücksicht auf die heranwachsende Jugend, für die der junge Brausekopf nicht allemal geschrieben hat; der letztere Grund hat auch ab und zu einen Strich statt eines Wortes oder ein milderes Wort dafür setzen lassen. All das erscheint gerechtfertigt. Von jenen Briefen, die uns das Bild des jungen Genius so unverwüstlich geistvoll und liebenswürdig zeigen, und wären es die an den kleinen Hans Buff, ist wol keiner beseitigt. Dagegen war es durch diese Auswahl möglich, ohne das Buch allzu umfangreich zu machen, noch etwa 40 weitere Briefe beizufügen und mit denselben des Dichters Leben in Briefen weiterzuführen bis zum Herbst 1783. Warum der Herausgeber gerade dieses Jahr zum Abschlusse von Goethe's „Jugendbriefen“ gewählt hat, ist freilich nicht recht ersichtlich. Wenn uns Bernays bis in den Frühling 1776 führt und zuletzt noch zwei charakteristische Briefe aus dem Herbste desselben Jahres beifügt, so mag man den Eintritt in den weimarer Kreis immerhin als den Abschluß von Goethe's Jugendleben betrachten; den nächsten großen Abschnitt in seinem Leben bildet aber nicht das Jahr 1783, sondern der Beginn der italienischen Reise. Das Vorwort spricht die Erwartung aus, man werde dem Verfasser um der vielen köstlichen, vor allem um der unvergleichlich schönen Briefe an Kraft willen diese Erweiterung des Begriffs der Jugendbriefe nachsehen. Von Herzen gern, und ebenso die Beifügung auserwählter Stellen aus dem „Tagebuch“.

Was diese Sammlung ausgewählter Jugendbriefe Goethe's besonders schätzenswerth macht, ist der in sehr discreter Weise beigefügte erläuternde Text. Nirgends drängt sich der Herausgeber vor; er macht uns durch kurze Abschnitte, die zwischen die Briefe eingeschoben sind, bekannt mit des Dichters Schicksalen, mit den im Briefwechsel neu auftretenden Persönlichkeiten, schiebt wol ab und zu als Erläuterung ein Gedicht ein; verstreute Notizen, die sich nicht wohl in diesen Zwischenworten anbringen ließen, sind in die Anmerkungen unter dem Text verwiesen, welche aber so vereinzelt beigefügt sind, daß sie in keiner Weise den Eindruck gelehrten Ballastes machen. Einzelnes zu betrachten ist hier unmöglich; nur ganz gelegentlich möchte ich zu S. 87 die Ansicht aussprechen, Goethe beziehe sich in dem 37. Briefe auf Rafael's Heliodor im Vatican. So haben wir den erfreulichen Eindruck eines bequemen Wandelgangs durch Goethe's Jugendjahre; auch derjenige, welcher nicht alle Einzelheiten von des Dichters Leben, nicht alle, die mit ihm in Berührung kamen, näher kennt, findet sich unter dieser sichern Führung alsbald zurecht und erfreut sich ohne lästiges Kopfzerbrechen an dieser Fülle von Geist und Liebenswürdigkeit. Es ist ein schönes, anregendes, geisterfrischendes, willenstärkendes Buch; denn es zeigt uns, wie der große Genius durch mancherlei Irrungen wandellos seinem hohen Ziele nachstrebt, der eigenen Befreiung, der Arbeit für das Wohl der Menschheit.

Wilhelm Buchner.

Dichtungen und Gedichte.

1. Anna. Ein Idyll aus der Zeit der schleswig-holsteinischen Erhebung. Von Karl Heinrich Keck. Vierte Auflage. Gotha, F. A. Perthes. 1880. 8. 1 M. 50 Pf.
2. Der Freiburger Landsknecht. Eine Geschichte aus dem 16. Jahrhundert in 17 Gesängen. Von Max Wirth. Aarau, Sauerländer. 1880. 16. 2 M.
3. Die Kaisertochter. Von Karl Biesendahl. Epos in zwölf Gesängen. Leipzig, Foltz. 1880. 12. 2 M.
4. In Mußestunden. Dichtungen von Eduard Lobstein. Heidelberg, C. Winter. 1880. Gr. 8. 5 M.
5. Gedichte von Luise Sternau. Wien, Faesy u. Frick. 1880. 8. 4 M.
6. Gedichte von Bruno Mohren. 1. Vermischte Gedichte. 2. Baltische Klänge. Zürich, Verlags-Magazin. 1880. 8. 2 M.
7. Jahrbuch deutscher Dichtung. Herausgegeben von Max Stempel. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880. 8. 5 M.

Karl Heinrich Keck's Idyll „Anna“ (Nr. 1), das in Schleswig-Holstein zum Hausschatz jeder gebildeten Familie gerechnet wird, ist im übrigen Deutschland nicht so bekannt und anerkannt, wie es nach kernigem Inhalt und lauterer Form wol verdient. Freilich nimmt der Recensent, welcher 1851 „aufrichtig“ gesteht, daß er dieser Dichtung „ihren Rang unmittelbar nach «Hermann und Dorothea»

anweisen möchte", den Mund sehr voll, und es wäre besser gewesen, wenn diese alte Recension nicht als aufgewärmte Beigabe dem jetzt in vierter Auflage erschienenen Buche angelegt wäre und wenn der Autor selbst in seinem Begleitwort von jenem übertriebenen Lobspruch ganz geschwiegen hätte. Unwillkürlich wird man dadurch zu fortwährenden Vergleichen herausgefordert, die schon darum nicht zu Keck's Gunsten ausfallen können, weil in seinem Gedicht nicht wie in „Hermann und Dorothea" das Ewig-Menschliche, sondern das Vergänglich-Politische in den Vordergrund tritt und jenes manchmal zurückdrängt. Doch lassen wir den Päan, den jener Recensent angestimmt hat, verklingen und richten wir ohne Voreingenommenheit unsern Blick auf „Anna" selbst, so müssen wir gestehen, daß das Idyll großen Werth hat und seine Popularität auf heimatlichem Boden sehr wohl zu erklären ist. Die Fabel ist überaus einfach und würde ohne die langen Gespräche nicht ausreichen, um ein erzählendes Gedicht von sieben stattlichen Gesängen an ihrem Faden spinnen zu können. Die Personen, die uns zum größten Theil schon im ersten Gesange in geschickter Exposition bekannt gemacht werden, sind: ein wohlhabender Hofbesitzer in Südangeln, seine Frau, die eines Predigers Tochter ist, seine alte Mutter und seine Tochter Anna, die den biedern Aeltern vollen Ersatz für den im Kriege für Schleswig-Holstein gefallenen einzigen Sohn Adolf geben muß. Neben dieser schafft im Hause die Schwestertochter des Besitzers, Luise, eine Waise und Braut des gefallenen Sohnes, welche von der alten Großmutter ihrer praktischen Tüchtigkeit wegen besonders geschätzt wird. Der eigentliche Liebling der trefflichen Alten ist aber Luisens Vetter Otfried:

> Der mit dem preußischen Heere
> Voriges Jahr bei Schleswig gekämpft und einer Verwundung
> Langsam zwar, doch glücklich genesen im Kreis der Verwandten.

Ihm gönnte sie Anna am liebsten als Hausfrau und nicht dem skeptischen Landarzt, dessen hohe geistige Bedeutung nicht geringen Eindruck auf Anna's junges Gemüth gemacht zu haben scheint. Desto betrübter ist die alte Frau, als Otfried, der gerade am Sylvesterabend als Besuch wieder in das Haus der Verwandten geschneit kommt, erklärt, daß dies sein Abschiedsbesuch sei. Otfried hat als preußischer Offizier auch mit in Baden gekämpft, dann seinen Grundbesitz verkauft und sich, da er an Deutschlands Genesung verzweifelt, zur Auswanderung gerüstet. Hier nun im Kreise der Verwandten, im lebhaften Austausch der Gedanken erkennt er, wie gleichgestimmt seine Seele mit der Anna's ist; er liebt sie, wirbt um sie und bleibt im Vaterlande. Das ist die, wie gesagt, fast dürftige Handlung des langen Gedichts, doch sind einige lebhaftere Töne angeschlagen, wie z. B. bei einem Brande in der Nachbarschaft, zu dem die Männer eilen. Der Hauptwerth des Gedichts liegt aber in der trefflichen Zeichnung Anna's, einer echt germanischen, jungfräulich herben und doch höchst anmuthigen Erscheinung, die uns im sechsten Gesange am lieblichsten geschildert wird, wie sie, ihr aus dem brennenden Hause gerettetes Pathchen im Arm, sich „an dem schwellenden Sofa" neben der schlafenden Großmutter niedersetzt:

> Mit liebender Inbrunst
> Schaute sie auf das Kind und versank in träumende Wonne.
> Alle die Stürme, die heut' am Abend sie mächtig erschüttert,
> Schwiegen in ihrem Gemüth; ihr kindliches Herz umfaßte
> Immer nur eines, und jetzt theilhaft des ersehneten Lieblings,
> War sie versenkt in des Muttergefühls jungfräulicher Ahnung.
> Also blickte Maria dereinst, die gesegnete Jungfrau,
> Mutter des Menschensohns, doch strahlend in göttlicher Reinheit.
> — — — — — — — — — — — — —
> Und er betrachtete still von der Seite des edeln Gesichtes
> Einfach kräftige Form und die hangenden seidenen Wimpern,
> Und das liebliche Rund des Kopfes, an welchen das schwarze
> Glänzende Haar sich schlicht anlegte; die üppigen Flechten
> Schlangen sich hinten in eins, vollendend die zierliche Rundung.

Mit ausgesprochener Individualität treten auch alle andern Figuren hervor; am besten sind nächst Anna deren Vater und die Großmutter gezeichnet; am wenigsten ausgeprägt ist Otfried, dessen Resignation etwas Verwaschenes und Kränkliches hat. Dadurch wird er ein schlechter Widerpart gegen den kaustischen Doctor. Im ganzen sind die Gespräche, in denen dies hervortritt, etwas ermüdend, da sie, wenn auch zeitgetreu, zu breit politische Conjunctionen behandeln, die jetzt schon fern von uns abliegen. Als Keck die „Anna" schrieb, waren sie gewiß von Interesse, besonders für den „verlassenen Bruderstamm"; jetzt haben sie kaum mehr als eine historische Bedeutung. Freilich herausstreichen konnte der Dichter sie ja nicht, ohne dem ganzen Bau einen argen Stoß zu geben, und so müssen sie hingenommen werden, wie sie sind; schöne, edle Gedanken leuchten auch in ihnen. Eins aber hätte sich beschränken lassen, und es wäre gut, wenn es in spätern Auflagen, die das Gedicht gewiß erleben wird, beschränkt würde; es wird zu viel vom Essen und Trinken gesprochen. So wird im dritten Gesange die Zubereitung des Grünkohls, das Kochen des Thees und das Schmieren der Butterbrote, im letzten Gesange das copiöse Abendessen geschildert. Die Gaben der Ceres und des Bacchus werden in Schleswig-Holstein mit Recht nach ihrem vollen Werth geachtet, aber hier im Gedicht sollte nicht so viel davon die Rede sein. Die metrische Form endlich ist, wie nicht anders zu erwarten, fest und fehlerlos, wenn uns auch einzelne Härten aufgestoßen sind, z. B.: „Denn mir scheinet die Bildung doch des Glaubens Verklärung"; aber ein längeres deutsches Gedicht in Hexametern ist wol ohne einige Härten des Metrums nicht denkbar. Die dem Antiken nachgeahmte epische Anrede, die sich einigemal findet: „Sprachst du, ehrwürdige Greisin", hat hier etwas Gesuchtes und dem modernen Gefühl bei Behandlung moderner Stoffe Anstößiges.

„Der Freiburger Landsknecht" von Max Wirth (Nr. 2) erzählt in versificirter Prosa eine bunte Studentengeschichte aus dem 16. Jahrhundert in siebzehn Gesängen. Die Schicksale des Helden Studiosus Heinrich, der, früh von der Mutter zum Theologen bestimmt, zur Jurisprudenz

umsattelt, halb unschuldig wegen Betheiligung an einer Schlägerei, alias Holzerei, mit Bauern relegirt wird und mit Frundsberg nach Italien zieht, sein Liebeswerben um Klara, die Tochter des Meisters Gebhard zu Freiburg, seine Trennung von ihr und die endliche Wiedervereinigung, die übrigens nur angedeutet wird: alles das gibt ein bewegtes farbenfrisches Bild, ist ziemlich flott entworfen und erzählt; aber da der poetische Schwung mangelt, so ist nicht erfindlich, warum diese Geschichte statt in einfacher landläufiger Prosa in dem jetzt so oft strapazirten vierfüßigen Trochäus geschrieben ist. Denn ohne solchen Schwung ist gerade dies bequeme Metrum mit seinem starken Anklange an die Werkeltagsrede höchst öde und nüchtern. Wo ein trockener Witz dadurch besonders beabsichtigt wird, ist es sehr wirksam, hier aber langweilend und verstimmend. Eine gewisse jugendliche Fröhlichkeit und Leichtigkeit, die über der Empfindung des Ganzen liegt, soll darum dem Verfasser des „Landsknecht" nicht abgesprochen sein; wenn er aber vielleicht einmal sein Gedicht neuglättend zur Hand nimmt, so ist ihm dringend zu empfehlen, die langweiligen Anmerkungen, möglichst alle achtzig miteinander, über Bord zu werfen, da sie dem gebildeten Leser nicht Nutzen, sondern Störung bringen. Wer sollte nicht ungeduldig werden, wenn er zu den Worten:

Alle Degen fliegen blitzend
Aus den Scheiden, alle Mützen
Werden, jählings aufgespießet,
In die Luft geschwenkt mit Jubel —

sich auf der vorletzten Seite des Buchs die Anmerkung gefallen lassen muß: „Wer denkt hierbei nicht an den Landesvater?"

Mit seinem Epos „Die Kaisertochter" hat der Verfasser Karl Biesendahl (Nr. 3) schon darum keinen guten Wurf gethan, weil er ein Metrum gewählt hat, wie es schlechter gar nicht zu einer so romantischen Geschichte gewählt werden konnte. Eine Geschichte, in der ein junger Jäger, der diesmal wirklich niedern Standes ist, um die Liebe Gisela's, der Tochter Kaiser Otto's, sehnendes Leid trägt und die Geliebte schließlich unter Zustimmung des kaiserlichen Vaters gewinnt, ist wol nur im einfachen Spielmannston, wie ihn z. B. Arthur Fitger in seinem „König Drosselbart" meisterlich angeschlagen hat, angenehm und erfreulich wirkend. Im schweren Gewande des Hexameters ist diese romantische Fabel fast an Gehen und Stehen gehindert, namentlich in Versen wie: „Vorwärts eilte der Zug; noch einmal winkte zurück Kurt." Auch klingt an manchen Stellen eine Reminiscenz an das antike Epos zu stark an, so z. B. wenn vom „neptunischen Hain" die Rede ist.

Eine recht frische, kräftig gezeichnete Figur ist der Wolfsjäger Gunthri, der nur manchmal so thränenreich ist, daß er eine wol an solcher Stelle nicht beabsichtigte hochkomische Wirkung hervorbringt.

„In Mußestunden" (Nr. 4) hat Eduard Lobstein nach der Schwere der Berufsarbeit in eigener Dichtung und in Versuchen metrischer Nachbildung antiker Dichtungen Erquickung gesucht und sich jetzt, gewiß nicht ohne Zureden von Freunden, entschlossen, diese „Auswahl", welche auf 344 Seiten „ungefähr den dritten Theil seiner bis in die vierziger Jahre zurückdatirenden poetischen Gesammtproducte" bietet, herauszugeben. Die vorliegenden Gedichte zerfallen in vier Abtheilungen: „Dichtungen im antiken Versmaß von Alcäus und Sappho" (Alcaeo-Sapphica); „Metrische und freie Uebersetzungen Horazischer Oden" (Horatiana); „Elegien, meist historisch-archäologischen Inhalts" (Elegica); „Lyrische Gedichte verschiedener Art" (Lyrica). Alle Gedichte dieser vier Abtheilungen bezeugen, daß der Verfasser durch treues, jahrelanges Studium der Alten sich eine schöne Anempfindung erworben hat; jedoch von dem beseligenden Hauch der Antike, der so lieblich um die Leier Mörike's und Geibel's spielt, ist hier wenig zu merken. In den Uebertragungen ist die elegante Feinheit des Horaz oft durch einen Ueberschwall von Worten überflutet und bis zur Unkenntlichkeit verschwemmt worden; z. B. heißt der Anfang der ersten Ode des ersten Buchs bei Lobstein in freier Uebertragung:

Mäcen, erlauchter Edelsproß aus altem Königsblut,
O du mein Hort und Geistgenoß, du Stolz dem Dichtermuth!
Wie treibt des Menschen Leidenschaft doch ein so buntes Spiel
Und opfert dessen beste Kraft auf einem eiteln Ziel!

Das alles ist aus den Worten des Horaz entstanden:

Maecenas atavis edite regibus,
O et praesidium et dulce decus meum!

Wenn es in der metrischen Uebertragung der Ode an Pyrrha (I, 5) heißt:

Daß ich bei zeiten noch
Diesem Strudel entkam, meldet ein Wandgelübd —

dem zu Ehren Neptun's ich

Auch mein triefendes Kleid anhing —

so ist das „Wandgelübd" für alle Leser unschön; für diejenigen, welche nicht das Original vergleichen können, muß es durchaus unverständlich sein.

In den eigenen, nach antiken Maßen geformten Gedichten Lobstein's herrscht überall kräftige Empfindung und mannhafte Gesinnung, doch die „ehrwürdigen Kothurne", auf denen nach Lobstein's Meinung die begeisterte Muse feierlich bei besondern Gelegenheiten einherschreiten soll, sind manchmal sehr locker geschnallt oder breit getreten. So wenn die gute Stadt Landau ihres „alten Lorbers biederste Blätter in den Kranz winden soll". Wo ein kerniges Gefühl einfach und schlicht ausgesprochen wird, wie in manchen Gedichten der letzten Abtheilung, versagen wir dem Dichter unsere Anerkennung nicht. Ein Gedicht wie „Mein schönster Lohn" gereicht dem Dichter wie dem Menschen zur Ehre und sei darum aufs wärmste anerkannt und zum Nachlesen empfohlen. Hier es anzuführen, erlaubt sein Umfang nicht.

Die „Gedichte" von Luise Sternau (Nr. 5) sind oft in Form und Ausdruck so ungeschickt und banal, daß man

versucht wird, ein schnelles Kreuz über das elegante Buch zu schlagen. Wenn da eines Priesters Antlitz „versöhnungsmild“ zu sagen scheint: „Sanft sei der Pfad, auf dem ich wandre“, wenn da „Thal“ und „Schall“, „wählt“ und „Welt“ als Reime gelten sollen, oder wenn gar „in mitternächtiger Stunde“ nicht etwa Zedlitz' Tambour sein Grab verläßt, sondern alle, die einmal „im Wasserreich“ verunglückt sind, „in langen Reihen nahe an dem Strand schwimmen“ und unter andern

Die fröhliche Gesellschaft,
Die heim vom Hochzeitsschmaus
Des Nachts fuhr, trank den letzten,
Den Todestoast hier aus —

so würde solche Abfertigung nicht unverdient erscheinen. Nun aber liest man weiter und findet folgendes Gedicht:

Die Närrin.

„Die Närrin kommt!“ So ruft der rohe Hause;
Die Jugend folgt ihr unter Lärmen, Johlen,
Und tanzt in Sprüngen um sie her, in tollen,
Damit die Aermste um so schneller laufe.

Sie merkt es nicht; sie geht hochaufgerichtet
Mit raschen Schritten graden Wegs zum Meere,
Die glanzerstorbnen Augen starr'n ins Leere,
Ihr Denken hat der Wahnsinn längst vernichtet.

Verworrne Reden, die in Murmeln enden,
Führt sie, und lacht dann auf in ihrem Elend,
Die Lumpen, kaum den magern Leib verhehlend,
Betastet sie mit zuckend hast'gen Händen.

Sie eilt zum Strande, wo sie einst vor Jahren
Den Treueschwur des Liebsten hat empfangen,
Als sie ein Mädchen war mit ros'gen Wangen,
Mit hellen Augen und mit blonden Haaren.

Doch übers weite Meer ist er gezogen,
Eh' noch ihr kleines Söhnlein ward geboren.
Er kam nicht mehr, vergaß, was er geschworen,
Ließ sie zurück, um Ehr' und Glück betrogen!

Ihr war, als ob die Schmach ins Grab sie triebe,
Als könnte sie nicht unter Menschen leben,
Dem herzlosen Gespötte preisgegeben;
Doch sie ertrug's dem kleinen Kind zu Liebe.

Sie mußte für das süße Wesen sorgen,
Sie hing an ihm mit voller, heißer Seele;
Damit dem Herzenssöhnchen ja nichts fehle,
Wacht' oft sie bei der Arbeit bis zum Morgen.

Drum fand sie auch nicht Zeit, sich todt zu grämen;
Sie hoffte bei des Knaben erstem Lallen,
Bei seinem schüchtern ersten Erdenwallen,
Daß für sie doch noch frohe Tage kämen.

Und als er größer schon, und an dem Strande
Herumlief, bunte Muscheln suchend, spielend,
Vom Felsen nach der Flut mit Steinen zielend,
So frisch und schön im ärmlichen Gewande,

Da schwoll ihr Herz, und ihrer Wangen Rosen
Erblühten neu, gar flink zog sie den Faden,
Indeß ihr Junge lärmt mit Kameraden,
Stets gern gesehn von Fischern und Matrosen.

Einst ging sie hin zum Strand, als es schon Abend;
Ihr Sohn, der froh entgegen ihr gesprungen,
Glitt aus, — rasch hat die Welle ihn verschlungen,
Sein warmes Leben in der Flut begrabend. —

Die arme Mutter, jäh von Wahn umnachtet,
Ein Körper, wie verlassen von der Seele,
Irrt jeden Tag an jener Unglücksstelle,
Von den Matrosen mitleidsvoll betrachtet.

Das graue Haar aus bleicher Stirne streifend,
Die Augen immer auf das Meer gerichtet,
Ruft sie die Welle, die vorüberflüchtet,
In ruheloser Hast am Strande schweifend.

Oft beugt sie sich zur Flut, die ihn genommen,
Um die entfärbten Lippen spielt es linde,
Sie flüstert: O wie geht es meinem Kinde,
Und wann wird denn mein Liebster wiederkommen?

Dann senkt sie lang' den wirren Blick zur Erde,
Als wollte ihre Tiefe sie ergründen,
Als wollte sie in ihr die Lösung finden,
Ob bald dem müden Herzen Ruhe werde.

Unleugbar ist hier echte dichterische Anschauung und Empfindung vorhanden. Aber muß denn solche dichterische Kraft sich selbst den Zwang des Verses und des Reims, die beide ihr nun einmal nicht recht glücken zu wollen scheinen, auferlegen? Warum wird das tief und ernst Gedachte und Empfundene in Lyrik verwaschen und nicht in Prosadichtung verwerthet? Auf diesem Gebiet grünen vielleicht Kränze für Luise Sternau, die wir ihr leider hier nicht reichen können.

Kaum mehr als Versuche sind die „Gedichte“ von Bruno Mohren (Nr. 6), die in zwei Abtheilungen: „Vermischte Gedichte“ und „Baltische Klänge“, zerfallen. Es fehlt ihnen Farbe, Frische und Originalität: es ist alles das schon dagewesen und viel besser dagewesen:

Es war an einem blauen See,
Wo wir als Kinder spielten,
Wo wir auf wald'ger Uferhöh'
Uns überglücklich fühlten.

Es war an einem blauen See,
Wo wir uns Treu' gelobten,
Wo süße Lust und bittres Weh
Uns oft das Herz durchtobten.

Und als ich sagen mußt' Ade,
Einsam von dannen gehen,
Da sah ich fern am blauen See
Ein weißes Tüchlein wehen.

Die Limonade ist matt und kann nicht munden. Auf Reinheit der Reime legt Bruno Mohren oft zu wenig Gewicht, was um so verwunderlicher ist, als ihm die Reime sonst mit schier unaufhörlichem, freilich oft auch monoton einschläferndem Plätschern zuströmen. Räthselhaft ist, warum Mohren folgendes Sonett „Das Meistersonett“ betitelt:

Uns trieb der Ostsee dunkelblaue Welle
An diesen Strand, wo wir die Heimat fanden,
Der deutschen Treue eisenfeste Banden,
Sie hielten stets uns an die theure Schwelle.

Zog einst von uns ein wandernder Geselle
Hinaus zu jenen fernen, fernen Landen —
Dort, wo die Gräber seiner Lieben standen,
Blieb stets sein Herz in heißer Glut zur Stelle.

Dahin geht aller treuen Balten Sehnen,
Sich nur ans theure Heimatland zu schließen,
So wie die Quellen all zu Thale fließen.

Das ist's, was leben sollt' in Liedertönen,
Was jeden Deutschen einzig unterscheidet,
Der mit der Heimat jauchzt und mit ihr leidet.

Das Meistersonett? Wir wollen nicht hoffen, daß es von Mohren etwa so angesehen wird, wie ein Gesell sein Meisterstück ansieht. Denn hieraufhin kann ihm kein Meisterbrief gegeben werden.

Max Stempel's „Jahrbuch deutscher Dichtung" (Nr. 7) soll die frühern Musenalmanache ersetzen, ohne sich auf Originalbeiträge zu beschränken. Der Herausgeber will vielmehr auch „die poetischen und belletristischen Zeitschriften, Sammlungen und Gedichtbücher (sic!) des jedesmaligen Vorjahres behufs Ausbeute benutzen". Die Zusammenstellung des vorliegenden Bandes bietet viel Interesse, das, wenn in weitern Jahrgängen die beabsichtigten biographischen Notizen über die Dichter hinzukommen, noch sehr gesteigert werden kann.

Reinhard Mosen.

Napoleoniana.

Napoleon Bonaparte, seine Jugend und sein Emporkommen. Von Arthur Böhtlingk. Zweiter Band: Vom 13. Vendémiaire bis zum 18. Brumaire. Jena, C. Frommann. 1880. Gr. 8. 8 M.

Napoleon I. wird immerdar ein Lieblingsthema der Historiker und ein noch lange Zeit unerschöpflicher Stoff bleiben. Arthur Böhtlingk, der sich gründlich mit dem großen Manne beschäftigt hat, ließ seinem ersten 1877 in Jena erschienenen und von mir in Nr. 49 d. Bl. f. 1879 besprochenen Bande über Napoleon's Emporkommen jetzt den zweiten folgen, zu dem er außer den bekannten Werken einige ungedruckte Quellen in Berlin, Paris und London benutzen konnte. Trotzdem ist der zweite Band weniger fesselnd als der erste, der die Wandlungen in Napoleon's Charakter mehr hervortreten ließ und besonders seine corsische Periode in glücklichster Weise schilderte; auch ist der Stil oft mangelhaft; grammatikalische Sünden machen sich vielfach bemerkbar, und man empfängt den Eindruck oberflächlicher Schreibart. Eine große Zahl von Daten und Dingen ist irrig angegeben, und ein Ausdruck wie „Bonapartisten" lautet sonderbar, wenn er für Anhänger des Generals schon im Jahre 1799 gebraucht wird. Als irrig fielen mir unter anderm auf: Junot sei 1796 mit 21 erbeuteten Fahnen an das Directorium geschickt worden — es war Murat; in dem italienischen Feldzuge von 1796 habe das französische Heer 45000 Mann betragen — es wird meist auf 36—38000 geschätzt; Bonaparte sei in Mailand am 16. Mai eingezogen — es war am 15. Mai; die Capitulation Mantuas, die Böhtlingk auf den 19. Januar 1797 verlegt, fand erst am 2. Februar statt; bei der ägyptischen Expedition 1798 hatte Bonaparte nicht 400, sondern 500 Fahrzeuge, und die Schlacht bei Abukir war nicht am 24., sondern am 25. Juli 1799, die bei Stockach nicht am 26., sondern am 25. März desselben Jahres. Der Herzog von Rovigo war nicht Duroc, welcher Herzog von Friaul wurde, sondern Savary, und von letzterm datiren die angeführten Memoiren; in Leoben unterhandelten anfänglich für Oesterreich die Generale Grafen Merveldt und Bellegarde, und der Marchese de Gallo kam, um seitens des neapolitanischen Hofs auf den nahe verwandten wiener Hof eine Pression im Sinne des Friedens auszuüben; erst nachher führte er anstatt des Erzherzogs Karl selbst für Oesterreich die leobener Verhandlungen; König Karl IV. (II.) Emanuel mußte zwar 1798 nach Sardinien flüchten, dankte aber erst 1802 ab.

Sehr glücklich und zutreffend sind die Schilderungen, welche Böhtlingk von Bonaparte und einigen Zeitgenossen entwirft, besonders die von Carnot, Barras, Siéyès, Talleyrand, Hoche, Augereau, Debry; aber wie im ersten Bande unterschätzt er Joseph und Lucian Bonaparte und hebt lange nicht genug die eminenten Verdienste des letztern am 18. und 19. Brumaire hervor, über welche die jüngst aufgefundenen Manuscripte Lucian's gewiß viel Neues bringen.

Böhtlingk beleuchtet die Verfassung des Jahres III und zeigt, wie ein Bonaparte mit ihr nie emporkommen konnte, sondern sie, da sie die Herrschaft Eines Mannes geradezu unmöglich machte, umwerfen mußte, wenn er Frankreich beherrschen wollte. In dieser Verfassung kam, wie in der ganzen Französischen Revolution, der nationale Gedanke zum präcisen Ausdruck, was in unserm Werk mit Recht hervorgehoben wird. Bonaparte, der kein Franzose war, hatte nichts mit Nationalstaat und nationalen Principien gemein; sein heißes Sehnen ging auf den Umsturz der Verfassung; ohne irgendeiner Partei anzugehören, ging er zusammen mit den Umsturzmännern und mit den Royalisten, denn er dachte nur daran, wie er steigen könnte; seine durch und durch selbstische Natur kannte weder Scrupel noch Rücksichten; er reichte allen die Hand, die ihn erheben konnten. Betreffs der Beurtheilung des gewaltigen, aber charakterlosen Corsen sind Böhtlingk's Ansichten die meinigen, wie ich sie wiederholt niedergelegt habe. Kann ich einigermaßen mich der Ansicht anschließen, Bonaparte habe Bernadotte 1798 die bekannte Rolle in Wien spielen lassen, um ihn zu compromittiren und sich bei einem neuen Kriege mit Oesterreich als Retter in der Noth aufwerfen

zu können, so hege ich hingegen die größten Bedenken gegen die Hypothese des Autors, Bonaparte habe Jean Debry zum rastatter Gesandtenmord gedungen, um sich mit Hülfe eines zweiten europäischen Kriegs des Scepters in Frankreich zu bemächtigen, das Directorium und Oesterreich moralisch zu vernichten, und Debry, ein zweiter Macbeth, habe als wüthender Anarchist sich zu seinem Instrumente gemacht, ohnehin von Haß gegen seine Collegen Roberjot und Bonnier erfüllt; diese Vermuthung über das räthselhafte Ereigniß erscheint mir eine der unwahrscheinlichsten.

Napoleon Bonaparte's orientalische Kaiserpläne, die auf der Eroberung Aegyptens beruhten, schwanden mit dessen Verluste; Sidney Smith hatte ihn um sein Glück betrogen, und auch die Wiederentfaltung der französischen Colonialmacht ist ihm nie gelungen. Ja trotz all seiner unvergleichlichen Siege wurde Frankreich 1815 auf die Grenzen von 1790 reducirt, und auf Sanct-Helena konnte der maßlose und himmelstürmende Titane auf Sisyphus als sein Abbild schauen; vis consilii expers mole ruit sua.

Arthur Kleinschmidt.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Feodor von Wehl hat Grabbe's Hohenstaufen-Tragödie „Friedrich Barbarossa“ für das stuttgarter Hoftheater eingerichtet: die Vorstellung fand eine sehr günstige Aufnahme. Schon früher hat in Schwerin Alfred von Wolzogen den Versuch mit „Friedrich Barbarossa“ und „Heinrich VI.“ von Grabbe gemacht. Auch „Don Juan und Faust“ ist schon auf die Bühne gebracht worden. Grabbe hat mit Heinrich von Kleist das Schicksal gemein, daß keine seiner tragischen Dichtungen bei seinen Lebzeiten gegeben wurde, während sich, was bei Kleist nicht der Fall war, die ganze Journalistik mit seinen Stücken angelegentlich, ja zum Theil enthusiastisch beschäftigte. Doch die Stücke erschienen unaufführbar, und an die Werke lebender Dichter wagten sich die einrichtenden Dramaturgen nicht. Auch war die Zahl der ästhetisch gebildeten Bühnenleiter, die zu einer Bearbeitung, zu dichterischen Einlagen das Zeug hatten, damals weit geringer als jetzt. Ob indeß die Grabbe'schen Dichtungen in gleichem Maße den Weg auf die Bühnen finden werden wie diejenigen von Kleist, muß immerhin fraglich erscheinen; sie haben nicht das anziehend Träumerische, vor allem auch nicht den kunstgerechten Aufbau wie die Kleist'schen Werke, und das maßlos Gewaltige in ihnen wirkt auf der Bühne befremdend; ja Grabbe's Fehler sind mit seinen Vorzügen so eng verschmolzen, daß man Gefahr läuft, bei Ausmerzung der erstern die letztern mit zu beschädigen. Gleichwol verdient das Streben, die Werke eines genialen Kopfes auf die Bühne zu bringen, volle Anerkennung. Möchten nur unsere Dramaturgen, wenn sie einmal zur Epoche Grabbe's zurückgreifen, auch die Werke Raupach's und anderer Dichter jener Zeit prüfen. Es läßt sich doch dies oder jenes Drama der Bühne wiedergewinnen und ohne große Mühe der Bearbeitung; denn Raupach, Auffenberg und andere Zeitgenossen beherrschten durchaus die Bühnentechnik.

— Am berliner Hoftheater ist Hugo Bürger's Drama „Gold und Eisen“ in Scene gegangen, mit dem Erfolg, welcher den ersten Aufführungen der Werke des Dichters dort immer gesichert ist, ohne für ihre weitere Laufbahn entscheidend zu sein. Wie wir aus den Kritiken ersehen, handelt es sich auch in diesem Lustspiel, wie in den meisten frühern von Hugo Bürger, um die Aufhellung eines dunkeln Punktes der Vergangenheit: eine durchaus undramatische Darstellungsweise, die bei diesem Autor sich zur Methode ausgebildet zu haben scheint. Gold und Eisen, das durch Börsenspiel leichtgewonnene Gold, und das Eisen, das nur ernster schwerer Arbeit ein Verdienst gönnt, bilden die Gegensätze des geschäftlichen Lebens in dem Bürger'schen Stück; doch sie sind nicht dramatisch genug in Bewegung gesetzt; es spielt zu viel Nebensächliches, Episodisches mit hinein. Die zwei ersten Acte werden als glücklich entworfen und als originell gerühmt; später macht sich der Grundfehler des Stücks, das Novellistische, zu sehr geltend. Der Autor bewährt indeß auch hier wieder ein ernstes Streben.

— Nachdem Frau Wilhelmine von Hillern ihre Erzählung „Die Geyerwally“ selbst dramatisirt hat und dies Stück an mehrern Bühnen mit Erfolg gegeben worden ist, hat sich ein anderer Bearbeiter der Erzählung eingefunden und bietet auch seine „Geyerwally“ nicht ohne Erfolg feil. In welcher Weise die jetzige Reichsgesetzgebung einen Anhalt gibt, das Erfindungsrecht des Romanautors zu wahren, muß der eingeleitete Proceß lehren. Bekannt ist die Thatsache, daß Auerbach seinerzeit einen auf gleicher Grundlage ruhenden Proceß gegen Frau Birch verlor — und es ist eine interessante, etwas ironisch beleuchtete Thatsache, daß Mutter und Tochter jetzt die Rollen getauscht haben.

Bibliographie.

Babsch, F., Aus Erfahrung und Theorie. Ein pädagogischer Brief. Wien, Graeser. 1880. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Bernhard, Gedichte. Danzig, Axt. 8. 3 M.

Cassel, P., Aus guten Stunden. Betrachtungen und Erinnerungen. Neue Ausgabe. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 6 M.

Conversations-Lexikon. Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie. 13te vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte. (In 16 Bdn. oder 240 Hftn.) 1stes Hft. Leipzig, Brockhaus. 1882. Lex.-8. 50 Pf.

Drossbach, M., Ueber den Ausgangspunkt und die Grundlage der Philosophie. Zur Richtschnur für die Bewerber um den vom Freien Deutschen Hochstifte für Wissenschaften, Künste und allgemeine Bildung in Goethe's Vaterhause zu Frankfurt a. M. ausgeschriebenen Preis. Frankfurt a. M. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Firle, Charlotte, Schloß Grünwald. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 3 M.

Kayser, W., Die beiden Hauptleute oder die Verlobung am Christbaume. Schauspiel. Kempten, Kösel. 12. 1 M. 50 Pf.

Krakauer, M., Zur Geschichte des Spinozismus in Deutschland während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Breslau, Köhler. Gr. 8. 1 M.

Mohr, E., König Saul. Trauerspiel. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 8. 1 M. 50 Pf.

Quaglio, J., Die erratischen Blöcke und die Eiszeit, nach Professor Otto Torell's Theorie. Mit einer Karte der nördlichen Eisfluth in Europa und Amerika. Wiesbaden, Bergmann. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Schweitzer, P., Die Entwicklung der nationalen Dichtung in Norwegen (1758—1858). Jena, Deistung. 8. 1 M. 60 Pf.

Seidl, J. X., Neue Gedichte. Regensburg, Coppenrath. 16. 2 M. 60 Pf.

Steinberg, S., Aus der großen Zeit. Detail-Geschichte des 2. Hanseatischen Infanterie-Regiments Nr. 76, während des Feldzugs 1870/71. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 5 M.

Warnmund, B., Die badische Generalsynode von 1881. Karlsruhe, Reiff. Gr. 8. 50 Pf.

Werder, F., Eugen Richter, der Führer der Fortschrittspartei, nebst einer einleitenden Geschichte der Partei. Vom liberalen Standpunkte dargestellt. Berlin, Engelmann. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Young, B., Ein Vierteljahrhundert. Roman. 2 Bde. Breslau, Schottländer. 8. 8 M.

Ziesing, T., Charles Baudelaire. Ein Essay. Zürich, Ebell. 1879. Gr. 8. 2 M.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 41. — 13. October 1881.

Literarische Unterhaltungen.

Bearbeitungen von Novellen für die Bühne.

Eine Frage, die jetzt wieder in den Vordergrund tritt, ist diejenige der Adaptirung und Bearbeitung von literarischen Werken, besonders von Erzählungen, die für die Bühne umgestaltet werden. Diese Frage war eine der wenigen, welche den Schriftstellertag bei seinen kurzen Berathungen in Wien beschäftigten. Einige jüngere Autoren stellten hierauf bezügliche Anträge: es wurde verlangt, der Schriftstellerverband solle sich an die maßgebenden Factoren wenden zu dem Zwecke, daß solchen „Adaptirungen" ohne Einwilligung des Verfassers auf gesetzlichem Wege ein Ende gemacht werde; auch solle eine Commission niedergesetzt werden, welche in allen Fällen eines Misbrauchs des literarischen Eigenthums die Namen der literarischen Räuber veröffentlicht; eine andere Commission soll innerhalb dreier Monate den ersten Antrag erledigen. Der Schriftstellerverein erklärte sich für alle diese Anträge.

Der in unserm letzten Feuilleton erwähnte eclatante Fall trägt nicht wenig dazu bei, die Sache in Fluß zu bringen. Frau von Hillern hat ihre Erzählung „Die Geyer-Wally" für die Bühne eingerichtet; ein beliebiger anderer Bühnenfabrikant hat nicht weniger Geschmack an jener Erzählung gefunden und sie ebenfalls für das Theater zurechtgemacht. Frau von Hillern erklärt nun den zweiten Bearbeiter in Acht und Bann und warnt alle Bühnen vor der Aufführung jenes Stücks, weil sie dann in gleiche Mitschuld und Verdammniß gerathen würden. Wie schon erwähnt, hat gegen die Mutter der Frau von Hillern, Frau Birch, seinerzeit Auerbach aus eben diesem Grunde einen Proceß angestrengt, sodaß in einem ganz ähnlichen Fall wie dem, in welchem die Mutter als Verklagte sich vertheidigen mußte, die Tochter als Klägerin auftritt.

In dem Gesetz über geistige Urheberrechte ist in Betreff derartiger Adaptirungen nichts bestimmt. Offenbar ist hier eine Lücke in der Gesetzgebung, deren Ausfüllung keineswegs so leicht ist, wie es auf den ersten Blick scheint; denn man darf in diesem Fall nicht das Kind mit dem Bade ausschütten.

Die Frage hat ihre ästhetische und ihre juristische Seite. Es gehört zu den Axiomen der Aesthetik, daß der Dichter seinen Stoff nehmen kann, wo er ihn findet, wenn er ihn nur mit dichterischer Originalität behandelt, wenn er ihn mit seinem Genius durchdringt. Die attischen Dichter haben vielfach dieselben Sagenstoffe behandelt; es waren allerdings gegebene, typische Stoffe; aber es hinderte Sophokles nicht, daß Aeschylus den gleichen Stoff für eine seiner Tragödien gewählt, und ebenso wenig Euripides, daß ihm Sophokles mit einer Tragödie gleichen Inhalts vorausgegangen war. In der Eigenart der Behandlung lag die Neuheit des Werks: das war die Ueberzeugung jener tragischen Dichter und auch diejenige des attischen Publikums, das sich ja sonst von der abermaligen Bearbeitung desselben Sagenstoffs gleichgültig oder mit Ueberdruß abgewendet haben müßte.

Wo es sich aber um die Bearbeitung vorhandener Erzählungen handelt, da tritt kein Geringerer als Shakspeare in die Schranken. Wenn die Benutzung von Novellen und Erzählungen oft bis ins Detail hinein eine Verletzung des geistigen Eigenthumsrechts ist, wer hätte sich derselben mehr schuldig gemacht als Shakspeare? Wer müßte mehr unter die Anklage des „Raubes" gestellt werden, wenn solche Benutzung für „Räuberei" erklärt würde? Nicht blos die italienischen Novellisten, ein Bandello, ein Giraldi Cinthio u. a., nein, auch die Vorgänger und Zeitgenossen könnten ihn zur Rede stellen, so Thomas

Lodge wegen „As you like it", eines Lustspiels, welches Lodge's „Rosalind" sehr genau nachgedichtet ist, und Robert Greene, dessen „Pleasant History of Dorastus and Fannia" dem „Wintermärchen" zu Grunde liegt. Bekanntlich blieb der letztere auch die Anklage nicht schuldig, indem er den jetzigen „Schwan von Avon" eine „upstart crow" nannte, eine Krähe, die sich mit überall geraubten Federn schmücke. Was aber sagen unsere Shakspeare-Commentatoren zu diesen Vorwürfen? Sie freuen sich ja, wenn sie irgendeine Quelle entdeckt haben, aus welcher der große Brite schöpfte; ein jeder solcher Fund ist ein neues Ordenszeichen auf der Brust der Shakspeare-Philologen. Was sie aber über die Sache selbst denken, davon gibt einer der exaltirtesten Panegyriker Shakspeare's, J. L. Klein, in seiner „Geschichte des Dramas" Auskunft, indem er in seiner allzu bilderreichen Sprache sagt: „Robert Greene habe Shakspeare eine «Emporkömmlings-Krähe geschmäht», weil der goldgefiederte Wundervogel in einem kunstreich und aus seinen gemauserten Goldfedern, aus Schwanendaunen und Nachtigallenflaum bereiteten Neste Greene's und Genossen und noch älterer Kukuke mit faulen Flecken besprenkelte Eier zu «Phönixjungen» ausbrütete."

Aus der Sprache der verzückten Shakspeare-Somnambulen ins Deutsche übersetzt, sagen diese rechtfertigenden Worte doch nur, was wol als die allgemeine Ansicht über den Stoffraub Shakspeare's betrachtet werden kann: er hat die von andern entlehnten Erfindungen so mit seinem dichterischen Genius durchdrungen, so in sein eigen Fleisch und Blut verwandelt, daß die Thatsache der Entlehnung als etwas gänzlich Untergeordnetes für die Kritik der Nachwelt gar nicht in Betracht kommt.

Und das ist ästhetisch auch das Entscheidende: ein echter Dichter wird auch einen entlehnten Stoff zu seinem geistigen Eigenthum machen, indem er ihm sein für alle Zeiten geltendes Gepräge ausdrückt; dagegen wird ein Autor, der eine Novelle oder einen Roman scenisch eintheilt, den Dialog ganzer Kapitel abschreibt, hier und dort eine Zwischenrede einschiebt oder einen Actschluß aufklebt, vor dem Tribunal der Aesthetik als ein Stümper, und weil er den Stoff in bereits geprägter Form sich angeeignet, als ein Plagiator verurtheilt werden. An und für sich ist bei der gänzlichen Verschiedenheit der epischen und dramatischen Gattung die Umdichtung eines Epos oder einer Erzählung in ein Drama eine dichterische That, welcher sich auch ein hervorragendes Talent nicht zu schämen braucht: nur muß es sich um eine wirkliche Umdichtung handeln, nicht blos um eine Zurechtmacherei mit Benutzung des ganzen geistigen Aufwandes, mit dem der Novellist seine Charaktere und seinen Dialog ausgestattet hat.

Wie aber steht es mit der juristischen Seite der Frage? Das Reichsgesetz hat, wie erwähnt, hier eine offenbare Lücke. Oskar Wächter sagt in seinem Werke „Das Autorrecht nach dem gemeinen deutschen Recht" (S. 189): „Eine wesentliche Umarbeitung kann in der Dramatisirung einer Erzählung, in der Bearbeitung eines Romans, eines Epos u. dgl. für die Bühne gefunden werden. In der Regel wird das Drama dem erzählenden Werke keine Concurrenz machen, sodaß dem Autor des erstern ein wesentlicher Nachtheil nicht erwächst. Auch wird man nicht, wie bei musikalischen Compositionen und den Arrangements derselben, davon auszugehen haben, daß der Autor selbst auf die Dramatisirung seiner Arbeit reflectire. Gleichwol lassen sich Fälle denken, in welchen unter dem Schein dramatischer Umarbeitung im wesentlichen nur das fremde Werk wiedergegeben, sohin ein Nachdruck verübt wird."

Geheimrath Otto Dambach sagt in seiner Schrift „Die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes betreffend das Urheberrecht" (S. 44): „Die Benutzung einer Erzählung, einer Novelle, eines Romans u. s. w. als Stoff zu einem Drama ist im allgemeinen gestattet. Der berliner Literarische Sachverständigenverein hat dies in einem Gutachten vom 7. October 1848 in eingehendster Weise motivirt. Es heißt in demselben wörtlich: Erzählende Dichtungen wurden von jeher von Dramatikern benutzt, um daraus Schauspiele für das Theater zu bearbeiten, ohne daß jemand darin etwas Unerlaubtes gefunden, oder es irgendwem eingefallen wäre, darüber Klage zu erheben. Das thun und thaten nicht allein die deutschen Schauspieldichter, auch die Spanier, Franzosen, Engländer. Unser erster dramatischer Kritiker, Ludwig Tieck, hat es oft ausgesprochen, daß es eine der schwierigsten Aufgaben sei, aus einer guten Erzählung ein gutes Drama zu bilden, weil die Grundbedingungen beider völlig verschieden seien, dergestalt, daß der Dramatiker nicht die vorgefundenen Scenen nur zu dialogisiren habe, sondern die ganze Fabel durcharbeiten, die dramatische Entwickelung neu erfinden müsse. In der That bedingt auch die grundverschiedene Natur epischer und dramatischer Dichtung in jedem Falle eine freie Geistesthätigkeit, so oft ein episches Werk dramatisirt wird, selbst bei der genauesten Anschließung an den gegebenen Stoff. Das Mehr oder Weniger an eigener selbstschöpferischer Arbeit und die genialere oder blos technische Art eigenthümlicher Auffassung und Begründung entscheidet über den poetischen Werth oder Unwerth einer solchen Leistung; jedenfalls aber wird sie schon durch die dramatische Form zu einem eigenthümlichen Geisteswerke. Nur etwa für den Fall, daß schon in der Erzählung die dialogische Form vorherrschend wäre und die Bearbeiterin ihr Drama seinem Hauptbestandtheil nach aus den wörtlich abgeschriebenen Gesprächen der Erzählung zusammengesetzt hätte, wäre ihr der Vorwurf des Nachdrucks mit einigem Grunde zu machen."

An das Urtheil der literarischen Sachverständigen würde auch heute in einem solchen Proceß von den Gerichten appellirt werden müssen, da sich die ästhetischen und juristischen Gründe decken; es würde heute kaum anders lauten als damals.

Doch es gilt ja eben einen Appell an die gesetzgebenden Factoren, um die Lücke des Reichgesetzes auszufüllen.

Welche Gestalt sollte der neue Gesetzesparagraph erhalten? In England ist im Jahre 1875 auf Antrag der Copyright Association eine königliche Commission ernannt worden, welche auch die wichtige Frage in den Bereich ihrer Berathung ziehen sollte, ob die ohne Genehmigung des Autors erfolgte Dramatisirung von Romanen und Novellen fernerhin noch statthaft sein solle oder nicht? Uns ist nicht bekannt, welche Entscheidung diese Commission gefällt hat: jedenfalls liegt der Schwerpunkt auf der Genehmigung des Autors, und daraufhin gehen wol auch die Anträge des wiener Schriftstellertags. Eine Novelle oder ein Roman soll nicht dramatisirt werden dürfen ohne Bewilligung des lebenden Verfassers: eine Bewilligung, die gewiß an den Genuß eines Gewinnantheils geknüpft wird, sodaß der Novellist als Collaborateur des Dramatikers erscheint. Eine solche Bestimmung würde juristische Präcision besitzen; wie aber, wenn der Roman oder die Novelle selbst nur die Variante irgendeiner frühern Erfindung ist? Wir besitzen deren genug. Oder wenn ein Drama seine Motive aus verschiedenen Erzählungen und Novellen entlehnt? Trotz aller Gesetze über Contrefaçon gilt Sardou für einen großen Plagiator; die Kritik hat ihm dies oft zum Vorwurf gemacht; er nimmt seine Motive, wo er sie findet; aber gerichtlich ist er deshalb nicht haftbar zu machen.

Die „History of fiction“ zeigt uns, wie manche Stoffe von Volk zu Volk und auch von Autor zu Autor wandern. Eine gewisse Freizügigkeit wird man der poetischen Erfindung immer lassen müssen; man kann ihre elektrische Kette nicht absperren; hier zündet ein Motiv, das dort vorhanden, aber vielleicht ohne Zündkraft war; eine von einem Autor erfundene, aber nicht ausgebeutete Situation wird bei einem andern zu einem glänzenden poetischen Höhenpunkt erhoben. Man gebe ein Gesetz, um ordinären Abschreibern und Zusammenstopplern das Handwerk zu legen: im übrigen lasse man frei und ohne Engherzigkeit die Geister aufeinander wirken: dichterische Motive gehören zu den imponderabeln Größen und lassen sich nicht vor Gericht wägen und messen. Rudolf von Gottschall.

Unterhaltungsliteratur.

1. Böse Saat. Roman von Daniel Reesen. Drei Bände. Berlin, Janke. 1881. 8. 10 M.

Wenn man durch das Kaleidoskop eines guten oder schlechten Romanschriftstellers, Dichters oder Culturhistorikers einen Blick in die „petersburger Gesellschaft“ zu werfen gewillt oder gezwungen ist, so kann man sicher sein, unendlich viel Abschreckendes, Unsympathisches, gruppirt um ganz vereinzelte Lichterscheinungen, zu gewahren. Ich weiß nicht, ob es angesichts der alljährlich in Deutschland erscheinenden 15—16000 Bände eine Schande ist, von Daniel Reesen noch nichts gehört und gelesen zu haben. Wie dem auch sei, ich gestehe meine bisherige Unwissenheit zu und spreche zugleich die unmaßgebliche Meinung aus, daß Reesen ein recht guter Romanautor ist. Meine obige Bemerkung straft er aber ebenso wenig Lügen wie sein großer Meister Turgenjew, dessen Einfluß er kaum verleugnen kann, noch aller Wahrscheinlichkeit nach will. Ueberall stoßen wir auf harte, grausame, halbrohe Menschen, die in crassem Egoismus ihre Ziele meistens auf Kosten des Glücks anderer verfolgen. Veruntreuung, Bestechlichkeit, Verlogenheit, Unterschleif sind die Charakteristika einer russischen Gesellschaft, wie sie nicht etwa von misgünstigen und verleumderischen Ausländern, sondern von den dem großen Nordreiche selbst angehörigen Darstellern geboten werden. Es sind Juvenale, die ihrer Zeit, ihrer Nation den Spiegel vorhalten. In einem modernen Lustspiel wird ein Mann zu bessern versucht, indem ihm bei jedem Ausbruch einer ihn beherrschenden Leidenschaft ein großer Toilettenspiegel gegenübergestellt wird. Die russischen Romane sind solche Salonmöbel, und es wäre sehr zu wünschen, daß sie sich eines ähnlichen Erfolgs zu rühmen hätten wie jenes Lustspielrequisit. Auch Daniel Reesen's epische Prosadarstellungen tragen keineswegs dazu bei, unsere Sympathien zu jenem in convulsivischen Zuckungen sich windenden, bedauernswerthen Riesenlande zu vergrößern.

Ein General, Alexander Kyrilowitsch Dorofeew, verführt das Weib eines subalternen Beamten, die ihrem Gatten alles zu verdanken hat. Dieser ehrliche Mann, dem es schwer wird, an den schmählichen Undank seiner koketten Olympiade zu glauben, stürzt sich nach einer Ertappung in flagranti ins Wasser. Der hohe Herr kündet darauf der armen Bethörten die Freundschaft und heirathet eine reiche Provinzerbin, die der Tod jedoch bald von ihm erlöst. Wir lernen die Sippe der Hingeschiedenen kennen: Mitrofan, seine Gattin Glafira, deren Söhne Leonid und Nikanow, dann die Familie des ehrenwerthen Generals Michail Iwanowitsch, seine Töchter Mila und Catiche, den Sohn des alten Dorofeew, Kostia, und wohnen allerhand feineingefädelten Heirathsintriguen bei. Aber es ist und bleibt eine verrottete Gesellschaft. Nikanow heirathet die bereits anrüchige Catiche, um sich ihrer keuschen Schwester Mila zu nähern; Kostia, der Verlobte Mila's, verläßt sie, um einer bestrickenden Sirene, Marusza, nachzulaufen, und von dem dunkeln Hintergrunde hebt sich nur die reine Liebe Mila's und Paul's, ihres armen Vetters und Lehrers, wohlthuend ab. Aber bis auf einige störende Sonderbarkeiten der Diction („angeboren moralische Naturen“, „Selbstverstand“ u. a. m.) ist das alles fließend in einer durchsichtigen Sprache erzählt; die Figuren sind mit großer Kraft und Lebenswahrheit gezeichnet; einzelne Scenen können nicht erfunden, sondern nur getreue Abbilder russischer Zustände

sein: so die köstlichen Betrügereien der Eisenbahnbediensteten am Ende des zweiten Bandes; man ist gefesselt, gespannt. Die Katastrophe — Mila springt aus verzweifelnder Liebe in die Newa und Paul rettet sie; alle Schuldigen trifft eine furchtbar ergreifende Strafe, und der poetischen Gerechtigkeit ist ausgiebig Genüge gethan — ist mit raffinirter Geschicklichkeit herbeigeführt, und so muß man am Schluß gestehen, daß man seine Zeit mit der Durchlesung dieser dreibändigen, halb ernsten, halb satirisch-humorvollen Verurtheilung der russischen Gesellschaft nicht verloren hat.

2. Licht und Schatten. Roman von A. Brook. Drei Bände. Berlin, Janke. 1881. 8. 10 M.

Die Verfasserin — ein Mann könnte nicht drei solcher Bände schreiben — hat Gefallen daran gefunden, uns eine unglaublich widerwärtige Mutter, die Generalswitwe von Altwedel, vorzuführen, die lange Zeit hindurch das Unglück ihrer Töchter: Erneste, der recht fürsorglichen, Ina, der kokett leichtsinnigen, Angela, der an der Bright'schen Krankheit leidenden, verschuldet. Die noch leidlich conservirte Dame verschwendet maßlos, macht trotz der drängenden Gläubiger stets neue und thörichtere Schulden, geräth in eine neue Ehe und in eine an ein Ballet gemahnende Spielhölle, in welche sie auch die inzwischen verheirathete, ihren braven Mann entehrende Ina hineinzieht. Erneste und ihre Tante Claudia, die Wohlthäterin der Armen, sorgen für das Haus und verschaffen der im Rollsessel vegetirenden gelähmten Angela Arbeit, welche ähnlich der kleinen Jenny Wren in Dickens' „Our mutual Friend" Puppenschneiderin wird, ähnlich auch der rührenden Gestalt der Vogelkünstlerin in Daudet's Preisroman „Fromont jeune et Risler ainé." Daudet hat jüngst in der „Neuen Freien Presse" das Vorhandensein eines Boz'schen Einflusses auf „Fromont" abgelehnt — Brook wird mit ihrem Roman eine solche Parallele kaum zu fürchten haben. Als ob das tägliche Leben nicht mit kleinen und großen Widerwärtigkeiten hinreichend gesegnet wäre, photographirt sie alle Unannehmlichkeiten des Daseins mit behaglicher Breite und überhäuft damit ihre Leser wie ihre Schablonenfiguren. Geld, Geld, Geld auf jeder Seite, und zwar mangelndes. Dies hat die Verfasserin wol auch selbst gefühlt, und so stellt sie denn den mit Noth und Elend ringenden Altwedels eine andere Familie gegenüber, die, wie jene was Geld betrifft lauter Schatten, pures Licht ist. Und zwar direct aus der Quelle des Lichts bezogenes Licht: Licht aus Indien, des Ormuzd (hier Orosmasdes) und des Feuerherds Agni Licht. Der Jude Radach war nach Indien gekommen, hatte Whenkâta Rani, einer indischen Fürstin Tochter, gerettet, geheirathet und nebst ihren Schätzen mit nach Europa gebracht. Beider Sohn, Emanuel, wird ein großer Gelehrter und Naturforscher; dieser, der Jude, heirathet eine Engländerin; sie stirbt und hinterläßt ihm ein Töchterlein, Jutta, das ganz dem „Altmuttchen" Whenkâta Rani gleicht. Diese Leute wohnen zum Theil im Hinterhause bei oder neben den Altwedels, und während dort sich die plattesten Alltäglichkeiten begeben, haben wir es hier mit heidnischem Krimskrams, Wahrsagereien, Travestien, Tänzen, Wucherunternehmungen, Wuthanfällen und maßlosem Geiz zu thun. In Summa — eine unsympathische Gesellschaft. Die von den Schwestern Altwedel erzogene Jutta wird von ihrem Vater Emanuel ohne Grund zu andern unangenehmen Leuten nach London gebracht; sie flieht, tanzt auf einem Vorstadttheater von Paris mit unerhörtem Beifall, um schließlich einen ganz nichtssagenden Deutschen zu heirathen. Inzwischen hat die alte Altwedel in der Eile noch den Tod ihrer am Typhus daniederliegenden Tochter Ina verursacht. Emanuel, der Vater Jutta's, der bald Großvater sein könnte, vermählt sich plötzlich am Ende des dritten Bandes mit Jenny Wren, nein, mit Angela. Much ado about nothing! A storm in a tea-pot! Warum sollte die Kritik nicht englisch reden dürfen, wenn die Altwedel'schen Töchter ihrer keifenden Mutter lateinische Brocken an den Kopf werfen? Die Sprache ist im ganzen fließend, doch sind mir unter andern folgende fragwürdige Sätze aufgefallen:

Sie war selten „schön" zu nennen; dennoch gab es einen Ort, wo auch die ideale Deutung dieses Epithetons bei ihr volle Anwendung fand. — Jutta's Antlitz erbleichte in unnatürlicher Stärke. — So essen wir später, wenn sie sich erholt hat; was übrigens eine unpassende Uebertreibung von deiner Seite ist. Ich will nicht, daß du deine Hände dabei ruinirst. — Im Begriffe, ihrem Zorne Worte zu geben, rief er ihr leise ein mit von Wuth fast erstickter Stimme hervorgestoßenes: „Kein Wort, ehrloses Weib!" zu, und stürzte weiter, jetzt beide am Arm mit fortziehend.

Bei nochmaligem Ueberlesen würde die Verfasserin gewiß bemerkt haben, daß sie in dem übrigens auch sonst nicht unanfechtbaren letzten Satze die alte Anekdote: „Ich nicht faul, er mir eine Ohrfeige!" reproducire. Er, das Subject in obigem Satze, dürfte es doch mit Schwierigkeiten verknüpft finden, ihrem Zorne (gegen ihn) Worte zu geben.

Daß der Autor eine Frau ist, scheint aus „dem Recept, das Ina erproben wird", hervorzugehen; denn dort behauptet das ganz unerfahrene Jungfräulein Erneste von den Männern: „Steif und unbiegsam sind sie gar oft wie gedörrter Stockfisch; streitsüchtig und lärmend wie ein alter Puterhahn; scharf und beißend wie Ingwer; bitter und ungenießbar wie Quassia; ätzend und verwundend wie Seifenstein!" O, diese Männer!

3. Der Zögling der Ursulinerinnen. Novelle von Lorenz Diefenbach. Darmstadt, Brill. 1881. 8. 3 M.

Diefenbach, der fünfundsiebzigjährige, hat sich in der vorliegenden Novelle wenigstens kürzer gefaßt. Er beschränkt sich auf Einen Band. Der „Zögling der Ursulinerinnen" ist eine junge Dame, Eugenie, die sich durch ihre Beziehungen zur katholischen Kirche und mit Hülfe des jesuitischen Pfarrers Megelke in die adeliche Familie des Herrn von Bernberg

als Erzieherin einführt und, ein „de“ vor ihren Namen und in ihre Familienurkunden setzend, den alten Bernberg, der einen großjährigen Sohn in Amerika, eine heirathsfähige Tochter und ein gleichfalls schon erwachsenes Pflegekind hat, veranlaßt, eine Ehe mit ihr einzugehen, die natürlich für ihn unglücklich wird. Der Vater klagt dem Sohn in Amerika brieflich sein Weh und stirbt. Der Sohn reist zurück und will als Fremder, nicht als Betheiligter auftreten. Durch einen höchst merkwürdigen Zufall findet er in einer Hotelbesitzerin zu Lüttich die Mutter Eugeniens; diese erzählt ihm, Eugenie sei nicht von Adel, und das Pflegekind Bernberg's, Aurelie, sei ihre eigene Nichte und das uneheliche Kind des Jesuitenpaters Megelle. Der Sohn tritt, so ausgerüstet, nun im Vaterhause als Fremder auf. Eugenie wird bestraft, indem sie an unerwiederter Liebe zu ihm leidet; der Sohn heirathet das Pflegekind Aurelie, und ein Verwalter, Robert Willingen, der adelich ist, aber das „von“ vor seinem Namen wegläßt, heirathet Rosa, Bernberg's Tochter.

Die Geschichte dieser mehr oder minder verlogenen Personen — fast jede beträgt auf irgendeine Weise — wird in sprunghafter Manier erzählt: bald sind wir in Amerika, bald in Europa; bald hören wir von einem Ereigniß, bald wird uns etwas von der Lebensgeschichte der soeben als handelnd aufgetretenen Person hinterher aufgetischt; und die Wandlungen im Seelenleben der Novellenfiguren müssen wir dem Erzähler auf seine Versicherungen hin glauben, den eigentlichen Vorgang in seinen Menschen zeigt uns Diefenbach nicht. Bezeichnend für seine Darstellungsweise ist folgendes Beispiel von Unterbrechung des epischen Flusses, welche nur zu geeignet ist, jede etwaige Illusion, wir hätten es nicht mit Marionetten zu thun, zu zerstören:

> Wir müssen uns auf diese Andeutungen statt einer Blumenlese aus den Gesprächen (zweier Liebenden) beschränken, um unsere Erzählung nicht allzu sehr zu unterbrechen, und werden auch im Folgenden ähnlich verfahren.

4. Marietta Tonelli. Von H. Palmé. Berlin, Burmester u. Stempell. 1881. Gr. 8. 4 M.

Die Lektüre dieses Bandes ist, nachdem man die beiden letztbesprochenen Bücher gelesen, ein wahres Labsal. In einem holsteiner Herrenhaus treffen wir kämpfende, echte Menschen, nicht skizzenhaft entworfene, nicht reliefartig gehaltene, nein, aus dem vollen Gold der Gestaltungskraft rund heraus bossirte Menschen. Reimer Hartmann, der einmal in seinem Leben eine Kokette, die Hermine des Buchs, unglücklich geliebt, seitdem, frühzeitig ergraut, ganz ein Leben der That als landwirthschaftlicher Verbesserer lebt, der seine ins Herrenhaus aufgenommene Nichte Marietta Tonelli, ein südlich anmuthiges Mädchen, das ihm erst schroff, verächtlich, mistrauisch entgegentritt, nicht zu lieben wagt und es sich langsam erringt: das sind, wenn auch nicht absolut neue Figuren (man denke z. B. an die „Waise von Lowood“), so doch absolut sympathische und wahre Gestalten. Ihnen ist die Wahrheit heilig; sie geben sich als das, was sie sind, und haben nicht Gefallen an Verlogenheit, Ausflüchten und gesellschaftlichem Betrug. Die alten Tanten, die kecken, lebenslustigen Offiziere, die Wilddiebe und Mordbrenner spielen nicht gesuchte, nicht bei den Haaren herbeigezogene Nebenrollen. Die aufregenden Episoden: der Brand des Gutes, die Scene am Weiher, der Waldritt, sind meisterhaft gezeichnet. Die Landräthin Hermine, die verschmähte Verschmähende, die lieblose Mutter, ist ebenfalls dem Leben abgelauscht. Der Bruder Reimer's, Gottfried, ein Irrer aus leidenschaftlicher Liebe, gibt Anlaß zu der gelungenen Katastrophe, und der Verfasser vermeidet, ihn mit gespensterhaftem Krimskrams, wie er so nahe lag, zu umkleiden. Alles in allem — ein wohlthuendes, spannendes, lesbares Buch. Die Sprache fließt ruhig und eben dahin; das Tagebuch des Irren liest sich wie Seiten aus Franz von Löher's trefflichem „Cypern“, auf welcher Insel Gottfried das Schicksal seines Lebens findet. Um so auffallender sind kleine Holprigkeiten, ja Fehler des Stils und der Sprache. So z. B.: „Kaum den Hof betreten (Marietta hatte kaum den Hof betreten, so), kam der große Hofhund aufbellend herangesprungen“; „Kaum geschehen, im gleichen Augenblick prallte die Thüre auf“; „Dies geflissentliche Ausweichen ihrer Person“; „Der Himmel, besäet mit nur wenigen Sternen“; „Ein paar abgerissene Worte bilden mein ganzes Wörterbuch, und die Folie dazu seine Nachsicht und Milde“ (dies hat gar keinen Sinn); „Aja Sophia, Justinian soll sie erbaut haben, wahrscheinlich aber irgendein fränkischer König“ (dies ist ein Satz für die „Kathederblüten“ des „Schalk“).

Diese kleinen Rügen sollen nicht kritikasterhafte Nörgeleien sein, sondern dem Verfasser beweisen, daß wir sein Buch nicht oberflächlich durchblättert, und ihm zugleich bei einer ihm zu wünschenden zweiten Auflage helfen, sein Werk zu einem tadellosen zu machen.

5. In der Dämmerstunde. Schlichte Geschichten von Armin Stein (H. Nietschmann). Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1881. 8. 3 M. 60 Pf.

Dieses Buch hält vollständig, was der Titel verspricht. Es sind schlichte Geschichten, die sich in der Dämmerstunde gar wonnesam lesen lassen mögen. Sie wenden sich an Herz und Gemüth, und die haben im Zwielicht leicht das Wort; die Thräne, die Rührung kommt schneller, wenn man der scheidenden Sonne nachblickt, als um die Mittagsstunde des Tags und der Arbeit. Nun soll aber damit nicht gesagt sein, daß die Gemüthstiefe hier stets den Verstand zurückdränge oder gänzlich aus dem Felde schlage; Stein's schlichte Geschichten sind ganz verständig. Ueberdies sind sie auch noch fromm. Fromm im guten, echten Sinn; nicht frömmelnd! In einer Zeit, da die positiven Wissenschaften, tausend „gotteslästerliche“ Schriften und die „Nihilisten des Glaubens“ gar manches die Tröstungen der Religionen bedürfende, weil unselbständige und denkunfähige Individuum arg verwirren, kann sich ein solches, auf Gott

und seine Hülfe in der Noth verweisendes, sich an eine nicht allzu hochgebildete oder verbildete Klasse wendendes Buch ganz gut sehen lassen. Gewiß, diese Erzählungen können eine ethisch bildende Wirkung üben, und dem Verfasser der „Deutschen Geschichts- und Lebensbilder" machen sie keine Schande. Stehen letztere in Form und Sprache einige Stufen tiefer als Freytag's „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", so rangiren die „Schlichten Geschichten" doch nicht allzu tief unter Auerbach's „Dorfgeschichten". Stein ist nicht immer so gewählt in seiner Sprache; Provinzialismen, unrichtige Wendungen laufen mit unter. Z. B.: „Anfangs schüttelten (die Musikanten) blos träg den Kopf, wenn ich ihnen mit meinen Ideen zusetzte, wie ein Ochs, dessen dickes Fell mit dem Stecken leise gekitzelt wird." Hier sollen die Musikanten der Ochs sein; das „ich" wird aber unfreiwillig zum Ochsen! Doch der Autor kennt Land und Leute und weiß das alte Lied vom Hans, der die Grete gern hat, dem aber Vater Xbauer die Grete nicht geben will, von harten geizigen Bauernherzen, irdischer Liebe und himmlischer Treue, von Mutter und Tochter und grenzenloser Aufopferung so wieder zu singen, daß einem die Thränen in den Augen stehen, ehe man sich's versieht. Sehr hübsch ist der „Geigerjakob"; doch will uns bedünken, daß einer, der sich der Frau Musica ergeben will, sich durch die rührende Geschichte eines alten Musikanten nicht von dem Ziele seiner Sehnsucht ablenken läßt, es sei denn, daß sein Drang niemals ein recht ernster und innerlicher gewesen. Die letzten Novellen des Buchs: „Des Thürmers Töchterlein", „Der Schachthund", „Feurige Kohlen", beweisen des Autors Erzählertalent und seine entschiedene Gabe, uns Menschen, nicht nur Drahtpuppen vorzuführen, während seine „Luther-Episoden" anmuthige Skizzen aus einer kämpfenden Zeit sind, für welche er die Localfarbe zu finden wußte. Alles in allem ein anheimelndes, vergnügliches Stück Unterhaltungsliteratur.

6. Emancipirte Novellen von Johannes Proelß. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 2 M. 50 Pf.

Der Titel dieser Sammlung stellt ihren Verfasser mit Einem Schlage unter die glücklichsten Novellentitel-Finder Deutschlands. Nichts ist heutzutage seltener als ein gutes Aushängeschild, da es schon fast so viel Bücher als Menschen und Dinge gibt. „Emancipirte" Novellen wird jeder lesen wollen. Emancipirt, von was? Vom altherkömmlichen Wege, von Moral, Zucht und guter Sitte? Vom Stil, von der Form der beliebtesten und gelesensten Novellisten? Her damit! Wir wollen das Neue, wir wollen etwas anderes; wir langweilen uns, wenn wir uns auf hundert Seiten mit Herrn Professor A. geplagt haben, damit er endlich Fräulein B. statt A., oder doch Fräulein A. heirathe. Nun denn, was ist's mit der Emancipation dieser Novellen? Ein Feuilleton aus der „Frankfurter Zeitung" geht als Einleitung voraus. Wir erfahren hier, daß Eckstein sich einmal gefragt: wie nenne ich meine Helden? Proelß fragt sich: wie nenne ich meine Novellen? Dies ist ein Compliment und eine Anlehnung, aber noch keine Originalität. Der gelehrte Verfasser verbreitet sich dann über eine Anzahl Novellentitel und kommt zu der Schlußfolgerung: „Emancipirt sind eigentlich alle Novellen; denn der erste Held und die berufene Heldin einer solchen (?) werden im allgemeinen doch gerade dadurch interessant sein, daß sie in irgendwelcher Beziehung sich vom Herkömmlichen emancipiren." Gewiß. Schon Julian Schmidt hat gesagt: „Alle Meister der Novelle, Boccaccio, Cervantes, Goethe, betrachten dieselbe als Darstellung einer Begebenheit, die eben durch ihre ganz exceptionelle Farbe die Neugier des Lesers erregen soll." „Der Zufall hat es gewollt, daß die meinen fast alle aus der Art brav bürgerlicher Musterhaftigkeit geschlagen sind, ja, einige meiner Vorbilder haben im Leben das Unglück, geradezu als Emancipirte gebrandmarkt zu werden." Trotzdem überrascht uns der Verfasser durch die unmittelbar angereihte Behauptung, seine Novellen seien harmlos. Wieso emancipirt, wenn harmlos? Ja, „er hat durch den Titel die Harmlosigkeit andeuten wollen": „Denn die neuere Novellistik hat eine so große Vorliebe für düstere Lebensprobleme, für Schilderung von Trauer und Herzeleid, daß auch der vorherrschend fröhliche Ton der meinen eine Emancipation von der herrschenden Richtung bedeutet." Nun bin ich wirklich gespannt, und lese.

Die erste Novelle ist betitelt: „Die Gleichheitsbrüder". Localfarbe: Scheffel's „Trompeter", Hamerling's „König von Zion". Zeit: 1525. Bauernkrieg. Handlung: Meister Haidelauf kommt in jenen aus Rand und Band gerathenen „emancipirten" Zeiten mit sieben Gesellen, fahrendem Volke, in ein halbverlassenes Kloster. Dort zechen sie und entdecken sieben Weiber, Töchter der Freundin des frühern Abts. Die Vagabunden ziehen ihnen im Gänsemarsch entgegen, die Weiblein müssen ebenso heraus wandeln, und man paart sich, wie sich's nach dieser Reihenfolge trifft. Die Parteien sind es zufrieden, nur Haidelauf's Partnerin Walpurgis nicht. Der irrende Glücksritter sieht sich verschmäht. Aber die schönen Tage des „Dämmens und Schlemmens" nehmen ein Ende. Die Bauern müssen ausziehen, denn die Fürsten haben bei Frankenhausen am 15. Mai gesiegt. Haidelauf bleibt allein im Kloster zurück, es zu vertheidigen. Die andern entschlüpfen durch einen unterirdischen Gang. Da findet Haidelauf die spröde Walpurgis an seiner Seite. Schon Angelo Poliziano hat das Frauenherz also charakterisirt:

> Segue chi fugge, a chi la vuol s'asconde
> E vanne e vien, come alla riva l'onde.

Zwei Schüsse strecken beide todt nieder. „Die andern Gleichheitsbrüder sollen elendig gestorben sein." Ist das emancipirt? Vielleicht! Dieser grausame Schluß emancipirt aber die Novelle doch nicht durch Fröhlichkeit von der vorherrschenden Richtung.

Die zweite Novelle: „Die Studentin", sollte eigentlich „Zwei Studentinnen" heißen. Denn die emancipirte Stu-

dentin Valeska Lindner heirathet Dr. Karl Kehrbach, und die detta detta Marie Steinhardt den Professor Sturm. Die Heirathsvermittelung ist das Nibelungenlied.

Die dritte Novelle: „Delila", kann sich nicht ganz von einer Aehnlichkeit mit dem in Reclam's „Universalbibliothek" erschienenen Einacter „Die Copisten", von Bulthaupt, emancipiren. Hier wie dort treffen sich ein Männlein und ein Weiblein in einem Museum, copiren, jedes nach seiner eigenen individuellen Auffassung, stoßen sich ab, ziehen sich an und heirathen sich. Die Heirathsvermittelung ist die biblische Geschichte.

„Unsere liebe Frau von Köln" ist der Titel der vierten Novelle. Ein Student hat eine Jugendliebe angeknüpft, wird arm, soll als Hauslehrer nach London, geräth in Köln in die Hände von Bauernsängern, findet schließlich sein Mädchen treu und reich wieder, und heirathet sie. Die Heirathsvermittelung ist ein Lied von Heine.

In der fünften Novelle: „Ebbe und Flut", geräth der Held der Erzählung zweimal am Strande von Margate in Gefahr zu ertrinken, weil er die Flut unbeachtet herankommen ließ. Das erste mal rettet ihn ein Alter; das zweite mal erhält er, statt der wohlverdienten Strafe für seine Achtlosigkeit, seine Geliebte. Heirathsvermittelung: die Geschichte einer sich wegen der Treulosigkeit ihres Verlobten ertränkenden Miß.

Wie wir gesehen haben, sind diese Novellen — mit Ausnahme der ersten, die nicht fröhlich, folglich nicht in des Autors Sinne emancipirt ist — der Handlung nach durchaus alltäglich. Sie halten nicht, was der Titel verspricht. Aber man kann dem Verfasser, der sich schon durch seine Bilder vom Nordmeer und englischen Gestade beliebt gemacht*), dennoch wegen der kleinen Mystification, die er sich mit uns erlaubt, nicht gram sein. Er verheirathet sich bald als Gelehrter, bald als Maler und Künstler, fünf- bis sechsmal selbst, aber immer in graziöser, gemüthlicher, anmuthender Weise. Das „Was" seiner Novellen rechfertigt nicht den gewählten Titel, das „Wie" verdient volles Lob. Es tritt uns in seinen Helden stets die ehrliche, kräftige, humoristische, ideal gesinnte Natur entgegen, die Proelß selbst zu sein scheint. Eine trotz ihrer vielen Heirathen noch nicht ausgegorene Mostnatur, die in ihrem nächsten Buche einen ausgezeichneten Wein verspricht. Heute wiegt noch die Erinnerung an glückliche Studentenjahre vor. Unser Lob gilt besonders der stellenweise sehr gelungenen Detailmalerei, Charakter- und Landschaftsschilderung. Proelß stellt sich, wie oben aus der Inhaltsangabe ersichtlich, weder tiefe ethische oder sociale Probleme, noch gibt er sich viel Mühe mit eingehender Motivirung. Zum Schluß sei eine der trefflichen Charakterschilderungen des Verfassers als Beweis, wie er seine Menschen nicht mit wenigen Umrissen, sondern liebevoll auf den Grund ihrer Seele gehend zeichnet, und zugleich als Stilprobe hier wiedergegeben:

Kehrbach hatte sich aus kleinbürgerlichen Verhältnissen zur Stellung eines geachteten Gelehrten heraufgearbeitet. Nur mit Entbehrungen und Stundengeben hatte er sich die ersten seiner akademischen Studienjahre erkaufen können. Von Haus aus reich mit Gemüth und Phantasie ausgestattet, war er bei einer ausschließlich auf Ausbildung seines Verstandes berechneten Erziehung das Prototyp eines Humoristen geworden, dem nur das schriftstellerische Talent fehlte, um die Literatur durch originelle Schöpfungen zu bereichern. Ein Anhänger der Kant'schen Philosophie und ausgeprägter Dialektiker, war die Richtung seines Denkens eine ausgesprochen kritische (?). Seiner Kritik unterlag alles, vor seiner Skepsis hatte nichts Bestand. Aber aus den zerfaserten und zergliederten Trümmern seiner kritischen Präparate wußte er im Gespräche groteske Zauberwelten zu erschaffen, tolle Maskenzüge einer zügellos waltenden Phantastik lebendig zu machen. Einem fast dämonischen Zuge seines Geistes folgend, konnte er unter drolligen Vergleichen alle zu Recht bestehenden Sitten und Anschauungen der modernen Gesellschaft als Laster, Sünden und Thorheiten darstellen, mit einer Entfaltung dialektischer Kunst, daß er selbst an ihre Ergebnisse glaubte, mit einer Freude daran, daß er zum Schluß seiner geistigen Hinrichtungen, einem Siegesgesange gleich, ein helles Gelächter anschlug, in das alle Zuhörer einstimmen mußten. Aber dies alles, wie es dem Feuerwerk glich, verging auch schnell verpuffend wie ein Feuerwerk. Er konnte so im fröhlichen Kreise ausgelassener Unterhaltung wie ein Feuerrad sprühen und blitzen in Witzen und Geistesfunken, sodaß die Zuhörer aus einer berauschten Stimmung in die andere fielen, und jeder einzelne von ihnen einen solchen Funken erhielt, der später als eine stetige Flamme in ihm weiter wirkte, ihm selbst jedoch blieb dieses das productive Schaffen nährende Feuer versagt. In seinen positiven Lebensbethätigungen — außer dieser einen, im mündlichen Gespräch sich auflösenden — war er peinlich, gewissenhaft, pedantisch. Die Entbehrungen der Jugend, der Zwang, welchen frühzeitiges Stundengeben auferlegt, ja, der Einfluß desselben philosophischen Studiums, dem er die dialektischen Waffen zu jenen geistreichen Gedankenspielen verdankte, hatten diesen, seiner natürlichen Beanlagung eigentlich zuwiderlaufenden Charakterzug entwickelt. So war sein ganzes Wesen Widerspruch, eine Kette von Antithesen, und er selbst ein Witz der schaffenden Natur. Er konnte in den Vorträgen über Literatur und Aesthetik, welche er in einer höhern Töchterschule hielt, den jungen Damen gegenüber eine Kälte und Strenge entwickeln, daß diese ihn für einen ausgemachten Weiberfeind hielten, und er würde mit denselben Damen — etwa als einziger männlicher Gast in ihrem Kränzchen — so ausgelassenen Schnabernack getrieben, jeder einzelnen in einer so tollen, freien, unerhörten, aber auch scherzhaften Weise den Hof gemacht haben, daß dieselben hätten schwören müssen, ihr gestrenger Lehrer sei durch Zauber verwandelt worden. Sein encyklopädisches Wissen hätte ihn befähigt, in drei verschiedenen Wissenschaften sich um eine Professur zu bewerben; er zog es vor, dasselbe in der stillen und theilweise sehr trockenen Thätigkeit eines Universitätsbibliothekars zu verwerthen. Und so skeptisch, ja cynisch er von den idealen Gütern des Lebens reden und über sie scherzen konnte; wenn es darauf ankam, war er der treueste Freund, der liebevollste Bruder, der gutmüthigste Idealist; wäre er der gefügigste Gatte geworden, wenn ihm seine Skepsis je zum Festhalten an einer Neigung hätte kommen lassen.

*) „Am Meer. Nordseebilder und Seeküstenskizzen" (Leipzig 1878).

Zur neuesten Shakspeare-Literatur.

Merkwürdigerweise hat die Shakspeare-Literatur in den beiden letzten Jahren fast gefeiert und liefert dem Referenten darüber nur geringe Ausbeute. Die auch als Separatabdruck aus dem „Shakspeare-Jahrbuch", Band 16, erschienene, wie stets äußerst sorgfältig ausgearbeitete „Shakspeare-Bibliographie 1879 und 1880" von Albert Cohn, die wir gleich hier allen Shakspeare-Freunden aufs angelegentlichste empfehlen wollen, weist unter Deutschland außer den excentrischen „Drei Shakspeare-Studien" von E. Hermann kein einziges selbständiges Werk, sondern nur Programmschriften und Abhandlungen in Zeitschriften auf. Die neueste unten besprochene Schrift ist jüngern Datums und daher dort noch nicht mit verzeichnet. Ohne die Gründe dieser für Deutschland gewiß auffälligen Erscheinung untersuchen zu wollen, begnügen wir uns damit, die Thatsache zu constatiren, daß vorderhand eine Ebbe in diesem Forschungszweige eingetreten ist. Es ist wol nicht gewagt, wenn wir den Hauptgrund davon in dem nun vollständig in Deutschland eingebürgerten „Shakspeare-Jahrbuch" erblicken. Es bildet dieses den Ablagerungsort für alle, die etwas über den englischen Barden vorzubringen haben: es erspart den Verfassern die Mühe, sich einen Verleger zu suchen, und da die Einsendungen von der Redaction vor der Aufnahme geprüft werden, so bleibt das Publikum, oder sagen wir lieber die Shakspeare-Gemeinde, mit Werthlosem verschont und hat nicht nöthig, Geld und Zeit an solches zu vergeuden. Kein Wunder daher, daß das „Shakspeare-Jahrbuch" immer größern Umfang annimmt und die Mitgliederzahl der Shakspeare-Gesellschaft sich alljährlich vermehrt. Doch wir greifen uns selbst vor, da wir ja im Begriff sind, über den neuesten Band des „Shakspeare-Jahrbuchs" zu berichten.

1. Jahrbuch der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch F. A. Leo. Sechzehnter Jahrgang. Mit zwei Photolithographien. Weimar, Huschke. 1881. Gr. 8. 9 M.

Der Inhalt des umfangreichen Bandes ist ein sehr mannichfaltiger, und einige, wenn auch nicht alle Beiträge, stehen ganz auf der Höhe derer in frühern Jahrgängen. Wenn das z. B. auch von dem ersten: „Ueber den Monolog in Shakspeare's Dramen" von Nikolaus Delius, nicht gesagt werden kann, so liegt das wol einfach darin, daß es auch dem vielleicht hervorragendsten Shakspeare-Forscher Deutschlands nicht möglich ist, alljährlich Neues oder Bedeutendes über den Dichter zu sagen. Vermuthlich wird er darum angegangen, das jedesmalige „Shakspeare-Jahrbuch" mit seinem Namen zu schmücken, und zwar nicht blos mit einem, sondern mit mehrern Beiträgen. Bei solcher Anforderung muß sich selbst ein Delius erschöpfen. Selbstverständlich jedoch wird ein Mann wie er immerhin den oder jenen neuen Gesichtspunkt bei der Besprechung seines Themas aufstellen. Im ganzen aber machen die Ausführungen in der obengenannten Abhandlung doch den Eindruck des Erzwungenen, Erpreßten, kurz von Aeußerungen eines, der etwas sagen muß, ohne daß er wirklich etwas zu sagen hat.

Der Monolog im Drama ist etwas so Natürliches, daß man glauben sollte, es wäre ganz überflüssig, gebildeten Lesern eine Erklärung darüber zu geben. Er stellt sich jedesmal da ein, wo die handelnde Person uns laut vordenken soll; wo sie mit sich zu Rathe geht, in sich einkehrt, ihre Plane überlegt und uns enthüllt u. s. w. Es ist das also ein ganz naturgemäßer Vorgang, den jeder, der sich je einmal in dramatischer Composition versucht hat, kennen muß; denn er ergibt sich ihm von selbst. Dasselbe oder Aehnliches sagt freilich Delius auch, doch schwächt er diese einfache Definition durch seine Auseinandersetzungen nur ab. Auch schon seine Definition möchten wir beanstanden, wenn er sagt:

> Die dialogische Form würde sogar die fast alleinherrschende sein, wäre das Drama nichts weiter als ein bloßes Abbild des menschlichen Verkehrs, unmittelbar aus dem Leben auf die Bühne gebracht. Denn im wirklichen Leben redet ja der Mensch nur zum Menschen, und wenn er zu sich und mit sich selber spricht, so geschieht das in der Regel doch nur in Gedanken, nicht in Worten, vor allem aber nicht in längerer zusammenhängender Rede, wie der Dramatiker ihn auf der Bühne sprechen läßt. Auf der Bühne ist das laut ausgeführte Selbstgespräch freilich eine Nothwendigkeit, wenn die Gedanken, die der Schauspieler seinem Mitschauspieler vorenthalten will oder muß, doch den Zuschauern offenbar werden sollen. So gestaltet sich denn der Monolog zu einer theatralischen Convenienz, zu einem Hülfsmittel, dessen Unentbehrlichkeit allseitig anerkannt und dessen Anwendung dem Dramatiker als ein selbstverständliches Recht gestattet wird.

Hiergegen wäre bei aller aufrichtigen Hochachtung vor dem verdienstvollen Verfasser doch einzuwenden, daß erstens nicht abzusehen ist, was denn die Bühne — die Breter, die die Welt bedeuten — anderes als „ein bloßes Abbild des menschlichen Verkehrs" sein soll — „the very body and age of the time"; daß zweitens der Mensch bei wichtigen Veranlassungen allerdings in Worten, wenngleich nicht immer in laut ausgesprochenen, mit sich selber spricht, und zwar nicht selten „in längerer zusammenhängender Rede"; endlich drittens ist der Zwischensatz: „wenn die Gedanken, die der Schauspieler seinen Mitschauspielern vorenthalten will oder muß", wie uns scheint, überflüssig oder vielmehr unrichtig; denn um das Vorenthalten jenen gegenüber handelt es sich doch beim Monolog eigentlich nicht, sondern er vertritt einfach das Selbstdenken, die Betrachtungen des Handelnden, ohne die bestimmte Absicht, seine Gedanken zu verheimlichen. Das stille Denken wird ein lautes und muß es werden, damit die Zuschauer es hören können, hat aber durchaus keinen Bezug auf die Schauspieler oder die andern handelnden Personen im Stück.

In ähnlicher Weise wie Thümmel Shakspeare's Clowns und Narren und den miles gloriosus behandelt hat, unter-

zieht Wilhelm Oechelhäuser „Die Zechbrüder und Trunkenen in Shakspeare's Dramen" einer nähern Untersuchung. Es ist jedoch, wie er sagt, keine Gruppe gleichartiger oder verwandter Charakterbilder, die er zu zeichnen unternimmt; im Gegentheil umfassen Shakspeare's Zechbrüder und Trunkene die Repräsentanten aller denkbaren Gegensätze des Charakters, der Gesinnung, Bildung und Lebensstellung. Nur die Gemeinsamkeit derselben Schwäche vereinige sie zu Einer Gruppe. Bei den einzelnen aber sei der Grad, in welchem sie dieser Schwäche unterliegen, von einer einmaligen Verirrung bis zum habituellen Laster des Trunkes, ebenso verschieden wie die Wirkung, welche dieselbe Verirrung auf die einzelnen Charaktere je nach ihrer verschiedenen ethischen oder intellectuellen Veranlagung ausübt. Trotz der gebotenen Vorsicht in Bezug auf autobiographische Deutung gerade bei Shakspeare glaubt Oechelhäuser doch, und mit Recht, daß man aus seinen Trinkscenen den „fröhlichen Zecher" in ihm nicht verkennen werde. Schade nur, daß dadurch seiner Vielseitigkeit noch eine mehr hinzugefügt wird. Diese aber wird sich ihm nicht absprechen lassen. Die Kneipe scheint er geliebt zu haben wie ein deutscher Student. Wer weiß, beiläufig gesagt, ob nicht noch jemand auftritt, um zu beweisen, daß er auch einmal ein solcher gewesen sein müsse, da er ja Wittenberg so oft erwähnt und Hamlet sich so angelegentlich nach dem dortigen Leben erkundigen läßt. Doch Scherz beiseite: eine feine Unterscheidungsgabe zeichnet immerhin die freilich nur skizzenhafte Schilderung der verschiedenen Schlemmer aus, die Shakspeare gezeichnet hat, zu denen Oechelhäuser übrigens auch, wie schon früher in seiner Einleitung zu „Romeo und Julia", den Mercutio zählt. Der Leser wird jedenfalls aus der Abhandlung die Ueberzeugung gewinnen, daß der Dichter es nicht vernachlässigt hat, den Menschen auch in his cups zu studiren, was bekanntlich nebst dem Spiele und dem Zorne eine der ergiebigsten Quellen für Charakterstudium ist.

Eine fesselnde Studie ist die nächste, deren Titel lautet: „Die medicinische Kenntniß Shakspeare's. Nach seinen Dramen historisch-kritisch beleuchtet" von Reinhold Sigismund, einem praktischen Arzt zu Weimar. Das Thema ist zwar schon vielfach behandelt worden, doch wol noch nie in so erschöpfender Weise wie hier. Sigismund nimmt das Verdienst für sich in Anspruch, daß er „alle Aussprüche, welche denselben Stoff behandeln, zusammengefügt und diese nach der Geschichte der Medicin beleuchtet hat, um sie mit den modernen Ansichten zu vergleichen". Es werden hier die „Aerzte", die „krank machenden Einflüsse und Krankheiten" und, wie leicht zu erwarten, besonders eingehend die „Geisteskrankheiten" besprochen. Gegen den Verfasser und den Herausgeber sei uns die Bemerkung gestattet, daß untimely in der angeführten Stelle aus „Macbeth" („for Macduff was from his mother's womb untimely ripp'd") weder bei Shakspeare noch überhaupt je eine andere Bedeutung als zur Unzeit, d. h. vor der Zeit, hat und es dem Sprachgeist zuwiderläuft, hier an ein „dem Mutterschos nach ihrem Tode Entrissen" sein zu denken, wie Sigismund will und Leo in einer Anmerkung zugibt, wenn er sagt: „Es kann eins sowol wie das andere heißen." Wir haben die Abhandlung als fesselnd bezeichnet; das ist sie in demselben Sinne und derselben Weise, wie das Basiliskenauge und ähnliche Gegenstände es sind: alle Schrecken und Qualen der Menschheit ziehen an unsern Augen vorüber — „die tausend Stöße, die unsers Fleisches (und Geistes) Erbtheil", werden uns hier recht lebhaft zur Anschauung gebracht. Man möchte sich gern von dem Anblick wegwenden; allein, wie gesagt, er ist zu fesselnd, und wir müssen weiter lesen, ob wir wollen oder nicht. Der Irrenarzt sieht bekanntlich wenigstens einen Anflug von Wahnsinn in fast allen Menschen: man wird sich also nicht wundern, zu hören, daß Sigismund die alte Frage nach Hamlet's Wahnsinn, den Hense erst im dreizehnten „Shakspeare-Jahrbuch" 1878 für simulirt erklärt hat, in apodiktischer Weise dahin entscheidet, daß er „nicht geistig gestört blos scheinen will", sondern es wirklich sei. Ebenso hält er viele andere von den Shakspeare'schen Charakteren für irrsinnig, von denen man es bisher nicht geglaubt hat. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen faßt er am Schluß dahin zusammen, daß Shakspeare in Bezug auf Ursache, Sitz oder Quelle, Symptome und Behandlungsweise der Geisteskrankheiten bereits vor mehr als zweihundert Jahren klar und deutlich erkannt und ausgesprochen, was die Wissenschaft erst in neuerer Zeit entdeckt hat.

Ein nicht minder anziehender Aufsatz ist der von dem nun verstorbenen Fritz Kraus: „Die schwarze Schöne der Shakspeare-Sonette." Dieser neue Beitrag zur Lösung einer schon vielfach behandelten Frage schließt sich eng an die bekannte Arbeit von Gerald Massey an und bringt außerdem manches neue, selbständig geschöpfte Material herbei. Nach der hier geltend gemachten Auffassung wären die ersten 126 Sonette an den Freund und Gönner des Dichters, den Grafen Southampton, die übrigen 28 Sonette aber an seinen andern Freund Herbert Lord Pembroke gerichtet oder für ihn geschrieben. Dieser letztere wäre denn auch der mysteriöse Mr. W. H. (William Herbert) der Widmung, wie bereits viele andere Ausleger angenommen haben. Die schöne Schwarze ist bekanntlich die schöne Lady Rich, das Ideal Sidney's, der sie als Stella besungen hat, und deren Reize auch den ebengenannten Herbert bestrickt hätten. Das Frappanteste, Erstaunlichste, Bezauberndste an ihr waren die schwarzen Augen, daher obiges Epitheton. In den Sonetten sollte, wie Kraus meint, nach einem zwischen Shakspeare und Herbert abgekarteten Plan, des letztern Leidenschaft versificirt und zugleich Sidney's Vergötterung der Dame verspottet werden; Herbert müsse demnach schon in der Ernüchterung begriffen gewesen sein, und der Dichter half nach Kräften dazu, sagt Kraus, indem er die Vernarrtheit des Jünglings mit feiner Ironie zeichnete. Die Gedichte sind nicht geschrieben, um als Liebeswerbung zu dienen: Shakspeare hat sich nicht zum Kuppler hergegeben, fügt er hinzu,

und das sollte schon aus dem hundertunddreißigsten Sonett hervorgehen.

Als wirkliche Ergebnisse seiner Untersuchung glaubte nun der Verfasser, der ja, wie gesagt, nicht mehr unter den Lebenden ist, diese aufstellen zu dürfen, daß die zweite Abtheilung der Sonette, gerade wie ein Theil der ersten, ihre Hauptanregung aus Philipp Sidney's Gedichten empfangen habe; daß sie vom Dichter für William Lord Herbert, spätern Grafen von Pembroke, geschrieben wurde und daß die berühmte schwarze Schöne der Sonette nicht eine widerliche, zigeunerhafte, übelduftende Maitresse des großen Dichters war, sondern der strahlendste Stern zweier Höfe, Philipp Sidney's unsterbliche Stella, die vielbesungene, vielgeliebte Lady Rich. Er unterstützt diese Ansichten mit recht plausibeln Gründen und beantwortet auch die Einwendung, die man machen könnte, wie es komme, daß man erst heute dieses 250 Jahre alte Geheimniß der Sonette enträthselt haben will, mit, wie wir glauben, ziemlich haltbaren Beweisen. Gleichwol heißt es auch hier wie bei allen Shakspeare-Fragen: adhuc sub judice lis est. Aufgefallen ist uns bei der sonstigen Umsicht, die sich überall in der Abhandlung des Verfassers ausspricht, daß er in einer Anmerkung nochmals von der von dem Freiherrn von Friesen und W. Hertzberg entdeckten Quelle zu den Sonetten 153 und 154 spricht, nachdem wir in diesen Spalten bei der Besprechung des betreffenden Bandes des „Shakspeare-Jahrbuchs" nachgewiesen haben, daß Regis diese Quelle bereits längst vor ihnen entdeckt habe. Wenigstens hätte dieser Umstand dabei mit erwähnt werden sollen.

Nikolaus Delius thut mit gewohnter Gründlichkeit dar, daß Shakspeare bei seiner Dichtung der Tragödie „Romeo und Julia" sich zwar eng an Brookes' episches Gedicht angeschlossen, in der dramatischen Behandlung des Stoffs jedoch selbständig verfahren sei.

K. Elze bietet diesmal nur „Exegetisch-kritische Marginalien", also rein Shakspeareologisches, wie wir in unserer vorjährigen Besprechung der „Shakspeare-Literatur" vorgeschlagen haben, diese Art Artikel zu bezeichnen. Solche entziehen sich aber der Besprechung in d. Bl. Es sei nur auf die darin vorkommende interessante Vergleichung der verschiedenen ursprünglichen Hamlet-Ausgaben FA (erstes Folio), QA (erste Quart) und QB (zweite Quart), wie sie in der philologischen Welt bezeichnet werden, hiermit hingewiesen.

Der Artikel „Zur Geschichte der deutschen Shakspeare-Uebersetzungen" von Gisbert Freiherrn Vincke befaßt sich mit einem so interessanten Thema, daß man wünschen möchte, es wäre erschöpfender behandelt. Freilich lautet der Titel auch nur: „Zur Geschichte"; aber warum einen für Deutschland so hochbedeutenden Gegenstand so skizzenhaft besprechen? Sollte der Verfasser vielleicht die Absicht haben, später eine selbständige Schrift darüber zu verfassen? It were a consummation devoutly to be wished.

Eine der längsten und bedeutendsten Abhandlungen in dem vorliegenden sechzehnten Jahrgang ist jedenfalls „Hamlet's Familie" von Hermann Isaac, dem Verfasser einer gediegenen und erschöpfenden Untersuchung über die Shakspeare-Sonette im „Archiv für das Studium der neuern Sprachen". Es werden hier die einzelnen Glieder der Hamlet-Familie in scharfsinniger Weise näher charakterisirt, wobei es natürlich an Polemik nicht fehlt. Schade nur, daß die gegen Börne so erbittert und, setzen wir hinzu, ungerechtfertigt ausgefallen ist, daß der Herausgeber des „Shakspeare-Jahrbuchs" selbst sich genöthigt sah, den Verfasser zurechtzuweisen. Die Noten der Redaction bilden übrigens einen neuen und gewiß vielen willkommene Zuthat in dem „Shakspeare-Jahrbuch". Ob sie auch den Mitarbeitern angenehm sind, ist freilich eine andere Frage; jedenfalls nicht, wenn, wie im vorliegenden Fall, der Herausgeber es für nöthig befindet, da er die sonst vortreffliche Leistung seinen Lesern nicht vorenthalten mochte, Verwahrung gegen polemische Ausschreitungen einzulegen. Man höre z. B., wie Isaac sich über Börne's Charakterisirung des alten Hamlet ausläßt:

> Börne höhnt ihn geradezu. Hier eine Probe seiner Hamlet-Kritik, die in ihrer kühnen Absurdität nur noch von seiner Goethe-Kritik erreicht wird.

Er citirt dann die bekannte, in den meisten Punkten ganz zutreffende Kritik, und nach dem Satze: „Er will einen regelmäßigen Klimax beobachten", ruft er aus: „Er will! Wer will hier? Der Geist oder Shakspeare?" Und nachdem das Citat mit den Worten: „Der alte Maulwurf war blind", beendet, sagt Isaac:

> Ein Schluß- und Knalleffect! Etwas Tolleres — einen mildern Ausdruck gibt es nicht — von ästhetischer Kritik habe ich nie gelesen. Sie erinnert an jenen Bauer, der zum ersten mal im Theater war und keine Ahnung davon hatte, daß das, was er sah, nur von Schauspielern dargestellt und von einem Dichter gedichtet, aber nicht Wirklichkeit war. So thut auch Börne — und diese Erscheinung ist in der Hamlet-Literatur häufig —, als ob der Geist aus eigenen, willkürlichen Motiven handelte und nicht ein Geschöpf Shakspeare's wäre.

Was würde wol Börne gesagt haben, wäre ihm eine solche Beurtheilung seiner Kritik zu Gesicht gekommen? Ein homerisches Gelächter wäre eine zu schwache Bezeichnung, denken wir, für das, in welches er ausgebrochen wäre. Wo, fragen wir, ist hier die Absurdität? Auf seiten Börne's oder seines Beurtheilers? Einem Börne sollte man zu sagen brauchen, daß der „Geist" ja blos ein Geschöpf Shakspeare's sei?! Die Vertiefung in „Hamlet" hat wahrlich viel zu verantworten. Sie scheint manchem Kopf alle logische Denkkraft zu benehmen. Kein Wunder, daß bei weitern ähnlichen Ausfällen gegen Börne dem Herausgeber endlich die Geduld riß und er seinem Aerger in Anmerkungen Luft machte. Es ist die Rede vom „König" (Claudius). Zu der Stelle bei Börne: „In seinen letzten fürchterlichen Augenblicken, am Rande des Todes, verläßt der König den Menschen nicht, dankbar für die reichen erhaltenen Opfer", fügt Isaac hinzu: „Man wagt kaum, es zu verstehen; ich glaube, er

meint die verschiedenen Morde." Wozu Leo sehr mit Recht bemerkt:

> Warum sollte man es nicht wagen? Der Mensch hätte der Resultate ehrgeizigen Strebens nicht bedurft — er mußte aber dem Könige dienstbar sein, und dafür dankt ihm dieser.

Und wenn Isaac etwas weiterhin über Börne's Ausspruch: „Wir dürfen hoffen, der gnädige Gott werde dem Menschen verzeihen, was der König begangen", sagt:

> Es ist das wieder jene souveräne Geistreichigkeit, die sich in mystischer Selbstvergötterung über den Dichter erhebt —

so hält Leo abermals eine Anmerkung für nöthig, die wie folgt lautet:

> Sollte Börne nicht auf mehr Achtung im Tone eines Epigonen Anspruch machen dürfen? Wenn es ihn selbst auch nicht trifft, nicht an ihn hinanreicht, so hat ja doch — wo die schuldige Ehrfurcht den Dienst versagt — wenigstens die literarische Courtoisie gewisse Gesetze verkündet, die in der guten Gesellschaft nur selten außer Acht gelassen werden.

Schon bei einer frühern Stelle übrigens, es sei dies beiläufig erwähnt, sah Leo sich genöthigt, Verwahrung gegen eine Aeußerung Isaac's einzulegen. Dieser sagt nämlich in der Einleitung zu seiner Abhandlung:

> Wir sind jetzt in der Auffassung des Hamlet-Charakters so weit gekommen, daß die Auslegung Goethe's und seiner Satelliten (!) Schlegel, Tieck u. s. w. fast ausnahmslos als falsch und überwunden betrachtet wird. Die Auffassung ist durchweg eine edlere, größere geworden.

Hierzu wiederum Leo:

> Ich bitte für mich und eine ganze Reihe Gleichgesinnter um die Erlaubniß, uns als wandellose Anhänger der Auslegung zu proclamiren, welche vom Autor als „falsch und überwunden" hingestellt wird. *)

Wenn so von den Heroen der deutschen Literatur gesprochen wird, wie es hier geschieht, da kann man gewiß wieder nur auf seiten Leo's treten, auch wenn man, wie es unsererseits in d. Bl. bei Gelegenheit der Besprechung der Werder'schen „Vorlesungen über Hamlet" nicht verleugnet worden, zu dessen Auffassung sich bekennt. Uebrigens ist hier, wie die Engländer sagen würden, a pretty kettle of fish. Isaac polemisirt gegen Massey und nennt seinen Versuch, die Sonette aus der Zeitgeschichte zu erklären, „eine der abenteuerlichsten Irrfahrten". Hier haben wir also das gerade Gegentheil von Kraus' Abhandlung; der Herausgeber verwahrt sich gegen Isaac's Auffassung Hamlet's, und Isaac seinerseits wiederum will Hamlet und, mit sich selbst im Widerspruch, auch die Sonette mit der Zeitgeschichte in Verbindung bringen. Seinem „Glauben" nach wäre nämlich nicht Lord Herbert, sondern der Graf Robert Essex der Freund der Sonette, dessen Charakter auffallende Aehnlichkeit mit dem Hamlet's habe, was freilich auch nichts Neues ist. Nun man kann, wenn man dies alles gelesen hat, sich nur damit trösten, daß aus dem Streit endlich die Wahrheit hervorgeht, oder, wie Luther sagt, „wenn die Geister aufeinanderplatzen" u. s. w. Daß der Artikel trotz alledem viel Belehrendes und Anregendes enthält, haben wir schon bemerkt und ist schon durch dessen Aufnahme in das „Shakspeare-Jahrbuch" anerkannt.

Karl Frenzel schreibt über „Die Darsteller des Hamlet". Können aber Worte genügen, um dem Leser einen Ersatz für die eigene Anschauung der Künstler und ihrer verschiedenartigen Auffassung in der Darstellung, um die es sich eben hauptsächlich handelt, zu bieten? Wir bezweifeln es, so fein und eindringend auch die hier gegebene Analyse ist.

Julius Thümmel selbst, der im obenerwähnten Oechelhäuser'schen Artikel mit Recht als Muster für diese Art Leistung genannt wird, erscheint im vorliegenden Bande mit einem Vortrage „Ueber Shakspeare's Geistlichkeit". Die feinen Unterscheidungen, die wir aus den frühern Arbeiten des Verfassers kennen, zeichnen auch diese kleine Skizze aus. Wenn er sich aber dabei auf Macaulay's Schilderung des englischen Klerus in der „Geschichte von England" (I, nicht II, wie es dort, natürlich als Druckfehler, heißt), stützt, so ist das wol ein Irrthum; denn bis auf Shakspeare's Zeit zurück erstreckt diese Schilderung sich nicht, wenn auch die Namen von Cardinälen, die sogar noch vor ihm gelebt, wie Wolsey und noch frühere, Erwähnung darin finden. Hat auch Macaulay die „besondern Befehle" betreffs der Verehelichung der Priester erwähnt, welche die Königin Elisabeth erlassen hatte, so trifft seine Schilderung: die Stellung der Geistlichkeit in der Gesellschaft, doch erst die der Zeit Karl's II., wie ja das berühmte culturhistorische Kapitel überhaupt ausdrücklich den Zustand Englands im Jahre 1685 zu schildern unternimmt.

Es folgt dann ein Beitrag des Herausgebers, F. A. Leo, betitelt „Shakspeare's Ovid in der Bodleian Library zu Oxford", dem ein Facsimile aus diesem Ovid beigegeben ist. Nach einer diplomatisch genauen Prüfung des sich auf dem Titelblatt befindenden Namenszugs Wm. Shr. und der angeführten Notiz, daß das Exemplar einst William Shakspeare angehört habe, stellt Leo die zwei Fragen auf: erstens ob dem wirklich so sei und er es durch seinen eigenhändigen Namenszug documentirt habe; zweitens, ob er dieses Exemplar für seine dramatischen Zwecke benutzt habe. Die letztere Frage glaubt er verneinen zu müssen; erstere ist er geneigt zu bejahen, meint aber doch, sie werde „gleich jenen Seelen, die der Sage nach nie zur Ruhe kommen, immer im Zuge der wilden Jagd des Unerledigten dahintreiben".

Besonders interessant und pikant ist diesmal, wol ebenfalls aus der Feder des Herausgebers geflossen, die „Literarische Uebersicht". Es folgen dann noch: „Miscellen", zwölf Nummern enthaltend; „Statistischer Ueberblick über die Aufführungen Shakspeare'scher Werke auf den deutschen

*) Am Schluß des „Jahrbuchs" veröffentlicht denn auch der Herausgeber ein von Isaac an ihn gerichtetes längeres Schreiben, worin er sich theils beschwert, theils zu rechtfertigen sucht. So sagt er unter anderm, er könne die Abhandlung Börne's nur auf die allerunterste Stufe stellen: sie bringe in der Auffassung absolut nichts Neues, verzerre die Auffassung Goethe's noch mehr, als Schlegel und Tieck es gethan, zur reinen Caricatur, sei voll von greifbaren Widersprüchen und nur groß in der Geistreichelei und Pointensucht. Dem Briefe Isaac's geht indeß eine Bemerkung des Redacteurs voran, der seinen Standpunkt behauptet und seine Glossen rechtfertigt.

Bühnen und einigen ausländischen vom 1. Juli 1879 bis 31. December 1880" von Arnim Wechsung; die bereits erwähnte „Shakspeare-Bibliographie" 1879 und 1880 von Albert Cohn, und „Zuwachs der Bibliothek der deutschen Shakspeare-Gesellschaft".

2. Lyrisches im Shakspeare von Wilhelm Steuerwald. München, Th. Ackermann. 1881. Gr. 8. 3 M.

Es steht fast zu vermuthen, daß diese Schrift von der Redaction des „Shakspeare-Jahrbuchs" abgelehnt und deshalb selbständig veröffentlicht worden. Damit soll kein verdammendes Urtheil über dieselbe gefällt sein; wir sprechen diese Vermuthung nur aus, weil die Schrift ganz den Anstrich einer für das „Shakspeare-Jahrbuch" bestimmten Abhandlung hat und sich auch besser dafür eignete als für eine selbständige Publication. Sie hat eine solche aber auch wirklich kaum verdient.

Der Verfasser hat sich die Mühe gegeben, außer einer kurzen Besprechung der selbständigen lyrischen Gedichte, das Lyrische in den Dramen je nach seinem Charakter aus- und zu unterscheiden. Es ergab sich ihm dabei: Stimmungsmäßiges, Empfindungsmäßiges und Betrachtendes. Hieran schließen sich folgende Kapitel: „Lyrischer Charakter im Stil der Jugendwerke", „Lyrische Einlagen", und „Das Verhältniß Shakspeare's zur Musik". Allein wir fragen, was soll uns denn alles noch über und aus Shakspeare vordocirt werden? Und diesen Abhandlungen folgt auch noch der Text selbst, sodaß man das vielleicht bereits in vielen Ausgaben auf dem Bücherregal Stehende hier nochmals mit in den Kauf nehmen muß. Es mag wol mancher in diesem Buche manches finden, das ihm neu ist: das müßte aber eben ein Neuling in der Shakspeare-Literatur sein, und ein solcher wird kaum specielle Studien machen; wer aber von dieser Literatur gesättigt ist, der wird, falls er nicht einen Kirchenmagen hat, es bald wieder zuschlagen und sich sagen: das hast du alles schon einmal gelesen. Es dürfte also diese Schrift „verlorene Liebesmühe" sein, und wir würden es nicht bedauern; denn wir können in solchen Leistungen, wenn sie auch, wie gesagt, für den Laien manches Belehrende enthalten, keine Bereicherung der gediegenen Shakspeare-Literatur erblicken, vielmehr den lästigen Führer durch ein Kunstmuseum oder Naturaliencabinet, der uns nicht dazu kommen läßt, die Gegenstände selbst zu betrachten und zu genießen, weil wir seinen Erläuterungen zuhören müssen, falls wir uns nicht die Ohren verstopfen.

David Asher.

Lamprecht von Regensburg.

Lamprecht von Regensburg, Sant Francisken Leben und Tochter Syon. Zum ersten mal herausgegeben nebst Glossar von Karl Weinhold. Paderborn, F. Schöningh. 1880. 8. 8 M.

Lamprecht von Regensburg, der sich in seiner literarhistorischen Bedeutung zu dem großen Berthold von Regensburg etwa stellt wie der Epigone Ulrich von Eschenbach zu dem gewaltigen Wolfram, ist durch die vorliegende Publication nun endlich für die Literaturgeschichte völlig gewonnen worden. Steht dieser Dichter auch nicht auf stolzer Höhe, so verdienten seine Schöpfungen doch sicher die vollständige Herausgabe. Bisher war Lamprecht zwar nicht unbekannt, aber von seinen beiden Gedichten lagen nur Bruchstücke vor. Welcker gab zuerst in den „Heidelberger Jahrbüchern" vom Jahre 1816 Nachricht von ihm und theilte aus der „Tochter Syon" einzelne Proben nach einer gießener Handschrift mit. Später ließ Hoffmann von Fallersleben noch einige Stücke aus einer lobriser Handschrift abdrucken im ersten Bande seiner „Fundgruben" (1830). Und danach gab Goedeke in seiner großen Anthologie „Deutsche Dichtung im Mittelalter" ein Probestück. Aus eben dieser lobriser Handschrift ließ später Karl Weinhold in seinem „Mittelhochdeutschen Lesebuch" ein Stück abdrucken (1862; 1874), wobei er zur Vergleichung auch die bekannte gießener Handschrift und auch noch eine bisher nicht benutzte, eine prager, heranzog. Das zweite Gedicht Lamprecht's lernte man erst durch eine Mittheilung Franz Pfeiffer's kennen, der in seinem „Altdeutschen Uebungsbuche" (1866) aus der einzigen würzburger Handschrift mehrere Stellen zum Abdruck brachte. Auf diesem Material fußen die im ganzen dürftigen Angaben der Literaturgeschichten. Auch in der Geschichte unserer ältern Metrik nimmt Lamprecht bereits eine Stelle ein, weil er mit Consequenz inmitten der Reimpaare die Absätze durch eine bestimmte Häufung und Verschlingung der Reime hervorhebt und ausschmückt.

Oskar Schade gab eine andere „Tochter Syon" heraus und plante dann nach einer Notiz Goedeke's auch einen vollständigen Abdruck der „Tochter Syon" Lamprecht's. Auch der verstorbene Weigand in Gießen trug sich mit dem Gedanken einer Ausgabe, trat aber seine Vorarbeiten und insbesondere sorgfältige Abschriften der gießener und der prager Handschrift an Weinhold ab, der nun mit Hinzunahme auch der Legendendichtung die vorliegende Gesammtedition übernahm und ausführte, und sich dadurch aufs neue um die Germanistik verdient gemacht hat. Es ist dies eigentlich die erstere größere Arbeit Weinhold's auf dem Gebiete der mittelhochdeutschen Textkritik. Verschwiegen kann nicht werden, daß die gelehrten Zuthaten, mit denen er die vorliegende Ausgabe ausstattete, werthvoller sind als seine kritische Leistung. Natürlich kann dies hier nicht näher erörtert werden, doch mag zur Begründung dieses allgemeinen Urtheils wenigstens das eine gesagt sein, daß Weinhold der Ueberlieferung gegenüber, und namentlich gilt dies vom „Sant Franciskus", der in einer guten, alten, fast gleichzeitigen Handschrift vorliegt, viel zu willkürlich

verfuhr, viel zu viel und unnöthig änderte. Der Text macht den Eindruck, als sei er die Arbeit eines Anfängers, der, weil er einmal zu normalisiren und zu corrigiren gezwungen ist, in seinem kritischen Feuereifer über das Ziel hinausschießt oder, um ein anderes Bild zu gebrauchen, das Kind mit dem Bade ausschüttet.

Bevor wir die für die Literaturgeschichte wichtigen Momente und neuen Ergebnisse, welche durch Weinhold's Ausgabe und Erörterungen dargethan und gewonnen worden sind, ins Auge fassen, soll ein kurzer Ueberblick über den reichen Inhalt des Werks gegeben werden.

Die allgemeine Einleitung erledigt die biographischen und literarhistorischen Verhältnisse, gibt eine Darstellung des Stils, der Metrik und der Sprache des Dichters; in den Vorbemerkungen zu den Texten werden die Handschriften, ihre Beschaffenheit und ihre Sprache betrachtet und das Verhältniß des Dichters zu seinen Quellen dargelegt. Das bedeutendere Gedicht ist ohne Zweifel die „Tochter Syon", und darum widmet ihm der Herausgeber auch eine eingehendere Erörterung. Er betrachtet hier zugleich die Stellung des Gedichts in der mystischen Literatur und namentlich sein Verhältniß zu dem von Schade edirten ähnlichen Werke, theilt auch den Text des lateinischen Tractats von der „Tochter Syon" mit, welcher, wenn nicht die unmittelbare Quelle, so doch die Grundlage von Lamprecht's Dichtung ist, und schließt hieran auch eine sehr willkommene Inhaltsangabe mit einer Betrachtung des Grundgedankens der Dichtung. Die Anmerkungen verweisen auf die Quellen und markiren zugleich diejenigen Aeußerungen des Dichters, die sein freies Eigenthum sind. Auf verwandte Stellen der deutschen Literatur wird aufmerksam gemacht. In den Anmerkungen zur „Tochter Syon", welche überaus reichhaltig und lehrreich sind, werden auch die Beziehungen zu den biblischen und patristischen Grundlagen der Mystik in sorgsamster Weise auseinandergesetzt. Hier ist Weinhold so recht in seinem Elemente. Auch auf die bildende Kunst wird ab und zu hingewiesen.

Eben diese Hinweise auf mystische Symbole in bildlichen Darstellungen des Mittelalters führten mich auf den Gedanken, ob nicht vielleicht das alte romanische Portal an der Schottenkirche zu Regensburg, dessen phantastische Figurenornamentik bisjetzt trotz vielseitigster und eifrigster Bemühungen noch nicht befriedigend gedeutet werden konnte, dieselben Motive aufweise, welche die jüngere Dichtung verwerthet, und ob ferner nicht vielleicht, wenn dies der Fall wäre, Lamprecht durch diese monumentale Bildnerei zu seinem Werke mit angeregt worden sei. Eine Vergleichung hat mich indessen bald belehrt, daß zwischen dem architektonisch-plastischen Werke und der Dichtung nicht die mindeste Uebereinstimmung herrscht. Gleichwol schien es mir nicht unangemessen, dieses negativen Resultats hier zu gedenken.

Ohne Zweifel gehören die beiden hier vereinten Gedichte dem Lamprecht von Regensburg an. Doch nur die „Tochter Syon", welche sich als eine spätere Arbeit erweist, hat für seine eigene Zeit Bedeutung erlangt. Das beweist die größere Zahl der Handschriften und das literarische Zeugniß bei Püterich von Reicherzhausen. Ob Lamprecht in Regensburg selbst geboren wurde, ist ungewiß, aber er hat dort hauptsächlich seine Erziehung erhalten. Ueber seine Sprache, die ja auch seine Landsmannschaft kundgibt, handelt Weinhold, wie bemerkt, weiterhin in der Einleitung, wobei „als allgemeine Grundlage seine oberdeutsche, bairisch gefärbte Sprache vorausgesetzt wird". Ausdrücklich sagt auch Weinhold gleich auf der ersten Seite der Einleitung: „Als Baiern erweist ihn seine Sprache." Hier mag eine ergänzende Bemerkung gestattet sein. Es ist ganz richtig: Lamprecht's Sprache gibt sich als bairisch kund, aber dabei enthält sie auch mitteldeutsche Elemente, die sich nicht allein dadurch erklären lassen, daß der bairische und der mitteldeutsche Dialekt, die sonst grundverschieden sind, in einigen Einzelheiten zufällig zusammenstimmen. Auch im Wortschatze gewahren wir bei Lamprecht mitteldeutsche Bestandtheile, was Weinhold gar nicht hervorhebt. Soll nun dieses zweite Element in des Dichters Sprache allein durch literarischen Einfluß entstanden sein? Am natürlichsten wird diese Mischung, wie sie ja auch sonst nicht selten begegnet — man denke nur an Otfried, an Wolfram von Eschenbach —, ihre Deutung in der Annahme finden, daß der Dichter aus Mitteldeutschland stammte und in Baiern sich literarisch und theologisch ausbildete. Dazu würde auch die sehr warm gehaltene Stelle im „Leben des Franciskus" über die heilige Elisabeth stimmen, eine Stelle, die nicht aus der Quelle stammt, sondern des Dichters eigene Zuthat ist. War auch der Ruhm dieser frommen und dem Franciscanerorden ergebenen Fürstin des Hessen- und Thüringerlandes weit verbreitet, so wäre doch ein geborener Baier wol schwerlich darauf verfallen, sie in solcher Weise zu preisen.

Lamprecht hat uns in seinen beiden Dichtungen allerlei Selbstbekenntnisse eröffnet, von denen hier nur die wichtigsten zu berücksichtigen sind. Den „Heiligen Franciskus" dichtete er, noch ehe er förmlich in den Minoritenorden eingetreten war, als junger Mann nach der lateinischen Lebensbeschreibung des Thomas von Celano, die zwischen 1228—30 verfaßt ist. Die Zeit der Abfassung läßt sich nur annähernd berechnen. Sie fällt nach 1237, weil König Johann von Jerusalem als todt erwähnt wird; sie fällt vor den 13. December 1272, den Todestag Berthold's von Regensburg, denn eine Stelle zeigt uns, daß Berthold während Lamprecht's Arbeit noch lebte. Lamprecht's sehnsüchtiges Verlangen, Mitglied des Ordens zu werden, wird nach längerm Harren erfüllt. Er dankt seine Aufnahme dem Bruder Gerhard, Provinzialminister der Minderbrüder in Oberdeutschland. Durch diesen wird er auch zu seiner Dichtung von der „Tochter Syon" angeregt. Die Zeit der Abfassung läßt sich ebenfalls nicht genau bestimmen. Weinhold meint, wenn wir ungefähr 1245—55 als die Zeit von Lamprecht's dichterischen

Arbeiten ansetzen, so dürften wir nicht irregehen. Koberstein und Wackernagel setzten die „Tochter Syon" in das ausgehende 13. Jahrhundert. Das mag zu spät sein, aber Weinhold's Bestimmung scheint mir doch zu früh, nicht wegen der Sprache, aber wegen der Metrik, wegen der Reimkünsteleien in den Absätzen und wegen der häufigern schwebenden Betonung innerhalb des Verses, was schon auf den Beginn der modernen Silbenzählung hindeutet. Die fehlenden Senkungen lassen die Diction andererseits auch nicht allzu modern erscheinen; auch die Reimbrechung, die Weinhold gar nicht erwähnt, ist noch nicht systematisch durchgeführt. Alte und neue Elemente gegeneinander abgewogen, wird sich die Datirung auf etwa 15 Jahre später stellen, als Weinhold vorgeschlagen hat.

Hervorragend ist Lamprecht als Dichter nicht, wenn man ihn mit den Größen der Literatur vergleicht, aber er weiß doch gut und warm darzustellen. Eine bestimmte Schulmanier will Weinhold nicht bei ihm finden. Er führt einige Einzelheiten an, die an Wolfram erinnern, die aber noch nicht eine entwickelte Manier bekunden. Daß wir auch die Einwirkung von Gottfried's Dichtersprache herauslesen, davon spricht Weinhold nicht; aber viele von den stilistischen Einzelheiten, die er in der Einleitung hervorhebt, sind eben entschieden Gottfriedisch. Und doch könnte man ebenso wenig Lamprecht der Schule Gottfried's zuweisen. Eher könnte man sagen, daß Lamprecht sich in dem durch Heinrich von Veldeke und Hartmann von Aue weiter ausgebildeten Erzählungsstil bewege, sich aber doch auch im einzelnen an Wolfram's und Gottfried's Art und Aussprüche erinnert fühle.

Den Stoff zur „Tochter Syon" lieferte dem Dichter sein Gönner, der Provinzialminister Gerhard, und dieser fußt in seinen Mittheilungen auf einer lateinischen, in Prosa verfaßten „Filia Syon". Daß Gerhard selbst Verfasser dieses lateinischen Tractats sei, läßt sich nicht annehmen. Weinhold stimmt Preger zu, der in seiner „Geschichte der Mystik" die Ansicht aufstellte, daß die von Schade edirte „Tochter Syon" und Lamprecht's „Tochter Syon" voneinander unabhängige Bearbeitungen der „Filia Syon" sind. Ein Vergleich der beiden Dichtungen in poetischer Hinsicht fällt zu Gunsten Lamprecht's aus. Mit Recht sagt Weinhold, das größte und bedeutendste Gedicht von der „Tochter Syon" oder der Liebe der Seele zu dem himmlischen Bräutigam sei unsers Lamprecht's Dichtung. Gleichwol würde es sich kaum verlohnen, sie durch Uebersetzung einem größern Kreise zugänglich zu machen. Simrock zwar hat die andere „Tochter Syon" einer Uebertragung gewürdigt, allein wir zweifeln, daß dadurch viel Interesse geweckt worden ist. Gewiß verdient Lamprecht's tiefsinniges und dichterisch warmes Dichtwerk eine weitere Beachtung als nur von seiten der Germanisten. Theologen haben vor allem Anlaß, in ihm Belehrung zu suchen und sich an ihm zu erfreuen. Für solche Leser ist nicht allein durch die Anmerkungen reichlich gesorgt, sondern der Herausgeber hat auch mit Absicht das Glossar ausführlicher gehalten, damit es auch von denen mit Nutzen zu Rathe gezogen werden kann, denen ein mittelhochdeutsches Wörterbuch nicht leicht zu Gebote steht. Haben auch die Literaturgeschichten bereits vielfach bei Betrachtung der mystischen Literatur den Inhalt und Zweck der Gedichte von der minnenden Seele dargelegt, so geschieht dies in Weinhold's Einleitung noch genauer und eindringlicher. Auf Widerspruch wird aber seine Ansicht stoßen, daß diese Allegorie die christliche Gestaltung des von Apulejus philosophirend behandelten Märchens von Amor und Psyche sei. Nur das steht unzweifelhaft fest, daß die Motive der christlichen Allegorie im Hohenliede schon bereit liegen, und hieran schließen sich Beziehungen bei den Propheten und in der Apokalypse. Hieronymus deutete das Hohelied bereits auf die Brautschaft der Seele mit der Kirche aus. Die Tochter Syon war das personificirte Syon oder Jerusalem, die Gemeinde der Gläubigen, im Gegensatz zu der Tochter Babylon, der Vertreterin der Ungläubigen. Neben die Kirche trat später als Braut auch die einzelne christliche Seele. Dieser Gedanke findet bei verschiedenen der neuern Kirchenväter bestimmten Ausdruck, und die deutsche Poesie zeigt schon recht frühe sich von ihm beeinflußt, bis dann die Mystik des 13. und 14. Jahrhunderts mit dichterisch ausgeführten Allegorien hervortritt. Auch Lamprecht benutzt zur Darstellung des Gegensatzes zwischen der vergänglichen irdischen Freude und der beständigen himmlischen Wonne und zum Beweise der Nothwendigkeit der Weltflucht diese Allegorie der Liebe der Tochter Syon zu dem himmlischen Könige in empfindungsvollster Weise und tritt dadurch an die Spitze unserer mystischen Dichter.

Reinhold Bechstein.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Eine neue Revue „Auf der Höhe", herausgegeben von Leopold von Sacher-Masoch (Leipzig, Greßner u. Schramm), unterscheidet sich von den andern deutschen Revuen dadurch, daß sie eine internationale Tendenz verfolgt und zu ihren Mitarbeitern auch namhafte Schriftsteller anderer Nationen zählt. Wir finden unter denen, welche Beiträge zugesagt haben, Alphonse Daudet, Flammarion, Hovelaque, Saint-Saëns, Gilbert Augustin Thierry, den Schauspieler Got, Don M. Carreras y Gonzalez in Madrid, Paolo Mantegaza und de Gubernatis in Florenz, Louis Palmieri in Neapel, Vittorio Bertozio in Turin, Potamion Zaklinsky, Karl Zipernowsky, Schwarcz-Gyula u. a. neben vielen deutschen Mitarbeitern. Alle Beiträge dieser auswärtigen Schriftsteller werden in deutscher Uebersetzung der Revue eingefügt werden. „In dem Titel unserer Revue", sagt der Herausgeber, „liegt schon das Programm derselben; wir wollen uns in jeder Beziehung «auf der Höhe» erhalten; wir werden über den Parteien stehen. Wir werden uns nicht damit begnügen, auf politischem wie auf nationalem, auf religiösem wie auf wissenschaftlichem und literarischem Gebiet jede Einseitigkeit, jede Gehässigkeit auszuschließen;

was wir anstreben ist viel mehr: unsere Revue soll ein neutraler Boden werden, auf dem keine Interessen gelten als jene der ganzen Menschheit, auf dem sich die bedeutenden Geister aller Nationen und Richtungen, offen und ehrlich, aber stets würdevoll gegeneinander aussprechen sollen. Ebenso werden wir stets alles persönlich Verletzende von uns weisen, vor allem jenen witzelnden hämischen Ton, durch den die Clique der Mittelmäßigkeiten in Berlin die Kritik beim deutschen Publikum vollständig in Miscredit gebracht und hinter dem sie nur ihre eigene Unfähigkeit zu maskiren versucht hat. Unsere Haltung wird stets eine entschiedene, aber vornehme sein." Weiterhin verspricht der Herausgeber, nach dem mustergültigen Beispiel der Franzosen die exacte Wissenschaft in schöner, klarer und anregender Form zu pflegen, auf dem Gebiete der schönen Literatur einen unermüdlichen Kampf gegen die Herrschaft der Clique, das ist der Lüge und der Mittelmäßigkeit, zu führen, der Prosadichtung den Platz zu sichern, der ihr an der Seite der Wissenschaft gebührt, außerdem die stilistische Verwilderung zu bekämpfen, die leider immer mehr um sich greift, der Zeitschrift die stilistische Vornehmheit zu wahren. Man kann sich mit diesem Programm einer internationalen Revue in jeder Hinsicht nur einverstanden erklären. Das vorliegende erste Heft beginnt mit einem Gedicht von Hermann Lingg: „Die Genien der Menschheit", das einen dithyrambischen Schwung athmet, aber metrisch ebenso kühn wie hier und dort fahrlässig ist. Die in dem ersten Heft noch nicht abgeschlossene Erzählung des Herausgebers: „Der Judenrafael", ist dem sechsten Theile des großartig angelegten Werks „Das Vermächtniß Kain's" entnommen; sie bezeugt Sacher-Masoch's schönes und farbenreiches Talent sowol für stimmungsvolle Schilderungen als auch für eine aus dem frischen Volksleben schöpfende Genremalerei. Es folgt eine kleine Farbenskizze: „Portici", von Juliette Lamber in Paris (Madame Adam), welche Sacher-Masoch die bedeutendste jetzt lebende Schriftstellerin Frankreichs nennt. Sehr hoch stellt er auch das Talent einer Schriftstellerin, die er mit einer Novelle: „Der Herr Assessor", einem stimmungsvollen Charakterbilde, in die Literatur einführt. Außerdem finden sich Aufsätze von Karl Vogt: „Ueber den Ursprung des organischen Lebens"; von Bluntschli: „Poesierecht und Poesierechtspflege"; von Johann Fastenrath: „Die madrider Calderon-Feier"; von Richard Oberländer: „König Kalakaua und das Königreich Hawaii"; von Daniel Sanders: „Spracheigenthümlichkeiten bei Lessing"; von Corvin: „Auf dem Kriegspfad", sowie eine „Revue des geistigen Lebens" und eine „Chronik der eleganten Welt", beide in der Form von Correspondenzen aus europäischen Hauptstädten.

— Das Bibliographische Institut gibt unter dem Titel: „Meyer's Fach-Lexika" Ergänzungen zum „Conversations-Lexikon" heraus, Nachschlagebücher über einzelne Fächer. Der Prospect ist ein sehr reichhaltiger. Vorläufig ist ein „Staats-Lexikon" von Karl Baumbach und ein „Biographisches Künstler-Lexikon der Gegenwart" von Hermann Alexander Müller erschienen. Das Baumbach'sche „Staats-Lexikon" will in der Form eines kurzgefaßten Wörterbuchs über die wichtigsten Fragen des öffentlichen Rechts und des öffentlichen Lebens orientiren, indem es aus dem Gebiet der allgemeinen Staatslehre, aus dem Verfassungs- und Verwaltungsrecht der einzelnen Staatskörper und aus dem Bereich des Kirchenrechts, des Strafrechts und des Proceßrechts die nothwendigsten Mittheilungen bringt. Das Deutsche Reich tritt dabei ganz besonders in den Vordergrund. Was das neue „Künstler-Lexikon" betrifft, so beruhen die Angaben desselben in den allermeisten Fällen auf direct eingeholten autobiographischen Mittheilungen. Die bisher gänzlich übersehenen sowie die neu aufkommenden Talente wurden mit Absicht in einer gewissen Ausführlichkeit behandelt, während andererseits die nicht geringe Zahl der zwar noch lebenden, aber seit längerer Zeit unthätigen und somit bereits der Vergangenheit angehörenden Künstler übergangen wurde. Beide Lexika befleißigen sich einer gedrängten Form und suchen doch alles Wesentliche zu bringen.

Aus der Schriftstellerwelt.

In Wien tagte vor kurzem der Deutsche Schriftstellertag und der Internationale literarische Congreß. Am 19. September hielt der Schriftstellertag seine Sitzung, begrüßt von dem Bürgermeister Dr. von Newald, welcher erklärte, daß alles, was die Blüte der deutschen Wissenschaft und Kunst und der deutschen Literatur sichert und wahrt, auch Oesterreich zugute komme, von Regierungsrath Dr. Exner und dem Präsidenten der Concordia, Johannes Nordmann. Friedrich Friedrich dankte im Namen des Schriftstellerverbandes und las den Jahresbericht vor, in welchem konstatirt wird, daß der Verein 260 Mitglieder umfaßt, daß davon 57 auf Berlin, 31 auf Dresden, 23 auf Leipzig, 22 auf Wien kommen, daß die Einnahmen des Vereins im letzten Jahre 2865 Mark, die Ausgaben 2117 Mark betrugen und dem Syndicat 58 Fälle zur Entscheidung vorgelegt worden sind. Eine Aenderung der Statuten betreffend die Ergänzung des Vorstandes bei dem Todesfall eines Vorstandsmitgliedes, eine Anregung des Professor Lazarus zur regern Unterstützung der Schiller-Stiftung, und die in unserer „Literarischen Unterhaltung" erwähnten Anträge wegen Adaptirungen von literarischen Werken bildeten den Gegenstand der Debatten. Nicht in diesen, sondern in den gegenseitigen Beziehungen der Schriftsteller zueinander, in ihrer persönlichen Berührung ist wol der Hauptvortheil der Schriftstellertage zu suchen. Die Stadt Wien feierte die Anwesenheit der literarischen Congresse durch ein großes Fest im Cursalon, ebenso die Concordia durch einen Ausflug nach dem Kahlenberg. Während bei dem glänzend arrangirten Feste der Commune nur wenig Redner zu Worte kamen, sprachen auf dem Kahlenberg vorzugsweise dieselben Redner, welche schon das Schriftstellerfest in Weimar verherrlicht hatten: Lazarus in Prosa, Emil Rittershaus, der einen warmempfundenen Toast ausbrachte; ihnen schloß sich Franz Hirsch mit einem pikanten Toast auf das Vergnügungscomité an. Die Rednergabe des Professors Lazarus feierte überhaupt bei diesen Festen Triumphe. Seine Begrüßung des Internationalen Congresses bei dem Concordia-Essen wurde mit stürmischem Beifall aufgenommen. Diese Rede athmete einen feurigen Kosmopolitismus und enthielt manche treffenden Gedanken; er betonte, daß alle europäischen Völker voneinander lernen können, die Individualität wird dadurch nicht zwischen ihnen verschwinden. „Nicht gleich sollen sie werden, aber auf gleicher Höhe sollen sie stehen." Der Internationale literarische Congreß hielt mehrere Sitzungen, von denen die erste durch den eingehenden Bericht Lermina's über die Wirksamkeit des Vereins, seine propagandistische Thätigkeit, die großen Literaturfeste, die er veranstaltet hat, die Calderon-Feier (am 25. Mai) im Odéontheater, das Jubiläum Victor Hugo's (am 27. Februar), und durch Mittheilung der angeregten internationalen literarischen Verträge besonders interessirte. Die zweite Sitzung, in welcher die russische Gesetzgebung über das literarische Eigenthum besprochen wurde, nahm einen stürmischen Verlauf. Ratisbonne verlangte ein Gnadengesuch für den russischen Schriftsteller Tschernitschewski, der seit langem in Sibirien schmachte; es erhob sich ein heftiger Widerspruch, man verlangte Abstimmung, Ratisbonne aber Arclamation als Ehrensache: so ging der Congreß im Tumult auseinander. Ueber Resolutionen kam er auch in den spätern Sitzungen nicht hinaus.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 42. — 20. October 1881.

Gedichte und Dichtungen.

1. Gedichte von Martin Greif. Zweite, stark vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta. 1881. 8. 3 M.

Wir haben bereits bei Besprechung der ersten Auflage dieser „Gedichte" (Nr. 45 f. 1868) die Vorzüge derselben hervorgehoben, ihre Prägnanz und Innigkeit; es sind theils hingehauchte Weisen, welche die musikalische Fassung herauszufordern scheinen, theils plastische Gemmen, auf denen ein scharfbegrenztes Bild hervortritt. Doch wenn wir damals sagen mußten, daß die ganze Sammlung kaum über die Form des Liedes hinausgehe, so gilt dies nicht mehr von der neuesten, stark vermehrten Auflage, die gerade durch die Ausbreitung des dichterischen Ergusses über verschiedene andere lyrische Gebiete eine etwas veränderte Physiognomie gewinnt. Freilich bleibt das Lied gleichsam die Operationsbasis für alle diese lyrischen Evolutionen und Diversionen. Greif ist im wesentlichen ein Liederdichter und das Lied Goethe's das Vorbild, dem er mit größerm oder geringerm Glücke nachstrebt.

So finden wir noch immer den eigentlichen Kern der Sammlung in den beiden Hauptabschnitten: „Lieder" und „Naturbilder"; es sind meistens einfache Klänge, aber mit dem Ausdruck intensiver Empfindung. Das ist das Geheimniß des angeborenen Talents auf diesem Gebiete: Vielsagendes, welches durch einen gewissen Hauch der Weihe ergreift, welches ein lebhaftes Nachempfinden weckt, in knapper Form. Ohne Frage hat Martin Greif einige Lieder gedichtet, welche wohl verdienen, in den Hausschatz unserer Nationalliteratur aufgenommen zu werden; so z. B.:

Vorüber.

Weile, letzter Sonnenstrahl,
Sink' nicht hin so frühe,
Leuchte, blicke noch einmal,
Leuchte und verglühe.

Ich auch weiß, wie Herrlichkeit
Flieht und Jugendschimmer,
Alles ja begräbt die Zeit
Und erstattet's nimmer.

Reichte aus ein Herzenswort,
Fernes zu beschwören,
Wohl, ich rief' und riefe fort,
Bis du wolltest hören;

Holte, Liebchen, dich herauf
In die Abendlüfte,
Schlösse Schollenhügel auf,
Sprengte Nacht und Grüfte.

Dringt doch manchmal Sehnsucht auch
Heimwärts durch die Ferne,
Treuer Seele letzter Hauch
Eilet durch die Sterne.

Hab' ich dich beleidigt, Freund,
Wolle mir vergeben,
Hab' ich dich bestritten, Feind,
Kehre doch ins Leben!

Ja, es gäb' ein Freudenfest,
Wenn sie alle kämen —
Doch die Sonne sinkt und läßt
Nicht ihr Recht sich nehmen.

Juninächte.

Juninächte, sternenlose,
In dem Blütenmond der Rose!
Da das bange Herz dazu
Lieb' durchstürmte ohne Ruh'.

Blitzgezuck und Wetterleuchten!
Und die Nachtigall im feuchten,
Thaubenetzten Busche tief
Wunderbare Laute rief.

Hatten uns so viel zu sagen,
Ließen hoch die Wolken jagen,
Blickten in den Flammenschein
Wie im tiefen Traum hinein.

Abend.

Goldgewölk und Nachtgewölke
Regenmüde still vereint:
Also lächelt eine welke
Seele, die sich satt geweint.

Doch die Sonne sinkt und ziehet
Nieder alle eitle Pracht,
Und das Goldgewölk vergühet
Und verbrüdert sich der Nacht.

Man könnte in der That eine kleine Anthologie ansprechender Lieder aus dieser Sammlung zusammenstellen, von denen wir noch hervorheben: „Sonnenuntergang", „Trübe Blicke":

Wie mich oft so tief erschreckt
Schon der Stundenschlag!
Jedes Abendroth bedeckt
Einen todten Tag.

Jeder nahm mit sich dahin
Etwas unverhofft;
Was ich morgens sah erblühn,
Welkte abends oft.

Nimmer, nimmer wünsch' ich noch
Neuer Liebe Glück;
Morgen gibt mein Herz ja doch
Ihr den Schwur zurück....

„Abendgesichte" und andere. Das glücklich treffende Beiwort, in welchem ein Hauptvorzug der Goethe'schen Liederdichtung besteht, ist auch dieser goethesirenden Lyrik eigen:

Wohl, es währt nicht allzu lange
Und der Sturm hat ausgetost,
Im gewognen Schicksalsgange
Zeigst du den geheimen Trost,

Mir verwandelnd alles Trübe
In gelösten Widerstreit,
Daß ich denke nur der Liebe
Glücklicher Vergangenheit.

Durch diese Liederdichtung geht ein Wechsel der Stimmungen, welche sich indeß nie ins Extreme verlieren; Freude am Leben wechselt mit Melancholie; nur einmal, wo der Dichter sich mit dem Kranz der Belladonna schmückt, greift er in den Bereich der Weltschmerzpoesie hinüber.

Gleiches Lob verdienen die „Naturbilder", in denen sich bisweilen Hymnen finden in reimloser Rhythmik; die vier Jahreszeiten werden in kleinern und größern stimmungsvollen Gedichten behandelt. Darauf folgen Alpenbilder, welche durch das schöne Gedicht „Reise in die Berge" eingeleitet werden, mit den Anfangsstrophen:

Dunkler schon die Berge blauen,
Rascher wird der Bäche Lauf,
Jedem überraschten Schauen
Gehen neue Wunder auf.

Tagelang in hehrer Stille
Winkten sie dem Himmel gleich,
Bald in reiner Aetherhülle,
Bald ein düster Nebelreich —

und den Schlußstrophen:

Stündlich neue Ferngesichte
Zeigt ihr bis zum Abendglühn,
Traut in heiterm Sonnenlichte,
Ernsthaft, wann die Wolken ziehn.

Und doch seid ihr starre Male
Und die Zeit berührt euch nicht,
Bis die Berge gehn zu Thale
Und der Bau der Erde bricht.

Alpenseelieder, Meergesänge lösen sich ab; dann folgen Veduten wie „Venedig", „Grab der Metella" und andere. Auch diesen Naturbildern fehlt nicht die stimmungsvolle Beleuchtung; doch die Gefahren knapper Liederdichtung sind in diesem Abschnitt so wenig wie in dem ersten von dem Dichter immer mit Glück vermieden worden; wenn der Wurf des schlichten Liedes mislingt, so erhalten wir das Triviale, Nichtssagende. Die Lyrik ohne Pointe könnte man die abgestumpfte Lyrik nennen: wir stoßen sehr häufig auf dieselbe in der Liederdichtung und auch in Greif's Liedern fehlt sie nicht. Wendungen wie die folgende sind doch allzu verbraucht:

Frühling und Sommerszeit,
Kurz ist ihr Prangen;
Schönheit und Liebe seid
Balde vergangen.

Andere wiederum sind gesucht; wie wenn der Dichter sieht, wie das erste welke Blatt ihm raschelnd nachläuft, und er meint, es habe sehen wollen, ob er weine. An nichtssagenden Liederchen fehlt es nicht: z. B. „Ausblick aufs Meer", „Im Karst", „Im Liristhal", „Frühlingsbotschaft", „Am Wasserfall".

Was den Abschnitt „Balladen und Romanzen" betrifft, so sind die poetischen Gaben hier ungleich an Werth. Die volksthümlichen Balladen mit ihren kurzathmigen Lakonismen liegen der Begabung des Dichters am nächsten; doch gelingen ihm eigentlich nur die genrebildlichen Gnomen, und auch diese Gedichte sind mehr für die Feinschmecker, die an des „Knaben Wunderhorn" besondern Gefallen finden. Es grenzt doch hier vieles dicht an die Prosa: die Geliebte des Jägers singt ein Lied:

Was läuft dort über die Straße?
Ein armer zappelnder Hase
Lauft was er laufen kann.

O weh', jetzt bist du verloren!
Er hat den Tod dir geschworen,
Ich kenn' den Jägersmann.

Nun hat er dich aufgetrieben
Aus blättrigen Zuckerrüben
Und freut sich deiner Noth.

O wollt' er mir's eben so machen,
Statt meiner Nöthen zu lachen,
Und schöß' sein' Buhlen todt!

Dies Jagdbild aus den Zuckerrübenfeldern können wir nicht poetisch finden, und den Vergleich zwischen dem Hasen und dem Mädchen nicht sehr glücklich: ähnliches Unbedeutende findet sich häufig unter diesen unausgegorenen Balladen: wie „Umzug", „Das Hüterkind", „Lied der jungen Spinnerin". In dem Balladencyklus „Das klagende Lied" stören uns die in jedem Abschnitt wechselnden Metra; der Cyklus ist im übrigen im Uhland'schen Stil gehalten. „An der Lethe" hat einen edeln, an antike Muster mahnenden Klang. Das os magna sonaturum fehlt indeß dem Dichter; wenn er sich an Stoffe wagt, welche solchen Schwung verlangen, reicht er nicht entfernt an das Vorbild von Geibel und Lingg heran, so z. B. in dem Gedicht „Hermann und Flavus"; wie matt sind z. B. die folgenden Verse:

Aber Hermann winkt ihm Schweigen:
„Spare deinen Lockruf,
Nichts vermag mein Herz zu beugen,
Doch vermöcht' ich's dir zu zeigen,
Welches Leid dein Sinn mir schuf!

„O vernimm den Laut der Götter,
Einst doch fromm auch warest du,
Flieh' die Schälke und die Spötter,
Werde deinem Volk ein Retter,
Noch ist's nicht zu spät dazu!"

Auch die Balladen „Das Kind von Fehrbellin" und „Der Sieger von Torgau" klingen matt aus. Dagegen ist „Des Zöllners Tochter" durchaus originell: die winterliche Fahrt dieser Schlitten-Lenore, welche der Graf abholt, um sie auf den Kirchhof zu fahren, hat ein meisterliches Colorit:

Und bald auf der Reise
Aus finsterer Höh'
Umwirbelt sie leise
Ein eisiger Schnee.
Er bleibt ihr stocken
In allen Locken
Und schwillt daran.
„Schönliebchen, was schaust du so mich an?"

Wie ältert der Puder
Das Dämchen so jung!
Ihr Köpfchen belud er
Mit Flocken genung.
Ein flinker Weber
Das Schneegestöber
Umwebt galant
Schönliebchen mit Spitzen aus Brabant.

Sie fliegen und sausen
Die Heide dahin,
Sie siehet mit Grausen
Die Wälder entfliehn.
Und Brücken über
Und Seen hinüber
Geht es im Sturm.
„Schönliebchen, dort steigt schon des Schlosses Thurm."

Und mehr sie verstecket
Die schaudernde Hand,
Das Mondlicht bedecket
Ihr fliegend Gewand.
Ihr Mantel schimmert,
Ihr Häubchen flimmert,
Schneeweiß, steinalt,
Schönliebchen im Pelze wird so kalt.

Es nicken und blitzen
Die Weiden herauf,
Sie haben auch Mützen
Und Spitzen darauf.
Sie drehn sich stille
In weißer Tülle
Und tanzen fein.
„Schönliebchen, nun seh' ich Kerzenschein."

Da sind schon die Dächer
Voll flockigem Tuff,
Sie fährt mit dem Fächer
Heraus aus dem Muff.
„So jung an Jahren
Mit schneeweißen Haaren,
Hörst du zumal,
Schönliebchen, die Geigen nah' im Saal?"

Die letzten Abschnitte der Sammlung führen die Titel: „Deutsche Gedenkblätter", „Widmungen" und „Sinngedichte". Die „Gedenkblätter" durchweht ein warmer patriotischer Sinn; sie verherrlichen namentlich den letzten Deutsch-Französischen Krieg; doch viele dieser Gedichte sind unbedeutend. Die „Widmungen" enthalten Gelegentliches, den Preis großer Künstler und Dichter, doch auch manche Familien- und Hochzeitsgedichte. Was die hier gewählten dichterischen Formen betrifft, so gelingen dem Dichter am besten die von Goethe bevorzugten: die reimlosen freien Rhythmen und die Trimeter, in denen der „Improvisirte Prolog zur Eröffnung des Theaters in Pompeji" geschrieben ist, der vielfach an die Goethe'schen Helenaverse anklingt. In den erstern Rhythmen ist das Gedicht „Goethe" zur Enthüllungsfeier seines Denkmals in München verfaßt und nicht unwürdig des Meisters, den es in stilvoller Nachahmung feiert:

Schreitet dem sterblichen
Menschengeschlechte
Einmal ein Seher
Deutend voran,

Nimmer vergessen
Werden die Züge,
Denen die Gottheit
Sprache verliehn.

Spät noch die Enkel
Sehen ihn wallen
Mit der erhobnen
Lyra im Arm.

Ewige Jugend
Rollt ihm die Locken,
Ewiges Feuer
Nährt ihm den Blick.

Seine Gesänge
Rauschen hernieder,
Frei wie die Ströme
Nieder ins Land.

Freudig vernimmt sie,
Himmlisches ahnend,
Dankbar im Volke
Jegliches Ohr.

Ihn zum Vertrauten
Wählt sich das junge
Rosenumbuschte
Liebende Paar;

Ihn zum Gefährten
Wählt sich das stille
Schicksalgeprüfte
Einsame Herz.

Gleich wie ein Sternbild
Ueber der Irdischen
Scheitel heraufzieht
Allen ein Freund,

Also erscheint er
Mitten im Wirrsal,
Lebenden Augen,
Tröstlich zu schaun.

In den „Sinngedichten" pflegen unsere neuen Poeten nicht nur Perlen aus dem Rosenkranze ihrer Weltanschauung niederzulegen, sondern auch ihr ästhetisches Credo, wenn auch in fragmentarischer Form, auszusprechen. Martin Greif wendet sich gegen die Gedankenpoeten, gegen die hohlen Reimer, gegen die literarischen Todtschweiger, die literarischen Falschmünzer, gegen gewisse Anthologiesabrikanten: aus allen diesen Versen spricht persönlicher Mismuth, der nicht unberechtigt ist, weil neue Lyrik schwer Geltung gewinnt. In den Versen über den Verfall unserer Literatur ist viel Wahres. Was indeß die Xenie „Die Dichterrecensenten" betrifft:

Dichter und Recensent in Einer Person, nun warum nicht?
Wenn sich die Strenge nur kehrt gegen das eigene Werk —

so wird der Tadel dieser Vereinigung vollkommen durch den Hinweis auf unsere classischen Dichter, nicht blos auf Lessing und Herder, sondern auch auf Goethe, Schiller und Jean Paul entkräftet.

Martin Greif ist ein trefflicher Liederdichter der Goethe'schen Schule; seine Form ist, wo sie nicht nach falscher Volksthümlichkeit strebt, klar und correct, und nur seine Vorliebe für die unreinen Reime und zwar oft in ihrer unzulässigsten Gestalt (Kinder, Winter; Weber, Gestöber; Müden, Frieden u. a.) stört bisweilen den künstlerischen Eindruck.

2. Vor Sonnenwende. Von Wilhelm Jensen. Breslau, Schottländer. 1881. 12. 2 M.

Das Bändchen enthält zwei Dichtungen: „Faira, ein erzählendes Gedicht", und „Im Mai, eine Symphonie". In der Widmung an Fräulein Alexandra von Grotthuß spricht der Dichter die Klage aus, in welche alle echten Poeten der Jetztzeit einstimmen müssen:

Ein Schiff auf rauher See, nach sichrem Hafen
Vergeblich trachtend, wenigen bekannt,
Ist heut' der Dichtung Wort. Es horcht gespannt
Auf stärkere Klänge, die sein Ohr betrafen,
Das Heut'; die Träume hat es ausgeschlafen,
Die Kinderträume aus dem Fabelland —
Wohl heischt's sein Bildniß auch, doch von der Hand
Des Künstlers nicht, von der des Photographen.

Die träumerische Beleuchtung, in welche Jensen seine Dichtungen taucht, findet sich auch in der Erzählung „Faira" wieder. Die Handlung selbst entwickelt sich ebenso sprunghaft wie traumhaft; man sieht alles wie durch ein buntes Glas; das erinnert an die Romantiker und an Leopold Schefer. Doch diese Eigenart hat ihren hochpoetischen Reiz; Jensen malt nicht blos Naturbilder von landschaftlicher Wahrheit und glühendem Colorit; diese Schilderungen sind von einem pantheistischen Naturgefühl, von einer mystischen Naturandacht beseelt. „Faira" führt uns in eine Inselwelt des Nordens, zu den Shetlandsinseln, an ihre schroffen, von Seevögeln bewohnten, von Felsenriffen bewachten Küsten, in ihre Tropfsteinhöhlen, in welche der magische Schein des Nordlichts fällt. Und in diese Scenerie verlegt der Dichter die folgende poetische Erfindung. Einige Reste der sturmverschlagenen Armada, mit welcher König Philipp der jungfräulichen Königin Vernichtung drohte, landen an diesen Inselküsten, darunter der Admiral selbst und ein als Matrose verkleidetes Mädchen, welches der Strenge des väterlichen Willens entfloh. Ein gewaltiger Nordlandsmann verliebt sich in das schöne Kind, das er aus den Fluten errettet. Folkma aber, eine Nordlandstochter, die den Cendrik liebt, ruft die Spanier herbei, daß sie des entlaufenen Flüchtlings sich bemächtigen; sie führt dieselben an mit aller Ausdauer der Eifersucht und verfolgt die Fliehenden über das Meer von Insel zu Insel, bis sie in der Wundergrotte der letzten ein gemeinsames Grab finden, nachdem Folkma, von Cendrik's Liebe zu der Fremden überzeugt, sich selbst in die Fluten gestürzt, da ihr das Leben werthlos erscheint.

Die Schönheiten der Dichtung bestehen in dem eigenthümlichen Colorit, das echt poetisch gehalten ist; nur am Anfang finden sich bisweilen geographische und ethnographische Angaben, die nicht ganz in Poesie aufgehen. Viele Schilderungen sind markig und schwunghaft:

Wildfremde Welt! In ungeheuren Wehen
Des Erdenschoßes warf die Glut sie einst
Ans Licht herauf. Dann schlug die Woge drüber
Und wiegte sie gleich nackter Vogelbrut
Mit dumpfem Ammenlied. Ein Trotzgeschlecht,
Aus wolkengrauem Steinbasalt geformt,
Steigt Hitland hundertköpfig in die Luft.
Um seine Scheitel rast der Sturm, die Füße
Zernagt der Malstrom mit gefräßigem Zahn,
Der schlangenhaft ringshin die Glieder ringelt.
Geschuppt von schwarzen Flecken taucht und krümmt
Sein Wasserleib sich auf: Gellipp der Tiefe,
Die „Skerries", eines Abgrundungethüms
Steinscheren sind's, die in des Schiffes Bauch,
Stumm lauernd, ihre Riesenzangen han'n.
Hochflut bedeckt sie, nur die Ebbe legt
Im steten Wirbel ihre Kiefer bloß.
Dann lacht die Silbermöve schrillen Rufs
Darüber hin, der Eisseetaucher schießt

In ihre Strudel; auf dem Klippengrat
Hockt, Beute spähend, unbewegt der Alk.
So heut', so war's von je.

Auch das Gespinst der norddeutschen Sage flattert durch die Dichtung:

Oft ist das Leben Traum mit wachem Blick,
Doch Traum ist Leben der gefangenen Seele,
Ein stummer Götterbote Wanaheims,
Des Lichtpalastes tief am Meeresgrund,
Drin nichts sich vor krystallener Wandung birgt.
Dort weben ihn von Oegis altem Stamm
Rastlose Wanen; ihre Spule fliegt
Und wirkt durch goldne Fäden schwarzen Einschlag.
Dann haucht ihr Mund das Traumgeweb' hinauf,
Mit Silberperlen steigt es in die Höh',
Und Wilis haschen es mit weißer Hand
Und schweben mit ihm fort. Des Mondes Strahl,
Das Flimmern eines Sterns trägt sie hinan
Zur dunkeln Kammer, drin ein Athemzug
Sich hebt und senkt, und hastig breiten sie
Das Traumnetz über ihn — da jauchzt die Brust
Im Schlummer auf und ringt und schluchzt und stöhnt —
Sie aber, lautlos gleich dem Morgenwind,
Entschweben wieder, weiß von Angesicht
Und eingehüllt in weißes Lichtgewand.
Mit langem Goldhaar wie Mariengarn
Durchziehn sie über Meer und Land die Nacht,
So schön, daß keiner, der ihr Antlitz schaut,
Den Blick mehr wenden kann. Doch weh dem Mann,
Der sie gewahrt, denn todte Bräute sind's,
Die vor der Hochzeitsnacht im Erdenschoß
Ihr Brautbett fanden. Heißer Liebesdurst,
Unlöschbar brennend Sehnen ihrer Brust
Nach den Lebendigen, ruft sie zurück.
Im Morgengrau liegt kalt und odemlos,
Wen ihr Gewand berührt, ihr Haar gestreift
Und ihre Lippe kühl wie Thau geküßt.
So schweben nächtlich sie im Mondenschein
Um Hitlands Felsen und um Fairas Strand:
Der Frühwind summt, im Osten glimmt der Tag,
Da tauchen sie gleich Schwänen in die See.

Sehr schön ist die malerische Scenerie der Schlußkatastrophe: das in den Wunderbau der Säulengrotte hineinflutende Polarlicht. Was dagegen die innere psychologische Entwickelung betrifft, so ist der Dichter sparsam mit seinen Andeutungen. Wir stehen meist einem fait accompli gegenüber, so der Liebe Ceudrik's zu Alienor, der verkleideten Schönen, und auch für Folkma's Handlungsweise läßt uns der Dichter das Mottiv errathen; er spricht es wenigstens nicht aus. Das Unausgesprochene traumhafter Romantik ist ein eigenthümlicher Charakterzug Jensen's.

Die zweite Dichtung: „Im Mai", bezeichnet der Dichter als eine Symphonie: es ist eine in Frühlingsduft und Frühlingsglanz getauchte Novellette. In der Vorstadt stirbt ein armes schönes Weib, dessen Leiche ein liebliches Kind umkreist. Der Todtenbeschauer hat ihren Namen verzeichnet; zufällig liest ein reicher Mann, in dessen Haus ein Diener verstorben ist, denselben im Notizbuch des Todtenbeschauers: er eilt hin, findet die verlassene todte Geliebte und nimmt das Kind zu sich.

Eine „Symphonie" hat Jensen diese Dichtung genannt: in der That, betrachtete man sie als Novelle, so wäre der Inhalt etwas dürftig; vor allem aber würde man eine zusammenhängende Erzählung der Geschichte vermissen. Einer Symphonie ist die Stimmung die Hauptsache, in die sie uns zu versetzen sucht; sie mag sich mit den Höhenpunkten des Geschehenen begnügen und alles andere der Ergänzung durch die Phantasie des Lesers überlassen. Und so greift denn Jensen in die Saiten und läßt sie in vollen Accorden erklingen zum Preise des Frühlings; ein Dithyrambus, der uns mehrfach an das Frühlingsgedicht von Karl Beck erinnert hat:

Ein Maienmorgen, hold wie alle Jugend:
Des Berges Stirn, des Domes Kreuze blitzend
Im Lichtmeer schwimmend; aus dem Grün ins Blau,
Wie eines Springquells Wallen, Steigen, Fallen,
Ein Silberperlen süßer Lerchenstimmen,
Und alle Glocken strömen tönend Gold.

In wessen Seele — wär's die ärmste, herb
Von Sorgen früh verengt, gelähmt und hart —
Doch wem schrieb einmal solch ein Morgen nicht
Sich unauslöschbar ein? Wem tauchte nicht
Des Lebens Goldstift eine Stunde sich
In Duft und Glanz, in Licht und Farbenspiel
Des stummen Herzschlags, namenlosen Traums,
Daß die Erinn'rung lang vergessnes Roth
Auf bleicher Wang' ihm weckt? Erinnerung!
Im Schattendämmern raunt dein Märchenquell,
Dem sorglos pfeifend noch der junge Mund
Vorübereilt, die Augen weit hinaus
In blauer Wunder Duft und Trug gespannt.
Du aber murmelst heimlich fort und fort,
Und eines Tages kehrt er müden Fußes
Und bückt die Lippen über deinen Born.
Dann kühlst du ihm den Sonnenbrand der Stirn,
Und wie er dürstend deine Tropfen schlürft,
Löschst du den Staub des mühsam langen Wegs
Von seiner Wimper, daß ein zitternd Licht
Aus ihr an einstigen Sternenglanz gemahnt.

Dieser Dithyrambus ist auch weiterhin im höchsten Stil gehalten; es ist romantische Eigenart, in solche hochgestimmte traumhafte Dichterphantasie eine barocke Realität zu verweben. Aehnliches findet sich bei Hans Hopfen, den man wie Wilhelm Jensen zu den Neuromantikern rechnen könnte. So tritt hier die Gestalt des Todtenbeschauers in den Kreis der Frühlingsdichtung. Geniale Gedankenblitze finden sich wie in allen Dichtungen Jensen's auch in diesen; hin und wieder freilich auch Bilder, deren Correctheit vor einer nüchternen Prüfung nicht standhält.

Rudolf von Gottschall.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

Zur deutschen Literaturgeschichte.

1. Illustrirte Literaturgeschichte in volksthümlicher Darstellung für Schule und Haus. Von Otto von Leixner. Erster und zweiter Band. — A. u. d. T.: Illustrirte Geschichte des deutschen Schriftthums. Zwei Theile. Mit 310 Text-Illustrationen und 41 Tonbildern nach Zeichnungen von Ludwig Burger, E. von Luttich, B. Mörtins, H. Vogel u. a. Leipzig, Spamer. 1880—81. Gr. 8. 14 M.

Das Princip, durch Text und Illustration zugleich auf das Auge und den Geist der Leser wirken zu wollen, hat ohne Zweifel seine Berechtigung, und andere Nationen sind uns darin schon längst vorausgegangen. Andererseits läßt sich aber auch nicht leugnen, daß eine gewisse Gefahr für die Bildung des großen Publikums darin liegt. Das große Publikum ist ein großes Kind und liebt es, wie dieses, zu gaffen. „Man kommt zu schaun, man will am liebsten sehn." Und dieser Neigung, will uns bedünken, wird neuerdings von deutschen Verlegern etwas zu viel Vorschub geleistet. Besonders scheint es, als ließen die Lorbern von R. König's mit reichem Bilderschmuck versehener „Deutscher Literaturgeschichte" strebsame Verleger auf diesem Gebiete nicht ruhen. Wir freuen uns dieser Thätigkeit, wünschen aber, daß das Auge immer in würdiger Weise beschäftigt werde, daß jede Illustration entweder an sich ein kleines Kunstwerk sei, oder daß sie wie in der erwähnten „Deutschen Literaturgeschichte" dazu diene, den Text geschichtlich anschaulich zu machen. In dem vorliegenden Werke nehmen die erläuternden geschichtlichen Illustrationen den geringern Raum ein; die meisten sind Bildnisse oder Phantasiebilder von einzelnen wichtigen Situationen der Dichtung, Abbildungen von Statuen u. dgl. Leider sind wir nicht competent, ein Lob derselben ästhetisch zu begründen. Wir müssen uns an den Text halten. Nur das wollen wir noch rühmend erwähnen, daß auch Original-Compositionen bekannter Lieder sowie Facsimiles von Handschriften mit lobenswerthem Sammeleifer beigebracht sind.

Das Werk ist der erste Abschnitt eines umfassendern Unternehmens, das den Titel führt: „Illustrirte Literaturgeschichte der vornehmsten Culturvölker", und denselben Händen anvertraut ist. Demnach soll die zweite Abtheilung, in zwei Bänden zu je etwa 60—70 Bogen, die „Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen" bringen und ebenso wie das vorliegende Werk „nicht nur trockene Namen aufzählen, sondern im Spiegel des Schriftthums die Culturentwickelung der Völker zeigen", besonders diejenigen Dichtungen ausführlicher behandeln, welche auf die deutsche Literatur von Einfluß geworden sind. Wir wünschen dem Unternehmen den besten Fortgang und können nach dem, was bisjetzt vorliegt, das Urtheil aussprechen, daß der Verfasser ein Schriftsteller ist, der hinreichende literarische Muße, ästhetische Bildung und Selbständigkeit des Urtheils besitzt, um es würdig durchzuführen. An der Illustrirung der Fortsetzung wird in hervorragender Weise der Maler Emil Döpler jun. betheiligt sein.

Das Werk hat übrigens schon eine ziemliche Entstehungsgeschichte aufzuweisen. Bereits vor zehn Jahren war ein umfassender Plan dazu von dem Verleger entworfen worden. Aber mit den für die Ausführung gewonnenen Schriftstellern hatte der Verleger Unglück; die einen wurden durch Krankheit, die andern durch Amtsgeschäfte verhindert, den eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen. Indeß konnte so wenigstens der Illustrator des Werks, Ludwig Burger, in voller Muße in fünf Jahren seine Zeichnungen beenden und in Holzschnitt ausführen sehen. Das Programm also lautete: Schilderung der Culturentwickelung des deutschen Volks im Spiegel des Schriftthums. Vielleicht hätte es besser umgekehrt gelautet: Geschichte des deutschen Schriftthums im Spiegel der Culturentwickelung. Denn wenn auch die Literatur der treueste Spiegel der Culturgeschichte eines Volks ist, so läßt sich doch diese weniger leicht durch jene, als jene durch diese erläutern. Der Verfasser gibt uns denn auch an vielen Stellen in höchst dankenswerther Weise geschichtliche oder culturgeschichtliche Skizzen, aber nur als Grundlagen für die auf ihnen aufgebauten literaturgeschichtlichen Darstellungen. Und in diesem Sinne hat er sich überall redlich und mit Erfolg bemüht, seiner Aufgabe gerecht zu werden. So kommt es, daß wir hier Namen begegnen, die man nicht leicht in andern Literaturgeschichten finden wird, daß die Entwickelung der Theologie und der Philosophie, ja auch der Philologie (er nennt besonders Friedrich August Wolf und die Brüder Grimm, jenen als anregend für die Homer-Studien und damit für die deutsche Epik, diese als angeregt durch die deutsche Romantik) in den Kreis der Besprechung hineingezogen und uns die Geschichte des Pietismus (in Spener) wie der Einfluß der Kant'schen, Fichte'schen, Schelling'schen Systeme auf die gleichzeitige Literatur klar gemacht wird. Das ganze Buch beweist, daß der Verfasser, wie er selbst in der Vorrede sagt, stets darauf bedacht war, sich ein selbständiges, unbefangenes Urtheil zu bilden; mit wenigen Ausnahmen, die er zum Theil namhaft macht, hat er alle besprochenen Werke gelesen. Daß dies nichts Geringes ist, davon wird sich der eine Vorstellung machen, der besonders den Schluß des Werks, wo er sich über die neueste Literatur ausspricht, ins Auge faßt. Auffallend könnte allenfalls sein, daß er von einem so bedeutenden Dichter wie Friedrich Rückert nur Ein Drama, den „Columbus", gelesen hat. Darin freilich wird ihm jeder beistimmen, daß Rückert's Dramen als Dramen verfehlt sind; sie sind, von ihrer Form abgesehen, lyrische Producte und als solche zu schätzen. Aber es ist bezeichnend, daß sie nach vierzig Jahren schon so vergessen sind, daß auch ein Literarhistoriker von Fach sie nur berufsmäßig, oder vielmehr nur eins als Probe vom Dutzend, liest. Nachdem

er uns dann in der Vorrede weiter mitgetheilt hat, daß die Uebersetzungen aus dem ältern Deutsch von ihm selbst herrühren, fährt er fort:

Trotz allem Fleiße war es mir nicht vergönnt, verschiedene Schwächen zu vermeiden, welche gelegentlich fernerer Auflagen beseitigt werden sollen. Herzlich dankbar werde ich jedem Fachgenossen sein, welcher mich auf Irrthümer aufmerksam macht, die bei einem umfassenden Werke, das Lesbarkeit und leidliche Gründlichkeit vereinigen will, vielleicht auf ein milderes Urtheil rechnen dürfen.

Gewiß; auch sind der Fehler verhältnißmäßig recht wenige und meist solche, die den Genuß der Lektüre nicht stören, und nur um dem Verfasser unsere Aufmerksamkeit zu zeigen und einen Wink für folgende Auflagen zu geben, wollen wir diejenigen anführen, die uns beim Lesen seines Werks erwähnenswerth erschienen sind.

Was zunächst die Technik des Aufbaues betrifft, so wüßten wir keine irgend erheblichen Ausstellungen zu machen; ausdrücklich erklären wir uns sogar mit dem Verfahren des Verfassers einverstanden, die spätern Lebensjahre auch eines bedeutenden Dichters kürzer abzuthun als die Jahre seiner Entwickelung. Nur einmal, bei Lessing, scheint es uns doch in etwas zu raschem Tempo abwärts zu gehen, sodaß eine so wichtige Streitschrift wie der „Anti-Göze“ gar nicht einmal namentlich erwähnt wird. Auch von den beiden Gedichten Rudolf's von Ems „Barlaam und Josaphat“ und „Der gute Gerhard“ wäre etwas mehr zu sagen gewesen. Liebrecht's Entdeckung, daß ersteres die Umarbeitung einer legendenhaften Lebensbeschreibung Buddha's ist, durfte nicht mit Stillschweigen übergangen werden, so wenig wie die ähnliche spätere, daß auch die Rahmenerzählung des „Guten Gerhard“ buddhistischen Ursprungs ist. Im Original ist es ein Metzger, ein Paria, zu dem ein Brahmane in ähnlicher Weise geschickt wird wie Kaiser Otto zu dem kölner Kaufmann. Daß gleichwol die katholische Kirche aus Barlaam und Josaphat zwei Kalenderheilige gemacht hat, sowie daß das Buch im Mittelalter eins der meistgelesenen Erbauungsbücher war (aus dem Griechischen des Johannes von Damascus verbreitete es sich in alle europäischen Sprachen), verdiente gleichfalls Erwähnung. Den Begriff „Schule“ will der Verfasser nicht gelten lassen, und zwar von der ersten und zweiten schlesischen Dichterschule an bis herab zu der romantischen und der schwäbischen Dichterschule; er fürchtet damit der Eigenart der Individuen zu nahe zu treten; auch seien ja nicht alle Angehörigen z. B. der schlesischen Dichterschulen Schlesier gewesen. Dieses Bestreben, das Recht der Individualität zu wahren, ist löblich. Aber doch, meinen wir, kann die Literaturgeschichte einen solchen Begriff als Nothbehelf nicht entbehren; schließlich drückt ja nicht die gleiche Heimat, sondern die gleiche Anschauung und Ausdrucksweise der Schule ihren Stempel auf. Auch soll damit z. B. von den schwäbischen Dichtern nicht gesagt sein, daß der eine bei dem andern in die Schule gegangen sei. Ganz nach unserm Herzen ist das von (dem Oesterreicher) Michael Denis Gesagte:

Vor allem sei erwähnt, daß er bereits dem Gedanken Worte lieh, welcher heute die besten Deutschen und die besten Oesterreicher wieder vereint: der Bund der beiden Staaten ist die Bürgschaft einer gewaltigen Macht, welche jedem Gegner gewachsen ist.

Dagegen bin ich um so weniger damit einverstanden, daß Otto von Leixner Schiller für die falsche Auffassung der Schicksalsidee verantwortlich, ja zu ihrem Vorgänger machen will:

Schon im „Wallenstein“ entwickelt sich das Geschick des Helden nicht allein aus ihm selbst, sondern zugleich spielt das Verhängniß — als Inbegriff der äußern Verhältnisse betrachtet — seine unheilbringende Rolle; in „Maria Stuart“ ist es auch ein außerhalb der Heldin Liegendes, was langsam vor uns aufsteigt und sie zuletzt vernichtet.

Hier scheint der Verfasser denn doch einmal sich kein eigenes, selbständiges Urtheil gebildet zu haben, sondern Hettner's Gedankengängen gefolgt zu sein. Endlich hat er Gutzkow's barockes Stück „Nero“ nicht verstanden. Er sagt von ihm:

Es ist kein bühnenmäßiges Stück, aber eins der Werke, welche für die Zeit und ebenso für den Verfasser bezeichnend sind. In „Nero“ ist jener Zweifelgeist gestaltet, welcher alles um sich selbst herum zerstört, an der Zeit und an sich verzweifelt, ihre und seine Schwächen und Laster erkennt und sich denselben doch hingibt, bis alle Thatkraft erlahmt. Auch hier ist's nicht der Stoff allein, welcher Gutzkow anzog, sondern noch mehr der Bezug auf die Zeit — das Drama ist mit vollstem Bewußtsein im steten Hinblick auf die Epoche geschrieben, und diese Reflexion hat sich als Mehlthau auf das Poetische gelegt, so sehr schon hier in einzelnen Scenen der Sinn für Bühnenwirkung sich verräth.

Nach unserer Ansicht kann hier nur Gutzkow's eigene Aeußerung maßgebend sein, womit freilich das merkwürdige Product nicht gerechtfertigt werden soll. Vgl. Gutzkow's „Rückblicke auf mein Leben“, Ersch und Gruber, „Encyklopädie“, XCVIII, 257.

Ulfilas ist nach neuern Forschungen 381 und nicht 388 gestorben. Daß der Stamm von bigiht (nicht bigith), Beichte, noch in „beigeben“ enthalten sei, ist falsch. In den Uebersetzungen möchte wol, auch in Betreff des Stils, noch Einiges nachzubessern sein. Falsch ist im „Parcival“:

(Gott) der antlizes sich bewac
nâch menschen antlize

übersetzt:

der nicht Angesichtes pflag
nach der Menschen Antlitz —

und unter dem Text erklärt: „d. h. in Menschengestalt unter Menschen lebte.“ Auch San-Marte übersetzt falsch:

Wie der Tag so licht
Ist er, von Menschenangesicht.

Es muß im Gegentheil heißen: der auf Menschenangesicht verzichtete. Auch Ulrich's von Lichtenstein:

Sumer var
ist nu gar (.)
heide, velt, anger, walt —

heißt nicht: „Die Gefahr für den Sommer ist nun vor-

über. Heide" ..., sondern: „Sommerfarbig ist nun ganz Heide".... Das Punktum hinter „gar" muß natürlich entfernt werden. Frôn, Adjectiv von frô, Herr, heißt: heilig, und nicht Herrschaft oder gar Gefängniß. „Eselfeigen" sind die Excremente des Esels und nicht Disteln. Der berühmte venetianische Buchdrucker heißt nicht Aldini; seine Ausgaben werden zwar Aldinen genannt, er selbst aber hieß Aldus Manutius. Warum sollte es denn nicht sicher sein, daß Klopstock zu seinem „Messias" durch Milton's „Verlorenes Paradies" angeregt worden ist? Reminiscenzen aus Milton in jenem Gedicht (ich erinnere nur an den Anfang des dritten Gesangs) kann man in meiner Ausgabe in Hempel's „National-Bibliothek" nachlesen. Führt doch der Verfasser selbst aus Klopstock's „Pförtner Abschiedsrede" das Lob Milton's an, „welchen er mit feurigen Worten pries, nicht ohne eine Anspielung darauf, daß er, der Redner, sich an einen noch gewaltigern Stoff zu wagen beabsichtige". Und aus einem Briefe an Bodmer: „Und als Milton, den ich ohne Ihre Uebersetzung allzu spät zu sehen bekommen hätte, mir in die Hände fiel, fachte er im innersten Grunde das Feuer an, das Homer in mir entzündet hatte, und hob meine Seele, um den Himmel und die Religion zu besingen." „Feine" rhythmische Empfindung möchte ich Klopstock von vornherein nicht gerade zuschreiben; er hat sie sich erst allmählich erworben; die Verse im ersten Druck des „Messias" sind fast ebenso holperig wie die Bodmer'schen. Wenn Bodmer wirklich einmal einen Patriarchen „drei längliche selige Thränen" weinen ließe, so wäre das allerdings komisch; es kann aber doch nur ein Druckfehler sein für bängliche. Daß Friedrich's des Großen ablehnendes Verhalten gegen die deutsche Literatur für dieselbe von Segen war, wird wol heutzutage allgemein zugestanden. Uebrigens hätte (ebenda) erwähnt werden müssen, daß Klopstock's „Heinrich der Vogler" eigentlich dazu bestimmt war, ein Schlachtlied im Munde der Soldaten des Großen Friedrich zu sein. Die Proben aus Herder's epigrammatischer Poesie sind insofern nicht, wenigstens nicht alle, glücklich gewählt, als sie nicht originell sind. Dies gilt namentlich von „Falscher und wahrer Werth" (nach Saadi) und „Freundschaft" (nach Bhartrihari). Von Jakob Lenz steht es jetzt fest, daß er 1751 geboren war. Der Verfasser des „Siegfried von Lindenberg" heißt Johann Gottwerth (nicht Gottwald) Müller. Schiller's Gedicht „Der Flüchtling" hieß früher „Morgenphantasie", nicht „An die Morgensonne". „An Eichtel" im österreichischen Dialekt heißt doch wol ein Achtel und nicht eine Weile. Von Brentano ist es nicht richtig gesagt: „bis er endlich in Aschaffenburg zur Ruhe kam, wo er den 28. Juli 1842 verschieden ist". Er kam auch in Aschaffenburg nicht zur Ruhe, denn er war nur dorthin gereist, um unter der Pflege seines Bruders zu sterben.

Und dieses wären die Ausstellungen alle, die zu machen wir uns für berechtigt hielten. Im übrigen gewährt die Lektüre des Werks hohen Genuß besonders durch die gleichmäßige, wohlthuende Wärme, die darüber ausgegossen ist. Als Probe des Stils geben wir den Schluß:

Neben der Pflege dieses Idealismus ist es die des volksthümlichen Geistes, welche vor allem eine Aufgabe unserer Zeit bildet. Wir wollen kein künstliches Bardenthum, nicht die Götter des alten Nordens erwecken, welche todt sind für immer; wir wollen keinen Haß gegen das Fremde. Woher immer eine schöne Gabe des Menschengeistes kommt, vom Norden oder Süden, von West und Ost, wir begrüßen sie freudig; denn Deutschland muß sich den Ruhm bewahren, vorurtheilslos und gerecht gegen alle Schöpfungen fremder Völker zu sein. Aber wir sollen und dürfen nicht dulden, daß die guten Eigenschaften unsers Volks durch eingeführten Giftstoff verdorben werden; wir müssen endlich einmal das geistige Deutschland so frei machen, wie es das politische geworden ist. Wer das Vaterland liebt und weiß, daß er auf dasselbe stolz sein darf, dem muß die Röthe brennender Scham das Antlitz färben, wenn er bedenkt, daß wir als Volk noch immer keine echte, starke Selbstachtung besitzen. Der Franzose ist ungerecht gegen unsere Literatur, um welche er sich fast gar nicht bekümmert; wir aber sind zu nachsichtig gegen die seinige, und erst die „Nana" eines Zola war im Stande, uns ein wenig zum Bewußtsein zu bringen, wohin der „Realismus" der „nie genug bewunderten Franzosen" führen muß. Doch eins wird uns vor einer solchen Literatur schützen: jene sittliche Energie, durch welche wir im Laufe der Jahrhunderte mehr als einmal das Gewissen von Europa geworden sind. Ohne Selbstüberhebung dürfen wir das von uns behaupten; wenn wir aber mit Recht stolz sein wollen auf die Thaten der Väter, dann müssen wir deren sittliches Erbe bethätigen und vor allem die Jugend zur Vertheidigerin des deutschen Gedankens erziehen.

2. Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit. Herausgegeben von Hermann Grimm und Gustav Hinrichs. Weimar, Böhlau. 1881. Gr. 8. 10 M.

Wie Otto von Leixner schon richtig bemerkt hat, war es die Tieck'sche Bearbeitung der deutschen Minnesänger, welche zuerst die Aufmerksamkeit des berühmten Bruderpaares auf unsere ältere Literatur hinlenkte und damit eine neue Wissenschaft begründete. Wilhelm schreibt den 24. März 1805 aus Marburg an den als wissenschaftlicher Secretär Savigny's in Paris weilenden und mit juristischen Excerpten auf der Bibliothek beschäftigten Jakob:

Den Zettel habe ich bei die Minnelieder gelegt; demnach zu urtheilen, hat Tieck nicht viel verändert, was auch hübsch. Ich weiß nicht, ob ich dir schon geschrieben habe, daß der bekannte von Münchhausen jetzt eine Ausgabe veranstalten will, versteht sich um- und verarbeitet. Eine Probe stand neulich in der „Zeitung für die elegante Welt" (mit der Bemerkung, Tieck's Bearbeitung scheine keinen Beifall gefunden zu haben!), worin ich nach der Vergleichung fand, daß vieles vorzüglich ausgelassen und zusammengezogen, auch modernisirt war. Das alte Silbenmaß beizubehalten, davon ist bei dem natürlich nicht zu denken; wo ich nicht irre, hatte er für das Gedicht Trochäen gewählt, was mir nicht gefallen wollte; es gab einen zu geschwinden, raschen Gang. Ich habe daran gedacht, ob du nicht in Paris einmal unter den Manuscripten nach alten deutschen Gedichten und Poesien suchen könntest; vielleicht fändest du etwas, das merkwürdig und unbekannt.

Und so feierte gerade zu der Zeit, wo das deutsche Reich zusammenstürzte, die deutsche Wissenschaft, die Wissenschaft des Deutschen, ihre Auferstehung, und feierte sie gerade in der feindlichen Hauptstadt, sowie ja auch 1871

das deutsche Kaiserreich aufs neue in Versailles erstand. Schiller hatte also recht gehabt, als er zu Anfang des neuen Jahrhunderts prophezeite:

Stürzte auch in Kriegesflammen
Deutschlands Kaiserreich zusammen,
Deutschlands Größe bleibt bestehn.

Schon dieser Gegensatz, diese erfreuliche Betrachtung müßte uns das ganze Buch lieb und werth machen. Aber die obige Briefstelle gibt zu noch mehr Bemerkungen Anlaß. Wir sehen, der unermüdliche Bücherwurm Jakob, für den zeitlebens die Wissenschaft und der Bruder die einzigen Geliebten seines Herzens blieben, hatte schon Zeit gefunden, neben seinen obligatorischen Juristen sich auch in den andern Schätzen der pariser Bibliothek umzusehen. Und da lag ihm am nächsten, für die gemeinsame Familienbibliothek zu sorgen. Denn alles ist diesen Brüdern gemeinsam, der Bücherschrank wie der Kleiderschrank. Um den erstern zu füllen, haben sie eine gemeinsame Kasse gegründet, über deren Verwendung von Wilhelm gewissenhaft Bericht erstattet wird. So lernen wir die kleine Bibliothek kennen und ersehen zu unserer Freude, daß es besonders die classische deutsche Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts sowie die Werke unserer Romantiker sind, die sie sich von ihren kümmerlichen Ersparnissen erwerben und an denen sie sich zu der neu von ihnen zu gründenden Wissenschaft erwärmen. Der Verkehr mit Savigny brachte sie dann auch bald in persönliche Verbindung mit der jungen Romantik, mit dessen beiden Schwägern Brentano und von Arnim. Die Veröffentlichung von Arnim's Correspondenz mit den Grimm ist gleichfalls in Aussicht gestellt und wird, dünkt mich, ein fast noch wichtigerer und interessanterer Beitrag zur Geschichte der Romantischen Schule werden als der vorliegende. Man vergegenwärtige sich, daß Arnim 1806 mit Brentano den ersten, 1808 den zweiten und dritten Band des „Wunderhorns" herausgab, während um dieselbe Zeit die Brüder Grimm für ihre deutschen Märchen und Sagen sammelten. Alle diese geistig nahe verwandten Sammlungen hätten wahrscheinlich keinen so durchschlagenden Erfolg gehabt, wären sie nicht zu einer Zeit erschienen, als der politische Jammer des deutschen Volks auf das höchste gestiegen war und es daher für das deutsche Volk, wenn es sich nicht ganz aufgeben wollte, dringendes Bedürfniß wurde, sich liebevoll in das Studium seiner Vergangenheit zu versenken. Und gerade dies, daß die Brüder Grimm neben der jüngern Romantik in schwerer Zeit Träger des nationalen Gedankens wurden, macht sie dem deutschen Volke so sympathisch, mehr als ihre wissenschaftlichen Arbeiten. Das vorliegende Buch muß Berücksichtigung finden zunächst selbstverständlich bei jedem Germanisten, aber auch bei jedem, der sich um die Geschichte der jüngern deutschen Romantik bemüht.

Es war also in erster Linie jedenfalls der sogenannte Manessische Codex der Minnesänger auf der pariser Bibliothek, der Jakob Grimm anzog, sowie er später selbst den undeutschen Heinrich Heine entzückte. Von hier an begannen nun die Berichte über Recensionen von Ausgaben älterer deutscher Werke und Aehnliches, und mit einer Art Verwunderung liest jeder, der diesem Studienkreis ferner steht, wie auch die Brüder Grimm, die man sich so sanftmüthig vorstellt, über ihre Mitarbeiter, einen von der Hagen, einen Docen und andere, die doch alle ihre Verdienste haben, herfahren wie die Grobianissimi der Lachmann'schen Schule; es muß das also einmal im deutschen Gelehrtenblute liegen.

Eine zweite Veranlassung zur zeitweiligen Trennung und damit zum Briefwechsel gab ein Herzleiden Wilhelm's, von welchem er in Halle bei Reil in einer längern Cur Heilung suchte, April bis September 1809. Hier traf ihn Brentano, der seiner zweiten Frau davongelaufen war, und bewog ihn zu einer Reise nach Berlin, um Arnim kennen zu lernen. Zum zweiten mal reiste dann Jakob mit dem deutschen Hauptquartier als Secretär des hessischen Gesandten nach Paris 1814, jetzt schon mit der besondern Absicht, altdeutsche Handschriften zu studiren, wie auch während des Wiener Congresses, zu dem er beordert war, bis Juni 1815. Nach Napoleon's zweitem Sturz mußte er dann zum dritten mal „nach dem verwünschten Ort" reisen, zum Theil auch im Interesse der deutschen Wissenschaft, da es galt, geraubte Handschriften zu reclamiren. Mit dieser letzten Trennung, die bis December 1815 dauerte, schließt der Briefwechsel ab, für dessen Veröffentlichung wir den beiden Herausgebern von ganzem Herzen dankbar sind.

3. Gedichte Walther's von der Vogelweide. Nachgedichtet von Adalbert Schroeter. Jena, Costenoble. 1881. 8. 3 M.

Aus einer Besprechung des wiener Professors Erich Schmidt erfahren wir, daß Schroeter schon auf der Schule Pforta sich mit neuhochdeutschen Nachdichtungen mittelhochdeutscher Poesie beschäftigte, und das vorliegende Werk beweist, daß diese Beschäftigung schöne Früchte getragen hat und daß Schroeter wie wenig andere Beruf zu diesem Unternehmen hat. Seinem Verfahren bei der Uebertragung stimme ich mit voller Seele bei. Schon früher, bei Besprechung von Freitag's Uebersetzung des „Nibelungenliedes" in d. Bl., machte ich den Vorschlag, die unserm Ohr nicht mehr klangfällige Nibelungenstrophe durch die Stanze zu ersetzen, wobei mir freilich die freigebaute Wieland'sche vorschwebte; zu meiner Freude ersehe ich, daß unser Nachdichter mit einem solchen Unternehmen beschäftigt ist, wovon er uns eine Strophe als Probe gibt:

Zwei edle Geiseln hatte ich gewonnen,
Der eine Knab' war Hagen von Burgund.
Die wuchsen hier zu Helden hochgesonnen,
Und stritten mit mir manche heiße Stund'.
Dann ist der andre Jüngling mir entronnen,
Walther von Spanien mit Hildegund,
Und Hagen sandt' ich heim ins Land Burgunden;
Ihr Stunden, sagt, wo seid ihr hingeschwunden?

Als Probe der äußerst gelungenen Uebertragung Walther'scher Poesie stehe hier das kurze Gedicht:

Der Liebe Wesen.

Die Lieb' ist weder Mann noch Weib,
Sie hat nicht Seele, hat nicht Leib.
Wie auch ihr Name sei bekannt,
Ihr Wesen keiner noch erfand.
Nicht läßt sie sich vergleichen,
Und doch kannst nie erreichen
Du Gottes Gnade ohne sie.
In falsche Herzen kam sie nie,
Sie ist nur edlen eigen.

4. Die Pariser Tagezeiten. Herausgegeben von Stephan Wätzoldt. Hamburg, O. Meißner. 1880. 8. 4 M.

Ein Laie wird sich zunächst bei dem Titel nichts denken können. Er soll bedeuten: ein (mittelhochdeutsches) Gedicht über die (geistlichen) Tagezeiten, das bisjetzt nur in einer pariser Handschrift bekannt ist. Und wenn dann der Laie, wenigstens der protestantische, weiter fragt, was denn geistliche Tagezeiten sind, so kann ihm allerdings schon jeder einigermaßen gebildete protestantische Gelehrte Folgendes antworten: So wie man zur Unterstützung der Andacht räumlich Leidensstationen unsers Heilands schuf, indem man Calvarienberge einrichtete, so schuf man, besonders in den Klöstern, Tagezeiten, in deren Verlauf man sich an den Verlauf des Opfertodes Jesu erinnerte oder erinnern wollte. Wie sehr diese Andachtsübungen in das deutsche Volk, sogar unter die Protestanten eingedrungen sind, beweist der Umstand, daß „None", nona, neunte Stunde (nach Tagesanbruch), noch jetzt im englischen noon (forenoon, afternoon) und „Vesper" noch jetzt auch im protestantischen Deutschland fortlebt.

Das vorliegende Gedicht zeugt von schlichter, gesunder, echt katholischer Frömmigkeit und verdient sehr wohl durch den Druck wieder aufzuleben. Die Einrichtung ist so, daß nach der Erzählung der einzelnen Leidensstationen durch ein Paragraphzeichen die Nutzanwendung eingeleitet wird. Wir geben nur folgende Stelle als Probe:

Ich man dich an daz weinen,
Daz mit siufzenden munde
Geschach alda zuo stunde,
Uzerwelte crist, fon dir.
Ich man dich, daz duo zuo ir
Spraeche: frouwe, sich din kint.

Der Herausgeber hat Anmerkungen beigefügt, die mit großer Sorgfalt zusammengetragen sind; nur einmal, scheint es mir, hat er sich versehen. V. 4024 lautet: „Daz unser drost die baz beste", d. h. doch: Damit unser Trost um so besser bestehe. Der Herausgeber vermuthet aber unnöthigerweise, baz sei für buz (buoze) verschrieben, oder für die sei ie zu lesen.

Robert Borberger.

Schriften militärischen Inhalts.

1. Gurko und Suleiman-Pascha. Die russisch-türkischen Operationen in Bulgarien und Rumelien während des Kriegs 1877—78. Kritische Studien über moderne Kriegführung von H. Hinze. Mit einer Operationskarte und fünf Plänen in Steindruck. Berlin, Mittler u. Sohn. 1880. Gr. 8. 6 M.

Das officielle Quellenmaterial über den letzten russisch-türkischen Krieg hat zwar noch nicht zur vollständigen Aufklärung der kriegerischen Begebenheiten geführt; indeß genügt es im wesentlichen völlig, um das Unternehmen des Verfassers zu rechtfertigen, den kritischen Maßstab an die von ihm geschilderten Operationen zu legen und damit auf die Beantwortung der Frage hinzuweisen, ob sie im Sinne der modernen Kriegführung geleitet worden, oder ob sie Grundlagen für eine etwaige Veränderung derselben bieten.

Die Arbeit beginnt mit der Charakteristik der beiden gegnerischen Heere, da es für die objective Beurtheilung der Vorgänge eines Kriegs nothwendig ist, als allgemeine Grundlage sich den Werth der streitenden Armeen klar zu machen. Als bestimmend für denselben werden die Organisation des Heeres, die taktische Ausbildung einschließlich der Leistungsfähigkeit der Waffen, der moralische Standpunkt der Truppen und die intellectuelle Kraft des Soldaten, vornehmlich die des Offiziercorps betrachtet. Die Erkenntniß dieser Werthe hat der Verfasser durch das Studium der ihm zugänglichen Instructionen und Reglements und durch Rückschlüsse aus den bekannt gewordenen kriegerischen Actionen gewonnen, und als Beurtheilungsmaßstab für die einzelnen Werthe, wie es uns dünkt, etwas künstlich und gesucht, den Normalzustand des deutschen Reichsheeres, unter Verwahrung gegen die Beschuldigung nationaler Ueberhebung, angenommen.

Das Eingehen ins Einzelne vermeidend, führen wir nur an, daß der summarische Werth des russischen Reichsheeres in der Höhe von drei Viertheilen des ideellen Werthes angenommen wird, wobei zu erwähnen, daß die Artillerie wegen ihres ungenügenden Materials, ihrer geringen Bewegungsfähigkeit und Taktik als tief unter der Norm, die Infanterie bei gleichfalls mangelhafter Bewaffnung und Taktik doch durch die formale Ausbildung bis zur Hälfte derselben gehoben, die Cavalerie aber über der Norm stehend geschätzt wird. Für den Werth des gesammten türkischen Heerwesens, dessen Organisation in der unklaren Anordnung und Functionsbegrenzung der obersten Organe innere Haltlosigkeit zeigt, wird als höchster Ansatz nur ein Viertel der ideellen Norm aufgestellt, da die Cavalerie kaum zu rechnen ist, die Infanterie, ohne taktische Ausbildung, nur durch das vorzügliche Gewehr ein Viertel der Norm erreicht, dagegen die Artillerie vermöge ihrer guten Geschütze als auf der vollen Höhe der Norm stehend angesehen werden kann. Bezüglich der Offiziere ist noch als charakteristische Erscheinung hervorzuheben das in den Regionen der obersten Commandostellen herrschende Widerstreben gegen höhere An-

ordnungen; „jeder Führer fast hält seine Anschauung für die allein maßgebende, jeder ist bestrebt, möglichst allein für seine Rechnung, für die Vermehrung seines persönlichen Ruhms, für seine persönliche Ehre zu arbeiten, selbst wenn er weiß, daß die Ziele seines Strebens ihn weit abführen von den allgemeinen Zielen der Kriegführung. Ein jeder strebt nach der höchsten, nach der einflußreichsten Stellung, und gleichgültig sind ihm die Mittel, welche er dazu verwendet; das Opfer von Tausenden seiner ihm treu ergebenen Soldaten bringt er seinem Streben mit derselben Kaltblütigkeit dar, wie er mit unübertroffener Zähigkeit und List die Intriguen leitet, welche seinen Nebenbuhler aus dem Wege räumen sollen." Dazu kommen noch hochgradige Indolenz, ein geringes Pflichtgefühl in der Sorge für das Wohl und Wehe der Untergebenen, und sehr niedrige Begriffe von persönlicher Ehre, sodaß Entstellung und Verheimlichung der Wahrheit, so weit gehend, daß in einzelnen Fällen mehrseitiger Darstellung die directe Unwahrheit klar zu Tage tritt, ferner freche Abwälzung der eigenen Verantwortlichkeit oder Schuld auf andere, Schamlosigkeit bei der Darstellung von selbst begangenen Fehlern und gröblichsten Pflichtverletzungen, endlich Mangel an Wohlwollen gegen die Kameraden als arge Flecken der moralischen Qualification der türkischen Offiziere aufgefaßt werden dürfen.

Dieser Charakteristik folgt in der Einleitung die Darlegung der allgemeinen strategischen Verhältnisse vom Beginn der Feindseligkeiten bis zum 15. Juli 1877. An diesem Tage finden wir in Ausführung des russischen Offensivplans gegen Adrianopel das zur Wegnahme der Balkanpässe bestimmte Avantgardencorps (10½ Bataillone, 31½ Escadronen, 5 Batterien) unter General Gurko im Tundzathal angelangt, nachdem er Tirnova besetzt und, statt gegen den als stark besetzt erkannten Schipkapaß vorzugehen, den östlich daran gelegenen Hainkiöjpaß zur Ueberschreitung des Balkans gewählt hatte, wobei nur geringer Widerstand zu überwältigen war. Reuf-Pascha, dessen Befehl die türkischen Streitkräfte zur Vertheidigung der Balkanpässe (34 Bataillone, 3 Escadrons, 1000 Tscherkessen, 5 Batterien) unterstellt waren, rückte auf die Kunde vom Ueberschreiten des Balkan durch Gurko mit seinen Reserven nach Jeni-Zara, um sich diesem dort vorzulegen.

Der zweite Abschnitt behandelt die Operationen Reuf- und Suleiman-Pascha's im Juli gegen Gurko. Nachdem diesem der Besitz des Schipkapasses trotz taktischer Miserfolge in die Hände gefallen war, traf er die Vorbereitungen zum Vormarsch auf Adrianopel. Inzwischen aber war Suleiman-Pascha behufs Vertreibung der Russen zum Oberbefehlshaber im Balkan ernannt worden; dieser schickte sich nach Versammlung seines 41 Bataillone starken Corps an, im Verein mit seinem persönlichen Feinde Reuf-Pascha gegen Gurko vorzugehen, welcher seinerseits an demselben Tage die Offensive ergriff. Die beiderseitigen Dispositionen führten die Hauptkräfte nicht auseinander, sondern am 29., 30. und 31. Juli zu Gefechten, in denen unter der Einwirkung des persönlichen gegnerischen Verhältnisses der beiden Paschas, Reuf zu schimpflicher Flucht gezwungen wurde, Suleiman sich nach langsamem Vorgehen ohne rechtzeitige Unterstützung jenes in den Besitz von Eski-Zagra setzte. Die Maßnahmen und die mangelhaften Recognoscirungen auf beiden Seiten, namentlich aber auf russischer Seite, finden eine ebenso zutreffende Be- und Verurtheilung, wie die höchst mangelhafte Organisation der Armee Suleiman's, die unglaubliche Unfähigkeit seiner Hülfsorgane und die herrschende Indisciplin scharf gekennzeichnet werden.

Mit dem Beginn des dritten Abschnitts, welcher die Operationen der Balkanarmee unter Suleiman in den Monaten August und September 1877 umfaßt, sehen wir Gurko die Offensive aufgeben und in die strategische Defensive zurücktreten, seinen Rückzug durch den Hainkiöjpaß ungehindert bewerkstelligen, diesen und den Twardicapaß schwach besetzen, sodann die übrigen Truppen des aufgelösten Avantgardencorps dem 8. Armeecorps hinter dem Schipkapaß zuführen, worauf er behufs anderer Verwendung nach Petersburg abberufen wird. Suleiman, inzwischen auf 42000 Mann verstärkt, wies bei der Erwägung der zu befolgenden Operationspläne auf die Nothwendigkeit einer gemeinschaftlichen Offensive seiner Armee, der Ostarmee unter Mehemed-Ali und der Westarmee unter Osman-Pascha gegen Tirnova hin. Als hierauf nicht eingegangen wurde, erklärte er sich, nach Besitznahme des Twardica- und Hainkiöjpasses, bei der Möglichkeit allein zu siegen und allein Ruhm zu ernten, damit einverstanden, ohne Beihülfe der andern Armeen den Schipkapaß anzugreifen, und rückte mit 51 Bataillonen gegen denselben vor. Nach sieben Kampftagen, welche ihm an Todten 63 Offiziere, 1540 Mann, an Verwundeten 171 Offiziere, 4970 Mann kosteten, mußte er indeß am 21. August wegen Erschöpfung seiner Truppen und Ueberlegenheit des Gegners von der Einnahme der Position abstehen; er beschränkte sich in den nächsten Wochen auf die Beobachtung und Beschießung des Passes und unternahm erst am 17. September einen wohl vorbereiteten nächtlichen Angriff, der indeß an der Indisciplin des größern Theils der Soldaten scheiterte. Fortan blieb Suleiman's Armee in der eigentlichen Schipkaposition unthätig liegen, auch dann als sie auf 30000 Mann verstärkt und der Pascha zur Uebernahme des Commandos der Ostarmee abgegangen war. Die bei den Schipkakämpfen auf beiden Seiten stattgehabten Fehler, Unterlassungen und Vernachlässigungen, der Mangel an einheitlicher Führung bei den Türken, das Schwanken und die halben Entschlüsse auf russischer Seite, werden gebührend hervorgehoben und daran eingehende wohlmotivirte Betrachtungen geknüpft.

Wenn hiermit ein kurzer Ueberblick lediglich der Leistungen der beiden Generale gegeben ist, deren Namen dem Buche vorangestellt sind, so erübrigt uns noch hinzuzufügen, daß bei der Darstellung ihrer Unternehmungen auch stets die Gesammtlage der sich gegenüberstehenden Armeen ins Auge gefaßt und die Wechselwirkung der Ereignisse und des Verhaltens auf den verschiedenen

Kriegstheatern in Betracht gezogen wird. Die dankenswerthe Arbeit gibt Zeugniß von einem gründlichen objectiven Studium der vorhandenen Quellen sowie von einem sichern und treffenden unparteiischen Urtheil über die Zustände beider Armeen und über deren kriegerische Handlungen; sie ist klar, übersichtlich und erschöpfend in fließender Sprache verfaßt.

Indem wir das gediegene Buch der militärischen Lesewelt empfehlen, fügen wir hinzu, daß ihm eine gute Operationskarte und fünf Croquis des Gefechtsfeldes vom Schipkapaß beigegeben sind, welche letztere zum Verständniß der daselbst stattgefundenen Kämpfe wesentlich beitragen.

2. Die oberbairische Landeserhebung im Jahre 1705. Neue Aufschlüsse aus Archivalien zur Geschichte des Spanischen Erbfolgekriegs von August Schäffler. Mit einer lithographirten Tafel. Würzburg, Staudinger. 1880. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Der bleibende Eindruck, den die oberbairische Landeserhebung vom Jahre 1705 und deren tragischer Schluß, die Schlacht bei Sendling, auf den Verfasser in seiner Jugend ausgeübt hatte, veranlaßte ihn, frühzeitig nach Aufklärung über die Haupttheilnehmer und über die Haupthandlung unausgesetzt zu forschen. Das Ergebniß der Forschungen hat er vor 19 Jahren als Beitrag zur Geschichte jener Erhebung veröffentlicht. Als er jedoch nach seiner Anstellung im Archivdienst zur Einsicht des Reichsarchivs zu München gelangt war, bot sich ihm das reichste und untrüglichste Material und belehrte ihn, daß er bis dahin nur ein Bruchtheil von der Wahrheit gefunden habe und das Ergebniß seiner Forschungen im directen Gegensatz zu der Ueberlieferung des Volks stehe. In dem Bestreben, gewissenhaft der geschichtlichen Wahrheit zum Siege zu verhelfen, entwarf er nun das vorliegende gedrängte, aber treue Bild jener Volkserhebung, in dem die Sage von der beurkundeten Geschichte über die Sendlinger Schlacht mit Schärfe getrennt wird.

Die traurige Episode aus der bairischen Geschichte, um die es sich handelt, war eine Folge der undeutschen Politik des Kurfürsten Max Emanuel. Als ihm 1691 der kinderlose Karl II. von Spanien die Statthalterschaft in den Niederlanden, welche mit königlicher Machtvollkommenheit ausgestattet war, übertragen hatte, richtete sich sein Ehrgeiz, dem das kleine Stammland nicht genügte, auf die Erlangung der spanischen Krone. Als sich dann nach dem Tode seiner ersten Gemahlin ergab, daß sie als österreichische Prinzeß in ihrem Testamente für ihre Erben und Nachkommen sowol auf die österreichische wie auf die spanische Königskrone verzichtet habe, trat eine Erkältung in den Beziehungen des Kurfürsten zum Kaiserhause ein, wogegen er sich enger an Spanien anschloß, dessen König 1698 den sechsjährigen Erbprinzen von Baiern testamentarisch zu seinem Nachfolger einsetzte. Durch den frühzeitigen Tod dieses seines Sohnes von dem Gipfel seiner Hoffnungen herabgeschleudert, trat Max Emanuel nach langem Schwanken auf die Seite Frankreichs, als der Spanische Erbfolgekrieg ausbrach. Nach der für Oesterreich glücklichen Schlacht bei Höchstedt, 13. August 1704, wurde Baiern schutzlos dem erbarmungslosen Eroberer überantwortet, denn Max Emanuel hatte mit den Resten seines Heeres sich über den Rhein zurückgezogen und seine zweite Gemahlin, Therese Kunigunde, Tochter König Sobieski's, als Regentin im Lande zurückgelassen. Dem Rathe der Generale zuwider, entschied die Kurfürstin sich am 7. November zum Frieden mit Oesterreich, der um den Preis der Knechtschaft Baierns erkauft wurde. Zu Ibesheim war der unglücklichen Tochter Sobiesky's und ihren Kindern zwar das Rentamt München belassen worden, aber nach ihrer Abreise unter Zurücklassung der unmündigen Kinder und als der geheime Bund zur Befreiung von dem unerträglichen Druck der kaiserlichen Verwaltung entdeckt war, wurde die Bürgerschaft der Stadt unter der Zusicherung von Schutz, Gnade und Sicherheit gezwungen, eine österreichische Besatzung aufzunehmen. Den Versprechungen zuwider erfolgten aber Verhaftungen, Entwaffnung, Bedrückungen und grausame Mishandlungen im ganzen Lande. Als die zum Kaiser nach Wien gesandte Deputation umsonst Gnade und Milde erfleht hatte, griff das arme, bis aufs Blut gepeinigte Volk mit dem Rufe: „Lieber bairisch sterben, als in des Kaisers Unfug verderben", zu den Waffen, um sich selbst zu erlösen. Der Erhebung von 500 Bauern in der Oberpfalz folgte die von Bauern und Bürgern am Inn und an der Isar, sodaß innerhalb weniger Wochen das Heer der bairischen „Landesvertheidiger" bis auf 30000 Mann heranwuchs und ihm nach der Wegnahme von Burghausen, Braunau und Schärding Anfang December der Weg nach München offen lag. Leider gelang es der österreichischen Administration, welcher die Macht zur Niederhaltung der Erhebung fehlte und welche Zeit zur Heranziehung von Truppen gewinnen wollte, den an der Spitze der bairischen Insurgenten stehenden Freiherrn von Prielmayer zu überlisten und trotz Widerspruchs der eigentlichen Häupter der Erhebung zum Abschluß eines zehntägigen Waffenstillstandes zu bewegen. Hiermit begann der Niedergang der niederbairischen Landeserhebung, bis sie am 8. Januar 1706 im Verzweiflungskampf bei Aidenbach völlig unterlag.

Bis zum Anfang December 1705 verhielt sich das Rentamt München trotz aller Bedrückung ruhig; als sich aber das Gerücht verbreitete, die kurfürstlichen Kinder sollten nach Oesterreich in Gewahrsam gebracht werden, traten vier Patrioten: Johann Jäger, Weingastgeber in München, sein Verwandter Küttler, Hallmayerbräu und Hierner, der Abgesandte der Unterlandsdefensoren, in Berathung und beschlossen, daß gemeinsam mit dem Unterland und München auch das Oberland zur Rettung der Prinzen sich erheben solle. Die Gesinnungsgenossen zu Tölz im Oberlande waren zur Mitwirkung bereit und konnten bald über 2000 Streiter verfügen. Inzwischen begann Jäger sein Werk der Stadtverschwörung und setzte es auch noch fort, als der Hofmeister der jungen Prinzen

seine Betheiligung abgelehnt und von jedem gewaltsamen Auftreten abgerathen hatte. Muthig gingen die Bürger allein ihren Weg zur Rettung der Kinder; im Vertrauen auf den Sieg der guten Sache dachten sie an kein Mislingen, obwol sie versäumten, einträchtig, nach einem mit dem Ober- und Unterlande verabredeten Plan das Befreiungswerk zu wagen. So kam es, daß die Tölzer auf eigene Verantwortung vorgingen und von Jäger am 22. December in Schäftlarn am linken Isarufer angetroffen wurden. Unter Mathias Mayer, ehemaligem kurbairischen Hauptmann, der mit Widerstreben das Obercommando übernommen hatte, sollte am 24. December abends die Bestürmung von München stattfinden; die dortigen Vertrauten versicherten, alles sei bereit, hülfreiche Hand zu bieten. Indeß waren nicht alle in dem Wahne eines leichten Erfolgs befangen; viele stahlen sich hinweg, sodaß am 23. nicht mehr als 2500 Mann, ein bunter Haufe ohne Disciplin, ohne hinreichende Bewaffnung, ohne gehörige Vorräthe von Pulver und Proviant, in Unordnung die Isar abwärts gegen München zog. Trotz erfolgter Abmahnungen von dort und trotz der Warnung vor einem Rückenangriffe durch die Oesterreicher, trotz des Anrathens, die Unterstützungen aus Niederbaiern abzuwarten, trieb der Jägerwirth vorwärts. Aber schon war der Argwohn der österreichischen Administration erweckt, der auch durch den Amtspfleger Oettlinger der Plan der anrückenden Bauern verrathen worden war, sodaß die erforderlichen Maßregeln zur Vereitelung des Sturms auf die Stadt getroffen und Truppen herangezogen werden konnten. So gelangten zwar am 25. December morgens die Schützen ohne Widerstand vor die Mauern Münchens, während die übrigen auf der Wiese unterhalb des Dorfes Sendling hielten; aber noch war beim Hereinbrechen des Tags nichts erreicht, als die herbeorderten 3000 Oesterreicher vom rechten Isarufer her über die nicht abgebrochenen Brücken vordrangen, die Schützen zur Flucht nach der Wiese bei Sendling zwangen, und die dort standhaltenden Zurückgebliebenen in der Front angriffen, während plötzlich in deren Rücken Husaren zur Attake anritten. Obwol Mayer Chamade schlagen ließ und der österreichische Anführer Pardon bewilligte, obwol die unglücklichen umzingelten Streiter der Aufforderung des Feindes gemäß die Waffen streckten und auf die Knie fielen, so krachten doch die Musketen und hieben die Husaren ein. Was noch lebte, floh nach allen Richtungen, verfolgt von 8000 Feinden, um 11 Uhr deckten 2000 Todte und Verwundete das Schlachtfeld.

Am 28. December wurde allen aufrührerischen Bauern mit Ausnahme der Hauptanführer Pardon ertheilt; von diesen endeten Jäger und vier andere auf dem Blutgerüst, Hauptmann Mayer schmachtete 11 Jahre in Ketten und erhielt erst 1716 vom Kurfürsten das Restitutionsedict. Auch in Niederbaiern starben die Häupter der Erhebung auf dem Schaffot.

Was der Aufstand verhindern wollte, trat theilweise bald darauf ein, indem die vier ältesten Prinzen nach Klagenfurt geführt und als Gefangene behandelt wurden, bis 1714 der Friede ihnen Befreiung und ihrem Vater, dem Kurfürsten, den Besitz seines Landes wiederbrachte.

In der zweiten Hälfte der Schrift wird überzeugend und auf Grund von Urkunden der Beweis geführt, daß der im Volksmunde als Held des Bauernaufstandes geltende Balthasar Mayer, der Schmiedebalthes, eine mythische Person sei. Als Anhang folgen zwei Gedichte aus der Zeit der Occupation Baierns durch Oesterreich, welche die im Volke damals herrschende Stimmung getreu abspiegeln, eine Beschreibung von Votivtafeln der Schlacht bei Sendling, die Namen der Gefallenen, die Aufzeichnungen einiger Pfarreien über Gefangennehmung und Tod Küttler's und die neuesten Aufschlüsse über einzelne münchener Theilnehmer an der Erhebung.

Die mit warmer Liebe für das Vaterland und für die Wahrheit geschriebene Abhandlung ist gut ausgestattet und mit einer bildlichen Darstellung der Schlacht bei Sendling versehen.

3. Die ältere Art der Geldbeschaffung im Kriege. Mit besonderer Rücksicht auf das 15. und 16. Jahrhundert. Nach einem Vortrage, gehalten im militärwissenschaftlichen Verein zu Graz am 21. Februar 1877 von Leopold von Bech-Widmanstetter. Wien, Selbstverlag. 1880.

In dieser Abhandlung entwirft der Verfasser auf Grund sehr fleißiger Studien einschlägiger Werke und Documente ein skizzenartiges Bild davon, wie infolge der Kriege das Schuldenwesen drohend heranwuchs, bis es allmählich in den modernen Formen geregelt wurde; hauptsächlich bringt er dabei das finanzielle Elend Oesterreichs im 15. und 16. Jahrhundert zur Anschauung.

Nachdem das Geld als Hauptfactor für die Kriegführung und Kriegszucht gewürdigt worden, wird in die Erörterung über dessen Beschaffung eingetreten. Von den vier Arten, wie ein Staat die Mittel zum Kriege erhalten kann, wird diejenige, erhöhte oder vermehrte Steuern aufzuerlegen, als bei ausbrechendem Kriege unzulänglich bezeichnet, weil eben durch den Krieg die Productions-, mithin die Steuerfähigkeit des Landes sich herabmindert.

Für die Heranziehung eines angesammelten Staatsschatzes werden als Beispiele aus dem Alterthum Rom, aus der neuern Zeit Frankreich zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, Preußen zur Zeit Friedrich's des Großen und das Deutsche Reich angeführt, das 1871 nach glücklich beendetem Kriege 120 Millionen Mark in den Staatsschatz niedergelegte.

Ein drittes Auskunftsmittel, der Verkauf von Staatsdomänen, reichte früher wol aus, führte aber dazu, daß in den Zeiten der Noth der Erlös dem Werthe derselben nicht entsprach und die Fürsten einen wesentlichen Theil ihrer Macht dahingaben.

Als das letzte, wichtigste und gebräuchlichste Mittel, die zur Kriegführung erforderlichen Summen aufzubringen, wird die Benutzung des Credits angeführt, der nicht nur gegenwärtig allgemein gebräuchlich, sondern auch schon in

der Vergangenheit, wenn auch in andern Formen, üblich gewesen ist. Allezeit hat aber das Kapital den Vortheil der Anleihe nach der politischen Lage im allgemeinen sowie nach der Leistungsfähigkeit des Staats bemessen, insbesondere nach den Chancen, welche die Eigenschaften des Heeres und die Stimmung des Volks für den Sieg darboten. Hiernach wurde der Procentsatz, welcher in alter Zeit viel höher war als jetzt, berechnet, um so mehr, da im Mittelalter nicht das Land als solches, sondern der Landesherr in Person um das Darlehn sich bewarb. Diese Unterscheidung war besonders fühlbar, wo der Fürst nicht, ohne sich die Zustimmung der Großen des Landes verschafft zu haben, Geld aufnehmen konnte, und später da, wo Landstände Antheil an der Regierung hatten. Sowol in Deutschland wie in Frankreich und England stand der Fürst als Privatperson dem Geldbarleiher gegenüber und sah sich genöthigt, wenn die Vasallen die begehrten Mittel verweigerten oder die Stände die geforderten Summen zu bewilligen zögerten, besonders bei Gefahr im Verzuge, sogenannte Hofschulden zu machen. Zur Sicherstellung der Gläubiger wurden entweder Privilegien an Städte oder einzelne Personen verkauft, oder landesherrliche Burgen, Schlösser, auch Städte und Märkte gegen bestimmte rückzahlbare Summen pfandweise vergeben; sehr beliebt waren bei Juden und Bürgern auch die Pfandschaften der Mauthen und Zölle. War aber nichts mehr zu verpfänden da, eine Erhöhung der Pfandsätze nicht mehr möglich, oder die Verschreibungen auf bestimmte Einkünfte zu hoch angewachsen, so mußten die Kammermeister mit Privatpersonen oder Corporationen wegen Darleihung der benöthigten Summen in Verhandlung treten; dabei bereiteten die Bürgschaften, welche für den Schuldner bei dessen Zahlungsunfähigkeit einzutreten vermochten, die größten Schwierigkeiten. Diesen Bedingungen entsprachen vor allem die Klöster, Städte, Märkte, reiche Edelleute und Bürger, letztere namentlich das ganze Mittelalter hindurch. Daß diese traurigen Zustände Jahrhunderte lang andauern konnten, das lag daran, daß die staatlichen Verhältnisse vor allem der zu jedem größern Erfolge unumgänglichen Einheit ermangelten und den mächtigen nur auf ihr Privatinteresse bedachten Vasallen die Erkenntniß fehlte, daß allein geeinigtes Wirken zum Erfolge führe; haben die Stände der deutschen und österreichischen Länder die Verlegenheiten der Landesherren zur Erwerbung schwer besiegelter Freibriefe benutzt, so haben doch auch die Kaiser aus Reichspolitik für die Ständemacht Partei ergriffen, um die landesherrliche Gewalt der Fürsten am Anwachsen zu hindern, indem sie die Geldangelegenheiten von der Einwilligung der Stände abhängig machte. So wie heute die modernen Vertretungskörper, so hüteten früher die Stände vor allem das Recht der Steuerbewilligung. Nur allmählich und auf indirectem Wege gewannen die Landesfürsten größern Einfluß auf die Beschlüsse der Stände, als sie vom 15. Jahrhundert an durch den rasch sich mehrenden Briefadel aus den Kreisen der Beamten, Kriegsleute und vornehmen Bürger sich treuergebene Anhänger schufen, sodaß auf diesem Wege endlich von der Mitte des 17. Jahrhunderts an die Stände allen Vorschlägen willfährig nachkamen. Nach diesem allgemeinen Rückblick in die Vergangenheit der österreichischen Länder geht der Verfasser zur Schilderung der Finanznöthe über, welche sich unter den Habsburgern bei ihren Kriegen abspielten, und führt dabei eine größere Anzahl von interessanten geschichtlichen Daten vor. Wenn er schließlich der heutigen Finanzwirthschaft im Vergleich mit derjenigen früherer Jahrhunderte den Vorzug zuspricht, so kann diesem Urtheil sowie der Motivirung desselben unbedenklich beigepflichtet werden.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Nachdem Paul Lindau von der Redaction der „Gegenwart" am 1. October zurückgetreten ist, hat dieselbe Dr. Theophil Zolling, langjähriger pariser Feuilletoncorrespondent der „Neuen Freien Presse", übernommen. Wir sind überzeugt, daß der neue Redacteur, der sich als gewandter und ästhetisch gebildeter Feuilletonist bekannt gemacht hat, das Blatt frei von allen persönlichen Rücksichten redigiren wird.

Mit dem 15. September ist ein anderes Blatt: „Allgemeine literarische Correspondenz, eine Rundschau über das geistige Leben der Gegenwart", eingegangen. Die Redacteure Johannes Proelß und Julius Rüffert, welche seit 1877 die Leitung des Blattes in Händen hatten, haben demselben stets eine durchaus anständige Haltung gewahrt und sind nie in den Ton witzelnder Geistreichigkeit oder gemeiner Schmähungen verfallen, durch den sich manche andere Blätter ein Publikum zu verschaffen wähnen. Im Jahre 1880 löste sich das Verlagsgeschäft von Foltz auf; die Redacteure führten indeß das Unternehmen auf eigene Gefahr fort, anfangs unter den schwierigsten Umständen. In seinem Nachruf malt Johannes Proelß dies Nachtstück aus dem Literaturleben der Gegenwart näher aus. „In gleicher Lage", sagt er, „hätte dies Schicksal alle diejenigen treffen müssen, welche das Wagniß begingen, das Schicksal eines periodischen Unternehmens nur auf ideale, der Pflege des Schönen entnommene Interessen zu begründen."

— Die Erzählung „Der Antiquar" von Emil Taubert, welche zuerst in „Unsere Zeit" erschien und dort mit lebhaftem Beifall aufgenommen, auch, ins Italienische übersetzt, in der „Rivista Internazionale" mitgetheilt wurde, ist jetzt im Verlag von Walther u. Apolant in Berlin erschienen.

— Von dem talentvollen Dichter Hermann Oelschläger, dessen Uebersetzung der Ovid'schen Liebeselegien wir jüngst mit warmem Lob empfehlen konnten, erscheinen demnächst im Staackmann'schen Verlag in Leipzig „Novellen in Octaven".

— Von „Brehm's Thierleben" (Leipzig, Bibliographisches Institut) erscheint eine Chromo-Ausgabe mit 170 Tafeln in Farbendruck unter Leitung der Zoologen Dr. Girtanner, Professor Dr. Klunzinger, Professor Dr. O. Schmidt und Professor Dr. Taschenberg, nach dem Leben ausgeführt vom Maler Olaf Winkler. Die bisherigen Vollbilder des Hefts sind beibehalten;

aber sie erscheinen jetzt colorirt. Dies bot doppelte Schwierigkeiten, da die Zeichnungen anfangs mehr auf den plastischen Effect berechnet waren, andererseits auch die beschränkten Mittel der Kunst für Nachbildung einer ganzen Reihe natürlicher Farbentöne nicht ausreichen; doch sind diese Schwierigkeiten von dem Maler nach Kräften überwunden worden. Das erste erschienene Heft mit colorirten Bildern behandelt die Hochvögel und zwar zunächst die Papagaien, die „gefiederten Affen“, in ebenso eingehender wie anziehender Weise.

Theater und Musik.

Von den Candidaten für die Direction des Burgtheaters in Wien, welche an Dingelstedt's Stelle treten sollen, hat, wie wir vernehmen, Adolf Wilbrandt die meiste Aussicht. Längst sind wir überzeugt, daß eine große Bühne am besten von einem dramatischen Schriftsteller von Ruf geleitet wird, der ihr das Gepräge seines Geistes aufdrückt. Das Burgtheater ist auf solche Leitung um so mehr hingewiesen, als die Regie in den bewährtesten Händen sich befindet und die finanzielle Administration von der künstlerischen getrennt ist. Adolf Wilbrandt ist nicht nur ein talentvoller dramatischer Autor, der in allen dramatischen Gattungen Erfolge aufzuweisen hat; er ist auch in Wien eingebürgert und hat mit seinen großen Tragödien an der Burg zum Theil Sensation gemacht. Auch ist ihm der Grillparzer-Preis wie der berliner Schiller-Preis zutheil geworden.

Daß sein neues Drama „Johannes Erdmann“ bei der Aufführung am Burgtheater nur einen getheilten Erfolg hatte, kann seine Aussichten auf die Direction nicht beeinträchtigen. Welcher productive Autor hätte lauter Erfolge zu verzeichnen? Nicht der glückliche Wurf im einzelnen, sondern das dramatische Talent und die geistige Bedeutung im großen und ganzen sind entscheidend. Das Stück soll das Gegenbild zur „Tochter des Fabricius“ sein. Fabricius, der wirkliche Vater, hat nichts für die Erziehung der Tochter gethan; Erdmann erzieht ein Mädchen, dessen Vater er nicht ist; es ist indeß, wie sich später ergibt, die Tochter seiner ungetreuen Gattin, die im Irrenhause lebt, aber aus demselben zurückkehrt. Der Geliebte der Tochter will sie von einer solchen Mutter nicht empfangen: da vergiftet diese sich selbst, um dem Glück ihrer Tochter nicht im Wege zu stehen. Die Lebende hindert dasselbe nicht mehr, aber, sagt sich doch wol jeder, gewiß doch die Todte! Die ersten Acte des Stücks sind im Lustspielstil gehalten, die letzten sensationell tragisch.

— „Die Geyer-Wally“, das Schauspiel von Wilhelmine von Hillern, ist am berliner Hoftheater mit Erfolg in Scene gegangen. Das Stück, wenn auch das Novellistische darin nicht ganz überwunden ist und die Haltung des Ganzen mehr auf eine Volksbühne hinweist, beweist doch die Bühnengewandtheit der Verfasserin, die auch den decorativen Effect sehr zur Geltung bringt. Das berliner Schauspielhaus wurde diesem vollkommen gerecht.

Bibliographie.

Albrelus, J., Die Sozialpolitik der Kirche. Geschichte der sozialen Entwickelung im christlichen Abendlande. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 6 M.

Bäßler, F., Gedichte. Gotha, F. A. Perthes. 8. 2 M. 80 Pf.

Bellwald, N., Der Waisenknabe. Luxemburg, Brück. 8. 40 Pf.

Brandes, G., Die Litteratur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen dargestellt. 1ster Bd.: Die Emigrantenlitteratur. Leipzig, Veit u. Comp. 1882. Gr. 8. 5 M.

Bürger, H., Dramatische Werke. 1ster u. 2ter Bd. Berlin, Lassar. 8. à 4 M.

Byk, S. A., Rechtsphilosophie. Der letzte Grund des Rechts und seine practischen Consequenzen, bearbeitet unter Berücksichtigung der Möglichkeit ihrer Verwirklichung. Leipzig, M. Schäfer. 1882. Gr. 8. 5 M.

Doehn, R., Beiträge zur Geschichte der nordamerikanischen Union. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Die Administration der Präsidenten U. S. Grant und R. B. Hayes. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 6 M.

Dräseke, J., Der Brief an Diognetos, nebst Beiträgen zur Geschichte des Lebens und der Schriften des Gregorios von Neocaesarea. Leipzig, Barth. Gr. 8. 3 M.

Ettel, A., Eisenbahn- und Telegraphenlieder. Leipzig, Mutze. 16. 50 Pf.

Friedrich, J., Beiträge zur Geschichte des Jesuiten-Ordens. München, Franz. Gr. 4. 2 M. 70 Pf.

Fischer, O., Bonifatius, der Apostel der Deutschen. Nach den Quellen dargestellt. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 6 M.

Goepel, E., Ueber Begriff und Wesen des Urheberrechtes. Eine Studie. Altenburg, Schnuphase. Gr. 8. 1 M.

Hahn, L., Geschichte des „Kulturkampfes“ in Preußen. In Aktenstücken dargestellt. Mit einer Uebersicht. Berlin, Hertz. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Hesekiel, Ludovika, Lottchen Lindholz. Eine Berliner Geschichte aus dem 17. Jahrhundert. 2 Thle. in 1 Bde. Berlin, Janke. 1882. 8. 5 M.

Hesse-Wartegg, E. v., Mississippi-Fahrten. Reisebilder aus dem amerikanischen Süden (1879—1880). Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig, Reissner. Gr. 8. 8 M.

Holsten, C., Die protestantische Kirche und die theologische Wissenschaft. 54 Thesen, für den 13. Protestantentag aufgestellt. Berlin, Haack. Gr. 8. 50 Pf.

Ilg, A., Zeitstimmen über Kunst und Künstler der Vergangenheit. Studie. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 M.

Jordan, W. A., Das fünfzigjährige Jubelfest. Eine Dichtung in Stabreimen. Leipzig, Ehrlich. 1882. 8. 75 Pf.

Karbe, Anna, Lieder. Mit einer Photographie der Dichterin. Gotha, F. A. Perthes. 8. 3 M.

Kielland's, A. L., ausgewählte Novelletten. Aus dem Norwegischen übersetzt von J. C. Poestion. Wien, Hartleben. 12. 2 M.

Kretzer, M., Sonderbare Schwärmer. Roman. 2 Bde. Berlin, Kogge u. Fritze. 8. 9 M.

Lemke, E., Lose Körner. Aphorismen in Versen. Danzig, Axt. 1882. 16. 1 M.

Linnig, F., Bilder zur Geschichte der deutschen Sprache. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 6 M.

Ludewig, J., Geist und Stoff. Erörterungen und Betrachtungen über die Souveränetät der Materie. Iserlohn, Bädeker. Gr. 8. 5 M.

Mangold, F., Geschichte des Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten von Amerika 1861 bis 1865. Der Feldzug in Nord-Virginien im Jahre 1862. Hannover, Helwing. Gr. 8. 8 M.

Meyer, A. B., Publicationen des königlichen ethnographischen Museums zu Dresden. I. Bilderschriften des ostindischen Archipels und der Südsee. Herausgegeben mit Unterstützung der Generaldirection der königlichen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft. Mit 6 Tafeln in Lichtdruck. Leipzig, Naumann u. Schroeder. Fol. 20 M.

Minghetti, M., Staat und Kirche. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen nach der 2ten durchgesehenen Auflage. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 6 M.

Mool, J., Lieder aus der Fremde. Herausgeber: K. Mool. Würzburg, Staudinger. 12. 1 M. 50 Pf.

Die Völker Oesterreich-Ungarns. Ethnographische und culturhistorische Schilderungen. 1ster Bd.: Die Deutschen in Nieder- und Ober-Oesterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnthen und Krain. Von K. Schober. Teschen, Prochaska. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Pasqué, E., Prinzessin Ilse. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1882. 8. 10 M.

Prittwitz-Gaffron, L. v., Gedichte. Reichenbach i. Schl., Hoefer. 8. 4 M.

Reichenbach, H. G., Ernst Ferdinand Nolte, ein hamburger Botaniker. Eine Skizze. Hamburg, Nolte. Gr. 8. 1 M.

Ribbeck, W., Friedrich I. und die römische Curie in den Jahren 1157—1159. Untersuchungen über die Vorgeschichte der Kirchenspaltung von 1159. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 M. 60 Pf.

Rohlfs, G., Kufra. Reise von Tripolis nach der Oase Kufra. Ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland. Nebst Beiträgen von P. Ascherson, J. Hann, F. Karsch, W. Peters, A. Stecker. Mit 11 Abbildungen und 3 Karten. Leipzig, Brockhaus. 8. 16 M.

Rönne, L. von, Das Staatsrecht der Preußischen Monarchie. 4te vermehrte und verbesserte Auflage. 1ster Band. Verfassungsrecht. 1ste Abtheilung. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 M.

Schack, S., Physiognomische Studien. Aus dem Dänischen. Autorisirte deutsche Ausgabe von E. Liebich. 2 Thle. in 1 Bde. Jena, Costenoble. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Schliemann, H., Reise in der Troas im Mai 1881. Mit einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 M.

Sterchi, J., Kurze Biographien hervorragender schweizerischer Naturforscher. Nach den Inschriften am neuen naturhistorischen Museum in Bern. Bern, Huber u. Comp. 8. 1 M. 50 Pf.

Thiersch, H. W. J., Lavater. Ein Vortrag. Augsburg, Preyß. Gr. 8. 60 Pf.

Universal-Bibliothek. Nr. 1500: Nur Wahrheit! Sie verlangt ihre Strafe. Zwei Erzählungen von E. Wichert. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. 60 Pf.

Vonneilich, J., Die Burg Hohenzollern, die Wiege unseres Kaiserhauses. Görlitz, Richter. 8. 40 Pf.

Wagner, F., Berichtigungen und Nachträge zu von Minutoli: Das kaiserlich Buch des Markgrafen Albrecht Achilles. Berlin, Weber. Gr. 8. 1 M.

Witzleben, C. D. v., Die Entstehung der constitutionellen Verfassung des Königreichs Sachsen. Zur Feier des 50jährigen Bestehens der Verfassungsurkunde vom 4. September 1831. Im Auftrage der königlichen Staatsregierung verfaßt. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 5 M.

Wolfsohn, W., Aus trüber und aus heit'rer Zeit. Gedichte. Leipzig, M. Schäfer. 1882. 8. 1 M. 75 Pf.

Zola, E., „Zum Todtschläger“. (L'Assommoir.) Roman. Deutsch von F. Wohlfahrt. 2 Bde. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 2 M.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: „Mittheilungen von F. A. Brockhaus in Leipzig" 1881 Nr. 5.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 43. — 27. October 1881.

Literarische Unterhaltungen.

Etwas vom Recensiren.

Motto: Dat veniam corvis, vexat censura columbas.
Juv. Sat. II, v. 63.

„Es gereicht Recensenten, sie mögen nun Bücher, Menschen oder Verhältnisse beurtheilen, zum größten Ruhme, wenn sie wie die Spartaner leben, nur Kupfergeld besitzen und schwarze Suppen essen; denn wer Vertrauen braucht, erhält es nur, wenn er sonst nichts braucht, und nur wer die Menschen entbehren gelernt, darf sie belehren. Aber schreiben dürfen die Recensenten nicht wie die Spartaner. Sie sind Richter; sie müssen also, freisprechend oder verdammend, ihre Entscheidungsgründe angeben, und das klar und umständlich. Thun sie dieses nicht, begnügen sie sich zu sagen: das ist gut, das ist schlecht, so kann ihnen jeder Leser mit Recht bemerken: das weiß ich ohnedies, das sagt mir mein Gefühl; du aber sollst mir mein Gefühl deutlich machen und mir erklären, warum dies gut, warum dieses schlecht sei."

So schrieb Börne, auch nur ein Recensent, im Jahre 1824. Man kann Recensent sein und doch ein sehr respectabler Mensch. Auch der Fall ist möglich: man kann ein sehr respectabler Mensch sein und doch kein Recensent. Und noch ein dritter, nämlich der: daß man ein Recensent ist und durchaus kein respectabler Mensch.

Von der Species der absprechenden schwarzgalligen Recensenten hat Paul Lindau einmal sehr treffend geurtheilt: „Gesagt muß dem deutschen Publikum werden, daß absprechendes Urtheil und schöpferische Ohnmacht immer Zwillingsschwestern sind, und daß in der nergelnden, unverschämten Kritik weder gesunder Menschenverstand noch rechte Wissenschaftlichkeit liegt, sondern daß sie nichts anderes ist als die reine Windbeutelei."

Der Molière-Kenner Dr. Heinrich Schweitzer kennzeichnet diese Gattung: „sie können ihre Federn nur im Regiren brauchen, wie manche Vögel nur bei conträrem Winde zu fliegen vermögen."

In einem Briefe J. J. Rousseau's an Mr. D'Alembert heißt es von solchen Kritikern: „Das sind die Leute, die wol gelegentlich einmal die Laster verspotten, ohne jedoch die Tugend lieben zu machen; jene Leute, wie ein alter Schriftsteller sagt, die wohl die Lampe schneuzen können, aber nie Oel aufgießen."

In merkwürdiger Uebereinstimmung mit dieser originellen Definition befindet sich der Alleswisser Weber, in seinem „Demokritos": „Schriftsteller und Recensenten verhalten sich nur zu oft wie Licht und Lichtputze; letztere kann das Licht heller machen, ja auslöschen — kann sie aber leuchten?"

Was mich betrifft, so habe ich mich über meine Kritiker nicht zu beklagen; sie schenkten mir Aufmerksamkeit über Gebühr, und wenn sie tadelten, wie das regelmäßig geschah, so waren sie wahrscheinlich besser über den Gegenstand, dessen Studium ich gerade verlassen, unterrichtet; oder sie irrten bona fide, oder sie gaben mir zu denken, ließen mich bedauern, ihre Hülfe, ihre Kenntnisse, ihren Rath, ihren Beistand nicht vor meinen Veröffentlichungen gehabt zu haben. Denn ich bin, wie Lessing sagte, ein Lahmer, und welcher Lahme hätte je die Krücke verschmäht?

Böse, unduldsame, stets mislaunige Kritiker muß es aber seit des seligen Archilochos' Zeiten, dessen Spottlaune Herrn Lykambes sammt Fräulein Tochter in den Hängetod trieb, immer gegeben haben. Um nicht allzu weit ins Griechische zurückzugreifen, erinnere ich an einen Ausspruch Goethe's in „Wahrheit und Dichtung": „Ein geistreicher Franzos hat schon gesagt: wenn irgendein guter Kopf die

Aufmerksamkeit des Publikums durch ein verdienstliches Werk auf sich gezogen hat, so thut man das Möglichste, um zu verhindern, daß er jemals dergleichen wieder hervorbringt."

Dies ist nun besonders in Deutschland der Fall, wo man einem kaum ein wenig „Angekommenen" viel öfter ein derbes „Wiederabfahren" zuruft, als man anderswo in diesen internationalen Tagen ein weit höflicheres und wohllautenderes „Al tren, Caballero!", oder „Take your seats, please, Gentlemen!", oder ein Zola'sches „Prenez place, Messieurs, s. v. p." zu hören bekommt. Bei einem neuern Dichter, der Goethe sicherlich nicht gelesen und deshalb keines Plagiats an oben citirter Stelle geziehen werden kann, fand ich jüngst nachstehendes Gedicht, welches die Zustände, auf die Goethe anspielt, ebenso anschaulich, wenn auch länger und später, kennzeichnet:

Horticulturelles.

Dem jungen Keim, der aus der Erde dringt,
Wird leicht ein hülfreich Gärtnerkind sich finden,
An einen Stab den zarten Stamm zu binden —
Ein sorgsam Wesen, das ihm Hülfe bringt.

Wenn dann das Bäumlein sich zur Höhe ringt,
Und selbst sich seinen Platz im Wald erzwingt,
So überläßt's die Pflegerin den Winden.

So macht's die Kritik mit dem Bäumlein, dem Menschen!

Wer schüchtern sich zuerst hervorgewagt,
Dem wird nicht leicht ein freundlich Wort versagt —
Er soll nicht in der Menge sich verlieren;

Doch wenn er schon zu halber Höhe ragt
Der Stämme, die den Wald des Sanges zieren —
Da — könnt' er werden — Einer von den Ihren —
Und wird mit Schweigkunst still davongejagt.

Böswillige Menschen behaupten freilich dagegen, Dichter, die einmal etwas Gutes geschrieben, kämen gar oft hinterdrein mit Mittelgut oder noch Schlechterm zu Markte, und es sei nicht des Recensenten Sache, dem Dichter seinen Platz zu bewahren, sondern die höchsteigene des Poeten. Und noch ein Liedlein von schlimmen Kritikern hat Goethe gewußt; in „Aus meinem Leben" seufzt er tief auf: „Es war damals in der Literatur eine schöne Zeit, wo vorzüglichen Menschen noch mit Achtung begegnet wurde!"

Das hat sich heute bedeutend zum Bessern gewendet. Unsere großen Schiller und Goethe von 1881 werden in den Literaturblättern und politischen Journalen mit vorzüglichster Ehrerbietung behandelt, und wenn ein hervorragender Novellist einmal ein historisches Drama aufführen läßt, das sich nicht die Gunst von Publikum und Kritik erringt, so zieht der Berichterstatter weiße Glacéhandschuhe an, ehe er dem berühmten Epiker haarklein darlegt, daß er ganz und gar kein Theatermensch sei.

Aber ein aufgeführter und durchgefallener Dichter ist noch lange nicht so schlimm daran wie ein todtgeschwiegenes Buch. Die Dichterin Betty Paoli hat jüngst in der „Presse" der Dichterin Ebner von Eschenbach zwei Feuilletons gewidmet und gesagt: „dem Genie gehöre solch epische Recension, dem Mittelgut kaum eine kurze Notiz; ein gutes Buch mache sich übrigens ganz von selbst bekannt." Gewiß! Getrennt sind die beiden Behauptungen sehr richtig; geeint stoßen sie sich gegenseitig um. Wenn ein gutes Werk sich selbst bekannt macht, warum dann zwei Feuilletons darüber? Auch hat nicht jede Freifrau Marie von Eschenbach ihre Betty Paoli, und nicht jedem mittelmäßigen Buch wird eine Notiz.

Bis ein Buch bekannt wird, dauert es immerhin eine geraume Zeit. Zum Schreiben selbst gehört ein Tag — ein Menschenleben: wer will das so genau bestimmen? Dann muß es, nach Horaz, neun Jahre trocknen. Das Finden eines Verlegers — eine Ewigkeit! Der Druck — ein halbes Jahr! Nun ist's fertig. Aber wer kennt's? Die Novellen unserer Goethe und Schiller treten in diesen Zeitläuften vorerst in Revuen und Zeitschriften, im Feuilleton politischer Journale auf — das ist geebnete Bahn: Name, Leser, Honorar, alles findet sich beisammen. Aber so ein einsiedlerisches Buch — das muß einen Freund suchen. Nicht schwer! Denn zeigt mir in Deutschland einen Mann, der kein Buch geschrieben, und ich will ihn auf Händen tragen. Nun, der Freund ist gefunden, auch eine Stelle, wo er auf jenes Buch hinweisen, es mäßig loben, es anständig tadeln, es christlich zerreißen kann. Nun weiß man von der Sache. Dann thut unser Mann dasselbe mit des Freundes Buche. „I will praise any man, that will praise me, though it cannot be denied, what I have done by land", sagt Shakspeare's Enobarbus. Nun weiß das Publikum von zwei Büchern. Die Eingeweihten aber raufen sich die Haare, senden anonyme Schmähbriefe und rufen: Kameraderie. Und wehe nun, wenn die beiden Leutchen hier und da ein Feuilleton, eine neue Besprechung an ein Kunst- oder Literaturblatt senden. Herr A. schreibe z. B. in die A.-Presse, Herr B. in die B.-Zeitung. Sofort wird A. von der B.-Zeitung in Acht und Bann gethan; sein Name darf nicht mehr genannt, seine Arbeiten dürfen nicht mehr acceptirt werden; alles was er leistet, ist schlecht! Ebenso ergeht es Herrn B. in der A.-Zeitung. Das nennt man Collegialität.

So kenne ich eine große einflußreiche Zeitung, deren Feuilletonredacteur gewisse in K. schaffende Literaturgrößen perhorrescirte. Er war vielleicht von ihnen todtgeschwiegen oder — schlecht gelobt worden. Er ignorirte sie. Ein anderes Blatt dagegen war gut auf sie zu sprechen. Nun muß aber der Redacteur der großen Zeitung abgehen; der vom andern Blatte tritt an seine Stelle. Mit Pauken und Trompeten ziehen die k..er Literaturgrößen ein in die geweihten Hallen unter dem Strich. Ein neuer Wechsel und ein neues Regiment Kameraden! Jeder neue Machthaber hat neue Schützlinge, neue Freunde, und so kommt es, daß die k...er Literaturgrößen, über die sich gestern die A.-Zeitung auf Befehl ihres Herausgebers lustig ge-

macht, die sie mit der schärfsten Lauge ihres Spottes übergossen, heute die beliebtesten Feuilletonisten jener A.-Zeitung sind. Zum größten Aerger des Herausgebers, der dem Redacteur freie Hand lassen muß. So erscheint der Besitzer eigentlich als der einzige „ethisch durchgebildete Mensch", weil er sich eben gegen den Begriff Kameraderie sträubt? Ganz und gar nicht! Sein Haß gegen jene ursprünglich Perhorrescirten rührt ja daher, daß sie in die B.-Presse schrieben.

So kleinlich geht es oft bei der sechsten Großmacht her. Was heißt Kameraderie? Ist nicht alle Welt in Lager getheilt, und soll man nicht Freunde haben, wo Feinde so billig sind wie Brombeeren und Brennnesseln?

Was macht inzwischen das Buch? Seinen Weg. Jedes Buch macht seinen Weg — hinab oder hinauf. Unberechenbar sind die Wirkungen des gedruckten Worts, wie Terpentin durchfließt es alle Adern und Poren des großen Körpers Welt. „Demain, dit-il" — sagt Beaconsfield im „Lothair" —, „la critique commencera. Vous savez qui sont les critiques? Ceux qui ont échoué dans les arts ou dans les lettres." Kein Regiren, kein Prophezeien, kein Lob, kein Tadel hilft oder schadet. Gewiß und wahrhaftig, es gibt ehrliche, tüchtige Kritiker, die es ernst mit ihrem Beruf meinen, die ein Stück sehen, ein Buch lesen und es mit Hinsicht auf Stil und Form, Inhalt und Gehalt zu prüfen wissen, die dem fragenden Publikum rathen können. Und es gibt Organe in Wien, Berlin, Leipzig, die man getrost als Wegweiser in dem deutschen Dichter-, Roman- und Novellenwalde bezeichnen kann. Aber auch Betty Paoli hat recht. Ein gutes Buch wird vom feinfühligen Publikum, das noch sensitiver und sensibler ist als die Kritik, geahnt, erkannt, gewählt, behalten. Selbst wenn Herr A. es verdammt hat! Selbst wenn Herr B. es gelobt hat! Denn wer anders als das Publikum, die lesende und denkende Menschheit, jener hundertäugige Argus und hundertarmige Briareus, ist das feine Sieb, durch welches die Spreu stiebt und das den Weizen Homer, Sophokles, Goethe bewahrt? Wer anders ist das große Vogelnetz, das die Eintagsmücken, die Stechfliegen und den Mistkäfer durchläßt und den Paradiesvogel, den buntfarbigen Kolibri, den Sänger Kokila, die Nachtigall Poesie behält?

Alfred Friedmann.

Talleyrand auf dem Wiener Congresse.

Talleyrand's Briefwechsel mit König Ludwig XVIII. während des Wiener Congresses. Nach den im Archiv des Ministeriums des Auswärtigen zu Paris aufbewahrten Handschriften herausgegeben von G. Pallain. Autorisirte deutsche Ausgabe, besorgt von Paul Bailleu. Leipzig, Brockhaus. 1881. Gr. 8. 8 M.

Bereits Thiers, Mignet, Viel-Castel und d'Haussonville benutzten im Manuscript den jetzt von Pallain völlig mitgetheilten, ungemein interessanten Briefwechsel, den Pallain und Bailleu mit guten orientirenden Noten versehen haben. Die Correspondenz bringt auf jeder Seite neue Beweise für die seltene diplomatische und staatsmännische Begabung Talleyrand's und für die geistvolle Natur des oft misleiteten Königs. Auf dem Wiener Congresse zeigte sich Talleyrand nicht nur als feinster Beobachter, sondern geradezu als Diplomat ersten Rangs aus Vergennes' trefflicher Schule. Wie vorzüglich sind seine Schilderungen! Am besten sind ihm wol die Porträts von Metternich, Castlereagh und Alexander I. gelungen. Metternich steht vor uns in seiner ganzen Hohlheit, der Mann schwächlicher Politik, der Mann der Stabilität und dabei des ewigen Vergnügens; er hält Joachim Murat auf dem Throne, weil er in dessen Gemahlin Karoline verliebt ist; er meint, Talleyrand imponiren und ihn lahm legen zu können, aber der schlaue Expriester überlistet ihn, zieht ihn zu Frankreich und erringt für sein Legitimitätsprincip einen großen Triumph, indem er Oesterreich am 10. April 1815 zur Kriegserklärung gegen Murat bewegt. Immer leichtfertig und sorglos, will Metternich ganz Europa leiten und überhebt sich in lächerlichem Maße. Castlereagh erscheint, von einem solchen Manne geblendet, doppelt schwach an Geist; es überrascht ihn, wenn man Verhältnisse anders beleuchtet, als er es gethan hat; unentschlossen und unsicher, hat er „gar keine Begriffe von allem, was militärische Topographie heißt, und selbst von der einfachen Geographie des Festlandes" und fördert durchaus nicht Englands Interessen auf dem Congresse, während Talleyrand ihn für Frankreich gewinnt. Alexander I., von Napoleon als verschlagener und treuloser Byzantiner bezeichnet, tritt in sehr unvortheilhaftem Lichte uns entgegen; seine Politik ist die nackte Gewalt ohne alle Achtung vor Rechtsgrundsätzen; die liberalen Ideen, die er auf der Zunge trägt, sollen seinen Ehrgeiz verschleiern; aber sein Widerpart Talleyrand durchschaut die Lüge. Alexander ist durchaus wandelbar und sucht den andern Fürsten bald durch schroffes, anmaßendes Auftreten, bald durch haltlose Gefälligkeit und Güte seinen Willen aufzudrängen; als Schauspieler ist er unübertrefflich von Talleyrand geschildert, und es liest sich allerliebst, wie beide einander zu betrügen und zu gewinnen suchen.

In allen Gesellschaften Wiens wimmelte es von Königen, Prinzen und Fürsten, was nach Talleyrand's Meinung dazu führte, das Königthum zu degradiren. Die Gastfreundschaft Franz' I. war schrankenlos; täglich kostete ihn der Congreß, der ihn nahezu ruinirte, 220000 Gulden Papiergeld. Als Staatsmann erhebt sich Talleyrand auf dem Congresse als der bedeutendste über alle seine Collegen. Im Pariser Frieden hatten die alliirten Mächte

Frankreich mit einer Schonung und Mäßigung behandelt, von der Talleyrand selbst in seinem glänzenden Berichte an Ludwig XVIII. auf der Reise von Gent nach Paris zugesteht, keine Epoche der Geschichte weise unter ähnlichen Umständen dergleichen auf. Vielfach war diese Milde hinterher beklagt worden und man beschloß nun, auf dem Wiener Congresse Frankreich nicht wieder zu sehr zu begünstigen: es sollte eine rein passive Rolle spielen, seine Uebermacht wurde noch immer gefürchtet und sollte gebrochen werden; England, Rußland, Oesterreich und Preußen wollten über das Los Europas entscheiden, ihre Coalition bestand noch fort. In diese Kette brach Talleyrand ein und gab den Dingen eine ganz andere Wendung; anstatt der Frankreich zugedachten kleinen Rolle spielte er im Gegentheil eine eminente; anfänglich ängstlich gemieden, wurde er bald von allen gesucht, denn er wußte der französischen Politik ein Gepräge zu geben, das Ludwig XVIII. als den uneigennützigsten und am meisten für Europas Gesammtwohl wirksamen Theilnehmer am Congresse erscheinen ließ. Dieses Ziel erreichte Tallevrand hauptsächlich durch das von ihm aufgestellte Legitimitätsprincip und die Betonung des historisch gewordenen Rechts gegenüber roher Gewaltanwendung oder Usurpation. Mit seltenem Geschick verfocht er das Princip der Legitimität und machte daraus einen dauernden Schutz für das erschöpfte Frankreich und ein Palladium des europäischen Gleichgewichts. Hierfür suchte er den Bund Frankreichs mit England zu erzielen, und er beeinflußte Castlereagh in diesem Sinne. In der neapolitanischen Frage ging Frankreich absolut im Geiste der Legitimität gegen Murat vor, England schloß sich unbedingt an, und auch Oesterreich erklärte sich nun gegen Murat; dieser fiel, und König Ferdinand wurde restaurirt. Indem der Congreß die Successionsberechtigung des Carignan'schen Hauses in Sardinien anerkannte, ward dies Land vor dem Anfalle an Oesterreich gerettet und in Italien das Gleichgewicht erhalten. Der Schweiz wurde die Wohlthat ewiger Neutralität verbürgt und dadurch Frankreich, welches nach dieser Seite offen war, der höchste Dienst geleistet. Durch die neue Schöpfung des Königreichs der Niederlande wurde Preußen überall von der französischen Grenze getrennt; weder Mainz noch Luxemburg wurden ihm gegeben.

Sehr entschieden richtete sich Talleyrand gegen Preußens Wachsthum; im Sinne der nationalen französischen Politik des Jahrhunderts, in dem seine Wiege stand, schützte er die deutschen Kleinstaaten gegen Preußen und Oesterreich; der deutsche Besitzstand Preußens, welches er aufsaugend und erobernd nannte, mußte beschränkt und durch die Deutschland zu gebende neue Verfassung sein Einfluß gelähmt werden, Deutschland durfte nicht die Einigung durch Preußen empfangen. Die Lande, welche Preußen in Wien zufielen, waren so gelegen, daß sie wenig Zusammenhang mit den alten Provinzen hatten und man hoffen durfte, erst nach langer Zeit würden sie assimilirt sein. Frankreich konnte nur ein föderatives Deutschland brauchen, und wir verdanken Talleyrand in vorderster Linie den elenden Deutschen Bund; aus diesem Grunde ließ er auch Sachsen um keinen Preis an Preußen fallen, sondern erhielt es als Staat am Leben. Als England und Oesterreich in ihrem Widerstande gegen die Ausdehnungsgelüste Rußlands und Preußens bereits erlahmten, hielt Talleyrand denselben aufrecht und gewann zuerst am 10. December 1814 Oesterreich, dann England für die Erhaltung Sachsens. Am 3. Januar 1815 schloß er mit Metternich und Castlereagh eine Convention, in der auch der Kriegsfall vorgesehen war; ihr traten Baiern und Hannover, dann die Niederlande bei. Dieser diplomatische Zug war ein Meisterstück Talleyrand's; nun löste sich die Coalition total auf, und Preußen erhielt nur einen Theil von Sachsen. Ebenso wurde Rußland, welches bereits ganz Polen zu besitzen glaubte, gezwungen, sich mit weniger zu begnügen; die Hälfte des Herzogthums Warschau wurde den alten Besitzern gesichert, Rußland erhielt nicht das ganze. Als imponirendster Act des Legitimitätsprincips konnte die von Talleyrand veranstaltete großartige und kostspielige Gedächtnißfeier für den Märtyrer der Revolution, Ludwig XVI., gelten, die am 21. Januar 1815 unter ungeheuerer Betheiligung im St.-Stephansdome zu Wien stattfand. Alle Hauptpunkte der europäischen Politik wurden in Wien zu Frankreichs Genugthuung und oft über Erwarten günstig erledigt.

Während aber hier die Legitimität ihre Triumphe feierte, beklagte sich ihr Verfechter, der alte Revolutionär von 1789 und 1791, bei seinem Könige, daß sie in Frankreich angegriffen werde. Man hatte in Paris — so meinte Talleyrand — den Unterschied zwischen legitim und absolut vergessen und handelte vielfach reactionär. Gewiß hatte Ludwig XVIII. die besten Absichten, und es ging ihm vom Herzen, wenn er am 4. December an Talleyrand schrieb: „Ich weiß, daß die Gärung vorhanden ist, aber ich beunruhige mich deshalb nicht. Fest entschlossen, nach außen hin nie von dem abzugehen, was die Gerechtigkeit uns gebietet, im Innern nie von der Constitution abzuweichen, die ich meinem Volke gegeben habe, und nie in der Ausübung meiner rechtmäßigen Gewalt zu ermatten, fürchte ich nichts, und ich denke es früher oder später zu erleben, daß die Wolken, deren Entstehen ich vorausgesehen hatte, sich zertheilen werden." Aber neben Ludwig standen die Prinzen, besonders der unpolitische Monsieur, und sein Ohr besaß Blacas, dessen totale Unfähigkeit wiederholt das Thema der Briefe bildet, die Talleyrand mit seinem klugen Gesinnungsgenossen, dem Minister des Aeußern Graf Jaucourt, wechselte und die Pallain in den Noten anführt. Blacas war Ludwig's Unsegen, auch die alliirten Fürsten sprachen dies aus und betrachteten die königliche Politik um seinetwegen mit ungünstigen Augen. Vielfach regte sich die Befürchtung, was unter den Wirkungen der Revolution entstanden und gewonnen sei, werde wieder vergehen und durch reactionäre Einrichtungen verdrängt werden. Gerade die Verbindung mit der Revolution war es, die Napoleon's Stärke ausmachte

und ihm auch in den Hundert Tagen wieder viele Anhänger zuführte.

Schon lange fürchtete Talleyrand, Napoleon könne von Elba aus Europa nochmals beunruhigen; er hörte von manchen seiner Intriguen und wünschte ihn und Murat möglichst rasch unschädlich gemacht zu sehen. Da kam der Kaiser von Elba zurück und bedrohte die Ruhe des Welttheils, dem soeben kaum der Frieden zurückgegeben worden war. Talleyrand, der ihn von ganzer Seele haßte, sprach sich sogleich dahin aus, er müsse als Bandit behandelt werden. Irrigerweise meinte er, Napoleon werde wol nicht in Südfrankreich, sondern in Norditalien auftreten und im Einverständnisse mit Murat Italien revolutioniren; ebenso irrig glaubte er an das Scheitern seiner Unternehmung. Ein Gutes erwartete er von dem Eindrucke des Ereignisses: den raschern Abschluß der Geschäfte auf dem Congresse. Dem Könige rieth er, Paris nicht zu verlassen, und später, ja nicht ans Meer zu gehen, weil dies die Flucht ins Ausland befürchten lasse und Ludwig nicht das Meer zwischen sich und sein Volk legen dürfe; er versicherte ihm, die Stellung der französischen Botschaft in Wien sei ganz die alte, alle Fürsten seien hülfsbereit, am meisten aber Alexander I. Auf alle Bitten des nach Gent geflüchteten Königs, zu ihm zu kommen, antwortete Talleyrand ablehnend; er hielt sein Verbleiben in Wien für höchst wichtig, der Name des französischen Botschafters müßte wie der seiner Collegen unter die Congreß-Schlußacte gesetzt werden, und es müßte den Anschein haben, als befinde sich der vertriebene König im Vollbesitze seiner Macht und seiner Staaten.

Auf dem Congresse bewirkte Talleyrand die schroffe Erklärung der acht Mächte vom 13. März 1815, in der Napoleon in die Acht erklärt wurde; „niemals", sagt er triumphirend, „ist ein Schriftstück von solcher Energie und solcher Wichtigkeit von allen Souveränen Europas unterzeichnet worden." Er sowol wie Graf Nesselrode, dessen Aeußerung Pallain mittheilt, betonen als etwas ganz Ungewöhnliches die große Einmüthigkeit der europäischen Regierungen gegen Napoleon, und Talleyrand sieht mit gerechtem Stolze darin den Sieg der von ihm gepredigten Legitimität und den größten Erfolg seines Wirkens. Der Vertrag von Chaumont wurde erneuert, aber nicht gegen Frankreich, sondern mit Frankreich gegen „Bonaparte". Frankreich gegenüber durfte es nicht den Anschein haben, als werde der Krieg für Ludwig geführt; es mußte ein Krieg zu Gunsten der Ruhe und Sicherheit Europas sein: nur dann blieb Ludwig von dem Odium des Kriegs, der sein Land von neuem traf, befreit und erschien nicht als im Gefolge fremder Truppen nach Frankreich zurückgeführt. Ob er aber überhaupt wieder den Thron besteigen würde, war zweifelhaft; Alexander I. vor allen meinte, die Bourbons regierten im Widerspruche mit dem Geiste der Zeit, und Ludwig sei einmal nicht von Blacas und Monsieur zu trennen, weit mehr empfehle sich die Thronbesteigung Orléans'; Talleyrand aber arbeitete im Sinne der Legitimität für Ludwig's zweite Restauration.

Erst nach dem definitiven Abschlusse der Congreßacte verließ der grandiose Staatsmann, der Frankreich eine glanzvolle Stellung auf dem Congresse zu geben gewußt, am 11. Juni Wien und ging zum Könige nach Gent. Jetzt erklärte er ihm seine Ansichten über Legitimität. Heutzutage könne diese nicht mehr als von Gottes Gnaden und als göttliche Einrichtung angesehen werden; legitim sei jetzt die Gewalt, welche am besten und ruhigsten das Glück ihres Volks sichere, und sie müsse, um nicht zu einem veralteten Hirngespinste zu werden, von Geschlecht zu Geschlecht Segen bringen; die Regierung sei für das Volk da, nicht aber umgekehrt. Als beste Stütze des Herrschers betrachtet Talleyrand die öffentliche Meinung, die jener für sich gewinnen müsse. Ludwig solle das feste Versprechen geben, daß er seinen Wahlspruch „Pardon et oubli!" zur Wahrheit machen und die Constitution treulich halten werde; nach seiner Rückkehr auf den Thron müsse er sich mit einem Ministerium umgeben, welches allen Parteien, Ansichten und Besorgnissen als Garantie diene, und besonders den Besitzern von Nationalgütern volle Sicherheit gewähren. Ludwig erkannte die Weisheit von Talleyrand's Rathschlägen und befolgte sie in seiner Proclamation von Cambrai.

So sehen wir in Talleyrand einen Staatsmann, der mit und in seiner Zeit lebt und ihre Forderungen gründlich versteht, einen ungewöhnlich feinen Beobachter und ein politisch-diplomatisches Genie. Möchten endlich seine so lange erwarteten Memoiren erscheinen, um ihn uns ganz genau bekannt zu machen, uns Einschau in seine innern Empfindungen zu vergönnen.

Die Uebersetzung des Werks durch Bailleu ist sehr klar, correct und alles Lobes würdig; auch sind seine Anmerkungen eine willkommene Beigabe. Seite 160 muß es anstatt „Großherzoginnen" Großfürstinnen heißen. In den Anmerkungen zu Seite 219 und 221 ist einiges Falsche: die Herzogin von Aumale starb 1869, nicht 1859; die Erzherzogin Marie Luise von Toscana 1857, nicht 1852; und die Herzogin von Berry wurde nicht am 5. März, sondern am 5. November 1798 geboren und wurde nicht 1821, sondern 1820 Witwe. Arthur Kleinschmidt.

Gedichte und Dichtungen.

(Fortsetzung aus Nr. 42.)

3. Gedichte von Ernst Ziel. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, Keil. 1881. 12. 5 M. 25 Pf.

Einige dieser Gedichte standen bereits in der Sammlung der ersten Auflage: im ganzen aber kann die zweite als eine neue Sammlung betrachtet werden, denn sie ist mit den bedeutendsten lyrischen Ergüssen bereichert worden, in denen sich die Eigenart des Poeten am entschiedensten ausspricht.

Ein oft feierlicher Ernst, ein ideales Streben, der Sinn für das Erhabene charakterisiren Ernst Ziel: darum wird er den Ton der Ode, des Hymnus, einer getragenen Reflexion am besten treffen, und es ist ebenso natürlich, daß er Strophenformen von künstlerischer Architektonik, wie Canzonen oder jene für freie Ergüsse geeigneten reimlosen, nur nach dem rhythmischen Gefühl meßbaren Verszeilen bevorzugt, in denen Heine seine „Nordseebilder" gedichtet hat.

Die „Phantasien aus einer Großstadt" beweisen dies. Die Schilderungen darin haben großen Stil, aber es ist, trotz kühner Wortbildungen in dem mehr schildernden Theil, keineswegs ein gestelzter Kothurnstil; auch die einfache Empfindung kommt zu Wort:

Und wieder träumt sich mein Herz
An die Stätten der Kindheit: —
Zwielicht am Meer!
Unter blassen Mondesstrahlen
Wandeln die Wogen; es rauscht die Brandung.

Ich weiß ein Grab jenseit des Wassers;
Dort wuchert das Unkraut rings;
Es trauert der Dornenbusch,
Und wenn die Welt entschlief am Abend,
Hockt im Gestrüppe das Nachtgevögel.

Ob dich, weltfernes, verlassenes Grab,
Ob dich der Mond, o Grab meines Bruders,
Wohl nächtens küßt,
Wenn der Wind durch die Gräser streicht?
Mich faßt unendlich Weh — von ferne
Hallen die Glocken entlegner Kirchen.

Die Canzone ist ein Strophen- und Reimgebäude, das von den deutschen Dichtern in jüngster Zeit sehr selten ausgebaut wird. Schöne Canzonen hat Max Waldau gedichtet; doch sie sind wenig bekannt geworden. Die hin- und hergehende Reflexion, welche das zusammenhaltende Band für ihre Gedankengänge in den oft spät wiederkehrenden Reimen findet, wird sich gern in dieser geräumigen Form bewegen. Die Gefahr derselben liegt in dem schleppenden und nachschleppenden Vers- und Reimgewand, das oft den Gang der Gedanken hemmt, wenn es nicht von kunstsinniger Hand graziös gehalten wird. Daß Ernst Ziel die Form mit glücklicher Ungezwungenheit behandelt, mag die erste Strophe der Canzone „Mein Glaubensbekenntniß" beweisen:

Im Frühroth schritt ich hin am wüsten Strande;
Das Meer war ruhig, feierlich der Morgen;
Die Stirn umfächelten mir laue Lüfte,
Die junge Stirn, noch nicht gefurcht von Sorgen.
Und wie ich weiterschritt im Küstensande,
Umglomm schon Purpurglut die Felsenklüfte.
Wie frische Harzesdüfte
Schwamm's waldher über Wasser, die noch schliefen;
Ein Augenblick — die Sonne war im Prangen
Glutvoll emporgegangen
Und spiegelte sich in krystallnen Tiefen.
Da glänzten weit hinaus des Meeres Fluten,
Die unabsehbar in sich selber ruhten.

Die ganze Canzone ist durchweg gedanken- und bilderreich, und selbst wo die Bilder sich drängen, wie in jener Strophe, in welcher auf die Frage: Was ist das Leben? die Antwort ertheilt wird, ist es doch kein ungelichteter Bilderwust, in dem sich der Gedanke verwirrt. Andere Strophen sind desto schlichter, wie die folgende, die als eine stimmungsvolle kleine Elegie betrachtet werden kann:

Zerreißen werden dieses Lebens Bande;
Wir scheiden von geliebten Weggenossen —
Ein kurzer Abschied in der letzten Stunde,
Ein Licht zu Füßen — dann den Sarg geschlossen —
Noch eine Hand voll Erd' am Grabesrande — —:
Und zwischen hier und dort geht keine Kunde.
Und auf dem Erdenrunde
Was zeugt von uns, wenn wir dahingegangen?
Ein Trauerkleid und eine Todtenklage,
Auch wol zwei kurze Tage
Ein Thränenzoll auf eines Freundes Wangen,
Und, wo sie hingebettet die Gebeine,
Vielleicht ein Namenszug auf einem Steine.

Und nachdem der Dichter mancherlei skeptische Klänge angeschlagen hat, faßt er den Kern einer Weisheit, die sich nicht im ewigen Suchen nach dem verlorenen Schlüssel des Lebens verliert, in der Schlußstrophe zusammen:

Gut sein und mannhaft — höchste Lebenskrone,
Selbst Bettlerschläfen königlich zu schmücken!
O, ringt danach mit ruhelosem Streben,
Die Brüder all', die theuern, zu beglücken!
Fragt selbstisch nicht nach eurer Thaten Lohne —
Sich selbst veredeln, das heißt wahrhaft leben.
Warum die Schwing' erheben
Zu pfadlos nebelhaften Wolkenflügen?
In diesem Sein voll wesenlosen Scheines
Ist wesenhaft nur Eines —
O, das ergreift, als ob's mit Flammenzügen
Ein Gott euch täglich in die Seele schriebe: —
Des Menschen Höchstes ist die Menschenliebe.

In einem bisweilen etwas zu wortreichen Preis der Liebe gipfelt auch die zweite Canzone: „Natur und Menschenherz", während die „Contraste der Nacht", ein Fragment, die Orgien im Hause der Freude und das unheimliche Gebaren im Hause des Wahnsinns schildern. In Schiller's-

schen Gedankengängen bewegen sich die Canzonen „An die Kunst“ und „An diese Zeit“. Es heißt von letzterer:

Dem Geiste nicht, du opferst nur den Sinnen,
Seh' ich doch rings auf deinen Schaugerüsten
Nicht Helden schreiten mit erhabner Stirne,
Nein, sich das Laster und die Narrheit brüsten:
Du machst die Kunst mit frevelndem Beginnen
Zur Bajadere und zur Gauklerdirne.
Es bleichen die Gestirne
Der Anmuth — in die Leier der Gesänge
Greift jeder Schwächling, und des Beifalls Ehren
Seh' ich ihm reich bescheren
Die allzu willige, bethörte Menge.
Doch lorberlos, vereinsamt und in Blöße,
Bleibt ungeehrt die echte Künstlergröße.

Es ist dies eine sehr zeitgemäße Variation auf den Schiller'schen Text:

Ich seh' des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht.

Auch die andern Canzonen athmen den gleichen Ernst und Adel der Gesinnung; offenbar bezeichnen sie einen Höhenpunkt der Ziel'schen Gedichte. Minder bedeutend erscheinen die Sonette; doch findet sich darunter eine schöne dichterische Ansprache an Heinrich von Kleist, die mit den Versen schließt:

Wol manchen Jünger, groß durch schöne Thaten,
Hat Deutschlands ernste Muse zu beweinen,
Den sanften Hölderlin, den hohen Platen;

Doch mögen thränenwürdig alle scheinen,
Die, gotterfüllt, der Trübsal Pfad betraten:
Wie dich beweinenswerth find' ich nicht einen.

Dagegen schlägt der Dichter in den Balladen wieder den vollern Ton an. Einzelne Nordlandserzählungen, denen wir keine besondere Sympathie entgegenbringen, erinnern an Uhland; die bessern aber sind im Platen'schen Stil gehalten, so „Die Kaisernacht in St.-Petersburg“, welcher der Dichter, wenn er sie jetzt verfaßt hätte, jedenfalls noch eine andere Pointe gegeben haben würde; doch der Ton der Ballade ist ernst, edel, schwunghaft. Dasselbe gilt von der Ballade „Otto III.“; die zu einem Bilde von Alfred Rethel gedichtete Romanze „Die Cholera auf dem Maskenballe“ hat ein keckeres Tempo und einen gespenstigen Zug. Dagegen ist „Krösus und Cyrus“ ein etwas akademisches Gedicht.

Die Sammlung wird von einer Reihe von Gedankenpoesien eröffnet, die zum Theil an Kaulbach'sche Fresken gemahnen: so „Der Urweltfriede“, „Vom Bau zu Babel“, „Hellas“, „Apotheose des Herakles“. Das letztere Gedicht ist vom Schiller'schen Geist beseelt, aber wol mit zu lebhaften Anklängen an einzelne Gedichte des Meisters. Das Gedicht „An die Transscendenten“ hat dieselben Gedankengänge wie die erste Canzone. Es folgt dann eine Reihe von Familiengedichten, welche warme und schlichte Pietät athmen: der gestorbenen Schwester, der Mutter, den Kindern sind Gesänge gewidmet, an welche sich ungezwungen eine poetische Grabschrift auf Ernst Keil anschließt, der in seiner „Gartenlaube“ ja stets ein Herbergsvater der Familienpietät gewesen. Zu Vergleichen mit dem Nornenlied in Wilhelm Jordan's „Nibelungen“ fordert der „Gesang der Nornen“ heraus mit der Refrainstrophe:

Wir hangen und schweben
Hoch über dem Leben.
So Wiege wie Grab,
So Sorgen wie Hoffen,
Wir fügen es all'.
Drum was euch betroffen,
Ertraget es groß!
Wir werfen das Los:
Beginnen und Enden,
Wir halten's in Händen —
Es stehet bei uns.

In großartigem Prophetenstil sind die trochäischen Tetrameter „In der Metropole“ abgefaßt, eine freie Umschreibung der gewaltigen Hymne:

Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla.

Wie pomphaft klingen die Schlußverse:

Lodre, ob auch unverstanden, Seele, deinen Flammenhader!
Schwelle, heiße, ungestüme, grimmdurchströmte Zornesader!
Hand, o Hand, die Muskeln stähle, an das Schwert, das müß'ge, schlage,
Und, mein Herz, den Weltenlenker nach dem Tag der Sühne frage!
Denn ein großer Tag muß kommen, der die Schuld'gen treibt zu Paaren:
Weh! dann nahen Krieg und Aufruhr sich mit schmetternden Fanfaren;
Blutig widerstrahlt der Himmel wie von jähem Weltenbrande;
Völkertodtschlag, wüst und ehern, schreitet schrecklich durch die Lande;
Wechselmord schlägt Sohn und Vater; Städt' und Dörfer stehn in Flammen,
Und in donnernder Vernichtung stürzt des Staates Bau zusammen,
Und mit Lastern kämpfen Laster, und die Menschlichkeit heißt Schwäche,
Und die Wollust führt das Scepter, und der Tod bezahlt die Zeche,
Und auf Trümmern — ach, ein bleicher Triumphator sondergleichen —
Sitzt der Wahnsinn, höhnisch lachend — und der Rest sind Schutt und Leichen.

Die „Kleinigkeiten“ enthalten manchen geflügelten Gedanken; doch spitzt sich das Gnomische nicht epigrammatisch scharf genug zu.

Der Abschnitt „Lieder“ zerfällt in „Bilder und Gestalten“ und „Stimmungen und Reflexionen“; sowol das Anschauliche wie das Betrachtende wiegt in ihm vor: ansprechend sind die „Mädchenbilder“ und die „Lieder vom Strande“. Das eigentlich Liederartige, der kurzathmige Ausdruck intensiver Empfindung, wird von dem Dichter nicht immer getroffen, obschon er das ästhetische Gewissen besitzt, um den entsprechenden Charakter des Liedes anzustreben: doch eine scharf ausgesprochene Begabung verweist ihn auf die höhern Gattungen der Lyrik:

gerade in diesen, die heute selten die wünschenswerthe Pflege finden, bewährt sich sein Talent in erfreulicher Weise: ernst, schwunghaft in der Form, bedeutend im Inhalt.

3. Die Lieder und Sprüche des Omar Chajjâm, verdeutscht von Friedrich Bodenstedt. Breslau, Schletter. 1881. 8. 6 M.

Die Sprüche und Gesänge des persischen Weisen, mit dem uns hier Friedrich Bodenstedt bekannt machen will, hat schon Graf Friedrich von Schack einmal deutscher Dichtung mit schönem rhythmischen Vollklang angeeignet. Dieser Omar Chajjâm, der auf begabte deutsche Dichter solche Anziehungskraft ausübt, ist kein leichtlebiger Hafis, der einer epikuräischen Lebensweisheit huldigt; er ist ein tiefsinniger Dichter, der schon als der erste Astronom seiner Zeit mit der Wissenschaft des Kosmos vertraut und darauf hingewiesen war, dessen Räthsel zu ergründen. Bodenstedt sagt:

So viel steht fest, daß viele der Verse des Omar Chajjâm, welche nicht in localen Beziehungen wurzeln, ebenbürtig verdeutscht und unbefangenen Hörern ohne Nennung des Dichters vorgetragen: eher würden für neuentdeckte Goethe'sche Verse genommen werden als für diejenigen eines alten Persers, der achthundert Jahre vor uns lebte und doch schon damals auf einer Höhe der Weltanschauung stand und so tiefe Blicke in die Natur that, als ob er alle Resultate und Hypothesen unserer philosophischen Speculation und modernen Naturwissenschaft mit prophetischem Geist vorausgekannt hätte. Schon hierdurch ist er unter den persischen Dichtern eine ebenso merkwürdige Erscheinung wie Lucrez unter den römischen Dichtern.

Der persische Dichter verkehrte am Hofe Malek-Schah's als Gelehrter; er wurde wahrscheinlich um die Mitte des 11. Jahrhunderts in einem Dorfe bei Nischapur in der Provinz Chorassan als Sohn eines Zeltmachers geboren, trieb eine Zeit lang das Gewerbe seines Vaters, studirte dann in Nischapur, erhielt später durch Vermittelung eines einflußreichen Jugendfreundes eine Pension vom Könige und brachte dann sein Leben als Zeltmacher und später auch als Lehrer an der Hochschule von Nischapur hin, oft verfolgt von den Gläubigen, die ihn der Blasphemie anklagten, aber stets von dem Schah beschützt. Mit zwei Jugendfreunden hatte er einen Bund geschlossen; das Kleeblatt hatte sich gegenseitige Förderung für das ganze Leben gelobt. Der eine derselben wurde Großvezir unter dem Titel Nisam-el-Mulk, was unserm heutigen Reichskanzler entspricht; der andere, Hassan-ben-Ssabah, wurde der berühmte Häuptling der Assassinen, „der Alte vom Berge", und unter den Dolchen seiner Anhänger fiel sein Jugendfreund, der seldschukische Premierminister, und dann der König selbst, der gegen Hassan ins Feld gezogen war.

Die Gedichte Omar Chajjâm's wurden erst nach seinem Tode gesammelt; die erste gedruckte Sammlung, der „Rubayat", erschien 1836 in Kalkutta; in Deutschland und Frankreich vorhandene Handschriften enthalten 158 bis 516 Rubayat.

Deutsche Gelehrte und Dichter wie Hammer und Rückert haben Omar Chajjâm den persischen Voltaire, einen zaubervollen Dichter genannt, einige Engländer den „König der Weisen", das „Wunder seines Zeitalters"; man hat sich darüber gestritten, ob er ein Skeptiker oder Mystiker sei: jedenfalls war er ein orientalischer Freidenker, der sich gegen das Grunddogma des Korans und der in ihm wurzelnden Weltanschauung, den Fatalismus, wendete:

O du, der nichts zu thun mit Sünden hat,
Sag' dem, der Einsicht, dies zu künden, hat,
Wie dumm die Schicksalslehre, die dich selber
Als Quell des Uebels zu begründen hat!

Und:

Du hast mich geschaffen aus Wasser und Erde — was kann ich dazu?
Du schufst alles, womit ich bekleidet werde — was kann ich dazu?
All mein Gutes und Böses hast du vorausbestimmt:
Ob und wie ich nun Leib und Seele gefährde — was kann ich dazu?

Dadurch tritt der persische Dichter unserer Weltanschauung näher als viele andere östliche Poeten.

Bodenstedt, der sich so angelegentlich mit dem persischen Dichter beschäftigt hat, spendet ihm natürlich das reichste Lob:

Der Dichter ist unerschöpflich an Gedanken von neuem Gepräge, schlagenden Gleichnissen, witzigen Einfällen und überraschenden Wendungen. Ein klares Forscherauge, das immer den Kern der Dinge sucht, ein erleuchteter Geist, der doch immer nach mehr Licht verlangt, ein scharfer Verstand, der die gewöhnlichen Schulausdrücke unzulänglich findet, um das Ungewöhnliche zu bezeichnen, tiefes Gefühl und Liebe zur Wahrheit vereinen sich in ihm mit einer so lebhaften wie reichen Phantasie, die ihn befähigt, die Klarheit seiner Gedanken im Spiegel des Bildes eindringlich anschaulich zu machen. Darum findet man in seinen Versen weder eine Phrase noch ein Flickwort. Daß es übrigens darin an dunkeln Ausdrücken nicht fehlt, zu deren Erklärung das Lexikon nicht ausreicht und über welche die Gelehrten streiten können, versteht sich, auch abgesehen von den Irrungen der Abschreiber, wol von selbst bei einem Dichter, der acht Jahrhunderte vor uns gelebt hat. Hier ist der kritischen Forschung ein weiter Spielraum geboten und eine der dankbarsten Aufgaben gestellt, denn kein denkender Kopf wird sich ohne reichen Gewinn in das Studium des Omar Chajjâm versenken.

Im großen und ganzen mag man mit diesem begeisterten Lob des Dichters übereinstimmen, wenn auch die atomistische Form der orientalischen Weisheit, dieser beständige Tropfenfall der Vers- und Gedankenfontaine, hin und wieder etwas eintönig wirkt. Auch haben nicht alle Sprüche die gleiche Prägnanz, wohl aber gehen sie alle aus dem gleichen Kern der Gesinnung und der Weltanschauung hervor.

Der erste Abschnitt besingt die „Gottheit des Dichters", während sich der zweite mehr oder weniger polemisch gegen die „Gottheit des Koran" wendet. Gott ist dem Dichter das höchste Ziel und Streben, ist ihm theuerer als das Licht der Augen, Seele und Leben:

Kein Herz hat ohne dich ein wahres Leben,
Kein Lichtgeist, der nicht gänzlich dir ergeben,
Und ob du dich auch selbst um niemand kümmerst,
Strebt jeder doch, zu dir sich zu erheben!

Dem vollsten Vertrauen auf die Gnade Gottes gehen doch leise Klagen über die Räthsel des Lebens zur Seite:

Wenn du mich anfangs bestimmtest, mich selbst zu erkennen,
Warum triebst du mich dann, von mir selbst mich zu trennen?
War's dein Wille, mich zu verlassen, nicht von vornherein,
Warum in den Wirrwarr der Welt warf mich dein Zorn herein?

Du gabst uns Triebe, die uns gewaltsam treiben,
Und befiehlst uns, wir sollen enthaltsam bleiben.
Durch diesen zwiespältigen Zustand
Kommen wir Armen zu keinem Ruhstand.
Es ist uns in unserer Noth,
Als heischte dein Gebot,
Einen vollen Weinkrug umzukehren
Und doch ihm, auszufließen, zu wehren.

Die Polemik gegen den Koran richtet sich nicht blos gegen den blinden Schicksalsglauben, auch gegen verschiedene dogmatische Ueberlieferungen, wie gegen den Glauben an die Hölle:

Man behauptet, daß eine Hölle sei,
Und kommt zu mir und droht damit.
Ich halte die Hölle für Narretei,
Drum hab' ich keine Noth damit.
Denn gäb' es wirklich ein solch Verließ
Für der verliebten Trinker Heer,
So wäre morgen das Paradies
Wie meine hohle Hand so leer.

Ferner richtet sich eine Menge von Sprüchen gegen das Verbot des Weins:

Den Koran in der einen, den Becher in der andern Hand,
Sind wir bald dem Erlaubten, bald dem Verbotnen zugewandt,
Sind weder ganze Ketzer, noch ganz des wahren Glaubens voll;
Sodaß der Himmel selber nicht weiß, wie er es nehmen soll.

Man sagt, es gibt ein Paradies voll Huris, Honig und Wein;
Doch was erlaubt im Himmel ist, muß es auch auf Erden sein.
Sind Wein und schöne Frau'n das Ziel, wohin wir dereinst gelangen,
Worin besteht die Schuld, daß wir schon hier danach verlangen?

Die ketzerische Verherrlichung des Weintrinkens, welche ja auch die Seele der Hafisischen Gedichte ist, findet sich besonders in dem neunten Buche: „Der Dichter beim Pokale" und im siebenten Buche: „Der Dichter und seine Gegner". Abendländische Poeten dichten ihre naiven Weinlieder ohne jeden polemischen Hintergedanken; die persischen Sänger können sich dieser reinen Freude nicht hingeben; sie müssen sie sich erkämpfen, indem sie sich gegen das Verbot der „schwarzen Kutten" zur Wehr setzen; solchen Geist der Rebellion gegen die Satzung athmen alle ihre Trinklieder, und dieser Trotz führt dazu, selbst das Uebermaß der Trunkenheit zu verherrlichen. „Seit ich athme", sagt der Dichter, „bin ich keinen Augenblick nüchtern gewesen"; dann will er wieder mit narcissenäugigen Schönen sechzig Gläser leeren; es ist viel Renommage in den Weinliedern, und an der Freigeisterei, die sich in den folgenden Zeilen ausspricht, wird auch nicht jedermann Gefallen finden:

Wir haben uns den Weinkrug zum Betpult erlesen,
Denn der Wein erst schafft menschenwürdiges Wesen,
Und im Weinhaus nur ist Ersatz zu sehn
Für die Zeit, verloren in den Moscheen.

Am werthvollsten erscheinen uns die Abschnitte, unter welche Bodenstedt die mehr philosophischen Gedanken des Dichters geordnet hat, denen die polemische Wendung gegen die Satzungen der Dogmatik und das Heuchlerwesen fehlt; es sind dies: „Schein und Wesen", „Die Grenzen der Erkenntniß", „Schicksal und Freiheit", „Welt und Leben". Diese Abschnitte enthalten viele tiefsinnige Aussprüche, welche an abendländische Philosopheme anklingen. Bodenstedt sagt mit Recht in der Einleitung:

„Der Schein der Dinge" und „die Welt des Scheins", auf welche Omar Chajjâm immer zurückkommt, sieht der Kant'schen Erscheinungs- und der Schopenhauer'schen Vorstellungswelt so ähnlich wie ein Ei dem andern; nur hat er für die metaphysischen Begriffe des Dings an sich und des Willens erhabenere Ausdrücke: sie sind ihm das selbstbewußt Göttliche, die Wirklichkeit im Scheine, der Urquell alles Lebens und Geistes, das Bleibende im Vergänglichen.

Wir theilen eine kurze Anthologie aus diesen Abschnitten mit:

Jetzt, wo noch mein Aug' und Odem auf den Schein der Dinge stößt,
Scheint mir, wenig Lebensräthsel geb' es, die ich nicht gelöst;
Doch mich gründlich prüfend find' ich an der Summe des Erkennens:
Was mir klar im dunklen Leben wurde, ist nicht werth des Nennens.

Gerechtigkeit ist die Seele der Welt,
Die das Weltall als Körper zusammenhält.
Die Engel dienen als Sinne nur,
Und alle sonstige Creatur,
Sammt Urstoff, drin alles sich auflöst wieder,
Bildet des Weltenleibes Glieder.
Das ist das ewige Eins im All,
Und alles andre Trug und Schall.

Keiner hat noch das ewige Dunkel des Werdens durchdrungen,
Keinem ist je ein Schritt hinaus aus sich selber gelungen;
Wissen der Weisen wie Thoren,
Ganz unzulänglich ist alles,
Was eine Mutter geboren,
Ganz unzulänglich ist alles.

O Schicksalsrad, dein Rollen ist Verderben,
Das Herrlichste und Schönste läßt du sterben;
Grausamer als die Erde noch bist du,
Die so viel Schätze deckt mit Erde zu!

Ja, wir sind der ganzen Schöpfung Zweckbegriff und höchstes Ziel,
Sind der Stern im Aug' des Geistes, drauf das Licht des Himmels fiel;
Einem Ringe zu vergleichen ist die Welt, und zweifelsohne
Bilden wir auf diesem Ringe das Gepräge mit der Krone.

Diese Proben beweisen auch die Gewandtheit und Virtuosität, mit welcher der Sänger des Mirza-Schaffy diese Gedichte unserer Sprache angeeignet hat; er erklärt, daß er dabei sich manche Freiheit habe nehmen müssen, um dem Sinne des Originals treu zu bleiben und dieselbe Wirkung dem Genius unserer Sprache gemäß zu erzielen, wie der Perser sie dem Genius seiner Sprache

gemäß erzielt. Dafür zeichnen sich diese Uebertragungen auch durch die liebenswürdige Ungezwungenheit aus, welche der Bodenstedt'schen Muse eigen ist, durch eine gewisse graziöse Lässigkeit, welche die Pointen nicht mühsam zusammentüftelt, sondern wie die Schlußperlen eines dichterischen Rosenkranzes anmuthig bequem aus den Händen gleiten läßt. Rudolf von Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue deutsche Dramen und Lustspiele.

Trotz aller Misgunst und trotz aller Hindernisse rieselt die dramatische Quelle unaufhaltsam weiter, und läßt sie sich momentan von unberufenen Händen trüben, sie klärt sich doch wieder auf und versiegt nicht.

Eine Studie, oder richtiger ein Versuch mit der dramatischen Form ist:

1. Amalasuntha. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Wörle. Barmen, Inderau. 1881. 8. 2 M.

Ein Stück blutdunkler, der Dämmerung grauer Vorzeit entnommener Geschichte in die dramatische Form gezwängt, die nüchternste Prosa gewaltsam in die rhythmische Gangart gebracht, ohne das Vermögen, ihr dramatisches Leben und Poesie zu verleihen: das ist Wörle's Trauerspiel „Amalasuntha".

Wenn ein Dichter in jene theils unbekannte, theils für die Gegenwart interesselose Geschichtsperiode zurückgreift, um daraus seine dramatischen Stoffe zu holen, so muß er dieselben zu beseelen, uns näher zu führen wissen, so muß er ihnen jene Größe und Unmittelbarkeit verleihen, die erforderlich sind, um Schauer und Hörer zu packen und hinzureißen, so muß er selbst die grause Blutthat zu adeln verstehen und in das geplante Verbrechen einen Entschuldigungsgrund zu legen wissen.

Das alles vermissen wir in diesem Trauerspiel, dessen Titelheldin nicht aus der Passivität herauskommt, und dessen Heldinnen und Helden Größe, Kraft und Leidenschaft gänzlich fehlen. Amalberga sowol wie Theodahad sind kleinliche, erbärmliche Charaktere, boshafte Creaturen im gewöhnlichsten Sinne des Worts. Der Wille des Verfassers ist gut, aber darüber hinaus hat das dichterische Vermögen nicht gereicht. Da jedoch „Amalasuntha" kaum das Licht der Bühnenlampen erblicken wird, so wollen wir sie als Versuchsstudie gelten lassen. Vielleicht kommt die Zeit, wo uns der Verfasser Besseres zu bieten vermag.

Alle Anzeichen eines Erstlingsversuchs trägt:

2. Bar Kochba, der letzte König der Juden. Tragödie in fünf Aufzügen von Eduard Banner. Wien, Rosner. 1880. 8. 2 M.

Die monarchische Gesinnung der Juden ist uns schon aus dem Alten Testament zur Genüge bekannt und zweifellos; aber selbst der am meisten monarchisch gesinnte Jude würde sich diesen Bar Kochba, der obendrein nicht einmal ein geborener Jude ist, nicht als König gefallen lassen. Die ganze Tragödie ist ein wüstes Durcheinander; alle Accorde der poetischen Tonleiter werden angeschlagen, aber keiner klingt rein und voll aus; die Versfüße stolpern wirr durcheinander und tragen die mit modernen Anschauungen verquickten, der Logik baren Gedanken stammelnd, taumelnd vor, bis endlich die blutige Tragödie ihre Helden im Blute ertränkt. Dennoch sind unverkennbare Spuren von dramatischem Talent und von Poesie in dem Werke enthalten, die für die dichterische Befähigung des Verfassers sprechen, einzelne Geistesblitze zucken leuchtend daraus empor. Irren wir in unserer Anschauung nicht, daß „Bar Kochba" ein Erstlingsversuch ist, so dürfen wir von dem Verfasser, wenn er zu Ruhe und Klarheit sich durchgerungen und in das Stadium der Reife seines Talents getreten ist, gelungenere Schöpfungen erwarten. Dann wird er ohne Zweifel lebhaft bedauern, diesen „letzten König der Juden" in die Welt geschickt zu haben.

Zu dicht an die Novelle streift:

3. Das Stammschloß. Schauspiel in fünf Aufzügen von Andreas May. München, Th. Ackermann. 1881. 8. 1 M.

Es ist die alte, schon so oft wiederholte und variirte Geschichte: zwei sich feindlich gegenüberstehende Familienväter, deren Kinder sich lieben. Es gehört eine geschickte Erfindungsgabe und viel poetische Zuthat dazu, um diese Geschichte noch interessant zu machen und ihr den Reiz der Neuheit zu verleihen; beides vermissen wir in dem „Stammschloß" gänzlich, das aus Novellenmotiven in der nüchternsten Weise zusammengefügt ist. Hat sonach das Schauspiel keinen poetischen, so hat es doch einen tüchtigen moralischen Kern; es ist auch bis zu einem gewissen Grade unterhaltend, aber es rührt und erschüttert nicht und dürfte sich wol nur eines vorübergehenden Bühnenlebens freuen, wenngleich auch an seiner Bühnenwirksamkeit nicht zu zweifeln ist.

Dasselbe gilt von dem Stück desselben Verfassers:

4. Die Heimkehr. Schauspiel in vier Acten von Andreas May. München, Th. Ackermann. 1881. 8. 1 M. 60 Pf.

Der Inhalt dieses Schauspiels erhebt sich an keiner Stelle über die allergewöhnlichste Unterhaltungslektüre; kein originaler Gedanke tritt daraus hervor und weckt auch nur momentane Begeisterung. Die Motive sind veraltet und in der oberflächlichsten Weise verarbeitet, von seelischen Kämpfen ist nirgends die Rede, und der eigentliche Bösewicht treibt sein Wesen nur hinter den Coulissen. Kein Herzens- oder Gewissensconflict, keine aus dem ungestümen Drange der

Leidenschaft hervorbrechende That, weder im Guten noch im Bösen; das Laster erbricht sich hinter der Scene, und die hausbackene Tugend setzt sich gemüthlich zu Tische. Die Charaktere entbehren der Originalität und Vertiefung, und der Handlung fehlt alles Interessante. Doch ist die scenische Mache nicht ungeschickt, und so dürfte auch dies Schauspiel sein Publikum finden.

Nicht mit einem deutschen Drama, sondern mit einer Uebersetzung aus dem Französischen haben wir es zu thun in:

5. Die Abenteurerin. Schauspiel in vier Acten von Emil Augier. Deutsch von Albrecht Graf Wickenburg. Wien, Rosner. 1880.

Den Mittelpunkt des Dramas bildet ein gefallenes Weib, über deren Vergangenheit wir jedoch außer flüchtigen Andeutungen wenig erfahren. Doch muß ihre Vergangenheit eine sehr dunkle sein, da sie, die Heldin des Stücks, sich Hals über Kopf in die Arme eines alten Mannes werfen will, um sich daraus zu retten. Dieser Mann, Monte-Prado, ist durch Clorinda's Koketterie so bezaubert, daß er alle Warnungen in den Wind schlägt, ja sich nicht scheut, seine eigene Familie ins Unglück zu stürzen, um nur Clorinda zum Weibe zu gewinnen. Clorinda abenteuert mit einem brutalen Burschen in der Welt herum, der als ihr Bruder, ihr Schutz und Hüter gilt, im Grunde aber eine weit weniger ehrenvolle Stellung einnimmt. Sie bezeichnet ihr Verhältniß ziemlich offen:

Ich will ein Theil von etwas Festem endlich,
Kein Spielzeug mehr des Zufalls sein ... ich will,
Will meinen Rang im Kreis ehrbarer Frauen,
Im Kreise jener Mütter, jener Schwestern,
Die ein Geheimniß für uns Aermste sind,
Die wir allein durch den Respect nur kennen,
Mit dem sie unsre Buhler vor uns nennen.

Sie sehnt sich, ein Leben abzuthun, das sie anzuekeln beginnt, und einen Genossen los zu werden, der sie tyrannisirt und der ihr deshalb lästig geworden ist. Diesem Ziel ist sie nahe, als der Sohn Monte-Prado's, Fabrizio, nach langer Abwesenheit nach Hause kehrt, unerkannterweise das mit seinem Vater gespielte verhängnißvolle Spiel Clorinda's durchschaut, diese im letzten Augenblick entlarvt und sich dann erst zu erkennen gibt. Die Abenteurerin verschwindet, nachdem sie sich von ihrem Spießgesellen getrennt; doch mit der Reue ist gleichzeitig die Liebe zu Fabrizio in ihr Herz gezogen, der auch seinerseits Aehnliches für sie empfindet. Er gibt dieser Empfindung in den Worten Ausdruck:

Der einz'gen wahren Liebe sinn' ich nach,
Der ich auf dieser Welt begegnet.

Dadurch hat der Schluß wehmüthige schöne Färbung erhalten. Ueber die geschickte Mache des Schauspiels verlieren wir kein Wort, dafür spricht der Name des Dichters, doch fehlt dem gewählten Stoff ein fesselnder Reiz. Die Charakterzeichnung ist gut, die Diction poetisch und prägnant, aber wir zweifeln daran, daß dieses Stück eine Bereicherung des Repertoire der deutschen Bühne abgeben wird, weil auf gleichem Gebiet deutscherseits Würdigeres und Besseres geboten wird.

Zu den guten bürgerlichen Schauspielen zählt:

6. Rolf Berndt. Schauspiel in fünf Acten von Gustav zu Putlitz. Berlin, Paetel. 1881. 8. 3 M.

Ueber dieses Schauspiel sind die kritischen Acten geschlossen, sodaß uns kaum etwas Neues zu sagen übriggeblieben ist; an einem so bewährten Meister auf dramatischem Gebiet möchten wir uns nicht gern die kritischen Ritterspornen verdienen. Die Handlung des Stücks ist interessant und vor allen Dingen gut deutsch, wenn auch ein wenig nüchtern und leidenschaftslos. Ueber die verhängnißvolle Schlüsselgeschichte ist schon des Breitern gesprochen worden, sie muthet in der That seltsam an. Es ist schwer zu glauben, daß ein Mann von dem Stande und mit den Charaktereigenschaften, wie sie Graf Eberhard besitzt, sich zur Nacht in das Zimmer einer Dame, die er einst geliebt und die er hochachtet, einschleichen werde, um sie vor dem Manne zu warnen, den sie liebt und dem sie anverlobt ist. Daß er den guten Ruf der Dame dadurch aufs Spiel setzt, müßte ihm unzweifelhaft sein, und vor allen Dingen müßte er sich doch die Ueberzeugung verschaffen, daß Rolf Berndt wirklich der Verbrecher ist, vor dem er sie warnen will. Einen derartigen verhängnißvollen Schritt kann nur Leidenschaft entschuldigen; aber gerade diese fehlt. Doch hiervon abgesehen, ist die Tonart dieses Schauspiels eine ruhige, schöne, der eben nur hier und da eine etwas leidenschaftlichere Färbung mangelt. Das Stück hat einen soliden, gesunden Kern, die Handlung ist interessant und bis zu einem gewissen Grade spannend, alle Charaktere sind vortrefflich gezeichnet, nur vermögen wir an die jähe Besserung der Frau Berndt nicht recht zu glauben und fürchten, daß sie rückfällig werden wird. Die Diction ist geistvoll und elegant. Jedenfalls gehört „Rolf Berndt" zu den Dramen, die eine dauernde Bereicherung des Repertoire jeder bessern Bühne bilden, denn es ist die werthvolle Gabe eines wahren Dichters.

Ein nicht ohne scenisches Geschick gearbeitetes Drama ist:

7. Karl der Große. Dramatisches Gedicht in fünf Acten von Louis Nötel. Wien, Rosner. 1880. 12. 3 M.

Allerdings ist es in dem dramatischen Stil von Redwitz' „Philippine Welser" geschrieben; süße Lektüre für den Büchertisch einer sentimentalen Dame ist dieser „Karl der Große". Vor allen Dingen fehlt sämmtlichen Helden des Dichters — und er führt uns deren eine ganze Reihe vor — naive Unmittelbarkeit und Lebensmark, Leidenschaft und Größe. Das sind nicht die kühnen, stolzen Paladine, die gewaltigen Recken, die sich um den Thron Karl's des Großen reihten und uns durch Sage und Geschichte weltbekannt sind, das sind nachgedichtete Schwächlinge, die nur die Maske der Kraft vorgenommen haben. Dieser docirende Karl der Große sowol wie dieser philosophirende Wittekind haben an den Brüsten unserer modernen

Bildung gezogen und mit ihren Urbildern nichts als die Namen gemein. Der Dialog ist oft von ermüdender Breite, die Sprache ohne Schwung und zündendes Pathos, geschraubt und aufgebauscht. Der sentimentale Schluß fällt ganz aus dem historischen Rahmen und bietet weder Stärkung noch Erhebung. So wie in den nachstehenden Versen spricht kein Karl der Große:

Geendet ist die schreckensvolle Zeit,
Vorbei die Noth, vorüber Kampf und Streit.
Und mit der Abendglocke letztem Schlag
Beginnt des deutschen Reiches erster Tag.
Ein Volk, das dankbar dieses Tages denkt,
Erinnrung ihm in fernster Zeit noch schenkt
Und, bis der letzten Stunde Sand verrinnt,
Von Karl dem Kaiser spricht und Wittekind!

Das ist überhaupt keine dramatische Diction. Dennoch sind der Fleiß, mit dem das Werk gearbeitet, das scenische Geschick des Verfassers lobend anzuerkennen. Einzelne Scenen müssen von ebenso großer als schöner Wirkung sein. Trügen die handelnden Personen unbekannte Namen, so könnte man das Gedicht in die Kategorie der romantischen Dramen rubriciren, da zudem die Romantik darin herumirrlichterirt und in der Liebe Karl's des Großen zu Wittekind's Schwester Gersuinda scharf in die Erscheinung tritt. Einen dauernden Platz wird sich dieser „Karl der Große" kaum erobern auf den Bretern, welche die Welt bedeuten.

Wenig der Bezeichnung Komödie und noch weniger dem gewählten Titel entspricht:

8. Der deutsche Michel. Komödie in vier Acten von Louis Rötel. Wien, Rosner. 1880. 8. 3 M.

Wenn dieser Hans Michel von Obentraut in Wahrheit das Prototyp des deutschen Volks wäre oder doch sein sollte, so hätte das deutsche Volk wenig Ursache, sich bei dem Dichter für die Schöpfung dieser Figur zu bedanken, wenngleich dieselbe auch einige gelungene und gute Züge enthält. Die Bezeichnung: Deutscher Michel, hat ihre Berechtigung verloren, und damit ist auch das Interesse daran geschwunden. Seiner abgethanen Schwächen und lächerlichen Seiten schämt sich jeder und will nicht gern daran erinnert sein, selbst wenn es mit der edelsten und besten Absicht geschieht. Das Verwechseln der Tochter mit der Mutter beim ersten Anblick nach einer langen Flucht von Jahren, der Kathrein mit der Katharina, ist unwahrscheinlich, und das Verlieben in die Tochter angesichts der ehemals geliebten Mutter widerwärtig. Dadurch erhält der biedere Charakter Obentraut's eine bedenklich dunkle Schattirung, die uns die ganze Figur unsympathisch macht. Ueberhaupt streift vieles in dem Stücke dicht an die Caricatur, auch fehlen ihm Witz und leichter Fluß der nicht einmal interessanten Handlung. Der Verfasser besitzt ausgesprochenes dramatisches Talent und scenisches Geschick, wie die Composition der Komödie und einzelne wohlgelungene Charakterzeichnungen bezeugen; aber es tritt uns aus diesem „Deutschen Michel" noch viel Unreifes und Unfertiges entgegen, was der letzten Sichtung und der Feile bedarf.

Daß auch ein Dichter von Talent und Beruf Fehlgriffe machen kann, bezeugt:

9. Aus'm gewohnten Gleis. Posse mit Gesang in fünf Abtheilungen von L. Anzengruber. Wien, Rosner. 1880. 8. 2 M. 40 Pf.

Das Gebiet des Volksstücks im wahrsten und besten Sinne des Worts ist das Feld für Anzengruber's dramatische Thätigkeit; hier reifen und gedeihen seine Segensfrüchte, aber nicht auf dem Sumpfboden der Posse, auf dem er die Concurrenz mit weit untergeordneteren Talenten nicht bestehen kann und sich selbst schädigt. Man vermag den plumpen witzlosen Dialog, die nach Form und Inhalt verunglückten Couplets dieser Posse nur schwer in Zusammenhang mit dem Namen Anzengruber zu bringen und bedauert aufrichtig den wackern Dichter, einen solchen Fehltritt vor der Oeffentlichkeit gemacht zu haben. Ob die Posse Lebensfähigkeit für die Bühnen Oesterreichs besitzt, vermögen wir weder zu bejahen noch zu verneinen; für das übrige Deutschland ist sie ein todtgeborenes Kind, und zwar zum Vortheil für Anzengruber's Dichterruf.

Von Talent für das Lustspiel zeugt:

10. Der Eisbär. Ein Lustspiel in drei Aufzügen von Eugen Reichel (Eugen Leyden). Wien, Rosner. 1880. 8. 2 M. 40 Pf.

Der ohnehin nicht gerade interessante Stoff ist für sich allein zu unbedeutend, um drei Acte genügend auszufüllen, er bedarf pikanterer Ingredienzen, um das Interesse anzuregen und wachzuhalten. Auch sind die Motive schon zu sehr verbraucht und dabei nicht fein genug verarbeitet. So in der großen Scene des zweiten Acts, die obendrein von ermüdender Länge ist und der pikanten geistigen Würze ermangelt. Doch ist die Composition im ganzen recht geschickt, auch der Dialog nicht ungewandt und ziemlich frisch. Jedenfalls spricht aus dem Lustspiel ein gebildeter Geist, und es darf berechtigten Anspruch erheben, die deutsche Bühne zu beschreiten.

Eigentlich nur eine lose Scenenreihe bietet:

11. Josef Lanner. Original-Genrebild in sechs Abtheilungen mit Gesang von Fr. von Radler. Musik nach Lanner'schen Motiven von Gethove-Grünecke. Wien, Rosner. 1880. 8. 2 M. 40 Pf.

Von einer geschlossenen dramatischen Composition kann bei einer derartigen Posse keine Rede sein; sie ist übrigens ziemlich harmlos und nicht ohne Witz und Humor. Auch ist der Stoff zu localer Natur, um außer Oesterreich Wirkung zu erzielen; und da ein Uebertragen in das Hochdeutsche diesem Genrebild seine Eigenthümlichkeit rauben würde, ohne uns Norddeutschen sympathisch zu werden, da ein derartiges Opus überhaupt keiner strengen Kritik untersteht, so wollen wir ihm seine Berechtigung nicht bestreiten und seine kurze Daseinsfreude gönnen.

Ein unterhaltender Lückenbüßer ist:

12. Die Hochzeitsreise nach Heidelberg. Lustspiel in einem Aufzuge von Karl Caro. Wien, Rosner. 1880. 8. 1 M. 20 Pf.

Die Handlung streift allerdings stellenweise an das Unwahrscheinliche, aber sie ist lustig, sogar oft übermüthig keck, der Dialog frisch und witzig, und das sind nicht zu unterschätzende Vorzüge. Das kleine Lustspiel ist dazu angethan, eine halbe Stunde in heiterer Weise zu unterhalten, und erfüllt somit seinen Beruf.

Fast dasselbe läßt sich sagen von:

13. Zwei Komödianten. Lustspiel in einem Aufzuge von R. Tyrolt und M. Loebel. Wien, Rosner. 1880. 8. 1 M. 20 Pf.

Das Stück ist nicht nur unterhaltend und pikant, sondern um seines Inhalts wegen interessant. Der Dialog ist elegant und reich an witzigen Pointen, besonders in der allerdings die Grenze des Wahrscheinlichen ein wenig überschreitenden Scene zwischen dem Fürsten Talleyrand und dem Schauspieler Potier; die Handlung ist zwar ein wenig keck, aber überraschend, und so wird auch dieser Einacter als gute Gabe von den Bühnen betrachtet und hingenommen werden.

Höhere Ansprüche an Zuschauer und Leser stellt:

14. Ein Abenteuer des Dauphin. Lustspiel in einem Act von Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almasy. Wien, Rosner. 1880.

Es ist ein sauber ausgeführtes Gemälde, den Sieg des geistigen Elements, der Anmuth und Liebenswürdigkeit eines mit wenig äußerm Reiz begabten Weibes darstellend, und zwar in ebenso überzeugender als fesselnder Weise. Freilich wendet es sich vorzugsweise an das denkende feinsinnige Publikum, es verlangt aufmerksame Schauer und Hörer, und darum wird es wol dem lauten Bühnenmarkt ziemlich fern bleiben. Unser hastig lebendes Publikum hat keine Zeit mehr zum Nachdenken übrig.

15. Phantasus. Ein Lustspiel von O. von Leixner. Berlin. (Manuscript.)

Das offenbar für eine berliner Künstlergesellschaft zu irgendeiner Jubelfeier gedichtete Festspiel ist schwungvoll und sinnig; um so mehr wären daraus einige rhythmische Härten, jedenfalls Correcturfehler, fortzuwünschen. Die Allegorien sind nur für die engen Kreise verständlich, für die es geschrieben worden ist, deshalb wird das große Publikum an der schönen Dichtung wenig Interesse nehmen. Wenigstens dürfte sie nur mit sehr wesentlichen Abänderungen für ähnliche Gelegenheiten zu verwenden sein.

Karl Uiffel.

Zur Interpretation Homer's.

1. Aurea catena Homeri. Von Hermann Kopp. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1880. Gr. 8. 2 M.

Der Leser würde sich gröblich irren, wollte er in der Schrift von Hermann Kopp: „Aurea catena Homeri", etwa eine vergleichende mythologische Untersuchung, anknüpfend an jene homerische Stelle Ilias VIII, 18, wo Zeus seine ungalante Drohung ausstößt, vermuthen. Nichts weniger als das, obwol Seite 23 ein kleiner Anlauf zu der möglicherweise mythologischen Bedeutung dieser Stelle genommen und der alte Heyne citirt, d. h. diese Stelle aus seinem Homer-Commentar in extenso angeführt und seiner naturalistischen Interpretation beigestimmt wird. Aber der Verfasser hat nicht mythologische Zwecke im Auge: seine Aufgabe war die eines Naturforschers, und zwar diesmal nicht eines solchen, der den Räthseln der Natur nachspürt, sondern vielmehr eines solchen, der sich in der Bücherei seiner Wissenschaft umsieht und einen curiosen Kauz von Verfasser, eben den Verfasser des Buchs von der „Aurea catena Homeri" gleich einem vigilanten Thorwächter zu inquiriren und auf Herkunft, Wanderbuch u. s. w. auszufragen beflissen ist. Wir wollen gleich beifügen, daß dieses Examen rigorosum in einem ganz absonderlichen Deutsch geführt wird; man lese beispielsweise gleich den ersten Satz der Abhandlung, welcher in funfzehn Zeilen mehr Stoff und Geist enthält, als ein Weiser bei zwei- oder dreimaliger Lektüre bewältigen kann. Item, das spielt sich jetzt wieder als Mode auf gegenüber einer jüngst grassirenden Sprachverflachung, welche in stets denselben Gleisen wandelte und so durchsichtig verständlich war, daß sie dem Leser gar nicht mehr imponirte. Nach der Ansicht vieler Gelehrten ist das also vom Uebel, und auch die Erforscher der Natur wollen sich, wie es scheint, nicht mehr mit den naturalia zufrieden geben. Vedremo. Es handelt sich hier um ein Stück des sogenannten hermetischen Geheimnisses, von dem in der zweiten Hälfte des vergangenen Säculums auch große Geister angesteckt waren, z. B. J. Wolfgang von Goethe, letzterer dazumal beeinflußt von dem bekannten Fräulein von Klettenberg (s. „Dichtung und Wahrheit" mit den Anmerkungen des hervorragenden Goethe-Kenners G. von Loeper, Theil 21 der bei Hempel erschienenen Ausgabe). Mannichfache Spuren dieser Beschäftigung finden sich in des Dichters „Faust", besonders in einzelnen Aussprüchen Mephisto's. Bei seinen Studien war nun Kopp eben das Buch von der „Aurea catena Homeri" zur Hand, so genannt, weil „les chimistes, qui ont cru trouver la pierre philosophale dans tous les grands auteurs, l'ont même cherché dans Homère, et c'est ce qui a produit ce livre". Es gab aber deren vielleicht mehrere und verschiedenwerthige, sinnvollere und unsinnige, immerhin so, daß eines derselben, schlechtweg „Aurea catena Homeri" genannt, das verbreitetste und geschätzteste war, wenn auch die letzte

Ausgabe (1781) unter dem Titel „Annulus Platonis“ erschien. Das Buch wird nun vom Verfasser der vorliegenden Schrift seinem Inhalte nach zergliedert, und es fällt allerdings schwer, einzusehen, was denn wol unserm Goethe daran gefallen haben mochte. Sodann wird nach dem Autor des Buchs gefragt. Gewiß war er ein Glied des Rosenkreuzerbundes; wahrscheinlich hieß er Joseph Anton Kirchweger de Forchenbron und war aus Mährisch-Kromau, wobei es ziemlich gleichgültig sein kann, welches des Mannes Bundesname (ob Homerus? ob Herwerd?) gewesen ist. Goethe's Name genügt, um eine Untersuchung wie die vorliegende zu rechtfertigen, und da es heuer gerade hundert Jahre her sind, seit die letzte Ausgabe des besagten Buchs das Licht dieser Welt erblickte, so durfte um so eher auf seine Existenz aufmerksam gemacht werden. Kopp hat sich seiner Aufgabe mit deutscher Gründlichkeit und anmuthigen Beigaben eleganter Gelehrsamkeit entledigt, und fragt jemand, ob er seinen Zweck (d. h., um in des Verfassers Deutsch zu reden, sein Vorhaben, das Wesen jenes Bundes fortan „weniger unverständlich sein zu lassen“) erreicht habe, so antworte ich, wiederum mit des Verfassers Deutsch, daß „ob dies wirklich der Fall sei, keinerlei Zweifel bestehen kann“.

2. Die Militäemedicin Homer's von H. Frölich. Stuttgart, Enke. 1879. Gr. 8. 2 M.

Der Verfasser — ein Arzt — hält es „für eine der höchststehenden Aufgaben der Geschichtsforschung: so weit irgend möglich, nachzuweisen, wie sehr von jeher die Menschenliebe innerhalb der Schlachten zum Ausdruck gelangt sei“. „In die pelasgischen Horden mag wohl der Götterfunken der griechischen Cultur gefallen sein, und erst unter dem Zuströmen neuer kaukasischer Elemente aus Aegypten (Cecrops) mag die Civilisation feste Wurzeln (in Griechenland) geschlagen haben“. Der Verfasser hat seinen Gegenstand, mit Angabe einer überreichen „militärmedicinischen Literatur über Homer“, in die Hauptabschnitte gegliedert: „Verfassung des griechischen Heeres vor Troja“, „Heeresergänzung“, „Verpflegung und Gesundheitspflege“, „Krankenpflege“, „Schlußfolgerung auf die Berufsstellung Homer's“. Der Dichter der „Ilias“ war nämlich nach der Ansicht H. Frölich's Militärarzt im Sinne seiner Zeit. Es könne gar nicht bezweifelt werden, daß die Militärärzte seine Zunftgenossen sind, sintemal in der „Ilias“ sich eine für den Leser beinahe störende Berichterstattung über die körperlichen Folgen von nicht weniger als 147 Verwundungen findet! Dazu komme die „wahrhaft staunenswerthe Richtigkeit der innern Beziehungen von Waffe, Trefffähigkeit, Verwundungsstelle und Tödlichkeit“. Letzteres, nämlich Homer's genaue Kenntnisse der Anatomie, bildet leider auch ein Dogma vieler, ja der meisten Alterthumsforscher. Zwar wird Homer nicht so capriciös gewesen sein, absichtlich gegen anatomische Thatsachen und Verhältnisse zu verstoßen; daß er aber mehr darüber gewußt oder zu wissen begehrt habe als irgendeiner seiner nicht medicinischen Zeitgenossen, bestreiten wir. Nicht ohne Erstaunen werden die Homer-Kritiker folgenden Passus lesen, der ein ganz neues Licht auf die Entstehung der „Ilias“ zu werfen geeignet sein dürfte:

Vom militärmedicinischen Standpunkte aus ist nichts gegen das Urtheil der meisten Geschichtsforscher über die Entstehungsweise der „Ilias“ einzuwenden, nach welchem der Inhalt der letztern mit seinen ersten prosaischen Anfängen im Munde von Augenzeugen entstanden und dann von Mund zu Mund fortgepflanzt und verbreitet worden sei.

Ein neuer Standpunkt in der That, und keineswegs, wie der Verfasser meint, „das Urtheil der meisten Geschichtsforscher“. Einiges indessen werden auch die Skeptiker und Zweifler unserm Verfasser glauben, z. B. daß Achilles „ebenfalls seiner Hauptthätigkeit nach Krieger gewesen sei“, während alle Philologen ohne Ausnahme für etwas weniger dunkle Citate als „Ptol. Steph.“ III, 315 und gar „die Ausgabe der Achilleis des unter Domitian gelebt habenden P. Papinius Statius von Silva und Markland“ (sic!) dankbar sein würden.

Immerhin ist die Schrift die Frucht eingehender Studien; alles Medicinische, was sich im Homer findet, ist sorgsam zusammengestellt, und es ist erfreulich, daß tüchtige Praktiker noch Muße finden, sich mit der Literatur des Alterthums eifrig zu beschäftigen.

I. Mähly.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Von hohem Inteeesse und größter Wichtigkeit für die Geschichte des zweiten Kaiserreichs sind die „Mémoires de M. Claude, Chef de la Police de Sûreté“ von Jules Rouff. Wenn das, was hier über den Kaiser, seinen Coup d'état und die nachherigen damit in Verbindung stehenden Ränke gesagt wird, wahr ist, so bringt ihm dieses Buch eine noch schlimmere Niederlage bei, als selbst Sedan sie ihm brachte: dies war eine militärische, hier ist es eine moralische der schlimmsten Art. Wenn Paris und die Franzosen insgesammt diese Enthüllungen lesen, werden sie sich die Augen reiben und Gott danken, daß sie eines solchen Regiments los und ledig sind, und es nie wieder zurückwünschen.

In Verbindung mit diesem Werke sei auch der neue Roman von Jules Vallès „Le bachelier“ erwähnt, worin die Thorheiten der jüngern Republikaner vor dem Coup d'état mit einer wirklich bewundernswerthen Mischung von Satire und Bedauern, wie die „Saturday Review“ sagt, geschildeet sind; auch sei die Verabscheuung des Staatsstreichs, die ganz Frankreich jetzt zu fühlen vorgibt, die aber zur Zeit desselben auf einen sehr kleinen Bruchtheil beschränkt war, nie besser zum Ausdruck gekommen, noch dessen Grund — die Ohnmacht und Feigheit der Antiimperialisten selbst — klarer angedeutet worden.

— Das Hauptwerk der jüngsten französischen Literatur und ein wirkliches chef-dœuvre ist wiederum ein Erzeugniß

Victor Hugo's und zwar ein Werk im großartigen Stil und von ansehnlichem Umfang unter dem Titel „Les Quatre Vents de l'Esprit". Die zwei stattlichen Bände bestehen aus vier Abtheilungen: „Le livre satirique", „Le livre dramatique", „Le livre lyrique" und „Le livre épique". Abgesehen von der vergleichsweisen Schwäche der ersten dieser vier Gattungen — obgleich man dabei nicht des Dichters „Napoléon le Petit" vergessen darf — enthalten die übrigen drei Bücher Poesie, wie sie eben nur Victor Hugo hervorzubringen vermag, und von neuem erweist er sich auch hier wieder als der Fürst der lebenden Dichter.

— Aus der spanischen Literatur liegt uns ein in Neuyork erschienenes Erzeugniß derselben vor. Es ist „Ecos del Rin, Colleccion de Poesias alemanas", in Versen übersetzt von Francisco Sellen. Der Uebersetzer bietet hier eine Blumenlese von kleinern lyrischen Schöpfungen der hervorragendsten deutschen Dichter der Neuzeit bis auf Goethe und Schiller zurück und herab bis auf unsere Tage, in gelungener Wiedergabe in recht wohltönenden Versen, denen kurze Abrisse über das Leben der Dichter vorangehen. Auf die Zuverlässigkeit der Daten hin haben wir diese Biographien allerdings nicht alle geprüft, doch fiel uns die Angabe des Geburtsorts des Herausgebers d. Bl. in die Augen, der nicht in Königsberg, sondern in Breslau geboren ward. Von ihm sind übertragen: „En la Playa" („Am Strande", wie nicht der Dichter, sondern der Uebersetzer das Gedicht benennt) und „En el Café", beide in recht lobenswerther Weise. Unter andern erwähnen wir auch die Uebertragungen Heine'scher Lieder, wie besonders der „Lorelei", die, eine so schwere Aufgabe es sein mag, vorzüglich gelöst ist.

Aus der Schriftstellerwelt.

In Halle ist am 4. October Dr. Karl Gustav Schwetschke verstorben, ein thätiger Buchhändler und origineller Schriftsteller, der nicht blos den deutschen Musen gehuldigt, sondern auch durch seine lateinischen Schriften in Prosa und Vers sich als einen modernen „Humanisten" bewährt hat. Immer zeigte er in seinen Werken eine tüchtige Gesinnung. Er war geboren am 5. April 1804 in Halle, studirte hier und in Heidelberg, und war in die damaligen burschenschaftlichen Bestrebungen verwickelt. Von der Universität relegirt, wandte er sich ganz dem Buchhandel zu. Im Jahre 1848 wurde er ins Frankfurter Parlament gewählt, wo er mit der Kaiserpartei stimmte. Damals ließ er die „Novae epistolae virorum obscurorum" (1849) erscheinen, welche die äußerste Linke mit satirischer Schärfe geiselten. Als sich die Zeiten geändert hatten und die Reaction auf der ganzen Linie triumphirte, schrieb er die „Novae epistolae virorum clarorum" (1855), in denen er mit seiner satirischen Latinität die Häupter der Reactionsepoche heimsuchte. Wie ein rother Faden zieht sich durch sein schriftstellerisches und öffentliches Leben die Begeisterung für ein einheitliches deutsches Reich. Kein Wunder, daß seine Muse mit vollen Klängen das aufgehende und glorreich culminirende Gestirn Bismarck's feierte: „Bismarckias" (6. Aufl., 1870) und „Varzinias" (1870). Er hat überdies „Gedichte eines protestantischen Freundes" (1870) und kleinere deutsche und lateinische Sammlungen sowie fachwissenschaftliche Schriften zur Geschichte der Buchdruckerei u. a. veröffentlicht. Eine Sammlung seiner deutschen und lateinischen Schriften erschien 1864, sowie im Jahre 1878 seine „Neuen ausgewählten Schriften".

— In München starb am 13. October Eduard Martin Schleich, einer der beliebtesten Volksschriftsteller, welcher in seinem „Punch" anfangs gegen die klerikale Partei mit scharfer volksthümlicher Polemik sich wendete, dann eine Zeit lang die partikularistische Richtung vertrat gegenüber den preußisch-deutschen Einheitsbestrebungen, bis er nach 1870 gänzlich einlenkte und im Einklang mit der Stimmung seiner Landsleute, die bei Wörth, Metz, Sedan, Orléans für das Deutsche Reich gestritten, auch in seinem Blatte für dasselbe eintrat. Für das münchener Gärtnerplatztheater hat Schleich zahlreiche Volksstücke verfaßt; mit einem und dem andern seiner Dramen ist er auch auf die Hofbühne gedrungen.

Bibliographie.

Alexandrowitsch, L., Bewegte Zeiten. Roman in 3 Abtheilungen aus dem letzten russisch-türkischen Kriege. Dresden, Minden. 8. 5 M.

Allan, G., Aus der rumänischen Gesellschaft. Zwei Romane. Leipzig, Thiel. 1882. 8. 2 M.

Vlämischer Bericht über Vasco de Gama's zweite Reise 1502—1503. Herausgegeben, übersetzt und erläutert von H. C. G. Stier. 3te Ausgabe des „Vlämischen Tagebuchs". Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 8. 1 M. 20 Pf.

Fürst Bismarck, Parteilehren und Volkswohl. Zwölf Kapitel aus der neuesten deutschen Geschichte, Wählern und Politikern zur Erwägung gestellt. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Bonde, E., Feldblumen. Gedanken und Betrachtungen aus stillen Stunden für stille Stunden. Altenburg, Bonde. 12. 1 M. 50 Pf.

Büdinger, M., Zeit und Raum bei dem indogermanischen Volke. Eine universalhistorische Studie. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 40 Pf.

Geigel, M., Die Beziehungen der früheren Territorialzugehörigkeit zur Confessionsangehörigkeit in den deutschen Staaten. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 1 M.

Gutwit, Anna, Gaben und Aufgaben. Eine Erzählung. Hannover, Fericke. 8. 1 M. 60 Pf.

Hasak, V., Dr. M. Luther und die religiöse Literatur seiner Zeit bis zum Jahre 1520. Regensburg, Manz. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Hohenbühel, L. Freih. v., genannt Heufler zu Rasen, Geographische Späne aus Tirol. Innsbruck, Wagner. 8. 24 Pf.

Homeyer, E. F. v., Die Wanderungen der Vögel mit Rücksicht auf die Züge der Saugethiere, Fische und Insekten. Leipzig, Grieben. Gr. 8. 8 M.

Hörmann, L. v., Schnaderhüpfeln aus den Alpen. Innsbruck, Wagner. 16. 2 M.

Kap-Herr, H. v., Die abendländische Politik Kaiser Manuels mit besonderer Rücksicht auf Deutschland. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 3 M.

Kolde, T., Friedrich der Weise und die Anfänge der Reformation. Eine kirchenhistorische Skizze mit archivalischen Beilagen. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Köhler, F., Zur Freiheit des Gewissens. Eine religionsphilosophisch-kirchenpolitische Studie. Leipzig, Lehmann. 8. 3 M.

Lange, W., Die allgemein-pädagogische Bedeutung Friedrich Fröbels. Hinweis auf seinen 100jährigen Geburtstag. Eine ungehaltene Rede. Hamburg, Boysen. 8. 60 Pf.

Leichhardt's, L., Briefe an seine Angehörigen. Herausgegeben im Auftrage der geographischen Gesellschaft in Hamburg von G. Neumayer und O. Leichhardt. Mit einem Anhang: Dr. Ludwig Leichhardt als Naturforscher und Entdeckungsreisender von G. Neumayer. Mit einem Porträt Dr. Leichhardt's und einer Karte von Australien. Hamburg, Friederichsen u. Comp. Gr. 8. 3 M.

Leist, F., Aus Frankens Vorzeit. Kleine Kulturbilder. Würzburg, Stahel. 8. 2 M.

Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Nebst der literarischen Beilage. Redigirt von L. Schlesinger. 20ster Jahrg. 4 Nrn. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. à Nr. 2 M.

Müller, W., Reichskanzler Fürst Bismarck. Mit dem Porträt Bismarck's. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 3 M.

Pailler, W., Weihnachtlieder und Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol. Gesammelt und herausgegeben. 1ster Bd. — A. u. d. T.: Weihnachtlieder aus Oberösterreich. Mit 38 Singweisen. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 7 M. 60 Pf.

Per aspera ad astra. Von W. B. K. Wien, F. Beck. Gr. 8. 2 M.

Richter, A., Bilder aus der deutschen Kulturgeschichte. 1ster. Bd. 1ste Lfg. 1ste Hälfte. Leipzig, Brandstetter. Gr. 8. 50 Pf.

Romundt, H., Antäus. Neuer Aufbau der Lehre Kants über Seele, Freiheit und Gott. Leipzig, Veit u. Comp. 1882. Gr. 8. 2 M.

Rubensbriefe, gesammelt und erläutert von A. Rosenberg. Leipzig, Seemann. Gr. 8. 8 M.

Scholl, C., Rom's neueste Kriegserklärung oder das päpstliche Rundschreiben vom 29. Juni 1881. Leipzig, Friese. Lex.-8. 30 Pf.

Steiff, K., Der erste Buchdruck in Tübingen (1498—1534). Ein Beitrag zur Geschichte der Universität. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 6 M.

Gießener Studien auf dem Gebiet der Geschichte. I. und II. Mit einem Vorwort von W. Oncken. Gießen, Ricker. Gr. 8. 10 M.

Swoboda, H., Thukydideische Quellenstudien. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 M.

Weddigen, F. H. O., Studien und Erinnerungen. Essen, Silberstein. 8. 2 M.

Anzeigen.

Eine neue Auflage von
Brockhaus' Conversations-Lexikon
mit Abbildungen und Karten.

Soeben erschien im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Conversations-Lexikon.

Dreizehnte
umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage.
Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte.
In 240 Heften à 50 Pf.
Erstes bis drittes Heft.

Brockhaus' Conversations-Lexikon ist das älteste und angesehenste aller derartigen Werke. Die neue Auflage ist **vollständig umgearbeitet** und **wesentlich erweitert**, besonders durch Beigabe von **zahlreichen Abbildungen** auf 400 Tafeln und Karten, die auch einen geographischen Atlas enthalten, sowie im Texte.

In allen Buchhandlungen werden Unterzeichnungen angenommen und sind daselbst die ersten drei Hefte nebst Prospect zu haben.

Sacher-Masoch.
Auf der Höhe.
Internationale Revue.

Mme Adam (Paris).
Bluntschli (Heidelberg).
Brühl (Wien).
Daudet (Paris).
Flammarion (Paris).
Got (Paris).
Lesseps (Paris).
Gubernatis (Florenz).
Palmieri (Neapel).
Scanzoni (Würzburg).
Schwarcz (Budapest).
Lingg (München).
Vambéry (Budapest).
Carl Vogt (Genf).

Preis pro Heft 2 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Geist und Körper.

Die Theorien über ihre gegenseitigen Beziehungen.
Von
Alexander Bain.
Zweite verbesserte Auflage.
Mit 4 Abbildungen in Holzschnitt. 8. Geh. 4 M. Geb. 5 M.
(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, Bd. 3.)

Die Gesetze des Zusammenhangs zwischen Geist und Körper des Menschen, wol das schwierigste Problem der Wissenschaft bildend, werden hier von dem Verfasser, Professor der Logik an der Universität zu Aberdeen, in einer Weise erörtert, welche die bisherigen Resultate der Forschung vollständig klarlegt und den Leser zugleich zum weitern Nachdenken auffordert. Bereits ist eine zweite Auflage der deutschen Ausgabe des Werks nöthig geworden, die mehrfache Verbesserungen erfahren hat.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

REISE IN DER TROAS IM MAI 1881.

von
Dr. HEINRICH SCHLIEMANN.
Mit einer Karte. 8. Geh. 2 M.

Diese neue Schrift des berühmten Verfassers bildet eine wichtige Ergänzung zu allen seinen bisher erschienenen Werken, indem sie über die Topographie der Troas in vielen Punkten neues, die frühern Annahmen berichtigendes Licht verbreitet.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

The Scientific English Reader.

Englisches
Naturwissenschaftlich-technisches Lesebuch.
Von
Dr. F. J. Wershoven.
3 Theile. Mit 30 Illustrationen.
8. Geh. 5 M. 50 Pf.
Jeder Theil ist auch einzeln zu haben.

I. Physik, Chemie, Chemische Technologie. 2 M. — II. Maschinentechnik und Mechanische Technologie. 1 M. 50 Pf. — III. Bau-Ingenieurwesen. 2 M.

Den polytechnischen Lehranstalten sowie zum Selbststudium für praktische Techniker und Industrielle wird hier eine höchst instructive Sammlung von Musteraufsätzen aus englischen Werken und Fachzeitschriften geboten, die, vom Herausgeber mit sprachlichen und sachlichen Erläuterungen versehen, den Zweck hat, deutsche Leser mit der naturwissenschaftlich-technischen Sprache und Literatur Englands vertraut zu machen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 11.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 44. — 3. November 1881.

Neue Novellen und Romane.

1. Vier Erzählungen. Von J. Hawthorne und Gerhard Keller. Münster, Aschendorff. 1880. 8. 1 M. 40 Pf.
2. Lucciola. Novelle von Gräfin M. Kayserling, geb. von Tönniges. Stuttgart, Hallberger. 1880. 8. 4 M. 50 Pf.
3. Ungetauft. Ein Bild aus der Vergangenheit für die Gegenwart von Elise von Fernhain. Norden, Soltau. 1880. 8. 2 M. 50 Pf.
4. Auf der Wahlstatt des Lebens. Roman von Erich Hohenziel. Leipzig, Friedrich. 1881. 8. 5 M.
5. Der Salzgraf von Halle. Ein Städtebild aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts von Armin Stein (H. Nietschmann). Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1880. 8. 2 M. 40 Pf.
6. Im Gottesländchen. Erzählungen aus dem kurländischen Leben von Theodor Hermann Pantenius. Erster Band: Im Banne der Vergangenheit. Mitau, Behre. 1880. Gr. 8. 5 M.
7. Diogenes. Historische Erzählung aus dem 18. Jahrhundert von August Šenoa. Aus dem Kroatischen übersetzt. Agram, Suppan. 1880. 8. 3 M.

Hier finden sich allerlei kurze Novellen: eine Verbrechergeschichte, Familienscenen, eine italienische Künstlernovelle; da sind Romane: ein ausgesprochener Tendenzroman, ein Gesellschaftsroman aus heimischen Kreisen. Da sind geschichtlich-ethnographische Bilder größern Stils: eine deutsche Stadt am Ausgange des Mittelalters, dann das kurländische und das kroatische Provinzialleben aus neuer und neuester Zeit.

In den „Vier Erzählungen“ von J. Hawthorne und Gerhard Keller (Nr. 1) ist „Mrs. Gainsborough's Diamanten“ eine gewöhnliche Räubergeschichte mit dem pikanten Hautgoût, der solchen Geschichten aus den Tiefen unsers Gesellschaftslebens immer anhängt. Zu leugnen ist nicht, daß der Autor die ganze Spitzbubenintrigue mit großem Raffinement durchgeführt hat. Ein originelles Hauptmotiv, das ich anderwärts noch nicht in der Art verwendet gefunden habe, ist der vorgeschwindelte Somnambulismus als sein berechnetes Betrugsmittel. Und gleichwol kann ich ein Bedenken dagegen nicht unterdrücken. So fein auch Miß Birchmore, eine vollendete Komödiantin von geriebenster Gaunersorte, ihre Rolle spielt, manches dabei, vor allem der sehr unwahrscheinliche Verlauf des nächtlichen Einbruchs ins Schlafzimmer der zu Beraubenden, erscheint denn doch so plump, daß nur ein Blinder oder Gimpel sich in dem Garne fangen lassen konnte, selbst die sehr schnell gekommene Verliebtheit des Narren, der dann schließlich mit heiler Haut und mit seinen höchst kostbaren Diamanten davonkommt, kann meine Bedenken nicht heben. Allerdings ist Amor blind und macht blind, aber ... zu viel ist zu viel. Das Interesse an der Erzählung ist ein rein äußerliches — eine Stunde der Spannung.

Von mehr psychischem Werth sind die zwei folgenden Erzählungen, welche die größte innere Verwandtschaft zeigen. Es sind eigentlich kaum Erzählungen, sondern Genrebildchen aus dem Familienleben, nicht ohne Feinheit der intimen Züge. „Die Familie Retelhouck“ führt ein Bild vor, das gar nicht so selten im Leben ist. Vor uns haben wir eine arme Beamtenfamilie, die doch „standesgemäß“ leben, oben hinaus möchte und es mit diesem Versuch zu jenem bekannten jämmerlichen Zerrbild bringt, das uns im Leben recht oft begegnet. Da wird sie durch Erbschaft reich, aber um nichts verständiger, sodaß sie wieder ganz herunterkommt. Eine Tochter entläuft mit einem angeblichen Baron; der Sohn, der sein Leben früh total abgenutzt hat, stirbt; die Alten verkümmern auf dem Lande. Die Zeichnung hat die volle reale Wahrheit; das Schönste an ihr ist die halb humoristische Darstellung der armseligen Vornehmheit bis auf die geflickten und mit Tinte frisch aufgefärbten Handschuhe.

Vollends ins Innerste des Familienlebens führt das „Ammenmärchen". Herr Blome, auch ein Beamter, ist recht verdrießlich, als seine Frau ihm das fünfte Mädchen bringt, und verwünscht die Störungen, die mit dem kleinen Weltbürger in sein bequemes Hausleben hereinbrechen. Da trifft er ein kinderloses Ehepaar, dem dieses Glück fehlt, ferner einen Vater, den ein misrathener Sohn ruinirt hat, und — er ist curirt, was er seiner Frau mit folgendem Geständniß kundthut:

Hör' erst einmal, was ich gesagt habe: daß dein Mann, Wilhelm Blome, ein garstiger, undankbarer Kerl war — hörst du, Marie? — daß er es aber nun nicht mehr ist und auch nie wieder sein wird, wenn du ihm auch noch fünf Töchter dazu schenkst. Komm einmal her, Klara; nein, ich meine eigentlich die kleine, aber die große darf auch dabei sein und die Wärterin und der ganze Serail. Hier, Kind, da hast du einen Kuß von deinem Vater, einen herzlichen, aufrichtig gemeinten Kuß, und Gottes Segen über dich, meine fünfte!

Das Bildchen hat Sinn und Humor. Herzerschütternd ist das Leid des durch einen Schurken von Sohn im Innersten getroffenen Vaters. Der Bau beider kleinen Erzählungen ist so einfach als möglich.

Mit complicirterm Apparat und reicherer Personenzahl agirt die letzte: „Glück"; auch wieder eine Lection über den Satz, daß es nicht eben Reichthum ist, was glücklich macht. Ein paar Curiosa sind die Damen Nazaron, um deren Erbe es sich handelt; die Beneideten, die es erhalten, werden elend, und die, welche umsonst lange darauf gehofft und sich getäuscht sehen, werden recht glücklich. Das ist das Leben.

„Lucciola", von Gräfin M. Kayserling (Nr. 2), ist eine Geschichte aus Italien, dem Lande der Kunst und der Sonne, des Lebens und der Leidenschaft. Der Inhalt ist kurz folgender. Eine prachtvolle Römerin, die aber ein einfaches armes Landmädchen ist, kommt in verhängnißvolle Beziehung zu einem deutschen Brüderpaar, Künstlern. Der Maler, eine stille und weiche Natur, liebt sie und bestimmt die vertrauensvoll ihm Nahende, daß sie ihm zur Madonna Modell steht. Dem Bildhauer, wild, leidenschaftlich und verführerisch, gelingt es sie zu verlocken, weil im tiefsten Innern des ebenso leidenschaftlichen Mädchens ihm ihre Liebe gilt; er richtet sie zu Grunde, und sie stirbt verlassen auf dem Steinpflaster von Neapel. Die zuvor innig verbundenen Brüder, zwischen die nun rächend die Gestalt der zum Opfer Gefallenen sich stellt, söhnen sich nach schwerer Körper- und Seelenkrankheit des Malers wieder aus und wirken in ihrem Vaterlande als Künstler weiter. Das ist die einfache Geschichte einer Verlorenen, einer zertretenen Blume. Natürlich liegt über der Erzählung etwas vom Duft und Licht der wunderbaren Natur des italienischen Landes, das dem nie aus der Erinnerung entschwindet, welcher das Glück hatte, es zu sehen und zu empfinden; die ersten Striche gelten einer Apotheose der wunderherrlichen Neapolis. Aber es ist auch das Wilde und Gärende, die aufreibende Leidenschaft des von heißer Sonne geküßten Südens; denn wer hier lebt, der „athmet die flammengetränkte Luft des Vesuvs; und wer in dir lebte, weiß es: deine Sommer brennen zu heiß, deine Blumen welken zu früh, und deine Menschen — ach, auch sie blühen und welken zu wild und schnell!"

Ihre geistige Bedeutung gewinnt die kleine Skizze durch zwei Momente. Das erste ist der in der Seele des unschuldigen, etwas trotzig scheuen und stolzen Kindes aus dem Volke geführte Kampf gegen eine aufkeimende Leidenschaft, deren Verderbenbringendes sie genau erkennt, bis sie trotzdem unwillkürlich, fast traumwandelnd dem Verführer sich überliefert. Das zweite Moment ist der ungeheuere Widerspruch in der Seele der zwei bis dahin trotz ihrer charakteristischen Verschiedenheit so innig sich liebenden Brüder, ein gefährlicher Kampf zwischen Lieben und Hassen, von dem die sensiblere Natur des Malers fast bis auf den Tod getroffen wird. Der Stoff ist nicht neu; das Leben gibt der Commentare genug; aber gerade in dieser eigenthümlich verflochtenen Doppelbeziehung ist er glücklich gehalten, intensiv reflectirt. Lucciola selbst ist eine fast seltsam oder geheimnißvoll uns berührende Natur, in der ein Zug jener ahnungstiefen Melancholie lebt, die den frühen, schnellen und tragischen Untergang des vollendet Schönen ankündigt.

Die Erzählung „Ungetauft", von Elise von Fernhain (Nr. 3), nimmt eine besondere Stellung ein; eigentlich wäre es eher Sache des Moralisten oder Predigers, dieses Product zu beurtheilen. Es ist die reine Tendenz- oder Belehrungsgeschichte, die weitaus weniger von der literarisch-ästhetischen Seite gefaßt werden kann und offenbar auch gar nicht will. Die Verfasserin möchte für ihre Welt- und Lebensauffassung im Sinne der Frommen im Lande die Herzen gewinnen, und schließlich werden sich Bedeutung und Wirksamkeit des Buchs einfach danach entscheiden, inwiefern ihr das gelingt. Ich betone: das sind keine Fragen, die eigentlich den literarischen Kritiker berühren, und wenn er gleichwol darauf eingeht, so geschieht es nur deshalb, weil das Buch ganz die Form und den Gang einer Familiengeschichte, wenn man will eines Familienromans angenommen hat.

Es handelt sich um eine deutsche Familie des höhern Bürgerstandes in einer Mittelstadt, die des reichen Kaufmanns Staak. Er und sein Haus, vor allem die erwachsene Tochter erster Ehe, sind durch den Einfluß einer glänzenden, aber durch und durch weltlich gesinnten Stiefmutter von den alt überkommenen Grundlagen ihres Geschlechts abgeführt, der Kirche und dem Glauben vollständig entfremdet worden. Das nagt an dem alten Herrn, der trotz einer fast verhängnißvollen Liebe zu seiner zweiten Gattin immer noch an den ganz anders gearteten Einwirkungen seiner Jugenderziehung hängt. Da fügen es die Umstände so, daß die Glieder der Familie Staak eins ums andere wieder bekehrt, wie man in diesen Kreisen sagt, „erleuchtet" werden, daß die aber, die sich am entschiedensten dagegen stemmen und in ihrem Unglauben verharren, körperlich und geistig zu Grunde gehen; man heißt das in

denselben Kreisen „das Gericht des Herrn". Die große Umkehr in der Familie wird durch zwei alte Frauen bewirkt. Speciell richtet sich das Buch auch gegen die „freien Gemeinden". Wir erleben folgende Bekehrungen: erst an dem jungen, mit der Bedeutung der großen Hauptfragen noch gänzlich unbekannten Mädchen Philis, dem bis dahin von der Kirche fern gehaltenen Töchterchen aus zweiter Ehe; dann an Herrn Staak selbst; dann an seiner prächtigen Tochter erster Ehe, Erna, die aber ebenso weltlich gesinnt und erzogen war wie die gleich schöne Stiefmutter; dann an der ganzen Umgebung, die durch den Eifer und die reichen Mittel, welche die Kaufmannstochter für ihre neuen Ideen so freigebig spendet, für die frommen Zwecke und Stiftungen gewonnen wird; jene gefällt sich in der Stellung einer leitenden Diakonissin. Es sind nur zwei Ausnahmen: die Frau Staak selbst, starr an ihren von Jugend auf eingesogenen antikirchlichen Anschauungen haltend, geht geistig unter, wird irrsinnig, nachdem sie ihr über alle Maßen geliebtes Töchterchen verloren; dann der junge Doctor Fortunat, erst Erna's Verlobter, hernach wegen der religiösen Differenzen von ihr getrennt; er treibt sich in der halben Welt herum, sinkt tiefer und tiefer und stirbt höchst armselig in einem Hospital, freilich nicht ohne sich zu Erna's Anschauungen bekehrt und mit ihr kurz vor seinem Tode sich ausgesöhnt zu haben.

Die Reihe jener Bekehrungen, in immer gleicher Form und gleichem Ton, hat entschieden etwas Monotones; das ist eine Bemerkung, die sich nicht auf die Tendenz beziehen soll; sie richtet sich gegen das Geschick der Erzählerin, die weder ein neues Motiv noch neue Färbung hineinzutragen verstand. Uebrigens läuft die Geschichte in ihrem ganzen Aufbau weder ungeschickter noch besser ab als hundert andere Erzählungen, die in unsern productionsreichen Zeiten geschrieben werden. Ein Wort zur Tendenz: Ist das Dilemma, das hier so scharf aufgestellt wird, wie die Frauen es durchweg zu thun lieben, daß man nämlich nur ein frivol an den zeitlichen Genuß hingegebener und auch leichtfertig über die Moralgesetze hinwegspringender Weltmensch (wie jener junge Doctor) sein kann, oder bibelgläubig bis auf den letzten Buchstaben sein muß, um ein rechter Mensch zu heißen — ist dieses Dilemma richtig gestellt, nun, dann müßten wahrscheinlich noch viele Menschenkinder, die heute nicht daran denken, sich zur Bekehrung melden. Aber die Frage ist falsch gestellt und diese ganze Lebensanschauung durch die graue Brille gefärbt; denn für Tausende und aber Tausende ernster, selbst ideal hochsinniger Seelen ist die Zeit vorbei, wo sie mit jenen in unserer Erzählung als die rettenden Schutzgeister vorgeführten alten Frauen sagen könnten: „Wenn ich nicht alles glaubte, was in der Bibel steht, dann könnte ich nichts glauben; dann wäre ich so elend, daß ich wünschte, ich wäre nie geboren." Die Tage sind vorbei; da helfen keine Tractätlein und keine frommen Romane.

Ganz anders der Gesellschaftsroman „Auf der Wahlstatt des Lebens", von Erich Hohenziel (Nr. 4). Es ist ein ziemlich weiter Kreis von Personen und Lebensschicksalen, und zwar aus sehr gemischten Ständen. Einen kleinen Einblick in das, was der Roman bringt, glaube ich am einfachsten dadurch geben zu können, daß ich die Personen und ihr Geschick einzeln vorführe. Da ist zunächst ein deutscher Herzogssohn, der durch falsche Erziehung ein wüster und verkommener Gesell geworden, aber mit Geist genug, um in hellern Augenblicken das selbst einzusehen und ganz unumwunden zu bekennen; nach einer letzten Infamie gegen eine edle Dame fällt er im Duell, das Leben wie einen abgetragenen Rock abwerfend. Da ist der Rechtsstudiosus Edmund, aus armer Familie, aber gut situirter Adoptivsohn eines reichen Commerzienraths und seiner gutmüthigen Gattin; über sein Alter hinaus ernst und strebend, fast melancholisch und mit aufreibendem Verlangen nach seiner verlorenen Schwester suchend; er wird ein tüchtiger Rechtsgelehrte und Gatte. Die Schwester, nach dem Tode der armen Aeltern von einem Verwandten nach Amerika gebracht und hier unter furchtbar schweren Schicksalen herangereift, taucht als berühmte Schauspielerin wieder auf, eine edle und imponirende Persönlichkeit; trotzdem sie jetzt neben dem Ruhm und den Freuden auch die Leiden und Gefahren des so precär gestellten Berufs zur Genüge kennen lernt, hält sie als starke Künstlernatur auch dann an ihm fest, als der Bruder und dessen Pflegeältern ihr ein angenehmes Heim anbieten. Da ist der Beamtensohn Karl Seefeldt, der ein wüstes Studentenleben durchgemacht, in Heidelberg ein liebliches Fischermädchen verführt und durch eine unselige Verschuldung dem Vater den Todesstreich versetzt hat; nun steht er steuer- und compaßlos im Leben draußen. Es geht ihm wie seinem gehaßten Gegner, dem Herzogssohn; grundverdorben ist er aber trotz alledem nicht; er rafft sich auf, erkennt und verurtheilt sich, und — verzweifelt wieder. Bei einem heidelberger Studentenfest trägt er die Corpsfahne und wirft sich, als er die abgehärmte Geliebte sieht, in den Neckar; sie ihm nach; im kühlen Bette feiern die zwei jungen Herzen ihre Braut- und Todesnacht. Seine zarte und hochsinnige Schwester Lili wird Edmund's Gattin. Da residirt auf Schloß Sassenstein die Gräfin Sazonda mit ihrer Tochter; das ist ein reiches, glänzendes und doch nicht verflatterndes, sondern von ruhiger Gediegenheit getragenes Herrschaftsleben, echter Adel in großem Stil. Und wie zur humoristischen Folie tritt in der dicken Hofmarschallswitwe Bianka von Sonnenschein und ihrer versorgungssüchtigen Tochter, die schließlich, als alle andern Speculationen fehlschlagen, einen unendlich beleibten und unsäglich reichen holländischen Mynheer abfängt, der Betteladel auf, der nicht von seinen Prätensionen und nobeln Façons lassen will.

So sind die Kreise reich, die Schicksale mannichfaltig genug. Es ist das Leben in seinen Flutungen, leicht und schwer, trüb und heiter, doch in allen Nuancen wahr. Die Sprache ist einfach schön, der Aufbau correct, der seelische Hintergrund nicht ohne Tiefe. Die Reflexe des Studenten-

lebens werfen über das ganze Bild einen jugendlich leuchtenden Schimmer. Der Roman ist nicht gerade eine eminente Leistung, aber ein gutes Buch, das sich sehr angenehm liest.

Wir betreten nun bis zu Ende historischen Boden.

Das Werk „Der Salzgraf von Halle", von Arnim Stein (Nr. 5), ist vollständig das, als was es sich betitelt, ein durch und durch mittelalterliches Städtebild. Es ist jene Zeit gefährlicher und hoher Schwankungen, in der das Städteregiment da und dort sich gegen den Landesherrn auflehnte, um dessen Herrscherrecht zu beschränken, wo nicht ganz abzuschütteln, während gegen eben dieses patrizische Städteregiment die Zünfte und Handwerker im Sinne einer freiern Regung und Gestaltung sich zu erheben begannen. Beide Bewegungen spielten mächtig mit auch in der altberühmten Salzstadt Halle, die sogar darauf ausging, sich zu einer freien Reichsstadt zu erklären; in der Zeit aber, da unsere Geschichte abläuft, wird jene Stadtaristokratie scharf daniedergehalten durch den kräftigen Landesfürsten Erzbischof Günther von Magdeburg. Die politische Complication wird hier um so schwieriger, als in den Halloren eine dieser Stadt ganz eigene, alte, mit großen Stadtrechten und specifischem Standesstolz sowie mit eigenthümlichen Festen und Gebräuchen ausgestattete Körperschaft hinzutritt. Die Geschichte ist kurzweg diese: Der imposante und wahrhaft edle Patricier Hans von Hedersleben gewinnt die schöne Hildegard von Kesselring zur Gattin — ein überaus glückliches Paar. Aber auf Hildegard hatte auch der einer Nebenlinie angehörende wüste Junker Georg von Hedersleben sein Auge geworfen, und mit einem noch wüstern Gesellen aus dem Ritterstande plant er das Verderben des bevorzugten Rivalen. Der Erzbischof ernennt Hans zum Salzgrafen, und von da an hassen ihn, weil er damit Vertreter der Rechte des Landesherrn geworden, die aristokratischen Rathsherren. Private und politische Rachegelüste wirken zusammen. Nachdem andere niederträchtige Streiche, um ihn zu verderben, sogar ein Mordversuch parirt worden, verfolgen sie einen teuflischen Plan: sie klagen den Salzgrafen, der für den Landesherrn das Münzrecht übt, der Münzfälschung an, ein Verbrechen, worauf Todesstrafe am Brandpfahl steht, und gewinnen einen boshaften ungetreuen Arbeiter als Zeugen wider ihn. Der Rath greift mit Hast nach der furchtbaren Anklage, ladet den Salzgrafen vor sein noch dazu incompetentes Gericht, verurtheilt in überstürztester Eile den Unschuldigen und verbrennt ihn. Der Landesherr überzieht dafür die Stadt mit Krieg, demüthigt das Geschlechterregiment, und der elende Georg wird von Hansens wackerm Kriegsknecht im Kampfe erschlagen.

Dieses Städtebild ist es, was der Autor als vierten Band seiner „Geschichts- und Lebensbilder" dem deutschen Volke vorlegt, und zwar aus einem Jahrhundert, über welches die geschichtlichen Nachrichten verhältnißmäßig spärlich fließen. Er betont ausdrücklich, daß es sich hier um wirkliche Geschichte handelt, nicht um ein Phantasiegebild oder einen Roman, und daß es seine Aufgabe war, aus den dürftigen Umrissen, die ihm vorlagen (Dreyhaupt's „Chronik der Stadt Halle"), ein ausgeführtes rundes und buntes Gemälde herzustellen, die Gestalten aus grauer Nebelumhüllung klar heraustreten zu lassen, ihnen Farbe und Leben zu verleihen. Wenn eins fehlt, so ist es eine etwas größere Lebhaftigkeit des Tons, wozu die reichen und farbigen Gemälde, die Scenen voll Liebe und Haß so wohl und leicht Anlaß geboten hätten. Die Sprache scheint eine zu ruhig abgemessene, die Farbe geschont, und ich glaube, es hätte sich energischer malen lassen, ohne daß der historischen Wahrheit irgend wäre zu nahe getreten worden; wir fühlen uns erst gegen den Schluß hin ergriffen, als die verhängnißvolle Katastrophe hereinbricht. Wie hätte sich das wundertiebliche Liebes- und Familienleben der beiden herrlichen Ehegatten, wie hätten sich die Kriegsbilder noch sprechender gestalten lassen! Ich gebe übrigens zu, daß es vielleicht blos individuelle Empfindung ist, die aus dieser Bemerkung spricht. Denn das Gemälde ist immerhin rund und voll, einige prachtvolle und einzelne abscheuliche Gestalten sind markant genug herausgehoben — mittelalterliches Städteleben im bunten Reichthum seiner wechselvollen Scenerien.

Der Titel des Romans „Im Gottesländchen", von Theodor Hermann Pantenius (Nr. 6), braucht eine Verständigung, damit man wisse, daß er in Kurland spielt. Damals, als das alte Livland der Ordenszeit unter Strömen von Blut zusammenbrach, schrieb der Großfürst von Rußland einmal an den Herzog von Kurland: er wolle „seines Gottes Ländchens" für diesmal verschonen; seit diesen Tagen heißen die Kurländer ihre Heimat mit Vorliebe das Gottesländchen. Unser Autor nun meint: das Leben sei dort heute gesunder und blühender als vielleicht je zuvor. Dieses Leben will er in seinen Dichtungen schildern; wie er selber sagt: ein Bild geben, wenn nicht, wie das heutige Kurland ist, so doch jedenfalls, wie es einem die Wahrheit und seine Heimat gleich sehr liebenden kurländischen Dichter erscheint.

In diesem Gesammtporträt bildet die untergelegte Geschichte fast nur das nothwendige Gerüst; sie ist ungemein einfach. Der Baron Werner auf Lindenhof, ein junger Gutsbesitzer, ist nach langjähriger Abwesenheit heimgekommen und soll nun als Landwirth auf seinem Gut wohnen. In der Nähe lebt auf Inselhof Therese Proßnitz; sie ist wunderschön, aber nicht ebenbürtig, da ihr Vater, ein lächerlicher und eigensinniger alter Geck, blos Erbpachter ist und zudem die Familie durch schlechte Wirthschaft total heruntergebracht hat. Werner verliebt sich in Therese, kommt aber mit Stand, Lebensstellung und Gewissen in Conflict; der Heirath steht namentlich ein Testament seines Vaters entgegen. Erst sucht er sich zu zerstreuen, zieht sich von Theresens Familie weg in andere Kreise, kämpft mit sich; und als er zum Entschluß gekommen, alle Fesseln zu brechen und sich nur seiner Liebe hinzugeben, da ist es zu spät. Aus Unmuth, Trotz und Verzweiflung hat

sich Therese einem jungen Juden verlobt, dessen Vater vom einstigen Knecht auf Inselhof sich zum sehr wohlhabenden Gutspachter heraufgearbeitet hat. Wir sehen beide unglücklich, eben im Begriff, für immer zu scheiden; da tritt blitzartig das Schicksal dazwischen: ein furchtbarer Sturmwirbel reißt in einem Augenblick das schlecht unterhaltene Gehöft von Inselhof nieder und begräbt unter seinen Trümmern alle seine Insassen; der Knoten ist entzwei gehauen.

Und was alles liegt nun in diesem Gesammtgemälde? Der Hauptinhalt, und gewiß der anziehendste, ist die Schilderung des Lebens auf jenen Landgütern und Herrensitzen in allen Abstufungen. Auf großem und solidem Fuß präsentirt es sich in den mit Werner nahe verwandten Besitzern von Neuhof, einem herrlichen Ehepaar, das all unsere Liebe gewinnt; in seinen etwas schwankenden Versuchen sehen wir es auftreten auf Lindenhof bei Werner selbst, der eben erst anfängt, die Probe macht und vorübergehend sich noch zu viel durch die im Auslande angenommenen Neigungen für feinere und rauschendere Stadtgesellschaft abziehen läßt; in seiner Misère, ganz heruntergekommen, auf dem durch den närrischen Alten aus Rand und Band gebrachten Inselhof, den auch die redlichsten Anstrengungen von Sohn und Tochter und Freund nicht mehr retten könnten; in der schlauen, mit Erfolg gekrönten Berechnung stellt es der jüdische einstige Knecht vom Inselhof dar, der nun, zu Geld und Gut gekommen, auf dieses alte Pachtgut Anleihen gibt, aus purer langsam und sicher berechneter Rache, um die Familie seiner ehemaligen Peiniger von dem Erbpachthof wegzutreiben. Ueberhaupt spielt das Judenthum und sein Leihen auf Wucher gerade in diesen Gegenden eine mächtige Rolle. Zur Abwechselung wird uns auch die leichtfertige und nichtsthuende, tanzende und Feste feiernde Stadtgesellschaft vorgeführt. Etwas über Politik des Landes, Stellung der Deutschen zu den Letten, Haltung zu Rußland spielt mit, gerade genug, um auf die öffentlichen Zustände Licht zu werfen und doch nicht zu langweilen.

Alle Hauptkreise und Hauptfragen kurländischen Lebens sind zur Genüge berührt, um ein volles Bild in den richtigen gemäßigten Farben zu liefern; der ernste Ton ist zuweilen durch eine Portion Humor unterbrochen. Es ist gesunde und sehr anziehende Lektüre, die dem, was daran Dichtung ist, einen tüchtigen realen Grund unterlegt; wir werden mit jener Ostseeprovinz, Volk und Land, in liebenswürdiger Weise bekannt gemacht.

Ganz dasselbe thut in seiner Erzählung „Diogenes" August Senoa (Nr. 7) für Kroatien. Dieselbe berührt sich sehr genau mit den Arbeiten von Stein und Pantenius, steht der letztern am allernächsten; der Zweck ist der gleiche, und sie haben auch beide ihren Zweck in gleichem Maße erreicht. Es macht keinen Unterschied, daß Senoa etwas in der Zeit zurückgreift, in das 18. Jahrhundert hinein, während Pantenius bei der Gegenwart stehen bleibt. Dagegen liegt eine feine Unterscheidung für die drei Schriften darin: während Pantenius das Gesellschaftsgetriebe, die Lebenshaltung der verschiedenen Stände und Klassen zum Hauptgegenstand nimmt, faßt Senoa mehr das politische Treiben im großen, die Stellung des Ländchens in staatlicher Hinsicht ins Auge. Romane sind alle drei nicht, doch nuancirt sich ihre Haltung folgendermaßen: Stein's Arbeit hält am strengsten die geschichtlichen Elemente fest; Pantenius gibt ganz überwiegend ethnographisches Material; Senoa mischt trotz aller sorgfältig gewahrten historischen Wahrheit im ganzen und in den einzelnen Scenen, die man auf den ersten Blick für unwahrscheinlich, für bloße Phantasieerfindungen halten möchte, doch am meisten von wirklich romanhaften Dingen mit ein, wenigstens in den Detailzügen.

Die sehr verwickelten Geschichten, die da nebeneinander laufen, wollen wir hier nicht berühren; das würde eben auch eine ganze Erzählung brauchen. Es genügt, die Hauptpersonen zu nennen. Weitaus die erste, die entscheidende Rolle spielt der reiche Janković, ein echter kroatischer Edelmann und feiner Politiker, das Haupt der Patriotenpartei, der unter allen manchmal wunderlichen Wandlungen und Kämpfen nur den einen Gedanken festhält: das Wohl und die möglichste Unabhängigkeit seines armen und von Parteien zerrissenen Ländchens. Neben ihm steht als sein innig geliebter und ganz von dem überlegenen Kopf geleiteter Pflegesohn, der Kapitän Belisar, dessen persönliche Erlebnisse ungemein stark mitspielen. Die wunderschöne, aber sehr gefährlich intrigante und sittenlose, in der schlauesten Diplomatie geschulte Gräfin Therese Batyany ist das geistige Haupt einer aristokratischen Magnatenpartei, die ausschließlich ihre Ehre und ihren Vortheil sucht, werde aus dem Lande was da wolle. Eine Zeit lang unterhält Therese eine Liebschaft mit Janković; sie beide treiben dabei ein gefährlich Spiel; der Mann aber mit dem Herzen für sein Land und Volk bleibt schließlich Meister. Die dritte Nuancirung repräsentirt der deutsche Oberst Klefeld, der das Ländchen beherrschen möchte und nahe daran steht, sein Ziel zu erreichen. Er und seine Anhänger sind die vom wiener Hof unterstützten Fremdländischen, das deutsche gegen das heimische Landesinteresse. Zwischen diesen verschiedenen fremden und vaterländischen, geistlichen und weltlichen, patricischen und volksthümlichen Reibungen wird das arme Ländchen hin- und hergeworfen, und alle Stände und Volksklassen kommen zur Action; nach dem wohlgesinnten Willen des Autors werden aber schließlich die echten Patrioten Herren, günstigere Aussichten eröffnen sich. Kurz — politische Intrigue, das ist bei weitem der Hauptinhalt.

In einer kurzen orientirenden Vorbemerkung hat sich der Autor über das Ziel, das er verfolgt, sowie über die Schwierigkeiten ausgesprochen, die dem kroatischen Schriftsteller entgegentreten, welcher eine getreue historische Erzählung liefern will:

Der Novellist muß sich selbst auf das Quellenstudium verlegen, die gedruckten Quellenwerke genau durchstudiren, sich in

den Staub unedirter Quellen vertiefen, die in allen Ecken zerstreuten Körnlein über Genealogie, Heraldik, Culturgeschichte mühsam zusammenlesen, um seiner Erzählung ein wahrheitsgetreues Relief geben zu können. Alles dies ist eine sehr ermüdende, keineswegs angenehme Arbeit, zumal eine Masse äußerst interessanten Materials im Staub der Archive vergraben liegt und es erst der neuern Zeit vorbehalten war, den Schleier zu lüften.... Aus vergessenen, vergilbten Blättern lateinischer Memoiren, aus Landtagsverhandlungen, Testamenten, Verträgen, Briefen, Geschlechtstafeln habe ich das lang entschwundene Geschlecht wachgerufen, dem Leser eine Action vorgeführt, die sich vor 150 Jahren in der That zugetragen hat; und wenn mein Werk bezüglich der künstlerischen Ausführung vielleicht ein berechtigter Tadel treffen kann, so glaube ich, daß ein Vorwurf gegen meine historische Gewissenhaftigkeit nicht berechtigt wäre.... Wahrheitsgetreu ist in der Erzählung die ganze politische Situation, die Stellung der Parteien, der Zwist zwischen Geistlichkeit und Aristokratie, wahr die gesetzwidrige Behandlung des Grenzstaats, der infolge getäuschter Hoffnungen entstandene Landtagssturm, wahr das aus privater Habsucht entsprungene Spiel mit Slawonien. Beinahe alle Personen, ja selbst die Zunftleute sind historisch und nach den vorhandenen Anhaltspunkten charakterisirt; beinahe alle Begebenheiten geschichtlich. Auch trachte ich nach Möglichkeit, den Ton der damaligen Gesprächsweise nachzuahmen.

Ich hebe folgende treffende Specialbilder heraus: das Handwerkerleben, die Zunft- und Lehrlingsgebräuche, wie sie im Hause des ehrbaren Schmiedemeisters Magić ungemein anschaulich und ansprechend in ihren alterthümlichen Formen gezeichnet sind; das faullenzend verderbliche Militärleben und das in allen Farben schillernde, an einer Reihe sehr verschiedenartiger Familien dargestellte Magnatenleben auf dem Lande und in der Stadt; das leichtfertige Spiel vornehmer Bummler und Intriganten, die in ganz gemeinem Genuß, im Schäkern mit leichten Weibern oder in politischen Speculationen ihr unnützes Leben vertrödeln, und das nicht markanter auftreten kann als in jener geheimen Saufverbrüderung des „Olymp", die acht niederträchtige Götter zählt. Einige hoch satirische Auslassungen (Pamphlet gegen Buzan, Petition der Sperlinge) kennzeichnen hochstehende Schurken, die ihr Hauptgeschäft daraus machen, die Landesgelder zu stehlen. Etliche Bacchanale und theatralische Feste gehören nothwendig zur Vollständigkeit des Gemäldes; das prachtvolle tendenziöse Schlußfest von Janković ist ein Cabinetsstück. Sprechendes Gegenbild ist die feierlich geheime Zusammenkunft der patriotischen Adelichen im Walde — eine Art von modernem Rütlibund. Endlich ist die Scene auf dem Obstbaum und im Garten des Meisters Magić, wo zwei hohe Adeliche, die nach des Meisters schöner Tochter schielen und listig hergelockt worden sind, mit einer ausgiebigen Tracht Prügel abgekühlt werden, zum hellen Ergötzen; der Streich ist köstlich und fruchtet.

J. J. Honegger.

Gedichte und Dichtungen.

(Beschluß aus Nr. 43.)

5. Die Vestalin. Ein epischer Sang aus römischer Zeit von Alfred Friedmann. Leipzig, Lenz. 1880. 64. 75 Pf.

Im Sedezformat der „Salon-Bibliothek" erscheint dies Römerepos, oder, wenn man will, diese römische Novelle in Versen, welche zugleich ein Culturgemälde der Römerzeit in den Tagen des Cäsar und Octavianus ist. Der Spannung, welche der Fortgang der Haupthandlung, das Geschick der Vestalin erregt, thut es einigermaßen Eintrag, daß sich so breite Culturschilderungen einschieben, die Selbstzweck zu sein scheinen. Die Widmung an Georg Ebers, einen der Meister des archäologischen Romans, ist für diese Tendenz charakteristisch. In der That haben viele Abschnitte der Dichtung einen archäologischen Grundzug: die Schilderung der Gladiatorenkämpfe und der Wettrennen im Circus nimmt mehrere Kapitel in Anspruch: es herrscht darin ein Aufwand von detaillirter Darstellung, der zur Bedeutung dieser Vorgänge für die eigentliche Haupthandlung durchaus nicht im Verhältniß steht. Denn von mehr als hundert Strophen, welche dem Circus Maximus gewidmet sind, haben nur die allerletzten einen den Faden der Handlung fortführenden Inhalt; sie schildern uns das Wiedersehen Hellenor's und der von ihm geliebten Vestalin: im Getümmel des Aufruhrs, der im Circus entbrannt ist, gelingt es ihm, die Hand seiner Myrrhina zu ergreifen. Der Abschnitt „Classischer Boden" enthält zum Theil römische Geschichtschronik, theils Lagerbilder, Dichtergespräche vor der Schlacht von Philippi, deren Darstellung selbst wieder einen Gesang ausfüllt. Wir verkennen durchaus nicht die Berechtigung der Episode im Epos; schon Schiller sagt, daß die Selbständigkeit der Theile einen Hauptcharakter des epischen Gedichts ausmacht. Doch dann muß es sich um ein großes Culturepos, das Epos eines Völkerkampfes handeln; wo aber individuelles Geschick den Mittelpunkt der Handlung bildet, da bewegen wir uns auf dem Boden der poetischen Erzählung, und hier gilt dasselbe Gesetz der Spannung wie für die Novelle. So umfangreiche Excurse archäologischer Darstellung in Versen können nicht als Episoden betrachtet werden: sie drücken mit der Wucht des historisch oder culturhistorisch Bedeutenden auf die Fabel, die uns spannen und fesseln soll. Es handelt sich nämlich in diesem „epischen Sang" um die Liebe eines im Kampfe bewährten Römerjünglings Hellenor zur Tochter des Marius, Myrrhina, welche von ihrem Vater dem Dienst der Vesta geweiht wird. Hellenor's Liebe folgt der Vestalin; doch derselbe Priester, der durch seine Ueberredungsgabe den Vater be-

stimmt hatte, die Tochter dem Cultus der Keuschheitsgöttin zu weihen, ist von sinnlicher Leidenschaft für dieselbe entbrannt: vor einem Attentat rettet sie Hellenor, der durch einen geheimen Gang in den Tempel der Vesta gedrungen ist: er schlägt mit dem Schwert den verbrecherischen Priester zu Boden. Doch sterbend vermag dieser noch durch verleumderische Aussage die schwer beschuldigte Jungfrau dem sichern Tode dahinzugeben. Myrrhina wird lebendig begraben auf dem Campus Sceleratus und verfällt in ihrer Gruft dem Wahnsinn; doch das Grabscheit Hellenor's weiß den Weg zu ihr zu finden; er entführt die Irrsinnige in das Nilland, wo sie durch einen plötzlichen Schreck das Bewußtsein wiedergewinnt.

Wir sehen, die Handlung gehört gänzlich dem Gebiet klösterlicher Romantik an, die nur in das alte Rom verlegt ist. Aehnliche Situationen finden sich in Kloster- und Ritterromanen, und das Eindringen Hellenor's in den Tempel und in das Grab gehört zu den abenteuerlichen Vorgängen, welche der Epiker nur als faits accomplis in aller Kürze mittheilen soll, weil eine genauere epische Schilderung uns doch nicht alles Detail vollkommen glaubhaft machen könnte. Diese altrömische Klosternovelle ist nun freilich in einen überaus barocken Culturrahmen eingefügt und mit weitreichenden geistigen und geschichtlichen Perspectiven ausgestattet.

Was wir auch an der Architektonik der Dichtung aussetzen mögen: sie zeugt von dem schon bewährten schönen Talent des Verfassers, von einer überaus lebendigen Phantasie und Kraft der Schilderung und von einem Gedankenreichthum, der sich oft in schwunghafter Weise ausspricht, wie z. B. in dem Gesange Hellenor's zum Preise der Dichtung:

Leichtlich brichst du eine Blume und zerpflückst die Farbenpracht,
Doch du denkst dann nicht der Monde, die in Wachsthum sie verbracht;

Wie sie auch aus brauner Erde langsam strebte, rang nach Licht —
Ach, wie schnell ist sie gebrochen — ihres Wachsthums denkst du nicht!

Und so liest sich leicht und spielend eines Dichters Zauberreim,
Und mit einem male schlürfst du vieler Wanderflüge Seim.

Doch du ahnst nicht, wie ermattet oft des Dichters Feuergeist,
Wenn ihn aus Olympos' Höhen eine finstre Hore reißt,

Wenn die Muse, die sich küssend eben seinem Mund genaht,
Plötzlich nach der Heimat schwebend, läßt die Ohnmacht, raubt die That!

Neidet, neidet nicht den Dichter um die Flut melod'schen Sangs;
Eine wunderbare Sehnsucht ist der Urquell seines Klangs.

Nimmer wird sie ihm befriedigt, ewig starrt die Seele leer;
Ist die Sehnsucht ihm verloren — ach, er ist kein Sänger mehr!

Ewig wälzt bergan den Stein er nach der Schönheit hohem Sitz —
Doch Errungnes rollt ihm abwärts, flüchtig ist des Glucks Besitz.

Ewig netzet seine Lippen der cocytische Krystall,
Doch der Schönheitsdurst währt ewig, wie Homeros' Liederhall!

In das Sieb der Danaiden fließt sein jugendwarmes Blut,
Und er schöpft sich bleich und elend, niemals ruft er: Das ist gut!

Und des Thatendranges Geier, der an ew'ger Leber nagt,
Raubt der Nächte süßen Schlummer, den ein holder Gott versagt.

Neidet, neidet nicht den Dichter um die Flut melod'schen Sangs;
Eine wunderbare Sehnsucht ist der Urquell seines Klangs!

Ohne Frage ist das römische Colorit in diesen Strophen wie überhaupt in der ganzen, in trochäischen Tetrametern abgefaßten Dichtung gut getroffen; sie zeugt von classischem Studium, und die häufigen Paraphrasen römischer Dichter tragen dazu bei, auch dem Gedankeninhalt die Färbung der Nation und des Zeitalters zu geben.

Wie wir erfahren, steht eine neue Auflage der Dichtung in Sicht, und wir möchten dem Dichter für dieselbe auch eine formelle Revision anrathen. So schön und schwunghaft einzelne Strophen sind, so finden sich doch auch wieder andere, die an Fibelverse erinnern, wie die folgende:

Auch ums Leben hat geredet sich der schwanke Cicero;
Aber seine todte Zunge machte Fulvia nicht froh.

Auch die Bilder, oft kühn und mit Schwung ausgeführt, meistens epische Vergleichungen, würden hier und dort noch durch eine Correctur betreffs des einleuchtenden tertium comparationis oder in anderer Hinsicht gewinnen. So heißt es z. B.:

Wie wenn zu der Zeit der Ebbe meerwärts jede Welle weicht,
Und die Düne am Gestade jählings trocknet dann und bleicht;

Wie wenn hinter goldnen Bergen still der Sonnenwagen sinkt,
Und im Abschiedsgruß erröthend feurig jede Wolke blinkt —

Also zog ein kalter Schauer über Jener Lichtgestalt,
Der ein Blutstrom der Entrüstung dann ins hehre Antlitz wallt.

Hier ist es nicht recht klar, daß die beiden Bilder ein Nacheinander, den successiven Wechsel von Erbleichen und Erröthen darstellen sollen.

Auch in metrischer Hinsicht dürfte ein Vers: „Wie wenn zu der Zeit der Ebbe", sich als Trochäus schwer legitimiren können. Doch betreffen diese Ausstellungen nur Einzelheiten: im großen und ganzen zeigt Alfred Friedmann auch in Behandlung der Form ästhetisches Gewissen und gute Schulung.

6. Jesus Christus. Eine Dichtung von Oskar Linke. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1880. 12. 3 M.

Nach dem Titel der Dichtung würde man eine neue Evangelienharmonie oder mindestens ein Laienevangelium im Stil Sallet's erwarten; doch die Dichtung Oskar Linke's ist eine moderne Gedankensymphonie, in welcher Jesus Christus selbst nur eine traumhafte oder symbolische Bedeutung hat als Vertreter des echten reinen Christenthums, welches durch ein aufdringliches Priesterthum verfälscht wird. Die Dichtung führt uns durch verschiedene Kreise des socialen Inferno, die mit einer gewissen grellen

Anschaulichkeit geschildert sind: wir werden in die glänzenden Gemächer der Demi-Monde, in die Proletarierhöhlen, in denen die größte Sittenverwilderung herrscht, geführt: überall spricht das echte Christenthum das milde versöhnende Wort. Der Held aber, der unter dem Geleite von Jesus im Traum diese Wanderschaft antritt, ist ein zeternder und ehrgeiziger Priester, dessen Bekehrung die eigentliche Tendenz der Dichtung bildet.

Die Behandlungsweise ist durchaus eigenartig; man könnte Oskar Linke in der Lyrik den Dichtern zuzählen, die wir im Drama als Vertreter genialer Kraftdramatik bezeichnet haben: diese reimlosen fünffüßigen Blankverse enthalten eine Menge kühner Bilder; denn dem Dichter fehlt weder die vollaufblühende Phantasie noch der Zug der Inspiration: wohl aber trägt die Dichtung auch die Mängel jener Schule zur Schau: manche allzu kühnen Bilder, die vor dem zergliedernden Verstand nicht Stich halten und oft schon von vornherein das unbefangene Gefühl verletzen, und einen gewissen Mangel an stilvoller Haltung, an dem die Schilderung bisweilen zum Trivialen und allzu drastisch Bezeichnenden herabsteigt und die Reflexion ebenso oft in eine geharnischte Flugschriftenpolemik übergeht. Ueberhaupt fehlt die poetische Verschleierung der Tendenz; sie tritt zu nackt, zu direct für ein Kunstwerk hervor. Wir sind durchaus nicht für die oft in Gedankenlosigkeit übergehende Tendenzlosigkeit der akademischen Gedichte eingenommen; „pectus est quod facit poëtam", sagen wir; aber die Tendenz soll in den künstlerischen Organismus hineingeheimnißt sein, nicht überall handgreiflich aus ihm herauswachsen.

Davon abgesehen, finden wir in dieser Dichtung viele Züge eines markigen Talents: die Fehler der Ueberkraft und allzu üppigen Phantasiefülle lassen sich noch am ersten entschuldigen, da sie sich auch am ersten beseitigen lassen. Gleich in dem ersten Abschnitt „Idylle" ist der Traum des Priesters und seine Vision phantasievoll eingeleitet. Ein Christusbild aus Marmor an einem kleinen Kreuz aus schwarzem Ebenholz steht auf dem Tischchen vor dem Schlummernden:

Er träumte:
Ries'ger wuchs vor seinen Augen
Das Kreuz auf mit dem weißen Todtenleibe.
Es wich des schwarzen Holzes dunkler Glanz,
Ein fahles Grau erschien — ein wirklich Kreuz!
Doch von dem Querholz stieg ein Mann herab,
So groß wie andre Menschen, schöner nur,
Mit einem Antlitz übermenschlich edel,
Draus weiche Kraft und milde Strenge sprach;
Nicht blos bezaubernd hohe Frauenseelen,
Die Lotosblumenherzen, auch in jenen
Sumpfblumen, die im Dunkel lüstern funkeln,
Ein reines Schmerz- und Lustgefühl entzündend.
Der Priester sah in seinem schönen Traume
Das nackte Kreuz auf einem Berg erhöht,
Darüber zog ein Abendgoldgewölk.
Hinfallen sah er dann dies graue Kreuz,
Wie einen dürren Leichnam, auf die Erde,
Und aus dem Boden blühten zaubervoll
Herauf viel, viele, blutig rothe Rosen.
Vergessen und begraben schlummerte
Das graue Kreuz auf dem Verbrecheranger,
Der jetzund als ein Rosengarten blühte.
Der Priester sah der Sonne Purpurstrahlen
Hinsterben an dem fernen Horizonte.

Ein etwas grell beleuchtetes Genrebild aus dem Kreise des Pauperismus bietet der zweite Abschnitt, das Nocturno „Die Armen". Der dritte: „Appassionata", führt uns in das Reich der Demi-Monde und hat die Moral der Magdalene. Der Jüngling hat mit Verachtung sich aus den Armen der schönen Buhlerin gerissen:

Sie ist allein, und sie besinnt sich wieder.
Anstarrt das schöne Weib des Zimmers Wände,
Es will nur Einen sehn und sieht ihn nicht,
Der einst ihr „Alles" und ihr „Leben" war
In ihren Träumen, wenn auch mädchenstolz
Der Mund es noch zu sagen weigerte;
Und den sie auch in jener Unglücksnacht,
Wo sie, gelödert von dem eignen Stolze
Und von zu spät erkanntem Misverständniß,
Sich selbst vergaß, den Leib als wie die Seele;
Und den sie selbst im Rausche jener Ballnacht
Noch nicht vergaß und nie vergessen konnte.
Im Spiegel sieht sie sich entsetzt und schaudert
Ob ihrer Augen, ihrer Leibesschöne;
Wie schaudert sie zum ersten mal zusammen
Vor dieser marmorschönen Leibesnacktheit,
Die sonst vor Schauenslust und Eitelkeit
Und Wonnelust ihr höher wogen ließ
Den vollen Busen, einer Kypris würdig . . .
Ihr däucht, als grinse hinter dieser rosig
Und weich geschwellten Haut ihr schon entgegen
Ein altes, graues, runzlig rauhes Fell.
Umsonst versucht sie vor dem Glas zu lächeln,
So schneeweiß auch die kleinen Zähne schimmern,
Ihr Lächeln wird zum Grinsen, zur Grimasse.
„Das Messer seh' ich schon, das deinen Leib
Einst wird durchwühlen, grausam kalt zerfetzen,
Indessen du auf hartem Tische daliegst,
Nackt, todt, gefühllos" —
scheint es aus dem Spiegel
Unmenschlich hart entgegen ihr zu klingen,
So unerbittlich, grausam, höhnisch kalt
Als wie ein Anathem von Priesterlippen.
Die Zung' ist ihr gelähmt vor Grausen. Scham,
Angst und Bestürzung hat mit einem male
Des Herzens überwilde Feuerströme
In eine kalte Lavaflut verwandelt.
Des Falters dicke, düstre Misgestalt,
Der lange dort umkreist das Licht der Lampe,
Bis er von oben plötzlich jach hineinfiel,
Und Dunkel in den ruh'gen Glanz sich mischte:
Er wird für sie zu einem Trauermantel,
Zu einem Schleier, welcher riesenhaft
Anschwillt und hoch schwebt, gänzlich sie umhüllt . . .
Da fällt ihr starrer Blick auf jenes Bildchen,
Das schmerzverklärt ob ihrem Bette hangt.
Mit aufgelösten Haaren wirft sie weinend
Sich vor das Bett hin, während ihre Augen
Hinaufsehn zu dem milden Christushaupt.

Und von den wollustschönen Lippen klingt es
So herzzerreißend, so erschütternd schmerzlich.

Der vierte Abschnitt: „Elegie", führt uns zum Philosophen; er enthält viele geistvoll und prägnant ausgedrückte Betrachtungen. Der fünfte: „Satire", geiselt einen Conventikel der Frommen; die Reden, die wir hier hören, erinnern uns an die Reden, die uns neuerdings oft genug in den Zeitungen mitgetheilt worden; der Priester selbst wird als verrückt ins Irrenhaus gebracht.

Im sechsten Abschnitt: „Inferno", sind wir Zeugen einer Proletarierorgie; der letzte: „Eroica", klingt mit der Versöhnung des Priesters aus.

Wir haben Proben mitgetheilt, welche durch ihren Guß und die frei zuströmende Fülle der Bildlichkeit für das Talent des Dichters sprechen; wir wollen noch einige Bilder anführen, die unsere frühern Ausstellungen rechtfertigen:

Nur wie gelitten, wie ein Fremdling schleichet
Das Mondlicht eilend durch die Straßen hin,
Indeß wie ries'ge Henkersknechte lauernd
Die mürrisch grauen Häuserformen dastehn,
Als sollt' ein Deserteur, ein Missethäter
Spießruthen laufen....

Hier ist das tertium comparationis allzu wenig klar.

Von ferne schien mir dieses Männchen just,
Der Weise mit der kahlen, hohen Stirn,
Wie eines Berges hochaufragend Haupt,
Abschreckend stolz, unnahbar, furchterweckend.

Der Vergleich eines „Männchens" mit einem „unnahbaren hohen Berge" verstößt gegen die poetischen Maßverhältnisse.

Wenig geschmackvoll heißt es an einer andern Stelle:

Die beiden Wandrer gingen muthig weiter,
Die Winde schnoben ihnen ins Gesicht,
Als ob der Hölle Geister sie bespieen,
Und ihre Kleider troffen von den Wassern.

Wir könnten nach allen diesen Seiten hin das Verzeichniß der Geschmackssünden in dieser Dichtung wesentlich vermehren, besonders durch Mitanführung der prosaischen Wendungen, die aus dem dichterischen Stil herausfallen und zu denen der bequeme Blankvers mit seinem laisser-aller leicht verführt; doch wir wollen lieber den Phantasiereichthum, den großen Zug und Schwung der Dichtung hervorheben, Eigenschaften, die uns für künftige Werke des Dichters die besten Hoffnungen erwecken.

7. Wandern und Werden. Gedichte von Ferdinand Avenarius. Zürich, Meyer u. Zeller. 1880. 8. 4 M.

Der Dichter sagt in der Widmung:

Im Liederklang ist diese Brust genesen,
In Lieder klang das leidende Gemüth —
Doch werdet nie aus kaltem Wort ihr lesen,
Was flammenheiß durch unser Leben glüht;
Der Menschenseele unergründet Wesen
Gleicht dem Vulkan, der seine Feuer sprüht:
Ihr seht die Funken, die zum Himmel stieben —
Die Gluten nicht, die sie emporgetrieben!

In der That sind diese Metaphern nicht müßig; denn es weht durch diese Gedichte ein Feuergeist, bisweilen unruhig hin- und herflackernd, bisweilen aber auch in gesammelter Glut mächtig emporlodernd.

Es sind Wanderblätter aus einer Epoche des Sturms und Drangs, die uns der Dichter bietet; die Apotheose der Leidenschaft ist ein stark hervortönendes Echo derselben. Da wird die Liebe gefeiert, welche die Dauer verschmäht:

Reich' mir die Lippen, credenz' mir den Trank,
Den Trank der flammenden Sinne,
Daß drin der Gedanken Jammergeschlecht
Wie Wasser im Feuer zerrinne!

Du forderst Lust, du bietest Lust:
So ist's ein ehrliches Handeln —
So suchen wir nicht mit dem Heiligenschein
Die Selbstsucht zur Tugend zu wandeln;

So prahlen wir nicht von Lieb' und Treu;
Und wenn wir uns heute besessen,
So wissen wir, daß kein Mond vergeht
Bis wir uns beide vergessen.

Da heißt es:

Ich weiß es wohl, ich habe viel gefehlt,
Gefehlt durch heißer Leidenschaften Macht,
Ich lebte anders, als ihr's euch gedacht,
Den Weg verlassend, den ihr mir erwählt.

Wenn ich geirrt, so hab' ich's nicht verhehlt;
Die eitlen Narren hab' ich stets verlacht,
Die sich mit bunter Sittenflitterpracht
Im Größenwahn den Göttern beigezählt.

Doch glaubt: kein Irren kann mir je entraffen
Das wilde Streben, das in tiefer Brust
Mir manches Weh und manches Glück geschaffen,

Und ob ich oft im Dunkeln wandern mußt',
Eins hab' ich mehr, als eure Tugendlaffen:
Das, was ich wollte, hab' ich stets gewußt!

Der Dichter will Kraft und Leben in der Natur sehen:

Ein fernes Wetterleuchten
Umspielt die waldigen Höhn,
Lauwarme Tropfen feuchten
Die brennende Stirn im Föhn — —
Wach' auf, Gewitter! wach' auf! wach' auf!
Gib Kraft der schlaffen Welt —
Was macht's, wenn auch ein Leben
Dem Blitze zum Opfer fällt!

Er feiert den Sturm in den Alpen:

In wilder Flucht
Den Thälern zu
Stürzen brüllende Heerden;
Als donnernde Ströme
Rasen die Bäche die Felsen hinab;
Lavinengefahr
Klagen wimmernde Glocken empor —
Doch ob du zerstörend,
Gott des Sturmes,
Die Lande durchdröhnst:

Schaffen erweckst du
In meiner Brust —
Gott der Jugend,
Umschlinge mich!

Doch nicht immer pulst nur das jugendliche Kraftgefühl in den Adern dieser Muse: sie hat auch ihre nachdenklichen Stunden, ihre elegischen Klänge; nicht immer tritt sie so herausfordernd und trunken auf, sie weiß auch stimmungsvolle Naturbilder zu malen, z. B.:

Abenddämmerung.

Im Dunkel schlummern die Thäler,
Im Lichte leuchtet die Höh',
Schon weben und wallen die Schatten
Tief drunten über den See;
Die Abendglocken verklangen,
Der Vögel Singen verklang —
Die lauschenden Lüfte durchzittert
Seliger Sphärengesang.

Der Berge schweigende Wälder
Umspielt die nahende Nacht,
Schon ist das Auge, das klare,
Des Abendsternes erwacht;
Die Abendglocken verklangen,
Der Vögel Singen verklang —
Die lauschenden Lüfte durchzittert
Seliger Sphärengesang.

Im März.

Graublaue Nebel schleichen
Durch winterlich Gefild,
Graublaue Berge dämmern
Gleich blassem Traumgebild.

Der Regen rieselt leise
Im blätterlosen Wald,
Des kühlen Windes Flüstern
Aus dürren Zweigen hallt.

Dort droben zwitschert ein Vogel
Schüchtern sein kleines Lied —
Weiß nicht, ob Herbst, ob Frühling
Die stille Welt durchzieht!

Am meisten klingen die Gedichte von Avenarius an die Heine'schen an: wir finden die kecke Pointe, welche die Empfindung verspottet; wir finden die Skepsis, welche den Dithyrambus auflöst. Auch die Form ist theils die der kleinen kurzathmigen Lieder, theils die der breitern rhapsodischen Ergüsse. Die „Blätter vom Meer" erinnern durchaus an Heine's „Nordseebilder"; doch nicht in allen wie in dem ersten: „Meeresruhe", schiebt sich breit der Humor in die Dichtung ein, der zum Theil aus dem poetischen Ton heraus ganz in die Prosa verfällt; einige dieser Meereshymnen sind in reinem Odenstil gehalten, ohne vorlaute Zwischenspiele des Humors, wie „Sonnenuntergang", „Sturm am Meer", „Nacht am Strand" und „Dämmerung". Das letzte Gedicht lautet:

Aus der Dämmerung
Quillt das Meer,
Und brechende Wellen
Und brausende Fragen
Wirft es dröhnend vor meinen Fuß.

Gestern lagst du in leisem Schlummer,
Heute rollst du in höheren Wogen,
Morgen schäumst du vielleicht zum Himmel
Und mit sturmverwegener Stimme
Wirfst du deine zorneskühnen,
Freiheit drohenden Weisen empor!
Doch je näher zum Himmel sie dringen,
Um so dunkler zürnt sein Blick —
Wolken verhüllen ihn,
Blitze zucken auf dich herab,
Bis mit ohnmächtigem Sklavengrimm
Du im alten Kerker wühlst!
Antwortfliehend, fragenfindend,
Schweift mein heißer, haltloser Blick
Ueber die düstre,
Unendliche See.
Auch unser Leben, ist's nur eine Flut
Bald kaum geweckter,
Bald bange klagender,
Bald schäumend zur Sonne brausender
Stets zerschellender Wogen?
Sind auch die Wolken,
Die uns den klaren Himmel verdunkeln,
Nur der eigenen Tiefe entstiegen,
Räthselwogendes Meer?

In ähnlichem Stil, oft schwunghaft, trunken, oft zerklüftet durch die Risse und Spalten eines gewaltsam hervorbrechenden Humors sind die „Blätter aus den Alpen" gedichtet. Geniale Einfälle wechseln in diesen Gedichten ab mit allzu kecken Bildern und geschmacklosen Hyperbeln, wie wenn der Südwind ein „gierer Eisesfresser" genannt wird; doch es ist jedenfalls trotz heinisirender Anklänge ein origineller Kopf, welcher diese Gedichte geschaffen, und wenn auch bisweilen die „Felsennasen" wunderbar schnarchen und blasen, so bewegt man sich doch nicht auf dem Töpfermarkt der Lyrik, wo die alltäglichen Geschirre, gedreht auf der beliebten Töpferscheibe, zur Schau gestellt werden.

Rudolf von Gottschall.

Volkswirthschaftliche Literatur.

1. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Gegründet von Bruno Hildebrand. Herausgegeben von J. Conrad. Neue Folge. Jena, Fischer. 1880. Gr. 8. In Heften zu 3 M.
2. Zeitschrift für deutsche Volkswirthschaft. Organ des Vereins für deutsche Volkswirthschaft. Redigirt von H. Grothe. Berlin, Burmester u. Stempell. 1881. Gr. 8. 9 M.
3. Economisten. System einer Reform der gewerblichen Oekonomik und politischen Oekonomie. Dritter Theil: Die Reform der Wirthschaftslehre. Von E. Tiebl. Wien, Faësy u. Frick. 1881. Gr. 8. 2 M.
4. Die drei Fragen des Grundbesitzes und seine Zukunft. (Die irische, die continentale und die transatlantische Frage.) Von Lorenz von Stein. Stuttgart, Cotta. 1881. Gr. 8. 5 M.
5. Fortschritt und Armuth. Eine Untersuchung über die Ursachen der industriellen Krisen und der Zunahme der Armuth bei zunehmendem Reichthum. Von Henry George. Deutsch von C. D. F. Gütschow. Berlin, Staude. 1881. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.
6. Die Noth unserer Bauern und ihre Ursachen. Von Otto Hahn. Reutlingen. 1880. 8. 60 Pf.
7. Zur Arbeiterfrage in der Landwirthschaft. Von O. V. Leo. Oppeln, Clar. 1879. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
8. Das neuzeitliche Handwerk. Eine socialpolitische Studie vom technisch-wirthschaftlichen Standpunkte. Von F. Rüdlin. Heilbronn, Henninger. 1880. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.
9. Schutzzoll und Freihandel. Von J. C. Brunner. Dritte Auflage. Aarau, Sauerländer. 1880. Gr. 8. 80 Pf.
10. Der Neo-Malthusianismus, das Heilmittel des Pauperismus. Von G. Stille. Berlin, F. Luckhardt. 1880. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.
11. Die Gewerkvereine und ihr neuester Gegner. Zur Abwehr gegen die Angriffe des Hrn. L. Brentano und zur Aufklärung über die Geschichte und Leistungen der Gewerkvereine. Von Max Hirsch. Berlin, Staude. 1879. Gr. 8. 60 Pf.
12. Der Staatsmonopolist oder ein Beweis für die Unhaltbarkeit unserer Zustände und ein Vorschlag zur schnellern und friedlichern Lösung der socialen Frage durch mindere Schädigung einer der bestehenden Gesellschaftsklassen. Von L. O. Poppe. Leipzig, R. Hahn. 1880. Gr. 8. 75 Pf.
13. V. A. Huber, ein Vorkämpfer der socialen Reform in seinem Leben und seinen Bestrebungen dargestellt. Von Eugen Jäger. Berlin, Putkammer u. Mühlbrecht. 1880. 8. 1 M. 60 Pf.
14. Adam Contzen S. J., ein Ireniker und Nationalökonom des 17. Jahrhunderts. Eine culturhistorische Studie von Karl Brischar. Würzburg, Wörl. 1879. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.
15. Bilder aus der Geschichte des Verkehrs. Die historische Entwickelung der Spurbahn. Von F. Steiner. Mit 33 Abbildungen und einem Kärtchen. Prag, Dominicus. 1880. Gr. 8. 4 M.
16. Bankwesen und Bankpolitik in den süddeutschen Staaten 1819—1875. Mit statistischen Beilagen. Von Felix Hecht. Jena, Fischer. 1880. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.
17. Deutsche Hypothekenbanken. Kritik und Reformvorschläge von Julian Goldschmidt. Jena, Fischer. 1880. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Unter den volkswirthschaftlichen Zeitschriften haben sich die „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik" (Nr. 1), welche im Jahre 1863 von dem verstorbenen Bruno Hildebrand begründet worden sind, längst einen geachteten Platz errungen, und wenn sie jetzt eine „Neue Folge" begonnen haben, so geschah dies, weil der Umfang derselben erweitert worden ist, um der volkswirthschaftlichen Gesetzgebung und Literatur des In- und Auslandes neben den Abhandlungen und Miscellen einen noch größern Raum als bisher widmen zu können. Wir stehen nicht an, diese „Jahrbücher" als die beste der uns bekannten volkswirthschaftlichen Zeitschriften zu bezeichnen; sie stehen entschieden an wissenschaftlichem und praktischem Werth weit über dem besonders geschätzten „Journal des Économistes" und würden noch Vorzüglicheres leisten können, wenn nicht bei uns die literarischen Kräfte sich in mehrern, gleiche oder ähnliche Zwecke verfolgenden Zeitschriften zersplitterten; was um so weniger nöthig wäre, als die „Jahrbücher" kein Parteiorgan sind, sondern jedem wissenschaftlich begründeten Standpunkte Raum geben. Die wirthschaftlichen Parteien finden ja in den Zeitungen und Wochenblättern genügenden Spielraum, und es wäre für Schriftsteller und Publikum ein großer Gewinn, wenn die wissenschaftliche Arbeit auf volkswirthschaftlichem Gebiet sich in eine einzige Zeitschrift concentrirte; und dazu ist der Anlage und dem Werthe nach keine so geeignet wie die „Jahrbücher".

Indessen hat dieser Wunsch gerade jetzt angesichts des erregten wirthschaftlichen Parteilebens keine Aussicht auf Erfüllung; vielmehr werden neue Zeitschriften mit dem Charakter von wissenschaftlichen Parteizeitschriften ins Leben gerufen, wie uns deren eine in der „Zeitschrift für deutsche Volkswirthschaft" (Nr. 2), begründet 1876, vorliegt. Dieselbe dient den Bestrebungen des Vereins für deutsche Volkswirthschaft als Ausdruck und Stütze und tritt der „Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft und Culturgeschichte", dem Organ des freihändlerisch-kosmopolitischen Volkswirthschaftlichen Congresses, beziehungsweise der berliner Volkswirthschaftlichen Gesellschaft entgegen.

Die „Reform der Wirthschaftslehre", von E. Diebl (Nr. 3), der sein Büchlein sogar als einen Leitfaden zum Unterricht betrachtet wissen möchte, kann nur vermöge ihres Titels darauf Anspruch machen, hinter den Zeitschriften als eine das Allgemeine der Volkswirthschaft behandelnde Schrift aufgeführt zu werden; denn in der That ist sie nur eine Sammlung abgerissener Gedanken über Kapital, Arbeit, Unternehmung, Zins, Lohn, Wucher, die, von Durcharbeitung weit entfernt, sich zum Unterricht wahrlich nicht eignen. Der Verfasser hat unter dem geheimnißvollen Collectivtitel „Economisten" schon zwei solcher Broschüren herausgegeben, von denen die erste „Das System der Gewerbswissenschaft", die zweite „Die allgemeine gewerbliche Oekonomik" heißt.

Lorenz von Stein hingegen erfreut uns unter dem bescheidenen Titel: „Die drei Fragen des Grundbesitzes und seine Zukunft" (Nr. 4), wie von ihm nicht anders

zu erwarten, mit einer wirklich allgemeinen, tiefen Auffassung der wirthschaftlichen Probleme der Jetztzeit, und gerade in diesem Buche bewährt sich die eminente historisch-philosophische Auffassung des berühmten Verfassers um so mehr wieder in ihrer alten Kraft, als seine Gedankenentwickelung hier nicht durch ein so starkes dialektisches Dunkel verhüllt wird, wie es über einigen seiner frühern Schriften schwebt. Stein will in dem jetzigen Zeitpunkte, „wo das Geldkapital, dem natürlichen Gesetz seiner Entwickelung folgend, das Grundkapital vollständig zu unterwerfen im Begriff ist", sodaß aller Grundbesitz nur eine Form des Geldbesitzes wird — ein Zustand, den Stein für einen der Cultur verderblichen hält —, die wichtigsten Fragen des Grundbesitzes für Landwirthe und Staatsmänner systematisch und eindringlich entwickeln. Er beleuchtet im ersten Theil die Geschichte des Grundeigenthums, im zweiten die gegenwärtige Gestalt desselben und das Verhältniß desselben zum Staat, im dritten die drei Fragen: „Das Verwaltungsrecht des Pachtwesens", mit Blicken auf die irische Frage; „Das Verwaltungsrecht des landwirthschaftlichen Creditwesens" und „Der Kampf um den Marktpreis und seine Rechtsbildungen", d. h. um es in der sonst üblichen Sprache auszudrücken, die Frage der Concurrenz mit billiger producirenden Ländern. Für die „Sanirung" des Grundbesitzes, um einen österreichischen Ausdruck zu gebrauchen, setzt Stein bedeutende Hoffnungen auf die Gemeinde als Credit- und Betriebsgenossenschaft der Zukunft.

Unter dem Titel: „Fortschritt und Armuth", von Henry George (Nr. 5), verbirgt sich eine weitgreifende und interessante Studie eines Amerikaners über Bildung und Vertheilung des Einkommens in der Volkswirthschaft, für deren ungesunden Entwickelungsgang er das Correctiv in der Abschaffung des privaten Grundeigenthums sucht, weil diesem die Tendenz inne wohne, den Arbeiterverdienst niederzudrücken. Der Verfasser tritt mit der ganzen Unbefangenheit der Ignoranz bezüglich der ausländischen Literatur seines Fachs auf, die den angelsächsischen nationalökonomischen Schriftstellern meist eigen zu sein pflegt — nur Laveleye's „De la Propriété" fanden wir bei ihm citirt —, sonst hätte er wol aus dem Buche von Adolf Samter „Ueber gesellschaftliches und Privateigenthum", das sich in dem Hauptgedanken mit dem seinigen begegnet, Nutzen ziehen können.

Die Broschüre über die „Noth unserer Bauern und ihre Ursachen", von Otto Hahn (Nr. 6): Volksvermehrung, Güterzerstückelung, Eisenbahntarife, die dem Absatz ungünstig sind, knüpft an würtembergische Verhältnisse an. Die Schrift von O. B. Leo (Nr. 7) behandelt recht übersichtlich die verschiedenen Arten von Versuchen zur Hebung des Landarbeiterstandes.

Den Grund für Bedrohung und Verfall des „neuzeitlichen Handwerks" (Nr. 8) findet F. Rücklin ebenda, wo L. Stein das Unglück des Grundbesitzes sucht: im Uebergewicht des Geldkapitals, und er macht zur Hebung des Handwerks sehr beachtenswerthe Vorschläge, die theils auf eine rationellere Organisation der kleinern Unternehmungen selbst, theils auf staatliche Hülfe hinausgehen.

Was der humane und verdienstvolle schweizer Fabrikant R. C. Brunner, der sich durch sein vortreffliches Schriftchen über „Licht- und Schattenseiten der Industrie" literarisch schon vortheilhaft bekannt gemacht hat, über das Thema „Schutzzoll und Freihandel" (Nr. 9) sagt, geht nicht recht tief; wohl aber ist bemerkenswerth, was er über die Ueberschätzung der Industrie mit besonderer Rücksicht auf die Schweiz bemerkt. Das richtige Auskunftsmittel findet er in der organisirten Auswanderung.

G. Stille sucht ein anderes radicales Heilmittel für die volkswirthschaftlichen Schäden im „Neo-Malthusianismus" (Nr. 10). Die Empfehlung der Grundsätze des seiner wissenschaftlichen Bedeutung nach einst so sehr überschätzten, dann außer Mode gekommenen Robert Malthus, wird angesichts der enorm raschen Vermehrung der deutschen Bevölkerung bei uns wieder oft gehört. Mit den Deductionen des berühmten englischen Geistlichen, der den Wohlhabenden und wol auch den protestantischen Pfarrern, die bei uns nicht gerade zu jenen zu gehören pflegen, das Privilegium der Fortpflanzung des Geschlechts überlassen und die Kinder der Armen verhungern lassen will, läßt sich aber doch wol nicht auskommen; nur die von Malthus nicht einmal gehörig hervorgehobene Thatsache ist zuzugeben, daß die große Geburtenmenge, die auch eine starke Kindersterblichkeit bedingt, einen außerordentlich großen Theil der nationalen Arbeitskraft und des Volkseinkommens durch Kinderaufzucht absorbirt und uns, die andern Verhältnisse gleich gesetzt, gegen diejenigen Völker, welche geringere natürliche Fruchtbarkeit zeigen, in Nachtheil bringt.

Von den zu Nr. 11 und 12 genannten Flugschriften ist die erstere eine Sammlung von Artikeln des Anwalts der deutschen Gewerkvereine, Max Hirsch, aus seiner Wochenschrift „Der Gewerkverein", in denen er eine Polemik mit dem Theoretiker des Gewerkvereinswesens, Professor L. Brentano in Breslau, ausficht; die andere, von L. O. Poppe, eine Vorführung von unverarbeiteten Gedanken eines Schwärmers für Verstaatlichung der gesammten Production, dem wohl zu empfehlen gewesen wäre, erst einmal die Werke anderer „Staatsmonopolisten" vor ihm, z. B. Louis Blanc's, zu studiren, ehe er seine Aphorismen drucken ließ.

Von den beiden Lebensbeschreibungen, die wir zur volkswirthschaftlichen Literatur rechnen können, Victor Aimé Huber's (Nr. 13) und des Jesuitenpaters Adam Contzen (Nr. 14), dürfte E. Jäger's lebendiger, freundlicher Abriß des Lebens und Wirkens des verdienstvollen Socialreformators Huber, der übrigens in R. Elvers („V. A. Huber, sein Leben und Wirken", Bremen 1874) schon einen ausführlichern Biographen gefunden hat, allen willkommen sein, welche für die moderne sociale Bewegung und deren Vorkämpfer tieferes Interesse haben. Die Schrift von Karl Brischar macht uns mit den Schriften eines, soviel wir wissen, als staatswissenschaftlicher Schriftsteller bisher

unbeachtet gebliebenen katholischen Theologen bekannt, der 1621 „Zehn Bücher über den Staat" schrieb, in denen auch viele nationalökonomische Fragen behandelt wurden.

Endlich schließen wir hier noch eine Notiz über drei Schriften an, welche sich auf das Verkehrs-, beziehungsweise Bankwesen beziehen.

Das Buch von F. Stainer (Nr. 15) zeigt uns die Entwickelung der Spurbahn von ihren ersten Anfängen, den steinernen Spurbahnen des Alterthums, bis auf die Einführung der Locomotive, welche durch die gelungenen Versuche Stephenson's im Jahre 1829 entschieden wurde. Die Darstellung ist sehr anziehend und eine größere Anzahl von Abbildungen erhöhen das Interesse und Verständniß.

Zur Geschichte eines andern Zweigs des Verkehrswesens, der Banken, liefert Felix Hecht (Nr. 16) einen werthvollen Beitrag, indem er die Entstehung der jetzigen größern Creditinstitute in Würtemberg, Baden und Hessen actenmäßig darstellt und dazu statistische Tabellen gibt, die sich auf dreizehn Banken und längere Jahresreihen beziehen. Er ergänzt dadurch in sehr glücklicher Weise die bekannten Arbeiten von Poschinger über das Bankwesen in Baiern, Sachsen und Preußen.

Julian Goldschmidt (Nr. 17) vermehrt die schon ziemlich zahlreiche Literatur über „Hypothekenbanken" um ein ganz vorzüglich geschriebenes Werk, das uns aus praktischen Anschauungen heraus das Wesen der modernen Hypothekenbanken lebendig schildert und Reformvorschläge macht.

H. von Scheel.

Vermischte Schriften.

1. Artemidoros aus Daldis, Symbolik der Träume, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von F. S. Krauß. Wien, Hartleben. 1881. 8. 4 M.

Ein geistreicher und gelehrter Schriftsteller aus dem Zeitalter der Antonine, nach Schopenhauer's allerdings einseitigem Urtheil seit 2000 Jahren der gründlichste Autor auf diesem Gebiete, erscheint hier in eleganter Uebertragung und geschmackvoller Ausstattung. Nicht weniger als 3000 Träume behandelt der alte Artemidor unter steter Berücksichtigung aller denkbaren Fälle und ihrer Erfüllungen, wobei er oftmals eine psychologische Begründung gibt; zudem spricht er aus Erfahrung, welche er auf langjährigen Reisen in Kleinasien, Syrien, Afrika, Griechenland und Italien selbst gesammelt hatte. Bei einer erstaunlichen Belesenheit weiß er stets das wirklich Interessante herauszufinden und den Leser in steter Spannung zu erhalten. Er schreibt wissenschaftlich im Sinne seiner Zeit; für unsere Tage aber trägt das Ganze mehr die Form eines geistreichen Essay. Der Verfasser ist von der Ueberzeugung durchdrungen, daß eine Symbolik der Träume aufgestellt werden könne und müsse; er unterscheidet zwischen „Traum" und „Traumgesicht". Ersterer bezieht sich auf die Gegenwart, letzteres auf die Zukunft; körperliche Zustände schaue man im Traume aus Mangel oder Uebermaß, seelische hingegen aus Furcht oder Hoffnung. Das „Traumgesicht" enthalte eine wirkliche Vorherverkündigung der Zukunft. Weiterhin unterscheidet er zwischen theorematischen und allegorischen Traumgesichten. Erstere sind diejenigen, deren Erscheinung der Wirklichkeit vollkommen entspricht; die andern aber zeigen ein Ding durch ein anderes an, wobei die Seele das in ihnen liegende Sympathetische auf eine räthselhafte Weise zum Ausdrucke bringt. Das Traumgesicht wird erklärt als eine Bewegung oder ein vielgestaltiges Bilden der Seele, das die bevorstehenden guten oder bösen Dinge symbolisch andeutet; es ist ein Schauen und Weissagen. Die Gesichte sind individueller Natur und haben nur für den Träumenden eine Bedeutung, ausgenommen wenn derjenige, der es hat, König oder Herrscher ist. Bei überladenem Magen ist man nicht einmal in den Morgenstunden im Stande, etwas Wahres zu schauen. Dieselben Träume erfahren je nach den Umständen des Träumenden eine ganz verschiedene Deutung, darum muß ein Traumdeuter viel Scharfsinn und Combinationsgabe besitzen.

Man darf bei vorliegender „Symbolik der Träume" nicht vergessen, daß sie völlig innerhalb der antiken Weltanschauung und des antiken Bilderkreises sich bewegt. Die Hälfte von den gegebenen Auslegungen müßte erst in die geläufigen Anschauungen des christlich-modernen Menschen übertragen werden, um brauchbar zu werden. Vieles ist wirklich geistreich ersonnen, manches aber auch werthlose Spielerei.

Was nun die vorliegende Uebersetzung des Artemidoros anlangt, so darf sie ohne Zweifel das Prädicat der besten vorhandenen für sich in Anspruch nehmen. Zu ihrer Herstellung wurde die ganze einschlagende Literatur durchforscht, Handschriften verglichen, eindringende Kritik verwendet. Philologen von Fach wie Laien dürfte sie gleich werthvoll erscheinen, letztern besonders um der beigegebenen trefflichen Anmerkungen willen.

2. Die Lügnerin Germania, ertappt, entlarvt und gebrandmarkt, von Fr. Michelis. Landsberg a. W., Schönrock. 1881. Gr. 8. 80 Pf.

Der bekannte Altkatholik Professor Michelis sucht hier an einem einzelnen Falle nachzuweisen, daß das ultramontane Blatt „Germania" bei der Polemik gegen ihn gelogen habe. Der Streit dreht sich wieder um die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes, welche Michelis in dem größten Theile seiner Streitschriften bekämpft. Es tritt auch hier die Ungeheuerlichkeit zu Tage, daß die deutschen Professoren eine viel größere Gelehrsamkeit und

ein viel tieferes Verständniß des katholischen Dogmas besitzen als die höchsten Würdenträger der Kirche. Dennoch sind erstere trotz aller persönlichen Ehrenhaftigkeit förmlich mit Blindheit geschlagen, wenn es sich um die Erkenntniß handelt, daß man mit der Kritik blos formeller Mängel keine Kirchenreformation zu Stande bringt. Unsere anfänglichen Sympathien mit dem Altkatholicismus sind erkaltet, weil die Führer desselben mit ihren Grundanschauungen im Katholicismus stehen geblieben sind. Michelis wird weder Katholiken noch Protestanten mit seiner Schrift gewinnen, so sehr man auch das Schicksal seiner Sache bedauern mag.

3. Lehrbuch der evangelisch-protestantischen Dogmatik. Zweite Auflage. Von R. A. Lipsius. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1879. Gr. 8. 12 M. 80 Pf.

Der ersten Auflage dieses Buchs, welche im Mai 1876 erschien, ist schnell die zweite gefolgt, und zwar mit nur geringen Veränderungen. Die Form eines Lehrbuchs trägt diese Dogmatik äußerlich zwar an sich, insofern sie in Paragraphen und Erläuterungen zerfällt; doch ist sie so geschrieben, daß auch ein gebildeter Laie viele Partien in ihr verstehen kann. Ihrem Gehalte nach ist sie der zur Zeit wissenschaftlich werthvollste Ausdruck des Glaubensstandpunktes der liberalen Theologie; umfassendste Geschichtskenntniß und schärfste Kritik müssen den Boden bereiten für jeden Satz in diesem Lehrgebäude der modernen Weltanschauung, soweit sie noch einen Zusammenhang mit dem Christenthum festhält. Lipsius bemüht sich, in seiner Theorie des religiösen Erkennens die religiöse Gewißheit der Christen von aller metaphysischen Beweisführung unabhängig zu stellen, und hält dabei die objective Realität der göttlichen Offenbarung fest; die verschiedenen Formen und Stufen derselben bis hinauf zur Person Jesu Christi sucht er mit wissenschaftlicher Sicherheit zu unterscheiden, Dogmatik und Metaphysik trennt er scharf, unklare Vermittelungen und principlose Abschwächungen des kirchlichen Dogmas haßt er. Das Große an Lipsius ist, daß ihm höher als alle Kirchenpolitik der gegenwärtigen Parteien der wissenschaftliche Wahrheitssinn steht, und daß er jede Zweideutigkeit meidet. Wir können es nur billigen, wenn er zunächst eine theologische Principienlehre und dann erst das dogmatische System selbst gibt; in letzterm folgt er der hergebrachten Ordnung. Zu einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung über einzelne Punkte ist hier nicht der Ort; es genüge, auch einen weitern, nicht theologischen Leserkreis auf dieses Lehrbuch als auf ein Meisterwerk in seiner Art hinzuweisen. Alle diejenigen, welche sich principiell von einer supranaturalistischen Weltanschauung geschieden wissen, werden in diesem Werk den reinsten Ausdruck ihres Christenthums wiederfinden. Wo freilich der Verfasser die Fähigkeit hernehmen will, mit dem Rest von Glaubenswahrheiten, welche ihm übrigbleiben, Gemeinden jahraus jahrein geistlich zu nähren und zu befriedigen, bleibt uns unverständlich. Für einen Cyklus religiöser Vorträge vor Gebildeten, Wissenschaftlichen und Glücklichen mag er ausreichend sein; die Armen am Geist und die Unglücklichen werden bei dieser Marmorkälte der „Wissenschaft" hungrig bleiben wie zuvor.

Gustav Portig.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Aus den jüngsten Erscheinungen der englischen Literatur nennen wir zunächst die hervorragendsten poetischen. Sie verdienen diesmal besondere Aufmerksamkeit, da sich in der That einige bedeutende darunter finden.

Verschiedenartig freilich werden die „Poems" von Oskar Wilde von der englischen Presse beurtheilt. Während die „Saturday Review" und das „Athenaeum" sich abfällig über diese Dichtungen aussprechen, werden sie in der „Academy" als eigenartig und epochemachend gerühmt. Das „Athenaeum" erblickt in ihnen viel Reminiscenzen und eine Erneuerung des Gorgonismus des 16. im 19. Jahrhundert. Das neue Evangelium, welches der Dichter predigt, ist freilich ein sehr altes, wie uns scheint; denn es ist kein anderes als: Cultus der Schönheit.

Tadelloser jedenfalls sind „Songs of a Worker" von dem nun verstorbenen Arthur O'Shaughnessy, wenigstens nach den Proben zu urtheilen, welche das „Athenaeum" daraus gibt. Seiner Art nach ist er Hellenist unter französischem Einfluß, und seine Theorie ist Gautier's Ausspruch: „La correction de la forme est la vertu." Ihm ist die Dichtkunst der Kunst des Bildhauers gleich, und die in dem nachgelassenen Bande enthaltenen „Thoughts in Marble" legen ein glänzendes Zeugniß von seinem Können in dieser Richtung ab. „Black Marble" namentlich ist wahrhaft plastisch, doch pulsirt zugleich warmes Leben darin.

Die bedeutendste Erscheinung auf dem Gebiete der Poesie dieser Tage ist „The Prophecy of St.-Oran, and other Poems" von Mathilde Blind. Dem heiligen Oran werden die Lehren der englischen Positivisten in den Mund gelegt, sodaß auch diese Dichtung ihre Tendenz hat und ein Lehrgedicht geworden ist, dem es indessen ebenso wenig wie dem des Lucrez an Schwung und Schönheit gebricht. Unter den kleinern Gedichten dürften die Sonette die gelungensten sein.

— Die Serie der „Foreign Classics for English Readers" ist durch Miß Thackeray's „Madame de Sévigné" bereichert worden. Es ist dies eine mit Hingebung und Geschick ausgeführte Leistung, welche unsers Erachtens an Werth den des Gegenstandes übersteigt.

— Aus dem neuesten Zuwachs zu „English Men of Letters" heben wir „Landor" von Sidney Colvin hervor. Das „Athenaeum" sagt, es sei diese Biographie vortrefflich geschrieben; die „Saturday Review" bemängelt gerade den Stil sehr, und nach den angeführten Stellen zu urtheilen, mit Recht. Das Urtheil des „Athenaeum", beiläufig gesagt, ist überhaupt nicht immer zuverlässig, und es wird ihm deshalb von vielen wenig Gewicht beigelegt. Wie dem auch sei, so steht doch zu erwarten, daß dem auch in England nur wenig gekannten oder doch gelesenen großen Dichter und Schriftsteller durch dieses Buch so manche Freunde werden gewonnen werden. Wir haben schon früher erwähnt, welchen Verehrer Landor an Swinburne hat, der ihn nur Victor Hugo nachstellt.

Nächst diesem Buche sei ein neues anonymes Werk über Disraeli genannt. Es führt den Titel „Wit and Wisdom of Benjamin Disraeli, Earl of Beaconsfield" und enthält Kernsprüche und geflügelte Worte, aus dessen Reden und Romanen gesammelt. Die Zusammenstellung verdient ihres Fleißes und Geschmacks wegen alle Anerkennung.

Haben wir hier eine Verewigung der Dicta eines einzelnen englischen Staatsministers, so gibt uns Percy M. Thornton in seinen „Foreign Secretaries of the Nineteenth Century to 1834", wie der Titel besagt, die Biographien der englischen Minister des Auswärtigen während des ersten Drittels dieses Jahrhunderts. Die Arbeit scheint jedoch, nach dem, wie sich die englische Kritik darüber äußert, nicht von großem Werthe zu sein.

— Eine ganz vorzügliche Ausgabe und Uebersetzung von „The Provincial Letters of Pascal" hat John de Soyres besorgt. Namentlich wird auch die sehr gelehrte Einleitung dazu gerühmt.

— George Rawlinson hat eine „History of Ancient Egypt" veröffentlicht, die jedoch (auch hier heißt es habent sua fata libelli) durch die hochwichtige neueste Entdeckung in Theben zum Theil schon wieder veraltet sein dürfte.

— Der auf dem philosophischen Gebiete so fruchtbare James Sully hat die „International Scientific Series" um eine neue und bisher in dieser Weise wol noch nie behandelte Arbeit unter dem Titel „Illusions: a Psychological Study" vermehrt. Es ergibt sich daraus, daß die Zahl der menschlichen Illusionen weit zahlreicher ist, als man gewöhnlich vermuthet und als selbst Eduard von Hartmann angenommen hat.

— Für die Gesellschaft zur Beförderung christlichen Wissens hat W. W. Capes eine Schrift: „Stoicism", veröffentlicht und seinen Gegenstand mit Sachkenntniß behandelt.

— In der von Francis Hueffer herausgegebenen Sammlung von Monographien unter dem Gesammttitel „The Great Musicians" hat Sir Julius Benedict „Weber" und H. F. Frost „Schubert" bearbeitet.

— Da jetzt alles, auch das noch so Werthlose, aus dem Staube hervorgezogen werden muß, so hat auch John Charton Collins sich gemüßigt gefunden, die mit Recht längst verschollenen Gedichte des berühmten Deisten Herbert von Cherbury unter dem Titel „Lord Herbert of Cherbury's Poems" herauszugeben und mit einer Einleitung zu versehen.

— Aus Neuyork geht uns eine englische Uebersetzung des Romans von Georg Ebers: „Der Kaiser", zu. Die Uebersetzerin, Klara Bell, ist dieselbe, welche auch „Uarda" und „Homo sum" desselben Verfassers für die Tauchnitz-Collection übertragen hat, und ihre diesmalige Leistung ist nicht minder gelungen als ihre frühern. Ueberhaupt lesen sich alle Uebertragungen dieser Frau wie Originale, und zwar nicht blos was sie aus dem Deutschen, sondern auch was sie aus andern Sprachen, wie dem Französischen, Spanischen u. s. w., übersetzt hat. Aus letzterer Sprache wird sie demnächst den berühmten Roman „Gloria" von Perez Galdos in englischer Sprache veröffentlichen.

— Aus den neuesten Bänden der Tauchnitz-Collection seien die folgenden als besonders empfehlenswerth hervorgehoben: „My Love!" von E. Lynn Linton; „My Sister the Actress" (und dieser Roman trotz des ungünstigen, aber ungerechten Urtheils der „Saturday Review") von Florence Marryat; das oben angezeigte „Madame de Sévigné" von Miß Thackeray; „Ayala's Angel" von dem unermüdlichen, doch selten ermüdenden Anthony Trollope, und „Donna Quixote" von Justin McCarthy, letzteres ein sehr gelungenes Werk dieses sehr begabten und vielseitigen Schriftstellers.

— Von Lewis Scharf liegt eine Schrift: „Literary Impressions", vor, die den Eindruck einer Promotionsschrift macht. Sie bietet bei geringem Umfange vielerlei, beschäftigt sich zuerst mit Pope und Byron und vergleicht sogar diese zwei gänzlich und himmelweit voneinander verschiedenen Dichter (freilich nimmt der Verfasser nur vier Seiten dazu in Anspruch); dann schildert sie Tennyson, dann Thomas Kyd (welche chronologische Reihenfolge!), dann Shakspeare und Ben Jonson; zum Schluß wird uns eine Methode zur Erlernung von Sprachen aufgetischt, bei welcher Gelegenheit der Verfasser seine Kenntniß des Griechischen und Angelsächsischen zur Schau stellt. Hätte er lieber sein Neuenglisch, in welchem die Schrift verfaßt ist, besser gepflegt! So aber ist es durchaus fehlerhaft; namentlich das Kapitel über Pope und Byron wimmelt von Schnitzern aller Art, sodaß man danach gerechten Zweifel hegen muß, ob die in richtigerm Englisch geschriebenen Abschnitte vom Verfasser selbst herrühren. Der Vorname Lewis ist wol Uebersetzung von Louis, denn „Scharf" und der Verlegerort „Aschersleben" lassen doch auf den deutschen Ursprung des Verfassers schließen. Verlöre man nicht bei den ersten Seiten alles Vertrauen zu ihm, so würde einzelnes immerhin als lobenswerth bezeichnet werden können, namentlich in den Kapiteln über Kyd, Shakspeare und Ben Jonson.

Bibliographie.

Aphorismen für jede und besonders die jetzige Zeit von einem Freunde der Wahrheit. 2te Thl. Nr. 333—668. Düsseldorf, Deiters. 12. 1 M. 20 Pf.

Das Eisenacher Attentat auf die theologische Facultät der Universität Jena im Jahre des Heils 1881, urkundlich dargestellt. Jena, Deistung. 8. 50 Pf.

Bühler, v., Krieg oder Frieden? Schreiben an Herrn L. Gambetta, Präsident der französischen Kammer der Abgeordneten. Stuttgart, Willmer. Gr. 8. 50 Pf.

Criegern, H. F. v., Johann Amos Comenius als Theolog. Ein Beitrag zur Comeniusliteratur. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 6 M.

Dewall, J. van, Der alte Hans. Roman. 4 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 15 M.

Dyherrn, G. Freih. v., Höhen und Tiefen. Novellen. 2 Bde. Freiburg i. Br., Kiepert. 8. 8 M.

Euler, C., Friedrich Ludwig Jahn. Sein Leben und Wirken. Mit einem Bilde Jahn's. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Feller, J., Im ersten Jahrzehnt des neuen Reichs. Patriotische Zeit- und Gelegenheits-Gedichte. Chemnitz, Feller. 12. 1 M.

Forber, H., Das Landsteuerbuch Düsseldorfs von 1632, mit erläuternden Anmerkungen versehen und herausgegeben. Düsseldorf, Deiters. Gr. 8. 1 M.

Hammer, J., Fester Grund. 4te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 16. 3 M.

Jakowitz, B., Liebe und Geunipon. Humoresken aus Nord und Ost. Oberhausen, Spaarmann. 8. 1 M.

Jensen, W., Versunkene Welten. Historischer Roman. 2 Bde. Breslau, Schottländer. 1882. 8. 9 M.

Kuntze, O., Um die Erde. Reiseberichte eines Naturforschers. Leipzig, Frohberg. Gr. 8. 6 M.

Lichtstrahlen aus den Werken der Gräfin Ida Hahn-Hahn, ausgewählt von H. Keiter. Mainz, Kirchheim. 12. 3 M.

Müller, E., Märchen auf der Wanderschaft. Freiburg i. Br., Kiepert. 16. 1 M. 50 Pf.

Najmájer, Marie v., Eine Schwedenkönigin. Historischer Roman. 2 Bde. Breslau, Schottländer. 1882. 8. 6 M.

Nordenskiöld, A. E. Freih. von, Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega. Mit einem historischen Rückblick auf frühere Reisen längs der Nordküste der Alten Welt. Autorisirte deutsche Ausgabe. 1ster Bd. Mit Porträt in Stahlstich, 206 Abbildungen in Holzschnitt und 10 Karten. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 11 M.

Palmié, F., Günther von Bliedungen. Eine Erzählung aus der Reformationszeit. Volks-Ausgabe. Nordhausen, Greiner. 8. 1 M. 50 Pf.

Richter, H. M., Geschichte der deutschen Nation, nach den Grundzügen ihrer Entwickelung dargestellt. Berlin, Seehagen. 1882. Gr. 8. 5 M.

Schasler, M., Das System der Künste, entwickelt. Leipzig, Friedrich. 1882. Gr. 8. 6 M.

Sturm, J., Aufwärts! Neue religiöse Gedichte. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 M.

Walter, J., Zum Gedächtniss Kant's. Festrede. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 90 Pf.

Winckell's Handbuch für Jäger und Jagdliebhaber. Bearbeitet und herausgegeben von J. J. von Tschudi. 5te Aufl. Neue Ausgabe. 1ste Lfg. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 1 M.

Winterfeld, A. v., Die Reise nach Berlin. Komischer Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 10 M.

Zimmermann, R., Henry More und die vierte Dimension des Raumes. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 80 Pf.

Anzeigen.

Soeben erschien:

GRUNDSÄTZE der HISTORISCHEN ENTWICKLUNG

aus den übereinstimmenden

Principien der Philosophie A. Schopenhauer's und der naturwissenschaftlichen Empirie

abgeleitet von

THEODOR STIEGLITZ.

Gr. 8. 8 Bogen. — Preis fl. 1.— = Mark 2.—.

Der Verfasser dieser geschichtsphilosophischen Abhandlung versucht auf einem bisher noch nicht eingeschlagenen Wege das Problem der Nothwendigkeit der geschichtlichen Entwickelung zu lösen und deren Ursachen, Verlauf und Ziel zu bestimmen. An der Hand der von ihm zunächst nachgewiesenen übereinstimmenden Grundsätze der naturwissenschaftlichen Empirie und der Philosophie Schopenhauer's und auf Grund der aus denselben hervorgehenden Ursachen der historischen Bewegung zeigt er den causalen Zusammenhang zwischen den einzelnen Stadien der Culturentwickelung und der Bildung immer höherer gesellschaftlicher Sphären, entwickelt die Principien der letztern und leitet schliesslich daraus das Ziel der geschichtlichen Entwickelung ab.

Ferner:

PER ASPERA AD ASTRA

von

W. B. K.

Gr. 8. 11 Bogen. — Preis fl. 1.— = Mark 2.—.

Der Verfasser, der seine philosophische Dissertation mit Bruchstücken aus dem „Tao-te-King" Laotse's einleitet, stellt sich zur Aufgabe, zu untersuchen, ob jeder Mensch die Freiheit hat, „frei zu sein von Zweifeln und von Jammer". Nach einer geistvollen Resumirung der hervorragendsten philosophischen Systeme aller Zeiten gelangt der Verfasser zum Schlussresultate, dass nicht nur die Moral, die Metaphysik und die Ethik, sondern auch die Philosophie bei Beantwortung gewisser Fragen den Glauben zu Hülfe nehmen muss.

Verlag von **Friedrich Beck** in Wien.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mediterranea.

Lebens- und Landschaftsbilder von den Küsten des Mittelmeers.

Von

Rudolf Kleinpaul.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 20 Pf.

Durch sein Buch „Roma Capitale" als Reiseschriftsteller und Culturhistoriker aufs vortheilhafteste bekannt geworden, bietet der Verfasser hier eine neue Reihe Bilder und Skizzen, in welcher er uns nach Griechenland, Neapel, Genua und an die Riviera versetzt und wiederum die landschaftlichen Schilderungen durch interessante Momente aus Vergangenheit und Gegenwart des Volkslebens illustrirt.

Sacher-Masoch. **Auf der Höhe.** Internationale Revue.

Preis pro Heft 2 Mark.

Mme Adam (Paris). **Bluntschli** (Heidelberg). **Brühl** (Wien). **Daudet** (Paris). **Flammarion** (Paris). **Got** (Paris). **Lesseps** (Paris). **Gubernatis** (Florenz). **Palmieri** (Neapel). **Scanzoni** (Würzburg). **Schwarcz** (Budapest). **Lingg** (München). **Vambéry** (Budapest). **Carl Vogt** (Genf).

In jetziger Zeit zu empfehlen ist:

Mahnruf an unsere Zeit auf Grund des tiefsten Zusammenhanges ihrer Verirrungen nebst Andeutungen für den wahren **Fortschritt** von U. R. Schmid. 2. verb. u. verm. Aufl. München 1880. Pr. 2 M.

Was der Verfasser in diesem Schriftchen und schon in der ersten Auflage (1874) thut, alle Verirrungen der Zeit auf den Unglauben als ihren letzten gemeinschaftlichen Ursprung zurückzuführen, das geschieht jetzt infolge der gerechten Erfahrungen immer allgemeiner. Aus der drohenden Gefahr, die namentlich auch in unserer Uneinigkeit liegt, kann nur die christliche Weltanschauung retten in orthodoxer und rationalistischer Auffassung. Letztere lebt in dem Schriftchen von demselben Verfasser: „Der Streit wider den unbewußten Atheismus dieser Zeit" u. s. w. (München 1879. Pr. 40 Pf.) und ist im Octoberheft von Schaarschmidt's „Philosophischen Monatsheften" mit großer Objectivität von Herrn Dr. Arthur Jung dargestellt worden. Derselbe zeigt zugleich mit dem „Streit wider den unbewußten Atheismus" den „Mahnruf" an und das Schriftchen von demselben Verfasser: „Darstellung der christlichen Religion für alle Gebildeten insonderheit Lehrer und Geistliche" (München 1880. Pr. 2 M.) als Werke, welche auf dem dargethanen Standpunkt des „Streit wider" u. s. w. stehen. Dazu gehört auch: „Blüten einer Weltanschauung" (München 1881. 16. 27 Bogen. Pr. 2 M.) im poetischen und im prosaischen Theil, welcher eine Ergänzung des poetischen ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das Jahr 1866.

Memoiren zur Zeitgeschichte. Zweite Abtheilung.

Von

Oskar Meding. (Gregor Samarow.)

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Unter dem Titel „Das Jahr 1866" veröffentlicht der frühere Regierungsrath und Vertraute des Königs Georg V., Oskar Meding, als Romanschriftsteller bekannt unter dem Pseudonym Gregor Samarow, die zweite Abtheilung seiner „Memoiren zur Zeitgeschichte", deren erste Abtheilung: „Vor dem Sturm", die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise auf sich gezogen hat. Der vorliegende Band, in welchem der Verfasser die für Deutschlands Neugestaltung so wichtigen Ereignisse des Jahres 1866 auf Grund zahlreicher bisher ungedruckter Documente und zum großen Theil als Augenzeuge darstellt, wird sicher das allgemeine Interesse in noch weit höherm Grade erregen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. **Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 10. November 1881.

Literarische Unterhaltungen.

Die Vorlesung von Dichtwerken.

Wenn sich in neuerer Zeit mehrfach die Neigung gezeigt hat, durch Vorlesungen gesteigerte Theilnahme für die Poesie zu erregen und sie aus ihren buchhändlerischen Verstecken ans Licht hervorzulocken, so verdient dies in jeder Hinsicht Ermuthigung seitens der Presse. Wie unsere Lyrik, so darf auch unsere lyrische Epik sich nicht gerade rühmen, zu den bevorzugten Geisteskindern zu gehören, welche die den Erfolg privilegirende Mode in ihren Schutz genommen hat. Noch vor einigen Jahrzehnten sprach man von dichterischen Erzeugnissen, von neuen Gedichtsammlungen in den Salons. Die Poesie hatte ihre Liebhaber; man blätterte nicht blos in geschmackvoll ausgestatteten Albums und Taschenausgaben; es fanden sich auch Dilettanten der Vorlesekunst, welche für Dichtungen genugsam begeistert waren, um gesellschaftliche Kreise mit der einen oder der andern bekannt zu machen, indem sie diese selbst zum Vortrag brachten. Jetzt spricht man in diesen Kreisen nur noch von den neuen Romanen, besonders von denen, welche zum obligatorischen Rüstzeug der gesellschaftlichen Bildung gehören, und welche man eben liest, um von ihnen sprechen zu können, oder vom Theater: natürlich in erster Linie von der Oper und Operette, in zweiter von L'Arronge und Moser; die ernstere, von bedeutendern Talenten getragene Dichtung muß in den gesellschaftlichen Salons leer ausgehen, da sie ja auch auf der Bühne leer ausgeht. Es bedarf äußerer Anregungen, um die stockende Theilnahme dieser Kreise wieder in Fluß zu bringen: eine solche Anregung würde jedenfalls die öffentliche Vorlesung von Dichtungen bieten, und es ist nicht abzusehen, warum bei den wechselnden literarischen Moden nicht auch dies einmal zur Mode werden sollte. Zur Hebung der Poesie würde sie wesentlich beitragen; das dichterische Wort gewinnt durch den Vollklang der lebendigen Rede; sein melodischer Reiz schmeichelt sich dann dem Ohr ein, während das Auge, das ihn den gedruckten Seiten abgewinnt, ihn erst auf Umwegen dem innern rhythmischen Gefühl vermittelt. Die dichterische Schönheit weckt bei mündlichem Vortrag den lauten Beifall der Kundigen und entzündet dann auch die schwerer bewegliche Menge. Selbst die Rückwirkung auf die Bühne würde nicht ausbleiben: größere Empfänglichkeit für das dichterisch Schöne, auf welchem ja doch alle Classicität ruht, für das ἅπαξ λεγομένον, in dessen Principien sich die geniale und dauernde Ursprünglichkeit ausspricht, würde sich in immer weitern Kreisen verbreiten, und dann würde man auch im Theater das Blech und Messing der Modescribenten von dem Edelmetall der berufenen Talente unterscheiden lernen. Die Vorlesungen würden natürlich auch eine dem Buchhandel zugute kommende Theilnahme erwecken; man wird nicht nur über diese Dichtungen sprechen, sondern man wird sie auch kaufen. Es braucht dies blos Sache des guten Tons zu werden, und unsere Lyriker und Epiker werden in glänzenden Einbänden in allen Schränken der Privatbibliotheken prangen, während sie jetzt, wenn sie nicht gar als Krebse den Rückweg in die Heimat eingeschlagen haben, die zweifelhafte Auszeichnung der „Disponenda" genießen und als solche bestaubt in den höchsten Fächern der Sortimentsbuchhandlungen auf einen „noch immer möglichen" Käufer harren.

Vorlesungen dichterischer Werke waren schon im alten Rom und zwar im Augusteischen Zeitalter Sitte: wir meinen nicht jene Vorlesungen, welche im Tempel des Palatinischen Apollo stattfanden, wo Spurius Metius Tarpa, kein Schöngeist und kein Mäcen, sondern ein sehr würdiger Staatsbeamter, der angesehenste der Censoren,

Vorsitzender eines aus fünf Mitgliedern bestehenden Collegiums war. Diesem Ausschuß mußten die Dramatiker ihre Werke vorlesen, und sie kamen nicht zur Aufführung, wenn ein einziger der fünf Staatsdramaturgen sein Veto einlegte. Nicht von diesen misliebigen obligatorischen Vorlesungen sprechen wir, sondern von den freiwilligen öffentlichen Vorträgen, welche Asinius Pollio, der Gönner Virgil's, in Rom zuerst in Mode gebracht hat. Die Mode nahm bald so überhand, daß es eine gesellschaftliche Pflicht wurde, den Vorlesungen beizuwohnen. Man versammelte sich in einem großen Saal, theatrum genannt; der Dichter bestieg die Tribüne, declamirte sein Werk, stieg herunter bei lautem Beifallklatschen und sammelte sein Lob von Reihe zu Reihe ein. Auch Horaz nennt sich in der ersten Epistel des ersten Buchs „nobilum scriptorum auditor" und spricht von „spissis theatris".

In der neuesten Zeit hat sich die Vorlesekunst in Deutschland zuerst mit dem dramatischen Vortrage Lorbern zu erringen gesucht. Tieck in seinen Privatcirkeln, dann Karl von Holtei als umherreisender Vorleser, welchem später Palleske, Genée, Türschmann u. a. folgten, lasen vorzugsweise die Dramen von Shakspeare vor und legten das Hauptgewicht auf die Kunst, die dramatische Individualität durch die Modulationen des Organs, durch die ganze Sprechweise prägnant hervorzuheben; sie bewährten fast alle dabei ein glänzendes Virtuosenthum und wurden auch dem edeln und begeisterten Schwunge des dichterischen Vortrags gerecht. Im Grunde waren diese Vorlesungen eine Concurrenz für die Theateraufführungen; eine von feinem Kunstverstand und der Meisterschaft des Vortrags getragene Vorlesung, die sich gleichsam im reinen geistigen Aether bewegte, konnte immerhin eine mangelhafte, mit theilweise ungenügenden Kräften inscenirte Aufführung in Schatten stellen, bei der die Phantasie oft durch Anstöße aller Art unangenehm aus dem Traumreich der Dichtung aufgerüttelt wird. Hier indeß, wo es sich um allbekannte Meisterwerke handelte, mochte die Kunst des dramatischen Vortrags als Selbstzweck erscheinen: eine Kunst, der es indeß bei aller Bemühung doch an Klippen nicht fehlte eine solche Klippe bildeten die weiblichen Charaktere, mit denen sich diese Vorleser alle in verschiedener Weise abfanden, einige, indem sie denselben einen fast an die Fistel streifenden Discant verliehen, der für den Ausdruck warmen Gefühls und hinreißender Leidenschaft so ungünstig wie möglich war.

Eine andere Bedeutung gewinnt die Vorlesung von neuern Dichtungen, welche den Nebenzweck hat, das Publikum mit den Poeten und ihren Schöpfungen bekannt zu machen. Handelt es sich hier um Dramen, so bedarf es natürlich ebenfalls der Kunst des Individualisirens, der Licht- und Schattengebung, der reliefartigen Gestaltung der Charaktere; denn mit vollendeter Plastik tritt doch nur der durch die ganze Persönlichkeit des Darstellers verkörperte Charakter auf der Bühne hervor. Diese Vortragskunst ist aber nicht Selbstzweck, sondern in den Dienst der Dichtung und des Dichters gegeben, und sie wird sich deshalb in allem beschränken können, was zur glanzvollen Schaustellung des Virtuosenthums gehört. Noch mehr tritt das letztere im Vortrage epischer Dichtungen zurück; hier handelt es sich weniger um dramatische Belebung, als um stilvolle Haltung und schwungvolle Begeisterung, sowie um die Kunst, die Gliederung des Dichterwerks klar zu legen.

Gewiß ist es in erster Linie wünschenswerth, daß, ähnlich wie die Dichter des Augusteischen Zeitalters, unsere Poeten **selbst** ihre Werke vorlesen. Dies ist in der That öfters geschehen, namentlich von Wilhelm Jordan, der als wandernder Rhapsode von Land zu Land und über das Meer zog und überall ein zahlreiches Publikum versammelte, welches der Vorlesung seiner „Nibelungen" mit Andacht lauschte. Wilhelm Jordan hat eine imponirende Persönlichkeit, ein kraftvolles und geschultes Organ, die vollkommenste Sicherheit, die so weit geht, daß er einzelne lange Gesänge seiner „Nibelungen" ganz aus dem Gedächtniß vorträgt; kurz, er ist der geeignetste Propagandist seiner eigenen Dichtungen und seines eigenen Ruhms. Doch nicht alle Dichter sind so von der Natur bevorzugt; nicht alle haben die Gabe eines schwunghaften klaren Vortrags; viele würden als Vorleser den Dichter ruiniren.

Es ist daher zu wünschen, daß sich immer mehr Rhetoren heranbilden, welche aus dem Vortrage von neuen Dichtungen und neuen Dramen eine Lebensaufgabe machen. Schauspieler wie Lewinsky in Wien und Pettera in Leipzig haben durch geschmackvollen Vortrag mancher neuen Dichtung begeisterte Anhänger erworben, ebenso Arthur Fischer, Martin Perels u. a. Es liegt hier ein Keim, der sich weiter fortentwickeln kann.

Eine feingebildete Dame, Frau Emma Kattner, die Witwe eines unserer Mitarbeiter, hat uns ein Mémoire überreicht, in welcher sie eingehend über die Vorlesekunst im Dienste der Volksbelehrung und Volksbildung spricht; sie hebt mit Recht als ersten Zweck hervor, die Werke unserer neuen Dichter dem Volke zur Kenntniß und zum Verständniß zu bringen; sie meint dabei, daß größere lyrisch-epische Dichtungen nicht ganz vorgelesen, sondern die Verbindung der einzelnen Hauptheile durch eine nicht allzu sehr aus dem Ton herausfallende Erzählung hergestellt werden solle; sie wünscht, daß das Vorleserthum sich zu einer nationalen Organisation herausbilde und in Zusammenhang trete mit den Volksbildungsvereinen. Frau Emma Kattner, welche selbst diese Laufbahn einschlagen will, empfiehlt sich für dieselbe schon durch ihr feines Verständniß und die richtigen Gesichtspunkte, die sie aufstellt. Ohne Frage würde die Vorlesung neuer Dichtungen, aufgenommen in das Programm der Volksbildungs- und anderer gesellschaftlichen Vereine, dem Theater, das mehr und mehr ein Tummelplatz werthloser Zerstreuung wird, im Interesse höherer ästhetischer Cultur eine wirksame Concurrenz machen.

Rudolf von Gottschall.

Ludwig August Frankl.

Gesammelte poetische Werke von Ludwig August Frankl. Drei Bände. Wien, Hartleben. 1880. 8. 9 M.

Ludwig August Frankl hat im Jahre 1880 seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert, und auf diese Veranlassung hin ist eine Gesammtausgabe seiner dichterischen Producte veranstaltet worden, in welcher das Meiste und Beste enthalten ist, was Frankl im Laufe eines langen Lebens ans Licht gefördert hat. Der erste Band enthält die lyrischen, die beiden andern enthalten die epischen Erzeugnisse Frankl's, und zwar der zweite wesentlich die kleinern, der dritte die umfänglichern epischen Dichtungen. Da es sich in diesen drei Bänden nicht um Literaturerscheinungen neuern Datums, sondern größtentheils um solche handelt, welche sogar schon der vormärzlichen Epoche angehören, so werden wir unsere Aufgabe weniger in einer eingehenden Kritik des erst noch zu Würdigenden, als vielmehr in einer kurzen Anzeige des Längstbekannten zu sehen haben. Und diese Anzeige wird zunächst constatiren müssen, daß aus all diesen Dichtungen ein hochgebildeter, von weiten Gesichtspunkten erfüllter, warmherziger, wahrhaft edler und auf die höchsten humanitären Ziele gerichteter Geist, dem nichts Menschliches fremd ist, hervorleuchtet, und daß das Charakterbild Frankl's, wie sich dasselbe stets in einer umfassenden Wirksamkeit für Menschenwohl und einer selbstlosen Theilnahme am Allgemeinen bewährt hat, auch in diesen seinen Dichtungen mit sprechenden Zügen ausgeprägt ist. Daß die dichterische Gestaltungskraft mit diesen menschlich gewinnenden Eigenschaften auf gleicher Höhe stehe, wird allerdings selbst der wohlwollendste Beurtheiler nicht zu behaupten vermögen. Wie schon Karl von Thaler in der „Neuen Freien Presse" auseinandergesetzt hat, zeigt Frankl das größte Maß von Gestaltungskraft und die größte Originalität in der Behandlung aller dem Orient entnommenen Stoffe, speciell jüdischen Lebens und Seins, mögen dieselben zu lyrischen Stimmungsbildern oder zu kleinern epischen Gedichten oder zu zusammenhängenden epischen Cyklen gestaltet sein, und gerade diese Gedichte geben ihm das meiste Recht auf Beachtung; denn die Poesie des jüdischen Lebens kennt er als geborener Israelit, den Orient durch wiederholte Reisen, und so zeichnen sich denn gerade diese Gedichte durch oft packende Neuheit des Stoffs, concretes Leben und gesättigtes, weil auf eigener Anschauung beruhendes Colorit aus. Nach dieser Seite hin dürften namentlich die Cyklen „Alexander", „Salomo" und „Der Primator" als die originellsten Stücke der ganzen Sammlung hervorzuheben sein.

Auf gleiche Originalität können hingegen die andern lyrischen und epischen Bestandtheile der Sammlung wol nur theilweise Anspruch machen. Namentlich den erstern, also den eigentlich subjectiven Ergüssen, fehlt der Ausdruck einer wahrhaft markanten Individualität, die eigentlich charakteristische Physiognomie, welche eben nur diesem Dichter eigenthümlich wäre und jede Verwechselung mit andern ausschließt. Doch gestehen wir, daß wir auf die Originalität des eigentlich Stofflichen und Inhaltlichen ein nur relatives Gewicht legen. In der Poesie ist nicht das Was, sondern das Wie die Hauptsache. Bekanntlich hat schon Börne gesagt, daß seit Christus kein eigentlich neuer Gedanke mehr gedacht worden sei. In diesem etwas hyperbolischen Sinne wäre somit eigentlich alles schon dagewesen; auf absolute Originalität in dieser Fassung dürften nur wenige denkende und dichtende Geister Anspruch haben, und wir würden oft selbst bei den bekanntesten und schönsten Gedichten in Verlegenheit kommen, wenn wir ihre specielle Originalität gerade nach Seite des Stoffs hin darthun sollten. Dasjenige, wodurch sie fesseln, ist gewöhnlich nicht das Was, sondern das Wie; im letztern steckt die Kunst und das Verdienst des Dichters, und wenn man es ihm nicht verwehren kann, auch schon gebrauchte oder ganz alltägliche Stoffe, Gedanken und Gefühle zu behandeln, so wird man andererseits wenigstens zu fordern haben, daß er denselben durch tadellose Formgebung neuen Reiz abgewinne. In der alles bewältigenden Form kann und soll sich der Inhalt vollständig verflüchtigen, sodaß dieser selbst schließlich fast gleichgültig und nur die Form, das Wie der Behandlung das Ausschlaggebende wird. Gerade in Betreff dieses Wie aber lassen die Frankl'schen Gedichte hin und wieder recht viel zu wünschen übrig, und wenn auch kein Kritiker pedantisch genug sein wird, ein sonst schönes Gedicht etwa blos wegen irgendeines mangelhaften Ausdrucks zu verwerfen, so muß es doch bei aller Verehrung vor dem Alter und den sonstigen Verdiensten Frankl's, wenn man der Wahrheit die Ehre geben will, unverhohlen gesagt werden, daß die Mangelhaftigkeit des Ausdrucks bei ihm an gar zu vielen Stellen hervortritt, daß die Formgebung etwas gar zu sehr Zurückgebliebenes und der heutigen Formkunst nicht mehr Genügendes darbietet, und daß eine nochmalige Durcharbeitung und Durchfeilung der Gedichte, nachdem seit ihrem ersten Erscheinen ein so langer Zeitraum verstrichen ist, bei diesem Neudruck außerordentlich wünschenswerth gewesen wäre.

Wir wissen sehr wohl, daß derartige nachträgliche Correcturen von Gedichten, die dem Verfasser inzwischen fast fremd geworden sind, ihr Bedenkliches und Gefährliches haben, und daß z. B. Bürger durch allzu ängstliche nachträgliche Feile in den spätern Auflagen seine Gedichte nur geschädigt hat. Doch um eine derartige allzu ängstliche Feile handelt es sich hier nicht, sondern nur um eine Tilgung von formalen Schäden, die gleich beim ersten Lesen jedem fühlbar werden, und falls ein Verfasser seinem eigenen Gefühl nicht traut, so kann er ja den Rath literarischer Freunde erbitten und sich von ihrem objectiven Urtheil diejenigen Stellen bezeichnen lassen, an denen eine

Besserung wünschenswerth ist. Es würde zu weit führen, alle Stellen anzuführen, die nach unserer Ansicht Anstoß zu geben geeignet sind (wir haben sie in unserm Exemplar in großer Zahl angestrichen); wir werden aber nicht unterlassen dürfen, zum Beweise des oben Gesagten wenigstens einiges anzuführen. Wir folgen dabei einfach der Seitenzahl der drei Bände. Da „schwingen" z. B. Bd. 1, S. 23 „die Bäume grüne Flügel", auf S. 25 ist die Rede von einer „verfahlten" Natur, auf S. 26 findet sich ein Wortcompositum „Lebensmühling" (d. i. geplagter Mensch). Auf S. 37 heißt es:

> Nach Waldessturm und himmelblauem Meer
> Verlangt es meine Seele sehr —

wo das gesperrt gedruckte Wort den empfindlichsten Prosaismus enthält. Auf derselben Seite ist die Rede von einem Weibe mit „liebdurchseelter" Miene; S. 47 sagt ein Kind zu einer Schwalbe: „Ich habe Spielerei" (statt „Spielzeug"); auf S. 51 (und sonst noch oft) steht „geduldet noch" (statt „geduldet euch noch"); S. 66 heißt es:

> Ein Glöcklein fing an, Segen
> Auf Berg und Thal zu legen.

S. 68 fließt der Bach unter „Laubgehange" (statt „Laubgehänge"; der Reim ist „lange", also „Laubgehange" kein Druckfehler). Auf derselben Seite findet sich der Vers:

> Die Blumen wiegen selig
> Den jungfräulichen Leib,
> Der Schmetterling, fein wählig,
> Küßt manche sich zum Weib.

Auf S. 83 wird der Tod einer Geliebten beklagt:

> Die ihres Busens Schnee zu schmelzen
> Erlaubniß meinen Gluten gab.

Und diese „Todte" hält ihn nun in ihrem Banne, während sonst keine „Lebensrothe" ihn lange zu fesseln vermocht. S. 97 wird gesprochen vom „Engelpaare" der Lippen. Ein eclatantes Beispiel geschmackloser Bildlichkeit ist das ganze Gedicht auf S. 105:

> Die Sonne ist herabgefallen,
> Die goldne Kugel, auf das Meer,
> Die blauen Wogenriesen wallen
> Ums helle Spielzeug lustig her
>
> Und rollen sie auf ihrem Rücken
> Und werfen sie hinab, hinauf,
> Und fangen, roth ganz vor Entzücken,
> Sie wieder mit dem Nacken auf.
>
> Ein Riese, ungelenk im Fangen,
> Dem fällt sie in des Meeres Schacht,
> Die andern, zürnend mit dem Rangen,
> Ziehn finster grollend durch die Nacht.

Auf S. 106 wird der Kahn von keinem Ruder „geschwenkt"; auf S. 107 ist „das weite All" der „Pol" des Herzens; auf S. 109 gebraucht der Verfasser bei Schilderung eines schönen Weibes die Ausdrücke „plastisch" (kommt sonst noch außerordentlich oft vor), „venetianisch", „schön geschnitten", die wol in einer Kunstgeschichte, aber nicht in der Sprache der Poesie an ihrem Orte sind. Seite 112 findet sich der Vers:

> Mein Gondler, mit dem Haar wie Schnee,
> Legt an am sand'gen Lido;
> Da liegt vor mir die schöne See,
> Verlassen wie einst Dido —

wo die Reime „Lido" und „Dido" nur komisch wirken können. Auf S. 124 ist das Wort „morituri" in dem Spruche „morituri te salutant" durch „sterbengehend" wiedergegeben. Wendungen wie (S. 130):

> Aus dem für Freiheit hier vergossnen Blut ...
>
> Mit in Byzanz versunkner Kronenpracht —

sind entschieden prosaisch. Der Schluß eines Sonetts: „Baalbeck", lautet:

> Wie groß, wie wild, wie schauerlich das Ganze!

Auf S. 133 „legt der Emir die Hand zu Stirn und Munde". Einen Vers wie S. 143:

> In den schlanken Bug gepflanzt
> Der arab'schen Stute;
> Wie sie mit mir jagend tanzt,
> Heiß vom Feuerblute! —

wird man schlechterdings nicht construiren können. Auf S. 147 liegt das Land unten „in vollem schönen Gusse". Auf S. 150 trägt das israelitische Volk „geistige Ruinen zur Schau"; auf S. 152 heißt es in einem Sonett: „Kamele lagern rings, die Wiederkäuer", wo der naturhistorische Begriff „Wiederkäuer" geradezu störend wirkt. Auf S. 156 steht der Vers:

> Ich war in meinem Leben
> So kostbar gelagert noch nie.
> Es legte ein Hund sich neben
> Und leckte mir Fuß und Knie.

Auf S. 157 „bricht" die Nacht plötzlich „heran" (statt „an"); auf S. 164 sind die Worte:

> Ich selbst, nur erst gerettet aus dem Toben,
> Wo ist der Port, wo meine Seele landet? —

wieder schlechterdings nicht zu construiren. Auf S. 168 hat der fünfte Sonettenvers statt fünf Jamben deren sechs. Auf S. 178 findet sich der Prosaismus, daß Homer Götter und Heroen „schön geschildert" hat. Die letzten Terzinenzeilen des Sonetts sind wieder nicht zu construiren. Auf S. 181 steht: „Da riefst du aus, verzweifelter Geberden" (für: „mit verzweifelten Geberden", eine in dieser Art unmögliche Anwendung des Genitivs, die bei Frankl oft vorkommt). Auf S. 183 hat die zwölfte Zeile eines Sonetts wieder sechs Jamben und gerade dieses Sonett zeigt auch sonst ein sichtliches Ringen mit dem Ausdruck. S. 191 heißt es vom Greise, daß „statt leichten Silberflusses" (?) Gedanken ihm im Haupte stocken. S. 192 hat die vierte Sonettenzeile nur vier Jamben; auf der nächsten Seite wird das Thor der Ewigkeit „aufgeklinkt". Der Vers:

„Zu bannen des Weltgeistes Langeweile" ist iambisch nicht zu scandiren. Den Vierzeilen des Sonetts S. 201 fehlt wieder die Construction. S. 206 liegt Prometheus „in Eisenringen geschmiedet von des Geschickes mitleidlosen Flechtern". In der Behandlung antiker Metra ist Frankl nicht glücklich, wovon manches Distichon und noch mehr die alcäische Ode S. 291 zeugt. Die letztere ist im höchsten Grade holperig und sogar nicht ohne handgreifliche metrische Fehler.

Hiermit sei es der Blütenlese aus dem ersten Bande genug. Wir müssen darauf verzichten, eine gleich ausführliche aus den beiden andern Bänden mitzutheilen. Es bleibt uns nur noch übrig hinzuzufügen, daß wir das Gesagte durchaus sine ira et studio vorgebracht haben, daß uns nichts ferner gelegen hat, als aus einem wohlverdienten Lorber nach Art bekannter literarischer Gamins auf billige Weise einige Blätter auszurupfen. Aufrichtige Liebe zur Poesie einerseits und aufrichtige Liebe zur Wahrheit andererseits aber machte es uns unmöglich, die bewegten Schattenseiten zu verschweigen. Denn gesetzt den Fall: es vermöchte irgendein Dichter seinen Dichtungen keinen bedeutsamen Inhalt zu geben, so wäre das Unglück noch nicht so sehr groß und höchstens privater Natur. Denn den Inhalt seiner Dichtungen nimmt er wesentlich aus seinem Eigenen, und taugt derselbe nichts, so ist die Folge davon höchstens, daß er selbst vergessen wird, während andern oder gar der Nationalliteratur durch jenen wenig bedeutenden Inhalt nicht im mindesten geschadet wird. Sprache und Technik dagegen sind allgemeine Volksgüter, an deren Erwerb und Ausbildung Jahrhunderte gearbeitet und viele Geschlechter sich abgemüht haben, und diese auf der Höhe der errungenen Ausbildung zu halten, ist Pflicht eines jeden Dichters, und je weniger von manchen Seiten — mit Recht oder Unrecht — den Dichtern unserer Tage ein wahrhaft bedeutsamer eigenartiger Inhalt zugestanden wird, um so mehr sollten es sich dieselben angelegen sein lassen, das edle Instrument der Sprache den producirenden Talenten nachfolgender Generationen unverstimmt zu überliefern, und wenn man an diese Pflicht selbst junge, neu auftretende Dichter zu erinnern hat, so gilt bezüglich eines altbewährten Dichters wie Frankl erst recht der Grundsatz: noblesse oblige, d. h. wer sich schon einen dichterischen Namen errungen hat, der hat erst recht die Verpflichtung, wenn er mit neuen Dichtungen hervortritt oder gar eine Gesammtausgabe seiner Werke veranstaltet, diesen in sprachlicher Beziehung zur größtmöglichen Vollendung zu verhelfen und weder Schweiß noch Zeit zu scheuen, um alle störenden kleinen „Knuppen und Knorren" wegzufeilen.

Erwin Mansbach.

Neues aus Nord- und Südafrika.

1. Kufra. Reise von Tripolis nach der Oase Kufra. Ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland von Gerhard Rohlfs. Nebst Beiträgen von P. Ascherson, J. Hann, F. Karsch, W. Peters, A. Stecker. Mit 11 Abbildungen und 3 Karten. Leipzig, Brockhaus. 1881. 8. 16 M.

In einem stattlichen Bande, der mit naturwahren Holzschnittbildern und drei ganz vorzüglichen Karten versehen ist, liegt uns hier der ausführliche Reisebericht des berühmten Afrikaforschers vor über die von ihm geleitete Expedition des Jahres 1879. Uns allen ist ja noch in frischer Erinnerung, wie hoffnungsvoll 1878 diese Expedition von unserer Afrikanischen Gesellschaft ausgerüstet und entsendet wurde, wie sicher man glaubte, der vielerfahrene Reisende werde nicht nur sein nächstes sudanisches Ziel, Wadaï, glücklich erreichen, sondern auch von dieser Operationsbasis aus in die ferner gelegenen, noch gänzlich unbekannten Theile der Negerheimat eindringen, und wie dann der verruchte Ueberfall fanatischer, vor allem aber raubsüchtiger Mohammedaner die Expedition schon mitten in der Sahara scheitern machte.

Trotzdem ist auch dieser Rohlfs'sche Auszug wahrlich nicht ergebnißlos verlaufen. Auf dem weiten Bogenmarsch um den Syrtenbusen nach Audschila und Dschalo (welche Oasen nach genauerer Höhenermittelung nun nicht mehr als Senken unterhalb des Meeresspiegels gelten dürfen), ferner auf dem Nordmarsch von da nach Bengasi, vornehmlich aber sodann auf dem Südweg durch ein der Wissenschaft erst zu eroberndes Küstengebiet gen Kufra hin ist der Landes- und Volkskunde viel neuer und werthvoller Besitz zugewachsen.

Es genüge hier die Aushebung einer mit bekannter Plastik der Rohlfs'schen Darstellung verfaßten Stelle aus der Schilderung der letztgenannten Karavanentour, welche nach der ersehnten, vorher nie von einem europäischen Forscher betretenen Oase Kufra im Süden von Barka (noch diesseit des Wendekreises) führte. Kufra bildet eigentlich einen umfangreichen Archipel von Oasen, mit dessen Erforschung Rohlfs sich mit Recht rühmen darf, die Erforschung der Libyschen Wüste, d. h. des Osttheils der Sahara, dem Abschluß nahe gebracht zu haben.

Eben hat die Karavane Dschalo zum zweiten mal passirt und sich in Battifal gelagert — letzteres ist nicht eine eigentliche Oase, wie man bisher gemeint, sondern eine elende, quellenlose Einsenkung mit einigen Wasserlöchern, um die nicht einmal Binsen recht aufkommen können, weil die ausgehungerten Kamele durchziehender Karavanen gierig jeden Halm abweiden —; nun geht es in die völlig unbekannte Oede weiter auf Kufra los, dessen nächstgelegene nordwestliche Theiloase den Namen Taiserbo führt. Rohlfs berichtet:

Von Battifal bis nach Taiserbo sind in gerader Luftlinie 350 Kilometer, eine Karavane darf aber mindestens 50 Kilometer mehr rechnen, da es namentlich nachts äußerst schwer ist, die

gute Richtung gleichmäßig innezuhalten. Zum Glück ist auf dieser ganzen Strecke kein Hinderniß. Weder Berge noch Schluchten sind zu bewältigen, und Sanddünen sieht man zwar am ersten Tage, aber östlich weit entfernt am Horizont, man braucht sie also nicht zu durchwaten. Der Boden dieser großartigen, stets ebenen Serir besteht oft aus feinem, ebenmäßig rundem Kies, daß man glaubt auf versteinerten Erbsen oder Linsen zu marschiren. Oft auch hat man Strecken, wo die Kieselchen größer, aber nie umfangreicher als eine Walnuß sind. Die Ebene ist derart gleichmäßig, daß man von Battifal bis Kufra sehen könnte, wenn nicht der Blick durch den von der natürlichen Wölbung der Erdkugel gebildeten Horizont begrenzt würde. So aber sieht man nach allen Seiten nur circa 7 Kilometer weit. Und diese entsetzliche Einöde durchzogen wir in vier Tagen und zehn Stunden. Wir machten also täglich circa 95 Kilometer. Natürlich waren wir Tag und Nacht unterwegs.... Imposant genug sah die Karavane aus, denn die Suya-Schiuh waren alle beritten, allerdings auf entsetzlich magern Kleppern. Aber ein Schich würde ohne gewisse Attribute nicht als voll in den Augen der Leute seines Stammes erscheinen. Also ein Roß, ein Windhund, ein Sonnenschirm, ein Falke und eine lange Flinte, auf der ein verrostetes Bajonnet steckt: so kommt er daher, der Suya-Schich, angethan mit einem schmuzigen Gewand (Hemd und weiße Baumwollhose, die nie gewaschen werden), darüber einen Burnus aus dickem Wollstoff, über welchen bei festlichen Gelegenheiten ein feuerrother, mit Goldlitzen eingefaßter Burnus geworfen wird. Er geht selten zu Fuß, der Suya-Schich, weil das gegen sein Savoir-vivre ist, aber er hat hinter sich zu Pferde auf einem kleinen Lederkissen einen Falken sitzen, in seiner Linken hält er den aufgespannten Schirm, über dem Rücken hängt die lange Steinschloßflinte, im Gürtel stecken noch ein paar Pistolen und ein Dolch, und hinter dem Pferde trabt sein Slugi. Die Suya sind leidenschaftliche Raucher, aber nur wenn sie Tabad zur Cigarette sich haben erbetteln können. Alle können erstaunlich essen, besonders wenn es auf Kosten anderer geschieht.

Ich hatte mir in Bengasi einen starken Hengst gekauft, der die Strapazen der Reise spielend überwand, und ich hatte auch reichlich Wasser mitgenommen. Nach Sonnenaufgang marschirten wir gewöhnlich eine Stunde, dann wurde ein Halt von einer halben Stunde gemacht, während welcher Zeit wir Deutsche in Wasser geweichten Zwieback, Datteln, Käse, Chocolade u. s. w. aßen. Unsere Leute mit den Suya bekamen eine große Schüssel mit Datteln, oft auch etwas Zwieback. Dann marschirten wir während des ganzen Tags ununterbrochen bis etwas nach Sonnenuntergang, wo wir wieder, um unsere Hauptmahlzeit zu halten, eine kurze Rast machten. Wir tranken nun Limonade, aßen das Fleisch einer ganzen Büchse, ferner Zwieback mit Butter, einen Zwiebelsalat, etwas Datteln oder andere trockene Früchte, während die Suya und unsere Diener tüchtig Sometta (geröstete Gerste mit Salz und Pfeffer) zu sich nahmen. Dann ging es weiter. Die Nächte, unter diesen Breiten ohnedies schon lang, schienen noch länger zu sein. Und wenn wir anfangs den Anstrengungen der Märsche gut widerstanden hatten, so bemächtigte sich zuletzt aller eine unwiderstehliche Schlafsucht. Vier Nächte waren Menschen und Thiere ohne Schlaf und stets unterwegs gewesen.

Endlich der letzte Tag und der entsetzlichste Tag! Kufra schien ganz abhanden gekommen. Man sprach gar nicht mehr, sondern taumelte vorwärts. Mensch und Thier bewegten sich wie Maschinen. Dieser schlief im Gehen, jener auf dem Kamel. Hier hatte sich einer wie ein Sack quer über ein betadenes Thier geworfen, der Kopf baumelte nach der einen, die Füße nach der andern Seite herab; dort wackelte einer mit seinem Oberkörper auf seinem Gaule hin und her, welcher selbst bedenklich schwankte und nur noch mit Mühe sich aufrecht erhielt.

Man kann sich denken, welche Freude die Reisenden überkam, als am Abend des 1. August einige Suya, die sich zur Erweiterung ihres Horizontkreises auf ihre Kamele stellten, die niedern Dünenzüge von Taiserbo erblickten, die Grenzlinie der Oasengruppe von Kufra gen Norden! Aus dem gehaltreichen wissenschaftlichen Anhang dieses Reisewerks entnehmen wir, daß die Luftwärme an diesen vier schlaflosen Marschtagen um 3 Uhr nachmittags auf 39°, einmal auf 41,5° der Celsius-Scala stieg!

2. Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika vom Atlantischen zum Indischen Ocean durch bisher größtentheils gänzlich unbekannte Länder, die Entdeckung der großen Nebenflüsse des Zambesi, nach des Reisenden eigenen Schilderungen frei übersetzt von H. von Wobeser. Mit 24 Tonbildern, über 100 Holzschnitten im Text, 1 großen und 13 kleinen Karten. Zwei Bände. Leipzig, Hirt u. Sohn. 1881. Gr. 8. 27 M.

Bis gegen die Mitte des vorigen Jahrzehnts wußten wir von dem tiefern Innern Südafrikas nicht viel mehr, als was uns die unvergeßlichen Wanderzüge des edeln Livingstone entschleiert hatten, dessen geographische Anschauungen namentlich in hydrographischer Beziehung doch mitunter mehr phantasievoll als kritisch waren. Nun sehen wir die breitere und vorher am unbekanntesten gewesene Nordhälfte des südafrikanischen Hochlandmassivs durch drei denkwürdige Expeditionen von Meer zu Meer aufgehellt: dem Engländer Cameron und dem Anglo-Amerikaner Stanley ist der Portugiese Serpa Pinto ruhmvoll nachgefolgt.

Während jene beiden ersten Durchwanderer des äquatorialen Afrika von dem Indischen Ocean und zwar von dem großen ostafrikanischen Eingangsthor Sansibar dem Westen zustrebten, schlug der portugiesische Major Alexander de Serpa Pinto umgekehrt den Weg vom atlantischen zum indischen Litoral ein. Anfangs schloß sich sein Zug dem Abschluß des Stanley'schen nahe an, und der Ausgangspunkt war dieselbe kleine portugiesische Küstenstadt Benguella, an welcher einige Jahre vorher Cameron die Küste des Atlantischen Meers erreicht hatte. Ohne Zweifel äußerte das unerwartete Zusammentreffen mit Stanley, der soeben sammt seinen getreuen Schwarzen im Ruhmesglanz eines Conquistadore der Wissenschaft und der Humanität sieghaft aus dem dunkeln Innern an der Congomündung eingetroffen war, eine mächtige Anregung auf den thatenlustigen Pinto; ungeachtet aller Schwierigkeiten, die sich seinem — nicht von londoner und newyorker Riesenmitteln unterstützten — Unternehmen gleich anfangs entgegenstellten, und muthig den Gefahren trotzend, die ihn beim Eindringen in völlig unbekannte, von feindseligen Negerstämmen bewohnte Binnenlandschaften bedrohten, trat er im November 1877 seinen Marsch an und vollendete ihn nach Verlauf von nur fünf Vierteljahren, nach unsäglichen Strapazen und Schicksalsschlägen, in der englischen Colonie Natal.

Serpa Pinto's Durchzugslinie (Benguella-Durban) hat also eine südlichere Lage als die seiner beiden Vorgänger; Stanley gab uns die erste naturwahre Karte des Congo,

Serpa Pinto berichtigte und vervollständigte die des Zambesi und benachbarter, gar nicht aus dem Innern zur Küste gelangender Flußadern.

Außer diesen in den sehr werthvollen Karten anschaulich niedergelegten Erweiterungen südafrikanischer Landeskunde enthält das Pinto'sche Werk eine große Fülle ethnographischer Notizen über vorher zum Theil kaum dem Namen nach bekannte Völker, sowie 124 treffliche Abbildungen, durch welche uns die Landesnatur, der physiognomische Eindruck nebst Trachten, Bauten und Geräthen der wunderbar mannichfaltigen Völkerschaften lebensvoll vor Augen tritt.

Die vorzügliche äußere Ausstattung entspricht vollkommen der Bedeutung des Werks, viel weniger die tagebuchartige Stoffauswahl und Stoffanordnung des Verfassers, der gleichgültige persönliche Erlebnisse bunt zusammengewürfelt mit sehr viel wichtigern Dingen am Zeitfaden seiner Expedition vorführt und durch diesen allzu schroffen, sich immerfort wiederholenden Wechsel die Aufmerksamkeit des Lesers auf eine harte Probe stellt. Aber der Hauptsache wird doch genügt: wir erhalten die unentstellte Wahrheit und schauen nun in viel hellerm Licht zumal die bis dahin auch auf unsern besten Karten so schwankend und unsicher gehaltene Gegend der obern Hälfte des Zambesi sammt seiner Nachbarschaft.

Kaleidoskopisch zieht dabei ein sittlich nur selten uns anmuthendes Getümmel schwarzbrauner Menschen an uns vorüber. Wie schlecht z. B. besteht die ehemalige Lieblingsidee von der paradiesischen Tugendhaftigkeit sogenannter Naturvölker vor der Niedertracht dieses Lobossi, des mächtigen Barözekönigs am mittlern Zambesi, dessen Gastfreundlichkeit, wie er sie anfangs unserm Reisenden erwies, nichts anderes war als die Maske gewinnsüchtiger Arglist, und dessen boshafte Anschläge auf Leben, Hab und Gut des weißen Gastes die Expedition nahezu zum Scheitern brachten:

Nach Beendigung der Berathungen pflegte Lobossi sich nach einem passenden Platze zurückzuziehen, um dem Trinken zu fröhnen. Es wurden zahlreiche Näpfe mit Capata herumgereicht, und der Herrscher weihte sich dann mit seinen Rathgebern dem Dienste des Bacchus, bis er sich zum Schlafen niederlegte, um nachmittags nach erneutem Trinken eine zweite Versammlung abzuhalten. Diese dauert bis zum Abend; dann speist der König und begibt sich in seinen Harem, aus dem er selten vor 1 Uhr morgens zurückkehrt, um alsdann beim Wirbeln der Trommeln in seiner eigenen Wohnung zu Bette zu gehen. Hört der Lärm der „Batuques“ auf, so ist das ein Zeichen, daß der König zur Ruhe gegangen ist; und dann beginnt seine aus etwa vierzig Mann bestehende Leibwache einen, wenn auch eintönigen, so doch nicht unangenehmen Gesang, dessen sanfte und harmonische Weisen die ganze Nacht ununterbrochen erklingen. Die Musik erfüllt einen doppelten Zweck, indem sie erstens beruhigend auf die Sinne des Königs wirkt und ihn in angenehmer Weise einschläfert, zweitens ihm aber auch als Beweis dient, daß seine Leute um die Wohnung herum Wache halten. Das Leben dieses afrikanischen Autokraten ist, wie man sieht, ein sehr einförmiges und besteht nur in roher Wollust und thierischer Trunkenheit.

Das hat der Zambesi mit seinem noch gewaltigern Genossen, dem Congo, gemein, daß er durch Stromschnellen und Wasserstürze seine Schiffbarkeit arg erschwert, vorläufig sogar sie gänzlich aufhebt. Bei der Gestaltung der Erde scheint auf das Menschengeschlecht wenig Rücksicht genommen zu sein. Gerade die der Küste das afrikanische Innere eröffnenden Süßwasserfluten werden über die schroffsten Felsstufen geleitet, die kein Boot ohne zu zerschellen abwärts befahren, geschweige denn aufwärts erklimmen kann; der Kuando z. B., der große rechte Nebenstrom des Zambesi, kann eine schiffbare Flußstraße ohne Möglichkeit der Befahrung insofern genannt werden, als vom Zambesi aus nicht das kleinste Fahrzeug ungefährdet in diese herrliche Seitengasse einzufahren vermag, weil ober- wie unterhalb der Einmündung des Kuando bereits die Zambesi-Gewässer in schäumenden Katarakten tosen. Von diesen war es der Gonha-Katarakt, der mit seiner reizenden Landschaftsscenerie unsern poetisch fühlenden Romanen besonders fesselte.

Wir verdanken Pinto nicht nur die erstmalige Aufnahme dieser kleinern, zahmern Zambesi-Katarakte, die ungefähr den Stanley-Schnellen des Congo nahe am Aequator in ihrer Stellung zum Strome entsprechen, sondern auch eine genauere Kartirung und Höhenmessung desjenigen Systems von Wasserfällen, welches der Zambesi darauf an seinem Südbogen donnernd bildet, und welches aus einem farbenglänzenden Bilde in dem bekannten Reisewerk unsers unglücklichen Eduard Mohr manchen Lesern dieser Zeilen bekannt sein wird: der Victoriafälle oder Mesi-oa-tuna (Mosi-oa-tunia), d. h. des großen Wassers, des afrikanischen Niagara.

An Großartigkeit übertrifft Mesi-oa-tuna den amerikanischen Rivalen: nicht 50 Meter wie jener, sondern 80 Meter tief stürzt sich die schäumende Flut in die Tiefe, aus der die Dampfwolken ewig emporwirbeln, die auch in der dürren Zeit den Pflanzenwuchs der Umgebung frisch erhalten, sodaß alljährlich monatelang hier eine Art immergrüner Vegetationsinsel zu schauen ist mitten im blattlosen oder doch nur bräunlichgrünen Raum; auch gleitet unterhalb des durch zwei Inseln dreigetheilten Falles der Strom nicht wie der Niagara in gleicher Breite beruhigt weiter, sondern, nachdem er sich soeben seeartig ausgedehnt, zieht er dann sogleich, als wollte er seine riesige Wasserfülle beim Saltomortale parademäßig in längster (ostwestlicher) Colonne entfalten, die Breite auf ein Dreizehntel zusammen, sich durch ein schluchtartiges Felsenthal südwärts hindurchzwängend:

Die Inseln des Wasserfalles und die im Strome liegenden Felsen sind sämmtlich mit üppigster Vegetation bedeckt, aber das Grün ist dunkel, trübe und eintönig, wenn auch eine oder zwei Palmengruppen, deren elegante Kronen aus dem umgebenden immergrünen Dickicht hervorragen, dazu dienen, das melancholische Aussehen der Scenerie zu unterbrechen. Unaufhörliche Wolken Wasserstaub und Schaum fallen auf alles, was sich in der Nähe der Fälle befindet, in deren Abgrund ein ewiger Donner rollt. Mosi-oa-tunia kann weder gemalt noch beschrieben werden, dem Stift wie der Feder fehlt die Geschicklichkeit dazu, das Ganze ist aber auch, mit Ausnahme des westlichen Endes, in eine Dunst-

wolke eingehüllt, die, vielleicht zum Glück, die Hälfte der fürchterlichen Scene verbirgt. Es ist unmöglich, dies Wunder der Natur ohne Furcht und Schaudern zu betrachten. Welch ein Unterschied zwischen dem Wasserfall von Gonha und dem Katarakt von Mosi-oa-tunia! In Gonha alles lächelnd und prächtig, in Mosi-oa-tunia alles drohend und schrecklich! Beide haben ihre Schönheit, Gonha besitzt aber die Anziehungskraft der lieblichen Jungfrau, die, mit den Blumen der Unschuld geschmückt, in einem von den köstlichen Lüften eines herrlichen Sommermorgens durchwehten Garten spielt, während Mosi-oa-tunia großartig und abstoßend wie der Freibeuter wirkt, der, von der Sonne verbrannt und von der Kälte abgehärtet, mit der Schießwaffe in der Hand Verderben brütend in dunkler Nacht durch das Gebirge schweift. Gonha ist die Schönheit in erhabenster, anziehendster Gestalt, Mosi-oa-tunia in Entfaltung von Großartigkeit und Majestät.

Minder unbekanntes Land durchzog Serpa Pinto nach dem Verlassen des Zambesistroms in südlicher, dann südöstlicher Richtung nach Transvaal und Natal hin. Und doch bietet sein Reisebericht auch in dieser seiner Schlußabtheilung noch mancherlei Neues und Fesselndes. So fand er z. B. an der großen Macaricari (d. h. Salzpfanne), in welcher zur wasserreichsten Zeit des Jahres die Gewässer des Kubango ihr Ende erreichen, hohe Massen von Guano an einem kleinen Flüßchen, Namens Lilutela, welches jenen periodisch zur Salzfläche werdenden großen See von Osten her speist; Unmassen von Vögeln müssen demnach hier zur Regenzeit, wo der Fluß allein Wasser führt, verweilen, und in der darauffolgenden Dürrezeit wird ihr Koth so compact, daß die später in regelrechter Folge niederrauschenden Regen ihn nicht ganz fortzuspülen vermögen — ein thatsächlicher Beweis also, daß nicht nur auf regenlosen Inseln, sondern mitten im Festland bei nur periodischer Regenlosigkeit die Bedingungen zur Guanobildung vorliegen können. Unzweifelhaft muß man auch des Verfassers Ansicht über den hydrographischen Zusammenhang der großen Macaricari mit dem Ngami und hierdurch mit dem Kubango, nicht aber mit dem Zambesi oder gar unmittelbar mit der Küste, vollkommen billigen: beide Seen, der kleine Ngami und die mächtige „Salzpfanne", liegen auf gleicher Höhe, durch beträchtlichere Erhebungen geschieden von Zambesi wie Limpopo, und so eben verläuft die Thalverbindung zwischen jenen beiden, daß zur Zeit, wo die Regen (zuerst im Osten) sich einstellen, die Macaricari westwärts durch dieses Thal zum westlich von ihr gelegenen Ngami überläuft, später im Jahre hingegen dieselbe Wasserader, Botletle genannt, sich ostwärts kehrt, gedrängt von dem aus Nordwesten auf das Ngamibecken herabflutenden Wasser des Kubango.

Auch wo endlich der wackere Forscher, gegen entsetzlich heftig und immer von neuem ihn befallende Fieberangriffe mit subcutanen Chinin-Injectionen kämpfend, ganz bekannten Boden betritt, ergötzen uns manche gelungene Schildereien von Land und Leuten, manche gesunde Urtheile über Zustände, die gerade bei uns in Deutschland so leicht durch die trübende Brille der Parteilichkeit angesehen werden. Klar scheidet der Verfasser z. B. zwischen den unbestreitbaren Segnungen christlicher Mission auch in Afrika und den durch thöricht abstracte Theologenpredigt verschuldeten Miserfolgen der Missionare. Während bei uns je nach dem Parteistandpunkt gewöhnlich alle Missionsthätigkeit entweder für baren Muckerunsinn oder als eitel Messiassegen ausgeschrien, auch wol in dem einen Lager die katholische, im andern die protestantische Mission als die alleinseligmachende gepriesen wird, bricht Serpa Pinto nur in einer Hinsicht den Stab über alle, zunächst alle afrikanische Mission: hinsichtlich der elenden, geradezu frevelhaften Nebenbuhlerei der Sendboten beider Kirchen gegeneinander, die sich dadurch nicht als Streiter für, sondern als Kämpfer gegen das Christenthum bewähren.

Treffend ist auch das Urtheil über die britischen Colonisationserfolge im außertropischen Südafrika:

> Die Engländer verfahren in Afrika ganz anders als die Angehörigen anderer Länder und dringen viel weiter vor als diese, obgleich ihr Temperament und ihre Constitution sich viel weniger zum Widerstande gegen das Klima und zur Associirung mit den Eingeborenen eignet als die der lateinischen Rasse. Will ein Engländer sich in das Innere des Landes begeben, um Handel zu treiben, so packt er seine Familie und die Waaren in die Wagen und macht sich auf den Weg. Hat er sein Ziel erreicht, so baut er sich ein Haus und umgibt sich mit allen möglichen Bequemlichkeiten, denn er sagt sich: „Ich bin hierher gekommen, um mir ein Vermögen zu erwerben, und wenn das ein Menschenleben dauert, so muß ich ebenso lange hier bleiben. Wir wollen es uns deshalb hier so angenehm wie möglich zu machen suchen." Er denkt jetzt nicht mehr an sein Heimatland, löscht alles aus seiner Erinnerung und lebt nur noch für die Gegenwart und die Zukunft. Heimweh ist eine Krankheit, die ihn nicht belästigt. Andere wiederum, und namentlich die geringern Ständen Angehörenden, denken überhaupt gar nicht mehr daran, in ihr Geburtsland zurückzukehren, sondern schlagen ihren Wohnsitz für immer im fremden Lande auf. Darin besteht bei ihnen die Kraft im Colonisiren.

Wer sich für eine vorurtheilsfreie Würdigung der Transvaalfrage interessirt, sei auf die Schlußkapitel unsers Buchs verwiesen. Hier stehe nur noch eine kurze Stelle aus der Charakteristik der Transvaal-Boeren (bekanntlich „Buren" zu sprechen und, als bloße niederdeutsche Umlautung unsers Worts „Bauern", nicht mit dem Uebersetzer in „Boern" zu verderben):

> In der Bevölkerung von Transvaal gibt es keine Rangstufen, es sind sich alle absolut gleich. Ohne Schulen, sind alle Bewohner gleich unwissend; ohne Faulenzer unter sich zu haben, sind alle verhältnißmäßig wohlhabend und von religiösem Glauben beseelt, sowie in der Bibel — ein anderes Buch kennen sie nicht — gut Bescheid wissend, sind alle ehrlich und führen ein moralisches Leben. Das Princip, welches im Mittelalter in Europa verschiedene Klassen schuf, persönlicher Muth nämlich, wird von den Boeren leicht verstanden, denn alle sind muthig. Wie bei jedem Volke, welches ein Naturleben führt, erlangt bei ihnen nur Einfluß, wer die Gabe der Beredsamkeit besitzt. Das Leben der Boeren richtet sich nach den Vorschriften der Bibel, es ist wahrhaft patriarchalisch. Sie halten streng an der Wahrheit, und Ehebruch ist ihnen fast unbekannt. Der Boer heirathet schon früh und wohnt nach der Hochzeit entweder bei den Aeltern oder verbindet sich mit einem gleichfalls eben verheiratheten Gefährten, sucht andere Weidegründe und beginnt ein neues Leben. Der einzige Unterschied, welcher bei den Boeren gemacht wird, ist der des Alters; der jüngere ordnet sich naturgemäß dem ältern

unter. Die Frau arbeitet wie der Mann in ihrem eigenen Kreise und ist im Haushalt unermüdlich. Unter den infolge der Aufhebung des Edicts von Nantes vertriebenen französischen Emigranten befanden sich viele Handwerker, welche ihrer Nachkommenschaft die Kunst, in Holz und Eisen zu arbeiten, als Erbtheil hinterlassen haben. Es ist deshalb nichts Ungewöhnliches, in der Ecke eines Transvaalhauses eine Drehbank und den Eigenthümer dabei beschäftigt zu finden, die Beine seiner einfachen Tische und Stühle zu drechseln oder sonstige Gegenstände anzufertigen. Außerhalb des Hauses sieht man ihn in einer einfachen Gerberei unter einem Schuppen die Häute zubereiten, aus denen er seine Schuhe und Stiefeln verfertigt. Die übrigen Lebensbedürfnisse der Leute, die keinen weitern Ehrgeiz als den der Freiheit besitzen, nach der sie fast ein Jahrhundert vergeblich gestrebt haben, sind leicht zu befriedigen.

Alfred Kirchhoff.

Zur nordisch-germanischen Götterlehre.

Odhin. Nordisch-germanische Göttersage. Von Agnes Kayser-Langerhannß. Mit 12 Illustrationen in Lichtdruck und zahlreichen Vignetten nach E. Ph. Fleischer. München, Bruckmann. 1881. Gr. 4. 45 M.

Es ist gewiß eine erfreuliche Erscheinung, daß sich seit einiger Zeit verschiedene Dichter und Gelehrte mit erhöhtem Eifer der Bearbeitung germanisch-mythologischer Stoffe zugewandt haben; denn nur zu lange ist die altdeutsche Götterlehre in unsern Schulen und Bildungsanstalten vernachlässigt und der griechischen und römischen Mythologie gegenüber als Stiefkind behandelt worden. Den alten Streit, ob und bis zu welchem Grade die nordische Mythologie mit der deutschen Götterlehre identisch sei, lassen wir hier unerörtert, da es unter Sachkundigen aus guten Gründen feststeht, daß die Grundideen, welche in beiden Götterlehren vorherrschen, insofern miteinander harmoniren, als sich in ihnen derselbe sittliche Ernst und dieselbe poetische Gemüthstiefe aussprechen. Mit besonderer Genugthuung darf es begrüßt werden, daß auch die bildenden Künste, die Sculptur und die Malerei, ja selbst die Oper, ihre Sujets der altdeutschen Mythologie und Sagenwelt in erhöhtem Maße zu entnehmen beginnen; wir verweisen in dieser Beziehung unter anderm auf die wohlgelungenen Arbeiten des in Dresden lebenden Bildhauers Andresen, eines geborenen Holsteiners und frühern Schülers des Altmeisters Hähnel. Andresen hat nämlich, einem von Hamburg aus an ihn ergangenen Auftrage Folge gebend, eine Reihe altdeutscher Götter- und Heldengestalten plastisch ausgeführt. Trefflich hat der Künstler es verstanden, den Gott Thor in dem Momente darzustellen, in welchem er den gewaltigen Donnerhammer Miölnir, der nie sein Ziel verfehlte und stets in die Hand des Gottes zurückkehrte, auf die Feinde des Lichts schleudert. Wohl erkennen wir den Zorn in dem Antlitze des Kämpfenden, aber dieser Zorn überschreitet nicht das Maß, welches durch die Hoheit und Würde der Gottheit geboten ist. Nicht minder gelungen sind die Gestalten der Freia, der Göttin der Liebe, des Allvaters Odhin, der das Licht eines seiner Augen der Erforschung der Wahrheit und dem Siege des Guten über das Böse zum Opfer brachte, des dämonischen Loki und des Drachentödters Siegfried.

Den ebengenannten bildhauerischen Arbeiten reiht sich nun in verdienstvoller Weise das uns vorliegende, in 22 Gesängen bestehende umfangreiche Epos „Odhin“ von Agnes Kayser-Langerhannß an. Die durch ihre lyrischen Dichtungen bereits rühmlichst bekannte Schriftstellerin hat die ganze nordisch-germanische Göttersage, mit Zugrundelegung der Edda, von der Weltentstehung an bis zum Weltbrande mit großer plastischer Kraft zur Darstellung gebracht und den einzelnen, an sich oft nur locker zusammenhängenden Mythen dadurch Einheit verliehen, daß sie dieselben geschickt und zwanglos zu dem obersten Gotte, zu Odhin, in Beziehung setzte. Sie entwickelt in der Schilderung des Phantastisch-Ungeheuern, welches der Stoff mit sich bringt, eine seltene poetische Kraftfülle; aber ebenso wenig sind ihr die weichern, zartern Töne versagt, während hier und da selbst tiefsinnig philosophische Gedanken eingestreut sind. Die häufig wechselnden Versmaße, welche dem jedesmal behandelten Gegenstande entsprechen, bekunden das ungewöhnliche Formtalent der Dichterin. Die Titel der einzelnen Gesänge lauten: „Ginnungagab“ (Weltabgrund), „Sinflut und Erschaffung der Welt“, „Jördh“ (Gemahlin Odhin's und Mutter des gewaltigen Thor), „Tag und Nacht“, „Thor“, „Odhin's Gang zu Mimir's Born“, „Jördh's Scheiden“, „Kampf mit den Wanen“, „Odhin und Frigga“, „Goldenes Zeitalter“, „Loki und die sechs Kunstwerke der Zwerge“, „Loki's Rath; Baldur's Geburt“, „Der Verrath“, „Vorzeichen des Verfalls“, „Baldur's Tod“, „Frigga“, „Hermode's Ritt nach Helheim“, „Thöck“ (das ewige Dunkel), „Baldur's Leichenfeier“, „Oegir's Gastmahl“, „Loki's Bestrafung“, „Surtalogie; Weltbrand“. Die dem ersten Gesange, welcher vom Weltabgrunde handelt, vorangehende poetische Einleitung unter dem Titel „Saga“ hebt mit Recht den hohen nationalen Werth der deutschen Mythologie im Vergleich zu andern Göttersagen hervor:

Der Griechen Götter wurden laut gepriesen,
Aegyptens Götzen grub man aus dem Staub,
Man wühlt und wühlt in Romas Marmorfliesen,
Um zu entringen der Vernichtung Raub,
Was Tausende von Jahren eingeschachtet —
Germanengötter blieben unbeachtet.

Vergessen und allein in kühler Grotte
Weilt Saga, von Erinnerung genährt,
Die ihr zurückruft, wie sie einst dem Gotte
In goldner Schale Weisheitstrank gewährt
Und ihm erzählte von den Urweltstagen.
Vor Odhin lag die Wahrheit aufgeschlagen.

Zu Saga's Füßen rauscht ein Strom vorüber,
Deß schwell'nde Flut das Schöpfungsreich durchfließt,
Der Strom der Zeit! Der heller oder trüber,
Doch unaufhaltsam seine Wasser gießt
Ins Meer der Ewigkeit. Den Strom begleiten
Das Weltgeschick, die Weltbegebenheiten.

Lang' klagte Saga, doch von ihrem Throne
Erhob sie sich, seit Deutschland neu vereint;
Auf ihrem Haupt strahlt der Germanen Krone,
Klar sind die Augen, die im Schmerz geweint.
Von neuem lasset ihre Sagen klingen,
Germanenruhm und Götterzeit besingen.

Die nordisch-germanische Götterdichtung gewährt in ihrer Gesammtheit ein Bild von dem dahinrollenden Jahre mit allen seinen Veränderungen, seinem beständigen Wechsel und allen den unzähligen Erscheinungen, die sich dem Auge des Beobachters darbieten. Jedoch der phantastisch grübelnde Geist der Nordländer hat dies Bild ausgedehnt und vertieft, hat das einzelne Jahr zum Bilde, zur Grundlage des Weltenjahrs gemacht, das nach Jahrtausenden zählt. Frühling, Sommer, Herbst und Winter gaben ihm den Anhalt für seine Ideen der Schöpfung, des Lebens, der Freuden, Sorgen und Gefahren des Lebens und endlich des Untergangs der Welt. Diese Bilder vergeistigt, auf das sittliche Gebiet übertragen, sind in Beziehung gebracht zunächst mit dem physischen und dann weiter mit dem psychischen Leben des Menschen und des Menschengeschlechts. Licht und Dunkel, Gutes und Böses sind die Grundelemente des Kampfes wie in der Natur, so in der Menschenbrust.

Eine der gewaltigsten unter den altgermanischen Göttergestalten ist der Donnergott Thor. Gar häufig muß dieser Sohn Odhin's seinen von zwei Böcken gezogenen Wagen besteigen, um die Göttern und Menschen feindlich gesinnten Riesen zu bekämpfen. Die Menschen sagten dann: es donnert, und sie verehrten hoch den Gott, der durch die Kraft seines Hammers die Feinde niederschmetterte, die zerstörend über ihre Felder hereinbrechen wollten. So sehen wir denn Thor immer thätig; bald tödtet er die Steinriesen, d. h. er hilft den Menschen die Gebirgsgegenden bebauen, deren Gestein er mit seinem Blitzstrahl spaltet, bald zieht er aus gegen die Eisriesen, gegen die Wächter und Eigner des winterlichen Meers, und zwingt sie, dieses herauszugeben, es dem Niördr, dem Besitzer des Handels und der Schifffahrt, oder dem Oegir, dem Gott des sommerlichen Meers, zu überlassen. Dann sehen wir Thor wieder im Kampfe gegen die verderblichen Gewitterriesen und deren Kinder, d. h. gegen die die Felder überschwemmenden Ströme, gegen den Hagel und andere dem Ackerbau schädliche Naturerscheinungen der heißen Sommerzeit. So ist dieser starke und kampfmuthige Gott einer der größten und thätigsten Beschützer der Menschen und selbst der Götter oder der Asen, weshalb er auch oft Asa-Thor genannt wird. Die Dichterin hat ihm den fünften Gesang gewidmet, wo es in Bezug auf Thor's Machtstellung unter anderm also heißt:

Es dehnt sein Reich sich über Asgards Sitz,
Umfaßt des Firmamentes weit'ste Strecken.
Auf sein Gebot enteilt der schnelle Blitz,
Weh, wer es wagt, des Gottes Zorn zu wecken!
Thor's Wort heischt Sturm, entfesselt Meeres Wuth,
Trägt tief ins Erdreich Blitzes Flammenglut.

Und Sonn' und Mond, ihr müßt ihm dienstbar sein,
Er weiß den Tag ins Reich der Nacht zu senden,
Die Nacht zu rufen, wenn noch Sonnenschein
Sollt' glühn. Er kam der Welt zu spenden
Gerechtigkeit, Vernichtung böser That,
Die Riesenmacht ausstreut als schlechte Saat.

Dem Guten wird er immer helfend sein,
Den Menschen hold und freundlich ihrem Walten,
Durch Miölnir spalten unfruchtbar Gestein
Und, Regen tränkend, fruchtbar umgestalten.
Drum keine Furcht, wenn seine Stimme tönt,
Wenn Donnerschall das luft'ge All durchdröhnt.

Das ungetrübte Götterleben in Asgard wird in dem „Odhin und Frigga" betitelten Gesange also geschildert:

Wer könnte Götterleben schildern,
Von sel'gem Frieden eingewiegt,
Wenn Stern an Stern mit goldnen Bildern
Die lichtgedämpfte Nacht besiegt?
Wenn Luft und Quellen, traumversunken,
Berauscht vom Duft, die Bahnen ziehn
Und Schatten selbst, wie schlummertrunken,
Vor Asgards Mondeszauber fliehn?
Leis schreitet Wonne in den Hainen,
Wo alles nur zur Lust erwacht,
Wo Augen leuchten, die vom Weinen
Nicht um den reinsten Schein gebracht,
Wo Duft und Glanz in eins zerfließen,
Das Ohr die Harmonie versteht,
Die Urgeisa's Athem Paradiesen
Verheißungsvoll hat zugeweht,
Wo Duft und Licht und Farb' und Klänge
Zum Wettaccord von ihm bewegt
Und wundervolle Schöpfungsklänge
Zu Weltalls Melodien erregt.
Nicht Phantasie kann je ergründen
Den Reiz, der Asgards Auen schmückt,
Kein Mund die Wonnen je verkünden,
Die Götterdasein reich beglückt.

Während aber in Asgard Heiterkeit und Frohsinn herrschen, arbeitet im geheimen das verderbliche Unheil oder das Böse an dem Fall der Götter oder des Guten. Vor allem ist es der starke und schöne, aber auch ebenso neidische und bösen Leidenschaften aller Art hingegebene Loki, der Gott der feurigen Lohe, der im Bunde mit den Riesen den Untergang Asgards und der Welt herbeizuführen sucht. Loki ist es auch, der Baldur, dem schönsten und edelsten der Götter, der sich immer rein und frei von Schuld erhielt, den Tod bereitete; mit Baldur starb dessen Gattin Nanna, die Tochter Neps, der Knospe. In Nanna erkennen wir die Blüte des Frühlings und des ersten Sommers. Baldur's Reinheit und Schuldlosigkeit, gepaart mit aufopfernder Liebe, ist es auch, welche nach dem furchtbaren Weltbrande eine neue und bessere Götter- und Menschen-

welt ins Leben rufen hilft. Ueber die Schuld der alten Götter und das Entstehen einer neuen Weltordnung läßt sich die Dichterin in einem das in Rede stehende Epos zum Abschluß bringenden Epilog also vernehmen:

Es hatten die Götter voll Selbstsucht im Streit
Die hohe, erhabene Sendung entweiht,
Vom Urgeist ertheilt.
Die Schuld wurde bald vom Verhängniß ereilt.

Sie hatten die eignen Gesetze verhöhnt,
Die Einheit gebrochen und Lastern gefröhnt,
Im Wahn sich erfrecht,
Durch Willkür zu fesseln die Freiheit, das Recht.

Durch Willkür entfeltet wuchs Aufruhr an Macht,
Die wildeste Leidenschaft wurde entfacht,
Sie brachte das All,
Die einstige Herrschaft der Götter zum Fall.

Als nachmals die Götter durch mächtigen Ruf
Belebend der Weltumspanner erschuf,
Nahm er die Gewalt,
Doch gab er Gesetze von ewigem Halt.

Und diese Gesetze, die niemals vergehn,
Sie bleiben im Wandel der Formen bestehn.
Gesetz der Natur —
Du leitest allein zu des Weltgeistes Spur.

Dem überaus reich ausgestatteten Werke sind zwölf Illustrationen in Lichtdruck und zahlreiche Vignetten von dem talentvollen Maler E. Ph. Fleischer beigegeben; doch müssen wir gestehen, daß die Vignetten und Randzeichnungen uns geschmackvoller und künstlerisch werthvoller erscheinen als die Mehrzahl der größern Bilder. Bedauerlich ist die nicht geringe Anzahl von Druckfehlern; auch haben wir manches gegen die Orthographie und die Interpunktion auszusetzen. Als eine höchst dankenswerthe Zugabe ist endlich dem von echt patriotischem Sinne durchwehten Buche eine große Anzahl erläuternder Anmerkungen beigefügt.

Alles in allem genommen darf die Dichtung der Frau Kayser-Langerhannß als ein würdiges Seitenstück zu Felix Dahn's „Odhin's Trost“ angesehen werden, und es wäre wol zu wünschen, daß bald eine billige Volksausgabe dieser neuen poetischen Bearbeitung des nicht ganz leicht verständlichen Stoffs der altgermanischen Mythologie veranstaltet würde, damit auch der größern Masse des deutschen Volks Gelegenheit geboten wäre, die urgermanische Weltanschauung und Denkweise, die sittlich-religiösen Vorstellungen der alten Deutschen kennen zu lernen.

Rudolf Doehn.

Zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs.

Der niedersächsisch-dänische Krieg. Von Julius Otto Opel. Zweiter Band: Der dänische Krieg 1624—26. Magdeburg, Faber. Gr. 8. 9 M. 75 Pf.

Der erste Act des welthistorischen Dramas, welches sich im Dreißigjährigen Kriege abspielt, ging zu Ende. Die Erhebung in den österreichischen Erblanden war gewaltsam niedergeworfen, der geächtete Friedrich III. von der Pfalz nicht nur seines kurzlebigen böhmischen Königthums, sondern auch der Kurwürde wie der zugehörigen Länder beraubt, das letzte noch kampffähige protestantische Heer des wilden Herzogs Christian von Braunschweig in der Schlacht bei Stadtlohn zersprengt worden. Es stand um die Sache des deutschen Protestantismus sehr bedenklich. Er hatte im Süden und Westen der katholischen Reaction weichen müssen; jetzt, wo die siegreiche Armee der Liga an den Grenzen Niedersachsens, in Westfalen und Hessen, Stellung nahm, sah er sich auch in seiner nordischen Heimat bedroht. Dieser kritische Zeitpunkt ist es, in welchem das vorliegende Werk die Geschichte des großen Kriegs aufnimmt, um sie bis zum Schlusse des Jahres 1626 fortzuführen. Ein Band von 616 Seiten, der einen Zeitraum von nur drei Jahren behandelt, läßt eine recht ausführliche Darstellung erwarten. In der That bietet er eine sehr ins Detail gehende Erzählung der einschlägigen Begebenheiten, die um so werthvoller ist, da sie durchgängig auf einem sorgfältigen und umfassenden Quellenstudium beruht. Der Verfasser hat für seine Arbeit nicht nur die deutschen Archive durchforscht, sondern auch die des Auslandes zu Rathe gezogen. Mit Hülfe des so gewonnenen reichen Materials ist es ihm möglich gewesen, sowol die in Betracht kommenden diplomatischen Verhandlungen wie die kriegerischen Vorgänge Schritt für Schritt, nicht selten von einem Tage zum andern zu verfolgen. Die Ereignisse und ihre Motive treten dabei vielfach in ein neues oder doch in helleres Licht. Freilich geben die Quellen nicht überall den wünschenswerthen genauen und vollständigen Aufschluß; es bleiben der Punkte gar manche übrig, über welche sich nur mehr oder minder wahrscheinliche Vermuthungen aufstellen lassen. Wo dies aber der Fall ist, macht der Verfasser seine meist sehr plausible Ansicht mit so viel Umsicht und Zurückhaltung geltend, daß der objective Charakter seiner Darstellung nicht wesentlich beeinträchtigt wird. Es ist ihm doch stets vorzugsweise darum zu thun, die thatsächlichen Vorgänge auf Grund der vorhandenen Urkunden genau festzustellen und vollständig wiederzugeben. Ob er in der Mittheilung des Details immer eine passende Auswahl getroffen und das richtige Maß eingehalten hat, läßt sich bezweifeln. Die Erzählung würde an Klarheit und Uebersicht gewonnen haben, auch anziehender und wirkungsvoller geworden sein, wenn er das wirklich Bedeutsame und Folgenreiche mehr in den Vordergrund gerückt und das minder Wichtige beiseite gelassen oder doch zurückgeschoben hätte. Indeß darf man an Schriften wie die vorliegende, was die Composition wie auch was

Stil und Sprache angeht, keine zu hohen Anforderungen stellen. Werth und Bedeutung solcher Arbeiten beruhen ja nicht auf etwaigen formellen Vorzügen, sondern auf dem durch gründliche und gewissenhafte Forschung gewonnenen Inhalte.

Das erste der acht Bücher, in welche der Verfasser sein Werk getheilt hat, behandelt „Das Reich und die auswärtigen Mächte in den ersten Monaten des Jahres 1624". Zunächst erfahren die Verhältnisse im protestantischen Norddeutschland, in Ober- und Niedersachsen, eine eingehende Schilderung. Es ist ein recht unerfreuliches Bild, das uns hier entgegentritt: überall Hader und Zwiespalt, nirgends ein klares Verständniß der Lage und noch weniger der ernste Wille, ihren Anforderungen gerecht zu werden. Ohne lebendiges Interesse für die gemeinsame Sache ihrer religiösen und bürgerlichen Freiheit, in einer kleinlichen Kirchthurmpolitik befangen, sind Fürsten und Städte gleich weit davon entfernt, ihre Kräfte zu sammeln, um nöthigenfalls vereint energischen Widerstand zu leisten. Im Gegentheil meiden sie in der trügerischen Hoffnung, sich und ihren Vortheil so am besten zu sichern, ängstlich jeden Schritt, der zu einem thatkräftigen Vorgehen führen könnte. Allerdings mochten sie in dieser unentschiedenen Haltung um so eher verharren, da für den Augenblick keine ernste Gefahr zu drohen schien. In der That war man auch auf katholischer Seite zu einem kräftigen Vorgehen keineswegs geneigt. Der Kaiser, Ferdinand II., namentlich erwies sich allen gewaltthätigen Schritten abhold. Drang er darauf, daß man sich ihm und seiner Sache rückhaltlos anschließe, so ließ er es doch an Versicherungen nicht fehlen, daß er gewillt sei, die staatliche und religiöse Freiheit aufrechtzuerhalten. Der Verfasser zweifelt nicht, daß es ihm mit diesen Betheuerungen voller Ernst gewesen, und erklärt seine friedliche, nachgiebige Haltung nicht blos aus den gegebenen politischen Verhältnissen und finanziellen Schwierigkeiten, sondern auch aus einer Verminderung seiner persönlichen Energie. Er sagt:

> Die Natur des Kaisers belebte damals kein heroischer, zu großen Conceptionen treibender Zug mehr: auch sie hatte etwas von jener sinnlichen Weichheit angenommen, welcher sich gar manche Glieder seines Hauses überlassen haben. Zwar hegte er sicherlich vor wie nach den innigsten Wunsch, alle Ketzer und Abtrünnigen in den Schos der Kirche zurückzuführen. Er war auch damals der Kirche und ihren Dienern gegenüber sehr devot. Stundenlang verweilte er in Kirchen und Kapellen; man sah ihn oft mehrere Tage hintereinander in den öffentlichen Processionen, an hohen Festtagen sogar unbedeckten Hauptes einhergehen. Allein von einer düstern mönchischen Auffassung der Welt und ihrer Verhältnisse zeigte dieser rücksichtsloseste Reformator im übrigen nicht die geringste Anwandlung. Er war ein leidenschaftlicher Freund der Musik, ja selbst ein Gönner des schon von seiner Mutter mit Liebe gepflegten Theaters und des Ballets. Mit noch größerer Hingebung folgte er in diesen sehr ereigniß- und wechselvollen Jahren seiner Leidenschaft für die Jagd, vor welcher auch dringende Geschäfte zurücktreten mußten. Selbst die Kaiserin mußte ihm auf diesen Streifzügen durch Berg und Thal das Geleit geben. Nach den hohen Festen gab es sehr häufig Aufzüge mit Ringelrennen oder Fechterspielen, an welche sich dann Komödien bei den Jesuiten oder Schweinsjagden anschlossen. Die Neigung des Kaisers, solchen Vergnügungen nachzugehen, hinderte ihn übrigens nicht an ernster Thätigkeit. Obwol während der größten Zeit seiner Regierung der Fürst von Eggenberg die Seele des Ganzen war, so ist doch auch sein persönlicher Antheil an den Geschäften nicht gering anzuschlagen. Den Sitzungen seiner Geheimen Räthe wohnte er sehr häufig bei, doch etwas von jenem originalen selbstthätigen Wesen der großen Herrscher des 17. Jahrhunderts trat in ihm, soviel man sehen kann, nicht hervor. Ferdinand II. ließ im ganzen seine Räthe walten und nahm von ihren Entschließungen Kenntniß. Darum war er auch viel mehr ein Werkzeug in ihrer Hand, als daß er im Stande gewesen wäre, ihrer Thätigkeit aus eigener Kraft Ziel und Maß zu geben. Dazu fehlte ihm vor allem jene Freiheit der Anschauung und des Urtheils, welche ein sicheres Zeichen einer eingeborenen Originalität des Denkens und Wollens ist. Abhängig von seinen Räthen und Ministern, war er es noch weit mehr von der Kirche und den Jesuiten. Selbst im vollkräftigsten Mannesalter stand er unter der Leitung seiner Beichtväter, und scheint er die ihm angelegten Fesseln ohne besondere Empfindung, ja fast ohne Bewußtsein getragen zu haben.

Während aber die Parteien in Deutschland sich beobachtend gegenüberstanden, ohne sich weder aufrichtig versöhnen, noch zu einem entscheidenden Kampfe entschließen zu können, ließen es sich die auswärtigen Mächte angelegen sein, die ruhenden Waffen wieder in Bewegung zu setzen. Namentlich waren es England und Frankreich, die zu dieser Zeit in Verbindung mit Holland den Krieg gegen das Haus Habsburg auf deutschem Boden von neuem zu entzünden suchten. Der Verfasser berichtet über den Gang der Verhandlungen, welche zu dem Ende mit den Königen von Dänemark und Schweden wie mit den protestantischen Ständen des nördlichen Deutschland im Laufe des Jahres 1624 gepflogen wurden, im zweiten Buche. Sie nahmen bei den sehr verschiedenen Interessen und Zwecken der Betheiligten einen langsamen Fortgang, führten aber endlich doch dahin, daß Christian IV. von Dänemark seine abwartende Stellung aufgab und zur kriegerischen Action überging. Er setzte es nun durch, daß die Mehrheit der niedersächsischen Stände ihn zum Kreisobersten ernannte und den Beschluß faßte, ihn, allerdings nur zum Behufe der Vertheidigung, mit Truppen und Geld zu unterstützen. Als er dann im Juni (1625) gegen die Weser vorrückte, zögerte Tilly nicht, den Fluß zu überschreiten. Unter argen Verheerungen ergossen sich seine zuchtlosen Scharen über die anliegenden Lande, welche das dänische Heer um so weniger zu schützen vermochte, da es bald, nachdem der König infolge eines unglücklichen Sturzes zur Führung unfähig geworden, den Rückzug antreten mußte. Inzwischen war man auch in Wien aus der bisherigen passiven Haltung herausgetreten. Wallenstein erhielt den Auftrag, ein Heer zu werben, das, lediglich im Dienste des Kaisers stehend, mit und neben der ligistischen Armee auf dem norddeutschen Kriegsschauplatz operiren sollte. Im Herbst 1625 führte er dasselbe durch Franken und Thüringen nach Niedersachsen, wo es in den Stiftern Magdeburg und Halberstadt Stellung nahm.

Der Verfasser nimmt von diesem ersten Auftreten des

Friedländers Veranlassung, ein interessantes Bild seiner Persönlichkeit zu entwerfen, dessen wesentliche Züge wir hier wiedergeben:

Wallenstein befand sich, als er in Norddeutschland erschien, in der Blüte des männlichen Alters: er stand im dreiunddreißigsten Lebensjahre. Dem gewaltigen Geiste und ursprünglichen Charakter des Mannes entsprach ein imponirendes Aeußere. Das regelmäßige Oval seines Antlitzes war nur von einem spärlichen Bart umsäumt, der schon früh die trügerischen Anzeichen eines vorgerücktern Alters an sich trug. Tiefliegende schwarze Augen prägten zusammen mit der starkknochigen, leichtgebogenen Nase und der kräftig entwickelten Unterlippe seinen Zügen den Charakter unabänderlicher Entschiedenheit, ja des Trotzes auf. Vergebens sucht man in diesen bedeutungsvollen Linien nach Zeichen des Wohlwollens und milder Regungen der Seele; sie sprechen nur von Gewaltsamkeit und Härte. . . . Selbst sparsam mit dem Worte, verwirrte er die Bittsteller oft durch sein ungestümes Drängen auf Kürze der Darlegung. In seinen Briefen erhebt er sich durch die Gedrängtheit des Ausdrucks und ein geistreiches Spiel mit Antithesen weit über viele andere derartige unmittelbare Aeußerungen seiner Zeitgenossen. Allein die äußerlich maßvolle Haltung war fast stets durch das verborgene Feuer seines unablässig arbeitenden Innern bedroht; er war außerordentlich leicht erregbar zu Zorn und Leidenschaft, deren wilde Fluten sich dann tosend und polternd über ihre Opfer ergossen. Schon jetzt gefällt sich der Herzog darin, seiner fürstlichen Autorität auch nach außen hin Nachdruck und Würde zu verleihen. Seine Umgebung bildet bereits einen förmlichen Hofhalt, er umgibt sich gern mit Personen adelichen Standes. Dagegen finden wir in seiner Dienerschaft keinen Hofnarren oder Possenreißer niedriger Art. Doch war er damals noch ein Freund heiterer Geselligkeit im Kreise seiner Offiziere, deren er gewöhnlich eine sehr große Zahl bewirthete, während er später allein speiste. In der unmittelbaren Nähe der Truppen erschien er nur selten: bei Märschen ging er etwas voraus oder folgte dem Zuge. Dann hatte er es gern, wenn man ihn nicht bemerkte und sogar vermied, ihn zu grüßen. Er liebte einfaches soldatisches Wesen: bei Beförderungen entschied allein militärisches Verdienst, Empfehlungen anderer und oft selbst die Briefe und Patente des Kaisers waren wirkungslos. In religiöser Beziehung galt er bei Exaltirten wohl für einen Atheisten. Richtig ist, daß er schon damals nicht zu jener extremen Partei des Hofs gehörte, welche den Krieg schon des Glaubens halber fortsetzen wollte. Ihm geht das Staatswohl über die Confession. Doch haben wir auch nicht das geringste Zeugniß für die Ansicht, daß er sich im Laufe der Jahre etwa der alten ihm anerzogenen protestantischen Anschauung wieder genähert habe. Er hat sich vielmehr immer als eifrigen Katholiken erwiesen und sogar dem Jesuitenorden zahlreiche Beweise seiner Huld und Fürsorge gegeben. Aber auch dies that er im vollen Bewußtsein seiner fürstlichen Autorität, welche nicht einmal den Gedanken an eine Theilung der Macht mit Orden und geistlichen Gewalten aufkommen ließ. Wallenstein's Feldherrntalente sind schon kurze Zeit nach seinem Auftreten in Norddeutschland in Zweifel gezogen worden. Seine bedeutenden Gaben für das damals noch fast vollständig brach liegende Gebiet der rationellen Staatsverwaltung hat jedoch fast jede neue Veröffentlichung in immer helleres Licht gestellt. Nichts aber bezeugt wol seinen wahren innern Fürstenberuf mehr, als sein nie zu befriedigender Trieb zu schaffen und zu gestalten, welcher sich seiner Ziele so klar bewußt bleibt, daß durch die Sorge für das Einzelne der Blick in das Ganze nicht getrübt, noch die Energie eines Handelns für allgemeinste, allumfassende Zwecke gelähmt wird. Die Wirkungen dieser ausgezeichneten Fähigkeiten erhöhte noch jene Stetigkeit und Festigkeit des Charakters, aus der man auf der Stelle den Eindruck gewann, daß man es mit einer weit überlegenen Persönlichkeit zu thun habe. Daß er das Große groß faßt, wird sofort allen klar. Man fühlt, daß es ein Mann auf sich genommen hat, Verwirrungen zu schlichten, welcher wirklich die Kraft dazu und auch das Bewußtsein dieser Kraft in sich trägt.

Von einer Persönlichkeit dieser Art stand zu erwarten, daß sie nur sich selber zur Richtschnur ihres Handelns nehmen und niemand bestimmenden Einfluß auf ihr Thun und Lassen einräumen werde. In der That macht sich die autokratische Natur Wallenstein's gleich anfangs rücksichtslos geltend. Fest überzeugt von der Richtigkeit seiner Ideen, ist er fremden Ansichten und Rathschlägen durchaus unzugänglich. Der Widerspruch und die Vorstellungen anderer kümmern ihn nicht; er führt aus, was und wie es ihm gut scheint. Wir wissen, daß schon bald nach seinem Einmarsch in Norddeutschland nicht einmal der Wille des Kaisers den Sinn des Gewaltigen zu beugen vermochte. Er hat directen Befehlen Ferdinand's II. den Gehorsam versagt; er hat Bittsteller, welche bei dem Kaiser Erhörung fanden, gerade für ihre Bittgesuche mit Geld- und Freiheitsstrafen belegen lassen. Natürlich räumte er, was er der Autorität des Kaisers versagte, seinem Collegen im Commando noch viel weniger ein. War das Rangverhältniß zwischen ihm und dem Anführer des ligistischen Heeres unbestimmt gelassen worden, so stellte es sich doch bald zu seinen Gunsten fest. Unmittelbar nach seiner Ankunft erscheint er als der gebietende und maßgebende Wille, dem sich Tilly, wenn auch grollend und widerwillig, unterordnet.

Den Protestanten kam es zu statten, daß die überlegene Macht, mit welcher die Gegner sie bedrohten, nicht unter einheitlicher Leitung stand, sondern von zwei Feldherren befehligt wurde, deren persönliche Beziehungen einem gemeinsamen energischen Vorgehen keineswegs förderlich waren. Freilich nahm der Krieg, als die militärischen Operationen im Frühlinge des Jahres 1626 wieder begannen, für sie darum nicht weniger einen höchst ungünstigen Verlauf. Und es konnte füglich nicht anders sein. Auch die ernste Gefahr, in welcher sie schwebten, bestimmte sie nicht, sich fest aneinander zu schließen und mit dem Aufgebot aller ihrer Kräfte dem mächtigen Feinde zu begegnen. Die Stände des niedersächsischen Kreises waren zum Theil vor wie nach entschlossen, sich am Kampfe nicht zu betheiligen, während die Rüstungen, welche die Majorität verfügt hatte, nur sehr lässig und unvollständig ausgeführt wurden. Kursachsen und Brandenburg verharrten in ihrer neutralen Stellung. Christian IV. sah sich daher, abgesehen von den 5—6000 Mann, die ihm Mansfeld aus den Niederlanden zugeführt hatte, im wesentlichen auf seine eigenen Streitkräfte beschränkt und in einer um so mislichern Lage, da Frankreich und England, infolge der innern Verhältnisse dieser Staaten, gerade jetzt weder geneigt, noch im Stande waren, ihn wirksam zu unterstützen. Kein Wunder, daß der König, durch das

Fehlschlagen aller seiner Hoffnungen herabgestimmt, nur mit geringem Vertrauen in den Kampf eintrat. Auch trog ihn die Ahnung eines unglücklichen Ausgangs nicht.

Der Verfasser erzählt in den drei letzten Büchern die schweren Niederlagen, welche die protestantischen Waffen im Laufe des Jahres 1626 erlitten. Er schildert zunächst die Kämpfe an der dessauer Brücke, in welchen die Armee Mansfeld's zum größten Theil vernichtet wurde, berichtet dann über das Vorrücken Tilly's, der den König selbst bei Lutter am Barenberge entscheidend besiegte, und schließt mit dem Zuge Mansfeld's und des ihm folgenden Wallenstein nach Ungarn.

Ferdinand Brockerhoff.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Saturday Review" widmet in ihrer Nr. 1347 einige lobende Worte dem „Commentar zu Kant's Kritik der reinen Vernunft" von H. Vaihinger, spricht dagegen ein abfälliges Urtheil über „Die monistische Philosophie von Spinoza bis auf unsere Tage" von W. von Reichenau aus. Auf solche flüchtige Beurtheilungen wird man indessen keinen besondern Werth legen können.

Ueber „Eva Lessing. Ein Lebensbild" von Richard Thiele sagt sie, es verdanke sein Entstehen wahrscheinlich der hundertjährigen Lessing-Feier, und da es tadellos im Geschmack und Stil sei, so dürfe man es schon als ein Denkmal schmeichelhafter Huldigung hingehen lassen.

Weit würdiger der Veröffentlichung, fährt sie fort, seien die „Aufzeichnungen aus dem Herder'schen Hause" von Johann Georg Müller (1780—82). „Es ist nur natürlich, daß der Besucher hauptsächlich bei denjenigen Seiten des Herder'schen Charakters verweilt, die ihn in seinem damaligen Gemüthszustande am meisten interessirten; sein Bericht ist daher fern davon, ein vollständiges Bild vom Manne zu gewähren. Nichtsdestoweniger ist es voll von interessanten Zügen und zeigt besonders die Rückwirkung in Herder's Gemüth gegen den geschmacklosen Rationalismus seiner Tage, die so weit ging, daß sie ihn geneigt machte, an den Verkehr mit übernatürlichen Wesen zu glauben. Im allgemeinen tritt die mystische und andachtsvolle Seite in Herder's Charakter mehr hervor, als man erwartet hätte — ein Umstand, der sich aus der Idiosynkrasie seines Geistes erklären läßt. Im ganzen erscheint er als ein Charakter vom rein idealistischen Typus, verfeinert und hochstrebend bis zum Uebermaß, aber mangelhaft in der Wahrnehmung der Wirklichkeit."

Eugen Oswald's „Thomas Carlyle, ein Lebensbild" wird als eine vortreffliche Arbeit bezeichnet. Seine Würdigung Carlyle's, wenngleich warm, sei doch vorsichtig und mehr dazu geeignet, seinen Helden einsichtsvollen Lesern zu empfehlen, als überschwengliches Lob. „Er hätte vielleicht von der neuerdings veröffentlichten Autobiographie mehr Gebrauch machen können", heißt es dann, „er würde dann unter andern Dingen erfahren haben, daß die Geschichte von der Vernichtung der ersten Handschrift der «French Revolution» authentisch ist."

In Nr. 1351 der „Saturday Review" heißt es über „Morgenröthe; Gedanken über die moralischen Vorurtheile" von F. Nietzsche: „Seine Gedanken sind weniger eindringlich und auch weniger absonderlich, als man nach des Verfassers frühern Leistungen hätte erwarten dürfen. Sie sind aphoristischer Art; doch fehlt ihnen im ganzen sehr jener markige und knappe Ausdruck, den der aphoristische Stil erfordert. Ihre Bekämpfung gangbarer Vorstellungen ist minder kräftig, als sich voraussetzen ließ, und ihr Anspruch auf Neuheit größer, als was sie leisten. Gleichwol finden sich viele scharfsinnige Bemerkungen darunter, wie z. B. die Beobachtung, daß seitdem Fürsten in der Regel eine militärische Bildung genießen, die Schmarotzer die Hofkreise verlassen haben und jetzt an den Tischen hervorragender Finanzmänner gesucht werden müssen."

Ueber „Philosophie der Naturwissenschaft" von Fritz Schultze sagt das Blatt: „Sie ist der Hauptsache nach historisch und zeigt wenig Originalität, bis er zu der neuern Entwickelung der Philosophie gelangt. Dann aber sind seine Bemerkungen zuweilen sehr treffend, wie z. B. wenn er, indem er auseinandersetzt, wie nahe Leibniz der Evolutionstheorie gekommen, sagt, daß dieser Philosoph das als eine Reihe von deutlichen Stufen betrachtet habe, was die Wissenschaft jetzt als einen ununterbrochenen Uebergang ansieht. Der Verfasser darf vielleicht kurz als ein Darwin'scher Naturforscher bezeichnet werden, dessen philosophische Ansichten mehr mit Kant als mit Hume übereinstimmen, und der dafür hält, daß die Evolutionslehre weder zu unbedingtem Skepticismus noch zu dogmatischem Materialismus zu führen braucht."

Ueber „Sociale und politische Zustände in den Vereinigten Staaten Nordamerikas" von J. H. Becker, mit Einleitung von F. von Hellwald, spricht sich die „Saturday Review" ziemlich scharf aus und sagt: „Becker hat siebzehn Jahre lang in den Vereinigten Staaten gewohnt und sich, wie es scheint, mit der Kehrseite des amerikanischen Lebens und amerikanischer Einrichtungen gründlich vertraut gemacht. Es ist keine große Verletzung christlicher Liebespflicht, wenn man die Vermuthung äußert, daß es ihm selbst als Auswanderer misglückt sei; sonst würde er wol weniger Zeit und Veranlassung gehabt haben, sein Adoptivvaterland zu verkleinern. Gleichwol kann ein Buch, das sich hauptsächlich mit einem so ergiebigen Thema wie die Absonderlichkeiten amerikanischer Politiker von Fach und die Schurkereien der «Ringe» und «Lobbyisten» beschäftigt, kaum anders als unterhaltend sein, und es hätte der betheiligten Nation nützlich werden können, wäre des Verfassers Uebelwollen nicht augenscheinlich. Eine ausführliche Anklage, die schonungslos bei jedem wirklichen oder eingebildeten Mangel verweilt und die andere Seite der Frage ignorirt, bringt den Eindruck einer Schmähschrift hervor, besonders wenn viele der Beschwerden veraltet oder durchaus nichtig sind.... Das Seltsamste an seinem Buche ist die Veranlassung zu dessen Wiederveröffentlichung, welche blos die Befriedigung eines Grolls, den der Herausgeber F. von Hellwald gegen die deutsche Presse in Amerika hegt, zu sein scheint. Dieser hat vor einigen Jahren Gelegenheit genommen, in einer deutschen Monatsschrift die Bemerkung zu machen, daß die amerikanisch-deutsche Presse in der Regel sehr unwissend, sehr erbärmlich und sehr ungrammatikalisch sei. Die beleidigten Journalisten antworteten mit einem Strom von Schimpfworten, womit sie nur die Richtigkeit des Verdammungsurtheils Hellwald's bewiesen; er aber, anstatt sich durch diese Bestätigung seiner Wahrhaftigkeit geschmeichelt zu fühlen, veröffentlicht Becker's Buch von neuem und begleitet es mit einem langen Verdammungsurtheil über die überseeischen Journalisten."

— Ueber „Molière, sein Leben und seine Werke" von Ferdinand Lotheißen sagt das „Athenaeum" Nr. 2807: Wenn Lotheißen's Buch über Molière einen Fehler habe, so sei dieser

Fehler in einem deutschen Werke so selten, daß er fast zum Vorzug werde. Das Buch sei nämlich weit davon, erschöpfend zu sein. Der Verfasser kenne zweifelsohne das neuere biographische Material, welches seit der letzten Auflage von Taschereau's „Vie de Molière" zu Tage gefördert worden sei, habe es aber nur spärlich benutzt. Daß er Loiseleur's Roman betreffs Armande, was das „Athenaeum" eine grundlose und für Molière entehrende Theorie nennt, gelten läßt, „haben wir", sagt das Blatt, „als den Hauptfehler in einer sorgfältig geschriebenen, genauen und wohlgeordneten Biographie des großen Lustspieldichters erkannt. Das Werk spricht nicht das letzte Wort über den Gegenstand, ist aber eine bequeme und lobenswerthe Studie, die kein Molièrist unbeachtet lassen kann. Lotheißen hat sich etwas enge Raumgrenzen gesteckt, und obgleich wir viele interessante Punkte vermissen, so ist es doch schwer, zu sehen, was er hätte weglassen oder wie er für die interessanten Einzelheiten, die er ausgelassen hat, hätte Platz machen können".

In Nr. 2811 derselben Wochenschrift werden Eduard von Hartmann's neuere Schriften: „Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus" und „Die Krisis des Christenthums", besprochen, wobei es heißt: „E. von Hartmann ist gewissermaßen der Macaulay der deutschen Philosophie. Er ist unbezweifelt sehr belesen, ist mit dem seltenen Vorzug eines Philosophen, gesundem Menschenverstande, begabt und hat seinen eigenen Stil. Andererseits ist seine Belesenheit eher ausgedehnt als tief; er erfaßt einen Gegenstand etwas oberflächlich und ohne Einsicht, und sein ganzer Ton kennzeichnet sich durch ein triumphirendes Selbstvertrauen. Alle diese Eigenschaften sind in den vorliegenden beiden Schriften zur Schau gestellt." ... Das „Athenaeum" will Hartmann's Herleitung des Pessimismus von Kant nicht gelten lassen und schließt mit folgenden Worten: „Doch weder bei Kant noch bei irgendeinem seiner Vorgänger finden wir jene eigenthümliche Vereinigung von schlechter Psychologie mit Dyspepsie, welche den heutigen Pessimismus bildet." Am Schlusse der Anzeige der zweiten Schrift tadelt das Blatt es scharf, daß Hartmann sich selbst für den größten deutschen Philosophen erkläre. Er hätte das andern überlassen sollen, wenn dem so sei.

Bibliographie.

Arnold, H., Novellen. (Hausgenossen. Und doch! Der tolle Junker. Finderlohn. Glück muß man haben!) Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Auf der Höhe. Internationale Revue, herausgegeben von L. v. Sacher-Masoch. 1ster Jahrg. October 1881 bis September 1882. 12 Hefte. Leipzig, Greßner u. Schramm. Gr. 8. Vierteljährlich 6 M.

Bergedorf, M., Faust und das christliche Volksbewußtsein. Dresden, v. Grumbkow. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Biedermann, K., Dreißig Jahre deutscher Geschichte. Von der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Kaiserthums. Mit einem Rückblick auf die Zeit von 1815 bis 1840. 1ste Lfg. 1ste Hälfte. Breslau, Schottländer. 8. 50 Pf.

Bremer, Fredrika, Romane und Erzählungen. Aus dem Schwedischen. Neue Ausgabe in 40 Lieferungen. 1. Lieferung. Leipzig, Brockhaus. 8. 50 Pf.

Broyer, B., Wallensteins Erhebung zum Herzog von Meklenburg. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Carus, P., Metaphysik und Wissenschaft. Ethik und Religion. Eine philosophische Untersuchung. Dresden, v. Grumbkow. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Daudet, A., Numa Roumestan. 2 Bde. Autorisirte Uebersetzung mit dem Porträt Daudet's. Dresden, Minden. 1882. 8. 8 M.

Deppisch, K., Denkwürdigkeiten. (2te Sammlung.) Würzburg, Bucher. 12. 50 Pf.

Ditfurth, M. Freih. v., Die Hessen in den Feldzügen in der Champagne, am Maine und Rheine während der Jahre 1792, 1793 und 1794. Ein Beitrag zu deutscher, sowie ins Besondere zur hessischen Kriegs-Geschichte. Mit Anlagen und 4 Plänen. Aus Verfassers Nachlasse herausgegeben. Marburg, Elwert. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Flach, Josephine, Unter der Herreneiche. Roman. Köln, Bachem. 8. 4 M. 20 Pf.

Fligier, Die Urzeit von Hellas und Italien. Ethnographische Forschungen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 4. 4 M.

Frenzel, K., Die Geschwister. Roman in 4 Büchern. 4 Bde. Berlin, Paetel. 8. 12 M.

Gass, W., Geschichte der christlichen Ethik. 1ster Bd.. Bis zur Reformation. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 7 M.

Gottschall, R. v., Die Erbschaft des Blutes. Roman in 3 Büchern. 3 Bde. Breslau, Trewendt. 1882. 8. 13 M.

Hartmann, E. v., Die politischen Aufgaben und Zustände des Deutschen Reiches. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 1 M.

Havard, H., Eine malerische Reise nach den toten Städten der Zuydersee. Autorisirte Ausgabe. Aus dem Französischen. Mit 10 Illustrationen. Jena, Costenoble. 1882. Gr. 8. 6 M.

Hesse-Wartegg, E. v., Tunis. Land und Leute. Mit 40 Illustrationen und 4 Karten. Wien, Hartleben. 1882. Gr. 8. 5 M.

Heyse's, P., Novellen und Romane. 1ste Lfg. Berlin, Hertz. 8. 1 M.

Jensen, W., Stimmen des Lebens. Gedichte. Dresden, Ehlermann. 8. 3 M.

Im Reiche des Ideals. Drei Vorträge: I. Unsere Culturbestrebungen und unsere Ideale. II. Gedanken über historische Kunst. III. Altes und Neues zu Faust II. Leipzig, Roßberg. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Jókai, M., Der Piraten-König. Historische Novelle. Vom Verfasser und der Verlagshandlung einzig autorisirte Uebersetzung nach der 4ten Auflage des Originals von L. Wechsler. Dresden, Minden. 8. 2 M. 40 Pf.

Kaden, W., Skizzen und Kulturbilder aus Italien. Jena, Costenoble. 1882. Gr. 8. 8 M. 50 Pf.

Keim, F., Der Meisterschüler. Lustspiel. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 1 M. 50 Pf.

Kellen, C. v., Und noch heute erlöset sie uns! Erzählung. Lüneburg, Vollmann. 1882. 8. 3 M.

Kielland, A. L., Garman & Worse. Roman. Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von E. v. Enzberg. Berlin, Auerbach. 8. 3 M. 60 Pf.

Klauwell, O., Musikalische Gesichtspunkte. Aphoristische Bemerkungen zur Tonkunst. Leipzig, Gerhard. 1882. 8. 1 M. 50 Pf.

König, E. A., Eine Million. Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 9 M.

Kulemann, R., Anastasia. Dresden, v. Grumbkow. 8. 2 M.

Kurnik, M., Ein Menschenalter. Theater-Erinnerungen (1845—1880). Berlin, Janke. 1882. Gr. 8. 3 M.

Lankenau, H. v., Die Militschka. Erzählung. Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Levy, J., Revolutionäre in alter Zeit. Eine Vertheidigung der freisinnigen Politik durch die Stein-Hardenberg'sche Gesetzgebung. Berlin, Issleib. 8. 60 Pf.

Lorm, H., Ein Schatten aus vergangenen Tagen. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1882. 8. 5 M.

Merkens, H., und R. Weitbrecht. Deutscher Humor neuer Zeit. Ein Buch für Freunde des Humors und zugleich ein Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte Deutschlands von der Mitte des 18. bis in die 30er Jahre unseres Jahrhunderts. Würzburg, Stuber. 8. 8 M.

Pasig, G., Rigberta. Eine Erzählung. Leipzig, Böhme. 1882. 8. 2 M.

Pernwerth von Bärnstein, A., Ubi sunt, qui ante nos in mundo fuere? Ausgewählte lateinische Studenten-, Trink-, Liebes- und andere Lieder des 14. bis 18. Jahrhunderts aus verschiedenen Quellen, mit neudeutschen Uebertragungen, geschichtlicher Einleitung, Erläuterungen, Beigabe und einer Abbildung. Eine literaturgeschichtliche Studie, zugleich ein Liederbuch. Würzburg, Stuber. 8. 3 M.

Planta, P. C., Pädagogik und Schablone. In Briefen. Chur, Kellenberger. 1882. 8. 80 Pf.

Plümacher, O., Der Kampf um's Unbewusste. Nebst einem chronologischen Verzeichniss der Hartmann-Literatur als Anhang. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 3 M.

Pulitz, G. zu, Das Frölenhaus. Novelle. Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Radics, P. v., Maria Theresia und das Land Krain 1740—1780. Dem Volke erzählt. Rudolfswert. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Redlich, C., Lessing-Festblatt zum 8. September 1881. Hamburg, Strumper u. Comp. Fol. 1 M.

Reichel, E., Zehn Jahre. Dichtungen. Wien, Konegen. Gr. 8. 6 M.

Reichenbach, M. v., Der Sohn des Flüchtlings. Roman. 2 Bde. Breslau, Schottländer. 1882. 8. 7 M.

Reißmann, A., Georg Friedrich Händel. Sein Leben und seine Werke. Mit Porträt in Stahlstich und Notenbeilagen. Berlin, Guttentag. 1882. Gr. 8. 6 M. 50 Pf.

Schollen, M., Volksthümliches aus Aachen. Volks- und Kinderlieder, Wetter-, Gesundheits- und Rechts-Regeln, Sprüchwörter etc. Aachen, Jacobi u. Comp. 16. 40 Pf.

Semmig, H., Die französische Schweiz und Savoyen. Ihre Geschichte und Litteratur, Kunst und Landschaft. Mit Auszügen aus den einheimischen Schriftstellern. 1ste Lfg. Zürich, Trüb. Gr. 8. 1 M.

Soennecken, F., Das deutsche Schriftwesen und die Notwendigkeit seiner Reform. Mit Abbildungen. Bonn, Soennecken. 4. 4 M.

Taylor, B., Ausgewählte Schriften. 1ster Bd.: Die Dichtung in Bildern. Literarische Studien. Leipzig, Grieben. 8. 3 M.

Thiersch, H. W. J., Ueber Johannes von Müller, den Geschichtschreiber, und seinen handschriftlichen Nachlaß. Augsburg, Preyß. Gr. 8. 80 Pf.

Treu, Margarete (L. v. S.), Glockenblumen. Ein neuer Strauß. Norden, Soltau. 12. 1 M. 50 Pf.

Ulrich, H., Blätter und Blüthen. Vermischte Dichtungen. Altenburg, Bonde. 12. 2 M.

Vierordt, H., Die Kranzweihe. Ein Begrüßungsspiel. Zur Doppelfeier der silbernen Hochzeit II. KK. HH. des Großherzogs und der Großherzogin von Baden, sowie der Hochzeit S. K. H. des Kronprinzen von Schweden und I. Gr. H. der Prinzessin Victoria von Baden. Heidelberg, C. Winter. 12. 80 Pf.

Voß, R., Bergasyl. Eine Berchtesgadener-Erzählung. Frankfurt a. M., Koenitzer. 1882. 8. 5 M.

Wegeler, J., Beiträge zur Geschichte der Stadt Coblenz. Mit 2 Tafeln. Coblenz, Schuth. 8. 1 M. 25 Pf.

Wieseler, K., Untersuchungen zur Geschichte und Religion der alten Germanen in Asien und Europa. Mit religionsgeschichtlichen Parallelen. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 5 M. 50 Pf.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 46. — 17. November 1881.

Oesterreichisch-preußische Rivalitäten von 1780 bis 1790.

Oesterreich und Preußen (1780 bis 1790). Von G. Wolf. Wien, Hölder. 1880. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Die weitläufigen und gewissenhaften Forschungen, die der Verfasser dieses Buchs in den wiener, berliner und dresdener Staatsarchiven angestellt hat und deren Ergebnisse er ohne alle groß- oder kleindeutsche Tendenzmacherei hier veröffentlicht, lassen die Beziehungen zwischen Oesterreich und Preußen während der Regierung Joseph's II. in einem andern und wesentlich trübern Lichte erscheinen, als die bisherige Geschichtschreibung sie gezeigt hat. Das Buch enthält aber außer diesen Enthüllungen über den Gang der großen Politik eine Menge der interessantesten Aufschlüsse über die hervorragendsten Persönlichkeiten jener Zeit. Einer solchen Arbeit gegenüber legt der Kritiker gern die Feder aus der Hand, um als bloßer Berichterstatter durch eine Uebersicht des Inhalts und durch einzelne Probestücke aus den Minen, die Wolf aufgedeckt, dem anziehenden Werke Leser zu verschaffen.

Gleich das erste Kapitel, das sich mit den letzten Monaten der Regierung Maria Theresia's beschäftigt, hebt mit einem höchst charakteristischen Schriftwechsel an. „Man denkt nicht an Krieg; der Zustand der Finanzen macht denselben unmöglich", berichtet am 4. Januar 1780 der preußische Gesandte Baron Riedesel in Wien nach Hause. Minister Herzberg jedoch rescribirt vierzehn Tage später aus Berlin: „Wie es scheint, wird der Teschener Friede nicht lange Bestand haben, da der Kaiser Festungen bauen will." Joseph ließ damals die Befestigung von Josephstadt und Königgrätz in Angriff nehmen. So groß war die Spannung zwischen beiden Mächten ein halbes Jahr nach dem Teschener Frieden schon wieder! Und so groß waren auch die Finanzcalamitäten in Oesterreich, daß der sächsische Gesandte Petzold in Wien nach Hause berichtete, man schreibe dem Kaiser die Absicht eines Staatsbankrotts zu, weil er der Meinung huldige, kein Souverän brauche die Schulden seiner Vorgänger anzuerkennen — am wenigsten in Oesterreich, das bei seinen großen Hülfsquellen im Innern den Credit im Auslande leicht entbehren könne. Wohl schrieb auch Riedesel noch am 5. Februar: „Die tägliche Erfahrung bestätigt, daß die entstehenden Schwierigkeiten diesem Fürsten die Dinge verleiden; und anstatt seine Plane auszuführen, läßt er sie in leichter Weise fallen und vertreibt sich die Zeit damit, neue Plane zu schaffen; ein Vorgang, der öfters den Spruch in Erinnerung bringt: es kreißen die Berge. Die Kaiserin-Königin, welche diese Verhältnisse kennt, scheint sich anfänglich nicht direct den Planen des Kaisers zu widersetzen; aber hinterher werden sie durch natürliche Hindernisse und solche, die man künstlich hervorruft, unterdrückt; und so führt sie ihn auf den natürlichen Weg." Nichtsdestoweniger glaubte auch Riedesel, daß Oesterreich sich mit Eroberungsplanen beschäftige: „L'appetit des acquisitions dans cette cour est insatiable", schreibt er am 17. März. Erst am 13. Mai 1779 war der Teschener Friede geschlossen worden: und schon am 14. Juli 1779 erließ Joseph an den Feldzeugmeister Siskovics in Böhmen eine ausführliche Depesche über die Organisirung eines weitverzweigten Kundschafterwesens gegen Preußen. Siskovics erhält Vollmacht, „zu diesem wichtigen Geschäft vorsichtige, bescheidene und verschwiegene Leute anzuwerben, Verträge über deren Entlohnung abzuschließen; bei Edelleuten und Honoratioren aber, denen mit Geld schlechterdings nicht beizukommen sei, durch die Offiziere an der Spitze des Kundschafterwesens die Neigungen und Leidenschaften auszuforschen, an denen die Betreffenden zu fassen seien". Daran schloß sich eine sehr genaue Anweisung, wie die Kundschafter die militärischen und politischen Institutionen „bis ins kleinste Detail" zu verfolgen hätten. Andererseits spionirten preußische Offiziere

als angebliche Curgäste in den böhmischen Bädern. Die Kaiserin nahm das leichter und bemerkte noch am 29. Juli an den Rand eines Berichts, der die Meldung enthielt, daß Generale aus Glatz und Schweidnitz die Grenzen abritten: „Hat nichts zu sagen." Friedrich II. aber erließ kurzweg für alle österreichischen Offiziere ein Verbot, die preußische Grenze zu überschreiten; und Joseph II. befahl am 28. Juni 1782 ein scharfes Auge auf die Generale Rothkirch und Kleist zu haben, die nach Teplitz und Karlsbad gingen. Von Mitte October bis Anfang December 1780 datiren folgende diplomatische Aeußerungen: „Es handelt sich darum, diesem listigen Hofe auf Schritt und Tritt nachzuspüren", schreibt Herzberg an Baron Riedesel, den preußischen Gesandten in Wien, „damit man das Vorschreiten seiner Plane nach Möglichkeit aufhalten kann, welche die Freiheit und Sicherheit Deutschlands und aller seiner Nachbarn gleichmäßig bedrohen; und damit man den Höfen von Frankreich und Rußland die Nachweise liefert, die ihren Argwohn erregen mögen gegen die Politik eines Hofs, der ihr natürlich Nebenbuhler ist." Und wieder Kaunitz an Baron Revitzky, den österreichischen Gesandten in Berlin: „Der «Courrier du Bas Rhin» scheint sich ein ordentliches und geflissentliches Geschäft daraus zu machen, mit zuverlässlichstem Tone die unverschämtesten und gehässigsten Unwahrheiten in Betreff des k. k. Hofs auszustreuen. Man würde diese elenden Schmierereien lediglich mit Verachtung übersehen, wenn es nicht hieße, daß diese Artikel unmittelbar von dem berliner Cabinet herausgegeben werden." „Ich bin entschieden, mich von den Erklärungen des wiener Hofs nicht einschläfern zu lassen", schreibt Herzberg ausdrücklich im Namen des Königs an Riedesel. Von dem bevorstehenden Thronwechsel erwartete Herzberg jedenfalls noch viel Schlimmeres. Auf Riedesel's Meldung, die Kaiserin habe ihren Sohn gebeten, mit dem preußischen Minister in guter Harmonie zu leben, erwiderte dieser: „Je crois que celà en coûtera à ce prince" (Das wird, meine ich, diesem Fürsten viel Ueberwindung kosten). Achtzehn Tage vor dem Tode Maria Theresia's, der am 29. November 1780 eintrat, schrieb Herzberg an Riedesel auf dessen Bericht über den Verlauf ihrer Krankheit: „Wenn die Fürstin sterben sollte, so würde dieses Ereigniß sehr beängstigend für die Ruhe Europas sein." Friedrich II. tröstete sich damit, Joseph besitze nicht genug Charakterfestigkeit und nicht ausreichende Willensstärke, um seine Plane, wenn er sie auch noch so energisch ersonnen, mit der nöthigen Beharrlichkeit auszuführen. „Man begegnet mir überall mit dem größten Mistrauen", berichtete am 8. Juni 1780 Revitzky aus Berlin, „und ich lebe fast abgeschlossen. Ich suche einen Kundschafter, um etwas zu erfahren, was sonst jedermann hier weiß, ich fand jedoch noch keinen verlaßlichen Menschen."

Im Jahre 1780 war es natürlich vor allem die Reise Joseph's II. nach Rußland, die man in Berlin mit eifersüchtigem Auge verfolgte. Dabei trat denn auch so recht hervor, wie sehr des Verfassers Urtheil begründet ist: „daß Klatscherei, Fraubaserei und Medisance damals beim diplomatischen Corps in voller Blüte standen und die Herren sich auch nicht das kleinste Skandälchen entgehen ließen". Kaunitz schrieb an Revitzky: „Freiherr von Riedesel beschäftigt sich unausgesetzt, die abgeschmacktesten Gassenlügen zu sammeln und solche als gemachte Cabinetsentdeckungen geltend zu machen, wobei nichts anderes übrigbleibt, als derlei Aeußerungen mit all der Verachtung, die sie verdienen, anzusehen." Aber auch Friedrich II. verschmähte es nicht, vor der Reise Joseph's mehrere Briefe an Katharina zu richten, worin er den Kaiser als einen von sich eingenommenen, im Grunde aber unwissenden, leichtsinnigen und sehr unzuverlässigen Mann schilderte, mit dem man nicht genug auf der Hut sein könne und der überdies keinen Tag nüchtern sei, obschon es notorisch war, daß Joseph blos Wasser und niemals einen Tropfen Wein trank. Riedesel war es ein großer Trost, daß seiner Berechnung nach die Reise nahezu eine Million kosten müsse: sollte doch Romanzow eine Dose für 80000 und Potemkin einen Ring für 30000 Fl. erhalten. Bei der Finanzlage Oesterreichs, meint er höhnisch, müsse man wol darauf rechnen, den Stein der Weisen zu finden. Schadenfroh berichtet er dann, der Kaiser sei zwischen Lemberg und Brody vom Wagen herab in einen angeschwollenen Fluß gefallen und beinahe ertrunken: „alle die Nippsachen und die schön gestickten Uniformen sind dahin". Am richtigsten vielleicht beurtheilte der sächsische Gesandte Graf Stutterheim die Sachlage, indem er aus Petersburg nach Dresden berichtete: „Katharina habe sich für Joseph enthusiasmirt gezeigt, um den König von Preußen eifersüchtig zu machen und beide Fürsten in Schach zu halten, damit sie sich um Rußlands Freundschaft bewürben und sie selber so die ruhmreiche Rolle des Schiedsrichters habe." Wie sehr ihr das gelang, zeigt ein Brief Friedrich's II. an Riedesel vom 5. August 1780: „Man hat den Kaiser bei jeder Gelegenheit fühlen lassen, daß man die Allianz mit mir jeder andern vorziehe, sodaß der Kaiser dann selbst sich lobend über meine Person geäußert hat, hinzufügend, daß er nur die Freundschaft Rußlands wünsche — wohl habe er dem Minister Panin alle möglichen Avancen gemacht; er konnte ihn aber doch nicht gewinnen." Man wollte in Berlin auch wissen, Katharina habe Joseph gerathen, den Plan einer Wiedereroberung Schlesiens aufzugeben. Kaum hatte der Kaiser Rußland den Rücken gekehrt, als sich der Prinz von Preußen, später Friedrich Wilhelm II., zu einem Besuche der russischen Kaiserin auf den Weg machte. Der Prinz war bei seinem königlichen Oheim sehr beliebt, sodaß ihn dieser immer um sich haben wollte. Doch ging er einen Tag um den andern seinen Ergötzlichkeiten in Berlin nach und kehrte erst früh morgens zur Wachparade nach Potsdam zurück. Er genoß bei dem Volke einer gewissen Popularität und erfreute sich auch bei den Gesandten großer Sympathie, da er ihnen freundlicher entgegenkam als irgendein anderes Mitglied der königlichen Familie. Schwer aber fiel es dem Prinzen, sich mit dem

nöthigen Gelde für seine Mission zu versehen, und doch bedurfte er desselben nothwendig, nicht nur als politischen Mauerbrechers, sondern auch zu einem vergnügten Leben in Petersburg. Schon 1775 hatte er sich vom Kaiser Joseph 100000 Dukaten geborgt, wie sich denn überhaupt die Schulden des Prinzen bei seinem Regierungsantritt, wo alles pünktlich bezahlt wurde, auf 10 Millionen Thaler belaufen haben sollen. Der Kaiser war sofort bereit gewesen, das Geld herzugeben, und hatte auf Kaunitz' Rath dem Bankier Baron Fries in Wien das Arrangement übertragen: die Obligation wurde vom Prinzen auf den Namen Ida Frank ausgestellt; auch wurden zum Schein Zahlungstermine und Interessen stipulirt, damit es nicht in die Augen fiele, daß es kein Privatmann sei, der den Vorschuß leiste. Gleich acht Tage nach seiner Thronbesteigung ordnete der König Friedrich Wilhelm II. diese Schuld sammt Interessen durch den Bankier Itzig in Berlin, bei welcher Gelegenheit er den Fürsten Reuß, damaligen Gesandten Oesterreichs am preußischen Hofe, in einem eigenhändigen Schreiben ersuchte, dem Kaiser seine lebhafte Erkenntlichkeit für diese Freundschaftsprobe zu schildern. Für die petersburger Reise machte der Prinz von Preußen ferner ein Anlehen in Frankreich, auf das Bankier Schütz ihm 400000 Livres ausbezahlte; in gleicher Weise bekam er auch von der holländischen Regierung Geld. Er wandte sich aber außerdem an Itzig, der in Geldangelegenheiten vielfach mit der österreichischen Gesandtschaft verkehrte und Revitzky davon Mittheilung machte. Revitzky schrieb an Kaunitz und rieth dem Kanzler, das Darlehn zu negociiren, weil er sich durch den ewig geldbedürftigen Prinzen, dessen Neigung zur Verschwendung man unterstützen müsse, allerlei Specialverbindungen eröffnen könne. Kaunitz wies das Ansinnen entschieden zurück. Auch bei seiner Schwester, der Prinzessin von Oranien, erbat sich der Prinz damals ein Darlehn von 100000 Thalern unter bittern Klagen über die Art, wie der König ihn behandle: er hatte um jene Zeit nämlich eine Liaison mit einer geistreichen und intriguanten Französin.

Nach Empfang der Nachricht vom Tode Maria Theresia's schrieb Friedrich II. eigenhändig an Riedesel: „ein so unruhiger und hetzerischer Fürst (remuant et tracassier) wie Joseph werde die Welt nicht lange im Unklaren über seine ersten Operationen lassen". Der Kaiser selbst hatte gleich an Kaunitz geschrieben: „Welch schreckliches Unglück mich heimgesucht, wissen Sie bereits; ich höre auf, Sohn zu sein, und darauf glaubte ich mich am besten zu verstehen." Joseph ging bekanntlich zunächst daran, durch Reductionen in Küche und Haushalt, in Marställen, an Pensionen und Ausgaben der Privatschatulle eine jährliche Ersparniß von 8 Millionen herbeizuführen. Riedesel berichtete über alle diese Vorgänge in der alten hämischen Weise, die übrigens nicht von Widersprüchen frei war: daß er damit den in Berlin gern gehörten Ton traf, ergibt sich zur Genüge daraus, daß man dort die Autorschaft eines daselbst erschienenen, gegen Joseph gerichteten Pamphlets: „Le singe de quarante ans" (Der Affe von 40 Jahren), Friedrich II. zuschrieb. Wir citiren aus Riedesel's Depeschen während des ersten Quartals 1781:

Man sollte meinen, daß die ganze kaiserliche Familie vor Hunger stürbe, da sie alles zu Geld zu machen sucht. Die Prinzessin von Sachsen-Teschen ist genöthigt gewesen, die Bilder zurückzugeben, die sie von der Kaiserin empfangen, ebenso Tapisserien. Hingegen bekam die Schwester des Kaisers, Marie Christine, die nach den Niederlanden ging, die Möbel des Prinzen Karl von Lothringen, da sich keine Käufer für dieselben gefunden hatten.... Ueber 600 Pferde sind aus den kaiserlichen Marställen verkauft.... Alle Welt schreit über den Marschall Lascy und Grafen Hatzfeld als Urheber dieser Maßregeln: sie hätten Felsenherzen, wo billiges Leben und Lebenlassen keinen Platz haben.... Ein unbekannter Mann hielt gestern mitten in Wien das Pferd des Kaisers an, der von der Jagd kam, worüber der Monarch sehr erschrak. Man sagt, der Mann, der angehalten wurde, sei wahnsinnig; wahrscheinlicher ist, daß er zu jenen Unglücklichen gehört, denen die Pension entzogen wurde, und daß er sie bei dieser Gelegenheit etwas lebhaft forderte.

In Berlin machte man daraus gleich, daß der Kaiser sich nicht mehr wie früher allein auf die Straße wage. „Jeder Stadtklatsch", sagt Wolf, „wurde nach Berlin gemeldet und das intimste Privatleben an den Pranger gestellt; selbstverständlich fehlte es auch hier und da nicht an einem Körnchen Wahrheit." Dann berichtet Riedesel im April 1781: „Eigenthümlich ist es, wie wenig sich der Kaiser mit dem Militär beschäftigt; seit dem Tode der Kaiserin sah er nicht Eine Compagnie Soldaten exerciren... das Militär scheint den Kaiser gar nicht zu interessiren." Aber dann auch wieder Ende April:

Die Gleichgültigkeit des Kaisers gegen das Militär scheint auf Anrathen Kaunitz' zu geschehen, um zu täuschen.... Der Kaiser ist nur aus Affectation Soldat, und selbst der Marschall Lascy spricht ihm die vorzüglichste Soldateneigenschaft, die Tapferkeit, ab; er ist 40 Jahre alt und hat nur Einen Feldzug während dreier Monate durchgemacht, ohne je eine Schlacht gesehen zu haben. Er ist mit der vorherrschenden Neigung zu sparen geboren. Fürst Kaunitz ist alt und wünscht Ruhe; Lascy ist reich; Laudon ist verdrießlich und hat im Rathe keine Stimme; darauf hin stelle ich das Horoskop, daß der Kaiser durchaus nicht den Krieg mit Preußen wünscht; er will Furcht machen, und wenn ihm das fehlschlägt, hat er selbst Furcht.

Aber auch wieder am 27. Januar 1781, da Joseph schon zu Weihnachten die tiefe Landestrauer aufgehoben: „Man hat die Theater geöffnet, weil man die Mittel herbeischaffen will, Festungen zu bauen und dann Krieg zu führen." Wolf hat recht: „Ueber das, was der Kaiser wollte, war man ganz im Unklaren. Wenn am berliner Hofe auch der Gedanke eines freundnachbarlichen Zusammenlebens aufgetaucht wäre, diese Berichte hätten ihn im Keime erstickt — was auch der Kaiser thun oder lassen mochte, es wurde stets zu seinem Nachtheil ausgelegt." Herzberg findet Riedesel's Charakteristik durchaus zutreffend: man sehe daraus, daß man sich nicht getäuscht, als man von Joseph voraussetzte, „er besitze weniger Ausdauer in Staatsaffairen als lebhaften Geist, um Plane zu entwerfen, ohne sich viel um die Mittel zu deren Verwirklichung zu kümmern".

Anders urtheilte das Publikum auch in Berlin über Joseph's Thätigkeit. So gab der Buchhändler Karl Spener dort 1782 ein Taschenbuch heraus, worin die bedeutendsten Ereignisse des verflossenen Jahres beschrieben wurden und folgende Bilder dazu erschienen: Joseph gestattet den Protestanten und Juden Religionsfreiheit; schafft die Leibeigenschaft in Böhmen ab; hebt einen Theil der Klöster auf; läßt die Barrierefestungen schleifen; Pius VI. kommt nach Wien. Riedesel aber blieb unerschütterlich in seinen hämischen Nörgeleien bis an das Ende seines wiener Aufenthalts, und sein Nachfolger Graf Podewils überbot ihn darin womöglich noch. Revitzky hatte 1785 seine Versetzung nach London erwirkt und war durch Heinrich XIV. Fürsten von Reuß in Berlin ersetzt worden, von dem Riedesel an Herzberg berichtete: „Der neu ernannte Minister (er war k. k. Oberst) ist in der That ein Galanthomme; er ist aber nicht sehr mit Scharfsinn begabt und kein lumen, und ich gestehe, daß ich deswegen über diese Wahl sehr erstaunt bin." Herzberg selbst stellte dem scheidenden österreichischen Gesandten das beste Zeugniß aus, indem er in einem Schreiben an Riedesel d. d. 22. August 1785 den Wunsch aussprach, der Fürst Reuß möge „den Geist und die Klugheit des Grafen Revitzky nachahmen, dessen Vorgehen während der ganzen Zeit seiner Amtswirksamkeit am hiesigen Hofe untadelhaft war". In der That muß Revitzky ein bedeutender Mensch gewesen sein; denn eine Stelle eines Mémoire, das er am 8. Februar 1783 an Kaunitz abschickte, verräth einen weit voraussehenden und echt staatsmännischen Blick in die Zukunft:

Ich glaube auch aus verschiedenen Unterredungen und Gesprächen, die ich mit mehrern Personen hier hatte, entnehmen zu können, daß man hier für bestimmt annimmt, wenn auch die Allianz Rußlands mit Preußen von einigem Nutzen für letzteres ist, so bietet diese Allianz doch Rußland weit größere Vortheile; und ohne daß für Preußen durch dieselbe ein bedeutender Vortheil erwächst, zieht Rußland seine ganze gegenwärtige Größe aus jener bestehenden und auch wohlgenährten und gepflegten Eifersucht zwischen dem k. k. Hofe und dem von Berlin, durch welche sich der Hof von Petersburg frei und ohne Hinderniß bei allen seinen Unternehmungen fühlt, die oft sehr kühner Natur sind. Er benutzt die Gunst der gegenseitigen Vorsicht der zwei Höfe, die in gleicher Weise interessirt sind, sich dieselben nicht zu Feinden zu machen. Mit Riesenschritten schreitet Rußland auf den Gipfel der Macht, und indem es auf der einen Seite von nun an das Osmanische Reich und auf der andern das weite Polen als Provinzen betrachtet, denen es Gesetze gibt, beherrscht es die andern nordischen Höfe durch das Gewicht seines Einflusses. Schließlich wird es ein sehr gefährlicher Nachbar werden und dessen blindlings gepflegte Allianz wird sehr theuer zu stehen kommen, auch überdies precärer Natur sein.

Indessen war die Stellung Revitzky's in Berlin kaum weniger unangenehm als die Riedesel's in Wien. Anfang 1781 drückte Kaunitz sein Erstaunen aus, daß Revitzky's Berichte so unbedeutender Natur seien; der Gesandte entschuldigt sich, es fehle ihm an Quellen. Später schreibt er erfreut, er habe ein Subject gefunden, das ihm Mittheilungen machen werde. Wirklich kann er am 10. August 1782 rapportiren, daß es ein wiener Friseur gewesen, der dem Könige von Preußen verrathen, wie die kaiserlichen Wagen mit den messingenen Büchsen angefertigt werden. Einen Monat darauf hat er zu melden, daß man ihn aufgefordert habe, in den „Club" einzutreten. Aber schon im Sommer und Herbst 1783 muß er wieder von „Verbitterung" schreiben: ganz gegen seine Gewohnheit spreche ihn der König bei den Revuen gar nicht an; General Möllendorf habe den Offizieren und Gensdarmen den Besuch der Clubs verboten; „ich würde es wol auch aufgeben, bei Hofe zu erscheinen, wenn der Schritt nicht zu auffällig wäre". Wie in Wien ein Rath seines Amts entsetzt worden, weil er mit Riedesel in Verbindung gestanden, so rettete ein Finanzrath aus Schlesien, der Revitzky's Bücher von Breslau nach Berlin gebracht, seine Stelle nur dadurch, daß er, October 1783 in scharfe Untersuchung gezogen, nachweisen konnte, den österreichischen Gesandten nicht einmal gesehen, geschweige denn gesprochen zu haben. Es ging Reuß nicht besser in Berlin; gleich nach seinem Amtsantritt klagte er von dort unterm 7. Juni 1776: „Das Mistrauen der andern Gesandten gegen mich ist sehr groß; sie glauben ihre Verbindungen zu verlieren, wenn sie mit mir umgehen." Auch der sächsische Gesandte in Berlin, Zinzendorf, schreibt: „Es gibt nichts Allgemeineres, als überhaupt alles, was Joseph II. thut, mit dem Namen Singerie (Aefferei) zu bezeichnen." Riedesel überschüttet alle Reformen des Kaisers mit Hohn: die tausenderlei ewig wechselnden Plane seien undurchführbar, richteten alles zu Grunde, desorganisirten die ganze Verwaltung und seien im Grunde nur darauf berechnet, Geld einzusacken, „encoffrer de l'argent". In Betreff der vielen Reisen des Kaisers versteigt der preußische Gesandte sich zu dem Witz: man sollte eine Annonce „l'Empereur perdu" in die Zeitungen geben. So weit ging die Antipathie zwischen beiden Höfen, daß, als Riedesel am 19. September 1785 auf einem Spazierritt vom Pferde geworfen ward und tags darauf starb, in Berlin behauptet wurde, man habe den Gesandten in Wien vergiftet, um sich seiner als personae ingratissimae zu entledigen.

Einen viel wohlwollendern Beobachter erhielt Oesterreich am Grafen Podewils. Das zeigte sich recht deutlich bei dem Depeschenaustausch, zu dem der Tod Friedrich's des Großen Anlaß gab; wir finden hier wiederum auf seiten Preußens den größern Grad von Offenheit, obschon Oesterreich ein höheres Maß von Weltklugheit an den Tag legt. So schrieb Herzberg am 4. September 1786 in des Königs Friedrich Wilhelm II. Namen an Podewils:

Joseph wie Kaunitz beurtheilten den seligen König, meinen Onkel, schlecht, indem sie ihn als den unversöhnlichen Feind Oesterreichs betrachteten. In der That hatte er nur zu oft Gelegenheit, sich von den schlechten Absichten Oesterreichs gegen Preußen zu überzeugen; aber es gab auch Zeiten, wo er weit davon entfernt war, sich als Feind Oesterreichs zu zeigen, und vielmehr die freundlichsten Gefühle gegen dasselbe hegte.

Damit vergleiche man die Weisung, die Kaunitz dem Fürsten Reuß am 30. August 1786 ertheilt:

Ew. ... wollen den Hauptgrundsatz nie aus den Augen verlieren, daß der berliner Hof als unser gefährlichster Feind immerfort zu betrachten ist, daß wir ihn mit dem größten Mistrauen stets zu beobachten haben. Dieses Mistrauen hat auch Graf Cobenzl stets in Petersburg zu nähren; in Berlin selbst aber ist es direct nicht zu zeigen, sondern vielmehr dem neuen König außer aller gegründeten Besorgniß gegen uns so viel nur immer thunlich zu halten. Nach diesem Grundsatz belieben Ew. ... dero bisheriges Benehmen fortan abzumessen und sich durch ein äußerlich gefälliges Betragen bei dem Hofe und dem Ministerium bestens zu insinuiren.

Reuß' Depeschen wiederum erweckten bei Kaunitz die Meinung, der er in einem Document vom 10. Juli 1787 Ausdruck gibt, daß „in allen Theilen des preußischen Staats eine Entkräftung und Zerrüttung eingetreten" sei. Als dann Joseph am 11. April 1787 von Wien über Galizien nach Cherson zu seiner zweiten Zusammenkunft mit Katharina aufbrach, wußte Podewils zu berichten: es solle in Cherson die Form festgestellt werden, wie Joseph den Titel Kaiser von Oesterreich annehmen könne, da er die Absicht habe, seinen Nachfolger auf den Titel Römisch-deutscher Kaiser verzichten zu lassen. Zwei Jahre später, im April 1789, schrieb auch Herzberg an Podewils: Graf Lehrbach, der österreichische Gesandte in München, habe in positivster Form erklärt, weder der Kaiser noch der Großherzog von Toscana würden den geringsten Schritt thun, um die deutsche Kaiserkrone ihrem Hause zu erhalten. Am 15. Mai traf Joseph in Cherson ein, wo nichts vorbereitet war, sodaß das Gefolge campiren mußte, und als später die Kaiserin anlangte, die sie begleitenden Gesandten Englands und Frankreichs mit Joseph unter Einem Dache wohnten. Am 30. Mai trat Joseph mit Katharina jene berühmte Krimreise an, bei der die famosen Decorationen Potemkin's aus bemalter Leinwand eine so große Rolle spielten. Die Reise mußte abgekürzt werden, da Joseph in Buljakow die ihn sehr bestürzt machende Nachricht von der Revolution erhielt, die am 30. Mai in den belgischen Niederlanden ausgebrochen war. Auf der Rückreise übernachtete er in einem Dorfe bei einer Wirthin, die keine Betten hatte, gab ihr aber bei der Abreise 10 Dukaten: die überraschte Frau bat den Monarchen, dies niemand mitzutheilen, weil man sie sonst erschlagen und ausrauben würde. Am 30. Juni traf der Kaiser wieder in Wien ein, und trotz der Vorgänge in Belgien fand am 9. Februar 1788 die Uebergabe der mit Rußland vereinbarten Kriegserklärung Oesterreichs an die Pforte in Konstantinopel statt.

„Da man die Türkei schon damals für einen todten Mann hielt", schreibt Wolf, „war man von ihrem Widerstande ganz überrascht ... in Wien dagegen gab es nicht wenig Leute, die ihre Häuser verkauften, weil sie fürchteten, die Türken könnten wieder vor den Thoren der Residenzstadt den Halbmond aufpflanzen." Joseph selbst, der am 25. März im Lager von Futak eintraf, urtheilte über seine Generale so abfällig wie möglich: „Alle sind sie in Verzweiflung, daß sie Krieg führen sollen; sie würden lieber bequem zu Hause sitzen; jeder geht nur, wenn man ihn stößt — einer redet sich auf den andern aus, und es besteht kein Zusammen- und Ineinandergreifen." Natürlich regte es sich auch sofort in Ungarn und Siebenbürgen, wo der oppositionelle Adel Conferenzen hielt. „Ich weiß wohl", schrieb Herzberg an Podewils, „daß diese Conferenzen keine Folgen haben werden, wenn der Kaiser siegt; wenn aber die kaiserlichen Waffen unterlägen, hätte er von dieser Nation, die dem Hause Oesterreich so große Dienste leistete, alles zu fürchten." Darauf Podewils unterm 14. Juni: „Der Haß der Ungarn gegen die Oesterreicher ist außerordentlich, sodaß die ungarischen Soldaten ihren Haß gegen die deutschen nicht verbergen." Auch Joseph schrieb aus Lugos am 29. September 1788 an Kaunitz, man müsse suchen, durch Abschluß eines wie immer gearteten Friedens mit der Pforte Preußen zuvorzukommen, da Friedrich Wilhelm II. und Herzberg den festen Entschluß zeigten, aus diesem Kriege Nutzen zu ziehen und sich auf Oesterreichs Kosten Vortheile zu verschaffen. Als im Mai Arensteiner nach Berlin reiste und dort für die österreichische Regierung mit seinem Schwiegervater, dem Hofbankier Itzig, eine Anleihe von 8 Millionen zu 4 Proc. abschloß, hintertrieb Herzberg das Geschäft, trotzdem es schon perfect geworden war.

Noch zwei interessante Anekdoten aus jenem Kriegsjahre. Für die Macht der Zeitungen, auch schon vor 90 Jahren, charakteristisch ist eine Stelle aus dem Briefe des sächsischen Ministers Stutterheim an den sächsischen Gesandten in Wien d. d. 16. Mai: „Die «Leipziger Zeitung» war besser unterrichtet als Sie; während Ihre Depesche Nr. 36 erst am 7. d. Mts. abgehen konnte, brachte die «Leipziger Zeitung» vom 10. d. Mts., Nr. 92, bereits den officiellen Bericht über die Affaire zu Dubitza." Und die „Berliner Nachrichten" vom 28. October ließen sich aus Oesterreich vom 18. October schreiben: „Alle Dienstmägde in Wien, die keine Herrschaft haben, werden zur Armee transportirt, wo sie die Kranken bedienen und ihnen die Wäsche besorgen müssen." Am 5. December 1788 kam der Kaiser, so krank, daß er sich sofort aus dem Wagen ins Bett begab, das er nur noch zeitweise verließ, in Wien an. Er fuhr nicht beim Haupteingange der Burg vor: denn schon am Vorabend seiner Rückkehr hatte der öffentliche Unwille sich in den bissigsten Pasquillen Luft gemacht. Plakate hatten das „Verbot, daß meine treuen Unterthanen mir bei Gelegenheit meiner Ankunft Triumphbogen errichten", verspottet; an einem Crucifix in einer Kirche fand sich ein Zettel angeheftet: „Herr, befreie uns vom Kriege und vom Elend durch den Tod Joseph's II." Als aber im October 1789 die Nachricht in Wien eintraf, daß Laudon Belgrad genommen, brach ein ungeheuerer und spontaner Jubel der Bevölkerung in der Stadt los, die glänzend illuminirte; die Theater waren am 14. October frei, und Joseph II. raffte sich vom Krankenlager auf, um dem Tedeum beizuwohnen. Da indeß

der Kaiser sich gleichwol genöthigt gesehen, die ungarische Krone nach Ofen zurückzuschicken, schrieb Podewils am 10. Februar 1790 an Herzberg: „Die ungarische Nation sagt, es sei Ew. Majestät, der ihr Königreich den eben stattgefundenen Wechsel zu danken habe; ohne die Furcht, die der Kaiser vor den Preußen habe, wäre es nie dazu gekommen." Wer denkt da nicht unwillkürlich an Werther's Depesche nach der Krönung Franz Joseph's I. in Pest im Juni 1867: „Ungarns Hoffnungen seien nur auf Preußen gerichtet!" Als die Agonie des Kaisers beinahe schon begonnen, schrieb Podewils nach Berlin: „Das Publikum Wiens bedauert trotz alledem nicht, den Kaiser zu verlieren." Und doch hatte selbst dieser feindlich gesinnte Diplomat noch am 17. Februar nach Hause berichtet: „Der Kaiser zeigt nicht die geringste Furcht vor dem Tode; er befahl, daß man die Thüre des gemauerten Grabgewölbes, wo die Monarchen begraben sind (in der Kapuzinerkirche), öffne und rein fege; er zeigt Muth und Geistesgegenwart, die Staunen erregen." Als am 20. Februar 1790 früh der Tod erfolgte, mußte selbst Podewils bekennen: „es gibt wenig Beispiele eines derartig resignirten Todes." Kaunitz sagte auf die Nachricht, daß der Kaiser gestorben sei: „Il a fort bien fait" (das hat er gescheit gemacht). Vom Leichenbegängniß meldete der sächsische Gesandte: „Obwol der Zulauf sehr groß war, verlief doch alles in bester Ordnung." Podewils aber, seiner Antipathie bis über das Grab hinaus getreu, wußte nach Berlin zu melden: „Das Leichenbegängniß war sehr armselig; es gibt in Deutschland nicht einen kleinen Edelmann, der nicht ein besseres hätte."

Walter Rogge.

Neue Romane und Novellen.

1. Danae. Erzählung aus der römischen Kaiserzeit von Otto Haggenmacher. Leipzig, O. Wigand. 1881. 8. 2 M. 50 Pf.
2. Meister Norden. Historische Erzählung aus der Blütezeit der freien Reichsstadt Danzig von Hans von Zollern. Zwei Bände. Stuttgart, Richter u. Kappler. 1881. 8. 7 M.
3. Die Brüder Meienburg. Eine Erzählung aus der Franzosenzeit. Nach Familienpapieren von A. von der Elbe. Zwei Bände. Heidelberg, C. Winter. 1881. 8. 8 M.
4. Die Völker in Waffen. Erste Abtheilung: Das Kreuz von Savoyen. Zeitgeschichtlicher Roman von Baron Persiani. Erster Band. Berlin, Rogge u. Fritze. 1880. 8. 4 M.
5. Die Brüder. Novelle von Hugo Dinckelberg. Sondershausen, Verlag der Deutschen Kriegerzeitung. 1880.

In neuerer Zeit greift der Romanleser mit Vorliebe nach solchen Büchern, die ihm neben der Unterhaltung auch Belehrung in angenehmer Form versprechen. Die Zeit- und geschichtlichen Romane erfreuen sich besonderer Gunst, die übrigens leicht erklärlich ist. Unter den unzähligen Gesellschaftsromanen finden sich nur wenige, welche originelle Auffassung der gewohnten Umgebung seitens des Verfassers verrathen oder die Bekanntschaft mit interessanten, nicht nach der Schablone zugeschnittenen Charakteren und Situationen vermitteln. Eine Erzählung mit geschichtlichem Hintergrunde, oder gar eine solche, welche historische Persönlichkeiten und Handlungen auf dem Schauplatz der dichterischen Phantasie agiren und paradiren läßt, bürgt schon durch die Wahl des Stoffes dafür, daß sie die Leser über die Kreise des gewohnten Cirkeltanzes hinausführt, neue Perspectiven in fremde Zeiten und Länder eröffnet und zugleich die Erinnerung an die Geschichtsstunden der Jugend wachruft. Wem Zeit und Unlust es nicht erlauben, sich die ungeschminkten großen Bilder der unbestechlichen Dame Klio anzusehen, weil es zum Verständniß derselben einiger ernsten Studien bedarf, der will wenigstens durch das buntgefärbte Glas dichterischer Erzählungskunst einzelne Perioden der Geschichte, die sich durch interessante Charaktere und Vorgänge auszeichnen, näher kennen lernen. Diese Wißbegierde ist immerhin lobenswerth, wenn sie auch mit ernstem Streben nach Wahrheit nicht identisch ist. Die Nachfrage nach geschichtlichen Romanen ist groß, und das Angebot wächst daher von Jahr zu Jahr. Nach den glänzenden Erfolgen eines Gustav Freytag, Rudolf von Gottschall, Georg Ebers, Felix Dahn u. s. w. auf dem Gebiete der historischen Erzählung, wenden sich auch die dii minorum gentium demselben zu, bisweilen mit Glück, wenn sie mit gutem historischen Wissen an die Arbeit gehen und einiges Erzählungstalent haben. Heute liegen uns mehrere solcher Erzählungen mit historischem Hintergrunde zur Besprechung vor.

„Danae" von Otto Haggenmacher (Nr. 1) versetzt uns in die Neronische Zeit und in das kaiserliche Rom. Danae, eine freigeborene Cilicierin, Tochter eines reichen Griechen, der die Römer auf den Tod haßte, hatte das Unglück, durch die letztern mit dem Vater von Haus und Hof gejagt zu werden, und gelangte nach Rom, wo sie als Sklavin des Patriciers Flavius ein arbeitsvolles Leben fristete. Als sie zur Jungfrau herangeblüht ist, verliebt sich der edle Römer in sie, gibt ihr die Freiheit und trägt sich ihr sogar als Gatte an. Sie liebt ihn wieder und willigt in die Verlobung, als plötzlich ihr verschollener Vater auftaucht und, empört über seine Tochter, diese dem Römer wieder entreißen will. Der Autor läßt es aber zu keinem schlimmen Conflict kommen: der alte Römerhasser thut der Tochter den Gefallen und verschwindet wieder. Da kommen neue Gefahren für das Liebespaar: Nero und sein Günstling Tigellin, welche dem hübschen Mädchen schon früher nachgestellt, haben erfahren, daß dieselbe mit Christen, unter anderm auch mit dem Apostel Paulus umgehe, und beschuldigen nun Flavius, daß er mit den Christen im Bunde Rom angezündet habe. Flavius und Danae fliehen, werden auf der Flucht getrennt, vereinigen sich aber wieder in Süd-

gallien unter dem Schutze Galba's. Als der Tyrann gestürzt ist, kehren Flavius und Danae nach Rom zurück. Die Erzählung ist sehr kurz, aber voll von Abenteuern, Anekdoten und Schilderungen einzelner Scenen aus dem Leben des Kaisers und des römischen Volks. Nero's Willkürherrschaft, die allgemeine Sittenfäulniß, dies unharmonische Conglomerat der verschiedenen Völkerrassen, welche sich in Rom gegenseitig bekämpfen, die Juden, die ersten Christen werden in dieser Erzählung erwähnt und in Genrebildern dem geistigen Auge des Lesers vorgeführt, ohne daß es jedoch dem Autor gelungen wäre, ein wärmeres Interesse für diese Factoren und die einzelnen Figuren zu erwecken. Danae bleibt eine verblaßte Figur ohne Leben und Farbe, ebenso der hyperedelmüthige Flavius; Nero und Tigellin sind Ungeheuer, deren Grausamkeiten und viehische Begierden aus der Geschichte bekannt genug sind. Der Autor hat sich nicht die Mühe gegeben, die Charaktere zu vertiefen. Ganz ebenso ergeht es dem in Gefangenschaft schmachtenden Paulus, welchen wir gelegentlich einer Unterredung desselben mit Danae kennen lernen. Aber dabei erfahren wir nichts von der Seelengröße des apostolischen Helden, ebenso wenig später, wo Paulus sich vor Nero zu verantworten hat. Er erscheint uns als ein guter braver Mensch, den Krankheit und Weltschmerz plagen. Die Charakteristik der ersten Christen ist ganz oberflächlich gehalten und auch, wie mir scheint, unhistorisch. Paulus z. B. wird als ein Mensch dargestellt, der über Christus „speculirt"! Was heißt das? Als Lob für Danae wird dagegen hervorgehoben, daß sie auf solche „Speculationen" sich nicht verstand. Sie wird eine Anhängerin des einigen Gottes und Vaters und des Evangeliums des Nazareners „ohne dogmatische Eigenthümlichkeit und Härte" genannt, war also vermuthlich eine Lichtfreundin, welche die aufklärerischen und protestantenvereinlichen Schriften unserer Tage gelesen hatte. Eine Christin jener Zeit ohne Härten und dogmatische Gläubigkeit ist historisch nicht denkbar. Hätte der Autor sich die Mühe gegeben, Leben und Charakter der ersten Christen in Rom genauer zu studiren, dann wäre es ihm möglich gewesen, die historische Berechtigung der Dogmen nachzuweisen. So aber erweckt er in dem unbefangenen Leser ein ganz falsches Bild von dem Wesen der ersten Christen, indem er Danae als eine solche geschildert haben will. Wenn man historische Erzählungen schreibt, ist es doch erste Bedingung, daß man den Geist der betreffenden Zeit zu würdigen weiß und nicht moderne Ideen auf Personen und Situationen vergangener Epochen überträgt. Das geschieht leider in dieser Erzählung, welcher ich wenig Geschmack abgewinnen kann. Einzelne Episoden sind hübsch erzählt; aber eine Reihe effecthaschender Genrebilder, wie sie hier geboten werden, bilden ohne leitende Idee noch lange kein Ganzes, über das man sich freuen könnte. Es ist dem Verfasser zu rathen, wenn er auf dem begonnenen Pfade fortschreiten will, bei Georg Ebers in die Schule zu gehen, der in seinen ägyptischen Romanen als Meister eines historischen Erzählers und als ein Prophet, „der rückwärts schaut", angesehen werden kann. Was Ebers aus freier Phantasie seinen historischen Schilderungen zusetzt, ist streng im Geiste der geschilderten Zeit empfunden und gedichtet; was Haggenmacher zusetzt, sind aufgepfropfte moderne Ideen und Empfindungen, die den Kenner der Geschichte geradezu humoristisch berühren, während sie die übrigen Leser in ihren geschichtlichen Anschauungen irreführen.

Ein historischer Geist weht durch den Roman „Meister Norden" von Hans von Zollern (Nr. 2). In der Hauptsache sind es die meisterhaften Culturschilderungen aus der Blütezeit der freien Reichsstadt Danzig gegen Ende des 15. Jahrhunderts, welche die Erzählung so anziehend machen. Die Fabel, an der sich dieselben aufreihen, ist einfach und ohne Prätension erfunden. Sie theilt sich in mehrere Liebesgeschichten und in die Schicksale des berühmten Bildhauers Norden, der ebenso sehr durch seine Kunst, welcher die Marienkirche zu Danzig ein wunderbar schönes Crucifix verdankt, wie durch seine bürgerlichen Tugenden in Zeiten großer Gefahr sich auszeichnet. Den historischen Hintergrund der Erzählung bilden die innern Fehden zwischen Rath und Bürgerschaft und der Befreiungskampf Danzigs von den letzten Fesseln, welche der Deutsche Orden der Stadt auferlegt hatte. Plastisch und anschaulich weiß der Verfasser sowohl das Stillleben wie auch die Volkskämpfe in Danzig zu schildern; geradezu meisterhaft sind die wilden Kriegszüge jener Zeit dargestellt. Der Deutsche Orden, der bereits dem gänzlichen Verfall nahe war, raffte sich noch einmal auf, um seine weltliche Herrschaft im Nordosten Deutschlands zu festigen; nur der Besitz Danzigs hätte ihm dazu verhelfen können; aber die freiheitliebenden Danziger wehrten sich tapfer. Den schlauen Ränken der Ordensritter stellte der Rath eine ebenso kluge Diplomatie gegenüber. Während jene sich mit den Böhmen und dem Kurfürsten von Brandenburg verbanden, hatte dieser einen festen Hinterhalt an den unerschöpflichen Geldsäcken der reichen Danziger und an der Hülfe des Hansabundes und der Polen, die allerdings eine zweifelhafte Stellung einnahmen. Der Roman schildert die Kämpfe um Marienburg, die Hauptfeste des Deutschen Ordens, und um Danzig selbst, welches hart bedrängt wurde, bis es den Danzigern gelang, auf dem Seewege Subsidien und neue Hülfstruppen zu gewinnen. Nach jahrelangen Kämpfen wurde endlich der Friede geschlossen, welcher den Danzigern die Reichsfreiheit garantirte, die sie sich im wesentlichen durch eigene Kraft errungen hatten. Es entrollt sich dem Leser ein Bild jener elementaren Kraft des deutschen Bürgerthums, das dem Adel und der Geistlichkeit kein erbeigenthümliches Vorrecht einzuräumen gedachte. Die Charaktere, welche handelnd in diesem Epos auftreten, sind markig und historisch treu geschildert. Der Verfasser hat sich ganz in den Geist der Zeit hineingelebt, sodaß fast nirgendswo — eine Stelle ausgenommen — moderne Anschauungen durchschimmern. Er hat die historischen Figuren mit allen

ihren Tugenden und Schwächen, welche zu den Verhältnissen jener Zeit paßten, in den Roman herübergenommen, nur hier und da etwas mildernd. Meister Norden's Charakter besteht aus einem eigenthümlichen Gemisch hochherzigen Bürgersinnes, großer Kunstbegeisterung und stolzen Selbstbewußtseins. Nachdem er fast sein ganzes Vermögen der Vaterstadt geopfert und sich im Dienste derselben aufgerieben hat, kehrt er zur Kunst zurück. Aber, obgleich seiner anerkannten Meisterschaft sich bewußt, wird sein Selbstbewußtsein durch die Erfolge eines jüngern Kunstgenossen, seines Neffen Arnold, gekränkt. Dieser, welcher sich mit der Tochter seines Oheims heimlich verlobte, zeichnet sich im Kriege gegen die Ordensritter aus, wird aber Gefangener derselben und errichtet in der Gefangenschaft ein steinernes Marienbild auf der Ordensburg, welches bald berühmt wird. Als er nach Danzig zurückkehrt, werden dem Kriegsmanne und Bildhauer große Ehren erwiesen, die den ältern Künstler verdrießen, sodaß es zu einem Zwist zwischen Onkel und Neffen kommt, der auf höchst tragische und grauenhafte Weise endigt. Bei einer Unterredung unter vier Augen ersticht der Onkel im Zorn seinen Neffen. Niemand hat diesen Mord gesehen. Eine unheimliche Stimmung ergreift den Alten. Als er die Leiche vor sich liegen sieht und den Kopf seines Neffen betrachtet, durchzuckt ihn eine dämonische Idee. Er modellirt nach diesem Kopfe das Haupt seines Christusbildes, vermacht in einer Urkunde dasselbe der Marienkirche und verschwindet auf lange, lange Jahre. Die liebliche Marie, die Braut des Ermordeten, sucht in einem Kloster Trost vor der Verzweiflung. Als endlich der alte Norden von der Pilgerfahrt nach Rom und Jerusalem, welche ihm die Absolution seines Verbrechens eingebracht hat, in die Heimat zurückkehrt, wird er von der Tochter barmherzig aufgenommen und bis zu seinem Tode gepflegt. Die traurigen Schicksale Norden's, seiner Tochter und des liebenswürdigen und lebensfrischen Arnold sind ohne jegliche moderne Sentimentalität geschildert; dennoch ergreifen sie tief, weil die Darstellungsweise in Stimmung und Form mit dem derben, wenig zimperlichen Geiste jener Zeit harmonirt. Unwillkürlich sagt man sich, so und nicht anders konnten jene Ereignisse stattfinden, die Personen denken, fühlen und handeln, und diese Erkenntniß schlägt jegliche Sentimentalität nieder. Nur an einer Stelle — ich habe oben schon auf dieselbe hingedeutet — konnte der Autor der Versuchung nicht widerstehen, einer Person, dem Bürgermeister von Danzig, conjecturalpolitische Betrachtungen in den Mund zu legen, welche mit dem spätern Gang der deutschen und preußischen Geschichte merkwürdig übereinstimmen. Der Verfasser tritt hier persönlich hinter dem Rahmen der Erzählung hervor, um dem modernen Leser eine kleine Vorlesung über die Entwickelungsgeschichte Deutschlands zu halten. Dies ist aber verzeihlich, da es nur das eine mal geschieht und der Roman sonst so viel des Guten, Wahren und Schönen enthält. Es ist zu wünschen, daß der Verfasser die deutsche Literatur noch häufig mit culturhistorischen Romanen beschenken möge; in dem vorliegenden hat er eine glänzende Probe seiner Erzählungskunst auf diesem Gebiete abgelegt.

Auch in den „Brüdern Meienburg" von A. von der Elbe (Nr. 3) tritt ein schönes Erzählertalent zu Tage, welches bisjetzt noch nicht viel von sich reden gemacht hat. Außer einer Fortsetzung der unvollendeten „Chronika eines fahrenden Schülers" von Brentano hat A. von der Elbe, soviel ich weiß, nichts veröffentlicht. Der vorliegende Roman steht zwar als Kunstwerk nicht hoch, denn es fehlt ihm das Gleichmaß in der Composition; er führt aber dem Leser eine große Anzahl bewegter Scenen aus dem hannoverischen Volksleben während der Franzosenherrschaft und mehrere interessante Charaktere vor. Der Erzählung liegen Familienmemoiren zu Grunde, welche stofflich außerordentlich reich dotirt sein müssen; denn die farbenvollen originellen Bilder, die der Verfasser so anmuthig und anschaulich dem Gange seiner Erzählung einflicht, sind ihnen entnommen. Memoirenartig sind auch die Abenteuer der beiden Hauptfiguren aneinandergereiht. Der ältere Bruder Meienburg, welcher vor der Fremdherrschaft Amtmann war, glaubt später seinem Vaterlande und seinen Landsleuten am besten zu dienen, indem er in seinem Amte ausharrt und sich der französischen Behörde zur Disposition stellt, während der bedeutend jüngere Bruder, von patriotischem Feuergeist beseelt, sich den Schill'schen Scharen zugesellt, dem Tugendbunde beitritt und endlich in englische Dienste geht. Als englischer Offizier organisirt er das Schmugglerwesen an den Küsten der Nordsee, während sein Bruder als Polizeidirector von Hannover dem König Jérôme dient, dabei aber gegen die heimlichen Verschwörer Milde walten läßt. Dieser ältere Bruder interessirt am meisten. Im innersten Herzen Patriot, ist er doch Diener des Eindringlings; seine Redlichkeit erlaubt ihm nicht, seinen Herrn zu betrügen; er gibt sich uns als ein Charakter aus jener unglücklichen Zeit der Fremdherrschaft, wie er realer nicht gedacht werden kann. Die deutsche Literatur besitzt viele Romane und Erzählungen, welche sich mit der Fremdherrschaft beschäftigen; aber fast in allen sind die Helden und Heldinnen Revolutionäre und Verschwörer ad hoc, die von einem auch nur zeitweiligen Sichabfinden mit den Verhältnissen nichts wissen wollen. Und doch gab es zu jener Zeit Millionen guter und braver Menschen, die sich den jeweiligen Verhältnissen, weil keine Hoffnung auf Aenderung war, anbequemten und dadurch den schlimmsten Folgen der Fremdherrschaft vorbeugten. Zu ihnen gehörte auch Meienburg der Aeltere. Seine Gedanken, Gefühle und Thaten kommen uns Nachlebenden, die wir aus Geschichtsbüchern wissen, daß Napoleon's Regiment in Deutschland nicht allzu lange gedauert hat, bisweilen recht unpatriotisch vor, und häufig sind wir nahe daran, ihm unsere Sympathie zu entziehen; aber schon einige Seiten später bitten wir wieder um Verzeihung. Der Verfasser hat es verstanden, uns den trostlosen Jammer, die hoffnungslose Verzweiflung in den hannoverischen Landen so tief einzuprägen

und so anschaulich zu machen, daß wir von dem Polizeidirector und spätern Präfecten Meienburg, welcher überdies kein Held im romanhaften Sinne sein soll, eine divinatorische Sehergabe nicht verlangen. Er konnte ja nicht vorhersehen, wie alles kommen würde, und opferte sein äußeres Ansehen und die Achtung seiner patriotischen Freunde auf, um seinen Landsleuten die gegenwärtigen Verhältnisse einigermaßen erträglich zu machen. Das ist auch eine heldenhafte That, welche dreist den kühnen Revolutionsversuchen eines Schill, Dörnberg u. s. w. zur Seite gestellt zu werden verdient.

Was nun den eigentlichen Inhalt der Abenteuer des ältern und des jüngern Meienburg betrifft, so verweise ich den Leser auf das Buch selbst. Sie sind bunt, bewegt, oft ganz unglaublich, und doch verbürgt der Autor die Wahrhaftigkeit derselben. Das Volksleben in der Stadt Hannover, die Stimmungsbilder aus den Kreisen der heimlich grollenden Patrioten, das französische Soldatenleben, das häßliche Treiben Einheimischer und Fremder am Hofe Jérôme's in Herrenhausen, die heimliche Flucht Verdächtiger und Conscribirter, die Spionage, das Schmuggelwesen und alle jene absonderlichen Erscheinungen, welche die unruhige Zeit mit sich brachte, treten in dieser Erzählung in bunter Reihe auf, und niemals ermüdet das Interesse des Lesers. Die vortrefflich gezeichneten Charaktere, welche sämmtlich mehr oder weniger historisch beglaubigt sind, und auch die schalkhafte Komik, welche den absonderlichen Situationen und Verhältnissen bisweilen beiwohnt, regen immer aufs neue an. Es ist wol selten eine Erzählung erschienen, in der so wenig „Dichtung" vorkommt und die dennoch die Neu- und Wißbegierde gleich dem besten Roman in steter Spannung hält.

Ein historischer Roman, dessen Stoff ebenfalls Memoiren und persönlichen Erinnerungen des Verfassers entnommen, ist die zeitgeschichtliche Erzählung „Die Völker in Waffen" von Baron Persiani (Nr. 4), ein Werk, welches nach völliger Vollendung große Dimensionen aufweisen wird. Wir besprechen hier zunächst den ersten Band der ersten Abtheilung: „Das Kreuz von Savoyen." Ein abschließendes Urtheil läßt sich selbstverständlich über denselben noch nicht fällen. Der Verfasser, welcher sehr gut zu erzählen weiß und in der Coulissenwelt der hohen und niedern Politik heimisch zu sein scheint, beginnt fast in jedem Kapitel eine andere Erzählung, deren Fortsetzungen später ineinanderlaufen sollen. Der rothe Faden in dieser ersten Abtheilung ist die Geschichte der Entwickelung Italiens zur Einheit. Garibaldi, Victor Emanuel, Napoleon und andere mehr oder weniger berühmte politische Persönlichkeiten treten handelnd auf und gewinnen in der Schilderung des Verfassers an pikantem Interesse. Sehr farbenvoll und lebhaft sind die Schilderungen aus dem Lagerleben der Garibaldi'schen Freischar, aus dem Hofleben Napoleon's in Compiègne und der intimen Hofatmosphäre des galanten Victor Emanuel. Das Treiben der Banditen im Kirchenstaate, die Jesuitenintriguen ebendaselbst, sowie die abenteuerlichen Schicksale einiger Personen, welche der Verfasser im Interesse des Romans aus freier Phantasie hinzudichtet, sind effectvoll ausgebeutet worden. Das Werk ist sehr groß angelegt, und wenn es auch keine ernsthaften politischen Enthüllungen bringen wird, so dürfte es doch reich werden an sensationellen und pikanten Details aus der politischen Welt. Der vorliegende erste Theil berechtigt in dieser Beziehung zu den besten und weitgehendsten Erwartungen.

Eine kleine dürftige Fabel steckt in der sehr umfangreichen Novelle „Die Brüder", von Hugo Dinckelberg (Nr. 5). Es kostet Mühe, sich durch das Buch durchzuarbeiten, zumal die Personen, mit deren Schicksalen sich die Erzählung beschäftigt, wenig interessant sind. Fast lauter höchst tugendhafte und wohlwollende Militärpersonen, einige in der Charakteristik sehr blaß gehaltene junge und alte Damen reden viel untereinander, handeln aber desto weniger. Und doch ist die Fabel nicht übel ersonnen. Ein junger Gutsbesitzer, der im Kriege 1866 verwundet wurde und in Teplitz zur Cur weilt, lernt auf einem Spaziergange ein junges Mädchen kennen, ohne dessen Namen und ständigen Wohnsitz zu erfahren. Als er sich danach erkundigen will, verschwindet die holde Erscheinung aus seinem Gesichtskreise. Einige Jahre später verlobt sich der ältere Bruder des Gutsbesitzers, ein Oberstabsarzt, und ladet seinen Bruder zum Verlobungsfest ein. Dieser kommt und erkennt in der Braut das von ihm heißgeliebte Mädchen aus Teplitz. Tableau! Die Braut liebt eigentlich den Jüngern, will ihren Bräutigam, der heftig erzürnt auf seinen Bruder ist, jedoch aus Ehrgefühl nicht verlassen. Schließlich tritt dieser aber doch zurück, als im Kriege 1870 der jüngere Bruder, auf den Tod verwundet, seiner Pflege übergeben wird. Während der Reconvalescenz sprechen sich die Brüder aus; der ältere entsagt, der jüngere führt die Braut heim. Wenn es dem Verfasser gelungen wäre, den drei Hauptpersonen interessante und psychologisch vertiefte Charaktere zu verleihen, hätte die Novelle sehr spannend werden können, aber sowol die Brüder als auch die Braut sind brave Durchschnittsmenschen von der gewöhnlichsten Romansorte. Außerdem wird der langsame Gang der Handlung von einer Fülle langweiliger Details gehemmt, sodaß die Neugier auf die Katastrophe, welche ein so gemüthliches Ende nimmt, bald erlahmt.

6. Rübezahl. Roman von Ernst Pasqué. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1881. 8. 7 M. 50 Pf.

Dieser Roman ist eine Märchenerzählung, in welcher der „Geist der Berge" in höchsteigener Person die Hauptrolle spielt, guten und braven Menschen Glück und Segen bringt, die schlechten aber in unbarmherziger Weise straft. Der Verfasser hat seiner reichen Phantasie die Zügel schießen lassen und tummelt den Pegasus gar lustig im lustigen Märchenreiche. Die phantastischen Schilderungen, welche sich an die Volkssagen und die Musäus'schen Rübezahlgeschichten anlehnen, sind bisweilen etwas gekünstelt,

aber es geht ein Hauch der Poesie durch dieselben, welcher angenehm erfrischt. Auch eine Moral enthält dieses Kunstmärchen, die altbackene treuherzige Warnung, daß der Mensch sein Glück nicht im Reichthum und materiellen Gewinn, sondern in der Liebe suchen soll. Ein Magister, welcher den Stein der Weisen sucht, um gleich einem Prinzen leben zu können, wird in Rübezahl's Zucht genommen und macht denn auch gute Fortschritte in der moralischen Erkenntniß. Einige Liebespaare müssen bittere Prüfungen bestehen, bewähren sich aber als brave Menschen, die schließlich reich belohnt werden. Trotz der phantastischen Handlung nimmt man an derselben ein lebhaftes Interesse. Pasqué weiß interessant zu erzählen. Dieses neue Werk desselben wird seinen vielen Verehrern willkommen sein, obgleich es nicht das Beste ist, was er geschaffen hat.

7. Im Spiegel. Roman von Emile Erhard. Stuttgart, Hallberger. 1881. 8. 4 M.
8. Lebensräthsel. Roman von E. Juncker. Berlin, Janke. 1880. 8. 3 M.
9. Auf der Rümmingsburg. Roman von Marie Widdern. Berlin, Goldschmidt. 1880. 8. 4 M. 50 Pf.

Der Roman „Im Spiegel", von Emile Erhard (Nr. 7), ist, soviel ich weiß, ein Erstlingswerk und verdient als solches Beachtung. Ein frischer Hauch, noch nicht angekränkelt von dem pikanten Raffinement schnellproducirender Romanlöwen, weht durch die Erzählungsweise, welche sich dem Stoffe ungezwungen anschmiegt. Auf schönklingende Phrasen und langathmige poetisirende Schilderungen läßt sich der Autor nicht ein; er versetzt den Leser sofort in medias res, wirft ihm ein psychologisches Geheimniß hin und macht sich dann an die Arbeit, den Schleier langsam zu lüften, und zwar in so geschickter Weise, daß selbst erprobte Romanleser das Buch nicht eher aus der Hand legen werden, als bis sie es ausgelesen haben. Die Schilderung der mannichfachen Personen und Situationen, die alle der adelichen Gesellschaft und deren Lebensgewohnheit angehören, ist sehr realistisch gehalten und nichts weniger als schmeichelhaft; denn die anscheinend geistreichsten und charaktervollsten Personen kommen am schlimmsten weg. Das erwähnte psychologische Geheimniß betrifft die für Fernerstehende ganz unverständliche Freundschaft zwischen der Gräfin Myra, einer schönen sanftmüthigen und gutherzigen Hofdame, und der Baronin Urika Edelsberg, einer geborenen Ungarin, die das Wesen einer Schlange hat und durch Zaubermittel die schöne Myra an sich gefesselt zu haben scheint. Man erfährt, ehe die eigentliche Erzählung beginnt, daß die Baronin auf eine schändliche Weise der armen Myra den Bräutigam abspenstig gemacht hat. Im weitern Verlauf raubt sie ihr auch den Freier, welcher der kaum Getrösteten neue Liebe eingeflößt hat; es scheint aber, als ob alle diese Bosheiten das Herz der armen Myra nicht brechen können, sie bleibt vielmehr die treue Gefährtin und Freundin der Baronin. Es ist dem Verfasser nicht gelungen, dies eigenthümliche Freundschaftsbündniß psychologisch vollkommen anschaulich zu machen; wie es scheint, legt er demselben eine Theorie der magnetischen Seelensympathie zu Grunde, die nicht jedem Leser verständlich sein dürfte. Das ist sicherlich eine Schwäche der Erzählung, welche aber in Bezug auf die Spannung der Neugier des Lesers gut ausgenutzt ist, weil man bis zum Schluß auf die Lösung des Problems hofft. Diese Schwäche sowie manche andere wird jedoch ganz in den Schatten gestellt durch einen Vorzug, welchen unter hundert Romanen oft kein einziger hat: der Charakter der Urika ist originell, lebensvoll und so außerordentlich interessant, daß man seinetwegen auch Unbedeutendes gern mit in den Kauf nimmt. Gleich bei der Einführung dieser Frau — der Verfasser, welcher in erster Person erzählt, erblickt sie im traulichen Gespräch mit der Freundin im Spiegelbilde (deshalb der Titel) — wirkt der Eindruck fascinirend. Man gewinnt sofort ein mit Grauen und Neugierde gemischtes Interesse für diese Dame, welche in der Schilderung des Verfassers eine plastische Lebendigkeit annimmt. Wer ist dieses Wesen? Was will sie? Das sind die Fragen, welche auf den Leser einstürmen und beantwortet sein wollen. Nun, die Baronin Urika ist ein in den Salonkäfig der aristokratischen Gesellschaft eingefangenes Naturkind, das wild und ungeberdig an den Stäben des Käfigs rüttelt, dann wieder still und anscheinend sanftmüthig wird, um bald darauf aufs neue in lodernde Flammenwuth auszubrechen, eine Teufelinne, die, auf fremden Boden verpflanzt, in ihren elementarsten Gefühlen betrogen worden ist und nun gegen Gott und Welt Sturm läuft. In ihrer äußern Erscheinung ein Weib von bestrickender Schönheit, in ihren Handlungen widerspruchsvoll und für die Nächststehenden fast räthselhaft, gleicht sie in der That einer farbenschimmernden Schlange, die mit dem Blick ihrer Augen zu bezaubern weiß. Dieser seltsame Charakter steht in der Mitte der Erzählung, und um ihn dreht sich die Handlung, welche an sich wenig bedeutende und originelle Momente darbietet. Man vergißt dies aber, weil der Autor auch den unbedeutendsten Reden und Thaten der Baronin einen dämonischen Reiz verliehen hat, dessen Einfluß sich niemand entziehen kann. Neben ihr erscheinen alle andern Figuren des Romans conventionell, trivial und abgeblaßt, auch der gute duldende Engel, Gräfin Myra, welche weniger unsere Bewunderung als vielmehr unser Mitleid erregt. So ist denn dieser Roman das Charakterbild einer eigenthümlichen und zugleich bedeutenden Frau, die an geistigem Werth ihre Umgebung himmelhoch überragt. Alles übrige, was in ihm erzählt und geschildert wird, dient diesem Bilde nur zur wirksamen Folie. Der Autor hat in der Charakterschilderung der Baronin ein großes Talent verrathen, welches zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, da es bereits von allen phantastischen Neigungen geklärt ist und sich streng auf dem Boden der Wirklichkeit bewegt.

Von realistischer Tendenz ist auch der Roman „Lebensräthsel", von E. Juncker (Nr. 8). Diese Tendenz macht

sich in wohlthuender Weise in der novellistischen Behandlung der socialen Contraste und Conflicte, welche durch Standesunterschiede und Verschiedenartigkeiten in der religiösen Denkweise hervorgerufen werden, bemerkbar. Die Verfasserin hat es verschmäht, idealistische Principienhelden und Heldinnen nach subjectivem Geschmack aufzuputzen, sie schildert vielmehr Menschen, einfache Menschen mit Tugenden und Schwächen, welche durch angeerbte und anerzogene Meinungen und Vorurtheile miteinander in heftige Conflicte kommen. Da haben wir den leidenschaftlichen jungen Edelmann Günther, der adelich fühlt und freigeistig denkt und in einem Augenblick aufflammender Leidenschaft die junge, etwas verzogene Tochter eines bürgerlichen Millionärs zur Gemahlin nimmt. Die Charaktere stimmen durchaus nicht zueinander. Seine Leidenschaft droht zu erkalten, und ihre Liebe erlischt fast, als sie den Gatten atheistisch reden und schlimmer noch handeln sieht. Bittere Erfahrungen machen die junge Gattin fast zur Betschwester; aber zur rechten Zeit treten Ereignisse ein, welche den verfeindeten Ehegatten die Augen öffnen, in neuerwachter Liebe finden sich die Herzen, und die extravaganten Ansichten und Gefühle werden beiderseits ohne Schmerz dem gemeinsamen Glück geopfert. Ein Liebesverhältniß zwischen der Schwester Günther's, Elisabeth, und dem jungen Seemann Willy wird ebenfalls durch Standesvorurtheile beunruhigt. Die stolze Edeldame wird von Liebe zu dem Bürgerlichen verzehrt und sucht sie lange Zeit zu bekämpfen, bis sie einen willensstarken Entschluß faßt und dem Geliebten zum ewigen Bunde die Hand reicht. Sonderbar berührt der tragische Schluß dieser Liebesgeschichte: der junge Ehemann wird für ein geringes Pflichtversäumniß hart genug bestraft; er stirbt bei dem Versuch, die schlimmen Folgen desselben zu verhindern. Meiner Meinung nach hätte einem fernern glücklichen Zusammenleben der beiden Ehegatten nichts im Wege gestanden. Weder Schuld noch unüberwindliche Hindernisse motiviren den tragischen Schluß. Noch mehrere Personen, die für und wider verschiedene Weltanschauungen Partei nehmen, greifen handelnd in die Fabel des Romans ein. Der freisinnige protestantenvereinliche Pfarrer Dossow, der pietistische Prediger Friedmann, der derbe materialistisch gesinnte Arzt Jessien und die cynisch-sinnliche Baronin von Massow, der böse Engel Günther's, sind realistische Figuren aus dem Leben, mit zahlreichen individuellen Zügen ausgestattet, keine Principienreiter, welche in Romanen als sogenannte „Träger von Ideen" die Bewunderung der Leser beanspruchen. Unparteiisch hat die Verfasserin jeder Person die ihr zukommenden Tugenden und Fehler zuertheilt, und zwar in so glücklicher Mischung, daß wir allen Interesse entgegenbringen müssen. Da die Fabel des Romans originell erfunden ist, die Fäden desselben mit kräftiger Hand fortgeführt werden und die Sprache der Verfasserin eine edle ist, welche niemals Trivialitäten huldigt, so kann man „Lebensräthsel" wohl zu den besten Erzeugnissen zählen, welche die belletristische Literatur in neuerer Zeit geboten hat. Auch der Titel ist gut gewählt, insofern der Roman Verhältnisse schildert, wie sie das Leben tausendfach hervorruft, die aber Fernerstehenden, welche nicht in die Seelen der Menschen blicken können, dennoch räthselhaft erscheinen.

Weniger bedeutend sowol in Erfindung der Handlung als auch in der Charakteristik ist der Roman „Auf der Rümmingsburg", von Marie Widdern (Nr. 9); doch läßt sich nicht leugnen, daß derselbe flott und spannend erzählt ist. Dem beliebten Thema der Erbschleicherei hat die Verfasserin einige neue, nicht uninteressante Variationen entlockt, die durch sentimentale und tragische Effecte auf Gemüth und Herz der Leser wirken. Die „bösen" und die „guten" Menschen sind zwar in ihren allgemeinen Gattungseigenschaften bisweilen etwas zu derb gezeichnet, entbehren jedoch nicht vollständig der individuellen Charakteristik, sind nicht durchaus nach der gewöhnlichen Romanschablone gearbeitet. Originell gezeichnet ist besonders eine junge emancipirte Edeldame, die von dem Vater wie ein Knabe erzogen wurde, endlich aber durch den Geliebten zur holden Weiblichkeit bekehrt wird. Der Roman täuscht den Leser in angenehmer Weise über ein paar müßige Stunden hinweg.

10. Stille Geschichten. Von Karl Emil Franzos. Dresden, Minden. 1881. 8. 5 M.

Wie alle Erzählungen von Karl Emil Franzos, die sich so schnell in der Gunst des Publikums eingebürgert haben, bieten auch die vorliegenden eine große Auswahl origineller Charaktere in sorgfältiger realistischer Schilderung. Diese „Stillen Geschichten" sind meist biographischer Natur. In jeder derselben macht der Autor uns in kurzen, aber bedeutungsvollen Worten mit dem Helden oder der Heldin einer Erzählung bekannt, sodaß sie unserm Herzen sofort nahe rücken und wir an ihren, wiewol an sich unbedeutenden Schicksalen lebhaften Antheil nehmen. Ob er uns die seelischen Qualen eines Pseudodichters, der unglücklicherweise den Namen Friedrich von Schiller führt, darstellt, oder die Schicksale eines unbekannten Dorfpfarrers erzählt, dessen Untergang eine echte wahre Liebe herbeiführt; ob er einen unglücklichen betrogenen Ehemann in ergreifender Weise vor unser inneres Auge zaubert, oder unser Herz das Elend eines hartgeprüften steirischen Bauern mitfühlen läßt: überall fühlen wir echt menschlich, lachen mit den Lachenden, weinen mit den Weinenden, ohne es später zu bereuen; denn wir haben gute und brave Menschen kennen gelernt. Franzos' Schriftstellergemüth neigt ein wenig zum Pessimismus; er schildert dort am lebhaftesten und anschaulichsten, wo es den Kampf des ohnmächtigen, aber guten Menschen mit dem harten Schicksal gilt, bis jener schließlich entsagungsvoll die Waffen streckt. Jede seiner Geschichten ist eine „stille" Anklage gegen die „allgütige Vorsehung", wenn er auch keineswegs immer rückhaltslos die Partei der Besiegten nimmt.

Er weiß nicht nur die Stärken, sondern auch die Schwächen in den Charakteren seiner Helden zu schildern, aber seine letzte Moral bleibt doch immer: Hüte dich vor der Sünde; wer ihr nur den kleinen Finger gegeben, verfällt ohne Gnade dem launischen Richterspruch der Tyche! Und sündigen wir nicht alle?!

Oskar Liecke.

Die neueste Dichtung von A. von Schack.

Die Plejaden. Ein Gedicht in zehn Gesängen von A. F. Graf von Schack. Stuttgart, Cotta. 1881. 8. 3 M.

Die dichterische Thätigkeit des Grafen von Schack ist von mir sowol in „Unsere Zeit" wie in d. Bl. bereits mehrfach einer eingehenden Würdigung unterzogen und zu gleicher Zeit dabei bemerkt worden, daß die poetischen Schätze des Genannten mit den besprochenen Werken keineswegs erschöpft seien, daß er vielmehr noch vieles Unedirte, aber völlig Druckfertige im Pulte berge, und daß seine Productionskraft noch fortwährend mit der Ausführung neuer Pläne beschäftigt sei. Einen erneuten Beweis für die letztere Behauptung bietet die vorliegende Dichtung, welche, soviel mir bekannt, zum größten Theile während eines vorjährigen Winteraufenthalts in Venedig entstanden ist. Dieselbe ist epischer Natur und kann ein Roman in Versen auf historischem Hintergrunde genannt werden. Die Zeit, in welcher sie spielt, ist die der Schlacht von Salamis unmittelbar vorausgehende, und eben jener welthistorische Kampf bildet den krönenden Abschluß des Ganzen. In dem richtigen Bewußtsein aber, daß in einem historischen Romane, mag derselbe in Prosa oder in Versen geschrieben sein, nicht eine historische Hauptperson, sondern eine nebensächliche oder ganz erdichtete Figur die Hauptrolle spielen und im Mittelpunkte der Dinge stehen muß, hat Graf Schack den aus der Geschichte nicht bekannten jungen Athener Kallias in den Vordergrund seines Werks gestellt. Kallias ist von seinem Vater nach Kleinasien geschickt worden, um ein Bündniß der dortigen Griechen mit denen des Mutterlandes und einen allgemeinen Kampf gegen die Perser anzubahnen, und die Schicksale, welche er auf dieser Fahrt bis zur Schlacht von Salamis erleidet, bilden den wesentlichen Inhalt des Buchs. Er kommt zunächst in Kleinasien zum Athener Phanor, einem Freunde seines Vaters, um ihm ein Schreiben von diesem zu überbringen. Phanor hat als Kampfgenosse und Freund des Miltiades an der Schlacht von Marathon theilgenommen, ist später — wie Miltiades nach der Expedition gegen Paros, und wie dieser unschuldig — des Verraths angeklagt worden und hat sich der unverdienten Bestrafung durch die Flucht zum Perserkönig entzogen, dessen ganz besonderer Liebling und Vertrauter er wurde. Phanor nimmt den Sohn seines athenischen Freundes Drimakus natürlich freundlich auf, und in der Tochter desselben, Arete, lernt Kallias ein Wesen kennen, welches seine ganze Seele gefangen nimmt. Phanor, welcher die geheimen politischen und kriegerischen Absichten Kallias' merkt und, die persische Macht kennend, nicht an die Möglichkeit eines glücklichen Kampfes gegen dieselbe glaubt, warnt den kühnen begeisterten Jüngling, und dieser, welcher von der Verwirklichung seiner freiheitlichen Ideen nicht lassen kann, sieht sich dadurch in einen eigenthümlichen Conflict gebracht zwischen seiner Liebe zum Vaterlande und seiner Liebe zu der Tochter des Perserfreundes. Vorläufig werden seine weitern Schritte durch die erstere bestimmt, indem er in ihrem Interesse, und um seine durch sie bestimmten Ideale zu verwirklichen, nach Sardes aufbricht. Auf dieser Fahrt findet er Gelegenheit, einem auf der Jagd von Räubern angefallenen vornehmen Perser Namens Nabarzanes das Leben zu retten; er wird aber dabei selbst verwundet und verliert längere Zeit mit seiner Wiederherstellung in der Pflege des geretteten Persers. Nachdem dieser ihm noch einen Siegelring geschenkt und sich anheischig gemacht hat, ihm in jeder Gefahr, wenn er könne, hülfreich zu sein, zieht Kallias von dannen. Sich dem Nabarzanes durch diesen Siegelring in Erinnerung zu bringen, findet er sehr bald Veranlassung; denn die Befreiungsversuche der kleinasiatischen Griechen in ihrer Isolirtheit mislingen, und Kallias wird gefangen und in den Kerker geworfen. Nabarzanes, zu welchem er einen Boten sendet, will ihn nur dann befreien, wenn er verspricht, nicht mehr gegen Persien zu kämpfen. Doch da Nabarzanes den Aufstand der Griechen für vollkommen niedergeworfen hält, und da seine in Kallias verliebte Schwester für diesen bittet und ihren Bruder an die frühere Lebensrettung erinnert, so gibt der Perser dem Griechen die Freiheit auch ohne das geforderte Versprechen. Kallias sucht nun im Verborgenen und auf geheimen Wegen vor allem zu Phanor und dem Gegenstande seiner Liebe (in der ihn die schöne Perserin nicht hat wankend machen können) zurückzugelangen, findet aber am Orte seiner Sehnsucht das Landhaus Phanor's in Trümmern und wähnt, derselbe sei, als Perserfreund, sammt den Seinen von den aufständischen Griechen erschlagen worden. Er weiß nicht und kann nicht wissen, daß Phanor nach Susa berufen ist, um im Auftrage Xerxes' den Oberbefehl gegen die europäischen Griechen zu übernehmen, daß derselbe aber, um nicht gegen sein Vaterland kämpfen zu müssen, angeblich zur Vorübung, gegen die Kappadocier gezogen, daß er dorthin seinen Sohn und seine Tochter mitgenommen hat und daß er in jenem Kampfe den Tod suchte. Kallias, welcher seine Liebe vernichtet glaubt, widmet sich nun ganz und gar dem Vaterlande, eilt nach Griechenland und schlägt die siegreiche Schlacht von Salamis mit. Hier

aber findet er unverhofft Arete und ihren Bruder wieder, welche von Phanor beauftragt sind, dessen Asche in der Heimat beizusetzen, und das Bündniß der beiden im befreiten und glücklichen Griechenland schließt das Gedicht.

Dieses ist das Grundgerüst und der thatsächliche Kern der Dichtung, mit dessen Wiedergabe natürlich an sich noch wenig gethan ist. Doch wird man auch aus dieser kurzen Inhaltsangabe schon ersehen, daß der Stoff durchaus glücklich und interessant erfunden ist. Und dieser Erfindung entspricht die nicht minder gelungene Composition. Dieselbe zeigt überall harmonische Rundung und symmetrische Gruppirung ihrer Theile, und namentlich ist das Gesetz der Steigerung, welche die Spannung des Lesers nie erlahmen läßt, in fortlaufender Progression bis zum Höhenpunkte der Schlacht von Salamis mit großer Meisterschaft durchgeführt, und auch auf diesem Höhenpunkte verliert sich der Dichter nicht in eine bloße Schilderung der genannten Haupt- und Staatsaction, da es nie Aufgabe des Dichters sein kann, Weltgeschichte in Verse zu bringen, sondern auch hier ist die dichterische Oekonomie durchaus die richtige, sofern die zunächst privaten Hauptpersonen der Dichtung stets im Vordergrunde bleiben und das Allgemeingeschichtliche nur die Folie für deren Schicksale bildet. Natürlich aber kann man sich leicht vorstellen, daß es einem Dichter wie Schack überhaupt nicht blos um die, wenn auch noch so virtuose Erzählung interessanter äußerer Begebenheiten, nicht ums bloße Fabuliren zu thun ist; vielmehr kam es ihm offenbar darauf an, das alte Hellas, für welches er stets begeistert gewesen ist, wie nicht minder den Orient in all seiner Pracht nochmals vor uns erstehen zu lassen, und neben dem eigentlich epischen Elemente liegt in dieser mehr geistigen und coloristischen Seite ein Hauptvorzug der Dichtung. Ein Buch wie dieses konnte in der Art, wie es vorliegt, eben nur Schack schreiben; denn nur jemand, welcher Griechenland und den Orient auf das genaueste aus wiederholter eigener Anschauung kennt, vermag diese Gegenden, wenn er sie zum Schauplatz einer Dichtung wählt, mit so satter Farbenpracht zu schildern, und nur jemand, welcher dem Geist des Hellenenthums stets so viel Verständniß entgegengebracht und denselben so tief in sich aufgenommen hat wie Schack, kann auf so befriedigende Art von Anfang bis zum Ende über eine Dichtung den Hauch jener edeln Einfalt und stillen Größe ausgießen, in welchen man seit Winckelmann das Wesen der Antike erkannt hat.

Und zu dem hiermit geschilderten Geiste der Dichtung paßt auch vortrefflich die gewählte Form. Dieselbe ist freilich keine antike — der antike Hexameter wäre sicher ein nur wenig passendes Metrum gewesen —, sondern Schack hat sich der fünffüßigen, zunächst der Literatur der Serben angehörigen, aber längst im Deutschen eingebürgerten Trochäen bedient. Dieser Vers legt dem Erzähler keinen allzu großen Zwang auf und kommt doch auf der andern Seite der Prosa nie zu nahe, bewahrt vielmehr im wesentlichen den Charakter jener ungekünstelten und doch würdevollen Schlichtheit, welcher dem vorliegenden Stoffe angemessen ist. Um den Vers etwas beweglicher zu machen, hat Schack statt des Trochäus mitunter den Daktylus eintreten lassen, und es wird ihm das ebenso wohl gestattet sein müssen, wie es bei den griechischen Tragikern hergebracht ist, im Trimeter statt des Jambus hin und wieder den Anapäst zu gebrauchen. Doch bleibt dann zu wünschen, daß die Kürzen des Daktylus von möglichst flüchtiger Natur sind, weil der Vers sonst doch etwas Stolperndes bekommt. Auch macht sich die Vertauschung des Trochäus mit dem Daktylus nicht an allen Versstellen gleich gut. Selbstverständlich ist auch, daß der Sinn nicht immer mit dem Versende abschließen oder dort eine (wenigstens durch ein Komma zu markirende) Pause machen kann; vielmehr ist ein Hinüberziehen der Verse im Interesse der Abwechselung und Mannichfaltigkeit durchaus wünschenswerth; zu vermeiden dürfte aber sein, daß das ganz eng Zusammengehörige, z. B. der Artikel und sein Substantiv, der Infinitiv und die Präposition „zu" u. s. w., auseinandergerissen wird, und in dieser Beziehung sind manche (bei einer Dichtung von 218 Seiten Länge allerdings nur verschwindend wenige) Verse in den „Plejaden" nicht ohne Anstoß.

Schließlich darf der Leser noch eine Erklärung des Titels „Die Plejaden" erwarten. Natürlich handelt es sich um das betreffende Sternbild, resp. um die von den Griechen unter diesem Bilde verehrten Gottheiten, und wenn dasselbe in der Dichtung auch keine ausgedehnte äußere Wirksamkeit entfaltet, so hat es doch um so wichtigere innere Beziehungen zu ihr, als seine stille Mahnung für das Schicksal des Haupthelden mehrfach ausschlaggebend ist, und als er namentlich am Wendepunkte seines Lebens, als ihn die schöne Perserin in ihre Netze ziehen will, durch den Glanz jenes Gestirns, dessen Schutze ihn sein Vater bei der Abreise empfohlen hat, auf dem richtigen Wege erhalten wird. So ist denn auch das von Julius Naue schön ausgeführte Titelbild: Kallias und Arete schauen, von Salamis heimkehrend, zu den Plejaden empor, ein durchaus sinnig und zweckentsprechend gewähltes.

Jedenfalls ist die Dichtung ein Werk, welches seinem Verfasser wie der deutschen Literatur Ehre macht, und man darf dieselbe um so freudiger begrüßen, als derartige Schöpfungen, die sich einer stilvollen Haltung befleißigen und von idealem Geiste getragen sind, bei dem in der Gegenwart stets mehr überwuchernden Realismus immer seltener werden, und als der Geist des Hellenenthums sogar im Bereich der Schulbildung von den sogenannten realen Disciplinen immer mehr in die Enge getrieben wird. Wer aber der Ansicht ist, daß die Verdrängung des Hellenenthums nur der Barbarei Vorschub leistet, der wird sich solcher Dichtungen freuen und ihre Lektüre jung wie alt empfehlen.

Albert Moeser.

Märchenliteratur.

Mären und Märlein aus Baden-Baden, herausgegeben von Franz Mallebrein. Rastatt, Hanemann. 1881. 8. 2 M.

Der Verfasser des vorliegenden Büchleins, der sich bereits durch seine „Murgthal-Sagen und Geschichten“ in vortheilhafter Weise bekannt gemacht hat, führt uns eine Reihe von schönen Sagen der weltbekannten Bäderstadt Baden-Baden und ihrer Umgebungen in poetischer Gestaltung vor. In frischem, volksthümlichem Tone, mit viel natürlichem Humor und ansprechender Darstellungsweise erzählt er die hübschen Mären und Märlein und zeigt auch erfreuliche Gewandtheit in der Vers- und Reimbehandlung.

Die erste Hälfte des Büchleins bietet einen poetischen Commentar zu den im Jahre 1843 von Götzenberger in Fresco ausgeführten vierzehn Sagenbildern an der badener Trinkhalle, die allen Besuchern Badens in Erinnerung sind. Die zweite Hälfte, ebenfalls vierzehn Nummern enthaltend, bringt sodann einige hübsche, weniger bekannte Sagen und Geschichten, darunter auch ein Gedicht auf Erwin von Steinbach und ein geschichtliches Bild: „Turenne's Tod bei Sasbach“. Unter den Gedichten der ersten Abtheilung zeichnen sich einige durch wirkungsvolle dramatische Behandlung aus, so „Keller's Kreuz“, „Burkard Beller von Yburg“, und insbesondere die „Geisterhochzeit auf Burg Lauf“; lobenswerth ist das gut getroffene historische Colorit in der „Gründung des Klosters Fremersberg“ und im „Grafensprung“. In den Gedichten der zweiten Abtheilung sprudelt insbesondere ein urwüchsiger Humor, so in „König Dagobert's Baderechnung“, im „Bippele von Baden“, im „Sinsheimer Bürgermeister“ u. a., während im „Friedhofskreuz zu Baden“ sich echt poetische Empfindung zeigt.

Möge das hübsch ausgestattete Büchlein sich auch in weitern Kreisen viele Freunde erwerben.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Ein sehr verdienstliches Buch ist A. Beljames' „Le public et les hommes de lettres en Angleterre (1660—1744)“. „Es zeigt“, sagt die „Saturday Review“, „eine außerordentliche Bekanntschaft nicht blos mit den großen Schriftstellern, sondern auch mit dem ganzen Umfang der leichtern englischen Literatur der Zeit. Beljames' Apparat von Anmerkungen, Citaten, bibliographischen Tabellen u. s. w. ist sehr ausgedehnt und bemerkenswerth genau.“ Kurz, seine Gelehrsamkeit sowie seine Urtheilsfähigkeit finden bei der genannten Wochenschrift die vollste Anerkennung.

— Tibulle Hamont hat in seinem „Dupleix“ diesem französischen General und Statthalter von Pondichéry eine specielle Studie gewidmet. Sie ist tüchtig und anziehend.

— In „Les Lois de l'histoire“ sucht L. Benloew in sehr gelehrter und interessanter Weise die Ansicht zu begründen, daß die Weltgeschichte in drei Perioden zerfällt, wovon die erste die Schönheit (Griechenland u. s. w.) (?), die zweite die Güte (die christliche Zeit bis zur Renaissance) und die dritte (die neuere Zeit) die Wahrheit zum Ideal hatte, beziehungsweise hat.

— „La bataille de Laon“ von A. Assolant ist im Stile von Erkmann-Chatrian, jedoch weit kräftiger, geschrieben; das Werk bildet aber seinem Tone nach nichts als einen Angriff auf Deutschland und die Deutschen. Der Angriff gelte natürlich in erster Linie den Zeitgenossen Blücher's, in zweiter aber oder implicite denen Moltke's, meint die „Saturday Review“.

— In „Le Tyrannicide en Russie et l'action de l'Europe Occidentale“ von M. Dragomanov spricht sich der bekannte Publicist zwar gegen den Meuchelmord der Fürsten aus, verlangt aber dagegen von den europäischen Mächten thätige Mitwirkung zur Herstellung besserer Zustände in Rußland, und zwar dadurch, daß sie politischen Flüchtlingen Asyl gewähren und deren Auslieferung verweigern. In seiner Beschwerde über die Haltung, welche die Presse, selbst die freisinnige, in den verschiedenen Staaten Europas gegenüber der russischen Frage beobachtet, ist auch die deutsche mit inbegriffen. Die Schrift zeichnet sich übrigens durch Klarheit und Wärme aus.

— Die Verlagshandlung der Gebrüder Henninger in Heilbronn unternimmt neben ihrer ähnlichen deutschen nun auch eine „Sammlung französischer Neudrucke“, von Karl Vollmöller herausgegeben. Als erste Nummer derselben liegt uns die von W. Knörich besorgte, mit Einleitung versehene und berichtigte Ausgabe von De Villiers' „Le Festin de Pierre ou le Fils Criminel“ in sehr guter typographischer Ausstattung vor.

— „Un Poeta Tedesco Amico dell' Italia giudicato della stampa Italiana“, mit Vorwort von Pietro Ardito, eine Zusammenstellung von Auszügen aus der italienischen Presse, deren Urtheil über Julius Schanz enthaltend, natürlich nur das günstigste, sei hier einfach erwähnt.

Hingegen sei „Letture di Archeologia Indiana“ von A. de Gubernatis als eine ebenso gelehrte wie neue und anziehend geschriebene Studie aufs wärmste empfohlen. Es werden hier die Sanskritstudien unserer Zeit aufs beste verwerthet und die Ergebnisse derselben den gebildeten Lesern zugänglich gemacht. Wie wir griechische, römische und in neuerer Zeit ägyptische und assyrische Alterthumskunde pflegen und Werke darüber besitzen, so hat nun der geschmackvolle Stilist und gelehrte Verfasser zunächst seinen Landsleuten eine kleine indische Alterthumskunde geliefert, die aber auch des Italienischen kundige Deutsche mit Nutzen und Vergnügen lesen werden.

Theater und Musik.

Am wiener Burgtheater kam ein Lustspiel „Der Anwalt“, von Triesch und einem anonymen Mitverfasser, zur Aufführung. Es war ein öffentliches Geheimniß, daß unter den drei Sternchen sich der Name Adolf Sonnenthal verbarg, der denn auch später selbst in die Bresche trat. Damit war an dem Burgtheater der Erfolg des Stücks gesichert.

— Das Trauerspiel von Richard Voß: „Die Patricierin“, ist von Klara Ziegler in ihr Gastspielrepertoire aufgenommen worden und am breslauer Lobe-Theater mit vielem Erfolg

in Scene gegangen. Da dies Drama auch im Buchhandel erschienen ist, so kommen wir nächstens auf dasselbe zurück. Wie der „Savonarola" desselben Dichters trägt es das Gepräge eines Talents von dramatischer Energie.

— „Die Karolinger" von Ernst von Wildenbruch sind jetzt auch am berliner Victoria-Theater in Scene gegangen. Das Trauerspiel findet bei der berliner Kritik warme Anerkennung, trotz einzelner berechtigter Ausstellungen. Das Lob, daß der Dichter die Schiller'sche Richtung vertrete, muß indeß wesentlich eingeschränkt werden. Er vertritt sie nur insoweit, als er das höhere historische Drama überhaupt pflegt. Doch seine Darstellungsweise ist der Schiller'schen entgegengesetzt, von knapper Energie, meist ohne warmes ausgiebiges Pathos und daher kaum geeignet, für die Charaktere Sympathie zu erwecken.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 21. October starb in Karlsruhe Johann Kaspar Bluntschli, der gefeierte Lehrer des Staats- und Völkerrechts, im dreiundsiebzigsten Lebensjahre. Er war ein Schweizer, am 7. März 1808 in Zürich geboren, studirte seit 1827 in Bonn und Berlin, war seit 1830 am Bezirksgericht in Zürich angestellt, wurde 1833 außerordentlicher, 1836 ordentlicher Professor an der Universität in Zürich und 1837 Mitglied des Großen Raths. Freisinnig konnte man seine damaligen Tendenzen nicht nennen. In der Affaire mit David Strauß trat er mit aller Entschiedenheit gegen den Philosophen auf. Seit dem Jahre 1844 zog er sich gänzlich von dem öffentlichen Leben in der Schweiz zurück. Im Jahre 1848 wurde er Professor in München und schloß sich hier der liberalen Partei an. Unzufrieden mit dem altbairischen Particularismus, folgte er 1861 einem Rufe nach Heidelberg. Es ist hier nicht der Ort, auf Bluntschli's zahlreiche wissenschaftliche Werke einzugehen; wir erwähnen nur sein „Allgemeines Staatsrecht" (4 Bde., 1868—69, 4. Aufl.), sein „Deutsches Privatrecht" (3. Aufl. 1864), „Das moderne Völkerrecht" (2. Aufl. 1872), „Das moderne Kriegsrecht" (1866) und das mit Karl Brater herausgegebene „Deutsche Staatswörterbuch" (11 Bde., 1857—70). Namentlich auf dem Gebiete des Völkerrechts hat Bluntschli die Bedeutung einer hervorragenden Autorität gewonnen. Als Publicist war er bis kurz vor seinem Tode unausgesetzt thätig und fast alle namhaften Zeitschriften konnten sich seiner Mitarbeiterschaft rühmen; stets war er bestrebt, wichtige Tagesfragen wissenschaftlich zu beleuchten.

— In Dresden starb am 22. October Hofrath Julius Pabst, der vor kurzem erst sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Beamter des Hoftheaters gefeiert hatte. Er war als feinfühliger Dramaturg besonders während der Intendanz des Herrn von Lüttichau eine Stütze der modernen Literatur und idealen Kunstrichtung. Als Dichter zahlreicher Festspiele und Prologe, die unter dem Titel „Festliche Glocken" (2. Aufl. 1881) gesammelt erschienen, zeigte er nicht nur gewandte Formbeherrschung, sondern bewährte auch diese auf höhere Ziele der Kunst gerichtete Gesinnung.

Bibliographie.

Abende in Medan. Eine Blütenlese von Erzählungen von E. Zola, G. de Maupassant, J. K. Huysmans, L. Hennique, H. Céard, P. Alexis. Deutsch von F. Wohlfaber. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 2 M.

Allenberg, D. v., Aus höheren Kreisen. Eine Novelle. Itzehoe, Nusser. 8. 2 M. 30 Pf.

— — Der Schwedenhof. Eine Erzählung. Itzehoe, Nusser. 8. 75 Pf.

Bernhardi, T. v., Friedrich der Große als Feldherr. 2 Bde. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 21 M.

Berlin, Aias. Eine dramatische Dichtung, frei nach Sophokles' gleichnamiger Tragödie. Hagen, Risel u. Comp. 8. 1 M. 20 Pf.

Bethge, R., Wirnt von Gravenberg. Eine literarhistorische Untersuchung. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 M.

Beyer, C., Wilhelm von Braumüller und Heinrich von Cotta. Zwei Thüringer Charakterköpfe. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 M.

Bird, Isabella L., Unbetretene Reisepfade in Japan. Eine Reise in das Innere des Landes und nach den heiligen Stätten von Nikko und Yezo. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen. Mit Illustrationen und 1 Landkarte. 1ster Bd. Jena, Costenoble. 1882. Gr. 8. 6 M.

Brackel, Ferdinande Freiin v., Am Heidstock. Roman. Köln, Bachem. 8. 4 M. 20 Pf.

Brinner, W., Geschichte des k. k. Pionnier-Regimentes in Verbindung mit einer Geschichte des Kriegs-Brückenwesens in Oesterreich, im Auftrage des Regiments-Kommandos bearbeitet nach Original-Quellen der k. k. Archive und Akten des Regimentes. 1ster u. 2ter Thl. à 2 Bde. Wien, Seidel u. Sohn. 1878 u. 1881. Lex.-8. 19 M. 20 Pf.

Bunge, R., Schauspiele. 1ster bis 3ter Bd. (Der Verschollene. Zerrissene Ketten. Nur ein Schauspiel.) Köthen, Schettler. 12. 2 M. 25 Pf.

Cramer, W., Liebe und Leidenschaft. Sociales Drama. Schlettstadt, Buchmann. 8. 1 M. 20 Pf.

Dürre, C. F., Dr. Chr. Eduard L. Dürre. Aufzeichnungen, Tagebücher und Briefe aus einem deutschen Turner- und Lehrerleben. Mit Porträt. Leipzig, Strauch. Gr. 8. 10 M.

Fleischmann, C., Optimistische Novellen. Kaiserslautern, Gotthold. 8. 1 M. 30 Pf.

Franzz, A., St. Odilia. Die Legende vom Leben und Wirken der heiligen Patronin des Elsasses. Nach den zehn Wandgemälden in der St. Odilienkapelle des Klosters St. Odilien dargestellt. Schlettstadt, Buchmann. 1880. Gr. 8. 1 M.

Giers, A., Hamlet. Große Oper (mit Ballet). Frei nach dem Französischen. Musik von A. Stadtfeldt. Bonn, Hochgürtel. Gr. 8. 1 M.

Gottfried, T., Lessing und Goeze. Dramatisches Zeit- und Charakterbild. Garding, Lühr u. Dircks. 8. 1 M. 20 Pf.

Grotthuß, Baronin Elisabeth v., Die Leibeigenen. Socialer Roman. Augsburg, Schmid. 8. 3 M.

— — Lucie. Erzählung. Augsburg, Schmid. 8. 50 Pf.

Grünhagen, C., Geschichte des ersten schlesischen Krieges, nach archivalischen Quellen dargestellt. 2ter Bd.: Bis zum Friedensschlusse von Breslau. Mit einem Plane der Umgegend von Chotusitz. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 5 M.

Haupt, R., Abgerissene Blätter zur Kunde vaterländischer Alterthümer in Wagrien. Plön. 1880. 4. 30 Pf.

Hellmann, F., Die Stellvertretung in Rechtsgeschäften. München, Th. Ackermann. 1882. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Hesse, A., Klippenmoos. Aus den frühesten Tagen deutscher Erhebung. Roman. 3 Bde. Berlin, Hadel. 8. 15 M.

Hohoff, W., Protestantismus und Socialismus. Historisch-politische Studien. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Linke, O., Milesische Märchen. Novellen und Geschichten aus Alt-Hellas. Leipzig, Reißner. 8. 5 M.

Moltke, M., Shakespeare's Hamlet-Quellen: Saxo Grammaticus (lateinisch und deutsch), Belleforest und The hystorie of Hamblet. Zusammengestellt und mit Vorwort, Einleitung und Nachträgen von R. Gericke herausgegeben. Leipzig, Barth. Gr. 8. 3 M.

Müller-Fraureuth, C., Die deutschen Lügendichtungen bis auf Münchhausen dargestellt. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 3 M.

Ortmann, R., Funfzig Jahre eines deutschen Theater-Directors. Erinnerungen, Skizzen und Biographien aus der Geschichte des Hamburger Thalia-Theaters. Mit 1 Porträt. Homburg, J. F. Richter. 8. 4 M.

Quid est veritas? Eine religiöse Entwickelung in Gedichten von Kleibel. Dresden, v. Grumbkow. 12. 1 M.

Rugo, A., Geschichte unserer Zeit von den Freiheitskriegen bis zum Ausbruche des deutsch-französischen Krieges. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 5 M.

Schmidt, K., Jus primae noctis. Eine geschichtliche Untersuchung. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 8 M.

Siemens, W., Gesammelte Abhandlungen und Vorträge. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten, 6 Tafeln und dem Porträt des Verfassers in Stahlstich. Berlin, Springer. Gr. 8. 14 M.

Scherr Thoß, A. Graf, Erinnerungen aus meinem Leben. Berlin, Paetel. 8. 3 M.

Storm, T., Der Herr Etatsrath. Die Söhne des Senators. Novellen. Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Sydow, Clara v., Novellen. (Was macht man auf Hohenstein? Dorette Rickmann.) Berlin, Paetel. 8. 4 M.

Tagebuch auf Reisen (Sicilien, Athen, Constantinopel), herausgegeben zu Gunsten des Basars für „the foreigners in distress" von einem „foreigner not in distress" (A. Wattenbach). London, Kolckmann. Br. 8. 20 M.

Thümmel, J., Vorträge über Shakespeare-Charaktere. Halle, Niemeyer. 8. 4 M.

Trenkle, J. B., Beiträge zur Geschichte der Umgegend Karlsruhes. I. Das Albthal. Ettlingen, Marxzell, Frauen- und Herrenalb. Karlsruhe, Gutsch. 8. 40 Pf.

Uhlmann, A., Kulturkampf-Novellen. 1ster Bd.: Ungetauft. Hagen, Risel u. Comp. 8. 3 M.

Virchow, R., Ueber die Weddas von Ceylon und ihre Beziehungen zu den Nachbarstämmen. Mit 3 Tafeln. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 8 M.

Vor den Wahlen. Von einem Nichtpolitiker. Berlin, Springer. Gr. 8. 80 Pf.

Wachenhusen, H., Die Gnädige. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 1882. 8. 9 M.

Weiser, K., Licht! Liebe! Leben! Gedichte. Leipzig. 1878. 12. 6 M.

— — Nero. Tragödie. Leipzig. Gr. 8. 3 M.

Wichert, E., Litauische Geschichten. Mit dem Porträt des Verfassers in Radirung. Leipzig, Reißner. 8. 5 M.

Anzeigen.

(Mit drei Beilagen: von Eduard Heinrich Mayer in Köln und Leipzig; August Nicol in Wiesbaden; Gustav Weigel in Leipzig.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 47. — 24. November 1881.

Literarische Unterhaltungen.

Ueber das Studium unserer Nationalliteratur.

Die Klage über geringe Kenntniß der Schätze unserer Nationalliteratur selbst bei denjenigen, welche sich zu den Gebildeten des Volks zählen, ist eine thatsächliche und allgemein begründete.

Es ist vielfach die Frage erörtert worden, wie diesem Uebelstande, der offenbar eine tiefe Schädigung der idealen Bildung unserer Nation nach sich zieht, abzuhelfen sei.

Die Literatur, die edelste Blüte menschlichen Geistes, stellt die Geschichte der Anschauungen und Gefühle eines Volks dar, sie ist ein hohes, ein nimmer versagendes Mittel zur sittlichen Erziehung des Menschengeschlechts.

Wir haben wiederholt, hier und an andern Orten, die Nothwendigkeit der Begründung eines Lehrstuhls für neuere Literatur an den deutschen Hochschulen dargethan, einer Professur, welche bei vorzugsweiser Berücksichtigung der neuern deutschen Literatur gleichzeitig auch die Literaturströmungen der übrigen Culturvölker der Neuzeit ins Auge faßt. Es ist eben gegenüber den lebendigen Beziehungen der Nationen untereinander und seitdem die Methode der vergleichenden Literaturforschung sich in Deutschland mit so vielem Glück Bahn gebrochen, jetzt kaum noch an der Zeit, die Geschichte unserer Nationalliteratur in einen Rahmen zu fassen, ohne nicht wenigstens auch in großen Zügen der Wechselwirkungen zu gedenken, in welchen sie zu andern Literaturen steht.*)

Daß die Creirung eines Lehrstuhls für neuere Literatur an jeder deutschen Universität eine zeitgemäße Forderung ist, daß sie die segensreichsten Folgen haben würde, darüber kann bei allen Denkenden nur Eine Stimme sein. Der Geschmack, die Bestrebungen unserer Zeit mit Bezug auf Kenntniß der Literatur sind vielfach in ungesunde Bahnen eingelenkt.

Auf die unsterblichen Schöpfungen unserer classischen Dichter sieht man vornehm herab, sie gelten für antiquirt. Aber die Romane der Tagesschriftsteller, welche die Sinne kitzeln, die seichten Erzeugnisse ephemerer Größen, sie werden verschlungen mit all dem Gift, das sie für Herz und Geist enthalten. Und unsere Theater? Sie sind leer und öde, sobald die Intendanz die Unvorsichtigkeit gehabt, ein Zeit und Mode überdauerndes Stück unserer besten Dichter zur Aufführung zu bringen. Aber sie bevölkern sich, ihre Kassen füllen sich bei den elenden Machwerken geschäftiger Eintagsfliegen.

Und findet sich jemand, der die Kenntniß der Nationalliteratur für ein wirkliches Erforderniß unserer Bildung hält, so vertieft er sich nicht in die Werke selbst, es ist ja eine reiche Literatur darüber vorhanden, die kann, die soll ihm alles bieten und ersetzen.

Die rege literarhistorische Forschung ist gewiß ein erfreuliches Zeichen der Gegenwart, aber sie artet, wie Moritz Carriere richtig sagt, in ein epigonenhaftes Alexandrinerthum aus, „wenn zu Dichtungen, die man nicht um ihrer selbst willen liest, die nur dem Gelehrten als Entwickelungsstufe zum Classischen von Bedeutung sind, auch die handschriftlichen, vom Verfasser verbesserten Lesarten hervorgesucht und abgedruckt werden, wenn die Unreife mit kritischer Peinlichkeit neu aufgelegt erscheint, wenn über Autoren dritter und vierter Ordnung dicke Bücher geschrieben werden“.

Nimmer, und wären sie noch so geistreich abgefaßt, werden literarhistorische Studien und Schriften die Lektüre der Dichterwerke selbst überflüssig machen, geschweige denn sie ersetzen können.

Wie aber ist nun der ungesunden Geschmacksrichtung, in der die Gegenwart befangen ist, abzuhelfen? Die Ant-

*) Ich gestatte mir, hier auf mein neuestes Werk zu verweisen: „Geschichte der Einwirkungen der deutschen Literatur auf die Literaturen der europäischen Culturvölker der Neuzeit“ (Leipzig, O. Wigand).

wort scheint schwer, und doch ist sie leicht gefunden. Die Jugend, bildungsfähig wie sie in der Hand des Lehrers ist, muß frühzeitig in die richtigen Bahnen gelenkt, in die reichen Schätze unserer Literatur eingeführt werden. Unsere höhern Lehranstalten, die Gymnasien und Realschulen, haben ihre Zöglinge mit unsern Literaturdenkmälern vertraut zu machen, natürlich von Stufe zu Stufe aufsteigend mit denjenigen, welche dem jedesmaligen Alter und dem Fassungsvermögen der Schüler angemessen sind.

Der deutsche Unterricht an unsern höhern Lehranstalten — darüber herrscht wol Eine Stimme — ist vielfach nicht von Resultaten begleitet, wie man sie von ihm zu erwarten berechtigt ist. Die Kenntnisse unserer Abiturienten in der Nationalliteratur sind gering, der Aufsatz zeigt nicht selten eine geistige Unreife, die zu beklagen ist. Mag die geringe Anzahl von Lehrstunden, welche dem deutschen Unterricht zugemessen sind, mag ein gewisser todter Formalismus, in welchem er sich hier und da bewegt, den Grund dieses Uebelstandes erklären: es ist immerhin ein Uebel von größter Tragweite für die gesammte Nation. Außer der eigentlichen stilistischen Durchbildung fehlt dem Schüler zumeist ein selbständiges Urtheil, ein, wenn auch nur gewöhnliches Maß eigener Ideen.

Wem von uns wird nicht noch der genossene sprachliche Unterricht mit seinem geistlosen Formalismus als abschreckendes Beispiel in der Erinnerung stehen, bei dem der Grammatik die alleinseligmachende Kraft zugesprochen wurde? Wen schmerzt es nicht noch heute, daß die Zeit, welche dem Kennenlernen der antiken Schriftsteller auf der Schule gewidmet sein sollte, so vielfach verloren gegangen ist mit dem Einüben grammatischer Spitzfindigkeiten? Was hat meistens der Gymnasialabiturient von dem Geiste der griechischen und römischen Autoren, was der Realschulabiturient — obschon wir hier ein günstigeres Ergebniß nicht leugnen können — von dem Geiste der französischen und englischen Schriftsteller und Dichter erfaßt? Es ist verschwindend wenig. Und doch liegt oder sollte hierin das erhebendste Ziel des Lehrers, der vornehmste Zweck unsers sprachlichen Unterrichts liegen.

In dem Umstande aber, daß beim sprachlichen Unterricht unserer höhern Lehranstatten das rein formale Element so vorzugsweise in den Vordergrund gestellt wird, liegt ein nicht unerheblicher Grund für den vorhandenen Mangel an Ideen bei dem Schüler und, wer möchte es leugnen, auch seiner ungenügenden stilistischen Durchbildung in der Muttersprache. Construction und Periodenbau, wie sie nur die fremden Sprachen kennen, kehren häufig in dem deutschen Aufsatz wieder. Bei dem Uebersetzen aus einer andern Sprache in die deutsche kommt es ja manchem Lehrer weniger auf ein gutes Deutsch als auf eine wortgetreue Wiedergabe des Textes an. Wie soll da der Stil des Schülers sich bilden? Verdoppeltes Gewicht ist daher auf den deutschen Unterricht zu legen. Fülle der Ideen, stilistische Durchbildung soll er dem Schüler geben. Beides ist allein durch ein schon in der Jugend beginnendes verständnißvolles Eindringen in die Schätze unserer Nationalliteratur zu erreichen.

Das Unglück des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870/71 hat die Franzosen gelehrt und zu der Einsicht gebracht, daß der Unterricht auf allen seinen Stufen, namentlich derjenige in den neuern Sprachen, der deutschen und der englischen, zu heben sei. Der neueste ministerielle Lehrplan für den deutschen Unterricht in den französischen Lyceen und Collegien lautet: Schon in der Vorklasse beginnt fortan der Unterricht in der Grammatik und die Lektüre von, dem Alter des Kindes (acht Jahre) angemessenen Lesestücken. In der achten Klasse werden ausgewählte prosaische und poetische Stücke, in der siebenten Krummacher's „Parabeln" gelesen. In der sechsten Klasse sollen Campe's „Robinson", Herder's und Liebeskind's „Palmenblätter" und ausgewählte „Märchen" von Musäus, in der fünften Klasse Niebuhr's „Griechische Heldengeschichte", der Brüder Grimm „Kinder- und Hausmärchen" und Andersen's „Märchen" den Gegenstand der Lektüre bilden. Für die vierte Klasse sind Lessing's „Fabeln" und „Minna von Barnhelm", ein Lustspiel von Benedix sowie Kotzebue's „Deutsche Kleinstädter"; für die dritte Klasse Goethe's „Campagne in Frankreich", Chamisso's „Peter Schlemihl", Auerbach's „Schwarzwälder Dorfgeschichten", Schiller's „Wilhelm Tell" und „Maria Stuart"; für die zweite Klasse Goethe's „Götz von Berlichingen", seine „Italienische Reise" und „Hermann und Dorothea", Schiller's „Wallenstein", lyrische Gedichte, „Abfall der Niederlande" und Hauff's „Lichtensteiner" zu Grunde zu legen. In der ersten Klasse schließlich sollen Lessing's „Hamburgische Dramaturgie", Goethe's „Tasso", „Iphigenie" und lyrische Gedichte, Schiller's „Braut von Messina", Lessing's „Laokoon" und der „Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller" sowie Herder's „Ideen zur Geschichte der Menschheit" und Schiller's „Aesthetische Aufsätze" gelesen werden.

Das ist der Lehrplan für den Unterricht in einer für die Franzosen fremden Sprache! Wir meinen, dagegen haben wir allen Grund, uns unsers Lehrplans für den Unterricht in der eigenen Nationalliteratur zu schämen. Wo beginnt der Literaturunterricht in unsern höhern Lehranstalten? In Secunda. Wo bleibt da für Prima die Zeit, „Goethe's Briefwechsel mit Schiller" zu lesen, dem keine andere Literatur etwas entfernt Aehnliches an die Seite zu setzen vermag.

Und noch ein Anderes! Seitdem die moderne Philologie sich in regem Wetteifer mit der classischen befindet, seitdem der Unterricht in der französischen und englischen Sprache eine hohe Stufe der Entwickelung erreicht hat, beginnt man mit Recht, die bisher benutzten Chrestomathien in den Lektürestunden durch die Autoren selbst zu ersetzen. Und im deutschen Unterricht?! Von der Sexta bis zur Secunda hinauf ist die Chrestomathie, das „Lesebuch", der einzige Berather, die Quelle aller Studien.

Glaubt man mit Hülfe eines solchen aus fragmentarischem Vielerlei bestehenden Lesebuchs Kenntniß, auch nur geringe Kenntniß unserer Nationalliteratur zu erzielen? Nie und nimmermehr! Schaffe man diese Bücher in dem deutschen Unterricht ab; Lesefibeln sind für die Volksschulen geeignet — in den höhern Lehranstalten gebe man dem Schüler beim deutschen Unterricht die Werke der Schriftsteller seines Volks in die Hand. Von Stufe zu Stufe wird sich das Material leicht ordnen lassen; richte man sich für eine solche Vertheilung des Stoffs meinetwegen nach dem französischen Lehrplan. Also schon auf der untersten Stufe unserer höhern Lehranstalten soll die planmäßige Einführung in die reichen Schätze unserer Literatur beginnen. Unter Fortschreitung vom Leichtern zum Schwerern wird so eine befriedigende Kenntniß erzielt werden, der Unterricht zu einem fruchtbaren sich gestalten. So wird dem Kinde schon frühzeitig die Liebe zu den Geistesschöpfungen seiner Nation eingeimpft, der Abiturient bringt ein tüchtiges, ein unerlaßliches literargeschichtliches Wissen von der Schule mit, die Liebe zum Studium der Literatur wird ihn nicht verlassen, er wird dasselbe auf der Universität fortsetzen, er wird als Mann sich nicht einer falschen und ungesunden Geschmacksrichtung gefangen geben. Und liegt es nicht nahe, daß bei einer solchen Einrichtung das Interesse an unserer Literatur in den weitesten Kreisen sich beleben, daß es sich auch der gehaltvollen Literaturströmung der Gegenwart zuwenden würde? Es ist unzweifelhaft. Der sittlich bildende Einfluß aber, welchen die Geistesschöpfungen unserer Dichter und Schriftsteller auf das Volk ausüben, wird es in Zeiten der Verirrung wieder zum reinen Ideal emporführen.

Otto Weddigen.

Reisebriefe und Städtebilder.

1. Reisebriefe eines Diplomaten, von Charikles. Wismar, Hinstorff. 1880. 8. 4 M.

Der Name des Autors ist pseudonym, doch gilt es als ein offenes Geheimniß, daß man den Verfasser und Herausgeber dieser Briefe in einem früher lange Jahre außerordentlich beliebten und auch bei Hofe durch seine glänzenden Gaben und liebenswürdigen Eigenschaften persona gratissima gewesenen Mitgliede des diplomatischen Corps in Berlin zu suchen hat, nämlich in Aristarchi Bei, vormaligem Botschafter der Hohen Pforte beim König von Preußen, respective beim Deutschen Kaiser. Aristarchi Bei ist kein Türke von Geburt und kein Muselmane, sondern ein Neugrieche und Christ; auch hat er den Bund fürs Leben mit einer deutschen Dame, einer preußischen Aristokratin, der Tochter des ersten Kriegsministers der „neuen Aera", des Generals von Bonin, geschlossen; und so lieb hat Aristarchi deutsches Land und deutsches Wesen gewonnen, daß er, noch in seinen besten Jahren sich befreiend vom diplomatischen Dienst, unter uns, in seiner zweiten Heimat für immer zu bleiben beschloß und nun in glücklicher Zurückgezogenheit und Muße seine Tage in einer ihm gehörenden Villa zu Biebrich am Rhein verbringt. Er lebt dort ausschließlich den schönen Wissenschaften und Künsten, die in ihm ebenso wol einen Mäcen wie einen selbst ausübenden Jünger besitzen.

Chronologisch umfassen die vier Partien dieser Briefe einen dreißigjährigen Zeitraum, und müßte eigentlich die letzte Partie des Buchs dasselbe eröffnen. Vor mehr als drei Decennien, noch vor 1848, wurden diejenigen Briefe geschrieben, welche die Seiten 231—319 des Buches füllen. Der erste datirt aus Wien, der letzte acht Wochen später aus Paris; sie entstanden auf der ersten Ferienreise des jungen deutsch gebildeten Diplomaten in spe, auf der er seine Tour die Donau aufwärts und sodann den Rhein abwärts nahm. Aus Köln schrieb er damals an eine Freundin in Preßburg:

> Von Marcus Agrippa gegründet, gelangte Colonia unter der römischen Herrschaft zur vollen Blüte. Hier faßte auch das Christenthum feste Wurzeln, wovon der Dom das schönste Denkmal bildet. Seit der versprochenen Einheit Deutschlands arbeitet man fleißig an der Herstellung dieser schwungvollsten aller gothischen Bauten. Vollendet wird der Dom als ein Wunderwerk dastehen!

Wohl mag in den Octobertagen des Jahres 1880 unser kunstsinniger, dem deutschen Genius mit seltener Vorliebe huldigender orientalischer Freund an diesen Jugendbrief beschaulich zurückgedacht haben. Wie er selbst schon früh deutsch empfinden und das Empfundene in deutschen Reimen sagen lernte, das mag ein mitten in die Briefe hineingestreutes und wol als eine zärtliche Botschaft gedachtes Liedchen uns zeigen:

Philomele.

Es flog ein lieblich Vögelein,
Die Nachtigall genannt,
Im Hegeland von Flur zu Hain,
Geliebt und wohlbekannt.

Doch einer nur, ein Jäger fein,
Der fand's gar wonniglich;
Er fing's in seine Schlinge ein,
Gewann sein Herz für sich.

Da ließ es gern die Flur, den Hain,
Flog mit ins Ungarland,
Wo es bei seinem Jäger fein
Die rechte Heimat fand.

In der Mitte des Buchs finden wir im Jahre 1850 den jungen Beamten „auf dem glühenden Boden Mesopotamiens". Von Bagdad macht er einen kühnen, gefahrvollen Ausflug oder Ausritt nach dem Thurm von

Babel. Wie die Natur, so ist bekanntlich auch die Geschichte dieser uralten mittelasiatischen Culturstation längst feststehend und unveränderlich geworden; für die noch heute zutreffende Wahrheit der farbenreichen und interessanten Schilderungen dieser Briefe kann daher ein seitdem vorübergegangener Zeitraum von dreißig Jahren nicht ins Gewicht fallen. Dies gilt vornehmlich auch von den weitern Briefen, die der diplomatischen Specialmission des Verfassers ins Perserland, bis Ispahan, ihren Ursprung verdanken. Hier lernen wir ihn als muthigen, gewandten und ehrlichen Staatsmann kennen, nicht blos dem „König der Könige" gegenüber, sondern auch im Verkehr mit den in allen diplomatischen Kniffen bewanderten Russen und Engländern. Das mag hier nur angedeutet sein, auch daß wir in dem spätern berliner Vertreter der Pforte schon einen ausgezeichneten Pferdekenner und Sportsman finden. Von der Lebensweise des Schah, die ebenfalls unveränderlich ist und in der er sich ja auch durch die gastliche Aufnahme im Schlosse zu Berlin nicht stören ließ, wollen wir aus dieser Partie der Briefe das folgende Geschichtchen mittheilen. Unser Autor weilt in der Nähe der Stadt Bürudschird, angesichts des Zeltlagers, welches der auf einer militärischen Lustreise befindliche Schah aufgeschlagen hat. Im Lichte des Mondes, welcher das schöne Land, das einst Semiramis sich zu ihren paradiesischen Gärten erkor, gar lieblich bescheint, sieht unser Freund eine Procession an sich vorüberziehen. Gefällig kommt sein Hauswirth, ein durch Betrieb der Baumwollencultur reich gewordener ehemaliger Tagelöhner, seiner Neugier entgegen und gibt ihm folgende Erklärung:

> Unserer alten Sitte gemäß führt man dem reisenden Schah das schönste Mädchen der Stadt zu. Ueberglückliches Bürudschird, wenn der Herrscher des Weltalls das auserlesene Geschöpf nach seinem Geschmacke findet! Mehrere erhabene Matronen besuchten alle Häuser, wählten das reizendste Mädchen, nahmen es sogleich in Beschlag und überliefern es nun der Behlide. Reichgeschmückt, doch dichtverhüllt, wird die Dargebrachte in feierlicher Deputation nach dem Wunderzelte geleitet. Dort empfangen sie die Eunuchen und stellen sie der Königin-Mutter vor. Besitzt sie die erwünschten Reize, so wird sie in die Zahl der beneidenswerthen Favoritinnen aufgenommen. Misfällt sie aber, so kehrt die Armselige ins älterliche Haus zurück. Niemals darf sie sich verheirathen.

So weit der persische Erzähler, der den unter solchen Umständen wol von uns allen getheilten Wunsch hinzufügt, daß der Liebesgott Suleika in seinen Schutz nehmen möge. Wir werfen schließlich mit unsern Lesern noch einen Blick in die erste Partie des Buchs; sie enthält Briefe aus Konstantinopel 1876 „an eine Freundin" (die Gattin). Wir möchten sie als den Schwanengesang bezeichnen, welchen die Türkei sich selbst durch einen ihrer besten vormaligen Unterthanen singt, wenngleich dieser auch derjenigen Nationalität angehört, die in der That, nach Gladstone's doch wol beachtenswerther Meinung, berufen scheint, die Erbschaft des größern Theils von dem der Türkei noch verbliebenen europäischen und kleinasiatischen Osmanenreiche anzutreten. Sehr wohlmeinend und auch echt staatsmännisch mögen andererseits die Vorschläge sein, welche der Diplomat a. D. in dem erst im April 1880 zu den Briefen geschriebenen Epilog unterbreitet, um vielleicht noch „den natürlichen Lauf der Dinge, wenn nicht zu verhindern, so doch zu lenken". Er macht sonst kein Hehl aus den trost- und aussichtslosen Zuständen der Türkei, welche schon vor der Katastrophe des letzten Kriegs mit Rußland herrschten, und wir erfahren darüber Vieles und Zuverlässiges durch ihn. Den Fürsten Bismarck nennt er den eigentlich „positiven" Politiker; mit dem Jahre 1870 habe die preußische Politik ein Räthsel zu sein aufgehört. Von dem später durch die wiener Reise des Fürsten herbeigeführten österreichisch-deutschen Bündnisse mochte er eine diplomatische Vorahnung haben, wenn er schrieb: „gern würde Bismarck der Verlegenheit entweichen, eine Wahl zwischen Rußland und Oesterreich zu treffen." Doch über Natur, Poesie und Kunst vergißt unser Autor oft genug und bereitwillig Politik und türkische Misstände. Viele schöne Schilderungen und Bemerkungen finden wir so aus jenen Gebieten, musikalische zumal über Liszt und Wagner, Mozart und Beethoven.

Noch einer aus der Zahl jener Auserwählten, wenn auch nicht immer Berufenen, über die nun einmal allenthalben ein gewisser politischer und vornehmlich ein gesellschaftlicher Nimbus sich breitet, noch einer aus dem Corps diplomatique, und zwar ebenfalls einer, der demselben activ nicht mehr angehört, hat auf den Tisch des Kritikers ein Werk seines Geistes und seiner Hand niedergelegt — eine literarische Bethätigung, daß wir es gleich sagen, von hohem Reiz und Interesse. Wir meinen die Schrift:

2. Bilder aus dem Leben in England. Von Ludwig Freiherrn von Ompteda. Breslau, Schottländer. 1881. Lex.-8. 7 M. 50 Pf.

Das splendid ausgestattete Buch hat als Titelbild die Ansicht des Schloßhofs von Windsor-Castle und trägt die Widmung an eine hohe Frau, deren Wiege in jenem Königssitze stand, und die somit Tochter des Landes ist, dessen Leben und Wesen den Inhalt der vorliegenden Bilder ausmacht, nämlich an die Kronprinzessin des Deutschen Reichs und von Preußen. Der Autor, Ludwig Freiherr von Ompteda, Sprosse eines alten niedersächsischen Adelsgeschlechts, dessen Söhne vielfach zu besondern Ehren in Diensten des vormaligen Königreichs Hannover gelangten, ist ein jetzt dreiundfunfzigjähriger Herr. Er war Rath im Finanzministerium Georg's V. und Geschäftsträger seines Monarchen in München und Stuttgart. Vermählt ist er seit 1866 mit Ada Freiin von Seckendorff-Aberdar, aus jener Familie, die zu ihren Gliedern auch den dienstthuenden Kammerherrn der Kronprinzessin sowie den Gouverneur und Reisebegleiter des Prinzen Heinrich zählt: persönliche Beziehungen sonach, die uns auch für ihren Theil jene Widmung erklärlich machen.

Mit dem Genügen, das eine hohe Bildung in sich selber trägt, spricht Herr von Ompteda sich für das literarische Schaffen zwar nur dilettantische Gaben zu, und liebenswürdig äußert er sich dann weiter:

Da ich im allgemeinen auf meiner bescheidenen Lebensreise kein schweres Bündel von Gelehrsamkeit mit mir trage, so darf auch der geneigte Leser in diesen Bildern tiefe Weisheit und hohen Gedankenflug nicht suchen. Ich bitte daher meine werthen Genossen auf unserer bevorstehenden Fahrt vor allem um gute Reiselaune und um verständnißvolle Nachsicht gegen den Reisemarschall, denn — um ein bekanntes, kluges Wort nachzubilden —: Ein jeder gibt nur, was er geben kann.

Wir glauben versichern zu können, daß gute Laune, hervorgebracht durch gewählte Lektüre, niemand bei diesem Buche abhanden kommen wird. Es unterhält vortrefflich, kann aber auch sehr nützen, wenn dem in Nachstehendem ausgesprochenen Wunsche des Verfassers Folge gegeben wird:

Vielleicht gelingt es mir sogar, einige meiner jüngern Landsleute zum eingehendern Besuche Englands und zu näherer Bekanntschaft mit dem Leben in England zu bewegen. Sie würden von dort ohne allen Zweifel einen reichern Schatz gesunder Anschauungen und praktisch föderlicher Lebenserfahrungen heimbringen als aus gewissen großen internationalen Vergnügungsanstalten Europas, in denen man sich zwar sehr angenehm zerstreut, aber nicht sammelt.

Um den allgemeinen Standpunkt der Auffassung des Verfassers zu kennzeichnen, sei es gestattet, aus dem Vorwort noch einige Sätze herauszuheben, die in ihrem Zusammenhang ein sehr anschauliches Bild und eine sehr verständige und gerechte Würdigung des englischen Nationalcharakters und der englischen Lebensgewohnheiten enthalten:

Es war mein Bestreben, das Leben unserer englischen Vettern von einigen neuen Seiten und auf einigen Gebieten vorzuführen, die — wie ich glaube — meinen verehrten Landsleuten im großen Ganzen weniger bekannt sind. Ich wählte dafür sowol Licht- als Schattenseiten, denn beide ziehen an und fesseln durch die Eigenartigkeit der englischen Entwickelung und durch die Großartigkeit der dortigen Lebensverhältnisse. Vor allem ist der in England vorwiegende Typus des tüchtigen Massenhaften uns Deutschen, die wir meistens in engern Verhältnissen leben, fremdartig und ungeläufig. Dieser Eindruck überwältigt uns daher regelmäßig, wenn wir Englands Boden zum ersten male betreten, und selbst auf die Dauer wirkt diese durchgängige tüchtige Massenhaftigkeit in allen Verhältnissen immer von neuem imponirend. Treten wir dann allmählich auch den Schattenseiten näher, so werden wir bald erkennen, daß die überwiegende Mehrheit der scharf ausgeprägten englischen Sitten und Unsitten naturgemäß aus löblichen und, namentlich für uns Deutsche, größtentheils nachahmenswerthen Eigenthümlichkeiten des Nationalcharakters entspringt; es sind natürliche Kehrseiten. Zu diesen Eigenthümlichkeiten rechne ich: die insulare Concentrirung auf sich selbst, verbunden mit einem klarsichtigen, unbefangenen, praktischen Nationalegoismus; den zuversichtlichen Respect vor sich selbst und die daraus kategorisch folgende ungeschminkte Einfachheit, Geradheit und Wahrhaftigkeit im geselligen wie im geschäftlichen Verkehr; die ruhige, stetige Umbildung aller Zustände durch den unzerrissenen Zusammenhang von Neu und Alt; den gesunden Conservatismus in der Sitte und in den äußern Lebensformen; die freie Behandlung und stetige Ausscheidung des Abgestorbenen, und zwar, ohne jede doctrinäre Systemmacherei, ohne alle springende Hast; die gesunde Abwesenheit aller kosmopolitischen Verschwommenheit und aller confessionellen Vaterlandslosigkeit — beide stets das Kennzeichen einer unfertigen Nation. Ferner müssen wir hierher den großen Grundsatz für alle öffentliche Thätigkeit zählen: die organisirte Selbsthülfe, welche alle allgemeinen Misstände, die Mängel der Gesetzgebung wie die Schäden der nationalen Moral, mit Zähigkeit und mit meistens langsamem aber desto nachhaltigerm Erfolge bekämpft. Mit am höchsten aber schätze ich in der englischen Nationalsitte die allgemeine Vorliebe für das Landleben. Denn diese ist eine der wesentlichsten Stützen für das politische und sociale Uebergewicht des Landes über die große Stadt. Beide Erscheinungen aber sind stets sichere Zeichen der Volksgesundheit, ein reinigendes Reagens gegen die häufig trübe und gefälschte politische Intelligenz der Großstädte.

Freilich gilt letzteres nicht von den gegenwärtigen irischen, sondern speciell von den englischen (und schottischen) Verhältnissen. Entsprechend nun der großen Wichtigkeit, welche der Verfasser dem Landleben im Inselreiche beilegt, handelt die ganze erste Abtheilung des Buchs von „Englischen Landsitzen, Gärten und Gärtnern". „Windsor-Castle und die königlichen Hausgärten", „Hatfield House, der Landsitz des Marquis von Salisbury", des englischen Bevollmächtigten zum Berliner Congreß 1879 neben Beaconsfield, und „Woburn Abbey, der Landsitz des Herzogs von Bedford" (ältern Bruders des englischen Botschafters in Berlin, Lord Odo Russell's) sind die unterhaltendsten der acht Kapitel dieses Abschnitts; die praktisch tendenzreichsten und instructivsten derselben befassen sich mit den botanischen Gärten in Kew, mit Blumenausstellungen und mit der Gärtnerei für die armen und für die reichen Leute, als zwei getrennten Zweigen der Gärtnerei. Ein classisches Beispiel der erstern ist der Park von Battersea; er umfaßt eine Grundfläche von 300 Morgen, am rechten Ufer der Themse in der gleichnamigen Vorstadt Londons:

Er ist also dreimal so groß als der bekannte und einst in Deutschland mit Recht bewunderte Park zu Biebrich. Vor dem Jahre 1852 befand sich hier eine öde, schattenlose und prosaische Fläche, Weide und Acker. Da faßte ein Mann, dessen hervorragendem Geiste, warmem Herzen und stiller, stetiger Thätigkeit England so viel Großes und Schönes verdankt, der in seinem Leben viel verkannt und erst nach seinem frühen Tode von England und der Welt in seinem ganzen Werthe erkannt wurde: der Prinz Albert, Gemahl der Königin, die hochherzige Idee, hier eine neue Specialität der Gärtnerei, einen „Park der armen Leute" ins Leben zu rufen. Er stellte sich an die Spitze dieses riesenhaften Unternehmens, welches unter der technischen Leitung von Mr. John Gibson in sechs Jahren vollendet wurde und sechs Millionen Mark kostete. Daneben muß noch ein bedeutender Fonds vorhanden sein, aus welchem die jährlichen Mittel für die tadellos sorgfältige Unterhaltung des Parks fließen. Mit Bewunderung und Wehmuth scheiden wir von dem Denkmale, welches der große Armengärtner sich hier selbst errichtet hat. Wahrlich, nicht minder eindringlich und nachhaltig spricht diese großartige Wohlthat, diese milde Stiftung für frische ländliche Luft zu den Herzen eines dankbaren Volks als das prächtige Monument, welches die englische Nation ihrem verstorbenen besten Freunde in Hydepark errichtet hat.

Eine leichte elegante Hängebrücke führt von hier nach der gegenüberliegenden Vorstadt Chelsea. Nicht weit von

den bekannten und nicht eben gut berufenen Cremorne-Gardens (Etablissement à la Mabille) erblickt man die Firma James Veitch and Sons. Der Name ist nicht englisch, auch ist sein Träger, Jakob Veitsch, nicht in England geboren; er verließ als junger Mann Deutschland und gründete in England die gegenwärtig großartigste Handelsgärtnerei. Ein classisches Beispiel des andern Zweigs also. Wir können der Schilderung dieses Wunders im Buche hier nicht weiter folgen, glauben aber, daß der Verfasser recht hatte, von einem „neuen Venusberg" (natürlich ohne Venus) zu sprechen.

Des Werkes zweite Abtheilung beschäftigt sich ausführlich und mit dem Ernst der Wissenschaft mit der „Trinkkrankheit in England", einem Thema, gerade jetzt für uns doppelt interessant, wo das Deutsche Reich sich gegen dieselbe Krankheit auf gesetzlichem Wege zu schützen strebt. In der dritten Abtheilung: „Irrfahrten in London", lernen wir besonders anschaulich „das unterirdische Labyrinth" sowie die londoner Exemplare der keineswegs blos in Berlin heimischen Species der „Bauernfänger" kennen, die auch dort wie hier keineswegs blos Bauern fangen und rupfen. Die vierte Abtheilung endlich bildet ein ereigniß- und erfahrungsreicher „Tag in Oxford". Aus der Reihe dieser Skizzen aus dem Leben der berühmten englischen Universität heben wir als für die deutsche akademische Jugend sehr lesenswerth und immerhin, mit vielerlei Nutzanwendungen, sehr lehrreich die beiden Kapitel hervor: „Englische Bildungsmittel zu Lande und zu Wasser" (Cricket-Match, Debattirclub, Bumping-Race).

Wenn wir oben das literarische Erzeugniß eines in Berlin früher Eingebürgerten und der dortigen Gesellschaft noch Wohlbekannten besprachen, so kommen wir jetzt wieder in diesen Fall. Es fällt uns nämlich eine neue Arbeit von „Unserm Braun" in die Hand:

3. Von Berlin nach Leipzig. Reichs-, rechts-, wirthschafts- und culturgeschichtliche Plaudereien von Karl Braun-Wiesbaden. Leipzig, Reißner. 1880. 8. 6 M.

Braun schrieb 1879 für die augsburger „Allgemeine Zeitung" Berichte über die Gewerbeausstellung. Diese und der äußere Anlaß, daß er von Berlin als Anwalt beim Reichsgericht nach Leipzig übersiedelte, bieten ihm einen genügend solider Kern, um verschiedene Plaudereien darum zu krystallisiren.

Wenn auch nur zweigetheilt, d. h. eben auf Berlin und Leipzig sich erstreckend, faßt das so entstandene Buch in seinen beiden Abtheilungen die beiden deutschen Reichshauptstädte — als nunmehriger Sitz unsers obersten Gerichtshofs hat die sächsische Handels- und Universitätsstadt an der Pleiße, ganz abgesehen von ihrer buchhändlerischen Weltbedeutung, ja wol einen formellen Anspruch auf jene Bezeichnung — doch nach recht verschiedenen Richtungen und mannichfachen Beziehungen ins Auge. Und obschon, was Leipzig betrifft, die historischen Rückblicke überwiegen, fehlen auch Hinblicke auf die Gegenwart nicht, während der Verfasser Berlin zwar meist aus der Vogelperspective der bekanntlich noch sehr jugendlichen Königgrätzerstraße betrachtet, dennoch aber in einem Kapitel: „Zur Naturgeschichte Berlins", auch sozusagen auf die Quellen zurückgeht und von dem Emporwachsen der alten Doppelstadt Cölln-Berlin aus einer deutschen Schiffer- und slawischen Fischerniederlassung in ziemlich wissenschaftlicher Weise berichtet. Braun-Leipzig, wie wir ihn am Ende jetzt nennen dürfen, kennt übrigens Berlin aus eigener Wahrnehmung erst seit dem Jahre 1862, und er erzählt dazu aus seiner engern süddeutschen Heimat, daß die officielle nassauische Presse ihn damals alles Ernstes denuncirt habe, er sei sozusagen mit den Schlüsseln der Stadt Wiesbaden in der Tasche nach Berlin gegangen, um Stadt und Land an Preußen zu verrathen, und bereits darüber mit Graf Schwerin, als dem Haupte der liberalen, annexionslustigen Regierung, in Unterhandlung getreten; da wäre aber plötzlich der hochconservative Herr von Bismarck-Schönhausen gekommen, der Hort des Rechts und des frankfurter Bundestags (!), und hätte sie beide hinuntergeworfen (?). Nun, diesem damals noch vermeintlichen Horte der Kleinstaaterei dankte es Braun, daß er 1867 aus der Exresidenz am Taunus in die vorbenannte Ruhmesstraße Berlins übersiedeln und selbiges, als guter Deutscher und bald acclimatisirter Neupreuße (nicht Mußpreuße), mit seinem bekannten Humor und seiner Vorliebe für städtisches Wesen nach allen Richtungen durchstreifen und studiren konnte; in vorliegendem Buche macht er uns nun zu Mitgenossen dieser Studien.

Wir wollen hier aus dem Zwischenkapitel: „Unterwegs. Auf dem Wege zur Rechtseinheit", ein amusantes Geschichtchen hervorheben. Sozusagen unter der Flagge „Von Lippe und Leonhardt zu Friedberg" berichtet Braun von dem ersten Auftreten des von ihm hochgeschätzten Dr. Leonhardt als preußischer Minister der Justiz und fährt dann fort:

Am Abend desselbigen Tags saß Excellenz Windthorst mit einigen liberalen Abgeordneten zusammen. Damals gab es noch nicht das klerikale Centrum; folglich war er auch noch nicht dessen Führer; folglich stand er auch noch nicht im Geruch der Unfehlbarkeit und der Heiligkeit; folglich war es ihm auch noch erlaubt, hinter der Flasche zu hocken mit einigen parlamentarischen Collegen, welche, wenn sie auch seine Ansichten durchaus nicht theilten, doch in ihm den witzigen Kopf und den guten Gesellschafter liebten. Es kam die Rede auf Leonhardt. Windthorst erzählte, zur Zeit, da er, Windthorst, zum ersten mal hannoverischer Minister gewesen, habe er Leonhardt „entdeckt"; derselbe sei damals ein wenig beachteter und wenig beliebter Rechtsanwalt gewesen; er, Windthorst, habe das Zeichen des juristischen Genius an ihm wahrgenommen und ihn in das hannoverische Justizministerium gezogen. Hier habe er denn jene vortrefflichen Gesetzentwürfe ausgearbeitet, wie die „Bürgerliche Proceßordnung" vom 8. November 1850, welche von den Ständen unter nachdrückliche Anerkennung „der sorgfältigen und gründlichen Bearbeitung des umfassenden Werks", sonst ohne irgendeine erhebliche Abänderung, angenommen und dann zu Gesetzen erhoben wurden, welche der Stolz Hannovers und Muster für das Ausland geworden. „Aber", fügte die kleine Excellenz mit ihrem schalkhaften Lächeln hinzu, „in die Ständeversammlung habe

ich ihn niemals gehen lassen. Ich kannte die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit. Zur Verhandlung mit hannoverischen Ständen war er mir zu unbeholfen. Für ein preußisches Abgeordnetenhaus ... nun ja ... das versteh' ich nicht ... da mag er ja wol gut genug sein." Und in der That, er war gut genug.

Als Motto hat Braun zwei Verse gewählt, die ein königsberger Dichter im 17. Jahrhundert schrieb:

Voritzo bin ich zwar aus Königsberg gezogen —
Doch wer aus Preußen zieht, der zieht nicht aus der Welt.

Freilich zieht nicht aus der Welt, wer nach Leipzig zieht — um doch auch beim zweiten Abschnitt unsers Buchs noch ein wenig zu verweilen —, vielmehr zieht er erst recht in eine eigene und interessante Welt für sich hinein. Der Weg, den die Entwickelungsgeschichte Leipzigs, selbst nur im letzten Jahrhundert genommen, hat eine Stufenfolge. Erst geht es langsam vorwärts und das rechte Gleis scheint noch nicht gefunden; dann kommt Schwungkraft in das Ganze, und zuletzt entfaltet sich eine Schnelligkeit und Umfänglichkeit des Fortschritts, daß die Stadt dadurch ihren Beruf zur Weltstadt documentirt. Da kann es nicht anders sein, als daß Zeiten und Verhältnisse rasch wechseln. Schon wird mehr und mehr zu einer Sage der Vergangenheit das freundliche leipziger Idyll, welches Gustav Freytag noch 1866 so behaglich und warm schildern konnte: „Wenige Städte des Binnenlandes gibt es, in denen das Grün der Natur so dicht die Wohnungen emsiger Menschen umzieht, die Amsel so lustig in den Gärten pfeift und die Tauben so sicher unter den Lastwagen umherlaufen." Braun kennt — so scheint es uns — diese Idylle schon nicht mehr; er malt ein neues Leipzig, das viel lauter, viel hastiger ist als das alte.

Es beweist übrigens das große Talent der Beobachtung und Auffassung, über welches Braun gebietet, daß er, kaum recht warm geworden in der Lindenstadt, doch schon dies sorgsam ausgeführte und anschauliche Städtebild auf das Papier werfen konnte. Unter den Factoren, welche das Leipzig des 19. Jahrhunderts schufen, spielen natürlich (und für den Freihändler doppelt) Zollverein und Eisenbahn mit die Hauptrollen. Bekanntlich war die Leipzig-Dresdner Eisenbahn die erste Masche des gewaltigen Schienennetzes, welches sich jetzt über Deutschland spannt. Zum weitaus größten Theil hat leipziger Geld sie erbaut. Hier ist der Punkt, wo Braun zu einem ebenso voll- als wohltönenden Schlußaccord für sein Buch einsetzt. Derselbe mag denn, als charakteristisch für das Ganze, hier noch wiedergegeben sein:

Höchst interessant ist der Umstand, daß, noch bevor die Eisenbahn im Betrieb war, ein schlichter leipziger Bürger, Namens Voß, ein Schriftchen herausgab, in dem er in Form einer Vision die Entwickelung, welche durch die Eisenbahn eingeleitet würde, für ein Vierteljahrhundert im voraus schildert und namentlich das „Leipzig im Jahre 1860" darstellt. Die Prophezeiungen des einsichtigen Mannes haben sich verwirklicht in allen wesentlichen Stücken, und in vielem hat heute die Wirklichkeit die Visionen jenes Propheten weit überholt, obgleich man ihn vor 45 Jahren als einen „Phantasten" verlachte. Im Besitz einer großen blühenden Hochschule, Hauptsitz des Handels, des Buchhandels, der Buchdruckerei u. s. w., ist Leipzig nun auch der oberste Centralpunkt der gemeinsamen deutschen Rechtspflege geworden.... Wenn eine jahrhundertelang fortgesetzte hingebende Theilnahme an den Leiden und Freuden des Deutschen Reichs, von den Zeiten Kaiser Heinrich's I. bis zu denen des Kaisers Wilhelm, wenn ein stets bewährter patriotischer Bürgersinn, wenn große Opfer und Leiden, wie namentlich während des Dreißigjährigen, des Siebenjährigen und des französischen Kriegs — wenn das alles einen Anspruch auf Anerkennung begründet, dann hatte unter den deutschen Städten Leipzig gerade nicht den schlechtesten Titel, um für sich den Sitz des Reichsgerichts zu verlangen. Freilich ist kein Hof hier und auch kein Parlament, ja nicht einmal ein ganz kleines Parlamentchen, wie wir deren doch so viele in Deutschland besitzen; aber das hat auf der andern Seite auch etwas Gutes.

Stofflich in denkbar weitestem Gegensatz zu der Braun'schen Monographie steht das Buch eines Berliners, mit dem unsere Zusammenstellung abschließen möge:

4. Eine Reise um die Erde 1878/79. Von Karl Stangen. Mit einem Gruppenbilde von Theilnehmern. Leipzig, A. Krüger. 1880. 8. 4 M.

Handelt es sich dort um die drei- bis vierstündige Fahrt von Berlin nach Leipzig, so hier um eine Weltfahrt, um die achtmonatliche erste deutsche Gesellschaftsreise um die Erde, welche das bekannte und wohlaccreditirte Stangen'sche Reisebureau veranstaltete. Etwa gleichzeitig wurde in Frankreich ein ähnliches Unternehmen begonnen, das sich auf hochtönende Namen stützte, aber nicht zur vollen Ausführung gelangte. Stangen trat nur mit seiner eigenen Firma und Person in die Bresche und erreichte das Ziel zur uneingeschränkten Zufriedenheit derer, die mit ihm waren. Mit wohlthuender Natürlichkeit und Bescheidenheit setzt er, zurückgekehrt, die Feder an; er will nur seinen Begleitern ein Erinnerungsblatt und allen diesen Folgenden nur sozusagen ein Vademecum schreiben. Er begnügt sich mit der vielleicht minder dankbaren, aber um so nützlichern Rolle eines Vorläufers des einstigen Bädeker für die Reise um die Welt. Das Ganze ist schmucklos, doch nicht farblos, frisch und lebendig wie ein Tagebuch, ein Brief in die Heimat geschrieben. Die Reise ging von Berlin nach Neuyork, durch die Vereinigten Staaten, zu den Mormonen, nach Californien, über den Stillen Ocean, nach Japan, China, Hinterindien, Ceylon, Vorderindien. Von Bombay begann die Heimreise; sie führte über Aden und Suez nach Kairo, wo die kleine Expedition sich in herzlichster und — wäre nur nicht der Abschied von liebgewordenen Menschen gewesen — auch heiterster Stimmung auflöste.

Historische und politische Schriften.

1. Geschichte Frankreichs von der Thronbesteigung Louis Philipp's bis zum Falle Napoleon's III. Von Karl Hillebrand. Erste Abtheilung. — A. u. d. T.: Geschichte des Julikönigthums (1830—48). Erster Theil: die Sturm- und Drangperiode des Julikönigthums (1830—37). Zweite Auflage. Erste Lieferung. Gotha, F. A. Perthes. 1881. Gr. 8. 3 M. 40 Pf.

Als äußerst gediegenes, nach den besten Quellen gearbeitetes Werk, dem der hohe Vorzug eleganter Darstellung eignet, hat sich vorliegende „Geschichte des Julikönigthums" des einmüthigen Beifalls der Gelehrten und des Publikums zu erfreuen; besonders vorzüglich sind die Schilderungen der leitenden Personen, der Könige Ludwig XVIII., Karl X. und Ludwig Philipp, denen der Historiker völlig gerecht wird, der Minister Villèle, Martignac, Polignac, der unermüdlich agirenden und intriguirenden Diplomaten Talleyrand, Thiers, Laffitte, Lafayette u. s. w. in der ersten Lieferung, welche die Geschichte des Bürgerkönigthums einleitet. Hillebrand zeigt, wie die heutigen urtheilsfähigen Franzosen in der Restauration trotz aller Fehler die beste ihrer Regierungen in unserm Jahrhunderte erblicken, wie wenige Menschen besser für den Thron befähigt waren als der seine constitutionelle Aufgabe klar erfassende Ludwig XVIII., der Alt- und Neufrankreich versöhnen wollte, aber durch die Ultras in Adel und Klerus und durch Napoleon in seiner Versöhnungspolitik gehemmt wurde; er zeigt, wie die Pairskammer der Restauration wol in geistiger Beziehung die glänzendste Versammlung Frankreichs war und durch ihre ruhige Würde gegen die leidenschaftlich erregte Deputirtenkammer abstach. Da Polignac absolut unfähig war, die Lage zu begreifen, tauchten die Parteien der Republikaner, Orléanisten und Bonapartisten rasch empor; der „National" wurde zu Gunsten der Orléanisten gegründet, und Talleyrand, Thiers, Laffitte, Madame Adélaïde wirkten für Ludwig Philipp's Königthum. Dieser verbrüderte sich mit dem Bürgerthume, schlug die Republikaner aus dem Felde und zerriß, von den fremden Gesandten begünstigt, die Bande, welche ihn an die Bourbons knüpften. Anstatt des Königthums von Gottes Gnaden erschien ein Vertragskönigthum mit einem herrschenden Deputirtenhause auf der Bühne. Hillebrand weist nach, wie der beliebte Vergleich von 1830 mit 1688 auf beiden Füßen hinkt, und wie die Julirevolution heute von den unbefangenen Franzosen als ein großes nationales Unglück betrachtet wird, da mit ihr die Herrschaft der Phrase und Lüge begann. Da das Werk gegenwärtig in einer neuen Auflage erscheint, so wäre eine größere Gleichmäßigkeit des Stils zu wünschen gewesen; z. B. heißt die Pairskammer bald so, bald Oberhaus, bald Herrenhaus, ja auf einer Seite finden sich alle drei Bezeichnungen, und die Deputirtenkammer erscheint bald als Unterhaus, bald als Zweite Kammer. Befremdend klingt auch „einen Zahn gegen jemand haben", „Schwiegerenkel" und „ein Diplomat, der sich in Menschen kannte".

2. Rußlands Werden und Wollen. Von Franz von Löher. Drei Bücher. München, Th. Ackermann. 1881. 8. 9 M.

Der berühmte Historiker und Reisende, ein Patriot vom Scheitel bis zur Sohle, hatte, „außer Ostindiern und Chinesen, noch immer die Russen nicht besucht", führte aber den lange geplanten Entschluß im vorigen Spätherbste aus und legt als Resultat seines mehrwöchentlichen Aufenthalts in Rußland das Werk vor, welches in der glücklichsten Weise die Gelegenheitspoesie der Reiseeindrücke mit der Prosa historischen Wissens verschwistert zeigt. Dasselbe liest sich sehr angenehm und flott; nur störte mich das Zerhacken in 277 Kapitel bei 599 Seiten, wodurch die zusammenhängende Behandlung sehr Schaden leidet und Wiederholungen unvermeidlich werden. Löher hat mit großem Geschick die besten Quellen über Rußland benutzt, manchmal freilich sich allzu sichtlich an vielgelesene Bücher angelehnt, was mir z. B. bei der Darstellung des Slawencongresses von 1867 besonders auffiel. Daß sein Urtheil mitunter Zweifel zuläßt, ist bei der flüchtigen Bekanntschaft mit Land, Volk und Charakter selbstverständlich; auch kannte der Autor die russische Sprache nicht. Wunderbar ist sein Bekenntniß: „Ich mußte schon am dritten Tag völlig daran verzweifeln, daß sich ohne ein paar Wochen ernster Studien Russisch lernen lasse"; und nur einer französischen Quelle kann die sonst unverständliche Bemerkung zugeschrieben werden, der zarte Laut der Liebe laute wie „Ochs", nämlich lubow. Der sonst flüssige Stil ist häufig versetzt mit verkehrten Wendungen und Sätzen (wie Buch 1, S. 137: „Als wahrhaft wissenschaftliche Kräfte war die Partei schwach bestellt"); auch finden sich wunderliche Bezeichnungen, wie die Adjectiva: ungethüm (I, 115), geschämig, klipp und klar (III, 114 u. 177), wie die Wohnmama für die Erde (I, 43), die schwärzliche Mogolenflut (Löher sagt nie anders als Mogolen) (I, 36), oder gesuchte Phrasen, wie (I, 26): „Bei dieser Fahrt wurde mir mancherlei im Wesen der Russen verständlich. Offenbar ist aus dem klebrigen Teig, in welchem sie tagtäglich wandeln, ihrer Sprache zugeflossen das Vocalglitschige, des Konsonantenspritzende und vor allem die Neigung, die Wörter am Ende auszuquitschen und zierlich auszukräuseln. Und sollte die ewige Vertrautheit mit der weichen schlüpfrigen Masse unter den Füßen nicht auch dem Volkscharakter etwas von geschmeidiger, unstätiger, unzuverlässiger Natur mittheilen?" Auch historische Fehler finden sich neben dem geographischen, daß die Newa aus dem Onega-See komme (I, 191): Kiew wurde bereits 1686 im Frieden mit Polen definitiv an Rußland abgetreten, Moskau nicht 1380, sondern 1382 von den Mongolen verbrannt; Wladimir der Apostelgleiche lebte im 10., nicht im 9. Jahrhundert (II, 11); Napoleon's Feldzug nach Rußland fand 1812 statt, nicht 1811; Graf Uwarow, der später die Entwickelung des freien Unterrichts

gesinnungslos wieder hemmte, ist zu günstig (II, 173 fg.) beurtheilt u. s. w.

Die glänzendste Seite des Werks ist wol die ethnographische; es führt uns in eingehender Betrachtung mitten in Volk und Land und bewährt überall das Schilderungstalent des Weltwanderers. Sehr wenig dürfte es den auf ihr Slawenthum so stolzen Russen gefallen, daß Löher ihnen stets etwas Turanisches nachweisen will und das Wort Napoleon's über Graf Markow in Scene setzt: „Grattez lui un peu l'épiderme et vous retrouverez le barbare!" Von den Großrussen ist er am wenigsten eingenommen, weit mehr von den Kleinrussen; beide charakterisirt er auch durch Anführung von Liedern, die von Frau Talvj für Löher ins Deutsche übersetzt wurden. Er betrachtet das russische geringe Volk als ein äußerst religiöses, stellt aber sein religiöses Wissen so tief wie nur das des abyssinischen, und betont die wenig geachtete Rolle, die der Klerus spielt. Die Russen stehen, wie er annimmt, auf ziemlich niedriger Culturstufe und sind noch in Unreife gebannt, die Großrussen zumal sind für ihn halbe Asiaten, „von Herzen asiatisch, von Geist europäisch". Ureigene Culturideen findet er in Rußland noch weniger als in Japan und Arabien, desto mehr Anklänge aber an turanische Gewöhnung. Der Adel ist machtlos, vor dem Throne des Autokraten sind alle Stände gleich niedrig; ein eigentlicher Bürgerstand fehlt, darum haben die Städte nur eine geringe Bedeutung für die Cultur; wie der Mittelstand muß sich ein echter, biederer Beamtenstand erst entwickeln, und die Regierung hat letzterm und der Volkserziehung ihre eifrigste Sorge zu widmen. Von etwa 100 Millionen Unterthanen sind 70—80 Bauern, nackte, arme, unwissende Bauern; ein schreienderes Misverhältniß läßt sich nicht denken. Mit vollstem Rechte darf Löher Rußland zurufen: es solle, anstatt auf auswärtige Kriege zu sinnen und sich nach einer slawischen Weltmachtstellung zu sehnen, seine innern Aufgaben erfüllen, sich in sich concentriren; es solle weniger Geld für Truppen und Schiffe, mehr für Schule und Bildung verwenden, und anstatt die Deutschen zu fürchten und zu hassen, sie schätzen und von ihnen lernen. Den Groll der Panslawisten und Nationalen gegen die deutschen Nachbarn schildert Löher mit beredter Zunge; er zeigt an der Hand der Geschichte, wie derselbe kein Neuling, sondern Jahrhunderte alt ist; wir begegnen ihm schon zur Zeit des Zaren Boris, und heute gilt unzähligen Russen Deutschland als der Hemmschuh ihrer panslawistischen Herrschaft. Sehr lehrreich sind viele Parallelen, die Löher zwischen den Russen und den Nordamerikanern zieht; sie sind ebenso viele Beweise für sein zutreffendes Urtheil, für seine Fähigkeit, den Geist der Nationen zu erfassen und darzustellen. Indem er auf den Nihilismus zu sprechen kommt, nennt er Gemüthskälte und Halbbildung den Boden, in welchem er wurzele, und er hat damit, wenn man die Grosmannssucht hinzufügt, gewiß die rechten Quellen der Richtung namhaft gemacht, welche den Bestand des Reichs bedroht. Hätte er sein Werk nach der Ermordung des humanen Alexander II. geschrieben, so würde er nicht behauptet haben, der Nihilismus sei im Abnehmen begriffen. Daß er endlich von einer Constitution für Rußland Heil erwartet, ist eine ideale Auffassung, die er mit zahlreichen Genossen theilt, die aber glücklicherweise von Alexander III. nicht adoptirt wird. Löher's Werk orientirt auf allen Gebieten, die irgend Interesse bieten können, und wird gewiß dankbare Leser in Menge finden.

3. Von Nikolaus I. zu Alexander III. St.-Petersburger Beiträge zur neuesten russischen Geschichte. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1881. Gr. 8. 8 M.

Obgleich dieses Werk, von welchem einzelne Theile schon in Zeitschriften erschienen waren, vieles Bekannte und manche Wiederholungen aus frühern Arbeiten des Verfassers enthält, so darf es wie seine Vorgänger berechtigte Ansprüche auf unser Interesse erheben; es beweist von neuem, wie der scharfsinnige Autor besser als irgendein anderer die Verhältnisse Rußlands zu verstehen und zu schildern berufen ist. Das Werk zerfällt in acht Abschnitte. In dem ersten: „Aus der dritten Abtheilung", werden neue Belege dafür beigebracht, daß der Chef der dritten Abtheilung eigentlich der Hauptleiter des kaiserlichen Verwaltungsmechanismus, sein Ressort die Regierung der Regierung war, und an der Hand von Aufzeichnungen wird die von hier ausgehende entsetzliche Tyrannei geschildert. Ausnahmsweise nicht von der dritten Abtheilung, sondern ganz ohne ihr Wissen von der gewöhnlichen Polizei unter dem Minister des Innern wurde die „Petraschewski'sche Verschwörung (1848—49)" entdeckt, von der wir Ausländer bisher sehr wenig wußten. Ihre Hauptmitglieder, voran der Titularrath Butaschewitsch-Petraschewski, wurden hart bestraft, und manche hinterließen Aufzeichnungen, deren interessanteste die des jüngst verstorbenen Dichters Dostojewski sind. Die Conspiration wurde zu einer riesenhaften Verschwörung aufgebauscht, welche die Reichsverfassung umstürzen und die Anarchie einführen wollte, und das geheime Memorial des mit der Untersuchung in erster Linie betrauten Staatsraths Liprandi ist überreich an Uebertreibungen. Aber wir ersehen, daß der Boden, auf dem der Nihilismus groß wurde, schon damals in Rußland vorhanden und für socialistische Saat empfänglich war, während die Ideen bürgerlicher Freiheit und Menschenrechte, wie sie 1848—49 im übrigen Europa zur Geltung kamen, ihn nicht befruchteten. Wahnwitzigerweise suchte die Regierung der Wiederholung von Verschwörungen dadurch entgegenzuarbeiten, daß sie Censur- und Unterrichtswesen mit abschreckender Rigorosität handhabte, ohne zu bedenken, daß unter solchem Geistesdruck die Drachensaat des Nihilismus um so üppiger aufschießen mußte.

Im dritten Kapitel schildert der Autor in drastischer Weise „Die russische Emigration in London (1852—64)", ihre Beziehungen zu den dortigen deutschen (Ruge, Kinkel, Marx), französischen (Ledru-Rollin, Louis Blanc), unga-

rischen (Kossuth) Emigranten und alle die läppischen Eifersüchteleien und Rivalitäten der einzelnen Führer, die nicht vergessen konnten, daß sie einmal eine Rolle gespielt hatten und bei großen Phrasen doch blutwenig leisteten. Erst nach dem Tode Alexander Herzen's (1870) erschienen seine hier zu Grunde liegenden Aufzeichnungen, denn dem Revolutionär fiel das Geständniß vor aller Welt zu schwer, er müsse das sinn- und würdelose Treiben der londoner Emigranten schonungslos verdammen, wozu ihn seine lange Erfahrung geführt habe; und doch hatte sich Herzen, der Bakunin als Phantasten und unreifes ewiges Kind bezeichnet, von ihm zeitweilig sehr beeinflussen lassen und um seinetwillen vier Fünftel der Leser seines „Kolokol" eingebüßt. Das Kapitel „Feldmarschall Paskewitsch und Fürst M. D. Gortschakow" enthält einen nicht abgesandten Briefe des sterbenden ersten militärischen Vertrauten des Kaisers Nikolaus an den Höchstcommandirenden des belagerten Sewastopol, in welchem dieser, der zwar wegen seiner völligen Bedeutungslosigkeit dem eiteln und rücksichtslosen Paskewitsch ganz ungefährlich war, mit Vorwürfen über seine erbärmliche Heerführung geradezu erdrückt wird; besonders wird ihm die Niederlage an der Tschernaja zum schmählichsten und gewissenlosesten Verbrechen angerechnet. Die „Russische geheime Denkschrift von 1864" („La politique du présent") schildert die damalige russische Politik als in ihrem Princip conservativ, in ihren Zielen defensiv; dieselbe greift auf die Traditionen Katharina's II. und auf die alte Schule vielfach zurück, wendet sich entschieden gegen die Revolution und den Bonapartismus, gegen Napoleon III. und die ihm abgelernte Begehrlichkeit Cavour's und Bismarck's, sucht aber, da Rußlands Interessen dies wünschenswerth machen, mit Preußen und Oesterreich im Einvernehmen zu bleiben und den Frieden Europas zu behaupten. Während sie die socialistische Bewegung in Rußland ebenso wenig wie die liberalen Wünsche der Beachtung würdigt, hingegen panslawistisch und national anklingt, findet sie die Macht Rußlands nicht in seiner Einmischung in die europäischen Angelegenheiten, sondern in der Entwickelung seines Nationalgeistes und in seiner Concentrirung in sich. In einer „Russischen geheimen Denkschrift von 1868—69" sehen wir bei Betrachtung des griechisch-türkischen Conflicts von 1868—69 und desjenigen beider Mächte von 1880—81 klar, wie sehr die Zeit die politische Lage in Europa verändert hat, und eine vertrauliche Note des russischen Cabinets an seine Gesandten im Auslande ist für die Beurtheilung der Conferenz über die griechische Frage von Belang. Den Abstand, welchen die Zeit bewirkt, sehen wir ebenfalls evident in einem „Memorial vom Juni 1863", welches sich ausführlich über die polnische Frage auf dem Wiener Congresse von 1815 ergeht. Alexander I. wird hier als der echte Wohlthäter Polens hingestellt, das ihm mit wenig Dank gelohnt habe. Ebenso seien die guten Intentionen Alexander's II. für Polen durch den Aufstand von 1863 paralysirt worden. Die von den fremden Mächten angetretene Intervention zu Gunsten Polens habe die öffentliche Meinung irre geleitet, die Führer des Aufstandes hätten Misbrauch mit ihr getrieben und der russischen Regierung die moralische Unterstützung der großen Masse der Polen geraubt; wollten die Mächte günstig interveniren, so müßten sie Polen immer nur an den Zaren als seinen natürlichen humanen Herrn verweisen, stets auf die verbrieften Verträge hindeuten und nie das Traumgebilde einer polnischen unabhängigen Großmacht aufkommen lassen. Alexander II. brach mit der anfänglich befolgten Politik der Güte, Graf Berg herrschte mit den Mitteln des Militärdespotismus in Polen, der römischen Kirche wurde der Krieg erklärt, und da ihre Klöster Stützpunkte des Aufstandes waren, schritt die Regierung entschieden gegen sie ein. Der Staatssecretär Nikolai Miljutin führte mit rücksichtslosen russischen Beamten diese Maßregeln durch, und auf die Anklageacte eines gewissen Seliwanow hin wurden am 8. November 1864 hundertvierzehn Klöster als Gehülfen der Rebellion aufgehoben. Die ganze Anklageacte wird mitgetheilt.

Das achte Kapitel: „Der Ausgang Alexander's II.", entwirft in kurzen und packenden Zügen ein Bild der Regierung eines der humansten und bestgesinnten, aber steten Schwankungen unterworfenen und darum ungünstig wirkenden Monarchen. Konnte nach ihren äußern Erfolgen Alexander's II. Epoche eine der glänzendsten der russischen Geschichte genannt werden, so hinterließ sie im Innern ein Chaos, aus dem der allgemeine Wunsch nach völliger Umgestaltung ertönt. Seine Regierung war voller Widersprüche, die sich nicht lösen ließen, befolgte nie ein einheitliches consequentes System, scheute vor energischen Entschließungen zurück, wechselte nicht nur in ihren Stimmungen, sondern schlug oft jäh in die Extreme um, und in der Absicht, allen Parteien und Ansprüchen Genüge zu leisten, befriedigte sie keine von allen. Dieser haltlosen Politik verdankte der polnische Aufstand von 1863 sein Entstehen; auf sie sind die steten Misgriffe in der Verwaltung und Justiz zurückzuführen; mit ihr war die Anarchie der Presse verwachsen. Durch die kecken Eingriffe der dritten Abtheilung der kaiserlichen Geheimkanzlei wurde die neu geschaffene Justiz oft illusorisch gemacht und eine Zwiespältigkeit des Rechtswesens von schlimmsten Folgen erzeugt; schlaff oder verkehrt wurde die junge Selbstverwaltung durchgeführt, und dem Segen der Aufhebung der Leibeigenschaft folgten erbärmliche wirthschaftliche Zustände. Unser Autor sagt: „das moderne mixtum compositum von Freiheit und Willkür forderte die Opposition auch der zahmsten und gefügigsten Elemente heraus." So entstand allmählich ein tödlicher Haß, vermischt mit untilgbarem Mistrauen, gegen die bestehende Ordnung, ihre Vertreter und voran den Kaiser. Verhängnißvoll war auch der Charakter der auswärtigen Politik, zumal seit dem Beginn des orientalischen Kriegs; denn die Regierung wollte zugleich der nationalrussischen Partei und den Rücksichten auf die Nachbarstaaten, besonders auf Oesterreich

gerecht werden, verlor dadurch allseitig das Vertrauen und stand schließlich isolirt da. Die Person des Selbstherrschers war nie so gefährdet wie unter Alexander II., die alten Traditionen, auf denen die Verehrung fußte, waren erschüttert von Grund aus. Die Revolutionspartei zeigte von Anfang an die wildeste Leidenschaftlichkeit und gab trotz der scharfen Verfolgung, die ihr zu Theil wurde, seit etwa 1870 fast jährlich Beweise ihres Zunehmens und Umsichgreifens; die Nihilistenprocesse und die Attentate nahmen kein Ende. Apathisch und gleichgültig stand die russische Gesellschaft der Regierung gegenüber, welche isolirt auf die trostlosen Verhältnisse blickte, und immer weiter griff der Glaube um sich, es könne nicht schlechter werden; auf legalem Wege aber sei aus dem Sumpfe nicht herauszukommen. Und so fiel der beste Kaiser durch Meuchelmord, ein Privatmann edelster Art, ein schwacher Fürst. Nun durfte man auf Alexander III. wegen seiner sittlichen Vorzüge, seiner Energie und des Reichthums gesammelter Erfahrungen große Hoffnungen setzen; trotzdem begann auch sein Regiment mit einer Reihe von Misgriffen.

Am Schlusse seines an Ideen reichen Werks kommt der Autor auf die von allen Seiten angeregte Verfassungsfrage zu sprechen. Während er es für unmöglich hält, daß Rußland unter Alexander III. bei dem Absolutismus verbleibe, und glaubt, der Kaiser könne sich nur dann Vertrauen erwerben und die erschütterte Krone auf seinem Haupte befestigen, wenn er unter Verzicht auf den Absolutismus die Volkskraft zur Regierungsarbeit heranziehe, beleuchtet er mit scharfem Lichte die bedrohliche Gefahr, in die ein russisches Parlament den Staat hineinreißen könnte; dann seien die Revolution und eine polnische Erhebung unvermeidlich, und der Radicalismus habe ein sicheres Opfer. Als weniger gefährlich empfiehlt er das ebenfalls aufgestellte Programm einer auf große Generalgouvernements gegründeten, ernsthaft ausgeführten Landschaftsvertretung im Sinne selbständiger Decentralisation; er betont aber, daß dieses Programm wegen des großen Mistrauens der einflußreichsten Kreise wenig Aussicht auf Durchführung habe. Mit banger Erwartung muß man der Zukunft Rußlands entgegenschauen.

Arthur Kleinschmidt.

Ein nachgelassenes Werk.

Handbuch der Archäologie der Kunst. Erste Abtheilung: Systematik und Geschichte der Archäologie der Kunst. Von Karl Bernhard Stark. Leipzig, Engelmann. 1880. Gr. 8. 10 M. 50 Pf.

Es ist ein wehmuthvolles Gefühl, das uns beim Anblick eines Buchs beschleicht, dem sein Autor nicht mehr das Geleite in die Oeffentlichkeit geben konnte, weil ihm der Tod die Feder aus der Hand genommen, bevor sie den letzten Zug gethan. Ueber ein solches Buch wollen wir heute sprechen. Sein Verfasser, Karl Bernhard Stark, ein Schüler des hochverdienten Böckh, hatte sich durch die „Forschungen zur Geschichte und Alterthumskunde des hellenistischen Orients" (1852), durch das Werk „Niobe und die Niobiden" (1863) sowie durch eine Anzahl anderer Schriften volles Bürgerrecht in seiner gelehrten Gilde erworben, und man konnte mit froher Zuversicht der Vollendung der Hauptarbeit seines Lebens, des „Handbuchs der Archäologie der Kunst" entgegensehen, welches um so mehr eine Nothwendigkeit erschien, als Ottfried Müller's „Handbuch" trotz seiner großen Vorzüge in mancher Hinsicht veraltet und ungenügend geworden ist. Stark's „Handbuch" war auf zwei Bände, jeder zu zwei Abtheilungen berechnet; was nun vorliegt, ist blos die erste Abtheilung des ersten Bandes, und so sehr wir den vorzeitigen Hingang des Verfassers (October 1879) beklagen müssen, gewährt es doch einen Trost, sein Vermächtniß nicht als Torso, sondern als ein abgeschlossenes, die Systematik und Geschichte der Archäologie in erschöpfender Weise behandelndes Ganzes bewahren zu können, dessen Werth durch den Abbruch des Gesammtwerks keine Einbuße erleidet. Freundeshand hat dem fast vollständigen Manuscript die letzten Retouchen gegeben und den stattlichen Band der Oeffentlichkeit überliefert.

Der Inhalt des Werks ist durch dessen Titel hinlänglich gekennzeichnet; es erübrigt uns daher nur, über die Eintheilung und Bearbeitung des massenhaften Stoffs zu berichten. Im ersten Kapitel definirt und umschreibt der Autor den Begriff der Archäologie, die er im Gegensatz zu weitergehenden Genossen und im Anschluß an Otto Jahn als die „wissenschaftliche Bearbeitung der durch Masse, Form und Farbe wirkenden Denkmäler des classischen Alterthums", oder kurz gefaßt, als die „Beschäftigung mit der bildenden Kunst des Alterthums" angesehen wissen will. Er erörtert hierauf in den folgenden Paragraphen das Verhältniß der Archäologie zur Aesthetik und Kunsttheorie, zur allgemeinen Kunstgeschichte, zur allgemeinen Alterthumskunde und Culturgeschichte sowie zur classischen Philologie in eingehender Weise und zeigt sich darin als erleuchteter Kopf, der den festen Zusammenhang seiner Disciplin mit der großen nationalen Culturentfaltung wohl begreift und dieselbe keineswegs wie manche trockene Philologen auf den Isolirschemel stellen möchte. Als unerläßliche Forderung für alle ernste archäologische Arbeit setzt der Verfasser eine elementare Kenntniß der ästhetischen Entwickelung der Nation voraus. Unter dieser „ästhetischen Entwickelung" versteht er die Geistesthaten der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die Grundlagen unsers philosophischen und dichterischen Erkennens, und so eifrig er sich gegen jede schöngeistige Verwässerung der wissenschaftlichen Arbeit sowie gegen jede Ueberschreitung der durch die Erfahrung und die Natur der Aufgabe

bedingten Methode ausspricht, so gilt ihm doch Gefühl und Begeisterung für das Schöne als eine unerläßliche Voraussetzung für das archäologische Studium. Das ist hervorzuheben, weil es noch immer Pedanten gibt, welche das Studium der antiken Kunst blos als Nebenfach der Philologie gelten lassen wollen. Ebenso erklären wir uns einverstanden mit dem Satz: „Es ist Aufgabe der Archäologie, auch die Geschichte der Theorie der Kunst wie der volksthümlichen Vorstellungen von derselben in ihre Darstellung zu ziehen, und bei antiker Kunstlehre vor allem die technischen Bezeichnungen und ästhetischen Grundbegriffe des Alterthums in ihrer historischen Verwendung genau zu fassen."

Daß Stark unter allen Aesthetikern Herbart den Vorzug gibt, mag an den Zielen seiner Disciplin liegen. Herbart hat die Aesthetik als Formwissenschaft im Gegensatz zu der Aesthetik des absoluten Idealismus geschaffen, und es kommt dem Archäologen, der es doch immer nur mit einem Kunstwerk oder einer Gruppe von mehrern Kunstwerken zu thun hat, eine bestimmte Aeußerung der ästhetischen Grundverhältnisse am concreten Object weit mehr zu statten als eine Zurückführung unserer ästhetischen Empfindungen auf ihren metaphysischen Urquell. Ueberhaupt berücksichtigt Stark bei allen Philologen vorwiegend jene Sätze, die für die Methode seiner Wissenschaft praktische Bedeutung besitzen. Den Stilbegriff „als den einer geregelten und charakteristischen Darstellungsweise" hält er für den Mittelpunkt aller Kunsttheorie und speciell der Theorie der bildenden Kunst, und „somit bildet auch die Erkenntniß seiner Differenzirungen unter den Bedingungen des antiken Lebens das Hauptproblem der Archäologie".

Das zweite Kapitel bringt die Systematik und Methodologie der Archäologie, gruppirt die der Forschung zugänglichen Quellen und bespricht schließlich die einschlägigen Hülfs- und Nebenwissenschaften: Epigraphik, Ikonographie u. s. w. Im dritten (Schluß-)Kapitel, das gerade 300 Seiten zählt, gelangt Stark endlich zur Geschichte der archäologischen Studien. Er setzt im Quattrocento, bei den großen Begründern der classischen Alterthumskunde, bei Petrarca und Boccaccio ein und entwirft ein Bild dieser Wissenschaft in ihrer Entwickelung, wobei die Olympiafunde des Jahres 1878 die Grenze bilden; die spätern sowie die Funde von Pergamon, diesen neuesten Triumph seiner Wissenschaft, hat er nicht mehr erlebt. Es ist sein Bestreben, überall genau nachzuweisen, wie unsere Erkenntniß durch den immer mehr anwachsenden Fundreichthum sich vertieft hat, und wie Methode und Behandlung von den großen geistigen Strömungen der Zeit umgewandelt und beeinflußt, wie die Grenzen hier erweitert, dort wieder näher bestimmt werden. Mit erstaunlicher Belesenheit und Sachkenntniß, mit souveräner Beherrschung des gesammten Materials spannt er in diesen Rahmen einen literarischen Wegweiser, der selbst Details nicht außer Acht läßt, eine Museographie und schließlich eine Statistik und Chronologie aller Entdeckungen und Ausgrabungen, deren Bedeutung eingehend gewürdigt und deren literarische Bearbeitungen besprochen werden. Diese Angaben dürften es völlig klarstellen, daß unser Werk jedem Freunde der Archäologie einen werthvollen Behelf bietet, dessen er bei seinen Studien nicht gern wird entrathen wollen. Als historische Darstellung wie als Compendium und Nachschlagebuch füllt es eine Lücke in der Fachliteratur aus.

Einzelne Einwürfe, die Würdigung einiger Archäologen betreffend, halten wir zurück, weil sie in d. Bl. kein Heimatsrecht besitzen. Was die äußere Form des Buchs betrifft, so hätten wir besonders in Hinblick auf seine Bestimmung als Nachschlagewerk eine etwas übersichtlichere Anordnung im Verhältniß des Textes zu den weitläufigen Noten, eine typographische Trennung der einzelnen Partien sowie nebst dem genügenden Personen- und Sachregister vor allem Marginalindicationen gewünscht, welche die Benutzung wesentlich erleichtert hätten. Selbstverständlich beeinträchtigen solche nebensächliche Mängel den hohen Werth des Buches nicht. Es ist eine tüchtige Leistung deutschen Gelehrtenfleißes und wird den Manen des Verfassers stets ein ehrendes Denkmal bleiben.

Siegmund Feldmann.

Geschichten und Sagen.

1. Zweimal vermählt und andere Erzählungen von Elise Linhart. Mit einer biographischen Skizze von Helene Stöfl. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1881. 8. 10 M.

Die begabte und beliebte Verfasserin, deren tragischer Tod im October 1880 (sie stürzte sich bei Civita-Vecchia ins Meer) Aufsehen in der literarischen Welt wie die vollste Theilnahme weiterer Kreise erregte, versucht in den drei Novellen, die sie unter dem Titel der ersten: „Zweimal vermählt", in zwei Bänden zusammenfaßt, die Lösung spannender Probleme; während sie als Schriftstellerin nach dem ästhetischen Grundsatz, welcher die befriedigende Wirkung eines Kunstwerks als die höchste Forderung hinstellt, alle Conflicte harmonisch ausklingen läßt, ist sie als Weib den eigenen Seelenleiden erlegen. So stellt „Zweimal vermählt" die Kämpfe eines liebenden Frauenherzens dar, das, sich ungeliebt wähnend, dem Gatten immer mehr entfremdet wird, während dieser, in ähnlicher Täuschung befangen, in ihr, der zweiten Frau, nur die Genossin, nicht die Geliebte sieht, bis die Gatten sich endlich finden und der volle Strom der Liebe, nicht mehr von Irrthum und Vorurtheil eingeengt, sich frei und fessellos in die verschmachteten Seelen ergießt. Die zweite Ehe heilt die

Wunden, welche der erste unheilvolle Bund dem Helden der Handlung geschlagen. Scenerie und Charakteristik von Land und Leuten (die Bergwelt von Kärnten), vornehmlich die Hauptträger der spannenden Handlung (Veronika die erste, Carola die zweite Frau, Manfred Marnow, der zweimal Vermählte, und Karl Ferrer, der liebenswürdige Hagestolz) sind mit feinen Zügen ausgestattet, die herauszufinden wir jedoch dem Leser überlassen müssen. Auch die zweite Novelle: „Fahnenflüchtige", hat es mit einer kampfreichen Liebe zu thun, die aber hier vom religiösen Fanatismus bedroht wird, bis die Fahnenflüchtigen, die Priester Ottone und Mauro, welche die Kirche verlassen, sowie die schöne Giovanna, welche dem Vater und dem verhaßten Bewerber entrinnt, um sich leben zu können und ihr Schicksal selbst zu gestalten, nach vielen Irrungen, Leiden und Schmerzen in den Hafen häuslichen Glücks und freier bürgerlicher Arbeit einlaufen. Wiederum liegt über der Handlung, die hauptsächlich Florenz und Rom zum Schauplatz hat, der Schimmer echter Poesie, der Zauber des Selbstgeschauten, der den Hauptreiz in Elise Linhart's Dichtungen bildet, während die eingeführten Personen, wenn auch unter andern Namen und in andern Lebensverhältnissen, eine große Familienähnlichkeit verrathen, obschon diese nicht sofort bemerkbar und ohne Nachtheil für die Wirkung der an spannenden Momenten und sogar sensationellen Effecten reichen Darstellung ist. Am schwächsten erscheint uns die dritte Novelle: „Seelenlos", die den Kampf zwischen Verstand und Leidenschaft, zwischen starkem, zum Materialismus neigendem Realismus und sonnigem Idealismus darstellt und zwar merkwürdigerweise den erstern in der schönen Gestalt der klugen Renée, den letztern in der fesselnden Persönlichkeit des Professors Johannes, dem es schließlich gelingt, die schöne Galathea zu beleben, ihre Seele wachzuküssen. Ein zweites interessantes Paar sind der genial angeflogene Maler Sandern und dessen Braut Helene, wogegen die holde Blanda und der Referendar Reinhold des Lebens süßesten Unverstand, die schöne Zeit der vollen, kindlichen, jugendlichen Liebe darstellen.

Bezüglich des Stils haben wir an allen drei hier anerkennend genannten Novellen nur die Ausstellung zu machen, daß einzelne Redewendungen, wie vor allem die häufige Beschreibung der Geste: sie oder er drückte die Handflächen gegen das Gesicht, den Kopf, gegeneinander u. s. w., sowol im Affect der Freude wie des Schmerzes: oder der Ausdruck: „überquerte", statt ritt über die Straße oder ging über die Straße, oder die seltsame Wortbildung „Gesammeltheit" statt Sammlung, nicht zulässig erscheinen; so leicht diese Incorrectheiten bei rascher Production der Feder entschlüpfen mögen, so darf sie doch ein kritischer Blick nicht übersehen.

Eine kurze, gemüthvolle, ohne Prätension geschriebene Biographie der so frühverstorbenen Verfasserin von der Schwester derselben, Frau Helene Stöhl, gibt der vorliegenden Sammlung nicht nur den eigenthümlichen Hauch, der über einer wahren Geschichte schwebt, sondern ist auch als eine schmerzlich interessante Bestätigung der täglichen Erfahrung zu betrachten, daß nicht jedes liebenswürdige Talent auch ein starker Geist ist, daß hier wiederum „eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert". Den zahlreichen Freunden, welche Elise Linhart sich in der Leserwelt erworben, sei vorliegendes Vermächtniß der reich begabten und tief unglücklichen Schriftstellerin warm empfohlen.

Aus dem romantischen Land der Dichtung führen uns ins volle Menschenleben, mit Thatsachen und den Geboten der Nothwendigkeit entschlossen rechnend:

2. Lehrjahre des Lebens. Geschichte eines jungen Mädchens von Elisabeth Klee. Leipzig, Eckstein. 1881. 8. 4 M.

In ansprechender, lebenswahrer Darstellung gibt die Verfasserin in diesem Lebensbilde, das keineswegs blos als „Mitgabe für reifere Töchter" betrachtet werden darf, da es regelrechte Romansituationen enthält, eine gefällige Probe ihres glücklichen Talents, die Dinge und Menschen anzusehen wie sie sind, ohne dabei einer höhern Anschauung verlustig zu gehen. Gefühlsschwärmerei wird auf Gefühlstiefe, Leidenschaft auf warme Empfindung zurückgeführt; Pflicht und Arbeit sind der Inhalt, Liebe, Freundschaft, Erfolg, die landschaftliche Schönheit der Umgebung der Schmuck dieses Mädchenlebens. Die Verfasserin begleitet die Heldin von der Heimkehr aus der Pension und der Confirmation bis zur Verlobung und Begründung des eigenen Hausstandes, durch gute und böse Tage, durch jähen Wechsel von Leid und Freude zur vollen Befriedigung in einem auf solider Basis erbauten Lebensglück. Paula von Plonitz, die verwöhnte Tochter des Präsidenten, muß harte Lehrjahre durchmachen, ehe sie zu dem eben angedeuteten Ziel, dem echten und schönen Beruf des Weibes gelangt, aber sie besteht die Probe muthig und wird im Feuer der Trübsal geläutert. Auch hat sie zwei Schutzengel: der eine ist ihre Stiefmutter, die, der mit Recht veralteten Anschauung von der bösen Stiefmutter entgegen, sich als das belebende und rettende Princip ihres Hauses offenbart; der andere „Engel" ist Paula's Lehrerin, Fräulein Piaste (Chamisso's Nichte), die theils durch persönliche Einwirkung, theils durch ihre Briefe die „himmelhoch jauchzende" oder „zum Tode betrübte" Paula vor Muthlosigkeit und Verzweiflung bewahrt. Auch die übrigen Hausgenossen der jugendlichen und sympathischen Heldin, ihre Verwandten wie ihre Freunde und Pflegebefohlenen, sind mit charakteristischen Zügen ausgestattet. Dazu kommt ein lebendiger Wechsel der Scenerie, die sogar durch die fast zu detaillirt gehaltenen Reiseberichte des „verlorenen Sohnes" etwas Unstetes erhält, was uns nicht ganz in den Rahmen dieser Familiengeschichte zu passen scheint; das Colorit wird fast zu bunt und der Ton gewissermaßen zu international. Ebenso ist der Stil — namentlich im Eingangskapitel, doch auch an andern Stellen — nicht durchweg correct; allein Gesinnung, Gestaltung und Inhalt des hübsch ausgestatteten Buchs, das sich vor-

züglich als Gabe für Deutschlands Töchter wie als Geschenkbuch für das Boudoir eignet, erheben dasselbe über das gewöhnliche Niveau der bekannten moralischen Kränzchen- und Belehrungsgeschichten, die oft an Stelle eines gesunden, frischen Inhalts die Langeweile predigen.

Einen kräftigen, volksthümlichen Ton, der den in unserer nivellirenden Zeit hohen Vorzug der Eigenartigkeit besitzt, schlagen die Novellen an, die unter dem Titel vereint sind:

3. Geschichten von August Corrodi. Erster Band. Mit dem Bildniß des Verfassers. Zürich, Trüb. 1881. 8. 2 M.

Die vier Erzählungen, von denen zwei: „Vroni" und „Ein Wespenstich", als Dialektnovellen, und zwei: „Dichter und Förster" und „Eine enharmonische Geschichte", gewissermaßen als Humoresken in hochdeutscher Sprache, wenn auch mit Provinzialismen stark gemischt, anzusehen sind, athmen Bergluft und Tannenduft; nicht allein die Scenerie, nicht blos das „Schwizertütsch" geben diesen Geschichten einen eigenen Reiz; es ist der Humor, die Art desselben, die der Verfasser in diesen Erzeugnissen seiner Muse entwickelt. Wohl läuft manche Abschweifung, manche Breite, manche Derbheit und burschikose Wendung, manche stilistische Kühnheit, ja Unmöglichkeit mit unter; wir haben weniger Kunstgemälde als Charakterbilder in Holzschnittmanier vor uns; aber die Züge sind echt, lebendig, getreu. Am meisten angesprochen hat uns bei der Lektüre die dritte Geschichte des vorliegenden Bandes: „Ein Wespenstich", ein Cabinetsstück à la Hebel und Usteri, eine der freundlichsten Gaben aus dem Schatze echten Volkshumors, diese „piggante G'schicht" von dem „alt Unggle Karli" und dem „Wehnthalermeitli, der Margrit". Ernster im Grundton, wenn auch im Reflex jovialer Beleuchtung gehalten und am Ende sich in Wohlgefallen auflösend, ist die erste Geschichte: „Die schwarze Vroni", welche die Verwandlung zweier muthmaßlicher Geschwister in Liebes- und Eheleute und besonders in der Person des alten Wächters die Volksweisheit ergötzlich darstellt. Die vierte Geschichte: „Die enharmonische Verwechselung", behält zwar ebenfalls das Localcolorit bei, spielt aber in einer höhern gesellschaftlichen, einer mehr modernen Sphäre, indem sie die Heilung einer jugendlichen Musikenthusiastin durch „Kummer und durch Liebe", die Bezähmung einer kleinen Widerspenstigen durch eben diese Mittel behandelt. Die Darstellung Corrodi's streift häufig an das Stark Realistische, aber die Helden dieser Geschichten, von denen uns die zweite: „Dichter und Förster", am wenigsten zugesagt hat, wollen nichts anderes sein als frische, fröhliche Naturkinder, die den Regeln der Convenienz und den Vorschriften der Etikette kühn ein Schnippchen schlagen, um ihren eigenen Weg zu gehen, und ganz dazu angethan sind, dem Verfasser des „Sanges vom Aerger" neue Freunde zu gewinnen.

Den Schluß unserer Revue bildet die Erwähnung einer mehr pädagogisch-literarisch als belletristisch bedeutsamen Novität, nämlich:

4. Deutsche Heldensagen für Schule und Volk. Neu bearbeiteter Auszug des zweiten Bandes seines größern Werks: „Nordisch-germanische Vorzeit", von Wilhelm Wägner. Sagenkreis der Amelungen. Sagenkreis der Nibelungen. Gudrun. Beowulf. Karolingischer Sagenkreis. König Artus und der heilige Gral. Mit 20 Textillustrationen und einem Titelbild. Leipzig, Spamer. 1881. 8. 1 M. 60 Pf.

Der auf dem Gebiet der Belehrungsschriften rühmlich thätige Verfasser führt in dem mit 20 Textillustrationen und einem Titelbilde ausgestatteten Bande eine Reihe der beliebtesten deutschen Heldensagen im Gewande der Erzählung vor. Der Sagenkreis der Amelungen, der Nibelungen, die Leiden der treuen Gudrun, das Lied von Beowulf, der Karolingische Sagenkreis, die Artus- und die Gralssage sind in lebhaftem, volksthümlichem und stellenweise lehrhaftem Tone dargestellt. Trotz der häufigen, in der Natur des behandelten Stoffs begründeten Archaismen ist das fesselnde Buch sowol als Unterhaltungsstoff für die Jugend, wie als Vorbereitungsmaterial für das Studium der großen Epen unserer nationalen Dichtung des Mittelalters, und daher als eine Bereicherung unserer Bildungsliteratur mit Anerkennung zu begrüßen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Den „Essenismus in seinem Verhältniß zum Judenthum" untersucht kritisch der Privatdocent P. E. Lucius (Straßburg, Schmidt). Zwar hat die Frage nach dem Wesen des Essenismus heute nicht mehr die Bedeutung wie am Ende des vorigen Jahrhunderts, immerhin aber bildet die Untersuchung, was derselbe eigentlich gewesen, was er angestrebt, unter welchen Verhältnissen und im Gegensatz zu welchen andern Parteien er entstanden, einen wichtigen Beitrag zur neutestamentlichen Zeitgeschichte. Zunächst behandelt der Verfasser der vorliegenden Abhandlung die sämmtlichen Quellen seines Themas mit besonnener, tiefeindringender Kritik; er entwirft sodann ein Bild der essenischen Sekte um die Mitte des 1. Jahrhunderts, entwickelt hierauf das Princip des Essenismus und reiht endlich denselben thunlichst ein in die Geschichte des nachexilischen Judenthums. Er hält die Essener (mit Schürer) für Virtuosen der Sittlichkeit, ihre specifisch religiösen Lehren für gegründet auf das Dogma von dem unabänderlichen Schicksal und vindicirt ihnen den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele. Der Verfasser verlangt ferner, daß die Erklärung des Essenismus auf rein jüdischem Boden mit Fernhaltung aller fremden Einflüsse angestrebt werde. Da nun im Essenismus ein Bruch mit dem Opfer- und Tempeldienst vorliege, so müsse ein solcher in einer Zeit der Revolution erfolgt sein, also zur Zeit der syrischen Kriege. Durch die Annahme, daß der Bruch mit dem Tempeldienst den Centralpunkt des Essenismus bilde, erkläre sich sowol der Ursprung und jede Eigenthümlichkeit der essenischen Sekte wie auch die Möglichkeit ihres zweihundertjährigen Bestehens. So weit der Verfasser, dessen Arbeit wir das Zeugniß nicht versagen dürfen, daß er in geistvoller und doch streng geschichtlicher Weise zu forschen

versteht. Mögen ihm in Zukunft ähnliche treffliche Leistungen gelingen.

— In Frankfurt a. M. erscheinen im Verlag von A. Fösser Nachfolger „Frankfurter zeitgemäße Broschüren", neue Folge, herausgegeben von Paul Haffner. Das uns vorliegende neunte Heft des zweiten Bandes derselben behandelt „Die heilige Musik" von Anton Walter. Hier wird von einem Katholiken die kirchliche Musik auf Kosten der weltlichen unverhältnißmäßig gepriesen. „Die Kirche hat Musik, weil sie ein Opfer hat": das ist nach dem Verfasser der Kern und das Wesen der kirchenmusikalischen Frage. „Die katholische Liturgie ist die vollendetste Schöpfung des heiligen Geistes; was nun diese Liturgie für das kirchliche Leben in frühern Zeiten war, das soll sie in unsern Tagen durch Gottes Gnade wieder werden. Je gehorsamer (sic!) die kirchliche Musik ist, um so mehr entspricht sie ihrer Idee und ihrem Zwecke. Ob jemand die richtige Anschauung über Kirchenmusik hat, zeigt sich an seinem Urtheil über den römischen Choralgesang; der Gregorianische Gesang muß für alle Zeiten Quelle und Fundament der kirchlichen Musik bleiben." Man mag noch so sehr geneigt sein, dem Verfasser in der Würdigung der specifisch kirchlichen Musik entgegenzukommen: diese rein katholische Behandlung einer Kunstfrage kann zuletzt doch nur abstoßend wirken. Wo „Gehorsam gegen die Kirchengesetze" das Ideal ist, da kann eine liebe- und lebenswarme religiöse Kunst nicht gedeihen; die Kunst darf und soll mehr sein als eine bloße Abschattung dieser „Kirchengesetze". Mag Palestrina noch so hoch stehen: als das absolute Ideal der Kirchenmusik darf er nicht gepriesen werden.

— Das Leben und die Weltanschauung von „Johannes Huber" hat Eberhard Zirngibl (Gotha, F. A. Perthes) in gedrängter, lichtvoller, warmer Darstellung gegeben. Huber hat bekanntlich den Kampf gegen die materialistische Richtung der Naturwissenschaft mit großem Glück geführt und das Recht der philosophischen, der idealen Weltanschauung behauptet. Der Darwin'schen Selectionstheorie stellte er die Entwickelungstheorie, dem naturalistischen Weltmechanismus den philosophischen Weltorganismus entgegen. Bei diesem Kampfe mit rein wissenschaftlichen Mitteln war es ihm zugleich um die Sicherung der so schwererrungenen modernen Cultur- und Staatsordnung zu thun. Auf der andern Seite aber war ihm der Ultramontanismus gleich zuwider; vielmehr sucht er in der Versöhnung von Glauben und Wissen die einzige Rettung der modernen Gesellschaft. Von hohem idealen Standpunkte aus behandelte er die sociale Frage; er sah dieselbe nur dann für lösbar an, wenn eine feste religiös-sittliche Grundlage für das Volk wiedergewonnen werde. Ganz besonders interessant ist darum im vorliegenden Werk der letzte Abschnitt, worin sich Huber in geistvoller Weise als „Apostel der Willensfreiheit" documentirt: die „persönliche Natur" ist der springende Punkt aller seiner Deductionen, an dessen Erweis er seine ganze Kraft setzte. Jedenfalls wurzelt Zirngiebl's Arbeit in einer sehr gründlichen Kenntniß von Huber's Werken; daß letzterer mehr ein wohlmeinender, sich zersplitternder Dilettant als ein schöpferischer Denker war, läßt er freilich unberührt.

— Aus der bei Duncker u. Humblot in Leipzig erscheinenden „Allgemeinen deutschen Biographie" hat die Verlagshandlung in besonderm Abdruck „Zwei Paar bunter Lebensläufe" erscheinen lassen, nämlich „Die Forsters und die Humboldts". Verfasser dieser Biographien ist Alfred Dove, welcher in gediegener Weise das reiche Material des Gelehrten zu einem essayistischen Abriß verarbeitet hat. Er hat überall seine Quellen sorgfältig angegeben, befleißigt sich einer möglichst objectiv gehaltenen Kritik und setzt die historische Treue über blühende Schilderungen. Um der Bedeutung willen, welche die hier charakterisirten Größen unserer Nation haben, mit Rücksicht auch auf den Werth der „Allgemeinen deutschen Biographie" überhaupt sei diese Sonderausgabe hiermit warm empfohlen.

— Das im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinende Werk des Freiherrn von Nordenskiöld, betitelt „Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega", in welchem der berühmte Entdecker einer Durchfahrt durch das nördliche Eismeer den Verlauf seiner so überaus ergebnißreichen Expedition in populär-wissenschaftlichem Stile zur Darstellung bringt, ist bei der 14. Lieferung angelangt. Mit der 11. Lieferung kam der erste Band zum Abschluß, der 31 Bogen Text, Nordenskiöld's Porträt in Stahlstich, 206 Holzschnitt-Illustrationen und 10 Karten enthält. Selbstverständlich werden d. Bl. dem hochwichtigen geographischen Werke eine eingehende Besprechung widmen.

Auch das in d. Bl. bereits rühmlichst erwähnte Illustrationswerk „Nordlandfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales" (Verlag von Ferdinand Hirt u. Sohn in Leipzig) schreitet rasch der Vollendung entgegen: 13 Lieferungen liegen bereits vor, und die zum Abschluß des zweiten Bandes noch fehlenden 2 Lieferungen sollen in ganz kurzer Frist folgen. Man möge also den „Nordlandfahrten" einen Platz auf dem diesjährigen Weihnachtstisch offen halten. Was bei derartigen Illustrationswerken so häufig vermißt wird, die stimmungsvolle Harmonie des Textes und der bildlichen Darstellung, ist hier in ausgezeichneter Weise erreicht, sodaß die durchwanderten Stätten dem äußern wie dem innern Auge, guten Stereoskopen vergleichbar, unter ein und demselben Sehwinkel erscheinen.

Bibliographie.

Dalwigk, Freih. R. v., Chronik des alten Theaters in Oldenburg (1833—1881). Festschrift zu der Eröffnung des neuerbauten Theaters am 8. October 1881. Oldenburg, Schulze. 8. 3 M.

Eck, F., Gedichte. Stuttgart, Cotta. 12. 3 M.

Hansrath, A., Religiöse Reden und Betrachtungen. 2te verm. Aufl. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 4 M.

Die Kriegführung unter Benutzung der Eisenbahnen und der Kampf um Eisenbahnen. Von H. L. W. 2te Aufl. Nach den Erfahrungen der neuesten Kriege vollständig neu bearbeitet von einem deutschen Stabsoffizier. Mit mehrern in den Text gedruckten Abbildungen, lithographirten Plänen und Tafeln. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 14 M.

Müller-Kalhaus, A., Er muß Comödie spielen. Schwank. Elberfeld, Faßbender. 12. 60 Pf.

Illustrirte Naturgeschichte der Thiere. In Verbindung mit Dr. F. Heincke, Dr. F. Knauer, Dr. E. Rey herausgegeben von Ph. L. Martin. Mit Separatbildern und zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen in Holzschnitt nach Zeichnungen von H. Braune, R. Friese, A. Göring, R. Kretschmer, L. Martin jun., E. Schmidt, F. Specht, A. Thieme u. A. 1ster Bd. 1ste Abth.: Säugethiere. Bearbeitet von Ph. L. Martin. Mit 19 Separatbildern und 322 in den Text gedruckten Abbildungen in Holzschnitt. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 5 M.

Nummero sieben! Schwank. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. 12. 30 Pf.

Oberländer, R., Fremde Völker. Ethnographische Schilderungen aus der alten und neuen Welt. 1ste Lfg. Leipzig, Klinkhardt. Folio. 1 M. 50 Pf.

Der Neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Begründet von J. E. Hitzig und W. Häring. Fortgesetzt von A. Vollert. Neue Serie. 16ter Bd. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 M.

Rold, M., Die heimatlichen Singvögel, sowie einige Verwandte und Fremde derselben in Sprüchen und Liedern. Trier, Lintz. 8. 30 Pf.

Schack, A. F. Graf v., Meine Gemäldesammlung. Stuttgart, Cotta. 8. 3 M.

Schemionek, A., Ausdrücke und Redensarten der Elbingschen Mundart mit einem Anhang von Anekdoten, dem Volke nacherzählt. Gesammelt und erklärt. Danzig, Bertling. 8. 75 Pf.

Tandert, E., Der Antiquar. Berlin, Walther u. Apolant. 1882. 8. 2 M.

Teichmüller, G., Pädagogisches. Zur Revision des Lehrplans unserer Gymnasien. Dorpat. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Umlauff von Frankwell, V., Romänenlieder. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 M.

Winterfeld, A. v., Schnurren. VII. Berlin, Lehr. 12. 1 M. 50 Pf.

Bergmännisches Wörterbuch. Verzeichniß und Erklärung der bei Bergbau, Salinenbetrieb und Aufbereitung vorkommenden technischen Ausdrücke. Nach dem neuesten Stande der Wissenschaft, Technik und Gesetzgebung bearbeitet und herausgegeben von J. Tannenberg und W. A. Frantz. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 5 M.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage von **Bernhard Schlicke** in Leipzig, einem Verzeichniß zu Festgeschenken geeigneter Werke aus dem Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig, und dem **Literarischen Anzeiger** Nr. 12.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 48. 1. December 1881.

Murad Efendi als Dramatiker.

Dramatische Werke von Murad Efendi. Drei Bände. Leipzig, T. O. Weigel. 1881. 8. 15 M.

Die Tragödie ist das Stiefkind unserer Bühne, und es gehört schon viel Ritterlichkeit dazu, wenn ein deutscher Dichter sich noch ihrem Dienste weiht: immer seltener werden die Aufführungen tragischer Werke an den großen Bühnen. Früher glaubte man noch in Wien und Berlin der neuen Dichtung die Rücksicht schuldig zu sein, jedes Jahr wenigstens eine in dichterischem Stil gehaltene Tragödie zur Aufführung zu bringen; davon sieht man jetzt auch meistens ab, und trotz der Preiskrönungen des berliner Schillercomité geht jetzt oft die ganze Saison vorüber, ohne daß ein neues Trauerspiel dem Repertoire angeeignet wird. Das Publikum will keine Trauerspiele, heißt es: trotzdem aber stehen die Tragödien der großen Dichter jahraus jahrein und allwöchentlich auf dem Repertoire. Viele jüngere Kräfte sind in ihrer Misstimmung schon dazu gedrängt worden, die ganze sogenannte Classicität für ein Unglück zu halten, für einen Hemmschuh der Entwickelung, schon deshalb, weil die unfähigen und beschränkten Köpfe unter den Bühnenleitern, welche nie ein Schiller'sches oder Goethe'sches Trauerspiel zur Aufführung gebracht hätten, wenn es ihnen jetzt eingereicht worden wäre, glauben, sich durch die Aufführung classischer Dramen überhaupt mit den Dramen höhern Stils abgefunden zu haben, und nun ihr Repertoire in diesem bequemen Tretrad jahraus jahrein laufen lassen. Gewiß ist der übertriebene Cultus der Classicität, die bis zur Ermüdung heruntergespielt wird, kein Glück für unser Theater: dennoch möchten wir diese Aufführungen nicht missen; denn sie allein halten noch die Traditionen des höhern Stils auf der Bühne und auch beim Publikum aufrecht; ohne dieselben wären wir längst auf das flache Niveau der deutschen und französischen Ifflandiaden gänzlich herabgesunken.

Es gehört jetzt schon zu den Erfolgen, wenn eine tragische Dichtung sporadische Aufführungen erlebt, hier und dort an einer größern Bühne gegeben wird. Dies war auch das Los der jetzt in einer Sammlung herausgegebenen Dramen von Murad Efendi: einige derselben wurden am wiener Burg- oder Stadttheater, am dresdner Hoftheater, in Leipzig, an zweiten berliner Bühnen gegeben; gegenüber der Buchdramatik, welche nie das Licht der Proscemiumslampen erblickt, immerhin ein Erfolg; aber trotz des Beifalls, den diese Dramen großentheils gefunden, fehlte doch die Nachfolge, und da auch unsere ersten Bühnen gegenwärtig es längst aufgegeben haben, Stücke von dichterischer Haltung durch mindestens einmalige jährliche Wiederholung auf dem Repertoire zu erhalten, was noch Laube als Director des Burgtheaters auch bei zweifelhaften ersten Erfolgen oft genug gethan, so verschwinden auch diese Dramen bald wieder von den weltbedeutenden Bretern.

Der leider vor kurzem verstorbene Murad Efendi war ein geborener Oesterreicher, aber lange Zeit in türkischen Diensten, anfangs als Offizier, später als Diplomat, zuletzt türkischer Gesandter in Schweden und Holland. Eine türkische Excellenz, die auf dem deutschen Parnaß eine ehrenvolle Stellung einnimmt, muß immerhin als eine eigenthümliche Erscheinung betrachtet werden. Murad Efendi hat nicht blos die dramatische, auch die lyrische und didaktische Gattung der Poesie gepflegt; doch wies ihn sein Talent wol vorzugsweise auf die erstere hin.

Die meisten Stücke der Sammlung sind Trauerspiele. Murad Efendi hat etwas von dem os magna sonaturum, das dem Tragiker unerlaßlich ist; im Schau- und Lustspiele ist er weniger zu Hause, obschon er sich auch hier als ein gewandter und geistreicher Autor zeigt. Die Tragödien der Sammlung sind: „Selim der Dritte",

„Marino Falieri“, „Mirabeau“, „Johanna Grey“ und „Ines de Castro“: alles ohne Ausnahme historische Trauerspiele und alle außer „Mirabeau“ in Versen, in fünffüßigen Jamben geschrieben.

„Selim der Dritte“ ist unsers Wissens das erste größere Drama des Autors und auch an der wiener Burg zur Aufführung gekommen. Die Vertrautheit mit allen türkischen Verhältnissen gibt dem Dichter gerade für dieses Werk einen festen Boden. Nicht blos für das Colorit, für die äußere Ausstattung, für das Costüm ist damit viel gewonnen: auch für die Grundlagen der eigentlichen Handlung. „Selim der Dritte“ ist eine heißblütige Reformtragödie, und der Sultan gehört zu jenen tragischen Charakteren der Geschichte, welche das Rechte wollen, aber zu einer Zeit, wo es noch nicht zur Reife gediehen ist, und welche daher als Vorläufer und Bahnbrecher für die erfolgreichern Bestrebungen ihrer Nachfolger zu Grunde gehen. Selim III. wollte die übermüthigen Prätorianer Konstantinopels, die Janitscharen, vernichten: er scheiterte mit diesem kühnen Unternehmen; erst etwa ein Jahrzehnt nachher gelang es dem Sultan Mahmud II., in einem ungeheuern Blutbad die Janitscharen zu vernichten. Außerdem plant in unserm Stücke Selim III. eine andere Reform: die Aufhebung des Harems und die Erhebung seiner Favorite Zuleicha Kadin zur Sultanin. Das erbittert die Anhänger des Alten aufs äußerste: die Janitscharen erheben sich gegen ihn, der Groß-Mufti und die Priester, die Hofpartei; seine Mutter, die Walide Sultan, geht in das Lager der Feinde über; in einem Aufstand wird Selim von den Janitscharen erschossen.

Das ist der äußere Verlauf der geschichtlichen Handlung: die tragische Schuld Selim's ist hier die Schuld aller Reformatoren, die im Kampf gegen das Bestehende zu Grunde gehen. Doch damit hat sich der Dichter nicht begnügt: er läßt seinen Helden noch in einer andern Weise schuldig werden. In allen seinen Reformbestrebungen findet Selim die kräftigste Unterstützung bei seinem Großvezier Hussein-Pascha, einem ebenso edeln wie tüchtigen Manne, und diesen seinen Freund und Helfer weiht er dem Tode infolge einer Hofintrigue und eines Misverständnisses. Zuleicha Kadin liebt den Sultan Selim nicht, sondern sie ist von heißer Leidenschaft für den Großvezier entbrannt; sie ladet diesen zu einer geheimnißvollen Unterredung ein. Der Großvezier, der bei der Sultanin Walide freien Zutritt hat, erscheint nun im Harem der Favorite, und stellt ihren liebeglühenden Anträgen, so wenig er ihnen gegenüber kalt und gleichgültig zu bleiben vermag, doch den Ernst der Pflicht entgegen, und so vermag diese Potiphar ihn nicht zu fesseln. Doch der geheime Besuch ist nicht unbelauscht geblieben; die Gegner des Großveziers verrathen ihn dem Sultan. Dieser hält anfangs noch seinen Glauben an den Freund und Gesinnungsgenossen aufrecht: erst als Zuleicha davon gehört hat, daß das Leben des Veziers bedroht sei, und in höchster Aufregung kommt, um Gnade für ihn zu erflehen, da erkennt Selim plötzlich, daß Zuleicha die Schuldige ist, und läßt in leidenschaftlicher Verblendung den Vezier tödten. Hierin besteht nun seine tragische Schuld: ein Wort hätte das Misverständniß so aufklären können, wie das später geschieht; aber der Dichter läßt dies eine Wort nicht sprechen. Man kann für die geschichtlichen Ereignisse dieser Serailtragödie, die dem Anschein nach sehr locker verknüpft sind, das einigende Band nur sehen in dem Charakter des Helden selbst, dessen leidenschaftlicher Ungestüm hier und dort für ihn zum Verhängniß wird.

Die Hauptscenen des Stücks werden von mehr episodischen Volksscenen unterbrochen, in denen nicht nur der Uebermuth der Janitscharen sich ausspricht, sondern auch eigenartige Gestalten, wie der mystisch-prophetische Betteldervisch, auftreten. Die Sprache ist meist bestimmt und präcis, hier und dort etwas apart und gesucht; aber in den großen Scenen hat sie den Feuergeist des dramatischen Pathos. Als Zuleicha ihre Liebe zum Großvezier bekennt, sagt sie:

> Es sind drei Tage heut'. Selim gewährte
> Die Gunst, mit meinen Frauen vom Altan
> Den Aufzug anzusehn im Bairamfest.
> Im augenblendend reichen Pompe harrten
> Des Reiches Würdenträger des Monarchen.
> Da trat zur Runde Einer, dessen Kleid
> Sich ebenso vom hohlen Staat der Andern,
> Wie die Gestalt, die königliche, schied
> Von der gebeugten Haltung der Veziere.
> Die Wipfel der Cypressen schienen sich
> In Huldigung dem Herrlichen zu neigen.
> Mir war, als senkte sich die Sonne nieder
> Und deckte flammenstrahlend diese Welt.
> Mein Leben drängte sich in meinen Blick;
> Es überkam mich unerklärlich bang,
> Dabei so unaussprechlich wohl zugleich.
> Wild pochte mir das Herz in lauten Schlägen,
> Und bebend fühlt' ich, wie die Lieb' entbrannte,
> Die göttliche, die einst die Freundin pries,
> Die ich ersehnt, die ich im Traum geahnt!

Als Selim von Zuleicha zu spät erfährt, daß der Großvezier schuldlos sei, ruft er aus:

> Ein Mord! — O unglücksel'ges Volk, dein Führer
> Hat nicht gelernt den rohen Trieb bemeistern.
> An deiner Kette mocht' er stümpernd feilen,
> Der selber Ketten trägt, doch sie zerbrechen
> Und dich befreien, nein das konnt' er nicht.
> Ich mußte über Menschenmaß mich stellen,
> Und unterlag gemeiner Leidenschaft.
> Vermessen träumt' ich einst, mein Purpur würde
> Als Morgenröthe Osmans Kindern leuchten,
> Als Morgenröthe einer neuen Zeit —
> Nun, jene Morgenröthe dampft als Blutbad
> Zum unerbittlich strengen Himmel auf. —
> Sein edles Blut — und jenes dort vergossen,
> Des Brandes Flammenzungen, alle rufen:
> Selim, der Volksbeglücker, ist ein Mörder,
> Ein eitler Knabe, der mit Blitzen spielte,
> Ein stumpfer Sklave, der von Freiheit träumte.
> Er rief mir zu: „Du hast dich aufgegeben“,
> Er sagte wahr, und jetzt versteh' ich ihn. —

Die Scene, in welcher Selim Zuleicha's Treulosigkeit erkannt hat und die Favorite dem Richter übergibt, zeichnet sich besonders durch markige Kraft aus.

Das zweite Drama „Marino Falieri" behandelt einen Stoff, den außer Byron und Delavigne auch mehrere neue deutsche Dichter, wie Albert Lindner und Heinrich Kruse, behandelt haben. Wir haben eine eingehende Parallele dieser Marino-Falieri-Dramen in „Unsere Zeit" veröffentlicht (III, 1, 881 fg.) und dabei auch schon des Dramas von Murad Efendi gedacht, obschon es noch nicht im Buchhandel erschienen war; es war uns infolge einer leipziger Aufführung bekannt und das Bühnenmanuscript lag uns vor. Der Verfasser hat indeß eine nicht unwesentliche Aenderung vorgenommen: er hat die große Verschwörungsscene fortgelassen, wegen der Massenverwendung und der großen Mühe, welche sie bei der Aufführung macht; einige Theile der Scene nahm er in den siebenten Auftritt des dritten Actes mit herüber. In diesem Drama erscheint uns die Exposition geschichtlich bezeichnender und lebendiger als in den andern Marino-Falieri-Dramen: wir sehen die Bedrückung des Volks und den Hochmuth der Patricier in einer Reihe von Scenen anschaulich vorgeführt, und am Schluß des ersten Acts ist der Keim des Conflicts zwischen dem Dogen und den andern Würdenträgern der Republik in einer für die Zukunft verhängnißvollen Weise gelegt. In den meisten Dramen, welche den Dogen der Republik zum Helden haben, kommt der Conflict zum Ausbruch durch die Liebe Michel Steno's zur Dogaressa: Falieri trifft ihn bei seiner Gattin, kämpft mit ihm und läßt ihn verhaften; er klagt ihn beim Rathe an, und der Rath verurtheilt ihn nur wegen Unbedachtsamkeit zu einer Verbannung von dreißig Tagen. Das entscheidet die Betheiligung Marino Falieri's an der Verschwörung des Volks gegen die Patricier. Doch Murad Efendi benutzt die Leidenschaft Steno's für die Dogaressa nicht blos zur Motivirung der Haupthandlung, sondern auch zur Herbeiführung der Katastrophe. Bei einer abermaligen Begegnung weiß Steno durch List der jungen Frau des Dogen, die in die Verschwörung eingeweiht ist, das Geheimniß zu entlocken, und durch unwillkürlichen Verrath gibt sie selbst den Gatten dem Henker preis. Falieri stürzt indeß auf den an der Spitze der Häscher hereintretenden Steno los und tödtet ihn: eine poetische Licenz, die sich auch in andern Marino-Falieri-Dramen findet; die Geschichte berichtet, daß Michel Steno es zu hohen Jahren gebracht und selbst Doge geworden sei.

Das Ausplaudern wider Willen ist im Grunde ein Lustspielmotiv, welches für die Tragödie zu schwächlich ist, wie überhaupt in mehrern neuen Dramen die Verwebung der Intrigue in den Gang der Handlung dem Tragischen zu sehr den Kothurn hinwegzieht. Auch Clara, eine Art von Gräfin Terzky, welche das stolze Streben des Dogen nach Alleinherrschaft nährt, bedient sich dazu doch der Mittel der Intrigue, welche die Schiller'sche Heldin verschmäht. Mit dem Albert Lindner'schen „Marino Falieri" hat der von Murad Efendi die Aehnlichkeit, daß der Charakter der Dogaressa den Ausschlag für die Entscheidung gibt, so entgegengesetzt auch die beiden Heldinnen, die energische Angiolina und die unentschlossene, leicht von ihren Gefühlen überwältigte Maria, sind.

Wenn auch die Motivirung der Handlung in „Marino Falieri" oft nicht den großen Stil der Tragödie zeigt, so fehlt dieser doch keineswegs der Darstellungsweise des Dichters und den vorgeführten Situationen selbst. Hier ist Mark und Kraft und eine gewisse herbe Prägnanz des Ausdrucks, der ihr zu Liebe oft die anmuthige Glätte verleugnet. Die Bilder sind oft originell und markig, so wenn Faliero sagt:

> Ja, borgte mir der Jude vom Rialto
> Ein Stündlein Rache auf mein Seelenheil,
> Genad' mir Gott, ich gäb's zum Pfand ihm hin.

Die beiden größern Monologe Falieri's sind reich an schlaghaften Metaphern, wie sie die Tragödie verlangt:

> Das Volk befreien, läutern diesen Staat!
> Das klingt mir wie ein Mahnruf großer Zeiten
> Und ruft ein Echo hundertstimmig wach
> In meiner Brust. — Das Ziel ist strebenswerth,
> Die Kaste, die sich selbstisch überhebt,
> Die Herrschaft der Patricier zu stürzen.
> Ein stolzer Ruf zur That! — und doch vielleicht
> Nur ein Sirenenruf. — Nimmt das Verbrechen
> Nicht manchmal Tugendschleier an? Ja, sind
> Erhabner Drang und Sünde nicht verwandt,
> Nicht Kinder einer Stunde, einer Mutter?
> Genügt es wol, ein Großes anzustreben?
> Da liegt's. — (Sinnend.)
> Sind Umwälzungen, durch Gewalt
> Vollführt, auch segensreich? Ist jener Funke,
> Der von den Klingen sprüht, wohlthätig wie
> Der Funke, der da glimmt im Geist der Völker
> Und wächst, bis er der Zeit zur Leuchte wird?
> Der eine sprüht, und löscht im Blutstrom aus,
> Der andere, gezeitigt — wärmt, erhellt. —
> Wenn ich mit kühner Hand den Bau zerstört,
> Kann ich mit Asche einen bessern fügen?
> Wenn nicht, so hinterließ' ich nur Ruinen,
> Und des Zerstörers fluchbeladnen Namen.

> Enteilt, Minuten! Wärt ihr doch gewesen,
> Daß ich, statt hier zu grübeln, draußen kämpfte!
> Bedenken frißt am Mark jedweder That
> Und überzieht mit Rost so Schwert wie Pflug:
> Es schwächt den Arm, indem's den Schlag erwägt;
> Es lähmt den Fuß, indem es Schritte zählt;
> Es hemmt den Flug, indem es Höhen mißt.
> Ich will nichts mehr und darf auch nichts bedenken.
> Genügsamkeit der gröberen Begier
> Erfülle ganz die Brust, im Keim ersticke
> Die Regung zagender Bedenklichkeit!
> Und du, mein Blick, verschließ dich allem sonst
> Und sieh das Eine blos! Du, Faust, sei eins
> Mit dem gefühllos kalten Stahl und triff
> So tief, so mitleidslos, wie sie mich trafen!
> Ihr habt der Frevel Maß erfüllt und zwingt
> Mir in die Faust die Waffe — euer Leben,
> Patricier, zuckt unterm Stahl — Ich muß

Es nehmen, muß — der Himmel sei uns gnädig!
Die Stunde schließet euch die Pforten auf
Zur Ewigkeit, mir zum Gericht der Zeiten.
Ich leg' zu Füßen der befreiten Stadt
Dies Schwert, mein Banner fliegt! Ich bin bereit.

Auch versteht der Dichter, die Handlung bei den Actschlüssen zuzuspitzen und für die leidenschaftliche dramatische Bewegung den treffenden dichterischen Ausdruck zu finden. „Marino Falieri" ist ein durchaus bühnengerechtes Stück.

„Mirabeau" ist eine Revolutionstragödie, in deren Mittelpunkt die Liebe des Volkstribunen zur Königin Marie Antoinette steht. Wie fast alle deutschen Dramen, welche einen Stoff aus der Zeit der Französischen Revolution wählen, ist das Stück in Prosa geschrieben: es scheint, als ob sich die parlamentarische Debatte, welche diese Revolutionsstücke und oft mit heftiger Leidenschaftlichkeit durchdringt, gegen den dramatischen Jambus sträube. Die Französische Revolution ist übrigens bei den ersten deutschen Bühnen in Acht und Bann gethan und überhaupt fast für alle Hoftheater ein Noli me tangere; es ist eine wohl aufzuwerfende Frage, wie lange ein bedeutendes geschichtliches Ereigniß, das der dramatischen Muse reichsten Stoff bietet, von diesem Bann getroffen bleiben wird? Auch Murad Efendi's „Mirabeau" ist nur an zweiten Theatern in Wien und Berlin zur Aufführung gekommen. Im wesentlichen ist dieser Volksmann ein Romanheld; die abenteuerlichen Verwickelungen seines Lebens stempeln ihn dazu, die Conflicte mit seiner Familie, seine zahlreichen Liebesabenteuer. Ein dramatischer Held wird er erst in der letzten Epoche seines Lebens, in welcher er, schwankend zwischen Volksmacht und Königsmacht, die erstere an die letztere verrieth. Viele Memoiren berichten dies, und so geschieht es in unserm Stück. Gleichwol leidet die geschichtliche und auch die dramatische Bedeutung Mirabeau's in demselben dadurch Havarie, daß dieser Verrath fast ohne jeden innern Kampf vor sich geht; denn nicht auf eine würdige Verschmelzung von Königthum und Volksherrschaft ist es abgesehen. Mirabeau will aus Liebe zur Königin die Monarchie retten um jeden Preis. In den Scenen des ersten Acts sowol mit Cabanis wie mit der Königin tritt das Streben, die Monarchie mit der Freiheit zu versöhnen, noch in einzelnen Wendungen hervor. „Jetzt", sagt er zu dem erstern, „erkenn' ich die gedeihliche Mitte zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit, die rettende Mitte vor der despotischen Willkür von oben und der anarchischen Gewaltthat von unten", und zur letztern: „Die Freiheit sei keine Kluft zwischen Thron und Nation, sondern das Band, das sie inniger aneinanderschließt." Doch im Verlauf des Stücks finden diese Gedanken weiter kein Echo: es handelt sich nur um die Rettung der Monarchie, und Mirabeau's Auftreten bei den Jakobinern hat keinen andern Zweck, als in diesem Sinne zu intriguiren. Es ist gewiß dramatisch, wenn eine Leidenschaft wie die Liebe zur Königin einen Helden seinen politischen Idealen untreu macht; doch dann muß dieser innere Kampf sich steigern und in Handlung umgesetzt werden. In dem Stück kommt aber noch ein den Charakter Mirabeau's sehr herabsetzendes Moment hinzu: die großen Summen, die er von der Königin erhält. Diese geschichtliche Thatsache ist dramatisch kaum verwendbar, ohne die Bedeutung des Helden zu gefährden, und zu wichtig, um nur für beiläufige Charakteristik verwendet zu werden; man kann den Eindruck eines politischen Schürzenstipendiums nicht überwinden.

Der eigentliche Verlauf der Handlung ist der eines durch politische Vorgänge illustrirten Liebesdramas; denn neben der Liebe zur Königin geht die Liebe Mirabeau's zu Gilberte einher, die er um jener willen verstößt, während die Kunde von diesem Verhältniß Marie Antoinette gegen den Grafen aufs tiefste verstimmt. Gilberte aber dürstet nach Rache, in Gemeinschaft mit Camps, dem Secretär Mirabeau's. Dieser liebte sie und mußte dem Grafen weichen, den er in jeder Hinsicht haßt und beneidet. Gilberte ruft das Volk zum Zug nach Versailles auf, wo Mirabeau die Königin zu schützen sucht. Seine Geliebte zückt den Dolch gegen diese: Mirabeau wehrt sie ab. Im fünften Act wird er von Camps vergiftet. So führt Privatrache die Katastrophen des Stücks herbei, was ohne Einbuße seitens seiner geschichtlichen Bedeutung nicht abgehen kann.

Davon abgesehen zeugt aber dies Drama von dem dramatischen und auch theatralischen Talent des Autors: es ist Leben und Bewegung in demselben; nicht blos die Volksscenen und die Scenen am Hofe sind anschaulich in der Vertheilung der Gruppen und oft prägnant in der Charakteristik der einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten; auch die großen Scenen zwischen Mirabeau und der Königin sind in ihrer Gliederung und Steigerung echt dramatisch, und die Diction hat den Guß einer oft hinreißenden Leidenschaftlichkeit. Wir entnehmen der Scene des vierten Acts die folgende Probe:

Marie Antoinette.

Lösen Sie mir den Widerspruch. Was lebt in Ihrer Seele?

Mirabeau (fast tonlos).

Die Verzweiflung.

Marie Antoinette.

Räthselhafter! Was wollen Sie, wer sind Sie?

Mirabeau.

Sie wissen es, ein Verräther, ein Meineidiger, ein Verfluchter — kurz, Mirabeau.

Marie Antoinette.

Welches ist Ihr wahres Antlitz? Entsinnen Sie sich Ihres Gelöbnisses von Saint-Cloud?

Mirabeau.

Es flammt hier in Feuerlettern. (Er zeigt auf seine Brust).

Marie Antoinette.

Das behaupten Sie jetzt noch in diesem Augenblick?

Mirabeau.

Mein letzter Seufzer wird es bekräftigen.

Marie Antoinette.

Die Jakobinermütze deckt es zu.

Mirabeau.

O, bannen Sie das Mistrauen; es ist Ihr schlimmster Feind! Für wen habe ich die Jakobinermütze auf mein Haupt gedrückt als ein erstes Pfand des Gelingens meiner verwegenen Entwürfe? Für wen als für meine Königin?

Marie Antoinette.

Was sagen Sie? Sie scherzen.

Mirabeau.

Ja, für Sie. Die Unterredung, die Ew. Majestät mir in Saint-Cloud gewährt hatte, war ruchbar geworden. Pamphlete liefen durch Paris, bedenkliche Anklagen wider mich wurden laut und fanden theilweise Gehör. Unsere Feinde schürten den Argwohn des Volks. Drohend trat der Augenblick an mich heran. Ich mußte einen Theil meiner Plane eingestehen. Ich that es, konnte ich mich doch für Ihre Absichten verbürgen und im Namen der Krone ein Jakobinerministerium verkünden. Das Schwerste war gelungen, die Schreckhaften und die Unentschiedenen, kurz, die Mehrzahl war für den Bund der Freiheit mit dem Thron gewonnen. Sie vertrauten mir. Da, im Augenblick des Erfolgs, im Augenblick, wo ich im Namen des Königs spreche und handle, da verbreitet sich in Paris die Nachricht von jenem unheilvollen Banket der Garden, von der Theilnahme der Königin daran, vom Anschlag gegen die Nation. Alles war verloren. Nichts blieb mir übrig, als selber das Volk zu den Waffen zu rufen und mich an seine Spitze zu stellen. Es galt, Ihr Leben zu beschützen —

Marie Antoinette.

Was habe ich gethan!

Mirabeau (fortfahrend).

— das theuere Leben der angebeteten Frau.

Marie Antoinette (mit Würde).

Graf Mirabeau —

Mirabeau.

Es ist gesagt — die Rettung der Monarchie war zugleich das Streben einer hoffnungslosen Liebe.

Marie Antoinette.

Graf, diese Sprache!

Mirabeau (ekstatisch).

O zürnen Sie nicht über dieses verwegene Geständniß. Anbetung entheiligt auch eine Heilige nicht — hätten Sie es doch früher vernommen und daran geglaubt. Erschrecken Sie nicht vor dem Aufschrei eines brechenden Herzens! Es ist ein furchtbares Verhängniß, daß Ihr Engel schwieg, als der Zweifel Sie beschlich. Er hätte Ihnen zurufen müssen: Wenn der Odem der Menschheit Lüge ist, dieser Mirabeau ist wahr für dich. Halte das unschuldige Lächeln des Kindes, die Thräne im Mutterauge für eine Lüge, aber die Treue dieses Mirabeau bezweifle nicht. Er will und wird dich retten! — Ich hatte mich vermessen, einer Welt entgegenzutreten und dem Zeitlauf halt zu gebieten. Vielleicht hätte ich das Uebermenschliche vermocht — aber ich konnte Sie nicht zum Vertrauen überzeugen; die Schatten meiner Vergangenheit folgen mir — ich will mich erheben, sie steigen mit mir — Königin! Mein Geschick erfüllt sich durch Ihre Hand und zu Ihrem eigenen Verderben!

Marie Antoinette.

Halten Sie ein, Mirabeau. Ja, ich bin Ihr Verhängniß und mein eigenes — o, schonen Sie mein!

Rudolf von Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Philosophie der Geschichte.

1. Das System der Philosophie als exacter Wissenschaft, enthaltend Logik, Naturphilosophie und Geistesphilosophie. Vierter Theil, enthaltend die Philosophie der Geschichte. Von C. L. Michelet. Zweite Abtheilung: Rom, das christliche Europa, Amerika, die Nachwelt. Berlin, Nicolai. 1881. Gr. 8. 6 M. (Preis des ganzen Werks 36 M.)
2. Die Wissenschaft vom physischen, geistigen und socialen Leben auf der Grundlage einer einheitlichen Weltanschauung in ihren Grundprincipien dargestellt von Julius Heinrich Franke. Berlin, Grieben. 1881. Gr. 8. 4 M.

Die vorliegende Abtheilung des vier Bände umfassenden Werks von C. L. Michelet (Nr. 1) bildet den Schluß seiner ausführlichen Darstellung des Systems der Philosophie als exacter Wissenschaft, bearbeitet auf Grundlage der Auffassung und der Gliederung des philosophischen Stoffs nach Hegel. Michelet ist einer der strebsamsten Geister und jetzt noch ein rüstiger Veteran aus der Hegel'schen Schule. Für den letzten Theil seines Werks hat natürlich die Hegel'sche „Philosophie der Geschichte" selbst die allgemeine Basis gebildet. Indem Michelet sich für seine besondere Auffassung der Philosophie des Ausdrucks einer „exacten" Wissenschaft bedient — eine Bezeichnung, die für gewöhnlich von dem dem Hegel'schen diametral entgegengesetzten Herbart'schen System als Charaktermerkmal seiner ganzen methodischen Auffassung der Philosophie in Anspruch genommen wird —, so gibt sich schon hierin das Streben nach einer bestimmten Ermäßigung, Modification und Erweiterung des streng und einseitig dialektischen oder speculativen Denkens der Hegel'schen Schule zu erkennen. Allerdings waltet der immanente Begriff und seine Entwickelung hier nicht mehr so ausschließend und gleichsam dictatorisch vor, als dieses bei Hegel selbst und zu seiner Zeit der Fall gewesen war. Es wird uns vielmehr der reale Inhalt der Geschichte im allgemeinen ganz objectiv und oft mit einer für das höhere Begreifen desselben nicht gerade nothwendigen Breite erzählt. Insofern könnte die ganze Darstellung des Verfassers wol als die einer höher gefaßten geistreichen Popularisirung der Geschichte bezeichnet werden. Der Ausdruck des Exacten hat hier insbesondere wol die Bedeutung, daß die Concordanz des realen Inhalts oder Stoffs der Geschichte mit der allgemeinen Voraussetzung einer an sich nothwendigen begriffsmäßigen Entfaltung in derselben nachzuweisen versucht wird. Das alles ist freilich weit milder, einfach verständlicher und gemäßigter als der starre und unerbittliche Rigorismus des dialektischen Fortschritts in der Geschichte bei Hegel selbst. Nichtsdestoweniger ist die allgemeine Art der Auffassung des Stoffs doch noch dieselbe

geblieben wie dort. Die ganze Wissenschaft der Philosophie der Geschichte oder des höhern denkenden Begreifens der historischen Erscheinungen hat seit Hegel gewisse weitere Fortschritte gemacht, und es ist namentlich in den Arbeiten von Flint und Rocholl das bisherige statistische Material dieses ganzen Erkenntnißgebiets zusammenzustellen und zu ändern versucht worden. Auch hat der Unterzeichnete in seiner „Philosophie der Geschichte" (Leipzig 1870) auf die Unvollkommenheiten der Hegel'schen Behandlung hingewiesen und einen umfassendern und freiern Standpunkt für die ganze Auffassung dieses Gebiets zu gewinnen sich bestrebt. Immer aber gebührt Hegel das Verdienst, die Philosophie der Geschichte zuerst als eine bestimmte eigenthümliche Disciplin in den Rahmen der philosophischen Wissenschaften eingeordnet und sie nach einem festen und strengen Princip systematisch bearbeitet zu haben: ein Verdienst, welches namentlich von jenen beiden Statistikern nicht nach seiner vollen Bedeutung anerkannt und gewürdigt worden ist. Erwähnung verdient von den neuern Arbeiten auf diesem Gebiet auch die Schrift von Friedrich Jodl: „Die Culturgeschichtschreibung, ihre Entwickelung und ihr Problem" (Halle 1878).

Daß mit der Hegel'schen Methode jetzt nicht mehr durchzukommen ist, bedarf wol kaum der nähern Begründung. Das Ziel dieser Methode bestand zunächst darin, möglichst alles an einem einzigen großen zusammenhängenden Faden der Entwickelung aneinander zu reihen. Die Geschichte ist thatsächlich kein solcher durchaus einheitlicher Proceß, sondern sie ist unmittelbar genommen vielmehr ein bloßer Complex besonderer räumlicher Lebensgebiete und einzelner sich miteinander verschlingender Specialgeschichten der verschiedenen Völker der Erde. Die Geschichte ist nicht blos, wie es nach dieser Auffassung scheint, ein einheitlich fortschreitendes Drama in der Zeit, sondern auch ein ausgedehntes, buntes und farbenreiches Gemälde im Raume. Es ist ferner auch nicht möglich, die Auffassung festzuhalten, daß alle diese einzelnen Abtheilungen oder Gebiete des historischen Lebens rücksichtlich ihres innern Charakters oder geistigen Werthes eine einfache zusammenhängende Reihenfolge von Stufen der niedern oder höhern Vollkommenheit in der Erreichung oder Verwirklichung irgendeines allgemeinen begrifflichen Typus oder Ideals bilden sollten. Auch hier sind alle diese Unterschiede nicht blos solche des Grades, sondern auch solche der Art, und es ergänzt zugleich überall der Werth und die Bedeutung des einen Volks oder Theils der Geschichte in ebenbürtiger Weise den des andern. Alles dieses sind einseitige und beschränkte Auffassungen oder Vorurtheile der Hegel'schen Schule. Dieser ganz abstracte und schematische Fortschrittsgedanke allein enthält nicht die volle und ausreichende Wahrheit für das philosophische Begreifen der Geschichte in sich. Es war ferner ein Mangel bei Hegel selbst, daß dieser auf die ganze Frage nach der weitern Zukunft oder dem fernern Fortgange der Geschichte im Grunde gar keine irgendwie befriedigende Antwort zu geben wußte. Er hatte blos mit seinem einmal feststehenden logischen Kategorienschema den bisherigen Inhalt oder das vorliegende empirische Material der Geschichte einzutheilen und als eine immanente Entwickelung des sogenannten objectiven Begriffs darzustellen vermocht. Das Höchste alles menschlichen Geisteslebens schien ihm bereits in seinem eigenen System wesentlich enthalten oder erreicht zu sein, ebenso wie ihm auch der einheitlich geschlossene Bureaukratismus des damaligen preußischen Staats als die Verwirklichung der absoluten politischen Idee entgegentrat. Man stand nach ihm bereits auf der höchsten Sprosse der Leiter der Geschichte, da sich ja überhaupt nach seiner Auffassung die begriffliche Idealität und die empirische Realität des Lebens vollständig miteinander deckten. Dieses ist ein Mangel, der allerdings von Michelet zu verbessern versucht wird. Die Philosophie der Geschichte hat auch die Aufgabe, unter Anschluß an das Gegebene die weitern zu erstrebenden Ziele und Ideale des Lebens festzustellen. Das Individuum soll nach Michelet in Zukunft wesentlich Selbstzweck sein, während es bisher im allgemeinen nur Mittel und Organ für die Entwickelung des Ganzen in der Geschichte gewesen ist. Wir erblicken auch hierin eine Ermäßigung der ursprünglichen Starrheit des Hegel'schen Lehrbegriffs und der Idee des bloßen dienenden Aufgehens des Individuellen im Allgemeinen. In der individuellen Persönlichkeit als solcher und ihrer immer vollkommenern Ausbildung wird freilich von Anfang an der wahrhaft bedingende Endzweck und insofern zugleich das höchste leitende Princip für alle geordnete Erkenntniß der Geschichte erblickt werden müssen.

Was Michelet die Nachwelt nennt, wird hauptsächlich in gewissen, bisjetzt blos unvollkommen in die Bewegung der Geschichte eingetretenen Gebieten der Erde, Australien u. s. w., seinen Sitz oder Mittelpunkt haben müssen. Auch dem liegt, wie uns scheint, eine falsche und von einseitigen Gesichtspunkten beherrschte Auffassung der geographischen Verhältnisse nach ihrem Zusammenhange mit der Geschichte zum Grunde. Es ist wahr, daß der Weg der Geschichte um die Erde im allgemeinen in der Richtung von Osten nach Westen gegangen ist. Deswegen hatte auch Hegel seinen Proceß der Construction der Geschichte mit China, da dieses im äußersten Osten steht, angefangen. Australien und seine Inselgruppen aber werden später wol noch eine größere Wichtigkeit erlangen als Mittelglieder für das Verkehrsleben Amerikas und Europas mit den alten Culturländern des östlichen Asien. Auf die physische Unvollkommenheit dieses ganzen südlichen Continents für ein selbständiges Culturleben hat unter andern schon Peschel hingewiesen, und es hat neuerlich auch die Bewegung der europäischen Cultur zum Theil wiederum ihren Weg rückwärts in der geographischen Richtung nach Osten hin eingeschlagen. Die realen Ursachen und Bedingungen alles historischen Geschehens in den geographischen und ethnographischen Gliederungsverhältnissen des menschlichen Lebens kommen überhaupt bei dieser ganzen Auffassung der

Geschichte vielfach zu kurz oder werden näher zu Gunsten des abstracten innern Fortschrittsschemas fast vollständig ignorirt. Das Interesse Michelet's ist ebenso wie dasjenige Hegel's nur darauf gerichtet, den an sich nothwendigen geistigen Fortgang von der einen Stufe oder Abtheilung der Geschichte zur andern zu erklären. Dieses alles ist hiernach wesentlich nur ein logischer oder idealer, nicht aber ein äußerlich realer oder thatsächlicher Proceß des Geschehens. Mag auch die Idee oder irgendein allgemeines Entwickelungsgesetz allem dem zur wesenhaften Grundlage dienen, so hat es außerdem doch überall ganz bestimmter realer Kräfte, Ursachen und Mittel bedurft, um alles jenes an sich Nothwendige durchzuführen und zu verwirklichen. Dies alles wird uns hier wol zum Theil erzählt, aber die Dinge werden nicht eigentlich philosophisch begriffen oder nach ihren Principien in den Gang der Geschichte einzuordnen versucht. Die absolute Idee ist hier gleichsam der innerlich schaffende Demiurg alles historischen Geschehens, welcher die ganze reale Außenseite des letztern wie etwas eigentlich Indifferentes und Selbstverständliches an sich zu tragen scheint. Es wird zwar wol im allgemeinen zu sagen versucht, welches der Charakter jedes einzelnen Bildes in dem großen Gemälde der Geschichte sei, aber wir erfahren nicht, durch welche kunstreiche Verschlingung einzelner wirklicher Fäden dasselbe an ihrem Webstuhl entstanden sei.

Auch können wir in der ganzen Dialektik der Hegel'schen Schule, so sehr dieses auch Michelet von sich abweist, doch nur eine gewisse moderne Scholastik, d. i. ein unfruchtbares oder doch unvollkommeneres Bestreben, durch abstracte Begriffsfolge den concreten Inhalt oder den speciellen Artbegriff der einzelnen Dinge und Erscheinungen des Wirklichen festzustellen, erblicken. Es wird hierdurch höchstens zu ganz allgemeinen, schwankenden und in der Luft stehenden Nominaldefinitionen des Wirklichen gelangt. Man muß sich das alles erst mühsam auslegen und in bestimmte faßliche Vorstellungen zu übertragen versuchen, wenn uns z. B. gesagt wird, daß die römische Aristokratie das orientalische Princip der Substantialität in rücksichtslosester Maßlosigkeit gegenüber dem durch die Plebejer vertretenen westlichen Princip der Subjectivität habe aufrecht erhalten wollen. Der Kern der Dinge läßt sich wol auch auf einfacherm Wege als durch eine solche bombastische und geschraubte Schulsprache bezeichnen. Es kann überhaupt als die wahre Methode für das Begreifen der Geschichte jetzt nicht mehr irgendwelcher einseitige Doctrinarismus, sondern nur die unbefangene und freie Analyse des Gegebenen in alle seine einzelnen, allgemeinen idealen und realen Elemente, Beschaffenheiten oder Principien angesehen werden. Alles dasjenige, was man Philosophie der Geschichte nennen darf, ist eine verhältnißmäßig noch junge und erst im Werden oder der Ausbildung begriffene Wissenschaft. Hegel und seine Schule haben den Grundstein zu dieser Wissenschaft gelegt; aber die wirkliche Architektonik des Gebäudes ist eine noch ungleich reichere, mannichfaltigere und vielgestaltigere, als sie in dem starren und rein formalistischen Grundgedanken jener Schule enthalten war. Wir erkennen nichtsdestoweniger gern das vielfach Begründete und Werthvolle der Michelet'schen Ausführungen an, wenngleich der Standpunkt seines Werks im ganzen einer frühern und jetzt als überschritten anzusehenden Entwickelungsstufe des neuern philosophischen Denkens angehört.

Einen völlig andern Charakter trägt das zweitgenannte Werk: „Die Wissenschaft vom physischen, geistigen und socialen Leben auf der Grundlage einer einheitlichen Weltanschauung in ihren Grundprincipien", von Julius Heinrich Franke (Nr. 2). In ihm wird vom Boden der Medicin aus der Blick auf ein allgemeines physisches, geistiges und sittliches Ideal der Menschheit zu erheben versucht. Es ist dem Verfasser zunächst darin entschieden beizustimmen, daß eine große Anzahl physischer Krankheitserscheinungen theils in allgemeinen socialen Misständen und Unvollkommenheiten, theils auch in besondern sittlichen und geistigen Fehlern, Lastern oder Verkehrtheiten der Individuen, die ja selbst wieder nur Theile des größern socialen Ganzen sind, ihren Grund haben. Die praktische Medicin hat Auswüchse zu heilen, die zum Theil nicht rein physischer oder somatischer Art sind. Deswegen werden auch die von ihr erzielten Erfolge zum Theil immer unvollkommen sein. Der Verfasser stellt daher die an sich gewiß berechtigte Forderung, daß die Medicin eigentlich als ein Theil der allgemeinen öffentlichen Gesundheits- und Wohlthätigkeitspflege oder Hygieine aufgefaßt werden müsse. In einer ähnlichen Lage wie die Medicin befindet sich an und für sich auch die Pflege des Strafrechts im Leben. Auch diese hat es mit Ausschreitungen oder, wenn man so will, Krankheiten zu thun, die zum Theil offenbar nicht allein in dem bloßen Willen des einzelnen Individuums, sondern auch in weitern allgemeinen socialen Misständen und Unvollkommenheiten ihren Grund haben. Alles dieses physische und sittliche Uebel muß an sich freilich richtiger zu verhüten als erst nachher zu heilen und zu strafen oder zu reprimiren versucht werden. Es entsteht hieraus die Forderung nach einer höhern und idealen Bedeutung des allgemeinen oder öffentlichen Lebens. Es ist an sich freilich ein Widerspruch, daß der Staat etwas bestraft, was er eigentlich wenigstens einem Theile nach durch Aufhebung der Bedingungen seines Entstehens zu verhindern die Verpflichtung hätte. So ist das Leben thatsächlich erfüllt von Widersprüchen und Disharmonien, die streng genommen nicht geduldet werden können, oder nach deren Versöhnung und Ausgleichung man berechtigterweise verlangt. Es ist dieses das Ideal einer reinen und dissonanzlosen Harmonie alles Menschlichen, nach welchem wir eigentlich naturgemäß alle streben, und welches uns vom Verfasser in einer geistvollen und beredten, allerdings wesentlich nur von medicinischen Anschauungen getragenen Weise nahe zu rücken versucht wird. Ob die empirische Medicin der gelehrten „Pflasterpfaffen" u. s. w. und das geforderte Naturheilverfahren wirklich in einem so schroffen

Gegensatz zueinander stehen, als es hier erscheint, ist doch wol fraglich. Auch ist ja die Medicin selbst allmählich immer mehr natürlich und weniger künstlich gewaltsam oder bloß äußerlich symptomatisch geworden als früher. Uebrigens hat der Arzt als solcher ganz ebenso wie der Richter es nur mit den gegebenen fehlerhaften Erscheinungen oder Ausschreitungen und ihrer Remedur, nicht aber mit den weiter hinter ihnen stehenden Ursachen und Bedingungen im Leben zu thun. Es werden diese beiden Standpunkte, der prophylaktisch dem Uebel vorbeugende und der heilend eingreifende oder reprimirende, in der Wirklichkeit nie vollkommen zusammenfallen.

Der Verfasser sieht auch das sociale Leben in der Geschichte als einen großen natürlichen Organismus an. Bei diesem ganzen harmonischen Gesundheitsideal aber, welches er vom Leben des einzelnen Menschen wie der Gesammtheit aufstellt, wird, wie uns scheint, übersehen, daß eben der Kampf mit den Unvollkommenheiten und das ganze Ringen der entgegengesetzten Elemente, Auffassungen und Principien des Lebens wesentlich mit zur allgemeinen Kräftigung, Ausbildung und Vollendung des letztern gehört. Der Verfasser ist im übrigen ein vorurtheilsfreier und in resoluter Gesinnung seinen eigenen Weg gehender Denker. Er erblickt — in gewisser Weise allerdings mit Recht — in der Sinnlichkeit die allein richtige und gesunde Basis sowol für das Erkennen — unmittelbare empfindungsmäßige Intuition gegenüber der Einseitigkeit des oft „tölpelhaften" Verstandes — als auch für das Wollen, wo er nicht vor dem Paradoxon der wesenhaften Identität von Sinnlichkeit und Sittlichkeit zurückschreckt. Es geht überall ein frischer Zug durch das Buch, wenn auch die einseitigen Voraussetzungen seines Standpunktes den Verfasser vielfach das Widersprechende und Unmögliche seiner Ideale übersehen lassen. Konrad Hermann.

Geschichtliche Schriften.

1. Die Fehde des Hannes Thomas von Absberg wider den Schwäbischen Bund. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des 16. Jahrhunderts. Von Joseph Baader. Mit 23 colorirten gleichzeitigen Ansichten der zerstörten Schlösser. München, Kellerer. 1880. 4. 5 M.

Dieser zierlich ausgestattete und mit den schönen gothischen Lettern des 16. Jahrhunderts gedruckte Band gibt im wesentlichen den Inhalt einer drei Foliobände starken münchener Handschrift wieder, welche die Aufzeichnungen der sogenannten Kriegsstube zu Nürnberg aus den Jahren 1520—31 enthält. In dem Helden des Buchs, dem Herrn Hannes Thomas von Absberg, lernen wir einen der wüstesten Repräsentanten des Raubritterthums und des Faustrechts kennen, der mit seinen verwegenen Genossen eine lange Reihe von greulichen Blutthaten verübte und einige Jahre hindurch der Schrecken Baierns, Frankens, Schwabens und Böhmens gewesen ist. Ein allgemeineres Interesse knüpft sich an die von dem blutigen Uebelthäter und seinen Helfershelfern verübten Schandthaten nicht, und es genügte wol eigentlich die Kenntniß davon, welche man aus der vom Herausgeber des vorliegenden Bandes bereits in der hundertvierzehnten „Publication des Literarischen Vereins in Stuttgart" (Jahrgang 1874) zum Abdruck gebrachten Handschrift gewonnen hatte. Neu hinzugekommen sind hier nur die getreuen Nachbildungen der in Farben ausgeführten Ansichten von 23 in jenen Kämpfen zerstörten Schlössern: diese aber können doch nur ein ganz locales Interesse erwecken.

2. Geschichte des Reichstags zu Speier im Jahre 1529 von Julius Ney. Mit einem Anhange ungedruckter Acten und Briefe. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1880. Gr. 8. 6 M.

Als Separatabdruck aus den „Mittheilungen des Historischen Vereins der Pfalz" veröffentlicht, bietet der vorliegende Band ein reiches Material an neuen Quellen zur Geschichte des speierer Reichstags von 1529, auf welchem die Anhänger der Reformation Luther's die denkwürdige Protestation gegen den ihre Glaubensfreiheit bedrohenden Mehrheitsbeschluß einlegten. Die Gesammtauffassung der in Rede stehenden Ereignisse wird dadurch freilich nicht beeinflußt, und über die historische Bedeutung derselben wird man auch in Zukunft nicht anders zu urtheilen haben als bisher. Immerhin ist aber die Arbeit dankenswerth, da sie manche bisher unklare Einzelheit, z. B. die Frage nach der Oertlichkeit, wo der Reichstag und die Protestation stattgefunden, mit Hülfe der neu erschlossenen Materialien klarstellt und das Bild der denkwürdigen Verhandlungen weiter ausführt und belebt.

3. Herzog Albrecht von Preußen und sein Hofprediger. Eine königsberger Tragödie aus dem Zeitalter der Reformation, von Karl Alfred Hase. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1879. 8. 8 M.

Das vorliegende Buch gibt in ansprechender Form einen dankenswerthen und in mancher Richtung lehrreichen Beitrag zur Geschichte des Herzogthums Preußen: die Kirchengeschichte Preußens steht freilich im Vordergrunde, aber auch für die Kenntniß seiner politischen Zustände und dann namentlich in culturgeschichtlicher Hinsicht gewinnen wir viel Neues aus demselben. Nur mit der auf dem Titel beliebten Bezeichnung der hier dargestellten Geschichte als einer „königsberger Tragödie" vermögen wir uns nicht einverstanden zu erklären: denn es scheint uns, damit ist dem im Mittelpunkte der Erzählung stehenden Manne mehr Ehre angethan, als ihm irgend gebührt. Wir möchten denselben der nicht geringen Zahl von theologischen

oder kirchlichen Abenteurern zurechnen, welche die gärende Bewegung der Reformation damals in verschiedenen deutschen Ländern zu einer ihrer Person in keiner Hinsicht entsprechenden Bedeutung erhob. Johann Funck, in Wöhrd bei Nürnberg 1518 geboren, hatte in Wittenberg studirt und dann als Prediger erst in Nürnberg, dann in seinem Heimatsort gewirkt; nach dem Siege Karl's V. über die schmalkaldener Verbündeten floh Funck nach dem Herzogthum Preußen. Dort gewann er bald Einfluß in Königsberg und namentlich bei Herzog Albrecht selbst, der ihn zu seinem Hofprediger und Beichtvater machte. Beim Ausbruch der ärgerlichen und leidenschaftlich geführten dogmatischen Streitigkeiten, zu denen die von Wittenberg aus hart angefochtene Lehre des Andreas Osiander, seit 1549 Prediger an der altstädtischen Kirche, den Anlaß gab, warf sich Funck zum eifrigsten Vorkämpfer seines vielverketzerten Amtsbruders auf und wußte auch den Herzog ganz für denselben zu gewinnen. Schließlich aber erlag er dem Ansturm der vereinigten Orthodoxen und mußte sich zu Beginn des Jahres 1556 vor einer zu Riesenburg gehaltenen Synode demüthigen und den Widerruf seiner Irrlehre geloben. Er hielt nachher diese Zusage nicht; unvermerkt wußte er seine geistliche Stellung mit der eines herzoglichen Raths zu vertauschen, und als solcher übte er auf die Regierung Herzog Albrecht's einen gewaltigen, von den Ständen bald sehr lästig empfundenen Einfluß, den er namentlich auch zu seinem und seiner Genossen Vortheil verwerthete. Besonders anstößig war Funck's enge Verbindung mit einem verwegenen Abenteurer, der sich auf Grund von gefälschten Documenten und Briefen für einen Markgrafen von Verona aus dem Hause der Scaliger ausgab (in Wahrheit hieß der aus Agram gebürtige Schwindler Paul Scalich) und dem es gelang, den alten und schwachen Herzog ganz zu umgarnen und für sich auszubeuten. Schließlich bekam Funck mit einigen geistesverwandten Genossen für kurze Zeit das Regiment des Herzogthums in die Hand, und nun that er sein Möglichstes, um den Conflict zwischen dem Herzog und den preußischen Ständen zum Aeußersten zu treiben. Das führte endlich die Katastrophe herbei: eine polnische Untersuchungscommission kam auf die Klage der Stände in das Land, und Funck wie seine Genossen endeten als Landesverräther 1566 durch Henkershand, während der geriebene Scalich mit einem großen Theil des dem Herzog abgeschwindelten Geldes rechtzeitig zu entkommen vermochte.

4. Oesterreich seit der **Katastrophe Hohenwart-Beust.** Von **Walter Rogge. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus.** 1879. Gr. 8. 16 M.

Im Anschluß an sein Werk „Oesterreich von Világos bis zur Gegenwart", welches die wechselvollen Schicksale des Kaiserstaats von 1848 bis 1873 behandelt, hat Walter Rogge, durch langjährige publicistische Thätigkeit mit den so überaus krausen staatlichen Zuständen diesseit und jenseit der Leitha genau vertraut, hier nun auch die Periode von 1873 bis zum September 1879 zu schildern unternommen. Von den zwei Bänden seines „Oesterreich seit der Katastrophe Hohenwart-Beust", wie der Verfasser bezeichnenderweise dieses Werk genannt hat, behandelt der erste die „Besiegung des Föderalismus", der zweite die „Umgestaltung des Dualismus".

Die Vorzüge, welche dem frühern Werke Rogge's nachzurühmen waren, fehlen auch dieser Fortsetzung desselben nicht: namentlich wird wieder die Frische und Lebendigkeit der Schreibweise jeden Leser anmuthen. Andererseits aber treten doch auch die Schwächen solcher Geschichtschreibung zu Tage.

Es bleibt nämlich immer ein misliches Unternehmen, die Geschichte der Gegenwart in der Weise zu schreiben, wie es hier wieder versucht ist. Ohne Frage hat der Autor die Ereignisse und Zustände, welche er zu schildern unternimmt, mit offenem Blicke und gutem Urtheil beobachtet; auch hat ihm sicherlich manche gute Verbindung zur Verfügung gestanden, vermöge welcher er hier und da einen Blick hinter die Coulissen thun und Einsicht nehmen konnte in die innerlich wirkenden Anlässe und Kräfte, aus denen die äußerlich sich vollziehenden Thatsachen hervorgingen. Auch entbehrt er gegenüber den Ereignissen, die er zu erzählen, und den Personen, die er zu schildern hat, keineswegs ganz der Objectivität und Unbefangenheit, welche wir billigerweise von dem Historiker verlangen müssen. Und dennoch wird man bei aller Anerkennung des Geleisteten dem Geschichtschreiber der jüngsten Vergangenheit Oesterreichs nicht zugestehen können, daß er ein eigentlich historisches Werk geliefert, daß er wirklich, wie er gewollt, die Geschichte Oesterreichs von 1873—79 geschrieben habe. Dazu fehlen seinem Buche die unerlaßlichsten echten Grundlagen. Von einem eigentlichen Quellenmaterial kann bei demselben nicht gesprochen werden; denn es liegt in der Natur der Dinge, daß diejenigen Papiere, in denen die Geschichte Oesterreichs während dieses Zeitraums eigentlich zum Ausdruck kommt und aus welchen sie allein dereinst geschöpft werden kann, heutigentags noch unzugänglich sind. Dazu kommt dann ein Anderes: für denjenigen, der wie der Verfasser dieser neuesten österreichischen Geschichte mitten im Kampfe der an der politischen Tagesarbeit betheiligten Parteien steht und in demselben als schlagfertiger Streiter mitkämpft, ist eine unbefangene, eine auch nur leidlich unparteiische Auffassung geradezu ein Ding der Unmöglichkeit. Endlich sind die Dinge, die hier zum Gegenstande historischer Betrachtung und historischer Beurtheilung gemacht werden, doch noch viel zu sehr im Flusse der Entwickelung begriffen, viel zu einseitig, als daß ihnen gegenüber eine historische Betrachtungsweise dieser Art überhaupt schon möglich wäre oder den gehofften Erfolg haben könnte. Wir sind überzeugt, daß mit ganz genau denselben Materialien, die Rogge benutzt hat, ein Geschichtschreiber anderer Parteirichtung zu den gerade entgegengesetzten Conclusionen über Personen und Zustände kommen würde.

Als ein Werk der sozusagen publicistischen Geschichtschreibung dagegen heißen wir auch diese Arbeit Rogge's aufrichtig willkommen. Von dem stark betonten und zuweilen einseitig hervorgekehrten Standpunkte des liberalen Deutschösterreichers entwirft uns derselbe ein frisches und lebendiges, bewegtes und anschauliches Bild von der Entwickelung Oesterreich-Ungarns in den letzten sechs Jahren; er führt uns mitten hinein in die derselben geltenden Parteikämpfe und Nationalitäten-Eifersüchteleien. Als ein Zeitbild, für die Zeit mit dem schnellen Griffel des Publicisten entworfen, verdient Rogge's Arbeit alle Anerkennung und wird auch außerhalb Oesterreichs manchen dankbaren Leser finden.

Auf Einzelheiten einzugehen ist hier nicht der Ort: es würde dabei ein Eintreten in politische Controversen nicht zu vermeiden sein. Was aber die Form angeht, so können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß dieselbe stellenweise doch allzu sehr an den publicistischen Ursprung und Charakter des Buchs erinnert. Dem Journalisten als solchem sieht man manches nach, was man ihm, will er Geschichte schreiben, nicht durchgehen lassen kann. Dahin gehören Wendungen wie: „Die Impertinenz (nämlich Rumäniens) wurde noch dadurch erhöht, daß gleichzeitig ein Cartellvertrag . . . gekündigt werden mußte, um die Niaiserie überhaupt zu ermöglichen" und „die reine diplomatische Flausenmacherei". Dergleichen publicistische Kraftäußerungen und Schlagwörter sind in ziemlich großer Anzahl stehen geblieben. Auch hätten im Interesse der Leser die allzu ausführlich mitgetheilten Berichte über die Kammerverhandlungen diesseit und jenseit der Leitha ohne Schaden für die Sache wesentlich gekürzt werden können. Ferner wären die nichtssagenden fürstlichen Toaste bei Galadiners u. dgl., die der Autor aus den Zeitungen übernommen hat, besser fortgeblieben.

Hans Prutz.

Oesterreichische Novellisten.

1. Franzi und Heini. Geschichte zweier wiener Kinder von Leopold Kompert. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1881. 8. 8 M. 50 Pf.

Kompert gehört zu den nicht eben zahlreichen Poeten Oesterreichs, auf welche ihr Vaterland Grund hat stolz zu sein. Das Goethe'sche Wort: „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen", findet auf ihn allerdings keine Anwendung; er hat, obwol über die Sonnenwende des Lebens hinaus, noch nicht vieles gebracht; er ist auch nie recht in Mode gewesen; seine wenigen Werke können sich auch nicht zahlreicher Auflagen rühmen — und doch läßt er die vielen, die ihn in all diesen Punkten überflügelt haben, um die Höhe eines echten Adlerflugs zurück. Eine einzige seiner „Ghetto-Geschichten" enthält mehr Schönheit, Wahrheit und Gemüthstiefe als ganze Bändereihen moderner und viel aufgelegter österreichischer Juden- und Christenschilderer, mit deren Namen die Literaturberichte unserer Tagesjournale gepflastert sind. Und auch Kompert's neuestes Werk „Franzi und Heini" hat um seiner schönen Eigenartigkeit und Schlichtheit willen keine Aussicht, so recht in die Mode zu kommen. Wem wird es auch beifallen, die Geschichte zweier wiener Kinder zu lesen — eine Kindergeschichte! Ach! Wäre es noch die Geschichte zweier „Wiener-Kinder", und wären diese zwei Wiener-Kinder zwei frische reife wiener Mädchen — meinetwegen Phrynen —, dann wohl. Aber so? Ist denn Kompert mit dem Zeitgeist gar nicht fortgeschritten, daß er in dem Jahrzehnt, in welchem Emil Zola's Stern im Zenith steht, dem gebildeten Publikum einen ganz kindischen und vom Autor nur outrirt ernst gestalteten Kinderroman zu bieten wagt? „Nana" und „Franzi und Heini", das sind zwei Bücher, die sich nicht auf Einem Tische vertragen. Und doch, so merkwürdig es klingen mag, die Wahrheit des Worts „Les extrêmes se touchent" kommt auch hier zur Geltung. Das verbuhlte nackte Buch Zola's und das reizend unschuldige, feinfühlige, keusche Werk Kompert's: beide sind echte Kinder ihrer Zeit, beide aus ein und demselben Krankheitskeime derselben entsprungen, beide geben beredtes Zeugniß für die Thatsache, daß unsere Zeit, daß unsere Gesellschaft moralisch krank ist. Nur mit dem einen großen Unterschiede, daß Zola als echter „Epidemiker" selbst krank ist und die eigene Krankheit allen seinen Lesern mittheilt, daß sein Werk gewissermaßen die Ansteckungsmasse bildet, während Kompert dem furchtlosen Arzte gleicht, der die Krankheit studirt, in allen ihren Phasen verfolgt, der sie beim Namen nennt und ihren Verlauf bis zum Augenblicke der Genesung seiner Patienten schildert. Und das ist dann sein Buch.

Doch es liegt mir ferne, Parallelen ziehen zu wollen; ich glaubte nur das interessante Berührungsmoment dieser beiden entgegengesetzten Pole, „Nana" und „Franzi und Heini", kennzeichnen zu sollen. Um das aber ganz zu thun, muß ich das Wort „moralisch krank" zu definiren suchen. Moralisch krank sein heißt: in seinem Unterscheidungsvermögen zwischen Recht und Unrecht schwankend und beirrt sein und in diesem Zustande Unrecht thun, ohne es für Unrecht zu halten. Die Moralkrankheit erwächst aus der Erziehung; so zeigt es uns Kompert: die Helden seiner Geschichte sind zwei moralisch kranke Kinder, die einander lieb haben, und die in diesem Zustande gegen das bürgerliche Gesetz verstoßen und als Diebe und Diebshehler vor Gericht gestellt werden. Das klingt nun recht prosaisch, fast prosaischer als die ganze Nana, und doch liest sich's so poetisch, ist so poetisch geschildert in der Zartheit der Motive, in der Innigkeit des Empfindens, in der naiven Abwehr des Gedankens, unrecht zu handeln

daß die Prosa der Thatsachen dagegen vollständig in den Hintergrund tritt. Wenn uns etwas peinlich berührt, so ist es der Umstand, daß die eigene Mutter als Anklägerin ihres unmündigen Sohns auftritt, ohne jeden äußern Zwang; doch der überspannte Gemüthszustand der Frau und das sichere Gefühl des Lesers, daß diese scheinbar harte Mutter ihr Kind unendlich liebt, versöhnen uns auch mit diesem seltsam schroffen Zuge der Erzählung. Ganz wunderbar ist dem Autor neben den Gestalten der beiden Kinder diejenige der jüdischen Hausirerin Frau Blütenstern gelungen, bei welcher Herzensgüte und strengstes Rechtsbewußtsein in unzertrennlicher Vereinigung bestehen und das arme unter der Last des Hausirerpacks einherkeuchende Weib geradezu adeln. Dann ist noch die Gestalt des Lehrers mit Anerkennung zu nennen, hinter dem sich meist der feinsinnige Autor selbst verbirgt, um so in künstlerischer Weise und Motivirung seine trefflichen Gedanken über Schule und Erziehung zu offenbaren. Weniger kann ich mich mit der Form einverstanden erklären, in welche dieser reiche und schöne Inhalt gegossen ist: zum Theil Tagebuch, zum Theil Erzählung, zum Theil Gerichtsverhandlung — und nicht nach der Zeitfolge, wie sich die Ereignisse abspielen, geordnet, sondern bald vor-, bald rückwärtsspringend, und dann wieder den Leser medias in res führend. Ich verkenne die Absicht des Autors nicht, dadurch mehr Lebhaftigkeit und Spannung in die Geschichte zu bringen, als ihr ursprünglich und organisch innewohnt, sowie seine noch höher stehende Absicht, dadurch die Möglichkeit der Bloßlegung aller geheimsten psychologischen Details auf wahrscheinlichem Wege zu erlangen: dennoch glaube ich, daß ein einfacherer Aufbau und eine natürlicher geordnete Folge der Ereignisse dem innerlich so complicirten Organismus dieses Kunstwerks zuträglicher gewesen wäre. Doch dieser Mangel steht hinter den seltenen Vorzügen des Buchs weit zurück, ja er hilft ihnen sogar stellenweise erst recht zur Geltung zu kommen, und so versöhnt uns der Dichter leicht mit demselben. Nach dem Gesagten dürfte ein weiteres Wort der Empfehlung für „Franzi und Heini" kaum mehr nöthig sein. Jeder Freund echt poetischer, gediegener Lektüre erfüllt nur eine angenehme Pflicht gegen sich selbst, indem er Kompert's „Geschichte zweier wiener Kinder" zur Hand nimmt.

2. **Dorfschwalben aus Oesterreich.** Frischer Flug. Von **August Silberstein. Zwei Bände. Breslau,** Schottländer. 1881. 8. 8 M.

Unter den österreichischen Dorfgeschichtenerzählern nimmt August Silberstein einen hervorragenden Rang ein. Die Vorzüge seiner schriftstellerischen Eigenart kommen in denselben glücklicher und wirksamer, weil concentrirter zum Ausdruck als in seinen größern Romanen. Diese Vorzüge aber sind: herzliche Innigkeit des Tons, Plastik und Anschaulichkeit der Schilderung, psychologische Wahrheit der Charakterschilderung und eine wohlthuend berührende Liebe zur Natur, welche sich wie ein verklärender Schimmer über seine Landschaften und einfachen Menschen legt. Dagegen fehlt ihm die urwüchsige, ursprüngliche ländliche Sprechweise, welche den Dorfgeschichten Anzengruber's und Rosegger's jenen unverkennbaren Stempel der Echtheit aufdrückt, der sie unserm Herzen erst ganz nahe bringt. Silberstein's ländliche Sprache ist eine erlernte und nicht eine angeborene, ja sie ist zum Theil eine „ausstudirte", ein Product aus Kunst und Wissenschaft, und der Bauer selbst, von Naßwald oder aus Hallstadt, welchen Silberstein diese Sprache sprechen läßt, wird sie weniger verstehen als das einfache Schriftdeutsch. Mehr aber noch als in den Geschichten des Buchs macht sich eine gewisse Geziertheit und Affectirtheit in Ausdruck und Satzfügung, ein Kokettiren mit alt- und mittelhochdeutschen Anklängen in der Vorrede zu diesem „frischen Flug Dorfschwalben" fühlbar, und man muß früher schon die guten Eigenschaften Silberstein's schätzen gelernt haben, um sich durch diese Stilprobe in der Vorrede nicht von der weitern Lektüre der zwei stattlichen Bände abschrecken zu lassen. Das aber wäre in der That schade; denn unter den Geschichten, welche sich überdies durch ihre stoffliche Mannichfaltigkeit auszeichnen, sind einzelne von wirklich packendem Interesse. So insbesondere ist die Geschichte „Nur eine Hütte" — vielleicht das beste Stück der Sammlung — ungemein ergreifend und läßt uns einen tiefen Blick thun in die kleinen und knappen und dabei oft recht- und schutzlosen Verhältnisse der Landbevölkerung. Sehr hübsch, wenn auch nicht harmonisch ausklingend, ist die Erzählung aus der Zeit der Franzoseninvasion: „Das Dirnl vom Tanz", offenbar auf einer wahren Begebenheit basirend, nur in den tragischen Consequenzen für rein menschliches Empfinden nicht genügend motivirt. Ebenfalls sehr hübsch in der Entwickelung und dabei wohlthuend harmonisch im Abschluß ist die Geschichte „Der Sohn der Bäuerin", und die gleichen Worte des Lobes gelten für das erste Stück des zweiten Bandes „Knecht und Herrenleut". Ländlicher Aberglaube spielt im „Hexenmädel" eine große Rolle, ohne jedoch zu schweren Katastrophen zu führen, und eine Liebesgeschichte, wie sie sein soll, ist im „Geigerfranzl" zu lesen.

Wie der Bauer denkt, fühlt, wie er calculirt und raisonnirt, wie er sich die verschiedensten Lebenslagen zurechtlegt, seine Tugenden und Fehler, seine Gewohnheiten und Gepflogenheiten — und die aus alledem erwachsenden speciellen Conflicte: all das lernt man aus Silberstein's Dorfgeschichten sehr wohl kennen. Wenn ich oben die Vorzüge, welche Anzengruber und Rosegger als Erzähler in der Form vor ihm voraushaben, betonen mußte, so stehe ich andererseits nicht an zu behaupten, daß er, was die Mannichfaltigkeit des Inhalts, was Verschiedenheit der Conflicte, was die Erfindungsgabe betrifft, diesen beiden Schriftstellern, insbesondere aber Anzengruber, welcher namentlich in seinen zwei Bänden „Dorfgänge" fast ausschließlich den Grundton religiöser Grübelei anschlägt, vorzuziehen sei. Ich möchte sagen, Silberstein ergänzt die

Genannten in ganz glücklicher Weise. Rosegger ist vorwiegend Landschafts- und Figurenschilderer und in diesen Species unübertrefflich; Anzengruber ist der Philosoph und Theosoph vom Lande; Silberstein aber ist der richtige Dorfgeschichtenerzähler. Und als solcher sei er freundlichst empfohlen.

3. K. A. Kaltenbrunner's Geschichten aus Oberösterreich. Herausgegeben von Hedwig von Radics-Kaltenbrunner. Mit einer Biographie. Preßburg, Heckenast's Nachfolger. 1880. 8. 5 M.

Es ist nicht blos ein Act kindlicher Pietät, sondern erscheint auch literarisch geboten, daß Frau Hedwig von Radics-Kaltenbrunner, die Tochter des Dichters, allmählich den poetischen Nachlaß ihres Vaters der Oeffentlichkeit übergibt. Sie begann damit im vorigen Jahre, indem sie den dritten Band der Gedichte in oberösterreichischer Mundart (zwei Bände sind schon zu Lebzeiten Kaltenbrunner's erschienen und haben seinen Dichterruhm begründet) herausgab; heuer folgen die vorliegenden Erzählungen, und für die nächste Zeit werden ein vierter und fünfter Band Gedichte, ein zweiter Band Dorfgeschichten, ein Band historischer Dramen und ein Werk „über die Sprichwörter und Redensarten nach der alten Volkssprache im Lande Oesterreich ob der Enns" in Aussicht gestellt. Mit den bereits zu seinen Lebzeiten erschienenen Liedern, Geschichten und Dramen werden also die sämmtlichen Schriften Kaltenbrunner's ungefähr zwölf Bände umfassen: gewiß eine stattliche Zahl, welche ihn an Productivität den productivsten österreichischen Dichtern an die Seite stellt. Und wird er auch niemals an literarischem Glanz des Namens einem Grillparzer, Halm, Lenau nahekommen: im Volksthum, aus dem er herausgewachsen, wird er leben bleiben, und mancher heute glänzende Name wird längst vergessen sein, wenn man Kaltenbrunner's Lieder noch singen, seine Dorfgeschichten noch lesen wird.

Seine Dorfgeschichten. Es sind deren vier in dem vorliegenden Bande enthalten: „Bäuerin und Majorin", „Ein landlerisches Aschenbrödel", „Sepp der Holzknecht" und „Die Politiker". Die letztgenannte Erzählung ist die schwächste und stofflich für weitere Kreise nicht interessant. Die Politik, die in den Dörfern getrieben wird, ist eben nur wieder für Dörfler geeignet, und Conflicte, welche zwischen ihnen aus sogenannten politischen Gründen entstehen, sind herzlich unerquicklich. Der Dichter fühlte dies selbst sehr wohl und war daher bestrebt, seine Dorfpolitiker von der humoristischen Seite zu schildern, doch bei seiner vorwiegenden Neigung zu ernsthaftem Erfassen und Wiedergeben seines Stoffs konnte der Humor nicht recht durchschlagen, und wo er durchschlägt, ist's ein Prügelhumor. Ausgezeichnet dagegen ist das dritte Stück der Sammlung: „Sepp der Holzknecht", in welchem die Erlebnisse eines Wilderers aus Passion in geradezu meisterhafter Darstellung erzählt werden. Unter den mir bekannten Dorfgeschichten nimmt diese einen ganz hervorragenden Platz ein, sowol was Schilderung der Landschaft und der Begebenheiten, als was die Darstellung seelischer Zustände betrifft. In den zwei übrigen Geschichten: „Bäuerin und Majorin" und „Ein landlerisches Aschenbrödel", finden wir zwei Romane, wie sie sich auf dem Lande abspielen, und es gelingt dem Dichter, uns die beiden Heldinnen so interessant und sympathisch zu schildern, daß wir ihr Geschick mit Theilnahme verfolgen, wenn wir auch hier und da durch eine allzu große Breite und Ausführlichkeit des Erzählers in Ungeduld versetzt werden. Diese Breite ist überhaupt der charakteristische Fehler Kaltenbrunner's, wenn wir als Fehler bezeichnen dürfen, was ihm in den Kreisen, für welche seine Schriften berechnet sind und deren Fassungskraft eine langsamere ist, vermuthlich als besonderer Vorzug angerechnet wird. Außerdem wäre noch zu bemängeln, daß sich Kaltenbrunner's Dorfleute oft in etwas zu gebildeter Sprache ausdrücken, und da hätte wohl die Herausgeberin einzelnes ändern oder mildern können. Wenn z. B. in der ersten Geschichte einer alten Dörflerin die Worte in den Mund gelegt werden: „Liebe Julie, du bist mit deinen Ueberspanntheiten incurabel!" so versetzt das den Leser ganz aus aller ländlichen Illusion, und das wollte der Dichter gewiß nicht. Im ganzen aber ist die Sprache kernig und sind die Gestalten wahr und gesund gezeichnet.

4. Excursionen eines Oesterreichers. 1840—1879. Von Julius von der Traun. Zwei Bände. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1881. Gr. 8. 10 M.

Julius von der Traun, von welchem wir in Nr. 14 d. Bl. f. 1880 zwei Novellen: „Goldschmiedskinder" und „Schelm von Bergen", besprochen haben, bietet uns diesmal in zwei schön gedruckten Bänden eine Reihe von Aufsätzen größern und kleinern Umfangs, welche ihre Entstehung verschiedenen Vergnügungstouren verdanken, unternommen in den Jahren 1840—47, als der Verfasser noch jung war, und 1877—79, also ein ganzes Lebensalter später. Der Unterschied in den Jahren hatte einen merklichen Unterschied in der Darstellungs- und Denkweise des Verfassers zur Folge, der aber, wenn wir ehrlich sein wollen, zu Gunsten des alten Julius von der Traun spricht. Bei allem Bestreben, frisch und anschaulich und poetisch zu schildern, können seine Reisebilder aus den vierziger Jahren eine gewisse Oberflächlichkeit, eine Seichtigkeit des Gemüths nicht verdecken, und dieser Mangel an Innerlichkeit wird am stärksten fühlbar in seinen Schilderungen „Von Hamburg nach Helgoland 1847", in welchen nur die Geschichte „Vom Scharfrichter Rosenfeld und seinem Pathen" die Druckerschwärze lohnte. Alles andere ist schal und banal und verräth nirgends das Auge, das Herz eines Dichters, sondern immer nur den epikuräischen Sinn des gut situirten Lebemanns. Ansprechender sind die Schilderungen „Aus Oberösterreich (1840—46)", von welchen das erste Stück „Ein Alpenweg" frische Berg- und Waldluft ausströmt und dadurch wirklich erquickend

wirkt. Die darin enthaltene gespenstige Erzählung vom Gebirgspfarrer ist recht stimmungsvoll wiedergegeben, doch fehlt der aufklärende Abschluß.

Wenden wir uns nun den aus den letzten Jahren stammenden Aufsätzen Traun's zu, so finden wir: eine „Wallfahrt nach Weimar", welche nach den Eindrücken, die der Verfasser daselbst empfangen, besser unterblieben wäre; dann zwei allzu breit gehaltene, aber nicht uninteressante Essays: „An Eulenspiegel's Grab" und „Vestigia leonis", in welch letzterm er uns die tragischen Geschicke der Stadt Bardowiek im Fürstenthum Lüneburg und das heutige Scheinleben dieser gesunkenen Größe erzählt; endlich eine Reihe von Reiseberichten aus Italien (die Form von Reiseberichten haben alle diese Aufsätze) mit sehr interessanten historischen Details über hervorragende Menschen und Ereignisse, welche in den von ihm besuchten Städten gelebt und gewirkt haben; ich erwähne nur Tasso, Ariost, Francesca da Rimini, Sigismondo Malatesta u. s. w. Diese letzte Partie des zweiten Bandes mit der Ueberschrift „Von italienischen Fürsten und Städten" ist entschieden stofflich die am meisten fesselnde und zeichnet sich vor den andern durch knappe Darstellungsweise und ein wohlthuendes Zurücktreten des Autors hinter seine Bilder aus.

Oskar Welten.

Heinrich Swoboda's Gedichte.

Der erste Band der gesammelten Werke eines Dichters liegt vor uns, dem ein Theil der specifisch vaterländischen Presse, sei es nun aus gutmüthigem Eifer oder aus patriotischem Drange, so viel des Lobes gespendet hat, daß wir in Verlegenheit sind, ob wir dasselbe für die echt deutsche Gesinnung oder für den guten, redlichen Willen des Dichters gelten lassen sollen. Es handelt sich um:

Gesammelte Gedichte, Dramen und Erzählungen von Heinrich Swoboda. Erster Band: Gedichte. Leipzig, Mutze. 1881. 8. 4 M. 50 Pf.

Aus der Mehrzahl dieser Gedichte, welche zu verschiedenen Tagesereignissen oder festlichen Gelegenheiten gedichtet worden, spricht ein freisinniger deutscher Mann, der mit mancherlei Dingen nicht zufrieden ist und dieser Unzufriedenheit möglichst derben Ausdruck gibt; aber die Gesinnung allein, und sei sie auch so vortrefflich, wie sie in dem vorliegenden Falle ohne Zweifel ist, macht nicht den Dichter. Dazu gehört jener Götterhauch, jene unsagbare Ingredienz, die man Poesie nennt, dazu gehören geläuterter Geschmack und Schönheitssinn, und von all den Eigenschaften ist in den meisten dieser Gelegenheitsgedichte kaum eine Spur zu finden. Es ist nüchterne, hausbackene Waare, die wol einem Kreise von Freunden und Gesinnungsgenossen genügt und Freude bereitet, aber keinen Anspruch auf Dauer in sich trägt, weil ihr eben die Weihe der Poesie fehlt. Aus den freierfundenen Gedichten weht uns zuweilen ein frischerer Hauch entgegen, wie in „Sehnsucht" und „Egerländer Lieder"; dagegen ist das Gedicht „Am Waldschloß" geradezu schauerlich und ästhetisch ungenießbar. Doch wir wollen dem Dichter einmal selbst das Wort ertheilen und wählen dazu die letzten zwei Strophen des Gedichts, das den vielversprechenden Titel „Cultur" trägt:

Die ersten Menschen lebten
Vom Ehestande frei,
Sie liebten nach Belieben
Und ohne Kuppelei.
Sie brauchten keinen Pfaffen
Und keinen Justizär,
Und liefen auch im Winter
So gut wie nackt umher.

Wie ist es heute anders!
Denn Sitte und Gesetz
Umschlingen ganz die Menschheit
Mit einem dichten Netz,
Man kriecht in warme Kleider,
Entnervet die Natur
Durch künstliche Genüsse,
Und das ist — die Cultur!

Nun, das ist sicherlich keine Poesie. Die Pointen der satirischen Gedichte sind oft sehr stumpf, um nicht zu sagen trivial; man lese z. B. „Advocatenschwur" oder „Guter Rath", oder höre den Schluß von „Der böhmische Löwe":

Die arme räud'ge Katze —
Sie sieht so traurig drein,
Ihr scheint vor dem Krepiren
Recht bange nur zu sein!

Das beleidigt zwar, aber die beabsichtigte Wirkung hat das Gedicht nicht, weil ihm Schwung und Adel des Ausdrucks und Schönheit der Form fehlen.

Erquickung und Erhebung wird kaum jemand diesen Gedichten entnehmen, deren dichterische Schönheiten zu verschwindender Art sind, und so wollen wir die denselben vorgesetzte „Widmung" gelten lassen und als Entschuldigungsgrund für den Dichter hinnehmen:

Nehmt sie an, die kleinen Lieder,
Meiner Muse schlichte Gabe,
Leider kann ich mehr nicht geben —
Es ist alles was ich habe.

Wenig, aber gutgemeint.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Ein halbes Jahrhundert nach Gérard de Nerval's Versuch hat A. de Riedmatten einen neuen gemacht, den Franzosen, seinen Landsleuten, den Goethe'schen „Faust" zu vermitteln, und seine Uebersetzung unter dem Titel „La tragédie du Docteur Faust de Goethe en vers français" veröffentlicht. Die „Saturday Review" findet sie viel besser als die meisten englischen, obschon sie nicht gänzlich befriedigend sei. Als Beispiel von Verfehltem führt sie an:

> Il était un roi de Thulie,
> Gardant toujours inconsolé,
> Don suprême de son amie,
> Une coupe en or ciselé —

was auch wir freilich nicht anders als für mislungen erklären können.

— Das Werk des Tags, darf man wol sagen, ist „Numa Roumestan" von Alphonse Daudet. Es will zwar nach dem Titel pariser Sitten schildern, in Wahrheit aber ist es die Schilderung des berühmten „Homme du Midi", der jetzt am Ruder des Staates steht. Wie dem auch sei, sowol was die Charakterzeichnung als was die Schilderungen betrifft, an denen das Werk reich ist, hat der Verfasser wol nie Besseres geleistet.

— „Nos auteurs dramatiques" von Emile Zola erfährt eine scharfe, aber wohlverdiente Zurechtweisung seitens der „Saturday Review". So sagt diese Wochenschrift z. B.: „Ein Schriftsteller, welcher Victor Hugo damit abfertigt, daß er ihm «Bürger, Bürger, Bürger» zuruft, wird Franzosen von zarten Nerven gewiß empfindlich berühren und sie auch nicht durch sein herablassendes Lob anderer Stellen oder durch das, was er am Schluß über ihn sagt, beruhigen." Seine Auslassungen namentlich über Victorien Sardou werden geradezu als „gemeine Frechheit" (underbred insolence) bezeichnet. „Er gibt uns sein schriftstellerisches Glaubensbekenntniß, welches sich in seine Lieblingsformel auflöst, daß wir den Menschen betrachten müssen, wie er ist; sobald er sich aber selbst dazu anschickt, zu zeigen, wie man dies zu machen habe, scheint dieser Prüfstein der Wahrheit aller Literatur sehr unsicher in seiner Wirkung zu sein.... Er findet die Charaktere Shakspeare's und Victor Hugo's, die er scheinbar als Dramatiker nebeneinanderstellt, nicht genug dem Leben ähnlich.... Wir wollen der thierischen Natur des Menschen nicht ihren gebührenden Theil geben, d. h. bei weitem der größere Theil unserer (der französischen) Literatur will es nicht. Diese Kritik enthält das wirkliche Glaubensbekenntniß der naturalistischen Schule. Für diese bedeutet Leben: die Krankheiten und Fäulnisse, die das Leben schließlich vernichten."

— Der dritte Band der „Mémoires de M. Claude, Chef de la Police de Sûreté sous le Second Empire" ist sehr enttäuschend, wenigstens für diejenigen, welche weitere politische Enthüllungen oder Staatsgeheimnisse aus dem zweiten Kaiserreich erwartet hatten. Anstatt deren enthält er Criminalgeschichten, denen es obendrein sehr an Glaubwürdigkeit gebricht, wie z. B. die Geschichte der Entdeckung des Aufenthalts Blanqui's in Paris, oder die von der Begegnung des Chefs der pariser Polizei mit dem der londoner zur Zeit der pariser Ausstellung im Jahre 1867. Auch manche Angaben, wie die, daß Napoleon 14,000,000 Frs. auf den geheimen Polizeidienst verwendet habe, scheinen etwas zweifelhaft. Ein vierter Band ist übrigens verheißen, der vielleicht die Neugierigen für die diesmalige Enttäuschung entschädigen wird, da der Verfasser wol noch manches Pikante für den Schlußband sich aufbewahrt hat.

— Der dritte Jahrgang des Katalogs der pariser Ausstellung von 1881, oder wie der Titel lautet: „Catalogue illustré du Salon, publié sous la direction de F. G. Dumas" liegt uns in zweiter Auflage vor. Er enthält gegen 500 Abbildungen der ausgestellten Gemälde und Sculpturen nach den Originalzeichnungen der Künstler nebst einem Anhang und ist die vom Ministerium des öffentlichen Unterrichts und der schönen Künste autorisirte Ausgabe. Die Abbildungen in Holzschnitt sind vorzüglich und geben eine gute Vorstellung von den Originalen.

— Ein durchaus umsichtiges Werk über den wichtigen Gegenstand des öffentlichen Unterrichts ist „L'Insegnamento Pubblico ai Tempi nostri" von R. Fornelli. Der Verfasser schildert kurz den gegenwärtigen Zustand des Unterrichts in allen Ländern Europas und in den Vereinigten Staaten von Amerika. Ueber den deutschen Volksunterricht sagt er, derselbe stehe zu sehr unter kirchlicher Beaufsichtigung, weil das deutsche Volk mit seiner Geistlichkeit so innig verwachsen sei; nachdem er dann den neuesten Culturkampf berührt hat, schließt er mit folgenden Worten: „Deutschland, welches in Sachen des Unterrichts so viele Vortheile vor uns allen vorausgehabt, hat doch nicht den, und wird ihn auch in Zukunft nicht haben, die Weltlichkeit der Schule mit geringern Schwierigkeiten als andere civilisirten Völker Europas zu erreichen."

— Aus den hervorragendern Dichtungswerken der neuesten englischen Literatur heben wir hervor: „A Book of Rhyme" von Augusta Webster, und ganz besonders „Ballads and Sonnets" von Dante Gabriel Rossetti. Die in dem Bande enthaltene Dichtung „Rose Mary" besonders wird vom „Athenaeum" für bei weitem die bedeutendste romantische Ballade erklärt, die seit desselben Dichters „Sister Helen" erschienen ist, welche letztere selbst wiederum seit Coleridge's „Christabel" nicht ihresgleichen gehabt habe. Als Beweis für diese Bedeutung der neuen Dichtungen des italienischen Engländers, der seit zehn Jahren geschwiegen hat, sei die einfache Thatsache erwähnt, daß die genannte Wochenschrift der Besprechung derselben zehn Spalten widmet!

— Nach langjähriger Pause ist denn endlich auch der dritte Band der vorzüglichen Ausgabe von „The Works of Alexander Pope" von Whitwell Elwin und W. J. Courthope erschienen. Er enthält „Poetry".

— Ein ebenso anziehendes wie belehrendes Werk ist das neueste von dem berühmten Paul B. Du Chaillu: „The Land of the Midnight Sun: Summer and Winter Journeys through Sweden, Norway, Lapland, and Northern Finland". Der Werth des Buchs ist noch durch eine gute Karte und 235 vorzügliche Illustrationen erhöht.

— Eine vorzügliche Leistung ist „Renaissance in Italy; Italian Literature" von dem geistreichen Literarhistoriker und Kritiker John Addington Symonds.

— Nicht sehr günstig lautet das Urtheil, wenigstens der „Saturday Review", über „Life of Voltaire" von James Parton: der Verfasser habe es zwar nicht an Fleiß fehlen lassen, wohl aber an kunstvoller Verarbeitung seines reichen Materials.

— „The Political, Social and Literary History of Germany" von Cobham Brewer ist ein Werk, vor dem die „Academy" als vor einem ganz oberflächlichen und unzuverlässigen warnt: „Bei der Unwissenheit des Verfassers, eines Geistlichen, kann man es nur eine Dreistigkeit nennen, ein solches Werk veröffentlicht zu haben."

Das gerade Gegentheil ist dem Werke eines amerikanischen Professors John Watson nachzurühmen, dessen „Kant and his English Critics: a Comparison of Critical and Empirical Philosophy" als eine der gediegensten Arbeiten über die Kant'sche Philosophie, die von einem Ausländer bisher erschienen, bezeichnet

wird. Die „Saturday Review" sagt von dem Verfasser, er sei noch mehr Kantianer als Kant selbst. „Gleichwol ist er selbständig genug, den Meister zu kritisiren. Er sagt unter anderm, daß wenn Kant seiner eigenen Lehre vollkommen treu geblieben wäre, er das Wirkliche mit dem Erkennbaren identificirt und das Ding an sich gänzlich hinweggeräumt hätte."

— Nicht unerwähnt darf das ebenso geschmacklose wie anmaßende Unterfangen der bekannten Sensationsromandichterin Miß Braddon bleiben, eine neue, „gekürzte" Ausgabe der Walter Scott'schen Romane zu veranstalten. Das ikonoklastische Unternehmen wird auch in England und Schottland allgemein mit Unwillen und Spott zurückgewiesen.

— Das beste biographische Werk seit Trevelyan's „Life of Macaulay" ist das soeben erschienene „The Life of Richard Cobden" von John Morley. Es ist von Wichtigkeit für die Zeitgeschichte, während es uns zugleich ein vollkommenes Bild von einem echten Volksmanne Englands gewährt. Daß es auch in literarischer Hinsicht Verdienste hat, ist bei einem Verfasser wie Morley selbstverständlich, wenn auch die Darstellung nicht immer musterhaft ist.

— Interessant auch für die deutsche Schriftstellerwelt ist „A Handbook of English and Foreign Copyright in Literary and Dramatic Works" von Sidney Jerrold.

Ebenso: „French Dramatists of the Nineteenth Century" von J. Brander Matthews, das man als einen Protest gegen Zola's Verurtheilung so vieler seiner Landsleute ansehen kann.

— Auf wissenschaftlichem Gebiete haben wir schon wieder ein neues Werk von dem unermüdlichen und berühmten Naturforscher Charles Darwin zu verzeichnen. Es führt den Titel: „The Formation of Vegetable Mould through the Action of Worms, with Observations on their Habits". Auch diesmal bietet uns der Verfasser die Ergebnisse langjähriger Beobachtungen, die neue Wunder der Natur erschließen und uns deutlich erkennen lassen, wie das Kleine in ihr zu ebenso mächtigen Wirkungen führt wie das Große.

Bibliographie.

Antony, Erna, Ein nordischer Königssohn. Bild aus dem letzten Jahrhundert vor Christus. Karlsruhe, Braun. 16. 1 M.

Ein Arbeitsgesetz als Lösung unserer Tagesfragen. Breslau, Leuckart. Gr. 8. 50 Pf.

Arnold, W., Deutsche Geschichte. 2ter Bd.: Fränkische Zeit. 1ste Hälfte. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 7 M.

Bartoli, A., Geschichte der italienischen Litteratur. Autorisirte deutsche Uebersetzung von C. v. Reinhardstöttner. 1ster Bd.: Die Anfänge der italienischen Litteratur. 1ster Thl. Leipzig, L. Voss. Gr. 8. 4 M.

Bauer, B., Disraeli's romantischer und Bismarck's socialistischer Imperialismus. Chemnitz, Schmeitzner. 1882. Gr. 8. 6 M.

Bodenstedt, F., Aus Morgenland und Abendland. Neue Gedichte und Sprüche. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 5 M.

Braun-Wiesbaden, K., Der Diamanten-Herzog. Ein deutscher Prinzenspiegel. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. 8. 3 M.

Diesterweg, M., Die Strandprinzessin. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Du Chaillu, P. B., Im Lande der Mitternachts-Sonne. Sommer- und Winterreisen durch Norwegen und Schweden, Lappland und Nord-Finnland. Frei übersetzt von A. Helms. Mit 48 Tonbildern und 200 Holzschnitten im Text. Mit einer großen Ansicht von Stockholm und Karte. 1ste Lfg. Leipzig, Hirt u. Sohn. Gr. 8. 1 M.

Dühring, E., Sache, Leben und Feinde. Als Hauptwerk und Schlüssel zu seinen sämmtlichen Schriften. Mit seinem Bildniss. Karlsruhe, Reuther. 1882. Gr. 8. 8 M.

Ehrmann, D., Die Tante. Ein Sittenbild aus dem jüdischen Familienleben. Wien, Hölder. 8. 3 M.

Ella, das Judenkind. Ein Zeitroman von Kathi von Klosterzell. 3 Bde. Berlin, Wohlgemuth. 1882. Gr. 8. 15 M.

Fellner, S., Albertus Magnus als Botaniker. Wien, Hölder. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Frank, G., Das Toleranz-Patent Kaiser Joseph II. Urkundliche Geschichte seiner Entstehung und seiner Folgen. Wien, Braumüller. 1882. Gr. 8. 2 M.

Gaedertz, K. T., Gabriel Rollenhagen, sein Leben und seine Werke. Beitrag zur Geschichte der deutschen Litteratur, des deutschen Dramas und der niederdeutschen Dialektdichtung. Nebst bibliographischem Anhang. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Gelcich, E., Grundzüge der physischen Geographie des Meeres, mit einem Anhang über Oceanschiffahrt. Nach den besten Quellen bearbeitet. Wien, Hölder. Gr. 8. 4 M.

Geschichte des 3. Garde-Grenadier-Regiments Königin Elisabeth im deutsch-französischen Kriege 1870/71. Nebst Angaben aus der Zeit von 1871 bis 1880. Als Fortsetzung der „Beiträge zur Geschichte des 3. Garde-Grenadier-Regiments Königin Elisabeth 1859 bis 1870" auf Befehl des Regimentskommandos nach den Akten zusammengestellt. Mit 3 Bildnissen und 7 Karten. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 9 M.

Geschichten und Bilder aus Baden. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Goebel, G., Dante Alighieri. Sechs Vorlesungen. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1882. 8. 3 M.

Hanncke, R., Pommersche Skizzen. Kulturbilder aus der pommerschen Geschichte. Stettin, Saunier. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Helm, Clementine, Leni von Hohenschwangau. Erzählung. Mit einer Illustration. Stuttgart, Richter u. Kappler. 1882. 8. 5 M.

Helmholtz, H., Wissenschaftliche Abhandlungen. 1ster Bd. 1ste Abth. Leipzig, Barth. 1882. Gr. 8. 6 M.

Hettner, H., Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. 1ster Thl. — A. u. d. T.: Geschichte der englischen Literatur von der Wiederherstellung des Königthums bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts 1660—1770. 4te verb. Aufl. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 8 M.

Hirsch, Jenny, Fürstin Frau Mutter. Historische Erzählung aus einem deutschen Kleinstaate zur Zeit Friedrich's des Großen. Dresden, Baensch. 8. 3 M. 50 Pf.

Hoffmann, C. v., Das königlich bayerische 6. Infanterie-Regiment König Karl von Württemberg von seiner Errichtung 1706 bis 1806. Mit Titelbild, 3 Uniformsbildern und 2 Karten. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 12 M. 50 Pf.

Hoenig, A., Die Ehren-Tage des königlich bayerischen 13. Infanterie-Regiments Kaiser Franz Joseph von Oesterreich im Feldzuge 1870—1871. Mit 3 Plänen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 M.

Jókai's, M., ausgewählte Schriften. 1stes u. 2tes Hft. Preßburg, Stampfel. 8. à 50 Pf.

Kirchhof und Brandenburg I., Das 3. Brandenburgische Infanterie-Regiment Nr. 20 in den Feldzügen 1866 und 1870—71. Mit 1 Titelbild und 2 Abbildungen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 8 M.

Kirchhoff, G., Gesammelte Abhandlungen. 1ste Abth. Leipzig, Barth. 1882. Gr. 8. 6 M.

Kleist, L., Der Apostel Stöcker, seine Jünger und der deutsche Bürgerkrieg. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der antisemitischen Bewegung. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 50 Pf.

Knauth, F., Georg Neumark nach Leben und Dichten. Zur Feier der 200. Wiederkehr des Todestages des Dichters am 8. Juli 1881 dem deutschen Volke und dessen reiferer Jugend dargeboten. Langensalza, Beyer u. Söhne. Gr. 8. 1 M.

Körner's, C. G., gesammelte Schriften, herausgegeben von A. Stern. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 6 M.

Deutsche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlings. Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von M. Müller. 6te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 3 M.

Lotze, H., Grundzüge der Psychologie. Dictate aus den Vorlesungen. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Moser, G. v., Kalte Seelen. Lustspiel. Berlin, Behr. 8. 2 M. 50 Pf.

Reden-Esbeck, F. J. Freih. v., Caroline Neuber und ihre Zeitgenossen. Ein Beitrag zur deutschen Kultur- und Theatergeschichte. Mit 7 Kunstbeilagen. Leipzig, Barth. Gr. 8. 12 M.

Rehder, F., Se wull'n ehr'n Nachtwächter nich begraben. Lebensbild in een Optog. Garding, Lühr u. Dircks. 8. 75 Pf.

Der Reisebund. Schwank. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. 1880. 12. 30 Pf.

Renlraux, C., Dichtungen. Op. 6: „Mysteriöse Sonette". (In Räthselform.) 1ster Tl. Mit einem Anhang. München, Merhoff. Gr. 8. 1 M.

Schack, A. F. Graf v., Die Plejaden. Ein Gedicht in 10 Gesängen. Mit einem Titelbilde von J. Kane, darstellend die Rückkehr von Kallias und Krete aus der Schlacht von Salamis. Stuttgart, Cotta. 8. 3 M.

Schmeltz, J. D. E., Kleidung und Schmuck der Eingeborenen des stillen Oceans. Ein Beitrag zur Kenntniss der ersten Entwicklung von Kleidung und Schmuck. Vortrag. Altona, Send. Gr. 8. 60 Pf.

Shukowsky's, W. A., Briefe an Se. kaiserliche Hoheit den Grossfürsten Konstantin Nikolajewitsch. In deutscher Uebertragung von B. Cordt. Autorisirte Ausgabe. Dorpat. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Spielhagen, F., Angela. Roman. 2 Bde. Leipzig, Staackmann. 8. 9 M.

Stern, J., Hinter den Gittern. Erinnerungen und Studien. Mannheim, Bensheimer. 8. 3 M.

Stenve, J. R., Gesammelte Gedichte, Sprüche und Räthsel. Kiel. 1879. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Sinem, J., Märchen. Illustrirte Ausgabe. Bilder von Olga v. Fialka. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 6 M.

Tandem, C. F., Prometheus und Epimetheus. Ein Gleichniss. 2ter Thl. Aarau, Sauerländer. Br. 8. 3 M.

Tolstoy, Graf A., Fürst Serebräny. Roman in 2 Bdn. Aus dem Russischen übersetzt von W. Lange. Mit einer Einleitung von J. Harl. 2 Bde. Berlin, Auerbach. 1882. 8. 7 M. 20 Pf.

Vely, E., Südlicher Himmel. Novellen. Herzberg a. H., Simon. 1882. 8. 5 M.

Weddigen, F. H. O., Westfalen, das Land der „rothen Erde", in der Dichtung. Minden, Bruns. 8. 2 M.

Zdekauer, K. Ritter v., Kriegs- und Friedensfahrten. 2 Bde. Teschen, Prochaska. 8. 7 M. 20 Pf.

Zuns, J., Zwei Fragen des Unternehmereinkommens. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 80 Pf.

Anzeigen.

(Mit Beilagen: von **Adolf Bonz & Comp.** in Stuttgart und **F. A. Brockhaus** in Leipzig.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 49. — 8. December 1881.

Literarische Unterhaltungen.

Ueber reine und unreine Reime.

Mit besonderer Vorliebe wird heutzutage wieder von den verschiedensten Kritikern namentlich lyrischer Sammlungen die Wichtigkeit reiner Reime betont, und nicht selten herber Tadel über diejenigen Dichter ausgesprochen, die nach der Anschauung des betreffenden Kritikers gegen dieses Gesetz verstoßen. Und in der That ist es an sich recht und in der Ordnung, daß auf Sauberkeit der dichterischen Technik gehalten wird, und selbst der Einwand, daß auch Schiller und Goethe die unreinen Reime keineswegs gemieden, darf nicht ohne weiteres als Entschuldigung dienen. Denn es ist doch nicht abzusehen, warum wir nicht, wenn auch nur im Formellen, hin und wieder einen Fortschritt selbst über die Classiker hinaus machen sollen. Nichtsdestoweniger kann nicht geleugnet werden, daß die Wichtigkeit, welche heutzutage von manchen Seiten den sogenannten reinen Reimen beigelegt wird, eine entschieden übertriebene ist, und daß der in dieser Beziehung bei einem einzelnen Dichter allenfalls mögliche Tadel häufig genug viel zu sehr aufgebauscht erscheint. Denn zunächst muß doch bemerkt werden, daß der Reim, respective seine Reinheit, überhaupt nur von einer relativen und verhältnißmäßig untergeordneten Bedeutung ist. Er ist nur ein Mittel für die poetische Wirkung, aber nicht diese selbst, und es muß noch heutzutage für vollkommen möglich gelten, daß ein wahrhaft großer Dichter auftritt, welcher die sämmtlichen Gesetze von der Reinheit des Reims mit Füßen tritt, während umgekehrt irgendein anderer Musenjünger in der beregten Beziehung die höchste Correctheit und Accuratesse zeigen und doch ein sehr mittelmäßiger Poet sein könnte.

Sodann ist es entschieden verkehrt, in allen Dichtgattungen, die überhaupt den Reim gestatten, auf der Reinheit der Reime mit gleicher Rigorosität bestehen zu wollen. Es versteht sich z. B. von selbst, daß jede Dichtung, welche ins Gebiet der Komik schlägt, sich an das betreffende Gesetz durchaus nicht zu kehren braucht. Vielmehr erreicht ja namentlich der komische Epiker speciell durch abnorme Reime gerade die allerspaßhaftesten Wirkungen, und die Forderung der Reinheit aller Reime würde diese Wirkungen zum Theil einfach unmöglich machen. Ferner wäre es auch bei allen volksmäßigen und im Volkston gehaltenen Gedichten wenig angebracht, absolute Reinheit der Reime zu verlangen. Denn hier singt der Dichter gleichsam wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und ein paar unreine Reime mehr oder weniger verstoßen gar nicht gegen den Geist ungekünstelter Schlichtheit und Natürlichkeit, welcher solchen Liedern inne zu wohnen hat. Und so läßt sich denn jene Forderung in strengem Sinne eigentlich nur bei denjenigen Gedichtarten aufrecht erhalten, bei denen formale Vollendung und Klangschönheit unerläßliche Erfordernisse sind, also z. B. beim Sonett. Man darf hier auf derselben bestehen; denn wer ihr nicht genügen kann oder will, der muß von derartigen Gedichten eben die Hand lassen und braucht diese Strophenform einfach nicht zu cultiviren.

Aber auch wo das Gesetz in seiner strengern Gestalt ganz wohl am Orte ist, erhebt sich weiterhin die Frage: welche Reime sind denn eigentlich rein und welche unrein? Und diese Frage ist keineswegs eine überflüssige, denn die Ansichten bei Dichtern und Kritikern stimmen darin nicht überein, und eben diese Frage vor allem ist es, um deren Erörterung es sich hier handelt. Ich glaube, um gleich mit der Sprache herauszurücken, daß es das einzige richtige und haltbare Gesetz ist, vom Reime den

genauen Gleichklang fürs Ohr zu verlangen, und daß es nur zu pedantischer Formstrenge auf Kosten des Inhalts führt, wenn man dazu auch noch Congruenz der betreffenden Reimsilben fürs Auge fordern will. Das Epos ist seiner ursprünglichen Bestimmung nach dazu da, um vorgetragen, und die Lyrik, um gesungen zu werden (vom meist reimlosen Drama können wir hier absehen); das Ohr also ist zunächst das Organ, welches die Reime aufnimmt, und wenn diesem in Betreff des Gleichklangs völlig genügt wird, so kann es nichts ausmachen, ob das Auge nicht völlig dieselbe Befriedigung erhält. Es ist kein Grund, hiervon abzugehen, blos weil wir heutzutage epische und lyrische Gedichte häufiger lesen als hören. Können beide Organe ohne Zwang vereint befriedigt werden, wie das ja in vielen Fällen immerhin möglich ist, nun, um so besser. Kommt es aber zu einem Dilemma zwischen beiden, so hat unbedingt das Auge nachzustehen, und der Reim wird unbeanstandet passiren dürfen, auch wenn er nur dem Ohr genügt. Daß dieses Gesetz ein ganz richtiges ist, erhellt sofort daraus, daß Reime, die dem Auge genügen, aber infolge verschiedener Länge der Vocale des eigentlichen Gleichklangs fürs Ohr entbehren, auch von dem harmlosen Laienverstande sofort als schlechte empfunden werden, während ein nicht voreingenommener Leser an einem fürs Auge ungenügenden Reime, der aber fürs Ohr gleichklingend ist, mit vollem Rechte gar keinen Anstoß nimmt. Sonach sind denn z. B. Reime wie „erbat" und „hat", „dahin" und „Apennin", „dahin" und „Ruin", „Ocean" und „voran", „vermag" und „Sarkophag", „Schmach" und „nach" (die Platen anstandslos gebraucht), an und für sich, obwol sie dem Auge genügen, doch keineswegs absolut mustergültig, da, wenigstens für ein norddeutsches Ohr, die Vocale nicht die gleiche Länge haben. Daß übrigens die Vocale in Nord- und Süddeutschland theilweise mit verschiedener Messung ausgesprochen werden, das wird für absolut gleiche Ansichten über die Reinheit der Reime immer ein Hinderniß bleiben: man findet deshalb oft, daß süddeutsche Kritiker Reime tadeln, die bei einem norddeutschen Dichter nach norddeutscher Aussprache vollkommen correct sind. Doch kann dieser Umstand an der Richtigkeit des hier aufgestellten Princips nichts ändern. Während also z. B. der Reim „hin" und „Kamin" trotz seiner Congruenz fürs Auge wegen ungleicher Länge der Vocale nicht ganz correct ist, wird man an dem Reime „ziehn" und „Kamin" nach vernünftigen Grundsätzen nichts auszusetzen haben, weil trotz ungleicher Schreibung fürs Auge das Ohr bei demselben vollkommen seine Rechnung findet. Und so sind denn auch Reime wie „begräbt" und „schwebt", „Zeit" und „Kleid", „Jagd" und „Nacht", „Tod" und „droht", „Wort" und „Accord", „Haar" und „klar", „hoch" und „zog", „da" und „sah", „West" und „läßt", „Schluß" und „Hesperus", „Lenz" und „Firmaments" (sie sind sämmtlich aus Geibel) nicht im mindesten bedenklich, d. h. es kann nichts ausmachen, ob die Vocale — z. B. e und ä — fürs Auge verschieden sind, wenn nur das e wie ä ausgesprochen wird, und es kann ferner nichts ausmachen, wenigstens bei männlichen Reimen, ob das eine Wort mit einer Tenuis, das andere mit einer Media schließt, da die Möglichkeit eines Unterschiedes in der Aussprache hier ganz ausgeschlossen ist. Ein solcher Unterschied tritt nur hervor inmitten eines Wortes, weshalb denn weibliche Reime der Art (z. B. „Worten" und „Morden" und ähnliche) absolut unzulässig sind. Daß die aufgestellte Forderung, auf den Wortklang, nicht auf das Wortbild zu achten, allein eine sichere Handhabe für die Reimkunst gibt, läßt sich auch daran ermessen, daß ja das Wortbild mit der oft genug wechselnden Orthographie stets schwankt und daß, wenn das Auge entscheiden sollte, auch die Reimmöglichkeit alle Augenblicke Veränderungen erleiden müßte. So war im Mittelhochdeutschen eine Media im Auslant des Wortes unmöglich; hier hatte stets die Tenuis zu stehen, und es waren alle Wörter reimfähig, die, sofern sie heute theilweise mit einer Media am Ende geschrieben werden, wenn das Wortbild den Ausschlag gibt, nicht mehr passiren können; während sie nach dem hier vertretenen Princip durchaus nicht zu beanstanden sind.

Und somit wiederholen wir nochmals: man gestatte den Dichtern, in erster Linie fürs Ohr und erst in zweiter fürs Auge zu reimen. Denn jeder Dichter wird im Stande sein, eine Unzahl der nur auf dem ersten Principe beruhenden Reime selbst bei den besten Dichtern nachzuweisen und dadurch jene Kritiker zu schlagen, welche auch Congruenz fürs Auge verlangen. Und sollte es — in einem sonst vortrefflichen Gedicht — mitunter selbst mit dem absoluten Gleichklange für das Ohr etwas hapern, nun, so schlage man nicht gleich Lärm, als ob die Poesie selbst mit dem Untergange bedroht wäre; vielmehr sehe man den Reim an als das, was er ist, nämlich als eine unter Umständen (falls das Gedicht sonst packt) herzlich unbedeutende Nebensache, und man vergesse nicht, daß, wenn ein Dichter den Reim stets mit absoluter Strenge handhaben wollte, dadurch dem viel wichtigern Inhalte oft genug ein Zwang angethan und ein Schaden zugefügt werden würde, den der kleine Gewinst in Betreff der Form unmöglich aufwiegen könnte.

Albert Moeser.

Biographische Studien.

1. Chamisso und seine Zeit. Von Karl Fulda. Mit dem Porträt Adelbert von Chamisso's. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 5 M.

Der 30. Januar 1881 brachte uns die hundertjährige Wiederkehr von Adelbert von Chamisso's Geburtstag, und es ist ein löbliches Unternehmen, wenn Karl Fulda dem deutschen Lesepublikum ein Buch darbietet, welches in handlicher und geschmackvoller Weise das Wichtigste aus des Dichters Leben zusammenstellt und dadurch hoffentlich recht vielen die Bedeutung Chamisso's zu lebendigerm Bewußtsein bringt.

Wir besitzen bereits eine vortreffliche Biographie des Dichters aus der Feder seines vieljährigen Freundes Eduard Hitzig, in erneuter Gestalt herausgegeben von Friedrich Palm in Band 5 und 6 der dritten Auflage von Chamisso's „Werken". Hitzig hatte das Glück, aus der Fülle persönlicher Bekanntschaft schreiben zu können; ein reiches, bis dahin völlig unbekanntes Material an Briefen stand ihm zur Verfügung, und er hat dasselbe in geschicktester Weise verwerthet. Er hat gethan, was meines Erachtens unter solchen Verhältnissen das Nächste ist: er hat die Briefe, soweit sie ihm erreichbar waren, mit Auswahl abgedruckt, ihnen in discreter Weise, ohne sich irgendwie vorzudrängen, eine biographische Umrahmung gegeben; so sprechen vor allem die Briefe in ihrer frischen Naturwüchsigkeit und geben an sich die erfreulichste Selbstbiographie, wie dieses mit solcher Lebenswärme und Ursprünglichkeit eine Biographie nie vermag, in welcher vor allem der Verfasser spricht, nur hier und da Briefstellen des Gefeierten, wie Rosinen in den Kuchen, eingestreut sind. Palm hat im wesentlichen Hitzig's glückliche Anordnung bestehen lassen, nur Einzelnes in Jugend und Alter eingehender dargestellt. Und so ist das Hitzig-Palm'sche Werk mit seinen sieben und ein halbhundert Seiten ein ebenso umfassendes und vollständiges wie anziehendes Buch über das Leben des Dichters. Allerdings hat es zwei Nachtheile; es bildet einen untrennbaren Bestandtheil der gesammelten Werke Chamisso's, und wer kauft heutzutage sechs Bände von demselben und über denselben Dichter? Und ferner, wer mag in einer Zeit, in welcher fast nur Bibliothekswerke und Geschenkbücher leidlichen Absatz finden, in einer überhasteten Zeit, welche ebenso ungern Briefe liest wie Briefe schreibt, eine zweibändige, mit Briefen durchwebte Biographie genießen, mag die dargestellte Persönlichkeit noch so merkwürdig und eigenartig, mögen die Briefe noch so liebenswürdig sein?

Unter diesen Umständen war die Neubearbeitung eines Lebens Chamisso's in engerm Rahmen ein zweckmäßiger Gedanke; 17 Bogen Bourgeois sind handlicher und leichter lesbar, als 47 Bogen Petit. Allerdings geht dabei viel Liebes und Schönes verloren; auch erscheint der etwas anspruchsvolle Titel „Chamisso und seine Zeit" für ein Werk bescheidenen Umfangs nicht eben gerechtfertigt. Andererseits hatte der Verfasser den Vortheil, durch die Söhne des Dichters eine größere Sammlung noch unbekannter französischer Briefe zur Benutzung zu erhalten, Briefe, gerichtet an die nach Frankreich zurückgekehrten Geschwister:

Ich habe diese Briefe, welche erst nach dem Tode der Personen, an welche sie geschrieben wurden, d. h. vor wenigen Jahren, von Frankreich wieder nach Deutschland gekommen und an die Söhne des Dichters gelangt sind, einer sorgfältigen Durchsicht und Prüfung unterworfen. Entsprechend dem Verlangen der hochverehrten Familie des Dichters und nach eigenem Wunsche sind diese Blätter entstanden. Es soll die neue Lebensgeschichte des Dichters zugleich eine Huldigung sein, dem Andenken des Unvergleichlichen geweiht, dem ein Denkmal noch nicht errichtet worden, dessen Name nicht einmal eine der vielen neuen Straßen in Berlin trägt, dem deutschen Volke gewidmet, welches Chamisso eine nie abtragbare Summe des Dankes schuldet und wol schon deshalb diese Anregung freudig begrüßt. Die mir anvertrauten noch unbenutzten französischen Briefe enthalten nichts, was den Mittheilungen beider Biographen widerspricht, aber in Verbindung mit mancherlei weiterm Material, welches noch lebende Zeugen, die dem Dichter persönlich nahe gestanden und mit ihm unmittelbar näher verkehrt haben, mir mitgetheilt, manches, was dazu angethan ist, mehr Leben, Licht, Farbe und klareres Verständniß in das Charakterbild des Dichters zu bringen, sodaß ich auf Wunsch seiner Söhne es unternommen habe, zur Säcularfeier seiner Geburt seine Lebensgeschichte in lebenvollem Zusammenhange zu erzählen und die vorhandenen Quellen mit den neuen zu einem Gesammtbilde zu vereinigen.

So können wir nebst einigen Mittheilungen über Chamisso's spätere Jahre die Auszüge aus den Familienbriefen als dasjenige bezeichnen, wodurch sich diese neue Darstellung von den frühern unterscheidet, während wir andererseits vielfach die Worte der Hitzig-Palm'schen Darstellung wiederfinden. Wir verdanken diesen Briefen unter anderm die Feststellung von Chamisso's bisher zweifelhaftem Geburtstage; während der Dichter in einer Stelle seines Reiseberichts scherzend daran vorübergeht, schreibt er den 30. Januar 1821 an seinen Bruder Hippolyt: „Heute werde ich 40 Jahre alt; wie die Zeit fliegt!" Daß in diesen Briefen an die Familie Chamisso's eigenthümliches Wesen, die Mischung tiefen deutschen Gemüths und echt französischer Ironie, nicht selten hervortritt, läßt sich annehmen; einige Stellen mögen uns davon Zeugniß ablegen:

An Schwester Luise 5. Mai 1800: Ich habe nur noch einen Gedanken, oder vielmehr der Gedanke tritt unter den andern hervor: ob ich wol jemals deine lieben Kinder werde umarmen können; denn, meine liebe Freundin, wenn du welche hast, wird man sie niemals in diesem verfluchten Lande (wahrlich, das Wort ist mir entschlüpft) lassen, um das Metier auszuüben, das ich treibe; es verdorrt den Geist und tödtet das Herz; drehe ihnen lieber den Hals um, wie in Lacedämon, aber mache keine preußischen Soldaten daraus. Wohl ist es eine schöne Sache,

Soldat für sein Vaterland zu sein, an der Grenze zu fallen, sein Leben in der Mitte von besiegten Feinden seines Vaterlandes zu verlieren; aber dieses Leben, liebe Lise, zu verkaufen um den Preis von 8 Thaler 25 Groschen monatlich, das ist ein schauerliches Metier.

Auf einem Hofballe neulich erkannte mich die Königin-Mutter. „Sie tanzen nicht? O, Sie müssen tanzen!" sagte sie. „Euer Majestät meine Aufwartung zu machen, war mein einziger Wunsch, da ich gar nicht tanze und auch keine Lust dazu habe, denn man muß kein Talent zu nichts zwingen, wozu man kein Geschick hat." Was war an dieser Antwort so verbrecherisch? Sie hat durchaus nicht gefallen. Man will, daß ich tanze, daß auf allen Bällen, auf jeder Cour, zu jeder Zeit, an jedem Orte meine Gestalt dem Monarchen angenehm in die Augen falle. Man will, mit einem Wort, daß ich mich zeige, daß ich den liebenswürdigen Gesellschafter spiele. Aus mir will man einen liebenswürdigen Mann machen, aus mir! Ich werde, was in meinen Kräften steht, thun, sie zu befriedigen; aber seufzend gebe ich die bescheidene Rolle des Chevalier auf. Der Vater sagt: wenn man sich zeigt, kommt man vorwärts! Wenn ich mich so zeige, und in meiner Lage, wie kann ich hoffen vorwärts zu kommen, hier vorwärts zu kommen? Eine dumme Figur! Würde sie nicht anstatt des erwarteten Effects nur langweilen? Lise sagt: Wenn man sich zeigt, wenn man auf die Bälle geht, kann man gefallen und eine gute Partie machen; das ist's! Ich sage: Es würde durchaus nicht so sein, wenn ich eine vernünftige Frau, die die Gefährtin de votre serviteur sein möchte, suchen und finden würde. Jedoch die Meinung des Stärksten ist immer die beste. Aber die Kosten! Für die Wagen allein im Monat mindestens 5 Thaler 8 Groschen. Meine Gage verschwindet wieder, ehe sie so recht angekommen ist, daß es mir an allem fehlt. Ich habe keine Hemden, keinen Mantel, nur ein Paar Stiefel, und sie schreien mich mit offenem Munde an; meine Gamaschen fehlen, meine Kleider werden zu kurz, löcherig, verschwinden; ich habe kein Petschaft, einen für den Offizier jeden Augenblick nöthigen Gegenstand. Ich habe weder einen Korb, meine Sachen zu tragen, noch Vorrath, ihn zu essen, überhaupt nichts, was man braucht. Um meine Sachen wieder etwas in Ordnung zu bringen, müßte ich wenigstens 100 Thaler in der Lotterie gewinnen. Einen Thaler zu sehen, ist eine Glückseligkeit für uns; wie lieblich uns auch die Physiognomie eines Kuchens erscheine, wir fasten wie die Heiligen. Ich möchte nur meinen Ausgaben gewachsen sein und meine Gläubiger befriedigen können! — aber! — Ich bin traurig wie eine Nachtmütze!

Oder aus den Briefen an die Gattin 1823:

Ernst's Neid ziehe dir nicht zu Herzen; jedes Kind, jeder Pudel ist so (ärgere dich nicht über diese Erläuterung); es liegt im Thier, und das Thier liegt im Menschen. Durch die Erziehung wird es am Ende mehr überflügelt und verdeckt, als es ausgerottet wird. Nichtsdestoweniger muß man dagegen thun was man kann; das ist aber nicht viel. Er muß und wird nach und nach, sowie er größer wird, lernen wie die Welt geht. Gegen Predigten, Verweise, Wortverschwendungen aller Art bin ich sehr; davon geht gar nichts ein. Erfahrungen müssen es sein, eigene Erfahrungen eindringlicher Art. Weißt du nicht, wie wir es leicht dahin gebracht haben, daß er bei keinem Fall oder Stoß geschrien? Keine Rücksicht auf dasjenige nehmen, was er unterlassen soll. Wird er beleidigend unartig — die Ruthe, aber ohne viel davon zu sprechen; nie ohne Noth, nie ohne Nachdruck. Nie lügen, ihn aber auch nie in die Versuchung zu lügen führen, indem man ihn in die Lage versetzt, wo ihm daraus ein Vortheil erwachsen oder dadurch ein Nachtheil erspart werden kann. Aber die Poesie, der Scherz, die Fabel, wovon so ein junges Leben voll steckt, ja nicht für Lüge ansehen. Consequenz und Festigkeit in allem; kein Schwanken, folgerecht, immer so und so aus Gründen — und aus denselben Gründen immer dasselbe. Ein Ja soll Ja heißen, ein Nein Nein. Wir müssen uns selbst an unsern Kindern erziehen, mein liebes Kind, denn das alles ist, wie das Lied vom Monde (so und nicht Meyer ist zu lesen); es versteht's keiner und ist doch kinderleicht.

Dazu noch ein paar Anekdoten:

Der Dichter war durch Schlemihl so volksthümlich geworden, daß, als er eines Tags in den Straßen Berlins promenirte, ein Junge dem andern zurief: Du, da geht Schlemihl! Darauf nimmt voller Humor Chamisso den dreisten Knaben unter den Arm und Mantel und eilt mit ihm flugs davon, ihn mit entsprechender Würde an einer Straßenecke Berlins zur Erde niedersetzend. — Als Chamisso einst von seinen Knaben hörte, daß einzelne seiner Gedichte in der Schule declamirt seien, sagte er hocherfreut: „Nun ich in den Schulen gelernt und hergesagt werde, ist mir eine dreißigjährige Unsterblichkeit zugesichert. Wie günstig sich auch mir die Kritik im allgemeinen gezeigt hat", fügte der Dichter hinzu, „so schöpfe ich doch meine größten Freuden und meine frischesten Poesien aus der Jugend, aus den Schulen und aus dem Volke. Die Jungen, die mich in der Schule auswendig lernen, sichern meinen Dichtungen ein bleibendes Andenken." Zu Geburtstags-, Pathen-, Christ- und Brautgeschenken werden in Deutschland jährlich 1000 Uhland und 500 Chamisso gebraucht.

Im ganzen wird derjenige, welcher die frühern Biographien Chamisso's kennt, nicht sehr viel Neues finden; daß, wie bei Hitzig, wo doch Chamisso's eigene Reisebeschreibung ergänzend eintritt, über die Weltreise, diese wichtigen Wendejahre in unseres Freundes Leben, mit wenigen Zeilen hinweggegangen wird, möchte ich als einen wirklichen Mangel betrachten. Aber das Buch liest sich gut, bringt die Hauptthatsachen in gefälliger Zusammenstellung, fügt eine Reihe gut gewählter Briefauszüge und Gedichte bei, und ist somit ganz geeignet, einem größern Leserkreise das Lebensbild des liebenswürdigen Dichters in erfreulicher Weise hinzustellen, wie das Titelblatt in vorzüglichem Lichtdruck nach dem Bilde von Reinick uns die ernsten, gedankenreichen Züge des seltenen Mannes vor Augen stellt.

2. Friedrich Rückert als Professor am Gymnasium zu Hanau und sein Director Johannes Schulze. Ein Beitrag zur Rückert-Biographie. Von Albert Duncker. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage. Wiesbaden, Niedner. 1880. Gr. 8. 2 M.

Das letzte Jahrzehnt hat eine Reihe von Schriften gebracht, welche es sich zur Aufgabe setzen, diese und jene Einzelheit aus Rückert's Leben zu erforschen, Verschollenes an das Licht zu ziehen; es sind in Bezug hierauf die von dem Berichterstatter in frühern Jahrgängen besprochenen Schriften von Beyer und Boxberger hervorzuheben. Zu diesen Arbeiten gesellt sich in obiger Schrift eine neue Monographie von fünf Bogen, welche Rückert's rasch vorübergehendes Erscheinen in Hanau darstellt, wohin er gegen Ende des Jahres 1812 als Gymnasiallehrer berufen worden war. Albert Duncker in Hanau ließ 1874 eine kleine Schrift: „Friedrich Rückert am Gymnasium zu Hanau", als Festgabe zur Jahresversammlung des Vereins für

hessische Geschichte und Landeskunde erscheinen; im Jahre 1875 wurden durch R. Boxberger einige weitere interessante Documente veröffentlicht, welche sich auf diese Episode in Rückert's Leben beziehen; dieselben haben in der Schrift von Beyer: „Nachgelassene Gedichte Friedrich Rückert's", 1877, sowie in Boxberger's „Rückert Studien" 1878 Abdruck gefunden, und schließlich hat, gestützt auf das im Laufe der Jahre angewachsene Material, A. Duncker eine neue erweiterte Auflage jener frühern Gelegenheitsschrift bearbeitet.

Der Hergang ist kurz folgender. Rückert hatte sich Ostern 1811 zu Jena als Privatdocent habilitirt. Aber der Drang der Poesie war übermächtig in ihm; die Lehrthätigkeit sagte ihm nicht zu; so gab er, ohne Abschied zu nehmen, sein Verhältniß zu Jena auf und kehrte Ostern 1812 zu seinem Vater zurück, welcher zu Ebern im obern Mainthal Amtmann war. Der an ein geordnetes Wirken gewöhnte Mann war mit dem ziellosen Lebensgange des nun vierundzwanzigjährigen Sohnes keineswegs zufrieden, und da in jenem Sommer das höhere Schulwesen der Stadt Hanau eine Neuordnung erfuhr, so verwandte sich Vater Rückert bei dem neuernannten Director Johannes Schulze, derselbe möge doch dem Ausreißer durch eine Berufung an das hanauer Gymnasium wieder eine regelmäßige Thätigkeit geben. Schulze, welcher ohne Zweifel von seiner frühern Wirksamkeit in Weimar her den jenenser Privatdocenten der Sprachwissenschaft Friedrich Rückert kannte — als Dichter war derselbe bisher in keiner Weise hervorgetreten —, that denn auch also. Rückert empfing im November 1812 einen Ruf nach Hanau als Gymnasiallehrer mit einem Jahresgehalt von 250 Fl. nebst einem, im übrigen rein illusorischen Maximalzuschuß von 100 Fl. aus dem Schulgeld; allerdings stand die ihm zugetheilte wöchentliche Stundenzahl, vierzehn, im Verhältniß zu dem sogar damals erbärmlichen Gehalt. Anfang Februar 1813 sollte die Anstalt eröffnet werden; doch bereits Neujahr traf Rückert zu Hanau ein und miethete sich eine bescheidene Junggesellenwohnung; am 20. Januar nahm er an einer vorbereitenden Conferenz der Lehrer theil. Bei dieser Gelegenheit erhielt Rückert die Mittheilung, daß sein Gesuch um höhern Gehalt bei höherer Stundenzahl abschläglich beschieden sei; schweigend nahm er den Bescheid in Empfang; in der nächsten Nacht, drei Wochen nach seinem Erscheinen in Hanau, wanderte er, ohne Abschied zu nehmen, von dannen, im harten Winter, durch den Spessart nach einem befreundeten Pfarrhause, wo er einstweilen Unterkunft suchte. Nur brieflich wagte er dem würdigen Schulze sein Anstellungsdecret zurückzuschicken, um milde Beurtheilung seiner Flucht und gütige Vermittelung bei den Behörden zu bitten. Der Brief ist erhalten und ein Zeugniß der elementaren Nothwendigkeit, welche den Dichter zwang, aus einem unwürdigen Verhältniß auszuscheiden, noch ehe es begonnen. Was war zu thun? Der treffliche Schulze wußte den Ausreißer geziemend zu entschuldigen; die Collegen theilten sich in die Stunden und den Gehalt; Vater Rückert sah ein, daß er nicht wohlgethan, des Sohnes freien Gang beschränken zu wollen, und alsbald danach tritt Friedrich Rückert als Freimund Reimar mit seinen „Geharnischten Sonetten" in die Zahl unserer Freiheitsdichter und bedeutendsten Lyriker ein.

Dies in Kürze der Sachverhalt. Ueber diesen eng beschränkten Stoff fünf Bogen zu schreiben, ist eigentlich eine Kunst; indeß hat der Verfasser es verstanden, die von ihm und Boxberger aufgefundenen Materialien in angenehmer Weise zusammenzustellen, über die damaligen Zustände Hanaus und des Großherzogthums Frankfurt überhaupt, über Rückert's späteres Verhältniß zu Berlin, über den fernern Lebensgang Schulze's, welcher bekanntlich mehrere Jahrzehnte hindurch die Seele des preußischen Cultusministeriums war, Ansprechendes beizufügen, sodaß das Büchlein ein wenn auch nicht viel Neues bringender, doch schätzenswerther Beitrag zu unserer Kenntniß von Rückert's Leben genannt werden darf. Doch ist wol der Wunsch gerechtfertigt, daß wir endlich statt der stets erneuten Schriften über Einzelheiten aus des Dichters Leben, aus kundiger Feder ein erfreuliches Gesammtbild von Rückert's Leben, Dichten und wissenschaftlichem Wirken erhalten möchten; der Collectaneen sind nunmehr wol genug da.

3. Ida Gräfin Hahn-Hahn. Ein Lebens- und Literaturbild von Heinrich Keiter. Würzburg, Woerl.

In Nr. 34 f. 1880 haben d. Bl. die Besprechung einer Schrift von Paul Haffner über die Gräfin Hahn-Hahn gebracht und dieselbe als eine Arbeit von ausschließlich katholischem Standpunkt bezeichnet. Dasselbe läßt sich sagen über das vorliegende Heft von H. Keiter, welches sich auf dem Titelblatt ankündigt als sechzigstes Heft der in Würzburg erscheinenden „Katholischen Studien". Wie die Dinge heutzutage liegen, hat es eigentlich keinen Zweck, an dieser Stelle Arbeiten zu besprechen, welche von einer der unserigen grundsätzlich durchaus entgegenstehenden Anschauung ausgehen; auch ist es des Berichterstatters Absicht durchaus nicht, das eigentliche Thema des Büchleins näher zu betrachten; er wird sich im wesentlichen damit begnügen, durch eine Blütenlese einiger Stellen nachzuweisen, was für Gewächse auf dem Boden der ultramontanen Anschauung erwachsen. Also gleich mitten in die Sache hinein! Das Werkchen hebt also an:

Die gegenwärtig dominirende ungläubige Aesthetik und ästhetische Kritik nennt häufig genug mit besonderm Nachdruck als einen ihrer ersten kritischen Grundsätze: Gerechtigkeit widerfahren zu lassen einem jeden, möge er einen Glauben bekennen, welchen er will, einer Partei angehören, welche der des Kritikers diametral entgegengesetzt ist. Dann steht aber ihr Handeln im denkbar grellsten Gegensatz zu ihrer Lehre. Es ist Thatsache, daß die akatholische Aesthetik ihren eigenen Grundsätzen in offener Weise Hohn spricht, daß dagegen wir Katholiken sie mit großer Gewissenhaftigkeit befolgen. Wer die größern akatholischen Literaturzeitungen regelmäßig liest, wird finden: entweder consequentes Todtschweigen unserer literarischen Erscheinungen oder ungerechte, vorurtheilsvolle Besprechung derselben. Wie anders dagegen unsere katholische Kritik, die ja nicht wissentlich ungerecht

sein kann, wenn sie in Wahrheit katholisch ist. Das hat niemand tiefer und bitterer erfahren als die Gräfin Hahn, d. h. nicht sie selbst — denn sie las nie Recensionen, nicht etwa aus Hochmuth, sondern um sich nicht die Lust am Schaffen verderben und die Selbständigkeit nehmen zu lassen —, aber wir andern, die es beobachten konnten. Ihre ehemaligen zahllosen Verehrer — sie war die berühmteste deutsche Schriftstellerin ihrer Zeit und das ganze gebildete Deutschland lag zu den Füßen der angebeteten Dichterin — sind ebenso viele Gegner geworden.

Die so reden, heißt es weiter, haben in den seltensten Fällen auch nur eine Zeile in den Werken der katholischen Gräfin Hahn gelesen, oder sie schöpfen ihre Kenntniß aus Modejournalen oder Literaturgeschichten. Und diese?

Ja, da ist es seltsam erheiternd, das Gebaren der gelehrten Herren zu beobachten. Die einen haben nicht einen oder kaum einen der katholischen Romane der Gräfin Hahn gelesen, fühlen sich aber doch als gewissenhafte Registratoren verpflichtet, ihren Lesern etwas darüber zu berichten, und da kommt dann blühender Unsinn zu Tage.

Folgen als Beispiele dieses „blühenden Unsinns“ Urtheile von Wurzbach, Rudolf von Gottschall, Barthel, H. Kurz u. a.

Aber freilich, die Gräfin Hahn hat eine solche Behandlung reichlich verdient, ist sie doch katholisch geworden; ist sie doch aus den „sonnigen vernunftklaren“ Regionen des Protestantismus oder vielmehr des ästhetisirenden Unglaubens hinabgestiegen in die nebeligen Grüfte des Katholicismus; hat sie doch die schrankenlose Freiheit des Denkens aufgegeben und sich in die Ketten „unbegreiflicher“ Dogmen schmieden lassen. Das sind Verbrechen, für die es in den Literaturgeschichten keine Sühne gibt. Ob es der Gräfin Hahn zu Herzen gegangen wäre, wenn sie es gewußt hätte? Gewiß nicht! R. von Gottschall meint freilich in rührender Naivetät: „Mochte es der Einsiedlerin nicht von allen Entsagungen, die sie sich auferlegen mußte, als die schlimmste erscheinen, daß diese Werke kein Echo mehr fanden in der deutschen Literatur, die ihr doch einst den schönsten Kranz gewunden?“ Wir irren wol nicht, wenn wir annehmen, daß Aerger und Neid die Literaturhistoriker zu solchen Annahmen verleiten. Man gönnt uns eben die große Dichterin nicht, und weil man sie uns nicht nehmen kann, deshalb sucht man sie herabzuwürdigen.

Dies nur einige kleine Proben, wie Heinrich Keiter eine Reihe der geachtetsten kritischen Schriftsteller mit „blühendem Unsinn“, „kritischer Unfehlbarkeit“, „lächerlichem Urtheil“, „rührender Naivetät“, „liebenswürdiger Grobheit“ in die innigste Verbindung bringt.

Unsere Zeit ist in unerfreulichster Weise durch politische, sociale, religiöse Kämpfe zerrüttet; die ultramontane Presse hat das zweifelhafte Verdienst, diesen Kampf auch auf ein Gebiet zu übertragen, das eigentlich hoch über den Zinnen der Partei gelegen ist, auf das Gebiet der Dichtung. „Katholische und akatholische Aesthetik und Kritik, katholische Literatur, katholischer Geist“, das ist das dritte Wort in dem Büchlein; „eine echt katholische Luft durchweht die schöne Dichtung“, heißt es da. So werden wir hoffentlich demnächst auch eine katholische Mathematik, Physik und Botanik haben.

Was, fragen wir, hat die Poesie, die Kritik mit dem Glaubensbekenntniß zu thun? Woher weiß Keiter, daß die hauptsächlichen kritischen Organe Deutschlands die seit 1860 erschienenen Romane der Gräfin todtgeschwiegen oder verurtheilt haben, weil die Dame katholisch geworden ist? Seit wann ist es auf dem deutschen Parnaß eine Schande, katholisch zu sein? Hat Winckelmann eine weniger bedeutende Stelle in der Geschichte unsers Schriftlebens, weil er katholisch geworden ist? Verehren wir deswegen Chamisso und Eichendorff weniger, weil sie katholisch waren? Oder den genial-wunderlichen Brentano, abgesehen von seinen seltsamen Offenbarungen der Nonne von Dülmen? Respectirt die „akatholische Kritik“ etwa die Freiin Droste-Hülshoff wegen ihrer specifisch-katholischen Färbung weniger als die genialste Dichterin, die wir haben? Oder ignorirt sie die Convertitin Luise Hensel? Welcher Kritiker hat jemals Wolfgang Müller, K. Simrock, Hermann Lingg, Friedrich Halm, Franz Grillparzer, Anastasius Grün, J. von Zedlitz, Adalbert Stifter, Heinrich Koenig, Levin Schücking zum Vorwurf gemacht, daß sie Katholiken sind? Oder sind einige vielleicht doch Protestanten und deshalb zu Gnaden angenommen? Der Himmel mag's wissen; ich habe ihren Taufschein nicht gesehen. Die Kritik hat meines Wissens nie danach gefragt; erst neuerdings ist der Begriff einer „katholischen Literatur“ zum Vorschein gekommen. Will aber Keiter, der Verfechter der „katholischen Kritik, die ja nicht wissentlich ungerecht sein kann, wenn sie in Wahrheit katholisch ist“, wissen, wie man, um das ehrliche Wort katholisch nicht zu misbrauchen, vom ultramontanen Standpunkt aus die größten deutschen Dichter herunterreißt, so lese er in den „Stimmen aus Maria Laach“ die Schandschriften von Alexander Baumgartner S. J. über Lessing und Goethe.

Was hat also die „akatholische Kritik“ verbrochen? Sie hat die Romane, welche die Gräfin Ida Hahn-Hahn nach ihrer Bekehrung zum katholischen Bekenntniß mit emsiger Betriebsamkeit hinausgehen ließ, „todtgeschwiegen“ oder mit einigen hingeworfenen, allerdings hin und wieder spöttischen Worten abgethan. Nun, die „akatholische Kritik“ ist sehr liebenswürdig gewesen, wenn sie den vierzehn „katholischen Romanen“ der Gräfin nur vorgeworfen hat, dieselben machten den Eindruck der Monotonie, sie wählten zum Stoff die mystische Liebe mit sinnlichem Beigeschmack. Keiter ist ehrlich genug, über diese Romane zu bemerken:

Wohl kann ich es nicht billigen, daß die Handlung mit auffallender Exclusivität nur in den hohen und höhern Kreisen sich abspielt, daß nur Barone, Freiherren, Grafen und Fürsten und andererseits nur die Geldaristokraten auf die Bühne treten — sehe ich aber hiervon ab, so stört mich höchstens eine entfernte Gleichmäßigkeit der Handlung. Offen gestanden, ist mir diese Gleichmäßigkeit erst dann aufgefallen, als ich darauf aufmerksam gemacht wurde.

In Bezug auf den ersten „katholischen Roman“: „Maria Regina“, bemerkt Keiter:

Dichterisch betrachtet steht das Buch sehr hoch; vom künstlerischen, formellen Standpunkt aus findet man manches zu tadeln. Vor allem das unverhältnißmäßige Ueberwiegen der Gespräche. Allerdings muß anerkannt und nachdrücklich hervorgehoben wer-

den, daß gerade in diesen Gesprächen ein unerschöpflicher Reichthum von Perlen katholischer Weltanschauung verborgen liegt, daß man das Buch wieder und wieder lesen kann und immer neue Schätze entdeckt — aber es tritt als Roman auf und muß als solcher behandelt werden. Wollte man alles hinwegnehmen, was in den Gesprächen sich nicht auf die Handlung bezieht und deren Fortgang nicht fördert, so würde sich der Umfang bedeutend reduciren lassen. Denn die Handlung an sich ist nur von geringem Umfang, und sie ist nicht mit künstlerischem Geschick aufgebaut.

Ueber die „Geschichte eines armen Fräuleins" sagt Keiter:

Es ist höchst unerquicklich, als Leser solche Ehestandsgeschichten mit erleben und solche Aeußerungen über die Ehe anhören zu müssen. Zudem fehlt diesen traurigen deprimirenden Darstellungen das erhebende Seiten- oder vielmehr Gegenstück einer christlichen, glücklichen Ehe.

Und über die „Reiche Frau" 1877:

Sylvia ist hier zu einem Charakter geworden, dem nur ein Zug bis zur Lächerlichkeit fehlt. Wie kann, fragt man sich, ein Frauencharakter, dem nicht jede Spur edlerer Weiblichkeit abhanden gekommen, mit so wahnsinniger Beharrlichkeit einem Phantome nachjagen? Der Lichtblicke bietet die Erzählung sehr wenige; man kann nur wünschen, daß „Eine reiche Frau" ungeschrieben geblieben wäre. Im Jahre 1872 trat die Dichterin mit einem Roman „Nirvana" vor die Oeffentlichkeit, der vielfach mit Achselzucken empfangen wurde. Die „Stimmen aus Maria Laach" erachteten es sogar nicht einmal für angezeigt, eine Besprechung desselben zu bringen. Und in der That, vom streng katholischen Standpunkte aus fällt uns manches Anstößige auf. Natürlich liegt das Anstößige durchaus nicht in den wenigen Worten, welche die Dichterin selbst als ihr Eigenthum bezeichnen muß, sondern in dem ganzen Gebaren der Gesellschaft, in welche wir eingeführt werden. Es ist eine Gesellschaft äußerst laxer Katholiken, die aber immer noch auf die Bezeichnung „katholisch" Anspruch erheben. Störungen des ehelichen Friedens durch Untreue von der einen oder andern Seite werden durchaus nicht als Dinge betrachtet, die mit schwerem Ernst aufgenommen werden müssen. Ueber die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens in solch ewig scherzendem gleichgültigen Tone reden zu hören, ist keineswegs erfreulich für unsere Leser. Und endlich kommt das Schlimmste! Leomilla liebt den Kaplan Osorio und nimmt sich nach seinem Tode aus Gram das Leben. Das ist ein Vorgang, der einen aus nichtkatholischer Feder geflossenen Roman pikant machen könnte, der aber in einem katholischen keine Darstellung finden darf. — „Der breite Weg und die enge Straße" ist ein Gemälde in den düstersten Farben, unerfreulich, ich möchte sagen, von Anfang bis zu Ende. Am abstoßendsten wirkt Hellmuth's wahnwitziges unmännliches Gebaren. Es ist eine wahre Marter für den Leser, Zeuge all der häßlichen Scenen zu sein, die er täglich, ja stündlich seiner Gattin macht. Hätte sich hier die Dichterin nur kürzer gefaßt und im allgemeinen über die unerquicklichen Scenen einen Schleier geworfen!

So urtheilt Keiter. Und diese Romane, an welchen selbst die „katholische Kritik" derartige und andere Ausstellungen zu machen hat, werden doch im Eingange der ganzen Darstellung bis in den Himmel erhoben:

Ihre Romane sind eine Zierde unserer katholischen Literatur und höchst beachtenswerthe Erscheinungen auf dem vielcultivirten Felde der Romanliteratur. Sie stehen zwar nicht alle auf gleicher Stufe; aber unter den minderwerthigen ist auch nicht einer, der unter das Mittelmaß herabsinkt. Auch an den verunglückten Gebäuden erkennt man in einzelnen Partien die geniale Hand des Meisters. Wie hoch steht sie aber selbst in jenen Romanen, welche den Beifall der Leser nicht zu erringen vermochten, über den Machwerken neuerer Romanschriftstellerei! Gold ist in einem jeden ihrer Romane; während es aber in jenem in gleißender Pracht auf der Oberfläche ruht, ist es in diesem durch eine dichte Schlackenrinde verhüllt.

Begreife der Himmel diese Widersprüche!

Wenn die „akatholische Kritik" an diesen Werken der alternden Gräfin schweigend oder achselzuckend vorüberging, so hatte sie ihren Grund. Die Romane der frühern Periode mit ihrem aus Leichenduft und Patchouli gemischten Parfum, mit ihren durch und durch ungesunden Verhältnissen und noch ungesundern Lösungen derselben, waren doch in ihrer Weise frisch und geistvoll; sie entsprachen dabei, und das mag die Hauptursache ihrer damaligen Wirkung gewesen sein, der gespannten unbehaglichen politischen und socialen Situation im Anfange der vierziger Jahre. Wenn die Gräfin darin das eheliche Elend vornehmer Kreise — und sicherlich nur eines kleinen Bruchtheils derselben — darstellt, so schrieb sie aus ihren eigenen trüben Erfahrungen heraus, welche eine solche Verbitterung erklärlich erscheinen lassen. Der Verfasser erkennt selbst an:

„Da ist keiner, aber nicht ein Einziger, der sich mit einem Jubelruf in die Ehe hineingeworfen, und dem sich nicht der Freudengesang in einen Schmerzensschrei verwandelt hätte." Um diesen unmoralischen Gedanken dreht sich die ganze Handlung der ersten Romane, ja sie ist nur dazu da, um ihn in gleißend lügnerischer Weise als unumstößlich richtig hinzustellen. Unglückliche Ehe, eheliche Untreue, erzeugt durch Nichtbefriedigung des Herzensdranges — das ist in aller Kürze der Inhalt ihrer ersten Romane. Mit kecker Selbstherrlichkeit, die sich als ein Ausnahmewesen betrachtet und deshalb auch eine Ausnahmemoral für sich in Anspruch nimmt, setzen sich ihre Heldinnen über die Gesetze des socialen Lebens hinweg, keine Autorität anerkennend, als die blinden Triebe einer glaubenlosen Seele.

Ganz richtig; dagegen, daß Fanny Lewald in der „Diogena" diese Jagd nach dem „Rechten", die stilistischen Unarten der Gräfin in geistreicher und ergötzlicher Weise persiflirt, das wird bitter verurtheilt und auf die kläglichsten Beweggründe zurückgeführt.

Es fällt uns nicht ein, die Gräfin wegen ihres Glaubenswechsels zu bemäkeln; was sie gethan, hat sie ohne Zweifel ehrlich gethan. Aber wenn wir sie nicht tadeln darum, daß sie ihrer Ueberzeugung folgte, so haben wir ebenso wenig Grund, sie um dieses Schrittes willen zu verherrlichen und ihre nachfolgenden Romane als Ausbunde der Vortrefflichkeit anzusehen, wie das die „katholische Kritik" thut. Denn wenn wir diese zweite Phase der gräflichen Romane betrachten, so bewegen sie sich in derselben hochfeinen, innerlich angefaulten Gesellschaft, in denselben ungesunden Verhältnissen. Mit Absicht citiren wir immer wieder des Verfassers eigene Worte:

Sie schafft von nun an Bilder holdseligsten Familienlebens, zaubert einen Liebesfrühling in manchem ihrer Romane, der vom wonnevollen Veilchenduft reiner Neigung wie vom Mohngeruch sinnlichen Verlangens durchflutet ist. Und doch kann dem prüfenden Blicke nicht unerkannt bleiben, daß an dem geläuterten Golde ihres dichterischen Talents noch hier und da eine Schlacke ihrer

frühern Periode haften geblieben. Auch in ihren neuern Romanen verfällt sie noch in die bedauerliche Neigung, Verhältnisse, die nach der Lehre unserer Kirche und der Sitte zu den unerlaubten gezählt werden müssen, zu analysiren. Beispiele ehelicher Untreue führt sie uns nicht selten vor und zeigt sie uns in eingehender Entwickelung.

Daß die Kritik nach einer Pause von zwölf politisch reichbelebten Jahren diese Rückkehr der Gräfin zu ihrer ersten Liebe, dem Roman des Ehestandselends, sehr kühl betrachtete, ist erklärlich; daß diese vornehmen Persönlichkeiten religiöse Gespräche halten, ihre Kinder gemischter Ehe schließlich katholisch erziehen, ins Kloster gehen, katholisch oder Priester oder päpstliche Zuaven werden, entspricht ohne Zweifel dem innersten Bedürfniß der Verfasserin; dadurch wurden aber zugleich diese Romane Parteisache. Arbeiten, welche die „akatholische Kritik" als Niederschläge einer überlebten Literaturperiode ignorirte oder wenigstens um ihrer eigenthümlichen Würze willen nicht schmackhafter fand, wurden von der „katholischen Kritik" als Meisterwerke proclamirt; die Zukunft wird entscheiden, welche der beiden Kritiken recht hat, die confessionelle oder die confessionslose.

„Parteien und Coterien", sagt Chamisso, „mühen sich vergebens, ihre gekürten Günstlinge mit falschem Purpur zu bekleiden; wird auch diesen Afterfürsten die Aufmerksamkeit eines Tages zugewendet, rächt sich doch bald an ihnen der Hohn, und die Macht der Vergessenheit schließt sich über ihnen zu."

Wilhelm Buchner.

Murad Efendi als Dramatiker.

(Beschluß aus Nr. 48.)

Dramatische Werke von Murad Efendi. Drei Bände. Leipzig, T. O. Weigel. 1881. 8. 15 M.

Das Drama „Johanna Gray" gehört zu den besten Werken des Autors; der überlieferte Geschichtsstoff ist hier mit Geschick umgeschmiedet und nicht ohne Kühnheit in der Motivirung; es geht ein Zug echt dramatischer Entwickelung durch das Ganze, und die Heldin ist nicht blos jene blasse lyrische Unschuld, als welche sie in frühern Dramen erscheint. Zwar bei ihrem ersten Auftreten zeigt sie ein unbefangenes Gemüth voll zarten Naturgefühls:

War das ein Ausritt heut'! — Wie schön ist Gottes Erde!
Ich möchte jubeln können wie die Lerche.
Ich bin von Frühling, Sonne, Leben trunken
Und bring' euch eine Welt von Freuden mit.
Wie mögt ihr nur in dumpfer Halle weilen?
Könnt' ich euch doch Licht, Luft, den Balsam bieten,
In dessen Zauber draußen alles webt:
Die Knöspchen am Gezweig, das junge Gras,
Die neu erwachende Natur. Mein Guilfort! —
In diesem Kusse grüßt sie dich (umarmt Guilfort).
O warum
In Kerkern wohnen und freiwillig uns
Den Vollgenuß des schönen Daseins schmälern?
Ja selbst mein Zelter, die gescheckte Lucy,
Hat heute mit weitoffnen Nüstern schnaubend
Am Walddust, dem süßherben, sich berauscht.
Ich wollte, Mann, du wärst ein Forstwart. Sieh,
Wir lebten in Waldfreiheit immerfort,
Und ob der Forst nun schattig grün, ob weiß,
Ob drin die Amsel schlägt, der Rabe krächzt,
Ob lauer Westwind spielt in seinen Wipfeln,
Ob rauher Nord durch seine Stämme bricht:
Dort weht' der Odem Gottes stets um uns.

Doch diese Heiterkeit der Seelenstimmung und diese stillen Neigungen stehen nur in anmuthigem Contrast zu der Charakterstärke, die sie alsbald entfalten muß. Denn König Eduard ist todt, und ihr Schwiegervater Northumberland tritt an sie heran mit dem Verlangen, daß sie selbst die englische Krone annehme, zu der sie im Testament Eduard's berufen ist. Ihrer Weigerung tritt er mit dem sieghaften Grund entgegen, daß sie sonst der Maria Tudor gegenüber verloren sei, sie mit ihrem Gatten, den diese früher geliebt hat und jetzt haßt, weil er Johanna Gray ihr vorgezogen. Auch Guilbert erklärt sich für Annahme der Krone; Johanna gibt nach und zeigt als Königin bald eine unerwartete Festigkeit. Da tritt eine bedeutsame Wendung ein: Johanna erfährt von ihrer Amme, Kate Nelly, welche zugleich des Königs Eduard Pflegerin ist, daß dieser keines natürlichen Todes gestorben, sondern, als er sein Testament ändern wollte, vom Herzog von Northumberland getödtet worden sei, und der Herzog macht ihr gegenüber selbst kein Hehl aus seiner That.

Die Pflicht des Dramatikers, das Publikum von Hause aus mit ins Geheimniß zu ziehen, erfüllt Murad Efendi in vollstem Maße; denn diese Scenen zwischen Northumberland und dem König sehen wir selbst im ersten Act auf der Bühne; es ist das Wagniß einer so grellen Ouverture, wie sie später kaum überboten werden kann und wie sie an ähnliche Situationen in Shakspeare's Rosentragödien erinnert. Jetzt weiß Johanna, daß sie die Krone usurpirt hat; ihre erste Neigung ist, sie zurückzugeben an Maria Tudor. Doch sie muß diese Neigung unterdrücken; sie sieht ein, daß sie damit das Todesurtheil für alle die Ihrigen unterschreiben würde. So beginnt ihre tragische Schuld; sie ist unsicher und schwankend geworden; sie weigert sich, der Krönung ihres Gatten beizuwohnen. Es kommt zu einem heftigen Conflict zwischen ihr und Guilbert; dieser verlästert ihre Majestät und zieht das Schwert gegen sie; im Kampfe mit den Wachen wird er schwer verwundet.

Das ist der Schluß des dritten Acts. Im vierten betritt Maria Tudor selbst die Bühne. Diese Königin ist

ein markig gezeichnetes Charakterbild; die große Scene zwischen ihr und Johanna ist allerdings nicht ganz frei von Anklängen an Schiller's „Maria Stuart“:

Maria.

Laß uns die Rechnung klären zwischen uns. —
Dir hat das Glück gelächelt allzu früh,
Ich bin in rauher Schule groß gewachsen;
Auf hellem Pfade hat es dich geleitet,
Ich war indeß verbannt von jedem Lichtstrahl,
Der in der Jugend selbst dem Letzten leuchtet.
Ich war verwaist und schlimmer als verwaist;
In meine Wiege legte schon der Vater,
Der eigne Vater mir den Bastardtitel;
Die Schmach war meine Amme, die Verfolgung,
Das Elend die Gespielen meiner Jugend,
Und Thränen schmückten mich als einz'ger Schmuck. —
Du durftest gut sein, lieben, warst geliebt;
Auch mir hat die Natur ein Herz gegeben,
Doch nur, damit ich es recht voll empfände,
Wie maßlos elend es uns machen kann;
Mir ward das Herz zur Marter nur und Prüfung,
Und das vergiftet unsere Gefühle.
Ich hasse, weil ich hassen muß wie athmen.

Johanna.

Ich that dir nichts zu leid, und wollt' es nie,
Was hätte ich mit deinem Haß gemein?

Maria.

Du lebst, und athmend krönst du mein Verhängniß.
Was ich nun sinnen könnte wider dich,
Die, weil sie ist, das Dasein mir verneint,
Guilfort's geliebtes und beglücktes Weib, —
Die Ketzerin, die meinem Glauben droht,
Die keck die Hand gestreckt nach meiner Krone,
Mir zweifach werthvoll, denn ohnmächtig hassen
Heißt leben müssen unter Schlangenbissen;
Was ich auch sinnen könnte dir zum Schaden,
Du dürftest mich darum doch nie verklagen.
Es wär' nur Ausgleich, und auch dieses kaum.
Jetzt aber fällst du nicht vor meinem Zorn,
Nicht meiner Rache fallen deine Nächsten;
Doch meine Hand wird's dem Gericht nicht wehren,
Wenn es dem Hochverrath das Urtheil spricht.

Johanna (springt auf).

Urtheil! Gericht! Unwürd'ge Heuchelei!
Der Knechtsinn liest dir von der Stirne ab
Dein tödliches Begehr — ihm wird's Gesetz.
Du zeigst dein Herz — wozu hehlst du den Sinn?
O Gott, der Welten schuf und sie beseelt,
Kannst du es dulden, daß dein Ebenbild
Den Abglanz deines ew'gen Waltens fälscht,
Zur Fratze die Gerechtigkeit verzerrt!
Die Meinen reiß' ich mit mir, und sie sterben,
Ich ende in Verzweiflung unterm Fluch.
Vollende rasch, das Aergste ist gethan.

Mit dramatischer Schärfe zeichnet sich das Bild der blutigen Königin in den folgenden Worten:

Gott ist mit uns und unsrer Kirche, die ich
Erhebe glorreich über deinem Sarg, (mit Steigerung).
Der Gott der Sündflut und des Schwefelregens,
Der Gott des Zorns, der richtet und bestraft!
Den Feuerbrand in Calvin's Götzentempel,
Die Gräber auf — heraus die Ketzerleichen!
Gott ist mit meinem Recht und ist mit mir.

Ein Aufstand kommt der Johanna Gray zu Hülfe; sie kann kühn ausrufen:

Maria Tudor, ich bekämpfe dich
Als deine Königin.

Der letzte Act, der die geschichtliche Katastrophe bringt, den Untergang der Johanna Gray, gewinnt durch die Scene zwischen Maria und ihrem frühern Geliebten Guilfort noch dramatisches Interesse.

Das Drama „Johanna Gray“ ist, abgesehen von einigen Härten der Sprache und der Mischung von Vers und Prosa, die uns nicht hinlänglich motivirt erscheint, ein gutes und jedenfalls bühnenwirksames Drama des höhern Stils ... wo aber ist es gegeben worden?

„Ines de Castro“ behandelt ebenfalls einen schon öfters, besonders in früherer Zeit, auf die Bühne gebrachten Stoff: namentlich gibt es mehrere portugiesische Tragödien, deren Heldin Ines de Castro ist, und Camoens hat ihr bekanntlich in seinen „Lusiaden“ eine glänzende Episode gewidmet, die in Portugal so volksthümlich geworden ist wie in Italien die Episode der Dante'schen „Divina commedia“, welche die Francesca von Rimini verherrlicht. Der Stoff hat auf den ersten Blick eine gewisse Aehnlichkeit mit „Agnes von Meran“; es handelt sich ebenfalls um die Berechtigung einer Nebenfrau, von welcher die rechtmäßige Fürstin — hier die Kronprinzessin, dort die Königin — gestürzt wird. Aber der Unterschied in der Situation springt sogleich in die Augen: Ines de Castro ist ein Schützling des Papstes, der selbst die Scheidung des Infanten von seiner angetrauten Gemahlin ausgesprochen hat; wegen Agnes von Meran wird Bann und Interdict über den König von Frankreich verhängt. Bei Ines de Castro handelt es sich um den Kampf zwischen Vater und Sohn, dem König und dem Kronprinzen; bei Agnes von Meran um den Kampf zwischen der Kirche und der Staatsgewalt.

Von den Ueberlieferungen der Geschichte ist der Dichter mehrfach abgewichen. Der Krieg, welchen Pedro gegen seinen Vater Alfons um Ines de Castro's willen führt, entbrannte erst nach der Ermordung derselben: in dem Stück ist Ines selbst die Ate dieses unglückseligen Kriegs, wodurch sie eine tragische Schuld auf ihr Haupt ladet; auch fällt sie hier nicht durch Mörderdolche, sondern sie nimmt sich selbst das Leben. Eine spannende Mordscene findet sich auch in dem Stück; doch der König tritt dazwischen und widerruft seinen Beschluß, als er aus dem Vermächtniß der gestorbenen Infantin erfahren, daß diese sich für Ines verwendet. Auch nach der geschichtlichen Ueberlieferung wurde Alfons dem einmal gegebenen Befehl wieder untreu, ließ ihn dann aber doch vollstrecken.

Die großen Scenen des Stücks, besonders diejenige zwischen Ines und dem König, haben dramatische Bewegung; hingegen flößen die Nebencharaktere fast gar kein Interesse ein; auch ist die letzte Wendung der Heldin nicht

scharf genug markirt: und so steht „Ines de Castro" nach unserer Meinung hinter „Johanna Gray" wesentlich zurück. An schönen Einzelheiten fehlt es indeß nicht: der Auftritt zwischen Ines und Pedro's Gattin, Constanzia, hat eine gewisse rührende Weihe; einzelne Stellen sind, so wenig Murad Efendi sonst sich lyrischen Ergüssen hingibt, doch von echt poetischem Hauch durchweht, so die elegischen Worte der Ines:

Mein Glück, sagst du?
Kann für mich noch von Glück die Rede sein?
Das liegt weit hinter mir, im Mondlichtduft,
In den Orangenhainen unsrer Heimat,
Da meine Hoffnungen mit ihnen blühten;
Es hat recht kurz gewährt, ein Märchentraum,
Begonnen hold in einer Maiendämm'rung
Und ausgeträumt bereits vor Hahnenschrei,
Ein Traum, so selig und so weltentrückt,
Wie ihn ein liebend Mädchenherz nur träumt,
Dem Glück und Ewigkeit noch Eins bedeuten.
Er währte kurz, ich wurde rauh geweckt,
Die jungen Blüten brach ein jäher Frost;
Nur in Erinnrung weht ihr Duft herüber,
Ein Duft — o weh! so süßer Gifte voll,
Mir schmerzt der Kopf davon, mein Herz schwillt bange.
Ich war ja glücklich. Nun, ich hab's dahin;
Ich muß entgelten jetzt, den Preis bezahlen.

Die Worte Pedro's an Ines' Leiche haben den Vollklang des dramatischen Affects:

Mord! Mord! Ruft: Mord!
Daß jeder Puls an euch zur Zunge werde —
Und schrei' die Schreckenskunde in die Lüfte,
Bis sie Natur aus ihrem Schlaf aufrüttelt,
Damit sie lerne, was Entsetzen sei! —
Auf, auf! Nach Hülfe seht, nach Hülfe, Hülfe!
Nach Rettung eilt! Mein Erbe dem, der sie
Am Leben hält, der Seine will ich werden,
Sein Diener, Knecht, sein Sklave will ich werden,
Ja, meine Rache will ich ihm verschenken! —
Ein Arzt! Eilt! Helft! Sie muß gerettet werden. —
(Er bricht in sich zusammen.)
O Menschenohnmacht! Ohnmacht eitlen Staubes!

Der Schwerpunkt der Sammlung ist jedenfalls auf die Werke im höhern dramatischen Stil zu legen. Wir finden außerdem ein dorfgeschichtliches Schauspiel, einen dreiactigen Schwank, ein dreiactiges Lustspiel und zwei leichtgeflügelte Einacter.

Das Schauspiel „Auf dem Kreuzhof" hat etwas verwickelte bäuerliche Familienverhältnisse zur Voraussetzung. Die Kreuzhofbäuerin Katherin, die nach dem Tode des Mannes den Kreuzhof in Besitz genommen hat, wird durch einen Proceß bedroht, indem der Kreuzhof für die Tochter des verstorbenen Gatten aus dessen erster Ehe, Elisi, von dem Vormund derselben in Anspruch genommen wird. Katherin hat eine Tochter Burgei, an der sie mit überzärtlicher Liebe hängt: es ist natürlich, daß ihr Elisi ein Stein des Anstoßes ist, um so mehr, als sich Burgei in inniger Neigung verzehrt zu Uli, dem Sohne des Haselhofbauers, und dieser gilt allgemein für den Liebhaber der Elisi.

Das ist die Lage, aus welcher die Verwickelungen des Stücks hervorgehen. Elisi liebt Uli nicht, sondern einen Jägersmann Ruodi, doch sie ist zu trotzig, dies der Stiefmutter einzugestehen. Ein ganz äußerlicher Umstand bringt nun die sich steigernden dramatischen Vorgänge hervor: die Elisi soll hinauf nach der Sennhütte, um zu sehen, ob dort alles in Ordnung ist. Da kommt der Hirt, der alte Martin, von oben und berichtet, daß der Wind wahrscheinlich von Welschland, vom Süden herwehen und dann eine Lawine niedergehen werde, von welcher die Sennhütte bedroht sei. Katherin wird einen Augenblick von dem bösen Gedanken versucht, Elisi doch hinaufzuschicken; allein sie beherrscht sich. Nun erscheint der böswillige Schulmeister mit der Nachricht von dem verlorenen Proceß: Elisi ist des Kreuzhofs Erbin. Die Stiefmutter ist außer sich, sie und ihr Kind der tiefsten Armuth geweiht; es gibt nur ein Mittel der Rettung, Elisi's Untergang — und als diese sich anschickt, den Weg nach der Sennhütte anzutreten, wird sie von der Mutter nicht gewarnt. Elisi aber hat inzwischen Burgei glücklich gemacht durch die Mittheilung, daß sie nicht Uli liebe, und dieser hat sein Herz der echten Tochter Katherin's zugewendet. Nun will Burgei an Elisi's Stelle hinaufgehen, weil sie so Uli im Haselhof, der am Wege liegt, sprechen kann. Der dritte Act bringt die gesteigerte Spannung und freundliche Lösung: die Gewissensbisse Katherin's, ihre Freude, als sie Elisi wiedersieht, das Niedergehen der Lawine, die erschreckende Enthüllung Elisi's, daß die Burgei statt ihrer oben sei, die Verzweiflung der Mutter, die Heimkehr der Burgei, die mit ihrem Geliebten die Zeit verplaudert hat, ihre Vermählung mit Uli, nachdem Elisi auf den halben Kreuzhof verzichtet hat.

Das Niedergehen einer Lawine als dramatisches Motiv ist in den Dorfgeschichten mit und ohne scenische Einrichtung neuerdings mehrfach angewendet worden. Der Lawinenmord, wie man das Motiv nennen könnte, spielt zuerst eine Rolle in Franz Michael Felder's Bregenzer Wald- und Lebensbildern: „Sonderlinge", wo der eine von zwei feindlichen Bauern ein Gewehr abschießen läßt, um durch die Erschütterung auf den offenen und gefährlichen Weg, den der andere wandelt, einen Schneesturz herabzulocken. In dem „Proceßhansl" von Ludwig Ganghofer und Hans Neuert, einem Stück, das durch die Schauspieler des münchener Gärtnerplatztheaters in Deutschland bekannt geworden ist, läßt der Proceßbauer trotz des obrigkeitlichen Verbots ein Stück Waldung abholzen, das Schutz gegen die Lawinen bietet, und die niedergehende Lawine verschüttet seinen natürlichen Sohn. Ein beabsichtigter oder mindestens gewünschter Lawinenmord spielt nun auch in dem Stück Murad Efendi's die Hauptrolle. Der menschliche Wille hat bisher mit den elementarischen Gewalten nicht viel anzufangen gewußt; deshalb waren sie auch für das Drama nicht zu verwerthen; die Lawine erweist sich etwas zugänglicher; man kann sie vorhersagen, vor ihr warnen, die Warnung absichtlich unterlassen, ja gleichsam, wie in dem Felder'schen Roman, sie herunterschießen. Ohne Frage ist der dritte Act in dem Stück Murad Efendi's

voll dramatischer Spannung, und die Seelenangst der Katherin ist mit großer psychologischer Wahrheit geschildert. Auch im übrigen ist der kernhafte Bauernton gut getroffen, die Charaktere sind treffend gezeichnet: so die beiden Mädchen Elisi und Burgei, die gut miteinander contrastirt sind, der giftige schadenfrohe Schulmeister, und wir sehen nicht ein, warum dieses Drama nicht ebenso gut wie andere dramatisirte Dorfgeschichten über die deutschen Bühnen gehen kann.

„Mit dem Strom" ist dagegen ein Salondrama. Der Held desselben hat sein ländliches Gut verlassen und sich in den Strom der fashionabeln Welt gestürzt, deren Thorheiten er alle mitmacht; seine Gattin aber, die für stilles häusliches Glück schwärmt, sucht ihn zu bekehren, indem sie in die gleichen Gleise einlenkt, sich den Hof machen läßt, speculirt und so zuletzt, ebenfalls „mit dem Strom" schwimmend, den Gatten aus demselben herausrettet. Salonfiguren jeder Art, Roués, Börsenschwindler, Ordensjäger, helfen den socialen Strom bilden, dem idyllisches Glück in stiller Zurückgezogenheit, im Kreise der Familie als das wahre Ideal gegenübergestellt wird. Einzelne Charaktere in dem Stück, wie der alte Warren, sind trefflich gezeichnet: doch erblicken wir einen Fehler der Composition darin, daß der Entschluß Eveline's, den Gatten zu bekehren, für die Oekonomie des Stücks zu spät kommt, als keine ausgiebige Verwerthung desselben mehr möglich ist. Die Exposition geht über den ersten Act hinaus, und so kann die eigentliche Lustspielintrigue nur in skizzirter Fassung zur Geltung kommen. Das an und für sich ergötzliche Beiwerk, wie die Scenen, in denen Gänsekiel die Hauptrolle spielt, tritt etwas zu sehr in den Vordergrund.

Wenn hier der Lustspieldichter elegant und voll Esprit ist, so herrscht in dem dreiactigen Schwank „Professors Brautfahrt" ein sprudelnder und doch nicht trivialer Humor, der für das Lustspieltalent Murad Efendi's ein sehr günstiges Zeugniß ausstellt. Namentlich sind der Professor Gabriel Hohendorf mit seiner Regenwürmerweisheit und der alte Lebemann von Helmbach Prachtexemplare, und es ist nur zu bedauern, daß die Verwickelungen der Handlung selbst in der Hauptsache nicht über schwankartige Verwechselungen hinausgehen; denn die Charaktere würden einem feinen Lustspiel zur Zierde gereichen. Auch der solide Sohn des unsoliden Vaters, der die Ausschreitungen desselben zu vertuschen sucht, seine Rechnungen bezahlt u. s. f., ist eine echte Lustspielfigur.

Die beiden kleinen Lustspiele „Durch die Vase" und „Bogadil" sind ganz artig. Letzteres behandelt eine Anekdote aus der diplomatischen Welt und hat einen mit Geschick geschürzten Knoten; das erste heitere Verwickelungen, die aus einer Correspondenz „durch die Vase" hervorgehen.

Murad Efendi's „Dramatische Werke" verdienen in weitern Kreisen Beachtung zu finden. Möge das Lesepublikum sich durch die Lektüre derselben überzeugen, wie viele verwendbare, besonders ernstere poetische Dramen den Bühnen vorenthalten werden, während die leichtgeschürzte Muse überall ihre Nachtänzer und Nachtänzerinnen findet.

Rudolf von Gottschall.

Geschichtliches.

1. Zur Vorgeschichte der Bartholomäusnacht. Historisch-kritische Studie von Heinrich Wuttke. Herausgegeben aus dessen Nachlaß von Georg Müller-Frauenstein. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 3 M.

Der 1876 verstorbene Verfasser hat uns das Manuscript, das jetzt nach seinem allzu frühen Tode erscheint, schon vor vielen Jahren gezeigt; es war eine Lieblingsarbeit von ihm, deren Veröffentlichung aber verzögert wurde, weil der Verfasser an einer zu ihrer Vervollständigung beabsichtigten Reise nach Paris verhindert wurde. Der Zweck der Arbeit war ursprünglich ein eigenthümlicher, nämlich für ein größeres Werk über historische Propädeutik ein Muster einer bis ins Kleinste eingehenden genauen Specialforschung zu liefern. Die Arbeit beginnt mit einer Uebersicht der bisherigen bezüglichen Forschung. Es erhellt daraus, wie verschiedene Ansichten über die Vorbereitung der Bartholomäusnacht gewaltet haben, welche die einen von längerer Zeit, andere nur von einem kurzen Zeitraum vor der That herleiteten, wie auch nicht minder bezüglich der Personen, welche dieselbe planten und verübten, sowie bezüglich der sie leitenden Beweggründe die Meinungen auseinandergingen. Es folgt eine Musterung sämmtlicher Quellen des zu behandelnden Gegenstandes, welche den größten Theil des Buchs einnimmt, und von welcher wir nur sagen wollen, daß sie hinsichtlich des eisernen Sammelfleißes, den der Verfasser an den Tag legt, mit wirklicher Bewunderung erfüllen muß. Sie umfaßt alles, was irgendwie aufgestöbert werden konnte, von allgemeinen Geschichten jener Zeit bis auf den Briefwechsel von Privaten. Nachdem der Verfasser das nach Durchsicht der Quellen ungewiß Gebliebene, doppelsinnig Gefundene oder als widersprechend Erachtete zusammengestellt, erwägt er, was für und wider den Vorbedacht, als das hauptsächliche Problem, spricht, und bringt endlich seine Beweise für die Annahme eines lange gehegten Plans der Unthat vor. Der Urheberschaft bezichtet er die königliche Familie insgesammt. Er unterstützt diese Auffassung durch den Charakter der betheiligten Personen, durch die herrschenden sittlichen Begriffe und die daraus hervorgehenden ungeheuerlichen Thaten der Zeit, durch den Haß gegen die Hugenotten, den der Papst noch schürt (obschon er an der That selbst keinen Antheil hatte), und

durch das Hineinpassen der „Bluthochzeit" in die vorhergehenden und nachfolgenden Ereignisse. Die sorgfältige Arbeit wird jedem, der sich um geschichtliche Wahrheit interessirt, dankenswerthe Aufschlüsse gewähren.

2. Vermischte Schriften von Theodor von Bernhardi. Zwei Bände. Mit zwei Tafeln. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 14 M.

Die zwei stattlichen Bände enthalten eine Reihe geschichtlicher und politischer Arbeiten aus den Jahren 1854—61. Der als Autorität in der russischen Geschichte geltende Verfasser hat den ersten Band ganz diesem seinem Lieblingsfache gewidmet. Der erste der sieben Aufsätze desselben erzählt das Leben des Weltumseglers Admiral von Krusenstern (gestorben 1846). Die Jugend des Admirals versetzt uns in die Zeit der Kaiserin Katharina II. (welche seltsamerweise im Buche stets „Katherina" heißt) und zeigt in drastischer Weise die Contraste zwischen der eindringenden abendländischen Cultur und den Resten der Barbarei in Rußland. Höchst anziehend in der Lebensgeschichte des Admirals ist besonders die verfehlte russische Gesandtschaft nach Japan (1805) unter dem ränkevollen Räsanow. Der folgende Aufsatz des ersten Bandes enthält Kriegsscenen aus den Zeiten der Kaiserin Katharina II.: aus dem Türkenkriege, welcher die Eroberung Konstantinopels zum phantastischen Ziel hatte, 1773, und aus dem Kriege mit Gustav III. von Schweden um Livland 1788. Das Ende des Kaisers Paul I. am 23. März 1801 ist nach Quellen verfaßt, die dem Verfasser allein zu Gebote standen und, wie es scheint, noch zum Theil geheim bleiben müssen. Nach denselben hatte der verrückte Kaiser Drohungen ausgesprochen, durch welche seine Familie und seine Umgebung ihr Leben gefährdet sehen mußten. Er wollte, heißt es, seine Gattin und Söhne in Kerker und Verbannung senden und den Prinzen Eugen von Würtemberg, seinen Neffen, zum Thronfolger ernennen, und sprach die Absicht aus, Köpfe fallen zu lassen, die ihm einst theuer waren. Unter diesen Umständen gab Alexander zu, daß der Kaiser zur Abdankung gezwungen werde, machte aber zur Bedingung, daß sein Leben außer Gefahr stehen müsse. Am Abend vor der geplanten That erreichte der Wahnsinn des noch dazu betrunkenen Kaisers die höchste Stufe. Die ebenfalls betrunkene Bande, welche den Mord vollzog, nahm natürlich auf die Bedingungen des Thronfolgers keine Rücksicht. Doch merkwürdig schnell fand sich Alexander in das Geschehene, und die Bevölkerung wußte sich vor Jubel nicht zu fassen. Nur die vernachlässigte und bedrohte Witwe des Ermordeten verdammte die That bis an ihr Ende.

Von dem übrigen Inhalt des ersten Bandes sticht ab: „Die neuere Literatur der Befreiungskriege 1813—14" und ihre Ergebnisse, welcher Aufsatz nichts Neues darbietet. „Der Feldzug 1812 in Rußland" bildet den Inhalt des nächsten Artikels, der die Literatur dieser Episode kritisch beleuchtet. In die neueste Zeit führt uns die 1859 verfaßte Arbeit über „Leibeigenschaft und Freilassung der Bauern in Rußland". Kaiser Nikolaus hatte bereits die Nothwendigkeit erkannt, eine Veränderung im Zustande der Bauern herbeizuführen; aber es fehlte ihm der Muth, zum Werke zu schreiten. Er starb, ohne irgendeinen seiner Plane vollendet zu haben oder gelungen zu sehen. Als Rußland im Krimkriege erfahren mußte, daß es dem Feinde nicht gewachsen sei, während vorher die Gemäßigten schon von der Eroberung Konstantinopels, die Exaltirten aber gar von derjenigen Indiens geträumt hatten, wandte Alexander II. seine Aufmerksamkeit mehr dem Innern zu und erblickte die Hauptursache des Uebels in der Leibeigenschaft. Der Aufsatz ertheilt mancherlei Aufschlüsse über dies Verhältniß; er schließt zwar, ehe die große Reform zu Ende geführt ist; aber im Anhange wägt er die Vortheile und Mängel derselben eingehend ab. „Das russische Heer im Frühjahr 1854", ausführlich statistisch und sachlich geschildert, bildet den Schluß des ersten Bandes.

Der zweite Band umfaßt Beiträge zur französischen und deutschen Geschichte der neuesten Zeit. Der erste der sechs Aufsätze behandelt den französischen Adel in seinem Verhältniß zur Revolution und zur Fusion (1856); er gehört aber der Vergangenheit an und ist durch seine Bezugnahme auf das damals regierende Kaiserthum und die damalige Aussichtslosigkeit einer Republik für heute gegenstandslos geworden, namentlich seitdem die damals bezweifelte Fusion der Bourbons und Orleans als Thatsache betrachtet werden kann. Der Artikel „Die französische Revolution und die historische Forschung" enthält eine Besprechung von Sybel's Revolutionsgeschichte in der Auflage von 1859, welcher seitdem eine weitere sowie eine Fortsetzung gefolgt ist. Wohl mit Recht nennt indessen Bernhardi Sybel's Werk die erste wirkliche Geschichte des tragischen Weltereignisses. „Unsere Verfassung im Sinne der extremen und im Sinne der gemäßigten Parteien" (1858) bezieht sich auf nun fast vergessene Wehen der deutsch-nationalen Bewegung. Der Aufsatz „Frankreich, Oesterreich und der Krieg in Italien" (1859) ist zwar als Zeitbild, das er seinerzeit war, veraltet, bietet aber manche nicht uninteressante historische Gesichtspunkte dar. Der Verfasser scheint uns jedoch allzu stark Partei für Napoleon III. und gegen Oesterreich zu ergreifen, das von seinem Standpunkte aus in Italien doch gewiß im Recht war, freilich aber die Zeit und ihren Geist verkannte, wenn es Heinrich V. an die Stelle der Napoleoniden zu setzen beabsichtigte und Deutschland in den Krieg zu verwickeln suchte. Den Schluß der Sammlung bilden zwei Aufsätze über die Reform der preußischen Heeresverfassung, 1860 und 1861 geschrieben, aber mit Anmerkungen, welche die neuesten Verhältnisse bis 1871 berücksichtigen. Immerhin ist aus Bernhardi's Schriften für den Historiker und Politiker manches Nützliche zu entnehmen.

Ein Frauenroman.

Monatsrosen. Von Lilla, Gräfin von und zu Egloffstein, geb. Gräfin Bassewitz. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 1 M. 50 Pf.

Zwar eine in blos 116 Octavseiten gefaßte Geschichte, aber doch eigentlich drei im Verhältniß sehr mächtige Abzweigungen, fast ohne gemeinschaftlichen Stamm oder Stengel. Zuerst Ella von Hohenstein, „ein Backfisch von 18 Jahren", die „für ihre Mutter viel Liebe, aber wenig Sympathie besaß". Mit der Tante, einer Gräfin Redow, hatte Ella, also der Backfisch, „denselben feinen Frauenverstand, dieselben Versuchungen; beide ausgesprochene Künstlernaturen mit den fehlerhaften und guten Seiten". Es wäre interessant gewesen, zu erfahren, worin denn beide Seiten beständen. Aber nichts davon. Die Verfasserin dichtet den Personen Charakterzüge an, ohne diese handelnd hervortreten zu lassen. Also Behauptungen ohne Beweis. Ein Graf Hollmuth erscheint. Jung, sehr reich ist er, und „eitel" wird er genannt, obwol sich dies mit seinen später erwähnten „klaren blauen Augen, seiner Treue und seinem kindlichen Glauben" nicht reimen läßt. Er nähert sich Ella, aber auf Zureden eines mit ihm befreundeten Herrn von Wasberg lenkt er auf Isabella von Bergholz ein:

Diese war eine auffallende brünette Schönheit von 21 Jahren; arm wie eine Kirchenmaus, war ihr von dem frühern Glanz ihrer Familie nur ein fabelhafter Stolz und ihr alter Name geblieben. In Badenweiler war sie im Gefolge einer reichen alten Tante (Witwe eines frühern hamburger Rectors) und wand sich förmlich unter dem Joch der Unterordnung in deren Haushalt und unter deren Willen; ihre Mutter war eine Spanierin gewesen, und sie selbst hatte den Typus einer Creolin mit ihrem ganzen sinnlichen Zauber, sie war in allem der gerade Gegensatz von Ella, und es war einmal wieder eine Aufgabe für den Psychologen, zu sagen, weshalb Hollmuth sich bald der einen, bald der andern näherte. Isabella war diese Rivalin (Ella) ein Dorn im Auge.

Man bemerke die vielen „war", wie auch anderwärts im Buch, wo das Wort mit „hatte" abwechselt. Wir nennen das den Hatte-War-Stil, für welchen wir aus den Romanen namhafter Schriftsteller, die sich zu den Meistern des Stils rechnen, ähnliche hübsche Proben anführen könnten.

Also Herr von Wasberg sagte zum Grafen Hollmuth:

Entschließe dich doch einmal, die Darwin'schen Werke zu lesen. Weshalb bist du von einer andern Masse als dein Diener, der doch nach deinen Begriffen Gottes Geist auch in sich hat? Auf die Züchtung, Hollmuth, kommt auch bei uns, wie bei deinen Pferden, alles an, nur daß alle Menschen durch Generationen der Züchtung die Macht bekommen haben, aus eigener Kraft das Gute zu thun oder zu lassen. Isabella nun ist von frischer, an Adel aber dir ebenbürtiger Rasse, und du würdest schon deinen Kindern und Kindeskindern gegenüber es nie verantworten können, ihnen diese Stammmutter haben entgehen zu lassen. Freilich, wenn sie dich nicht will, ist es etwas anderes — ich hörte, daß ein russischer Grande, Fürst Dondakoff, sich in Rom sehr um sie bemüht hat. Männer bekommt die genug.

Natürlich steht die Verfasserin zu diesem Raisonnement Wasberg's, der für seinen Vermittelungsdienst von Isabella, nachdem sie Gräfin Hollmuth geworden, etwas zu erhalten hofft, sehr im Gegensatz; auf Hollmuth aber mit den „klaren blauen Augen und dem kindlichen Glauben" wirkt diese Ueberredung ein. Als er gleich darauf sinnend im Park spazieren geht, erscheint „plötzlich, wie aus der Erde gewachsen", Isabella vor ihm. Wie bezaubert fühlt er sich, und als er sogar Thränen an ihren Wimpern sieht und ihre Augen in die seinigen blicken, da ist es um ihn geschehen, er legt ihren Arm in den seinigen und sagt leise: „Isabella, wollen Sie alles Schwere bei mir vergessen und meine geliebte Frau werden?" Nach der Trauung in Isabella's Heimatsstädtchen, dessen Verhältnisse caricaturartig dargestellt werden, reisen beide nach Paris, und der im Verhältniß zum Ganzen sehr lange Seitenzweig bricht plötzlich ab: spurlos sind sie in dem großen Paris verschwunden.

Zu Ella gehört dann noch der obenerwähnte Fürst Dondakoff. In Berlin in einem Salon sieht er sie und ist gleich gefesselt. Ella aber, trotz ihrer Liebe zu ihm, weigert sich, ein Verlöbniß einzugehen, weil sie gehört, daß die Mutter des Fürsten gegen die Verheirathung desselben mit einer nicht griechisch-katholischen Christin sei. Da reißt er sich los, stürzt sich aus Verzweiflung in ein Meer von Vergnügungen und wird sterbenskrank. Ella hört es, eilt zu ihm, vor dem Krankenbett findet die Trauung statt. Nun ist der Fürst wieder ganz munter, alles schwelgt in Wonne und Seligkeit. Die Personen werfen keinen Schatten mehr.

Die dritte Abzweigung besteht unter anderm in Briefen, welche eine frühere Erzieherin an einen Pfarrer Sommer und dessen Frau über den obenerwähnten und nur einmal vorkommenden Wasberg schrieb, der sie zu einer standesamtlichen Trauung verleitete, in der Meinung, daß ein solcher Act keine civilrechtlichen Folgen haben würde, worin er sich jedoch irrte; denn als er, nachdem er sie böswillig verlassen, plötzlich starb, wurde ihr und ihrem Kinde die Hinterlassenschaft zuerkannt. Der Schwager der Frau Pfarrerin Sommer, „dessen ganzer Typus sowie die weiße Cravatte den evangelischen Geistlichen kennzeichnete", heirathete Frau von Wasberg. „Sein schwarzes Haar fiel in Locken auf die Schultern herab, das edle längliche Gesicht konnte wol an einen Johanneskopf erinnern." Also eine neue Wonne zu der Wonne Ella's, deren Güte Frau von Wasberg, ehe sie Pfarrerin ward, auf ihr Gut als Castellanin berufen hatte.

Es hielt wol schwer, für diese drei Abzweigungen, von welchen die dritte vielleicht die besten Blüten trieb, einen gemeinschaftlichen Titel ausfindig zu machen. Als Ella mit ihrem Manne nach Rußland abreiste, „blieb ihr ein großer Strauß bethauter Monatsrosen als letzter Gruß von ihrem lieben Schelve und seinen Dorfkindern, welche ihre Vorliebe für diese Blumen nicht vergessen hatten". Also „Monatsrosen" — welches Wort nur an dieser Stelle und nirgends sonst im Buch vorkommt. Wir wünschen der Verfasserin, daß diese Rosen nicht zu rasch verduften mögen.

Rudolf Gutemann.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

„Die Grundgedanken des Materialismus und die Kritik derselben" erörtert Professor Fritz Schultze in einem Vortrage (Leipzig, E. Günther). Die Arbeit ist eine ebenso umfassende als gediegene; sie zeichnet den Materialismus als ein theoretisch unhaltbares, praktisch verderbliches System, und verlangt als Heilmittel unserer Zeit einen von echtem Idealismus geleiteten Realismus. In unsern Tagen sei der Materialismus aus der übergroßen, aber an sich nothwendigen Arbeit an der Materie entstanden; darin liege auch die Bürgschaft seiner Besiegung. Der unleugbare Fleiß unserer Arbeit müsse sich auch auf das Ideale richten. Nachdem der Verfasser eine Geschichte des Materialismus gegeben, schildert er ebenso treffend wie herzenswarm das Wesen des theoretischen wie des praktischen Idealismus in Sittlichkeit, Kunst und Religion. Die Grundidee des Verfassers gipfelt in dem Satze: „Was wir thatsächlich erfahren, sind Kräfte; was wir als Träger der Kräfte hinzudachten, sind Stoffatome." Wenn auch der Vortragende zu dem oft behandelten Thema nicht gerade neue Gesichtspunkte hinzugebracht hat, so erörtert er es doch mit vollständiger und schlagender Beherrschung aller hierher gehörigen Momente und vermag jedenfalls auf Menschen von gutem Willen überzeugend zu wirken.

— „Ziel und Wesen der humanistischen Bildung" behandelt Gustav Glogau in einem Vortrage (Zürich, Schmidt). Der Verfasser will den Werth der geschichtlichen Seite des Daseins und das menschliche Gemüth mit seinen ewigen Rechten gegen die zersetzende Atmosphäre des Zweifels schützen. Damit sei eine Auffassungsweise vorbereitet, wie sie die Griechen besaßen, bei denen das Praktische und das Intellectuelle nicht schroff auseinanderfiel. Wir müssen die Humanitätsidee des vorigen Jahrhunderts in neuer Synthese mit dem Wirklichkeitssinn unserer Tage durchdringen. Das Maß und die gehaltene Thatkraft ist das Kennzeichen und die Sache der Bildung. Wir haben mit dem Optimismus des vorigen Jahrhunderts nicht auch zugleich den Idealismus geopfert. Eine allgemeine Bildung ist es, die noth thut; sie wird erreicht durch eine naturgemäße Verbindung der humanistischen und der realistischen Bildungselemente. Der ganze Vortrag zeugt von großer Reife des Urtheils und gibt nur sehr vorsichtig, fast mehr andeutungsweise wirkliche Resultate.

— „Zum Gedächtniß Kant's" hat Professor J. Walter in Königsberg am 19. Juni als der Säcularfeier der „Kritik der reinen Vernunft" eine Festrede gehalten, welche auch im Druck erschienen ist (Leipzig, Breitkopf u. Härtel). Er gibt zunächst in kurzen Zügen eine Geschichte des großen Philosophen und charakterisirt sodann das epochemachende Werk desselben. Walter kennt nur zwei philosophische Systeme: den sokratischen Rationalismus des Hellenenthums und den Kriticismus Kant's. Prägnant und übersichtlich entwickelt er die Grundgedanken der Kant'schen Philosophie und weist überzeugend die schöpferische That nach, auf welcher diese neue Gedankenwelt beruht. Der Rationalismus sei dem Wesen nach wieder der hellenische, doch habe er das sittliche Bewußtsein in seiner größern Tiefe und Universalität zu begründen gewußt. Die Ethik steht im Mittelpunkt der Weltbetrachtung und ist die große Verkümmerung des Princips der Freiheit. Die Wirkung der Kant'schen Philosophie wird als eine beispiellose geschildert, alle nachfolgenden Philosophen wurzeln in Kant. Im Anschluß hieran wird der Neukantianismus besprochen, ein Zusammenfassen der Kant'schen Grundgedanken mit den Ergebnissen der Specialwissenschaften gefordert. Unter derartigen Gedächtnißreden ist die Walter'sche eine von denen, welche sich durch reichen Inhalt, Liebe zum Titelhelden und zugleich strenge Objectivität auszeichnen.

— „Zur Erinnerung an K. Ch. F. Krause" hat Professor Rudolf Eucken aus Jena in Eisenberg eine Festrede am hundertjährigen Geburtstage des Philosophen gehalten (Leipzig, Veit u. Comp.), welche hervorragt durch unparteiische, gedankentiefe und sachliche Behandlung der Krause'schen Philosophie. Eucken zählt Krause zu den selbstthätig Arbeitenden der neuern idealistischen Philosophie; Krause habe insbesondere in den Wissenschaften überall einen besondern subjectiv-analytischen Theil ausgebildet und die Erkenntnisse überall zu einer lebendigen, geistig anschaulichen machen wollen. Krause begreife das Weltganze als einen in Gott begründeten „Gliedbau", ohne Erweckung geistiger Gesammtthätigkeit sei ihm kein wahres Wissen möglich gewesen, von der Einheit des Gesammtlebens aus solle alles Besondere ergriffen werden. Unter den neuern Denkern sei kaum ein anderer so sehr für das eingetreten, was wir Deutschen Gemüth nennen. Die Idee Gottes beherrschte sein ganzes System; durch sie vollzieht sich die Umwandlung von Welt und Menschheit aus einer empirischen Gestalt zu einer idealen. Krause verbindel echte Religiosität mit ernster Culturarbeit. So liege das eigentlich Bedeutende der Krause'schen Philosophie darin, daß der reiche und tiefe Gehalt der deutschen speculativen Philosophie auf die Gesammtheit des Menschheitslebens und dadurch auf alle Culturaufgaben der Neuzeit fruchtbringend bezogen wird. Die schon an sich werthvolle Rede Eucken's gewinnt noch wesentlich dadurch, daß ihr eine Reihe von wissenschaftlichen Anmerkungen beigegeben ist, welche die eigene Ansicht sowie die genaue Kenntniß der Krause'schen Schriften seiten des Verfassers constatiren. Auch für den Fachmann hat somit diese wahrhaft gediegene Darstellung Werth.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Nuova Rivista Internazionale", 1881, Nr. 5, enthält eine eingehende Besprechung des dritten Bandes der fünften Auflage von „Die deutsche Nationalliteratur des 19. Jahrhunderts" vom Herausgeber d. Bl. und sagt: „Er besitzt alle Vorzüge der beiden frühern; es gebühre aber vielleicht der der Lyrik gewidmete Theil des vorliegenden die Palme. Die Leistung Gottschall's zeichnet sich durch Reichthum des Stoffs, Klarheit und schönes Ebenmaß in dessen Anordnung und ausgebreitete Kenntnisse, Tiefe der Auffassung, Feinheit der Beobachtung, Schönheit der Darstellung, Milde und Unparteilichkeit des Urtheils aus. Manchem dürfte das Werk zu ausgedehnt erscheinen, und in der That sind vier Bände, der Literaturgeschichte eines einzigen Volks während eines einzigen Jahrhunderts gewidmet, etwas viel. Dennoch glauben wir nicht, daß jemand so kühn sein werde, den Verfasser der allzu großen Weitschweifigkeit zu beschuldigen. Mit größerm Rechte könnte man sagen, daß er nicht selten zu knapp, zu kurz sich fasse. Wenn die Arbeit voluminös geworden, so liegt das an der Fülle des Stoffs, nicht der Behandlung desselben."

Ueber „Der Zusammenhang der Dinge, gesammelte philosophische Aufsätze" von Otto Caspari, sagt die „Rivista" unter anderm: „Man kann nicht immer mit dem gelehrten Verfasser übereinstimmen, nicht alle seine Ansichten gelten lassen, seine Beurtheilung nicht immer billigen, doch bekundet er sich überall als tiefer und eigenartiger Denker, als ein gewissenhafter und loyaler Mann, der die verschiedenen, von den seinigen abweichenden Ansichten genau prüft und niemand Unrecht zufügt. Das Studium seines Buchs ermüdet zwar etwas, doch

wird der Leser durch den ihm daraus erwachsenen Nutzen reichlich entschädigt."

Eine sehr günstige Besprechung der preisgekrönten Schrift von Wilhelm von Reichenau: „Die monistische Philosophie von Spinoza bis auf unsere Tage", erfreut uns um so mehr, als dadurch der wohlverdiente Ruhm solcher Männer wie Julius Robert Mayer, Lazarus Geiger und Ludwig Noiré, welche beide letztern von manchem Philosophie-Professor als nicht zünftig über die Achseln angesehen und mit Geringschätzung behandelt werden, immer weiter verbreitet wird. Der Recensent schließt mit den Worten: „Wir können es nur loben, daß der Verfasser die von ihm behandelten Philosophen in ihrer eigenen Sprache auftreten läßt. Wenngleich seine allzu große Bescheidenheit es ablehnt, so hat er uns doch eine vortreffliche Geschichte der monistischen Philosophie gegeben, ein Buch, das zu empfehlen wir für überflüssig erachten, da es sich von selbst empfiehlt und eine derjenigen Arbeiten ist, die keiner unbeachtet lassen darf, der da seine Stimme abgeben will, wo es sich um die Entwickelung des menschlichen Gedankens und des jetzigen Zustandes der Philosophie handelt."

In der genannten „Rivista", 1881, Nr. 6, heißt es von Maximilian Perty's „Die sichtbare und die unsichtbare Welt, diesseits und jenseits": „Es erregt wirklich Mitleid, mit Geist begabte und mit reichen Kenntnissen ausgestattete Männer in die Netze der Charlatanerie fallen und eine verlorene Sache steif vertheidigen zu sehen. Es ist noch nicht lange her, daß wir mit Erstaunen einen so berühmten Philosophen wie Hermann Ulrici auftreten sahen, um den Spiritismus zu vertheidigen und ihn als eine wissenschaftliche Frage zu verkünden. Jetzt tritt ein ebenfalls berühmter Philosoph und Naturforscher auf und will auch eine Lanze für den Spiritismus brechen. Und doch ist es gewiß, daß sein Buch dem spiritistischen Glauben weder nützlich sein, noch ihm neue Anhänger gewinnen werde; vielmehr dürfte es die Wenigen, die es schon sind, abschrecken und ihren Glauben aufzugeben bewegen. Denn es ist ein specimen confusionis, ein Haufen von Notizen, Anekdoten, Sagen u. s. w., denen es, wie dem ganzen Buche, an jeder Ordnung und Form fehlt. . . . Das einzige Gute daran ist die Aufrichtigkeit, mit welcher der Verfasser die vielen Betrügereien (inganni) eingesteht, deren sich die Apostel des Spiritismus schuldig machen. Selbst die Spiritisten werden es ihm schwerlich Dank wissen, daß er dieses Buch geschrieben hat."

Bibliographie.

Die Abstammung des Menschen vom Affen. Eine populäre Besprechung von einem Ur- etc. Enkel. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 40 Pf.

Asher, D., Ueber den Unterricht in den neueren Sprachen, specieller der englischen an unseren Universitäten und höheren Schulen. Ein Mahnruf an die Unterrichtsbehörden. Berlin, Langenscheidt. 8. 50 Pf.

Aus der Mappe des greisen Ghibellinen (1877—1880) von E. v. S. München, Franz. 1882. 8. 80 Pf.

Barbou, A., Victor Hugo und seine Zeit. Nach dem Französischen frei übertragen von O. Weber. 1ste Lfg. Leipzig, Thiel. 1882. Gr. 8. 50 Pf.

Bastian, A., Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen und seine Begründung auf ethnologische Sammlungen. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 4 M.

Beyfre, H., Zur Hamletfrage. Versuch einer Erklärung des Stücks. Dresden, Pierson. 1882. 8. 1 M.

Conversations-Lexikon. 13te vollständig umgearbeitete Aufl. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte. 1ster Drittelband. (A—Alaun.) Mit 3 Karten und 11 Tafeln. Leipzig, Brockhaus. 1882. Lex.-8. 2 M. 50 Pf.

Dahn, F., Bausteine. Gesammelte kleine Schriften. 3te Reihe. Berlin, Janke. 1882. Gr. 8. 7 M.

Eckstein, E., Die Claudier. Roman aus der römischen Kaiserzeit. 3 Bde. Wien, Jamarski. 1882. 8. 12 M.

Eisenhart, H., Geschichte der Nationalökonomik. Jena, Fischer. Gr. 8. 4 M.

Erlach, R. v., Zur Bernischen Kriegsgeschichte des Jahres 1798. Sammlung meist ungedruckter Aktenstücke mit einem Plan und einer Karte nach Original-Zeichnungen aus damaliger Zeit. Bern, Wyss. Gr. 8. 16 M.

Eiselborn, A., Bleifederskizzen. Darmstadt, Eiselborn. 16. 2 M.

Feelfinu, B., Renata. Dresden, Pierson. 12. 1 M. 60 Pf.

Gardenheim, F., Die Heimkehr. Trauerspiel. Leipzig, C. G. Naumann. 16. 2 M.

Gätschenberger, S., Geschichte der aufgeklärten Selbstherrschaft und der Wiedergeburt der Sitten. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 6 M.

Gensichen, O. F., Felicia. Ein Minnesang. Berlin, Grosser. 1882. 8. 2 M.

Grünbaum, M., Jüdischdeutsche Chrestomathie. Zugleich ein Beitrag zur Kunde der hebräischen Literatur. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 14 M.

Held, A., Zwei Bücher zur socialen Geschichte Englands. Aus dem Nachlass herausgegeben von G. F. Knapp. Mit dem Bildniss A. Held's. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 16 M.

Horn, M., Die Pilgerfahrt der Rose. 4te durchgesehene Aufl. Leipzig, Brockhaus. 1882. 16. 2 M. 40 Pf.

Köhler, H., Durch Läuterungen. Novelle. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Koenig, R., Deutsches Frauenleben im deutschen Liede. Oldenburg, Stalling. 1882. 8. 6 M.

Laistner, L., Novellen aus alter Zeit. (Schneekind. Der geraubte Spielmann. Heinrike. Unehrliche Leute.) Berlin, Hertz. 1882. 8. 6 M.

Lauer, H., Rheinische Lieder aus der schweren Zeit. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 2 M.

Lemnius, S., Raeteis. Heldengedicht in 8 Gesängen. Im Versmaß der Urschrift ins Deutsche übertragen von P. Plattner. Chur, Kellenberger. 1882. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Liebenau, T. v., Das alte Luzern, topographisch-kulturgeschichtlich geschildert. Mit 4 Bildern nach Diebold Schilling's Chronik vom Jahre 1512. 1ste Lfg. Luzern, Prell. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Liliencron, A. v., Giovanna. Historischer Roman aus den Jahren 1788—1793. 2 Bde. Hildburghausen, Gadow u. Sohn. 8. 6 M.

Looff, Savonarola. Aus dem ausführlichen biographischen Werke von Rudelbach zusammengestellt. Langensalza, Beyer u. Söhne. Gr. 8. 60 Pf.

Meloer, K., Die Unsterblichkeitstheorie J. G. Fichtes, vom Standpunkt des Theismus kritisch dargestellt. Neisse, Graveur. Gr. 8. 50 Pf.

Raedau, M., Vom Kreml zur Alhambra. Kulturstudien. 2te, verb. u. verm. Aufl. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. Gr. 8. 12 M.

Oboen, A., Im Lalle des Lebens. Novellen und Erzählungen. Leipzig, Schulze u. Comp. 1882. 8. 4 M.

Die Oekonomie der Zukunft. Eine socialpolitische Skizze von E. K. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 80 Pf.

Oldenberg, H., Buddha. Sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde. Berlin, Hertz. Gr. 8. 10 M.

Peschier, E., Johann Ludwig Runeberg, ein schwedisch-finnischer Dichter. Gedenkblatt zur Verbindung des badischen und schwedischen Fürstenhauses. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 2 M.

Pfingstadt, Geschichte des Pommerschen Jäger-Bataillons Nr. 2 von seiner Errichtung im Jahre 1821 bis zum Jahre 1881. Mit 4 Blatt Skizzen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Reime eines Unbekannten. Wien, Perles. Gr. 8. 3 M.

Richter, E. J., Der Eisenbahn-Condukteur. Gelegenheitsposse. Wien. 16. 24 Pf.

— — Der Herr Schlanckerl! Faschingsschwank. Wien. 16. 24 Pf.

Ritter, C. G., Bandelmonte. Trauerspiel. Leipzig, C. G. Naumann. 16. 3 M.

Ritschl, A., Theologie und Metaphysik. Zur Verständigung und Abwehr. Bonn, Marcus. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Sacher, E., Grundzüge der Mechanik der Gesellschaft. I. Theoretischer Theil. Jena, Fischer. 8. 3 M.

Salter, F., Bismarck-Anthologie. Aus Reden, Briefen und Staatsschriften des Fürsten Reichskanzlers zusammengestellt. Berlin, Wilhelmi. 1882. 12. 3 M.

Schlesinger, J., Die Entstehung der physischen und geistigen Welt aus dem Aether. Eine naturwissenschaftliche Studie, insbesondere zur Anbahnung einer auf materieller Grundlage beruhenden Theorie der Seele. Wien, Hölder. 1882. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Schmidt, L., Die Ethik der alten Griechen. 1ster Bd. Berlin, Hertz. 1882. Gr. 8. 7 M.

Schüter, A., Deutscher Volksspiegel. Gedichte aus deutscher Sage und Geschichte. Bremen, Müller. 1882. 8. 2 M. 80 Pf.

Salovieff, Wsevolod, der kleine Czar. Russisch-historische Roman-Chronik aus dem 18. Jahrhundert. Frei ins Deutsche übersetzt von Angelika Gelucoff. 3 Thle. St. Petersburg. 8. 5 M. 50 Pf.

Sophokles, Antigone. Drama. Aus dem Griechischen im antiken Versmaß übertragen von H. A. Feldmann. Hamburg, Gräning. 1882. 16. 1 M. 20 Pf.

Storm, T., Der Herr Etatsrath. Berlin, Paetel. 1882. 16. 3 M.

Teutsch, T., Schwarzburg. Historische Erzählung aus dem Siebenbürger Sachsenlande. 1ste Lfg. Kronstadt, Dresznandt. 8. 40 Pf.

Warnomund, P., Moderne Ketzereien. Kritische Spaziergänge. Karlsruhe, Reiff. 1882. Gr. 8. 50 Pf.

Weigel, E., Allerhand neckisches Gerumsel. Erzählungen in schlesischer Mundart. Berlin, Th. Thiele. 8. 2 M. 50 Pf.

Wellmer, A., Die Rose von Jericho. Eine Oster- und Frühlingsgeschichte. Mit einer Titelzeichnung von Professor P. Thumann. Berlin, Gerschel. 12. 3 M.

Werner, A., Erbschleichereien. Roman aus der Gegenwart. Berlin, Kamlah. Gr. 8. 4 M.

Widdern, M., Prinzessin Schner. Roman. Berlin, Goldschmidt. 8. 4 M. 50 Pf.

Wie ich zum Frieden kam. Eine Autobiographie von der Verfasserin von „Wir Beide, Graham und ich". Deutsche autorisirte Ausgabe von Marie Morgenstern. Leipzig, Böhme. 1882. 8. 2 M. 20 Pf.

Zeh, F., Blumen aus den schlesischen Bergen. Gedichte und Erzählungen in schlesischer und hochdeutscher Mundart. Wüstegiersdorf, Jacob. 12. 1 M. 50 Pf.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: „Mittheilungen von F. A. Brockhaus in Leipzig“ 1881 Nr. 6.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 50. — 15. December 1881.

Neue Romanliteratur.

1. Dönninghausen. Roman in zwei Bänden von Claire von Glümer. Dresden, Minden. 1881. 8. 8 M.
2. Der Nabob. Roman in zwei Bänden von Alphonse Daudet. Autorisirte Uebersetzung mit dem Porträt Alphonse Daudet's. Dresden, Minden. 1881. 8. 8 M.
3. Außerhalb der Gesellschaft. Roman in zwei Büchern von Hieronymus Lorm. Dresden, Minden. 1881. 8. 5 M.
4. Stille Geschichten von Karl Emil Franzos. Dresden, Minden. 1881. 8. 5 M.
5. Die Somosierra. Roman aus dem spanischen Bühnenleben von Robert Waldmüller (Eduard Duboc). Stuttgart, Levy u. Müller. 1881. 8. 4 M. 50 Pf.

Die richtige Mitte zwischen Realismus und Idealismus zu halten, oder besser noch, beide harmonisch so zu verbinden, daß das Reich der Wirklichkeit durch die Macht der Phantasie in idealem Lichte verklärt erscheint, ist nach unserer Ansicht die Hauptaufgabe aller wahren Poesie, mithin auch der Roman- und Novellendichtung. Wenden wir nun diesen Satz auf den Roman „Dönninghausen" von Claire von Glümer (Nr. 1) an, so glauben wir, daß es der Verfasserin in hohem Grade gelungen ist, ein dichterisches Kunstwerk in der Form eines Romans zu schaffen. Das Grundthema der genannten Dichtung besteht in dem Nachweise, daß Adel der Gesinnung und gründliche Bildung, gepaart mit Charakterstärke und sittlichem Ernst, schließlich den Sieg davontragen über rein äußere Reize, charakterlose Liebenswürdigkeit und böswillige Intriguen. Es ist nicht allein der wohldurchdachte Aufbau der Dichtung, der Stil und die Sprache, sondern ebenso sehr auch die durchaus einfache, ungekünstelte und doch hochpoetische Behandlung des Stoffs, die genaue, kräftige Charakteristik, wodurch die Haupt- und Nebenpersonen der Erzählung so plastisch lebendig und zum nicht geringen Theile auch sympathisch dem Leser vorgeführt werden und dessen Interesse vom Anfang bis zum Ende wach erhalten. Nirgends eine aus innerer Armuth entspringende Effecthascherei, nirgends widerwärtige Manierirtheit oder blasirter Pessimismus; vielmehr tritt uns überall in wohlthuendster Weise eine gesunde Anschauung des Lebens, eine natürliche Darstellungsweise und eine wohlmotivirte Fortentwickelung der Handlung entgegen. Den Mittelpunkt der letztern bildet als würdiger Repräsentant eines alten Adelsgeschlechts der äußerlich oft etwas rauhe, im Grunde aber fein- und tiefempfindende Freiherr Johann von Dönninghausen, dessen Lieblingstochter Agnes gegen seinen Willen einen talentvollen Schauspieler geheirathet hatte und deshalb von ihm verstoßen worden war. Agnes starb frühzeitig, hinterließ aber eine Tochter, Namens Johanna, die von einer achtbaren in einem schöngelegenen Badeorte wohnenden bürgerlichen Familie liebreich aufgenommen und mit deren Kindern erzogen wird. Als Johanna erwachsen war, kehrte sie in das Haus des von ihr schwärmerisch geliebten Vaters, der sich inzwischen mit einer schönen, aber oberflächlich gebildeten und verschwenderischen Schauspielerin zum zweiten male verheirathet hatte, zurück, doch nur um neben der Stiefmutter eine traurige und beklagenswerthe Existenz zu führen. Indeß wird ihr Vater plötzlich vom Tode dahingerafft, die Seinigen in bitterer Armuth zurücklassend, und nun nimmt der alte Freiherr, in dessen Brust die Liebe zu seiner Tochter Agnes nie erstorben ist, bereitwillig die Enkelin zu sich, die durch ihr sinniges, bescheidenes und edles Wesen bald der Liebling des Großvaters wird. Den Gegensatz zu der charaktervollen, ernsten und feingebildeten Johanna finden wir in der eiteln, gefall- und genußsüchtigen Magelone, einer jungen Witwe und den Dönninghausens verwandt, die dem zukünftigen Majoratserben von Schloß und Gut Dönninghausen, Johann Leopold, verlobt ist und sich mit diesem bei dem alten Freiherrn aufhält. Geistig mit Magelone auf einer

Stufe steht der Lieutenant Otto von Dönninghausen, ein Vetter von Johann Leopold, dem er jedoch an Wissen und humanem Edelsinn nicht entfernt gleichkommt. Das Leben und Treiben auf Schloß Dönninghausen und Umgegend ist nun meisterhaft geschildert. Otto, der durch sein leichtfertiges Leben tief in Schulden gestürzt ist, hält sich oft dort auf und sucht bald die Liebe von Magelone, bald die von Johanna zu gewinnen, um auf diese Weise, da Johann Leopold sehr kränklich ist, in den Besitz des Majorats zu gelangen. Ein Zufall führt den Jugendfreund Johanna's, den in seinem äußern Wesen eckigen und derben, in seinem innersten Kern aber feinfühligen und opfermuthigen Dr. Ludwig Werner, in den Familienkreis der Dönninghausens ein; derselbe begleitet, nach verschiedenen wechselvollen, meist sehr traurigen Ereignissen, welche vorzüglich durch die Intriguen Magelone's und durch das Doppelspiel Otto's herbeigeführt werden, den Majoratserben Johann Leopold auf einer Reise nach dem Orient. Währenddem hat die Verlobung Johanna's mit Otto stattgefunden; sie wird aber durch die Schuld des letztern wieder aufgelöst, und Johanna läßt sich durch das selbstverschuldete Misgeschick ihrer Stiefmutter Helene und ihrer Stiefschwester Lisbeth bestimmen, ihren Großvater zu verlassen, um als Schriftstellerin für ihren eigenen und Lisbeth's Lebensunterhalt zu sorgen. Alles Glück und alle Zufriedenheit scheinen somit für lange Zeit aus Schloß Dönninghausen, wo der alte Freiherr und dessen treffliche Schwester Thekla einsam und traurig dahinleben, geflohen zu sein. Da aber kehren Johann Leopold und Dr. Ludwig Werner, die inzwischen durch die Bande selbstloser Freundschaft innig miteinander verbunden sind, in die Heimat zurück, und bald lösen sich nun, namentlich durch Werner's energisches Handeln, alle durch Otto und Magelone hervorgerufenen Wirrnisse in erfreulicher Weise auf. Ludwig Werner führt seine stets treu geliebte Jugendfreundin Johanna, die wieder nach Schloß Dönninghausen und in die Arme ihres Großvaters zurückkehrt, als Gattin heim, und ein Bruder Otto's, dessen Vater bisher als Diplomat in Petersburg geweilt, kommt ebenfalls nach dem alten Stammschlosse, wo er dereinst als Majoratsherr walten soll. Magelone, deren Verlöbniß mit Johann Leopold durch diesen freiwillig gelöst worden, hat in Wien einen Baron von Erlenbusch, dessen Vater durch Güterhandel und sonstige glückliche Geldspeculationen zu großem Reichthum gelangt ist, geheirathet; sie sehnt sich jedoch sehr nach einer Versöhnung mit den Dönninghausens, und diese wird ihr durch Johanna's Fürbitten bei dem Großvater auch in Aussicht gestellt, während Otto als unverbesserlicher Roué in Rußland zu Grunde geht.

So endet die Erzählung von Claire von Glümer, die als ein Familienroman im besten Sinne des Wortes bezeichnet werden darf, in welchem eine Fülle des vielgestaltigen Lebens trotz mancher Dissonanzen zu einem harmonischen Gesammtbilde zusammengefaßt ist.

„Der Nabob" von Alphonse Daudet (Nr. 2) liegt uns hier in einer guten deutschen Uebersetzung vor, in zwei stattlichen Bänden, die mit dem Porträt des Autors geziert sind. Der vielgelesene Roman, der dem Verfasser eine Art von Weltruf auf dem Gebiete der belletristischen Literatur verschafft hat, zählt in der That zu den besten Romanarbeiten, die seit längerer Zeit in Frankreich erschienen sind. Obschon vorwiegend realistisch gehalten, ist die Dichtung doch ziemlich frei von dem bis zum Häßlichen und Gemeinen gesteigerten Naturalismus, welcher die schriftstellerischen Producte eines Zola und Consorten kennzeichnet. Nicht mit Unrecht hat Daudet seinem „Nabob" den Nebentitel „Pariser Sittenbilder" gegeben, denn er führt uns in demselben ein getreues Bild des Lebens und Treibens in den verschiedensten Gesellschaftskreisen von Paris zur Zeit des zweiten Kaiserreichs vor. Der eigentliche Held des Romans, Bernard Jansoulet, ist im ganzen trefflich gezeichnet. Wegen seines schwer erarbeiteten Reichthums, der nach vielen Millionen zählt, hat Jansoulet den Beinamen der Nabob erhalten; er hatte es wohl verstanden, in Tunis gewaltige Reichthümer zusammenzuhäufen; sie jedoch in Paris in rechter Weise zu verwerthen, war ihm in jeder Beziehung versagt. Mit dem größten Leichtsinn, ja, mit unverantwortlicher Geschäftsunkenntniß verschleudert er in sehr kurzer Zeit all das Geld, das er in langen Jahren durch mühevolle Arbeit sich verdient hat, und wird zum Bettler. Fast möchte man dem Verfasser den Vorwurf machen, daß er in der sonst so trefflichen Charakteristik seines Haupthelden einen psychologischen Fehler gemacht hat; denn es ist kaum zu begreifen, wie ein Mensch, der so große Reichthümer zu sammeln wußte, nicht das geringste Verständniß besitzen soll, dieselben irgendwie zusammenzuhalten. Sein Mangel an gesellschaftlicher Bildung und seine übergroße Sucht nach Titel und Orden allein erklären dies psychologische Räthsel nicht genügend, selbst nicht in der Weltstadt Paris, wo so viel Wunderbares passirt.

Die einzelnen Persönlichkeiten, welche Daudet uns vorführt, sind zum großen Theil keine Phantasiegebilde, sondern dem wirklichen Leben entnommen und in Paris in frühern Zeiten oder jetzt noch wohlbekannt. Der sich in gewagte Geldspeculationen einlassende und für Kunstsachen, namentlich Gemälde und Statuen, schwärmende Herzog von Mora ist offenbar der bekannte Diplomat Morny, der ergebene Anhänger Napoleon's III. Ob die geniale, aber unglückliche und charakterlose Bildhauerin Felicia Ruys der neuerdings vielgenannten Sarah Bernhard nachgebildet ist, wie vielseitig behauptet wird, lassen wir dahingestellt sein. Der heuchlerische und unwissende Modearzt Jenkins mit seinen arsenikhaltigen Pillen ist sicher dem Leben abgelauscht, ebenso der Bankier Hemerlingue und viele andere in dem Romane vorkommende Persönlichkeiten. Treffend ist die Schilderung der von dem Corsen Paganetti geleiteten schwindelhaften „Territorialkasse", der vom Dr. Jenkins gegründeten „Bethlehemitischen Stiftung" und der Deputirtenwahl auf Corsica. Aeußerst

wohlthuend wirkt das Bild, welches uns von der Familie Joyeuse und deren Freunden entworfen wird; es liefert den Beweis, daß auch in Paris Ehrbarkeit und Tugend nicht ausgestorben sind. Den Repräsentanten des Schwindels und des nur dem ungezügelten Sinnengenuß ergebenen Lebens stehen gegenüber der ideale Ziele verfolgende Dramendichter André Maranne und der redliche Paul de Géry. Wir unterlassen es absichtlich, näher auf die Handlung des Romans einzugehen, theils weil viele unserer Leser denselben, sei es im Original, sei es in der Uebersetzung, bereits gelesen haben dürften, theils weil jede Skizzirung des Inhalts doch nur ein schwaches Bild der Dichtung selbst geben würde. Nur die Bemerkung wollen wir nicht unterdrücken, daß, wenn einmal deutsche Romanschriftsteller französische Muster zum Vorbild nehmen wollen, sie bei der Schilderung des Lebens und Treibens in einer deutschen Großstadt ohne Schaden für die Sache Daudet's „Nabob" nacheifern können.

Der Roman „Außerhalb der Gesellschaft" von Hieronymus Lorm (Nr. 3) zeigt fast ebenso viel Schatten- wie Lichtseiten. Hieronymus Lorm schreibt etwas viel. Das haben zwar auch vor ihm manche und bedeutende Dichter und Schriftsteller gethan, allein nicht alle mit gleichem Erfolge. Productivität ist durchaus nicht identisch mit Genialität; auch darf man hier Leichtigkeit nicht mit Leichtsein verwechseln. Wer es allzu leicht mit seinem Gegenstand und der Form, in der er arbeitet, nimmt, mit seinem Talent und dem Publikum: der darf sich nicht wundern oder beklagen, wenn er selbst hinsichtlich dieser oder jener seiner Arbeiten zu leicht befunden wird. Der Verfasser bekundet in diesem Buche nicht selten eine Hinneigung zu dem Absonderlichen und Erotischen, vielleicht in dem Glauben, daß darin schon an sich eine Art Anziehungskraft für das größere Publikum liege; allein dies ist nicht immer der Fall, wenigstens nicht bei dem bessern und gebildetern Theile der Leser. Das Nachahmen der leicht und pikant geschriebenen französischen Romane findet nicht mehr den Beifall wie früher; man fängt bereits an, das Was ebenso sehr, wenn nicht mehr, zu betonen als das Wie. Der Titel „Außerhalb der Gesellschaft" deutet schon an, daß wir es hier vielfach mit Persönlichkeiten zu thun haben, die, sei es durch ihre eigene Schuld, sei es durch den Zwang der Verhältnisse, von den Kreisen der guten und anständigen Gesellschaft gemieden werden. Die Handlung spielt vorzugsweise in Ungarn. Tobias Wollklauber wird, um seinen Vater, der ein gemeiner Fälscher und Betrüger ist, vom Zuchthause zu retten, selbst ein Zuchthäusler. Das ist gewiß ein hoher Grad von Kindesliebe. Nachdem Tobias Wollklauber aus dem Zuchthause entlassen ist, treibt er mit großem Erfolge Geldverleihungsgeschäfte und wird dabei, ob ganz auf ehrlichem Wege, ist nicht zu erkennen, ein enorm reicher Mann. Da er aber zu dem „Auswurf der Gesellschaft" gehört, so beschließt er, sein einziges Kind, eine gute, schöne und liebenswürdige Tochter, Namens Amanda, ganz von sich wegzugeben und gleichsam in eine andere Familie zu verpflanzen. Wie er aus Kindesliebe seinen Vater rettete, so veranlaßt er aus Aelternliebe durch eine bedeutende Summe Geldes den arg verschuldeten Grafen Raoul von Poutré, dessen Güter zumeist in Thüringen und Sachsen liegen, die heißgeliebte Tochter als ebenbürtiges Mitglied der gräflichen Familie zu adoptiren. Der Graf nimmt auch keinen Anstand, „mit seinem hohen Namen Handel zu treiben", da das über diesen Handel ausbedungene Geheimniß das etwa darinliegende „Verletzende mildert". Amanda wird zwar der Abschied von ihrem wirklichen Vater schwer, aber sie fügt sich doch bald dem abgeschlossenen Vertrage und lernt auf dem Schlosse des ungarischen Grafen Toldahegyi einen jungen Mann kennen, der daselbst unter dem Namen Assud als Türke auftritt, als Träger einer Geheimbotschaft des Vicekönigs von Aegypten. Assud hatte nämlich den allerdings sehr romanhaften Auftrag, die anfangs der vierziger Jahre in Ungarn sich vorfindenden revolutionären Elemente gegen Oesterreich aufzureizen, um so möglicherweise die antiägyptischen Pläne der österreichischen Regierung zu durchkreuzen. Wenige Tage genügen, um zwischen Assud und Amanda ein zärtliches Verhältniß entstehen zu lassen, wenn es auch nicht gerade zu Liebeserklärungen kommt. Später aber, als Amanda ihrem Adoptivvater, der in den Augen der Welt als ihr rechter Vater galt, nach Deutschland gefolgt und von da mit ihm nach Havre gereist war, um dort den ältesten Sohn Xavier, der nach langer Abwesenheit aus dem Orient zurückkehrte, zu empfangen, erfolgte eine wirkliche, wenn auch heimliche Verlobung. Das Wiedererkennen war erschütternd, da Xavier, der unter dem Namen Assud auf dem Schlosse des Grafen Bela Toldahegyi gewesen war, in der von ihm heißgeliebten Amanda nun seine Schwester erkennen muß. Xavier geräth in einen dem Wahnsinn verwandten Zustand und muß „in seinem Bette festgebunden werden". Als er jedoch endlich wieder zu sich kommt und von seinem Vater den schmachvollen Handel erfährt, beredet er Amanda, mit ihm nach seinem Schlosse am Libanon zu gehen, wo sie sich durch die Bande der Ehe miteinander verbinden wollten. „Am Fuße des Libanon", sagt er, „auf dem mein Schloß errichtet ist, thut sich ein Abgrund auf. In diesen wirft der Wanderer, der es erklimmen will, etwas von seinen Kostbarkeiten als ein Geschenk, um die guten Geister zu bestechen (!). Wir werfen unsere Namen und Titel hinein und unsere Heimat auf Nimmerwiederkehr. Dieser Abgrund verschlingt alle Traditionen und Vorurtheile Europas, allen Wahn und Aberglauben, alle Formen und Fesseln einer thörichten und lügenhaften Cultur (!)." Amanda gibt diesen Sophismen Xavier's leicht Gehör, und beide gehen, dem Scheine nach als Bruder und Schwester, nach dem Orient, in Wahrheit aber, um dort als Mann und Frau zu leben. So schließt das Buch, wie es angefangen hat, mit Unwahrheit, Lüge und Betrug. Die Liebe definirt der Verfasser im zweiten Buche also:

Die Liebe ist das Gefühl der Unendlichkeit, verkörpert im Bilde menschlicher Erscheinungen. Das Unendliche hat aber eine zauberhafte Macht über das Endliche. Meere, Welttheile, Völkermassen und — stärker noch als all dieses — widerstrebende menschliche Combinationen liegen trennend zwischen zwei Liebenden; in der unendlichen Empfindung ihrer innern Untrennbarkeit und fast fühlbaren Nähe sinkt ihnen all dies Massenhafte, Ungeheure endlicher Gewalten zu belächelnswerther Ohnmacht herab.

Einen eigentlichen Helden gibt es in dem Romane nicht; Assud oder Xavier kann es nicht sein, da er zu wenig in die Handlung eingreift. Auch eine wirkliche Heldin vermissen wir, denn Amanda, die es nur sein könnte, erscheint überall mehr leidend als handelnd. Die Nebenpersonen sind fast durchweg höchst problematische Naturen, so z. B. die Frau von Szentivali, eine ganz verworfene Person, die sich zuweilen berauscht, während ihr Gemahl ein vollkommener Trunkenbold ist. Auch an Faustschlägen und Prügeleien fehlt es nicht. Der Haushofmeister des Grafen Raoul von Poutré ist ein durchtriebener Gauner; etwas Aehnliches läßt sich von dem für die Handlung ziemlich unnöthigen Maurus von Mirényi sagen. Die Zigeunerin Aranka fliegt durch die Erzählung wie ein Irrwisch; die Rolle, die ihr anfangs zugedacht ist, wird später nicht zu Ende geführt. Die gleichsam an den Haaren herbeigezogene jüdische Sage von den Kapseln des Juden Anselm Hebron hat für die Erzählung keinen rechten Sinn und bleibt deshalb ohne Wirkung.

Unser Endurtheil über den Roman „Außerhalb der Gesellschaft" geht in kurzen Worten dahin: der Verfasser desselben entwickelt darin einen großen Reichthum an Phantasie, eine Person und eine Situation schlägt die andere; es gibt eine Masse von Theilen und Bruchstücken, aber das einigende Band fehlt. Der Roman ist mehr flüchtig hingeworfen, als mit Fleiß und Umsicht ausgearbeitet. Auch der Stil läßt stellenweise viel zu wünschen übrig. Das Buch, welches Georg Ebers gewidmet ist, trägt als Motto die Verse Alfred Meißner's:

Die Insel unsres Glückes steige
Aus unentdecktem Meer empor.

Der Vergleich, den der Autor zwischen dem Orient und Occident anstellt, ist zu eigenthümlich, als daß wir ihn mit Stillschweigen übergehen sollten; er läßt im zweiten Buche Assud sagen:

Ich liebe den Osten und hasse die als Civilisation sich brüstende Corruption des Westens. Auch dort gibt es Betrug und Schlechtigkeit, aber noch nicht in raffinirten und entmenschten Formen, daß ein ehrlicher Mann, wenn er nur (?) so viel Verstand hat, um alles Menschenmögliche zu übersehen, sich nicht davor schützen könnte. Die Lebensformen des Ostens aber kommen einem wirklichen Glück so nahe, als es auf Erden überhaupt denkbar ist, und bezauberten einen Mann wie mich, den die Scheinherrlichkeiten und die Scheinehren in Europa längst angeekelt haben. Die Weisen des Orients haben nicht umsonst gesprochen; man lebt nach ihren Lehren, während die Weisen des Abendlandes, in schön gebundene Bücher verwandelt, ein unfruchtbares Dasein in ungelesenen Bibliotheken führen.

So spricht Assud, der selbst es mit der Wahrheit durchaus nicht genau nimmt, und der Dichter hat kein Wort zu dessen Widerlegung übrig. Daß aber der Orient vor etwa 40 Jahren, wo die Handlung des Romans spielt, so hoch über dem Occident stand, wird doch wol kein Wissender im Ernst zu behaupten wagen.

Im schneidenden Gegensatze zu dem Lorm'schen Romane stehen die Johannes Scherr gewidmeten „Stillen Geschichten" von Karl Emil Franzos (Nr. 4). Es sind dies sechs kleine Erzählungen, zum Theil wol auf wirkliche Ereignisse gegründet, in denen sich ein echtes Dichtergemüth ästhetisch wie sittlich erhebend und veredelnd ausspricht. Wir wissen hier weder an Form noch an Inhalt etwas Wesentliches zu tadeln. Mag der Autor die Poesie, die Religion oder die socialen Verhältnisse berühren: überall tritt uns in wohlgemäßigter Kraft und beachtenswerther Ursprünglichkeit eine feingestimmte Dichternatur entgegen. Nichts ist überhastet und übereilt; so klein die einzelnen Erzählungen auch an Umfang sein mögen, in ihrer Wirkung sind sie doch tief und nachhaltig. „Die Locke der heiligen Agathe", die man als eine moderne Legende bezeichnen könnte, ist eine Erzählung von erschütternder Tragik. Ihr nahestehend sind die drei „Sophie", „Der Hiob von Unterach" und „Unser Hans" betitelten Dichtungen. Während die Geschichte „Friedrich von Schiller" die Lebensschicksale eines Mannes schildert, der daran zu Grunde geht, daß er unsers großen Schiller's Namen trägt, behandelt die Erzählung „Es liegt in der Luft" in humoristischer Weise die Dichtermanie eines sonst braven und tüchtigen Mannes. Der Autor hat mit seinen sinnigen und psychologisch fein durchgeführten „Stillen Geschichten" seinen Schriftstellerruf nicht verringert.

Zum Schluß bleibt uns noch der einbändige Roman von Robert Waldmüller: „Die Somosierra" (Nr. 5), als eine erwähnenswerthe Arbeit zu beurtheilen übrig. In drei Büchern entrollt uns der Autor das in mehr als einer Hinsicht interessante Lebensbild einer Schauspielerin, die wir unter dem Namen Somosierra kennen lernen. Aus der Ehe eines Franzosen und einer Elsasserin entsprossen, folgt Somosierra ihrem Vater, der einen französischen Diplomaten als Privatsecretär begleitet, im ersten Viertel dieses Jahrhunderts nach Spanien. Wie der Verfasser im Vorwort andeutet, liegen der Erzählung autobiographische Aufzeichnungen der genannten Künstlerin zu Grunde; letztere betritt, nachdem sie mit Hülfe eines treuen Freundes und Landsmannes alle ihr entgegenstehenden Hindernisse siegreich überwunden hat, mit großem Erfolge die Bühne in Madrid. Durch die trefflichen, allem Anscheine nach wahrheitsgemäßen Zeichnungen des Lebens am spanischen Hofe zu der gedachten Zeit, wie in den höhern und bürgerlichen Gesellschaftskreisen des spanischen Volks, erhält das Buch einen nicht zu unterschätzenden culturhistorischen Werth. Die natürliche Frische und das lebhafte Colorit der Darstellung könnten fast zu der Annahme führen, daß der Autor selbst in Spanien gewesen sei, was jedoch unsers Wissens nicht der Fall ist. Die Kämpfe, welche die Somosierra in ihrem Innern zu

bestehen hat, da sie sich durch die Umstände veranlaßt sieht, ein gegebenes Eheversprechen lange Zeit nicht zu halten, sind mit anerkennenswerther psychologischer Feinheit und Delicatesse geschildert und fesseln das Interesse des Lesers in hohem Grade. Stil und Schreibweise Robert Waldmüller's sind eigenartig, meist kurz und knapp, hier und da humoristisch gefärbt; und so darf das vorliegende Buch dem gebildeten Lesepublikum mit vollstem Rechte angelegentlich empfohlen werden.

Rudolf Doehn.

Zur Erläuterung Schiller'scher Gedichte.

Schiller-Studien von Gustav Hauff. Stuttgart, Abenheim. 1880. 8. 5 M.

Meine Besprechung des vorstehend genannten Buchs glaube ich nicht besser einleiten zu können als mit den Worten, welche der Verfasser bei Uebersendung seines Werks an mich geschrieben. „Es ist mir", heißt es in seinem Briefe, „mit dem Buche eigen gegangen. Zuerst wollte ich nur meine Recension von Düntzer's Commentar, vermehrt und verbessert, abdrucken lassen; nun kam ich aber immer tiefer ins Forschen hinein, verwob ältere Aufsätze in den Zusammenhang, neue Gesichtspunkte eröffneten sich mir, und namentlich die zwei großen philosophischen Gedichte «Der Künstler» und «Das Ideal und das Leben» reizten mein Nachdenken. So ist denn der kritische Spaziergang allerdings nichts Ganzes, er erstreckt sich nicht auf alle Gedichte Schiller's. Zu seiner Vertheidigung kann ich nur sagen, er sei ein Commentar höhern Stils. Altes und längst Bekanntes wollte ich nicht wiederholen, sondern nur dunkle Partien aufhellen, falsche Erklärungen berichtigen, neue Gesichtspunkte aufstellen."

Durch die mitgetheilten Worte des Briefes hat mir der Verfasser die hauptsächlichsten Ausstellungen, die gegen sein Buch als solches geltend zu machen und von andern Beurtheilern auch mit Recht geltend gemacht worden sind, vorweggenommen und dadurch meinen hauptsächlichen Tadel entwaffnet, was ihm wahrscheinlich auch bei andern gelungen sein würde, wenn er gleich auf dem Titel einen den Inhalt klar, deutlich und bestimmt bezeichnenden Zusatz hinzugefügt hätte, etwa: Schiller-Studien, eine Erläuterung der schwierigern Gedichte, namentlich der Gedankendichtungen Schiller's, nebst einem Aufsatz: Zu Schiller's Briefwechsel, und einem dichterischen Anhange: Schillerlieder und Schiller'sche Anklänge.

Dabei will ich nicht verhehlen, daß der genannte Aufsatz und der Anhang nicht ganz in einen Rahmen mit dem Hauptinhalt hineinpassen und für die einheitliche Gestaltung des Buchs wol besser aus demselben ausgeschieden worden wären.

Auch würde es dem Buch zum Vortheil gereicht haben, wenn die beiden Nachträge hätten gleich in das Buch mit hinein verarbeitet werden können, und wenn eine typographische Anordnung getroffen worden wäre, wonach die einzelnen Erläuterungen zu den hintereinander besprochenen Gedichten übersichtlich voneinander gesondert hervorträten und ins Auge fielen.

In der vorliegenden Gestalt, in der auf die äußere Uebersichtlichkeit nicht genug Rücksicht genommen worden, ist das Buch nicht eben leicht zu lesen, zumal auch, aus Rücksicht auf den Raum, den Erläuterungen nicht jedesmal an der gehörigen Stelle das zu erläuternde Gedicht oder die daraus zu erläuternden Verse beigefügt sind, sondern in einer Ausgabe von Schiller's „Gedichten" nachgelesen werden müssen.

Diese dem Leser des Buchs sich unabweislich aufdrängenden und, wie man gesehen hat, auch von dem Verfasser selbst nicht in Abrede gestellten Uebelstände verschwinden jedoch oder treten wenigstens sehr zurück, wenn man in den „Schiller-Studien" weniger ein selbständiges Buch zum Lesen sucht als ein beim Lesen Schiller'scher Gedichte zum Verständniß und zur Erläuterung nachzuschlagendes Hülfsbuch, dessen Benutzung durch das beigegebene Register über Schiller's in dem Buch erwähnte Geisteswerke erleichtert ist, während ein zweites Register die Stellen nachweist, in denen Schiller's äußeres Leben, Ansichten, Bestrebungen u. s. w. besprochen wird. So empfiehlt sich das Buch zur Benutzung namentlich für höhere Lehranstalten, in denen die Erläuterung schwierigerer Schiller'scher Gedichte einen Bestandtheil des deutschen Unterrichts bildet, und zwar mehr noch als für die Zöglinge für die Hand des Lehrers, der in dem Buch bei den eingehender behandelten Gedichten die Ansicht nicht nur des Verfassers, sondern auch die der von diesem vielfach bekämpften andern Erklärer angegeben und dargelegt findet. Der Verfasser äußert sich hierüber im Vorwort, indem er sagt, daß fast alle Kritiker lediglich ihre eigene Meinung über Schiller aussprechen und die Auffassungen anderer ignoriren, und dann fortfährt: „Im Unterschied von dieser Schiller-Kritik besteht die Eigenthümlichkeit meines Werks in dem kritischen Kreuzfeuer, das nach einem leichten Geplänkel beginnt und mit wenigen Unterbrechungen bis zum Schluß fortgesetzt wird. Wird nun das Geschütz gegen mich selbst gerichtet, wohl und gut!" Er beruft sich dabei auf das seinem Buch vorgesetzte Motto, aus dem man erkennen werde, daß er den Muth und das Recht der eigenen Meinung für sich in Anspruch nimmt, aber ebenso bereitwillig andern zugesteht.

Auch diejenigen, die dem Verfasser nicht in allem zustimmen können, werden jedenfalls mannichfache Anregung durch ihn erhalten, und wenn Berufene seine Ansichten hier und da bekämpfen, so wird ihm das gewiß willkommen sein, denn es liegt ihm weniger daran, recht zu haben und zu behalten, als vielmehr aus dem Kampf der Meinungen die richtige Ansicht hervorgehen und zur Anerkennung gelangen zu sehen.

Ohne hier näher auf Einzelnes eingehen zu können und zu wollen, deute ich nur kurz auf zwei Punkte hin, in deren einem ich mit dem Verfasser nicht ganz übereinstimme, während ich über den andern eine das Räthsel vollständig lösende Aufklärung vermisse und von ihm zu erhalten wünsche.

Der Verfasser hebt an vielen Stellen (vgl. im zweiten Register unter „Hellenismus") Schiller's besondere Vorliebe für die griechische Mythologie und mit lebhaftem Bedauern seine Abkehr von der altdeutschen hervor. Der Verfasser mag die Entwickelung des deutschen Volks bedauern, wonach dem Gebildeten die griechische Mythologie weit lebendiger und anschaulicher vor Augen steht als die Schemen der uralten heimischen Göttersage. Solange aber Kürnberger's Wort wahr ist und bleibt, daß in Deutschland „das Volk biblische, die Gebildeten schulclassische, aber niemand Bilder der deutschen Vorzeit hat", kann man es keinem Dichter zum Vorwurf machen, wenn er sich lieber als an einen abgestorbenen Schoß des deutschen Baums an einen freilich ursprünglich nur eingeimpften, aber dann untrennbar damit verwachsenen und lebendig fortwachsenden halten will. Der feinsinnige Kürnberger hat in seinen obigen Worten ganz richtig angedeutet, in welchem Maße biblische und griechische Anschauungen unserer heutigen Dichtung durchaus nichts Fremdes sind.

Der zweite Punkt betrifft die Aeußerungen des Verfassers über Schiller's „Fatalismus" (vgl. dies Wort im zweiten Register und die darin aufgeführten Stellen). Hier hebt er wiederholt und nachdrücklich hervor, daß Schiller unaufhörlich zwischen der pessimistischen und der optimistischen Weltanschauung hin- und hergeschwankt, ohne zu einem Abschluß und festen Standpunkt gelangt sein, und daß er von den beiden einander widersprechenden Anschauungen abwechselnd der einen und der andern immer wieder einen bestimmten Ausdruck gegeben. Hiermit ist ein schwieriges Räthsel ausgesprochen, aber dem lösenden Wort sinnt der Leser wol vergeblich nach; jedenfalls wird es ihm von dem Verfasser nicht mitgetheilt.

Zur Ergänzung meiner empfehlenden Anzeige — denn nur eine solche, nicht eine eingehende Kritik des Buchs ist hier von mir beabsichtigt — scheint es mir angemessen, nun aus dem Inhaltsverzeichniß die Gedichte anzugeben, die in dem Buch eine Besprechung und Erläuterung gefunden haben: „Die Kindesmörderin", „Rousseau", „Meine Blumen", „An die Freude", „Resignation", „Sehnsucht", „Die Ideale", „Klage der Ceres", „Das verschleierte Bild von Saïs", „Kassandra", „Der Ring des Polykrates", „Hero und Leander", „Der Taucher", „Die Götter Griechenlands" (mit einer Abhandlung: „Ueber Schiller's Fatalismus" s. o.), „Der Graf von Habsburg", „Der Gang nach dem Eisenhammer", „Der Kampf mit dem Drachen", „Deutscher Nationalcharakter", „Deutschland und seine Fürsten", „Zwei Räthsel" (Schiff und Blitz), „Die Gunst des Augenblicks", „Das Glück", „Der Genius", „Die Sänger der Vorwelt", „Die Worte des Wahns", „Die Worte des Glaubens", „Das Lied von der Glocke", „Der Spaziergang", „Die Künstler", „Das Ideal und das Leben", „Abschied vom Leser".

Bei Gelegenheit des letztgenannten Gedichts bekämpft der Verfasser mit Recht und Erfolg die vermeintliche Entdeckung, deren R. Hildebrand in der Fortsetzung des Grimm'schen „Wörterbuchs" sich rühmt, daß in der zweiten Strophe dieses Gedichts „bis" die Bedeutung von: so lange als, habe. Die fragliche Stelle lautet:

Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit schönern Phantasien es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben....

Hildebrand führt nur die beiden ersten Zeilen an, setzt dahinter ein Punktum und faßt das Schlußwort als Präsens. Vollkommen richtig bemerkt dagegen Hauff: „Allein, wo Hildebrand einen Punkt setzt und den Satz schließt, da steht bei Schiller ein Komma, und die nachfolgenden Worte: «umgeben, geweiht» erweisen sich wie das vorhergehende «erfreut» als Präterita mit ausgelassenem «hat». Die Lieder wollen nicht zur fernen Nachwelt schweben; sie sind zufrieden, wenn es ihnen gelingt, nur wenige Herzen — fühlende Herzen gibt es ja nach der ganzen Weltanschauung Schiller's nur wenige — in der Gegenwart zu erfreuen.... Und was für einen matten Sinn bekämen die Worte bei Hildebrand! «Meine Lieder wollen nur so lange leben, als sie die Menschen erfreuen und veredeln.» Welche unschillerische Tautologie!" Auf die andern von Hildebrand angeführten Beispiele für „bis" = „so lange als" einzugehen, ist hier nicht der Ort; doch mag wenigstens erwähnt werden, daß in der Stelle aus Luther Hauff's Erklärung des „bis daß" = „bis zu dem Grade, daß" gegen Hildebrand's „so lange als" das allein richtige ist (vgl. über mundartliche Anwendungen von „bis" auch mein „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache", große Ausgabe).

In Bezug auf die Partikel „bis" bekämpft Hauff aber auch einen Ausspruch von mir, den ich in meinem „Wörterbuch der deutschen Sprache" unter dem Worte „Ewig" über die widerspruchsvolle Verbindung des „ewig ... bis" in Schiller's „Klage der Ceres" gethan habe. Daß diese Verbindung im allgemeinen einen Widerspruch in sich schließt, scheint mir auch heute noch unwiderleglich, da „bis" eine, doch durch die Bestimmung „ewig" ausgeschlossene, Zeitgrenze festsetzt. Die fragliche Strophe lautet:

Eitler Wunsch! verlorne Klagen!
Ruhig in dem gleichen Gleis
Rollt des Tages sichrer Wagen,
Ewig steht der Schluß des Zeus.
Weg von jenen Finsternissen
Wandt' er sein beglücktes Haupt,
Einmal in die Nacht gerissen,
Bleibt sie ewig mir geraubt,
Bis des dunklen Stromes Welle
Von Aurorens Farben glüht,
Iris mitten durch die Hölle
Ihren schönen Bogen zieht —

und dazu die Aeußerung in meinem „Wörterbuch": Eigentlich ein Widerspruch, wenn nicht der mit „bis" eingeleitete etwas nie Eintretendes bezeichnete. Aehnlich ist die Auffassung von Düntzer und Viehoff, wogegen Hauff hier „in Uebereinstimmung mit mehrern Stellen im «Triumph der Liebe» den Gedanken einer Wiederbringung aller Dinge in die griechische Mythologie hineingetragen" findet. „Konnte Orpheus in den Orkus gelangen", sagt er, „warum nicht auch eine Göttin? Als Ahnung wenigstens dämmert ihr dies auf", und nachdem er meine Aeußerung über den Widerspruch in der Verbindung des „ewig, bis" angeführt, fährt er fort: „Nach meinem Gefühl müßte es in diesem Falle heißen: «bleibt sie mir so lange geraubt, bis» ... Ich lese: «bleibt sie ewig mir geraubt — bis die Freude sie entdeckt.»"

Die Worte „bis die Freude sie entdeckt" stehen aber bei Schiller in der vorangehenden Strophe, nicht in einer folgenden, und eben den Wunsch, nieder in den Orkus zu steigen und von der freudigen Tochter dort entdeckt zu werden, nennt die Göttin „eiteln Wunsch, verlorene Klagen". Es ist mir vollständig unklar, worauf der Verfasser seine Umstellung gründet, und selbst wenn er sie begründen könnte, so würde der scheinbare Widerspruch in der Verbindung: ewig bis zum Eintritt des Unmöglichen, zu einem wirklichen durch die Auffassung: ewig bis zu einem — wenn auch erst in ferner Zukunft — wirklich eintretenden Ereigniß. Das wäre ja die offenbarste contradictio in adjecto — eine endliche Unendlichkeit, eine zeitlich begrenzte Ewigkeit.

Hier kann ich mich also nicht zu der mir unklar gebliebenen Auffassung des Erklärers bekennen, und ich fürchte fast, daß entweder ich ihn oder er mich nicht vollständig verstanden.

Im übrigen aber habe ich zu meiner Freude nirgends (vgl. im zweiten Register die unter „Lexikalisches und Grammatisches" angeführten Stellen) einen Widerspruch gegen mein wiederholt angeführtes „Wörterbuch" gefunden.

Ich habe, wie man sieht, mit Ausstellungen an dem Buche nicht zurückgehalten; um so mehr fühle ich die Verpflichtung, allen denjenigen, welchen eine mannichfache und vielseitige Anregung, in das Verständniß der schwierigern Schiller'schen Gedichte tiefer einzudringen, willkommen ist, zum Schluß die „Schiller-Studien" von Gustav Hauff wiederholt warm und eindringlich zu empfehlen.

Daniel Sanders.

Pariser Studien.

Auf dem jüngsten Literarischen Congreß in Wien fragte mich ein Franzose: „Wo sind denn eure großen Männer?" — „Ach", entgegnete ich, „wir schlagen sie das ganze Jahr über todt, und da können wir sie, wenn einmal ein paar Fremde kommen, nicht blos aus Paradelust für lebendig erklären." — „Also habt ihr Oesterreicher und Deutsche gar keine Literaturgrößen?" — „O ja, aber es sind Franzosen", war meine bescheidene Antwort.

Es muß wirklich ein deutsches Bedürfniß sein, sich, nachdem man Frankreich durch die Intelligenz in Waffen besiegt hat, von ihm wieder durch die Waffen der Intelligenz besiegen zu lassen. Wie wäre es sonst möglich, daß sich eine ganze Anzahl guter deutscher Schriftsteller fast ausschließlich damit beschäftigt, uns mit jedem gallischen Herzschlag und Federzug bekannt zu machen, und daß alles dies ein aufmerksames, kauf- und beifallslustiges Publikum findet? Es gibt nur Ein Mittel, dieser Einseitigkeit ein Ende mit Schrecken zu bereiten; es ist einfach und drastisch: wir haben nur die Franzosen zu übertreffen! Solange Daudet, Zola, Dumas, Augier, Sardou, de Goncourt, Feuillet interessanter schreiben als — nun, nomina sunt odiosa, solange dürfen wir uns zwar ärgern, daß es so ist, aber ändern können wir es nicht.

Paul Lindau hat vor einigen Jahren unter dem Titel „Dramaturgische Blätter" seine Erfahrungen als Theaterkritiker der „Gegenwart" gesammelt herausgegeben. Der erste Band enthält 34 Aufsätze über 18 deutsche Autoren, wovon 16 heute noch leben. Der zweite Band umfaßt 27 Abhandlungen, wovon 9 zwei todte Classiker, Schiller und Kleist, 2 Shakspeare, 4 Molière, 8 fünf andere, moderne Franzosen, 2 Skandinavien und 2 Italien betreffen.

Jetzt tritt der Verfasser des „Erfolgs" mit einem ähnlichen Buche:

1. Aus dem literarischen Frankreich. Von Paul Lindau. Breslau, Schottländer. 1882. Gr. 8. 5 M.

in die Arena. Er interessirt uns zunächst für den armen Gérard de Nerval — dessen Faust-Uebersetzung den alten Goethe mehr erfreute als die Lektüre dieses ihm nicht mehr frisch und neu erscheinenden Gedichts —, für Nerval, der den perpendiculären Tod dem horizontalen vorzog; dann für George Sand, die Lindau „das hervorragendste schriftstellernde Weib, das je gelebt hat, eine Art geistiger

Ninon de l'Enclos, als nie alternde" nennt. Er citirt eine Stelle aus ihren „Briefen eines Reisenden" über Gambetta, die sich genau wie eine Seite Daudet's über — Rouma Roumestan liest! Dann führt er uns zu dem Arbeiter Gustave Flaubert, dessen „Madame Bovary" das Glück hatte, wie Spielhagen's „Angela", vor Gericht gestellt zu werden. Er vergleicht „Des heiligen Antonius Versuchung", sehr treffend mit der ewigen Melodie Richard Wagner's; das Bild des allwissenden Flaubert wäre noch vollständiger geworden, wenn auch der nachgelassene Roman „Bouvart et Sécuchet" in den Bereich der Kritik hätte gezogen werden können, den ich die Apotheose des Pessimismus, den traurigsten Beweis der Nichtigkeit alles menschlichen Strebens nennen möchte. Bei Emile Augier betont Lindau treffend, daß die Kurzsichtigkeit eines stettiner Polizeibeamten in Deutschland dem Rufe des Dichters förderlicher gewesen ist als dreißigjähriges redliches und gelungenes schriftstellerisches Schaffen. Die Würdigung des Verfassers der „Ciguë" ist wol eine der besten Studien, die aus Lindau's fruchtbarer Feder stammt. Auch Victor Hugo erfährt eine eingehende Würdigung. Die „Quatre vents de l'Esprit" bestätigen die Richtigkeit der bis 1877 reichenden Kritik:

Von 1829—31 sagt Victor Hugo alles, was er zu sagen hat, so gut, wie er es sagen kann. Was er später hinzufügt, ist oft nicht schlechter, häufig ebenso gut, aber fast nie oder doch nur in seltenen Fällen besser. Er geht keiner seiner guten Eigenschaften verlustig, aber er legt auch keine seiner schlechten Eigenschaften ab. Man kann bei ihm niemals eine Läuterung constatiren, sondern immer nur eine Verstärkung. . . . Das, was man über den Lyriker sagen kann, hat auch für den Epiker, hat auch für den Dramatiker seine Geltung.

Ich rechne die im Jahre 1881 erschienenen zwei Bände Hugo's zu jenen von Lindau erwähnten „seltenen Fällen". Der Statuenritt im Buche der Epik ist wol das Großartigste, was der Sänger der „Châtiments" zu aller Ueberraschung, nahe an seinem Lebensende, das Großartigste, was Frankreich in diesem Jahrhundert geschrieben hat. Außerordentlich gelungen erscheint mir eine Parodie der Hugo'schen Antithesenmanier und seiner Kunst, das Einfachste schwülstig zu sagen. Ueber den Politiker schreibt Lindau:

Victor Hugo als Parteimann ist sehr oft auf das schonungsloseste verurtheilt worden. Ich glaube, man thut ihm Unrecht, wenn man ihm die Wandlung seiner politischen Gesinnung zum Vorwurf macht, denn diese zeigt einen steten Fortschritt: vom Aristokratisch-Royalistischen hat er sich herausgebildet zum Anhänger der constitutionellen Monarchie, ist dann zur gemäßigten Republik vorgeschritten und endlich zur radicalen, demokratischen Republik übergegangen.

Eine andere Kritik der unbestreitbaren Geschmacklosigkeiten Hugo's übt Lindau an der „Posaune des Jüngsten Gericht". Der Dichter sagt von ihr:

Ihr unbestimmter Umfang, der in dem Ewigen seinen Anfang nahm, reichte bis zum Absoluten. Um den Tubus zu messen, mußte man den Maßstab aus dem Traume oder aus dem Begriffe nehmen. Das eine Ende berührt das Gute, das andere das Böse, und die Länge reichte vom Menschen zum Thiere. Hätte man ihn auf die Erde gelegt, so würde er Eden und Sodom miteinander verbunden haben. Das Mundstück sah aus wie das schwarze Gähnen der Ewigkeit.

Hierzu bemerkt unser Autor: „Von dem Umfange der Posaune habe ich zwar noch immer keine klare Vorstellung, wohl aber von dem Material: es ist sicherlich Blech."

Es folgen nun Studien über Renan, Labiche, Ferdinand Fabre, Jules Claretie und Zola, sowie über des letztern naturalistischen Roman „Nana". Ueberall zeigt sich die eingehende Belesenheit Lindau's, und man muß auch seinem Urtheil über Zola beistimmen: er beugt sich mit tiefem Respect vor dem großen Beobachtungs- und Schilderungstalent des Vielgenannten, bedauert jedoch, daß er es fast ausschließlich aufs Studium der Nachtseiten menschlichen Thuns verwendet. Es ist absolut richtig, von Zola zu verlangen, daß er auch nicht vor der Schilderung des Aeußersten zurückschrecke; denn da er dies Aeußerste nicht gewagt, muß auch er anerkennen, daß es wie überall so auch in der Schilderung des Abscheulichen eine Grenze gibt. Und wenn er dies anerkennt, wo ist da die Consequenz?

Ein zweiter Vermittler zwischen Frankreich und Deutschland ist der jetzige Redacteur der „Gegenwart", Theophil Zolling:

2. Reise um die Pariser Welt von Theophil Zolling. (Collection Spemann, Band 11.) Zwei Bände. Stuttgart, Spemann. 1881. 8. 2 M.

Die beiden 486 Seiten starken Bände sind in der rüstig fortschreitenden, von Dr. Joseph Kürschner mit trefflicher Umsicht geleiteten Collection Spemann erschienen. Es ist nicht nur das literarische Frankreich, mit dem uns Zolling bekannt macht; er durchmißt den ganzen Kreis der pariser Schöpfung und wandelt mit bedächtiger Schnelle vom Himmel der Kunst durch die Halbwelt zur Hölle der Falschspieler, Prostituirten und „Repenties von Sainte-Anne" hinab. Mit großer Anschaulichkeit schildert der mit allen Salon- und Literaturgrößen bekannt gewordene Deutsch-Pariser die historische Weltstadt in ihrer Entstehung, mit ihren typischen und excentrischen Einwohnern; der Pariser und die Pariserin werden ihm Object einer Skizze, die er mit all dem Esprit, dem Witz und der Grazie ausstattet, welche nach ihm Emile Zola fehlen. Dies ist nämlich ein Punkt, in welchem ich nicht mit ihm übereinstimme, und ich rathe den Literaturfreunden, die Zeit dazu haben, die Urtheile der beiden hier besprochenen Autoren miteinander zu vergleichen, um zu sehen, wie verschieden und doch wieder congruent die Ansichten begabter Kritiker über bedeutende Menschen sein können. Treffen sich doch ad vocem Zola die Herren sogar in einem Citat:

Lindau.	Zolling.
Das Unbeschreibliche, Hier ist es gethan.	Das Unbeschreibliche, Hier ist's gethan.

Ich kann nicht umhin, hier noch eine bezeichnende Stelle Zolling's über Zola anzuführen:

Ja, auch im descriptiven Theil ist z. B. das „Assommoir“ in der Langue verte der Arbeiterquartiere geschrieben, wie „Nana“ im Jargon des Bredaviertels. Es verschlägt wenig dabei, daß er diese Mundart nicht aus dem Leben, sondern aus dem Buche und zwar aus Delrau's „Dictionnaire de la langue verte“ genommen hat; die Hauptsache besteht in der Wirkung, die er in der That erreicht. Daher ignorirt man auch am besten die meist begründeten Vorwürfe seiner Gegner, daß er für das „Assommoir“ ganze Redensarten, Namen und Typen dem Buche über den „Sublime“ von Denis Poulot, für „Page d'Amour“ ganze Seiten aus Casanova, für „Nana“ Kapitel aus Faublas, für „Abbé Mouret“ viele Stellen aus Thomas a Kempis genommen habe. Die Hauptsache ist, daß er daraus total originelle und trotz aller Fehler bedeutsame Werke geschaffen hat. Er ist jedenfalls ein origineller und originaler Compilator.

In der Wahl ihrer literarischen Porträts treffen Lindau und Zolling noch bei dem Lustspieldichter Labiche zusammen. Höchst interessante Charakterköpfe zeichnet letzterer Autor auch von Grévy, Gambetta, Gallifet, Rochefort, Louise Michel, Jules Vallès, Maxime du Camp, Maitre Rousse, John Lemoinne, Constant Crepelin, Sarah Bernhardt, und man merkt sogleich, daß diese Aufsätze nicht etwa in Wien oder Berlin gemacht, sondern in der nervösen, von elektrischem Licht beleuchteten Luft der Avenue de l'Opéra und des Boulevard des Capucines geschrieben, wenigstens concipirt wurden: so durchtränkt vom französischen Geiste des „Figaro“, des „Rappel“, der „Vie Parisienne“ sind sie. Damit aber hier kein Misverständniß obwalte, füge ich hinzu, auch vom Geiste Rabelais', Sardou's, Hugo's, denn es gibt wol kaum eine literarische Epoche, einen großen französischen Autor, in welchen Zolling nicht zu Hause wäre. So gestalten sich diese zwei Bände zu einer ebenso anziehenden wie belehrenden Lektüre. Wenn ich zu den fesselnden Seiten die Schilderungen der komischen Provinzler, des Bazar, der Spielhöllen, ja sogar der Académie française rechne, so gehört zu den belehrenden der Abschnitt: „Die Kunst unter der dritten Republik“, der „Salon“ und natürlich jedes Literaturporträt. Dem Dank für sein culturhistorisch werthvolles Buch dürfen wir wol einen Wunsch anschließen: möge Zolling in seinem neuen Wirkungskreise deutsches Material genug finden, um ein gleich interessantes Buch von ebenso einheitlicher Wirkung zu schaffen.

Alfred Friedmann.

Zur Geschichte des Humanismus.

Helius Eobanus Hessus. Sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Cultur- und Gelehrtengeschichte des 16. Jahrhunderts von Karl Krause. Zwei Bände. Mit Porträt. Gotha, F. A. Perthes. 1879. Gr. 8. 12 M.

Die große Bewegung der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, aus welcher die Reformation hervorging, entsprang aus vielen verschiedenen Quellen. Sociale, politische, kirchenpolitische, literarische Fragen riefen zugleich mit der religiös-kirchlichen in allen höher gerichteten Geistern ein Suchen und Ringen, eine Unruhe und Erschütterung hervor, wie sie bis dahin in der christlichen Welt noch niemals sich gezeigt hatten und seitdem in gleichem Maße vielleicht nur noch zur Zeit der Französischen Revolution sich wiederholt haben. Wie mannichfaltig auch die Ausgangspunkte der geistigen Erregungen waren, im Fortgang berührten sie sich miteinander, und jede einzelne Bewegung wurde ein Spiegel der Gesammtbewegung der Zeit. So muß sich denn auch das Bild einer Persönlichkeit, welche uns ein beschränktes Arbeitsgebiet vergegenwärtigt, zu einem Bilde der allgemeinen Bestrebungen dieses Zeitalters gestalten. Darin liegt eben der eigenthümliche Reiz dieses Bildes, daß der Blick auf ein Ganzes gerichtet wird, in welchem alle einzelnen Fäden zur Einheit eines zusammenhängenden Gewebes verflochten sind. Und so reich ist dies Jahrhundert, so unerschöpflich die Fülle seiner Beziehungen, daß es immer neue Probleme bietet, jede Lösung früherer Aufgaben neue Aufgaben stellt; und so mächtig ist der innere geistige Gehalt der Zeit, daß auch Persönlichkeiten, deren sittlicher Werth oder deren Begabung ihnen kein allgemeineres Interesse gewinnen würde, dieses doch vermöge der Beziehungen zu den ihre Zeit bestimmenden Bewegungen in Anspruch nehmen dürfen. Diesen Eindruck erhielten wir von neuem bei der Lektüre des Werks, auf welches diese Zeilen hinweisen wollen, eines Werks, das mit ausgezeichneter Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit Leben und Schriften eines angesehenen und begabten lateinischen Dichters im Zeitalter der Reformation, des Eobanus Hessus, uns vergegenwärtigt.

Eoban Koch, im hessischen Dörfchen Halgehausen als Sohn eines armen Bauern am 6. Januar 1488 geboren, empfing vom Abt Dietmar in Haina und auf der Lateinschule in Gemunden den ersten Unterricht. In Frankenberg setzte er seine Studien fort. Ein unermüdlicher Eifer, lateinische Verse zu schmieden, zeigte sich schon hier. Nach zwei Jahren, im Herbst 1504, bezog Eoban, ein sechzehnjähriger Jüngling, die Universität Erfurt, einen Mittelpunkt des deutschen Humanismus. Während dieser an andern Hochschulen mit der Scholastik in erbittertem Kampfe um das Dasein ringen mußte, hatte er in Erfurt das Uebergewicht gewonnen, und durch maßvolles Vorgehen war es ihm gelungen, auch die Gegner zu versöhnen. Das Haupt der thüringer Humanisten lebte aber nicht in Erfurt, sondern in Gotha, der Kanonikus Mutianus Rufus*). Er hatte zu den Füßen des Alexander

*) Konrad Mut, geb. um 1471 zu Homberg unweit Friplar in Hessen.

Hegius in Deventer gesessen, in Bologna den Doctorhut erworben und mit den großen Humanisten persönliche Beziehungen angeknüpft. Nach Deutschland zurückgekehrt, lebte er als gothaer Kanonikus den Wissenschaften. Mit dem kirchlichen Dogma war er zerfallen, vielleicht zeitweise auch mit dem christlichen Glauben. Doch ist er am Abend seines Lebens zu diesem zurückgekehrt, wenn er in der That, was sich mit Sicherheit nicht entscheiden läßt, sich früher von ihm abgewandt hatte.*)

Ihm sandte Eoban die Erstlinge seiner Muse, und er fand bei ihm Beifall, zugleich Rath und Wegweisung. Mutian legte ihm das Studium der Klassiker an das Herz; nicht äußerlich solle er sie nachahmen, sondern in ihren Geist sich versenken, um frei ihrem Muster folgen zu können. Auch auf Eoban's sittliche Haltung übte der Meister einen günstigen Einfluß. Während sich die humanistischen Dichter öfter in Zweideutigkeiten gefielen, bewahrte Mutian Keuschheit des Sinnes und verlangte sie auch von seinen Freunden.

Einen dunkeln Schatten auf Eoban's akademische Jugend warf seine Dürftigkeit. Er war auf Beneficien angewiesen, deren Spendern er durch Uebersendung lateinischer Versificationen dankte. Das gering dotirte Rectorat an einer erfurter Stiftsschule, das er ungern und nicht zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten verwaltete, legte er nach kurzer Amtsführung nieder, um sich ganz den classischen Studien zu widmen. Die griechische Sprache war davon ausgeschlossen. In den seltensten Fällen ein Object des Schulunterrichts, auch an der erfurter Universität mangelhaft vertreten, war sie ihm bis dahin fremd geblieben, und nur aus lateinischen Uebersetzungen kannte er griechische Dichter.

Im Jahre 1509 Magister geworden, veröffentlichte Eoban das „Bucolicon", seine erste bedeutendere Leistung, durch welche er der Hirtenpoesie in Deutschland Eingang verschaffte. Freilich, der Aufgabe der Idylle wurde der Dichter nicht gerecht. Denn den Inhalt dieser Poesie bildeten literarische Interessen, die Hirten waren maskirte Schriftsteller. Aber die gewandte sprachliche Form, welche die Dichtung auszeichnete, gewann ihr einen großen Beifall und ihrem Verfasser den Ruhm des hervorragendsten lateinischen Dichters Deutschlands.

Indessen sehen wir im selben Jahre Eoban den Wanderstab ergreifen. Aeußere Bedrängniß, städtische Wirren, welche die Frequenz der Universität schädigten, der Fortgang mehrerer Freunde trieben ihn in die Ferne. In Riesenburg, nahe der Weichsel, der Residenz des Bischofs Hiob von Dobeneck, finden wir ihn wieder, als Beamten der bischöflichen Kanzlei. Für die Musen blieb hier nur wenig Raum. Der Aufenthalt am riesenburger Hof war für Eoban eine Zeit literarischen Ausruhens und weltmännischer Bildung. Leider aber entstand auch hier der Hang zum Trinken, dem Eoban fortan nicht mehr zu entsagen vermochte. Die dunkelsten Schatten, die auf sein Leben gefallen sind, ja der tragische Charakter, der demselben immer mehr aufgeprägt wurde, entstammten dieser unseligen Neigung.

Nach vier Jahren verließ Eoban den Hof des Bischofs, von Sehnsucht nach literarischen Studien getrieben. Dem Urlaub, den er erhielt, um sich für den Beruf eines Rhetors und Gesandten vorzubereiten, folgte bald die förmliche Entlassung. Er begab sich zuerst nach Frankfurt a. O., vertauschte aber diese Hochschule, von der hier herrschenden antihumanistischen Richtung zurückgestoßen, bald mit Leipzig. Mit Vorlesungen über seine Elegien „Prussia" und „Amor" begann er seine akademische Thätigkeit. Im Sommer 1514 erschien sein werthvollstes und umfassendstes Werk: „Die Heroiden", Hiob von Dobeneck gewidmet. Von frommer Begeisterung erfüllte Briefe christlicher Frauen bilden den Inhalt. Den Stoff boten die biblische Geschichte und die Legende. Eoban's Dichterruhm stieg. Aber seine äußere Lage blieb trübe. In Leipzig zeigten sich keine Aussichten; so kehrte er Anfang August 1514 nach Erfurt zurück.

Ein bewegtes Leben empfing ihn dort; der Reuchlin'sche Streit hatte die Gemüther auf das lebhafteste erregt, die humanistischen Kreise traten mit Enthusiasmus für Reuchlin ein und richteten gegen seine Feinde die heftigsten Angriffe. Die bittersten Pfeile der Satire schwirrten von den Bogen der kecken Schützen. Es erschienen die Dunkelmänner-Briefe. Einen untergeordneten Antheil an ihnen hat auch Eoban genommen; die meisten Beiträge lieferten aber Crotus und Ulrich von Hutten.

Reuchlin's Sieg, der Erfolg, der je länger je mehr dem Humanismus zutheil wurde, führte auch Eoban zum ersehnten Ziel. Im Jahre 1517 erhielt er einen besoldeten Lehrstuhl der classischen Sprachwissenschaft, der erste angestellte Reuchlinist der Universität Erfurt. Die Berufung war zu guter Stunde gekommen; denn schon hatte Eoban, trotz des Abrathens der Freunde, die goldenen Fesseln der Ehe angelegt, obwol seine Gattin keine äußern Glücksgüter besaß, nach Freundesurtheil auch nicht die Reize leiblicher Schönheit. Die akademische Thätigkeit Eoban's gewann bald namhafte Erfolge, er zählte zu den glänzenden Zierden der Hochschule. Auch sein poetischer Genius nahm einen neuen Aufschwung. Hutten folgend, besang er die Herrlichkeit des deutschen Namens. Und der reformatorischen Bewegung, die jetzt alle Gemüther erfüllte, schlug sein Herz warm entgegen, wenn er auch noch nicht den Muth besaß, mit Entschiedenheit auf die Seite Luther's zu treten. Die Engherzigkeit evangelischer Prediger, welche wissenschaftliche Bestrebungen bekämpfte, erleichterte es ihm, vorläufig noch eine zögernde und vermittelnde Stellung einzunehmen. Auch die ablehnende Haltung, welche Erasmus und Mutian der kirchlichen Neuerung gegenüber zeigten, machte ihn zweifelhaft. Schien doch die Reformation den Humanismus in den Hintergrund zu drängen. „Wo der Lutheranismus herrscht", sagte Erasmus, „da ist der

*) Vgl. Kampschulte: „Die Universität Erfurt" (Trier 1858), I, 93.

Untergang der Wissenschaften." Es war eine innere Nothwendigkeit, daß das kirchliche und religiöse Interesse die Theilnahme an den humanistischen Bestrebungen beschränkte. Viel zu sehr entbehrten diese eines höhern sittlichen Gehalts. Kräftige Gedanken fehlten den humanistischen Poeten; eine mehr oder weniger gewandte Versmacherei blähte sich auf und täuschte sich und andere; mit maßlosen Lobeserhebungen überschütteten sich die Autoren gegenseitig. Selbst Erasmus, der Abgott der Humanisten, der Zielpunkt von Pilgerfahrten, die er immer mehr als Belästigungen empfinden mußte, glaubte den kühlen Empfang, den Eoban bei ihm gefunden, durch phrasenhafte Verherrlichung des „christlichen, wieder erstandenen Ovid" ausgleichen zu müssen. Diesen Spielereien stellte sich nun in der Reformation der höchste sittliche Ernst, die vollste Wahrheit, die tiefste Bewegung des Gemüths gegenüber. Ob der Humanismus im Bunde mit der Reformation eine höhere, idealere Richtung einschlagen oder sich auf ästhetische Genüsse beschränken; ob er auf dem Wege, den Erasmus und Hutten betreten, weiter gehen, oder, wie jener es gethan, halt machen und mit der alten Kirche Frieden schließen wolle: das war die brennende Frage, die jetzt beantwortet werden mußte.

Die Erfurter entschieden sie im Sinne Luther's. Sein Aufenthalt in ihrer Mitte auf der Reise zum wormser Reichstag vom 6. bis 8. April 1521 führte die evangelische Bewegung zum Siege. Mit den größten Auszeichnungen wurde Luther aufgenommen; alles wetteiferte, ihm zu huldigen. In schwungvollen Elegien feierte Eoban den Glaubensheldeu. Es folgte die Zeit des Handelns. In tumultuarischen Scenen wurde der Katholicismus gestürzt, seine Anhänger blieben in der Minorität. Fortan war das öffentliche Leben in der Stadt gespalten; an der Universität traten zwei feindliche Parteien einander gegenüber; der Glanz der Hochschule erblich. Alles eilte nach Wittenberg, Lehrer und Schüler. Noch im Winter 1520 zu 1521 war Erfurt von 300 Studirenden besucht, im Jahre 1526 nur noch von 14. Eoban fühlte sich vereinsamt; seine finanziellen Mittel schwanden, und nur noch der Ton der Klage drang über seine Lippen. Die ascetische, der Wissenschaft feindliche Richtung der lutherischen Prediger, die Zügellosigkeit, die unter dem Namen der christlichen Freiheit Platz griff, trieben ihn in Opposition gegen die Vertreter der Reformation in Erfurt. Hülfe suchend wandte er sich an Luther und Melanchthon. In einem kräftigen Zeugniß für den hohen Werth, die Unentbehrlichkeit der humanistischen Studien traten beide Männer auf die Seite des Bedrängten; doch vermochten sie die Spannung zwischen ihm und den Lutheranern nicht zu lösen. Auch die Thatsache, daß der Führer der letztern, Johann Lange, bis dahin Eoban's Freund, mit den Reformatoren in der Würdigung des Humanismus übereinstimmte, konnte den Gegensatz nicht ausgleichen. Er wurzelte tiefer. Die Einseitigkeiten der erfurter Lutheraner erklären ihn nicht hinreichend. Er war vor allem darin begründet, daß die religiösen Impulse der reformatorischen Bewegung Eoban fremd blieben. So weit diese auf eine sittliche Hebung der kirchlichen Zustände gerichtet war, so weit sie die nationale Selbständigkeit Rom gegenüber vertheidigte, so weit fand sie bei Eoban volles Verständniß und warme Sympathie. Aber ihre letzten Gründe und höchsten Ziele erkannte er nicht. Er bildete sich freilich ein, mit den Wittenbergern im vollen Einklang zu stehen und nur gegen die erfurter Eiferer zu kämpfen, aber darin täuschte er sich über sich selbst. Sein Standpunkt blieb der des Erasmus, je länger je mehr löste er sich von den evangelischen Kreisen Erfurts, um sich den Freunden der alten kirchlichen Ordnung anzuschließen. Seine Correspondenz mit Lange wurde immer gereizter. Es kam zum völligen Bruch, von Eoban durch satirische Dialoge gegen die evangelischen Prediger besiegelt. Mutian konnte an Erasmus schreiben, Eoban sei durch seine Ermahnung wieder zur Einsicht gekommen.

Indessen wurden Eoban's äußere Verhältnisse immer ungünstiger; schon hatte er die Philologie mit dem Studium der Medicin vertauscht, um sich die Bedingungen einer behaglichen Existenz zu erwerben. Aber auch hier schien ihm der Erfolg versagt, da er vergeblich nach der Geldsumme ausschaute, deren er bedurfte, um in den Besitz des Doctorhuts zu gelangen. Aus diesem Kreise sorgender Gedanken riß ihn mit Gewalt der blutige Kampf, der damals in Mittel- und Süddeutschland ausgefochten wurde und auch Erfurt in Mitleidenschaft zog, der Bauernaufstand. Vierzehn Tage war die Stadt in der Hand der Bauern. Vergeblich suchen wir in Eoban's Briefen aus dieser Zeit nach Aeußerungen der Entrüstung oder doch des Unwillens über diese Umwälzung. Sein sanguinischer, von den augenblicklichen Machtverhältnissen abhängiger Geist hat sich in die neue Lage der Dinge gefunden und ist ganz mit ihr zufrieden. Indessen dieser Sturm ging bald vorüber, die alten Verhältnisse kehrten zurück. Für Eoban brachten sie schweres Unheil. Der Magistrat entzog ihm seine Besoldung. Vergeblich versöhnte sich jetzt Eoban mit Lange, um mit seiner Hülfe das Verlorene wieder zu gewinnen. Die Rettung sollte von anderer Seite kommen. Durch Melanchthon's Vermittelung wurde Eoban nach Nürnberg berufen und siedelte 1526 dahin über. Gleichzeitig starb sein väterlicher Freund Mutian; ein letztes Band, das Eoban an Thüringen knüpfte, war zerrissen.

Nürnberg war damals, wie Luther die Stadt nannte, Auge und Ohr Deutschlands, ein Handelsplatz von internationaler Bedeutung, ein Mittelpunkt politischer Bewegungen, eine Blütestätte der Kunst, Poesie und Wissenschaft. Ein Albrecht Dürer und Peter Vischer, ein Wilibald Pirkheimer und Lazarus Spengler, und unbeachtet, ja gering geschätzt von den Gelehrten, Hans Sachs, weilten in den Mauern Nürnbergs. Die lutherische Reformation war eingeführt, klein die Zahl ihrer Gegner, unter ihnen freilich Pirkheimer, der sie anfänglich so freudig begrüßt hatte, ihr aber jetzt wie Erasmus und Mutian kühl und fremd

gegenüberstand. Im Sinne der Reformation wurde 1526 das Aegidien-Gymnasium gegründet, dem jetzt Eoban als Lehrer der Poetik angehören sollte. Neben die lateinische trat hier die griechische und hebräische Sprache; die Schüler waren in abgestufte Klassen getheilt, die Autoren Roms und Griechenlands wurden zugleich Lehrbücher für den Unterricht. Die Schulaufsicht lag in den Händen des Magistrats. Die Besoldung der Lehrer war glänzend. Unter so günstigen Verhältnissen durfte Eoban endlich frei aufathmen. Die Zeit der Noth schien hinter ihm zu liegen; freudig konnte er sich den Studien widmen. Die Beschäftigung mit der griechischen Sprache und Literatur, seit einigen Jahren schon begonnen, wurde eifrig fortgesetzt; sein gelehrter Freund und College Camerar war ihm hier ein ausgezeichneter Wegweiser und Helfer. Ein reicher Freundeskreis nahm den Dichter auf; auch Albrecht Dürer, der ihn durch Zeichnung seines Bildes für den Holzschnitt ehrte, gehörte ihm an. Pirkheimer dagegen, durch Eoban's Angriffe gegen die alte Kirche verletzt, gestattete ihm keine Annäherung.

So frohe Hoffnungen die neue Berufsthätigkeit in unserm Dichter erweckte; sie sollten sich doch nur in geringem Maße erfüllen. Nur eine kleine Zahl von Schülern, Söhnen der Vornehmen, besuchte die Anstalt. Die großen Erwartungen, die man an sie geknüpft hatte, blieben unbefriedigt. Es kam hinzu, daß die Zerrüttung im Hausstande Eoban's fortdauerte. So befremdet es uns nicht, daß der Ton der Klage in seinen Briefen und Poesien aus jener Zeit laut wird. Der kriegerischen Stürme der Zeit, des Drucks, den sie auf die Wissenschaften ausüben, wird darin mit Wehmuth gedacht. Die literarischen Studien, die Eoban jetzt mit Vorliebe pflegte, galten der Uebersetzung griechischer Autoren. Homer's „Ilias“ und Theokrit's „Idyllen“ übertrug er in lateinische Hexameter: bei der wenig verbreiteten Kenntniß der griechischen Sprache auch unter den Gelehrten eine wichtige und dankenswerthe Arbeit. Auch den Psalter und den Prediger verwandelte er, dem Wunsch der wittenberger Freunde folgend, in eine metrische Paraphrase.

Inzwischen wuchsen die finanziellen Bedrängnisse des Dichters, theils durch eigene Schuld, theils durch die Ungunst der Verhältnisse. Ein Geldgeschenk der Stadt, der Lohn für eine poetische Verherrlichung Nürnbergs, besserte seine Lage nur wenig. Er dachte von neuem an eine andere Stätte des Wirkens, in erster Linie an Marburg. Jedoch die Hoffnung, an die Universität seines Heimatlandes berufen zu werden, zerschlug sich. Dagegen zeigten sich Aussichten zur Rückkehr nach Erfurt, die denn auch nach längern, unerquicklichen Verhandlungen zur Uebersiedelung des Dichters nach dem alten Arbeitsplatz führten. Im Frühjahr 1533 finden wir ihn wieder in Erfurt. Die Zustände waren hier seitdem nicht erfreulicher geworden. Die religiösen Spaltungen in der Universität dauerten fort; die Universitäten Wittenberg und Marburg machten eine Concurrenz, in der Erfurt unterlag. Auf ein höheres Maß geistiger Anregung durfte Eoban in Erfurt nicht rechnen. Wir empfangen denn auch den Eindruck, daß die idealen Interessen jetzt weniger als sonst den Dichter erfüllten; die Zechgelage spielten, wie es scheint, eine noch größere Rolle in seinem Lebenslauf als früher, und seine Vorliebe für den Umgang mit den „Papisten“ beweist, wie wenig das evangelische Bekenntniß ihm in Fleisch und Blut übergegangen war.

Von neuem richteten sich Eoban's Augen nach Marburg, und diesmal nicht vergeblich. Durch eine Verherrlichung des siegreichen Feldzugs des hessischen Landgrafen, welchem Herzog Ulrich seine Wiedereinsetzung in Würtembergs Herrschaft zu danken hatte, bahnte er sich den Weg zu einer Berufung an die neu aufblühende hessische Hochschule. Im Jahre 1536 erfolgte dieselbe und am 1. September desselben Jahres zog der Dichter in Marburg ein. Heller als je leuchtete ihm hier der Stern seines Glücks; günstig wie noch nie wurde ihm jetzt die äußere Lage bereitet. Auch seine literarischen Arbeiten nahmen einen neuen Aufschwung; die Uebersetzungen der „Ilias“ und des Psalters wurden vollendet.

Leider hörten die übeln Gewohnheiten des Dichters nicht auf und versetzten ihn immer wieder in die Lage, um Geldunterstützungen bitten zu müssen. Am 4. October 1540 ereilte ihn der Tod, noch bevor er das dreiundfunfzigste Lebensjahr vollendet hatte. Die poetische Literatur des Humanismus im 16. Jahrhundert verlor in ihm ein glänzendes Gestirn. Leider hatte der Größe seines Talents nicht Festigkeit des Charakters zur Seite gestanden. Wie sehr wir uns auch an der Heiterkeit und Liebenswürdigkeit seines Geistes erfreuen: seine maßlose Leichtlebigkeit, die ihn von ernsterer und tieferer Würdigung der großen Fragen, die seine Zeit bewegen, zurückhält; seine ungezügelte Neigung zur Geselligkeit, verbunden mit dem unseligen Hang zu Zechgelagen; infolge dessen eine Lebensführung, in der wir nicht selten den höhern Adel der Gesinnung vermissen, zeigt uns ein Bild sittlicher Gestaltung, das uns mehr zum Mitleid als zur Verehrung auffordert.

H. Jacoby.

Norwegische Volksmärchen.

Auswahl norwegischer Volksmärchen und Waldgeister-Sagen von P. C. Asbjörnsen. Aus dem Norwegischen übersetzt von H. Denhardt. Mit 106 Illustrationen. Leipzig, Nefelshöfer. 1881. Gr. 8. 6 M.

Vorliegendes Werk ist eine werthvolle Bereicherung der Märchenliteratur; es gehört nicht in die Gattung der frei erfundenen Märchen und somit der Kunstpoesie, sondern Asbjörnsen hat die hier gesammelten Producte dem Volke treu nacherzählt. In Norwegen selbst genießt sein Buch seit langen Jahren dasselbe Ansehen wie die Grimm'schen Märchen in Deutschland, mit denen mehrere der hier enthaltenen eine auffallende Verwandtschaft besitzen. Die Uebersetzung gibt die naive Sprache des Originals möglichst treu wieder, und die bedeutendsten Maler Norwegens haben gewetteifert, dieses Nationalwerk zu illustriren. Man muß gestehen, daß viele dieser Illustrationen charakteristisch erfunden, einige freilich überflüssige Beigaben sind; die typographische Ausstattung darf eine gediegene genannt werden. Es ist jedenfalls ein in mehrfacher Hinsicht verdienstliches Unternehmen, überall dem Volke seine Märchen abzulauschen und der allgemeinen Leserwelt zugänglich zu machen. Nicht blos sind dieselben ein höchst interessanter Beweis für die plastisch bildende Phantasie und den köstlichen Humor des Volksgeistes, sondern auch für ein gemeinsames geistiges Eigenthum aller germanischen Stämme, welches in deren Urheimat zurückweist. In diesem Sinne wollen auch die uns hier zugänglich gemachten Producte gewürdigt sein; ebenso sind die hinzugefügten Waldgeistersagen dem Volke nacherzählt und in Schilderungen aus der Natur des Landes und dem Leben des Volkes eingerahmt. Die vorliegende Sammlung ist für Kinder wie für Erwachsene gleich werthvoll, wenn auch von verschiedenen Gesichtspunkten aus; die ureigenthümliche Kraft der Volkspoesie duftet aus diesen prägnant gehaltenen Erzählungen, in denen das Volk sein geheimstes Sinnen und Erfahren niederlegt. Das specifisch Nordische tritt nicht so fühlbar heraus, daß dadurch das Verständniß und der Genuß dem deutschen Leser wesentlich erschwert würde. Wir empfehlen das Unternehmen als ein überaus gelungenes und die Lektüre als eine sehr angenehme.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Immer mehr sammeln sich alljährlich die literarischen Heerscharen unter dem Banner des Christkindes: eine Zeitschrift wie die unserige, welche allen Leistungen namhafter Schriftsteller eingehende Besprechungen widmet, kann nicht so leicht wie die kurzathmige Kritik der Zeitungen diesen literarischen Erzeugnissen gerecht werden; es bedarf einer längern Reihe von Nummern, um sie alle nach Gebühr zu würdigen. Doch in flüchtiger literarischer Heerschau wollen wir die Fähnlein und Geschwader vorüberziehen lassen, welche besondere Beachtung verdienen.

Sehr productiv sind namhafte Autoren auf dem Gebiete des Romans. Ernst Eckstein, der begabte Novellist und Dichter, hat zum ersten mal einen mehrbändigen Roman verfaßt: „Die Claudier" (3 Bde., Wien, Zamarski), ein mit glänzendem Colorit ausgeführtes Culturgemälde der Römerwelt zur Zeit des Domitian und der damaligen Christenverfolgungen. Epische Ruhe und genrebildlichen Stil, eine unverkennbare Verwandtschaft mit Gustav Freytag's „Ahnen", wenigstens den letzten Bänden derselben, zeigt der neue Roman von Georg Ebers: „Die Bürgermeisterin" (Stuttgart, Hallberger). Etwas abenteuerlich und excentrisch, nicht klar in psychologischer Motivirung, ist Friedrich Spielhagen's neuer Roman „Angela" (2 Bde., Leipzig, Staackmann); durchsichtiger und klarer, wenn auch stark mit criminalistischen Motiven ausgestattet, Otto Müller's Roman: „Schatten auf Höhen" (2 Bde., Stuttgart, Bonz u. Comp.). Episch breit, von großer Plastik und Objectivität in der Volkssittenschilderung ist der in den Zeiten des tiroler Aufstandes spielende Roman von Robert Schweichel: „Der Falkner von St.-Vigil" (3 Bde., Berlin, Janke). Von dem Herausgeber d. Bl. liegt ein neuer Roman vor: „Die Erbschaft des Blutes" (3 Bde., Breslau, Trewendt), dessen zweiter Band in Paris zur Zeit der Commune spielt. Kein Roman, aber eine geschichtliche Biographie, der es nicht an romanhaftem Reiz fehlt, ist: „Athenaïs, Geschichte einer byzantinischen Kaiserin", von Ferdinand Gregorovius (Leipzig, F. A. Brockhaus).

Die Lyrik und lyrische Epik erfreut sich zwar geringerer Gunst beim Publikum als der Roman, doch entmuthigt dies die schaffenden Geister nicht. „Stürme des Lebens" von Wilhelm Jensen (Dresden, Ehlermann) ist eine Sammlung origineller Gedichte von träumerischer, tiefsinniger Haltung. Friedrich Bodenstedt's Muse, die jetzt auch nach dem fernsten Westen gewandert ist aus ihrer östlichen Gartenheimat von Schiras und Tiflis, hat neue Gedichte und Sprüche gesammelt unter dem Titel: „Aus Morgenland und Abendland" (Leipzig, F. A. Brockhaus). „Die Plejaden" von Grafen A. F. von Schack (Stuttgart, Cotta) sind bereits in d. Bl. nach Verdienst gewürdigt worden. Der Verfasser der „Leichtsinnigen Lieder" und der „Vestalin", Alfred Friedmann, hat eine Sammlung seiner „Gedichte" herausgegeben (Leipzig, Friedrich), welche Balladen, poetische Reisebilder, Lieder und Nachdichtungen fremder Poeten enthält.

Die „Novellen in Octaven" von Hermann Oelschläger (Leipzig, Staackmann) sind formgewandt, im eleganten Plauderton gehalten. „Aennchen von Tharau" von Franz Hirsch (Leipzig, Reißner) ist eine frische, mit schalkhaften Bildern durchwobene Dichtung, im Stil Scheffel's und Julius Wolff's. Rudolf Baumbach hat leichtgeschürzte „Spielmannslieder" (Leipzig, Liebeskind) herausgegeben, sangbar und von anmuthiger Naivetät.

Ausgestattet mit Holzschnitten und Originalzeichnungen von W. Camphausen, W. Friedrich, H. Lüders, Anton von Werner liegen „Vaterländische Balladen" von Fedor von Koeppen (Leipzig, A. Dürr) vor. Die Gedichte dieser Prachtausgabe behandeln zum großen Theil in schwunghaftem Stil Ereignisse der neuern Zeit.

Auch manche neue Auflage liegt vor, so die „Schriften des

Waldschulmeisters" von P. K. Rosegger (Wien, Hartleben) in eleganter dritter Auflage, die anmuthige Erzählung „Jemela, Geschichte aus alter Zeit", von F. Steinhausen (Leipzig, Böhme, 2. Aufl.).

Ein an Originalgedichten reiches Album: „Für Haus und Herz", ist von M. Hausser (Breslau, Schletter) zu Gunsten des Hülfsfonds der allgemeinen deutschen Pensionsanstalt für Lehrerinnen und Erzieherinnen herausgegeben worden. Noch erwähnen wir als geeignetes Weihnachtsgeschenk das „Frauenalbum" von Emma Laddey (Stuttgart, Bonz u. Comp.). Eine sehr reichhaltige Anthologie aus ältern und neuern deutschen Dichtern in geschmackvoller Auswahl ist „Deutsches Frauenleben im deutschen Liede" von Robert König (Oldenburg, Stalling).

Eine ebenfalls geschmackvolle Auswahl neuer Gedichte ist „Neuer deutscher Parnaß, Silberblicke aus der Lyrik unserer Tage" von Max Moltke (Leipzig, Rühle). Es finden sich in dieser Sammlung manche anmuthige Gedichte weniger bekannter Verfasser. Daß der Herausgeber nach solchen etwas verborgenen Schätzen nicht vergebens gegräbt: dafür bürgt sein Fleiß und Geschmack.

Mehr als je sind die großen illustrirten Prachtwerke jetzt en vogue; sie nehmen auf dem Weihnachtstisch eine bevorzugte Stelle ein.

Von dem Album „Rom in Wort und Bild, eine Schilderung der Ewigen Stadt und der Campagna", von Rudolf Kleinpaul (Leipzig, H. Schmidt u. K. Günther), liegen 8 Lieferungen vor. Der Autor hat sich in mehrern Schriften als ein kundiger und begeisterter Freund Italiens und der Mittelmeerländer bewiesen. Originalität und Frische charakterisiren seine Schilderungen. Die Bilder zeigen alle bestimmte Umrisse und geben klare Anschauungen.

Von der rühmlich bekannten „Gustav Freytag-Galerie" (Leipzig, Edwin Schloemp) erscheint eine Lieferungsausgabe mit 70 Photographien, welche zugleich im Text eine zusammenfassende Darstellung der Entwickelung des Dichters und seiner Werke bietet. Die erste Lieferung dieser Sammlung bringt Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

In demselben Verlage erscheint ein illustrirtes Lieferungswerk: „Bäder und Sommerfrischen. Lebens- und Landschaftsbilder von den beliebtesten Curorten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz", in Schilderungen von V. Blüthgen, L. Herbert, C. Hocker, A. von Hermann, W. Kaden, R. Kleinpaul u. a., illustrirt von den ersten Landschafts- und Genremalern. Es liegen uns sieben Lieferungen mit manchen anmuthigen Landschaftsbildern vor. Hier und dort scheint indeß die Aufnahme nicht in der neuesten Zeit stattgefunden zu haben, so z. B. in Görbersdorf, dessen Curpalais seit Erbauung des neuen Curhauses einen weit großartigern Eindruck macht als auf dem Bilde des Bilderalbums, das indeß allen Sommerreisenden aufs beste zu empfehlen ist.

Ein interessantes ethnographisches Album erscheint unter dem Titel „Fremde Völker", von Richard Oberländer herausgegeben, im Verlage von Julius Klinkhardt in Leipzig. Von den 24 Lieferungen, welche in Aussicht genommen sind, liegen zwei vor mit charakteristischen Illustrationen.

Von der Prachtausgabe von Ariost's „Rasendem Roland", illustrirt von Gustav Doré, in der metrischen Uebersetzung von Hermann Kurz und mit Einleitung und Anmerkungen von Paul Heyse, liegen jetzt 30 Lieferungen vor (Breslau, Schottländer). Die phantastische Welt des Ariosto tritt in diesen Zeichnungen Doré's ausdrucksvoll vor uns hin: doch ist die Eigenart Doré's, das Düstere, so vorherrschend, daß die sonnig heitern Scenen des Dichters weniger zu ihrem Recht kommen.

Bibliographie.

Anemüller, E., Geschichte der Verfassung Mailands in den Jahren 1075—1117. Nebst einem Anhang über das Consulat zu Cremona. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Bartsch, K., Alte französische Volkslieder, übersetzt. Nebst einer Einleitung über das französische Volkslied des 12. bis 16. Jahrhunderts. Heidelberg, C. Winter. 1882. Gr. 8. 5 M.

Die Berühmtheiten der Welt, nach Stand und Beruf geordnet und mit kurzen biographischen Notizen versehen. Ein Vademecum für Jedermann. (4486 Biographien und 134 Verweise.) Leipzig, Ellissen. 1882. 8. 1 M.

Betrachtungen über militärische Verhältnisse der Schweiz. Darmstadt, Zernin. Gr. 8. 80 Pf.

Böhlau, Helene, Novellen. (Im Banne des Todes. Colin Kaliste. Maleen.) Berlin, Hertz. 1882. 8. 5 M.

Briefe eines Unbekannten (A. von Villers). Wien, Gerold's Sohn. 8. 6 M.

Büchner, L., Licht und Leben. Drei allgemeinverständliche naturwissenschaftliche Vorträge als Beiträge zur Theorie der natürlichen Weltordnung. Leipzig, Thomas. 1882. 8. 5 M.

Salomon de Caus. Ein Drama. Stettin, Herrcke u. Lebeling. 8. 2 M.

Consentius, R. O., Alboin. Ein Trauerspiel. Karlsruhe, Reuther. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Attila. Ein Trauerspiel. Karlsruhe, Reuther. 8. 1 M. 50 Pf.

— — Dichtungen. 4 Bde. Karlsruhe, Reuther. 8. 9 M. 60 Pf.

— — Gedichte. Karlsruhe, Reuther. 8. 2 M. 40 Pf.

— — Nostradamus. Ein Gedicht in 4 Büchern. 2 Thle. Karlsruhe, Reuther. 8. 4 M. 80 Pf.

Conversations-Lexikon. Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie. 13te vollständig umgearbeitete Aufl. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte. 2tes bis 4tes Heft. Leipzig, Brockhaus. 1882. Lex.-8. à 50 Pf.

Czekala, S., Sollen unsere Gymnasien bleiben, wie sie sind? Ein pädagogisches Mahnwort. Moskau, Lang. Gr. 8. 1 M. 25 Pf.

Aeltere tirolische Dichter, herausgegeben von J. E. Wackernell. 3ter Bd.: Hugo von Montfort. Mit Abhandlungen zur Geschichte der deutschen Literatur, Sprache und Metrik im 14. und 15. Jahrhundert. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 12 M. 80 Pf.

Fechner, A. W., Die Leiden des Pastors Seidel. Von ihm selbst geschrieben. Nebst andern Seidel betreffenden Mittheilungen. Leipzig. Gr. 8. 3 M.

Franzos, K. E., Ein Kampf um's Recht. Roman. 2 Bde. Breslau, Schottländer. 1882. 8. 10 M.

Frauenstädt, P., Blutrache und Todtschlagsühne im deutschen Mittelalter. Studien zur deutschen Kultur- und Rechtsgeschichte. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 5 M.

Fromm, E., Aachen's Dichter und Prosaisten. Eine Anthologie. Mit Portraits. 1ster Bd. 1ste Lfg. Aachen, Kaatzer. 1882. 8. 50 Pf.

Girndt, O., Vereinsdamen. Humoreske. Berlin, Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Goetz, L. v., Fürst Alexander Nikolajewitsch Galitzin und seine Zeit. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1882. 8. 8 M.

Gregorovius, F., Athenais. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 3 M.

Gréville, H., Susanne Normis. Roman. Berlin, Goldschmidt. 12. 1 M.

Lindau, P., Aus dem literarischen Frankreich. Breslau, Schottländer. 1882. Gr. 8. 5 M.

Malcher, H., Aus Oesterreichisch Schlesien. Gedichte in schlesischer Mundart. Teschen, Prochaska. 16. 1 M. 20 Pf.

Maurer, H., Die Landgrafschaft im Breisgau, ein Beitrag zur Geschichte des badischen Fürstenhauses. Emmendingen. 4. 80 Pf.

Milesio's, G. B., Beschreibung des Deutschen Hauses in Venedig. Aus einer Handschrift in Venedig herausgegeben und eingeleitet von G. M. Thomas. München, Franz. Gr. 4. 3 M.

Philipp, P., Im Strome der Zeit. Dramatische Dichtung. Wien, Rosner. 8. 2 M. 40 Pf.

Preger, W., Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter. Nach den Quellen untersucht und dargestellt. II. Thl.: Aeltere und neuere Mystik in der 1. Hälfte des XIV. Jahrhunderts Heinrich Suso. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 9 M.

Rapp, G., Geschichtliche Mittheilungen über die Stadt Amberg und ihre Nachbarstädte, mit besonderer Rücksichtnahme auf deren Handel und Erwerbsquellen. Amberg, Habbel. Gr. 8. 60 Pf.

Reich, J. M., Dorothea von Schlegel geb. Mendelssohn und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel, im Auftrage der Familie Veit herausgegeben. 2 Bde. Mit den Bildnissen von Dorothea und Friedrich von Schlegel, Johannes und Philipp Veit. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 15 M.

Röhm, J. B., Aufgaben der protestantischen Theologie. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. Gr. 8. 3 M.

Silhouetten zu Gregorovius' Euphorion von Marie Rehsener. (In Mappe.) Leipzig, Brockhaus. 1882. Gr. 4. 6 M.

Spiekerkötter, C. G. H., Die Ravensburg und ihre ursprünglichen Grafen. Aus den vorhandenen Quellen. Minden, Marowsky. 1882. 12. 1 M.

Stein, L., Die Willensfreiheit und ihr Verhältniss zur göttlichen Präscienz und Providenz bei den jüdischen Philosophen des Mittelalters. Frankfurt a. M., Kauffmann. 1882. Gr. 8. 2 M.

Stieglitz, T., Grundsätze der historischen Entwicklung, aus den übereinstimmenden Principien der Philosophie A. Schopenhauer's und der naturwissenschaftlichen Empirie abgeleitet. Wien, F. Beck. Gr. 8. 2 M.

Die Völker Oesterreich-Ungarns. Ethnographische und culturhistorische Schilderungen. 3ter Bd.: Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen. Von J. H. Schwicker. Teschen, Prochaska. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Walter, H., Die Socialisten. Drama. Wien, Rosner. Gr. 8. 4 M.

Zöller, E., Schweden. Land und Volk. Schilderungen aus seiner Natur, seinem geistigen und wirthschaftlichen Leben. Lindau, Ludwig. 1882. Gr. 8. 3 M.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage von Levy & Müller in Stuttgart.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 51. — 22. December 1881.

Literarische Unterhaltungen.

Gereimte antike Strophen.

Als ich in meinen „Neuen Gedichten" (1858) es versuchte, antike Strophen zu reimen, hoffte ich damit der deutschen Lyrik für diejenige Dichtweise, die einen höhern Schwung athmet, auch neue Formen gewonnen zu haben, und ich habe mich in dieser Hoffnung nicht getäuscht. Jüngere Dichter, wie Max Kalbeck, der zu früh verstorbene Leuthold u. a., haben sich mehrfach der gereimten antiken Strophe bedient, ja viele Oden des Horaz sind in solchen Strophen übersetzt worden.

Ich wußte wohl, daß es sich hier nicht um eine aus den Wolken fallende Neuerung handle; schon im vorigen Jahrhundert haben manche deutsche Dichter gereimte sapphische Strophen abgefaßt. In „Unsere Zeit" sind aus dem Nachlaß Seume's auch gereimte alcäische Strophen veröffentlicht worden:

> Aus deinen Blicken trink' ich Begeisterung,
> Mein ganzes Wesen athmet die Huldigung,
> Die mich in deinen Zauber hüllet
> Und mit Entzücken die Seele füllet.

Ja es findet sich folgende, sehr melodische und dichterisch schöne Strophe darunter:

> Die Nachtigallen sprachen so lieblich nie
> Als deiner Stimme magische Melodie,
> Und ist mir je ein Lied gelungen,
> Hab' ich dir, Liebe, nur nachgesungen.

In den meisten neu erschienenen Schriften über Poetik, mögen sie nun eine mehr oder minder schulmäßige Fassung haben, ist der von mir wieder eingeführten gereimten antiken Strophe gedacht und sind auch Proben aus meinen Gedichten mitgetheilt worden. Die Aesthetiker von Ruf haben sich nur mit Einschränkungen zu Gunsten der Neuerung erklärt. Schon früher hatte Hegel in seiner „Aesthetik" principiell die Anwendung des Reims bei alcäischen und sapphischen Strophen für einen „unauflöslichen Widerspruch" erklärt; beide Systeme beruhten auf entgegengesetzten Principien, und der Versuch, sie in der angeführten Weise zu vereinigen, könne sie nur in dieser Entgegensetzung selbst verbinden, was nichts als einen unaufgelösten und deshalb unstatthaften Widerspruch gebe. Auch Mindwitz erklärte in seinem „Lehrbuch der deutschen Prosodie und Verskunst", daß eine Anzahl Versmaße, die ihren ersten Ursprung den Alten verdankten, „wegen ihres besondern Klangs nicht wohl gereimt werden dürfen". Mit Rücksicht auf den von mir gemachten Versuch sagte Moritz Carriere in seiner „Aesthetik": „In neuer Zeit hat Gottschall antike Odenstrophen gereimt und die Behauptung aufgestellt, daß dadurch deren vollkommene Melodie erst im Deutschen hervortrete. Das ist zunächst im allgemeinen, als wenn man griechische Statuen bemalen wollte, um sie lebendiger erscheinen zu lassen; der Rhythmus wird vom Endreim übertönt und dieser, sobald man jenen betont, wieder abgeschwächt; weder das plastische noch das musikalische Element kommt zu seinem vollen Rechte. Sehen wir indeß aufs einzelne, so sind gereimte sapphische Strophen von erfreulichem Wohlklang, und Platen hat bereits den Gang der Anapästen durch den Endreim verstärkt. Wir werden also sagen, dieser darf eintreten, wo die Bewegung des Verses am Ende gipfelt, nicht aber da, wo ihre Höhe in der Mitte liegt. Das ist z. B. beim Hexameter der Fall, ebenso in der alcäischen Strophe, wo in den ersten Zeilen der Hochton auf den zweiten Jambus und ersten Daktylus fällt, die Endsilbe aber verhallt; gibt man ihr durch den Reim ein Gewicht, so wird die ganze Melodie zerstört. Ich kann also Mindwitz beipflichten, wenn er die

Vereinigung einer strengen Rhythmik und des eingewohnten Reims fordert, sodaß nicht mehr an eine mangelhafte Reihe von Silben endlich als deutsche Ohrenweide ein Gleichklang gehängt werde, sondern daß der Vers durch richtig abgewogene Füße zu einem Ziel hinlaufe, welches der Reim gleichsam wie durch eine Krone verziere — und kann dennoch dagegen protestiren, daß man jedes beliebige Versmaß auch reime. Am gelungensten sind auch bei Gottschall diejenigen gereimten Oden, für die er die Rhythmen selbst gebildet hat, denn da hat er dies bewußt oder unbewußt sogleich mit Rücksicht auf den Reim gethan, und eine organische Verbindung beider Principien kann der Fortbildung unserer Dichtkunst nur förderlich sein, sobald namentlich auch der Inhalt ein solcher ist, welchem weniger der einfache Naturlaut als die künstlerisch complicirtere Gestaltung gemäß erscheint."

Was die griechischen und römischen Strophen betrifft, so ist der Aesthetiker theoretisch gewiß in seinem Rechte; doch dürfte der Satz, daß alle Theorie grau ist, gewiß hier auch seine Anwendung finden, und grün ist des Lebens goldner Baum, d. h. derjenige, an welchem frisch gereifte Früchte der Dichtung hängen. Schon in der letzten Auflage meiner „Poetik" erwiderte ich: „Der Reim mag einer nach dem Silbengewicht quantitirenden Sprache überflüssig und entgegengesetzt sein — die deutsche Sprache aber ist und bleibt accentuirend, wenn auch ihre Zeitmessung jetzt schärfer bestimmt ist. Eine quantitirende Sprache verträgt den Reim nicht, weil ihre Längen oft auf bedeutungslose Flexionssilben fallen; dagegen ist er für eine nach dem logischen Sinne messende Sprache ein Hauptregulator des Rhythmus." Carriere übersieht, daß unsere deutschen antiken Strophen sich schon an und für sich wesentlich von den griechischen und lateinischen unterscheiden. Einen schlagenden Beweis hierfür gibt gerade die alcäische Strophe. Carriere erklärt sich deshalb gegen den Reim derselben, weil in den ersten Zeilen der Hochton auf dem zweiten Jambus und ersten Daktylus fällt, die Endsilbe aber verhallt — und ähnlich sprach sich Emanuel Geibel einmal in einem Briefe an mich aus. Nun sehe man aber die deutschen alcäischen Strophen näher an: wo ist denn da überhaupt von einem zweiten Daktylus, von einer verhallenden Endsilbe, die den Reim nicht verträgt, die Rede? Man höre Klopstock:

> Wie Gna im Fluge jugendlich ungestüm
> Und stolz, als reichten wir uns Iduna's Gold . . .

oder Voß:

> Durch reges Aufstehn ehrte der Sänger Chor
> Dich hohen Jüngling, der im Teutonenhain . . .

oder Platen:

> Gib deinem Deutschland wieder ein deutsches Herz,
> Dann wird, fürwahr, frohlockender Jubelruf . . .

Bei unsern gefeierten Meistern der antiken Strophen findet sich also der Creticus ebenso oft wie der Daktylus am Ende der ersten Zeilen der alcäischen Strophe; es ist von verhallenden Endsilben hier nicht die Rede. Bei der Einbürgerung der alcäischen Strophe in Deutschland hat der zweite Daktylus seine obligatorische Bedeutung eingebüßt, und der Creticus verträgt auf seiner Schlußsilbe einen gesunden vollen Reim. Wie viel die antike Strophe als solche einbüßt, kommt überhaupt für die praktische Ausübung deutscher Dichtkunst nicht in Betracht; es kommt nur darauf an, dieselbe mit neuen Vers- und Strophenformen zu bereichern, welche dem Genius unserer Sprache und Rhythmik nicht widersprechen.

Wenn ich dennoch rathen möchte, von der gereimten alcäischen Strophe abzusehen, obgleich sie sich, wie die obige Probe aus Seume's Gedichten beweist, ganz melodisch gestalten läßt, so liegt der Grund hierfür nicht in Bedenken betreffs der verhallenden Endsilbe, sondern darin, daß die beiden letzten Zeilen einen sehr ungleichartigen Rhythmus haben, sodaß das Band des Reims hier gleichsam Widerstrebendes zusammenschließt. Der Reim setzt aber die Gleichartigkeit des Rhythmus voraus. Ich führe hier eine Strophe von mir an:

> Und sinken Völker in des Verderbens Schlund,
> Der Satz des Elends bleibt auf des Bechers Grund,
> So oft ihn auch im Strafgerichte
> Schmettert in Scherben die Weltgeschichte.

Die dritte Zeile ist iambisch, die vierte hat eine daktylische, von der langen Silbe ausgehende Gegenbewegung; man empfindet hier den Reim als etwas Aufgedrungenes. Deshalb habe ich versucht, auf Grundlage der alcäischen Strophe eine neue Strophenform zu bilden, bei welcher dieser Misstand fortfällt: die drei ersten Verszeilen bleiben unverändert; die vierte aber ist eine Wiederholung des dritten vierfüßigen Jambus, sodaß beide sich natürlich und ungezwungen reimen; die fünfte Schlußzeile aber wiederholt den Rhythmus der beiden ersten, und so ergibt es sich von selbst, daß sie einen dritten Reim für diese bringt und so der ganzen Strophe einen wohlklingenden Abschluß gibt:

> Sanct-Helena — ein Grab dort im Ocean,
> Ein einsam Ziel der leuchtenden Ruhmesbahn.
> Du mögst nicht Cäsar's Lorbern neiden,
> Sie wandeln sich in Trauerweiden.
> Gönn' uns und dir den Frieden, Octavian!

Diese Strophe glaube ich den Mitstrebenden als eine geeignete Trägerin dichterischen Schwungs empfehlen zu dürfen.

Für die gereimte sapphische Strophe erklärt sich sowol Carriere, wie auch Geibel dies in seinem Schreiben an mich gethan; doch wird sich diese Strophe immer nur für sanfte Gefühlsergüsse eignen, welche ein leise nachtönendes Echo vertragen, wie es in den letzten so rasch folgenden Reimen liegt:

> Wenn du nahst, leichtfüßiger als die Horen,
> Träumerisch im eigenen Reiz verloren,
> Alle Blicke, die dir am Munde hangen,
> Nimmst du gefangen.
> Wenn du sprichst, verbreitet sich Wohlgefallen,
> Wenn du singst, verstummen die Nachtigallen,
> Wo du weilst, entsprossen dem kargsten Boden
> Sapphische Oden. (Leuthold.)

Die asklepiadäischen Verse, die auf dem leicht sich reimenden Choriambus ruhen, können zu den verschiedensten Strophen geordnet werden, deren Aufbau die reichste Architektonik verträgt. Die Anlehnung an die antiken Strophenbildungen ist hier nicht erforderlich, immerhin aber möglich. So benutzt Max Kalbeck in seinem Gedicht „An die Nacht" das Vorbild der einen Form der asklepiadäischen Strophe, in welcher die dritte Zeile den pherekratischen Vers bildet, indem er die zwei ersten reimt, die dritte und vierte reimlos läßt:

Breitest wieder, o Nacht, freundliche Trösterin,
Deine friedliche Macht über die Erde hin,
Still ward's über den Thälern,
Und das Auge des Mondes lacht.

Wir können die gereimten antiken Strophen für formgewandte und strebsame Poeten nur immer wieder in Erinnerung bringen. Die höhern Gattungen der Lyrik gewinnen offenbar einen sichern Gang durch das strengere antike Maß, wodurch überhaupt der sogenannten „volksthümlichen" Verlotterung des Rhythmus vorgebeugt wird; der Vollklang des Reims aber schließt diese Rhythmen in einer dem deutschen Ohr wohlgefälligen Weise ab.

Rudolf von Gottschall.

Zur Dante-Literatur.

1. Abhandlungen über Dante Alighieri, von J. A. Scartazzini. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1880. Gr. 8. 5 M.

J. A. Scartazzini, der Verfasser einer umfänglichen Lebensgeschichte Dante's, einer Reihe bedeutender Abhandlungen im „Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft" sowie des gründlichsten Commentars zum ersten und zweiten Theile der „Commedia", beginnt mit vorliegender Schrift die Veröffentlichung eines wahren Arsenals von kritischen Erörterungen, Feststellungen bekannter und weniger bekannter Thatsachen und belehrenden Darstellungen aus den Lebensverhältnissen des Dichters. Der Verfasser gedenkt alljährlich vier bis fünf solcher Bändchen, von denen vorläufig eine Folge von achtzehn in Aussicht genommen ist, erscheinen zu lassen. Der gesammte Inhalt soll die Grundlage bilden einerseits einer umfassenden und kritisch gesicherten Dante-Biographie, andererseits einer Textausgabe der „Commedia" mit deutschem Commentar; der bisher erschienene ist italienisch geschrieben. Der Verfasser will damit die Lösung der wichtigsten Probleme der Dante-Forschung versuchen. Die zu erwartenden Abhandlungen sollen biographischen, literargeschichtlichen und exegetischen Inhalts sein; die zunächst vorliegenden drei gehören der ersten Serie an. Was sie uns bieten — und das wird niemand überraschen, der des Verfassers bisherige Leistungen auf diesem Gebiete kennt — ist durchaus geeignet, das lebhafte Verlangen nach möglichst rascher Fortsetzung und Vollendung des begonnenen Sammelwerks bei allen denjenigen zu erregen, welche in der Lage und willens sind, dem Dichter der „Commedia" ein hingebendes und gründliches Studium zu widmen.

Die erste der drei Abhandlungen untersucht die Frage von „Dante's Abstammung und Adel" und beantwortet dieselbe dahin, daß der Dichter nicht dem florentinischen Adel angehört habe, was bisher fast allgemein angenommen wurde, sondern daß er aus dem Volke hervorgegangen sei. Selbst die vorzugsweise hier in Betracht kommende Stelle der „Commedia", Par. 16, 1—9, legt der Verfasser in dem Sinne aus, als habe der Dichter sich darin nicht seines Adels rühmen wollen, eine Auslegung, welcher Referent nicht zu folgen vermag. Auch an der Auffassung Dante's vom Wesen des Adels in der Schrift „De monarchia" und im „Convivio", wonach derselbe lediglich in sittlicher Vollkommenheit bestehe, erkennt der Verfasser den Mann des Volks, indem eine solche Ansicht beim Aristokraten von Geburt psychologisch unmöglich erscheine; auch hier möchten indeß die ideal-sittliche Auffassung vom Adel und die herben Zurechtweisungen, welche der Dichter so oft gegen den Adel seiner Zeit ausspricht, so wenig einen Beweis abgeben für seine unadeliche Herkunft, wie die ideale Auffassung von dem Wesen und Berufe der Kirche und die heftigen Invectiven gegen die Misbräuche in derselben und ihre Vertreter Zeugniß ablegen würden für den unkirchlichen Sinn des Dichters. Schlagendere Beweise gegen die adeliche Abstammung Dante's sind den Aeußerungen der Zeitgenossen zu entnehmen. Die Commentatoren der „Commedia" wissen nichts von Dante's Adel; erst Boccaccio bringt diese Annahme auf; der Chronist G. Villani, welcher die Adelsgeschlechter der Guelfen und der Ghibellinen vom Jahre 1215 und die verbannten Guelfenfamilien von 1260 aufführt, kennt kein Geschlecht der Alighieri, so wenig wie Scipione Ammirato in seinem Verzeichnisse der florentinischen Adelsgeschlechter. Dazu kommt, daß in den bezüglichen Urkunden bei Dante's Namen eine Geschlechtsbezeichnung, also der Adelscharakter, fehlt; auch der Sohn des Urahnen Cacciaguida unterzeichnete sich als Zeuge im Jahre 1201 nur mit dem Taufnamen Alagherius filius Cacciaguidae, ebenso Dante's Vater im Jahre 1239 schlechthin Alagherius, wogegen allerdings in Urkunden von 1260 und 1297 die Bezeichnung de Alagheriis sich findet, die wol als Geschlechtsname angenommen werden könnte. Erst im 15. Jahrhundert werden die Nachkömmlinge Dante's mit Bestimmtheit als nobiles bezeichnet, was dann auf Dante selbst zurückbezogen worden sein mag. Auch stellt Scartazzini nicht in Abrede, es könne der frühere Adel eines Cacciaguida den Enkeln und Urenkeln, einschließlich Dante, verloren ge-

gangen sein. Aus allem geht nur das Eine mit Sicherheit hervor, daß der Dichter keiner der namhaften Adelsfamilien von Florenz angehört habe; ob jedoch seine Familie überhaupt adelichen Ursprungs gewesen oder unter den Popolaren eine hervorragende Stellung eingenommen, ist nicht zu entscheiden; die Wahrscheinlichkeit aber spricht für das erstere, insonderheit nach der oben angeführten Stelle der „Commedia", Par. 16, 1—9.

Die zweite Abhandlung untersucht und beantwortet die Frage: „Wann wurde Dante geboren?" Der Verfasser befindet sich hier in der Lage, die alte, erst in jüngster Zeit angefochtene Ansicht als unanfechtbar zu erweisen, nämlich daß Dante wirklich im Jahre 1265 geboren sei: bei der Jubelfeier von 1865 wurde noch kein Zweifel darüber laut, daß der Dichter im Frühling des genannten Jahres das Licht der Welt erblickt; nur der Tag seiner Geburt galt als fraglich. Die bezüglichen Aeußerungen des Dichters selbst über sein Lebensalter in der „Vita nuova" und im „Convivio" stimmen mit den Angaben der meisten alten Biographen und Chronisten und mit der Tradition auf das Jahr 1265 überein. Nur der eine Umstand, daß zu dieser Zeit die guelfischen Familien, zu welchen ja die Aeltern Dante's gehörten, von Florenz verbannt waren, scheint die Feststellung dieses Jahres zu erschweren. Indeß weist der Verfasser mit Recht darauf hin, daß einmal die Mitverbannung der Aeltern Dante's nicht verbürgt ist, dann der Dichter selbst nirgends der Verbannung der Aeltern, sondern stets nur seiner eigenen gedenkt, endlich auch die Mutter allein in Florenz zurückgeblieben sein könne. Also kein Zweifel: Dante ist, wie er selbst bezeugt, wie Geschichte und Ueberlieferung berichten, im Jahre 1265 geboren. Was jedoch seinen Geburtstag betrifft, so wird man sich damit bescheiden müssen, daß derselbe wahrscheinlich zwischen den 18. Mai und den 9. Juni fällt; nur von Wahrscheinlichkeit kann die Rede sein, da die astronomischen Berechnungen der bezüglichen zwei Angaben in der „Vita nuova" und im „Paradiso" zu keinem sichern Resultate gelangen. Beide Abhandlungen bieten, abgesehen von den erzielten Schlußergebnissen, eine Fülle von thatsächlichem und kritischem Material, das aufklärend in die Zeitverhältnisse und in die Beschaffenheit der Quellen einführt.

In weit umfassenderer Weise noch ist dies der Fall bei der dritten, viel ausgedehntern Abhandlung: über „Dante's geistige Entwickelung". Der Verfasser betrachtet das Ganze nur als einen Beitrag zur Lösung der Frage, die kaum noch reif zur Entscheidung sei. Frühere Untersuchungen, wie sie von ihm selbst in der Lebensgeschichte Dante's, in verschiedenen Abhandlungen des „Dante-Jahrbuchs" und in dem italienischen Commentar zur „Commedia" vorliegen, werden hierin zu dem Entwurf eines Gesammtgemäldes wieder aufgenommen, zusammengefaßt, ergänzt und vervollständigt. Das gesammte Material ist in 25 Abschnitte auseinandergelegt. Diese beginnen mit den ersten Keimen der geistigen Entwickelung des Dichters und führen dieselbe, geleitet von den Zeugnissen aus Dante's eigenen Schriften und aus denen der Zeitgenossen, durch alle Lebensperioden hindurch bis zu der großartig einheitlichen Erscheinung in der „Göttlichen Komödie". Die Uebergänge sind überall durch die wirkenden Motive des äußern und des innern Lebens vermittelt: der eigenthümliche Charakterzug Dante's, die Grenzen beider Lebensrichtungen aufzuheben, das Zeitliche im Ewigen aufgehen zu lassen und die sichtbare Erscheinung zum Sinnbilde des Unsichtbaren zu machen, wird von dem Verfasser nach allen Seiten beleuchtet, ebenso in einer Reihe lebendig ansprechender Bilder vorgeführt, wie in der Darstellung durch scharf einschneidende Kritik geläutert und gesichtet. Was die Bezugnahme auf die einschlagenden Quellen betrifft, so darf sie als unbedingt zuverlässig gelten; das bedürfte als selbstverständlich kaum der Erwähnung, wenn nicht diese Tugend selbst bei hervorragenden Schriftstellern so oft vermißt würde.

Es ist nicht möglich, auf die vielen bedeutenden Einzelheiten einzugehen; es soll in Folgendem nur auf einige hervorragende Punkte aufmerksam gemacht und gegen die eine oder die andere Aufstellung Zweifel erhoben werden. Die erste und die zweite Liebe Dante's, in ihrem sinnlich-übersinnlichen Doppelwesen, behalten trotz eingehender Erörterungen, nach dem Geständnisse des Verfassers, ihren problematischen Charakter; es ist zu bezweifeln, daß die Zukunft jemals eine abschließende Lösung bringen werde, da das Problematische viel mehr an der Natur der beiden Verhältnisse zu haften scheint, als in dem Mangel ausreichender Zeugnisse seinen Grund hat. Siegreich durchgeführt, ohne weitern Zweifeln Raum zu lassen, ist die Behauptung, daß Dante im irdischen Paradiese vor Beatrice nur für intellectuelle, nicht sinnliche Verirrungen Reue und Buße darzubringen hat: die erschütternde Katastrophe wie das Zusammentreffen überhaupt mit der verewigten Beatrice ist zwar von dem Dichter mit fast sinnlich lebendigen Farben ausgestattet; aber dessen bedurfte er unter allen Umständen zu der beabsichtigten Wirkung, und die „alte Flamme", deren Zeichen er gewahrte, ist ihm so untrennbar von dem allegorischen Gedankenbilde, wie die ganze sichtbare Welt als das Abbild der unsichtbaren.

Der Verfasser ist ein entschiedener Bekenner der von K. Witte in die Geschichte der Geistesentwickelung Dante's eingeführten Trilogie: kindlicher Glaube, philosophischer Zweifel und bewußte Rückkehr zum geoffenbarten Glauben. Unschuld, Sündenfall und Erlösung bezeichnen allerdings, im allgemeinsten Sinne, die drei naturgemäßen Phasen der menschlichen sowol als der menschheitlichen Entwickelung; nur wird die zweite und dritte derselben, wenn wir aus dem Mittelalter heraus in die neuere Zeit treten, einer sehr widerstreitenden Auffassung unterliegen. Auf Dante's Zeitalter, wie auf den Dichter selbst, läßt sich die Trilogie im unmittelbarsten Verstande anwenden; doch darf man bezüglich des letztern keine zu strenge Abgrenzung nach Zeit und Ideenfolge vornehmen. Es bleibt

wahr: der Dichter hatte eine mittlere Periode, welche er ausschließlich philosophischen Studien widmete, die ihn jedoch dem Christenthume keineswegs entfremdeten; wahr bleibt ferner, daß er über diese Periode hinaus zu dem bewußt-gläubigen Standpunkt gelangte, welcher in der „Commedia" vertreten ist; da bleibt dann freilich nichts anderes übrig, als die Jugendperiode, was ja so naturgemäß ist, dem kindlich-unbewußten Glauben zu überlassen, wozu uns indeß keinerlei offenbare Zeugnisse nöthigen. Der Verfasser bestimmt die Zeitgrenzen der drei Phasen nach zwei Ereignissen im Leben Dante's: dem Tode der Beatrice und dem des Kaisers Heinrich VII., 1290 und 1313. Zwischen beide Jahresfristen, in die mittlere philosophische Periode, verlegt er die Abfassung der „Vita nuova", der Schrift „De monarchia" und des „Convivio", über das Jahr 1313 hinaus die der „Commedia". Es sind dies aber alles mehr Vermuthungen als sichere Schlüsse; die kühnste von allen Vermuthungen ist aber die, daß man sich zwischen den in „Inf.", 1,1 und 2,12 geschilderten Momenten einen Zeitraum von dreizehn Jahren vergangen denken soll, zu dem Zweck, den Beginn der Abfassung der „Commedia" nach dem Jahre 1313 glaublich zu finden. Die Abfassung des Buchs „De Monarchia" bringt der Verfasser in Zusammenhang mit der frühen politischen Umwandlung Dante's, die gleichzeitig mit seiner Hinwendung zur Philosophie und unmittelbar vor seinem Eintritt in das Staatsleben, also noch vor dem Jahre 1300, eingetreten sei. Er hält diese Annahme für ein „wohlgesichertes Resultat der historischen Forschung", und die Gründe dagegen erscheinen ihm von „zu unschuldiger Natur", als daß sie beweiskräftig sein könnten. Referent muß eingestehen, daß er dieser Unschuldswelt noch angehört, indem er sich nicht vorstellen kann, Dante sei bereits als fertiger Ghibelline in den Staatsdienst getreten, die Gedankenwelt des Buchs nicht so nahe derjenigen der „Vita nuova" zu stellen, die innige Verwandtschaft der Denk- und Ausdrucksweise des Buchs mit den politischen Briefen Dante's zu ignoriren und bei der Annahme eines so frühen Ursprungs die Zeitfrist nicht zu entdecken vermag, wo in dem Dichter die zu Anfang des Buchs berührte politische Sinnesänderung sich begeben haben kann. Mit solcher Sicherheit dürfte die Sache doch nicht für entschieden erklärt werden; aber es ist ein Charakterzug des Verfassers, seine wohlerwogenen Meinungen als unzweifelhaft mit schneidender Waffe wider gegentheilige zu vertheidigen. Nun, wir haben ja den genauesten Nachweis darüber in einem der folgenden Hefte zu erwarten. Der schließliche „Rückblick" auf den zurückgelegten Weg der ganzen Untersuchung enthält, in Kürze zusammengefaßt, eine vortreffliche Charakteristik der Entwickelungsperioden des Dichters.

Ungeachtet der Zweifel, die sich gegen die eine oder die andere Feststellung des Verfassers erheben können, liegt schon jetzt hinreichende Veranlassung vor, ihm für die reiche Belehrung in diesem ersten Heft unsern Dank zu sagen und daran den Wunsch nach recht baldigen Fortsetzungen zu knüpfen. Zum Schluß die Angabe zweier Druckfehler: S. 37, Anm. 91 soll es heißen: (Vill. Cron.) VI. statt IV. S. 114, Anm. 51: stizzoso statt schizzoso.

2. Die Göttliche Komödie des Dante Alighieri nach ihrem wesentlichen Inhalt und Charakter dargestellt von Franz Hettinger. Ein Beitrag zu deren Würdigung und Verständniß. Mit Dante's Bildniß. Freiburg i. Br., Herder. 1880. Gr. 8. 5 M.

Diese inhaltsvolle, nach der einen Seite hin überaus lehrreiche Schrift ist die weitere Ausführung eines Vortrags, den der Verfasser vor fünf Jahren in Bonn gehalten und welcher zur Zeit in d. Bl. beurtheilt wurde. Um dies vorweg zu bemerken und zu erledigen, der Standpunkt des Verfassers für die Auffassung und Behandlung des Gegenstandes ist unverändert derselbe geblieben: als Tendenz der „Göttlichen Komödie" gilt ihm die Verherrlichung des Katholicismus, diesem allein gebühre das geistige Eigenthumsrecht an der welthistorischen Dichtung, und wer nicht getränkt und geweiht sei von der alleinseligmachenden Lehre und ihrer Schöpfung, der Kirche, der sei nicht befähigt, in den innersten Kern des Werks einzudringen. Und da Thomas von Aquino unzweifelhaft eine der Hauptquellen für den Lehrinhalt der „Commedia" ist, so darf es nicht wundernehmen, wenn der Verfasser wiederum den in der That schiefen Vergleich Dante's mit einem poetischen Thomas Aquino einführt. Nach dem ausschließend römisch-katholischen Standpunkte des Verfassers hat seine Kirche, wie sie es vom Ursprunge gehabt, so auch in alle Zukunft hinein, das alleinige Recht unveränderten Bestandes, und was sich seit den letzten Jahrhunderten im Leben der Völker Gegensätzliches zugetragen, selbst die staatliche Neuordnung in Italien, gilt ihm nur als Abirrung von dem einzig rechten göttlichen Glauben. So wird ihm Dante's „Commedia", abgesehen von demjenigen, was darin dichterisches Bild ist, zu einem Kanon christlicher Offenbarung von verpflichtender Geltung: die harte Lehre z. B. von der Ewigkeit der Höllenstrafe für zeitliches Verschulden gilt ihm nicht als das von dem Dichter in so furchtbar erhabener Weise poetisch durchgeführte Dogma des mittelalterlichen Kirchenthums, sondern als ein buchstäblich zu fassendes Mahnwort an die Menschheit aller Zeiten.

Ein solcher Standpunkt verkennt den literarhistorischen Charakter des Dichterwerks; dieser aber ist es allein, welcher für die Betrachtung desselben von allgemeinem Interesse ist und in Frage kommen sollte. Wir andern, die der katholischen Kirche nicht als Gläubige angehören, ja vielleicht überhaupt nicht gläubig in der oder jener kirchlichen Form sind, werden uns den Anspruch auf Erkenntniß des Werks nicht rauben lassen, meinen sogar, daß eine objective Würdigung Dante's erst bei völliger Zurückhaltung des gläubigen Standpunktes möglich ist. Ein Beispiel solch unbefangener Betrachtungsweise liegt nahe genug. Wer wüßte es nicht, daß König Johann von Sachsen ein

gläubiger Katholik war. Wer aber merkt etwas davon in seinem durch und durch sachlich gehaltenen, einzig und allein der objectiven Belehrung gewidmeten Commentar der „Göttlichen Komödie"? Wir erkennen nicht an, daß die katholische Kirche das Werk als ihre Schöpfung, als ihr Eigenthum in Beschlag nehmen dürfe: dasselbe ist wie Homer's „Iliade" aus dem Alterthum, so aus dem Mittelalter sammt der katholischen Kirche selbst erwachsen und gehört wie jene der ganzen gebildeten Menschheit an, ohne Verpflichtung für diese, erst römisch-katholisch zu werden, ehe sie hoffen darf, zu dem Verständniß des Werks zu gelangen.

Nach dieser nothwendigen Auseinandersetzung wird es dem Referenten um so leichter, den hohen Vorzügen des stattlichen Buchs Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Es erörtert in den acht Kapiteln mit zugehörigen Anmerkungen Dante's Leben und Schriften, Grundidee und Charakter der „Göttlichen Komödie", „Die Hölle", „Das Fegfeuer", „Das Paradies", die Idee der sittlichen Weltordnung in dem Gedicht, die Theologie und die Politik der „Göttlichen Komödie". Der umfassendste von diesen Abschnitten ist der über die Theologie der Dichtung, welcher allein 180 Seiten in Anspruch nimmt. Wenn der Verfasser in dem Vorwort eingesteht, er habe sich mit den Ergebnissen der neuen Dante-Forschung nicht eingehend befassen können, so geht dies hauptsächlich das erste Kapitel an, welches auf knappem Raum von Dante's Leben und Schriften handelt; denn dieser sonst in der Darstellung ansprechende Abschnitt läßt dem Stoffe nach wol die kritische Sichtung vermissen. Aber derselbe soll auch nur als Einleitung zu dem Hauptinhalt des Werks dienen, welcher die philosophisch-theologischen Grundideen der „Commedia", deren Ursprung in der geistigen Culturentwickelung der Zeit und deren Ausgestaltung in dem Gedicht zum Gegenstande hat. Und für diesen Zweck hat der Verfasser in seinem Buch Bedeutendes, höchst Dankenswerthes geleistet. Die Kirchenväter, an ihrer Spitze Thomas von Aquino, liefern eine reiche Ausbeute von Bezugstellen zur „Commedia", aus welchen dem Leser die allumfassende und tiefsinnige Gedankenwelt des christlichen Mittelalters in ihrer innigen Verwandtschaft mit Dante's Dichtung überzeugend entgegentritt, wenn auch nicht so, daß sich hierdurch der Dichter vor und zu einem poetischen Thomas Aquino gestaltet. Es fehlte dem Verfasser nicht an einschlagenden Vorarbeiten; aber er hat überall selbständig aus den Quellen geschöpft, und es gebührt ihm das Verdienst, den gewaltigen Stoff energisch zusammengefaßt und zu lichtvoller Darstellung gebracht zu haben. Auf diesem Gebiete stört uns dann auch nicht der exclusive Standpunkt Hettinger's; wir folgen ihm gern und finden uns in der Lage, überall mit eigenen Augen zu sehen und zu urtheilen. Es ist treffend, wie er die einseitige religiös-sittliche und die ebenso einseitige historisch-politische Erklärung der „Commedia" abweist und dieselbe zum Centrum einer ungleich weitern Sphäre macht; wie er den Dichter weder als Scholastiker noch als Mystiker gelten läßt, sondern in ihm die harmonische Vermittelung beider Methoden, Gott und die Welt zu erfassen, erkennt; wie er, im Widerspruch gegen Witte's Trilogie, das Verhältniß der Philosophie zur Theologie als ein freundlich dienendes, nicht gegensätzliches, beleuchtet und daraus den Schluß zieht, daß der Dichter seine Hinwendung zur Philosophie nicht als einen Abfall vom Glauben habe darstellen wollen. Bei der Charakteristik des politischen Systems der „Commedia" und der Schrift „De monarchia" bleibt freilich der römisch-katholische Standpunkt des Verfassers nicht ohne störende Einwirkung, insofern er, gegen Dante, den Ursprung der römischen Kaiserwürde von der Machtvollkommenheit des Papstes herleitet, und insofern er den weltlichen Besitz desselben nicht grundsätzlich der Meinung des Dichters widersprechend findet: jenes beruht auf der Verwechselung einer äußerlichen Thatsache mit der Idee; in dem andern legt der Verfasser der nebensächlichen Concession des Dichters an der bewußten Stelle ein zu starkes Gewicht bei.

Der Referent darf nicht unterlassen, noch einige andere Ausstellungen an dem trefflichen Werk zu machen. In den Erörterungen zum „Fegfeuer" vermißt er eine Andeutung und Erklärung des hier und in der „Hölle" verschieden motivirten Sündensystems, ebenso wie in denen zum „Paradiese" ein Wort der Verständigung über die den Grundsätzen der Kirche widersprechende Aufnahme der zwei Heiden Trajan und Rhipeus in die Stätten der Beseligung; auch die landläufige Uebersetzung von Purgatorio durch „Fegfeuer" bedürfte wenigstens eines Hinweises auf das richtige Sachverhältniß. Die Matelda des irdischen Paradieses so ohne weiteres als die kirchenfreundliche Markgräfin von Toscana anzunehmen, ist ein allzu kühner Griff, der schwerlich das Richtige trifft. Offenbar verfehlt ist S. 128, Anm. 39 die Terminbestimmung des Osterfestes im Jahre 1300; ebendasselbe wurde bereits in der Recension des Vortrags vom Jahre 1875 gerügt. Ferner ist es eine Uebertreibung, wenn der Verfasser sagt, der Wohllaut der Dante'schen Terzine sei von keiner Uebersetzung erreichbar, und dabei den Umstand verschweigt, daß dies hauptsächlich nur darum der Fall ist, weil den Italienern ein so großer Reichthum an begriffslosen Reimendungen zu Gebote steht. Noch ärger ist die Uebertreibung, wenn er von der „classischen Reinheit" der Verse spricht, die „von keinem Flecken getrübt werde": im Gegentheil, die „Commedia" hat auch sehr unvollkommene Versbildungen; man erinnere sich nur an Versausgänge wie ne la, pur li, differente, welchen im folgenden Verse der zweite Theil des abgebrochenen Worts (-mente) folgt! Ferner werden unter den deutschen Uebersetzern der „Commedia", welche die gereimte Terzine angewendet, fälschlich Kopisch, Blanc und Eitner mitgezählt, die vielmehr, wie Philalethes und Witte, den Reim vermieden haben. Endlich noch zwei Druckfehler: S. 7, Z. 3 soll es heißen: „dreizehnten" statt zwölften; S. 128, Anm. 39, Z. 2: „März" statt Mai.

Das Dante-Porträt vor dem Titel ist dasselbe, welches

die neuern Ausgaben der Uebersetzung von Philalethes haben. Es ist eine Copie seines Jugendporträts von Giotto im Bargello zu Florenz, leider nicht nach der ursprünglichen Zeichnung, sondern nach der entstellenden Restauration von Marini, also auch mit dem nachgeschaffenen, unheimlich blickenden Auge, anstatt des leeren Flecks auf dem beschädigten Original, wie es im Jahre 1840 zuerst vorgefunden wurde.

Theodor Paur.

Neue Romane.

1. Odhin's Trost. Ein nordischer Roman aus dem 11. Jahrhundert von Felix Dahn. Dritte Auflage. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880. 8. 8 M.

Der Roman zerfällt in zwei Theile, einen kürzern, den eigentlichen Roman, und einen längern, die Sage von Odhin's Trost enthaltend. Der alte Thorgeir schreibt für seinen fernen Sohn Thorbiörn, dessen Tochter Gydha bei ihm an dem isländischen Hofe lebt, die Sage von Odhin's Trost nieder und berichtet daneben über sein und seines Volkes Ergehen. Er weiß, daß er mit dieser Aufzeichnung gegen das Gebot des Bischofs und seiner Mönche sündigt, die eben daran sind, alles Heidnische in Island gänzlich auszurotten, denn das Heidenthum lebt noch gewaltig in den Herzen der Isländer, wenn sie auch äußerlich die Taufe angenommen haben. Die Stimmung der getauften Heidenleute gibt sofort das charakteristische Bekenntniß Thorgeir's wieder:

Und will glauben an den Herrn Christus, seinen Edel-Erben, der Helden Herrlichsten, der in den Tod ging für seine Gefolgschaft: — hätten doch die Jünger, die allzu sanften, Schwerter geschwungen, so kühn wie meine Gesippten: niemals hätten, so mein' ich, die Männer von Juda noch auch von Rumaburg die stärkern Recken gebunden den Edling. Will auch glauben — ob zwar unleicht — an den Geist, den heiligen, der daherfliegt in Tauben-Weise. Lieber wär' mir's, käm' er geflogen im Adler-Hemd, wie Odhin.

Und weiterhin:

Also: ich glaube an des Bischofs Lehre. Aber das Eine will nimmer ich glauben, daß es Sünde sei, treu zu bewahren der Väter Alt-Sagen. Mögen Odhin, Thor und ihre Genossen nicht Gott gleich sein: daß sie lebten und noch leben, sagt ja auch Isleifr, der Bischof. Nur üble Wichte, Höllengeister, meint er, sind sie. Dem aber ist nicht so.

Was Thorgeir von seinem Vater, einem berühmten Skalden gehört, schreibt er also im geheimen nieder, wie es ihm gerade einfällt, d. h. ohne sich streng an die Ueberlieferung zu binden, von welcher er denn auch mit der Freiheit der Heidenleute hier und dort abweicht. Klopfenden Herzens schreibt er's nieder, denn der Mönch Seraphicus, ein gar böser Mann, aber eifriger Heidenbekehrer und Heidenthumzerstörer, ist ihm besonders gram, und auch die andern Mönche sind nach seiner Ansicht so schlecht, daß ihn der weise Christus dauert, weil er so schlechte Diener hat. Nur einer derselben, Werinher, zeigt sich als echten Christen, indem er das Gebot Christi, die Feinde zu lieben, zur That macht. Während der Aufzeichnungen geht der Winter vorüber und das Meer wird wieder eisfrei. Das erste Schiff, welches einläuft, ist das Valgardhr's, des Vikings von Halogaland. Der und seine Segelbrüder sind Heiden und haben bei einem Sturme gelobt, an Ochtas Quell ein Opfer zu bringen. Dazu soll ihnen Thorgeir behülflich sein, und dieser verspricht es, weil ja nur den Christen der Insel, nicht fremden Heidengästen das Opfern verboten sei. Er läßt für das Opfergeräth sorgen und alles zum Opfer bereiten; aber der Mönch Seraphicus hat die Sache ausgekundschaftet, und wie die Heiden das Opfer beginnen, werden sie von den Bischofsleuten überfallen. Ein wüthender Kampf, an dem sich auch Thorgeir betheiligt, entspinnt sich; Seraphicus wird verfolgt, springt auf Thorgeir's Hof zu, sieht dort Gydha, wirft ihr ein zackiges Felsstück ins Gesicht und „durchbohrt" ihr damit beide Augen. Seraphicus selbst wird gefangen. Thorgeir pflegt die Enkelin und sinnt auf Rache gegen Seraphicus und die Bischofsleute. Doch stellt er die Verfolgung der letztern ein aus Liebe zu seinem Volke, das er dadurch nur ins Unheil bringen würde, und die des Seraphicus gibt er auf, weil ihn die wiedergenesende Gydha darum bittet. Und zwar bittet sie ihn auf Grund eines Zugs aus der Sage von Odhin's Trost, die ihr der Großvater erzählte, und er gibt ihr nach „um Baldur's willen, nach Odhin's Sinn", ein vom Verfasser gewiß beabsichtigter Beisatz, welcher zu dem Grundgedanken des ganzen Romans stimmt, daß wahrhafte Sittlichkeit ebenso gut, ja nach Dahn's Darstellung eigentlich noch besser auf heidnischem als auf christlichem Boden gedeihe — ein rückwärts datirter „Nathan" oder vielmehr rückwärts datirte „Kinder der Welt", welches Rückwärtsdatiren sich bei Dahn häufig findet.

Gydha genest und flieht mit ihrem Großvater. In einem Schlußkapitel erzählt ihr Vater Thorbiörn die weitern Schicksale Thorgeir's sowie die seinen und die seiner Tochter, welche zuletzt Herzogin von Spoleto wird. Hierbei wie überhaupt hier und dort im Roman kann Dahn einige Culturkampfphrasen nicht unterdrücken, ohne welche es bekanntlich bei ihm selten abgeht.

Diese in treuherzigem Heidenstil vorgetragene Erzählung unterbricht oft nur auf ein paar Seiten den Hauptinhalt des Buchs, die Sage von Odhin's Trost. Es ist diese ganze Einkleidung weiter nichts als eine Concession an unsere Zeit, die eben alles in Romanform genießen will und sich bei unsern alten Göttern langweilt. Uebrigens wollen wir wegen dieser Concession nicht mit dem Schriftsteller Dahn rechten, aber

mit dem Dichter Dahn — und als solchen documentirt er sich eben in der „Sage von Odhin's Trost" — rechten wir, daß er nicht gewagt hat, statt der wohlthuenden Halbprosa, die er in der Odhinssage braucht, ganze Poesie zu schreiben. Ist denn ein Epos von Odhin's Trost etwas buchhändlerisch ganz Aussichtsloses, muß uns denn alles in der Romanprosa ausgeführt werden! Leidig genug, wenn es so ist, wenn unsere heimischen Götter uns Deutschen nur in Romanform mundgerecht gemacht werden können! Wenn aber einmal Prosa, dann lieber ganze Prosa als die, welche Dahn schreibt, den, wie es scheint, die Trophäen, die Freytag mit den ersten Bänden seiner „Ahnen" errang, nicht haben schlafen lassen. Hier wie dort finden wir ganze Seiten, die in Rhythmen und zwar meistentheils in Stabreimen geschrieben sind, und plötzlich darunter hinein wieder ein Satz oder einige Sätze in echter unverfälschter Prosa. Und dies nicht blos in der Form, sondern auch im Inhalt: einige Seiten prächtigster Poesie, dann wieder einige Sätze vollkommener Prosa, und so fort. Für die Größe eines Gegenstandes wie Odhin's Trost war der Vers schlechterdings geboten, denn dieser allein konnte den Dichter auf die Höhe des Vorwurfs tragen, beziehungsweise ihn auf derselben erhalten.

Sehen wir von dieser mehr formellen Ausstellung ab, so constatiren wir zunächst, daß uns Dahn's Neudichtung der „Edda" oder vielmehr der Gesänge „Hamarsheimt", „Vegtamskvidha", „Vaftrudhnismal" und „Völuspa" sehr erfreut hat. Erfreut hat uns schon die bloße Thatsache, daß endlich wieder einmal ein Dichter unsere alten Götter aufleben läßt, und zwar nicht in sklavischer Nachahmung der „Edda" oder durch einfache Umgießung in Romanform, sondern mit der Freiheit, welche allein uns Heutigen den Inhalt unserer Götterlehre mit ihrem Tiefsinn wieder nahe bringen kann. Ich wiederhole, daß ich diese Freiheit (auch der „Edda" gegenüber) einem Dichter nicht blos verzeihe, sondern sie geradezu als ein Kriterium betrachte, wie weit ein solcher die Berechtigung hat, von unsern alten Göttern zu singen:

Mit Worten nicht, die ohne Saft und Kraft,
Gesinnungslosen und gedankenfeigen,
Führt man zurück den altem Götterreigen,
Mit all dem süßen Zeug wird nichts geschafft;
Wer nicht im Herzen selber ein Titan,
Durchglüht von einer Glut, so tief-ureigen,
Der soll sich nicht vor Walhalls Thoren zeigen,
Der soll das Harfenstimmen bleiben lan.*)

Es ist in Dahn's Darstellung etwas von dieser Glut und dem Titanentrotz, und es wäre dies noch weit mehr der Fall, wenn er nicht einen Roman, sondern ein Epos geschrieben hätte. In einem Roman kommt man leicht in Gefahr, aus den Göttern Götterromanfiguren zu machen, und Loki geräth bei Dahn in diese Gefahr. Das Motiv zur Feindschaft gegen die Götter und insbesondere gegen Baldur ist nämlich hier die unerwiderte Sohnesliebe, die Eifersucht auf Baldur, den Liebling Odhin's, den Zweitgeborenen, während Loki, obgleich erstgeborener Sohn Odhin's, weil Sohn einer Riesin, diesem nachstehen muß. Es würde zu weit führen, wollte ich es näher begründen, warum bei einer das Wesen unserer germanischen Göttersage schildernden Darstellung Loki nicht wohl Odhin's Sohn sein kann. Indeß der Dichter hat seine Freiheit in der Individualisirung der einzelnen Götter, und so mag z. B. auch die fast läppische Haltung der meisten Asen von ihm beabsichtigt sein: das Hauptinteresse hat Dahn eben auf Odhin und Loki concentrirt. Und es sind wirkliche Gestalten, die er da geschaffen, macht- und prachtvolle Worte, die er ihnen in den Mund gelegt hat. So z. B. die Erzählung Loki's, wie Odhin seine Mutter gewann, die nur im Verhältniß zur Situation viel zu lang ist, wie denn überhaupt die Reden der Götter etwas lang geriethen.

Aber nun Odhin's Trost, wenn alles vergeht! Worin besteht dieser? Nach der „Edda" erhebt sich nach der Götterdämmerung die Welt zum andern Male. Die Götter erstehen wieder, und der letzte Trost und der letzte Ausblick ist „der Starke von oben". Dahn nimmt nun im Gegensatz hierzu an, daß das letzte Wort altgermanischer Weltanschauung nicht das Ahnen des Monotheismus sei, das man in diesem Starken von oben gefunden hat, sondern der bewußte Heldentrotz der Götterlosigkeit. Es liegt vielleicht etwas Wahres und jedenfalls etwas so Großartiges in dieser letztern Ansicht, daß man sie wol Odhin's Trost zu nennen vermag. Dahn hat auch die besten Ansätze zu dieser Großartigkeit genommen; aber da erinnert er sich plötzlich, daß wir im Zeitalter Hartmann's und Häckel's leben, und Odhin muß folgenden Trost produciren:

Wer sein Leben nicht kann opfern dem ewigen All, von dem er's empfangen — den dem Feigling vergleich' ich, welcher sich weigert, für sein Volk zu fallen bei hallendem Heerhorn. Wie für sein Volk fällt freudig der Held, für Asen der Ase, so sind alle Wesen geweiht, für werdende Welten zu verwesen: wir welken und weichen, auf daß andere erstehn; wie der Same versinket, daß die Blume erblühe: für andere sterben — ist das so trostlos untragbar? Wen der Trost nicht tröstet, daß auf ewig das All wechselnde Wandlungen wirkt, daß Leben, Licht und Liebe unerlöschlich lodern in Unendlichkeit, daß andere ernten, wo er gesärt, daß andere erben, wenn er selbst versank, die Lust des Lebens: — den tröstet kein Trost, als — trügender Traum. Wehe dem Feigling, der Freude und Friede nicht findet im Siege der Seinen, im Fortleben der Freunde nicht volle Vergeltung!

Und so weiter noch einige Seiten, in welchen Odhin sich mit der christlichen Zukunftshoffnung, mit dem Pessimismus und einigem andern auseinandersetzt — schade um diesen kraft- und saftlosen, dazu viel zu breiten Schluß nach so vielem Kräftigen und Markigen. Odhin-Dahn hat auch eine Ahnung davon, wenn er ausruft: „Wen'ge, ich weiß es, wird er trösten, Odhin's heldentapfrer Trost." Wie ganz anders hätte sich die Sage geschlossen, wenn Dahn in die götterlose Wüste mit kurzen kraftvollen Worten die Norne gestellt hätte, die Götter und Menschen über-

*) Eduard Paulus.

dauert! Der Dichter braucht Gestalten, auch wo das abstracte Denken keine mehr hat, und vollends im Munde Odhin's wirken die halbphilosophischen Tiraden nur verstimmend.

Eine Nacherzählung der Göttersage darf ich mir wol ersparen. Nur das sei angeführt, daß der ganze Kampf zwischen Göttern und Riesen mit Beziehung auf die Menschen dargestellt wird, und zwar insbesondere auf das Brautpaar Harald und Hilde, was zu viel schönen und ergreifenden Schilderungen und Zügen Gelegenheit gibt. So gleich zu Anfang der Sage, da die Riesen zur Bedingung der Herausgabe des Hammers machen, daß die Götter ihnen helfen die Menschen zu vertilgen. Das gibt dem Dichter einen trefflichen Anlaß, die einzelnen Götter zu charakterisiren. Aus diesem Kapitel mögen einige Abschnitte als Probe der Darstellung hier folgen:

Da sprach, als einige Stille geworden, Baldur: lebhaft hob er seinen kurzen, ganz goldenen Wurfspeer empor: „Das sei fern von den Asen. Nichts, was außer Asgard ist, erfreut mich mehr als der Menschen Freude. Ja, ihre Freude, noch vor ihrem Dank: noch ehe sie sich besinnen, daß sie mir Dank schulden. Wann ich nach langem Winter zuerst wieder hinfahre auf hellen Wolken, verkündet von den vor mir zwitschernden Schwalben, wann ich den ersten gelben Falter vorausgeschickt, wann aus dem Walddicht das fahle Reh zuerst herauslugt, am Saume zu äsen der jungen Birken saftiger schwellende Knospen —, wann in den wetterbraunen Gehöften die Menschen mein Nahen verspüren —, wann der Hofherr, tief einathmend den ersten Lenzwind, von der Hausthür das Winter-Vorbret herabnimmt und dem Weibe zunickt: „Für dies Jahr ist's wieder gewonnen!" — wann der Hirt von der Halde zurückruft mit lautem Horn: „Der Waldquell hat das Eis abgeworfen!" — wann dann Knaben und Mädchen mit fröhlichem Lärmen sich an den Händen fangen und hinaushüpfen aus den Höfen auf den Anger zum ersten Reigen auf dem noch feuchten, aber schon warm beglänzten Rasen: — dann zieht mir Wonne durchs Herz, noch bevor sie mir danken! Und nicht missen will ich, so lang' ich den Frühling führe über die Erde, glücklicher Menschen frühlingsfreudiges Antlitz! Nicht tilg' ich sie aus, die geliebten Thoren, so lange ich athme." — „Nie tilg' ich sie aus!" wiederholte Frigg, die silberne Spindel schwingend und zurückschlagend den zarten Linnenschleier: „nie will ich vermissen die Freude im Busen, seh' ich der Jungfrau schämigen Blick, wie mit Zagen und süßem Grauen von den Aeltern hinweg und festlichen Bänken des Brautlaufs dem Gemahle sie folgt, der ungeduldig an der Hand sie dahinzieht über des Brautgemachs blumenbestreute Schwelle. Und fast weniger noch will ich entbehren, stand ich der wehvoll Ringenden bei, den ersten Blick mit dem seligen Lächeln, den auf das Kind, das erstgeborene, das schmerzerkaufte, wirft die junge Mutter, aller Schmerzen vergessen. Die Männer, die rauhen, die untreuen, wohl könnt' ich sie missen auf Erden: doch nimmer die Frauen, die zarten, die tiefen, treuen entbehr' ich!" Da zog, trotz all seines ernsten Sinnens und scharfen Spähens, über Odhin's bärtige Lippen ein leises Lächeln; schön stand der überlegene Scherz dem Hohen, als er das Haupt leicht seitwärts neigend langsam sagte: „Willst du der Weiber, Frigg, dich freuen, fast allzu Strenge, wirst du auch Männer müssen ertragen. Lange nicht, wähn' ich, werden die Weiblein blühen auf Erden, missen sie Männer." Und es lachten die Götter, die es vernommen, leise. Nur Thor, der lachte so laut schallend, daß Frigg fast zürnte.

Das sind unsere Götter, und Dahn verdient jedenfalls unsern Dank, daß er sich der verschollenen angenommen. Etwas wie Heimweh durchzittert ja immer den echten Deutschen, wenn er seiner Götter gedenkt.

Ein anderes Bild, nicht allzu erbaulich, führt uns der folgende Roman vor:

2. Aus altem Geschlecht. Roman in zwei Theilen von Karl Theodor Zingler. Köln, Bachem. 1880. 8. 4 M.

Die Bezeichnung „Roman in zwei Theilen" ist genau genommen unrichtig. Es müßte heißen: zwei Romane in einem Band, denn der Zusammenhang zwischen dem ersten Theil und dem zweiten ist ein so loser, daß sie nicht als ein Roman bezeichnet werden können. Der erste nämlich spielt am Ende des 17. Jahrhunderts, der zweite Anfang der siebziger Jahre unsers Jahrhunderts; im ersten liebt der Freiherrnsohn Georg von Schalkheim die bürgerliche Christine vom Freihofe, im zweiten dreht der Verfasser die Sache einfach um und läßt den bürgerlichen Erich vom Freihofe die freiherrliche Helene von Schalkheim lieben. In beiden begeht ein Freiherr von Schalkheim eine Fälschung, und schließlich wird der Zusammenhang beider Geschichten dadurch hergestellt, daß Erich sich als ein Sprosse des Hauses Schalkheim, als ein Nachkomme jenes Ehepaars aus dem ersten Roman entpuppt, auf welchem in Romanen nicht mehr ungewöhnlichen Wege die Adeliche und der Bürgerliche sich doch endlich kriegen.

Der erste Roman ist entschieden vorzuziehen, und der Verfasser, wenn er nicht blos für ein streng katholisches Publikum schreiben wollte, hätte besser daran gethan, die beiden Romane nicht in einem Band zu veröffentlichen, sondern es bei diesem ersten bewenden zu lassen. Der Gegensatz zwischen dem Adelsstolz und dem Bauernstolz, zwischen den körperlich und geistig in französische Etikette geschnürten Herren und Frauen auf Schalkheim und Dankberg und dem flotten und natürlichen unter Prinz Eugen dienenden jüngern Georg von Schalkheim nebst seiner Geliebten, dem einfachen Bauerkinde, ist nicht übel zum Ausdruck gebracht. Die Art der Erzählung ist freilich eine gar kindliche: von jener Art, wo immer die Tugend siegt und das Laster untergeht; wo es einmal anders zu gehen scheint, da ist es Prinz Eugen, der edle Ritter, welcher als deus ex machina den Knoten löst.

Anders ist der Ton der zweiten Erzählung; da versucht der Verfasser manchmal scharf und ironisch zu sein, was ihm jedoch nicht immer glückt. Die Verwickelung ist höchst unbedeutend und wird durch ein ganz ungewöhnliches Testament zu Stande gebracht. Daß die Lösung dafür um so gewöhnlicher ist, haben wir schon gesagt. Dieser sogenannte Roman gehört in das Kapitel der „christlichen Erzählungen" und zwar „für das katholische Volk". Nun wäre es sehr leicht, darüber zu spotten; es geschieht auch hier und dort gegenüber solchen Erzählungen. Mit Unrecht, wie ich glaube, dafern ihre Tendenzen nicht geradezu schädlich wirken. Und das thun die des vorliegenden Romans nicht;

denn wer nicht schon zum voraus für die farblose katholische Verbindung „Allamannia“ eingenommen ist, wird durch die breite, naive und höchst parteiische Schilderung derselben schwerlich für dieselbe „gekeilt“, oder wie der Fuchsmajor mit unverwüstlichem Humor sagt: „geangelt“. Ebenso wenig wird die theils sentimentale, theils pathetische Art, wie die Austreibung der Jesuiten und ihre Lammesunschuld behandelt wird, irgendjemand zu einem Jesuitenfreunde machen. Und wenn aus dem durch und durch, vom Scheitel bis zur Zehe, ganz und gar, mit Haut und Haar nichtsnutzigen, elenden, gemeinen Fritz von Schalkheim — so wird er 300 Seiten hindurch geschildert — auf den letzten Seiten mit Hülfe der Kirche geschwind noch ein Mann wird, der höchst selig verstirbt, so ist das seine und der katholischen Kirche Sache.

Da somit diese Erzählung keinen Anspruch auf den Titel Roman und auf eingehende Besprechung in d. Bl. hat, so verweisen wir sie dahin, wohin sie gehört, an das gläubige, naive katholische Volk. Dort wird sie durch die Tendenz und die Art der Ausführung gewiß Freude machen, und das um so mehr, als der Verfasser für seine Sache mit warmem Tone und ohne Extravaganzen eintritt.

Nicht weniger groß als der Sprung von Odhin in das 17. Jahrhundert ist der, den wir von dem obigen geistlichen Roman zu dem neuesten Producte des Weltkindes A. von Winterfeld machen. Der Titel desselben ist:

3. Spanische Reiter. Komischer Abenteuer-Roman von A. von Winterfeld. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1881. 8. 15 M.

Der Name des Verfassers mag es rechtfertigen, wenn ich über diesen Roman mehr Worte mache, als er eigentlich verdient. Ich habe noch selten meine Zeit mehr vergeudet als mit der Lektüre dieses faden Romans, und mich ernstlich gefragt, ob es Pflicht eines Kritikers sei, derlei Speise durch vier Bände hindurch zu genießen, wenn sie einem schon beim ersten Band zuwider ist. Ich bin indeß meiner Pflicht getreu nachgekommen, allerdings in der stillen Hoffnung, es werde im Verlauf der Erzählung doch irgendetwas erscheinen, das werth sei, gelesen zu werden. Diese Hoffnung ist leider nicht in Erfüllung gegangen; dagegen ist mir manches aufgestoßen, worüber ich mich zu ärgern Grund hatte. Um übrigens gerecht zu sein, führe ich an, daß ich drei- bis viermal tüchtig habe lachen müssen; Dienstmädchen und Unteroffiziere, das bin ich überzeugt, werden sogar in jedem Band zwei- bis dreimal ungeheuer lachen. Das ist aber doch noch kein Grund, uns vier Bände hindurch mit allerlei Blödsinn und den tollsten Unwahrscheinlichkeiten, den seichtesten Witzen regaliren zu lassen und langweilige geographische, historische und literarische Notizen mit in den Kauf nehmen zu müssen, während zur Anlockung des Lesepublikums allerlei Pikantes aus Paris und Spanien in die Erzählung hineingezogen wird. Letzteres geht noch dazu hier und dort ins Gemeine. Man gestatte mir hier für mein Urtheil nur einige kleine Belege. Für „allerlei Blödsinn“ brauche ich weiter keinen Beleg; ich müßte das ganze Buch ausschreiben. Inwieweit der Verfasser der Wahrscheinlichkeit Rechnung trägt, dafür nur das eine, daß man nach ihm in Berlin schon zur Zeit, da Napoleon III. noch über Frankreich und Isabella über Spanien herrschte, nach Mark und Pfennigen rechnete, daß ein beschäftigungsloser berliner Arzt, Doctor Taubenei, kaum in Paris angekommen, zum Leibarzt Napoleon's gemacht werden soll, wobei aber sein Freund, der Thiermaler Plümke, aus Versehen sich als Arzt legitimirt, sodaß er Leibarzt und Taubenei Reitknecht wird — eine Verwechselung, die des Reizes der Neuheit einigermaßen entbehrt, ebenso wie komische Misverständnisse infolge mangelhafter Kenntniß einer fremden Sprache in Possen nichts Ungewöhnliches mehr sind. Wenn Taubenei den Kutscher, statt cocher, cochon nennt, und die Waschfrau la vache anredet, und was ähnliche sich wiederholende sinnreiche Scherze sind, so finde ich das nicht übermäßig witzig. Was ferner in einem komischen Roman die langen ernsthaften Beschreibungen des Palais-Royal und sonstiger Gebäulichkeiten in Paris anders sollen, als Bogen füllen, weiß ich nicht, ebenso wenig als uns hier folgende Bemerkung interessirt:

> So schön wie im Schiller war es nicht. Die schönen Tage von Aranjuez konnten nicht vorübergehen, weil sie nie dagewesen, der historische Don Carlos mit seinem blödsinnigen Blick und aufgetriebenen Gelenken konnte ebenso wenig Interesse erregen als die Fürstin Eboli, die sich dem Könige nur aus kalter Berechnung ergab. Der Marquis Posa ist wol eine erdichtete Figur, während Domingo ein historischer Beichtvater des Königs war.

Die Belege für das Pikante mag man mir erlassen. Nur eine kurze Probe, die zeigen soll, wie weit wir plumpen Deutschen in dem aus dem feinen Frankreich importirten „Realismus“ gehen:

> Die langen schwarzen Zöpfe standen ihr fast senkrecht hinweg, und die kurzen Röcke flogen, daß die Männer die Augen aufrissen und die Frauen sie zu Boden senkten. Und jedesmal, wenn sie die Vorderfront Plümke zukehrte, warf sie ihm einen Blick zu, daß dieser zuletzt ganz verwirrt wurde.

Dieses Weib ist freilich eigentlich ein Mann, aber weder die Zuschauer beim Tanze noch die Leser wissen es.

Hier hört wohl die Komik auf; die äußerste Todesgefahr eines Menschen ist doch etwas zu Ernstes, um, wie hier zweimal geschieht, lediglich als Folie für schlechte Witze zu dienen.

Daß Anlage und Ausführung, Sprache und Stil viel zu wünschen übrig lassen, ist bei einem Schriftsteller, der so fabrikmäßig arbeitet, selbstverständlich. Winterfeld hat seinen ohnedies dünn geflochtenen Lorberkranz mit einem neuen welken Blatt bereichert, um das ihn niemand beneiden wird. Es ist eigentlich unverantwortlich, wenn ein Schriftsteller sein unleugbar vorhandenes Talent zur Komik — Humor besitzt Winterfeld nahezu gar nicht — auf solche Weise verschleudert. Richard Weltbrecht.

Biographisches und Culturgeschichtliches aus Oesterreich.

1. Verstreute Blätter von M. A. Becker. Wien, Konegen. 1880. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Das vorliegende Werk, eine neue Gabe des auf dem Gebiete der Geschichte, insbesondere Niederösterreichs als Capacität hervorragenden M. A. Becker, wird von jedem Geschichtsfreunde in und außer Oesterreich mit großem Interesse zur Hand genommen werden, da es aus dem Cultur- und Geschichtsleben der Monarchie eine Zahl von höchst werthvollen Aufsätzen bringt, die auf neuern Forschungen dieses tüchtigen Historikers beruhen und schon durch ihre feine, elegante Form anmuthen. Becker's „Verstreute Blätter" sind eigentlich eine Reihe von Essays, insbesondere geschichtlichen Inhalts, doch auch mit socialen und pädagogischen Fragen sich beschäftigend. Der Inhalt des Buchs wird vom Verfasser in drei Gruppen abgetheilt: „Sociales", „Culturgeschichtliches", „Pädagogisches". An dieser Stelle wollen wir vor allem die historisch-ethnographische Seite des Buchs ins Auge fassen.

Nach einem trefflichen Aufsatze „Ueber allgemeine Bildung", der uns mit Klarheit und philosophischer Schärfe die Nothwendigkeit allgemeiner Bildung fürs heutige Leben und die Elemente derselben auseinandersetzt, folgt in der Gruppe „Sociales" ein feinsinniger Vortrag: „Geselligkeit und Gesellschaft in Wien", der gleichsam eine historische Darstellung des eigenthümlichen geselligen Lebens in der österreichischen Residenzstadt seit Maria Theresia's Zeiten bietet. Von Kaiser Joseph an machten sich in Wien drei Strömungen der Geselligkeit bemerkbar: eine, deren Hauptziel insbesondere Förderung der Wissenschaft war; eine, deren Ziel behaglicher Frohsinn gewesen, und die dritte ein Mittel zwischen beiden als Vereinigung von Personen verschiedener Geistesrichtung und verschiedener Lebenskreise. Der Verfasser zeichnet sodann zur Illustration des Dargelegten die Abendcirkel der Frau von Arnstein von 1785—1817, die schlicht bürgerlichen Gesellschaften bei der Dichterin Karoline Pichler, und die Gesellschaft, welche sich 1783 um den geistvollen Hofrath von Born unter dem Namen: Die einträchtigen Freunde in Wien, versammelte und vorwiegend wissenschaftliche Zwecke verfolgte. Zum Schlusse kommt Becker in diesem werthvollen Aufsatze auch auf das gesellige Leben Wiens in der neuesten Zeit zu sprechen, insbesondere auf die Künstler- und Schriftstellervereine bis auf die Grüne Insel und die Concordia herab. Die Gruppe beschließt ein Aufsatz „Ueber Association", mit nicht minder feinen Pointen und von philosophischem Geiste durchweht.

In der zweiten Gruppe: „Culturgeschichtliches", fesselt gleich der erste Aufsatz: „Die Huanzen", die Aufmerksamkeit. Die Huanzen heißen jene deutschen Bewohner Ungarns, welche nächst der niederösterreichischen und steirischen Grenze wohnen und sich so viel des Eigenthümlichen bewahrt haben. Der Verfasser gibt uns ein schönes ethnographisches Bild von ihnen, reich mit Beispielen ihrer Charaktereigenthümlichkeit und ihres biedern deutschen Wesens colorirt. Die Skizze „Bettler und Bettelwesen in Niederösterreich" ist wieder von hohem culturgeschichtlichen und statistischen Werth; die humanen Anschauungen des Verfassers vereinigen sich hier mit den Darlegungen des vortrefflichen Kenners aller Verhältnisse des Landes zum schönen Gesammtbilde. Der Landesgeschichte entnommen ist die „Episode aus der Geschichte der Ruchaim in Niederösterreich", welche einen interessanten Gerichtsfall aus dem 16. Jahrhundert nach Acten des wiener Landesarchivs erzählt. Von großem culturgeschichtlichen Werth erscheint der Aufsatz „Aus dem Leben eines Edelmanns im 16. Jahrhundert", der uns auszugsweise Aufzeichnungen aus einem Tagebuche Erasmus von Ruchaim's mittheilt.

Die dritte Abtheilung des Buchs enthält drei Aufsätze pädagogisch-humanistischen Inhalts: „Die Aufgabe der Erziehung", „Die Sorge um verwahrloste Kinder" und „Die Pflege des Geistes im ersten Kindesalter", die uns zugleich den rationellen Pädagogen und den edeldenkenden Menschen zeigen, auf die aber hier nicht weiter eingegangen werden kann, da hauptsächlich der historische Inhalt des in so vielen Beziehungen werthvollen Buchs in Betracht zu ziehen war.

2. Geschichtliche Bilder aus Oesterreich von Adam Wolf. Zweiter Band: Aus dem Zeitalter des Absolutismus und der Aufklärung (1648—1792). Wien, Braumüller. 1880. Gr. 8. 8 M.

Der erste Band der „Geschichtlichen Bilder aus Oesterreich", das Zeitalter der Reformation behandelnd, erschien vor zwei Jahren und wurde mit ungetheiltem Beifall aufgenommen. Denselben Werth, den man diesem ersten Bande beilegte, muß man auch dem nun erschienenen zweiten Bande des Werks beimessen. Adam Wolf gehört ohne Frage zu einem der ersten Historiker des Reichs, und zwar nicht nur in Bezug auf die Tiefe und Reichhaltigkeit seiner Forschungen, sondern auch in Hinsicht auf seinen eleganten Stil, der uns an die meisterhaften Geschichtswerke der Engländer erinnert. Ohne Engherzigkeit kleidet Wolf die Resultate seiner Untersuchungen in ein im besten Sinne des Worts populäres Gewand und macht sie dadurch auch weitern gebildeten Kreisen zugänglich. Die Klarheit der Darstellung, die bei dem wärmsten patriotischen Gefühl hervortretende Unumwundenheit und Rückhaltslosigkeit in der Beurtheilung und die möglichste Knappheit, jedoch ohne Auslassung wichtiger Details, sind nicht die geringsten rühmlichen Eigenschaften dieses Geschichtschreibers. Wie schon der Titel anzeigt, ist es die Zeit von 1648, also vom Schluß des Dreißigjährigen Kriegs, bis 1792, bis zum Beginn der neuen Aera, aus welcher Periode der Verfasser seine geschichtlichen Bilder entwirft. Diese gruppiren sich wie in dem ersten Bande des Werks um historisch bedeutende Persönlichkeiten,

welche nach einer bestimmten Richtung hin von Bedeutung waren, charakteristische Vertreter dieser Richtung sind und den Mittelpunkt eines jeden solchen Bildes einnehmen. Die treffliche „Einleitung“ macht uns mit den politischen und culturellen Zuständen Oesterreichs aus jener Zeit bekannt und dient sowol zur Einführung als auch zur Uebersicht; sie entwirft Oesterreichs Stellung nach dem Westfälischen Frieden, die Bedeutung des Adels, des Klerus, des Bauernstandes und Bürgerthums im Reiche, sie weist auf die Politik der Habsburg-Lothringer seit 1740 hin, auf die Reformen durch Maria Theresia und Joseph II. und auf die Restauration durch Leopold II. Eingehend wird insbesondere auch die Entwickelung des Culturlebens behandelt. Eine Darstellung des Aufschwungs der bildenden Kunst in Oesterreich, wie er sich in jener Periode bemerkbar machte, beschließt die „Einleitung“.

Es folgen nun die Repräsentanten der verschiedenen Volksklassen, nach zumeist eigenhändigen Aufzeichnungen der betreffenden Persönlichkeiten geschildert, wodurch selbst dem Fachhistoriker werthvolle Beiträge zur Geschichte der Cultur geboten werden. „Maria Elisabeth Stampfer“ (1637—95) ist der Mittelpunkt einer Familie, welche durch ihre bergmännische Thätigkeit in Steiermark und Kärnten berühmt war. Mit feinem Griffel zeichnet der Verfasser das Bild der tüchtigen Hausfrau und führt dabei aus einem von ihr geführten „Gedenkbüchel“ interessante Daten und Mittheilungen mit ihren eigenen Worten an. Das „Radwerk“, welches die Familie Stampfer besaß, ging 1822 in den Besitz des Erzherzogs Johann über und befindet sich gegenwärtig im Eigenthum seines Sohnes, des Grafen Franz von Meran.

Das kriegerische Leben des 17. Jahrhunderts schildert die Biographie „Graf Sigmund Joachim von Trautmannsdorf“ (1636—1706). Auch diese Lebensbeschreibung ist ein ausgeführtes Culturbild, wir lernen das Waffenwesen Oesterreichs darin kennen und die abwechselungsvolle Thätigkeit eines Cavaliers, der, obwol von österreichischem Adel, als Oberst und Kriegsrath und General verschiedenen Staaten, darunter der Republik Venedig diente. Auch aus seinem Privatleben insbesondere auf dem Schlosse Trautenfels in Steiermark, das ihm gehörte, bieten seine eigenhändigen Aufzeichnungen lebendige und werthvolle Details.

Den böhmischen Hochadel charakterisirt die Gestalt des Fürsten „Ferdinand von Schwarzenberg“ (1652—1703), dessen Lebensbeschreibung zugleich Gelegenheit gibt, das Hofleben und die Verhältnisse des böhmischen Adels zum Hofe kennen zu lernen. Wieder sind es eigenhändige Tagebuchaufzeichnungen, welche das Leben des Fürsten erzählen und uns in seine Privatthätigkeit blicken lassen.

Ein Seitenstück hierzu bildet das Lebensbild des Kärntners „Graf Sigmund Friedrich Khevenhüller“ (1666—1712), der von 1698—1712 Landeshauptmann in Kärnten war und auch sonst der Regierung zur Zeit Karl's VI. wichtige staatliche Dienste leistete, insbesondere als Geheimrath in Gratz. Der Verfasser hat dabei wieder Gelegenheit, die innerösterreichischen Adelsverhältnisse zu beleuchten und die Zustände Kärntens in jener Periode zu charakterisiren.

„Karl Graf von Zinzendorf“ (1739—1813) ist der Mittelpunkt des folgenden geschichtlichen Bildes. Hier zeichnet Wolf die Finanzverhältnisse Oesterreichs und den Einfluß, welchen Graf Zinzendorf auf diese und den Handel ausgeübt. Der Graf war 1809 dirigirender Staats- und Conferenzminister, und aus seinen Tagebuchaufzeichnungen erhalten wir ein klares Bild seiner Persönlichkeit.

Die eigenthümlichen Erlebnisse eines Gelehrten in Oesterreich schildert der Aufsatz „Friedrich Riedel und die Aufklärung“ (1760—90), in dem wir zugleich eine Charakteristik der ganzen Aufklärungsperiode erhalten. Riedel, den Maria Theresia nach Wien berufen und der sich auf ästhetischem und kunstgeschichtlichem Gebiete einen guten Namen gemacht, hat gegen verschiedene Anschuldigungen, mit denen man ihn bei der Kaiserin verdächtigte, eine Vertheidigungsschrift abgefaßt, die Wolf vollständig vorführt und die in der That ein höchst bezeichnendes Actenstück genannt werden muß.

Den Schluß des Bandes macht eine Darstellung des österreichischen Bürgerthums im 18. Jahrhundert unter dem Titel „Städte und Bürger“ (1650—1792), auf Grundlage der Aufzeichnungen zweier Vertreter des Bürgerstandes selbst aus Olmütz und Gratz, wobei der Verfasser auch die Verhältnisse insbesondere dieser zwei Städte kennzeichnet.

3. Kaiser Josef II. Ein Lebens- und Charakterbild zur hundertjährigen Gedenkfeier seiner Thronbesteigung. Von Johann Wendrinsky. Mit Porträt. Wien, Braumüller. 1880. Gr. 8. 8 M.

Obgleich die Literatur über Kaiser Joseph eine außerordentlich reiche ist, so besitzen wir doch aus der neuern Zeit kein Werk, welches das Leben und Wirken des großen Kaisers auf Grundlage des vielen, gerade in den letzten Jahren zugänglich gewordenen Materials vorführt, und man muß es dem Verfasser und Verleger Dank wissen, anlaßlich der hundertjährigen Gedenkfeier von Joseph's Thronbesteigung dieses mit großer Hingebung verfaßte Werk dem Publikum geboten zu haben. Der gegen 400 Seiten starke Band zerfällt in zwei Abtheilungen: „Joseph in seiner Jugend und als Mitregent“ und „Joseph II. als Selbstherrscher“. Der Verfasser, bisher nur als Specialhistoriker auf dem Gebiete der Landesgeschichte Niederösterreichs, auf dem er aber sehr Tüchtiges leistete, bekannt, tritt in diesem Lebens- und Charakterbilde zuerst mit einer umfassenden Monographie in die Oeffentlichkeit. Er zeigt eine genaue Detailkenntniß der ganzen vorhandenen Literatur über Kaiser Joseph und hat diese benutzt, ohne gerade gewissen Ansichten sklavisch zu huldigen, vielmehr ist Wendrinsky's Urtheil scharf, zuweilen vielleicht sogar etwas ungerecht, er verhimmelt keineswegs die Persönlichkeit Joseph's, rügt, wo seine, des Verfassers Ueberzeugung etwas zu rügen findet, wird aber auch allem

Großen und Bedeutenden, was der Kaiser geschaffen hat, gerecht; stets hat er den Ausspruch Forster's vor Augen, der auch als Motto auf dem Titelblatt steht: „Aus der Fackel seines Geistes ist ein Funke in Oesterreich gefallen, der nie erlöschen wird." Mit besonderer Ausführlichkeit sind die Kapitel über die Censur und den Zustand der österreichischen Literatur unter Joseph, über das Toleranzpatent und die Klösteraufhebung, über die Justizgesetzgebung und über die Beziehungen des Kaisers zu den Freimaurern gehalten. Von großem Interesse erscheinen auch die Schlußkapitel: „Joseph's Tod und seine Charakteristik" und „Joseph's II. Denkmale. Joseph in der Dichtung." Leider ist die Sammlung der Lieder und Gedichte auf Joseph etwas mager ausgefallen, existiren deren doch viele hunderte. Sehr praktische Beigaben des Buchs sind zwei genealogische Tafeln des Hauses Habsburg und eine übersichtliche Regententafel für die Zeit Maria Theresia's und Joseph's II. Dem schön ausgestatteten Werke ist Joseph's Porträt in trefflicher Radirung beigegeben nebst einem Facsimile seiner Handschrift.

4. Historische Bibliothek für die Jugend, herausgegeben von A. Egger von Möllwald. Zehntes bis dreizehntes Bändchen. Wien, Hölder. 1878—80. 8. 4 M. 60 Pf.

Obgleich die „Historische Bibliothek für die Jugend" vornehmlich pädagogischen Zwecken gewidmet ist, wie schon die Herausgabe durch den als trefflichen Pädagogen in und außerhalb Oesterreichs bekannten Director des Theresianum-Gymnasiums in Wien, A. Egger, andeutet, so kann doch das Unternehmen auch weitern Kreisen auf das beste empfohlen werden. Wie die früher erschienenen, so bringen auch die vorliegenden Bändchen frisch und anmuthig geschriebene Lebenscharaktere und andere Schilderungen, welche sich zumeist auf dem Gebiete der österreichischen Geschichte bewegen. Ohne oberflächlich zu sein, ist die Darstellung eine durchsichtige und klare und insbesondere auch dahin gerichtet, dem Stoff das möglichste Interesse abzugewinnen. Daß die behandelten Persönlichkeiten und Stoffe gut gewählt sind, zeigen wieder diese vier Bändchen. Freiherr von Herberstein, der berühmte Staatsmann, Schriftsteller und Reisende, der zum Theil unter Maximilian's Regierung lebte, hat in K. J. Schober einen gewandten Darsteller gefunden. Edmund Aelschker hat, wie schon früher einmal Maria Theresia vor ihrer Thronbesteigung, nunmehr sich auch die Regierungszeit der großen Regentin zum Vorwurf seiner Darstellung genommen und den Stoff in sehr anziehender Weise gestaltet. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die „Bilder aus der Vergangenheit der Siebenbürger Sachsen" von K. Reissenberger, in denen der durch seine frühere Arbeiten über Siebenbürgen bereits aufs beste bekannte Verfasser von der Zeit der Sachsen-Einwanderungen in dieses äußerste deutsch-österreichische Gebiet an bis ins 18. Jahrhundert eine Reihe überaus bemerkenswerther historischer und culturhistorischer Skizzen vorführt, welche helle Streiflichter auf das Leben und die mannichfaltigen Drangsale des wackern Sachsenvolks in Siebenbürgen werfen und jedem Freunde historischer Lektüre insbesondere empfohlen werden können. Schindl's „Andreas Hofer" endlich behandelt einen allerdings nicht neuen Stoff, führt aber mit großer Wahrheitstreue und genau den historischen Quellen folgend den Lebenslauf des ruhmvoll für seinen Kaiser und sein Vaterland gestorbenen Helden vor. Die folgenden Hefte sollen insbesondere Persönlichkeiten aus der neuesten Geschichte Oesterreichs gewidmet sein, wodurch das Interesse für diese „Historische Bibliothek" nur noch gesteigert werden kann, die jeden, der in schlichtem Gewande gute geschichtliche Lektüre sucht, gewiß vollkommen befriedigen werden.

5. Die Länder Oesterreich-Ungarns in Wort und Bild. Herausgegeben von Friedrich Umlauft. Zweiter Band: Das Erzherzogthum Oesterreich ob der Enns von Ferdinand Grassauer. — Dritter Band: Die gefürstete Grafschaft Tirol und Vorarlberg von J. M. Jüttner. Wien, Gräser. 1879—80. 8. Jeder Band 2 M. 40 Pf.

Man könnte diese Sammlung ein geographisches Seitenstück zu der ebenbesprochenen historischen nennen. Auch sie erfreut sich eines tüchtigen und gewandten Herausgebers. Die „Länder Oesterreich-Ungarns" sind darin einzeln nach ihrer Lage, Bodenplastik, Bewässerung, nach ihrem landschaftlichen Charakter, nach ihren Producten und Bewohnern geschildert; dabei fließen aber auch Geschichte und Sage in entsprechender Weise mit ein, und es wird auch namentlich hervorragender Männer gedacht, die ihrer engern Heimat oder dem ganzen Vaterlande zu Nutz und Frommen gewirkt haben. Dabei ist nicht der trockene Ton der Beschreibung, auch nicht die weniger anziehende Form streng systematischer Anordnung des Stoffs angewandt, es wird vielmehr das Interesse des Lesers durch lebendige und frische Schilderung und durch wohlthuende Abwechselung rege erhalten. Jeden Band zieren zahlreiche Abbildungen in Holzschnitt und ein die Hauptstadt des betreffenden Landes darstellender Farbendruck. Der zweite Band enthält die Schilderung und Beschreibung des Landes Oesterreich ob der Enns von dem bekannten österreichischen Topographen Ferdinand Grassauer, der dritte Band die Darstellung Tirols und Vorarlbergs von J. M. Jüttner. Da diese Bände die betreffenden Provinzen mit großer Genauigkeit behandeln und insbesondere auch allen Merkwürdigkeiten darin ihre Aufmerksamkeit widmen, so sind sie, natürlich in einem ganz andern Sinne als Bädeker's Reisehandbücher, Reisenden, welche Land und Leute genauer kennen lernen wollen, besonders zu empfehlen, zumal die frische lebendige Darstellungsweise die Lektüre nicht nur belehrend, sondern auch unterhaltend macht. Auf den vierten Band, welcher das Herzogthum Steiermark behandelt, wurde in d. Bl. bereits hingewiesen.

Anton Schlossar.

Geologische Literatur.

Je schwieriger es ist, in einer Wissenschaft, die noch zum Theil auf ziemlich dunkeln, in weite Ferne schweifenden Pfaden wandelt, wie die Geologie, den verschiedenen Bemühungen zu folgen, die zur endlichen Erreichung gewisser Ziele angestrebt werden, während ihre Aufgabe fast täglich sich erweitert und zugleich die Zahl ihrer Pfleger sowie die Wahrscheinlichkeit der errungenen Erfolge immer größer wird: um so nützlicher und daher erwünschter muß eine kurze Aufzeichnung von dem sein, was innerhalb gewisser Zeitabschnitte in solcher Wissenschaft Neues gefunden, gefolgert, als Thatsache erkannt und zum Gesetz erhoben, was dagegen von Altem berichtigt, wenn nicht gar als unhaltbar gänzlich beseitigt worden, dafern solches unter specieller Hinweisung auf diejenigen Vorgänge und Wahrnehmungen geschieht, in welchen die verschiedenen Aufzeichnungen ihre Begründung finden, wenn also namentlich überall die bezügliche Quellenliteratur angegeben wird.

Ein solches Repertorium für Geologie bietet die kleine Schrift:

Die Fortschritte auf dem Gebiete der Geologie. (Separat-Ausgabe aus der Vierteljahrs-Revue der Naturwissenschaften von Hermann J. Klein.) Nr. 4. Köln, Mayer. 1880. 8. 3 M. 60 Pf.

Dieses vierte Heft umfaßt den Zeitraum 1878—79, nachdem seit dem Jahre 1875 bereits drei, den Zeitabschnitten 1872—73, 1874—75, 1876—77 gewidmete Hefte vorausgegangen sind. Das vorliegende Heft enthält zugleich ein Sachregister für die Hefte 1—4, sodaß mit demselben ein bestimmter Cyklus dieser Berichte seinen Abschluß findet. Referent hat dieser kleinen Schrift bereits seit ihrem ersten Erscheinen mit Aufmerksamkeit zu folgen Veranlassung gehabt und es ist derselbe dem kleinen Buche um so mehr geneigt geblieben, als noch keins der betreffenden Hefte ihn unbefriedigt gelassen hat. Und wenn er zum Zwecke der Aufsuchung einzelner Gegenstände bisher ein entsprechendes Sachregister ungern vermißt hat, so ist diesem Mangel in dem neuesten Hefte zum wenigsten den Hauptgegenständen nach abgeholfen, während ihm allerdings bedünken will, als ob das Sachregister noch etwas vollständiger sein könnte.

Dieses neueste Heft läßt übrigens durch den im Vergleich zu seinen Vorgängern wesentlich größern Umfang ohne weiteres erkennen, daß die jüngste Vergangenheit in der hier fraglichen Wissenschaft productiver als die vorausgegangene gewesen ist (das erste und zweite Heft enthalten je 141 Seiten Text, das dritte 201 Seiten, das vierte 226 Seiten), was bei den zur Zeit im Gange befindlichen geologischen Landesuntersuchungen, den vielseitigen privaten Ermittelungen über Gebirgsbildung und Gliederung, über Erdbeben und Vulkane, den eifrigen Durchforschungen jedes neu erschlossenen Gebiets vorzeitlicher Faunen und Floren, den immer mehr sich erweiternden mikroskopischen Untersuchungen sowol im Bereiche todter Gesteinsmassen selbst als der darin vergrabenen Reste einstigen animalen und pflanzlichen Lebens u. s. w. kaum anders zu erwarten gewesen, zumal die Geologie, immer exacter und daher tiefer eindringend, seit einigen Jahren in recht erfreulicher Weise sogar experimental zu Werke geht, worüber wahrscheinlich das nächste Heft Specielleres zu berichten haben wird. Die mit sichtlichem Fleiße und kritischem Auge bearbeiteten Hefte verdienen in der That um so mehr Anerkennung, als ja das geologische Wissen den Beruf in sich trägt, den verschiedenen Sphären der menschlichen Gesellschaft immer dienstbarer zu werden. Denn auch von der Geologie gilt der Satz: „Auf der Höhe ihres Ursprungs und ihrer Ausbildung vermag die Wissenschaft zwar Bewunderung zu erregen; allein Dank wird sie nur ernten, wenn sie in das öffentliche Leben herabsteigt.“ Dank daher auch dem Herausgeber dieses Repertoriums, durch welches das Herabsteigen des geologischen Wissens in die verschiedenen Kreise der Gesellschaft theils unmittelbar, theils mittelbar erleichtert wird.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Wir haben bereits der neuen Gabe gedacht, mit welcher Ferdinand Gregorovius den Weihnachtstisch schmückt, seiner interessanten Biographie „Athenaïs“, die bereits in zweiter unveränderter Auflage erschienen ist. Vor kurzem erst erschien seine Dichtung „Euphorion“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) in vierter Auflage; es ist erfreulich, daß poetische Schöpfungen von künstlerischem Werth noch so vielen Anklang beim Publikum finden. Auch die Kunst der Zeichner hat sich von der Dichtung inspiriren lassen. Marie Rehsener hat „Silhouetten zu Gregorovius' «Euphorion»“ gezeichnet, die in demselben Verlag wie die Dichtung erschienen sind und die einzelnen poetischen Bilder durch Figuren und Gruppen von sinnvoller Bedeutung illustriren. Was man von Silhouetten verlangen darf, ist, daß sie einer Situation durch das Geberdenspiel klaren Ausdruck geben: es darf der Sinn für das charakteristisch Bezeichnende in Haltung und Bewegung nicht fehlen. Dies ist dem Album der Marie Rehsener nachzurühmen. Gregorovius hat außerdem soeben eine kleine Schrift veröffentlicht: „Korfu, eine jonische Idylle.“ Die reizende Schilderung der jonischen Insel ist bereits den Lesern von „Unsere Zeit“ bekannt; sie ist in mehrere griechische Journale übergegangen und wendet sich jetzt in selbständigem Abdruck an das deutsche Lesepublikum. Die stilistischen Vorzüge des Autors, der Duft und Zauber seiner Landschaftsschilderungen fesseln von neuem in diesem sonnig heitern Bilde der jonischen Insel.

— Von dem „Geographisch-statistischen Handbuch der österreichisch-ungarischen Monarchie" von Professor Friedrich Umlauft (Wien, Hartleben) liegen sieben Lieferungen vor. Es ist eine zweite vollständig umgearbeitete Auflage, welche besonders auf die Resultate der neuesten Volkszählung Rücksicht nimmt und auch das Occupationsgebiet Bosnien schildert. Die mehr wissenschaftlichen und statistischen Mittheilungen sind oft durch frische Charakterbilder und Landschaftsschilderungen unterbrochen, deren Eindruck durch zahlreiche gute Illustrationen verstärkt wird.

— In brillanter Ausstattung erscheint das „Neue Universum" (Stuttgart, Spemann), von welchem je zehn Hefte à 50 Pf. einen Band bilden. Die wichtigsten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten sollen hier gesammelt werden; die wunderbaren Errungenschaften der Gegenwart, das rastlose Vorwärtsstreben unserer Zeit den Gebildeten in Wort und Bild vor Augen zu führen, ist das Ziel dieses Familienbuchs. Nicht der speciell wissenschaftlich Gebildete, sondern jeder, der Sinn hat für die menschliche Thätigkeit, ist als Leser des „Universums" ins Auge gefaßt. Aus dem uns vorliegenden ersten Bande des Unternehmens heben wir folgende Themata hervor: Magnetische Geheimschrift, Photographie zu Kriegszwecken, das Topophon, Mouchot's Sonnenmaschine, die elektrische Eisenbahn in Berlin, die höchste Gebirgseisenbahn, der elektrische Zügel, eine selbstrechnende Wage. Die Schilderungen sind instructiv, anschaulich und verhältnißmäßig populär gehalten; jede nebenherlaufende Parteitendenz ist ausgeschlossen. Das Ganze ist mehr als eine blos buchhändlerische Speculation.

— In dem geographischen Verlag von J. Wurster u. Comp. in Zürich erscheint „Der Beobachter, allgemeine Anleitung zu Beobachtungen über Land und Leute" (für Touristen, Excursionisten und Forschungsreisende) von Kaltbrunner, vollständig in zehn Lieferungen. Wenn in unsern Tagen das Reisen eine ungemeine Ausdehnung gewonnen hat, so kommt jedenfalls viel darauf an, daß man viel und richtig zu sehen verstehe. Eine Anleitung hierzu gibt das vorliegende Werk in sehr ausführlicher Weise. Es handelt zunächst von der Vorbereitung auf das Reisen und bespricht sodann alle Beobachtungen und Untersuchungen, welche man auf Reisen machen kann. Das Buch wendet sich nicht an den Fachmann, sondern an die Gebildeten überhaupt; es ist mit großem Fleiß gearbeitet und ist jedenfalls eine werthvolle Bereicherung der touristischen Literatur. Gewiß darf es als das umfassendste und vollständigste seiner Art gelten und sei darum allen denjenigen empfohlen, welche auf Reisen in Deutschland beobachten und sich bilden wollen.

— Zwei Reiseschilderungen liegen uns vor: „Die italienische Reise des Rector Müßlin" (Zürich, Schmidt) und „Ein Winter in Griechenland (1879—80)" (Leipzig, B. G. Teubner). Irgendwelche wissenschaftliche oder künstlerische Ausbeute gewähren diese Erlebnisse nicht; sie gehören ihrer ganzen Fassung nach in das Feuilleton von Zeitungen. Von diesem Standpunkt aus gewürdigt kann man gern zugeben, daß sie eine leichte angenehme Unterhaltung für ein paar arbeitsfreie Minuten bieten. Da wir über Griechenland noch keinen Bädeker besitzen, so kann die vorliegende kleine Studie einigermaßen als Vorarbeit zu einem solchen gelten. Vielleicht lassen sich beide Bücher in Volksbibliotheken größerer Städte mit Erfolg verwenden; der Schauplatz, welchen sie schildern, hat ja für alle Gebildeten einen unvergänglichen geheimnißvollen Reiz, und gern wandert man an der Hand solcher Führer durch die classischen Gefilde, wenn man an seine heimatliche Scholle gebannt bleiben muß.

— Von den „Erinnerungen aus meinem Leben" von Freiherrn von Friesen (Dresden, Baensch), die so viel Staub aufgewirbelt haben, liegt eine zweite Auflage vor, in welcher der Verfasser thatsächliche Irrthümer, auf welche er aufmerksam gemacht worden ist, verbessert hat, im übrigen aber seinen Standpunkt gegenüber den Angriffen des Grafen Beust in der Vorrede energisch wahrt.

— Von der illustrirten Ausgabe von Ariost's „Orlando furioso", Uebersetzung von Hermann Kurz (Breslau, Schottländer), auf die wir in der letzten Nummer hinwiesen, ist uns jetzt die 31. bis 45. Lieferung zugegangen und soll das empfehlenswerthe Prachtwerk noch vor Weihnachten complet ausgegeben werden.

Bibliographie.

Baumann, F. L., Geschichte des Allgäus von den ältesten Zeiten bis zum Beginne des 19. Jahrhunderts. 3tes Hft. Kempten, Kösel. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Gävelin, G., Mußestunden im Blumenthale. Gedichte eines Alt-Elsässers. 1ste Sammlung. Gebweiler, Boltz. 1882. 8. 3 M.

Geibel, E., Echtes Gold wird klar im Feuer. Ein Sprichwort. Schwerin, Hildebrand. 1882. 8. 1 M. 25 Pf.

Goitzsch, A., Der Feenstein. Ein Märchen aus der Jetztzeit. Dramatisches Gedicht in 2 Thln. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 3 M.

Görner, C. A., Sonst und Jetzt. Ein Mosaik-Festscherzspiel. Aufgeführt zur Vorfeier des 50jährigen Directions-Jubiläums des Herrn Ch. Maurice, den 30. September 1881. Musik von Mohr. Hamburg, J. F. Richter. 12. 2 M.

Gregorovius, F., Korfu. Eine ionische Idylle. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 1 M. 80 Pf.

Hartmann, E. v., Das religiöse Bewusstsein der Menschheit im Stufengang seiner Entwickelung. Berlin, C. Duncker. 1882. Gr. 8. 10 M.

Heintze, A., Die deutschen Familien-Namen geschichtlich, geographisch, sprachlich. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1882. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Hellmuth, Martha, Gedichte. Berlin, A. Duncker. 1882. 8. 3 M.

Hermann, O., Judenverfolgung und Psychiatrie. Budapest, Grill. Gr. 8. 80 Pf.

Hofman, R., Die praktische Vorbildung zum höheren Schulamt auf der Universität. Leipzig, Edelmann. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Hügelshauser, J., Novellen aus Nordamerika. Für Diejenigen, welche wissen wollen, wo und wie sich ihre hingeschiedenen Geliebten befinden. Berlin, Steinthal. 8. 2 M.

Inama-Sternegg, K. T. v., Das Zeitalter des Credits. Prag, Tempsky. 8. 48 Pf.

Ungedruckte Jugendbriefe des Wandsbecker Boten. Mitgetheilt von C. Redlich. Hamburg, O. Meissner. 4. 2 M.

Kalsch, A., König Winter. Ein Märchen. Leipzig, Barth. 12. 2 M. 50 Pf.

Keck, K., Liebestreu. Dramatisches Gedicht. Leipzig, Johannssen. 1882. 16. 2 M.

Köppen, F. v., Männer und Thaten. Vaterländische Balladen. Mit Holzschnitten nach Original-Zeichnungen von W. Camphausen, W. Friedrich, H. Lüders, A. v. Werner u. A. Leipzig, A. Dürr. Gr. 4. 6 M.

Loiens, P., Das Haus Prozzius. Ein Charakterbild aus der modernen Gesellschaft. Mainz, Kirchheim. 8. 4 M.

Lindau, P., Theater. 4ter Bd. (Gräfin Lea. Verschämte Arbeit.) Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 4 M. 50 Pf.

Lucretius. Deutsch von M. Seydel (M. Schlierbach). München, Oldenbourg. Gr. 8. 3 M.

Lund, T., Das tägliche Leben in Skandinavien während des 16. Jahrhunderts. Eine culturhistorische Studie über die Entwickelung und Einrichtung der Wohnungen. Deutsche, vom Verfasser besorgte Ausgabe. Kopenhagen, Hoest u. Sohn. 1882. Gr. 8. 9 M.

Marshall's, Emma, ausgewählte Erzählungen. 2ter Bd.: Ein Frauen-Tagebuch. Aus dem Englischen. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 1 M. 80 Pf.

Martin, B., Karl Christian Friedrich Krause's Leben, Lehre und Bedeutung. Mit Krause's Bildniss nach Hähnel's Büste. Leipzig, Findel. Gr. 8. 4 M.

Memoiren eines Theerkessels. Vom Verfasser der „Sommersprossen". Leipzig, Barth. 1882. 8. 3 M.

Mohr, Marie L. P., Leonora Malaspina. Tragödie. Stuttgart, Richter u. Kappler. Gr. 8. 4 M.

Musenalmanach für 1882. Eine Sammlung von Original-Poesieen, herausgegeben von A. Heinze und P. Heinze. Dresden-Striesen, Heinze. 12. 4 M.

Neumann, C., Geschichte Roms während des Verfalles der Republik. Vom Zeitalter des Scipio Aemilianus bis zu Sulla's Tode. Aus seinem Nachlasse herausgegeben von E. Gothein. Breslau, Koebner. Gr. 8. 12 M.

Riemann, A., Eine Emancipirte. Roman. Neue veränderte Ausgabe. 2 Bde. Stuttgart, Bonz u. Comp. 12. 5 M.

Nur selig. Erzählung aus dem Leben von A. v. S. Barmen, Klein. 8. 3 M.

Oelschläger, H., Novellen in Oktaven. Leipzig, Staackmann. 1882. 12. 6 M.

Ratzinger, G., Die Volkswirthschaft in ihren sittlichen Grundlagen. Ethisch-sociale Studien über Cultur und Civilisation. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 7 M.

Tissot, V., Die Reise in's Zigeuner-Land. Von F. W. Diez. Leipzig, Greßner u. Schramm. Gr. 8. 3 M.

Anzeigen.

(Mit einer Beilage: **Literarischer Anzeiger**, Nr. 1.)

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf von Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 52. — 29. December 1881.

Monographisches in Lebensläufen, Memoiren und Briefen.

1. Deutsche Geschichts- und Lebensbilder. Drittes Bändchen: August Hermann Francke. Zeit- und Lebensbild aus der Periode des deutschen Pietismus von Armin Stein (H. Nietschmann). Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1880. 8. 2 M. 70 Pf.

Da steht in Halle an der Saale das große Haus der Francke'schen Stiftungen, „eine steinerne Predigt von der Macht des Gottvertrauens und von der Glut erbarmender Liebe". Wer hat von den Francke'schen Stiftungen nicht sprechen hören, wer nicht von August Hermann Francke? Aber im engern Sinne, in allen nähern und persönlichen Beziehungen und Verhältnissen — wie vielen ist Francke doch ein Unbekannter! Und wenn auch der äußere Lebenslauf des Mannes vielen bekannt ist, wie wenige mögen es sein, die seine innere Entwickelung verstehen und seine Geistesgröße zu würdigen wissen! Und wenn es nun gar Darstellungen seines Lebens gibt, welchen das tiefere Verständniß dieses seltenen Mannes mehr oder weniger abgeht, wenn selbst ein Theologe wie der selige Tholuck auf Kosten Spener's einen Francke verkleinert — war es da nicht an der Zeit, aufs neue von ihm zu erzählen?

Zwar die gelehrte Welt mag sich bescheiden an dem, was Guericke in seiner Denkschrift zur Feier des zweihundertjährigen Todestags Francke's gegeben, und was vor allem der gründliche Francke-Forscher Geheimrath Kramer zuerst in seinen „Beiträgen zur Geschichte A. H. Francke's", sodann in seiner unter der Presse befindlichen ausführlichen Biographie desselben an das Licht gefördert; aber für das große Publikum hatte bisher nur selten jemand über den vortrefflichen Mann geschrieben.

Es ist daher verständlich, wenn die Buchhandlung der Francke'schen Stiftungen sich mit dem Gedanken trug, ein volksthümliches Lebensbild des großen Mannes aufs neue zeichnen zu lassen. Die Wahl fiel aus naheliegenden Gründen auf den obengenannten Autor, der nun sein pietätvoll entworfenes und ausgearbeitetes Werk „der Bildungsstätte seiner Jugend in unvergeßlicher Dankbarkeit als ehemaliger Zögling" gewidmet hat. Man merkt dieser Biographie an, daß sie mit dem Herzen geschrieben ist. „So wird ja von dem Baum auch wol etliche Frucht fallen" — hofft der Verfasser, und wir zweifeln keinen Augenblick daran.

2. Karl Georg von Wächter. Von Bernhard Windscheid. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1880. Gr. 8. 2 M.

Diese Broschüre gibt im wesentlichen den Inhalt eines Vortrags wieder, welchen der Professor der Jurisprudenz Geheimrath Windscheid bei Gelegenheit einer von der leipziger juristischen Facultät zu Ehren des am Anfange des Jahres 1880 verstorbenen Rechtslehrers von Wächter veranstalteten Gedächtnißfeier am 29. Februar 1880 in der Aula der Universität Leipzig gehalten hat.

Windscheid hätte eine Schilderung der wissenschaftlichen Thätigkeit Wächter's nach ihren verschiedenen Richtungen — wie er selbst im Vorwort sagt — „nicht unternehmen dürfen, wenn mir nicht meine Freunde Stobbe und Binding ihre Unterstützung zugesagt hätten. Mit ihrer Bewilligung gebe ich deren Mittheilungen im Wortlaut wieder. So gestaltet sich diese kleine Schrift zu einem gemeinschaftlichen Denkmal der Pietät."

Von einem der genannten beiden gelehrten Mitarbeiter Windscheid's und ehemaligen leipziger Schüler Wächter's und zugleich auch Albrecht's, der neben letzterm an derselben Alma mater thätig und wirksam gewesen, rührt denn auch jener Vergleich, oder besser jene scharf charakterisirende Gegenüberstellung der zwei großen Rechtslehrer her, die wir unserm Bericht hier einfügen wollen:

Einen geradezu merkwürdigen Gegensatz zeigen die beiden größten juristischen Lehrer jener Periode (der vierziger und funfziger Jahre). Albrecht, welcher dem Zuhörer kühl, abgemessen, vornehm gegenübertritt und demselben mit einer gewissen gräm-

lichen Absichtlichkeit zu Gemüthe führt, wie wenig er noch verstände, verschmäht alles Detail und behandelt nur die obersten Fragen mit Vorliebe. In kunstvoller Weise führt er sein Gebäude auf, jeder Satz, jeder Uebergang ist auf das sorgfältigste vorbereitet. Nur die Vorgeschrittenern vermögen ihm zu folgen. Auf der andern Seite Wächter mit seiner fast unruhigen Lebhaftigkeit, seinem sprudelnden und jovialen Wesen, mit dem Geschick der Popularität, mit der Schwundlosigkeit und Natürlichkeit der Rede; nichts soll unerörtert bleiben, für alles soll der zukünftige Richter eine Anleitung erhalten. Jener hob seine Zuhörer auf eine Höhe, auf welcher sie sich ohne ernsteste eigene Arbeit nicht behaupten konnten. Dieser stellte sich mit ihnen auf denselben Boden und suchte sie schrittweise für die Aufgaben der Praxis vorzubereiten. Er wollte nicht wie Albrecht den Zweifel aussäen, sondern Kenntnisse überliefern und Fertigkeiten ausbilden.

3. Aus dem literarischen Nachlaß von Johann Ludwig Mosle, großherzoglich oldenburgischem Generalmajor. Mit einem kurzen Lebensabriß. Herausgegeben in Anlaß der hundertjährigen Stiftungsfeier der Literar-Gesellschaft in Oldenburg. Oldenburg, Schulze. 1880. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.

Ueber die oldenburgische Literar-Gesellschaft — warum nicht lieber Literarische Gesellschaft? — hat Referent schon früher einmal in d. Bl. berichten und den Leser unterhalten können. Es geschah bei Besprechung des Jansen'schen Buchs: „Aus Oldenburgs vergangenen Tagen.“ Die Gesellschaft ist ein engerer, aus höchstens zwölf Mitgliedern bestehender Verein, der sich wöchentlich bei einem seiner Mitglieder versammelt, gegründet im December 1779 durch G. A. von Halem. Was bei Jansen über sie gesagt ist, wird ziemlich das Einzige sein, was über die Gesellschaft als solche bisher in die Oeffentlichkeit gelangte. Wohl haben ihre Mitglieder vielfach in das öffentliche Leben eingegriffen, sie selbst aber hat ihre private Intimität niemals verleugnet.

Als nun im December 1879 die Feier des hundertjährigen Bestehens der Gesellschaft herankam, wurde in ihrem Schos der Wunsch laut, einem Mitgliede, welches ihr einundvierzig Jahre angehört hatte, dem ihr zwei Jahre früher, im October 1877, durch den Tod entrissenen Johann Ludwig Mosle, ein Andenken zu stiften, und der Senior des Vereins, Otto Lasius, übernahm es, einen Einblick in des Verstorbenen wirkungsvolles Leben und in einen Theil seines schriftlichen Nachlasses zu eröffnen, der für diesen Zweck in des Genannten Hand gelegt worden. So entstand obiges Buch. Freilich hatte der Generalmajor Mosle seine specielle, auf Land und Stadt Oldenburg sich einschränkende Bedeutung; dennoch verdient in allgemeinerm Sinne auch weitern Kreisen das Bild eines Mannes bleibend vor Augen gestellt zu werden, der von früher Jugend bis zum späten Alter das Ziel der deutschen Einheit unverrückt und klaren Blicks verfolgte, wie weit auch bisweilen die Richtungen, welche Beruf und gesellschaftliche Stellung ihm anwiesen, scheinbar davon abweichen mochten.

Besonders leuchtend trat dies sein Streben während einer „diplomatischen Zwischenzeit 1848—51“ hervor. Als in ersterm Jahre in Frankfurt a. M. eine neue provisorische Bundesversammlung mit erweiterten Befugnissen eingesetzt wurde, beauftragte der Großherzog Paul Friedrich August von Oldenburg am 17. April Mosle (ein Landeskind, geboren in Varel als zweiter von elf Söhnen des Amtsrichters und Kanzleiraths Alexander Mosle und einer Gastwirthstochter), jener Versammlung beizutreten, welche ihn dann zum Referenten im Ausschuß für Militärangelegenheiten bestellte, dem die Sicherung gegen Angriffe von außen, aber auch gegen revolutionäre Bewegungen im Innern übertragen war. Von der Centralgewalt wurde Mosle mehrfach mit Missionen, wiederholt z. B. nach Wien, betraut. Als dann 1849 beim Zerfall der frankfurter Institutionen Preußen, Hannover und Sachsen das Dreikönigsbündniß schlossen, wurde Mosle von seiten Oldenburgs den zur nähern Berathung der vorgeschlagenen neuen Reichsverfassung in Berlin zusammentretenden Bevollmächtigten deutscher Staaten, sowie auch im September dem Verwaltungsrathe der verbündeten deutschen Regierungen als Bevollmächtigter zugeordnet. Daran knüpften sich im März 1850 die Verhandlungen des erfurter, zum Volks- und Staatenhause berufenen Parlaments, sowie des von Friedrich Wilhelm IV. zum Mai nach Berlin berufenen Fürstencongresses, bei welchen allen Mosle fortwährend beglaubigt war und die Oldenburg betreffenden Verhältnisse zu vertreten hatte — was er in einer nicht blos von seiner Staatsregierung, sondern auch von den andern Staatsmännern höchlich anerkannten Weise that, welche die Interessen der mittlern und kleinern Bundesstaaten wahrnahmen. Namentlich sind hier die im Verwaltungsrathe von Mosle angestrengten Bemühungen zu erwähnen, die Grundzüge einer deutschen Wehrverfassung festzustellen, sowie die nach einem vielverheißenden Anfang bald nur noch nothdürftig erhaltene deutsche Flotte vor gänzlichem Verderben zu retten.

In die berliner Zeit fällt eine Unterredung, welche der König Friedrich Wilhelm IV. Mosle gewährte, als dieser im Auftrage des Großherzogs einen Brief persönlich zu übergeben hatte, in welchem derselbe seinen Dank aussprach für die ihm völlig überraschend gekommene Ernennung zum Chef eines preußischen Infanterieregiments und zum preußischen General der Infanterie. Wohl hatte der Großherzog zu erkennen geglaubt, daß diese unerwartete Gunstbezeigung eine Antwort ohne Worte auf einen Brief sein solle, in welchem er in der ernstesten und eindringendsten Weise, „wie der Mann zum Mann“, sich gegen den ihm von dem Feldzuge von 1813 her sehr werthen und vertrauten König ausgesprochen und dem Schmerz und Unwillen Ausdruck gegeben hatte, mit dem der Versuch ihn erfülle, die Unionsverfassung aufgeben, die Union selbst aber festhalten zu wollen. Der Großherzog wünschte nun dem König Gelegenheit zu geben, über den Grund der unerwarteten Ernennung sich zu äußern. Wie dies am 6. Februar 1851 auch gründlich geschah, hat Mosle in einem der Literar-Gesellschaft in Oldenburg am 30. December desselben

Jahres (also noch bei des Königs Lebzeiten) gehaltenen Vortrage ausführlich entwickelt und darin einen charakteristischen Beitrag zur Geschichte der Zeit und des Königs niedergelegt.

Friedrich Wilhelm IV. hatte bei Hoffestlichkeiten, Galatafeln u. dgl., welchen Mosle in seiner Gesandtenstellung, wenn man so sagen darf, beiwohnte, noch nie speciell an ihn das Wort gerichtet, überhaupt keine persönliche Notiz von ihm genommen. Doch sollte letzterer Berlin nicht verlassen, ohne einen vollen Eindruck von der eigenthümlichen, merkwürdigen Persönlichkeit des Königs zu erhalten. Die Umstände fügten es, daß Friedrich Wilhelm IV. in erwähnter Audienz die frühere absichtliche oder zufällige Kälte ablegte und zu Mosle sich in durchaus vertraulicher Weise aussprach. Man höre nur, was er sprach! Es ist höchst charakteristisch. So äußerte unter anderm sich der König:

Sie reden von der Bestimmung Preußens für Deutschland. Ich gebe Ihnen das vollkommen zu; aber sehen Sie, wie man gegen uns gesinnt ist in den Königreichen z. B., was wir als Pflicht und Bestimmung auffassen, wird uns dort als Eigennutz und Ehrgeiz ausgelegt. Du lieber Gott, Ehrgeiz! Ich habe wahrlich nicht den Ehrgeiz, mich in fremde Angelegenheiten zu mischen; die Last, an der ich schon trage, ist vollkommen hinreichend für meine Schultern. Auch verstehe ich Preußens Aufgabe keineswegs so, daß es auf dem ersten Platz stehen soll, so sehr ich der Meinung bin, daß ihm die Leitung der innern Angelegenheiten im eigentlichen Deutschland zukommt. Aber das, was man im Mittelalter das imperium nannte, muß bei Oesterreich bleiben. Auch im Mittelalter haben sich die Kaiser um die innern Angelegenheiten des Reichs wenig bekümmert, und nur das Zusammenhalten der einzelnen Theile gewahrt und das Recht des Aufgebots gegen große gemeinsame Gefahren gehabt. Es ist von höchster Wichtigkeit und Bedeutung, daß Deutschland und Oesterreich nicht auseinanderfallen, sondern mit den andern anliegenden germanischen Staaten ein großes Ganzes unter allgemeiner Oberleitung Oesterreichs bilden. Nur so wird man den ungeheuern Gefahren gewachsen sein, welche Deutschland und Mitteleuropa drohen. Diese Gefahren sind im gegenwärtigen Jahrhundert die Anarchie und Auflösung aller göttlichen und menschlichen Ordnung, die von Frankreich ausgeht, im nächsten Jahrhundert der Absolutismus und das Knutenregiment von Rußland....

Und im weitern Verlauf des Gesprächs, nach einer Zwischenbemerkung Mosle's, daß es freilich nun sehr schwierig sein möge, die einmal eingeschlagene Bahn der Nachgiebigkeit gegen Oesterreichs Forderungen wieder zu verlassen, und wie es viele Freunde Preußens und Deutschlands bedauerten, frühere günstige Lagen und Umstände nicht rasch benutzt gesehen zu haben, sah der König den Sprecher wie verwundert an und sagte dann mit einem gewissen Nachdruck:

Sie denken an Frankfurt und an die Angelegenheiten Oesterreichs in Ungarn und Italien. Von dergleichen zu profitiren, war nun freilich meine Sache nicht, und jene Lumpenkrone, die man mir bot, konnte ich meiner selbst und der Ehre Preußens wegen nicht annehmen. Sie war meiner unwürdig. Ein anderer hätte vielleicht zugegriffen mit dem Gedanken, nachher schon mit den Bedingungen und mit der sogenannten Verfassung fertig werden zu wollen. Aber so etwas ist gegen meine Grundsätze und Natur.

Mosle erzählt, zum Schluß kommend, weiter:

Ich war eine volle Stunde im Cabinet gewesen. Nach Hause gekommen, notirte ich sogleich die Einzelheiten dieser für mich merkwürdigen Audienz und suchte mir dann den Eindruck auseinanderzulegen, der mir davon geblieben war. Zunächst mußte ich mir sagen, daß ich eigentlich nichts wesentlich Neues erfahren hätte. Die berechnete, gewinnende Haltung, die sehr geläufige und glatte Ausdrucksweise, das Hervorheben edler Motive in der Politik neben dem leichtsinnigen Aufgeben großer Thatsachen und Zwecke, dies Ausgehen von ganz subjectiven Lieblingsideen und Anschauungen, diese nicht aufgegebene Hoffnung, die widerstrebenden Interessen und Gemüther dafür durch bloße Macht der Ueberredung gewinnen zu können, dies Befangensein in den poetisirten Vorstellungen verschwundener Zeiten, dies Wetterleuchten des Geistes nach allen Richtungen der Vergangenheit und selbst der Zukunft, dies leidenschaftliche Sichgehenlassen gegen seine nächsten Umgebungen und Diener — das alles hatte ich zu finden erwartet, und mußte mir sagen, daß das öffentliche, weit verbreitete Urtheil auch hier das Wahre getroffen, und daß der alte Diplomat wieder einmal recht behalte mit seinem tiefen Ausspruch: „Il y a quelqu'un qui a plus d'esprit que personne, c'est tout le monde." Merkwürdig und neu, wenigstens in dieser Stärke und Entschiedenheit, waren mir nur zwei Bemerkungen und Erfahrungen, deren Eindruck sich stets erneuerte, wenn meine Vorstellung zu dem Inhalt und Verlauf des Gesprächs zurückkehrte. Zuerst: es muß ungemein schwer sein, dem König zu widerstehen, sich nicht von ihm gewinnen zu lassen. Der König ist gefährlich für seine Freunde und Diener, wie mir nachher auch von andern Seiten mehrfach bestätigt ist. Er ist kokett und wirkt nicht blos mit männlichen, sondern selbst, wo er gewinnen und besiegen will, mit den weiblichen Mitteln der Bitte, der kleinen Schmeichelei oder der kleinen Laune, des Scherzes, des liebenswürdigen Trotzes u. s. w. Eine zweite Bemerkung und Empfindung war, daß es unmöglich oder doch unendlich schwierig sein wird, diesen Mann zum Aufgeben einer Lieblingsansicht oder gar seines politischen und religiösen Glaubens überhaupt zu bewegen. Er entschlüpft jedem Einwurf, denn er überhört oder ignorirt ihn, und horcht nur auf sich selbst oder auf das, was er die innere Stimme nennt. Wenn er einen großen Zweck beim ersten Hinderniß aufgibt, wenn er eine übernommene Verpflichtung zu erfüllen für bedenklich hält, wenn er eine Zusage zu brechen sich veranlaßt sieht, so erkennt er darin nicht seine eigene Schwäche, sondern die mächtige Hand des Himmels, die ihn demüthigen und dadurch um so mehr heiligen und erheben will. Wo ein großes Werk und die Verwickelungen menschlicher Schuld und Schwäche, die es umgeben, einen festen durchgreifenden Entschluß und ein Wagniß erfordern, dessen er nicht fähig ist, flüchtet er sich hinter die feinsten Distinctionen der privativen Moral und der conventionellen Ehre. Auf diese Weise profitirt er von dem christlichen Ausspruch, daß den Frommen alles zum Heil gereiche, und die Ueberlegenheit, welche ihm Stellung und Geist ohnehin über die Menschen geben, nimmt zugleich die Form der Demuth und des Gehorsams gegen eine höhere Leitung an, um sich gegen jeden Einwurf des allgemeinen Menschenverstandes, gegen jede Beeinträchtigung der eigenen grenzenlosen Subjectivität und ihrer Einbildungen und Vorsätze zu schützen. Einem solchen Charakter ist nicht beizukommen, und man darf sich nicht wundern, wenn er fortfährt, zu thun, zu versäumen, zu verfehlen und zu verwirren, wie er bisher gethan.

4. Dekamerone vom Burgtheater. Mit 25 Porträts. Wien, Hartleben. 1880. 8. 3 M. 60 Pf.

Von den hochpolitischen Ergüssen und Reflexionen eines Königs von Preußen zu den harmlosen Plaudereien, Causerien, ja unschuldigen Klatschereien eines vielköpfigen red-

seligen Schauspielervölkchens ist ein weiter Sprung — wenn es nicht doch als eine Art Verbindungsbrücke dienen kann, daß hier wie dort mit vieler, nicht ungraziöser Selbstgefälligkeit vorgetragen und erzählt wird.

Und wie denn? Das „Dekamerone" des Burgtheaters? Nun, die Erklärung ist sofort zur Hand.

Auf der Bühne des erwähnten allbekannten wiener Theaters war es während einer Probe in dem kleinen Garderobestübchen der Schauspielerinnen, das, wenn nicht die specifische Bestimmung des Ortes dem Männerauge den Zutritt wehrt, zugleich als Nothfoyer den anmuthigen Frauen und muntern Herren dient, welche es dann als Plauderstübchen benutzen. Scherze flogen hierhin und dorthin — aber allgemach senkte sich ein ernsterer Ton auf die Runde, man kam auf der Zeiten Trübsal zu reden, und in raschen Sätzen war man bei dem Thema der Wohlthätigkeitsvorstellungen angelangt: wie schlimm es mit dem zur Verfügung stehenden Repertoire derselben bestellt sei, wie schwierig es sei, Lockendes, Originelles, Packendes für solche Vorstellungen ausfindig zu machen. Mit plötzlichem Einfall warf einer der Runde ins Gespräch hinein:

Ich wüßte euch eine Wohlthätigkeitsvorstellung, welcher die Neuheit zum mindesten nicht abgesprochen werden könnte! Tretet einmal zu wohlthätigem Zweck als Erzähler auf. Erzählt mit der Feder in der Hand, erzählt jeder ein ernstes oder heiteres Erlebniß, laßt einmal nicht die Breter, sondern die Blätter euch die Welt bedeuten. Ihr sollt sehen, wie der Erfolg wird! Dem wohlthätigen Zweck ist er von vornherein gesichert. Ihr könnt euch den euern dazu holen. Machet das Dekamerone vom Burgtheater!

Der Einfall verfing und wurde ausgeführt. Bald lag das „Dekamerone" als Buch vor und binnen wenigen Wochen erschien die zweite, erschien eine dritte Auflage. Anlaßlich der letztern hat Sigmund Schlesinger, welcher der Redaction des Ganzen nicht fern gestanden zu haben scheint, jetzt allerlei hübsche Reminiscenzen aus der Zeit, da das Werk im Entstehen begriffen war, zum Besten gegeben. Es war psychologisch interessant, zu gewahren, wie zaghaft diese Routinirten, auf der Scene so Sichern ihre ersten Schritte auf der Erzählerlaufbahn machten. Schlesinger äußert sich in dieser Beziehung:

Zerline Gabillon hätte gern noch in später Nachtstunde das Blatt wieder aus der Presse holen lassen, um noch eine Correctur anzubringen, ohne welche sie sich und das ganze Unternehmen schrecklich compromittirt fühlte; ihr Mann hatte mitunter etwas Rührendes in der Selbstquälerei seines kritisirenden Pessimismus, welche ihn die im Urtheil unbarmherzigsten und rücksichtslosesten seiner Freunde aufsuchen ließ, ihnen seine Erzählung vorzulesen und zu erfahren, ob denn so etwas wirklich druckfähig sei. Antonie Janisch kam am nächsten Vormittag eilends daher und setzte sich an den Redactionstisch nieder, weil es ihr „in der Nacht keine Ruhe gelassen, doch noch einen andern Schluß zu machen". Sonnenthal hatte noch in München, wohin er nach pünktlicher Ablieferung seines Manuscripts zum Gastspiel gegangen war, telegraphische Schmerzen über ersteres. Welche schwerwiegende Bedenken hatte auch der metaphysisch arbeitende und grübelnde Lewinsky! Und Krastel, der Resolute, wie wenig herzhaft war er, als es galt, die herzhaft und munter geschriebenen Lebensblätter in den Redactions-Löwenrachen zu werfen!

Welch anderer konnte den Vortritt im Erzählen nehmen als der siebenundachtzigjährige Patriarch des Burgtheaters, dem sich die siebenundsiebzigjährige „Mama" desselben zu gesellen hatte. Karl La Roche's und Amalie Haizinger's Manuscripte sind die ersten der Sammlung. Es folgen Adolf Sonnenthal, Karl Meixner, Ludwig und Zerline Gabillon, Ernst und Helene Hartmann, Louis Arnsburg, Luisabeth Röckel, Hermann Schöne, Bernhard Baumeister, Friedrich und Wilhelmine Mitterwurzer, Fritz Krastel, Antonie Janisch, Konrad Hallenstein, Emerich Robert, Marie Straßmann, Theodor Reusche, Cesarine Kupfer, Hugo Thimig, Stella Hohenfels, Josephine Wessely, Joseph Lewinsky. Jeder Plauderei ist Holzschnitt, Porträt und Facsimile der Handschrift, der Namensunterschrift des oder der Betreffenden beigegeben, was dem dauernden Werth des Buchs selbstverständlich noch ein Beträchtliches hinzufügt. Wer aber möchte hier kritische Unterschiede und Rangstufen machen; wer sagen: dieser oder jene hat den Vogel abgeschossen in Bezug auf Interesse des Inhalts, oder auf zu Tage getretenes Erzählertalent? Es gilt einem humanen Zweck, und da hat der Berichterstatter zu referiren, nicht zu beurtheilen.

Fata eunt! Dem einen aus dieser Künstlerschar war ein leichter, müheloser Weg zum Ziel, dem andern Kampf und Widerwärtigkeit des Geschicks vorbehalten. So kann Zerline Gabillon von sich schreiben:

Ich habe eigentlich nichts zu erzählen. Meinen Lebenspfad fand ich, als hätte ihn eine gütige Fee geebnet, klar und sicher mir vorgezeichnet, ja ich mußte zu meinem Kummer gleich zu Anfang meiner Carrière „einer gesicherten Zukunft" entgegensehen.

Dagegen muß Antonie Janisch bekennen:

Nach einer in den traurigsten Verhältnissen verbrachten Kindheit, in deren Schatten nur wenige Sonnenstrahlen fielen, kam es mir in meinem achtzehnten Jahre vor, als hätte ich nichts mehr von Freude und Glück zu erwarten, als wäre mein Dasein abgeschlossen zu einer Zeit, wo andere, den Kinderschuhen kaum entwachsen, das ihrige erst beginnen. Mit 18 Jahren auf eine mit Dornen besäete Lebensbahn zurückblickend, deren Stachel tiefe Wunden in mir gelassen, schauderte ich vor der Zukunft.

Und wieder andere sind Josephine Wessely's Kümmernisse und Freuden. Sie fragt:

Ich soll erzählen, was ich erlebt? In wenige Worte kann ich es zusammenfassen: Sehnsucht nach der Bühne seit frühester Kindheit, noch ehe ich selbst ein Theater gesehen; ermunternder und beglückender Erfolg, seit ich meinem geliebten Beruf angehöre; und ein tiefer Schmerz, wie er zum Trost des Menschen ihn nur einmal im Leben treffen kann — der Verlust meiner edeln, gütigen Mutter, fast zu derselben Zeit, als ich nach dreijähriger Trennung mich für immer mit ihr vereinigt und unter ihrem liebevollen Schutz geborgen wähnte — das ist mein Leben.

Wilhelmine Mitterwurzer, welche hier die Vierte im Bunde sein mag, beginnt dagegen:

Schauspielerkind wie mein Mann, betrat ich schon frühzeitig die Bühne. Das erste Debut erfolgte in meinem dritten Lebensjahre. Es war ein kolossaler Miserfolg.

Diese schelmische Erzählerin, bekanntlich eine Lustspielschauspielerin von ausgesprochener Begabung, will am

Schlusse ihrer Skizze dem Leser weiß machen, sie meine von sich selbst, ihr eigentliches Fach sei die Tragödie. Dadurch sichert sie sich einen effectvollen Abgang. So resolvirt sie:

Mein Mann behauptet zwar, daß ich Talent zur Soubrette habe, jedoch der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme. Ich lasse nicht nach, und es kommt bestimmt noch dahin, daß ich bei einer Wohlthätigkeitsvorstellung die Jungfrau von Orleans spiele. Eins nur bedinge ich mir dann. Im Operntheater muß die Vorstellung sein — damit ich mich entfalten kann.

Von den in der überwiegenden Mehrzahl wirklich ganz allerliebsten Beiträgen auch nur einen in irgendwelcher Vollständigkeit hier mitzutheilen, müssen wir um so mehr Bedenken tragen, als das Buch ja eben seines wohlthätigen Zwecks halber nicht blos literarisch kennen gelernt, nicht blos gelesen, sondern auch und in erster Linie gekauft werden soll. Also dürfen wir selbst nicht im kleinsten Maße eine etwaige Neugierde des Publikums befriedigen. Nur so viel noch: diese Neugierde ist gewiß vor allem durch Hinweis auf die reizenden Skizzenblätter rege zu machen, welche La Roche, Gabillon, Meixner und Baumeister z. B. geliefert haben.

5. Briefe der Freiin Annette von Droste-Hülshoff. Zweite vermehrte Auflage. Münster, Russel. 1880. 8. 4 M. 50 Pf.

Westfalens große Dichterin wußte wohl, bei wem sie, wie es in einem dieser Briefe heißt, „anklopfte". Der „treueste Freund" (Professor Schlüter) hat auch über das Grab hinaus das Andenken der Edeln hochgehalten und eben durch Herausgabe jener Briefe, in denen sie „sich selber" gegeben, das schönste Denkmal ihr gesetzt. Er war es auch, der nun diese zweite vermehrte Auflage besorgte und sie „dem Zwillingspaar, den lieben Schwestertöchtern der Dichterin, Hildegard und Hildegund von Laßberg" widmete. Die spätere Zeit ihres Lebens brachte Annette größtentheils bei ihrer Mutter auf deren Witwensitz zu Rüschhaus bei Münster zu; mehrere Winter und Sommer aber war sie, namentlich 1841, 1844, 1846 und 1847, bei ihrer verheiratheten Schwester auf Schloß Meersburg am Bodensee, wo sie denn auch der Tod ereilt hat. Sie hatte sich dort einen Weinberg mit einem Sommerhäuschen gekauft, wohnte jedoch bei der Schwester im Hause des Barons von Laßberg.

Vor allem begegnet uns auch in den „Briefen" wieder die vollkommene Meisterschaft Annettens in anschaulicher und naturwahrer Schilderung, die sie, wo es sein muß, mit dem bewegtesten dramatischen Leben zu erfüllen und durch den Gebrauch eigenthümlich drastischer Ausdrücke noch besonders zu würzen versteht. Wenn sie ihren Freunden die großartige Pracht der Alpenwelt oder die tiefe Abgeschiedenheit eines westfälischen Edelsitzes malt, so zaubert ihre Feder landschaftliche Bilder von einer Vollendung hervor, daß man sie als wahre Cabinetsstücke bezeichnen darf.

Auch der Humor, der ja ebenfalls der Dichterin in nicht gewöhnlichem Maße zu Gebote stand, treibt auf diesen Blättern überall sein heiteres, zuweilen fast ausgelassenes Spiel. So in dem Briefe vom 13. Mai 1840; Annette ist während des Schreibens durch die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft der Adele Schopenhauer überrascht worden und berichtet hierüber dann in höchst ergötzlicher Art:

Ich sprang auf den Schreibtisch — und wohin? vor den Spiegel! Ja, lieber S., der Panther kann seine Flecken nicht ablegen und kein Frauenzimmer die Eitelkeit; ich dachte, daß wir uns seit vier Jahren nicht gesehen, und wollte mich doch gern ein wenig reputirlich präsentiren, aber o Himmel, welche babylonische Verwirrung, zwar nicht in, aber auf meinem Kopfe! Jedes Haar schien auf dem Punkte, mit dem Nachbar handgemein zu werden, und mein blauer Tibet? Dieser treue Freund durch wechselvolle Jahre, ich schaute ihn an mit Blicken, in denen die klägliche Frage muß gelegen haben, ob er denn wirklich so jung und schön gewesen? Und es war mir, als hörte ich einen ziegenhärenen Seufzer flüstern: „Weit in nebelgrauer Ferne." Die Kürze der Zeit bedenkend, that ich mein Möglichstes, dennoch hatte ich es nicht weiter als vom halben Négligé zum völligen gebracht, als Adele ankam. Ich habe mich doch sehr gefreut.

An einer andern Stelle läßt sie ihren launigen Aerger über die „kleinen Rangen", denen sie jeden Abend erzählen muß, in Knüttelversen aus:

Die Geschichten, bei Gott, sind ein langes Seil,
Gemacht, zu tödten durch Langeweil',
Und ist dies meine größte Pein,
Daß ich muß mein eigener Zuhörer sein.
Das ist eine Buße für viele Jahr,
Und ich mein', schon sei ich der Sünden bar.

6. Karoline von Linsingen, die Gattin eines englischen Prinzen. Ungedruckte Briefe und Abhandlungen aus dem Nachlaß des Freiherrn Karl von Reichenbach, herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von ***. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1880. 8. 3 M.

Zum ersten mal erfährt die Welt durch dieses merkwürdige Buch die merkwürdige Thatsache, daß König Wilhelm IV. von England, der Vorgänger der Königin Victoria und der zweite der fünf Söhne Georg's III., dessen Erstgeborenem, seinem ältern Bruder Georg IV., er auf dem großbritannischen Thron folgte, in seiner Jugend als Herzog von Clarence mit einem deutschen Mädchen von keineswegs königlichem oder fürstlichem Geblüt, sondern einfach adelicher Herkunft heimlich vermählt gewesen ist — mit Karoline von Linsingen, der am 27. November 1769 geborenen jüngsten Tochter des hannoverischen Generals Wilhelm von Linsingen und seiner Gattin, die gleichfalls eine von Linsingen vom Oberhofe war.

Die Documente für diese, wie sich wol von selbst versteht, lediglich vom Herzen dictirte Verbindung des britischen Prinzen mit der in ihren jungen Jahren gewiß sehr reizend erschienenen Hannoveranerin, die Briefschaften u. dgl., gingen aus dem Besitz ihrer Tochter aus späterer, mit dem Arzt Dr. Meinecke geschlossener Ehe in denjenigen des verstorbenen Freiherrn Karl von Reichenbach (des bekannten Entdeckers des Od) über und sind aus dessen Nachlaß nebst seinen handschriftlichen Darstellungen der Verhältnisse und Persönlichkeiten jetzt ans Licht getreten. Von Reichenbach

selbst rührt denn auch das folgende stimmungsreiche und eigenthümlich anziehende Charakterbild Karolinens her:

Sie war — das ist nicht zu leugnen — eine culturhistorisch merkwürdige Erscheinung. Wenn sie auch nicht mit einem königlichen Prinzen durch zarte Bande vereinigt gewesen wäre, sie hätte immer noch Anspruch auf ein hochgradiges Interesse. Ihre Gedichte, Klopstockisch überschwenglich, ihre Briefe, geistvoll, aber sentimental, an die Werther-Periode gemahnend, ihre seltsamen spätern Krankheiten und somnambulen Zustände, ihr Scheintod, der tragische Gegensatz ihrer empfindsamen Natur zur Wirklichkeit, der Kampf einer hochgespannten Seele gegen die widerstrebende Welt, ihre freiwillige Entsagung und ihr trauriger Ausgang — das alles gibt überreichliches Material zu einer hochbedeutsamen Culturstudie. Nun kommt noch hinzu, daß es ein Königssohn war, auf dessen Haupt nachmals die Krone von England schimmerte, der sie liebte und sich mit ihr heimlich vermählte — sie dann verließ und in den Armen einer Schauspielerin sich zu entschädigen suchte für sein verlorenes Glück, während sie in edler Selbstverleugnung auf ihre Rechte verzichtete in der Meinung, dem Prinzen im Wege zu sein, einem andern, wenn auch braven, jedenfalls ihrer nicht ganz ebenbürtigen, innerlich mit ihr nicht harmonischen Manne die Hand reichte und an dessen Seite in der so recht gewöhnlichen, hausbackenen Art einer Ehe verkümmerte. Ja, das ist ein tief erschütterndes Lebensbild, reich an hellschimmernden Lichtern, doch auch dunkeln Schatten!... Karolinens Bund mit dem Herzog von Clarence läßt alles, was wir über sie erfahren, in anderm Lichte erscheinen; er gibt ihren Briefen eine höhere Bedeutung, ihrem Leben einen ungewöhnlichen Hintergrund — verleiht ihr mit einem Worte historischen Charakter.

Folgendes sind kurz die Daten des wundersamen Lebenslaufs: Im April 1790 kommt der fünfundzwanzigjährige Herzog nach Hannover, wo er und die noch nicht einundzwanzigjährige Karoline zum ersten mal sich sehen. Der Prinz wurde unter die Obhut von Karoline's Vater gestellt und scheint mit ihm in demselben Hause gewohnt zu haben. Ein Jahr später gab Karoline ihre Einwilligung zur Verbindung, und am 21. August 1791, dem Geburtstage des Prinzen, fand die heimliche Trauung statt. Karoline hatte sich bedungen, noch ein ganzes Jahr, von der Hochzeit ab gerechnet, ihre Jungfräulichkeit zu bewahren. So wurde es gehalten. Im Juni 1792 weigerte der Vater Linsingen heftig die Fortdauer des entdeckten Liebesverhältnisses, der Prinz versuchte einen Selbstmord, und der dabei verwundete Vater willigte endlich in bedingte Duldung. Am 21. August 1792 gelobter- und zugestandenermaßen Vollzug der Ehe, einige Tage später Entdeckung der Ehe an die Aeltern beider Liebenden. Im November Fehlgeburt Karoline's und Abreise des Prinzen nach England.

Im Jahre 1793 verfiel Karoline in schwere Nervenkrankheit. Sie schien schließlich ihren Leiden erlegen zu sein und sollte begraben werden. Aber sie ist nur scheintodt — einzig und allein der Dr. Meinecke erkennt ihren Zustand als Starrkrampf, und es gelingt ihm, das Begräbniß abzuwenden und die Schlummernde zu erwecken. Sie reicht dankbar ihrem Retter, der sie liebt, die Hand — das Herz wol kaum dazu, das ihr ja nicht mehr und auch nicht wieder gehörte. Das besaß nach wie vor Prinz Wilhelm, selbst wenn er darauf verzichten mochte.

Im Jahre 1796 wird Karoline Mutter eines Knaben, der 1810 starb, 1797 Mutter einer Tochter, die, verheirathet, sie überlebte. Am 31. Januar 1815 stirbt Karoline in Blanske, wo sie auch beerdigt liegt. Um das Jahr 1832 folgte ihr Meinecke, zuletzt Custos des naturwissenschaftlichen Museums in Brünn, ins Grab.

Zwei Stellen aus dem Briefwechsel zwischen dem Prinzen und seiner ihm heimlich Vermählten mögen den dramatisch bewegten Schluß unsers Artikels bilden. Karoline's Bruder hat dem Prinzen (im Jahre 1795) mitgetheilt, daß dieselbe ihn freizugeben und sich mit dem um sie werbenden Dr. Meinecke zu verbinden gedenke. Hierauf schreibt jener in höchster, leidenschaftlichster Ekstase an die — wie es doch wenigstens auf dem Papier scheint — noch immer Heißgeliebte unter anderm Folgendes:

Glaubtest du, ich würde eine Kleinigkeit zu erhalten suchen und deine Liebe hingeben, für die ich tausend Welten verlieren wollte? Nun denn, noch in diesem Augenblick bin ich William, dein William, nur dein, und in deinen Armen noch immer König der Welt, aber nicht Königssohn. ... Noch begreife ich das Unbegreifliche nicht — nein nein! mein Weib liebt ewig!... Noch vor drei Monaten konntest du mit heißer Sehnsucht den Baum umfassen, in den ich unsere Namen schnitt, als ich dir gelobte, mein geliebtes, liebendes, blühendes Weib, dich als Schwester zu behandeln, so lange sie es heischte — und jetzt! Du täuschest mich und dich — laß nicht diese Hoffnung meine Mörderin werden, löse meine Bande, sei mein, oder ich fluche der Tugend selbst. ... O Weib, Weib, ewig bin ich dein, nie nennt eine andere deinen William den Ihren!

Karoline gibt auf diese Ergüsse zwar die Antwort, daß es bei ihrem Entschluß bleiben müsse, aber um so mehr gönnt sie es sich offenbar, nochmals gleichfalls ihr ganzes Empfinden, Begehren, Sein auszuströmen und in Eins mit dem seinigen fließen zu machen. Wir lesen z. B. in der Antwort:

Mit glühenden, zitternden Lippen habe ich jetzt dein Bild geküßt, dem du so oft, in den seligsten Stunden, die Küsse wieder raubtest, die ich ihm gab — wenn ich im Scherz mit dem Original zürnte — Gott, wohin verliere ich mich! ... Von jenem Bildniß trennt mich nicht das Grab, ewig ruht es an dem Herzen, an das es William selbst legte und in dem es nie stirbt. Selten werde ich es sehen, denn ich will meinen Gatten sanft und froh durchs Leben führen; er soll nicht fühlen, daß er nicht meine erste Liebe ist, wenn er es auch weiß! ... Jetzt scheide ich von allen Ansprüchen auf Glück; lebe wohl, Mann meiner einzigen Liebe, William, Bruder, Gatte, Freund, o, es gibt keinen Namen, dich zu nennen, wie mein Herz dich nennt — William, nichts trennt unsere Seelen — aber zum letzten male, Himmel, zum letzten male sagt es dir deine Karoline!

Es gibt, so scheint es dem nüchternen Betrachter der Gegenwart, keine solchen Weiber mehr. Weil es keine solchen Männer mehr gibt? Oder ist es nicht gut, daß es sie nicht mehr gibt, die einen wie die andern? Denn am Ende waren sie alle doch mehr Traumlebende als Lebendige!

Militärische Werke.

1. Der deutsch-französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. Zweiter Theil. Geschichte des Kriegs gegen die Republik. Heft 19: Die Ereignisse auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze von Mitte Januar 1871 sowie die Verhältnisse im Rücken des deutschen Heeres und in den Küstenlanden von November 1870 bis zum Waffenstillstande. Mit Karten, Plänen und Skizzen im Texte. Berlin, Mittler u. Sohn. 1881. Gr. 8. 12 M.

Dieses vorletzte Heft des Generalstabswerks enthält den Schluß der Kriegsoperationen in dem denkwürdigen Kriege und beginnt mit der Schilderung des Vormarsches des 2. und 7. Armeecorps über die rauhe, durch Glatteis und Thauwetter fast unwegsame Hochfläche von Langres in das obere Saônethal. Trotz der entgegenstehenden Hindernisse hatte sich der Oberbefehlshaber der Südarmee, General von Manteuffel, zu dieser geraden Richtung auf die Hauptmacht des Feindes entschlossen, weil es vor allem darauf ankam, ohne Zeitverlust den General von Werder mit dem 14. Corps vor Belfort zu unterstützen, nicht ohne sich bei einem etwaigen siegreichen Widerstande desselben die Möglichkeit vorzubehalten, rechts zu schwenken und die Verbindungslinien des Feindes zu bedrohen. Der am 14. Januar begonnene Durchzug durch das Bergland, wobei das 7. Corps die nördlich gelegenen Straßen benutzte und das 2. Corps sich südlich desselben vorbewegte, war am 17. ohne Zwischenfall und ohne ernsthafte Unternehmungsversuche des Feindes von Langres und Dijon aus vollzogen, und am 18. erreichten die Vortruppen beider Corps die Saône. Am Abend dieses Tags erhielt General von Manteuffel die Meldung des Generals von Werder, daß infolge der siegreichen Kämpfe des 14. Corps an der Lisaine die französische Ostarmee ihren Tags zuvor nur vermutheten Rückzug wirklich angetreten habe, und faßte nun bei der so wesentlich veränderten Kriegslage seine wichtigen und erfolgreichen Entschlüsse für die fernern Maßnahmen. In Anbetracht dessen, daß ein Vormarsch in der bisherigen Richtung zwar für die eigene Sicherheit am rathsamsten erscheine und die Vereinigung der drei Corps der Südarmee ermögliche, aber voraussichtlich nur zu Nachhutsgefechten gegen den nach Süden auf seine natürlichen Rückzugsrichtungen geworfenen Feind führen würde, entschied sich General von Manteuffel, seiner ursprünglichen Absicht getreu, dafür, das kühnere Vorgehen, welches den größern Erfolg versprach, zu wagen, d. h. mit dem 2. und 7. Corps südlich zu schwenken, der Ostarmee mit völlig veränderter, nach Osten gewendeter Front entgegenzutreten, ihr die Rückzugslinien zu versperren und sie in die schwierigen Engpässe der schweizerischen Grenze zu drängen.

Während die vor Eingang der letzten Nachrichten für den 19. Januar erlassenen Anordnungen noch die Fortsetzung der Bewegung nach Osten im Auge behielten, aber zugleich schon die wahrscheinliche Rechtsschwenkung vorbereiteten, trat am 20. die entschiedene Veränderung der Marschrichtung ein, wobei das 2. Corps den Drehpunkt machte; General von Kettler mit der verstärkten 8. Infanteriebrigade, wurde mit den Maßnahmen gegen die Vogesenarmee Garibaldi's in Dijon, welche die rechte Flanke bedrohte, beauftragt und hielt diese dort durch wiederholte blutige Gefechte fest.

Am 21. erreichte das 2. Corps Dôle am Doubs, während das auf Besançon gerichtete 7. Corps schon am Dignon auf den Feind stieß, und erst am 22. nach dessen Vertreibung ebenfalls an den Doubs, bis in die Gegend von Dampierre, unter Zerstörung der Eisenbahn vorrücken konnte; das 14. Corps wurde angewiesen, den Abmarsch des Feindes durch kräftigen Angriff zu verzögern, indem man annahm, daß es, demselben an der Klinge bleibend, ihm dahin zu folgen im Stande sein werde, wohin er mit seinen Hauptkräften zurückginge.

Am 23. Januar stand General von Manteuffel bereits auf der geraden Linie von Besançon nach Lyon. Das 7. Corps befand sich mit seinen beiden Divisionen nördlich und südlich des Doubs, wo das an der Eisenbahn von Besançon nach Süden liegende Quingey in Besitz genommen und die Eisenbahnbrücke in der Nähe dieses Orts zerstört wurde; weiter südlich gelangte das 2. Corps bis Mont-sous-Vaudrey, den Knotenpunkt der drei nach Pontarlier über Salins, Arbois und Poligny führenden Straßen, auf denen Patrouillen vorgeschickt, aber durch Gewehrfeuer zurückgewiesen wurden; dagegen kam das 14. Corps nur bis Baume les Dames, 30 Kilometer östlich von Besançon. Gegen diesen Ort von Westen und Südwesten her blieb das 7. Corps am 24. stehen, um etwaigen Ausfällen begegnen zu können, wogegen das 2. Corps mit seinen Spitzen Mouchard an der Eisenbahn nach Lyon erreichte; für die wahrscheinlichsten Fälle der Versuche des Feindes, dem die gerade Straße nach Süden verlegt war, sich zu retten, theilte der Oberbefehlshaber den Generalen seinen Willen im voraus mit, damit sie im Stande wären, rasch und zweckentsprechend zu handeln. Inzwischen hatte General Bourbaki seine Armee von der Lisaine auf Besançon zurückgeführt, um sie dort wiederherzustellen, und wollte am 24. die 4 Corps rings um die Festung versammeln; mit dem 24. Corps gelang ihm dies indeß nicht mehr; denn dieses schlug, als es durch die Truppen des Generals von Debschitz angegriffen wurde, schon die Straße nach Pontarlier ein. Da der französische Oberbefehlshaber nach den Vorkommnissen der letzten Tage sich das Gefährliche seiner Lage nicht verhehlen konnte, berief er am 24. Januar einen Kriegsrath, der, auf ein Durchschlagen nach Westen verzichtend, sich für den Rückzug auf Pontarlier als den einzig möglichen Ausweg erklärte.

Die weitere Darstellung schildert dann übersichtlich,

wie nach dem Vorrücken des 14. Corps am Doubs an die Stelle des 7. Corps vor Besançon das freigewordene Corps nebst der Armeereserve unter General von der Goltz von Westen, das 2. Corps von Westen und Südwesten, die 4. Reservedivision, die Detachements von Zimmermann und von Debschitz von Norden her mit jedem Tage sich kräftiger zusammenzogen und endlich die nach dem versuchten Selbstmorde Bourbaki's unter General Clinchant bei Pontarlier versammelte französische Ostarmee am 1. Februar nach hartnäckigem Gefechte zwangen, über die schweizer Grenze zu treten. Während dort 80000 Mann die Waffen niederlegten, waren thatsächlich nur die Cavalerie des Generals Crémer, die Cavaleriedivision des 15. Corps, einige andere Reiterregimenter und die 1. Division des 24. Corps, diese allerdings nur einige hundert Mann stark, nach dem südlich angrenzenden Ain-Departement entkommen. Hierauf folgen die Operationen des Generals Hann von Weyhern gegen Dijon, welches am 1. Februar ohne Widerstand besetzt wurde, und die Maßnahmen bei Besetzung der Departements Jura und Côte d'Or durch die Südarmee bis zum 14. Februar, an welchem Tage die Nachricht von dem für den Südosten abgeschlossenen Waffenstillstande eintraf. Weiterhin folgt die fortgesetzte Schilderung der Belagerung von Belfort seit der Schlacht an der Lisaine.

Nach dieser war der Angriff mit vermehrten Kräften wieder aufgenommen worden: der Wegnahme des Gehölzes le Taillis und der Erstürmung des Dorfes Pérouse, welche den Angriff auf die beiden Perches flankirten, schloß sich die Aushebung der ersten Parallele gegen diese, und nach dem verunglückten Sturmversuch am 27. Januar die weitere Annäherung durch Laufgräben ohne wesentliche Störung an. In der Nacht zum 6. Februar gelangte man so bis an den Graben vor Basses-Perches, während auch die Anlage von Batterien sowol gegen die Stadt wie gegen die Perches ausgeführt wurde, und deren heftiges Feuer endlich dem Angreifer die artilleristische Ueberlegenheit verschaffte. Die Perches-Forts waren niedergekämpft, wurden vom Feinde geräumt und am 8. Februar besetzt. Nun schritt man zur Anlage von 10 Batterien, welche das Schloß beschießen sollten; am 13. Februar standen 97 Geschütze bereit, um am folgenden Tage ein vernichtendes Feuer zu eröffnen, während der Ingenieurangriff seinen Fortgang nahm. Auf die zuvor von dem General von Treskow an den Commandanten gerichtete Aufforderung zur Uebergabe folgten am 15. längere Verhandlungen, welche am 16. zum Abschluß führten. In der rühmlich vertheidigten Festung wurden 341 Geschütze (56 demontirte), 356 Laffetten (119 zerschossene), 22000 Handwaffen, viel Geräth, Munition und Proviant vorgefunden; die Besatzung hatte 32 Offiziere, 4713 Mann, das Belagerungscorps 88 Offiziere, 2049 Mann verloren.

Der folgende Abschnitt „Ueber die Verhältnisse im Rücken des deutschen Heeres" leitet die Uebersicht aller zur Unterstützung der Operationen dienenden Anordnungen und Begebenheiten ein; er berichtet über den Ausbau und den Betrieb der französischen Eisenbahnen, über die Verwaltung der eroberten Provinzen, die Sicherung der Zufuhr der Heeresbedürfnisse, die Kämpfe gegen die Franc-Tireurs und die Einschließung der im Rücken der Armeen gelegenen einzelnen Festungen, von denen das seit August 1870 cernirte Pfalzburg sich am 12. December übergab und das seit Mitte November 1870 beobachtete Longwy, am 17. Januar 1871 von dem unter Oberst von Krenski stehenden Belagerungscorps eingeschlossen und von Feldbatterien unter Feuer genommen, nach sechstägiger Beschießung aus 9 Belagerungsbatterien am 24. Januar 1871 capitulirte.

Den Schluß bildet die Erörterung der Verhältnisse in den deutschen Küstenlanden seit Mitte November 1870.

Von den zahlreichen Beilagen heben wir die Nachweisung sämmtlicher Stäbe und Truppentheile, welche im Feldzuge den General-Etappen-Inspectionen, beziehungsweise den General-Gouvernements und dem Gouvernement von Metz zugewiesen waren, sowie die der Etappen-Inspectionen und eingesetzten Etappen-Commandanturen Ende Januar 1871 hervor. Die große Ausdehnung des südöstlichen Kriegsschauplatzes und die verschiedenen zur Darstellung gelangten Unternehmungen bedingen die größere Zahl der diesem Hefte beigegebenen vortrefflichen Karten, Pläne und Skizzen, welche letztern tageweise die Stellung der Armeen veranschaulichen.

2. Der nächste Krieg. Von L. Seguin. Aus dem Französischen von S. Dritte Auflage. Hannover, Helwing. 1881. Gr. 8. 3 M.

Der französische Verfasser des in Paris vor einiger Zeit erschienenen Buchs, welches in der vorliegenden Uebersetzung bereits große Verbreitung gefunden hat, will unter dem Aufsehen erregenden Titel den zukünftigen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland verstanden wissen, für dessen Ausbruch die höchste Wahrscheinlichkeit vorliege, der aber ebenso wol erst in einigen Jahren als auch schon innerhalb der nächsten Monate stattfinden könne. Für gewiß hält Seguin dessen Unvermeidlichkeit und führt für dieselbe verschiedene Beweise auf, von denen zwei allerdings als vollgültig anerkannt werden müssen, solange die öffentliche Meinung in Frankreich sich nicht durchgreifend ändert.

Erstens ist Frankreich, gewohnt, gegen Coalitionen zu kämpfen, von Deutschland allein so gründlich besiegt worden, daß es um Gnade bitten mußte; der französische Nationalstolz hat diese Demüthigung tief empfunden, und infolge der verletzten Eigenliebe besteht das Gefühl, daß die Angelegenheit als militärische Ehrensache mit den Waffen ausgetragen werden müsse. Ferner wird in Frankreich durch die Presse und allerhand sonstige Mittel bis heute die Meinung verbreitet und auch vom Verfasser aufgestellt, man habe in verbrecherischer Schwäche, um den Frieden zu erreichen, Fleisch von seinem Fleische der Unter-

jochung preisgegeben, und sei zu dem Entschluß verpflichtet, auf die dahingeopferten Kinder Elsaß und Lothringen nicht ohne die äußersten Anstrengungen zu verzichten. Natürlich bleibt dabei unberücksichtigt, daß diese Provinzen eine urdeutsche, während der zweihundertjährigen Herrschaft der Franzosen allerdings mit mancherlei fremdartigen Elementen vermischte Bevölkerung haben, und Seguin nimmt mit vollem Rechte an, daß Deutschland niemals gutwillig auf die Abtretung der wiedergewonnenen Grenzlande eingehen werde.

Geringe Wichtigkeit ist dagegen den Beweggründen beizumessen, die für Deutschlands Neigung zu einem Kriege gegen Frankreich angeführt werden; denn Deutschland kann eine Erweiterung seiner Grenzen nach Westen hin kaum wünschen und wird um geringfügiger Grenzberichtigungen willen nicht die Opfer an Menschen und Geld bringen, welche ein voraussichtlich langer und sehr blutiger Krieg gegen Frankreich erfordert. Nur ein Franzose kann die Ansicht hegen, daß die deutsche Regierung sich in einen Kampf mit dem Erbfeinde stürzen wolle, um die durch einen langen Frieden gelockerten Bande Deutschlands wieder zu befestigen und sogar die kleinern Bundesstaaten zu beseitigen, sowie um mit Hülfe eines glücklichen Kriegs gegen die Republik Frankreich der wachsenden Unzufriedenheit der „republikanischen Partei, welche Thron und Aristokratie verschlingen könnte", Herr zu werden.

Um die Franzosen über die militärische Lage ihres eigenen Landes sowie Deutschlands und der andern europäischen Staaten aufzuklären, wird von Seguin dann eine Darstellung der militärischen Machtverhältnisse der beiden ersten Länder, gegen Ende des Buchs eine kürzere Zusammenstellung auch der letztern gegeben. Zu dem Behufe ist, wie die Vorrede besagt, eine ungeheure Menge von Schriftstücken benutzt worden, wodurch sich im zweiten Theile einige Irrthümer eingeschlichen hätten; wir constatiren, daß deren sehr viele auch im ersten Theile sich vorfinden, und daß sehr unzuverlässige Quellen benutzt sein müssen, demnach die Angaben keineswegs Vertrauen verdienen.

Zum Beweise unsers ungünstigen Urtheils über den statistischen Theil möge zunächst der Hinweis auf die groben Irrthümer dienen, welche betreffs der militärischen Leistungsfähigkeit des Deutschen Reichs in dem Buche vorhanden sind; wir glauben auf deren Aufzählung und Berichtigung verzichten zu können, da sie deutschen Lesern sofort in die Augen fallen werden.

Demnächst bemerken wir, daß das Buch mit einer Vergleichstabelle schließt, welche die Zahl der für eine Offensive gegenwärtig verfügbaren Combattanten aller europäischen Staaten angibt und die zur Beurtheilung des Werths der Allianzen wichtig und brauchbar sein könnte, wenn die Zahlen nicht total unzuverlässig wären. Zum Belege dafür, wie unrichtig Seguin die Streitkräfte der Staaten abschätzt, führen wir die für die Großmächte angegebenen Zahlen an: Deutschland 756000 Mann (ohne die Landwehr von Elsaß-Lothringen), Frankreich 648000 Mann (mit Territorialarmee und Marinesoldaten nur 977000 Mann), Oesterreich-Ungarn 650000 Mann, Italien 310000 Mann, Rußland 300000 Mann, England 60000 Mann; demnach könnte Deutschland dritthalb mal so viel Truppen außerhalb seiner Landesgrenzen verwenden als Rußland, dem in dieser Beziehung selbst Italien überlegen sein soll; solche Behauptungen brauchen wol nicht erst widerlegt zu werden. Aber auch über die mögliche Kriegsstärke des französischen Heers wird ein statistisches Material beigebracht, das wenig verläßlich ist und eine Unkenntniß der Aufstellungen der französischen Generale Lewal und Chareton sowie des im Januarheft 1879 des „Journal des sciences militaires" enthaltenen beachtenswerthen Aufsatzes: „Étude comparative des ressources militaires de la France et de l'Allemagne au commencement de l'année 1879", an den Tag legt. Erwähnen wollen wir, daß es unrichtig ist, die Kriegsstärke der Compagnien auf nur 200 Mann und die gesammte Feldinfanterie des stehenden Heeres einschließlich der vierten Bataillone auf nur 507100 Mann anzunehmen; die 634 Linienbataillone des französischen Heeres werden bestimmt in derselben Kriegsstärke wie die deutschen ausrücken, wofür die Zahl der im Cadregesetz angegebenen Offiziere und Unteroffiziere spricht. Daß die geringe Friedensstärke der französischen Compagnien und die behufs einer möglichst schnellen Mobilmachung angeordnete Ergänzung der Infanterie aus den der Garnison zunächst gelegenen Bezirken zu Anfang manche Schwierigkeiten bereiten könnte, und daß die auf Kriegsstärke gebrachten Compagnien, bei denen die Offiziere und ihre Untergebenen einander unbekannt sind, des innern Zusammenhalts entbehren, glauben wir gern; es ist oft in der französischen Militärliteratur als Grund für die Verminderung der Zahl der Compagnien angeführt worden.

Die französischen Infanterieregimenter rücken übrigens nicht mit 4, sondern zunächst mit 3 Bataillonen ins Feld; aus dem größten Theil der vierten Bataillone werden 8 Reserve-Divisionen = 4 Armeecorps Nr. 21—24 formirt; das 19. Corps (Algier) bleibt auch als mobiles Corps bestehen und gibt nur Cavalerie zur Bildung des 20. Corps ab, welches aus überzähligen vierten Bataillonen und einer Division Marinetruppen bestehen soll.

Ebenso unrichtig wie die Angaben über die Formation und Stärke der Infanterie sind die Nachrichten über die französische Artillerie. Außer den 304 fahrenden und 57 reitenden Batterien mit ihren schon im Frieden bespannten 6 Geschützen rücken unzweifelhaft auch die 76 Depotbatterien, die ja auch schon im Frieden sämmtlich bespannt sind, als Reservebatterien der neuformirten Reservedivisionen ins Feld, wodurch sich die Zahl der Feldgeschütze bei der mobilen Operationsarmee unter Anrechnung von 8 fahrenden Marinebatterien von den seitens Seguin angegebenen 2166 auf 2670 erhöht. Dazu könnten auch sofort die 12 in Algier befindlichen Batterien hinzutreten, und nach Bedürfniß wäre man im Stande, für die aus Territorial-

truppen gebildeten Armeecorps zweiter Linie von Hause aus 2 Feldbatterien für jedes Territorial-Artillerieregiment zu formiren und demnächst successive 3, 4 bis zu 8 Batterien.

Uebrigens wird sodann die Territorialarmee ihrer Bedeutung nach unterschätzt, wenigstens die Infanterie und Artillerie, welche in den letzten Jahren Uebungen mitgemacht und dadurch einigen Halt gewonnen haben; wenn sie auch nicht so gut ausgebildet sein mögen als die deutsche Landwehr, so werden sie doch zunächst als Besatzungs- und nach Verlauf von einiger Zeit als Reservetruppen Verwendung finden können. Was die Cavalerie anbelangt, so dürfte die Beschaffung der Pferde allerdings große Schwierigkeiten verursachen.

Bezüglich der militärischen Leistungsfähigkeit Rußlands zeigt sich in der Darstellung Seguin's ein übertriebenes Mistrauen; es soll „noch niemals 250000 Mann ins Feld gestellt haben"; es wird bezweifelt, daß die im Frieden bestehenden, als bestehen sollend bezeichneten Reserve-Cadrebataillone durch Einziehung der Beurlaubten aus ihren Stammcompagnien Bataillone, die Reservebatterien aus ihren Zügen Batterien formiren können u. s. w. Wenn auch namentlich die Besetzung der Offizierstellen große Schwierigkeiten bereiten wird, so ist doch die Aufstellung der Reserve- und Ersatztruppen so zweckmäßig vorbereitet und es sind so starke Friedensstämme vorhanden, daß diese Formationen doch nicht blos als auf dem Papier vorhanden anzusehen sind. Als offenbare Irrthümer sind zu bezeichnen: die Angabe, daß während des letzten Türkenkriegs die 6 mobilen russischen Corps bei Ueberschreitung des Pruth zusammen nicht stärker als 130000 Mann gewesen; daß die Depots der Armee, als sie die Donau überschritten hatte, gänzlich aufgebraucht gewesen seien und es sogar ungewiß sei, ob sie überhaupt existirt hätten; daß die Kosacken außer den 8 Donbatterien des stehenden Heeres noch 60 Batterien zu 3 Geschützen im Kriege stellen sollen.

Abgesehen von den werthlosen Angaben des Buchs über die Organisation der europäischen Heere bietet es doch recht interessante Mittheilungen verschiedener Art, wozu wir rechnen: die Urtheile des Verfassers über die höhern Truppenführer des französischen, dann des deutschen Heeres, die Mittheilungen über einige Verhältnisse des französischen Offiziercorps, über die Verwendbarkeit der besondern Formationen der Territorialarmee, über die Mobilmachung der französischen Armee, die Kritik der Tüchtigkeit der einzelnen Waffengattungen des deutschen und französischen Heeres, die Aeußerungen über die Aussichten einer französischen Offensive bis zur Elbe, welche zwischen Torgau und Magdeburg überschritten werden soll, sowie eines Vorgehens der deutschen Heere gegen Paris, ferner die Betrachtung über die Chancen, welche die Theilnahme Rußlands und Oesterreichs an dem nächsten Kriege zwischen Frankreich und Deutschland darbieten könnte, indem sich eine Allianz Frankreichs mit Rußland erwarten ließe.

3. Krieg mit Rußland! Den Deutschen eine Warnung, den Deutschen eine Hoffnung. Von Leon Sperber-Niborski. Erster Theil. Löbau Westpr., Skrzeczek. 1881. Gr. 8. 75 Pf.

Der Verfasser dieser Schrift, wenn er auch an der Richtigkeit der Voraussage zweifelt, daß in hundert Jahren die Germanen und Romanen in Europa gegenüber den sich in weit größerm Maße vermehrenden Slawen kaum noch in Betracht kommen würden, hegt doch die feste Ueberzeugung, daß es in nicht ferner Zeit mit Naturnothwendigkeit zum offenen Kampfe zwischen Germanen und Slawen kommen müsse. In dieser Voraussicht glaubt er mit Erfolg die Frage erörtern zu können, ob die körperlichen und intellectuellen Kräfte des Germanenthums und des Slawenthums gegenwärtig in einem solchen Verhältniß zueinander stehen, daß bei einem Kampfe um die Weltherrschaft dieser oder jener Rasse der Sieg gesichert erscheint.

Der Verfasser stellt als Repräsentanten der beiden Rassen Deutschland und Rußland hin und macht es zur Aufgabe seiner Schrift, zu schildern, welche Kräfte, namentlich militärische Kräfte Rußland dem Deutschen Reiche entgegenzustellen vermag, wie groß die Wahrscheinlichkeit eines Kampfes dieser beiden Reiche sei, und welches die Folgen eines solchen sein würden.

Der vorliegende erste Theil beschäftigt sich ausschließlich mit dem Charakter und den Fähigkeiten der russischen Völkerschaften, die den Krieg gegen die Deutschen sehnlichst wünschen sollen, und zerfällt in drei Kapitel. Das erste lehrt die Bewohner Westrußlands kennen, mit denen es Deutschland im Falle eines Kriegs fast ausschließlich zu thun haben würde; als solche werden die eigentlichen Russen, die Polen, Litauer, Letten und Deutschen einschließlich der Juden in Betracht gezogen und ein lebhaftes Bild von ihren Eigenschaften und Sitten, ihrer Bildung, ihrem Glauben, ihren Einrichtungen, Gewohnheiten, Leistungen und Gesinnungen gegen Deutschland entworfen, wonach sie für dieses nicht gefahrdrohend wären. Als Ergebniß dieser Betrachtungen stellt sich für das Verhalten der Bewohner Westrußlands bei einem etwaigen Kriege zwischen Deutschen und Russen etwa Folgendes heraus: die deutschen Colonisten und die Juden würden erstere mit offenen Armen empfangen; die Litauer sich freundlich verhalten, sobald sie überzeugt sind, daß ihnen die Ausübung des katholischen Gottesdienstes erleichtert wird; Letten, Liven, Esten nur deshalb opponiren, weil es ihnen unglaublich scheint, daß der Germane das Recht ihrer Nationalität ehren werde; die Polen nebst den unirten Kleinrussen sich den Deutschen anfangs als Freunde zeigen in der Hoffnung, dadurch wieder zu einem selbständigen Staatswesen zu gelangen, hingegen, schlüge diese Hoffnung fehl, unversöhnliche Feinde der Deutschen werden, ebenso wie die Russen es von Anfang an sein würden, während der deutsche Adel der Ostseeprovinzen nur dann auf die deutsche Seite treten würde, wenn ihm seine gegenwärtigen Vorrechte gewährleistet und die früher verlorenen wieder erstattet würden.

Im zweiten Kapitel, „Die polnische Bundesgenossenschaft" betitelt, wird näher auf den Charakter des polnischen Volks eingegangen, weil dasselbe nach Ansicht vieler in einem künftigen Kriege zwischen Deutschland und Rußland eine große Rolle spielen könnte. Zu diesem Zweck wird eine Episode aus einem der Aufstände gegen die russische Obmacht erzählt, aus der man lernt, daß im Leben des Polen ein sehr wichtiges Moment, viel wichtiger als bei andern Völkern, die Religion, der unverfälschte Katholicismus ist, daß er daher nicht allein für die staatliche Unabhängigkeit, sondern vor allem für seinen Glauben kämpft, und daß auch mit seinem durch die Vaterlandsliebe geheiligten Aberglauben von demjenigen gerechnet werden müsse, der mit ihm ein Bündniß eingeht.

Das Schlußkapitel wird der Charakteristik der Hauptmasse der Bewohner Rußlands, den 40 Millionen des großrussischen Volks gewidmet; der competente Verfasser zeigt in vorurtheilsfreier Schilderung, wie sowol bei den Bauern als auch bei dem reichen Adel und den hohen Beamten den Lichtseiten sehr große Schatten gegenüberstehen, bei den Bauern Trunksucht, Hang zur Trägheit und zum Betrug, bei den Beamten Unterschlagung, Bestechlichkeit und Erpressung.

Mit diesem Ueberblick von der empfehlenswerthen Schrift scheidend, sehen wir mit Spannung dem angekündigten Erscheinen des zweiten Theils entgegen, dessen Kapitel über die russische Armee von besonderm Interesse zu werden versprechen.

Neue Erzählungen.

1. Das Horn von Wanza. Erzählung von Wilhelm Raabe. Braunschweig, Westermann. 1881. 8. 5 M.
2. Immaculata. Erzählung von Ernst von Wolzogen. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 3 M.
3. Die Sonntage der Baronin. Novellen von Fritz Mauthner. Zürich, Schmidt. 1881. 8. 4 M.
4. Contraste. Novellen von R. von Fels. Breslau, Schottländer. 1881. 8. 4 M. 50 Pf.
5. Auf schwäbischem Boden. Vier Erzählungen von P. Lang. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1881. 8. 2 M. 50 Pf.
6. Neue Judengeschichten von Sacher-Masoch. Leipzig, Morgenstern. 1881. 8. 4 M.
7. Kleine Novellen von E. Hansen. Berlin, Prüfer. 1881. 8. 2 M. 50 Pf.
8. Mit dem Bleistift. Geschichten und Skizzen von Ferdinand Groß. Leipzig, Reißner. 1881. 8. 4 M.

Der Reiz der neuen Erzählung von Wilhelm Raabe: „Das Horn von Wanza" (Nr. 1), läßt sich schwer mit kalten kritischen Worten beschreiben. Ich habe während der Lektüre die Empfindung gehabt, als ob ich vor einem prächtigen Gemälde stände, welches mir eine einsame Waldpartie im märchenhaften Glanze des Mondes zeigt. Knorrige Eichen und Buchen mit unförmlichen Aesten und zierlichen schwankenden Zweigen stehen im Vordergrunde; zu beiden Seiten und zwischen ihnen hindurch sieht man in die dunkeln Gründe des Waldinnern. Wie ein solches Bild, welches nur einen einzelnen Theil des Waldes darstellt, uns dennoch die Mächtigkeit und Weite des ganzen Waldes ahnen läßt, so wirkt auch Raabe's poetisches Gemälde, und doch hat dasselbe mit Wald und Mondschein äußerlich gar nichts zu schaffen. Es ist vielmehr ein Stück kleinstädtischen Lebens, mitten aus dem Wirrwarr der großen Welt herausgerissen. Ein junger Student wird im Jahre 1869 von seinem Vater, der Landarzt im Lüneburgischen ist und eine zahlreiche Familie zu ernähren hat, zu einer alten Tante nach der Goldenen Aue ausgeschickt. Der Student hatte dieselbe nie kennen gelernt, und auch der Vater war seiner Schwägerin nur flüchtig bei ihrer Hochzeit begegnet. Die Tante lebt in dem kleinen Neste Wanza an der Wipper, und der Student macht sich beklommen, hoffnungsvoll auf den Weg dahin. Dies ist nur das Vorspiel der eigentlichen Erzählung, welches sich in leichtern Umrissen fortspinnt und den Rahmen für die Lebensgeschichte der alten Tante gibt. In Wanza angekommen, findet der junge Mann dort ein Trifolium origineller Gestalten: die Tante, eine alte blinde Freundin derselben und einen schon 50 Jahre im Amte befindlichen Nachtwächter. Als Ergänzung zu diesen dreien tritt der Bürgermeister, ein altes Haus der Verbindung, welcher der Student angehört, hinzu. Wie der letztere in allen Wirren herzige liebe Menschen mit komischen Schrullen kennen lernt, schildert der Verfasser ebenso rührend poetisch wie realistisch wahr, ganz so wie wir es bei diesem Meister der Erzählungskunst gewohnt sind, wenn er aus dem Haufen modern nivellirter Menschen die Originale herausfischt. Er hat ein merkwürdiges Geschick darin, diese anscheinend so unbedeutenden Wesen transparent zu erleuchten, sodaß ihr reiches Seelenleben klar vor den Augen des Lesers daliegt. Gerade in die Zeit, wo der Student sich in Wanza aufhält, fällt das funfzigjährige Jubiläum des Nachtwächters und des ersten Tags, den die Tante in Wanza verlebte. Die fünf sprechen dies miteinander durch, und bei der Gelegenheit erfahren wir die vielverschlungenen Schicksale der alten Dame und des alten Mannes. Bald erzählt der eine, bald der andere; ein Bild der Vergangenheit rollt sich vor uns auf, welches mit gesättigten Farbentönen gemalt ist. Ich würde den poesievollen Blütenstaub verwischen, wenn ich hier eine kurze Skizze dieser Geschichte gäbe; bei Raabe trägt eben jedes einzelne in intensiver Weise zur Wirkung des Ganzen bei. Auch auf eine Erklärung des sonderbar klingenden Titels verzichte ich: es handelt sich um das Horn des Nachtwächters Martin, der in der Erzählung eine wichtige Rolle spielt. Noch einmal möchte ich auf das oben angeführte Gleichniß zurückkommen:

wie ein schönes Waldbild uns den Wald in seiner ganzen Größe und Schönheit vergegenwärtigt, so gibt auch der Abriß aus dem Leben der alten Frau eine lebendige Anschauung von der unglücklichen Zeit der Franzosenherrschaft und der darauffolgenden Epoche des deutschen kleinstädtischen Lebens, ohne daß die Geschichte anekdotenhaft, wie gewöhnlich in historischen Erzählungen, ausgenutzt wird.

In eine ganz andere Welt führt uns die Erzählung „Immaculata" von Ernst von Wolzogen (Nr. 2). In der Vorrede glaubt der Verfasser vorausschicken zu müssen, daß die Motive seiner Erzählung durchaus nicht aus der Luft gegriffen, sondern einer Quelle entnommen sind, die den Kennern der criminalistischen Literatur kaum unbekannt sein dürfte. Ich weiß allerdings nicht, wo diese Quelle zu suchen ist, glaube aber gern, daß die etwas unwahrscheinlichen Voraussetzungen der Wirklichkeit angehören. Ob dies aber genügt, dieselben künstlerisch zu verwerthen, ist eine andere Frage, welche ich nicht unbedingt bejahen möchte. Eine junge italienische Wirthstochter verfällt in Starrkrampf. Die Aeltern halten sie für todt, als selbst brennender Siegellack, der ihr in die Hände getropft wird, sie nicht zum Leben erweckt. Ein junger Mönch erbietet sich, die Nacht vor ihrem Begräbnisse an ihrem Bette zu wachen. Was in dieser Nacht geschieht, läßt der Verfasser nur ahnen; das Mädchen ist zum Leben erwacht; der Mönch verfällt in schwere Nervenkrankheit; überall aber wird ausgesprengt, daß ihm das Wunder der Todtenerweckung mit Gottes Hülfe geglückt sei. Nun bemächtigen sich die Pfaffen der Umgegend dieses Wunders und preisen das junge Mädchen als eine Heilige, welche diesem frommen Betrug, in Selbsttäuschung befangen, Vorschub leistet. Sie erinnert sich ihrer Träume, sie erzählt von dem Heiland, welcher sie im Himmel an seine Brust gedrückt und innig geküßt habe. Eine verzehrende Sehnsucht nach diesem Himmelsgenusse verwirrt ihren Geist, ihr Gemüth, untergräbt ihre Gesundheit, und als sie Mutterfreuden herannahen fühlt, wächst ihre krankhafte Ekstase ins Unendliche, und die Pfaffen reden ihr und dem Volke ein, daß sie eine zweite unbefleckte Mutter Gottes sei. Ich glaube, daß dieser Stoff, so interessant er für Aerzte und Psychologen sein mag, einer Unterhaltungslektüre nicht zu Grunde gelegt werden darf. Er gibt keine Gelegenheit für ein freundliches, versöhnendes Licht; die auftretenden Gestalten, die mit dem Aberglauben in häßlicher Weise eine Puppenkomödie spielen, sind durchweg antipathisch: die betrügerischen abgefeimten Pfaffen, das krankhafte Mädchen, die bigote Mutter, der halb wahnsinnig werdende Vater und der verbrecherische, später in seiner Reue tief zerknirschte junge Mönch passen so, wie sie in dieser Erzählung gruppirt sind, in eine ästhetische Anschauung nicht hinein. Die klare anschauliche Diction der Erzählung kann den Widerwillen des Lesers gegen den Stoff, welcher jeden herzerhebenden und ästhetischen Genuß unbedingt ausschließt, nicht ersticken.

In den „Sonntagen der Baronin" von Fritz Mauthner (Nr. 3) begegnen wir einem wohlbekannten Autor, der sich hauptsächlich durch seine feuilletonistischen und novellistischen Arbeiten schnell einen Ruf erworben. Dieses neueste Werk von ihm enthält Skizzen und Erzählungen, welche im Salon einer Baronin von deren Gästen der Reihe nach erzählt werden. Diese Einkleidung à la Dekamerone erscheint mir nicht besonders glücklich, da die erzählenden Personen nur leichthin skizzirt sind und über das Niveau gewöhnlicher Salonhelden und Salonheldinnen nicht besonders weit emporragen. Desto anmuthender sind die Erzählungen selbst, besonders dort, wo der Verfasser jede philosophische Tendenz beiseite läßt und einfach nach der Natur und dem Leben schildert. Hierin ist er außerordentlich gewandt, aber es wirkt geradezu störend, wenn lange philosophische Gespräche über Cultur, Convention u. s. w. eingeflochten werden. Es weht ein Hauch pessimistischer, bisweilen in Galgenhumor übergehender Weltanschauung durch diese Ausflüge aufs philosophische Gebiet, der um so weniger anmuthet, als es schwer ist, sich einen reellen Kern herauszuschälen. Geistreiche Aperçus und Einfälle sind in Menge vorhanden; aber sie werden sämmtlich in jener leichten feuilletonistischen Form servirt, daß sie einem luxuriösen Ballast gleichen, welcher ohne Schaden für die Erzählungen wegbleiben könnte. Die subjectiven Stimmungen des Autors wiegen überdies vor, und es ist gewiß wenigen Lesern gegeben, sich sofort in dieselben hineinzuversetzen. Diese Schattenseiten, welche wesentlich durch die absonderliche Einkleidung hervorgerufen werden, vergißt man indeß bei der Lektüre einzelner Erzählungen von köstlicher Frische und Ausdrucksfähigkeit. Unter ihnen hat mir die Geschichte „Um die schwarze Eiche" mit dem frischen Waldleben, in welches sich die moderne Cultur hineindrängt, am besten gefallen. Sicherlich wird das Buch den Namen des Verfassers wieder um ein gutes Theil populärer machen, und das mit Fug und Recht, denn die Perlen, welche in einer Austernschale geborgen sind, haben denselben Werth wie diejenigen, welche auf goldenem Teller präsentirt werden.

Ueber die unter dem Sammelnamen „Contraste" erschienenen Novellen von R. von Fels (Nr. 4) kann ich mit wenigen lobenden Worten schnell hinweggehen. Alle drei zeichnen sich nicht durch Originalität in den Problemen und der Charakteristik aus; sie besitzen aber jenen verständigen Chik, welcher salonfähig macht. Sorgsam in allen Einzelheiten ausgeführt, in der Handlung überraschende Wendungen bietend, und von schöner Diction, variiren sie die bekannten Themata von Liebe und Leid. Ohne in hochgradige Begeisterung zu gerathen, interessirt man sich doch für die Personen und folgt ihren Erlebnissen mit Spannung, so namentlich in der ersten Novelle „Liebe und Leid" und in der dritten „Verschollen". Die Humoreske „Ein Ehescheidungsgrund" ist ein wenig weit ausgesponnen, aber in der Charakteristik der Personen sehr gut gelungen.

Die Novellen „Auf schwäbischem Boden“ von Paul Lang (Nr. 5) sind auf historischen Thatsachen aufgebaut und verschmelzen in origineller Weise Geschichte und Dichtung. Die historischen Begebenheiten und Persönlichkeiten hat der Erzähler nur in den Grundzügen überliefert erhalten; er hat dieselben aber fortgesponnen und ist so zu interessanten Resultaten gekommen, die sich himmelweit von den gewöhnlichen Romandecorationen abheben. Die erste Novelle: „Heimo“, spielt zur Zeit, als die Römerherrschaft in dem jetzigen Schwaben gegen Ende des 3. Jahrhunderts n. Chr. zusammenbrach. In der Schilderung der damaligen Zustände hat sich Lang offenbar mit Glück Freytag zum Vorbild genommen und ist trotz der dichterischen Erfindung stets historisch geblieben, sodaß man wirklich in den Geist und Charakter jener Zeit einen tiefen Blick thut und doch dabei anmuthig unterhalten wird. Die Novelle „Regisuindis“ ist aus legendarischen und historischen Ueberlieferungen zu einem farbenvollen Mosaikbilde zusammengesetzt. Eine sich durch ihren packenden Inhalt (eine Criminal- und Proceßgeschichte) auszeichnende Erzählung ist der „Vicar von Enzweihingen“ dem ebenfalls historische Daten zu Grunde liegen, während „An der Wiege eines Philosophen“ mehr ein Erinnerungsblatt an Schelling als eine Erzählung genannt werden darf. Die frische Erzählungsgabe des Autors und der glückliche Griff historisch interessanter Stoffe machen die Lektüre des Buchs zu einer sehr anregenden und unterhaltenden. Spielen die Begebenheiten auch sämmtlich in Schwaben, so sind sie doch nicht local in der Darstellung gehalten, können vielmehr den Anspruch machen, in ganz Deutschland bei allen gebildeten Lesern als werthvolle literarische Gabe begrüßt zu werden.

Ein berufener Darsteller des jüdischen Familienlebens ist ohne Zweifel Sacher-Masoch, der in den „Neuen Judengeschichten“ (Nr. 6) wieder von seinem großen Talent für solche Schilderungen Zeugniß ablegt. Alle diese Geschichten sind sehr spannend, sie verrathen in jeder Zeile nicht nur den Kenner des jüdischen Familien- und Kleinlebens bis in die zartesten Einzelheiten hinein, sondern auch den genialen Schriftsteller, der allen seinen Beobachtungen plastisches Leben zu geben versteht und in der Aneinanderreihung der einzelnen Bilder ebenso interessant wie geschickt verfährt. Dazu kommt ein frischer Humor, der sich von beißender Satire, zu welchem das jüdische Leben in den kleinen galizischen und polnischen Städtchen wohl Anlaß geben könnte, fernhält. Vielmehr bricht in den ernstern Episoden ein warmes Gefühl durch, welches dem Juden als Menschen völlige Gerechtigkeit widerfahren läßt. Bei Juden und unbefangen fühlenden Christen werden die Geschichten gleichermaßen freundliche Aufnahme finden.

C. Hansen führt uns in seinen „Kleinen Novellen“ (Nr. 7) wieder auf das historische Gebiet zurück. In den „Harznovellen aus alter und neuer Zeit“ hat er nicht ohne Geschick in eine moderne Liebesgeschichte, gleichsam als Spiegelbild, eine sinnig erdachte und hübsch durchgeführte historische Sage aus der Zeit Heinrich's IV. eingeflochten. Er liebt in der Schilderung die behagliche Breite, welche das Interesse an der Erzählung aber nur selten abschwächt. Auch die kleinen „Skizzen aus Nord und Süd“ wissen zu interessiren, ohne gerade durch Originalität aufzufallen.

Zum Schluß seien noch die gesammelten Feuilletons von Ferdinand Groß erwähnt, die unter dem Gesammttitel „Mit dem Bleistift“ (Nr. 8) vorliegen. Es sind Plaudereien in durchweg leichtem graziösen Stil, bisweilen humoristisch eine Thorheit oder gar ein Nichts beleuchtend, oft auch wirkliche Schäden im socialen und Kunstleben mit treffender Satire behandelnd. Man glaubt sich sehr harmlos zu unterhalten, wird aber, besonders wenn man Anlage zum Philosophiren hat, unvermuthet auf ernste Themata geführt. Ferdinand Groß besitzt nicht umsonst den Ruhm eines guten Feuilletonisten; er sieht scharf und weiß jedem Dinge eine originelle Seite abzusehen, die er mit Geist und Grazie zu schildern versteht.

Oskar Liecke.

Baker's Schrift über Cypern.

Cypern im Jahre 1879. Von Sir Samuel White Baker. Aus dem Englischen von Richard Oberländer. Autorisirte Ausgabe. Mit einer lithographirten Karte. Leipzig, Brockhaus. 1880. 8. 8 M.

Am 4. Juni 1878 ward zwischen England und der Pforte nachstehender Vertrag abgeschlossen, dessen Artikel 1 lautet:

Sobald Batum, Ardachan, Kars oder eins derselben von Rußland zurückbehalten werden, oder wenn zu irgendeiner spätern Zeit von Rußland der Versuch gemacht werden sollte, von andern Sr. kaiserlichen Hoheit dem Sultan in Asien gehörigen Ländereien, als den durch den definitiven Friedensvertrag bestimmten Besitz zu ergreifen, so macht sich England verbindlich, Se. kaiserliche Majestät dem Sultan bei Vertheidigung derselben mit Waffengewalt zu unterstützen. Dagegen gibt Se. kaiserliche Majestät der Sultan England das Versprechen, zum Schutze der Christen und anderer Unterthanen der Pforte in der Verwaltung dieser Länder die nöthigen, zwischen den beiden Mächten später zu vereinbarenden Reformen einzuführen; um aber England in den Stand zu setzen, die nöthigen Vorkehrungen zur Ausführung seiner Verbindlichkeiten zu treffen, erklärt sich Se. kaiserliche Majestät der Sultan fernerhin bereit, England die Insel Cypern zur Besitznahme und Administration zu überweisen.

Der angeführte, von A. H. Layard und Safvet gezeichnete Vertrag hat nachträglich eine Declaration erfahren, indem weiterhin vereinbart wurde: „daß England der Pforte den gegenwärtigen Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben der Insel bezahlen und daß dieser Ueberschuß nach dem Durchschnittsertrag der letzten fünf Jahre

berechnet und bestimmt werden solle"; ferner: „daß, wenn Rußland der Türkei Kars oder andere von ihm in Armenien während des letzten Kriegs gemachte Eroberungen wieder zurückgibt, die Insel Cypern von England wieder zu verlassen ist und der Vertrag vom 4. Juni 1878 seine Endschaft erreicht haben solle".

Seit der Ratification dieser Convention, welche nicht leicht in der Geschichte der Diplomatik eine Analogie finden dürfte, sind die Augen der gesammten gebildeten Welt wieder mit erneutem Interesse auf die altberühmte Insel der Aphrodite gerichtet.

Das dem Wunsche, über dortige Zustände informirt zu werden, dankenswerthe Rechnung tragende und mit englischer Gründlichkeit geschriebene Buch Baker's gibt uns ein durchaus anschauliches Bild seiner während eines mehrmonatlichen Aufenthalts daselbst empfangenen Eindrücke. Wir lernen neben den eigenen Erlebnissen des Verfassers Land und Leute und zugleich die Schwierigkeiten, mit denen England zu kämpfen hat, auf das genaueste kennen. Der Autor ist in erster Linie davon überzeugt, daß sein Vaterland mit der Quasi-Erwerbung Cyperns ein schlechtes Geschäft gemacht habe. Er sagt: „Wir haben Cypern pachtweise inne; wir bezahlen 96000 Pfd. St. jährlich für ein ruinirtes Haus und haben keinen Ueberschuß aus der Einnahme, um die nöthigen Reparaturen zu bezahlen."

Dies ist vom Standpunkte des genau calculirenden praktischen Engländers aus gegenwärtig gewiß richtig. In der That ist der fragliche Vertrag formell ein Pacht- oder ein Administrationsvertrag, und die augenblickliche Rentabilität des Pachtobjects mindestens sehr zweifelhaft. Der Umstand aber, daß Cypern trotz alledem factisch dauernd in die Machtsphäre Albions gezogen ist, dürfte für die Zukunft doch entscheidender sein als etwaige momentan zu bringende Geldopfer. Wir sagen mit voller Ueberlegung dauernd; denn daß die in dem Nachtrag der Convention vorgesehenen Fälle eintreten sollten, in denen England sein Pachtgut gutwillig zu derelinquiren gehalten wäre, wird wol kein ernsthafter Politiker annehmen.

Baker gibt übrigens selbst die große Bedeutung der neuen Erwerbung für sein Vaterland zu. Er sagt: „Das wiederhergestellte Arsenal und der Hafen von Famagusta vollenden eine Stellung, welche alle türkischen Küsten am Mittelmeer beherrscht, und in Verbindung mit Griechenland, welches unserer Flotte Korfu als Zufluchtshafen öffnen wird, dürfte die Herrschaft Englands zur See absolut sein bis östlich von Gibraltar." Gegenüber der Besitznahme eines von dem Verfasser selbst als so wichtig bezeichneten strategischen Punktes verschwindet der Uebelstand, daß das reiche Großbritannien „bei einer durchschnittlichen Bruttoeinnahme von 170000 Pfd. St." jährlich die schon oben erwähnten 96000 Pfd. St. an die Türken bezahlt und diese „ohne Mühe und Risico $3^1/_2$ Procent Zinsen von drei Millionen beziehen".

Uns dünkt das Geschäft aber auch finanziell keineswegs so schlecht. Ein soeben in Pacht genommenes Grundstück — um bei dem Bilde Baker's zu bleiben —, dessen Hülfsquellen schlecht ausgenutzt oder gar unerschlossen sind, wirft eben nicht gleich dem Pächter Schätze in den Schos, sondern erfordert, um seine Zinsen zu bringen oder einträglich zu werden, anfänglich materielle Opfer. An dem nöthigen Betriebskapital, um das herabgewirthschaftete, aber einst wegen seiner Fruchtbarkeit und seiner Mineralreichthümer hochgepriesene Cypern mindestens auf seine alte Höhe zu heben, wird es England sicher nicht gebrechen.

Wenn der Verfasser verlangt, „daß die Insel der Türkei einfach hätte weggenommen und freiwillig England zum Geschenk gemacht werden sollen — als ein Posten, den es unter den möglichen Voraussetzungen einer englisch-türkischen Allianz zu besetzen hätte — mit einem Worte also Cypern sofort ein Theil des britischen Reichs hätte werden müssen", so wäre allerdings durch eine derartige Gewaltmaßregel für sein meerbeherrschendes Vaterland eine noch klarere und noch günstigere Situation geschaffen worden — ob aber auch für die maßgebenden Mächte, dürfte zu verneinen sein.

Oberländer's Uebersetzung ist vortrefflich zu nennen, und sind wir ihm zu Dank verpflichtet, am meisten aber alle diejenigen, denen aus Sprachunkenntniß ohne sein verdienstliches Unternehmen das sehr interessante Baker'sche Werk unzugänglich geblieben wäre.

Konrad von Prittwitz-Gaffron.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Eine ziemlich werthlose Biographie eines seiner Zeitgenossen ist „Thomas Carlyle" von Moncure D. Conway. Die Beurtheilung des Helden seitens des Verfassers ist eine sehr subjective und oft ganz schiefe, namentlich wenn er ihn einen fanatischen Feind aller Tyrannei nennt. Das einzige Werthvolle im Buche ist der Anhang, der aus Carlyle's Briefen an Alexander Ireland besteht.

Dankenswerther ist jedenfalls „The Life and Speeches of the Right Hon. John Bright, M. P." von George Barnett Smith. Ausländern, die sich des Englischen befleißigen, kann nicht leicht etwas Besseres zur Lektüre empfohlen werden als die Sammlung der Reden dieses echten Volkstribunen, der, trotz des geringen Schulunterrichts, den er genossen, der anerkannt erste Redner seiner Zeit geworden, dem das kräftigste, idiomatischste Englisch zu Gebote steht wie keinem zweiten.

— „A Treatise on Comparative Embryology" von Francis M. Balfour ist das Werk einer neuen wissenschaftlichen Größe in England. Dem Verfasser, dessen im Jahre 1874 erschienenes Erstlingswerk über dasselbe Thema die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, steht eine große Zukunft bevor.

— In „The Visions of England" von F. T. Palgrave hat der Verfasser es unternommen, die Geschichte von England

in einer Reihe von lyrischen Formen darzustellen. Der Versuch ist jedoch wenig ansprechend und wird als verfehlt bezeichnet.

Günstigeres läßt sich von Alfred Austin's „Savanarola: a Tragedy" sagen, wenngleich auch diese Dichtung nicht tadellos ist. Gewiß aber überschätzt der Dichter seinen Helden, wenn er ihn in der Vorrede „die interessanteste Erscheinung, mit einer höchsten Ausnahme (Christus), in der Geschichte der Menschheit" nennt.

— In „A Life's Atonement" von D. Christie Murray macht uns die Asher-Collection, in welcher der Roman als der 167. und 168. Band erschienen ist, mit einem neuen Schriftsteller bekannt, der bedeutende Begabung an den Tag legt und eine sehr ergreifende, wenn auch freilich sehr düstere Geschichte zu erzählen verstanden hat. Eine gewisse Aehnlichkeit mit Dickens ist darin nicht zu verkennen. Wie dem auch sei, gewiß lohnt es sich, die Bekanntschaft dieses neuen Romans zu machen, der sich jedenfalls über das Niveau des Gewöhnlichen erhebt.

— Von H. Wallon's „Histoire du tribunal révolutionnaire" ist der fünfte Band erschienen. Er steht den frühern an Bedeutung und Interesse nicht nach, wenngleich, mit Ausnahme von André Chenier, keine hervorragenden Namen in dessen Blättern auftreten.

Ein fernerer hervorzuhebender Beitrag zur unerschöpflichen Geschichte der ewig denkwürdigen Revolution ist „L'école du village pendant la Revolution" von A. Babeau. Der Verfasser weist darin überzeugend nach, daß das vielgeschmähte geistliche Erziehungssystem vor der Revolution durch das neueingeführte seitdem nur zum Nachtheil verändert worden sei.

— Als Klatschbuch erwähnen wir: „Le voyage de Sarah Bernhardt en Amerique" von Marie Colombine. Was für Gehässigkeiten verstecken sich nicht alle unter dem ehrbaren Namen Literatur!

— Unter den neuesten französischen Romanen ragt „Le roman d'un Spahi" von Pierre Loti durch die außergewöhnliche Begabung seines Verfassers hervor. Nächst diesem sei „Perdue" von Henry Greville als sehr empfehlenswerth erwähnt.

— Nach zweimaliger Proceßführung seitens der Verwandten Benjamin Constant's gegen die Veröffentlichung seiner Briefe ist das interessante Buch „Lettres de Benjamin Constant à Madame Récamier" doch endlich erschienen. Am wenigsten zufrieden damit werden die unbedingten Verehrer der Madame de Staël sein, da diese hier von kundiger Hand in einem weniger günstigen Licht gezeichnet ist als gewöhnlich.

Bibliographie.

Appuhn, A. W., Karl Ludwig, Graf von der Schulenburg-Altenhausen. Das Lebensbild eines Edelmannes, eines Gutsherrn und eines Christen, hauptsächlich nach dem Inhalte seiner Tagebücher, so wie auch nach anderen handschriftlichen Mittheilungen entworfen. Halle, Fricke. Gr. 8. 3 M.

François, Louise v., Der Posten der Frau. Lustspiel. Stuttgart, Spemann. 8. 2 M. 60 Pf.

Godin, A., Schicksale. Neue Novellen. Leipzig. Schulze u. Comp. 1882. 8. 4 M.

Gregorovius, F., Athenais. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin. 2te Aufl. Leipzig, Brockhaus. 1882. 8. 5 M.

Gundling, J., Neue Prager Geheimnisse. Roman aus dem Prager Leben der vierziger Jahre. Prag, André. 8. 2 M.

Lehmann, K., Dornröschen. Ein Blumenstrauß in Liedern. Naumburg, Schirmer. 8. 4 M.

Publicationen aus den königlich preußischen Staatsarchiven. Veranlaßt und unterstützt durch die königliche Archiv-Verwaltung. 8ter Bd.: Preußen und Frankreich von 1795 bis 1807. Diplomatische Correspondenz, herausgegeben von P. Bailleu. 1ster Thl. — 9ter Bd.: Die Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein. Actenstücke und Erläuterungen, zusammengestellt von L. Keller. 1ster Thl. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. à 14 M.

Pythia-Kalender. Politisch-social-artistische Wetterprophezeiungen für das gemeine Jahr 1882. Herausgegeben von R. Schmidt-Cabanis. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 1 M.

Rellstab, E., Der Staat und der Versicherungszwang. Berlin, Springer 1882. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Recholl, H., Der königlich polnische Oberjägermeister und Kämmerer Herr Gebhard von Müllenheim-Rechberg (aus dem Elsaß) 1599—1673. Ein Charakterbild aus bewegter Zeit. Mit 2 Photographien. Straßburg, Schultz u. Comp. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Rösler, W., Dornröschen. Ein Liebeslied in 10 Gesängen. Garding, Lühr u. Dircks. 8. 4 M.

Rupp, M., In der Mühle. Erzählung. Stuttgart, Richter u. Kappler. 1882. 8. 3 M.

Samarow, G., Garde du Corps. Novelle. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1882. 8. 4 M. 50 Pf.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgeber: Paul Graf Waldersee. Nr. 31. 32: Ueber den Stand der öffentlichen Musikpflege in Deutschland. Von H. Kretzschmar. — Nr. 33: Felix Mendelssohn-Bartholdy. Von J. Sittard. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. à 75 Pf.

Scherzer, K. v., Wirthschaftliche Thatsachen zum Nachdenken. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 M.

Schulze, H., Grundriss zu Vorlesungen über Völkerrecht. Heidelberg, C. Winter. 1880. Gr. 8. 1 M.

Schuppe, W., Grundzüge der Ethik und Rechtsphilosophie. Breslau, Koebner. Gr. 8. 9 M.

Schwerin, Josephine Gräfin, Wie sie hassen und lieben. Novellen. Berlin, Goldschmidt. 8. 4 M.

Seidl, J. X., Neue Gedichte. Regensburg, Coppenrath. 12. 2 M. 60 Pf.

Stökl, Helene, Aug' in Auge. Eine Plauderei. Leipzig, E. A. Koch. 16. 2 M. 40 Pf.

Strauch, P., Margaretha Ebner und Heinrich von Nördlingen. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Mystik. Freiburg i/Br., Mohr. 1882. Gr. 8. 12 M.

Sudre, A., Geschichte des Communismus oder historische Widerlegung der socialistischen Utopien. Nach der 5ten Aufl. des von der französischen Akademie preisgekrönten Originals übersetzt von O. Friedrich. Mit einem ergänzenden Nachtrag von O. Wenzel. Berlin, Staude. 1882. Gr. 8. 6 M.

Sylva, Carmen (Königin von Rumänien), Stürme. Bonn, Strauß. 8. 4 M.

Temme, J. D. H., Der Herr Landrath. Erzählung. Berlin, Goldschmidt. 8. 3 M.

Terger, F., Die Erziehung zum Patriotismus durch die Schule. Vortrag. Bernburg, Bacmeister. 12. 30 Pf.

Trautmann, F., Heitere Münchener Stadtgeschichten. München, Braun u. Schneider. 8. 2 M. 50 Pf.

Treitschke, R., Literarische Stoßvögel. Neue Randglossen zu Zeit- und Streitfragen. Leipzig, Schloemp. 1882. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Tschack, F., Drittes Buch von der Kunst zu lieben. Alte Weisheit im neuen Kleid. Leipzig, Barth. 16. 1 M.

Urkunden und Akten der Stadt Strassburg, herausgegeben mit Unterstützung der Landes- und Stadtverwaltung. 2te Abth.: Politische Correspondenz der Stadt Strassburg im Zeitalter der Reformation. 1ster Bd.: 1517—1530. Bearbeitet von H. Virck. Strassburg, Trübner. 1882. Lex.-8. 14 M.

Was müssen wir Juden thun? Von Judäus. Zürich, Trüb. 8. 80 Pf.

Was will der Arbeiter? Zur socialen Frage. Berlin, Lorenz. 8. 20 Pf.

Weidling, J., Schwedische Geschichte im Zeitalter der Reformation. Gotha, Schloessmann. 1882. Gr. 8. 6 M.

Weisel, L., Der Mönch von Montaudon. Eine provençalische Erzählung. Basel, Schwabe. 1882. 8. 2 M. 40 Pf.

Wildenbruch, E. v., Die Karolinger. Trauerspiel. Berlin, Freund u. Jeckel. 1882. 8. 2 M.

Witzleben, K. Freih. v., Leid um Lieb'. Zwei Novellen. Dresden, Baensch. 1882. 8. 4 M. 50 Pf.

Wolff, J., Singuf. Rattenfängerlieder. Berlin, Grote. 8. 4 M.

Wüscher, H., Der Munot in drei Jahrhunderten. Ein Festgedicht auf das Jahr 1881 mit verbindendem Prolog. Schaffhausen, Schoch. 8. 80 Pf.

Zimmer, F., Studien über das deutsche Volkslied im Anschluss an L. Erk's deutschen Liederhort. Grundzüge der Methode der Volksliedforschung. Quedlinburg, Vieweg. 8. 2 M.

Zolling, T., Heinrich von Kleist in der Schweiz. Nebst 38 bisher ungedruckten Briefen von H. v. Kleist, C. M. Wieland, L. Wieland, J. G. Herder, Caroline Herder, H. Zschokke, J. Baggesen, H. Geßner, F. X. Bronner, J. R. Meyer. Stuttgart, Spemann. 1882. Lex.-8. 10 M.

Zöllner, F., Wissenschaftliche Abhandlungen, mit zwei populären Vorträgen über die universelle Bedeutung der mechanischen Principien und die physische Beschaffenheit der Sonne, gehalten in der Aula und im Professoren-Verein der Universität Leipzig. 4ter Bd. Mit 1 Titelbild in Lichtdruck, 11 Tafeln in Farbendruck, 8 Bildnissen in Stahlstich, 3 lithographirten Tafeln, 3 photographisch-facsimilirten Schriftstücken und 13 Holzschnitten. Leipzig, Staackmann. Gr. 8. 30 M.

— — Erklärung der universellen Gravitation aus den statischen Wirkungen der Elektricität und die allgemeine Bedeutung des Weber'schen Gesetzes. Mit Beiträgen von W. Weber, nebst einem vollständigen Abdruck der Original-Abhandlung: Sur les forces qui régissent la constitution intérieure des corps aperçu pour servir à la détermination de la cause et des lois de l'action moléculaire par O. F. Mossotti. Mit dem Bildnisse Newton's. Leipzig, Staackmann. 1882. Gr. 8. 5 M.

— — Naturwissenschaft und christliche Offenbarung. Populäre Beiträge zur Theorie und Geschichte der 4. Dimension, nebst einem besondern Abdruck des offenen Briefes an Herrn Consistorial-Rath Professor Luthardt aus dem 3. Bande der Wissenschaftlichen Abhandlungen. Mit 3 Stahlstichen und 13 photographisch-facsimilirten Briefen. Leipzig, Staackmann. Gr. 8. 10 M.

Zwei-Akter. Nr. 1: Badeseifen. Schwank von G. Görlitz. Berlin, Kühling. Gr. 8. 2 M.

Anzeigen.

Verlag der **Weidmannschen Buchhandlung** in Berlin.

Soeben erschien:

Christian Gottfried Körner.

Biographische Nachrichten über ihn und sein Haus.

Aus den Quellen zusammengestellt

von

Dr. Fritz Jonas.

Preis brosch. 5 Mark; in Leinen geb. 6 Mark.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Athenaïs.

Geschichte einer byzantinischen Kaiserin

von

Ferdinand Gregorovius.

Zweite unveränderte Auflage.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Auf dem Hintergrunde jener merkwürdigen Uebergangsepoche, in welcher das antike Heidenthum den letzten Verzweiflungskampf mit dem christlichen Glauben kämpfte, zeichnet der Verfasser in diesem seinem neuesten Werke mit gewohnter Meisterschaft das Bild der schönen und geistreichen Tochter des athenienfischen Philosophen Leontios, die, nachdem sie in Konstantinopel das Christenthum und den Namen Eudokia angenommen, als Gemahlin des Kaisers Theodosius II. den byzantinischen Thron bestieg und ihr ereignißvolles Leben zu Jerusalem beschloß. Die spannende Schrift enthält zugleich ein lebendiges Sittengemälde der ersten byzantinischen Zeit und Schilderungen der Städte Athen, Konstantinopel und Jerusalem im 5. Jahrhundert.

Schon wenige Tage nach seinem Erscheinen war dieses neue Buch des berühmten Autors vergriffen und liegt jetzt in zweiter Auflage vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Jüdischdeutsche Chrestomathie.

Zugleich ein Beitrag zur Kunde der hebräischen Literatur.

Von

Dr. Max Grünbaum.

8. Geh. 14 M.

Diese Sammlung von Auszügen aus mehr als 30 zum Theil sehr seltenen oder nur im Manuscript vorhandenen jüdischdeutschen Schriften ist von hervorragendem Werth sowol für die Literaturgeschichte wie namentlich auch für die Sprachforschung; denn zahlreiche Wörter des Mittelhochdeutschen und verschiedener deutscher Mundarten, die aus unserer Schriftsprache verschwunden sind, desgleichen viele Wörter der romanischen Sprachen und Dialekte, haben sich im jüdischdeutschen Idiom erhalten.

Das Magazin

für die Literatur des In- und Auslandes.

Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes.

51ster Jahrg. (1882). Pro Quartal (13 Nrn.) M. 4.

Leipzig. **Wilhelm Friedrich.**

WESER-ZEITUNG

(Bremen)

Täglich 3 Ausgaben.

Bei allen Postanstalten

pr. Quartal 7 Mark.

Inserate pr. Zeile 25 Pf.

☞ Probenummern versendet gratis

Die Expedition der „Weser-Zeitung", Bremen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Aus Morgenland und Abendland.

Neue Gedichte und Sprüche von

Friedrich Bodenstedt.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

Friedrich Bodenstedt beschenkt die zahlreichen Freunde und Verehrer seiner Muse mit einem Bande neuer Gedichte, in dem neben „Vorläufern des Mirza-Schaffy" und andern Poesien aus dem „Morgenlande" auch die Bilder, Eindrücke und Stimmungen, welche der Dichter bei seinem Ausfluge nach Amerika in sich aufgenommen, in poetischer Gestaltung dargeboten werden. **Bodenstedt's neuestes Gedichtbuch wird eine Hauptzierde des diesjährigen Weihnachtstisches bilden.**

Die

Deutsche Socialdemokratie.

Ihre Geschichte und ihre Lehre.

Eine historisch-kritische Darstellung

von

Franz Mehring.

Dritte vermehrte Auflage.

Preis: Elegant geheftet 4 M. 50 Pf.

Bremen.

C. Schünemann's Verlag.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Rudolf von Gottschall** in Leipzig. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.